Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Herausgegeben

von

J. L. Heller.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Achtzehnter Jahrgang.

Juli — Dezember 1840.

Frankfurt am Main,

Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Juli — December 1840.

Gedichte.

Festerinnerung eines Hypochonders 183.
Den Manen Friedrich Königs aus Eisleben 184.
Abschied von Mainz nach der Feier des Gutenbergfestes 185.
Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt 187.
Tod der Johanna von Arc 191.
Erinnerung aus Muggendorf 193.
Was man liebt 198.
Ein Jahr in Frankfurt a. M. 201.
Zum Nachtisch 203.
Huth und Mütze 204.
Des Dichters Testament 209.
An die Häuslichkeit 212.
Der Mädchenthurm am Bosporos 215.
Der Bischofsstab 218.
Athen 221.
An die Bäume 222.
Weinlied 224.
Mittheilungen aus den Aushängebogen von Dr. Roschütz 227.
Nein, Nee, Na 228.
Unsre Hoffnung 229.
An Augustens Grabe 230.
Das Bild zu Gernsheim 232.
Die frühreifen Feigen 234.
An die Genügsamkeit 236.
Elegie 244. 245.
An die Straßburger kriegslustigen Patrioten 248.
Die Tageszeiten 250.
Das Dichterwappen 252.
Nachruf an Ottfried Müller 253.
Bei Betrachtung von Göthe's Marmorstatue 254.
Dem ersten Zögling der Mozartstiftung 257.
Tag und Nacht 259.
Des Rathsherrn Traum 264.
Friedhofsgedanken 265.
Der Gesang an den Frühling 269.
Das Landhaus eines Freundes 271.
Dithyrambus 274.
Der Herbst 278.
Des Sängers Erben 280.
Des Sängers Wunsch 282.
Meeresküste 285.
Die Neunzig 288.
An Alphons de Lamartine 294.
Grabschrift 297.
Der erste Schüler der Mozartstiftung 299.
Die Montecchi und Capuleti 300.
Deutsche Treue 302.
Rosen 303.
Iring von Würzburg 307.
Deutscher Volksgesang 308.
Bei der Lampe 309.
Am Allerseelen 312.
Das Vaterland 313.
Treue Liebe 315.
Die Steckenpferde 317.
Himmel und Hölle 319.
Heut zu Tage 320.
Höchstes Gut 323.
Alarich 326.
Vergessen und Entsagen 327.
Frack und Oberrock 328.
Der Graf von Scharfenstein 329.
Die Wassersnoth 331.
Türkenmarsch 334.
Der Deutschen Tracht 335.
Ein Blümchen auf K. v. Rotteck's Grab 336.
Montefiore und Cremieux 339.
Die zwei Leichen 341.
Die Königin Victoria an der Wiege ihres Kindes 342.
Vater Rhein und seine Kinder 343.
Die Kapelle zu „unserm Herrgott" bei Schwanebeck 347.
Die heilige Cäcilia 350.
Napoleon 354.
Der Kirchner von Stockholm 355.
Napoleons Rückkehr 356.
Die wilde Jagd 357.
Fatalitäten 359.
Traumbescherung in der Christnacht 360.
Die Napoleonade 365.
Des Jahres letzte Stunde 366.

Erzählungen.

Der Engel der Gerechtigkeit 185 — 191.
Die Waisen aus Schweden 192 — 225.
Das grüne Männchen 226 — 230.
Der Pfarrer von St. Agathe 231. 232.
Scenen aus dem Seeleben 236 — 244.
Im Hospital 247.
Eifersucht und Rache 249 — 263.
Das Wirthshaus der Baronesse 265 — 285.
Die gelbe Rose 286 — 307.
San Pietro und seine Gemahlin Donna Lanina Oreano 308 — 312.
Das Geheimniß 313 — 317.
Soneck 318 — 336.
Das Haus der Gestorbenen 339 — 344.
Die Gefangenen des Kaukasus 345 — 354.
Der rothe Aermel 357.
Der Mondsüchtige 358.
Die Glocken zu Speyer 359. 360. 362. 363. 364.
Der gewippt Ritter 365. 366.

Digitized by Google

Vermischte Aufsätze.

Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt 183. 185. 204. 205.
Säcularfeier in Mainz 183.
Gutenbergfeste 183. 184. 187. 188.
Die Eröffnung der Ausstellung von alten, seltenen Druckwerken und Bildnissen berühmter Frankfurter 184.
An die Bürger Frankfurts 184.
Zschia 186. 188. 189.
Gedankenfragmente 186.
Der Wahrheit die Ehre 186.
Subscriptions-Vorschlag für das Gutenbergs-Monument 187.
Kadmus, der Gutenberg der Vorzeit 189.
Ueber den Mißbrauch der literarischen Kritik 189.
Die geheimen Gesellschaften der Chinesen 190.
Ein Beitrag zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III. 192.
Statistik der Dampfschifffahrt auf dem Rhein 193.
Revüe des Pariser Volks- und Staatslebens 194 — 199. 219. 222. 251 — 255.
John Cockerill 194.
Der Prinz von Canino 194.
Der junge Abbé 195.
Ein Held aus Friedrich's Schule in Nord-Amerika 196.
Die letzten Augenblicke eines Verurtheilten 197.
Der Mineralbrunnen zu Niederselters 200.
Kriegsscenen aus dem Kaukasus 200 — 202.
Oeffentliche Denkmale in Frankfurt a. M. 201.
Einundzwanzig weniger eins 202.
Victor Hugo und ein Geschenk 203.
Anekdoten von Bewohnern des Schuldgefängnisses in Paris 205.
Jüdische Briefe 206.
Offenes Schreiben eines Wiesbader Badegastes 207.
Ueber die gegenwärtigen Musikzustände 208—211.
Der christliche Beobachter über den kirchlichen Kampf in dem Herzogthum Sachsen-Altenburg 208.
Eidgenössisches Freischießen in Solothurn 210 — 212.
Feier der Mozart-Stiftung 212. 213.
Kapellmeister Kühner und seine Musikgesellschaft auf der Mainlust in Frankfurt 213.
Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Philadelphia 214. 215.
Ditters von Dittersdorf 215.
Ein grausamer Schiffskapitain 215.
Lavater und Cagliostro 215.
Drei Leidensgeschichten 217.
Mozart-Stiftung 217.
Kunst und Künstler in München 218.
Rud. Jordan's „Sturmläuten der Lootsengloche" 220.
Franz Liszt 223.
Seeräuberei mit Mord 224.
Das seltsame Kostüm 225. 226.
Ein bespitzter Richter 225.
Eine Wette 227.
Wirkungskreis der Mütter 228.
Toulon und die Galeere 229 — 232.
Anekdote von Bröckelmann 231.
St. Croix 233.
Der Männerchor in Philadelphia 233.
Eine Ehrensache zwischen einem Yankee-Capitän und einem englischen Offizier 234. 235.
Das Landmädchen Susette 234.
Der medicinische Hund 235.
Briefe aus dem Bade Kreuznach 235. 236.
Friedrichs des Großen Betrachtungen über die Regierungsformen ꝛc. 237.
Graf Leon 238.
Militärische Taktik der Chinesen 238.
Der Araber und sein Pferd 239.
Eine Mutter, die zu rechter Zeit weint 239.
Die borromeischen Inseln 240.
Etwas über Mode-Wechsel 240.
Ausflug nach Pompeji 241. 242.
Die zwei Wahnsinnigen 341.
Joh. Albrecht Friedrich Einhorn 242.
Auszüge aus dem Saphir'schen Gutenbergs-Album 242.
Die Straße La Harpe 243.
Die theuer bezahlte Unhöflichkeit 243.
Heinrich Heine und Ludwig Börne 244.
Ein Reiseabentheuer 245. 246.
Gallerie ausgezeichneter Frankfurter 245 — 248. 256. 272. 273. 283. 291. 293.
Ueber Frankfurt 246.
Der 14. Juli 1790 247. 248.
Necrolog eines Scharfrichters 248.
Das Wisperthal 249 — 251.
Das Reisen auf dem Rhein 257.
Gespräch zwischen einem Kapellmeister und einer Prima-Donna 257.
Blücher und Scharnhorst 258.
Die Boa Constriktor 258.
Die Grundsteinlegung zum Denkmal Walter Scotts 259.
Aus dem Schreiben eines Ausgewanderten 259.
Die Oeffentlichkeit 260.
Nekrolog von Karl Immermann 260.
Besteigung des Rheinglätscher und des Vogelbergs ꝛc. 261 — 268.
Germaniens Völkerstimmen 261.
Turkomanen 264.
Louis Drucker 266.
Mehemed Ali 267.
Prozeß der Frau Lafarge 269. 272.
The Hunch Bak't 270.
Der König von Preußen und der Dichter Chamisso 270.
Die Verbrecher-Colonien auf Neuholland, Vandiemensland und der Insel Norfolk 273. 274
Einige Worte über den Componisten Femy 275.
Unterrichtswesen in Europa 275.
Wartburg 276 — 278.
Karl Friedrich Albrecht von Baumer 276. 277.
Wildbad 279 — 283.
Eine Danksagung von Louis Drucker 279.
Das deutsche Volk 279.
Elektro-magnetische Maschine 281.
Der Dieb und die Tänzerin 282.
Marschall Macdonald 284.
Die Liebe — ein Buch 286.
Johann David Passavant 287.
Herbstabendbilder 288.
Irlands politische und sociale Zustände 289.
Allgemeine Versorgungsanstalt im Großherzogthum Baden 289.
Die Garde-Zöglinge Napoleons 290. 291.
Overbeck und de Keyser 290.
Die Unterstützungsanstalt für invalid gewordene preuß. Krieger aus der Schlacht von Belle-Alliance 293.
Eine Geschichte zur Aufklärung des Rastadter Gesandtenmords 294. 295.
Die Schlacht bei Woringen 294 — 296.
Overbecks Triumpf der Religion in den Künsten und de Keysers Schlacht bei Woringen 297.
Der Ramadan 298.
Napoleon und der Soldat 298.
Die Kurden 299.
Meister Dumas 300. 301.
Der schönste Tag meines Lebens 300.
Elektromagnetismus als Bewegungskraft 301.
Der Gewerbverein für das Großherzogthum Hessen 302.
Eine Herausforderung 302.
Die Kommunikationsmittel in London 303.
Die Weser 304.
Marie Christinen's Heirath mit Munoz 305 — 307.
Originalität englischer Reisenden 305 — 306.
Die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg 307.
Beiträge zu einem National-Denkmal für Adam und Eva 307.
Die Springfluth zu St. Petersburg 308. 309.
Ueber den neuen Mordversuch gegen Ludwig Philipp 310.
Quodlibet für Witz und Laune 310.
Tony 311.
Der deutsche Reisende Schomburgk 311.
Der Abschied der Königin Christine von Spanien von ihren Kindern 311.
Ferdinand Eßlair 312.
Die Frau mit den Spinnen 312.
Nachtheile des schnellen Reisens 313.
General Friedrich von Schöler 313.
Ein Brief aus Venedig 314.
Aus der Theaterwelt 314.
Das Ensemble 315.
Das Hauswesen der guten alten Zeit 316.
Das Heerwesen des deutschen Bundes, mit besonderer Rücksicht auf das 8. deutsche Armee-Corps 316. 317.
Vorlesungen des Herrn v. Suzor 317.
Die orientalische Frage 318 — 322.
Ueber die zu hoffende Versammlung deutscher Geschichtschreiber und Alterthumsforscher 318.
Böhmische Glasfabrikation 321.
Noch etwas über die orientalische Frage 323.
Das Schillerfest in Leipzig 324.
Eine Heirath 325. 326.
Pariser Jünglinge 325.
Zweiter Jahresbericht der Mozartstiftung 327.
Der poetische Schuhflicker 328.
Jean Reboul 329.
Ein Drama im achtzehnten Jahrhundert 330.
Bilanze der Mozart-Stiftung 330.
Les nuits blanches 331.
M. G. Saphir 332.
Allotria und Glossen 332. 333.
Emir Beschir 333.
Die Feier des Cäcilientags im Holländischen Hof 333.
Der Wunsch des Eremiten von Gauding 334.

Digitized by Google

Die Engländer in Aden 335.
Börne's Leben 335.
Eine königliche Instruktion 336.
Mister Snow und Master Hay 337. 338.
Saint Jean d'Acre 337.
Johann Heinrich Merck 337.
Musikalische Soirée von Conrad Baldenecker 337.
Werner, bürgerliches Schauspiel von C. Gutzkow 338.
Karl Wenzeslaus von Rotteck 338.
Slavoren 339 — 346.
Neue, höchst wichtige Erfindung im Fache der Stereotypie 340.
Assissengericht des niederrheinischen Departements zu Strasburg 342.
Französische Journalisten-Aufopferung 244.
Adolph Cremieux in Frankfurt 345. 351.
Ein treffliches Mittel, die Namen der großen Männer des Vaterlandes zu ehren 346.
Zeitfragen 347 — 349.
Betrachtungen des alten Thurms am Eschenheimer Thor 348.
Sultan Medschid 348.
Assissengericht in Mainz 349. 352. 353. 355. 356.
Ein Blick auf einige frühere Belagerungen und Eroberungen Saint Jean d'Acres 350 — 354.
Für alle Buchdrucker höchst wichtig 350.
Frankfurt vor Weihnachten 252.
Die Frauen zu Anfang des 16. und 17. Jahrhunderts 355.
Doktor Martin Luther als Vater 356.
Ueber „Auber's erstes Werk" 357 — 359.
Die Lütticher Citadelle 359.
Weihnachtblätter 360.
General Harrison 362.
Das neue Oberpostamts-Gebäude in Frankfurt 362.
Wie sieht's jetzt in der deutschen Literatur aus? 362.
General Caulaincourt und sein Pathe 363. 364.
Siegmund Thalberg 364.
Es ist genug, haltet ein! 365.
Der Admiral Sir Robert Stopford 366.

Correspondenz aus

Darmstadt 184. 185. 189. 200. 215. 218. 221. 241. 249. 289. 303. 304. 314. 317. 321. 323. 333. 341. 346. 365.
Mainz 185. 186. 188. 208. 210. 211. 214. 215. 217. 219. 220. 223. 224. 233. 235. 236. 240. 245. 248. 253. 254. 259. 261. 269. 274. 278. 280. 281. 286. 294. 297. 299. 301. 303. 306. 312. 316. 322. 324. 325. 329. 331. 333. 356. 340. 344. 345. 347. 350. 351. 357. 359. 360. 362. 366.
München 185. 212. 332.
Kronberg am Taunus 190. 276.
Heidelberg 190. 207. 243. 259. 343.
Oberursel am Taunus 191.
Wiesbaden 194. 204. 249. 251. 263. 275. 334. 343 344. 349, 358. 362.
Bonn 195.
Karlsruhe 196.
Braunschweig 197. 215. 267.
Marienberg bei Boppard 201.
Speyer 203.
Worms 204. 238. 242. 298.
Nauheim 205.
Marburg 206.
Gelnhausen 207.
Baden-Baden 209. 223. 232.
Camp 209.
Vom Rhein 214.
Ems 218
Homburg v. d. H. 220. 222. 258. 275.
Coblenz 222. 278. 354.
Vom Taunus 230.
dem Großherzogthum Baden 231. 323. 324.
dem Großherzogthum Hessen 234. 260. 288.
Aschaffenburg 234. 264.
Kassel 239. 296. 329.
Berlin 239. 335. 365.
Schlangenbad 243.
Bingen 249. 366.
Mannheim 250.
Von der Lahn 252. 278.
Fulda 254. 341. 357. 365.
Düsseldorf 256.
dem Staate Arkansas 257.
von der Bergstraße 263.
dem Herzogthum Nassau 268.
Wachenheim a. d. Haardt 271.
Bacharach 273.
Münden 274.
Vom Westerwald 277.
Cöln 280. 332.
Gernsheim 296.
Hersfeld 304.
Leipzig 318. 321. 325. 327. 344.
Weilburg 326.
Wicker 328. 356.
Bremen 330. 366.
Offenbach 332.
Stuttgart 334.
Rheinhessen 337. 362.
Gießen 338.
Bierstadt 345.
Bensheim 346. 364.
Langen 356. 360.

Literatur.

Adam Oehlenschläger's Werke zum zweitenmale gesammelt ꝛc. 193.
Ueber die israelitische öffentliche Religionsprüfung oder Confirmation 198.
Schatten und Licht 202.
Grund- und Glaubenslehren der mosaischen Religion 217.
Gedichte in hochdeutscher, oberdairischer und pfälzischer Mundart 225.
Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit ꝛc. 240.
Alfred, romantisch episches Gedicht in 8 Gesängen 246.
Blüthen der griechischen Dichtkunst 247.
Zwölf Stunden für das Pianoforte 253.
Fünfzig vierstimmige, religiöse Chorgesänge 254.
Dramatischer Salon von Alexander Cosmar 262.
Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst 273.
Brockhaus'sches Conversations-Lexikon 275.
Napoleons Asche in Paris 305.
Jahrbücher des deutschen National-Vereins für Musik und ihre Wissenschaft 310.
Die kaufmännische Buchhaltung 326.
Dorsche Haddaroth 335.
Licht- und Schattenbilder 339
Wallersteins Handbuch der praktisch-kaufmännischen Rechenkunst 346
Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden 354.

Frankfurter Theater. Konzerte.

187. (Emil Devrients Gastspiel 188. 192. 195. 197. 205. 214. 219). 207. 210. 219. 220. 227. (Carl Devrients Gastspiel 235. 236. 240.) 250. 254. 261. 265. 267. 270. 277. 285. 291. 295. 298. 313. 324. 331. 342. 347. 355. 356.

Novitäten, Anekdoten, Buntes und Mannichfaltigkeiten

durch sehr viele Nummern gehend.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 183. Mittwoch, den 1. Juli 1840.

Festerinnerung eines Hypochonders.

Was wogt des Volkes bunte Menge
Zum festlich ausgeschmückten Markt,
Wo in dem wühlenden Gedränge
Man mit dem Fuß breit Erde kargt?
Was soll das helle Festgeläute,
Was donnernder Kanonenklang?
Was dringt durch die belebte Weite
Der Männerstimmen kräft'ger Sang?

Der Zug ist stattlich: weh'nde Fahnen
Bezeugen, daß ein heil'ges Recht
Nicht durch die lange Reihe Ahnen
Den Freien scheidet von dem Knecht;
Daß Fleiß und tücht'ger Sinn entscheidet,
Ob Einem Dank und Ruhm gebührt,
Daß Bürger neben Bürger schreitet,
Und Freiheit hier das Banner führt.

Und wird nicht in gewalt'gen Schlägen
Sich heute heben jede Brust,
Begeist'rung Aller Herz bewegen
In der Erinn'rung sel'gen Lust?
Dem Manne gilt's ja, der die Schwingen
Des Geistes frei und kühn gemacht,
Daß in der Wahrheit Licht sie dringen
Aus langen Irrthums finst'rer Nacht!

Zerbrochen hat er Bann und Riegel,
Womit das freie Wort man schlug;
Der stummen Sprache eisern Siegel
Gelöst von dem geschrieb'nen Buch.
Nicht mehr verhallt in engen Räumen,
Was Recht, Vernunft und Wahrheit spricht
Und selbst des Herzens sinnig Träumen
Verweht die flücht'ge Stunde nicht.

Ein Tribunal ist aufgeschlagen,
Dem Jeder Red' und Antwort steht,
Von dem der Spruch in kurzen Tagen
Im Flug durch alle Zonen geht.
Und vor dem drohenden Orakel
Verstummt der Lüge frecher Mund,
Es dringt des freien Wortes Fackel
Bis in der Seele tiefsten Grund.

Gewiß in Aller Augen glühet
Lebend'gen Danks Begeisterung;
Gewiß durch alle Herzen ziehet
Ein neuer lebenskräft'ger Schwung!
Nein! gaffend steht die stumme Menge
Und sieht den bunten Zug sich an,
Staunt ob dem farbigen Gepränge
Und wie so stattlich steht der Mann

Mit aufgeschlag'nem Buch; doch lesen
Will Keiner, was darinnen steht;
Ist eben ja noch Thon gewesen,
Was hier auf hohen Beinen geht!
Euch ist, die er euch weißt, die Letter
Metall, das aus der Erde stammt
Und nicht des Geistes heil'ges Wetter,
Das aus der Wahrheit Himmel flammt.

Frankfurt a. M., 25. Juni 1840. A. H.

Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt.

IV.

Wie bei unserem Feste alle Kräfte zusammenwirkten, wie ein schöner Sinn der Liebe und Eintracht Alles belebte, ist anerkannt. Ganz besonders aber und gewiß mit dem vollsten Rechte müssen wir dessen rühmend gedenken, was unsere hiesigen Zünfte und Innungen zur Verherrlichung des Tages beigetragen haben. Weder Mühen, noch Kosten haben sie gescheut, um

Digitized by Google

der Würde des Festes angemessen zu erscheinen und es ist ihnen in hohem Maaße gelungen. Durch ihre Mitwirkung sind die Züge recht volksthümlich geworden und haben das nöthige Colorit und die gehörige Abwechselung erhalten. Schwarze Fracks und weiße Kleider allein hätten nicht genügen können. Man sieht, wie es dem Handwerksstande an Sinn für das Schöne nicht fehlte und wie dieser nur der Anregung und Veranlassung bedarf, um sich aufs Schönste zu bethätigen. Auch sind hier die Handwerksleute mit den Künstlern mehr in Verbindung getreten, beide haben einander sich mehr genähert, als irgend früher. Die Kunst ist eine Vergeistigerin, eine Verschönerin des Lebens; — als solche hat sie der hiesige Handwerksstand anerkannt.

Da die Anzahl der den Festzug verschönernden Fahnen sich auf 60 — 70 belief, da die Zahl der Embleme, Wappen und Attribute ebenfalls sehr groß war, so können wir nicht in alle Spezialitäten eingehen, sondern heben nur Dasjenige, was eben am meisten in die Augen fiel, hervor. Wenn einiges nicht angeführt ist, so möge dies gelegentlich nachgebracht werden. Wie man vernimmt, soll demnächst eine öffentliche Fahnenausstellung stattfinden, welches um so mehr zu wünschen wäre, da bei dem Zuge selber Alles zu schnell den Blicken vorüberzog und man nicht bei den Details verweilen konnte. Auch wäre es sehr zweckmäßig und dankenswerth, wenn zur Erinnerung der Festlichkeit ein Album erschiene, in welchem die Ansichten des Monumentes von Herrn von Launitz, des Cyrcus, so wie aller Fahnen und Embleme in lithographirten Abbildungen enthalten wären. Hier, wo es auf die Anschauung ankommt, reichen Beschreibungen durch Worte entweder nicht aus, oder würden doch zu weitläuftig werden. Den Ertrag eines solchen lithographirten Albums könnte man zum Besten des in Stein zu errichtenden Monumentes auf dem Roßmarkt verwenden.

Wir kommen nun zur kurzen Andeutung über einige Fahnen: Die Mittelschule hatte auf ihrer Fahne das gothische Portal eines Klosters, unter welchem Kinder von ihren Lehrern unterrichtet werden, von Hrn. Maler Perour. — Die israel. Bürger- und Realschule und das Privatinstitut des Hrn. Dr. Weil ein der Weisheit entgegeneilendes Kind und einen Gutenberg, durch welchen das Licht verbreitet wird, von Prof. Oppenheim. Die Musterschule, einen Gutenberg, den Kindern Bücher austheilend, durch welche sie zur Erkenntniß der Natur, des Menschen und der Gottheit geleitet werden, (bildlich angedeutet), von Maler J. J. Jung. Das Waisenhaus einen Christus, der die Kindlein zu sich kommen läßt, nach Overbeck von Maler Zwecker. Die Dreikönigschule die Darstellung der drei Könige, nach dem Triumphzuge von Fuhrig, von Maler Trost. — Allerheiligenschule: Kinder, die in die Allerheiligen-Kapelle einziehen. Die Weisfrauenschule einen Genius, der die Kinder lehrt und sie auf Gott hinweist; und in ringsumlaufenden Feldern sind die verschiedenen Abtheilungen der Unterrichtsgegenstände sehr sinnreich und schön angedeutet, von Maler J. J. Jung. Von den Fahnen der Zünfte und Innungen deuten wir die nachstehenden, welche uns in dem Gedächtniß geblieben sind, an. Man sah auf den Fahnen der Buchbinder die Werkthätigkeit derselben, in Arabesken von Maler Hüsgen; der Uhrmacher, die Tageszeiten von Jung: die Morgenröthe, den Helios mit den Sonnenpferden, das Abendroth und die Königin der Nacht; der Maurer, Kaiser Heinrich, den Städtebauer, welchem ein Bauplan vorgelegt wird, nebst Andeutung der Werkthätigkeit der Maurer; der Fischer, den Fischzug Petrus von Hilger; der Küfer, einen Bachus auf dem Fasse, von Pilliet; der Perückenmacher, einen Mann mit einer Perücke; der Feuerhandwerker, Wappen und Werkthätigkeit; der Bierbrauer, den König Gambrinus, als ihren Schutzpatron und ihre Insignien, von Trost; der Zimmermaler den heiligen Lucas, ihren Schutzpatron; der Häfner einen Mann mit einer Vase; der Schuhmacher, Hans Sachs, von Elster; der Glaser, ein gothisches Fenster; der Metzger, einen Ochsen, von zwei Männern gehalten, von Trost; der Zimmerleute, ihren Schutzpatron, den heiligen Joseph, von Prof. Zwerger und die Arche Noha, von Jung; der Kammacher, deren Insignien; der Schreiner eine Kanzel, von Lai; der Sattler ein schönes, gesatteltes Pferd, von Trost; der Bäcker, deren Wappen; der Gärtner eine Flora, von Keßler; der Schornsteinfeger einen heiligen Florian und einen Adler von Hüsgen und Elster; der Steindecker ein Dach nebst Ansicht eines Theils von Frankfurt; der Weingärtner einen Josua und Kaleb, welche einen Trauben tragen, nebst einem sehr schönen Genrebild, die Herbstfreuden darstellend, von Dielmann; der Maler- und Vergolder-Innungen, ihren Patron, den heil. Lucas, von ihnen selbst ausgeführt; der Weisbinder, das Römergebäude, an welchem man die Arbeiter mit neuem Anstriche beschäftiget sieht; der Schröder, einen Theil des Frankfurter Hafens mit dem alten Krahnen darstellend; der Leinweber mit einer selbst gewirkten, sehr schönen Fahne, Gutenberg darstellend ꝛc. Die Fahne der Maler, Bildhauer, Architekten, Kupferstecher, und Lithographen war durch die drei bildenden Künste dargestellt, gemalt von Jos. Wendelstädt. Die sehr schöne Fahne der Tapezierer ist vereint von Kreineißen und Bauer ausgeführt. Die hier nicht angeführten Fahnen konnten wir unter dem Gedränge des Zuges nicht deutlich erkennen, sind aber zu einer Nachanzeige derselben bereit, wozu sich bei einer Ausstellung Gelegenheit finden wird. Die von Hrn. Maler Rausch mit großer Sorgfalt ausgeführte und schön componirte Fahne der Schneiderinnung haben wir genauer zu sehen Gelegenheit gehabt; sie ist eine der reichsten und ihr Inhalt folgender: Man sieht unter gothischen Wölbungen die Repräsentanten des Modegeschmacks von fünf Jahrhunderten, seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten; diese fünf Figuren erscheinen in den brillantesten Kostümen, so wie solche jedesmal getragen wurden; zuerst eine Frankfurter Patrizierin aus dem 15ten, dann Charles IX., König von Frankreich, aus dem 16ten, Karl I., König von England aus dem 17ten, Philipp II. von Orleans aus dem 18ten und eine ganz moderne Dame aus dem 19ten Jahrhundert; alle sind mit der größten Sorgfalt ausgeführt, und das Ganze darf ein Kunstwerk genannt werden. Die fortschreitende Wirksamkeit und Entwickelung der Schneiderinnung während verschiedener Jahrhunderte ist auf diese Weise glücklich veranschaulicht. Die Figuren sind in ansehnlicher Größe auf schweren Seidenstoff gemalt und die Fahne war mit Gold und Seidenstoffen aufs Brillanteste decorirt. Sie allein soll gegen 700 Gulden gekostet haben und dürfte wohl die kostbarste gewesen seyn.

Ehe der Festzug sich in Bewegung setzte, wurde dem Senior der hiesigen Buchdruckerei-Prinzipale, Hrn. J. L. Heller, von Frhrn. v. Wedekind aus Darmstadt der nachstehende Glückwunsch überreicht: „An das Hochverehrliche Fest-Comité zur Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Frankfurt a. M. Die unterzeichneten Vorsteher der Buchdruckereien und Buchhandlungen zu Darmstadt haben ihr Ehren-

Digitized by Google

mitglied, den Hrn. Frhrn. v. Wedekind dahier, ersucht, dem Hochverehrlichen Comité zur Feier der vierhundertjährigen Erfindung der Kunst, die das kräftigste Band zur Einigung der Menschheit und die Trägerin ihrer Fortschritte geworden ist, den herzlichsten Glückwunsch darzubringen, Ihm den innigsten Dank für die Verherrlichung, welche dasselbe dem gemeinsamen und weltgeschichtlichen Ereignisse angedeihen läßt, zu bezeugen und die Gesinnungen freundnachbarlicher Ergebenheit und Hochachtung auszudrücken. Darmstadt, 21. Juni 1840." (Folgen nun die Unterschriften der Vorsteher sämmtlicher Buchdruckereien und Buchhandlungen Darmstadts.)

In dem Zuge der Buchdrucker- und Schriftgießergehülfen, die sich mit schönen Bandschleifen über der Brust auszeichneten, worauf sehr schön ihre Wappen gedruckt waren, ward auch eine, höchst kunstvoll und niedlich in der Werkstätte des Hrn. Nies gearbeitete kleine eiserne Presse, nach der ältesten Construktion aufgefaßt, von vier Lehrlingen nachgetragen, in deren Tiegel der Satz nachstehender Verse von L. Hub zum Drucken vorbereitet lag:

Die Presse an den Leser.

Damit aus meiner Kinderzeit
Ein Bildniß Euch erscheine,
Rief meines Schöpfers Regsamkeit
In's Leben mich, die Kleine;
Wie früher einst die Presse war,
Das soll ich zeigen treu und klar.

Klein bin ich wohl, doch daß im Zug
Des Fest's man mich gesehen,
Daß freundlich man die Kleine trug,
Das wär' wohl nicht geschehen,
Wenn an Gewicht ich zentnerschwer
Und ein Koloß von Eisen wär'!

Aus Erz gefügt ist drum mein Bau,
Daß mich kein Wurm zernage,
Und noch der spät'ste Enkel schau'
Das Druckwerk früh'rer Tage;
Das Eisen trotzt der Zeit noch stolz,
Wenn längst Zerstörung hauf't in Holz.

Damit dereinst noch Kindeskind
Mit Sicherheit erfahre,
Wie viel hier Kunstverwandte sind
Im vierten Jubeljahre,
Mach' mit den Lettern ich im Bund
Nun ihre Namen sämmtlich kund:

(Folgen nun die Namen sämmtlicher hiesigen Inhaber von Buchdruckereien, Schriftgießereien und Buchhandlungen.)

Säcularfeier in Mainz.

(Schluß.)

Nun begann der Balancirtritt auf den zwei Pfählen. An dem einen Pfahle war eine Fahne befestigt. Um den Preis zu gewinnen, mußte man diese erreichen. Aber hiezu war der Gang über die ohngefähr 30 Fuß breite Spiedel vonnöthen, die bei der leisesten Bewegung sich umdrehte und die auf ihr ruhende Person ins Wasser fallen ließ. Dieses Schicksal hatten neun der Kämpfer unter dem unaufhörlichen Gelächter der zahlreichen Menge. Erst der Zehnte erreichte das Ziel, nachdem die Spiedel etwas fester angeschraubt worden war.

Das Ringstechen, das hierauf seinen Anfang nahm, belustigte das Publikum nicht weniger als der Balanciertritt. Auf Nachen fuhren die Kämpfer, mit großen Lanzen bewaffnet, nach dem Ziele, wo die Ringe staken. Verfehlten sie den Ring, so goß ein oberhalb desselben befindliches Gefäß eine große Masse Wassers über ihre Köpfe. — Während dieses Spieles stellte sich der leidige Regen, der bisher nur gedroht hatte, mit solcher Gewalt ein, daß es, des besten Willens ohngeachtet, vielen der Zuschauer, und besonders den Damen, nicht möglich war, länger auszuhalten. Es entfernten sich daher Viele und suchten Schutz sowohl im Hause, als in den Zelten des Gartens. Unterdessen ging die Verloosung der Victualien, die im Programme verkündigt worden war, nicht minder vor sich. Auch sie erzeigte, sowohl wegen ihrer Treffer, als wegen der Nieten manche belustigende Scene. Die Musik, die bis 9 Uhr Abends in dem Orchesterhause spielen sollte und die zahlreiche Gesellschaft unter andern Verhältnissen zusammengehalten hätte, unterblieb nun, und die Züge kehrten gegen 7 Uhr mit ihrer Musik und Fahnen wieder nach der Stadt zurück. Nichts hatte diese schöne Belustigung gestört, als das Element. Unterdessen war es nicht mächtig genug, unsere Freude zu Wasser zu machen.

Festball.

Nach den verschiedenartigen, so schönen und erhebenden Genüssen, welche an den drei Festtagen vorgekommen waren, hätte man am Abende des letzten nichts, was das Frühere überträfe, erwarten sollen, und doch, wir müssen es gestehen, überstieg der Festball an Glanz, an Ungezwungenheit, an Einigkeit, an anständiger Unterhaltung alles, was dieses ganze Fest mit sich gebracht. — Schon der Eintritt in die Festhalle war blendend. Ein Raum von 7000 Quadratfuß, von 3000 Kerzen erleuchtet, mit allen Farben geschmückt, die das Auge in Anspruch nehmen, belebt von unzähligen Personen, wovon ein Drittheil Damen im höchsten nobelsten Putze, die zum Theil amphitheatralisch an dem obern Theile des immensen Saales saßen, zum Theil die Logen-Reihen, oder die Arkaden füllten, zum Theil in wirbelndem Walzer oder Galopp dahin flogen; eine Musik von hundert Instrumenten, welche die Tänzer in Athem hielt, war das Bild, das den Eintretenden betäubte. Es bedurfte einiger Zeit, um sich von so vielen die Sinne berauschenden Einwirkungen zu erholen, um sich selbst sagen zu können, daß es kein Traum, keine Täuschung sey, was um ihn vorgehe. Und kam man endlich zur Besinnung, betrachtete man Alles in der Nähe, so mußte man sich gestehen, daß die Wirklichkeit noch schöner sey, als die Blendung. Sah man die so geschmackvoll gezierten Hallen, die von 100 Kerzen strahlenden Lüstres, sah man die zahlreiche Masse fröhlicher Menschen, diese Ordnung, diesen Anstand, so mußte man gestehen, daß bei einer so gemischten Gesellschaft, wovon zwei Drittheile sich nie gesehen, nie von einander gehört, etwas Aehnliches vielleicht nie vorgekommen. Von Abends 9 Uhr bis Morgens 6 dauerte der Ball, stets gleich munter, gleich froh, ohne irgend eine Stö

Digitized by Google

rung, und Niemand sorgte für die Tanz- oder sonstige Ordnung, als die Mitglieder der Liedertafel, die zu Fest-Ordnern ernannt waren. Ein Wort, eine Bitte genügte für Jeden, der außerhalb der Reihe tanzen wollte; und dieses ist keine Kleinigkeit bei einem Andrange von 5 bis 6000 Personen (es sollen 4000 Herrenbillets ausgegeben worden seyn). Wer nie ein Volksfest sah, wo alle Stände sich zusammen fanden und in der engsten Verbindung sich belustigten, der hätte hieher kommen müssen, wo viele Tausende von Menschen während drei Tagen sich frei untereinander bewegten, und es weder der Polizei, noch der Gensdarmen bedurfte!! — Dank dafür unserer Liedertafel, die mit so großer Aufopferung für das allgemeine Beste sich hergab. — Auch Frankfurt nahm einen recht lebhaften Theil an dem Festballe, auf dem die geehrtesten Namen unserer gefeierten Nachbarstadt erschienen.

Gutenberg-Feste.

Zweiter Tag.

Der gewerbliche Zug. — Das Bankett. — Rede des Hrn. Blanqui.

(Strasburg, den 26. Juni.) Es giebt Werke der Neuzeit, worin geschrieben steht, daß die Industrie eine unvergleichbare Zukunft vor sich habe, worin es heißt, daß binnen kurzer Zeit Tage kommen werden, wo die Arbeit voll Reize seyn wird, wo die Erde einen angenehmen und schönen Aufenthalt, ein Elysium darbietet, wo die Innungen der Arbeiter, in Reihen und Glieder getheilt, begeistert durch alle edeln Gefühle, die das Menschenherz bewegen können, glänzender und majestätischer als der Zug der Könige, aufziehen werden. Ach! es sind dies blos hochherzige Täuschungen; so lange wir hienieden in dem Thale der Prüfungen wallen, werden unsere Freuden hinfällig und vergänglich seyn, und fast an jedem Tage seines flüchtigen und schattenähnlich dahineilenden Lebens ißt der Mensch sein Brod mit Thränen benetzt. Wenn man aber vorgestern unsere Ackerbauern und Arbeiter, ihre Söhne, ihre Töchter und ihre Schwestern sah, wie sie in unsere alte Stadt, mit einem tausendfarbigen Blumenkranze umflochten, einzogen, so konnte man wahrlich an die zauberischen Phantasiegemälde glauben, denn die Wirklichkeit übertraf alle Traumgestalten des Dichters, alle Gebilde der Feenwelt. Wie viele Thränen der Freude haben wir nicht vergießen sehen! Nicht blos die Mütter weinten, als sie ihre Söhne vorbeiziehen sahen, die sie mit eigenen Händen geschmückt; selbst ernste Männer, junge Leute haben wir wie Kinder weinen sehen; die Schriftsteller, die Paris abgeordnet, und die es so zweifelsüchtig gemacht hat, konnten sich dem Andrang der überströmenden Rührung nicht erwehren; sie waren vielleicht mit beißendem Spott auf den Lippen herbeigekommen, und siehe, ihre Herzen wurden gebrochen, und nur durch einen Thränenstrom konnten sie ihren Gefühlen Luft machen. Allein nun wehen die tausend Banner der Industrie in wogendem Zuge heran. Die friedliche Armee rückt vor. Ein Zug von einer halben Stunde Umfang ergießt sich mitten durch Strasburg, das in seinen Räumen seine Einwohner nicht zu fassen vermag; in seinen Mauern bewegen sich in buntem Gemisch, wie einst bei den Festen Jerusalems, Fremde von jedem Stamme und jeder Nation; alle Sprachen hört man sprechen. Alle Industriezweige haben ihre Vertreter, jede Innung trägt ein Meisterstück und bildet eine Gruppe unter dem Voraustritt von jungen reizenden Mädchen, denen junge Leute in malerischer Tracht, Meister in Festkleidern folgen; überall giebt sich Geschmack, Stärke und Schönheit zu erkennen. Die Landbewohner haben sich den Städtern angeschlossen; junge Bäuerinnen in weißen Kleidern kommen auf Wägen unter einem Blumengewölbe dahergefahren, ihnen folgen Ackersmänner zu Pferd in stolzem und kühnem Aufzug, wie die Krieger am Tage der Gefahr. Während drei Stunden zieht diese Truppe durch unsere Straßen, die in ein irdisches Paradies umgewandelt schienen. Jede Gruppe fesselt die Blicke, und man wußte nicht, welcher man die Palme zuerkennen sollte. Nun ist dieses zauberische Gemälde verschwunden, und wir wollen nur den moralschen Eindruck, den es erzeugt, festzuhalten suchen. Allein wir werden uns nicht dazu verstehen, eine trockene Beschreibung von dem Vorgegangenen zu entwerfen, und gleichsam unsern Lesern blos einen Leichnam von diesem Feste hinzuwerfen. Demnach werden wir nicht sagen, daß dieses Handwerk dieses Sinnbild trug, jene Innung, jene Insignien führte; wir werden nicht einmal ein Wort von dem Zug der Buchdruckerkunst, unserer Mutter, sagen, bei deren Anblick unsere Herzen in raschen Wallungen pochten; diese von dem Gesammteffekt getrennten Einzelnheiten, diese Beschreibung, welcher der lebendige Geist fehlt, der diese erhebende Feierlichkeit beseelte, würde nur ein mattes Bild von dem Geschehenen entwerfen. Diejenigen, welche nicht in Strasburg waren, würden sich doch keinen rechten Begriff von dem Feste machen können, und Diejenigen, welche daran Theil genommen, würden, von den Gefühlen entfernt, welche sich allerseits mittheilen, vielleicht ihre Bewunderung abnehmen fühlen. — Um 6 Uhr versammelten sich zu dem Bankett in der Fruchthalle mehr als 500 Gäste. Nach dem Schmaus, wo die schönste Ruhe vorherrschte, wo die Gefühle des gegenseitigen Wohlwollens fortwährend alle Anwesenden vereinigten, wurden folgende Trinksprüche ausgebracht: von dem kommandirenden General-Lieutenanten der Division, dem König; von dem Hrn. Maire, Gutenberg; von Hrn. Lichtenberg, der allgemeinen Verbrüderung; von Hrn. Cottard, David; von Hrn. Silbermann, den nach Strasburg gekommenen Fremden u. s. w. Mehrere Reden wurden gehalten. Der Hr. Generalprokurator Dupin hat endlich das Wort ergriffen.

(Schluß folgt.)

Berichtigungen.

In Nro. 181 der Didaskalia, Columne 6, unten, l. Muße, st. Muse, sodann lasse das Wort »drei« vor Stammgenossen hinweg; sodann C. 7 in der Mitte lies: Produkte, st. Produkten.

(Theater-Anzeige) Mittwoch, 1. Juli. Die Braut von Messina, oder: Die feindlichen Brüder, Trauerspiel mit Chor in 4 Abth., von Schiller. (Letzte Gastrollen) Donna Isabella: Mad. Kalis-Padjera; Don Cäsar: Hr. Kalis-Padjera.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 184. Donnerstag, den 2. Juli 1840.

Den Manen Friedrich König's aus Eisleben. *)

(Aus dem »Album deutscher Typographen«, Leipzig, bei C. P. Polet.)

Wie freu' ich mich, daß ich es noch erlebe,
Das schönste Fest im weiten Kunstgebiet! —
Wo schlägt ein Herz, das sich nicht hoch erhebe,
Nicht von Begeisterung und Lust erglüht —
Der Geist nicht in die Himmelsräume schwebe,
Wo Gutenberg ein ew'ger Lorbeer blüht? —
Auch Franklin, Breitkopf, Tauchnitz, König glänzen
Wie Alle mit den wohlverdienten Kränzen! —

Im ganzen Erdenrund, von Millionen
Schwingt sich der Jubel auf zum Himmelszelt! —
Erhab'ne Fürsten steigen von den Thronen
Und haben sich dem Feste zugesellt! —
Ja selbst bis in die fernsten kalten Zonen
Ist Gutenberg der hochgepries'ne Held,
Durch dessen Kunst die Völker Mittel fanden,
Daß sie sich zur Humanität verbanden!

In allen Zungen klingen Jubellieder,
In Aller Herzen herrscht die Freude heut!
Die Künstler alle grüßen sich als Brüder,
Und Alle, die dem Edlen sich geweiht! —
Die sel'gen Geister schauen froh hernieder
Und segnen ihre Jünger weit und breit!
Die Wonne schwillt und rauscht, gleich Meereswogen,
Und widerhallt vom hohen Himmelsbogen!

So tönt es hier in unserm hehren Kreise,
Wo jeden Stand Humanität vertritt!
Wir jubeln, trinken nach altdeutscher Weise
Und theilen unsre Lust einander mit! —
Vor Allem aber, Edler, dir zum Preise
Ertönt es von Palästen bis zur Hütt': —
Heil Gutenberg, der eine Kunst ergründet,
Wodurch das Licht der Weisheit sich entzündet!

Auch dir, mein Oheim,*) der die Kunst erfunden,
Wozu in Weimar dich dein Geist entflammt,
Daß, statt in Tagen, man in wenig Stunden
Erzielet, was von Gutenberg entstammt!
Die Bogen eilen flüchtig in Secunden —
Maschinen wirken geistergleich gesammt;
Sie haben schnell das Zauberwerk vollzogen!
Geschwärzt, gedruckt erscheinen tausend Bogen!

*) Bekanntlich war König der Erfinder der Schnellpressen. In Weimar fand sein Genius, nachdem er sich jahrelang mit der großartigen Idee einer Schnellpresse herumgetragen, in einer Nacht (im Jahre 1800) den Schlüssel dazu. Schnell erhob er sich vom Lager und entwarf flüchtig den ersten Umriß der neuen Presse. Seine kühne Idee war ins Leben getreten. — Er vollendete die Skizze und bot seine Erfindung fast allen Regierungen Deutschlands, Oestreich und Preußen an der Spitze, an. — Aber vergebens, denn der blutige Krieg verschlang alle Geldmittel der Staaten. Er eilte nun nach Petersburg. Alexander fand seine Idee herrlich und ausführbar. Aber auch dem erhabenen Fürsten waren die Hände gebunden. Der unselige Kampf Europa's mit Napoleon um die Weltherrschaft machte alle Hülfsquellen versiegen, so auch die des unermeßlichen Rußlands. — So ging denn König nach London, und dort ward sein Ziel erreicht. — Er verband sich mit dem Mechanikus Bauer aus Stuttgart, und nach Besiegung vieler Hindernisse hatten beide endlich die Freude, eine Druckmaschine herzustellen, auf welcher zuerst am 29. Novb. 1814 das Morning Chronicle gedruckt wurde. Im Jahre 1815, als sich zwei Erzherzöge von Oestreich in London befanden und König's Schnellpressen in Augenschein nahmen, entwarf er schnell ein Gedicht, an sie gerichtet. Es erschien alsbald aus seiner vervollkommneten Schnellpresse, auf beiden Seiten gedruckt, in prachtvollem Glanz. Die Prinzen nahmen es huldvoll an und belobten und belohnten ihn kaiserlich. — Es waren die ersten Bogen der vollendeten Maschine. Im Jahre 1817 legten König und Bauer im Kloster Oberzell bei Würzburg, welches ihnen Maximilian von Baiern zu dem Behuf geschenkt hatte, eine Maschinen-Werkstatt an. König starb auch daselbst am 20. Jan. 1833. Leipzig sah in der Officin von F. A. Brockhaus 1829 die erste Schnellpresse. — Auch einige Buchdruckerei-Offizinen in Frankfurt besitzen schon seit vielen Jahren mehrere solcher Schnellpressen aus der Maschinen-Fabrik von König und Bauer, welche bei der hiesigen 4. Säkularfeier der Erfindung der Druckkunst durch die kostenfreie Herschaffung zweier ganz neuen Schnellpressen ihren regen Antheil an dem hiesigen Feste bethätigten, wofür denselben hiermit öffentlicher Dank gezollt wird.

*) Fr. König's Mutter war die Schwester meines sel. Vaters, Johann Friedr. Röse, der 1750 in der Offizin Immanuel Breitkopf's Setzer war.

Erstaunt sieht man zugleich auf beiden Seiten
Den schönsten Druck in der Vollendung Glanz!
Was hundert Menschenhände nicht bestreiten,
Erscheint geräuschlos, köstlich glänzend, ganz! —
Dein Ruf erscholl von England aus bei Zeiten;
In Baiern war dein Lohn der Meisterkranz!
Du starbst: doch rastlos wirken die Maschinen,
Der Lichtverbreitung in der Welt zu dienen! —

So weih' ich denn, Verkrchter, deinen Manen
Im lichten Glanze einer bessern Welt,
Wo Sternenherrr uns an Ew'ges mahnen,
Dein Genius sich zu den Geistern hält
Und du durchfleuchst die Myriaden Bahnen,
Zu suchen den, der Welten schuf und hält. —
Dir weih' ich liebend bei dem Festesmahle
Den Nektar aus dem vollen Rheinpokale!

August Röse in Leipzig.

Gutenberg-Feste.

(Schluß.)

Dupin's Rede wirft einen neuen Glanz auf sein thatbewegtes Leben; als Advokat brachte er mit Freuden der Presse, die er an bösen Tagen vertheidigt, seine Huldigung dar; als Deputirter brachte er in Erinnerung, daß er unter der Zahl derjenigen wäre, welche die Censur abgeschafft; als Mitglied der Akademie erklärte er, daß die schönen Wissenschaften nur unter dem Schutze der Freiheit gedeihen könnten; sodann drückte er mit warmer Herzensergießung seinen Dank für die großmüthige Gastfreundschaft aus, welche ihm, so wie einer Menge Fremder von Rang zu Theil geworden, und sagte, wie stolz Frankreich auf das Elsaß wäre, wie sehr es mit den freisinnigen Gefühlen, welche die Kinder Strasburgs beseelen, sympathisire. Einstimmiger Beifall unterbrach mehrmals diese gediegene Rede, wovon wir kaum einige Züge anführen können.

Nach Hrn. Dupin erhob sich Hr. Blanqui, ein Mann, welcher der französischen Jugend theuer ist, und der so viel Mitgefühl wegen des Talents findet, womit er unsere Afrika-Armee vertheidigte, und drückte sich folgenderweise aus:

„Meine Herren! Erlauben Sie einem Bürger, der Ihrer Stadt fremd ist, Ihnen Allen für die Gastfreundschaft zu danken, die Sie auf eine so zarte und so herzliche Weise den Besuchern haben zu Theil werden lassen, die zu diesem wahrhaft denkwürdigen Feste des Geistes und des Gedankens von allen Seiten herbeiströmten. Ehre und Preis sey Ihnen gesagt, daß Sie zuerst den edeln Antrieb zu dieser Feierlichkeit gegeben und dieselbe auf eine so würdige Weise durchgeführt haben! Sie haben dadurch ein großes Beispiel gegeben, Sie haben Ihrer Stadt eine unsterbliche Ehre angethan. Es ist schön, in dieser Zeit des Egoismus und der materiellen Interessen, in dem Herzen der Völker das heilige Feuer des Enthusiasmus und des Dankes anzufachen; es ist schön, das Antlitz der Menschen nach dem Himmel zu kehren, und ihnen durch ein edles Symbol ihre Rechte und ihre Pflichten vorzuhalten. Das Fest, das Sie feiern, wird einen ungeheuern Widerhall finden, denn Sie haben gestern nicht allein die Statue Gutenbergs gefeiert; Sie haben den neuen Zeitabschnitt eingeweiht, den wir antreten. Sie rufen heute die Herrschaft der Vernunft über die Welt aus; Sie verkündigen die Vereinigung der Völker unter dem Gesetze der Achtung, welche der Menschenwürde gebührt; Sie erlassen das erste Manifest des Friedens unter dem Schutze der Arbeit und des gesellschaftlichen Fortschrittes. Mit inniger Rührung und mit einer mitfühlenden Achtung haben wir Ihre Mitbürger in wogenden Massen um das Denkmal sich drängen sehen, womit der populäre Phydias Frankreichs Ihre Mauern beschenkte. Ihre Freunde aus Paris, wie die jenseits des Rheinstroms, werden ein süßes Angedenken an dieses erhabene Schauspiel mitnehmen; und in der That ist es ein erhabener Anblick, eine so zahlreiche Bevölkerung mit so viel Ruhe und Andacht in einem Gefühl der Verehrung für das Andenken Gutenbergs versammelt zu sehen. Man muß hoffen, daß dieses Beispiel Nachahmer finden werde, und daß unsere Volksfeste, die so oft in wilde Gährung ausarten und mit Trauer enden, inskünftige sich an dem religiösen Ernste des so eben stattgehabten Festes spiegeln werden. Diese brüderliche Eintracht Ihrer Innungen, diese freundschaftliche Uebereinstimmung der Bürgerschaft und der Armee, und die vor Gott so wohlgefällige Harmonie Ihrer verschiedenen Kulten, haben uns tief gerührt. Um solche Siege zu erlangen und zu vertheidigen, hat Gutenberg die Buchdruckerei erfunden, und seine hohen Manen mußten gestern vor Freude erbeben, als er Sie für seine Kinder erkannte. Es sey uns vergönnt, meine Herren, zum Schlusse abermals Ihrem würdigen Maire und Ihnen Allen für den Empfang zu danken, den wir in Strasburg gefunden haben; Ehre sey dieser gastfreundschaftlichen Stadt, die mit Herz und Seele Frankreich zugethan, eine getreue Vorhut der großen Nation ist! Ehre dem Elsaß, das so geschickte Arbeiter erzeugt, um das Vaterland zu bereichern, und so tapfere Soldaten, um es zu vertheidigen!"

Diese Worte, die mit rauschendem Beifall aufgenommen worden, haben einen noch größeren Erfolg erhalten, sie sprachen zum Herzen und zum Geiste Aller; wir schätzen uns glücklich, sie als eine der würdigsten Huldigungen, die Gutenberg dargebracht worden, veröffentlichen zu können. Zu wiederholtenmalen hat während der Dauer des Banketts die Marseillaise ertönt, dies sollte seyn. Wie hätte auch die Hymne Rouget de l'Isle's nicht in der Stadt ertönen sollen, wo sie gedichtet wurde. Wie hätte sie in einer Stadt, die nur Freiheitsfreunde einschließt, nicht zu wiederholtenmalen begehrt werden sollen. Auf den Abend war die Menge überall. Die Stadt erstrahlte von tausend Feuern. Und jetzt, wo unser schwacher Bericht sich dem Ende naht, ertöne noch ein letztes Wort, eine letzte Huldigung dem Volke, dem religiösen, arbeitliebenden Volke, das nicht einmal nichts von Partheien und Entzweiungen weiß, dem Volke, das nichts liebt als das Vaterland, von brüderlichen Gesinnungen durchdrungen ist, dem Volke endlich, wie es sich uns in diesem großen Friedenszuge zeigte, oder im Kriege von Schlachten gewonnen, ihm gelte die Huldigungen des Schriftstellers, denn wenn er eine Begeisterung in sich gefühlt hat, so rührt sie aus dem Schooße des Volkes her, und es ist billig, ihm auch dafür den Dank zu zollen! (Das Elsaß.)

Leipzig, 27. Juni.

Das vierte Säcularfest der Erfindung der Buchdruckerkunst ist in der Reihenfolge der sinnvoll geordneten Feierlichkeiten, wie

das Festprogramm des Comité's sie angezeigt hatte, am 24., 25. und 26. Juni hier würdig begangen worden. „Das Fest soll ein harmloses seyn, bei dem Jeder sich der Segnungen erfreut, die Gutenbergs unsterbliche Erfindung über die Welt ergossen." Mit diesen Worten bezeichnete der Bericht am 5. Juni, den das Comité der Festgeber an seine Committenten erstattet hatte, den Charakter des Festes. Die zugleich in jenem Berichte ausgedrückte Erwartung: „Möge Jeder dahin wirken, daß Ordnung und Sitte erhalten, und die Voraussetzungen unserer Regierung, die bei Gewährung der Ausdehnung und Oeffentlichkeit des Festes eine seltene Liberalität und unbedingtes Vertrauen uns bewies, erfüllt, und eine heitere, angenehme, durch nichts getrübte Erinnerung Allen gesichert werde!" diese Erwartung ist, wie Alle, die Leipzigs hochachtbare Bürger und Einwohner kennen, mit Zuversicht voraussahen, auf das Vollkommenste in Erfüllung gegangen. Es war, wie in seiner Anordnung, so in der Ausführung, ein Fest der Humanität, durch die religiöse Gesinnung der Ordner und Theilnehmer geweiht, durch den Bund der Kunst und der Wissenschaft von den Festgebern geistig vorbereitet, durch einen seltenen Verein von Talenten, praktischer Umsicht und materiellen Kräften bedeutungsvoll und würdig ausgestattet, durch den Einfluß der höheren Bildung unseres Gesammtlebens beseelt und durch die frohe Theilnahme aller Kreise der Gesellschaft verschönt und erheitert. Es war ein Volksfest in der wahren, vollen Bedeutung des Wortes. Schon am 23. begann das Jubiläumsfest der Buchdruckerkunst durch den feierlichen Empfang der von auswärts gekommenen Deputationen, indem Nachmittags 4 Uhr die Mitglieder des Fest-Comité's zur Begrüßung und Bewillkommnung derselben sich in der Handelsbörse versammelten. Hier erfolgte auch gleich darauf die Ueberreichung eines prachtvoll eingebundenen Albums von Seiten der hiesigen Buchbinder-Innung an die Buchdrucker-Innung, wobei der Obermeister der ersteren, Hr. Hager, und der Buchdruckerei-Besitzer, Hr. Naumann, die Anrede und Erwiederungsrede hielten. Abends wurde eine neue Oper von Lortzing „Hans Sachs" aufgeführt. Gestern, als am ersten und Hauptfesttage, rief schon ganz in der Frühe eine große Reveille der vereinigten Militär- und Stadtmusikchöre in allen Anwesenden die festliche Stimmung hervor, welche dem, was im Laufe des Tages geboten wurde, die rechte Würze gab. Großartig war der Zug nach der Thomaskirche, wo der Gottesdienst schon um halb 8 Uhr begann, und Hr. Superintendent Dr. Großmann die Festpredigt hielt. Der Hr. Hofprediger Sachse in Altenburg hatte die Festchoräle verfaßt; die herrliche Cantate, womit der Gottesdienst eingeleitet wurde, führte der Thomanerchor unter Leitung des Hrn. Richter, Direktors des Zittauer Sänger-Vereins, aus. Den Zug nach der Kirche bildeten die anwesenden Mitglieder der sächsischen Kammern, die königl. und städtischen Behörden, die Stadtverordneten, Consuln, das Offizier-Corps, die Geistlichkeit, die Rektoren und Lehrer der Schulen und Gymnasien, die Mitglieder des Fest-Comité's, die Commandanten der Communalgarde, die Handlungs-Deputirten und Kramermeister, alle Professoren und akademischen Docenten der hiesigen und auswärtigen Universitäten, die Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler, die auswärtigen Deputationen. Nach beendigtem Gottesdienst erfolgte der Festzug, der sich auf verschiedenen Sammelplätzen geordnet hatte. Sämmtliche Corporationen erschienen dabei mit ihren Fahnen und sonstigen Insignien. Voran ging eine Abtheilung der Comunalgarde, hierauf folgten drei Marschälle, dann kam eine Abtheilung Gehülfen der Buchhändler, Buchdrucker und Schriftgießer, mit zwei Marschällen auf jeder Seite. Diesen schloß sich das erste Musikchor an. Von drei Marschällen angeführt, kamen nun die Lehrer ꝛc. der Schulen und Gymnasien, dann wieder eine Abtheilung Buchdrucker-Gehülfen, hierauf die Universität mit ihren eigenen Anführern, Ehrenherren und Marschällen. Hinter einer Abtheilung Schriftgießergehülfen wurde, geleitet von zwei Ehrenherren und einem Marschall auf jeder Seite, die alte Buchdrucker-Fahne getragen. In der zweiten Abtheilung des Zuges, welcher Militärmusik voranging, sah man vier Bibelträger, je zwei und zwei mit vier Ehrenherren und zwei Marschällen in jeder Reihe, dann folgte die neue Buchdruckerfahne. Auch die Fahne der Leipzig-Dresdener Eisenbahn-Compagnie figurirte in diesem Theile des Zuges. Hinter dem dritten Musikchor wehte die Fahne des Buchhändler-Gremii; die vierte und letzte Zug-Abtheilung enthielt die verschiedenen Innungen, die Buchbinderinnung voran. Den ganzen Zug schloß wieder eine Abtheilung der Communalgarde. Alle Fenstern der Straßen, durch welche der Zug sich bewegte, waren dicht mit Menschen besäet. Vor der Buchhändlerbörse angelangt, bildete der Zug einen Halbkreis, und eine Deputation aus demselben begab sich hinein und brachte die von den Frauen der hiesigen Buchdrucker- und Schriftgießer-Prinzipale gearbeitete Festfahne zurück. Auf dem Markt stellte sich der Zug um die Fest-Offizin auf. Nun erfolgte die Aufführung der von Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy componirten Cantate, gesungen von einem großen Männerchor und von doppeltem Orchester begleitet. Hierauf bestieg Hr. Buchdrucker Haertel die Tribüne und hielt die Festrede, an deren Schlusse auf ein gegebenes Zeichen die Fest-Offizin und die von Hrn. Bildhauer Funk gefertigte, in Zeichnung und Größe dem Mainzer Standbilde gleiche, Statue Gutenbergs enthüllt wurde. Die Fest-Offizin war rege bevölkert, die Lettern wurden vor den Augen der versammelten Menge gegossen und das damit von dieser so eben gesungene Lied gedruckt und unter die Anwesenden in Hunderten von Exemplaren vertheilt. Die eigens auf dem Augustus-Platz erbaute und mit zahllosen Blumengewinden (es sind an 10,000 Ellen davon verwendet worden) geschmückte Festhalle vereinigte um 3 Uhr die Theilnehmer des Banketts. Abends war diese Festhalle und die Buchhändler-Börse glänzend erleuchtet, eben so die Privatwohnungen der Festgeber und viele andere. Im Theater wurde Auber's Oper „der Feensee" aufgeführt. — Am 25. schon ganz früh hatte die Festhalle die Kunst- und Geschäftsgenossen vereinigt, und das von der Buchbinder-Innung überreichte Album füllte sich bald mit den eigenhändig eingezeichneten Namen der Anwesenden. Auf der Buchhändler-Börse wurde um 9 Uhr die typographische Ausstellung eröffnet und in der Aula der Universität findet in diesem Augenblicke (11 Uhr) eine akademische Feierlichkeit statt. Alles freute sich auf den Ball, der am Abend dieses Tages in der Festhalle stattfinden wird.

Die Eröffnung der Ausstellung von alten, seltenen Druckwerken und Bildnissen berühmter Frankfurter.

Es muß uns freuen, auch in auswärtigen Blättern, welche sich von der gewöhnlichen Korrespondenz-Klatscherei frei erhalten, unseres Säcularfestes aufs ehrenvollste erwähnt zu sehen. So enthält die Kölnische Zeitung einen würdig und der Wahrheit

getreu gehaltenen Festbericht, welchem wir das Nachstehende entnehmen: „Seit einigen Tagen hat die Eröffnung der Ausstellung von alten, seltenen und kostbaren Druckwerken in dem zu diesem Behufe auf dem Paradeplatze errichteten Baue statt. Das Aeußere dieses Baues ist mit weiß und rothen Fahnen, mit Bäumen und Blumengewinden und mit passenden Ausmalungen überraschend schön geziert. Die Ausstattung und Anordnung im Inneren ist nicht minder gefällig und befriedigend. Den Kenner fesselt die Auswahl und die Masse seltener und schöner Drucke, die an den Seitenwänden in Glasschränken aufgeschlagen liegen und nach Zeitabschnitten von der Erfindung der Druckkunst an, bis auf unsere Tage geordnet sind; den Prachtliebenden befriedigen die eleganten Drapperien, die in weiß und roth, den Landesfarben, die Wände und den Plafond bedecken, und das sanfte Licht, welches von oben den weiten Raum erhellt; den Industriellen ziehen die in dem mittleren Raum aufgestellten drei neuen Druck-Maschinen an: eine Schnellpresse, aus der Fabrik der Herren König und Bauer zu Würzburg, und eine Handpresse aus Offenbach, bei denen beiden die neuesten Verbesserungen in Anwendung gekommen, und eine Miniatur-Handpresse, ganz getreulich in Form und Zusammensetzung die erste Presse darstellend, wie sie von den Druckerfindern gehandhabt worden; diese Miniatur-Presse, ebenfalls ein wahres Meisterstück, verdanken wir der Maschinen-Fabrik unseres Mitbürgers Nies, welcher dies eben so kunstvolle, wie theure Werk, wie wir hören, unserer Stadtbibliothek zum Geschenke zu machen beabsichtigt; — und endlich den Patrioten entflammt die lange Reihe von Büsten und Bildnissen berühmter Frankfurter; rund umher prangen sie, die Namen von Männern, von deren Weltruhm so hoher Glanz auf unsere Stadt zurückstrahlt; in der Mitte des Raumes aber steht zwischen zwei Lorbeerbäumen, auf hohem Postamente, das marmorne Brustbild des größten Frankfurters, des deutschen Dichterfürsten, Göthe's. Auf der Schnellpresse wird, zur Veranschaulichung des Druck-Mechanismus, für das zahlreich zuströmende Publikum fortwährend gedruckt."

Korrespondenz.

Darmstadt, 29. Juni.

Das in diesen Blättern schon mehrmals besprochene Erinnerungsfest der Veteranen, welche vom Jahr 1792 bis 1815 Feldzüge mitgemacht haben, hat gestern hier statt gefunden, nachdem bereits am 27. Abends auf dem Chausseehause bei Bessungen die Vorfeier gehalten worden war. Mit geschichtlichen Vorträgen aus jenen denkwürdigen Kriegsjahren und Bewillkommnung der alten Kriegsgefährten, die sich zum Theile seit 25 — 30 Jahren zum Erstenmale wiedersahen, wurde der Vorabend unter der fröhlichen Gesellschaft der Veteranen, denen sich auch viele Bewohner aus Darmstadt und der Umgegend beigesellt hatten, hingebracht und durch ein Feuerwerk beschlossen, in welchem der Namenszug des Landesherrn in Brillantfeuer sichtbar ward, worüber die Anwesenden in lautem Jubel ausbrachen und sofort unter Musikbegleitung das eigends hierzu von Hrn. Hauptmann Bauer gedichtete Lied »Heil unserm Fürsten Heil« absangen. — Am gestrigen Tage begann nun das eigentliche Fest mit einem Zug nach der Kirche, wobei nur störend entgegen trat, daß von den weltlichen Behörden nicht gestattet worden war, daß der Garnisonsprediger während dem Militairgottesdienste, dem die Veteranen beiwohnen wollten, eine dem Zweck des Festes und der Ursache der Anwesenheit der Veteranen entsprechende Rede halten durfte, daher der Zug ohne Glockengeläute an der Stadtkirche vorbei nach der nahen Kapelle geleitet werden mußte, wo dieses von dem großh. Stadtpfarrer Stücker, einem vortrefflichen Kanzelredner, in einem ergreifenden Vortrage gethan wurde. Eine solche Menge alter Soldaten hatte sich dahier eingefunden, daß das Comité, nachdem die auf 180 Personen berechnete Anzahl erreicht war und noch viele Anmeldungen erfolgten, solche abweisen und der Festveranstaltung in Auerbach zuweisen mußte. Außer den eigentlichen Festtheilnehmern schlossen sich jedoch noch einige hundert alte Krieger aus allen Gegenden und von verschiedenen Religionen dem Festzuge an. Um 2 Uhr begann das Festmahl im Gasthause zum Darmstädter Hofe in einem mit Waffen geschmackvoll verzierten Saale. Den ersten Toast brachte der Vorstand des Comités, Salzmagazins-Verwalter Marloff, Sr. königl. Hoh. dem regierenden Großherzoge aus. Dann brachte der Hofcourier Berghöffer dem Erbgroßherzoge, Rechnungsprobator Plitt dem großherzogl. Hause, Kaufmann Diehl aus Worms dem »verehrten Feldherrn, der uns in Schlacht und Sieg geführt«, Sr. Hoh. dem Prinzen Emil, Oberzeugmeister Freund aus Ridda dem Prinzen George, jetzigem Inhaber des 3. Regiments, Oberförster Kuhn den hohen Verlobten, nämlich dem Großfürsten Thronfolger und der Prinzessin Marie, Ober-Finanzkammer-Calculator Köstens den Manen des großherzoglichen Hauses, Rechnungsprobator Reuling den frühern Corps-Chefs und Commandeurs, Kammermusikus Haller den gefallenen Waffenbrüdern, Thorschreiber Kimpel allen Behörden und Personen, welche das Festunternehmen unterstützt haben und endlich Schmiedmeister Lauber allen braven Veteranen, in entsprechenden Worten die üblichen Toaste. Ein ebenfalls von Hrn. Hauptmann Maurer eigends zu diesem Fest gegebenes Gedicht: »das Felddienstzeichen« machte den lebhaftesten Eindruck und wurde, wie ein von dem bekannten Dichter Subconrector Baum gegebenes Festgedicht, abgesungen. Es war ein erhebendes Gefühl, diese frühern Waffenbrüder von allen Ständen und Lebensaltern so treulich beisammen sitzen und mit strahlenden Augen sich ihrer frühern Kriegsthaten und bestandenen Abenteuer erinnern zu sehen. Es ist dieses ja meist die einzige Belohnung der Soldaten in ihrem Alter für die großen Aufopferungen, welche sie dem Vaterlande gebracht haben und daher unbegreiflich, daß es Menschen gibt, welche fähig sind, ein solches Fest lieblos anzufeinden, wie solches wirklich geschehen ist. Bis 10 Uhr blieb die fröhliche Gesellschaft beisammen. Dann wurde Retraite geschlagen und Jeder ging nach Hause. Die musterhafteste Ordnung, welche während beider Tage bei den Versammlungen dieser Männer so verschiedener Bildung herrschte, muß lobend anerkannt werden und macht den Theilnehmern alle Ehre.

An die Bürger Frankfurts a. M.

(Frankfurt, 27. Juni.) Wie heißt der Wunsch, der in diesen Tagen den Aermsten und den Reichsten unter euch beseelt? Das Monument am Roßplatz wollt Ihr immer sehen; Stein selbst, so sagt Ihr, trotzet nicht der Zeit; Tausende habt Ihr schon unterzeichnet, um zu verkörpern die schon verkörperte Idee des genialen Künstlers, der Euch gezeigt, was Euere freie Stadt als eine erste Zierde besitzen kann, besitzen muß. — So sucht denn Erz zusammen, bringt's hin an den Feierplatz, was Jahrhunderte in Frankfurts alten Rumpelkammern eingesperrt gehalten, dieses Erz trete an das Licht der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und fülle die großartig-edle Form zu einem der schönsten Monumente Deutschlands. Theater, Ball und Konzert tragen wie immer das Ihrige zur Ausführung bei; die Feier der Enthüllung, demnächst ersprießlich der Taunus-Eisenbahn- und Droschken-Anstalts-Kasse, veranlasse die Administrationen beider, die Revenüe eines einzigen Festtages der Ausführung des Monumentes zu weihen. Euer Säcular-Fest-Comité erkläre sich permanent bis zur Enthüllung des großartigen Denkmals und überliefere den spätern Jahrhunderten verkörpert die Feier des vierten Säcular-Festes der Erfindung Gutenbergs. Es werden Tage bestimmt, an welchen in jedem Hause Frankfurts Erze gesammelt werden; suchet nur, ihr werdet mehr als nöthig finden; fanden ja die Kinder Israels Gold genug zu ihrem abgöttischen Kalbe, gewiß! ein Frankfurter findet Erze in Menge zum Säcular-Monumente am Roßmarkt. Genehmiget diesen meinen Abschied von Frankfurt a. M. J. Wilhelm, Advokat.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 185. Freitag, den 3. Juli 1840.

Abschied von Mainz nach der Feier des Gutenbergfestes.

Wir scheiden dankerfüllt für alle Spenden,
Womit ihr Herz und Seele uns erquickt;
Das Fest, das ihr so würdig ausgeschmückt,
War reich an unvergeßlichen Momenten!

Der Nachklang solcher Weihe kann nicht enden,
Er wird vom Stundenwechsel nicht entrückt,
Was Tausende so geistig hoch beglückt,
Muß stets den Sinn zum Edlen, Schönen wenden.

Und können wir dies Fest auch nicht mehr schau'n,
Wenn einst es wiederkehrt nach hundert Jahren,
Doch keiner mehr von Allen, die da waren,

So laßt uns doch dem Glauben fest vertrau'n:
Daß unsre Geister sich ihm beigesellen,
Daß wir verklärt uns freudig wieder stellen.

J. Pirazzi,
Mitglied des Offenbacher Sängervereins.

Der Engel der Gerechtigkeit.

(Novelle von Heribert Rau.)

Kam ein Wanderer einst gegangen,
Ernst und still, bei'm Sternenschein,
Tausend Nachtigallen sangen
Rings umher im Blüthenhain;
Und wo Trauerweiden prangen,
Saß ein armes Kind allein.

»Kind, warum bist du so einsam geblieben,
»Lockt dich der Sterne hellfunkelnde Pracht? —
»Hast du was Liebes und darfst es nicht lieben,
»Klagst du dein Leiden der düsteren Nacht? — «

Die Melodie dieses Liedes, in ihrer schwermüthigen, zum Herzen sprechenden Weise, blies in reinen Tönen der Postillon des Postwagens, welcher jetzt durch das schöne Neckarthal Heidelberg zurollte. Noch lag die Nacht betäubend auf der Erde. Es war Mondschein; aber dichte Wolkenmassen flogen über den Mond, und zeigten die Gegend nur in blassem, ersterbenden Lichte. Die schwarzen Berge des Odenwaldes stiegen finster aus den kalten Fluthen empor, und graue Nebel zogen, in wunderlicher Gestaltung, gleich Elfen, um ihre Häupter. Selten blickte das Licht eines Fischers vom jenseitigen Ufer herüber. Die tiefe Stille unterbrachen nur die Töne des Hornes, die hie und da ein leises Echo nachäffte.

Die Gesellschaft, welche der künstlerische Postillon führte, hatte ein unruhiger Schlaf umfangen, und nur ein junger Mann starrte wachend vor sich hin.

Sein Herz war kalt, wie die Nacht, die ihn umwehte; seine Wünsche schlummerten den Todesschlaf, gleich der der ihn umgebenden winterlichen Natur. Kein Hoffen und Fürchten bewegte den Busen mehr, und selbst des Geistes Kraft schien gelähmt. Seine Gedanken klammerten sich an einen Gegenstand fest, und verschlangen sich in einander zu einem dunkelen Chaos. Ein unendlicher Schmerz, dessen betäubende Größe ihn wohl kaum jetzt denselben fühlen ließ, mußte des Jünglings Herz gebrochen, und ihn in jenen grauenhaften Zustand versetzt haben, welcher dem Unglücklichen das Mark des geistigen Daseyns aussaugt und ihn lebend die kalten Schauer des Todes kosten läßt. Doch nur kurze Zeit vermag der Mensch dies Seyn zu tragen; löst es sich nicht bald in Wehmuth auf, und zerfließt in heißen Thränenströmen, so senkt sich der Wahnsinn in das Gehirn und zerreißt auf ewig den Faden eines logischen Denkens.

Die Natur in ihrer erhabenen Ruhe, die Menschen bewußtlos in den Armen des Schlummers gewiegt, die Klänge, die trauernd wiederholten:

Horch, da ertönen vom Hügel die Worte:
»Was auch das Herz dir im Leben verspricht,
»Giebt erst die schlummerverleihende Pforte,
»Wanderer, beklage die Todten nicht!« —

alles dies wirkte glücklich auf den Erstarrten. Eine Hoffnung tauchte erwärmend aus dem Grunde der Seele auf: zu sterben, bald zu sterben an dem übergroßen Schmerze! — Die auf das Höchste gespannten Nerven ließen nach, und heiße Thränen flossen lindernd über des Jünglings bleiche Wangen. —

Nach einer Viertelstunde rasselte der Wagen durch das Thor der freundlichen Universitätsstadt, und hielt in wenigen Minuten an der Post. Die Passagiere rieben sich die Augen, stiegen aus, und vertheilten sich nach verschiedenen Richtungen, das

Ziel ihrer Reise verfolgend. Auch unser junger Freund hatte sich seinen kleinen Koffer geben lassen, und suchte, da der Tag noch nicht angebrochen, in dem gegenüberliegenden Gasthofe Schutz gegen den kalten Regen, welcher seit wenigen Augenblicken in reichlicher Fülle vom Himmel strömte.

Aus dem Bewußtseyn eigener Schwächen, der Abhängigkeit von einem in dunkeler Zukunft verhüllten Geschicke, geht das Mitgefühl hervor, welches das Elend unserer Nebenmenschen in uns erregt.

Auch mich, der ich mit jenem gebeugten jungen Manne von Stuttgart nach Heidelberg gereist war, trieb mehr als Neugierde — trieb ein herzliches Mitleid an, mich ihm zu nähern. Allein meine Versuche waren umsonst. Im Eilwagen selbst war ich zartfühlend genug, seine stille Trauer nicht in Gegenwart einer geistlosen, schnatternden Gesellschaft zu unterbrechen. In Heidelberg angekommen, entschwand er meinen Blicken, und erst nach einigen Wochen fand ich ihn wieder. Er war Maler und lebte unter dem Namen Augusti still und zurückgezogen; doch vereinte uns nach jener Zeit die Mittagstafel im „Prinzen Carl."

Der neue Ankömmling hatte ohne es zu wollen Aufsehen erregt. Seine schlanke Gestalt, beständig in einen einfachen, schwarzen Anzug gehüllt, der indessen nichts von dem fantastischen Wesen so mancher junger Maler unserer Zeit an sich trug, welche durch den Schein das zu ersetzen suchen, was ihnen an innerer Fülle entgeht, — sein blasses, interessantes Gesicht, sein ernstes, zurückhaltendes und doch bescheidenes Betragen — alles dies vereinigte sich, ihn auf einige Zeit zum Stadtgespräche zu machen. In den Winterzirkeln flüsterten die Mädchen seit seiner Ankunft viel von dem: „interessanten Maler", und wunderbare Gerüchte, deren Widersprechen aber von der Unlauterkeit ihrer Quelle zeigten, liefen von Mund zu Munde. Augusti schien nichts von dem allen zu bemerken. Er erschien in keiner Gesellschaft, hatte keinen Freund noch Bekannten, und sprach selten an der Tafel mehr als ein höfliches „Ja" oder „Nein", wenn ihn ein Tischnachbar durch eine Frage dazu zwang.

Auch ich hatte für einige Zeit Heidelberg zu meinem Aufenthalte erwählt, und frequentirte zu meiner weiteren Ausbildung verschiedene Collegien. Der Morgen oder Abend fand mich meistens, wenn es die Witterung nur im Entferntesten erlaubte, auf den Bergen, oder in den Ruinen des alten Schlosses, jenen herrlichen Trümmern einer grauen Vorzeit; und hier war es, wo ich den jungen Maler öfters traf. Einsam stand er dann meistens in einem der Thürme des östlichen Seitengebäudes und schaute der untergehenden Wintersonne, ja oft dem wirren Schneegestöber zu, denn noch hatte der Frühling gezögert, seinen sanften, belebenden Hauch über die starre Erde zu senden.

Gleiche Gefühle und ähnliche Gewohnheiten pflegen gemeinlich die Menschen an einander zu ketten. Hierauf bauend versuchte ich es einigemale mich, dem jungen Sonderlinge zu nähern, und durch Bemerkungen über Natur oder Kunst Gespräche einzuleiten, welche zu einer genaueren Bekanntschaft hätten führen können. Indeß auch diese Versuche scheiterten; denn seine Antworten waren zwar artig, aber kurz und bestimmt, und zeigten mir deutlich, daß ihm jede Berührung, auch mit mir, unangenehm sey. Ich gab daher mein Vorhaben auf; setzte zwar meine Spaziergänge vor wie nach fort, doch vermied ich Augusti, und besuchte von nun an vorzugsweise die jenseits des Neckars liegenden Berge, über welche der durch seine herrliche Aussicht berühmte Philosophenweg führt.

(Fortsetzung folgt.)

Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt.

V.

»In hundert — tausend Stunden in der Runde
»Ist unser Jubel wach,
»Die ganze Welt giebt davon dankbar Kunde
»Und strebet Deutschland nach.«

So lautet eine Strophe eines, dem Festcomité zu Frankfurt a. M. Namens der Kunstverwandten aus Darmstadt dargebrachten, beim Festmahle auf der Mainlust in gedruckten Blättern vertheilten und theilweise gesungenen Liedes nach der bekannten Weise: „Am Rhein, am Rhein" ꝛc. ꝛc. — Ja, auch hier war an den beiden Tagen unseres vierten Säkularfestes „der Jubel allenthalben wach", dies kann man wohl sagen; freilich nicht in dem Grade, daß derselbe zum widerlichen Scandale ausartete. Hat man diesen vielleicht von der einen oder der andern Seite vermißt? Und war der Festzug, die Enthüllung eines erhaben durchdachten Monumentes, bei dessen Anschauen wohl einem Jeden dankbare Gefühle das Herz durchdringen, nicht einer hehren, feierlichen Stimmung des Volkes würdig? Ich weiß es noch nicht, was ich mehr ehren soll: Diese oder einen unbändigen, Alles übertäubenden Jubel! Auch ist zu bemerken, daß der feierliche Act der Enthüllung, die eigentliche Pointe des Ganzen, durch die Heftigkeit des Windes, welcher die Umhüllung des schönen Monumentes früher weg wehete, als noch der Festzug im Cirkus angelangt war, fast ganz wegfiel und daß gerade dadurch der schönste Eindruck aufs Volk verloren ging. — Daß die Bewohner der Zeile und des Roßmarktes durch Fahnenaussteckungen, Blumen- und Laubgewinden an den Häusern ꝛc. ꝛc. sich dieser denkwürdigen hundertjährigen Festlichkeit hätten freundlicher bezeugen können, dies muß jedoch zugestanden werden.

Doch, der Beifall der Volksmenge fehlte bei unserem Feste nirgends, während des Festzuges sowohl, als auch während der Druckthätigkeit auf dem Roßmarkte; während der Abfahrt der der Festschiffe auf dem Maine nach dem Sandhofe sowohl, als auch während der verschiedenen Bewillkommnungsscenen einzelner Festzugsabtheilungen im Walde selbst. Ueberall lauter Jubel, Fahnen- und Tücherschwingen, und tausendstimmiges Hochrufen. „Die Bewegung, der Geist der Jubelfeier, wie sie sich entrollte und lebendig entfaltete (sagt ein sehr wahrheitsgemäß und schön geschriebener Frankfurter Bericht in einem Nürnberger Blatte); die Gefühle und der Enthusiasmus, wie sie sich unter den Festtheilnehmern kund gaben, die Gesinnungen und das Interesse an dem hehren Gegenstande, wie sie unter den Populationen von hier, von nah und fern, die sich herbeigedrängt*), sich dem Auge und dem Herzen darstellten, dies Al-

*) Es waren in der Festzugsabtheilung der Buchdrucker und Buchhändler sehr viele auswärtige Theilnehmer sichtbar: aus Elberfeld, Rheinbaiern, Darmstadt, Hanau, Pforzheim ꝛc. ꝛc.

les kann nicht mit Worten nachgezeichnet und getreu wiedergegeben werden." „Wie schön, wie belebt waren nicht viele der Häuser auf der Langenstraße und besonders der Allerheiligengasse mit unzähligen Fahnen Tüchern und sonstigen Festzeichen während des Festzuges geziert? Wie freundlich und voll waren die Fenster der Gebäude dieser Straßen mit hold grüßenden Damen geschmückt! Bis auf den Dächern erblickte man wagehalsige Schaulustige. Es waren dreizehn Schulanstalten, die den Festzug, als erste Abtheilung, eröffneten. Welch' ein rührender, ergreifender Anblick, alle diese frohen, jugendlichen Gesichter beiderlei Geschlechts, mit ihren vielen neuen, bunten und zum Theil sehr schönen Fahnen, und der vorausgehenden heiteren Musik! — Ebenso wohlthuendes Gefühl erweckend waren die darauf folgenden Gesangvereine unserer Stadt, in kräftigem Chor Festhymnen anstimmend, und ebenso munter ihre mit Emblemen verzierten Fahnen schwingend. Diesen folgten die Deputationen der hiesigen Gelehrten sämmtlicher Fakultäten *), so wie die Deputationen der verschiedenen wissenschaftlichen und Kunstvereine dahier, des Linien- und Stadtwehrmilitärs, der Quartiervorstände ꝛc. Die beiden letzten Abtheilungen hat der schon erwähnte Berichterstatter des Nürnberger Blattes sehr getreulich aufgefaßt. Er erwähnt darin u. A. der in eine Reihe von Sektionen getheilten Buchdrucker und Schriftgießer, mit ihren Marschällen und Zugführern, mit ihrer prächtigen Fahne und den Emblemen ihrer Kunst, und hebt vorzüglich auch, als den unstreitig interessantesten und glänzendsten Theil des Zuges, die vierte Abtheilung desselben hervor: „39 Zünfte folgten hier aufeinander, jede Zunft mit prachtvollen Fahnen und Standarten, mit sinnvoll und zierlich gearbeiteten Emblemen ihrer Gewerbe; es zeigten sich hier unsere reichen Innungen in ihrem vollen Pompe; nichts war gespart, ihre Blüthe und ihre Wichtigkeit darzustellen; lauter Jubel begrüßte die Fischer-, Metzger- und besonders die Bäcker-Innung, die von allen am zierlichsten sich bewegte; diejenigen der letztgenannten Innung, welche ihre Fahnen und Embleme trugen, waren gekleidet in himmelblaue Jäckchen, bis zum Knie herabfallende weiße Gewänder und weiße Strümpfe; ihre Mützen waren von blauer Farbe, mit weißen Schnüren verziert. Eine Abtheilung der Stadtwehr schloß den Cortège. Der Festzug zählte wohl über 4000 Personen, und in dem Zirkus und um ihn her auf dem Roßmarkte und in der Stadtallee waren gewiß an 30,000 Menschen zusammengehäuft. Die Witterung begünstigte die Feier, die ohne die geringste Störung und ohne irgend einen Unglücksfall vorüberging."

Ein sehr denkwürdiges, aus der Zeit der letzten Kaiserkrönung herrührendes Kuriosum ließ auf einem kostbaren Kissen die Bäcker-Innung ihrer Abtheilung vorantragen: es war dies der schwer mit Gold durchwirkte Geldbeutel, aus welchem der kaiserliche Reichsschatzmeister nach der Krönungs-Ceremonie unter das versammelte Volk Gold- und Silberstücke auswarf. Nach dem Schlusse einer solchen Geldvertheilung ward dann jedesmal der sehr werthvolle leere Beutel selbst unters Volk geworfen, welchen zu erringen bei der letzten Kaiserkrönung einem Bäckergesellen das Glück zu Theil wurde. Er mußte dies damals aber beinahe mit seinem Leben verbüßen, denn er wurde von andern Neidhämmeln so übel durch Faustschläge zugerichtet, daß er halb todt in's Spital gebracht werden mußte. Später jedoch gründete dieser Beutel jenes Bäckergesellen künftiges Lebens-Glück, da er denselben gut verwerthen konnte. Er ließ sich in dem benachbarten kurhessischen Dorfe Seckbach häuslich nieder, verheirathete sich glücklich, und seinem rechtmäßigen Sohne ward bei unserem vierten Säkularfestzuge die Ehre zu Theil, jenen Krönungsbeutel im Zuge tragen zu dürfen! Er erregte die allgemeinste Aufmerksamkeit und Bewunderung der Zuschauer.

Noch muß erwähnt werden, wie freundlich und beifällig am Abende des ersten Festtages das hell beleuchtete Festschiff unserer Bäcker, Metzger und Schiffer, als es sich, dem Mainstrome herab, der Mainlust näherte, mit tausendstimmigem Hoch von den Gästen der brillant illuminirten Mainlust begrüßt wurde. Raketten schossen in die Lüfte, Geschütze donnerten, und in diese Töne vermischte sich ein freudiges Hurrah-Rufen. Auf der höchsten Spitze des Mastes und den obersten Stufen der Schiffsleitern standen, wie in der Luft schwebend, die zierlich und festlich gekleideten Schiffsjungen und schwenkten ihre Hüte unter frohem Jubelschalle. — Auf dem Sandhofe hatten sich am Nachmittage des ersten Festtages auch die Staabsoffiziere und Adjutanten unserer Stadtwehr und ein großer Theil ihrer Offiziere, mit Anschluß einiger Stadtwehrmänner und Civilisten, zu einem frohen Mahle vereinigt, und dadurch ihre warme Theilnahme an dem Feste bethätigt, so wie sie durch ihre musterhafte präcise Dienstleistung schon bei dem Fest-Akte, am Morgen dieses Tages, sich den Dank der Bürgerschaft erworben hatten. Bei dem heiteren Mahle selbst vermehrten einige sinnige, unter Geschützessalven dargebrachte Toaste die Würde der Sache und erhoben den Frohsinn der Anwesenden, unter welchen sich auch viele Frauen befanden. Das Balkon-Portal des Sandhofs war freundlich mit Fahnen und frischem Eichenlaub geschmückt.

Ueber das Festmahl auf der Mainlust, dem Haupt-Festbankett, stimmen wir ebenfalls ganz in das Urtheil eines Anderen ein, der sich darüber sehr richtig also äußerte: „Der Toaste wurden viele und mannichfache ausgebracht; aber sie alle waren von einem schönen, edlen Geiste belebt; in ihren Beziehungen verschieden, stimmten sie alle in der Richtung überein auf die wahren und höchsten Interessen der Menschheit, auf Humanität und Civilisation, auf deren Belebung und Förderung durch die Presse, durch das freie Wort; den Prinzipien der bürgerlichen Ordnung, dem völkerbeglückenden Frieden, dem weisen Fortschreiten, dem aufopfernden Patriotismus wurden enthusiastisch begrüßte Huldigungen dargebracht." Der zweiten Abtheilung des „Gedenkbuchs zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Frankfurt a. M." bleibe es vorbehalten, jene schönen Trinksprüche ausführlich und vollständig mitzutheilen. In unserem beschränkten Rahmen würde dies uns zu weit führen.

A. H.

*) Die theologische Fakultät war repräsentirt durch die Herren: Pfarrer Becker, Pfeiffer und Kirchner aus der Stadt; Pfr. Minner, von Heusen, Pfr. Vogel, von Bonames, Pfr. Sell, von Niederursel. Von der reformirten Gemeinde durch die Herren: Consistorialrath Appia und Pfarrer Schrader. Außerdem schloß sich noch an: Hr. Metropolitan Pfarrer Böhm von Bockenheim. — Die Glieder der juristischen Deputation waren: Die Herren Doktoren Haag, S. Müller, Glar, Kumpf, Georg Fresenius, Manhayn, Burkard, Rector, Hessenberg und Glöckner. — Die der Aerzte: Die Herren Doktoren Cretzschmar, Schilling sen., Prof. Kestner, Fabricius, Lorey, Chr. B. Müller, Heinr. Wolff und Embrn.

Korrespondenz.

München, im Juni.

Noch nie ist das Gastspiel eines Schauspielers mit einem solchen Erfolg gekrönt gewesen, wie das von Emil Devrient. Wir erinnern uns nicht, daß einer Sängerin, ja nicht einmal einer Tänzerin, ein solcher Triumph geworden. Er debütirte in Hamlet und wurde fünfmal gerufen und so ging es fort in allen Vorstellungen. Auf sechs Rollen war er engagirt und er gab deren zehn. Seine letzte war wieder Hamlet und er wurde neunmal gerufen, am Schlusse dreimal hinter einander mit dem stürmischen Rufe: »Hierbleiben« und Kränze, Blumen und Gedichte durchflogen das Haus. Es soll ihm von der Intendanz ein glänzendes Engagement angeboten worden seyn, das er aber nicht angenommen hat. Emil Devrient ist unstreitig der vorzüglichste Schauspieler Deutschland's im Fache der Liebhaber. Was ihn über die andern erhebt, ist der Umstand, daß er eben so gut Charakteristiker als Liebhaber ist, daß er nicht nur Leidenschaften, sondern immer Menschen gibt, daß sich nicht allein die Dichtung in seiner Individualität spiegelt, sondern daß er sie völlig verkörpert. Was ihn gleichfalls vor Andern auszeichnet ist, daß er, der mit seinem lebendigen Gefühle, seinem reichen und tiefen Gemüthe, der seltenen äußeren Mittel gar nicht zu gedenken, schon hinreißen könnte, sich die Mühe nicht gereuen ließ, seine Kunst bis in die geringsten Details zu kultiviren und mit dem Verstande zu durchdringen, was für diesen ein rühmliches Zeugniß ablegt. Er gleicht jenen trefflichen Dichtern, die schöne Ideen auch eines schönen Gewandes würdig hatten und es nicht verschmähen, an der Glätte des Verses Tage und Nächte zu feilen. Wäre Devrient kein Historienmaler, so wäre er noch immer einer der besten Genremaler, und neben dem Vorzuge, der Begabteste seines Faches zu seyn, hat er auch das Verdienst, der Fleißigste zu heißen.

Mainz, 30. Juni.

Den bisher mitgetheilten Berichten über die Säcularfeier in Mainz muß nachgetragen werden, daß am 26. im Rheinischen Hofe eine gleich zahlreiche Gesellschaft, wie im Gutenberg-Casino, Tags zuvor zu einem Mahle sich vereinigt hatte, bei welchem, unter fröhlichster und herzlichster Stimmung aller Anwesenden, ebenfalls mehrere Toaste ausgebracht wurden. Wir bemerken unter diesen den eines der Comité-Mitglieder auf die fremden Liederkränze, welche so viel zur Verherrlichung der Feste beigetragen, und den des geheimen Hofraths von Münch aus Stuttgart, im Namen der hier noch anwesenden fremden Literaten, auf das Wohl der schönen und liebenswürdigen, sinnigen und geistreichen Frauen und Jungfrauen der »guldenen«, alten, in diesem Punkte immer jungen und reichen Mainz, welche auch diesmal die herrlichste Zierde des größten aller Nationalfeste gebildet. Dieser Toast wurde mit donnerndem Beifall erwiedert.

Darmstadt, 23. Juni.

Kürzlich waren die Bewohner eines Districts der Altstadt, an der Waisenpumpe genannt, Augenzeugen eines merkwürdigen Vorfalles. Ein daselbst auf Miethe wohnender Schuhmacher wurde früh Morgens um 5 Uhr mit seiner Familie von Bauhandwerkern aus dem Schlaf geweckt und ihm eröffnet, daß die von dem Hauseigenthümer angeordneten Bauarbeiten sogleich beginnen würden. Der Mann erschrack nicht wenig, entschuldigte sich wegen seines verzögerten Auszugs durch die andauernde Krankheit seiner Frau und bat, aus Rücksicht für diese und seine weinenden Kinder, die beabsichtigten Arbeiten für jetzt noch nicht vorzunehmen. Nachdem einige Zeit vergebens unterhandelt worden war, trinnerten sich die Handwerker der Instruction des Hauseigenthümers und schritten ohne Weiteres zur Arbeit, indem sie mit Axthieben die Gesache einschlugen. Plötzlich war das geschlossene Logis in eine luftige Sommerwohnung verändert. Groß war der Zusammenlauf aus der Nachbarschaft und die erstaunte Menge wußte nicht, was sie in dem ersten Augenblicke der Ueberraschung von dieser merkwürdigen Verwandlung denken und urtheilen sollte. Da saß nun die arme Familie in einer den Winden und den Blicken der Nachbarschaft bloßgestellten Wohnung, während die kranke Frau, welche später zu ihrem Bruder gebracht wurde, sich nicht von ihrem Lager erheben konnte. Wer es sah, konnte nicht ungerührt vorübergehen und Salzmann, wenn er noch lebte, würde für eine neue Auflage seines »Himmels auf Erden« hier keine Beiträge gesucht haben. Ein gerichtlicher Einhaltebefehl beugte der gänzlichen Demolirung der Wohnung vor, welche der bekümmerte Vater mit seinen Kindern bis jetzt noch nicht verlassen hat.

Mannigfaltigkeiten.

(Zürich, 17. Juni.) Die hiesige Zeitung berichtet: Letzten Montag feierte der Sängerverein der beiden Seeufer sein Fest in der Kirche Neumünster und hernach im Seefeld, unter der Festhütte des dortigen Lustgartens. Es mögen etwa 600 bis 700 Sänger und Gäste versammelt gewesen seyn, dicht gedrängt war Abends die Menge der Lustwandler. Das Mittagsmahl war ein Fest des zum erstenmal wieder sich unter freiem Himmel begrüßenden Freisinnes. Die Toaste wetteiferten beinahe, dieß kund zu thun und mit ihnen wetteiferte der Applaus. Beherzigenswerth ist dies, weil der Sängerverein der Seeufer zu allen Zeiten die für edlere Geselligkeit empfängliche Jugend vorzugsweise vereinigt hat. Hr. Pfarrer Sprüngli von Thalweil, Präsident des Vereins, brachte den ersten Toast der Gemeinde Neumünster: er sprach sinnig und gemessen von der vereinigenden Kraft des Gesanges im Volksleben. Nach längerer Pause ließ Hr. Sekundarlehrer Zollinger die freie Schule hochleben. Etwas frembartig war darauf die lange Rede des Hrn. Pfarrer Tobler, der in populären Sätzen ein vollständiges theologisches System vortrug: gleichwohl erhielt er lauten Applaus, der wohl zum größern Theile vorzüglich dem Muthe galt, womit Hr. Tobler seine Lehre auszusprechen wagte. Allgemeine Heiterkeit verbreitete Hr. Bär durch einen mit geistreichen Wendungen vorgetragenen Toast auf die Hottentotten, unter denen die Aufklärung auch anbreche. Hr. Bezirksrichter Hüni von Horgen ließ die Gemeinde Thalweil hoch leben, worauf der dortige Sekundarlehrer, Hr. Honegger, eine feurige Gesundheit auf die Harmonie ausbrachte, die auch Gegensätze verbinde.

»Wenn ich«, sagt Dr. Franklin, »ein Haus mit guten Büchern und Zeitungen wohl versehen erblicke, so bin ich gewiß, auch verständige und wohlerzogene Kinder daselbst zu finden; sind aber keine Bücher und keine Zeitungen vorhanden, so sind die Kinder, wenn nicht verwahrlost, doch gewiß unwissend.« (Hört! hört!)

Erklärung.

Eine bedeutende Krankheit, von welcher ich durch Gottes Hülfe genesen bin, ist die Veranlassung gewesen, daß man mich in mehreren deutschen Zeitschriften für todt ausgab, wodurch sich diese Nachricht immer mehr verbreitete. Ich würde dieser Kunde nicht erst widersprochen haben, wenn mir nicht von vielen Seiten aus der Nähe und Ferne her Beweise von Theilnahme gekommen wären, daß ich mich gedrungen fühle, Allen, die sie durch Briefe an meine Verwandten und öffentlich aussprachen, auf das Innigste zu danken. Besonders danke ich mehreren Bewohnern der Städte, in welchen ich öffentliche Versuche im Stegreifdichten machte, herzlich. Ich gedenke, später wieder eine Kunstreise zu machen und wünsche nichts mehr, als daß die Theilnahme und Nachsicht des Publikums ferner meine Stegreifdichtungen und poetischen Bestrebungen begleite.

Dresden, 24. Juni 1840. Caroline Leonhardt-Lyser.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4. Juli. Die Schule des Lebens, dramatisches Mährchen in 5 Abth., von Raupach. (Gastrolle) Don Ramiro, Sancho Perez: Hr. Emil Devrient, königl. sächs. Hofschauspieler zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 186. Samstag den 4. Juli 1840.

Der Engel der Gerechtigkeit.

(Novelle von Heribert Rau.)

(Fortsetzung.)

Der Winter war längst dem belebenden Strahle der Sonne gewichen. Der Wind, die Schwüle mildernd, wiegte sich auf gelben Kornfeldern; die Nachtigall war verstummt und die Lerche nur schmetterte aus blauen Höhen ihr wonnig Lied. Die Früchte reiften einem reichen Herbste zu — kurz Alles erinnerte mich, daß der Zeitpunkt heranrücke, in welchem ich Heidelberg, nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten, verlassen müsse. Ich hatte des Vergnügens viel genossen; manch inhaltschweres Wort gehört; mich warm und trunken am Busen der Natur geschwelgt, und trennte mich daher nur ungern von der freundlichen Stadt und ihrer reizenden Umgebung. Allein ich mußte dem Ruf der Pflicht Folge leisten, und kündete sonach eines Mittags während der Tafel meinen mitspeisenden Bekannten an, daß ich in wenigen Tagen nach München abreise, um einige Familien-Angelegenheiten auseinander zu setzen, die mich wahrscheinlich auch den Winter hindurch dort halten würden. Man beneidete mich um das Glück, so viele Kunstschätze mit Muße bewundern zu können, scherzte und sprach für und gegen den Ort.

Denselben Abend nahm ich, nachdem es kühl geworden, Hut und Stock, um meinen gewöhnlichen Spaziergang zu machen. Ich gehe die Treppe hinab, ein sauber gekleidetes Dienstmädchen tritt mir entgegen und fragt nach meinem Namen. Ich gebe mich zu erkennen, und empfange dagegen von ihr ein Billet, in welchem ich mit höchstem Erstaunen folgende Worte lese:

„Mein Herr!

Wenn Sie, über kleinliche Neugierde erhaben, Gefühl für die Leiden ihrer Mitmenschen hegen, und keine jener gewöhnlichen, erbärmlichen Naturen sind; sich auch bereit achten, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, so treffen Sie diese Nacht 11 Uhr an der „alten Eiche" des Kaiserstuhles ein."

Augusti.

Ich konnte mich kaum von meiner Ueberraschung erholen. Augusti, den ich gesucht, der mich wiederholt zurückgestoßen, den ich fast vergessen hatte — Augusti, der finstere Sonderling mit den bleichen, starren Zügen, — der Abenteuerliche, über welchen so manches unheimliche Gerücht umlief — hatte sich mir selbst genähert, und, freilich auf eine etwas ungewöhnliche Art, um ein Rendezvous nachgesucht. Mein früheres Interesse für diesen jungen Mann wurde neuerdings wach; ein seltsames, mir selbst räthselhaftes Etwas zog mich zu ihm hin. — Ich war entschlossen, zu kommen.

Wenig erhabnere Anblicke kann es geben, als der, welcher sich mir die kommende Nacht darbot.

Im Mondenlichte lag vor mir aufgedeckt eine weite, kaum übersehbare Welt. Kein Laut, keine Bewegung; selbst die Luft war still, und die Bäume der Blätter bewegten sich nicht. Tief unten drängte sich der Neckar — ein Silberstreifen — durch die Kluft schwarz belaubter Berge. Schlafend, stumm und geräuschlos lag die Stadt. Ueber ihr wachte, wie ein furchtbarer Drachen, das alte Schloß, und hob im bleichen Glanze die zerrissenen, gewaltigen Mauern empor; mahnend an das Schicksal alles Irdischen. Ueber die fernen Berge hoben sich Berge; über Gipfeln thronten Gipfel, bis fernhin die zackige Aussicht in unsichere Linien zerrann. O! es war ein Anblick, groß, unendlich groß und erhaben, und die Gottheit umwehte mich, und blickte mich an und sprach: „das bin ich!" Da rauschte es; bebend wendete ich mich um, und starre in das Todtenantlitz Augusti's.

Einige Minuten mochten wir uns stumm einander gegenübergestanden haben, da faßte ich mich, trat meinem unbekannten Freunde näher und ergriff seine Hand. Aber die meine erbebte in seiner, die kalt wie Eis war.

„Räthselhafter junger Mann", hub ich dann an, „Ihr gestriges Billet beschied mich hierher. Kindische Neugierde war nie die Triebfeder einer meiner Handlungen. Sie schienen zu leiden, tief und schwer zu leiden, und dies zog mich zu Ihnen hin; denn Freundschaft vermag oft die tödtlichsten Wunden zu heilen, und diesen Balsam wollte ich Ihnen bieten. Sie stießen mich zurück. — Was Sie nun von mir verlangen, was Sie mir vertrauen wollen, bin ich erwartend. Sie sprechen zu einem Manne, der jedenfalls Ihr Vertrauen zu schätzen weiß, und welcher sich in jeder Beziehung über die kleinlichen Ideen der Alltagsmenschen zu erheben vermag."

„Was Sie hier sagen" — entgegnete Augusti mit der ihm eigenen Monotonie — schien mir Ihr Handeln zu beweisen. Ihr stolzes Zurückziehen ehre ich, und weiß, daß Sie mich oft schon gegen jene albernen Erzählungen, die müßige Zungen über mich in Umlauf brachten, vertheidigten. Sie, mein Herr, sind der

einzige Mensch, zu dem ich Vertrauen fassen kann, und welchem sich mein Herz öffnen wird. Ich richte eine Bitte an Sie, die Sie mir erfüllen werden, so weit es in Ihren Kräften steht; dafür bürgt mir Ihr Menschenwerth. Doch ehe ich sie ausspreche, hören Sie meine Geschichte. — Nein, bei'm allmächtigen Gott!" — rief hier der bleiche Jüngling, und seine Stimme schwoll zur Donnerkraft, und er hob die Rechte wie zum Schwur in die Höhe, und das Mondlicht umfloß die schwarze, hagere Gestalt geisterhaft und dehnte sie riesig aus. „Nein, ich bin kein Mörder! aber ich sah morden, und fiel selbst, ein Opfer der niedrigsten Leidenschaft. Mein Glaube an Gott und die Menschheit ist zertrümmert, — mein Körper wandelt unter den Lebenden, aber er führt ein Scheinleben, dem die Seele mangelt. Meines Geistes Flügel sind zerbrochen; unwillig windet sich mein Ich in den irdischen Fesseln, es lechzt nach Jenseits, und wendet sich mit Eckel von der blutgetränkten Erde!" —

Er schwieg. Die Blitze seiner Augen erloschen, der Arm sank zurück, und die gewohnte eisige Ruhe breitete sich wieder unheimlich über seine Gesichtszüge. Tief ergriffen vermochte ich kein Wort zu sprechen; maschinenmäßig folgte ich seinem Wink, und ließ mich auf eine nahstehende Bank nieder. Augusti setzte sich zu mir, und sah eine kleine Weile kalt und starr in die lautlose Nacht, als sammle er Erinnerungen längstvergangener Zeiten. Da zitterte eine Thräne in seinem Auge, er wischte sie sorgfältig ab, so daß der salzige Tropfen an seinem Finger hing. Hoch hob er dann die Hand in die Höhe, daß der Tropfen im Mondlichte schimmerte, und rief mit einem bittern Lächeln: „Eine Thräne? — ich eine Thräne?! — Ach ja!" — setzte er dann wehmüthig hinzu — „sie gehört der Jugendzeit, die ich zu enthüllen bereit bin."

(Fortsetzung folgt.)

Ischia.

(Von Fr. Aulenbach, Stud. jur.)

(Zweite Abtheilung.)

Von meiner Wohnung aus durchkreuzte ich die Inseln nach allen Richtungen. Wie belohnend und erheiternd ist nicht eine solche Wanderung! Kaum hat man ihren Umfang von etwa 5 deutschen Meilen gemessen, so wünscht man immer wieder diesen einzigen Spaziergang zu erneuen. Man wird ihn nicht satt, nicht müde. Ewig wird diese Tournée ein Prachtexemplar in dem Bilderbuche meines italienischen Wanderlebens bleiben. Freilich muß man sich begnügen, ihn schon zu Fuße zu machen, denn auf der ganzen Insel sieht man sich vergebens nach einem Pferde oder einem Wagen um. Kaum daß ein Karren zu haben ist. Schwächliche Frauen, die nicht auf Eseln reiten können, müssen sich in einer Sänfte tragen lassen.

Alle Bäder, Wirthshäuser, so wie, nebst Ischia, die drei andern Orte der Insel: Casamicciola, Lacco und Forià, der bedeutendste von allen, befinden sich auf der Nordostseite. Die durch den Berg Epomeo davon getrennte Südseite ist wilder und ihrer Felsen und Lavablöcke wegen, weniger zum Anbau geeignet.

Der Weg nach Forià durch das Innere der Insel längs dem Fuße des Berges hin über Lacco, Ischia am Ufer zurück, ist außerordentlich schön, und man kann nicht aufhören, mit Entzücken eine Kultur zu bewundern, die wohl selten — La Cava etwa ausgenommen — ihres Gleichen hat. Der Winter ist hier ein Frühling und die Vegetation geht ununterbrochen fort. Aller Segen des Himmels quillt in schwellender Fülle aus dem warmen, üppigen Boden hervor. Nur mit Lächeln scheint der Himmel über diesen Fluren zu weilen. Welche Düfte! welche milde Luft! Feigen und blühender Rosmarin, Citronen und Pomeranzenbäume und der Flor von Duft, der fast sichtbar darauf schwebt, geben diesem Lande das Ansehen eines Göttergartens. Dem Fuße des Wanderers schwillt die Erdbeer entgegen und über ihm beugt sich die saftigste Limona nieder. Er schreitet über den schönsten Blumenteppich, vermischt mit den dunkelglänzenden Blättern der Myrthe, der gelben Taglilie, der Pistacie und der brennend rothen Granatblüthe, mit dem rosenroth blühenden Cistus, dem prangenden Gold der Arnopogon und der schlanken edelgeformten afrikanischen Tamariske. In welcher Brust hätte ein solcher Anblick nicht schwärmerische Gefühle erweckt? Wer empfände da nicht, daß der Sinn der Schönheit schon von Geburt an unserer Seele Mitgift war? Wer gedächte da nicht des Titan und Jean Paul's? Fürwahr, keine reizendere, romantischere Stätte, als hier die Wirklichkeit gewährt, konnte der Dichter als Scene für den glänzendsten Theil seines Romanes wählen. — Geliebter! ich bin in meinem Element; ich bade mich in den Strahlen jeglicher Schönheit. Ein neuer Himmel hat sich mir aufgethan, was für Seeligkeiten wird er noch auf mich herabströmen! Schon der Gedanke macht mich unaussprechlich seelig. Während bei Dir Erstarrung und Reif herrscht und vielleicht noch Schnee die kalten Fluren überdeckt — begrüße ich ein blühendes Enna nach dem andern. O hätte ich nur die wundervolle Zauberlaterne der Fantasie, wie wollte ich Dich mit dem italienischen Blüthenhimmel bekannt machen, wie ließe ich den Duft der Orangen und Myrthen zu Dir hinüberwehen und Deinen trocknen Fuß am Lesepult mit den grünen Wellen des Golfes von Neapel bespülen! Oder wärest Du nur jetzt an meiner Seite, wie wollte ich Dich in diese Paradiese einherleiten! Das allgemeine Leben, das hier herrscht, ladet jede Creatur ein, die unbekümmert um die morgigte Stunde nur im Augenblick schwimmt, er mag zu neuer elisischer Wonne, oder in's Thal der Schatten führen. O da ist Leben und Genuß, ist Jugend, Liebe und Freiheit! Bei diesen Stunden, die sich in ewigem Tanze der Horen um mich herumschwingen, bei diesem Taumel von Lust und Vergnügungen, der alle meine Sinne umschwirrt, verschwindet alles Niedrige. Ich lebe ein Leben, wie die Götter im Homer, ferne von Vergangenheit und Zukunft. Vergib dem Schwärmer! Sag', wer möchte da nicht, so lange er wenigstens in diesem Elisium säumt, aus dem gewohnten Gleise seines Lebens heraustreten. Dessen Brust müßte, mit Horaz zu sprechen, von dreifachem Erz umgürtet, es müßte jeder Funke von Schönheit und Naturempfänglichkeit in seinen Adern erstorben seyn, der hier nicht in Begeisterung geriethe, oder doch wenigstens in Dankergießung ausbräche gegen den großen, unsterblichen Bildner. Vergib dem Schwärmenden! denn es wird eine Zeit kommen, wo er nicht mehr schwärmen kann und wo diese Jugendthorheiten mit ihren Sympathien, Götter- und Feengedanken erlöschen werden; und von allen diesen Herrlichkeiten bleibt dann, wenn uns einmal das Netz der philiströßen Alltäglichkeit umgarnt und der Ernst der Geschäfte und Entbehrungen tiefe Furchen in unsere Stirne eingegraben hat, nur die

Rückerinnerung an jenen Vollgenuß, der uns die Erde einst zum Himmel, jeden Menschen zu einem Bruder und jedes weibliche Wesen zur Lichtgestalt eines Engels erhob. Wir sind dann klüger, weiser geworden; ob auch glücklicher? — frage Dein Herz!

(Schluß folgt.)

Gedankenfragmente.

Als auf den Allmachtsruf: „Es werde Licht!" die Finsterniß verschwand, da sandte der Schöpfer der Welt des Himmels erstgeborne Tochter „Vernunft" auf die Erde, um ihre jüngeren Schwestern „Freiheit, Tugend, Religion" für ihren künftigen Lebensberuf zu weihen. Damit die Unvernunft nicht die Herrschaft über die Vernunft gewinne, überkam Letztere mit ihrer erhabenen Sendung zugleich die Hoheitsrechte ihres Senders. So vollzieht sie nun schon Jahrtausende die Rathschlüsse des Schöpfers; und schien sie auch zu Zeiten der feindlichen Uebermacht zu erliegen, immer erhob sie sich wieder siegreich aus ihrer Unterdrückung. Ihr Diadem ist kein vergängliches Gewebe von Gold und Seide, nein, es ist die Herrlichkeit der durch sie organisirten Weltordnung, die von ewigem Urlichte widerstrahlt.

Leider ist die Vernunft, diese legitime Regentin menschlicher Handlungen, nicht selten von eigensüchtigen Rathgebern, den Leidenschaften der Seele, umgeben, welche sich hochverrätherisch die Zügel der höchsten Lenkerin anmaßen, und wider ihren Willen die Menschheit tyranniſiren. Auf den Thron der gestürzten Vernunft setzen sie ihre despotische Gesetzgebung, und indem ihr Richteramt der Vernunft den Stab bricht, werden sie ihre eigenen Verurtheiler. Wohl der Menschheit, wenn die Vernunft die Verschwörung der Leidenschaften nicht zu spät entdeckt, und vor ihrem Machtgebote die Empörer sich beugen.

* * *

Jahrtausende lang umkreiste der Erdball seine eliptische Bahn, ehe der Tag der großen Erfindung anbrach; viel Tausend Rotationen machte er, bis der Mainzer Patrizier erschien. Kadmus brachte dem Morgenlande nur todte Buchstaben, Gutenbergs Genius aber gab dem Abendlande lebendige (bewegliche) Schriften. Dadurch wurden die sonst geplagten Ordensbrüder des Ulphilas, deren Haß allmählig der besseren Erkenntniß wich, quiescirt. Das Unerhörte der Kunst machte ihren Erfinder der Zauberei verdächtig, förderte aber desto mehr die Ausbreitung von jener. Wie Barthold Schwarz der Hölle das Feuer geraubt, so raubte Gutenberg dem Himmel das Candelaber, worauf der Geist seine leuchtende Fackel gesetzt. Wäre die Druckerkunst der Kindheit des Menschengeschlechtes entsprossen, dann hätte die Papyrusstaude nicht genügt, Gedanken und Worte festzubannen. Moses entlieh die Schöpfungsgeschichte dem Munde der Tradition; die zehn Gebote Gottes, die er auf dem Sinai empfing, die Gesetze der Griechen und das Zwölftafelgesetz der Römer lebten in Stein, Holz und Erz; ja die ganze Schule des klassischen Alterthums war untreuen Händen anvertraut, daher manche Mängel, Lücken und Fälschungen. Wie konnten nun diese geistigen Produkte, die moralischen Schätze der früheren Menschenkultur ohne Schriften „Satz und Druck" vervielfältigt und ein Gemeingut Aller werden? Hätte die Typographie schon zu Aristoteles Zeiten geblüht, wahrlich, sie wäre eine Brandversicherung für die Bibliothek von Alexandrien gewesen.

Die fürstlichen Zeitgenossen Gutenbergs, Kaiser Friedrich III. und Kurfürst Diether von Ysenburg belohnten nicht das hohe Verdienst des arg- und anspruchlosen Mannes, dem seine Kollegen die Kunst abgestohlen, um ihn, der sich ihr geopfert hatte, darben zu lassen. Kein Mal bezeichnet die Stätte, wo die verdorrten Gebeine des Sorgenlocher Mainzers ruhen; aber aus des neunzehnten Jahrhunderts reinerem Kultus erhoben Denkmäler von Marmor und Bronze sich seinem unsterblichen Namen.

Ach könntest Du, bärtiger Weise, der Du einst umbeweint dem Leben entschliefst, doch jetzt Hörer des melodischen Hymnus seyn, den begeisterte Chöre Deiner vierten Säcularfeier anstimmen! Aber kannst Du auch nicht als leiblicher Zeuge erscheinen, so weilt doch Dein Geist in den jubelnden Reigen der um das Symbol der Presse versammelten Nationen.

Nimm hin, o Verklärter, den Immortellenkranz, den ein dankbarer Verehrer Dir gewunden.

Joh. Art.

Der Wahrheit die Ehre!

Frankfurt, 2. Juli. — (Eingesendet.)

Wenn es sich mehrere hiesige Korrespondenten auswärtiger Zeitungen zur Aufgabe gesetzt zu haben scheinen, den Verlauf unseres Säcularfestes in mehrfacher Beziehung zu verunglimpfen, einige sogenannte Kaffern sogar glaubten, keinen guten Faden daran lassen zu dürfen, so möchte zur Steuer der Wahrheit hier nur gefragt werden dürfen: In welcher andern Stadt war ein pompöserer Festzug? Wo eine würdigere Haltung der Masse? — Welche Stadt hatte zur Feier des Tages ein solch eigends dafür gefertigtes, herrliches Monument aufzuweisen? — Wo herrschte eine ungezwungenere Fröhlichkeit und wo wurden, unter gleichen Verhältnissen, würdigere und freimüthigere Worte in Reden und Toasten gehört, als bei unserm Mainlust-Bankett? — In welcher Stadt kamen in wenigen Minuten von einigen hundert Personen 6000 fl. für einen schönen Zweck zusammen? — Wo war ein jovialerer Festball als der bei Hrn. Fay? — Welche Stadt hat eine solche Ausstellung aufzuweisen? — Beweist es etwa keinen Enthusiasmus, daß sich bei Abgang der Festschiffe zum Waldfest die beiden Mainufer mit vielen Tausenden gefüllt hatten, während Unzählige aus Fenstern und von Dächern herab die Abfahrenden mit wehenden Tüchern und freudigem Zuruf begrüßten? — Wo wurde, wie bei unserm Waldfest, jeder Platzregen mit einem donnernden Vivat von so vielen tausenden, zwar durchnäßten, gleichwohl aber vom besten Humor Beseelten, begrüßt? — Bedarf es noch mehr, jenen schmähsüchtigen Correspondenten die Larve zu lüften, so erinnern wir noch an den zweiten Festabend, wo eben jene tausende aus dem Walde jubelnd Heimkehrenden im Bewußtseyn, daß ein so hehres Fest auch würdig beschlossen werden müsse, in geordneter Masse, mit Fahnen, Sang und Klang nochmals vor das Monument zogen, dem Gefeierten ein dreimaliges donnerndes Hoch ausbrachten, dann ruhig auseinander und nach Hause gingen? Hieß das nicht dem Ganzen die schönste Weihe geben? Und solche Bevölkerung erkühnt man sich, zu schmähen, des Kaltsinns zu beschuldigen?! Allerdings verhielt sich die größere Masse der Bevölkerung während dem Festzug ruhiger, als vielleicht Manche wünschen mochten und erwartet hatten; aber war dies nicht vielmehr Achtung vor der hehren Feier, die

man nicht stören wollte? — Der Frankfurter ist nun einmal nicht so, wie z. B. der freier sich bewegende Rheinländer, und ohne ungerecht zu seyn, muß man jeden nach seiner Eigenthümlichkeit beurtheilen. Daß übrigens bei einem solchen Feste, wo sich so mannigfache Interessen durchkreuzen, mancher in überspannter Eitelkeit sich Ueberschätzende und für eine Hauptperson haltende, vielleicht nicht hinreichend berücksichtigt fand und darum nun der Sache grollt, — ließ sich voraussehen, und daß gewisse Dutzend-Korrespondenten *) auswärtiger Zeitungen in diese Kathegorie gehören müssen, stellt sich immer mehr heraus. So erklärt sich denn auch das Gerücht, als sey bei unserm Gedenkbuche noch eine nachträgliche Censur ausgeübt und dasselbe verstümmelt worden und was der Verunglimpfungen noch mehr seyn mögen. Wären vielleicht gewisse Herren als Mitarbeiter zugezogen worden, so würde man auch dieses Gerede nicht verbreitet haben.

Korrespondenz.

Mainz, 1. Juli.

Die öffentlichen Ausstellungen von Kunst- und Industriegegenständen, von Blumen und typographischen Werken und Sammlungen des naturhistorischen Vereins bildeten einen integrirenden Theil unserer Säkularfeier. Sie wurden von Tausenden Fremder und Einheimischer besucht und Niemand verließ sie unbefriedigt. Unterdessen nahm und nimmt keine Ausstellung das öffentliche Interesse so sehr in Anspruch, als die noch bis zum künftigen Sonntag Abend dem Publikum eröffnete Ausstellung von Gewerberzeugnissen des Großherzogthums Hessen. Wenn irgend ein Zweifel über den wohlthätigen Einfluß des deutschen Zollverbandes auf die Belebung der Industrie in den ihn umfassenden Ländern bestehen könnte, so würde er gehoben werden, wenn man sieht, wie seit zehn Jahren ein Land, das vorher auf seine Naturprodukte und rohen Stoffe beschränkt war und den größten Theil der Industrieerzeugnisse aus dem Auslande beziehen mußte, nun beinah Alles, was das gewöhnliche Leben und der gesteigerte Luxus verlangen, selbst produzirt. — In einem ohngefähr 400 Fuß langen und 150 Fuß breiten, geschmackvoll dekorirten Saale (der Militär-Reitbahn) befinden sich 1040 verschiedene Gegenstände inländischen Gewerbfleißes, von dem gemeinsten bis zum prächtigsten Möbel, von Eisen-, Gold-, Silber- und Brillantwaaren. Man sieht hier das feinste, von der fleißigen Hausfrau gesponnene Garn und die mit einer neu erfundenen Klöppelmaschine gedrehte Seide, die feinste Leinwand und das schönste Tischzeug, ausgezeichnete musikalische Instrumente, künstliche Beine, Körbe und Wagen, Hüte und Hauben, Prachtbetten, in denen Kaiser und Könige zu ruhen sich nicht schämen würden; Sekretaire, Toiletten und Sopha's, wie sie nur wenige Möbelfabriken zu liefern im Stande sind. — Von 189 Fabrikbesitzern und Gewerbtreibenden, die die Erzeugnisse ihrer Industrie hieher gesendet haben, bewohnen 132 die Stadt Mainz, 28 Darmstadt, 14 Offenbach, 1 (ein Zuckerfabrikant) Gießen, 1 (ein Möbelfabrikant) Oppenheim, 1, ebenfalls ein Zuckerfabrikant, Worms, die übrigen wohnen in Bingen, Alsfeld, Erbach, Schlitz und an einigen andern Orten. Die Ausstellung würde noch vorzüglicher, wenigstens zahlreicher ausgefallen seyn, wenn alle Gewerbtreibende den großen Vortheil, der damit hauptsächlich für sie verknüpft ist, früher erkannt hätten. Eine zweite Ausstellung wird noch staunenerregendere Resultate liefern. Wir können, so sehr wir uns der Kürze befleißen müssen, nicht umhin, einige Worte über die vorzügliche Schönheit und Güte der Möbel, Leder- und Pelzwaaren, über die feine Arbeit in Leinwand, Silber und Glasperlen zu sagen und auf die ausgezeichneten Eisen- und Maschinen-Arbeiten, worunter besonders die der Herren Appelius, Lukas und Fritz gehören, aufmerksam zu machen. — Die Gemälde-Ausstellung ist geschlossen. Sie hatte sich gegen das Ende noch um mehrere interessante Portraits vermehrt; 5 von Heuß, den Hrn. Grafen von Leiningen, den Hrn. Bischof Kaiser, die Damen Denninger und Michel und Hrn. Michel darstellend, unvergleichliche Arbeit und täuschend ähnlich; drei von Hämmerlein, zwei Kinder des Fürsten von Metternich und ein in den Römersaal in Frankfurt bestimmter deutscher Kaiser, alle in Lebensgröße, ebenfalls vorzüglich gearbeitet. — Die Sammlungen des naturhistorischen Vereins haben sich in der kurzen Zeit seines Bestehens so ansehnlich vermehrt, daß man den Stiftern desselben, den Herren Dr. Größer, Notar Bruch, Lindenschmitt und Dr. Gergens, nicht genug für ihre Obsorge danken kann. Die Sammlung, besonders an Quadrupeden und Vögeln, ist so vollständig, enthält so seltene Exemplare, daß sie sich jeder bessern an die Seite stellen darf.

*) Eine pikante Schilderung des hiesigen Korrespondenten-Unwesens ist in der neuesten Nummer des Morgenblattes enthalten.

Mannigfaltigkeiten.

(Düsseldorf, 26. Juni.) Gestern haben wir hier den tragischen Fall erlebt, daß ein Knabe von 15 — 16 Jahren, der Sohn aus einer ziemlich nambaften Familie, Quintaner der hiesigen Realschule, wahrscheinlich schuldbewußt, und, wie man sagt, Strafe zu Hause und in der Schule fürchtend, gegen Abend auf öffentlicher Promenade sich eine Kugel durch den Kopf geschossen und sich augenblicklich getödtet hat.

Die Leipz. Allg. Zeitung enthält folgenden »Toast zum Gutenbergs-Festmahle von einem Eingeladenen, der leider nicht erscheinen konnte«:

Wie das dampfende Boot durchschneidet die schäumenden Fluthen
Eilig von Ort zu Ort, trotzend des Sturmes Gewalt:
Also eilet das Wort, in magische Typen gehüllet,
Auf des Papyrus Kahn Kunde zu bringen der Welt,
Hier begeisternd das Herz zu großen, zu göttlichen Thaten,
Dort entlarvend den Wicht, der sich dem Bösen geweiht.
Darum laßt uns vereint ausrufen beim festlichen Mahle
Dem, der die Typen erfand, dreimal ein donnerndes Hoch!

Krug.

Nach Plymouth wurde kürzlich aus Jerusalem ein hebräischer Grabstein gebracht, der 2028 Jahre alt ist.

(Große musikalische Soirée im blauen Saale des Kurhauses zu Wiesbaden.) Dieselbe wird nächsten Montag den 6. Juli statt finden und von den Herren Mayer, Kammermusikus in Wiesbaden und Konrad Baldenecker, Pianisten aus Frankfurt a. M., veranstaltet werden. Wir zweifeln durchaus nicht daran, daß beide Künstler auch bei dieser Gelegenheit das über sie bereits festgestellte Urtheil rechtfertigen und in jeder Beziehung das leisten werden, was mit Recht von ihnen erwartet werden kann. Mehrere anerkannte Virtuosen haben den Herren Konzertgebern ihre Mitwirkung für diese Soirée zugesichert.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4. Juli. Die Schule des Lebens, dramatisches Mährchen in 5 Abth., von Raupach. (Gastrolle) Don Ramiro, Sancho Perez: Hr. Emil Devrient, königl. sächs. Hofschauspieler zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 187. Sonntag, den 5. Juli 1840.

Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt.

VI.

Die Ausstellung auf dem Paradeplatz.

Seht auf volksbelebtem Platze
Ein geschmücktes Bretterhaus!
Fahnen weh'n auf seinem Giebel,
Grün und Blumen zieren's aus.
Aehnlich einer stillen Insel,
Die im Oceane ruht,
Scheidet sich dies Haus des Friedens
Von der volksbewegten Fluth.

Und im Innern schön geordnet
Ist's und reich an sinn'ger Zier,
Mildes Licht fällt aus der Höhe
In sein freundliches Revier.
Draußen wogendes Gelärme
Und verworrenes Getön,
Aber drinnen Sabbathfeier,
Drinnen still und festlich-schön.

Wie man gern dem lauten Markte
Nach des Tages Müh'n enteilt
Und im Kreise der Gedanken,
Die sich freundlich nah'n, verweilt,
So auch kehren jetzt wir gerne
Hier in diese Räume ein,
Nach verklung'nem Festesjubel,
Nach erloschnem Kerzenschein.

Und was mächtig uns bewegte
Als vom Thurm das Erz erklang,
Als die Fahnen alle wehten,
Froh begrüßt vom Festgesang,
Als die drei Titanenmänner
Dort den Blicken sich enthüllt
Und als Rede und Tedeum
Mit Begeist'rung uns erfüllt, —

Alles tönt noch einmal wieder,
Aber leise nur und mild
Und es liegt vor unserm Geiste
Wie ein Abendsonnenbild.
Darum grüß' ich Euch, ihr Hallen,
Und dich, friedliches Asyl,
Denn ihr seyd, ihr stillen Räume,
Unser'er Wand'rung letztes Ziel, —

Und ein schönes; denn hier prangen
Blüthen aus versunk'ner Zeit
Und hier liegen gold'ne Früchte
Altehrwürd'ger Strebsamkeit;
Aus verblichten Folianten
Weht ein edler Geist uns an
Und aus alten Wahrheitsbronnen
Quillet Labung uns heran.

Es gesellt sich zum Museum,
Das man hier gestiftet hat,
Auch ein Panthron des Ruhmes
Unser'er lieben Vaterstadt.
Geister, welche weithin glänzten,
Prangend mit dem Lorbeerzweig,
Andere, an tiefer Einsicht
Und an Wissensschätzen reich,

Männer, edle Patrioten,
Die man nur mit Ehrfurcht nennt,
Glaubenshelden, die sich nimmer
Von dem Pfad des Herrn getrennt,
Andere, die nach dem Ziele
Hoher Künstlerschaft gestrebt,
Jene, die als treue Lehrer
Still, doch segensreich gelebt, —

Alle stehen hier und rufen
Uns mit mildem Ernste zu:
»In dem Reihen edler Bürger
Sey ein Würdiger auch du!

Deine Titel, deine Schätze,
Sie verweh'n im Sturm der Zeit;
Doch was Gutes du vollendet,
Bleibt in Segenswirksamkeit.«

Freunde, knüpfet an die alten
Bilder neues Leben an;
Schönes laßt uns, Gutes wirken,
Wie die Väter es gethan!
Und wann einst nach hundert Jahren
Man das Jubelfest begeht,
O wie schön, wenn unser Bildniß
In geweihter Halle steht!

Wir zwar ruh'n dann unter'm Rasen
Nach vollbrachtem Pilgerlauf
Und es schlagen and're Herzen,
And're Geister blühen auf.
Unter'm Rasen? — Nein, wir beten
Dann in einem andern Dom,
Näher unserm ew'gen Meister,
Näher seines Urlichts Strom.

Wilh. Wagner.

Der Engel der Gerechtigkeit.

(Novelle von Heribert Rau.)

(Fortsetzung.)

„Es thut nichts zur Sache," begann der Erzähler, „daß mein eigentlicher Name nicht Augisti ist. Die Folge dieser Geschichte wird lehren, warum ich einen fremden Namen annahm, obgleich ich mich des rechten nicht zu schämen hätte. Meine redlichen aber armen Aeltern verlor ich frühzeitig. Schon als ein Kind von acht Jahren stand ich unerfahren und hülflos in einer Welt, die sich wenig um mich bekümmerte, und ich würde bald aus Mangel einer sorgsamen Leitung verwildert und untergegangen seyn, wenn nicht ein an sich unbedeutender Zufall mir einen Beschützer zugeführt hätte, der mir zum zweiten Vater wurde. Ich spielte nämlich eines Tages mit anderen Jungen meiner Bekanntschaft auf einer der Straßen meiner Vaterstadt. Wir hatten einen jungen Vogel gefangen, der, kaum flücke, dem Muthwillen meiner Kameraden zum Spielzeug diente. Das arme Thierchen schrie unter den Martern, die es ausstehen mußte, so erbärmlich, und blickte mit seinen kleinen schwarzen Augen so flehend um sich, daß ich meinem Herzen nicht mehr gebieten konnte. Ich verlangte von meinen Spielgenossen die Freilassung des kleinen Gefangenen, und da sie mir nicht sogleich Folge leisteten, entspann sich ein Kampf, der des armen Geschöpfes Leben und Freiheit bezweckte, und seinen Tod herbeiführte. Ich weinte bitterlich. Da trat ein gutgekleideter Herr zu mir, wischte mir die Thränen aus den Augen, sah mir in's Antlitz und sprach: „Du hast brav gehandelt, Kleiner, leide nie, daß man deine Mitgeschöpfe quäle." Damit nahm er mich bei der Hand, und frug mich nach meinen Aeltern und sonstigen Verhältnissen, worauf ich ihm nach Kinderart geantwortet haben mag. Kurz, als er erfuhr, daß ich eine Waise sey, machte er mir den Vorschlag, ihm zu folgen. Ich nahm sein Anerbieten freudig an, und wurde von ihm in eines der schönsten Häuser der Stadt geführt, welches ihm eigenthümlich zugehörte. Er gab mir Lehrer und sorgte von nun an überhaupt für meine Erziehung, wie es nur ein Vater für sein leibliches Kind zu thun vermag. Was mich aber hauptsächlich an ihn kettete, war die Güte, mit der er mich behandelte; eine Güte und Herzlichkeit, die sich in allen seinen Handlungen aussprach, und die um so mehr gewann, als er seine Wohlthaten mit einer Anspruchslosigkeit ausübte, welche zur innigsten Gegenliebe zwang. Worte vermögen das Gefühl nicht auszusprechen, welches mich an ihn knüpfte; ich wurzelte in ihm mit meinem ganzen Seyn, und war und lebte nur durch ihn.

Allmählig wuchs ich heran, und es entwickelte sich bei mir ein Hang zur Malerei, der meinen Wohlthäter bestimmte, demselben die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen; besonders da er selbst ein leidenschaftlicher Verehrer dieser himmlischen Kunst war. Stunden lang saß der gute Mann zu meiner Seite und sah den ersten schülerhaften Versuchen zu; gab mir Anleitung, das wahre Schöne in der Natur oder den Kunstgebilden, die mir als Modell dienten, zu finden, und bildete so meinen Geschmack auf eine sichere und angenehme Weise. Ich erreichte das sechszehnte Jahr. Um jene Zeit wurde ich von einer Erscheinung überrascht, die den wohlthätigsten Eindruck auf mich machte. Eines Tages nämlich kam ein schwer bepackter Wagen an, aus welchem ein Mädchen von ohngefähr vierzehn Jahren hüpfte. Es war die Tochter meines Pflegevaters, sein einziges, geliebtes Kind, von welcher er mir so manchmal erzählt hatte. Die kleine Friedericke hatte nach dem Tode ihrer Mutter eine nahe Verwandte zur Erziehung zu sich genommen, und diese brachte nun die Aufgeblühte in die väterlichen Arme zurück. Friedericke glich ihrem Vater auf ein Haar. Dieselben gemüthlichen Züge, dieselbe Güte im Ausdruck, dieselben seelenvollen Augen. Sie war keine Schönheit, aber in ihrem Wesen lag ein Etwas, das unwillkührlich zu ihr hinzog.

Ich hatte sie kaum gesehen, als ich mich auch mit Zärtlichkeit an sie anschloß, einer Zärtlichkeit, die aus der zartesten Achtung entsprang, zu welcher sich aber bald tiefere, mir damals selbst unklare Gefühle gesellten, die, in unseren jungen Herzen Wurzel schlagend, das Aufkeimen einer glühenden Liebe verkündeten. In wenigen Tagen waren wir vertraut wie wirkliche Geschwister, und keines genoß eine Freude, nahm nicht das andere Theil daran. —

Es waren selige Tage, die ich damals verlebt. — Tage eines reinen, unschuldigen Glückes. Ein tüchtiger Maler leitete meine Studien und jeder kleine Fortschritt in meiner Kunst war eine neue Freude für uns Alle. Ich stand in jener Lebensepoche, in welcher die Wissenschaften dem lernbegierigen Jünglinge ihre Tempel erschließen, in welcher der Ruhm seine Kränze zeigt, und Welt und Leben uns in hellem Sonnengolde anblitzen. —

Nur eine Gestalt warf einen düsteren, dämonischen Schatten in unser stilles Paradies, und ließ uns leise ahnen: daß ein finsteres Schicksal begierig laure, den Blüthenkranz unserer Freude tückisch zu zerreißen."

Augusti hielt inne; ein leises, kaum bemerkbares Lächeln spielte um seinen schön geformten Mund. Er schien im Geiste die Blüthengänge jenes Edens zu durchwandern, von dem er so eben gesprochen. Dann aber düsterten sich plötzlich seine Züge, sein

Auge blitzte, seine Seele schien einen Fluch auszustoßen, der ihn selbst beben machte. Mehrere Minuten verstrichen, und als er seine gewöhnliche Ruhe wiedergefunden hatte, fuhr er leise fort:

„Jener Störer unseres Glücks war der Bruder meines Pflegevaters. Kaum ist es begreiflich, wie die Natur zwei so ganz verschiedene Wesen aus einem Schooße hat erzeugen können. Wie Tag und Nacht, wie Licht und Schatten, standen sich beide Männer einander gegenüber. Der Oheim meiner Friedericke mochte vielleicht damals noch kein Bösewicht seyn; aber sicher war er für die teuflischste Idee empfänglich, jede Stunde bereit, ein Verbrechen zu begehen, wenn ihm solches einen wesentlichen Vortheil versprach. Er kam oft, blickte finster, sprach wenig und kurz, war unfreundlich gegen Jedermann, und schien hauptsächlich mich und meine Schwester zu hassen. Indessen wagte er nichts gegen uns zu unternehmen, und sein ganzer Zorn ließ sich einzig in beißendem Spott über meine künstlerischen Versuche aus. Wir mieden ihn, und athmeten hoch auf, wenn er das Haus verlassen. Selbst mein Wohlthäter schien die gleichen Gefühle mit uns zu theilen, ohne daß er dies indessen uns gezeigt, oder sich jemals etwas gegen den Bruder geäußert hätte.

(Fortsetzung folgt.)

(Leipzig, 27. Juni.*) Schwerlich hat irgend eine Stadt Deutschlands seit langen Jahren ein großartigeres Fest gesehen, als das, welches in den drei letztvergangenen Tagen eine solche Bewegung in unseren Mauern hervorbrachte. — Von der Feier am 24. heben wir noch folgende Einzelnheiten heraus. Die Predigt, welche Hr. Superintendent Dr. Großmann hielt, hatte den Text: „Es ward ein Mann von Gott gesandt, der hieß Johannes. Derselbe kam und zeugte von dem Licht." Dies bedeutungsvolle Wort ergriff die Gemüther allgemein. — Nach zehn Uhr begann der (bereits geschilderte) Festzug. Der Anblick desselben war imposant. Seinen eigentlichen Mittelpunkt und Kern bildeten die Buchdrucker, in deren Mitte das Festcomitée ging. Dieser Theil des Zuges gestaltete sich folgendermaßen: Voran gingen ein Anführer, Lehrlinge der Buchdrucker, eine Abtheilung der Buchdruckergehülfen, Buchdruckerprinzipale, die Fahnenabtheilung für die neue Buchdruckerfahne, Oberältester und Beisitzer, der jetzige und der frühere Deputirte der Buchdruckerinnung; dem Festcomité folgten zunächst Buchdruckerprinzipale und eine Abtheilung Buchdruckergehülfen. Vor der Buchdruckerfahne gingen vier Buchdrucker mit dem ersten Mainzer Bibeldrucke von 1450, dem Sachsenspiegel, gedruckt zu Leipzig im Jahre 1490, der Festausgabe des neuen Testaments von der Buchdruckerinnung zu Leipzig zur Jubelfeier des Jahres 1840, und einem Album, worin die Begründung und Entwickelung der gegenwärtig in Leipzig bestehenden Officinen dargestellt ist. — Marschälle und Ehrenherren mit Stäben und farbigen Schärpen geleiteten den Festzug. Auf den schwarzen Marschallstäben führten die Buchhändler ein aufgeschlagenes Buch, umgeben mit einem vergoldeten Eichenkranz und auf der einen Seite 1440, auf der andern Seite 1840 als Jahreszahl tragend; die Buchdrucker und Schriftgießer eine Papierrolle, deren Seiten in vergoldeten Ziffern dieselben Jahreszahlen zeigten, und über der sich eine offene vergoldete Krone erhob, aus welcher der silberne Greif mit den Druckerballen hervorragte. Buchdrucker trugen blaue, Schriftgießer rothe, Buchhändler grüne Schärpen. Als dieser unabsehbare, durch die glänzenden Uniformen, die hellen Farben der Chargen- und Innungsabzeichen, die wallenden Fahnen aufs lebendigste hervortretende Zug durch die Reihen einer zahllosen Zuschauermenge sich bis zur Ritterstraße bewegt hatte und die Buchdruckerabtheilung vor der Buchhändlerbörse angekommen war, begab sich der Oberälteste, Hr. Melzer, mit den Beisitzern der Buchdruckerinnung, Hrn. Rückmann und Hrn. Naumann, von Marschällen und Ehrenherren begleitet, in das Vorhaus der Börse. Hier waren die Frauen der Buchdrucker- und Schriftgießerprinzipale um eine von ihnen gearbeitete Fahne versammelt, die sie zum ewigen Gedächtniß ihrer Theilnahme an dem heutigen Jubelfeste der Buchdruckerinnung verehren wollten. Mad. Brockhaus-Wagner überreichte die bis dahin noch verhüllte Fahne dem Oberältesten mit einer bedeutungsvollen Anrede, welche zum Schluß den Gedanken aussprach, daß diese Fahne das „Palladium der Freiheit des Geistes" seyn solle. Der Oberälteste der Innung sprach darauf im Namen derselben die Worte des Dankes für das Geschenk. Der glänzendste Moment der Feierlichkeiten auf dem Markte war offenbar die auf die Rede des Hrn. Buchhändler Härtel folgende Enthüllung der Bildsäule Gutenbergs. Als nämlich der Redner die Worte: „Darum öffne sich die Werkstatt, und der alte Meister erscheine mitten unter seinem Volk" gesprochen hatte, sank die Hülle. Ein lauter Jubelruf der unermeßlichen versammelten Menge erfüllte die Lüfte, als jetzt das hehre Standbild sich enthüllte, und, ein glückliches Omen, der Bringer des Lichts, von dem vollsten Sonnenlichte begrüßend angestrahlt wurde. Vor der Bildsäule zeigte sich die zum Fest bereitete Werkstätte, in der (wie schon berichtet) das Festlied gesetzt, und hierauf nach der Melodie „Eine feste Burg ist unser Gott" gesungen wurde. Der erst ergreifende Vers lautet:

Ein Morgenstrahl aus finst'rer Nacht,
Ein Blitz, der wärmt und zündet,
Das ist des Geistes Göttermacht,
Der sich in Thaten kündet.
Heil darum dem Mann,
Der die Kunst ersann,
Die wie Sonnenflug
Thaten des Geistes trug
Bis an der Erde Grenzen!

Hiermit schlossen die Feierlichkeiten auf dem Markte, die Züge bewegten sich nunmehr zurück und lösten sich auf.

(Schluß folgt.)

---

*) Obwohl wir in einer früheren Nummer der Didaskalia eine gedrängte Uebersicht der glänzenden Feierlichkeiten, welche am 24. bei der Feier des vierten Jubiläums der Buchdruckerkunst statt fanden, einige nähere Schilderungen gegeben haben, so werden die obigen Auszüge, theils aus Leipziger Blättern, theils aus andern Mittheilungen, doch gewiß der Mehrzahl unserer Leser noch von großem Interesse seyn. Red.

Frankfurter Theater.

Wer der Aufführung vom 1. Juli, der Braut von Messina, beigewohnt hat, der wird es nicht bedauern; denn es war eine ganz vorzügliche, eine wahrhaft gediegene. Eine Bühne, die solches leistet und die solche Künstlerkräfte die ihrigen nennen darf, steht noch auf einer ehrenwerthen Stufe und kann die Anfeindungen unbilliger Gegner ruhig über sich ergehen lassen. Ref. möchte die Behauptung aufstellen, daß nur wenig Bühnen eine so genügende Darstellung des genannten Drama's auszuführen vermögen und daß hier Alles vereinigt war, was zur Abschließung und Abrundung einer Bühnenproduktion erforderlich ist.

Mad. Kalis-Padjera vom Theater zu Pesth beschloß als Isabella den Cyclus ihrer Gastdarstellungen. Sie ist für die höhere Tragödie und namentlich für die heroischen Elemente und leidenschaftlichen Erregungen derselben glücklich befähigt und berufen. Sowohl ihre physischen Mittel, ein Sprachorgan von außerordentlicher Kraft, Fülle und Geschmeidigkeit, wie auch ihre geistigen Eigenschaften weisen sie auf ein Fach hin, dessen Repräsentantinnen selten sind und in welchem sie bei gehörigem Fortstreben eine der ersten Stufen erreichen dürfte. Ihre Auffassung der Isabella zeugte von Studium und künstlerischem Takt, war voll Energie und tragischer Würde und entfaltete Momente, die einer Schröder Ehre gemacht haben würden. Etwas mehr Beherrschung und Ruhe, etwas mehr des antiken marmornen Styles und die Rolle würde an Werth noch gewonnen haben. Mimik und Gestikulation, Charakteristik und Dialog wirkten zusammen, um ein dramatisches Kunstgebilde abzurunden, wie wir ein ähnliches in dieser Gattung selten gesehen haben. Man fühlte sich hingerissen von dem Feuer und der Energie solchen Spieles und was man sah, das war dramatisches Leben. Wir können der Anerkennung, welche Mad. Kalis-Padjera von Seiten der österreichischen Kritiker gefunden hat, nur beistimmen und müssen sie öffentlich auffordern, Kunstreisen durch Deutschland zu machen, damit ihr Ruf sich immer weiter verbreite. Die lebhaftesten Beifallsbezeugungen und Hervorrufung lohnten die Darstellerin und sie hat in Frankfurt, ihrer Vaterstadt, die verdiente Würdigung gefunden.

Auch Hr. Kalis zeigte sich als einen nicht unverdienstlichen Künstler und gab die Rolle des Don Cäsar mit Beifall. Ohne gerade hervorragende Eigenschaften geltend zu machen, spielte er doch mit Einsicht und richtiger Auffassung und man erkannte mit Befriedigung, daß er viel Fleiß und Sorgfalt auf das Studium seiner Rollen verwendet. Da wir ihn nur in dieser Parthie gesehen haben, so wollen wir uns kein allgemeines Urtheil über ihn erlauben.

Mad. Frühauf als Beatrice zeigte auch hier wieder jene poetische Sensibilität und Geistdurchdrungenheit des Spieles, die wir immer so gerne sehen. Ihre Beatrice hatte das Gepräge jener Schwärmerei, welche der Dichter an diesen lyrischen Blüthenkranz geknüpft hat; ihre Beatrice war die in klösterlicher Stille und Einsamkeit erwachsene Beterin, welche plötzlich von dem Strahle der Liebe entzündet, beseligt und dann zum Tode betrübt und gebeugt wird. Für solche Rollen dürfte nicht leicht eine geeignetere, geistigere Darstellerin von mehr poetischem Schwung gefunden werden. Mad. Frühauf lebt und webt in ihren Rollen, für deren leisesten Regungen sich Sympathien in ihrem immer bewegten Gemüthe finden. Möge nur solches Hingeben an die Kunst ihren eben nicht allzu großen physischen Kräften nicht verderblich werden!

Mad. Frühauf ist ein Liebling des Publikums und so ward auch ihre heutige Darstellung entgegen genommen.

Hr. Becker als Don Manuel gab den Charakter in Zeichnung bestimmt und in Färbung warm und frisch. Besonders hervorheben müssen wir den edeln und harmonischen Vortrag der Verse und die schöne Nüancirung der ganzen Diction. Er fand lebhaften Beifall.

Vorzüglich und ganz gediegen gingen die Chöre, angeführt von den Herren Weidner, Lußberger, Grahn und Linker. Diesen Theil des Stückes dürfte wohl keine Bühne würdevoller und gehaltreicher ausführen.

W.

Frankfurt, 1. Juli. — (Eingesendet.)

Der Einsender dieses, mit dem Inhalt des Artikels »Frankfurt, vom 30. Juni« in Ihrem heutigen Journal ganz einverstanden, glaubt, um jedenfalls das Monument auf dem Roßmarkt entweder in Stein oder Erz ausgeführt zu sehen, eine allgemeine Subscription vorschlagen zu müssen, falls die nöthigen Gelder nicht durch die bereits eingeleitete Privatsubscription eingehen sollten. Frankfurt besitzt wohl schöne Häuser, hat aber ziemlich Mangel an öffentlichen Monumenten. Um so mehr wäre es Schade, wenn die Gelegenheit, dergleichen zu bekommen, und zwar eines, welches, man kann es wohl sagen, schon den allgemeinen Beifall voraus hat, nicht auf rascher That benutzt würde. Jeder brave Frankfurter, nebst denjenigen, welchen Frankfurt die zweite Vaterstadt geworden, sind gewiß gerne bereit, nach Kräften etwas zur Verschönerung der Stadt beizutragen, und wo so Viele zusammenwirken, ist die Ausführung gar nicht schwierig. Die Wohlthaten der Erfindung der Buchdruckerkunst sind, was Niemand wohl in Abrede stellen kann, allen Ständen zu gut gekommen, so daß jeder Einzelne sich bereitwillig finden lassen, ja es für eine wahre Schuldigkeit halten wird, sein Scherflein zu einer Sache beizutragen, in deren Ausführung er sich selbst am meisten geehrt sehen muß. Aber auch dem weniger Bemittelten muß hierzu Gelegenheit gegeben werden. Mein unmaßgeblicher Vorschlag geht also dahin, daß zuvörderst zu dem Endzweck sich ein Comité zu einer allgemeinen Subscription constituire. *) Dann werden, abgesehen davon, daß man an mehreren Orten bei den Comitémitgliedern unterzeichnen und zahlen kann und damit auch Damen und Kindern Gelegenheit, Beiträge zu geben, verschafft werde, für jede Haushaltung eine Liste herumgegeben, außerdem in allen Reunionen und Kolleglokalen, nicht minder in allen Gast-, Wein- und Kaffeehäusern ꝛc. Subscriptionslisten aufgelegt, mit dem Ersuchen an die Herren Wirthe, daß sie sich bereitwillig finden lassen, bei ihren resp. Gästen diese Angelegenheit nach Kräften zu unterstützen. Der geringste Beitrag ist auf fl. 3 festzusetzen, zahlbar binnen einem Jahre und zwar entweder auf einmal, vierteljährig oder monatlich. Die Subscriptionslisten müssen für diesen Fall mit den gehörigen Colonnen versehen seyn; auch würde der Betrag von denen zu erheben seyn, welche nicht vorziehen sollten, selbigen bei dem Comité zu entrichten. — Auf diese Art ist es Jedem, auch wenn ihm sonst Fortuna nicht ganz hold wäre, möglich, sich um seine Vaterstadt verdient zu machen. Nur Wenige werden in der Lage seyn, von ihrem Taschengeld oder gewöhnlichen kleinen Luxus-Ausgaben nicht 12 Monate lang jeden Monat 15 kr. missen zu können. Es versteht sich dabei von selbst, daß größere Gaben nur um so willkommener seyn werden. Wird die Sache auf diese Art gehörig angegriffen und beharrlich durchgeführt, so sind zehn gegen eins zu wetten, daß nicht allein für das Monument (wenn die bereits statt gehabten Unterzeichnungen dazu gezählt werden) die Kosten gedeckt, sondern auch noch ein erklecklicher Ueberschuß bleiben wird. Denselben verwende man zu einem Stammkapital zur Vollendung des Pfarrthurms, damit auch diesem Zeugen von der Ausdauer und dem Patriotismus unserer Vorfahren endlich sein Recht widerfahre. Das Subscribenten-Verzeichniß lasse man drucken und behändige jedem Theilnehmer ein Exemplar, damit seine spätesten Nachkommen oder Erben daraus ersehen können, daß auch ihr Verwandter oder Erblasser einer von denen gewesen, die zur Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst und dabei zur Verschönerung Frankfurts etwas beigetragen haben.

*) Dies ist bereits am Abende des 30. Juni geschehen.
D. Redaktion.

Theater-Anzeige.

Montag, 6. Juli. (Zum Erstenmale): Der Majoratserbe, Lustspiel in 3 Acten, vom Verfasser »der Landwirth.« (Gastrolle) Graf Paul: Hr. Emil Devrient, königl. sächs. Hofschauspieler zu Dresden. Hierauf folgt (zum Erstenmale wiederholt): Die Leibrente, Schwank in 2 Acten, von G. A. v. Maltitz. Robert: Hr. Emil Devrient.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 188. Montag, den 6. Juli 1840.

Der Engel der Gerechtigkeit.

(Novelle von Heribert Rau.)

(Fortsetzung.)

Da änderten sich plötzlich die Umstände. Ein naher Verwandter beider Männer starb, und hinterließ ein sehr bedeutendes Vermögen, welches jedoch gegen alle Erwartung, laut Testament, dem älteren Bruder, meinem Pflegevater, fast gänzlich zufiel. Friederikens Oheim war wüthend, denn Habsucht war ein Hauptzug seines Charakters.

Er beschuldigte seinen Bruder einer Erberschleichung; er überhäufte ihn mit Schmähungen aller Art, und stieß Drohungen aus, die mich, der ich mit ganzer Seele, mit schwärmerischer Liebe und Verehrung an meinem Wohlthäter hing, erbeben machten. Diesem Wüthen setzte der Universalerbe die größte Sanftmuth und Gelassenheit entgegen; stellte dem Aufgebrachten vor, daß er ja ein hinreichendes, sogar ein bedeutendes Vermögen besitze, dessen jährlicher Ertrag weit über seine Bedürfnisse reiche, zumal da er ledig sey, daß, ohne sein geringstes Zuthun, jenes Testament ihn selbst zum Haupterben ernannt habe, und er gerne die ganze Erbschaft von sich weisen würde, wenn nicht seine Kinder, denn der edle Mann stellte mich seiner leiblich n Tochter ganz gleich, — für ihre künftige sorgenfreie Existenz eines solchen Zuschusses bedürften. Der Oheim verließ, schäumend vor Wuth, das Haus, die gräßlichsten Verwünschungen durch die Zähne murmelnd. Noch seh' ich ihn, den Fürchterlichen, wie er im Weggehen einen durchbohrenden Blick auf mich warf, und zähneknirschend sagte: „Auch Du sollst es büßen, Schurke!" —

In namenloser Angst verlebte ich die nächste Zeit, immer fürchtend, daß sich eine seiner entsetzlichen Drohungen gegen meinen zweiten Vater erfüllen, oder der gefürchtete Mensch wiederkehren würde. Ich hatte mich getäuscht. Der Geheimerath, denn diesen Titel führte der Bruder meines Pflegers, blieb weg. Er hatte den Versuch gewagt, das Testament des Erblassers umzustoßen, und verwandte alle ihm zu Gebot stehenden Mittel und Kräfte, den angeregten Prozeß glücklich durchzuführen.

So sehr sich Friederike und ich nun über das Verschwinden des finsteren Verwandten freuten, so sehr mußten wir auf der andern Seite bedauern, die gewohnte Heiterkeit unseres guten Vaters allmählig entweichen zu sehen. Der redliche Mann grämte sich unaufhörlich über den entstandenen Bruderzwist, welcher, trotz aller seiner Bemühungen, nicht beizulegen war.

Das fröhliche und gemüthliche Leben in unserm Hause war entwichen. Der Vater schwieg. Ich ging muthlos an meine Arbeit, und auch Friederike war ernster geworden. Nur in ihrem Umgange fand ich noch Erholung und Glück. Nicht als ob wir uns gegenseitig Liebeserklärungen gemacht und in ideellen Welten geschwärmt hätten, — nein! wußten wir doch selbst das Gefühl nicht zu nennen, noch zu deuten, das uns aneinander knüpfte; wir hielten es unbefangen für geschwisterliche Zuneigung, während es, tief in der Seele gewurzelt, die glühendste Liebe war.

Ein Jahr verstrich, da brachen in Spanien die Unruhen aus. Die Staatspapiere fielen, und der Geheimerath verlor den größten Theil seines Vermogens an einem Tage. Die Nachricht — ich gestehe es — entlockte mir eine geheime Freude. Ich hinterbrachte sie mit einem gewissen triumphirenden Tone meinem Vater. Aber ein Blick! — ein Blick, den ich nie vergessen werde, strafte meine Bosheit. Der herrliche Mann that noch an demselben Tage lebhafte Schritte zu einem Vergleich zwischen ihm und seinem Bruder. Dieser indessen, durch die Schläge des Geschickes aufgereizt, schlug die dargebotene Bruderhand aus, und arbeitete, gehässiger als je, an dem Umsturze des Testamentes. Endlich erschien das Urtheil. Mein Pflegevater blieb in seinem Rechte, und der Geheimerath ward in den Kostenersatz verurtheilt. Er war vernichtet.

Augusti holte hier tief Athem, als schöpfe er nach Luft und Kraft, das Kommende zu erzählen, dann hub er nach einer kleinen Pause neuerdings an:

„Hier beginnt der unheilschwere Theil meiner Geschichte. Hören und staunen Sie über das unerhört Gräßliche, welches ein Menschenherz auszubrüten im Stande ist.

Es blieb mir unbekannt, welche Schritte mein Wohlthäter gethan, eine Versöhnung mit seinem Bruder hervorzurufen. Sie fand Statt. Der Geheimerath erhielt im Stillen und auf die schonendste Art Unterstützungen, und besuchte wieder unser Haus. Was aber meine Verwunderung auf das Höchste steigerte, war, daß der sonst so gehässige Oheim nun lächelnd und schmeichelnd einherschlich, und gegen seinen Bruder, ja sogar gegen Friederike und mich, beinahe zärtlich ward.

Ein nicht zu beschreibendes Gefühl — ein Gefühl, wie es ein Mörder haben mag, wenn ihm einen Augenblick vor seiner Hinrichtung der frömmelnde Pater mit lächelndem Munde Trost zuspricht — zerriß mein Inneres, wenn der Gedachte, neben meiner Staffelei stehend, mit flachem Lobe die unbedeutenden Versuche meines Pinsels jetzt eben so übertrieben erhob, als er sie in früheren Zeiten getadelt. Scharf und wachsam beobachtete ich ihn, und gewahrte mit Schaudern, wie oft, — und gemeinlich nach einem freundlichen oder schmeichelnden Worte, — seine Augen funkelnd hin und her rollten, und deutlich die Verzweiflung und den Rachedurst aussprachen, der in seinem Innern tobte.

Ich hatte das Bild meiner Schwester gemalt. Es war das Beste, was mein Pinsel bis dahin geliefert, denn ich hatte es mit der glühenden Begeisterung gearbeitet, die eine so heilige, eine so tiefe Liebe einzuflößen vermochte. Das Bild stand noch auf der Staffelei in meinem kleinen Atelier. Eines Abends kehre ich von einem Spaziergange zurück, und will noch einen Blick auf die geliebten Züge meines Werkes werfen. Ich nähere mich meinem Zimmer, welches ich, wie gewöhnlich bei'm Weggehen, verschlossen hatte, und erstaune, als ich darin sprechen höre. Leise hinzutretend, erkenne ich die Stimme des Geheimeraths. Da ich sonst Niemanden höre, bücke ich mich zum Schlüsselloch. Siehe, da stand der Bösewicht vor dem Bilde, die linke Hand drückte krampfhaft sein Herz, in der rechten zuckte er einen Dolch, und leise, zähneknirschend, hörte ich ihn sagen: Dir und Deinem Vater gilt dies Eisen, und über Euren Gräbern blüht mein Glück!"

(Fortsetzung folgt.)

Ischia.

(Von Fr. Aulenbach, Stud. jur.)

(Fortsetzung.)

Noch überall stößt man auf Spuren eines erloschenen Vulkan's und jenes schrecklichen Erdbebens vom 2. Februar 1828, das diese Insel und besonders Casamicciola heimsuchte.*) Lavahaufen und heiße Quellen versperren oft den Weg. Und diese Monumente eines Ungeheuers, das jetzt vielleicht nur schläft, sind mit Gärten, Vignen, Hainen, Villen und Dörfern übersäet und von friedlichen, sorglosen Insulanern bewohnt. Lacco liegt und hängt zum Theil wunderschön am Meere. Mitten aus dem Wasser steigt sonderbar geformt ein Felsen, an Gestalt einer Pilse nicht unähnlich, daher ist il Fungo. Auf diesen Stein brachte man eben, als ich ankam, Weinfässer über ausgespannte Seile und lud sie in Schiffe, welche, da das Ufer hier seicht, dem Lande sich nicht nähern konnten.

Auf dem Rückwege nach dem Gasthause besuchte ich das Sommerhaus des Königs von Baiern. Da es vom Wege nicht weit ablag, ließ ich mir den kleinen Abstecher dahin nicht verdrüßen. Es lohnt sich schon der Mühe. Die Villa verbindet mit einer romantischen Umgebung eine entzückende Aussicht. Die vaterländische Sprache und gleiche Nationalität verschafften mir eine freundliche Aufnahme. Der König selbst war nicht gegenwärtig. Er befand sich, hieß es, so eben auf Capri. Desto ungezwungener und aller Etikette entbunden war das Benehmen der Zurückgebliebenen. Man hatte die Gefälligkeit, mich überall herumzuführen, mir Alles zu zeigen und mich auf jedes Merkwürdige aufmerksam zu machen. Vor allen jedoch erregte nichts mehr meine Bewunderung, als der im Hofe stehende große, indianische Feigenbaum, den vor vielen Jahren Elisa von der Recke hier gepflanzt hat, und der herrliche Garten. Gleich beim Eintritt erkennt man den Charakter seines fürstlichen Besitzers. Alles ist hier im gefälligsten Geschmacke angelegt. Gewundene Schattengänge, die den angenehmen Wechsel süßer Fantasie mit stillen Betrachtungen begünstigen; Lauben von Myrthen, Agaven und Lorbeerhecken, welche durch Lustgänge von Reben die Aussicht bald in eine tiefe Schlucht voll wilder Pracht, bald in ein von patriarchalischem Frieden tief eingeschlossenes liebliches Thälchen, bald auf das unbegrenzte Meer, bald auf die nahgelegenen Inseln auf die hinter diesen alterthümlich emporschauende Spitze von Misen und das daran grenzende Heldengestade von Bajae und Pozzuoli gewähren. Ueberall schimmern, wie in der Villa Medici zu Rom, aus dunkeln Laubgewölben, theils in Gruppen, theils einzeln Götter- und Heroengestalten aus der griechischen und römischen Mythologie. In der Mitte des Gartens erhebt sich eine Art Septunx von hohen Pappeln, deren zitterndes Silberlaub einen erhöhten Ruhesitz aus cararischem Marmor überschattet. Von ihm erblickte ich in weiter Ferne die Umrisse der Mauermassen des Castells San Elmo, wie eine Krone auf dem Gipfel der am Saume des Horizontes sich hinziehenden Hügelreihen thronend; unter ihm blitzten und glühten die Thürme und Dome Neapels herüber, während hinter den genannten Hügeln die majestätischen Berge der Abruzzen in violett bläulichem Dufte verschwammen. Rings um den Ruhesitz plätschern Fontänen, deren ablaufende Wasser etwas unten eine mäßige Cascade, von schattigten Steineichen überwölbt, bilden, der Seele gleichsam das Bild der Veränderung und der Verschwindung alles Irdischen vorstellend. Kurz, allenthalben ist liebliche Heiterkeit mit sanfter Schwärmerei vermischt; alles athmet frische Anmuth und hohe Wonne der Natur. So, denke ich mir, waren Xenophon's Scillonte, Cicero's Academia und des Plinius Laurentium beschaffen.

Aber noch darf ich, bevor ich meinen Bericht über Ischia schließe, eines Schauspiels nicht unerwähnt lassen, das alle Coulissenpracht von San Carlo und della Scala aufwiegt. Ich meine einen Sonnenuntergang von den Anhöhen der Insel, besonders aber von der Einsiedelei auf dem Epomeo aus, betrachtet. Ein solcher ist nicht mit Worten zu beschreiben. Dieser allein verdient schon den Besuch der Insel. Als ich vor einigen Wochen auf der Scheitel der Seealpen aus der düstern Bocchetta heraustrat und zum erstenmale in meinem Leben in sprachloser Entzückung vor mir das Meer, diese unermeßliche Sphäre von Gewässer, und über ihm den endlosen, metallenen Himmel glühen und flammen, und beide gleichsam in einen Feuerguß verschmelzen und bald darauf wieder, um den hinreißenden Zauber der Scene zu vollenden, mit zahllosen Kirchen und Pallä-

*) Europa hat schwerlich in diesem Jahrhundert ein ähnliches erlebt. Auf der ganzen Insel ist fast kein Haus verschont geblieben. Viele Häuser, so wie alle Kirchen von Casamicciola und Lacco, stürzten gänzlich ein. Nur die Cathedrale ersteren Orts kam mit einer Beschädigung davon. Noch liegen viele Wohnungen von Casamicciola in Ruinen da. Es war zur Zeit der Lichtmeß, als das Erdbeben stattfand und zum Glück war es Mittags, wo die meisten Menschen außerhalb der Wohnungen sind. Im Ganzen verunglückten 50 Personen.

sten, über dem prächtigen Hafen amphitheatralisch emporsteigend, leicht angeflogen von duftender Ferne, Genua, die stolze, die marmorreiche Seebraut, mit ihrem schlanken hohen Fanale in erhabener Majestät auftauchen sah — da schien es, als wollte vor der ungeheuern Majestät mir das Herz zersprengen. So hier. Man hat da unmittelbar das Meer im Nordwesten und in der Ferne einen kleinen Archipel von Inseln vor sich. Die Sonne verschwindet allgemach hinter diesen Inseln, die vor dem Vorgebirg von Monte Circello und dem Golfe von Gaëta liegen.

(Schluß folgt.)

Leipzig, 27. Juni. — (Schluß.)

Die bereits über das Mittagsmahl in der Halle gemachten Mittheilungen vervollständigen wir noch durch folgende. Der Vorsitzer des Festes, Hr. Härtel, hielt die erste Anrede und brachte den Toast auf den König und die Verfassung aus. Nach ihm sprachen noch die Herren Wiegand, Baumgärtner, der Kreisdirektor v. Falkenstein, der Buchhändler Friedrich Fleischer, der Rektor der Universität Dr. Clarus, der Buchdruckereibesitzer Hr. Naumann, Justizrath Groß, Hr. Heinrich Brockhaus, Buchhändler. Allen diesen Reden folgten Toaste, die in Beziehung zu der Feier standen. Die Rede des Letztgenannten galt der Hoffnung, daß Deutschland bald die durch die Bundes-Akte versprochene gesetzliche Preßfreiheit erhalten werde, und schloß mit den Worten: „Diese Hoffnungen an diesem schönen Tage in diesem Kreise von Ehrenmännern auszusprechen, war mir Gewissenssache, und ich erwarte ein jubelndes Einstimmen in das Hoch, das ich der durch Gesetze bestimmten und geregelten Preßfreiheit und den Männern bringe, die für Erlangung derselben mit aller Kraft ihres Geistes gekämpft haben und ferner kämpfen werden. Ein jubelndes dreimaliges Hoch!“ Ein stürmischer Beifallsruf folgte diesem im Sinn aller Anwesenden ausgebrachten Toast. — Es sprachen demnächst noch einige Redner, bis das Mahl Abends gegen 8 Uhr endete. — Bei eintretender Dunkelheit bekundete eine glänzende Erleuchtung der Stadt die allgemeine und innige Theilnahme aller Behörden und Bürger an diesem Feste. Von den verschiedenen Transparenten erwähnen wir zwei. Vor der Teubner'schen Officin zeigten sich drei Tableaux: rechts und links Mainz und Leipzig von der aufgehenden Sonne beleuchtet, und in deren Mitte Gutenberg, vom Kaiser Friedrich III. das Wappen der Buchdrucker empfangend. Vor der Officin von F. A. Brockhaus sah man ein Transparent, in dessen Mittelfeld man durch einen gothischen Bogen eine Presse erblickte, von Wolken umgeben, Lichtstrahlen ausspendend und die Erdkugel erleuchtend. „Und es ward Licht“ war die Inschrift. Daneben zeigten sich auf der einen Seite Luther, Franklin und Schiller, auf der andern Seite Gutenberg, Friedrich König (Erfinder der Druckmaschinen) und Karl Tauchnitz, ein Mann, der sich um die Typographie, wie bekannt, vielfältige Verdienste erworben. — Am Morgen des zweiten Festtages, am 25. Juni, versammelten sich Einheimische und Fremde zu gemeinsamer Besprechung in der Festhalle, wo auch das von der Buchbinder-Innung der Buchdrucker-Innung verehrte Album zur eigenhändigen Einzeichnung für die Theilnehmer am Fest ausgelegt war. Ein Mitglied des Festcomité, Hr. Otto Wigand, eröffnete die Besprechung mit einem Vortrage, der sich gleichfalls mit der hoffnungsvollen Zukunft der deutschen Presse beschäftigte. Die Herren Frommann, Buchhändler, Wolff, Professor aus Jena, nahmen ebenfalls in diesem Sinne das Wort. Hiernächst folgte die Feier in der Universität, woselbst nächst dem Prof. Hasse, auch der alte berühmte Philolog Dr. Herrmann eine lateinische Festrede hielt. Um 3 Uhr Nachmittags fand ein großes Concert in der Thomas-Kirche statt, und mehr als 500 Musiker und Sänger brachten hier unter Leitung des Hrn. Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy die Jubel-Ouvertüre von Karl Maria von Weber, das Tedeum (Dettingen) von Händel und einen zum Feste componirten Lobgesang von Mendelssohn-Bartholdy zur Ausführung. Abends fand ein glänzender Ball in der Festhalle statt, zu dem sich über 5000 Personen versammelt hatten. Der reich durch Kronenleuchter und Lampen beleuchtete, mit Draperien und Laubgewinden geschmückte, auf bekränzten Säulen gestützte Saal, erfüllt mit der drängenden Masse von Besuchern, die Frauen in glänzendster Toilette, gewährte einen überaus imponirenden Anblick. Die Freude waltete noch so frisch, als werde das Fest eben begonnen, und bis an den hellen Morgen, als schon die höher gestiegene Sonne den Schauplatz wieder beleuchtete, dauerten die Tänze fort. — Der gestrige, dritte Tag des Festes war dem Volke gewidmet. Der geräumige freie Platz zwischen dem Rosenthal und Gohlis war zu dieser Feier ausersehen. Um 1 Uhr Nachmittags begab sich ein Zug der Festgeber von der Festhalle aus nach diesem Platze, wo er mit Kanonen-Salven, die den Anfang des Festes verkündeten, empfangen wurde. Um zwei Uhr hatten sich die Festzüge der verschiedenen Innungen aufgemacht, die auf dem Platze zusammentrafen und das dort aufgerichtete große Zelt mit ihren Fahnen schmückten. Hier herrschte bald das fröhlichste Leben. In Buden und Gezelten wurden Speisen und Getränke aller Art feil gehalten. Auf vier gedielten großen Tanzplätzen drehte sich das tanzlustige Publikum nach dem Schall eben so vieler Musikchöre. Dazwischen sah man Vogel- und Sternschießen, Figurenstechen, es waren Kletterstangen aufgerichtet, Wettrennen fand statt u. dgl. m. Luftballons stiegen von Zeit zu Zeit auf. Um zehn Uhr fand ein großes Feuerwerk statt, und nach diesem endlich beschloß ein imposanter Fackelzug, in dem man über tausend Fackeln gereiht sah, das ganze Fest. Er bewegte sich von dem Fleischerplatze aus durch die Hauptstraßen der Stadt bis auf den Marktplatz, wo die Fackeln übereinander geworfen, und zum Beschluß ein feierliches Lied auf die Melodie: „Heil Dir im Siegerkranz“ gesungen wurde. Gegen 30,000 Menschen hatten an diesem Volksfest Theil genommen; es herrschte die ungebundenste Freude, und doch kam auch nicht die kleinste Störung, und zum Glück auch kein Unfall vor. So endigten sich diese merkwürdigen Tage, welche lange Jahre hindurch einen der leuchtendsten Punkte in Leipzigs Chronik bilden werden.

Emil Devrient's Gastspiel in Frankfurt a. M.

Wenn man sich in's Gedächtniß zurückrufen will, mit welchem glänzenden Erfolge Emil Devrient im vorigen Sommer in Frankfurt a. M. gastirt, wie er vier und zwanzig Darstellungen gegeben und doch in allen volle oder überfüllte Häuser gemacht, so wird man es im Interesse der Direction des Theaters finden, daß sie ein abermaliges Gastspiel zu veranlassen bemüht war. Leider! aber wird es diesmal nur kurz seyn und nur 5 — 6 Rollen umfassen, da Emil Devrient, wie wir ver-

nehmen, noch vor Mitte dieses Monats in Dresden zurückerwartet wird. In Breslau und München, wo er zuletzt gastirte, ist ihm jener, ihm nirgends fehlende enthusiastische Beifall geworden, welchen in der Regel nur Sängerinnen und Tänzerinnen zu ernten pflegen. Wir heißen den geschätzten Gast willkommen. Daß er bei uns noch im besten Andenken steht, bewies bei seinem ersten Auftreten am 5. d. M. — als Sancho Perez in Raupach's Schule des Lebens — der stürmische Beifall des gedrängt vollen Hauses, der Beifall nach jeder einzelnen Scene und die Hervorrufung nach jedem Akte. Ueber den weiteren Succes des nun eröffneten Gastspieles waltet kein Zweifel ob.

Ueber E. Devrient's wahre Künstlerschaft sind alle kritischen Stimmen einig und räumen ihm die erste Stelle unter den jetzigen Repräsentanten seines Faches ein. In der neuesten Lieferung des Allg. Theater-Lexicons von R. Blum, K. Herlossohn, H. Marggraff, lesen wir einen Artikel über E. Devrient, welcher unter Anderem bemerkt: D. besitzt viel Wärme und feuriges Leben, die treueste Wahrheit in der Darstellung, die glühendste Phantasie in der Auffassung der Charaktere und ausgezeichneten Geschmack bei deren idealistischen Ausschmückung. Sein Spiel zeigt den denkenden Künstler in allen Nuancirungen; nirgends erblickt man Uebertreibung oder angewohnte Manier. Seine Sprache ist weich und überaus wohlklingend, seine Haltung ist stets edel und männlich, kurz Alles vereinigt sich bei ihm zu einem Künstler ersten Ranges. Die am meisten sich für ihn eignenden Rollen sind die ideal gehaltenen weichen Charaktere, wie Hamlet, Tasso, Correggio und vor allen Posa; in letzterer entfaltet er seine Künstlernatur auf das Entschiedendste und Glänzendste.

Da wir die schöne Kunstleistung unseres Gastes in der Schule des Lebens bei seinem früheren Gastspiele bereits besprochen haben, so glauben wir, nur andeuten zu dürfen, daß die heutige Darstellung nicht minder vollendet war. Durch den Raum heute beschränkt, werden wir demnächst uns über D's. treffliche Kunstleistung weiter verbreiten. W.

Korrespondenz.

Mainz, 3. Juli.

Vorgestern ging unsere Säcularfeier mit der Aufführung von Neukomm's Festkantate in der neuen Halle zum Besten der Armen zu Ende. Der hier bestehende löbliche Gebrauch, keine Feier vorbeigehen zu lassen, ohne der Bedürftigen zu gedenken, gab Veranlassung, daß an den Ritter Neukomm die Bitte gestellt wurde, seinen Aufenthalt in unserer Stadt so zu verlängern, daß er die von ihm komponirte herrliche Musik selbst dirigiren könnte. Er gab diesem Ansuchen nach und bereitete uns dadurch ein neues Fest. Die Aufführung übertraf um so mehr die Erwartung, als man nicht hoffen konnte, die großartige Composition, wie es der Fall war, von 800 Sängern und Sängerinnen und einigen hundert Instrumenten aufgeführt zu sehen. Wir haben hier so viele musikalische Kräfte, daß wir auch ohne auswärtige Unterstützung Vieles zu leisten im Stande sind. Es war dies das zweite Mal, daß Neukomm eine eigne Cantate für uns componirte und eine weite Reise machte, um unsere Feste zu verherrlichen. Er hatte indessen auch Mühe, den vielfältigen Beweisen von Anerkennung, die ihm von allen Seiten wurden, zu genügen, und oft schien seine Bescheidenheit sich dem Danke, der auf ihn einströmte, entziehen zu wollen. Ein Festlied, das nach der Cantate unter der Leitung des Hrn. Musikdirektors Messer nach der Melodie: »Am Rhein, am Rhein« gesungen wurde, gefiel sehr und auch Hr. Neukomm gab seine Zufriedenheit mehrfach zu erkennen.

Mannigfaltigkeiten.

Zwischen Frankfurt, Kassel, Hannover und Hamburg sind vom 1. Juli an tägliche Eilposten in's Leben getreten, durch welche Briefe und Passagiere den Weg von Frankfurt nach Hannover in 27 bis 28 Stunden, von Frankfurt nach Hamburg in 45 bis 48 Stunden, von Frankfurt nach Kopenhagen in 5 Tagen, nach Stockholm im Sommer in 8, im Winter in 9 Tagen zurücklegen.

In einem sächsischen Intelligenzblatt liest man folgende Anzeige: »Vorgestern ist ein Pferd entlaufen und hat die Deichsel mitgenommen; wem diese in's Gesicht gekommen, beliebe sie abzugeben an H. K., alltäglicher Lohnwagenvermiether.«

Die neugeborne Tochter des Sultans hat den poetischen Namen »die vom Himmel gefallene Blume« erhalten.

Der Gerichtshof des Districts von Philadelphia hat ausgesprochen, daß Niemand, der Sonntags ein Pferd miethete, zu Schadenersatz gerichtlich gezwungen werden könne, wenn er das Pferd auch lahm jagte, für immer ruinirte, oder gar nicht damit wieder käme — und dies, damit die Pferdeverleiher Anstand nehmen, Sonntags eins zu vermiethen. Die Puritaner sind merkwürdige Casuisten: das Reiten stempeln sie dadurch zu einer Entweihung des Sonntags, und den Diebstahl zu einem guten Werke!

Paganini hat vor seinem Tode befohlen, daß die Geige, mit der er seinen Ruhm begonnen, mit ihm in den Sarg gelegt werden solle, und man versichert, daß er in sein Testament folgende sonderbare Phrase eingetragen habe: »Ich will mit meinem Fiedelbogen in die andere Welt gehen, um dem Satan und seiner Klike ein Stück aufzuspielen, wenn sie die Lust anwandeln sollte, mir einen schlimmen Streich zu spielen.«

Folgende Episode der Einweihung des Standbildes Kleber's bietet einen sonderbaren und rührenden Zug dar: Ein alter Grenadier weinte als er vor der Statue vorbei defilirte; man fragte ihn um die Ursache seiner Thränen, da antwortete er: Als Trommelschläger und Soldatenkind trommelte ich das Trauerzeichen in Cairo, als man seine Eingeweide begrub; ich habe seine Reste auf Frankreichs Erde begraben; in Straßburg machte ich Peletonfeuer als man seine Asche in dem Gewölbe des Münsters beisetzte, und nun begrüße ich seine Statue abermals; es scheint mir, als hätte ich ihn viermal begraben.

(Breslau, 24. Juni.) Am 16. d. M. brannte das Wohnhaus eines Dreschgärtners zu Simmenau, Kr. Kreutzburg, ab, welches dessen Pflegesohn vorsätzlich angezündet hatte; an demselben Tage Abends entzündete ein Blitzstrahl den Schaafstall des königl. Vorwerks zu Alt-Aschapel, desselben Kr., wobei 360 Schaafe verbrannten, und am 19. brach in einer Scheune zu Ostrowe bei Winzig Feuer aus, wodurch 4 Dominial-Gebäude und 10 Dreschgärtner-Stellen ein Raub der Flammen wurden.

Nun kommt die Reihe einer neuen Organisation auch an die Tuchmacher. Nach der neuesten Art wird die Wolle nicht mehr gewebt, sondern das neueste Tuch ist gefilzt, oder nach Art der Fertigung des Filzes bereitet. Ein Engländer hat Proben gemacht, in Oesterreich ein Patent erhalten und in Berlin darum nachgesucht. Man findet's besonders für grobe Tücher gut.

Theater-Anzeige.

Montag, 6. Juli. (Zum Erstenmale): Der Majoratserbe, Lustspiel in 3 Akten, vom Verfasser »der Landwirth.« (Gastrolle) Graf Paul: Hr. Emil Devrient, königl. sächs. Hofschauspieler zu Dresden. Hierauf folgt (zum Erstenmale wiederholt): Die Kelbrente, Schwank in 2 Akten, von G. A. v. Maltitz. Robert: Hr. Emil Devrient.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 189. Dienstag, den 7. Juli 1840.

Der Engel der Gerechtigkeit.

(Novelle von Heribert Rau.)

(Fortsetzung.)

Ich taumelte zurück, ich glaubte zu träumen, ich fasse nach der glühenden Stirne, da öffnete sich die Thüre, und der Geheimerath tritt mir entgegen, meine letzte Arbeit aufs Höchste lobend. — —

Acht Tage nachher bringt man meinen Pflegevater auf der Bahre nach Hause. Er war auf der Jagd gewesen, und sollte von Wilddieben meuchlerisch erschossen worden seyn.

Lange lag ich bewußtlos über seine Leiche hingestreckt. Als ich erwachte, als ich die theuern, die heiligen Züge des Ermordeten mit unzähligen Küssen und Thränen bedeckt, fing erst mein Geist wieder an, sich zu sammeln. Ich richte mich auf, ich suche mich zu überzeugen, ob denn das Gräßliche wirklich geschehen sey? — Da traf mein Auge auf ein neues Jammerbild. Friederike lag in den heftigsten Convulsionen.

Ich kann mich nicht mehr deutlich entsinnen, was ich hierauf gethan, noch was ich gedacht habe. Nach längerer Zeit erst fiel mir der Geheimerath ein. Ich schrie laut auf, so daß mich die Umgebung für wahnsinnig hielt. Aber ehe sie sich noch meiner versichern konnten, war ich entschwunden. Das Geheimniß jener Scene im Atelier lag vor den Ohren der Gerichte.

Man fand es höheren Orts für gut, mich für die Dauer des Prozesses unter polizeiliche Aufsicht zu stellen, und wies mir daher ein reinliches Zimmer an, in welchem ich mit Aufmerksamkeit behandelt wurde. Nach einigen Verhören wurde ich mit dem Bruder des Ermordeten, welcher um die Zeit der That auf einer kleinen Reise gewesen seyn wollte, confrontirt. Fest und ruhig bestätigte ich meine Aussage. Der Angeklagte leugnete mit der größten Kaltblütigkeit. Zeugen konnte ich keine stellen, und so endete dieses Verhör ohne weiteren Erfolg.

Acht Wochen, in welchen ich an einer Art Geistesläbmung litt, waren mir fast unbewußt verschwunden. Ich hatte während dieser Zeit mein Zimmer nicht wieder verlassen. Jetzt kündigte man mir die Niederschlagung des Prozesses, wegen Mangel an Beweisgründen, und meine Freilassung an. Ich staunte. Ich war fest überzeugt, und bin es noch heute, daß der Geheimerath, wo nicht selbst der Mörder, doch der Anstifter der unglücklichen That gewesen sey, — und dennoch sah ich ihn freigesprochen! —

Jetzt war ich wirklich nahe daran, meinen Verstand zu verlieren. Mechanisch begab ich mich nach unserem alten Hause. Alles war leer. Ein fremder Mann benachrichtigte mich: der Herr Geheimerath habe die Stadt verlassen, und sich mit Fräulein Friederike nach München begeben. Für mich fand ich, außer meiner kleinen Garderobe, nichts, als mein theures Bild und einen Brief des Herrn Oheims, der mir in den strengsten Ausdrücken verbot, ihm je wieder vor die Augen zu kommen. An Geld blieb mir eine kleine Sparbüchse, in welche ich in besseren Zeiten die Geschenke meines gütigen Pflegevaters gethan.

Ohne Zeit zu verlieren, machte ich mich auf den Weg nach München. Kaum reichte meine kleine Baarschaft für die ziemlich weite Reise. Ich komme an, forsche, und entdecke bald den Verhaßten. Aber vergebens suche ich Zutritt zu erhalten. „Er bewohnt ein Haus, dessen Hintergebäude einen tiefen Hof bilden. Eine alte, halb taube Magd, und ein bleiches Frauenzimmer, das man aber nur höchst selten am Fenster der inneren Gebäude sieht, machen seine ganze Gesellschaft."

Dies waren die Auskünfte, die ich über ihn und meine arme Friederike erhalten. Hie und da murmelte man von Grausamkeiten, die das bleiche Kind zu ertragen habe; denn oft hatten die neugierigen Nachbaren in den stillen Abendstunden ein leises Gewimmer in den Zimmern des Hinterhauses gehört. Oh! er war fähig, der Verruchte, die Unschuldige systematisch zu Tode zu quälen. —

Jetzt vermochte ich mich nicht länger zu halten; ich stürze nach der Wohnung des Brudermörders, fest entschlossen, das Aeußerste zu wagen — und werde von der Polizei empfangen, als politischer Vergehen verdächtig eingezogen, und nach vier Wochen Arrest des Landes verwiesen. —

Seit jener Zeit lebe ich hier unter fremdem Namen. Aber ich war nicht unthätig! — Noch einmal, zum letztenmale habe ich den Pinsel ergriffen. Wolle Gott, daß sein Racheengel mir die Hand geführt, und der Blitz der Gerechtigkeit das Haupt des Schuldigen treffe! —

Ich habe ein Bild vollendet, und dies Bild bitte ich Sie, dem Mörder zu übergeben; es ist in einer kleinen Kiste verborgen. Oeffnen Sie dieselbe nur in Gegenwart des Geheimeraths. Indem Sie thun, als ob Sie von Frankfurt kämen, und ihm ein Geschenk von einem Bekannten, dessen Namen ich Ihnen noch bezeichnen werde, brächten; haben Sie vielleicht

Gelegenheit, meine unglückliche Friederike zu sehen, zu sprechen, vielleicht — — —"

„Vielleicht zu retten!" rief ich aus, und sank, im Innersten erschüttert, dem Gemarterten um den Hals.

Die aufgehende Sonne beleuchtete zwei Freunde, deren Seelen ineinander flossen.

(Fortsetzung folgt.)

Ischia.

(Von Fr. Aulenbach, Stud. jur.)

(Schluß.)

Circello tritt in dunkeln Umrissen entgegen; Ponza und Ventidia erscheinen wie auf dem Meere hin und her hüpfende Feuerbälle und in unendlicher Gluth flammt der Abendhimmel und der Ocean in allen Tinten vom reinsten Opal und Gold bis zum tiefsten Purpurroth, die Berggipfel verklärend bis die fernsten im Violett verglommen. Geist, Sinn und Auge bleiben ungesättigt bei diesem großen überwältigenden Naturschauspiel. Versenkt schon der mit dem Himmel zusammenfließende, rings sich ausdehnende, Meeresspiegel die Fantasie in ahnungsvolle Unendlichkeit, wie viel mehr der strahlende Purpur einer neapolitanischen Abendsonne, wenn sie ihre Allmacht von Zaubergluthen über diese seligen Gefilde und die blauen Regionen des Ocean's ausgießt. –

Doch ich muß eilen, ein Gebiet zu verlassen, wo ich so gerne noch länger weilen möchte. Wer wünschte es nicht in diesem seligen Paphos! Andere nicht minder gesegnete Gegenden, die noch zu besuchen sind, mahnen mich zur schleunigen Abreise. Leer und unbefriedigt gehe ich nicht fort, ich nehme eine Fülle von Erquickung und einen Bilderreichthum mit, der mir den Aufenthalt auf Ischia ewig unvergeßlich machen wird.

Du schöner Sitz, beglückend Inselland!
Ich muß dich nun in flücht'ger Stunde lassen
Und möchte doch mit Liebesarm umfassen,
Was schnell sich der Erinn'rung zugewandt.

Vorüber rauscht des Augenblickes Lust.
Was groß und edel grüßt sich in's Gemüthe,
Da keimt es fort, gestaltet sich zum Liede,
Vergang'ner Freud' wie Leiden sich bewußt.

Bald schwebt herab die dunkelgrüne Nacht.
Vom nahen Strand vernehm' ich Ruderschläge,
Sie rufen mir. Wo ich auch weilen möge,
Du schöner Sitz, wird deiner stets gedacht!

Das Fahrzeug, das uns nach Miniscola (Militae Schola) und von da nach dem „brunnenreichen" Pozzuoli (Peteoli) übersetzen sollte, lag bereits im Hafen von Ischia und schien mit Sehnsucht unserer zu harren. Es setzte sich in Bewegung. Wir reisten ab. Ich hatte kein Auge für was anderes um mich her, meine Blicke, meine Seele hingen noch am Lande, das ich so eben verließ und wie man im Augenblick der Trennung einen Freund noch einmal umarmt und an die Brust schließt, so umarmte ich im Geiste dieses schöne, seltsame Ischia, dessen Freund ich geworden war. So heiß, so glühend, so schön, und so glücklich! Dieses Lächeln des Engels auf einem olympischen Antlitz. Ewig werde ich es sehen. Ischia, lebe wohl! — Die Gegend verschwamm allmählig und sanft in Abenddust und eine laue Kühlung stieg aus den plätschernden Fluthen. Es mochte acht Uhr des Abends seyn. Schnelles Dunkel umhüllte den Horizont, der Azur des Himmels erlosch und allmählig stiegen die weisen Streifen und Punkte um den Epomeo in die Nacht hinab. Nach und nach erstarb das Getöse des Ufers. Ein Stern nach dem andern erschien; es begann eine heilige Stille, die nur unterbrochen ward durch die Ruderschläge und die Bewohner des Meeres Ich blickte zum Vesuv. Wie Leuchtkugeln ergossen sich blitzende Funken aus seinem Dampfe, die bald in hoher Luft verschwanden, bald glänzender wieder nieder stiegen. Der ganze Dampf war jetzt eine ungeheure Flamme. Majestätisch spiegelte sich die große Herrlichkeit in der zitternden Fluth und es schien, als ob sich die Tiefen öffneten und Flammen herausführen. Nach und nach ward der Rauch glänzender, erst in der Höhe, dann tiefer unten; wie eine silberne Wolke schwebte und wallte er um den dunkeln Berg. Jetzt verschwand er und der Mond tauchte hinter ihm empor in seiner magischen Größe. Ein entzückender Anblick! Heiter schwamm er nun höher und das zitternde Silber goß sich auf den Golf, wie Licht über eine faltige Toga geworfen. Wie wir nun ruhig dahinglitten in den friedlichen Strahlen und das schlummernde Ufer von Pozzuoli, dem wir uns immer mehr näherten, mit seinen Wäldern, Ruinen und Hügeln in Dämmerung dalag, unter uns die schaukelnden Wellen, über uns der Himmel in all' der erhabenen Pracht einer reizenden neapolitanischen Nacht, weithin sein blaues, unermeßliches Sammtgewölbe ausdehnend, übersäet mit Millionen von Sternen; da durchzuckte es mich so recht nach Herzenslust, ich jauchzte auf, als ob alle Gluth in meinen Adern sich regen und meine Brust vom großen Pulsschlag der Natur erbeben würde; des Südens laue Lüfte legten sich an mein brausendes Herz und die Capella winkte, der Schwan und die Lyra, und ich erhebe mich und schwebe flügelleicht über der kleinen Scholle Erde, und den noch kleinern Gedanken ihrer Bewohner.

Kadmus, der Gutenberg der Vorzeit.

Hochheim, den 27. Juni 1840.

Der Wunsch jenes lustigen Gesellen war doch so übel nicht, der voriges Jahr in Mainz gegen uns äußerte: „O wäre ich doch heute nur einmal allgegenwärtig; es sind heute 24 Kirchweihen im Umfange von 4 Stunden um Mainz; ich wünschte entweder gerne bei allen gegenwärtig zu seyn, oder, wenn dieses nicht ginge, mir die beste Kirchweihe auszusehen und mich da, wie ein heidnischer Gott, zu amüsiren." Ein drolliger Wunsch! und doch stieg an den Gutenbergsfesten ein ähnlicher (Gottlob aber nicht so materieller) in uns auf; denn wer hätte nicht gewünscht, wie Philadelphus Philadelphia, an diesen Tagen in Mainz und Frankfurt zugleich zu erscheinen? Rechts vor uns lag das durch sein Alterthum, durch seine Geschichte und als Wiege des unsterblichen Helden des Tages hochberühmte Mainz; links lag neben uns das opulente Frankfurt mit den

Ressourcen seiner Millionen, im Begriff, ein würdiges Fest dem Riesen unserer, so wie aller Nationen, darzubringen. So standen wir mit schwankendem Fuße am hiesigen Stapelplatze der Dampfwägen, als der nach Mainz eilende Adler anflog. — Wir hielten es, wie ein guter Römer, für eine Weisung des Fatums, stiegen ein, und landeten in der hochgefeierten Moguntia. Indeß:

Wer nennt die Völker,
Wer nennt die Namen,
Die feiernd hier zusammen kamen
Von der Oder bis zum Donaustrande,
Von Hamburg bis zum Schweizerlande.

Wer schwelgte hier nicht in einem Meer der reinsten Nationalfreude? Wo war ein Herz, das nicht elektrisirt, wo war ein Auge, das nicht verklärt gewesen wäre? Schienen doch die Schiffe selbst, mit ihren muntern Flaggen, die ehrwürdigen Thürme, mit ihren Fahnen in den Wolken, und der alte Vater Rhein, mit seiner kolossalen Urne und seinem Silberbart, beseelt geworden und in den großen Jubel mit einzustimmen! O verklärter Genius Gutenbergs, heiliger Patron der Aufklärung, mit welcher Rührung magst Du vom hohen Sternensaale auf dieses Fest Deiner Enkel herabgesehen haben, Deiner Enkel, deren noch manche hier und da mit beklommenem Herzen zu Dir hinaufschauen. — Doch auch ihr Kummer wird sich noch mit der Zeit in Freude verwandeln — blühet ja selbst mit der Zeit die hundert Jahre zaudernde Aloe.

Sollen wir nun, geschätzte Leser! nach den uns vorangegangenen brillanten Schilderungen, noch einmal auf die herzerhebenden Scenen des Festes eingehen, so glauben wir schwerlich, jene lebendigen Eindrücke verstärken zu können; nein, nur können wir nicht umhin, bei diesen Festen der Aufklärung von dem Verdienste einer anderen Riesengröße, von einem anderen kolossalen Wohlthäter der Menschheit, von einem Gutenberg der Vorwelt, zu reden, von einem Gutenberg, ohne den wir höchst wahrscheinlich um fünf, sechs, ja zehn Jahrhunderte in der Kultur zurück wären, mithin unser Gänsefleisch vielleicht gar nicht aufgetreten wäre; wir meinen nämlich Kadmus, den Phönizier. Folgen wir der Geschichte, so werden wir leicht sehen, daß die geistige Kultur ihren ersten Aufschwung in Griechenland genommen hat. — Hier war es, wo Geister erstanden, die wir heute noch nicht übertroffen, ja noch nicht eingeholt haben.

Steht nicht Homer unerreichbar da? — und wer will einen Plato, einen Aristoteles, einen Euripides, einen Demosthenes übertreffen? Von den Griechen gingen die Aufklärung, die Künste und Wissenschaften zu den Römern über; die vornehmen Römer selbst sandten noch im glänzenden Zeitalter des Augustus ihre Söhne, zu ihrer Ausbildung, nach der heiligen Athene. Vierhundert Jahre nach eben diesem goldenen Zeitalter der Literatur des Augustus, stürmte die Völkerwanderung ein, und lastete wie ein kolossaler Alp auf der civilisirten Welt. Da zog sich der heilige Funke der griechisch-römischen Kultur hier und da in Italien in Winkel und Zellen zurück; — aber siehe da! auf einmal entbrannte er wieder in dem göttlichen Dante. — Nun folgte die goldene Aera unter den Medizäern, nach Perikles und Augustus, die dritte Glanzperiode des Genies. — Von Italien wanderten die Künste und Wissenschaften über Spanien, Portugal ꝛc. (Cervantes, Lope de Vega, Camoëns) nach England, und erweckt hier den Shakespeare, ein Titan von Genie. — Es entstand bald darauf das geistige Blüthenalter unter der Königin Anna von England und Ludwig XIV. von Frankreich, welches wir die vierte Glanzperiode nennen. Endlich bildete sich unser deutsches goldenes Zeitalter, und an dessen Spitze das hochstrahlende Triumphirat, Wieland, Schiller und Göthe, welches die fünfte und letzte Glanzperiode ausmacht. Folgen wir nun rückwärts der Rosenspur der Künste und Wissenschaften, mit einem Wort der Aufklärung, so müssen wir eingestehen, daß alle Nationen, die Römer nicht ausgenommen, wie Prometheus, den göttlichen Funken in Griechenland geholt haben. — Befragen wir nun ferner die Geschichte, so sagt sie uns, daß Kadmus aus Phönizien um's Jahr 1550 vor Christi in Griechenland eingewandert sey, die Buchstaben mitgebracht und Theben erbaut habe. Ob er nun, wie Einige meinen, selbst Erfinder der Buchstaben oder nur Verpflanzer derselben in diesen überaus reichen Boden gewesen sey, ist für den Erfolg der Aufklärung ganz einerlei; genug, Griechenland nahm sein unsterbliches Geschenk mit solchem Enthusiasmus auf, daß es denselben für einen Gott ausgab, und ihn durch Jupiter aus Dankbarkeit in die Sterne versetzen ließ. Betrachten wir, geschätzte Leser, die Erscheinung und Wirkung des Kadmus mit philosophischem Auge, so werden wir leicht darüber einig seyn, daß das unsterbliche Vermächtniß desselben, nämlich die Buchstaben, oder, was eben so viel ist, die Schrift, für ewige Zeiten veranschaulichter fortlebender Menschengeist ist. Wir sind eben so ungetheilter Meinung, daß die große Masse Menschengeist, welche sich in hundertfachen Blüthen in Poesie, Metaphysik, Dramaturgie, Rechtswissenschaft, Bildhauerei, Physik, Arznei-, Sprach-, Länder- und Himmelskunde, Baukunst, Geometrie, Arithmetik, Botanik ꝛc. ꝛc. von Griechenland aus durch das Werk dieses Gutenbergs der Vorzeit auf alle Nationen übergegangen ist, und wir noch heute ihre Produkte größtentheils für Ideale annehmen. Darum lassen sie uns noch nachträglich einen feurigen Toast den Manen des Kadmus darbringen. „Auf! es lebe Kadmus, der Gutenberg der Vorzeit!"

Joseph Schmölder.

Ueber den Mißbrauch der literarischen Kritik.

Man liest in der Allg. Zeitung: Die Leselust und Geduld der gebildeten, d. h. der lesenden Stände in Deutschland ist bereits so groß geworden, daß man, um immer neuen Vorrath zur Unterhaltung zu liefern, in der Auswahl des Gegenstandes ziemlich rücksichtslos zu verfahren anfängt. Dinge, die man sonst nur in vertrautem Kreise besprach, werden jetzt ohne Rückhalt Schwarz auf Weiß in die weite Welt geschickt, und nachdem die Kritik sich an Büchern und Kunstwerken hinlängliche Uebung und reichlichen Muth erworben hat, setzt sie ihr Geschäft auch bei den Personen fort, die dem Publikum einiges Interesse einflößen. Wenn gegenwärtig ein bedeutender Mann von einem jungen reisenden Gelehrten besucht wird, so sollte er dem Eintretenden vor Allem die Frage vorlegen: „Wollen Sie vielleicht etwas über mich schreiben?" — und, falls der Besucher nicht völlig genügende Bürgschaft für daß „Nein" zu leisten vermag, sich desselben sofort zu entledigen suchen, damit die-

ser dann doch eine wesenhafte Ursache zu dem hätte, was solche Leute jetzt Kritik nennen. Das sogenannte junge Deutschland hat das Beispiel einer Richtung gegeben, die darauf hinausläuft, statt mit Sachen, sich lieber mit Personen zu beschäftigen, und diese zerfasert in kecken, flüchtigen Pinselstrichen zur Schau zu stellen. Hat man einmal die Scheu vor dieser Veröffentlichung überwunden, so erschließt sich ein weites Feld für die Unterhaltungsliteratur, und es ist vorauszusehen, daß wir noch viele auf demselben aufgelesene Früchte, wären es auch nur Distelköpfe und Holzäpfel, aufgetischt bekommen werden. Wie viel ist noch hierin zu thun! Welche gute Gelegenheit, schlimme Leidenschaften zu befriedigen! Jeder namhafte Arzt, Kanzelredner, Advokat ꝛc. kann von einem jüngeren Mitbürger, der literarische Kritik treibt, nach seinen Gebärden und Handlungen, wahrhaft oder in beliebiger Verzerrung abgeschildert werden. Jede Eigenthümlichkeit, jede wirkliche oder scheinbare Schwäche, jede Schattenseite, die man bisher gern übersah und bescheiden verschwieg, wo man viel Licht erblickte, wird nun von dem jüngeren Geschlechte schonungslos hervorgehoben, welches sich in seinem Uebermuth auf den Richterstuhl gedrängt hat. Schade nur, daß diese verhüllten Richter, die keine Bürgschaft für die Lauterkeit ihrer Absichten und die Richtigkeit ihres Urtheils zu geben haben, gar wenig Vertrauen einflößen können! Keinem aufmerksamen Leser der Zeitungen und Zeitschriften sind die feinen Kunstgriffe unbekannt, mit denen man nun heutzutage einen gewissen Hauptgedanken in einen scheinbar ganz harmlosen Aufsatz, wie bei einem bekannten Spiele das aufgegebene Wort in eine lange Rede, unmerklich einfließen zu lassen sucht. So wird bald Rache oder Neid geübt, bald ein Begünstigter empfohlen, oder irgend eine verdeckte Absicht verfolgt. Wer indeß einigemal auf diese Weise irre geleitet worden ist, wird mißtrauisch und findet bald den festen Kern in dem langen Kometenschweife heraus.

Korrespondenz.

Darmstadt, 4. Juli.

Dr. med. Küchler dahier gründete schon vor einiger Zeit eine Heilanstalt für Augenkranke, und zwar unter sehr humanen Rücksichten für minder bemittelte Patienten dieser Gattung. Unter mehreren seiner glücklichen Kuren ist die neueste besonders bemerkenswerth. Von zwei blindgeborenen Brüdern, Söhne eines Landmannes aus hiesiger Gegend, operirte derselbe vor einigen Tagen den älteren, der 6 — 7 Lebensjahre zählt, mit solch einem glücklichen Erfolge, daß das unglückliche Kind des Augenlichts theilhaftig wurde. Man hofft, daß auch der jüngere Bruder mit demselben günstigen Erfolge werde operirt werden. — Auch sind wir hier seit Kurzem im Besitze eines ausgezeichneten Zahnarztes, des Dr. Werner, der, nachdem er vieljährige Studien zu London unter Anleitung der ersten Notabilitäten seines Fachs gemacht hatte, hier seine zahnärztliche Praxis begann und durch die Art, wie er sie ausübte, den ehrenvollen Ruf rechtfertigte, der ihm vor seiner Rückkehr in das Heimathland bereits vorangegangen war. Dr. Werner hätte schon vor seinem Abgange von London ein sehr vortheilhaftes Engagement in St. Petersburg erhalten können; allein er zog es vor, in die Heimath wieder zurück zu kehren und seinem Vaterlande für immer anzugehören.

Mannigfaltigkeiten.

(Wiesbaden.) Der Komiker Niklas in Wiesbaden sagte jüngst auf der Bühne: »Es wäre doch sonderbar, daß in ganz Nassau kane Zeitung erschiene; Nassau könne doch stets die glaubwürdigsten Nachrichten liefern, weil es die besten Quellen habe.«

Der bekannte Herausgeber des Lebens Innocenz III., Hurter, ist ein fanatischer Verehrer des reaktionären Prinzips und buhlt, obgleich er das Predigtamt an der reformirten Kirche in Schaffhausen bekleidet, doch um die Anerkennung seiner Bestrebungen in Wien bei dem Hrn. Jarcke u. s. w. In einer so eben erschienenen Beschreibung einer Reise nach Wien und Preßburg nennt er den Herzog von Bordeaux immer König von Frankreich. Was doch deutsche Gelehrte nicht alles für Albernheiten treiben!

(Telegraph.)

Theodor Hell gibt eine deutsche Handwerkerzeitung heraus. Wenn diese den Zweck erreicht, daß sie dem lernbegierigen, gesitteten Handwerksmann guten, gesunden Unterhaltungsstoff gewährt, seinen Geist und sein Herz bildet, so verdient das Unternehmen gewiß jeden Vorschub.

In einem sehr schönen Gedichte hat es Franz Dingelstedt hessischer Staatsdiener, gewagt, beim Kurprinzen-Mitregenten ein pottisches Wort für den gefangenen Professor Jordan einzulegen.

Obgleich das Jubelfest der Buchdruckerkunst weder in München noch in Augsburg festlich begangen wurde, so standen doch daselbst am Feste zu Ehren Gutenbergs die Pressen still und die Setzer und Drucker zogen theils ins Ausland, um den großen Erinnerungstag würdig zu feiern, theils ließen sie in engern Kreisen den großen Deutschen leben, dem wir so Herrliches zu verdanken haben.

Wie geht es denn wohl mit der Untersuchung in der Sache Caspar Hauser's? Eine Gräfin A. hat ein Buch herausgegeben, worin nicht undeutlich der Rittmeister, an welchen Hauser zuerst den Brief brachte, als Vater und irgend eine fürstliche Person als Mutter bezeichnet wird.

Die Dorfzeitung bemerkt: Niemand sitzt tiefer und wärmer in der Wolle als der Pharobank-Halter in Baden-Baden, der sein Schäfchen bereits geschoren und hie und da die Haut abgezogen hat. Mehrere reiche Herren oder R—n gedachten ernsthaft, die Bank zu sprengen, wurden aber selbst gesprengt, und der Bankier strich jeden Abend seine 50 bis 80,000 Gulden ein.

Bis zum 1. Oktober 1845 muß Alles in Baiern mit Oelfarben angestrichen seyn, Menschen und Thiere ausgenommen. Alle Ortstafeln, Wegsäulen und Schlagbäume sollen einen weiß und himmelblauen Anzug bekommen, doch so, daß die Farben die Säule wie ein Band umschlingen.

(Dorfz.)

Mit der Hoffnung des geneigten Lesers war's dießmal nichts. Das große Rittergut Treffen in Oesterreich haben 15 Damen aus der vornehmen Welt zu Preßburg gewonnen. Es soll nun auf dem Gute die Vielweiberwirthschaft eingeführt werden.

(Dorfz.)

Theater-Anzeige.

Dienstag, 7. Juli. Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: Das liederliche Kleeblatt, Zauberposse mit Gesang in 3 Abth., von Nestroy, Musik von A. Müller.

Von heute, Dienstag 7. Juli, fangen die Theater-Vorstellungen um ½7 Uhr an. Die Kasse wird um 5½ Uhr geöffnet.

Redakteur: L. A. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.
Blätter für Geist, Humor und Publizität.
Redigirt von Dr. Gustav Kühne.
Nr. 151. Sonntag, den 30. Juni 1839.

Der Sagen des Mittelalters Ursprung und Bedeutung.

Von Dr. Wilhelm Wolfsohn.

Der Sagen des Mittelalters Ursprung und Bedeutung ist ein Thema, das in neuerer Zeit vielfach behandelt worden ist, und dessen Lösung noch immer nicht gelungen zu sein scheint. Es ist dies auch nicht zu verwundern, da es eine Aufgabe ist, die nur durch die Vereinigung der Kräfte mehrerer Gelehrten gelöst werden kann. Wir wollen hier nicht die Ansichten der Gelehrten, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, einer Kritik unterwerfen, sondern nur unsere eigene Ansicht darlegen, die wir in einem größeren Werke, das wir vorbereiten, ausführlicher begründen werden.

Wir müssen zuvörderst bemerken, daß wir unter Sagen des Mittelalters nicht die Sagen verstehen, die sich auf die Geschichte des Mittelalters beziehen, sondern diejenigen, die in dieser Zeit entstanden sind, und die sich auf Gegenstände beziehen, die außerhalb der Geschichte liegen. Diese Sagen sind nicht, wie man gewöhnlich annimmt, Ueberreste der Religion unserer heidnischen Vorfahren, sondern sie sind Ueberreste der Religion der Völker, die vor unseren heidnischen Vorfahren in Europa wohnten, und die wir Pelasger nennen wollen. Diese Pelasger waren ein Zweig des großen Stammes, der sich von Indien aus über Europa verbreitete, und dessen Sprache wir Sanskrit nennen. Sie waren ein Zweig dieses Stammes, der sich von dem Hauptstamme trennte, ehe dieser sich in Indien niederließ, und der sich in Europa niederließ, ehe der Hauptstamm in Indien einwanderte. Sie waren also ein Zweig dieses Stammes, der sich von dem Hauptstamme trennte, ehe dieser sich in Indien niederließ, und der sich in Europa niederließ, ehe der Hauptstamm in Indien einwanderte. Sie waren also ein Zweig dieses Stammes, der sich von dem Hauptstamme trennte, ehe dieser sich in Indien niederließ, und der sich in Europa niederließ, ehe der Hauptstamm in Indien einwanderte.

Mit diesen Worten nahm er einen Girandol und ging mir voran. Die nahe Thurmuhr schlug zwölf.

Er öffnete das Schlafgemach, trat der Wand entgegen, an welcher das Gemälde hing, und hob das Licht hoch auf, um den Gegenstand zu erkennen.

In diesem Augenblicke entfuhr ihm ein Schrei des Entsetzens — ein Schrei, den ich in der Stunde meines Todes noch hören werde, — ein Schrei, der wie tausend Messer durch Mark und Bein mir drang — ein Schrei, der die Hölle selbst hätte beben machen.

Ich konnte die Ursache nicht gewahren, denn der Armleuchter war ihm entfallen. Erst als die alte Magd mit Licht herbei eilte, sah ich eine Scene des Entsetzens.

Der Geheimerath stand erstarrt. Der linke Arm, welcher den Girandol gehalten, war noch ausgestreckt, die rechte Hand grallte sich krampfhaft auf der Stelle des Herzens zusammen. Die Haare gesträubt, stierten die Augen unbeweglich auf das Bild. Unwillkührlich folgten die meinen dieser Richtung. Da schwankten meine Knie, kaum vermochte ich, mich aufrecht zu erhalten.

Aus tiefer Nacht tauchte, von sanftem Lichtglanze umflossen, der Engel der göttlichen Gerechtigkeit hervor. Eine unaussprechliche Würde, ein heiliger, zerschmetternder Ernst strahlte aus seinen hehren Zügen. Die Rechte zum Himmel erhoben, mahnte er an die Allwissenheit Gottes, die Linke zeigte dem vor ihm fliehenden Sünder das abgelaufene Stundenglas. Im Hintergrunde steigt blutig die Morgenröthe auf, und wirft ihr zweifelhaftes Licht auf das grasse Antlitz eines Ermordeten. — Der Todte war der Pflegevater Augustis; der Mörder trug die Züge des Geheimeraths. —

Als ich mich einigermaßen erholt hatte, versuchte, ich den Betäubten zu erwecken. Umsonst, ein Starrkrampf hatte sich seiner bemächtigt. Ich bemühte mich darauf, der Alten, die nichts von dem Allen begriff, verständlich zu machen, daß man nach einem Arzte laufen müsse. Sie nickte und verließ bestürzt das Haus. Eine lange Zeit verstrich, ohne daß sie wiederkam; auch war der Krampf noch immer nicht gewichen. Während dessen hatte ich Friederiken gesucht, aber alle Thüren, welche nach dem Hinterhause führten, sogar die Zimmer, deren Fenster in den Hof gingen, waren fest verschlossen. Ich verließ nun das Haus, um selbst Hülfe zu suchen. Doch Alles schlief, ich war wenig in diesem Stadttheil bekannt, verfehlte den Weg, und fand mich erst nach einer halben Stunde wieder zurecht. Als ich an das Haus kam, war es verschlossen. Ich schellte, man antwortete nicht. Ich wußte mir selber nicht mehr zu rathen, mein Gehirn war in fieberhafter Aufregung, und ich beschloß daher, diesen unheimlichen Ort zu verlassen und zu Hause den Morgen abzuwarten.

Ein betäubender, unnatürlicher Schlaf folgte der langen Seelenanstrengung. Ich erwachte um neun Uhr. Rasch angekleidet, eile ich neuerdings dem Hause zu, finde es offen, laut, geräuschvoll, mit Menschen angefüllt. Ich eile die Treppe hinauf, folge dem Schwarm, und finde die Polizei beschäftigt — einen Erhängten abzuschneiden. Es war der Geheimerath.

(Fortsetzung folgt.)

Die geheimen Gesellschaften der Chinesen.

Das Ausland theilt einen längeren Auszug aus einem Memoire, das Lieutenant Mewebold, der lange in Malacca war, mit, dem wir folgende Stelle entnehmen:

Die Engländer in Canton rechnen bei dem bevorstehenden Kriege mit China auf die Unruhen, welche die geheimen politischen Verbindungen erregen würden, die in der Art der Freimauerei durch ganz China bestehen, und deren Zweck gegenwärtig die Vertreibung der Mantschu-Dynastie zu seyn scheint. Dieselben Gesellschaften haben Verzweigungen in allen Inseln, wo sich chinesische Colonisten finden, und obgleich ihr Zweck, wie es bei Verbindungen dieser Art zu gehen pflegt, nach Umständen wechselt, so ist ihre Organisation immer dieselbe, und es ist wohl der Mühe werth, unter gegenwärtigen Verhältnissen zu wissen, was die Engländer in ihren Colonien darüber erfahren haben.

Man hat von einem der Eingeweihten in Malacca folgende Aussage über die Ceremonien der Aufnahme eines Bruders in die Gesellschaft der Triade der großen Mächte, des Himmels, der Erde und des Menschen, und über die Eidleistung erhalten. Die Statuten der Triade sind in einem Buch verzeichnet, welches der Chef der Gesellschaft, der den Titel Tai-ko (der ältere Bruder) führt, bei sich behält. Er hat zwei Untergeordnete, welche der zweite und der dritte Bruder heißen, und die ihm in der Verwaltung der Ordensangelegenheiten beistehen, und den Candidaten zur Aufnahme zu ihm führen. Der Tai-ko führt dann den Novizen Nachts vor das Bild des Schutzgeistes der Verbrüderung, das in dem Versammlungssaale steht, das Buch der Statuten wird geöffnet und vor das Götzenbild gelegt, zu dessen Rechten und Linken vier Männer mit blanken Schwertern stehen, die sie in einem Bogen über den Novizen halten. Das Buch liegt neben einem Becher, der eine Mischung von Branntwein u. s. w. enthält, auf einem Tische; es wird dann dem Novizen, der unter den Schwertern steht, gebracht. Der Tai-ko sitzt mit einem Dolch bewaffnet auf einer Art von Thron, und fragt den Candidaten, was er wolle. Dieser antwortet, daß er unter die Mitglieder der Gesellschaft aufgenommen zu werden wünsche. Der Tai-ko fragt: „wie kannst du eintreten, da du dich so vielen Prüfungen zu unterwerfen hast?" der Candidat antwortet, daß er ein Fremder sey, ohne Eltern, Brüder und Schwestern, und daher bitte, daß der Tai-ko ihm künftig ihre Stelle versehe. Der Tai-ko fragt dann dreimal, ob diese Aussage wahr sey, und ruft nach dreimaliger Antwort mit feierlicher Stimme aus: „Wenn du in Wahrheit an unsrer Brüderschaft Theil nehmen willst, so ist nöthig, zuerst drei feierliche Eide vor dem Götterbild zu leisten." Man rührt nun Trommeln, häuft gelbes Papier auf das Feuer, der Canditat tritt herzu und wirft sich dreimal vor dem Feuer nieder, worauf die zwei jüngern Brüder ihn aufheben, der Tai-ko steigt von dem Thron herab, übergibt ihm den Becher und den Dolch und erklärt ihm, daß er sein Blut mit dem Inhalt des Bechers mischen müsse, und legt ihm folgende Eidesformeln vor. (Die Eide sind aus einem Exemplar, das der asiatischen Gesellschaft gehört, übersetzt.)

1) Du sollst die Statuten befolgen, wo nicht, so mögest du durch Schlangenbiß sterben.

2) Du sollst dich nicht auf deine Stärke verlassen und ei-

nen schwachen Bruder mißhandeln, wo nicht, so mögest du sterben und unbegraben bleiben.

3) Du sollst, wenn die Brüder, welche die Milch deiner Mutter genährt haben, mit den Brüdern der Gesellschaft streiten, den letztern beistehen, wo nicht, so mögest du unter zehntausend Schwertern sterben.

4) Du sollst, wenn ein Bruder in dein Haus kommt und du Reißwasser hast, es ihm geben; wenn du Reiß hast, ihm Reiß geben; du sollst ihn nach Vermögen bewirthen, wo nicht, so mögest du an einem Geschwür sterben."

5) Du sollst, wenn du in das Haus eines Bruders kommst, und er dir nur Reißwasser zu bieten hat, davon genießen, wenn er Reiß hat, davon essen, und wenn du dich über seine schlechte Bewirthung beklagst, mögest du enthauptet werden.

6) Du sollst, wenn ein Bruder in Noth ist, ihm helfen, wenn ihn ein Unglück befällt, ihn unterstützen, wo nicht, so mögest du auf der tiefen See unter gehen.

7) Du sollst, wenn ein Bruder spielt, nicht an demselben Orte spielen, wo nicht, so mögest du Blut brechen und sterben.

8) Du sollst nicht über die Angelegenheiten der Brüderschaft sprechen, oder die Geheimnisse derselben verrathen; wer es thut, soll durch einen Pfeil, der sich verflogen hat, getödtet werden.

9) (Die Stelle des neunten Eides ist in dem Exemplar der Gesellschaft weiß gelassen.)

10) Wenn deine alte Mutter einen Gürtel hinterläßt, so sollst du ihn nicht aus Habsucht verkaufen, wo nicht, so sollst du durch eine Rakete getödtet werden.

11) Du sollst, wenn ein Bruder arm ist, ihm helfen, wo nicht, so mögest du auf der Reise sterben.

12) Du sollst ein Kind deines Bruders bei dir aufnehmen, wo nicht, so mögest du sterben.

13) Du sollst dich nicht gegen eines Bruders Weib vergehen, wo nicht, so mögest du vom Blitz erschlagen werden.

14) Du sollst einem Bruder, der auf der Reise ist und Geschäfte hat, darin beistehen, wo nicht, so mögest du auf dem Meer zu Grunde gehen.

15) Du sollst, wenn ein Bruder krank ist und dich um Hülfe bittet, sie ihm gewähren, wo nicht, so möge dich der Blitz erschlagen.

16) Du sollst, wenn ein Bruder gestorben ist, und du gebeten wirst, zum Begräbniß gehen, wo nicht, so mögest du auf dem Meere zu Grunde gehen.

17) Du sollst, wenn ein Bruder dem Trunk ergeben ist, und dem Haupt der Gesellschaft nicht gehorcht, ihm den Rand des Ohr's abschneiden.

18) Du sollst, wenn ein Bruder mit Opium handelt und das Haupt es erfährt, ihm beide Ohren abschneiden.

19) Du sollst, wenn ein Bruder an dem Wort eines andern zweifelt, ihm 108 Stockschläge geben.

20) Du sollst, wenn ein Bruder in fremdem Lande stirbt, und nicht genug zu seinem Begräbniß hinterläßt, dazu beitragen, wo nicht, so mögest du kinderlos sterben.

21) Du sollst, wenn ein Bruder in Noth zu dir kommt, mit ihm essen und trinken, wo nicht, so sollst du auf einer Reise sterben.

22) Du sollst, wenn ein Bruder seiner Mutter nicht gehörig abwartet, ihm 36 Schläge mit dem Bambus geben.

23) Du sollst den, der eines Bruders Weib entführt, mit dem Schwert durchstoßen.

24) Du sollst, wenn Brüder nicht in Eintracht leben, sondern mit einander streiten, ihnen 96 Stockschläge geben.

25) Du sollst, wenn ein Bruder schlecht handelt, und an eines andern Wort zweifelt, ihm 108 Schläge mit dem rothen Holze geben. (Dieß ist eine schwere Holzart, die in Malacca wohl bekannt ist.)

26) Du sollst, wenn ein Bruder Geld nach China schicken will, und dazu von dir entlehnen will, ihm leihen, wo nicht, so mögest du sterben wie eine Waise.

27) Du sollst, wenn ein Bruder auf der Reise sich schlecht aufführt, und (den Statuten) nicht gehorcht, ihm 32 Schläge mit dem rothen Holze geben.

28) Du sollst, wenn ein Bruder trotz aller Belehrungen und Ermahnungen ungehorsam ist, ihm 96 Stockschläge geben.

29) Du sollst, wenn du Zeit hast, der Hochzeit eines Bruders beiwohnen, wo nicht, 12 Stockschläge erhalten.

30) Du sollst, wenn ein Bruder einen Brief an seine Familie durch dich schickt, ihn abgeben, wo nicht, so mögest du ins Wasser fallen und die Fische dich fressen.

31) Du sollst, wenn ein Bruder hungrig ist, ihn nähren, und wenn du etwas zu essen hast, es mit ihm theilen, wo nicht, so mögen dich die Tiger fressen.

32) Du sollst, wenn du in einem Wirthshause, das ein Bruder hält, übernachtest, ihm zwei Kupferstücke bezahlen, wo nicht, so mögest du sterben, ohne daß Jemand deinen Leichnam bestattet.

33) Wenn du ein Schiff hast und ein Bruder in ein anderes Land geht, so sollst du ihm eine Passage geben.

34) Wenn ein Bruder den Gebrauch seiner Hände und Füße verliert, so sollst du deinen Beutel ziehen und ihm zu Brod helfen.

35) Du sollst, wenn ein Bruder stirbt und nicht Geld genug zur Errichtung eines Leichensteins hinterläßt, dazu beitragen, wo nicht, so mögest du in der Einsamkeit sterben.

36) Wer diese 36 Eide der Brüderschaft unter die Leute bringt, soll 216 Schläge mit dem rothen Holz erhalten.

Hierauf folgen 36 Gebote, welche im Allgemeinen dieselben Empfehlungen enthalten, wie die Eide, und die wir übergehen. Wenn die Eide und die Gebote dem Candidaten vorgelesen worden sind, so sagt er: „Mögen meine Tage verkürzt werden, wenn ich die Regeln verletze, die in diesem Buch enthalten sind." Hierauf macht er mit dem Dolch einen Schnitt in seinen Finger und läßt drei Blutstropfen in den Kelch fallen, die drei Chefs thun dasselbe, mischen den Branntwein und das Blut, und alle trinken stehend einen Theil des Inhal's des Kelchs, womit die Ceremonie beschlossen ist.

Die Brüder haben viele geheime Zeichen, an denen sie sich erkennen.

Korrespondenz.

Kronberg am Taunus, im Juli.

Auch uns sey es vergönnt, wieder einmal ein Wort über unsere kleinen Leiden und Freuden verlauten zu lassen. Am 18. Juni wurde in unserm Städtchen die Erinnerungsfeier an die Schlacht von Waterloo begangen, am 17. Juni, Abends, durch 101 Böllerschüsse vom Schloß herab

verkündet. Am 18., als am Frohnleichnamstage, zogen die Genossen jener denkwürdigen Schlacht nach beendigtem Gottesdienst unter Sang und Klang auf das Schloß. Dort angelangt, ertönten wieder 101 Böllerschüsse, worauf man den Tag mit geselliger Unterhaltung verbrachte. Abends fand im Frankfurter Hof ein Nachtessen statt, bei welchem einer der Kampfgenossen eine passende Rede hielt, welcher eine Reihe von Toasten folgten. So wurde die 25jährige Erinnerungsfeier an den denkwürdigen Tag der Schlacht von Waterloo in unserem Städtchen begangen.

Heidelberg, 26. Juni.

Bei einer Vergnügungsreise nach der Musenstadt und Umgegend berührten wir auch das romantische Thal bei Neckarsteinach jenseits Neckargemünd. Von letzterer Stadt führt eine sehr schöne, neuangelegte Chaussee nach Neckarsteinach. In letzterem Ort angekommen, bestiegen wir die wunderschön ausgebaute Burg des Hrn. Baron v. Dorth. Nicht allein ist die Aussicht von der Terrasse vor dem Schloß so schön, als man sie nur irgendwo in Gebirgen finden kann, sondern auch die Ansicht des Schlosses sehr angenehm. Besieht man das Schloß von innen, so glaubt man sich in einen Feenpalast versetzt. Da nun noch dazu der Herr und die Frau Besitzerin, so wie der junge Hr. v. Dorth gegen die Besuchenden die Güte selbst sind, so wird das Ganze als eine der interessantesten Ausflüge der Heidelberger mit Recht benannt. Diese Burg, die unter der Leitung des Hrn. Baumeisters Oppermann wieder im alten Styl neu hergerichtet wurde, überstrahlt alle am Rhein neu hergestellten, und der Einrichtung und den Räumen nach könnte solche für einen Fürsten und König genügen. Das Ganze wurde uns noch überraschender, als wir, bei Besichtigung der Anlage, in einer Laube ein halb Dutzend wunderschöne Kindlein des Hauses fanden. Ein gleich liebliches, älteres Fräulein jedoch schien, aufgeschreckt, einer Gazelle gleich, aus unsern Augen zu verschwinden, vermuthlich um unsern Danksagungen zu entgehen. Wir machen alle Reisende, die Heidelberg berühren, auf diesen Ausflug aufmerksam, zumal auch der Magen nicht zu trauern braucht, indem man in dem Gasthaus zur Harfe nach der Rückkehr vom Schlosse sich restauriren kann. — Bei der Rückkehr wurde die Aula besucht. Unglücklicher Weise fing es stark zu regnen an, und da gegen alle guten Polizei-Anordnungen an diesem Gebäude keine Dachkandeln, auch nicht einmal über dem Eingang, sind, so mußten wir, um nicht total durchnäßt zu werden, im Sturmschritt den Eingang forciren. Wir bedauern die hunderte von Studenten, die im Sommer und Winter aus dem Regen durch die Traufe müssen. Mit einer Carolin wären wenigstens beide Eingänge gedeckt. — Das Buchdruckerfest wurde auch hier durch Gottesdienst, Festzug vom Rathhaus in die Aula und einem Gastmahl von mehr als 200 Personen in dem Gesellschaftshause gefeiert. Officielle und später noch mehrere Toaste wurden ausgebracht. Hr. Geheimerath v. Leonhard, Mitfestordner, nahm den lebhaftesten Antheil an dem Ganzen.

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 2. Juli.) Mit der Schließung der Ausstellung endete gestern das großartige Fest, welches Leipzig zur Erinnerung an die Erfindung der Buchdruckerkunst auf eine so würdige Weise gefeiert hat. Außer dem bleibenden Andenken an diese Jubeltage, das gewiß Jeder bewahren wird, hat diese Ausstellung sicher in manchem Kunstgenossen den Vorsatz befestigt, nach Kräften zum Fortschreiten einer der Menschheit so wohlthätigen Kunst beizutragen. Sollten wir aber erst bei der nächsten Säcularfeier unsere Nachkommen die Früchte dieser Anregung bewundern lassen? Würde es nicht zweckmäßig seyn, daß Leipzig, der Mittelpunkt des Buchhandels, (oder auch Frankfurt) alle fünf Jahre durch eine solche Kunstausstellung von Producten der Presse einen neuen Reiz zur Fortbildung dieser Erfindung gewähre und würdige Bemühungen mit einer kleinen Preisgabe kröne? Die Jubelausstellung hat bewiesen, daß Deutschland die Wiege und der Erzieher der Buchdruckerkunst ist. Denn wenn auch England und Frankreich schöne Exemplare geliefert hatten, so sind es doch nur die Pressen der Hauptstädte London und Paris, die, durch zahllose Hülfsmittel unterstützt, solche en's Licht beförderten, während ohne eine Unterstützung dieser Art auch die kleinsten Städte in Deutschland mehr oder minder schöne Beweise ihrer Kunst geliefert haben. Es würde mir selbst der Beweis nicht schwer fallen, daß im Auslande sowohl wissenschaftlich wie in praktischer Ausführung deutscher Sinn und Geist noch jetzt die Pressen regiere. Bauerkeller und Engelmann stehen in ihren Fächern an der Spitze der Hauptstadt von Frankreich, bei Everat waren die vorzüglichsten Arbeiter Deutsche, bei Lacrampe ist dies noch der Fall. Daß selbst die ältesten und berühmtesten der dortigen Häuser mit wenigen Ausnahmen deutschen Ursprungs sind, bedarf keines Beweises. Aber wenn auch der Erfinder der Buchdruckerkunst deren Wohlthaten über alle Völker zu verbreiten beabsichtigte, so sollte doch Leipzig von diesem schönen Fest an nicht blos als eine Beschützerin seiner schönen Kunst, sondern als deren wahre Vertreterin in ihrem ganzen Umfang auftreten.

(Bern.) Vierunddreißig hiesige Studirende faßten letzthin den unvorsichtigen Entschluß, in einem Tage von Bern aus zu Fuß den Gipfel des Riesen zu ersteigen; die Entfernung beträgt 12 Stunden. Ohne sich unterwegs aufzuhalten, marschirte die frohe Schaar Sonnabends um 3 Uhr des Morgens von Bern nach Thun, frühstückte, verblieb dort bis Mittag, von wo sie in der größten Sonnenhitze sich wieder auf den Weg begab und nach kurzer Frist zur Einnahme eines frugalen Mittagessens den Riesen hinanklimmte. Schon war mehr als die Hälfte des Berges erstiegen, als Mühlemann, Sohn des Regierungsstatthalters von Aarwangen, Stud. juris, der schon früher über Unwohlseyn geklagt, mit dem ängstlichen Ruf: »Wasser!« niederstürzt. Seine nächsten Kameraden eilen herbei, reißen ihm die Kleider auf, ein Medicaner versuchte eine Aderlässe. Alles vergebens; der Jüngling ist todt, und der frohe Ausflug verwandelt sich in einen stillen Leichenzug nach Wimmis, wo vergebliche Versuche der Wiederbelebung angestellt werden.

Die Dorfzeitung schreibt: Die nordischen Naturforscher halten in diesem Jahr ihre Zusammenkunft in Kopenhagen, die deutschen in Erlangen, die italienischen in Turin und die Philologen in Gotha. Die Einladungen dazu sind erfolgt. Wenn's Einer darauf anlegt und einzurichten weiß, kann er von jetzt an bis zum Spätherbst von lauter Festen leben, die in Deutschland nach und nach gefeiert werden. Man braucht dazu nichts weiter, als einen Geldbeutel, der sich immer wieder von selbst füllt.

Die französischen Zeitungen machen nun die acht Violinspieler Europa's namhaft, die laut Testament des verblichenen Paganini seine acht ausgezeichneten Violinen erben dürften. Es sind: Beriot, Ernst, Lipinsky, Mayseder, Molique, Ole Bull, Spohr und Vieuxtemps.

Die chinesischen Behörden sind nicht nur den Opiumhändlern, sondern auch den Spielern auf dem Dach und der Statthalter Lin hat im Namen des himmlischen Kaisers bekannt gemacht, daß alle Glücksspieler mit Gefängniß und die Bankhalter mit dem Tode bestraft werden sollen.

Es wäre gut, wenn alle Innungen es bei der Aufnahme ihrer Mitglieder so streng nähmen, als die Fischerinnung zu London. Sie hat den Prinzen Albert zum ordentlichen Mitglied ernannt, weil er gezeigt habe, daß er das Fischen verstehe.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 8. Juni. (Neu einstudirt): Das Bild, Trauerspiel in 5 Akten, von Houwald. (Gastrolle) Spinarosa: Hr. Emil Devrient, königl. sächs. Hofschauspieler zu Dresden. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 191. Donnerſtag, den 9. Juli 1840.

Tod der Johanna von Arc.

(Nach Delavigne. Von Friedrich Eich.)

Silence au camp! la vierge est prisonnière etc. etc.

Es ſchweigt der Kampf! die Jungfrau iſt gebunden;
Denn Bedfort ſann auf unverdiente Schmach:
Zu früh erſcheint die letzte ihrer Stunden;
Es ſchweigt der Kampf! es iſt ihr Todestag.
Geweihte Prieſter ließen ſich berücken,
Gewaffnet mit dem finſtern Glaubenswahn,
Die Unſchuld eines Mädchens zu umſtricken;
Nur ſo erreichte England ſeinen Plan.
Erbarmungslos, ſogar im heil'gen Namen
Des Gottes, der nur Recht und Wahrheit liebt,
Verdammte ſie ein Biſchof zu den Flammen,
Ein greiſer Biſchof hat die That verübt. —

Wem öffnet hier ſich eine Todtenſcene?
Wem leuchtet dieſer Fackelglanz zur Gruft?
Es ſchmettern der Trompete heil'ge Töne,
Ein klägliches Geräuſch durchtoſt die Luft.
Was wogt und rennt mit freudetrunk'nen Blicken,
Was ſtürmt in wilder Haſt der Krieger Schaar?
Gewiß, hier iſt der Lorbeer reich zu pflücken,
Es bietet ſich ein kühnes Wagniß dar.
O nein! — Es jubeln Englands Heldenſöhne,
Daß eines Weibes Tod mit Sieg ſie krön'e. —

Ha, welcher Adel ſpricht aus euren Blicken!
Aus euren Mienen welcher bitt're Hohn!
Ein Blick auf die Gefeſſelte, und Eine Stimme
Begehrt einmüthig ihren Tod. Zum Lohn,
Sagt ihr, weil ſie mit Zaubereien
Der Hölle Geiſter gegen euch beſchwor.
Ihr Memmen, ſchweigt! Wer will der Schuld ſie zeihen?
Wer wirft der Reinen einen Frevel vor?
Ein Muth, beſeelt von der Begeiſt'rung Feuer,
Ein Buſen, der für Heldruhm entbrennt,
Ein Herz, dem Frankreich über Alles theuer;
Wer dieſen Zauber, dieſe Reize kennt:
Wie ſollte der den heil'gen Kampf nicht wagen,
Den Fremdling aus den Gränzen zu verjagen? —

Das Gnadenbild des Heilands in den Händen,
Ihr flatternd Haar der leichten Lüfte Spiel,
Auf dem Schaffot die Laufbahn zu vollenden,
Naht ſich Johanna ihrem letzten Ziel.
Langſamen Schritt's, mit unerſchrock'ner Miene
Steigt ſie hinauf; doch, als ſie oben ſtand
Und ſich die weite, ſchreckenvolle Bühne
Vor ihrem Blick entfaltet: da empfand
Sie einen Herzſtoß, — ſenkt die Blicke nieder
Und Thränen füllen ihre Augenlieder.

In des Lenzes Blüthentagen
Welket deine Jugend hin;
Von dem Sturme fortgetragen,
Sollſt dem Leben ſchon entſagen:
Weine, arme Dulderin!

Wie nach kurzem Lauf die Quelle
Stirbt, weil ihr die Kraft gebricht,
Ueppig ſpendend ihre Welle
Und der Schäfer kommt zur Stelle; —
Kommt und ſieht, — und kennt ſie nicht.
So von Allen ſchnöd' verlaſſen,
Die durch dich gerettet ſind,
Soll dein Roſenſchmuck erblaſſen,
Und du ſollſt die Liebe haſſen,
Wo die Jugend herzt und minnt. —

Du ſiehſt nicht mehr die lachenden Gebirge,
Den Tempel und das Dorf bei Vaucouleurs,
Die Hütte nicht und die geliebten Triften,
Den Schmerz des Vaters ſiehſt du nimmermehr. —

Wer wagt's, ihr Ritter, ſeinen Arm zu leihen,
Der ſich als Kämpfer für die Unſchuld zeigt? —
Wie? — Alles ſtumm! — Tritt keiner aus den Reihen?
Iſt keiner, der zum Kampfplatz niederſteigt? — —

Weil Alle sich zum Frevelthat vereinen:
So reich', o Himmel, Deine Retterhand!
Laß schnell die tiefste Wetternacht erscheinen,
Vertilg' mit Wolkenguß den Opferbrand!
Und, willst du deinen Donner sparen:
So sende Einen her aus Frankreichs Ritterschaaren. —

Es herrschte Grabesstille. — Doch nach wenigen Minuten
Schwingt sich die Flamme prasselnd himmelwärts.
Von frischem Muth schwoll jetzt der Heldin Herz.
Durch dicken Rauch, durch rothe Feuergluthen
Sieht man Johanna zu der Feinde Schrecken
Den Arm noch dräuend in die Lüfte strecken.
Was flieht ihr, Britten, vor Entsetzen bleich?
Von diesem Arme fürchtet keinen Streich! —
Jetzt leuchtet rings die Flamm'. Ihr letzter Ton
War: »Frankreich! meines Königs Thron!«
Doch König Karl, in weichlichen Genüssen,
War für das Unglücks Hülferufen taub;
Der Undankbare lag zu Sorels Füßen. —
Die Jungfrau ward für ihn der Flammen Raub!

Möchte die Geschichte es verschweigen,
Dieses Schimpfes unheilvolles Mal!
Ließe sie durch Thränen sich erweichen:
Unsre Thränen flössen ohne Zahl.
Wo sie einst den Hirtenstab getragen,
Soll's ein Denkmal späten Enkeln sagen:
»Sie war unsres Landes Retterin!«
Frankreich nah' sich dann im trauervollen
Zuge, ihr den späten Dank zu zollen,
Denke seufzend der Befreierin. —

Erz und Marmor sollten redend zeugen,
Wie des Feindes Fahnen vor ihr weichen,
Als ihr Heldenschwert im Kampf erschien.
Mädchen! Krieger! Bringet eure Gabe!
Lorbeern, Rosen pflanzt auf ihrem Grabe,
Daß sie hoch zum kräft'gen Stamm erblüh'n.
Wenn der Wandrer dann vorübereilet,
Pflück' er einen Zweig, und lege ihn
Sinnvoll mit den Worten hin:
»Sie hat kühn der Feinde Macht zertheilet,
»Hat des Vaterlandes Noth geheilet,
»Und — — ein dürftig Grab ist ihr Gewinn!«

Der Engel der Gerechtigkeit.

(Novelle von Heribert Rau.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Eine abermalige gerichtliche Untersuchung, in welche auch ich diesmal verflochten war, fand statt.

Treu, der Wahrheit gemäß, gab ich, was mir von der Sache bekannt war, zu Protokoll, und erfuhr dabei die weiteren Vorfälle jener merkwürdigen Nacht. Als ich nämlich kaum das Haus des Geheimeraths verlassen, kehrte die alte Dienerin mit einem Arzte zurück. Sie kamen zur rechten Zeit, denn der Kranke fing eben an, sich zu erholen. Er hatte das Schlafzimmer verlassen, und sich in die Wohnstube begeben, in welcher er eine Masse Lichter angezündet. Barsch und finster wieß er indessen alle Hülfe zurück, und der Doktor mußte, trotz allen Vorstellungen, ohne weiteres das Haus verlassen, während die Magd nach sorgfältigem Verschluß der Hausthüre zu Bette geschickt wurde. Das Ende ist bekannt. Gewissensbisse, aufgeschreckt durch die blutigen Züge des Bruders und die Mahnung des Engels der Gerechtigkeit, mochten den Sünder verfolgt, und ihn in einem Anfalle von Wahnsinn zum Selbstmörder gemacht haben.

Die Zeugnisse des Arztes und der Magd retteten mich von schwerem Verdachte und führten ein baldiges Ende des gerichtlichen Verfahrens herbei. Friederike wurde sofort als rechtmäßige Erbin des hinterlassenen Vermögens eingesetzt.

Bis zu dem Tode des Geheimenrathes hatte ich das Mädchen nicht gesehen. Erst bei Gerichte wurde meine Sehnsucht befriedigt.

Von schlankem Wuchse und einer feinen, eleganten Taille, deutete ihre ganze Gesichtsbildung eine Sanftmuth an, die durch schwere Prüfungen zur Grundlage ihres Charakters geworden war. Die Blüthe der Jugend hatte langer Gram abgestreift, und welk und müde neigte sich das Haupt, wie die Krone einer vom Sturm zerknickten Lilie. Es lag etwas unaussprechlich Rührendes in ihrem ganzen Wesen, das durch seine Seltenheit nur um so reizender wurde. Ich beneidete Augusti um die schmerzliche Seligkeit, dies ätherische Wesen lieben zu dürfen.

Auf die Frage, wie sie ihr Oheim behandelt habe, entquoll ein tiefer Seufzer ihrer Brust und sie antwortete einzig: „Sehr grausam!" Mehr konnte man ihr hierüber nicht entlocken. Die Wiedergabe ihres Vermögens machte keinen innerlichen Eindruck auf sie, und was mich aufs Höchste erstaunte: sie nahm die Nachricht von Augusti und seiner treuen Liebe mit einer Ruhe auf, die mich für meinen Freund beben machte. Ein leises, kaum angedeutetes Lächeln spielte um ihren Mund, dann drückte sie mir mit Wärme die Hand und sagte:

„Ich möchte München so bald als möglich verlassen, und wünschte durch Sie an den Aufenthaltsort meines Bruders gebracht zu werden, da er Baiern nicht betreten darf. Erlauben es Ihnen die Geschäfte, welche Sie hier haben, so bitte ich Sie um diese Gefälligkeit. Ich bin der Welt fremd und entfremdet. Sie liegt für mich reizlos im Halbdunkel der Vergangenheit. Der Kern meines irdischen Lebens ist zertreten und nur von dem Bruder möchte die langsam Sterbende bis zu jenem Hügel geleitet werden, um welchen die reinen Lüfte eines höheren Lebens säuseln."

Hätte sie von mir die höchste Aufopferung verlangt, ich hätte sie freudig und ohne Zögern geleistet. Wie gerne nahm ich daher ihren Vorschlag an, meine Geschäfte auf die baldige Rückkunft verschiebend.

Ihr schwärmerisches Wesen war nicht die Frucht einer Ueberbildung, eine durch Romanen lesen angenommene Affectation, es war die Folge eines qualvoll zertretenen Herzens; und jeder Unbefangene mußte im Stillen die Voraussagung ihrer nahen Auflösung bestätigen.

Ich betrieb die Aufnahme ihres Vermögens mit Eifer, und in wenigen Wochen befanden wir uns in den Mauern Heidelbergs.

Am Bodensee, dem alten berühmten Constanz gegenüber, unweit des Städtchens Mörseburg, liegen auf einer mit Wein bepflanzten Anhöhe zwei nette Häuschen, von einem blumenreichen Garten umschlungen. Sie glänzten mir in ihrem reinlichen weißen Anstriche mit den grünen Jalousieen schon aus weiter Ferne entgegen, und dienten mir zum Leitsterne, als meine Barke über den See tanzte.

Ein herrlicher Oktobertag hatte die Erde erfreut, ein noch herrlicherer Abend folgte demselben. Der Himmel strahlte im reinsten Blau, und spiegelte sich in der tiefen Fluth. Die Schneegebirge der Schweiz erglühten in einem sanften Blüthenrothe, und von den lachenden Ufern tönte das Abendgeläute. Ein Bild des Friedens lag die Welt, und dennoch schlug mein Herz so ungestüm mitten in dieser Ruhe. Es war die Erwartung, es war die Furcht, geliebte Wesen nicht mehr unter den Blüthen der Erde zu finden.

Jetzt nahte ich mich mehr und mehr den Ufern. Ich hätte fliegen mögen, und konnte mich vor Ungeduld kaum mehr fassen. Keinen Augenblick verlor ich die weißen Häuschen aus den Augen. Jetzt war ich ganz nahe der Bucht; da schwebten Töne an mein Ohr, die mich mit Hoffnung, mit Wehmuth, mit Entzücken erfüllten. Es waren Harfenklänge, zu welchen eine schwache aber melodische Stimme den Vers des großen Dichters sang:

»Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.«

Leise und immer leiser schwammen die Laute zu mir heran, und fielen schwer auf meine Seele, wie eine trübe, unglückselige Ahndung. Als sie verklungen, eilte ich den Hügel hinauf, und stand bald vor einer dichten Laube, in welcher mein Freund Augusti neben seiner angebeteten Friederike saß, in deren Armen die Harfe lag.

Ich wollte ihnen freudig entgegen eilen, und sank dem Freunde weinend an den Hals.

Beide erriethen leicht die Ursache dieser Thränen; sie galten dem süßen Mädchen, dessen zerfallenes Aeußere ihren nahen Tod verkündete.

Aber diese seltenen Menschen waren gefaßter als ich. Sie kannten ihr Schicksal und trugen eine Seligkeit im Herzen, die nur der zu ahnen vermag, der selbst dem Leben entsagt, einzig und in vollem Bewußtseyn einem höheren Seyn entgegen reift.

Beide in dem Wunsche vereint, den Rest ihres Lebens, welcher vorzüglich bei Fri deriken nicht mehr groß seyn konnte, vereinigt zu durchwallen — beide durch ihre schweren Leiden den irdischen Vergnügen entwöhnt, beschlossen sie, im Schooße der Natur, in ungestörter Stille, sich und ihrer geistigen Vollendung zu leben. Bruder und Schwester, wohnten sie in den beiden Häuschen, die die Blumenrabatten des Gartens liebend umschlangen. Ein solch ungetrübt stilles Glück konnten nur so geprüfte Herzen finden.

Ich weilte vierzehn Tage in ihrer Nähe und brachte die meiste Zeit bei ihnen zu.

Unvergeßlich werden sie mir bleiben, jene Stunden, in welchen mein Geist durch das Leben dieser einfachen Menschen in eine Seligkeit versetzt wurde, die ich nirgends wiederfinden konnte.

Es war die praktische Darstellung einer Fichte'schen Philosophie im vollendetsten Maße.

Ehe ich schied, nahm mich Augusti bei der Hand und führte mich in den entferntesten Theil des Gartens. Hier öffnete er mir ein kleines Kapellchen, das ich, da es von Gebüsch rings umschattet war, noch gar nicht entdeckt hatte. Wir traten ein. Im Dämmerscheine erblicke ich einen kleinen, einfachen Altar, auf welchem ein frischer Blumenkranz als einzige Zierde ruhte. Ueber demselben hing ein Bild, von einem grünseidenen Vorhange bedeckt. Augusti zog ihn weg; es war seine letzte Arbeit, jenes Gemälde, welches einst so furchtbar auf den Geheimenrath gewirkt hatte.

„Hier", sagte er nach einer Pause, und öffnete am Fuße des Altares eine Thüre, welche eine kleine Gruft zeigte — „hier werden Friederike und ich einst vereint schlummern. Der Arzt glaubt nicht, daß sie den kommenden Sommer mehr sehe; ist sie heimgegangen, so folge auch ich bald." — „Rede mir nicht!" — fuhr er fort, als er sah, daß ich sprechen wollte. — „Wir sind keine Kinder. Wir suchen weder den Tod, noch fliehen wir ihn, doch ist er, wenn er kömmt, ein willkommener Freund. — — Du bist, da ich muthmaßlich nach meiner Schwester sterbe, mein Erbe in dieser kleinen Besitzung. Halte diese Stelle heilig; sie umschließt zwei Menschen, die nach so manchem Sturme hier den Hafen der Ruhe fanden!" —"

So sprechend, zog er mich an sein Herz, und ich hatte kaum Kraft genug, mich männlich zu beweisen.

Ich schied.

Der Frühling brachte neue Blumen, aber eine nahm er hinweg.

Zwei Jahre später war ich Besitzer jenes Erdenfleckes, auf dem ich die seligsten und die trübsten Stunden verlebt habe.

Jedes Jahr, wenn der laue Zephyr des Frühlings zu wehen beginnt, besuche ich den Bodensee und das Grab, welches meinen Augusti mit seiner Geliebten vereinigt. Dann ziehe ich den Vorhang von jenem Bilde zurück und betrachte, durchbebt von Schauer, Andacht und unaussprechlicher Wehmuth, den Engel der göttlichen Gerechtigkeit.

Korrespondenz.

Oberursel am Taunus, 3. Juli. — (Eingef.)

Gestern Nachmittag fand hier der feierliche Einzug des hochw. Hrn. Pfarrers Hörter statt. Eine Menge Volks war hinausgezogen in die Allee am Friedhofe, den gerühmten Hirten zu empfangen. Die Kinder trugen zierliche Gewinde von Eichenlaub und Blumen, und sichtbar freudig glänzten ihre Augen unter den vielfarbig bekränzten Locken und Stirnen hervor, während der neu gebildete Singverein, die Harmonie, bereit stand, mit einigen sinnigen Liedern den Kommenden willkommen zu heißen. Der Ersehnte kam und Mädchen in weißen Gewändern empfingen ihn mit den hochgehaltenen Blumengewinden, unter welchen her mit dem Gruße des Friedens er seinen Pfarrkindern entgegen trat. Da begann der Gesang, begleitet von Musik, und nach Beendigung der Willkommslieder setzte sich der Zug, unter weiterem Sang und Klang, in Bewegung durch die Straßen, wo man kein Fenster unbesetzt, aber auch kein Auge freudenleer sah, hinauf gegen das Pfarrhaus. Freund-

sich erwiederte, in gewohnter Artigkeit nach allen Seiten sich verneigend, der Hr. Pfarrer die Grüße, die man ihm entgegen winkte. Alles drängte sich jetzt nach dem Pfarrhofe, wo der Zug stille hielt und der Hr. Pfarrer nur mit wenigen, aber herzlichen Worten gerührt seinen Dank ausdrückte für den ehrenvollen Empfang, den er als Beweis der Achtung der Gemeinde für ihren Priester und als schönes Vorzeichen ihres wechselseitigen Verhältnisses für die Zukunft entgegen nahm. Beschlossen wurde der denkwürdige Tag mit einem Ständchen, das am Abend die Harmonie ausführte, zur Freude Aller, und es bleibt nur der Wunsch zurück, daß die Gefühle, welche in diesen hehren Stunden die Herzen beseelten, nicht flüchtig seyn möchten, wie die Augenblicke, die sie erzeugten, auf daß durch Dauer im Wechsel das Band um Hirt und Heerde stets fester und inniger sich schlinge und, so oft der 2. Juli wiederkehrt, Keiner sich sagen müsse, daß das Herz ihn getäuscht und das Leben ihn betrogen habe. †. †. †.

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig.) Es ist dem Buchdrucker Menck, Herausgeber des Hamburger Beobachters, durch Jahre langes Nachdenken gelungen, eine neue Methode des Setzens zu erfinden, welche, da sie auf einer festen Regel beruht, auf alle Sprachen anwendbar ist. Diese seine neue Methode erhebt nicht nur die frühere geistlose Arbeit des Setzens zu einer geistigen, sondern bietet den außerordentlichen Vortheil dar, daß ein denkender Setzer nach kaum vierwöchentlicher Uebung, ohne besondere Anstrengung, um einen Drittheil mehr als nach der frühern Methode und noch zudem correcter liefern kann. Hr. Menck hatte diese Erfindung schon in dem Jahre 1829 gemacht, mußte sie aber damals anderer Geschäfte wegen zurücklegen. Jetzt, nachdem er seinen Geschäftsführer, Hrn. Kaiser, damit vertraut gemacht, ist er, nach einigen gelungenen Versuchen in Hamburg, auch hier damit hervorgetreten, und hat sich, da er seine Erfindung zuerst in England einzuführen gedenkt, an Hrn. Brockhaus, einer der ersten und ausgezeichnetsten Männer im Fache der Typographie, gewandt, der ihm, nach abgelegter Probe, nachstehendes ehrenvolle Zeugniß ausgestellt hat: »Hierdurch bezeuge ich, daß in meiner Gegenwart am 19. Juni 1840 in Zeit von 1¼ Stunde (geschrieben: ein und eine viertel Stunde) Hr. J. F. Kaiser nach einer von mir ihm gegebenen gedruckten Vorlage, nach dem neuen Setz-Systeme von Hrn. Friedrich Menck, Buchdrucker zu Hamburg, aus der Borgdis Fractur auf Corpus-Regel, in einem Format von 53 n Breite, 56 Zeilen (3400 Griffe) gesetzt und regelrecht ausgeschlossen hat, auch in diesem Satze nicht mehr als ein guter Setzer Fehler macht, von mir bemerkt worden, so daß ich nicht anstehe, da die bisherige Methode zu setzen, welche 400 Jahre alt, noch keine wesentliche Veränderung erlitten, diese Erfindung des Hrn. Friedrich Menck der größesten Aufmerksamkeit werth zu halten. Leipzig, 20. Juni 1840. Friedrich Brockhaus.

Bei Haßfurt hat sich dieser Tage ein trauriger Fall ereignet. Ein junger praktischer Arzt Dr. Schmidt ging mit einem Freund auf die Jagd, und beide kehrten im Wirthshause zu Krumm ein. Als sie in die Wirthsstube eintraten, stößt letzterer unvorsichtiger Weise mit seinem Gewehre an, dasselbe geht los und der Schuß fährt dem vorangegangenen Dr. Schmidt in den Leib. Dreimal bricht der Getroffene zusammen und dreimal sucht er wieder aufzukommen, muß aber endlich erliegen. Am andern Morgen verschied er. Er hinterläßt Frau und Kinder.

(Leipzig.) Bei dem Volksfeste am 26. d. machten sich besonders bemerkbar die Aufzüge der Böttcher, der Klempner, der Bäcker, der Schneider und der Instrumentenmacher. Vor den Böttchern fuhr der Gott Bacchus, bekränzt auf einem Weinfasse reitend und einen gefüllten Becher schwenkend! Vor den Klempnern ritt ein Ritter in förmlicher metallener Rüstung, dessen Pferd zwei treu mittelalterlich costümirte Knappen führten! Gleichsam, als ob der Himmel nicht wolle, daß man — wenn auch nur spielend — ins Mittelalter zurückgehe, wurde der Zug mit dem eisenverwahrten Ritter von einem nur 5 Minuten dauernden furchtbaren Schloßenwetter empfangen! Die dreifach befahnte Bäcker-Innung ließ einen von zwei Pferden gezogenen riesigen Festkuchen vor sich her fahren. Die Schneider gingen in Teufels-Röcken mit Barretten, doch ohne Waffe. Unter den Instrumentenmachern ging ein Apollo mit der Lyra, in Begleitung von nur zwei Musen, ganz im altgriechischen Sinne costümirt.

Die Londoner Zeitung, »the Times«, ist am 25. Juni d. J. statt in acht, in sechszehn ungeheuren Folioseiten mit je sechs, also sechs und neunzig Spalten, erschienen. Fast die Hälfte davon ist mit Annoncen angefüllt, deren Ertrag sich, die Zeile zu einem Shilling berechnet, bei diesem einzigen Blatte auf 700 Pfd. Sterl. belaufen mag. Der Gesammtinhalt desselben muß wenigstens dreißig mäßige Oktavbogen füllen, und die Times sagen, daß sie in dieser Nummer die größte Masse von Neuigkeiten liefern, die je binnen 24 Stunden der Welt dargeboten wurde. Man hat berechnet, daß diese Zeitungsnummer 27,000 Zeilen und 1,250,000 Buchstaben enthält, die, in gerader Linie nebeneinander gereiht, über eine halbe englische Meile einnehmen würden. Uebrigens haben die Verleger der Times von diesem Riesen-Exemplar keinen Nutzen, da Stempel, Satz und Papier den Ertrag der Inserate wenigstens aufzehren.

(Würzburger Theater. — Eingef.) Der in die Didaskalia Nro. 182 aufgenommenen, von mehreren Theaterfreunden ausgegangenen Theater-Anzeige können Kunstfreunde nur ihren vollen Beifall zollen. Dem. Arnold ist von der Natur zu einer Sängerin bestimmt, indem ihr dieselbe eine liebliche, in allen Registern reine und volle, umfangreiche und sanft zu Herzen sprechende Stimme verliehen hat. Diese ihr von der Natur verliehene Gabe hat Dem. Arnold bis jetzt nach Möglichkeit auszubilden gesucht, da sie unseres Wissens durch rastlose Uebung im Scalasingen und Solfeggiren ihren Tonwerkzeugen möglichste Reinheit und Biegsamkeit zu geben bemüht war. Anlage und Bildung regen sich bei ihr gegenseitig an. Ihr sanftschwellendes Tragen und Binden der Töne (Portamento) gibt ihrem Gesang einen zauberischen Reiz und stellt uns ein Bild dar, in dem kein Ton einzeln steht und dennoch jeder einzelne Ton vollkommen rein ist. Diese junge Künstlerin verspricht, da sie mit ihren glücklichen Natur-Anlagen musterhaften Fleiß verbindet, in Zukunft etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Durch den Umfang und die jugendliche Schönheit ihrer Stimme überrascht sie ihre Zuhörer, und durch richtige Auffassung des Geistes ihrer Parthien, durch die Wärme, Lebendigkeit, Natürlichkeit und Wahrheit ihres Vortrages rührt sie dieselben. Kunstfreunde können daher den dort ausgesprochenen Wunsch nur lebhaft theilen und von der verehrlichen Theater-Direktion rechtlicherweise erwarten, daß sie für die Erhaltung einer so jungen, metallreichen Stimme gewiß schon die nöthigen Schritte gethan haben wird. — Würzburg, 6. Juli 1840.

Bei einer neulichen Vorstellung in London führte Carter seinen Löwen, an einen Wagen befestigt, auf eine Plattform, die ein Gebirge vorstellte. Plötzlich fielen der Löwe und der Wagen unter entsetzlichem Geräusch auf die Bühne. Die erschrockenen Zuschauer flüchteten von allen Seiten. Carter war so besonnen, aus dem Wagen zu springen; der Löwe aber ist schwer verwundet. Man hatte versäumt, die Plattform mit Schranken zu umgeben.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. Juli. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in 2 Abth., von Fr. Kind und Frhrn. v. Braun, Musik von Kreuzer. (Gastrollen) Gomez: Hr. Chrudimsky, vom k. k. Theater an der Josephstadt zu Wien. Jäger: Hr. Pischek, vom k. k. Theater an der Josephstadt zu Wien.

Samstag, 11. Juli. Der Landwirth, Schauspiel in 4 Akten vom Verfasser: »der Oheim.« (Gastrolle) Rudolph: Hr. Emil Devrient, königl. sächs. Hofschauspieler zu Dresden. Vorher geht: Der Strauß, Spiel in Versen in 1 Act, von G. v. K.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 192. Freitag, den 10. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Novelle aus Frankfurts Vorzeit. Von Samuel Maclea.)

Erste Abtheilung.

I.

Der Vorabend des St. Nicolaustages 1379 lag winterlich auf der freien Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt. Der Nordwind zog pfeifend durch die düstern, ungepflasterten Strassen, deren tiefer, fast unergründlicher Morast unter dem eisigen Hauch des Dezembers zu einem natürlichen Straßenpflaster erstarrt lag. Die kleinen runden und sechswinkeligen Fensterscheiben der Häuser waren mit dicken Eisblumen überzogen, welche kaum in den wohnlichen Stuben an der Wärme der Kamine und großen Kachelöfen schmelzen wollten. Schon war das Vesperglöcklein längst verstummt, und die Sterne blitzten hell und klar an dem nächtlichen Himmel; aber noch standen die erleuchteten Läden der Gadenleute und Krämer einladend offen; in den Werkstätten der fleißigen Handwerker war noch emsiges Schaffen und Wirken, und in den Gewölben der Großhändler regten und rührten sich fleißige Hände.

Auch in dem Waarenlager des angesehenen Altbürgers und vielgeachteten Müllknappen und Tuchhändlers, Herrn Bertold Wirhäuser in der Schnurgasse, ohnfern dem Antoniterhof, sah man noch ein reges Treiben und Leben: Ladendiener und Knechte waren beschäftigt, die weit und breit gesuchten Tücher ihres Meisters zu verpacken und in Ballen aufzuschichten, welche in einigen Tagen nach dem südlichen Deutschland abgehen sollten. Die geschwornen Tuchbeschauer, welche gekommen waren, die Güte des Wollengespinnstes zu prüfen, standen in der Mitte des Gewölbes und theilten sich mit wichtiger Miene die Resultate ihrer Untersuchungen mit.

Herr Bertold, ein schöner stattlicher Mann in den Dreißigen, gieng auf und nieder, sandte überallhin den forschenden Blick und ertheilte hie und da, wo es nöthig war, seine Befehle. Der Ton und die Haltung des Müllknappen und Großhändlers hatte jenes stolze Eigenthümliche, welches gewöhnlich wohlhabende und reiche Leute, von denen die geringere Klasse ihren Lebensunterhalt zu verdienen genöthigt ist, charakterisirt.

Aus dem Waarengewölbe führte eine Thüre in die enge, dumpfe, vielwinkeliche Schreib- und Ladenstube. Hier saß hinter einer großen kupfernen Lampe der Schreiber, Buchführer und Geschäftseingeweihte des Großhändlers, Hainth Meußfenger.

Der Schreiber war ein junger, hagrer Mann, in dessen Persönlichkeit und Charakter etwas Unheimliches lag. Sein bleiches, schon frühzeitig abgelebtes Gesicht, gekrönt von einer hohen Stirne und kurzgeschorenen weichen dünnen Haaren, bildete mit dem falben, spitzigen, dichten Knebelbart gleichsam ein längliches Dreieck; die gebogene Nase ragte scharf zwischen den grauen, mit hellen Augenbraunen beschatteten Augen hervor; hinter den schmalen Lippen des kleingeformten Mundes schimmerten zwei Reihen der schönsten Zähne. Jeder Zug seines Gesichtes war, einzel betrachtet, regelmäßig, sogar schön zu nennen, aber sie bildeten ein abschreckendes Ganzes. Ein Lächeln, stets bereit, den Ausdruck des Hohns, Grimms und der Verachtung anzunehmen, spielte fortwährend um die Lippen und in den Winkeln seines Mundes, und ließ jeden ungewiß über die aufrichtige Meinung seines Innern.

Sein Charakter hatte das Camäleonartige seines Gesichtes. Der niedersten Einwohnerklasse entsprossen, hatte Hainth, von der Natur mit Verstand und Talenten begabt, sich alsbald weit über seines Gleichen erhoben. Ein Trieb zu Unabhängigkeit und Wohlleben hatte ihn zu Fleiß und Thätigkeit angespornt, und unter der Leitung eines gelehrten Mönchs hatte er es zu nicht unbeträchtlichen Kenntnissen gebracht. Er hatte sich dem Handelsstande gewidmet, als einem Stand, der am schnellsten zu Reichthum fördert: aber sein Glück war seinen hohen Forderungen an dasselbe untergeordnet geblieben; seine Hoffnungen wurden getäuscht, und Mißgeschick und fehlgeschlagene Erwartungen wirkten nachtheilig auf seinen ehrgeitzigen, habsüchtigen, finstern Charakter, und machten aus dem Anfangs guten Menschen ein Ungeheuer; denn seine Tugend war nur von der Erfüllung seiner Wünsche bedingt.

Ein ironisch-tückisches Lächeln spielte um den kleinen Mund des Buchführers, als sich die Stimme seines Patrons laut und befehlend aus dem Waarengewölbe vernehmen ließ; seine schmalen Lippen bewegten sich zu einem unverständlichen Flüstern, welches jedoch schnell verstummte, als Herr Bertold eintrat.

„Der Stöcker hole doch alle Gewertschen!“ rief der Großhändler höchst mißmuthig, und warf sich in einen ledernen Sessel. Die stattliche Haltung war verschwunden, der zufriedene, heitere Ausdruck, welchen er draußen den Tuchbeschauern und seinen Untergebenen gezeigt hatte, war dem Ausdruck der größten Niedergeschlagenheit gewichen.

„Ich habe schon dreimal zu Mateo Vanini, dem Lombarden, geschickt, wie's mit dem Gelde steht, welches er mir heute vorzuschießen versprochen hatte, allein immer vergebens", stöhnte der Altbürger kläglich. „Es heißt, er sey über Land. Wenn er nicht noch heute mir sein Versprechen erfüllt, so bin ich ein verlorner Mann. Ich habe auf morgen ohnfehlbar Geipeln zum Römer die 600 Mark löthigen Silbers zurückzuzahlen versprochen, welche ich ihm für Wolllieferung seit der Faschingsmesse noch schulde. Mein solider Ruf, Alles ist dahinten, wenn ich meine Zahlungsunfähigkeit gestehen muß."

Meußfenger erwiederte keine Sylbe; mit dem größten Gleichmuth ließ er das knarrende Schreibrohr über das vor ihm liegende Papier hingleiten.

„Zum Donner! so sprecht doch, Hainth!" fuhr ihn der Brodherr an. „Ihr seyd doch sonst gleich mit Eurem leidigen Rath bei der Hand, wenn er mir Unheil bringen soll."

„Ehrsamer Herr und Meister," erwiederte der Schreiber mit anscheinender Ruhe, „ich habe Euch meinen Rath nimmer aufgedrungen, und, wenn Ihr ihn befolgtet und er Euch Unheil brachte, so war es nicht meine Schuld. — Ihr seyd der Herr, ich der Diener, was kann ich für Euer böses Geschick?"

„Ja, ein Unstern folgt mir seitdem ich meine traute Else auf dem Kirchhof zu St. Bartholomäi einscharren ließ."

Hainth warf einen stechenden Blick auf den Tuchhändler, und öffnete schnell die Lippen, als hätte er eine Antwort auf dessen Klage; doch, als ob es ihn gereue, schwieg er einige Minuten still, dann sagte er mit einem Lächeln, hinter welchem ein Teufel zu lauern schien: „Wie mögt ihr doch verzweifeln, werther Herr? Wohl habt Ihr an Frau Elsen, Eurer trauten Ehewirthin, viel verloren, als sie das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte; aber Ihr findet reichlichen Ersatz in Guda, Eurer liebwerthen Schwägerin und Braut. Wolltet Ihr meinen Rath nicht hintansetzen, so würdet Ihr Euch wenig um den Lombarden scheren, und Euch graden Weges an Eure reizende Buhle wenden, da ein Theil ihrer Habe hinreichen würde, alle Eure Schulden zu decken.

„Wollt Ihr mich höhnen!" fuhr Wirthäuser grimmig in seinem Sessel empor? „Ich sollte bei der Jungfrau, welche ich liebe, mich so sehr erniedern, und Ihr offen darthun, daß ich nichts weiter bin denn ein Lump?"

„Es war nur ein schlechter Rath Eures unterthänigen Knechts," grinzte der Schreiber.

„Und wollte ich auch die Schaam vor der Jungfrau überwinden, so würde doch der vom Goldstein, ihr Treuenhänder, nimmer seinen Consenz dazu geben; denn sie muthmaßen meine schlimme Lage, und lauern schon alle tückisch auf den Tag meiner Schande." Der Wollenweber stierte einige Minuten in starrer Verzweiflung vor sich hin. „Mir fällt was Anders ein!" fuhr er plötzlich in froher Bewegung in die Höhe: „Herr Jonas Torkelson, der Schwede, der seit fünf Jahren in meinem Haus zur Herberge liegt — wenn ich nicht im Irrthum bin, ist er leichtlich reicher, den der Schatz des Kaisers, unsers gnädigen Herrn. Läßt mich der Lombarde im Stich, so wende ich mich an ihn. Herr Jonas ist ein Sonderling, der sich vom Getreib der Welt entfernt hält, keines Menschen Umgang sucht und von dem Schaffen der Kaufleute wenig versteht. Er soll mir das Geld borgen."

„Habt Ihr vergessen, daß der Schwede gestern gen Friedberg geritten ist?" fragte Hainth grämlich.

„Doch muß er heute Abend noch heimkehren, so hat er mir beim Valet versichert."

„Ihr laßt Euch vom Schein bethören, wie immer," schaltete Meußfenger mit hämischem Lächeln ein. „Wäre auch Torkelson so reich, wie die Kirche zu St. Peter in Rom, und hätte so viel Kleinodien, als der Kaiser von Byzanz, so ist er doch ein schäbigter Filz, der jeden Albus sechsmal um und um kehrt, ehe er ihn aus den Händen giebt, und sein Mißtrauen kennt keine Grenzen. Ihr sollt mich einen niederträchtigen Lügner schelten, wenn er Euch das Geld borgt. Herr Geipel zum Römer mag sich dann immerhin noch vertrösten, wenn das Eure letzte Hülfe seyn soll."

Hätte Jemand dieses Gespräch zwischen Herr und Diener belauscht, so würde er sich höchlich darüber verwundert haben; denn obgleich Herr Bertold seit einigen Jahren von Mißgeschicken aller Art heimgesucht worden war, und seine Feinde sich auf seinen endlichen Ruin zum Voraus freuten; so hielt man ihn doch noch nicht für so nahe. Man war es gewohnt, einen Mann, welcher mit den wohlhabensten Bürgerfamilien verschwägert war, und selbst aus einem angesehenen Geschlecht stammte, für unerschöpflich reich zu halten. Und geschickt wußte der Großhändler diese günstige Voraussetzung seiner Mitbürger zu unterhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III.

Vor dem Stuhle der Todtenrichterin „Geschichte" erscheinen gegenwärtig zwei Herrscher mit ihren Völkern, der Eine ein Friedens-, der Andere ein Kriegesfürst, die im Leben einander bekämpft haben. Hatte der Letztere in erster Instanz gewonnen, als er einmal siegreich einzog in des Gegners Hauptstadt: so gewann der Erstere in der zweiten, als er zweimal des Feindes Besuch erwiederte. Wie das Urtheil der dritten Instanz lauten werde, darüber wird das Zeugenverhör entscheiden, das die Todtenrichterin mit ihren Völkern abhalten wird. Einstimmig ist das Zeugniß des Einen, unter dem der Beweinte nun ruhet in seiner Kammer, indeß die Zeugnisse des Andern, das den Seinigen nicht ruhen läßt in seinem Felsengrabe, um ihn unter seine verkrüppelten Krieger zu versetzen, nicht übereinstimmen.

Wie der Geschichtschreiber Friedrich's des Großen nicht blos seine Thaten erzählt, sondern auch Reden mittheilt, schriftliche und mündliche, um den Grund und Werth der Ersteren zu ermitteln, so wird auch der Geschichtschreiber des Großneffen nach zeitgenössischen Zeugen mündlicher Aeußerungen und nach Urkunden sich umsehen. Als solche sind weder die Reden konstitutioneller Regenten in ihren Ständekammern, noch ihre Ordonnanzen beachtungswerth, wohl aber die Kabinetsordres, wodurch der preußische Staat geworden, was er nun ist, und unwidersprechlich beweist die vom 15. März 1809:

„Bei meinem festen Entschluß, nach den Unfällen des Staats der Nation durch Belebung aller noch unbenützten Kräfte desto thätiger aufzuhelfen, ist mir dazu das Mittel, die aufwachsende Generation verständiger und frömmer zu bilden, besonders wichtig. Um hiezu so bald als möglich bessere Schullehrer und Aufseher zu erhalten, genehmige ich auf Ihren Antrag, daß ganz nach den Vorschlägen der Unterrichts-Sektion zu ihrer Unter-

weisung in allen Provinzen Institute angelegt, dazu Waisenhäuser benützt, für Ostpreußen hier in Königsberg mit dem königlichen Waisenhause der Anfang gemacht, der — — — — — berufen und junge Leute nach Pverdun geschickt werden ꝛc." sie beweist, sage ich, daß der König in der wirksamsten aller Schulen, der Leidenschule, mehr als sein Gegner gelernt, und daß sein Ziel ein höheres gewesen. Auch erklärt sie sein „Zunehmen an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen", da schon das Streben nach diesem Ziele eine höhere Natur beurkundet, und „der Mensch wächset mit seinen höheren Zwecken."

So ehrwürdig nun ein Regent erscheint, der die weisen Vorschläge eines Rathes zu würdigen, und eine heilsame Idee desselben zu der Seinigen zu machen weiß; so können die Leser seiner Cabinetsordre doch nicht wissen, ob er nur zulassend oder aber von Herzen zustimmend dabei betheiligt gewesen. Und darin eben unterscheiden sich viele Cabinetsordres Friedrichs des Großen von jenen seines Großneffen, daß der Erstere sie nicht blos unterzeichnet, sondern auch eigenhändig geschrieben hat.

Das Billet des Verewigten, das Einsender in diesen Blättern zu veröffentlichen gewagt, ist auch ein eigenhändiges, und als solches eine unzweideutige Urkunde nicht nur eines Geistes, der den in Preußen einzuschlagenden Gang der Volksbildung durchdacht, sondern auch eines Gemüthes, das, von der Liebe des göttlichen Kinderfreundes durchdrungen, Liebe gesäet und geärntet hat.

Die Veranlassung dieses Handbillets ist folgende:

Die Urtheile des Publikums über die neue Anstalt und ihren Vorsteher waren so wunderseltsam geworden, daß Se. Maj. beschloß, ihn eines Tages in seinem Hause zu überraschen, und es war am 13. December 1809 noch nicht völlig Tag, als die Königin, zwei Prinzessinnen des königl. Hauses, die Staatsminister, nebst den Staatsräthen der Unterrichts-Section, etwas später aber auch der König mit Gefolge in's Lehrzimmer traten. Der König sah, hörte und fragte mit je mehr und mehr sich aufheiternder Miene, wohnte den Lehr-, Turn-, Fecht- und Militärübungen der Zöglinge und ihrem Mittagessen bei, und erst nach 1 Uhr verließen die hohen Gäße das Haus. Glücklicherweise hatten die Zöglinge, denen der Vorsteher gesagt hatte, daß sie nicht den König, sondern ihren Vater und Wohlthäter in ihrer Mitte sehen, und Gelegenheit haben würden, ihm Freude zu machen, sich so benommen, daß Se. Maj. noch am Abend desselbigen Tages den Minister des Innern, Grafen zu Dohna, beauftragte, ihnen anzusagen, daß sie sich eine Gnade ausbitten dürften.

Zu dem Ende bat der kleine Wochenordner den Vorsteher, sich mit dem fremden Herrn zu entfernen, damit sie sich miteinander berathen könnten. Nun, und was beschloß der Kindersenat? „Der König möchte doch nur noch einmal kommen, denn sie hätten ihn gar zu lieb; wenn er aber nicht könnte, so möchten sie an ihn schreiben." Lächelnd bewilligte das der edle, selbst auch kinderfreundliche Graf, und die Zöglinge sammelten sich, zehn um den Vorsteher, zehn um den ersten, zehn andere um den zweiten Gehülfen, und dictirten ihnen, was ihr Herz ihnen eingab; Worte, wie:

„Lieber Vater! Ich danke Ihnen für die Wohlthaten, die Sie an mir armer Waise gethan haben. Sie haben mich in diese Anstalt aufgenommen, und lassen mich so viel Gutes lernen. Viele tausend Kinder, die besser sind als ich, gehen in Jammer und Elend herum, lernen nichts, haben nichts, und lernen Gott nicht kennen. Ich danke ihm, der Ihnen solche gute Gedanken in's Herz gelegt hat, und Ihnen danke ich, daß Sie sie auch vollführt haben. Gott segne Sie, und lasse Sie recht viele Freude an uns erleben. L."

Vater der Waisen!

Ich danke Ihnen für die Wohlthaten, die Sie mir erwiesen haben. Mich armen Litthauer haben Sie in dieses Haus gethan, um etwas Gutes zu lernen, und ein guter Mensch zu werden. Sie sorgen für mich, wie ein Vater, und ich will Sie lieben wie ein Sohn. *) Gott schenke Ihnen Gesundheit und langes Leben! Grastatis."

Der Kleinste, ein Matrosenjunge, dictirte plattdeutsch beginnend:

„Lever Herr König! Ik dank Enne vor die Kleeder, vor die Schuh, vor die Speisen, vor das Bett. Ik will Ihm gut sey und kein Heide mehr seyn. Ik will em Vormund und Schulmeister werden und alles Gutes thun. Lever Herr König! Ik will morgen lustig seyn, und dem Fröhlich (seinem Pfleger) Freude machen mit Lernen, und nicht weglaufen ungesagt, daß er mich nicht darf anbinden. Lever Herr König! Kannst im Wagen fahren und wieder herkommen und nicht stirbt. Till."

Am folgenden Morgen antworteten die Königin und auch der König dem Vorsteher der Anstalt eigenhändig.

Er hat Wort gehalten, denn er war ein Mann, ein Mann, wie Hamlet sagt:

»— — — nehm Alles nur in Allem,
Ich werde nimmer Seinesgleichen seh'n!«

C. A. Z.

Emil Devrient's Gastspiel in Frankfurt a. M.

Dieser bei uns mit so seltener Freundlichkeit beim Publikum aufgenommene Künstler nimmt gegenwärtig wieder die Theilnahme in vollen Anspruch. Wenn man ihm in dem so schwierigen Liebhaberfache den ersten Rang anweißt, so hat er auf diese Auszeichnung die gerechtesten Ansprüche; denn er verbindet, was hier so selten angetroffen wird, jugendliche Wärme und männliche Kraft, poetische und schwärmerische Empfindung und geistige Klarheit, Anmuth und Würde, reiche Befähigung und wahres Studium; er weiß Wahrheit und Schönheit, Kunst und Natur in den rechten Einklang zu bringen. Alle Nuancirungen seines Spieles zeigen einen gebildeten Geschmack und eine poetische Auffassungsgabe, deren sich nur Wenige rühmen können. Sein weiches, überaus wohlklingendes und dabei kräftiges und auch in den tieferen Tönen immer schönes Sprachorgan, seine edle und männliche Haltung gewinnen allein schon die Theilnahme des Beschauers, wie viel mehr noch, da sie durch solche geistigen Vorzüge unterstützt sind. Devrient's Eigenthümlichkeit macht ihn am meisten geeignet zur Darstellung von ideal gehaltenen und poetischen Charakteren und in solchen hat er auf den meisten deutschen Bühnen die glänzendsten Siege gefeiert.

Am 8. d. M. gab D. den Maler Spinarosa im Bild von Houwald. Ein vollendeteres Kunstgebilde auszuführen, wäre wohl nicht möglich. Der Maler Spinarosa gehört in die Reihen der Tasso, Correggio, Enzio, Hamlet, Romeo, und wer kömmt in diesem Rollenfache unserm D. gleich? Wer besitzt den Schmelz und den lieblich-melodischen Klang der Stimme, wer die Anmuth und Poesie, wer zu-

*) Bis zum Tode für ihn und das Vaterland. Vier Jahre später wählten ihn seine Mitzöglinge in Karalene zu ihrem Stellvertreter unter den Freiwilligen, ihn ausrüstend auf ihre Kosten. Im Gefilde der Völkerschlacht ruhen auch seine Ueberreste, wenn anders die englischen Knochenmühlen ihnen Ruhe gelassen.

gleich den Ausdruck von Kraft und Seelenadel, wie er? Wenn die höchste Aufgabe des dramatischen Darstellers darin besteht, Natur und Kunst, Wahrheit und Dichtung auf's innigste zu verschmelzen, so haben wir diese Aufgabe heute gelöst gefunden. Was soll hier die Kritik? Sie wäre ein todtes Wort, dem warmen Leben kalt gegenüber gestellt. Die edle, milde Seelenruhe, als Spinarosa dem Grafen vom Nord (Hrn. Grahn) sich liebevoll annähert, die hinreißende Schwärmerei, als er im zweiten Act das Seelenleben und die inneren Kämpfe eines Künstlers schildert und die rührende Elegie, die von seinen Lippen schwebt, die hohe Weihe des Meisters, die aus allen seinen Reden spricht, der das Gemüth im Innersten erschütternde Moment, wo er der alten Tage und der ersten Liebe gedenkt, die vollendete Scene im dritten und vierten Act mit dem Grafen und dem Marchesen (Hrn. Weidner), endlich die Glanzpunkte des Ganzen im fünften Act, — wie könnte man das in genug würdigen Worten preisen? Wer an D's. Meisterschaft zweifelt, der sehe seinen Spinarosa, dieses von elegischer Schwärmerei durchzogene Seelengemälde, dieses genial aufgefaßte, und bis in's kleinste Detail meisterhaft ausgeführte, herrliche Kunstgebilde! Daß D. die höchste Anerkennung und Auszeichnung von Seiten des Publikums gefunden, bedarf wahrlich, als sich von selbst verstehend, keiner weiteren Erwähnung. Wie wir vernehmen, wird sich das Gastspiel D's. noch um einige Rollen vermehren, was die Kunstfreunde gewiß mit der größten Freude vernehmen.

Die herrliche Leistung D's. stand nicht vereinzelt, sondern die unsere Lindner strahlte in gleicher Vollendung neben jener. Wo ist eine deutsche Bühne, welche eine ähnliche Repräsentantin der Camilla aufzuweisen hätte und wo eine Schauspielerin, die mit der Lindner concurriren könnte, wo es sich um die Darstellung von poetischem Seelenleben, von elegischer Schwärmerei und von weiblicher Milde handelt? Durch die vortreffliche Darstellung theilte unsere Lindner den Lorbeer des Abends mit dem gefeierten Gast.

Auch Hr. Weidner gab seine Rolle mit gewohnter Meisterschaft und mit jener Kraft und Würde des Ausdrucks und der Rhetorik, welche ihm eigen sind. Hr. Grahn befestigt sich durch die Gediegenheit seiner Leistungen und die Sorgfalt der Ausführung derselben stets mehr in der Gunst des Publikums. Seine heutige Darstellung war vorzüglich und fand lebhaften Beifall. Das mitunter allzu starke Betonen und Dehnen einzelner Worte dürfte Hr. Grahn mildern und mäßigen. — Auch Dem. Leclerc, als Leonardo, und Hr. Lußberger, als Kastellan, verdienen rühmender Erwähnung. Erstere hätte den darzustellenden Charakter etwas kräftiger und minder thränenreich halten dürfen.

W.

Mannichfaltigkeiten.

Aus Mainz wird uns gemeldet: Der berühmte Pianist Franz Liszt wird binnen acht Tagen bei uns eintreffen und vier Wochen in hiesiger Gegend verweilen, in welcher Zeit er, wie wir hoffen, Konzerte in Wiesbaden, Frankfurt, Darmstadt und hier veranstalten wird.

Nachdem die Speyerer Zeitung seiner Zeit meldete, daß das königl. Zuchtpolizeigericht zu Frankenthal einen Bewohner von Speyer wegen Gewohnheitswuchers zu 102 fl. 12 kr. Geldstrafe verurtheilt hat, muß in diesem Blatte auch berichtet werden, daß das königl. Appellationsgericht den Beschuldigten vollkommen freigesprochen hat, indem die ihm zu Last gelegten Handlungen den Charakter des Gewohnheitswuchers nicht an sich trügen. Da in dem sog. »großen Wucherprozesse« ebenfalls Appellation eingelegt worden ist, so wird derselbe Gerichtshof auch in dieser Sache demnächst zu erkennen haben.

(Speyer, 6. Juli.) Die »Pharmaceutische Gesellschaft der Pfalz« hat eine Aufforderung in Betreff der Anstellung gleichmäßiger und gemeinsamer Witterungsbeobachtungen in unserm Lande erlassen. Die theoretische und praktische Wichtigkeit der Sache ist so sehr einleuchtend, daß es überflüssig seyn würde, den Gegenstand an sich noch weiter zu empfehlen; er bedarf dessen bei unsern für das Gute so sehr zugänglichen Landsleuten wohl kaum. Zum besondern Vergnügen gereicht es uns übrigens, so oft von weiterer, zweckmäßiger Ausdehnung der Wirksamkeit unserer »Pharmaceutischen Gesellschaft« berichten zu können.

Die Dorfztg. berichtet: Wie's zu unserm Glück oft geht, daß wir hintennach erst erfahren, in welcher Gefahr wir waren, so hören wir jetzt erst, daß wir Anno 1832 nahe dran waren, sammt und sonders unterzugehen. Die Astronomen gestehen jetzt, daß damals der Biela'sche Komet der Erdbahn bis auf 4000 Meilen nahe war; zum Glück waren wir, nämlich die Erde, gerade zu rechter Zeit verreist und von dem gefährlichen Punkte 13 Mill. Meilen entfernt. So sind wir dasmal noch drüber hinüber gekommen. Nun haben wir vor dem Kometen fast hundert Jahre Ruhe; bis zu dem nächsten sehr bedenklichen Jahr 1933 schlafen wir, die wir Dorfzeitung schreiben und lesen, alle ohne Furcht vor Kometen.

(Stuttgart.) Dr. Krauß, der vor 3 Jahren eine wissenschaftliche Reise nach dem südlichen Afrika angetreten und mit großen Aufopferungen und Gefahren, die nur sehr wenig bekannten Gegenden auf der östlichen Küste dieses Erdtheils durchreist hat, ist vor Kurzem, nach einer günstigen Ueberfahrt, in England angekommen, mit einer großen Menge gesammelter Naturalien.

Frankfurt, 30. Juni.

So wie in den andern deutschen Bundesstaaten die Veteranen und ehemaligen Militairs, welche den Befreiungskrieg mitgekämpft und als Erinnerung daran ihr 25jähriges Jubiläumsfest begangen, so haben auch am 26. d. M. die Veteranen und vormaligen Militairs vom Frankfurter Contingent aus den Jahren 1814 und 15, welche im Gebiet der freien Stadt domiciliren, ihr 25jähriges Jubiläum gefeiert. Im Gasthaus zum Landsberg war durch die treffliche Anordnung des Hrn. Gastwirth Winter der Salon festlich arrangirt und zu einem Festmahl hergerichtet. Nachdem am Nachmittag 3 Uhr die Herren Mitglieder sich versammelt, worunter man mit Freuden die alten, würdig decorirten Herren Offiziere bemerkte, wurde von einem dieser Herren eine auf die Bedeutung des Festes passende Rede gehalten, worin er anführte, daß nur durch die treue Pflichterfüllung und brüderliche Einheit im letzten Streite für's Vaterland der Erfolg so schnell und glänzend erzielt worden sey und indem er der im Kampfe für's Vaterland Gefallenen, so wie der im Frieden Geschiedenen gedachte, wurde allen gegenwärtigen, so wie den entfernten und geschiedenen Kameraden ein Lebehoch ausgebracht, welchem unter herzlicher und stürmischer Acclamation von den sämmtlichen Anwesenden beigestimmt wurde. Während des Festmahls, das einstimmig als ganz vortrefflich zubereitet gerühmt wurde, hielten noch einige Mitglieder geeignete, sehr beifällig aufgenommene Reden, worauf unter lautem Jubel hohem Senat ein Lebehoch gebracht wurde; desgleichen verdient dankbare Erwähnung, daß durch die Gefälligkeit des Militär-Commandanten Hrn. Obristlieutenant Decken ein Theil der Corpsmusik während der Tafel Auszüge der beliebtesten Opern aufspielte. Als gegen Ende der Tafel von den meisten der anwesenden Theilnehmer des Festes der Wunsch geäußert wurde, daß man den Abend auf dem Sandhof mit Zuziehung der Familienglieder zubringen möge, wurden die Anstalten dazu schnell getroffen, und mehrere Nachen am Fahrthor nahmen sämmtliche Theilnehmer auf, nebst der Regimentsmusik. Auf dem Sandhof angelangt, wurde sogleich ein Ball eröffnet und so durch gesellige Freuden das schöne Erinnerungsfest geschlossen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. Juli. Der Landwirth, Schauspiel in 4 Akten vom Verfasser: »der Oheim.« (Gastrolle) Rudolph: Hr. Emil Devrient, königl. sächs. Hofschauspieler zu Dresden. Vorher geht: Der Strauß, Spiel in Versen in 1 Act, von G. v. K.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 193. Samstag den 11. Juli 1840.

Erinnerung aus Muggendorf.

Werke der Kunst und Natur sind vorüber geflogen den Blicken,
Welche das Höchste erschaut, dessen Europa sich rühmt.
Auf der umdonnernden Höhe des eisigen Gotthard's gelagert,
Faßten unendliche Angst, Schauer das bebende Herz.
Ueber der glänzenden Fläche des lieblichen Lago di Como
Wiegt' ich auf schaukelndem Kahn, wonneberauscht wie ein Gott.
Mailand's prächtiger Dom und Genuas Marmorpaläste
Ragten, wie Wunder der Welt, vor dem erstaunenden Blick.
Roma sah ich, das schöne Florenz und das freundliche Tibur,
Mit seiner Grotte Neptun's, seinem Kaskatengetön.
Weiter zog's mich hinab nach Neapel, dem seliggepriesnen,
Wo der Tartarus sich nah' an's Elisium schließt.
Haben auch dort jene Felsenpartie'n, jene Tropfsteingebilde,
Jenen Forellengenuß, welchen die Wißent hier beut,
Je meine Augen geseh'n, geschmeckt mein lechzender Gaume?
Unübertroffen hierin stehst du, Muggendorf, da!

Fr. Aulenbach, Stud. jur.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

Bertold Wirthäuser suchte seine Verluste, welche er erlitt, möglichst zu verkleinern, seine kleinen Gewinnste zu vergrößern, und so kam es, daß man ihn im Allgemeinen immer noch für einen der Reichsten und Angesehensten der sehr achtbaren Wollenweberzunft hielt, obgleich Hab und Gut verpfändet und ein schimpflicher Bankerott vor der Thüre war.

So lange noch Frau Else, seine kluge Ehewirthin, aus dem reichen Geschlecht der Heilgeiste, lebte, war das Glück fortwährend an das Haus ihres Eheherrn gefesselt: Es füllten sich Gewölbe und Kassen, Keller und Speicher. Und Hainth Meußfenger unterstützte seinen Herrn redlich mit Rath und That; theils, weil er seinen eignen Vortheil dabei fand; theils, weil er im Geheimen die junge, schöne, Guda Heilgeist, Herrn Bertold's Schwägerin, welche als elternlose Waise bei ihrer Schwester lebte, mit glühender Leidenschaft liebte und von ihr grade nicht zurückgestoßen wurde. Seine Eitelkeit und sein unbändiger Hochmuth übersahen die Kluft, welche die Verhältnisse zwischen ihm und ihr gerissen hatten, und er hielt sich nicht für zu gering, dereinst um die Hand der schönen und reichen Jungfrau zu werben und so mit einemmale das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Als aber Frau Else des Todes verblichen, und nach verfloßner Trauerzeit der betrübte Wittwer selbst seine Augen auf die reizende Schwägerin geworfen, welche seit dem Tode ihrer Schwester sich an die Spitze des Haushalts ihres Schwagers gestellt, und seine Bewerbungen freundlich aufgenommen wurden, da entbrannte das Herz seines Nebenbuhlers in wüthender Eifersucht; er sah sich hoffnungslos zurückgewiesen und verschmäht, die holde Braut mit ihrer reichen Mitgift ihm entrissen. Von diesem Augenblick an sann sein verschloßnes, düstres Gemüth auf Rache. Aus dem anscheinend ergebensten Diener war ein unversöhnlicher, hinterlistiger Feind geworden. Keine Gelegenheit ließ er mehr entschlüpfen mit Rath oder That, den glücklichen Nebenbuhler ins Verderben zu stürzen. Und der Zufall war ihm günstig.

Trotz der weit ausgebreiteten Geschäfte des Großhändlers giengen seine Glückszustände den Krebsgang. Seine Kapitalien waren in den Seckel böser Schuldner verschwunden; seine Waarenballen waren auf offner Heerstraße, oder auf dem schiffreichen Fluß raublustigen Schnapphähnen der Nachbarschaft zur Beute geworden, und aus einer der süddeutschen Handelsstädte drohte ihm ein harter Schlag mit gänzlicher Vernichtung. Es hatte sich nemlich das Gerücht verbreitet, ein dortiges Lagerhaus, in welchem Wirthäuser bedeutende Waarenvorräthe liegen hatte, sey niedergebrannt und sämmtliche Waaren seyen ein Raub der Flammen geworden. Bei diesen Unfällen und gefährlichen Gerüchten hatte Meußfenger meist seine unsichtbare Hand im Spiel gehabt. Er hoffte, den Kaufherrn in den sich öffnenden Abgrund zu stürzen, sich dadurch zugleich an Guda und dem Nebenbuhler zu rächen, und aus des letztern Unglück eine Brücke zu bauen zum eignen Glücke.

Noch war der Wollenweber im lebhaften Zweigespräch mit seinem Schreiber begriffen, als die Thüre aufgerissen wurde, und Mateo Vanini, der Lombarde, ein hoher, kräftiger Mann, rasch eintrat. Der dunkle Bart, welcher sich um das edelgeformte gebräunte Gesicht kräuselte und die trotzig aufgeworfenen Lippen umschattete, war vom Reif weiß überzogen; die lichtbraunen, langen, unter dem Baret hervorquillenden Locken hiengen wild

und wirr ihm um's Haupt, und in den schwarzen Augen glimmte ein düstres Feuer.

„Ihr laßt mich lange warten", rief ihm Wirhäuser mit gerunzelter Stirne und vornehm kaltem Ton, obgleich innerlich frohen Herzens, entgegen, während Meußfenger den Eintretenden wie eine unerwartete Erscheinung anstarrte. „Ihr habt meine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Sollte man nicht meinen, ich erhielte die elenden 600 Mark als ein Bettlergeschenk von Euch, während ich Euch doch enorme Zinsen bezahle, und meinen schönsten Garten, nächst dem Bornheimerberg, dafür verpfände. Hätte ich nicht binnen kurzer Zeit Lieferungen nach Augsburg und Wien versprochen, und wäre mein Seckel nicht außerdem noch bedeutend in Anspruch genommen, ich würde nimmer von Eurer Dienstgefälligkeit mehr Gebrauch machen."

„Seyd nicht ungehalten, ehrsamer Herr, daß Ihr so oft vergeblich nach meiner Behausung schicken mußtet", erwiederte der Lombarde. „Ein kleiner Unfall, welcher mich unterwegs traf, verhinderte mich, früher heimzukehren, wie ich's wohl gesonnen war. Ich sputete mich indessen, meines Versprechens gegen Euch baar und ledig zu werden, und bringe Euch nun selbst das verlangte Geld. Machen wir uns sofort an das Geschäft." Mit diesen Worten schlug er den Mantel von einander und stellte ein schweres Säckchen auf den Tisch.

Währenddem der Wechsler das Geld hinzählte, warf Meußfenger lauernde Blicke auf ihn herüber; die Anfangs verdrießliche Miene des Schreibers klärte sich auf und verwandelte sich alsbald in ein eigenthümliches Lächeln.

„So — hier sind die 600 Mark in blanken Goldgulden," nahm der Lombarde wieder das Wort, nachdem er mit dem Aufzählen fertig war. „Habt nun die Güte, Herr Bertold, das Geld nachzusehen, und mir den Pfandbrief auf den besprochenen Garten einzuhändigen."

Der Tuchhändler fand das Geld richtig und händigte die Verschreibung aus. Der Gewertsche wandte sich zum Gehen.

„Laßt mich doch nicht von Neugierde sterben, Meister Mateo," rief ihm Meußfenger nach, „und sagt mir zuvor Ihr geht, woher Ihr das köstliche Kleinod habt, das an Eurem Finger so herrlich funkelt? All' meine Tage kam mir noch kein so prächtiger Fingerreif vor die Augen."

„Ei Geselle, was kümmert Euch mein Ring? laßt mich ungeschoren," antwortete Vanini verdrießlich.

„Ihr liebt die Heimlichkeiten, wie es scheint," fuhr Hainth mit zudringlichem Scherz fort. „Geht Ihr auf die Freyte? nun so laßt Euch beglückwünschen Aber wenn das Kleinod von Eurem Lieb' kommt, möchte ihre Sippschaft leichtlich ein fürstliches Geschlecht seyn. Bei Gott! die schönste und reichste Jungfrau auf den hochadeligen Gesellschaften und Trinkstuben Laderann und Löwenstein würde stolz mit diesem köstlichen Reif ihren Daum zieren."

Der Italiener würdigte ihn keiner Antwort, sondern warf ihm einen stolzen, verächtlichen Blick zu, nach der Thürklinke greifend.

„Hm! so werdet Ihr uns doch wohl sagen, woher die frischen Blutflecken rühren, welche Euer schönes, gelbes Wamms verunzieren?" fragte nun der Schreiber höhnend.

Der Lombarde sah betroffen auf sein Wamms.

Gott steh' uns bei! Was habt Ihr gemacht? Euer Kollet ist voller Blut!" rief der Altbürger entsetzt.

„Nun, Ihr werdet mich doch nicht für einen Strauchdieb und Wegelagerer darob halten? Ich will Euch Aufschluß über den unbedeutenden Zufall geben," antwortete Vanini gelassen. „Euch ist bekannt, daß ich die nordischen Länder, in denen ich mich lange Zeit umhergetrieben, vor Kurzem verlassen, und mich hier niedergelassen habe, um mein jetziges Gewerbe zu treiben. Die Straßen, Wege und Staige dieser Gegend sind mir deßhalb noch ziemlich ungeläufig. So geschah es denn, daß ich heute, als bereits die Nacht herein gebrochen, und ich zwischen Vilevel und Dürkelweila von der schlimmen Heerstraße abgekommen war, im Dickicht mich verirrte. Mein Gaul stürzte über einen Baumstrunk und beschädigte sich stark am Vorderbein, während ich mit heiler Haut davon kam. Ich rief nach Hülfe und lockte dadurch einige Köhler herbei, welche meinen blutenden Gaul auf die Beine, und mir wieder auf die rechte Straße halfen. Seht, das ist die ganze Geschichte dieser Flecken, welche Euch so unheimlich erscheinen.

Meußfenger schüttelte mit unmerklichem Lächeln sein bleiches, dreieckiges Gesicht, als würde ihm ein Mährlein erzählt, Herr Bertold sah stumm und sinnend vor sich nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Statistik der Dampfschiffahrt auf dem Rhein.

*(Darmstadt, 6. Juli.) Der zu Düsseldorf am 28. April d. J. in der fünften General-Versammlung der Aktionäre der Dampfschiffahrts-Gesellschaft für den Nieder- und Mittel-Rhein verlesene Verwaltungsbericht vom Jahr 1839 ist von besonderem Interesse für die Statistik der Dampfschiffahrt auf dem Rheine, und aus diesem Grunde möchte es der Bestimmung dieses Blattes völlig angemessen erscheinen, wenn wir hier mehrere der wichtigeren Resultate jenes Berichts in Kürze zusammenstellen. Diese Gesellschaft besitzt gegenwärtig sechs Dampfboote, nämlich den „Herzog von Nassau", den „Gutenberg," die „Erbgroßherzogin von Hessen", die „Kronprinzessin von Preußen", den „Komet" und die „Victoria." Kaum war letztere in die Reihe der diensthuenden Dampfschiffe auf dem Rheine eingetreten (23. August 1839), so hatte man bald Gelegenheit, sich von dem hohen Werth der Acquisition zu überzeugen, welche man durch dieses neue, ganz in London erbaute, mit Miller, Ravenhill und Comp. daselbst contrahirte eiserne Dampfschiff gemacht hatte. Die Victoria übertraf nämlich alle bis jetzt den Rhein befahrenden Dampfboote an Geschwindigkeit, so daß sie die Fahrt von Düsseldorf nach Köln in 4 Stunden 40 Minuten, von Köln nach Koblenz in 8 Stunden und von Koblenz nach Mainz in 8 Stunden 10 Minuten zurücklegte. Das Schiff ist 190 Fuß lang und an der breitesten Stelle 23 Fuß breit, mit einem Tiefgange von nur 2 Fuß 8 Zoll. Es vereinigt in ausgezeichnetem Grade die großen Vorzüge der Schnelligkeit, des Flottganges und der Geräumigkeit, welche letztere den Reisenden die höchstmögliche Annehmlichkeit und Bequemlichkeit bietet, während das Ganze sich durch die größte Eleganz und die vollkommenste Arbeit in allen Theilen auszeichnet. Die Gesellschaft läßt jetzt noch ein zweites Dampfboot in England bauen, von welchem sie noch mehr erwarten zu dürfen glaubt. — Seit dem 16. Octbr. 1839 durfte die „Victoria" das niederländische Stromgebiet nicht mehr befahren, und

bis jetzt ist dieses Verbot der königl. niederl. Regierung noch in Kraft. Daß der Gesellschaft durch die Ausschließung ihres besten Dampfschiffes von einer bedeutenden Stromstrecke finanzielle Nachtheile erwachsen sind, ist klar, und bedarf keiner näheren Auseinandersetzung. Sie hat daher ihrerseits schon längst das Nöthige zur Zurücknahme jenes Verbotes gethan, und hofft, unter dem wirksamen Schutze der königl. preuß. Regierung demnächst dazu gelangen zu können. — Sämmtliche Dampfboote der mehrerwähnten Gesellschaft machten im abgewichenen Jahr 267 Dienstreisen und beförderten zu Berg 64,245 Personen, und zu Thal 50,721 Personen, zusammen 114,966 Personen. Im Vergleich mit der Zahl der im Jahr 1838 beförderten Reisenden, von überhaupt 81,028, sind im vorigen Jahre 33,938 Personen mehr befördert worden. Eben so hat der Gütertransport bedeutend zugenommen: im Jahr 1838 betrug derselbe überhaupt 118,778 Centner, und im abgewichenen Jahre 157,001 Ctr, also 38,223 Ctr. mehr. Mit dem vermehrten Transport an Personen und Gütern sind auch die Einnahmen verhältnißmäßig gewachsen, und zwar so, daß die Gesammt-Einnahme des Jahres 1839 die des nächstvorhergehenden um 101,259 Thlr. übertrifft. Dieses belangreiche Ergebniß scheint die besten Garantieen für die Zukunft darzubieten. — Wenn es im Verfolge des Berichts weiter heißt: „Der tüchtigen Bemannung unserer Böte, so wie einer vorzüglichen Bewirthung und zuvorkommenden Behandlung der Passagiere, wurde fortwährend die größte Sorgfalt gewidmet, und wir schmeicheln uns, daß auch in dieser Hinsicht der gute Ruf der Gesellschaft vollkommen behauptet worden ist"; so ist damit der Wahrheit kein Eintrag geschehen. Daß übrigens die Gesellschaft fortwährend bemüht ist, ihr Institut zu heben und zu vervollkommnen, zeigt die Vermehrung ihrer Boote und die sonstigen Verbesserungen, welche sie durch vollständigere Ausstattung der Agenturen, Vermehrung der Landungsbrücken und Nachenstationen ꝛc. hat anbringen lassen. Ihre desfallsigen Bemühungen waren von den erfreulichsten Folgen begleitet, wie der oben angeführte Rechnungsschluß nachweist, welchem wir noch die Bemerkung beifügen, daß, in Folge desselben, der Gesellschaft aus den Einnahmen des Jahres 1839, nachdem alle Ausgaben und Zinsen bestritten worden waren, noch ein disponibler Ueberschuß von 19,748 Thlr. verblieb, welcher dem Reservefond beigeschlagen wurde. Die Bilance würde sich noch ungleich vortheilhafter gestellt haben, wenn nicht viele Ausgaben von 1838 und 1839 weniger den Dienst dieser Jahre, als die ganze Zukunft der Gesellschaft betroffen hätten. Allein gerade in diesem Umstande scheint eine Hoffnung mehr für die Ergebnisse der Verwaltung der nächstkommenden Jahre zu liegen. „Aber wir wollen es uns nicht verhehlen", fährt der Präsident des Verwaltungsrathes in seinem Vortrage fort, „daß für unser Unternehmen eine Periode der Prüfung eingetreten ist, herbeigeführt durch die ungewöhnlichen Anstrengungen einer concurrirenden Gesellschaft, welcher die glückliche Zeit einer Alleinherrschaft Mittel geboten hat, die uns natürlich nicht zu Statten kommen. Aber weit entfernt, daß wir vor ihr zurückschrecken sollten, daß sie uns einzuschüchtern im Stande wäre, wird sie nur dazu dienen, unsern Muth neu zu beleben, und den Sporn zu erhöhter Thätigkeit und Umsicht abzugeben, die, gepaart mit weiser Sparsamkeit in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung, nur geeignet seyn kann, den Zweck dieses wohlthätigen Unternehmens zu erhalten, zu fördern. Das Publikum wird forthin, wie bisher, anerkennen, wie ihm nur durch diese von uns geschaffene Concurrenz Vortheile geworden sind, deren es wohl ohne dieselbe nie würde theilhaftig geworden seyn, deren Erreichung aber in seinem Interesse als vorzugsweises Ziel vorgeschwebt hat; darin, und daß wir diesem Ziele nie mit kleinlichen Mitteln uns zu nähern bemüht waren, möge eine wohlthätige Beruhigung liegen, die uns stets neu erstarkt und ermuthigt, und uns im Vertrauen auf die Vorsehung hoffnungsvoll der Zukunft entgegen blicken läßt." Treffende, aus der Natur des Sachverhältnisses geschöpfte Bemerkungen! Mit dem Auftreten der Düsseldorfer Gesellschaft begann jene wohlthätige Reform in der Dampfschiffahrt auf dem Rhein, welche ohne sie nimmer eingetreten seyn würde. Ohne ihre thätige Mitbewerbung sähen wir noch jenen alten Monopol-Tarif, der mit seiner drückenden Schwere Jahre lang auf dem reisenden Publikum lastete. Wäre es eben so leicht thunlich, die Geldaristokratie zu Lande zu überwinden, als sie von der Düsseldorfer Dampfschiffahrts-Gesellschaft zu Wasser, ohne Brander und Kanonen, glücklich besiegt worden ist, so würden viele gesellschaftliche Interessen der heutigen Welt sich in einer ungleich günstigeren Lage befinden.

Mannichfaltigkeiten.

(Sachsenhagen im Kurfürstenthum Hessen, 27. Juni.) Wie leicht die Sorglosigkeit im Haushalt und bei der Wirthschaft ein großes Unheil herbeizuführen vermag, und wie achtsam daher nicht allein die Hausfrauen, sondern auch alle diejenigen zu seyn verpflichtet sind, welchen dieses obliegt, davon möge nachstehende traurige, wahrhaft Schauder erregende Begebenheit ein warnendes Beispiel geben. Das Hauspersonal des Leinwebers Rust zu Lauenhagen bestand vor wenigen Monaten aus dem Meister mit seiner Ehefrau, 2 Gesellen und 2 Töchtern des erstern, also aus 6 Personen. Sämmtliche Personen gingen gesund und wohl zu Tische, und stürzten eine Viertelstunde nach eingenommenem Mahle sämmtlich besinnungslos zu Boden. Nach Verlauf einer halben Stunde hatten die Frau und 2 Gesellen ihren Geist aufgegeben. Die beiden Töchter und Rust selbst, welche wahrscheinlich von der giftigen Speise weniger genossen hatten, sind zwar am Leben erhalten, jedoch wurde letzterer durch das Fallen hinter einem heißen Ofen mechanisch so verletzt, daß man an seiner Genesung zweifeln mußte. Er ist nun zwar geheilt, aber sein Gesicht gewaltig entstellt, indem von seinem Unterkinnbacken sich mehrere Knochensplitter exfoliirt haben und seine untere Mundlippe umgestaltet ist. Bei der Untersuchung über die Ursache dieser offenbaren Vergiftung ergab sich, daß diese Verunglückten wenige Tage zuvor geschlachtet und in einem nicht gehörig von Kupferoxyd oder Kupfersalz gereinigten kupfernen Kessel, worin noch Ueberbleibsel hier sogenannter Würstelse länger stehen geblieben und sich natürlich Säure und Grünspan entwickelt hatte und gerade bei dieser Mahlzeit ihre Speise aus dergleichen bestand. Da nun die kupfernen Geschirre sowohl beim Bürger als Landmann in hiesiger Gegend noch häufig gebraucht werden, besonders beim Käsemachen, so sollte man billig darauf sehen, daß solche immer gut verzinnt wären, und keine Speise, welche in Säure bald übergeht, darin erkalte.

In Paris haben die Schneidergesellen revoltirt, weil man sie zwingen wollte, gleich den andern Handwerksgesellen Wanderbücher zu führen. Sie haben die Arbeit verlassen und gehen haufenweise in den Straßen umher.

Die Hannover'sche Zeitung ist feierlich eingemauert worden, jedoch nur ein Blatt, das in den Grundstein des Ober-Appellationsgerichts-Gebäudes gelegt wurde, wahrscheinlich als Symbol des Rechts und der Unparteilichkeit. (Dorfz.)

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 194. Sonntag, den 12. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Mactea.)

(Fortsetzung.)

II.

In des Schweden Torkelson Wohnung, im obern Stock des Hauses, hatten sich vier muntere Kinder versammelt. Olav und Ulrike, ein liebliches Geschwisterpaar mit langen blaßgoldigen Locken, tiefblauen Augen und fein geschnittnen Gesichtchen, der Erste zehn Jahre, die Letztere acht Jahre alt, nannten Herrn Jonas Torkelson ihren Oheim. Niemand weiter kannte ihre näheren Verhältnisse, und unter den Hausgenossen und Nachbarn nannte man sie nur: die schönen Schwedenkinder, wenn von ihnen die Sprache kam.

Rudolph, ein frisch aussehender Bube von Olavs, und Bertha, ein holdes, rothwangiges Mägdlein von Ulrikens Alter, waren die Sprößlinge Herrn Bertolds und seiner tugendsamen Hausfrau, der seligen Else. Seitdem der Schwede Torkelson in ihres Vaters Haus wohnte, waren sie die unzertrennlichen Gespielen von Olav und Ulriken. Auch heute, am Vorabend des heiligen Nikolaus, hatten sich die Kinder, unter Aufsicht Eilchens, einer hübschen aufgeweckten Dirne, zusammen gefunden, um mit froher und zugleich banger Ungeduld St. Niklas zu erwarten, der alljährlich sich an diesem Abend in Gestalt eines gräulichen Putzenmummels einzufinden und mit seiner gewichtigen Ruthe Schläge, und aus seinem Zwergsack Aepfel, Nüsse, Mantelschnitten und Nürnberger Honigkuchen auszutheilen pflegte.

Nach langem Harren ließ sich endlich draußen ein Gepolter und Schellengetön vernehmen, es rappelte an der Klinke, die Thüre flog auf, und mit tiefem Gebrumme galloppirte der unheimliche Popanz herein, reitend auf einem ausgestopften Eselein, in der Hand die gefürchteten Birkenreißer schwingend und hinter sich einen gefüllten Zwergsack.

So beherzt die kleine Gesellschaft im Anfang den Mummenschanz herbeigewünscht hatte, so hielt sie doch den Anblick des Fürchterlichen nicht aus. Rudolph verschwand schnell unter einem großen Himmelbett und blinzelte furchtsam drunter hervor, Bertha versteckte sich laut schreiend hinter Eilchen und die kleine Ulrike suchte zitternd Schutz hinter Olav, der allein Stand hielt und furchtlos sein Gebetlein hersagte, welches der Heilige von ihm forderte. St. Niklas öffnete nun seinen Zwergsack, und heraus strömte die Fluth der lachenden Aepfel, klappernden Nüsse und der braunen Honigkuchen mit den weißen, großen, süßen Mandelkernen.

Die Lüsternheit überwog die Furcht, die Kinder fielen jubelnd über die leckern Schätze, die Buben füllten die Taschen ihrer kleinen Pumphosen, und die Mägdleins ihre Schürzchen. Während dem machte sich der Heilige an die hübsche munt're Eilchen, begrüßte scherzend ihren Rücken mit einigen gelinden Ruthenstreichen, öffnete ein wenig die verhüllende Kapuze, gab der Dirne verstohlen einen derben Kuß, und steckte ihr einen großen mächtigen Honigkuchen zu. Jetzt mischte er sich wieder in den Jubel der Kinder, ermahnte sie fein, fromm, ehrbar und sittsam zu seyn und die gebenedeiten Heiligen inbrünstig zu verehren, sonst würde er ihnen übers Jahr nur Ruthenstreiche statt Aepfeln und Nüssen mitbringen, und brummend galloppirte er wieder zur Stubenthüre hinaus.

Draußen, auf der Hausflur warf Hans Torkelsohns Knecht — denn er hatte den Heiligen vorgestellt — seine Vermummung ab und kehrte in das Zimmer zurück, wo er nun mit komischem Ernst erzählte, der heilige Niklas sey ihm begegnet, und habe ihn derb durchgeprügelt. Lärmend und jubelnd umringte ihn die kleine Gesellschaft und wieß ihm die Geschenke, welche St. Niklas bescheert hatte. Am meisten hatte der kühne Olav erbeutet, aber großmüthig vertheilte er seinen Ueberfluß an die Gespielen; das Beste gab er der kleinen braungelockten Bertha, zu welcher hin ihn eine innige Neigung zog.

„Laßt uns spielen!" rief der lebhafte Schwedenknabe. „Ich bin Kaiser Wenzeslav von Böheim, und Du, Bertha, sey mein holdseliges Gemahl. Und wir richten ein großes Mahl, und laden euch und Hans und Eilchen zur Tafel."

„Nein, ich will Kaiser seyn", protestirte Rudolph, „und Ulrike sey mein Gemahl. Aber Du, Olaf, sollst der Baiern Herzog seyn.

Während nun die beiden Knaben sich stritten, wer Kaiser oder Vasall seyn sollte, und die Uebrigen in Demuth ihre Diademe und Kronen erwarteten, erhob sich auf der Straße, unter den Fenstern des Hauses, ein dumpfes Getöse und Gemurmel vieler Stimmen. „Er wurde ermordet auf der Straße zwischen Bilbel und Dürkelweila gefunden", tönte es laut und vernehmlich aus dem verworrenen Lärm.

„Still!" rief, bleichwerdend, Hans in den Lärm der Kinder. „Da unten sprechen sie von Mord."

„Jesus Christus!" ließ sich die Stimme des Hausherrn ver-

nehmen. „Lauf Einer zum Medikus Meister Wolf von Luzern, vielleicht ist noch zu helfen."

„Wer verlangt nach mir? Hier bin ich! Was giebt's denn da?" rief beantwortend eine starke Stimme.

„Kommt herbei Meister, und seht hier den Zustand des schwedischen Mannes, meines Hausgenossen!"

„Der Mann ist todt, und kein Arzt der Welt wird ihn mehr erwecken", war die kurze rauhe Antwort des Medikus.

„Maria und Joseph, Herr Jonas ist erschlagen!" rief entsetzt Hans, und rannte zur Stubenthür hinaus. Die Kinder sahen erschrocken und zitternd sich an. Eilchen, ahnend, was vorgefallen seyn könnte, nahm das Licht zur Hand und führte die Kinder sogleich in des Wollenwebers Wohnung, zu Jungfrau Guda, ihrer Gebieterin. Olav entwischte auf der Treppe der Wärterin und eilte Hans nach. Unten in der Hausflur angelangt, stellte sich ihm ein Bild dar, das den Knaben in ein starres weißes Marmorbild verwandelte.

(Fortsetzung folgt.)

Revue des Pariser Volks- und Staatslebens.

Von Friedrich Eich.

Paris, im Juni 1840.

Man hat oft Paris „das moderne Athen, die Hauptstadt der civilisirten Welt" genannt. Wollten wir uns durch diesen imposanten Titel zu dem Glauben verleiten lassen, als zeichne sich die gesammte Pariser Bevölkerung, von den vornehmsten Cirkeln bis zu der untersten Volksklasse herab, durch einen höheren Grad von Bildung, durch vorzüglichere Kenntnisse, durch ein Universalwissen, vor den Bürgern der Provinz und vor den Bewohnern anderer civilisirten Staaten aus, so würden wir uns in einem starken Irrthum befinden. Wahr ist's, ein gewisser nobler Anstand, ein feiner Geschmack, den man in solchem Grade anderswo vergebens suchen möchte, läßt sich dem Pariser nicht absprechen; es ist dies ein ganz natürlicher Vorzug, der dem Bewohner einer Stadt, die der Welt die Regeln der Mode dictirt, zukommen muß. Auch ist das Pariser Kind, der **gamin de Paris**, den uns Jules Janin in so charakteristischen Zügen geschildert hat, kein Ding, wie andere Menschenkinder; eine pfiffige Miene zeichnet den Schelm in der Wiege schon, und ein eigner Mutterwitz, der ihm schon von Haus aus mitgegeben ward, wird durch die unzähligen Arten seiner Gaunerstreiche, die täglich um ihn her vorgehen, durch die burlesken Einfälle und Anekdoten, die in dem gewandten Pinsel eines Karikaturmalers augenblicklich ihre Veröffentlichung finden, durch die witzsprühenden Zeichnungen von Zeitschriften (z. B. eines Charivari), die alle Handlungen und Ereignisse, welche die politische und sociale Lebensbühne passiren, oft mit genialer und geschickter Feder travestiren, aber auch sehr oft das Erhabene und Ernste auf eine frivole und obscöne Weise in's Gemeine herabziehen, zu einer ungewöhnlich frühen Reife entwickelt. Aber äußerer Anstand beweist, nach unseren Begriffen, noch nicht wahre Bildung, gesunder Mutterwitz und gute Naturanlagen noch nicht gediegene Kenntnisse; ersterer ist nur ein hübsches Gewand, hinter welchem eine große Leere des Geistes sich verbergen kann, und letztere sind ein gesunder fruchtbarer Kern, aus dem sich etwas machen läßt, wenn die gehörige Sorgfalt und Pflege hinzutritt. Und gerade dieses Letztere ist es, was wir in Frankreich überhaupt, und namentlich in Paris, so sehr vermissen. Laßt uns die Gründe hievon etwas näher beleuchten. Kinder sind den Franzosen eine Last. In ganz Frankreich, in Paris, so wie auch in den kleineren Provinzialstädten, schafft man sich die Sorge für ihre Erziehung und Ausbildung so schnell und so viel, als immer möglich, vom Halse. Daher ist es eine ganz gewöhnliche Erscheinung in den Familien von einigem Wohlstande, daß die Mutter ihr Kind unmittelbar nach der Geburt einer Amme auf das Land giebt, und sich so die Mühe erspart, die unsere deutschen Mütter mit so viel Liebe und Sorgfalt dem neugebornen Säuglinge zuwenden, und die sie sich um keinen Preis in der Welt abnehmen ließen. Und in der That, wenn wir bedenken, welche zarte Behandlung, welche aufopfernde Hingebung für die erste Pflege des jungen hülflosen Geschöpfes erforderlich ist, um ihm das Daseyn zu fristen, dann können wir diese Sitte nicht anders, denn als eine barbarische, als eine Verläugnung alles Muttergefühls bezeichnen. Nicht viel besser geht es später, wenn das Kind das Alter erreicht hat, in welchem für seine geistige Ausbildung gesorgt werden soll. Zu diesem Zwecke bestehen hier wie auch bei uns, niedere und höhere Staats- und Privatlehr-Anstalten (**pensionnats, constitution**.) Unter den Staatsanstalten für die Jugendbildung begreift man die Colléges, die ganz unsern Gymnasien entsprechen, und deren es in Paris sieben giebt; für den gewöhnlichen Volksunterricht bestehen die sogenannten **ecoles primaires**. Die so zweckmäßigen Realschulen hat man in Frankreich noch nicht, und erst in ganz jüngster Zeit fängt die Regierung an, nach dem Vorbild der Deutschen auf Befriedigung dieses sehr gefühlten Bedürfnisses zu sinnen, und sich mit Anlegung solcher Institute in Paris zu beschäftigen. Eben in dem Mangel derartiger Staatsanstalten findet die außerordentliche Anzahl von Privatinstitutionen ihre Erklärung, die sich meist zum Zwecke setzen, eine geeignete frühere Bildung Denjenigen zugänglich zu machen, die sich nicht den Studien zu widmen gedenken. Die Zahl dieser Letztern für das männliche und weibliche Geschlecht beläuft sich wohl über 300. Aus diesen Zuständen ist es begreiflich, daß die Colléges zwar nicht ausschließlich, aber doch zum großen Theil nur von solchen Schülern besucht werden, die sich später den Wissenschaften widmen, und daß bei weitem der größere Theil der Kinder einigermaßen wohlhabender Eltern den Privatanstalten theils ganz in Kost und Logis (**pensionnaires**), theils nur zum Besuche der Unterrichtsstunden (**externes**) übergeben werden. Aber nichts beklagenswerther, nichts erbärmlicher, als ein großer Theil dieser Institutionen für Knaben! Nichts abscheulicher, als der Unfug, der damit getrieben wird, und der von der Regierung, wo nicht geduldet, doch, was eben so schlimm ist, übersehen wird! O mit welchem Mitleid, mit welchem Unwillen wendet der Deutsche von dieser sträflich mißbrauchten und verwahrlosten Jugend seinen Blick weg, und mit wie gerechtem Stolze und wohlthuender Befriedigung richtet er in dieser Beziehung sein Auge auf sein Vaterland, wo unter der edlen und humanen Fürsorge der Regierungen allenthalben so vortreffliche Unterrichtsanstalten blühen! Zwar mußten die Vorsteher dieser Institute zur Erlangung ihres Gewerbspatents eine Prüfung bestehen; zwar sagt man, ihre Anstalten stünden unter der unmittelbaren Aufsicht der Staatsbehörde; aber dieses „sagt man" ist auch alles, was sich hievon sagen läßt. Die Vorste-

her dieser Institute sind, wir wollen nicht sagen alle, aber doch großentheils, um es mit einem bezeichnenden Worte auszudrükken, für das wir im Deutschen kein gleichbedeutendes finden, sogenannte exploiteurs, d. h. Leute, die diese Anstalten anlegen, miethen oder kaufen, um den größtmöglichsten Gewinn herauszuziehen, wie ein Pächter, der ein Gut pachtet, und es während der Pachtzeit auf die raffinirteste Weise zu seinem Gewinne ausmergelt. Unsere Leser möchten vielleicht diese Schilderung für etwas übertrieben halten, allein zu unserm eigenen Bedauern können wir, wollen wir anders der Wahrheit getreu bleiben, die Farben nicht milder auftragen. Die Vorsteher der Pensionen, die sich selbst wenig mit dem Unterricht, sondern nur mit der obersten Aufsicht, mit der pünktlichen Einkassirung der Gelder, mit der Berechnung der Einnahmen und Ausgaben und mit Aussinnung des vortheilhaftesten Systems ihrer Bereicherung beschäftigen, nehmen sich nach ihrem Gutdünken Hülfslehrer, über deren Befähigung sich die beaufsichtigende Staatsbehörde durchaus nicht bekümmert. Die wohlfeilsten sind natürlich die besten.

(Fortsetzung folgt.)

John Cockerill.

(Brüssel.) Das Blatt l'Industrie enthält über den Tod des Hrn. Cockerill einen Artikel, dem wir folgende Stellen entnehmen: „Wenn Hr. Cockerill seine Laufbahn 10 Jahre früher geendigt hätte, so wäre er als ein Wohlthäter der Menschheit, als der Vater des Volkes gehalten worden; so nannten ihn die Arbeiter seiner zahlreichen Anstalten; sein Andenken wäre von allen, die die Höhe, auf die er die Industrie brachte, würdigten und all das Gute einsahen, das für das Land daraus hätte hervorgehen können, gesegnet. Jetzt, da eine traurige Catastrophe, die ihn in's Herz traf, ihm Opfer beigesellte, die ein besseres Loos verdienten, wird man sich vielleicht minder gerecht gegen ihn zeigen. Wohl werden aufgeklärte und ehrliche Leute gestehen, daß seine Unglücksfälle vom Jahr 1830 herrühren, daß er sie jener falschen Industrie verdankt, wo so viele Capitalien thörichterweise vergraben wurden, um eine Thatsache zu unterstützen, die in diesem Augenblick mit ihrem ganzen Gewicht auf uns lastet; allein Stimmen werden sich erheben, um gegen eine so gewissenhafte Rechtfertigung zu protestiren, und wenn das Stillschweigen der Gruft, das zu so vielen Rücksichten berechtigt ist, diese feindseligen Stimmen verhindert anzuklagen, so werden sie nichts destoweniger und nicht ohne Grund ausrufen, daß dieser große Industrielle zu viel Zutrauen hatte, daß dies die Quelle des Unheils derjenigen ist, die sich seinem Schicksal beigesellten. Wie dem auch sey, so wird dieser Tod, den wir alle bitterlich betrauern, nicht in dem Maße, wie man es zu befürchten scheint, denjenigen schaden, welche ihr Zutrauen in Hrn. Cockerill gesetzt haben; wenn Hr. Cockerill blos eine oder zwei Anstalten zu leiten gehabt hätte und wenn er denselben selbst vorgestanden wäre, so wäre sein Tod für diese Anstalten ein unersetzlicher Verlust gewesen; allein dabei blieb der Riese der Industrie nicht stehen; er suchte sich nicht blos zu bereichern, sein Ehrgeiz strebte nach weit Höherem; er wollte sein Genie bethätigen und Glückliche machen; dafür gründete er Anstalten, stand ihrer Organisation vor; dann wählte er taugliche Männer, um sie zu leiten; vielleicht bezahlte er diejenigen, durch die er sich vertreten ließ, zu theuer, es ist dies die ewige Beschwerde, die man allen seinen Unternehmungen entgegensetzt; gut, es sey; warum sollte man einen Fehler nicht anerkennen, der für die Zukunft nicht unersetzlich ist! Allein ist es nicht erwiesen, daß die meisten seiner Anstalten, die mit Meisterhand gegründet und mit Einsicht geleitet sind, alle Aussichten zum Gelingen haben, sobald sie mit mehr Oekonomie verwaltet werden? Die Gläubiger des Hrn. Cockerill mögen demnach den Muth nicht sinken lassen, ihre Lage ist nicht verschlimmert, sie mögen blos Nutzen daraus zu ziehen wissen, und deswegen einig bleiben. Hr. Cockerill war abwesend, folglich der Aufsicht und der Leitung seiner Anstalten völlig fremd; er ist heute gestorben; ohne Zweifel ist es ein Unglück für sie, allein ein weit größeres für das Land, das, eigene Fehler vergessend, welche von unheilvollen Ereignissen herrührten, in glücklichern Tagen zu seinen hohen und industriellen Fähigkeiten, zu seiner seltenen Uneigennützigkeit seine Zuflucht zu nehmen hoffte.

Der Prinz von Canino (Luzian Bonaparte.)

Luzian Bonaparte, jüngerer Bruder Napoleons, wurde 1775 zu Ajaccio geboren. 1793 ging er, als er mit seiner Familie von Paoli gezwungen war, Korsika zu verlassen, nach der Provence und wurde in St. Maximin Inspektor des dortigen Militär-Magazins. Dort heirathete er Fräulein Christine Boyer, die einer achtbaren Familie angehörte, in welcher aber zu viele Kinder waren, als daß jedes einzelne viel Geld erhalten konnte. 1795 wurde er Kommissär bei der Armee und Deputirter beim Rath der 500. Am 18. Brumaire ward er Präsident des Konseils, und trug bekanntlich durch seine Festigkeit an diesem Tage viel zum Sturz der alten Konstitution bei. Als Napoleon sich zum ersten Konsul machte, wurde er Mitglied des Tribunals und bald darauf statt Lablace, Minister des Innern, als welcher er große Talente entwickelte und besonders Künste und Wissenschaft unterstützte. Im Jahr IX ging er als Gesandter nach Spanien und erwarb sich das Vertrauen des Königs und des Friedensfürsten. Als der Krieg mit Portugal ausbrach, schloß er zu Badajoz den Traktat mit Spanien. Später trug er zur Errichtung des Königreichs Etrurien und zur Abtretung von Parma, Piacenza und Guastalla an Frankreich bei. 1802 war er wieder Tribun und setzte die Annahme des Gesetzes über die Ehrenlegion durch. Später wurde er Senator und erhielt die Herrschaft Soppelsdorf im Trier'schen. 1803 verheirathete er sich zum zweitenmale mit der Wittwe des Fondsmäklers Jouberton. 1804 ging er nach Rom, wo er zu bleiben beschloß. 1807 hatte er in Mantua eine Unterredung mit Napoleon, der ihn nicht bewegen konnte, eine Krone anzunehmen, da Luzian durchaus Unabhängigkeit dabei verlangte. 1810 wollte er sich nach den Vereinigten-Staaten begeben, ward aber von einer englischen Fregatte aufgebracht, zuerst in Malta und dann in Worcester drei Jahre gefangen gehalten. 1814 erhielt er seine Freiheit wieder und ging nach Rom, wo ihn der Pabst zu fesseln suchte. 1815 ging er nach Paris und wurde Pair. Nach dem Sturze Napoleons kehrte er nach Italien zurück, wo ihn der Papst zum Fürsten von Canino machte. Sein ältester Sohn hieß bis jetzt Prinz von Musignano und ist durch seine zoologi-

schen Werke bekannt. Er ist mit der Tochter Josephs Bonaparte's vermählt. Die Tochter Luzians ist Lady Dudley Stuart, lebt aber getrennt von ihrem Gemahle.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 8. Juli.

Obwohl die Witterung bis jetzt keine sehr günstige war, so ist doch die Badesaison bereits in gutem Zuge. Unser Wiesbaden bewährt sein altes Renommé und obgleich alljährlich rivalisirende Quellen auftauchen, ihm können sie nicht schaden, so wenig als die Hunderte der kleinen Dichter einen Schiller beeinträchtigen. Wiesbaden ist ein klassisches Bad. Von andern muß man erst die Resultate abwarten; es hat sie vielfältig und viettausendfältig bewährt. Wie aber unsere Quellenstadt auf ihren alten Ruf stolz seyn kann, so ist sie doch im Laufe der Zeit nicht stille gestanden, sondern hat sich den Forderungen und Fortschritten derselben immer angeschlossen. Vor 30 — 40 Jahren umfaßte Wiesbaden kaum die Hälfte seiner jetzigen Ausdehnung und besaß noch keinen jener Paläste und stolzen Bauwerke, noch keinen jener großartigen Gasthöfe, die es jetzt zieren. Der Kursaal bewegte sich damals noch in den Kinderschuhen; jetzt hat er sie ausgetreten und ist ein auf großem Fuß lebender Herr geworden. Die herrlichen beiden Colonnaden sind vollendet und gewähren einen imposanten Anblick; die neuen Anlagen entsprechen allen Anforderungen und werden erst nach einigen Jahren in ihrem wahren Glanze erscheinen. Im Innern des Kursaales wird man durch Pracht und Luxus überrascht, aber auch traurig und trübe gestimmt durch den Anblick jener zum Verderben der Menschen erfundenen Locomotive, deren rollendes Rad zum Orkus der Verzweiflung hinabführt. Das schauderhafte Roulett bildet die Nachtseite des Wiesbadener Kurlebens, um so mehr, da es hier en gros getrieben und da mit drei Locomotiven unablässig gearbeitet wird. Eine schöne Erholung und Herzstärkung für diejenigen, welche an den Wiesbadener Quellen sich Genesung verschaffen wollen und nun an den grünen Tischen ihren Untergang finden. Indessen ist dieser Untergang so viel als möglich verschönert; denn während das Rouge et Noir, Paire et impaire und rien ne va plus der Croupiers, ertönen schmeichlerische Melodieen aus Robert der Teufel, Zampa, Fra Diavolo, Freischütz, Gazza ladra u. A. Unter Harmonieen geht man unter. Wohl dem, der, unverführt von den Lockungen der Sirene, Unterhaltung und Zerstreuung in Wiesbadens schöner Umgebung sucht, dort im romantischen Nerothale oder auf dem Geisberg, diesem reizenden Belvedere, von wo aus man den lieben deutschen Rhein begrüßt, hier auf der ächt idyllischen Dietenmühle, die dem sinnigen Freunde der ländlichen Natur so freundlich entgegen winkt, oder, auf demselben Pfade weiter wandelnd, unter den schönen Ruinen der alten Burg von Sonnenberg. Wer etwas weiter auszufliegen gedenkt, der wende sich nach Bibrich und nach dem Rheingau. Außer den mannichfaltigsten Naturgenüssen bietet Wiesbaden auch alles Dasjenige, was Luxus und Zeitgeschmack nur produciren können, reich besetzte Tafel, brillante Wohnungen, elegante Kaufläden, Theater, Konzerte u. s. w. — Die letzteren werden im blauen Saale des Kurhauses gehalten und haben einen ächt aristokratischen Zuschnitt. Einheimische aus dem Bürgerstande werden nicht zugelassen, die sogenannten ballfähigen Honoratioren dagegen — in Indien gehören diese zur Kaste der Braminen — genießen freien Eingang, was den Konzertgebern jedenfalls schmeichelhaft seyn muß.

Am 6. d. M. gaben die Herren Mayer, herzogl. nassauischer Kammermusikus, und Conrad Baldenecker aus Frankfurt a. M. eine musikalische Soirée, welche wir in doppelter Beziehung rühmen müssen. Sie währte nämlich nicht viel länger, als 1½ Stunde und vermied dadurch jene Ermüdung und Abspannung, die von stundenlangen Konzerten unzertrennlich sind. Eine lange Oper kann man sich noch gefallen lassen, da sie ein zusammenhängendes und dadurch die Aufmerksamkeit fesselndes Ganzes ist; aber ein langes Konzert wird gewöhnlich langweilig, da es nur aus vereinzelten und unzusammenhängenden Bruchstücken besteht. Außerdem bot die genannte Soirée ein gewähltes und anziehendes Programm. Es wurde eröffnet durch ein Concertante für Cello und Clarinette, gespielt von den Herren Heinefetter und Röhrig, zwei remarquablen und vortheilhaft in der Musikwelt bekannten Virtuosen, welche schönen Ton, technische Ausbildung und geschmackvollen Vortrag künstlerisch zu vereinigen wissen. Darauf folgte eine Arie, vorgetragen von Fräul. Diehl, im Besitz einer umfangreichen und wirklich schönen Stimme, zu welcher aber die erforderliche Kunstbildung nicht in gehörigem Verhältniß steht und deren Gesangsvortrag noch zu viel Ungeregeltes und Ungestümes hat. Hr. C. Baldenecker spielte eine Fantasie von Thalberg über russische Nationallieder und überwand die außerordentlichen Schwierigkeiten dieses Tonstückes mit seltener technischer Fertigkeit, Präcision und Kraft. In diesem Genre des Klavierspiels, wo es auf Ausbildung der Technik vorzüglich ankommt, leistete der junge Pianist Ausgezeichnetes und bewies, wie sehr er sein Instrument in der Gewalt hat. Auch der Vortrag war geregelt und der Natur des Tonstückes angemessen. Hr. Jaskewitz sang eine Arie aus dem ehernen Pferd. Wir hätten ein geeigneteres Musikstück — denn dieses kann nur im Zusammenhang der Oper wirken — gewünscht. Uebrigens waren Vortrag und Ausdruck so gediegen und des Beifalls der Kenner so würdig, daß man die unpassende Wahl des Stückes selber übersehen konnte. Hr. Mayer spielte eine Fantasie für das chromatische Horn. Er darf ohne Uebertreibung zu den ersten der jetzigen Virtuosen dieses schwierigen Instrumentes, dem er die herrlichsten Töne entlockt und auf welchem er erstaunliche Schwierigkeiten mit Leichtigkeit beseitigt, gezählt werden. Nach einer Arie von Proch, vorgetragen von Fräul. Diehl, wurde die Soirée durch ein großes Divertissement für Piano und Horn von Thalberg, vorgetragen von den Konzertgebern, geschlossen, in welchem Beide um den Sieg rangen. Wer ihn davon getragen, scheint uns unentschieden geblieben. Das zahlreich besuchte Konzert erweckte die lebhaftesten Beifallsbezeugungen und muß als ein wirklich remarquables hervorgehoben werden. Damit die Zuhörer sich nicht allzuhoch in die Region der Ideale versteigen möchten, so vernahm man inmitten der musikalischen Harmonieen, so oft die Thüre nach dem großen Saale geöffnet wurde, den Klang der Gold- und Silberstücke vom Roulett herüber und konnte einstweilen gute Vorsätze fassen, wie der übrige Theil des Abends am zweckmäßigsten zu verbringen sey.

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 8. Juli.) Wir haben hier den merkwürdigen Fall, daß heute, den 8. Juli, ein junger, Früchte tragender Apfelbaum zum zweiten Male blühet, also Aepfel und Blüthen gleichzeitig trägt. Der Baum steht in der Nähe des Wilhelms-Thores, im Garten der Wittwe Schmolz, neben dem Keller.

(Brüssel, 6. Juli.) Welchen Vortheil die Eisenbahn der Herbeiziehung von Truppen gewähren kann, sah man bei der gestrigen Parade. Der Herzog von Aumale gab den Wunsch zu erkennen, eine Anzahl unserer schönsten Truppen zu sehen. Sogleich schickte der König Befehl nach Antwerpen, mit dem Train um 10 Uhr ein Bataillon Karabiniers vom 1. Jägerregiment zu Fuß nach Brüssel zu schicken. Schon um 12 Uhr stand dieses schöne Bataillon auf der hiesigen Esplanade in Reihe und Glied aufgestellt.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 12. Juli. Die Fremde, große Oper in 2 Abtheil., Musik von Bellini. (Gastrollen) Arthur: Hr. Chrudimsky, vom k. k. Theater an der Josephstadt zu Wien. Waldeburg: Hr. Pischek, vom k. k. Theater an der Josephstadt zu Wien.

Montag, 13. Juli. (Zum Vortheil des Hrn. Emil Devrient): Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, Trauerspiel in 5 Abth., von Schiller. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 195. Montag, den 13. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

Man war so eben beschäftigt, die Flügel der Hausthüre zu öffnen. Eine dichte Volksmasse hatte sich im engen Halbkreis davor gedrängt, einige Kienfackeln beleuchteten mit ihren düstern Flammen das grausenhafte Gemälde auf seiner schlechten Trage. Von Baumästen und Zweigen nothdürftig zusammengefügt, lag der Schwede Jonas Torkelsohn, mit Blut überströmt, und mit den gebrochnen glanzlosen weitgeöffneten Augen gräßlich hinaus ins ungewisse Weite starrend. An seiner Schläfe öffnete sich klaffend und gähnend eine fürchterliche Wunde, sein Koller war auf der Brust von mehreren Dolchstichen durchbohrt. Die Rechte hatte noch den Griff des langen, abgebrochenen Schwertes fest umfaßt, die Linke war krampfhaft zusammengeballt.

Durch die dichte Menge drängte sich jetzt die kolossale Gestalt des Wechselherrn, Mateo Vaninis. Seine schwarzen Augen hafteten starr und durchbohrend auf dem Antlitz des Ermordeten. „So hatte ich mich denn nicht betrogen? Er ist es! Beim Blut Christi, er ist es!" murmelte er vor sich hin.

„Dankt es Eurem guten Gestirn, Meister Mateo!" rief Wirhäuser dem Lombarden zu, „daß Ihr mit so heiler Haut davon gekommen seyd. Wäret Ihr nicht zufällig bei Eurer Heimkehr von Friedberg von der Heerstraße abgekommen, so möchtet Ihr der blutigen Rotte, die heute wieder einmal ihr Wesen stark trieb, sicherlich nicht entgangen, und Euch dasselbe Geschick wie diesem Fremdling hier zu Theil geworden seyn."

Aller Blicke richteten sich bei diesen Worten des Wollwebers auf den bleichen düstern Italiener. Auch der kleine Olav sah in seinem starren thränenlosen Schmerz nach ihm auf und blickte in ein Antlitz, welches wie ein wohlbekanntes Traumbild in seiner jugendlichen Erinnrung auftauchte, ohne daß er zu klarem Bewußtseyn gelangen konnte, wo und wann diese drohende Gestalt seine noch so junge Lebensbahn durchschritten habe.

In der Wohnung des Schweden, wo noch vor wenigen Augenblicken muntre Kinder und verliebte Dienstboten getollt hatten, war es öde und still. Die Stubenthüre hatte Eilchen in der Angst weit aufstehen lassen, und die Kälte drang frostig in denn leeren Raum. Der Mond war am Himmel aufgezogen und warf seine bleichen Strahlen durch die kleinen runden Fensterscheiben, die Gegenstände umher nur schwach beleuchtend. Da huschte etwas leise und schnell zur Thüre herein, eine lange, dunkle Gestalt eilte gespenstig an der Wand hin und verlor sich in der anstoßenden Kammer. Ein Geräusch wurde drinnen hörbar, wie wenn Jemand ein Schloß öffnet und wieder schließt. Nach wenigen Minuten schlüpfte die unheimliche Gestalt eben so schnell, wie sie gekommen war, wieder zur Thüre hinaus, und gleich darauf hörte man den blutigen Leichnam des Schweden heraufragen.

III.

In dem westlichen Theil der Altstadt, nächst den Hirschgräben, stand eine Gruppe kleiner ärmlicher Häuschen an einander gelehnt, von Middewohner, wie dazumal die Beisassen hießen, und von geringen dürftigen Bürgern bewohnt. In der Stube oder besser in dem verschobenen Viereck einer dieser elenden Hütten, deren wurmstichige Balken und vermodertes Strohdach nur noch von den nachbarlichen Ruinen aufrecht gehalten wurden, saß auf einem ebenfalls baufälligen Tisch ein kurzes, dickes Männlein mit apfelrundem, glattgeschorenem Kopf, kupfriger Nase, braunrothen Wangen, ungeheurem Schnauz- und Zwikkelbart und kleinen blitzenden Augen, eifrigst bemüht, die Löcher eines alten, zerrissenen Kollets wieder zu ergänzen. Auf dem Tisch, neben dem kleinen Dickleibigen war eine eiserne Pickelhaube aufgepflanzt, in welcher sich ein ganzes Schneider-Apparat eingenistelt hatte, als: Seide und Zwirn in allen möglichen Farben, ein gespicktes Nadelkissen, Fingerhüte ꝛc. ꝛc. Dicht neben ihm in einer Ecke standen Streitart, Kolben und eine schwere Partisane. Ein funkelnder Brustpanzer und ein altes Panzerhemd hiengen hinter ihm zur Rechten und zur Linken an der weißübertünchten Wand. Zwischen beiden Rüstungsstücken, gleichsam über dem Haupte des Rundköpfigten, paradirte eine mächtige Gewandscheere, an der Kante des Tisches hing ein schweres Bügeleisen. Und zwischen den Attributen einer zerstörenden, zerreißenden, zerschneidenden Kunst, und einer ergänzenden, zusammenfügenden, zusammenflickenden, saß das rundbauchige Männlein schwitzend, keuchend, schnaufend.

Diese so eben beschriebene Figur war die Hälfte einer Ehe. Die zweite Hälfte davon saß auf einem alten Schemel gegen über auf der andern Seite der Stube, am verfallenen Kamin und war das Gegenstück und der Antipode der Ersteren in jeder Hinsicht, wie das gar oft der Fall zu seyn pflegt. Es war ein dürres, ausgetrocknetes Weib von ungeheurer Größe. Ihr

Gesicht war gleichsam mit einem vergilbten, runzlichen Pergament überzogen, die Muskeln schienen erstarrt, der Ausdruck von Freude und Schmerz war heimathlos darin geworden. Lang und spitz ragte die an Sonne und Luft geröthete und mit runden, braunen, erbsengroßen Flecken überfäete Nase in diese traurige Wüste untergegangener Leiden und Leidenschaften. Unter einer alten, groben Filzkappe schimmerten Haare hervor, vor der Zeit grau gefärbt von dem bleiernen Kamm des Elends. Mit der einen ihrer rothen eingeschrumpften Hände drehte sie die rollende Spindel, mit der andern dann und wann nach der verdrossen herabhängenden Unterlippe, ihres mit großen gelben spitzen Zähnen bewaffneten Mundes fahrend, um den sich entspinnenden Linnenfaden mehr Festigkeit zu geben. Ein Bild der furchtbaren Parce. Die einzigen freundlichen Eilande in dem Meere ihrer Häßlichkeiten waren die sanften, himmelblauen Augen, schwimmend in dem reinen Weiß der Augäpfel, welche die zerstörende Zeit bis jetzt ihr geschont zum Ersatz für so manchen Raub, den sie an ihr begangen. Der sinnige Blick des Weibes milderte den Anblick ihres schreckenerregenden Aeußeren.

Auf der Platte des Kamins brannte ein kleines Feuer, in welches ein rußiger Topf seinen schwarzen Bauch streckte und dessen Inhalt unter dem Deckel dampfte, zischte und kochte. Eine magere, gelbgefleckte Katze saß mit eingekniffenen Augen ohnfern daneben und schnurrte und spann in gleichförmigen tiefen Tönen.

Der kurze Dicke und die lange Magre saßen geraume Zeit sich gegenüber, ohne nur ein Wort zu verlautbaren, ohne nur einen Augenblick von der Arbeit aufzusehen. Spindel, Topf und Katze schnurrten ein drolliges Terzett durch die lautlose Stille. Ein kräftiger Fluch des Dicken, ein gedehnter Seufzer der Langen gab endlich das Signal zur allgemeineren Unterhaltung.

„Beim Schwert Karls des Großen! ich verspüre ein Magenjucken, wie an dem Morgen, als wir Haselach ruinirten und keine Zeit zum Imbiß behielten," ließ sich der Rundköpfigte hören. „Trinchen, laß doch mal Deine Aeuglein in dem kollerigen Topf kundschaften, wie's mit seinem Eingeweide aussieht. Es steigt mir so ein verdammter Dampf in die Nase."

„Habersupp und ein Stück Klaienbrod, das ist Alles, was ich Dir heute auftischen kann," erwiederte das dürre Weib und hob den Topf vom Feuer.

Der Dicke machte ein böses Gesicht. „Was ist das für ein Geträtsch von Habersupp und Klaienbrod? Mond und Stern und Donnerwetter! ich Hanemann Jäckel, ein Bürger und Schneidermeister dieser reichsfreien Stadt, der Nadel und Streitkolben gleich gut zu führen versteht, oder eigentlich den Letzteren besser noch, als die Erstere; der so manchen Strauß mitgemacht, wenn es unserm Herrn dem Kaiser an den Kragen gieng, oder es unserm Stadtbanner galt — ich soll mich jetzt mit solch' elender Kost begnügen, wie ein Bauernknoll von Seckbach, oder ein Kerl, der vom Gassenbettel lebt?"

„Gieb mir Geld, Hanemännchen," erwiederte das Weib ganz gelassen, „und ich will Dir Schweinebraten in Knoblauchsbrühe machen."

(Fortsetzung folgt.)

Revüe des Pariser Volks- und Staatslebens.

Von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

In dieser ungeheuern Stadt, die eine Million Menschen beherbergt, die jeden Tag leben wollen, fehlt es begreiflicher Weise nicht an einer ziemlichen Anzahl solcher, die der Hunger antreibt, jedes Mittel zu versuchen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. So finden denn in den Pensionen manchmal Leute Beschäftigung, die in ihrem Leben sich vielleicht nichts weniger vermutheten, als jemals Lehrer zu werden, und die sich in der That auch zu nichts weniger, als zum Lehrerstande qualifiziren. Und in welcher fatalen, in welcher peinlichen Stellung befindet sich ein solcher Hülfslehrer, sey er auch selbst der redlichste? Sein Beruf ist, zu lehren, Trägheit zu bestrafen und das muthwillige, aufbrausende, oft frivole Temperament der französischen Jugend zu zügeln. Straft er, wendet er nöthigenfalls, um dem Trotz und Ungehorsam zu begegnen, Strenge an, so zieht er sich die Ungnade des Schülers zu; dieser droht, er werde seine Eltern bewegen, ihn in eine andere Pension zu schicken. Das soll nicht geschehen, denn dadurch würde das Einkommen des Vorstehers geschmälert. Was ist also zu thun? Der arme Schullehrer wird verabschiedet, oder doch mindestens, um den rebellischen Zögling zufrieden zu stellen, vor seinen Augen gedemüthigt. Will der arme Hülfslehrer sein Brod nicht verlieren, und sieht er darum den Ungezogenheiten der Schüler durch die Finger, so wird er vor allen Dingen, namentlich bei einer französischen Jugend, der unglückselige König der Frösche in der Fabel, und obendrein fällt auch noch sein Pascha, der **maitre de pension**, über ihn her, bezüchtigt ihn der Nachlässigkeit, und wenn er ihm deshalb nicht seine Entlassung giebt, so kommt er im glücklichen Falle mit einem derben Ausputzer davon. Wie er es macht, so ist er übel daran; er ist ein bedauernswürdiges Geschöpf, der arme Hülfslehrer! Daher kommt es denn, daß das Lehrerpersonal in vielen dieser Institute wechselt, wie die Zahl der Dienstmägde bei einer schlimmen Hausfrau. Wie es unter solchen Umständen mit der **geistigen** Nahrung steht, begreift sich von selbst; sollen wir auch etwas von der **leiblichen** sagen, so müssen wir gestehen, sie ist originell, exemplarisch! Frugalität, Sokratische Mäßigkeit! In diesen Tugenden werden die Zöglinge zu einer Vollkommenheit befördert, die vielleicht die Nüchternheit der alten Spartaner übertrifft. Die Resultate dieser ascetischen Uebungen für die Körperbildung sind vortrefflich. Kein Wunder, wenn die Franzosen viele schöngewachsenene junge Männer besitzen! So oft wir einen Jüngling von schlankem Wuchs und netter Taille erblicken, können wir uns des Gedankens nicht erwehren: „Der junge Mann hat gewiß eine gute Pension durchgemacht!" — Wenden wir endlich noch unser Augenmerk auf die religiöse und moralische Bildung, auf die Nahrung für Herz und Gemüth, so vermissen wir diese ganz; denn was hin und wieder dafür gethan wird, verdient wahrlich nicht mit diesem Namen belegt zu werden. Fragen wir nach den natürlichen Folgen dieser religiösen Vernachlässigung, dieser moralischen Verwilderung: die **Gazette des tribuneaux** dient als kurze, aber sehr bündige Antwort. — Eine rühmliche Ausnahme von diesem verderblichen Machiavelismus machen mehrere und namentlich zwei oder drei Institutionen ersten Ranges, welche fast ausschließlich von Söhnen vornehmer englischer Familien besucht

sind. Der Grund liegt wohl darin, daß die Engländer mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf die Erziehung ihrer Kinder verwenden, und dieselben nur solchen Anstalten anvertrauen, die ihnen die erforderliche Bürgschaft für die gewissenhafte Behandlung derselben in allen Beziehungen darbieten. — Hat ein solcher maitre de pension eine längere oder kürzere Reihe von Jahren sein Etablissement exploitirt, d. h. hat er so viel Gewinn daraus gezogen, um endlich auf seinen Lorbeern ruhen zu können, dann schreibt er seine Pension zum Verkauf aus. Der Meistbietende erhält sie, mag er nun alle erforderlichen Qualitäten besitzen, oder nicht. Die Hauptsache ist, daß er bezahlt. Unbegreiflicher Weise lassen die Eltern diese Successionen vor sich gehen, sie dulden es, daß ihre Kinder an einen andern verhandelt werden, ohne sich um den nähern Zustand der Schule im Geringsten zu bekümmern. Ihr Gewissen ist damit beruhigt, eine namhafte Summe für die Erziehung der Kinder, für Unterrichtshonorar in ihrem jährlichen Ausgabebüdjet figuriren zu sehen. — Reden wir nun noch ein Wort über die Volksschulen, écoles primaires. Für die Armen sind diese unentgeldlich; etwas bemittelte Leute zahlen ein mäßiges Schulgeld. Obgleich es nicht zu verkennen ist, daß die Regierung seit 1830 für den wichtigen Zweig der Volksbildung Vieles gethan hat, obgleich man ihr für die Vervielfältigung und Verbesserung dieser Anstalten gebührenden Dank wissen muß, so bleibt doch immer noch gar Manches zu thun übrig, bis ihre Volksschulen mit unsern deutschen, und namentlich den großherzoglich-hessischen, die wir etwas genauer kennen, einen Vergleich aushalten.

(Fortsetzung folgt.)

Der junge Abbé.

In einem französischen Dorfe, Gotein, lebte vor etwa zwanzig Jahren eine rechtschaffene Bauernfamilie, Vater, Mutter und vier Kinder. Das älteste dieser Kinder war der Liebling und schon in seiner frühen Jugend wegen seiner guten Anlagen und Frühreife ein Gegenstand der Bewunderung. Der Knabe suchte jede Gelegenheit auf, sich auszubilden und die Aeltern entschlossen sich endlich, ihn der Kirche zu widmen. Man brachte ihn in ein kleines Seminar, wo er außerordentlich schnelle Fortschritte machte. Seine Anwesenheit in der Heimath während der Ferien war ein Fest für den ganzen Ort, und seine ehemaligen Spielgenossen hätten gern das frühere Verhältniß mit ihm angeknüpft; aber er war melancholisch und schweigsam, entzog sich jeder Aeußerung der Liebe und Anhänglichkeit, lag Stunden lang im Gebet auf den Knien in der Kirche des Dorfes, schien nur Vergnügen zu finden, wenn er die höchsten Berge ersteigen konnte und vergaß oft alles um sich her bei der Betrachtung der herrlichen Landschaft, oder des Fluges des Raubvogels hoch in den Lüften. Später, als er in das große Seminar überging und das geistliche Gewand anlegte, zeigte der Jüngling von Gotein denselben Eifer für die Studien, dieselbe Abneigung gegen alle Spiele und eine, wo möglich, noch glühendere Frömmigkeit. Indeß bemerkte man mit Verwunderung, daß der junge Abbé bei theologischen Erörterungen sich öfters über alles Maß erhitzte. Er verband mit großer Sprachgewandtheit eine hinreißende Salbung. Seine Aeltern hatten, um ihn erhalten zu können, sich in Schulden gestürzt und wurden demzufolge von ihrem Gütchen vertrieben. Der Vater mußte sich mit Tagelöhnerarbeit beschäftigen; die andern Kinder desselben gingen in Dienst in fremde Häuser und der älteste Sohn war die einzige Hoffnung der Familie; aber diese Hoffnung wurde bitter getäuscht. Man erfuhr mit einemmale, der junge Mann fühle keinen Beruf mehr für den geistlichen Stand und habe das Seminar verlassen; er gab Unterricht und lernte namentlich eine junge Wittwe kennen, mit welcher er in vertrauten Verhältnissen gestanden haben soll; doch wir zögern nicht länger: der junge Mann, der sich durch seinen Eifer, seine Frömmigkeit auszeichnete, ist — Escisabid, der Mann, welcher den dreifachen Mord beging, der vor kurzem so allgemein besprochen wurde, den Mord an der erwähnten Wittwe und deren beiden Kindern. Er befindet sich in den Händen der Gerechtigkeit und sein Prozeß, auf den die Welt mit Spannung wartet, wird, wie es scheint, grauenhafte Dinge an den Tag bringen. — Wir kommen dann auf diesen merkwürdigen Mörder zurück. (Allg. Modenztg.)

Emil Devrient's Gastspiel in Frankfurt a. M.

Nachträglich haben wir noch über die zweite Gastspielrolle des Hrn. Emil Devrient (Montag, 5. Juli) zu berichten. In dem Lustspiele »der Majoratserbe« trat er in der Parthie des Grafen Paul auf. Unterstützt von den glücklichsten Naturmitteln, weiß er dieselben durch Gemüth und Phantasie, wie durch die Resultate seines künstlerischen Strebens zur vollen Geltung zu bringen. Der Charakter des Grafen Paul ist ganz für ihn geschrieben und dem des Landwirthen in vielen Beziehungen ähnlich. Wir sehen hier die Entwickelung eines reichen und schönen Herzens bei einem verzogenen, dadurch sonderbaren und oft linkischen Menschen. Devrient weiß die Momente, die in dieser Rolle enthalten, mit höchster Kunst auseinander zu halten und jede Nüance des Charakters scharf hervorzuheben. Er trifft den Ton der unbefangenen Natürlichkeit stets gut und seine Uebergänge in tiefe und heftige Momente sind vortrefflich, wie die Schilderungen dieser selbst, in denen er, wie bekannt, Meister ist. Seine Leistung ward vom Publikum warm und herzlich anerkannt. Das Lustspiel: »der Majoratserbe« ist eines der besten der Verfasserin und gefiel sehr. Darauf trat Devrient in der Posse »die Leibrente« in der Rolle als Schauspieler auf und zeigte sich hier als einen ausgezeichneten Genremaler. Das werthlose Stück empfing durch ihn Bedeutung. Wie sein Spiel, so war auch seine Maske ausgezeichnet schön. Er ward nach jedem Akt gerufen.

Am 11. d. M. sahen wir den Gast als Rudolph im Landwirth. Es dürfte wohl eine der schwierigsten Aufgaben für den Bühnendarsteller seyn, Charaktere, so ganz aus dem Leben gegriffen, darzustellen. Hier, wo man sich nicht umhüllen kann mit dem bunten Mantel der Poesie, wo man sich nicht verstecken kann hinter gewaltigen Phrasen, noch einherschreiten auf den Stelzen der Tragödie, hier gilt es Natur und Wahrheit und hier hat jeder Zuschauer den Maßstab der Beurtheilung zu Handen. Was E. Devrient in dieser Schule der Natur und Wahrheit zur Darstellung bringt und wie er in den Stücken der Verfasserin des Oheim überall glänzenden Succes erlangt, ist bekannt und bewährte sich auch heute.

Am 13. d. M. wird zum Vortheil des Gastes die Verschwörung des Fiesco gegeben, eine Vorstellung, welche um so anziehender seyn wird, als wir solche seit geraumer Zeit nicht gesehen haben. W.

Korrespondenz.

Bonn, 8. Juli.

Die ernstere Wissenschaft soll, wie es zuweilen heißt, die heiteren Künste nur als Stiefschwester betrachten, welchen man höchstens die minder gewichtigen Lebensmomente überlasse. Aber es ist dies längst nicht mehr wahr, und in der gerechteren Universalität unserer Bildung müssen Musik, Malerei, Poesie auch von den Fakultätsdoktrinen als hoffähig und ebenbürtig anerkannt werden. So hat Thibaut in Heidelberg (noch trauern wir um seinen Verlust!), der in Allem eine schöne Vermittelung zwischen Leben und Wissenschaft erstrebte, den alten Magisterbegriff von einer Mesalliance der Wissenschaft und Kunst dadurch faktisch vernichtet, daß er, der Heerführer einer großartigen wissenschaftlichen Zeitrichtung, auch der ausgezeichnetste Kenner und Beförderer der ächten Musik war, und namentlich die alten italienischen Meister einem allgemeineren Verständniß näher brachte. Ja, die Anerkennung, einst so lange vorenthalten, ging nun so raschen Schrittes, daß wir in den meisten Universitätskatalogen Professoren der Musik, wenn auch zuweilen nur als Paradepferd, aufgeführt finden. Dennoch ist in vielen Universitätsstädten, wenn sie nicht durch ihre Bevölkerungszahl oder einen fürstlichen Hof eine anderweitige Bedeutung haben, eine Reihe größerer musikalischer Leistungen eine Seltenheit, und wir müssen, um einen ächten Genuß zu haben, eine äußere Veranlassung erwarten, wie die zufällige Anwesenheit fremder Künstler. Das Konzert der Miß Klara Novello, welches gestern Abend im Saale der hiesigen Lesegesellschaft stattfand, vereinigte ein auserlesenes Publikum, dem die glänzende Mitwirkung dieser Künstlerin beim vorjährigen Musikfeste zu Düsseldorf noch in lebhaftem Andenken war. Mit besonderer Virtuosität sang sie das berühmte Rossini'sche: Di tanti palpiti. Man war sehr gespannt auf die englischen Volkslieder, die in dem Anschlagzettel unter dem vielversprechenden Beisatz mehrere prangten; leider aber hörten wir nur zwei Strophen eines englischen Liedes und zwei andere Strophen, die, wie man uns versicherte, deutsch waren, nach der Melodie: God save the king, und welche einen Zusatz zu dem Liede: Heil unsrem König, Heil! vorstellen sollten. Klara Novello wird von hier nach Ems gehen, wo ihr die gebührende reiche Anerkennung gewiß nicht mangeln wird. — Nicht übergehen dürfen wir das ausgezeichnete Quartett der Herren Hartmann, Derckum, Weber und Breuer, die aus Köln herübergekommen waren und die Künstlerin mit glänzendstem Erfolg unterstützten.

Mannichfaltigkeiten.

(Heirathszwang.) Man erzählt folgende Anecdote von dem berüchtigten, grausamen Grafen d'Espanna, der eine blutige Rolle in dem jetzigen spanischen Bürgerkriege spielte und vor Kurzem ermordet wurde. Der Besitzer von Casa Bilata von Martes war sehr reich und ein alter Hagestolz. Der Graf ließ ihn zu sich kommen und sagte ihm, um der Gesellschaft nützlich zu seyn, müsse er heirathen und irgend ein braves Mädchen glücklich machen. Der Hagestolz weigerte sich dessen und um ihn dafür zu strafen, ließ ihm der Graf eine ganze Compagnie im Hause, die er unterhalten mußte. Nach einiger Zeit wurde die Aufforderung zur Heirath wiederholt und als der Hagestolz sich auch diesmal weigerte, wurde ihm eine zweite Compagnie in das Haus gelegt. So mehrte sich die Zahl der Soldaten fortwährend und der Hagestolz sah kein anderes Mittel, seiner völligen Verarmung zu entgehen, als eine Frau zu nehmen. Der Graf wohnte der Hochzeit selbst bei und der Besitzer von Casa Bilata soll mit der ihm aufgezwungenen Frau recht wohl zufrieden seyn.

Die Ureinwohner von Neu-Holland beschäftigen sich mit dem Firmamente mehr, als die civilisirten Menschen wohl glauben. Sie kennen die Fixsterne bei Namen und halten dieselben für andere bewohnte Welten.

Vor Kurzem hatte der Cassationsgerichtshof in Paris über die wichtige Frage zu berathen und zu entscheiden, ob der Schnitt eines Paares Pantalons eine Erfindung sey, welche ein Patent verdiene. Der Gerichtshof verneinte dies.

Der Kaiser von China hat seinen Admiral Kwan zur Belohnung für die Dienste desselben in dem Kampfe mit zwei englischen Schiffen, in den dritten Himmel erhoben.

Nach den Gesetzen der Alemannen mußten die Männer, wenn sie schwuren, die Hand gen Himmel heben, die Frauen aber bei derselben Gelegenheit die Hand auf ihren Busen legen. Dies hieß der Buseneid.

Die hölzernen und vergoldeten großen Buchstaben, die man seit einiger Zeit zur Firmenbildung über Gewölben gebraucht hat, kommen schon wieder aus der Mode; man macht diese Buchstaben jetzt von Porzellan von jeder Farbe; vorzüglich schön sind die vergoldeten. Sie haben den Vortheil, daß sie sich sehr gut mit einem Schwamme reinigen lassen.

In einer neulichen Versammlung der Academie der Wissenschaften in Paris las ein Hr. Boucherie eine Abhandlung vor: »über die Erhaltung des Bauholzes durch eine eigenthümliche Methode.« Diese Methode besteht darin, den Baum unmittelbar nach dem Falle, oder auch wenn er noch steht, eisenhaltige Holzsäure einsaugen zu lassen. Ein so behandelter Baum fault nie, wird viel härter und behält dabei seine ganze Elasticität; das Holz springt nie und widersteht dem Feuer weit mehr.

Das englische Publikum zahlt jährlich für verschiedene religiöse und Missions-Anstalten eine Summe von wenigstens vier Millionen Thalern.

Bei dem Diner des Herzogs von Wellington zum Andenken an die Schlacht von Waterloo, das der greise Feldherr auch in diesem Jahre gab, sah man um die Tafel einen Wagen von großem Werthe herumfahren, den der König Georg IV. dem Herzoge zum Geschenke gemacht hatte. Dieser Wagen, dessen Kasten und Räder von massivem Golde sind, der mit guten Perlen incrustirt ist, enthält zwei kreisrunde Bänke, auf denen mehrere Reihen Flaschen stehen, ist also eine Art beweglichen Kellers. Auf diesen Bänken sind die verschiedenen Medaillen eingelegt, welche Wellington von den fremden Souverainen erhielt. Dieser Wagen wurde fortwährend um die Tafel herum gefahren und jeder Gast bat sich aus demselben den ihm beliebigen Wein aus.

Die Eisenbahn von London nach Blackwall an der Themse ist vor einigen Tagen eröffnet worden; die Strecke wurde in etwa zehn bis zwölf Minuten zurückgelegt. Diese Bahn zeichnet sich dadurch vor andern aus, daß der Wagenzug nicht durch Dampf, sondern mit Hülfe gewaltiger stehenden Maschinen, deren jede 120 Pferdekraft hat, durch ein ungeheures Seil oder Tau fortgezogen wird.

(Rudolstadt.) Der Besuch unseres Vogelschießens hat seit einigen Jahren sehr abgenommen, vielleicht, weil diese Art von Vergnügungen dem Geschmack der Zeit nicht mehr recht zusagen will. Dagegen steigt die Zahl der Fremden, die unser angenehmes Saalthal und die nahe liegenden Punkte, das Schwarzathal mit Schwarzburg u. a., besuchen.

Theater-Anzeige.

Montag, 13. Juli. (Zum Vortheil des Hrn. Emil Devrient): Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, Trauerspiel in 5 Abth., von Schiller. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 196. Dienstag, den 14. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

Dem Dicken wässerte der Mund. „Laß mal Deine Spindelfinger im Wetscher spioniren, Trinchen."

„Kein Hohlpfennig mehr drinn."

„So borge."

„Geht nicht. Bäcker, Metzger und hier neben an Bastel Zipp, der Kneipenwirth, unser guter Nachbar, weisen mir's Kerbholz, und sagen, wir sollten erst das Alte bezahlen."

„So trag meinen Zwilchmantel zum Juden Aron. Die Kälte hat nachgelassen, ich will mich behelfen."

„Hast Du's vergessen, daß er schon vor drei Tagen gewandert ist?"

„So bring ihm Deine Sonntagshaube."

„Es ist schon lange her, daß ich keine Sonntagshaube mehr trage."

„Beim Barte des heiligen Vaters! ich will aber essen wie's einem Kriegsmann geziemt, vom Trinken gar nicht zu reden."

„Ich wüßte wohl einen Rath."

„Nun?"

„Da hängt der Küraß an der Wand, und der alte Drathwamms, auch stehen dort in der Ecke Hellebarde, Kolben und Streitart; der Staub setzt sich fingerdick darauf. Wie wär's, wenn Du ein Stück, oder zwei, oder alle mit einander dem Waffenschmied in Verwahrung gäbest?"

„Das geht nicht, Trinchen, eher würde ich meine Scheere und mein Nadelkissen sammt den verrosteten Nadeln, und das Bücheleisen dazu verstehen, wenn mir Jemand was Erkleckliches darauf borgen wollte, als mein Rüstzeug — nein, das geht nicht."

„Aber warum denn nicht, Hanemännchen? Die Stadt hat ja keine Fehde, und wir leben gegenwärtig im tiefsten Frieden."

„Du bist ein dummes Thier, und verstehst von dergleichen Sachen nichts. Hättest Du nur ein bischen Vaterlandsliebe in Dinem verbutzelten Herzen, Du würdest mir solche tuckmäuserische Zumuthungen nicht machen. Dies Drathwamms — weiß Du's noch nicht, daß ich diese Eisenringlein auf dem Leibe trug, und jene Streitart in den Fäusten schwang, als wir Reichsbürger den guten Kaiser Ludewig, den Baiern, gegen seine Widersacher schirmten; daß mich dieser Küraß deckte, und ich jene Partisann führte, als wir Reichsstädter mit Herrn Günther von Schwarzburg gen Elberfeld zogen, und dort seinen Gegner, Karl IV., den Vater unsers jetzigen Herrn und Kaisers Wenzeslaus, aufs Haupt schlugen? In diesem Brustharnisch schlief ich auch, und der Streitkolben dort lag mir dicht zur Seite, als wir bei Vilmar, nachdem wir Frankfurtur ein Bollwerk erstürmt, tüchtig gezecht und uns betrunken hatten, von dem Feinde überrumpelt, und an die vierzig Bürger niedergemacht wurden. Damals hätte der Klappermann mich schier beim Wanst gefaßt; aber ich wachte noch zu rechter Zeit auf, faßte meine Wehre, schlug um mich, als ob der Teufel in mir wäre, erreichte glücklich eine Bresche und ließ mich ohne Umstände hinabplumsen. Ich stieß mir zwar mein Sitztheil etwas derb auf, aber der Hals war gerettet. Wie manche Beute habe ich mit diesen Waffen dem Feinde abgenommen und Dir heimgebracht. Nicht wahr, da konnte Frau Trine Jäckel ihr breites Maul zum Lachen verziehen? da war's ihr recht, daß ich die Nähnadel wegwarf und für Kaiser und Reich Wurst auf meinem Schädel hacken ließ? Und jetzt, weil unsere Stadt mit aller Welt Friede zu halten sucht, und selbst der Falkensteiner zu Kreuz gekrochen und ihr guter Freund geworden ist, — weshalb der Teufel ihn holen mag; — und weil nun alle Söldner, Reisige und laufende Gesellen vermindert worden sind, und es einem ehrlichen Bürgersmann, der lieber in der Sturmhaube und im Drahtwamms handthiert, als im Schurzfell und in der Filzkappe, — und weil es nun einem solchen Manne in dieser friedliebenden Zeit ein bischen knapp geht, jetzt möchtest Du gleich greinen wie ein altes Spittelweib, und mir zumuthen, mein Rüstzeug und meine Wehre zu verschachern. Nein, ehe ich das thue — her mit der Habersuppe."

Hanemann warf seine Flickschneiderei bei Seite und schob eine Bank an den Tisch; Frau Trine holte ein weißgescheuertes Brett herbei, worauf sie den rußigen Topf stellte, legte zwei hölzerne Löffel daneben, nahm ein altes abgebrochenes Messer und schnitt das Kleienbrod in zwei Hälften, woron sie die größere gutmüthig ihrem mißvergnügten Eheherrn reichte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mann, der sich in seinem Leben nie
Mit Ehrgeiz, Neid, Verläumdung, Hass und Wuth
Befleckt hat, der sich nie mit Schuld beladen,
Der nie sich selbst verachten musste, der
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auf sein Leben zurückblickt, der kann
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auch dem Tode entgegen sehen.

Ein Mann, der sich in seinem Leben nie
Mit Ehrgeiz, Neid, Verläumdung, Hass und Wuth
Befleckt hat, der sich nie mit Schuld beladen,
Der nie sich selbst verachten musste, der
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auf sein Leben zurückblickt, der kann
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auch dem Tode entgegen sehen.

Ein Mann, der sich in seinem Leben nie
Mit Ehrgeiz, Neid, Verläumdung, Hass und Wuth
Befleckt hat, der sich nie mit Schuld beladen,
Der nie sich selbst verachten musste, der
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auf sein Leben zurückblickt, der kann
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auch dem Tode entgegen sehen.

Ein Mann, der sich in seinem Leben nie
Mit Ehrgeiz, Neid, Verläumdung, Hass und Wuth
Befleckt hat, der sich nie mit Schuld beladen,
Der nie sich selbst verachten musste, der
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auf sein Leben zurückblickt, der kann
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auch dem Tode entgegen sehen.

Ein Mann, der sich in seinem Leben nie
Mit Ehrgeiz, Neid, Verläumdung, Hass und Wuth
Befleckt hat, der sich nie mit Schuld beladen,
Der nie sich selbst verachten musste, der
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auf sein Leben zurückblickt, der kann
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auch dem Tode entgegen sehen.

Ein Mann, der sich in seinem Leben nie
Mit Ehrgeiz, Neid, Verläumdung, Hass und Wuth
Befleckt hat, der sich nie mit Schuld beladen,
Der nie sich selbst verachten musste, der
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auf sein Leben zurückblickt, der kann
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auch dem Tode entgegen sehen.

Ein Mann, der sich in seinem Leben nie
Mit Ehrgeiz, Neid, Verläumdung, Hass und Wuth
Befleckt hat, der sich nie mit Schuld beladen,
Der nie sich selbst verachten musste, der
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auf sein Leben zurückblickt, der kann
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auch dem Tode entgegen sehen.

Ein Mann, der sich in seinem Leben nie
Mit Ehrgeiz, Neid, Verläumdung, Hass und Wuth
Befleckt hat, der sich nie mit Schuld beladen,
Der nie sich selbst verachten musste, der
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auf sein Leben zurückblickt, der kann
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auch dem Tode entgegen sehen.

Ein Mann, der sich in seinem Leben nie
Mit Ehrgeiz, Neid, Verläumdung, Hass und Wuth
Befleckt hat, der sich nie mit Schuld beladen,
Der nie sich selbst verachten musste, der
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auf sein Leben zurückblickt, der kann
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auch dem Tode entgegen sehen.

Ein Mann, der sich in seinem Leben nie
Mit Ehrgeiz, Neid, Verläumdung, Hass und Wuth
Befleckt hat, der sich nie mit Schuld beladen,
Der nie sich selbst verachten musste, der
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auf sein Leben zurückblickt, der kann
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auch dem Tode entgegen sehen.

Ein Mann, der sich in seinem Leben nie
Mit Ehrgeiz, Neid, Verläumdung, Hass und Wuth
Befleckt hat, der sich nie mit Schuld beladen,
Der nie sich selbst verachten musste, der
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auf sein Leben zurückblickt, der kann
Mit Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit
Auch dem Tode entgegen sehen.

frühzeitig in den preußischen Kriegsdienst, in welchem er sich bald durch persönlichen Muth auszeichnete. In der nächsten Umgebung des Prinzen Heinrich machte er den siebenjährigen Krieg mit, nach dessen Beendigung er in seine Heimath zurückkehrte, wo er als Adjutant in den Dienst des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen trat. Im Jahre 1767 übertrug ihm der Markgraf von Baden den Oberbefehl über seine Truppen, indem Steuben zum General ernannt wurde, als welcher er auch bald darauf den Orden der Treue erhielt. In Paris, wohin er eine Urlaubsreise unternahm, lernte er bei dem damaligen Kriegs-Minister, Grafen von St. Germain, mehrere junge Männer des französischen hohen Adels kennen, die sich, eben so wie Lafayette, mit großer Lebhaftigkeit für den damals in Amerika ausgebrochenen Freiheitskrieg interessirten und zum Theil auch bereits zur Unterstützung desselben dahin abgegangen waren. Die Gewinnung eines in der Schule Friedrichs erzogenen Soldaten, wie Steuben, schien Allen ein vielversprechender Vortheil für die amerikanische Sache, und so suchten sie denselben zunächst mit den beiden nord-amerikanischen Gesandten Deane und Franklin bekannt zu machen. Das Resultat war, daß Steuben wirklich seine Stellung in Baden aufgab und im Herbste des Jahres 1777 nach Amerika sich einschiffte, wo er am 12. Dezember ankam. Die Briefe an Washington, die er mitbrachte, verschafften ihm bei diesem, so wie bei dem Kongresse, eine sehr ehrenvolle Aufnahme, und so ward ihm auch gleich die Stelle eines General-Inspecteurs der Armee übertragen. Letztere fand er in dem rohesten, undisziplinirtesten Zustande, den es nur irgend geben kann. Seiner Thätigkeit bot sich daher ein weites Feld dar; diese hatte aber nicht mit nicht geringen Hindernissen zu kämpfen, zu welchen unter Anderem auch der Umstand gehörte, daß Baron Steuben bei seiner Ankunft außer seiner Muttersprache zwar auch noch das Französische, aber dagegen kaum ein Wort Englisch verstand. Ein einziger Offizier war damals in der amerikanischen Armee, Capitän Walker, der zugleich Französisch und Englisch sprach, und dieser mußte nun in der Eigenschaft eines Adjutanten als Dolmetsch dienen. Steuben behielt in Amerika die streng militärische Lebensweise bei, an welche er gewöhnt war. Er trug eine der Preußischen ähnliche Uniform, auf die er nicht wenig, und zwar bis an sein Lebensende, stolz war, stand des Morgens früh um 3 Uhr auf, ließ sich Haar und Zopf in gewohnter Weise frisiren, und im Sommer fand ihn meistens schon der Sonnen-Aufgang in voller Thätigkeit auf dem Exercierplatz. Durch Ordnung und Strenge gelang es ihm auch, das amerikanische Heer bald auf einen besseren Fuß zu bringen und so demselben, wie sich Washington und der Kongreß anerkennend ausdrückten, unschätzbare Dienste zu leisten. Aber nicht blos als Exerciermeister, sondern auch als Führer der Truppen auf dem Schlachtfelde war Steuben ausgezeichnet; die Lorbeern des Feldzuges von Virginien gehörten ihm allein an. Gab er auch manchmal durch seine etwas schroffe Außenseite und durch seine strengen militärischen Manieren Anstoß bei den amerikanischen Freiheitsmännern, so erwarb er sich doch durch seinen biedern Charakter die allgemeinste Achtung, und sein Biograph weiß in dieser Beziehung manche Anekdote zu erzählen. So hatte er einmal bei einem Manöver befohlen, daß ein Lieutenant Gibbons, der anscheinend einen Fehler gemacht, arretirt und hinter die Fronte gebracht werde. Bald darauf erfuhr er jedoch durch den Regiments-Commandeur, daß der Lieutenant, ein tapferer und tadelloser Offizier, die Schuld an dem Versehen, das gemacht worden war, gar nicht trage. Sogleich ließ ihn Steuben vor die Front des Regimentes treten, ritt an ihn heran, und indem er seinen Hut abnahm, redete er ihn folgendermaßen an: „Lieutenant Gibbons, der vorgefallene Fehler, durch welche die ganze Linie in Unordnung kam, hätte dem Feinde gegenüber von den unglücklichsten Folgen seyn können. Ich ließ Sie, als den vermeintlichen Urheber, arretiren, doch habe ich Ursache zu glauben, daß ich mich geirrt habe, und daß Sie völlig schuldlos sind. Ich bitte Sie um Verzeihung. Treten Sie jetzt wieder bei Ihrer Compagnie ein. Ich möchte Niemanden Unrecht thun, am allerwenigsten aber einem Manne, dessen Charakter als Soldat so achtungswerth ist." — Ein anderesmal hörte er, wie bei dem Namensaufruf eines Regiments der Name Benedikt Arnold vorkam. So hatte auch der amerikanische General geheißen, der zu den Engländern übergegangen war. Steuben ließ den Soldaten, der diese beiden Namen trug, sogleich vortreten. „Grenadier", sagte er zu ihm, „du mußt deinen Namen ändern; du darfst nicht gerade so heißen, wie Jener, der uns verrathen hat." — „Welche Namen soll ich annehmen, General?" fragte der Soldat. — „Welche du willst; nimm die meinigen, wenn sie dir gefallen." — Das ließ sich der Grenadier nicht zweimal sagen; vielmehr nannte er sich noch an demselben Tage Friedrich Wilhelm Steuben, und so wurde er auch in die Regimentsliste eingetragen. Als Pathengeschenk setzte ihm der General eine Pension von fünf Dollars monatlich aus, wozu nach einiger Zeit auch noch ein ansehnliches Stück Landes kam. Nach Beendigung des Krieges traf der General den ehemaligen Soldaten, der ihm auf seine Erkundigung sagte, daß es ihm sehr wohl gehe, und daß er jetzt verheirathet sey und einen Sohn habe. „Der heißt gerade so, wie Sie, Herr Baron", fügte der Mann hinzu. — „Ei, dann heißt er auch gerade so, wie Ihr", meinte der General. — „Nein, ich habe ihm noch genauer die Benennung meines Wohlthäters gegeben: er heißt Baron Steuben." — Der Landstrich, in welchem die Besitzung dieses Kolonisten lag, heißt übrigens auch jetzt noch „Steuben" und ist heutzutage ein sehr blühender Ort. — Bei Gelegenheit dieser Lebensbeschreibung Steuben's macht uns sein Biograph auch mit einem seiner Freunde, nämlich mit dem Grafen Benjowsky, bekannt, demselben, der auf Kamtschatka und in Kotzebue's Schauspiel dieses Namens eine so romantische Rolle spielte. Benjowsky besuchte — ob mit oder ohne seine Afanasia, wird nicht gesagt — im Jahre 1782 seinen Jugendfreund Steuben und erbot sich, eine deutsche Legion von 6000 Mann zur Verfügung des Kongresses zu stellen. Das Anerbieten ward jedoch zurückgewiesen, da der Krieg zu Ende war, und Benjowsky schloß sich jetzt einer Privat-Expedition nach der Insel Madagaskar an, wo er bei einem Zusammentreffen mit den französischen Kolonisten seinen Tod fand. Dem General von Steuben wurden im Frieden große Ländereien von den Staaten New-Jersey, Virginien und New-York geschenkt, wozu auch noch eine Pension von 2500 Dollars von Seiten des Kongresses kam. Bei seinem im J. 1794 erfolgten Ableben hinterließ er jedoch nur ein kleines Vermögen, das er seinen beiden Adjutanten vermachte, und als einige Verwandte in Deutschland über den Nachlaß eine Anfrage bei Washington machen ließen, antwortete dieser: „Wäre das Vermögen des Baron Steuben so groß gewesen, als sein Herz vortrefflich war, so würde er gewiß keinen seiner Freunde in seinem Testamente unberücksichtigt gelassen

haben." — In der lutherischen Kirche von New-York ist dem General von Steuben ein Denkmal mit einer ehrenden Inschrift gesetzt.

Korrespondenz.

Karlsruhe, im Juli.

Wieder trat unlängst einer der noch wenigen übrigen Künstler aus der guten alten Iffländischen Schule nicht nur von der Bühne, sondern leider für immer von dem großen Welttheater ab. Franz Mayerhofer, den 8. October 1784 in einer achtbaren, wohlhabenden, bürgerlichen Familie zu Straubing an der Donau geboren, trat in das dortige Seminarium, um sich den Studien und der Musik, wozu er besondere Neigung hatte, zu widmen. Nachdem er daselbst seine Vorstudien vollendet und in der Musik sehr bedeutende Fortschritte gemacht hatte, bezog er die Universität zu Landshut. Mit neunzehn Jahren trat er in das Benediktinerstift zu Altcich, wo er seiner Kenntnisse wegen als Musiklehrer angestellt wurde und viele Vorzüge vor den übrigen Novizen genoß. Da nach ein paar Jahren das Kloster aufgehoben wurde, so ging er auf die Universität zu München, wo er die Bekanntschaft des Präsidenten Baron v. Frauenberg machte, der ihm eine Stelle als Musikdirektor beim Theater zu Linz verschaffte. Allein nicht lange bekleidete er diese Stelle; er betrat als Sarastro die Bühne und erndtete den lautesten Beifall. Nach diesem glänzenden Erfolge widmete er sich mit unermüdeten Eifer der Oper und dem Schauspiele und es war schwer zu bestimmen, in welchem Fache er Vorzüglicheres leistete. Dort lernte er Dem. Dion kennen, eine ausgezeichnete Sängerin, die er heirathete und mit welcher er einem Rufe nach Bamberg folgte, wo er unter der Direktion des Grafen von Soden, sowohl im Schauspiel als in der Oper, alle ersten Rollen spielte. Hr. Vogel, damaliger Direktor zu Freiburg, dem die Direktion des neuerbauten Karlsruher Theaters zugesagt war, suchte das Künstlerpaar für seine Bühne zu gewinnen. Sie folgten seiner Einladung und Hr. Mayerhofer sang in der Oper: »das Waisenhaus«, womit das Theater in Karlsruhe eröffnet wurde, die erste Parthie. Nicht lange blieb es Privateigenthum; es wurde Hoftheater und Mayerhofer mittelst Decret lebenslänglich angestellt. Die Karlsruher Hofbühne wurde stets von den bedeutendsten Gästen besucht. Alle, und unter diesen vorzüglich Beck, Iffland, Eblair und Andere, redeten ihm zu, sein schönes Talent doch auch im Auslande glänzen zu lassen; allein theils war das Reisen damals noch nicht so Mode wie jetzt, theils wollte ihn der Hof nie vermissen, theils hing er zu sehr an seiner Familie; kurz, er wirkte 32 Jahre mit rastloser Thätigkeit, in letzterer Zeit ausschließlich im Schauspiele, ohne während dieser langen Periode Karlsruhe je zu verlassen. Unter seinen bedeutendsten Rollen nennen wir nur den Hugo in der Schuld, Belisar, Lear, Philipp in Don Carlos, den Löwen von Kurdistan, den Zimmermeister Klarenbach in den Advokaten, Irrlo, Müller in Kabale und Liebe, den Hofmeister in tausend Aengsten, Nathan, Regulus u. s. w., die er nicht nur stets mit dem ungetheiltesten Beifalle des Publikums gab, sondern mit denen er auch die Würdigung der Kenner erwarb. Mayerhofer war frei von Manier; die Hauptaufgabe, die er sich gestellt zu haben scheint, war die, der Natur nachzustreben und die darzustellenden Charaktere seinen Beobachtungen gemäß auf der Bühne wiederzugeben; seine Leistungen trugen das Gepräge der Iffländischen Schule. Wenn von den Leistungen eines Schülers auf die Methode eines Lehrers ein richtiger Schluß gezogen werden kann, so führen wir nur ein Beispiel an: Auguste Frühauf hatte keinen anderen Lehrer als Hrn. Mayerhofer, ihren Vater; ihm verdankt sie, was sie geworden ist. Seit ungefähr 4 Jahren kränkelte Mayerhoffer, bis ihn endlich der Tod seiner Familie, seinen zahlreichen Freunden und der Kunst entrissen hat.

Mannichfaltigkeiten.

(Mainz, 8. Juli.) Unserer Oper geht's vorzüglich in London, und man kann sagen, daß sie Wunder thut. Nicht nur weiß dieses Institut das Interesse immer rege zu erhalten, und durch neue Magnete immer schwerere Pfunde herbeizuziehen, sondern die deutsche Oper hat es auch dahin gebracht, daß man ihr Bestehen in London als etwas Nothwendiges und Wünschenswerthes betrachtet, für das man Opfer bringen müsse, um es für immer zu haben. Deshalb wird denn auch unsere Oper in den vier folgenden Jahren eben so regelmäßig nach London gehen, wie die Italienische. In der That zeigt die Anstalt eine Regsamkeit, welche den Unternehmern der italienischen Oper wahrhaft auffällt, den Engländern aber den besten Begriff von dem Ernste und der Ausdauer dieses Instituts gibt, so daß sie mit einer ganz besondern Achtung davon reden und erstaunen, wie man vier Male die Woche spielen und dabei immer Neues auf die Bühne bringen kann, ohne daß die Vorstellungen an Rundung und Gediegenheit einbüßen. Die bisherigen Koryphäen der Oper, Mad. Fischer-Schwarzbock, Hr. Schmeyer und Hr. Pöth, haben jetzt anderen Platz gemacht, die wohl geeignet sind, einen noch größern Enthusiasmus zu erregen. Staudigl, Wild und Mad. Stöckl-Heinsetter, die jetzt unsere Oper zieren, gefallen den Engländern ganz ausnehmend, und flößen denselben eine wahre Pietät für den deutschen Operngesang ein. Je großartiger die Musik einer Oper ist, um so mehr sagt sie dem dortigen Publikum zu und Spohr's »Jessonda« erregt im Augenblicke Furore, während Weber's »Freischütz« nach zehnmaliger Wiederholung immer noch volle Häuser bringt. Zu Ende dieses Monats werden die Vorstellungen geschlossen und wird nach der Heimath gesegelt; denn Hr. Schumann scheint nicht geneigt, den Einladungen Folge zu leisten, die aus andern bedeutenden Städten Großbritanniens an ihn zu einigen Vorstellungen gelangt sind. Von den vielen deutschen Theater-Unternehmern in London ist Schumann der erste, dem es vollkommen geglückt ist; es liegt die Ursache davon weniger in der Unfehlbarkeit seiner Mittel, als in der Art und Weise, wie er die Sache mit Einsicht und Energie gefaßt hat, vielleicht auch zum Theil in dem Umstande, daß der Gemahl der Königin Großbritanniens ein deutscher Prinz ist und vom Hofe aus die Unternehmung unbezweifelt unterstützt wird. Die Königin, die ihre Loge hat, erscheint nie, ohne daß sie noch besonders 60 Pfd. Sterling zahlt.

Im Reg.-Bez. Marienwerder sind allein im Laufe des Monats Mai vier Mädchen, als des Verbrechens des Kindermordes verdächtig, zur Untersuchung gezogen worden.

(Berichtigung.) Mit Erstaunen lese ich in Nro. 169 der Leipziger Zeitung (s. Didaskalia Nro. 191) einen Abdruck des von mir dem Hrn. Friedrich Mench aus Hamburg auf seinen Wunsch ausgestellten Zeugnisses, in welchem mehrere Worte und Sätze, die ich durchaus nicht geschrieben habe, unter Anderm auch: »Da die bisherige Methode zu setzen, welche 400 Jahre alt, noch keine wesentliche Veränderung erlitten, eingeschaltet sind. Gegen ein solches Verfahren protestire ich mit dieser Erklärung. Leipzig, am 5. Juli 1840. Friedrich Brockhaus.

Die Chinesen haben Trauer bekommen, ihre Kaiserin ist gestorben und die Mandarinen müssen deshalb ihre Bärte 100 Tage nachsin lassen. Ein Schrecken mehr für die Engländer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 14. Juli. Belisar, große Oper in 3 Akten, der dritte in 2 Abtheil.; 1r Akt: der Triumph; 2r Akt: das Exil; 3r Akt: der Tod, von Salvator Cammarano, Musik von Donizetti. (Gastrollen) Belisar: Hr. Pischek. Antonina: Dem. Evers, vom Theater zu Wiesbaden. Alamir: Hr. Chrudimsky.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 198. Donnerstag, den 16. Juli 1840.

Was man liebt.

Ganz jung noch, will das Herz auch seine Freuden finden,
Man liebt dann, Blumenkränze in dem Feld zu winden,
Und der Cyanen Pracht im blonden Aehrengold.
Man liebt den gelben Kelch der blauen Glockenblume,
Und auch der Lerche Lied zu ihres Schöpfers Ruhme,
Den Donner selbst, der über unserm Haupte rollt.
Dann liebt man auch der Nachtigall Gestöte,
Den Sonnenaufgang und die Abendröthe,
Die Knospe, die dem jungen Laub entsprießt;
Man liebt des Mondes sanfte Silberstrahlen,
Die Sterne, die sich in den Fluthen malen,
Den Bach im Thal, der über Kiesel fließt.

Dann kommt das Alter, wo in Lieb' die Herzen schlagen,
Mit seinen langen Küssen und den süßen Klagen,
Der köstlichste, doch ach! ein ephemerer Schatz!
Das Alter, wo mit Wollust wir das Glück genießen,
Wo bei den Liebesschwüren Freudenthränen fließen,
Es schwindet nur zu bald und macht dem Kummer Platz.
Doch liebt man noch der Nachtigall Gestöte,
Den Sonnenaufgang und die Abendröthe,
Die Knospe, die dem jungen Laub entsprießt;
Und auch des Mondes sanfte Silberstrahlen,
Die Sterne, die sich in den Fluthen malen,
Den Bach im Thal, der über Kiesel fließt.

Dann naht die Zeit des Unglücks und der bittern Leiden,
Wo sich aus einer Qual uns tausende bereiten,
Wo man in Thränen lebt, in Furcht und Hoffen schwankt;
Wo stürmische Gefühle uns die Seele pressen,
Wo man Betäubung sucht, um Schmerzen zu vergessen,
Und dennoch vor dem Tode und dem Grabe bangt.
Da liebt man doch der Nachtigall Gestöte,
Den Sonnenaufgang und die Morgenröthe,
Die Knospe, die dem jungen Laub entsprießt;
Und auch des Mondes sanfte Silberstrahlen,
Die Sterne, die sich in den Fluthen malen,
Den Bach im Thal, der über Kiesel fließt.

Dann kommt die Zeit, wo uns die weißen Haare sagen:
Jetzt ist der Winter da, jetzt wiß' es, zu ertragen,
Daß deine Lebensfreuden abgestorben sind.
Dann schwingt die Seele sich durch Liebe, Leid und Klagen
Zu den Erinn'rungen aus unsern Jugendtagen,
Der Mensch wird dann am Grab noch einmal wieder Kind,
Und liebt wie sonst, der Nachtigall Gestöte,
Den Sonnenaufgang und die Abendröthe,
Die Knospe, die dem jungen Laub entsprießt.
Er liebt des Mondes sanfte Silberstrahlen,
Die Sterne, die sich in den Fluthen malen,
Den Bach im Thal, der über Kiesel fließt.

Mainz, 27. Juni 1840. K. J — z.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

Olav und Ulrike hörten mit Zittern, daß sie bei dem dicken Manne bleiben sollten, der so wild sah, und bei dem häßlichen Weibe. Die kleine Ulrike blinzelte furchtsam an der riesigen Gestalt empor, Thränen schimmerten in ihren schönen blauen Aeuglein; aber sie wagte es nicht, ihren Schmerz laut werden zu lassen.

„Nehmt denn dies einstweilen zum Geschenk, Vetter, und haltet mir die Kindlein gut", sagte Meußfenger, indem er dem Schneider einen Beutel mit Weißpfennigen gefüllt vornehm auf den Tisch hinwarf und sich zum Weggehen wandte.

„Dürfen wir denn nicht mehr mit Bertha und Rudolph spielen?" fragte Olav traurig.

„Behüte, mein Junge, Herr Berthold will es nicht leiden; er würde euch nur mit Schlägen wegjagen," erwiederte Hainth mit widerlichem Lächeln. „Du mußt mit Deinem Schwesterlein bei diesen guten Leuten bleiben. Ich werde oft zu euch kommen und sehen, was ihr macht. Seid fein sittig und bescheiden und es soll euch wohl ergehen. Vetter Hanemann und Mutter Trine," wandte er sich wieder an den Schneider und seine Frau, mit einem Anflug von Mitleiden, „haltet mir die Kindlein gut und geht nicht in Eurer üblen Laune mit ihnen um, wie ein Bullenbeißer mit dem Kälblein der Kuh."

„Blitz und Donner! Vetter, thut Ihr doch als wäre ich ein Bär und mein Weib eine Wölfin," fuhr der Kriegsknecht barsch auf. „Ihr habt mir dieses Heidenmesser hier geschenkt, und noch einen Beutel mit Weispfennigen dazu, ein monatliches Kostgeld habt ihr mir auch versprochen; packt Euch also nur immerhin ruhig Eurer Wege, Herr Hainth, wir werden diese Kindlein nicht mit Schmiedezangen zwicken und mit Schusterpfriemen kitzeln. Wenn Gott sein Gedeihen dazu giebt, soll mir der Bube ein tüchtiger Lanzknecht werden, und das Mägdlein soll spinnen, waschen und segen lernen, daß Alt und Jung sich darob freuen sollen."

Meußfenger ging und überließ die Kinder der Obhut des Ehepaars. Olav sah den Schreiber in der Thüre verschwinden, die kleine Ulrike schmiegte sich ängstlich an ihren Bruder und Thränen schossen ihr in die Augen. Beim Scheiden ihres letzten Bekannten fühlten sie einen Augenblick lebhaft, wie einsam und verlassen sie in der Welt dastanden.

„Na, laßt's euch nicht leid seyn, liebe Kinder, daß ihr hier bleiben müßt," sagte Hanemann in seiner rauhen Gutmüthigkeit zu den schwedischen Waisen. „Ich bin nicht so böse, als ich so drein schaue, und meine Alte da ist es auch nicht, ob sie gleich ein Gesicht macht, wie 'ne Hexe nach einer Walpurgisnacht. He, Trine, da hast Du Geld, hole Wurst und ein Roggenbrod, die Kindlein werden hungrig seyn, und schaden wirds auch nichts, wenn wir auf die Habersuppe noch einen fetten Bissen setzen."

Ein stummes Kopfnicken war die beistimmende Ansicht der Alten; sie nahm das Geld und ging weg. —

Glücklich zu preißende Zeit der Kindheit, wo noch kein Schmerz und keine Sorge einen dauernden Boden für ihre lebensmarksaugenden Wurzeln findet; wo Freude und Leid wechselt mit dem Augenblick, der sie bringt; wo eine Puppe das Mädchen tröstet für den Verlust einer Mutter, und ein Steckenpferd den Knaben vergessen macht, daß er eine verlass'ne Waise ist. — Warum fliehen deine Jahre so schnell dahin? warum verschwinden sie wie ein angenehmer Traum, da doch ein Menschenleben mit seinen Mühen und Lasten, mit seinen zertrümmerten Hoffnungen und peinigenden Sorgen so langsam und im Ganzen so freudenlos vorüber zieht? —

Auch der Schmerz des kleinen Olav und seiner Schwester dauerte nur einige Minuten. Die gelbgefleckte Katze, welche sich zutraulich an das Mägdlein heran drängte, sie spinnend und schnurrend umkreisend und auf jede Weise dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchend, lockte bald wieder ein Lächeln auf die leichtgerötheten Wangen des Kindes; es bückte sich und streichelte liebkosend das zahme Thier — der Schmerz war vergessen. Olav musterte neugierig und lüstern die in der Ecke stehenden und an der Wand hängenden Waffen, mit denen er gar zu gern gespielt hätte.

Der Flickschneider, der inzwischen mit seinem alten, verrosteten Türkenmesser geliebäugelt, und den Inhalt des von Hainth hinterlassenen Seckels untersucht hatte, warf jetzt seine kleinen blitzenden Augen auf die vergess'nen Kinder, und gewahrte des Knaben Aufmerksamkeit für seine geliebte Wehre. Diese sich kundthuende Neigung gewann ihm augenblicklich die Liebe seines neuen Pflegevaters.

„Aha, mein kleiner Geselle," hob Hanemann vergnügt an, „Du hast schon Harnisch und Glanze im Kopf? das freut mich bas. Na, sey zufrieden, Jüngelchen, bist Du erst noch ein paar Jährlein gewachsen, so sollst Du mit all' diesen Dingern bekannt und vertraut werden, und ich will nicht der ehrliche Sohn meines Vaters seyn, wenn ich nicht den stattlichsten Reißigen aus Dir mache, der je durch den weichen Gassenkoth unsrer freien Reichsstadt getrabt ist. Sieh, mein Bürschlein," fuhr Jäckel fort, dessen Redseligkeit keine Grenze fand, so bald er auf sein beliebtes Thema kam, „sieh, ich wäre der glücklichste Kerl im ganzen heiligen römischen Reich gewesen, hätte so mein Vater zu mir geredet, wie ich jetzt zu Dir rede; aber da meinte mein Vater — Gott verleih' ihm eine fröhliche Urstätt — ich müsse durchaus der ehrbaren Schneiderzunft angehören, weil er ein Schneider war, weil mein Großvater ein Schneider war, und weil meine Ahnherren alle Schneider gewesen sind. Ich hätte auch nichts gegen den Willen meines Vaters und meiner Ahnherren gehabt, hätte sich nur nicht meine Mutter, während sie mit mir umging, an einem Lanzknecht versehen und mir dadurch eine unbeschreibliche Neigung zu den Waffen und zum Kriegshandwerk beigebracht. Denn sieh, mein Junge, schon von Kindesbeinen an zerfetzte und zerriß ich lieber, als ich zusammenflickte.

(Fortsetzung folgt.)

Revüe des Pariser Volks- und Staatslebens.

Von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

Und nun noch ein Wort über den Charlatanismus des französischen Patriotismus. Patriotismus nehmen wir hier in seinem weitesten Umfange, d. h. wir verstehen darunter jede Handlung, jedes Wirken, das als ein Ausfluß des für das Vaterland und seine Bürger begeisterten Nationalgefühls bezeichnet werden kann; und somit gehört dahin eben sowohl die sich selbst verläugnende Hingebung und Aufopferung des im Schlachtendonner berühmt gewordenen Kriegers, als auch das geräuschlose Schaffen des in stiller Abgeschiedenheit für die geistige Größe des Volks arbeitenden Kunstgenius; eben so sehr die patriotische That, als die patriotische Auszeichnung, welche verdienstvollen Männern von dem Vaterlande als Anerkennung und Belohnung zugetheilt wird. Daß die um ihr Vaterland wohlverdienten Männer würdig belohnt, daß ihre edeln Thaten in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen, daß ihre Namen in Erz und Marmor eingegraben, und ihre Statuen auf öffentlichen Plätzen der Bewunderung später Enkel überliefert werden — Niemand erkennt es freudiger an, als wir selbst. Ehre, dem Ehre gebührt! Wir Deutschen sind auch nicht undankbar für das Große und Herrliche, das unsere Nation hervorgebracht hat; wir preißen unsere Helden, wir krönen unsere Dichter; unsere Brust schwellt ein stolzes Hochgefühl, unser Blick strahlt in freudigem Entzücken, so oft ein gefeierter Name unsern Lippen entschwebt. Und doch spricht man von einem besonderen französischen Patriotismus. Das kommt daher, weil der Deutsche mehr aus reiner Vaterlandsliebe, der Franzose dagegen aus Vaterlandsruhmliebe handelt; weil der deutsche Krieger im gerechten Unwillen sich aufrafft, um das angegriffene, das geschwächte Vaterland zu schützen und zu rächen, und sodann wieder bescheiden an seinen häuslichen Heerd zurückkehrt und wenig mehr von seinen Thaten spricht; der französische Soldat

dagegen mit Vergnügen und zu jeder Zeit für eine gerechte oder ungerechte Sache in's Feld zieht, für den Kriegsruhm kämpft und sodann im Frieden sich gravitätisch den Schnurbart streicht und den begierig Zuhorchenden seine Kriegsabenteuer und Wunderthaten zum besten giebt; weil die deutsche Vaterlandsliebe sich in sich selbst belohnt fühlt und mit freudigem Herzklopfen stets an den Sieg ihrer gerechten Sache denkt; die französische Vaterlandsruhmliebe dagegen die Helden zum Himmel erhebt, und in ihrem nie zu stillenden Durste nicht hochtrabende Worte, nicht Mittel genug finden kann, um ihren Glanz in das günstigste Licht zu stellen. In dieses Urtheil muß wohl Jeder mit uns einstimmen, der nur kurze Zeit in Frankreich lebte, der seine Geschichtsbücher studirt und einen scharfen vergleichenden Blick in den Charakter des Volks geworfen hat. Um uns nicht zu weit in die Vergangenheit zu verirren, bleiben wir nur einen Augenblick bei dem stehen, was der gegenwärtige Schauplatz französischer Großthaten uns vor die Augen führt, bei den Ereignissen in Afrika. Der erste Feldzug ist nun zu Ende, und die Franzosen sind unverrichteter Sache, und gewiß mit weit größerem Verluste heimgeschickt worden, als die offiziellen Berichte uns glauben machen wollen; denn wenn die Araber in einem Gefechte 300 und die Franzosen 30 Mann verloren haben, so muß man, um sich der Wahrheit nur einigermaßen zu nähern, die erste Zahl um die Hälfte reduziren und die letztere um eben so viel erhöhen. Die Resultate dieses verunglückten Feldzugs haben der Nationalehre, der Ruhmliebe des Volkes nicht geschmeichelt, und nun ist der arme Marschall Valé der Gegenstand der allgemeinen Entrüstung, das nothwendige Opfer, an dem sich die verletzte Eitelkeit Luft macht. Man prüft nicht, ob der gute Mann nicht etwa auf Hindernisse gestoßen, die zu beseitigen vielleicht außer dem Bereiche seiner Geschicklichkeit und eines natürlichen Combinationsvermögens gelegen. Und ist er — was wir hier nicht untersuchen wollen — vielleicht nicht ganz frei von jeglichem Tadel, so muß wenigstens seine Schuld so sehr bedeutend nicht seyn, weil das Gouvernement, ungeachtet der allgemein lautgewordenen Anschuldigungen und Reclamationen der Presse, fortwährend die schwere Verantwortlichkeit auf sich ruhen läßt, die oberste Leitung der Kriegsoperationen seinen Händen anzuvertrauen. So wenig die Franzosen eine erlittene Calamität, eine ungefähre Niederlage ihres Ruhmes zu ertragen wissen, und so bereit sie sind, Denjenigen, der dadurch der bedauernswerthe Gegenstand ihrer Verwünschungen geworden ist, unbarmherzig in den tiefsten Abgrund der Hölle zu verstoßen; eben so exaltirt sind sie bei jedem glorreichen Ereigniß, das ihrer Ruhmsucht Weihrauch streut. Lassen wir auch diese Behauptung nicht ohne Beleg, und wenden wir deshalb nur unsern Blick auf die Vertheidigung von Mazagran. Kaum war die Nachricht von dieser Begebenheit hier angelangt, so war die ganze Volksmasse von unten an bis oben hinaus wie elektrisirt. Augenblicklich waren alle Buchhandlungen von Beschreibungen dieser glorreichen Waffenthat überschwemmt; eine Masse von Gedichten, musikalische Compositionen, Theaterstücken, Vorstellungen in Franconi's olympischem Circus, Lithographien, Gemälden, Stickereien, Denkmünzen, alles verherrlichte die Vertheidigung von Mazagran; man bezeichnete sie als einen Akt, der seines Gleichen weder in den Kriegen der Revolution und des Kaiserreichs, noch in der ganzen Weltgeschichte finde!!! Die kühnste Phantasie war nicht fruchtbar genug, um sinnige Projekte zur würdigen Belohnung dieser Helden zu Tage zu fördern, daher kamen so viele unsinnige zum Vorschein. Und wirklich, kalt und unbefangen bei'm Lichte betrachtet, ohne Liebe und ohne Haß, laßt uns einmal das Wunderthier „Mazagran" analysiren, was eigentlich dahintersteckt, ob wir nicht vielleicht auf vernünftige und ganz begreifliche Resultate zurückkommen? Hundert und drei und zwanzig Franzosen — so sagt die Geschichte, d. h. die französischen Journale — haben während vier Tagen einen Angriff von 12000 Arabern ausgehalten! Allerdings ein starkes Stück Arbeit! — Wir wollen die Zweifel und Unwahrscheinlichkeiten mit Stillschweigen übergehen, auf die wir nothwendig treffen müßten, wenn wir die Lage Mazagran's fast am äußersten Westen mit dem Effektivbestande der Streitkräfte Ab-del-Cadres und seinen Truppenvertheilungen zusammen halten. Wir wollen die Sache so genau nicht nehmen, sondern statt aller weitläufigen Analyse nur die einzige Frage stellen: Was hat diese Besatzung Besonderes, Außerordentliches gethan, das nicht andere 123, gleichviel, ob Franzosen oder Soldaten einer andern Nation, wohl auch gethan haben würden, die das Unglück, oder — wenn wir die Gelegenheit, überschwenglichen Kriegsruhm zu ärndten, in Anschlag bringen — das Glück gehabt hätten, unter ähnlichen Umständen von einer sehr bedeutenden Ueberzahl von Feinden überfallen zu werden? Denen das arabische Schlachtmesser dicht hinter dem Nacken geschwebt; die diesen Kampf unter keiner andern, als der verzweifelten Loosung bestanden, die selbst dem Unbeherzten zu Zeiten Riesenkraft verleiht, und die da lautet: „Vogel friß, oder stirb!"? Wir wollen diese 123 Helden in ihrem verdienten Ruhme durchaus nicht beeinträchtigen; im Gegentheil, wir gratuliren ihnen vielmehr von Herzen, daß das Kriegsglück ihnen diese herrliche Gelegenheit dargeboten hat, sich in das Heldenbuch ihres Volkes einschreiben zu können. Wir führten dieses Ereigniß nur beispielsweise an, als einen Beweis, welcher sanguinischen Exaltation sich die Franzosen hingeben, wenn ihr Kriegsruhm im Spiel ist, und wie geneigt sie sind, das an sich Mittelmäßige zum Großen, und das Große zum Ungeheuern, zum Beispiellosen zu steigern; mit Einem Worte, wir wollten beweisen, daß die Franzosen Charlatane sind, wie in allen Beziehungen, so auch gewissermaßen in ihrem Patriotismus.

(Fortsetzung folgt.)

Emil Devrient's Gastspiel in Frankfurt a. M.

Es ist immer ein Festabend, so oft Schiller's Genius über die Bretter, die das Leben bedeuten, hinschreitet, so oft er uns jene großen Menschen, jene energischen Gestalten vorführt, zu denen wir mit Bewunderung emporblicken und an deren Kraft wir die eigene beleben können. Dieses gilt gewiß auch von Fiesco. Hier sehen wir ein Volk, das nach seiner Freiheit ringt. Schiller strebte immer darnach, uns ein hohes Ziel zu zeigen und uns zu begeistern für Recht und Wahrheit; bei ihm ist die Poesie nie im Solde der Alltäglichkeit. Wo wäre ein Drama, in welchem mehr Leben und Handlung liegt und in welchem mehr dichterisches Feuer glüht, als im Fiesco? Rasch schreitet Alles fort; ein interessanter Moment knüpft sich an den andern; immer wird das Interesse gesteigert; kräftige Menschen treten vor uns und handeln kräftig. Die einzelnen Mängel, welche man nicht mit Unrecht an dieser, einer der frühesten Productionen Schillers hervorgehoben hat, verschwinden, wenn man die großen Schönheiten und die geniale Haltung des Ganzen entgegen stellt und trotz einzelner Auswüchse wird dies Drama doch immer eines der imposantesten und genialsten bleiben und stets seine Bewunderer finden.

Emil Devrient gab den Fiesco. Man verlange keine kritisch-kalte Analyse, auch kein nach dem üblichen Zuschnitt verfaßtes Referat über eine so meisterhafte Kunstleistung. Devrient ist ein geborner Schauspieler, ein Mime par excellence, auf den man des Dichters Worte anwenden kann: — »In schöner Form die schöne Seele.« — In der ganzen Erscheinung, Persönlichkeit und Haltung desselben liegt etwas Ideales, etwas von den Grazien geweihtes, und mit dem Wohllaut und der Fülle seines Tones, wo Mildes und Kräftiges sich einen, regt er jeden Hörer poetisch an. Aber die Grazien nicht allein, auch die Musen sind ihm hold. Sie haben ihn mit jener geistigen Anmuth und Weihe beschenkt, durch welche er uns Alles veredelt und vergeistigt erscheinen läßt; sie haben jene poetische Gluth in ihm entzündet, welche weit ausstrahlend Alles erwärmt und belebt, gleich heiterm Sonnenstrahl. Devrient hat sich aber nicht, in stolzer Selbstgenügsamkeit, auf solche Bevorzugung durch die freundlich lächelnde Natur verlassen, sondern er hat ihre ihm gespendeten Blüthen zur goldenen Frucht erzogen und hat Natur durch Kunst erhöht. Was ihm sein dichterischer Genius in Weihestunden eingibt, das vollendet er in Stunden der klaren, ruhigen Reflexion. Sein Studium ist nicht minder groß, als seine Befähigung. So nun mag man es erklärlich finden, daß D. überall, wo er erscheint, glänzende Siege feiert und daß man ihm einstimmig den ersten Rang unter den Repräsentanten seines Faches zugesprochen hat. »Es gibt in Genua keine zwei Grafen von Lavagna.« Wir wollen D's. Fiesco nicht kritisch zerlegen; er zwar hätte es nicht zu fürchten, uns aber möchte es nicht gelingen. Wir halten uns an den Eindruck des Ganzen und wissen nichts, was wir hier vermißt hätten; denn wir erkannten den Fiesco des Dichters in allen Richtungen des Charakters und in allen Situationen, hier ruhig und besonnen, dort heldenkräftig und energisch, hier galant und ritterlich, dort stolz und gebieterisch, hier von Leidenschaft, dort von Schmerz und Empfindung bewegt, überall ein vollendetes Gebilde. Ein vom Parterre bis zur Gallerie gedrängt volles, überfülltes Haus, Beifall und wiederholte Hervorrufungen bewiesen die Theilnahme unseres Publikums. Ein solches Interesse für's Schauspiel haben unseres Erinnerns nur Seydelmann und Emil Devrient anzuregen vermocht.

Zu Seiten Fiesco's standen Leonore und Verina, Dem. Lindner und Hr. Weidner. Erstere bleibt in ihrer Kunst immer jugendlich und vertraut mit der Darstellung jener Ideale von edler Weiblichkeit, in welcher sie wohl unerreicht dasteht und Letzterer bewahrt die alte Kraft und den gesunden geistigen Kern, dessen Gehalt von den rollenden Jahren nicht erdrückt wird. Auch die Herren Grahn und Lußberger (Mulay Hassan und Gianettino Doria) errangen Beifall durch die Lebendigkeit ihrer Auffassung, die an Interesse noch gewinnen würde, wenn sie den Charakter etwas höher und mehr auf dem tragischen Cothurn halten wollten. Hr. v. Lavallade gab den Bourgognino mit Wärme und jugendlicher Frische. Die ganze Vorstellung wurde mit Beifall hingenommen.

Was den gegenwärtigen Zustand unserer Oper betrifft, so hat dieselbe durch die Engagements der Herren Chrudimsky, Granfeld und Pischeck wieder neuen Aufschwung genommen und unserer Theaterdirektion ist es geglückt, das in letzterer Zeit nicht ganz vollständige Opernpersonal wieder zu complettiren. Wir verweisen auf Nro. 182 d. Bl., in welchem wir der werthvollen Leistungen der genannten Sänger Erwähnung gethan haben. Mehrere bedeutende Bravourſängerinnen werden, sobald es die Umstände verstatten, zu Gastspielen zugelassen und alsdann die für uns geeignetste derselben engagirt werden. Diese Sängerinnen sind theilweise noch in festem Engagement, theilweise stehen ihrem Auftreten noch Hindernisse entgegen. Bei der Schwierigkeit, geeignete Gesangstalente zu gewinnen, läßt sich solches nur langsam in Ordnung bringen; da aber die nöthigen Einleitungen getroffen sind, so steht Erfreuliches zu erwarten. Daß mit den gegenwärtigen Gesangsmitteln sehr Befriedigendes geleistet werden kann, bewiesen die jüngsten Aufführungen eines Belisar, der Puritaner, der Fremden, des Nachtlagers von Granada u. a., welchen die Theaterfreunde ihre beifällige Zustimmung nicht versagt haben.

Seit Anfang dieses Monates beginnen die Theatervorstellungen um 6½ Uhr, eine Einrichtung, welche nicht nur einem großen Theil des hiesigen Publikums, sondern auch namentlich denjenigen willkommen seyn muß, welche mit dem vierten Eisenbahnzuge hier eintreffen und alsdann den Theatervorstellungen noch beiwohnen können. W.

Mannichfaltigkeiten.

Die Mäßigkeitsgesellschaft in New-York macht in ihrem neuesten Berichte bekannt, daß in den vereinigten Staaten nicht weniger als 500,000 notorische Trunkenbolde vorhanden sind. Rechnet man die Gesammtbevölkerung auf 16 Mill., so kommt auf 8 Menschen 1 Säufer! Ein schreckliches Verhältniß!

(Vom Main, 12. Juli.) Ueber die Fortschritte, welche die Frankfurter Gastwirthschaft in neuester Zeit macht, muß man sich mit Recht wundern; sie ist kein bloßes Lokalgeschäft mehr, sondern erstreckt sich auch in die Ferne, wie das von den Gastwirthen Winter und Sarg gegebene Beispiel zeigt. Jener, Eigenthümer des Landsbergs, hat die Führung der Gastwirthschaft bei dem auf morgen anberaumten landwirthschaftlichen Feste zu Worms übernommen, und besorgt das große Diner im Festzelt für mehrere hundert Personen; dieser, der Eigenthümer des durch seine äußere und innere Eleganz ausgezeichneten russischen Hofs, steht jetzt in beständigem Verkehr mit Bad Ems, und zwar in Folge der Anwesenheit Ih. Maj. der Kaiserin von Rußland, für Höchstderen Tafel er mit mancherlei Aufträgen beehrt worden ist. Derselbe ist aber nicht dabei allein stehen geblieben, sondern hat auch noch eine Anzahl der elegantesten Wagen nach Bad Ems geschickt, um zur Disposition der hohen russischen Herrschaften gestellt zu werden.

(Der Runkelrübenzucker.) Es wird noch immer hin und wieder behauptet, daß der Zucker aus Runkelrüben nie denselben Gehalt habe, wie der vom Zuckerrohr. Man irrt. Der vollkommen gereinigte (raffinirte) Zucker ist — Zucker; ob er vom Zuckerrohr, vom Kürbis, von der Runkelrübe, oder von irgend einem andern Gewächs abstamme, das ist ganz gleichgültig. Die vollständigste Reinigung (Raffination) gibt den vollständigsten Gehalt. Es wird behauptet, daß der raffinirte Runkelrübenzucker sehr bald feucht werde. Ob aber der Zucker, woran man das bemerkt, wirklich raffinirt ist, oder nicht vielmehr nur gedeckter Runkelrüben-Rohzucker ist, der auch unter dem Namen Rübenmelis verkauft wird, das ist zu untersuchen. Dieser ist gewöhnlich nicht gereinigt genug und soll besonders dann, wenn bei der Fabrication Schwefelsäure verwendet wurde, leichter die Feuchtigkeit anziehen. (Allg. Anz.)

Der Mechaniker Thoms zu Kopenhagen hat eine Maschine verfertigt, auf welcher durch ein Frauenzimmer und ein Kind in 12 Stunden 40 Pfund und durch zwei Erwachsene in derselben Zeit 50 — 64 Pfund Werg gehechelt werden können, und zwar in solcher Vollkommenheit, daß damit 50 Procent mehr als auf die gewöhnliche Weise producirt wird. Auch wird der Faden, der hernach herausgesponnen wird, viel platter und ebner.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 16. Juli. Richard's Wanderleben, Lustspiel in 4 Abth., nach dem Englischen des John O'Keefe frei bearbeitet von Kettel. (Gastrolle) Richard: Hr. Emil Devrient, königl. sächs. Hofschauspieler zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 199. Freitag, den 17. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

„Als ich größer wurde," fuhr Hanemann fort, „da stach ich gerne, aber nicht mit der Nadel, sondern mit der Glane, nicht die Wolle, sondern das Fleisch unter der Wolle; ich bögelte lieber mit dem Kolben, denn mit dem Böcheleisen; kurz, ich war zum Schneider verdorben und zum Kriegsmann geboren. Das wußten auch meine ehrsamen Mitbürger recht gut, deßhalb mußte Meister Hanemann Jäckel, der Schneider, bei jeder Fehde, deren unsre gute Stadt Frankfurt nicht wenige hatte, immer vorauf, während in Friedenszeit der geringste Troßknecht Bedenken trägt, sein schmieriges Stallwamms bei mir flicken zu lassen. Der Krieg nährt mich, der Frieden zehrt mich, wie jeden braven Wehrmann; deßwegen bitte ich täglich unsern Herrgott, daß er nur recht bald wieder den Kriegsteufel über das Reich schicken möge."

Olav, der mit gespannter Aufmerksamkeit der Rede des kriegslustigen Schneiders gehorcht hatte, fragte jetzt zutraulich: „Hast Du denn auch schon eine Schlacht mitgemacht?"

„Ob und wie!" blähte sich der Flickschneider auf, und seine kleinen Augen leuchteten.

„Erzähle mir, wie's in einer Schlacht zugeht. Ich will auch ein Kriegsmann werden."

„Komm, Bube, Du stehst mir wohl an," rief Hanemann fröhlich, nahm den Knaben auf den Arm, warf ihn in die Höhe und fing ihn wieder auf, wie einen Fangball.

„Hätte ich doch nicht gedacht, daß mir der Tuckmäuser, Vetter Hainth, heute eine doppelte Freude machen würde: erstlich den Sarazenendolch, dann solch' prächtigen Buben. Junge, ich will Dir noch von Schlachten und Metzeleien, vom Stürmen fester Burgen und Schlösser ein Langes und Breites erzählen. Du sollst ein wackrer Kriegsknecht werden, wie St. Michael, der den Lindwurm erstach. Vor der hand sollst Du beim Troßbuben anfangen, und so von dieser untersten Sprosse, wie die Engelein auf der Leiter des Erzvaters Jakob, bis zur Stufe des gefürchteten Söldners und Reißigen emporglimmen."

„So lerne mich den Dienst eines Troßbuben," forderte Olav herzhaft, den dieses Gespräch schnell auf einen vertraulichen Fuß mit dem flickschneidernden Krieger gesetzt hatte.

„Wohlgesprochen, mein kleiner Braußekopf!" rief der Dicke gottvergnügt. „Ich will Dir sogleich die ersten Handgriffe eines Troßbuben beibringen. Siehst Du hier die zwei Hohlpfennige?"

„Ja."

„Siehst Du auch diesen irdenen Krug mit dem Henkel?"

„Ja."

„Nimm diesen Krug in Deine linke Hand, und diese Hohlpfennige in die rechte. So. Jetzt gehst Du hinaus vor die Thüre, da wirst Du an der zweiten Hausthüre hier nebenan links ein altes rußiges Haus mit einem grünen Tannenzweig wahrnehmen — verstanden?"

„Ja."

„In diesem Haus wohnt mein Gevatter und sehr werther Freund, Bastel Zipf, der Schenkwirth — verstanden? — Diesem Schenkwirth drückst Du diese zwei Hohlpfennige in die fetten Hände, und sagst ihm dabei: ich, Hanemann Jäckel, sein getreuer Nachbar und Gevatter, lasse ihm meinen wohlgemeinten Gruß entbieten, und er möge mir für mein gutes Geld in diesem Krug eine Pinte Funkelhannes schicken; aber sein einen heidnischen, der noch nicht die Taufe passirt — verstanden? Jetzt geh', mein Junge, und mache Deine Sachen gescheid."

Olav, welcher mit größter Aufmerksamkeit diesen mit gravitätischem Ernst gegebenen Auftrag angehört hatte, nahm Geld und Krug und verließ mit einem gewissen Stolz die Stube, ganz das Wichtige dieses Augenblicks fühlend.

Während in der Schenke der Krug Meister Hanemanns mit dem neuen, scharfen Wein, den man Funkelhans benannte, gefüllt wurde, staunte Olav einen Kerl an, der schmutzig und zerlumpt hinter einer Weinkanne beim Ofen in der Ecke saß, und emsig in einem Haufen Geld, welcher vor ihm lag, zählte und hantierte. Dem Aeußern nach schien er ein Bettler. Eine Krücke, worauf ein breitkrämpiger, abgeschabter, kothgetränkter Filz hieng, stand neben ihm in der Ecke. Sein Gesicht, das an Häßlichkeit seines Gleichen suchte, war von nothdürftig zusammengeflickten Narben die Kreutz und Quer zerrissen. Das eine Auge schien sich umgekehrt zu haben, denn man sah nur statt dessen ein hervorgetretenes Ey mit Blutadern grell durchlaufen; das andere, von dem sich nicht genau bestimmen ließ, ob es ins Gelbe oder Graue schillerte, glich vollkommen dem einer Katze. Der Mund reichte fast von einem Ohr zum andern, und hinter den dicken aufgeworfenen Lippen schimmerten fürchterliche Hauer, wie das Gebiß eines wilden Schweines. Die dicken borstigen Augenbraunen flossen über dem Nasenwirbel in einander; die Nase selbst konnte man nicht entdecken, da ein großes, schwar-

zes, unförmliches Pflaster deren Stelle bedeckte. Das Ganze war einer teuflischen grauenerregenden Fratze ähnlicher, denn einem menschlichen Antlitz. Im übrigen war die Gestalt kurz und gedrungen, und ein paar ungeheure Fäuste ließen auf eine eiserne Stärke schließen.

Olav wurde von einer plötzlichen Furcht ergriffen, als er das Ungethüm genauer betrachtete; es schwebte ihm dunkel in der Erinnerung, daß ihm diese höllische Larve zu einer andern Zeit schon einmal erschienen war, daß er schon einmal den Druck dieser gewaltigen Fäuste empfunden habe. Schnell griff der Knabe nach seinem Krug und verließ eilig die Schenke.

„Du hast viel Geschick, Du kleiner Schelm, Du wirst was Rechtes werden," empfieng ihn Jäckel mit behaglichem Schmunzeln, indem er den Deckel des Kruges hob und einen erklecklichen Zug daraus that. „Nun aber, kleiner Ole, setze Dich hier neben mich auf den Tisch, und laß ein vernünftiges Wort mit Dir reden; denn Du bist ein grundgescheides Bübel, das sehe ich schon."

Olav that wie ihm geheißen wurde, kletterte auf den Tisch und setzte sich neben den Schneider, der sein altes Wamms zum Flicken wieder vorgenommen hatte. Ulrike spielte zutraulich mit der gelbgefleckten Katze.

„Sag' mir einmal, Olavchen, wie lange ist es denn schon her, daß du, Dein Schwesterlein und Dein schwedischer Ohm nach Frankfurt gekommen seyd.

„O das ist schon lange her, schon viermal hat uns St. Niklas und das heilige Christkindlein beschecrt."

„Aber wo waret ihr denn vordem?"

„Das haben mich die Herren auf dem Rathhaus auch gefragt."

„Und was hast Du denen Herren geantwortet?"

„Daß wir früher in einer andern Stadt waren, die lag auch an einem Wasser und hatte eine Menge Schiffe. Da war noch Mütterlein und Brun bei uns."

„Wer war Brun?"

„Unser alter treuer Knecht."

„Hast Du denn keinen Vater gehabt?

„Ich weiß nicht."

„Und wo ist denn euer Mütterlein hingekommen?"

„Als wir die Stadt mit den vielen Schiffen verlassen hatten, und ich weiß nicht wohin reißen wollten, und wir weit — weit fortgezogen waren, kamen wir endlich in einen großen dunkeln Wald; da stürzten auf einmal Männer aus dem Dickicht, nahmen Mütterlein und jagten mit ihr davon. Sie wollten auch mich und Ulrike, die noch ein kleines Kindlein war, ins Dickicht davon führen, aber Ohm Jonas kam dazu und erschlug den häßlichen Mann, der uns in den Armen hielt — ach!" rief der Knabe, sich plötzlich unterbrechend, als käme ihm ein besonderer Gedanke, „hier neben an, ich der Schenke, habe ich den abscheulichen Mann gesehen, der mich und Schwesterlein auf den Armen hatte, und mit uns davon reiten wollte.

Hanemann sah den Knaben verblüfft an.

„Ich habe ihn gleich erkannt, aber ich wußte mich nur nicht zu besinnen," fuhr Olav lebhaft fort.

„Was? der Räuber, der euch stehlen wollte, und den Dein Ohm umbrachte, wie Du selbst sagst, sitzt nun hier neben an bei Gevatter Bastel Zipf?"

„Ja, ja! er ist es ganz gewiß," betheuerte der Knabe, „oder es ist sein böser Geist; denn ich habe mich entsetzlich vor ihm gefürchtet, als ich ihn so betrachtete." Und nun machte er dem Schneider eine genaue, treue Beschreibung von dem Häßlichen.

„Strahl, Blitz und Gewitter!" fuhr Hanemann in die Höhe, als des Knaben Bericht zu Ende war, „das ist ja Ralph der Einäugige, der mir meine zehn Goldgulden stahl; im Krieg der unfläthigste Lanzknecht, im Frieden der ärgste Strauchdieb, Weglungerer und Halsabschneider in Oberhessen und in den fränkischen Landen; den unsre Herren seiner Diebskniffe wegen aus der Stadt bannten; dem schon längst Galgen und Rad angedroht wurde. Und dieser Teufels-Sohn hat noch die Frechheit, sich in unsrer guten Stadt Frankfurt umherzutreiben, als wäre er des Reichs ehrsamer Bürger? Warte, Du unverschämter Heerstraßenlümmel, ich will Dir Dein ungewaschnes Fell durchgerben, daß Du in der Angst heulen sollst wie ein Wolf im Fangeisen. Du sollst mir nicht die zehn Goldgulden umsonst gestohlen haben." Und mit diesen Worten sprang er vom Tisch, warf seine Flickerei bei Seite, stülpte sich die Sturmhaube auf den Kopf, als gings in eine Schlacht, griff nach dem eisenzackigen Streitkolben und stürzte zur Thüre hinaus. Die Kinder sahen erschrocken dem Erboßten nach.

(Fortsetzung folgt.)

Revüe des Pariser Volks- und Staatslebens.

Von Friedrich Eich.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nach dieser langen Digression über einen Hauptcharakterzug des französischen Volkes führen wir unsere Leser zu einem andern Gegenstand über, der mit unserm ursprünglichen Thema in näherer Berührung steht. Wir sprachen von französischer Civilisation und von den niedern und höhern Unterrichtsanstalten für die Jugend; laßt uns nun auch noch ein Wort über die höchsten Bildungsanstalten, über die Schätze der Künste und Wissenschaften hinzufügen. Wir haben uns bis dahin als schonungsloser Kritiker bewiesen, und zwar so, daß, wenn diese Blätter vielleicht von ohngefähr einem Franzosen in die Hände gerathen sind, er gewiß in seinem patriotischen Unwillen oftmals sein „saerée tête carrée!*) gegen den verwünschten deutschen Spion durch die Zähne murmelte, der sich in seine weltberühmte Hauptstadt setzt, seinem Volke die starken schwachen Seiten ablauert, und sie sodann den Deutschen zum Besten giebt. Doch wir trösten uns; der gute Franzose ist zwar hitzig, er ist aber auch bald wieder ausgesöhnt; es schadet gar nichts, wenn er bis dahin ein wenig die Nase gerümpft und die Stirne gerunzelt hat. Heute sind wir gewiß, seinen Beifall zu ärndten; und wofern er nicht ganz den Geschmack an uns verloren, wofern er sich nicht vorgenommen hat, nichts mehr von dieser Pariser Revue zu lesen, von einem Deutschen passirt; so sind wir zum Voraus überzeugt, daß er uns heute wieder lächelt, denn er wird in uns einen gerechten und unpartheiischen Beurtheiler finden, der eben so gern und bereitwillig das Großartige und Schöne einer fremden Nation anerkennt, als er ihre Schattenseiten rügt. —

Paris, welche herrliche Schule für den Dichter, den Philo-

*) »Verwünschter viereckiger Kopf!« ein gewöhnlicher Schimpfnamen, dessen sich die Franzosen gegen die Deutschen bedienen.

sophen, den Geschichtschreiber, den Politiker, den Maler, den Bildhauer, den Alterthumsforscher, mit Einem Worte für den Verehrer des Schönen, des Erhabenen, des Seltnen in jeder Beziehung, aus alter, wie aus neuer Zeit! „Modernes Athen!" der Name genügt für Paris nicht; denn es entfaltet uns nicht blos griechische Kunst; es zeigt uns das Schöne und Sehenswerthe fast aller Völker. Der Freund der Wissenschaften kann keinen schönern, keinen für seinen Zweck günstigern Aufenthalt wählen, als Paris. Die französische Galanterie bietet ihm alles unentgeltlich, was er nur wünschen mag; er findet lebendige und leblose Quellen. Will er die Wissenschaften mit den Ohren schöpfen, so besuche er die Hörsäle der akademischen Professoren; ihre Vorträge sind unentgeltlich für Jedermann, für Arme wie für Reiche, für Niedere wie für Hohe, für Inländer wie für Ausländer. Wie seltsam findet sich ein Deutscher überrascht, der einige Jahre auf deutschen Universitäten gelebt, der in heißen Sommertagen im Schweiße seines Angesichts die kostbare Weisheit seiner Professoren wörtlich zu Papier gebracht und die sauer erworbenen Kathederraritäten in wohlgebundenen Heften aufbewahrt hat, wenn er hier in einen akademischen Hörsaal tritt und ein zahlreiches, von Jünglingen, Männern und Greisen, ja bei gewissen, z. B. Geschichtsvorträgen selbst von Damen untermischtes Auditorium versammelt findet, das mit gespannter Aufmerksamkeit und Ruhe den freien und gewandten Vortrag des Lehrers vernimmt! Wünscht der wissenschaftliebende Einheimische oder Fremde, seine Kenntnisse aus schriftlichen Denkmälern, aus den Werken ausgezeichneter Schriftsteller aller Zeiten und aller Völker, gleichviel, in welchem Zweige des Wissens zu erweitern: dann gehe er in die Bibliotheken. Ihre geräumigen Säle sind ihm täglich geöffnet; alle ihre Schätze, alle ihre Reichthümer stehen ihm zu Diensten. Man fragt ihn nicht nach seinem Namen, nicht nach seinem Stande, nicht nach seinem Vaterlande; er hat nur zu verlangen, und geschäftige Hände, dienstbare Geister sind genug da, um ihm das Gewünschte darzureichen. Da sitzen täglich mehrere Hunderte an langen Tafeln, lesen, studiren, machen sich Notizen; alles in der größten Stille. Im Winter sind alle Bibliotheken geheizt; Eine ist selbst des Abends beleuchtet bis 10 Uhr, so daß der Fremde, der sich Studierenshalber hier aufhält, Holz und Licht sparen, und gewissermaßen auf Kosten des Staates seine literärischen Arbeiten verfolgen kann. Die bedeutendste unter den Bibliotheken ist die königliche; sie enthält bis jetzt an 800,000 gedruckte Bände, 80,000 Handschriften, über 100,000 Medaillen in Gold, Silber und Bronze, und außerdem noch viele andere schätzbare Gegenstände. Nach der königlichen sind am bemerkenswerthesten und gleichfalls dem Publikum zur täglichen Benutzung anheimgestellt: die Bibliotheken de Mazarine, de l'arsenal, Saint-Geneviève, de l'Institut und die Stadtbibliothek.

Der Künstler von Fach, der Maler, Bildhauer, Architekt, wo könnte er eine schönere Schule für die Ausbildung seines Talentes finden? Dem Kunstfreunde im Allgemeinen, wo böte sich ihm eine herrlichere Gelegenheit dar, seinen Geschmack zu veredeln, und die verschiedenartigen Produktionen der bildenden Künste beurtheilen und würdigen zu lernen? Um von seinem Aufenthalte in Paris wahren Nutzen zu ziehen, darf der Fremde sich nicht begnügen, wie es Tausende thun, die hierher kommen, die Gallerien der Museen zu durchlaufen, hie und da einen Augenblick vor diesem oder jenem Gemälde zu verweilen, und sodann wieder weiter zu wandern; er darf seine Neugierde nicht blos darauf beschränken, vor die großartigen Denkmäler, Paläste und sonstigen architektonischen Meisterwerke hinzutreten, die imposanten Massen in ihrem großen Ganzen anzustaunen und sich so von ihrem allgewaltigen Totaleindruck gleichsam überwältigen zu lassen; sonst geht er wieder weg, und in seiner Seele blieb nur ein vages Bild zurück, dessen tausend Schönheiten im Einzelnen seiner flüchtigen Anschauung nothwendig entgangen sind. Es giebt einen sogenannten conducteur de l'etranger dans Paris (wohl zu unterscheiden von einem ähnlichen Werke, betitelt: guide de l'etranger dans Paris) ein Buch von ziemlichem Umfange, das viel Vortreffliches enthält, und das wir jedem Fremden, der Paris besehen will, sich vor allen Dingen anzuschaffen rathen möchten; es ist um den mäßigen Preis von 3 Franken zu haben. Es bietet uns nicht blos eine nüchterne Aufzählung aller Sehenswürdigkeiten, sondern giebt uns über jedes Denkmal der Baukunst eine ausführliche Beschreibung, sagt uns seinen Ursprung, die Zeit seiner Entstehung, den Namen des Architekten und den vorherrschenden Styl. Was wir jedoch am höchsten schätzen, das sind die höchstinteressanten Notizen über die einzelnen Schönheiten, so wie über die Fehler und Verstöße gegen den feinen Geschmack, die sich an den Monumenten und Palästen vorfinden; sie bilden das Resume des Urtheils, welches Kunstverständige, Männer vom Fach in ausführlicheren Werken über ihren architektonischen Werth ausgesprochen haben. Mit diesem Führer in der Hand, trete der Fremde vor jedes einzelne Monument hin; er lasse sich die Mühe nicht verdrießen, Stunden, ja Tage lang vor und in einem Pantheon zuzubringen, um die Kunst im Leben zu studiren und in ihre geheimnißvolle Größe einzudringen. Nachdem er so von Kirche zu Kirche, von Denkmal zu Denkmal gewandert ist und sich über das Kleinste, wie über das Größte wohl unterrichtet hat, dann wird er zu urtheilen wissen über die verschiedenen Nüancen, über den besonderen Geist in griechischem und gothischem Styl, dann wird er zu würdigen verstehen den eigenthümlichen Geschmack in toskanischer, dorischer, jonischer und korinthischer Säulenordnung. — auf ganz analoge Weise, mit nicht minderer Sorgfalt, sehe er sich in den Museen um, denn sie sind die reichsten, die kostbarsten der Welt. Eine ziemlich lange Zeit ist erforderlich, mehr als Einen Tag muß man opfern, um mit wahrem Genuß die prächtigen Gallerien im Louvre mit ihren wundervollen Meisterwerken der antiken Bildhauerkunst, mit den Gemälden der großen Meister der berühmtesten Schulen, mit den ägyptischen Alterthümern, mit den Antiquitäten aus den Ruinen von Herculanum, nebst einer Masse anderer Sehenswürdigkeiten, die wir hier nicht alle anführen können, in gehörigen Augenschein zu nehmen. — Doch wir wollen für diesmal unsere Revue beschließen, denn der Tag, an dem wir eben schreiben, ist außerordentlich heiß, und unsere Leser sehnen sich vielleicht auch nach dem Ende der heutigen Revue. Ein andermal, wenn Muße und Laune es uns verstattet, die Fortsetzung. Wir schließen also, und verabschieden uns, indem wir auf Paris aus mehr als Einem Grunde das Urtheil der Alten über Athen anwenden:

„Wer nicht Athen zu sehen wünscht, ist thöricht; wer es sieht, ohne sich darin zu gefallen, ist noch thörichter; aber der Gipfel der Thor-

„heit ist, es zu sehen, sich darin zu gefallen, und „es wieder zu verlassen.

(Lysippus, Comödie.)

Literatur.

Ueber die israelitische öffentliche Religionsprüfung oder Confirmation, von Dr. M. Budinger, Oberlehrer der israelitischen Schulanstalt zu Cassel. Cassel, 1840. (Krieger.)

Eine sinn- und gehaltreiche Schrift, welche die Beachtung jedes Jugendfreundes verdient! Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß »die Erziehung des Menschen zur Religion unerläßliche Aufgabe der Menschheit sey, wenn diese sich nicht selbst verläugnen, sondern ihren höchsten Zwecken entsprechen will«. (S. 30). Er zeigt, wie der religiöse Unterricht durch die öffentliche Confirmation (gegen die sogenannte Frühstücksconfirmationen, wie sie hier und da bei reichen israelitischen Familien üblich sind, erklärt er sich S. 12 mit dem gebührendem Ernste) Weihe und Festigkeit erhalte, und macht darauf aufmerksam, wie diese bei den Israeliten erst in der neueren Zeit eingeführte Institution schon durch den allgemeinen Anklang, den sie überall und bei den Anhängern der verschiedensten Meinungen gefunden, sich als ein Bedürfniß bewähre. Er verwahrt sich dabei (S. 13 und 14), daß dieses in der jüdischen Kirche, zu deren Grundcharakter es gehöre, ihren Bekennern keine Dogmen vorzuschreiben, durchaus nicht den Charakter einer Aufnahme in den Bund des Glaubens, oder einer kirchlichen Weihe annehmen dürfe und stimmt daher mit Recht dafür, daß sie in der Regel nicht von den Rabbinen, sondern von dem Lehrer der Religion in den Schulen oder Erziehungs-Anstalten ausgehe (S. 18 bis 21). Aber er spricht dabei den Wunsch aus, daß sie überall in den Synagogen statt finden möge, damit der religiöse Charakter, den sie hat, dadurch auch äußerlich bewährt werde und ihr die Feier und die Weihe nicht fehle, welche sie dem Gemüthe dauernd einprägt. Die Bibelverse sollten nach seiner Meinung von den Knaben zum Theil in hebräischer Sprache mit deutscher Uebersetzung angeführt werden, und er empfiehlt, daß beim Schlusse der Handlung die Kinder, nach alter Sitte, den Segen von ihren Eltern empfangen. Er führt dabei das Ganze mit so viel Gemüth und Gründlichkeit durch, daß selbst, wer seiner Ansicht nicht in allen ihren Theilen beistimmt, dieselbe als eine höchst beachtenswerthe und gründlicher Prüfung zu empfehlende, anerkennen muß und gewiß kein Jugendlehrer und Freund religiöser Bildung, zumal unter den Glaubensgenossen des Verfassers, die kleine, aber gehaltreiche Schrift ohne Befriedigung aus der Hand legen wird.

Mannichfaltigkeiten.

(Camp, im Herzogthum Nassau, 14. Juli.) In den neuen, nicht unbedeutenden Rebenanlagen der hiesigen Pfarrei sind seit gestern viele lauternde Burgundertrauben.

(Moser's neuester Chamäleon-Wagen.) Der von Moser in Wien, Schottenfeld, Kandlgasse Nr. 293, in neuerer Zeit erbaute sogenannte Chamäleonwagen, kann durch einen äußerst sinnreichen und wirklich überraschenden Mechanismus in einen zwei- und viersitzigen Schwimmer, in eine Landolette, vollkommene viersitzige Kalesche, so wie in einen Staats- und Reisewagen wechselweise verwandelt werden und erregt durch die eben so originelle als geniale Idee, so wie durch die Reinheit und Schönheit der Ausführung Erstaunen. Die Veränderungen geschehen äußerst schnell und leicht, jede derselben bietet für sich dem Auge die wohlgefälligste Form dar; der ganze Bau ist so einfach, daß dieser Chamäleon mit Recht ein vollendetes, in Europa einziges Kunstwerk genannt werden kann. Die Produkte dieses Fabrikanten erregten auf der letzten Wiener Industrie-Ausstellung allgemeine Bewunderung und erhielten bei der erfolgten Preisvertheilung die silberne Medaille, als den für den Wagenbau bestimmten ersten Preis.

(Meiningen, 1. Juli.) Se. Durchlaucht der Herzog läßt fortwährend auf einem ziemlich einsam stehenden Hügel im Werrathale, einige Stunden unterhalb der Residenzstadt, an der neuen Burg Landsberg ganz im Style der alten Zeit fortbauen. Sie dient wesentlich zur Verschönerung der Gegend und beschäftigt viele Hände. — Das ganze liebliche Werra-Thal ist jetzt von Schnittern belebt, welche reichliche Heuernte halten; nach allen Richtungen hin sieht man die hochbeladenen Wagen schwanken. Seit mehreren Jahren hat man, wie versichert wird, keine so ergiebige Ernte gehabt, als heuer, was theils der günstigen Witterung, theils der immer mehr verbesserten Wiesenbewässerung zuzuschreiben ist. Man sieht kein Stück Landes, das nicht von Kanälen durchschnitten wäre, die ihr Wasser der Wiese zuführen. Bekanntlich ist die Viehzucht der wichtigste Erwerbzweig; dem Ackerbau fehlt es an Boden.

Gäbe es doch an öffentlichen Belustigungsorten Rauchschirme, wie es Licht- und Ofenschirme gibt! Es hat doch heutzutage in andern Dingen beinahe Jeder die Tendenz, sich zu sondern, sich eine eigne Sphäre abzumessen und auszustecken und das Seine zu behalten; warum behält nicht auch Jeder seinen Rauch für sich, da er doch ohne Zweifel sein volles und unbestreitbares Eigenthum ist? Dringe mir deine Gabe nicht auf, lieber Freund und Nachbar, ich liebe diese ägende und scharfe Wolke nicht, und dann bin ich ja weder Knackwurst noch Schinken! Weder mit Hut, noch Schnupftuch, noch mit einem andern Werkzeuge ist es dem Nichtraucher erlaubt, die Wolken zu jagen, zu zertheilen, abzuhalten; denn es wären Lichter, Köpfe, Pfeifen, Bouteillen, Gläser, Alles dabei gefährdet, und doch ist man offenbar seiner Freiheit und Selbstständigkeit über die Gebühr beraubt, indem man von allen Seiten umgeben, gefaßt und wie i Schornstein und Rauchkammer gesperrt wird! —

Der Schreiber eines Theaterdirektors wohnte der Probe von Schiller's »Räubern« bei. Bei den Worten des alten Moor: »Bist Du es, Herrmann, mein Rabe?« eilte er sofort nach der Schreibstube, und änderte den bereits aufgeschriebenen Theaterzettel dahin ab: Maximilian, regierender Graf von Moor; Franz, Karl, seine Söhne; Herrmann, sein Rabe.

(Brüssel, 11. Juli.) Gestern fand zu Löwen das Begräbniß einer Frau Wittwe Plaschaert statt, die ein Vermögen von 20 Mill. (Fr.) hinterläßt, das sie ihrem Rentmeister (Hrn. Marnef) vermacht hat, ohne im geringsten die Blutsverwandten bedacht zu haben. Dieser aber scheint sich, sey es aus Herzensgüte, sey es, weil er das Gerede über das Testament zum Schweigen bringen will, auf Anrathen seiner Advokaten, mit den Verwandten in Gutem abfinden zu wollen. Die Sache macht hier und in Löwen großes Aufsehen.

Wir können nicht umhin, der verehrlichen Musikkommission zu Mainz unsern tiefgefühltesten Dank für die uns gewordene herzliche und gastfreundliche Aufnahme während der Tage des Säcularfestes hiermit öffentlich abzustatten.

Die Mitglieder des Hedderndheimer Gesangvereins und in deren Namen:
Zugmaier, Lehrer.

Berichtigung.

In den letzten Nummern der Didaskalia ist in der Novelle: »Die Waisen aus Schwedene« mehreremale irrigerweise »Mülknappen« statt Wüllknappen (Mitglieder der Wollenweberzunft) zu lesen, welches Versehen man zu berichtigen bittet.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 200. Samstag den 18. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maglea.)

(Fortsetzung.)

IV.

Die Frühlingssonne lächelte durch zerrissene Wolken, die tausend Millarden Schneeflocken, diese Blüthen des Winters, welche mit ihren zahllosen cristallenen Sternchen sich im lauen Westwind in eben so viel, gleich Diamanten blinkenden Tröpfchen aufgelöst hatten, durchströmten nun vereinigt in klaren, hellen Bächlein die Gefilde, und weckten im Bunde mit dem warmen Frühlingshauch die schlummernden Keime der Wiesen und Felder. Unter den Hecken blühten die ersten Kinder der Flora, die süß duftenden Veilchen, und die Knospen an den Gesträuchen und Bäumen suchten sich gewaltsam Bahn zu brechen, und streckten die zarten grünen Fühlhörner des werdenden Laubes schüchtern und behutsam in die unendliche Schöpfung. Die Lerche in den linden Lüften trillerte anmuthig ihre Melodie, und die Heerden der Gutsbesitzer und Pächter blöckten munter dazwischen. Während in der dumpfigen Stadt die Menge sich mühsam durch den Koth arbeitete und einem wimmelnden Ameisenhaufen nicht unähnlich sah, feierte die ländliche Natur, ein aufkeimender Garten, das Fest ihrer Auferstehung.

Hinter einer Hecke, auf weichem, trocknem Rasen, einsam in der lebensfrohen Schöpfung, lag Olav, der Schwedenknabe. Sein sonst so heitres Gemüth war traurig und niedergeschlagen. Die ihn umgebende Stille hatte sein Herz weich und zur Wehmuth gestimmt. Er gedachte der jüngsten Vergangenheit; noch waren es keine vier Monden, seit seine harmlose, glückliche Kindheit sich so plötzlich umgewandelt hatte. Er gedachte der schönen Tage, wo er und seine Schwester mit der kleinen niedlichen Bertha und ihrem Bruder, dem hochfahrenden Rudolph, gespielt und sich seines jungen Lebens gefreut hatten. Nachbarn und Hausgenossen waren damals den schwedischen Kindern freundlich entgegengekommen, denn man hielt sie für reiche Erben; jeder Tag war ihnen ein Fest gewesen.

Doch als ihr Oheim, ihr einziger Freund und Beschützer, den sie dermalen auf der Welt besaßen, unter der frevelichen Hand eines Mörders gefallen, als der vorgefundene, schwachgefüllte Seckel anscheinend ein Zeuge ihrer Armuth war, und man selbst ihre rechtmäßige Geburt in Zweifel ziehen mußte, da wandte sich alles scheu von den fremden Waisen ab, und Niemand wollte sich ihrer annehmen. Auch Herr Berthold nicht, den seine eigene kritische Lage unempfindlich machte gegen andre Noth. Doch ein Engel war ihnen nahe, da sie von Gott und der Welt verlassen schienen; aber dieser konnte ihnen nur durch die Vermittlung eines Teufels zu Hülfe kommen.

Hainth Meußfenger, der ehedem den Kindern stets sich abhold bewiesen, war mit dem Schein der Großmuth vorgetreten und hatte sich bereit erklärt, sich der armen Verlaßnen anzunehmen. Und jedermänniglich war gerührt und belobte den Schreiber ob des guten Werkes; aber Niemand wußte, daß er nur dem Willen der schönen Guda nachkam, deren einstigen Besitz er immer noch nicht aufgegeben hatte, obgleich ihm kurz darauf jede Hoffnung schwinden mußte. Guda, sobald sie die hülflose Lage der Verwaisten, und die Abneigung ihres Schwagers und muthmaßlichen Gatten, ihnen Hülfe zu leisten, wahrnahm, war keinen Augenblick unentschlossen, sich derselben anzunehmen; aber sie scheute sich aus mancherlei Gründen, ihnen öffentlich ihren Schutz angedeihen zu lassen. Meußfenger, von dessen Verworfenheit die reine Jungfrau keine Ahnung hatte, zeigte sich bereit, vereint mit ihr für die Existenz der armen Waisen zu sorgen, zudem, da er die eigentliche, heimliche Ursache ihres Unglücks war, und das sich regende Gewissen ihn zu einer Art von Mitleiden bestimmte. So waren die Waisen aus Schweden an den Schreiber gekommen, der, um sich nicht selbst mit ihrer Erziehung befassen zu müssen, sie seinen Verwandten, dem rohen Flickschneider und dessen Weibe, zur Pflege übergab.

Obgleich Hanemann Jäckel, und besonders die häßliche Trine, alles aufboten, den Kindern ihre gegenwärtige Lage erträglich und angenehm zu machen, so konnten diese, da ihnen ein gewisses Zartgefühl angeboren war, sich doch in dieser rohen Umgebung nicht anders als höchst unbehaglich fühlen, und in einsamen Augenblicken lag das beängstigende Gefühl ihrer Verlassenheit schwer auf ihrem Gemüth.

Ein solch' düstrer Augenblick war über den Knaben Olav gekommen, als er sich in der lebensfrohen Schöpfung allein sah, als er mit Wehmuth der glücklichen Stunden gedachte. Und nun mußte er ihre Nähe meiden, er war verbannt von der Schwelle seiner glücklichen Kindheit, und nur ein Strom bittrer Thränen war ihm geblieben, sein gepreßtes Herz zu erleichtern.

Plötzlich verstummte sein banges Schluchzen, die Thränen stockten, denn er hörte zwei Männer nahen, die ihn hinter der dichten Hecke nicht gewahren konnten. Die Stimme des Einen war dem Knaben bekannt. Er bog vorsichtig den Kopf zu ei-

ner etwas lichten Stelle des Dornengestripps, und sein Blut fieng zu gerinnen an vor Schrecken, als er den einäugigen Ralph gewahrte, den Hanemann Jäckel in des Nachbars Schenke aufgesucht, aber nicht mehr gefunden hatte. An des Häßlichen Seite ging Hainth Meußfenger, sein Treuenhänder. Olav bebte vor dem stechenden Blick, den der Einäugige zufällig auf die Hecke fallen ließ, zurück, wie ein Vöglein vor dem Blick der feindlichen Schlange; glücklicherweise aber bemerkte ihn der Unhold nicht.

„Bei den Klauen des Teufels!" ließ sich Ralph vernehmen, mit einer Stimme, nicht unähnlich dem Geknurre eines wilden, reißenden Thieres, „Euer Plan da gefällt mir schier. Ihr liefert mir einen Braten an's Messer ganz nach meinem Gelust. Ich kann sie alle nicht leiden, diese aufgeblasenen, filzigen Spießbürger, die einem ehrlichen Kriegsknecht nur dann freundlich auf die Achsel klopfen, wenn ihnen der Teufel eine Wespe auf die Nase setzt, und die grob und breitmäulig werden, uns Wegelumgerer schelten und fortjagen, sobald sie unserer entbehren können. Bei dem Festtagsbraten Belzebubs! ich wills ihnen noch einträuken, daß sie mich mit einem Tritt vor den Hintern aus ihren Mauern stießen, wegen einer Lumperei halber, und mir mit Galgen und Rad drohten, wann ich mir das Wiederkommen gelüsten ließe.

„Mäßige doch Deine Bärenstimme, Ralph, Du brüllst ja, daß man's auf dem Eschenheimerthurm hören kann," unterbrach ihn Meußfenger verdrießlich. „Also hast Du mich verstanden. Du und Deine beiden Spießgesellen, ihr könnt keinen günstigeren Augenblick finden, euer Stücklein auszuführen, als just heute Nacht, wo der Wüllknappe Hochzeit mit Guda Heilegeist halten will. Ich werde Euch das Seitenpförtlein, das in die Borngasse führt, offen halten; ihr tappt euch leise durch den Hof. Gegenüber findet ihr eine Thüre, die an eine Treppe stößt; oberhalb links ist eine offne, dunkle Kammer, welche dicht an das Brautgemach stößt. Hier bergt Ihr euch, bis Wirthäuser mit seinem Lieb sich der Brautkammer naht. Aber bei allen Teufeln! ihr sollt lebendig in Oel gesotten werden", fuhr der Schreiber fort, einen furchtbaren Blick seiner grauen Augen auf das blutgierige Werkzeug seiner beabsichtigten Rache heftend, „wenn ihr der Braut ein Leides anthut, oder sie im geringsten mit euern unfläthigen Händen anzutasten wagt. Laßt sie schreien und jammern, ihr findet Zeit genug, den Wittwer abzufertigen, und den sichern Rückzug zu nehmen. Um Deinen Heißhunger nach Beute zu befriedigen, habe ich wohl nicht nöthig, Dich zu erinnern, nach der That schnell die Brautkammer alles Werthvollen, was nur in eueren schmierigen Säcken Platz findet, zu entledigen. Auch den Bräutigam vergeßt nicht, seiner Kleinodien zu berauben, wir haben dadurch beiderseitigen Vortheil: ihr vermehrt euern Raub, und ich werde einen verhaßten Nebenbuhler los, indem ich meine Rache in seinem Blute kühle, ohne daß der leiseste Verdacht auf mich fallen könnte. Man wird diese nächtliche That für ein gewöhnliches Blutzapferstücklein halten. Die beiden Kinder des Verhaßten werde ich gelegentlich bei Seite zu schaffen wissen," grinzte Hainth. „Nur im höchsten Nothfall, wenn uns Verrath droht, und das Stücklein mißlingen will, dann mordet auch die Braut. Eh' soll sie sterben, als die Seinige werden."

(Fortsetzung folgt.)

Der Mineralbrunnen zu Niederselters.

(Auszug aus dem Werke: Bubbles from the Brunnens of Nassau, by an old man.) (Sir Francis Head.)

Als ich in dem Hof, welcher den Selterser Mineralbrunnen umgiebt, eintrat, bot sich mir ein überraschender und noch nie gesehener Anblick, und ich glaubte mich in eine nur von steinernen Krügen bevölkerte neue Welt versetzt. Der von einer Mauer umgebene Hof, nebst Gebäulichkeiten, umfaßt den Flächenraum von etwa 8 Morgen. Ich sah nun diese Krüge, in Armeen auf dem Boden stehend, sich nach allen Seiten rasch hin und her bewegen, oder auch ruhig verharrend, in ungeheueren Lagen und Schichten aufeinander gehäuft. Ich stand, von dem sonderbaren Schauspiel überrascht, einige Sekunden in stummem Staunen da.

Als ich mich darauf einem großen runden, mit Schiefer gedeckten, von einzelnen Pfosten getragenen, von allen Seiten offenen Gebäude näherte, fand ich den einzigen Brunnen oder die Quelle, aus der dieses so hoch berühmte Wasser nach fast allen Theilen der Erde hingeschickt wird, nach Indien, Westindien, dem Mittelmeere, Paris, London und allen Städten Deutschlands. Die Brunnen-Oeffnung von ohngefähr 5 Quadratfuß ist mit einer Einfassung von vier starken aneinander gefügten Balken umgeben, und da der Boden ringsum gebordet ist, so gleicht sie sowohl an Gestalt als Dimension einer Lucke in dem Verdeck eines Schiffes. Ein kleiner Krahnen mit drei Armen, an deren jedem ein viereckiges eisernes Gitterwerk oder Korb hing, stand etwa 10 Fuß davon weg. Bauermädchen füllten zwei dieser Körbe, welche darauf mittelst des Krahnens schnell in den Brunnen hinabgelassen wurden. Da die Luft in den Krügen plötzlich vom Wasser verdrängt wurde, so entstand alsbald ein mächtiges Aufsteigen von Blasen, als aber nach etwa 20 Sekunden dieses aufgehört hatte, so wurde der eiserne Korb wieder heraufgezogen; und während wieder Krüge von einem andern Arme des Krahns hinabstiegen, trugen andere Mädchen die gefüllten Krüge behende hinweg und ordneten sie in Reihen auf einer langen Tafel oder Anrichte, ebenfalls unter diesem offenen Gebäude. Darauf wurden die Krüge von Männern verstopft und diese Stopfen eingeklopft; wieder Andere schnitten dieselben so weit als nöthig ab, worauf sie dann von Frauen mit Käppchen von weißem Leder und Bindfaden gehörig verwahrt wurden. Nach dieser Operation mußten die guten Krüge es sich gefallen lassen, daß ihr kleiner Kopf von einem Manne in siedend heißes Pech getaucht und sie dann mit dem Siegel des Herzogs von Nassau zu dessen treuergebenen Unterthanen gestempelt wurden. Endlich wurden sie, 16 bis 20 auf einmal, wiederum von Mädchen in die Magazine hinweggetragen, wo sie, friedlich zur Versendung bereit, aufbewahrt bleiben. Obgleich diese Aufeinanderfolge von Operationen, wie wir sie eine nach der andern aufgezählt haben, ziemlich einfach aussehen mag, so muß man doch stets im Gedächtniß behalten, daß Alles auf einmal und zu gleicher Zeit vor sich geht; und wenn man bedenkt, daß der dreiarmige Krahn jedesmal 70 Krüge, von des Morgens 5 bis des Abends 7 Uhr (mit Ausnahme der Stunden zur Zeit des Essens) hinaufwinde, so wird man einsehen, daß ohne eine vortreffliche Einrichtung ein Theil der Arbeiter überhäuft und der andere müßig gelassen würde; Keiner darf daher schneller oder langsamer seyn, als es vorgeschrieben.

Die ganze Maschinerie, in voller Bewegung, bietet den sonderbaren Anblick dar, den ich zu beschreiben versucht habe, und gewiß, das Motto dieses Platzes könnte das seyn, welches der alte Goethe auf seinem Ringe trug: „Ohne Hast, ohne Rast!“

Nachdem ich einer Zahl von Krügen von dem Brunnen bis zu den Magazinen gefolgt war, schlenderte ich zu einem andern Theil des Etablissement, wo die leeren Krüge noch ruhig des Augenblicks warteten, bis die Reihe an sie kommen würde, gefüllt zu werden. Hier zählte ich 25 Gestelle voll Krüge, jedes 4 Schritte breit, 6 Schritte lang und 8 Fuß hoch. Eine Anzahl junger Mädchen trugen immer 34 auf einmal auf dem Kopfe zu einem ungeheuren Troge, der beständig voll prächtigen klaren frischen Wassers durch eine große Brunnenröhre gehalten wurde. Hier angekommen, werden die Krüge bis an den Rand gefüllt, um ausgeschwenkt zu werden, und dann werden sie in Reih und Glied, oder besser in geschlossenen Columnen, jede von 700 Krügen, aufgestellt, indem immer 70 Krüge in 10 Reihen nebeneinander standen.

Da es nun gerade 7 Uhr war, so wurde eine Glocke geläutet und die ganze Arbeit hörte plötzlich auf; einige Sekunden lang sah man die geschäftigen Arbeiter, wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen, unregelmäßig hin und her eilen — aber in kurzer Zeit war alles verschwunden. Ich schlich noch einige Minuten lang einsam um die Gebäude herum, und machte mich dann auf, ein Nachtlager in dem Dorf oder vielmehr Städtchen Niederselters zu suchen, aber kaum hatte ich, wie ich irrig glaubte, den Krügen Lebewohl gesagt, als ich mir, wie der Wald von Birmingham gegen Dunkan, Krüge in allen möglichen Formen und Verschiedenheiten entgegen kommen sah.

Es scheint, daß die Einwohner von Niederselters die Gewohnheit haben, dieses erfrischende Wasser in ihren Häusern zu trinken, aber da der Brunnen den ganzen Tag über von der Regierung in Beschlag genommen wird, so kann man immer nur vor oder nach den Stunden der Arbeit seinen Privatbedarf von Wasser erhalten. Kaum läutet daher die Abendglocke, so wird jedes Kind im Dorfe aus dem Hause gejagt, um leere Krüge an den Brunnen zu tragen. Es war gerade diese sonderbar aussehende Legion, welche jetzt gegen mich heran kam. Die Kinder sahen wirklich so aus, als ob sie aus lauter Krügen zusammengesetzt wären; einige trugen ganze Pyramiden derselben in Körben auf dem Kopf, andere waren beladen damit, indem sie sie an Riemen vorn und hinten über die Schultern hängen hatten, einige trugen sie um die Mitte ihres Leibes geschnallt, Alle hatten ihre Hände voll, und kleine Schelme, die kaum gehen konnten, trippelten daher, jeder einen Krug mit dem Arm umklammernd. — In der That, ein Kind bedeutet in Selters so viel als ein Wesen, das noch durchaus keinen Krug tragen kann; Knabenalter und Mannbarkeit werden nach Krügen geschätzt, ein starker Mann prahlt mit der Zahl der Krüge, die er tragen kann, und Altersschwäche heißt so viel, als nicht mehr im Stande seyn, Krüge zu tragen. Der Weg zu dem Brunnen, so wie die Gräben umher, sind ganz mit Scherben von Krügen bedeckt, und wenn der Leser hört, daß außer dem allen, was er schon so geduldig vernommen, die Krüge nicht allein gefüllt und verschickt, sondern auch wirklich in hiesiger Gegend geformt und gebrannt werden, so muß er zugestehen, daß ein Schriftsteller unmöglicherweise jenem Platze Gerechtigkeit widerfahren lassen kann, wenn nicht jede Zeile seiner Beschreibung, wenigstens einmal, das Wort „Krug“ enthält. Die Geistlichen von Niederselters predigen von Krügen. Das Leben, sagen sie, ist ein ganzer Krug, und der Tod ein zerbrochener; gedankenlose Menschen sind leere Krüge, Trunkenbolde sind lecke Krüge; und ein Mann von vortrefflicher Erziehung, geeignet, in jedem Lande und in jeder Gesellschaft zu erscheinen, ist demzufolge ein Krug, gehörig verstopft und verpicht und versiegelt.

Kriegsscenen aus dem Kaukasus.

Von einem Augenzeugen. (A. d. Allg. Ztg.)

St. Petersburg. Schon einige Jahrzehnte hindurch ertönt das Kaukasusgebirge von Waffengetöse. Die Streitsucht seiner Volksstämme, die ihre wilde Unabhängigkeit hartnäckig gegen Rußlands Macht und Stärke zu vertheidigen suchen, will kein Ende nehmen. Unsere Krieger folgen siegsgewiß ihren unerschreckenen Führern. Die Gebote des Kaisers sind ihnen heilig, und kühn ebnen sich ihre Pfade durch mit Schnee bedeckte Felsenschluchten, welche bis jetzt unzugänglich geblieben. Schon einige Jahre dauert dieser Kampf in der Provinz Daghestan fort, und jedes Jahr unterliegen zahlreiche Rotten jener Bergvölker dem Muth unserer tapfern Krieger. So fiel im Jahr 1832, als unsere Soldaten die Defileen von Gimrin erstürmten, der Rädelsführer Kasi-Mullah, von einem russischen Bajonnet getroffen. Er breitete zuerst in jener Provinz eine neue Lehre aus, die jede Herrschaft, die geistliche ausgenommen, verwarf; vor Allem aber suchte er in seinen Landsleuten religiösen Haß gegen die Russen anzufachen. Nach Kasi-Mullah trat sein treuer Gefährte und Nachfolger, Hamsad-Bek, auf. Er suchte aufs neue die Bewohner im gebirgigen Daghestan, wie im Chanat Awarien aufzuwiegeln. Seine Entwürfe hatten anfänglich guten Erfolg; die der Familie des Chans von Awarien getreuen Anhänger zürnten ihm aber und erschlugen ihn im Metschet von Chunsach. Hamsad-Beks Nachfolger ward ein unzertrennlicher Gefährte des Kasi-Mullah, der Mullah Schamil, der sich bei Erstürmung der Defileen von Gimrin durch die Flucht gerettet hatte. Die in den Jahren 1836 und 1837 durch Schamils aufrührerische Proclamationen neuangefachten Aufstände im nördlichen und südlichen Daghestan wie im Chanat Awarien wurden theilweise durch unsere Truppen in Awarien wie durch Zerstreuung der aufrührerischen Horden im südlichen Daghestan gestillt, der Geist der Anarchie und des Fanatismus aber nicht unterdrückt. Er lebte in Schamil fort, der eifrig die leichtgläubigen kriegerischen Bergvölker aufzuregen suchte. Der Aufruhr gewann sichtlich an Umfang, und es mußten energische Maaßregeln zu seiner Unterdrückung ergriffen werden. Deßwegen operirten im Jahr 1839 zwei Corps: das eine commandirte persönlich der General Golowin, Oberbefehlshaber des kaukasischen Armeecorps. Er dehnte seine Angriffsplane gegen die Bergvölker von der Provinz Kubin bis in das südliche Daghestan aus. Auf die feste, unzugängliche Lage ihrer Dörfer trotzend, widerstanden dessen Bewohner lange unserer Herrschaft. Das zweite Detaschement befehligte der Generallieutenant Grabbe. Er marschirte geradeswegs von der Festung Grosnaja aus gegen die Bevölkerung des nördlichen Daghestan, deren Anführer jener fanatische Schamil war. Die russischen Waffen waren erfolg-

reich. Mehrere glänzende Siege wurden vom General Grabbe im nördlichen Daghestan erfochten; ausgezeichnet unter diesen war der bei dem Dorf Arguani; er machte alle Entwürfe Schamils scheitern und zerstreute seine Rotten. Er selbst warf sich mit einer Handvoll verzweifelter Gefährten in das feste Schloß Achulgo, durch seine Lage in der That uneinnehmbar. Hier aber, vom jähen Kois eingeengt, bereitete Schamil sich und seinen treuen, tollkühnen Mitstreitern ein gewisses Grab.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 14. Juli.

Unsere Julitage sind nicht die schönsten. Der Compaß scheint sich gegen uns verschworen zu haben, und ohne seine freundliche Huld dürfen wir uns auf die Wiederkehr schönerer Tage keine Rechnung machen. Gestern z. B. machte die Windfahne auf dem großherzoglichen Zeughaus Wendungen und Sprünge; allein es waren auch nur Wendungen und Sprünge, welche Alles ungewiß machten, mit Ausnahme der Unbeständigkeit des Wetters, welches die Spaziergänge und die Wirthschaftsgärten verödet und mit der Jahreszeit im kläglichsten Widerspruch steht. Das von Hrn. Köhler auf dem Heiligenkreuzberg veranstaltete Rosenfest mußte zweimal ausgesetzt werden, und auch viele andere Lustpartieen unterblieben. Die gepriesenen Taunusbäder mit ihren Herrlichkeiten ziehen jetzt eben so wenig an *) und man findet daher mehr Genuß darin, hübsch zu Hause zu bleiben und in den Erholungsstunden meteorologische Beobachtungen zu machen. Im äußersten Falle, wenn man dieser Beschäftigung müde ist, geht man in die Gemäldeausstellung des Kunstvereins, um im Gebiete der ewig heiteren Kunst die rauhe Gegenwart vergessen zu lernen, oder man schleicht in die mit Tabaksdampf parfümirten Gesellschaftszimmer der Klubbs, um die Zeitungen des Tages zu lesen und die Abdampfungen der hohen Politik (denn mehr darf man von den besten Zeitungsschreibern nicht fordern) mit gierigen Blicken einzusaugen. Die Politik als Schwester des Schlafes macht früh oder spät ihre Rechte geltend und man hat unbewußt dem Genuß einer sanften nächtlichen Ruhe vorgearbeitet. Wer mehr von dieser wankelmüthigen Göttin verlangt, welche Kronos einst im Zorne mit Einer der Eumeniden zeugte — der hat mit verbundenen Augen gelebt und seine Ohren gegen den Klang der Dinge und sein Wiedertönen im Chor der Zeit verschlossen. Man ist froh, d. h. einfach bürgerlich froh, daß der grausame Cabrera und sein Spießgeselle Balmaseda die französische Gränze überschritten haben, und freut sich noch nebenbei, daß der Deputirte und Dichter Hr. v. Lamartine auf seiner Reise in das südliche Frankreich zu Rismes den Naturdichter und Bäckermeister Reboul aufgesucht und in ihm ein würdiges Mitglied von Galliens Sängerzunft begrüßt hat. Schon diese einzige Thatsache scheint zu beweisen, daß in Frankreich das gesellige Leben sich in andern Formen und nach andern Verhältnissen bewegt, als in unserem lieben Deutschland, welches schon Kant sehr richtig das Titelland nannte. Würde wohl der Dichter und Bäckermeister Vorholz zu Karlsruhe sich einer ähnlichen Ehre je zu rühmen haben? Fast möchte ich es bezweifeln. Ein deutscher Professor der Poesie und Beredsamkeit, der übrigens noch nie gedichtet und Reden gehalten hat, würde es höchst wahrscheinlich unter seiner Würde halten, einen dichtenden schlichten Bäckermeister zu begrüßen und die Poesie gleichsam an der Quelle, d. h. im einfach edlen Gewande der Natur und Wahrheit, aufzusuchen. Gott bewahre! der Mann kennt weder den Pindar, noch den Horaz — wie könnte er dichten? Ganz recht! So dachte man schon zu Gottsched's Zeiten in Deutschland und wird noch lange so denken. Hr. Vorholz bedarf vor Allem eines Titels, um auf dem rechten Rheinufer etwas zu gelten, und diesen sich baldigst zu verschaffen, empfehle ich ihm und seinen, für seinen Ruf besorgten Freunden. Andere Betrachtungen ließen sich noch hinzufügen, doch mögen sie bis zum Eintritt besserer Witterung ausgesetzt bleiben. Jedermann wünscht sie sehnlichst herbei, besonders aber die Besitzer von Felsenkellern und Gartenwirthschaften, welche sämmtlich mit der prüfenden Aufmerksamkeit von Naturforschern den Gang des Barometers und Thermometers zu beobachten scheinen.

*) In Bezug auf Darmstadt mag unser Hr. Korrespondent vielleicht nicht Unrecht haben. Wer aber am verflossenen Sonntag Abend in dem Bahnhofe zu Höchst sich befand und die tausende Vergnügenslustigen daselbst aus den benachbarten Taunusbädern nach Frankfurt auf den zahlreichen Waggons zurückkehren sah, der kann wahrlich nicht behaupten, daß für den Frankfurter die Taunusbäder, besonders das nahe, so wohlthätig auf die Gesundheit wirkende Bad Soden, keine Anziehungskraft besitzen!

Anmerk. des Setzers.

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart.) Kapellmeister Kühner von der 1. Infanterie-Brigade ist mit seiner, aus 25 Köpfen bestehenden Militärmusik auf einer Kunstreise nach Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg und Frankfurt begriffen und wird an letzterem Orte einige Abende in der Ried'schen Mainlust spielen. Wir machen das dortige musikliebende Publikum auf diesen Genuß aufmerksam, denn ein trefflicheres Zusammenspiel ist seit Strauß nicht gehört worden und die aus den schönsten Opern von Kühner arrangirten Potpourri's sind die besten Belege für seine ausgezeichnete musikalische Befähigung, die hier die allgemeinste Anerkennung findet.

(Dressirte Ameisen.) Bertolotto, der Flohbändiger, hat einen Rivalen gefunden. In Kassel kündigt ein Hr. Fiarenzi aus Genua an, daß er »Ameisen« abgerichtet, ihnen gelehrt habe, wie sie in Reih und Glied marschiren, Sturmleitern erklettern und eine Festung, aus Zucker erbaut, zu erstürmen hätten; auch könnten sie auf Commandowort vor einer Feuersbrunst retiriren und dabei Haferkörner, Brotkrumen und Käse-Abschnitzel retten, so daß sie bei dieser Kunst aussähen wie Menschen, die vor dem Feuer ihre Habseligkeiten »unter den Armen« salvirten! Man sage noch, unser Jahrhundert hätte keine großen Männer hervorgebracht: Bertolotto und Fiarenzi verdunkeln die Geister aller Zeiten.

(Der Krönungsbeutel.) In Betreff dieses, bei dem Säkular-festzug zu Ehren der Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt a. M. am 24. Juni von der hiesigen Bäcker-Innung zur Schau mitgetragenen, historisch interessanten Geldbeutels verdient nachträglich eine in Nro. 185 der Didaskalia darüber enthaltene Angabe berichtigt zu werden, nämlich: daß dieser Beutel dem Erringer, als nachherigem Eigenthümer desselben, von dem Bäckerhandwerke nicht verwerthet, sondern von Ersterem dem Handwerke zum Andenken übermacht wurde. Das Geschichtliche darüber wird die zweite Abtheilung des hiesigen »Gedenkbuchs« dieser Frier, welches so viele werthvolle Beiträge in sich faßt, ausführlicher mittheilen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Juli. Die zwei letzten Abtheilungen des Lustspiels: Die Hagestolzen, von Iffland. Vorher geht: Erste Liebelei und erste Liebe, Lustspiel in einem Act, nach Scribe von Th. Hell.

Sonntag, 19. Juli. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Lorbeerbaum und Bettelstab, oder: Drei Winter eines deutschen Dichters, Schauspiel in 3 Abth., nebst einem Nachspiel in 1 Act, von C. v. Holtei. (Gastrolle) Heinrich: Hr. Emil Devrient, königl. sächs. Hofschauspieler zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druk und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 201. Sonntag, den 19. Juli 1840.

Ein Jahr in Frankfurt am Main.

Von

Ludwig Hub.

Keine Stadt mag es wohl geben
In dem weiten deutschen Land,
Die vergnügter weiß zu leben,
Als die Stadt am Mainesstrand;
Jeder Tag bringt Festlichkeiten,
Keiner ohne Lust vergeht
Und es ist zu allen Zeiten
Neues stets auf dem Tapet.

Wem fällt wohl sogleich die ganze
Kette jener Feste ein,
Die zu einem Blüthenkranze
Sich im Jahr' zusammen reih'n?
Fastnacht, Meßlust, Bürgerschießen,
Nickelchens- und Wäldchenstag,
Herbst, Verfassungsfest — verfließen
Unter Jubel und Gelag.

Sonntags geht man gern nach Außen,
Jeder auf verschied'nem Pfad:
Bornheim, Bockenheim und Hausen,
Sandhof, Forsthaus, Niederrad,
Ginnheim, Seckbach und so weiter
Sind das Ziel der Wanderschaft,
Und, den Frohsinn zum Begleiter,
Flieht man engen Zimmers Haft.

Wieder and're Schaaren dringen
In den Hof der Eisenbahn
Und nach Höchst und Mainz und Bingen
Lautet da der Reiseplan.
Soden, Kronthal, Homburg werden
Auch von Wand'rern überschwemmt;
Nach den Werkeltagsbeschwerden
Herrscht die Freude ungehemmt.

Von der Mainlust hör' ich's tönen;
Funk's bewährte Musikschaar
Spielt im Gartenraum, dem schönen,
Und der Himmel lacht so klar.
Unter'm Laubdach, wo den Zecher
Kühle Mainluft mild umzieht,
Trinkt man froh den Sorgenbrecher
Aus dem Keller des Herrn Ried.

Wenn die Zeit der Kirchweihfeste
Sommers erst begonnen hat,
Zählt man oft im kleinsten Reste
Die Bevölk'rung einer Stadt;
Für die Tausende von Seelen
Ist das Dorf nicht groß genug,
Messer, Gabeln, Gläser fehlen
Und man trinkt aus ird'nem Krug.

Im Theater bringt den Abend
Man genußreich stets herum,
Bald an Oettmer's Sang sich labend,
Bald an Weidner's Meisterthum.
Gäste auch sind zu betrachten,
Die mit Recht man »Künstler« nennt:
Heute singt die Fischer-Achten,
Morgen spielt der Devrient.

Zum geselligen Vereine
Ruft Konzert, Gesang und Ball
Und es herrscht beim gold'nen Weine
Lust und Frohsinn überall.
Wer kennt nicht die Bürgerschenken
Brucker, Rupprecht, Laun und Böhm? —
Selbst auf manchen Bierhausbänken
Sitzt sich's jetzt recht angenehm.

Gerstensaft, vom besten, spenden
Schwager, Brauhaus, Pfau und Stift,
Wo man stets aus allen Ständen
Nippende Genossen trifft;

Handwerksbursche und Doktoren
Sitzen eng vereinigt hier,
Niedrige und Hochgeboren,
Ha, ha, ha, beim Seidel Bier.

Ja, es herrscht ein frohes Treiben;
Doch man sey nicht allzuraſch,
Will man anders Eigner bleiben
Einer wohlgespickten Tasch'.
Wer der Freude ohne Ende
Fröhnt und lebt in Saus und Braus,
Dem geh'n vor der Zeit behende
Gern die kleinen Kreuzer aus.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

„Verlaßt Euch auf meinen guten Willen und meine gute Faust, Herr Hainth, wir kennen uns ja länger schon. Ich werde mich nimmer so ungeschickt halten, wie am St. Niklas-Abend vorigen Jahrs, wo mir der Lombarde, den Ihr meinem Dolch empfohlen, entwischte, und ich dafür die schwedische Bestie abmuckste, auf die ich auch, von früherer Zeiten her, einen Span hatte. Ich hätte mit meinen beiden Gesellen schier den verdammten Mistjunker nicht bewältigt, wäre die Klinge seines alten rostigen Schwerts nicht abgesprungen. Und noch im Todeskampf, als ich dem schwedischen Vieh seinen goldgefüllten Seckel abnehmen wollte, gab er mir mit seiner Bärentatze einen Schlag auf die Nase, daß sie zusammenknackte wie eine taube Nuß, und ihr jetzt nur noch die jämmerlichen Ruinen davon seht. Aber wenn Euch Meister Mateo noch im Wege steht, so wißt Ihr ja, daß meine Klinge spottwohlfeil ist. Zwar war der Gewertsche auch einmal mein Kundmann, und ich schone gerne meine alten Gönner, da man sie in kitzlichen Verlegenheiten wieder einmal brauchen kann; aber der Wille eines Herrn, wie Ihr seyd, der so splendid zu zahlen weiß, verdient vor Allem Willfährigkeit."

Meußfenger runzelte bei dieser infernalischen Aufrichtigkeit des feilen Meuchelmörders gewaltig die Stirne, und warf einen tückischen Seitenblick auf den Räuber, den dieser nicht gewahrte. „Mögen es die Heiligen verhüten", war die Antwort des Schreibers, „daß auf mein Begehr Menschenblut vergossen werde, wo es mir zu Nichts nütze ist. Nein, Ralph, ich bin keineswegs mehr gesonnen, Dir einen Dolch für den Lombarden zu bezahlen; er möge allen lüderlichen Junkern, die auf eine künftige Erbschaft prassen, noch lange zum Nutzen und zum Frommen leben. Ich selbst gedenke noch ein gar vortheilhaftes Geschäfte mit ihm abzumachen. Bringe daher nur immerhin Deinen ganzen guten Willen auf die heutige Nacht mit."

„Nennt mich einen elenden Stümper, wenn ich Euch nicht zufrieden stelle."

Der Schreiber kniff die Augen halb zu, und sagte mit einem sonderbaren Lächeln: „Hältst Du Wort, so sollst Du, außer dem bedungenen Lohn, noch 10 Goldgulden besonders haben für Dein Ungeschick am Sankt Niklasabend; denn Du hast mir im Grunde durch Deinen Fehlgriff doch nur einen Dienst geleistet."

„Nun, so wahr in meinem letzten Stündlein mich der Teufel lebendig mit den Zähnen zerreißen wird", lachte Ralph, „so wahr seyd Ihr der wunderlichste Kundmann des willfährigsten Gurgelabschneiders im ganzen Reich."

„Wir müssen uns trennen", sagte jetzt eilfertig Meußfenger, „ich sehe dort Leute kommen. Verabrede Dich mit Deinen Genossen, ich eile zum Hochzeitsgelag zurück, damit meine Abwesenheit nicht allzu auffallend werde."

Hainth hüllte sich tiefer in seinen Mantel, Ralph stützte sich wieder auf seine Krücke, und nahm die mitleiderregende Stellung eines krüppelhaften Bettlers an. Beide gingen nach verschiedenen Richtungen der Stadt zu.

Olav lag noch eine geraume Zeit hinter der Hecke, in starrem Entsetzen befangen. Während des Zwiesprachs der beiden Ungeheuer, welchen er als ungeahnter Zeuge mit anhören mußte, hatte sich sein Haar emporgesträubt, kalter Angstschweiß war ihm über das erbleichte Gesicht geronnen, ob der gräßlichen Dinge, welche er hier vernahm. Und als die beiden Männer verschwunden waren, trauete er seinen Sinnen kaum, ob ihn nicht ein fürchterlicher Traum quäle und ängstige. Aber nein, es war Wahrheit, es war Wirklichkeit. Noch gellten ihm die Worte des schrecklichen Ralphs in den Ohren; noch entsann er sich genau der blutgierigen, mit der sanftesten Stimme ausgesprochenen Worte seines Treuenhänders.

Und mit dem hellen Bewußtseyn, daß er wache und nicht träume, kam eine unaussprechliche Angst über den Knaben. Was sollte er thun? — Sollte er Hainth Meußfenger, seinen vermeintlichen Freund und Fürsorger, den Einzigen, der sich seiner und Ulrikens anscheinend angenommen hatte, sollte er diesen verrathen? Sollte er Herrn Berthold, den Wollenweber, den Vater der kleinen lieben Bertha, der ihn sonst so oft geliebkost hatte, sollte er ihn ermorden lassen? — Sein ganzes Seyn empörte sich gegen diesen Gedanken. Es war ihm klar geworden, daß Meußfenger ein gräulicher Böserwicht war; aber er hatte für ihn und seine Schwester augenscheinlich gesorgt. Der fürchterliche Ralph dagegen war der Mörder seines Oheims, vielleicht auch der seiner Mutter, — schwankend zwischen Wollen und Nichtwollen, schlich der Knabe nach der Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsscenen aus dem Kaukasus.

(Fortsetzung.)

(St. Petersburg.) Das von General Golowin im südlichen gebirgigen Dagbestan operirende Armeecorps concentrirte sich am Aul Hafra. Hier wurde am 7 Junius ein feierliches Gebet um Verleihung glücklichen Erfolgs für unsere Waffen gehalten; die Generalität, die Stabs- und Oberoffiziere speisten zu Mittag bei dem Corpscommandanten, die Soldaten verbrachten den ganzen Tag froh im aufgeschlagenen Lager. Am 9. Junius rückte das Truppencorps längs dem Samur vor, und stieß noch denselben Tag bei Zuchur auf den Feind. Mehrere Tage nach einander zogen sich die Lesghier vor uns zurück, bis sie die Höhen von Adschiahur gewonnen hatten. Diese unerklimmbaren Felsen dehnen sich am Samur aus, und waren schon in alten Zeiten als unbesiegliche Schutzmauer berühmt, hinter welcher die Bewohner am Samur sich für sicher hielten

und alle unsere Drohungen verachteten. Am 11. Jun. standen wir vor diesen gräßlichen Höhen und sahen sie von den Schaaren der wilden Lesghier ganz bedeckt. Wie die untern Flußbewohner selbst angaben, belief sich deren Anzahl auf zehntausend Mann. Unsere Gegner hatten diese Höhen mit einigen Schichten Steinen besetzt und hatten noch andere Haufen Steine zusammengetragen, die sie gegen ihre Angreifer schleudern wollten. Diese Vorbereitungen hatten sie schon seit Monaten getroffen und sich so zum hartnäckigsten Widerstand gerüstet, in der vollen Hoffnung, wir würden sie nicht besiegen können. Die Höhen von Adschiahur bilden in der That einen so drohenden Vertheidigungspunkt, daß er in unserm Besitz unbezwingbar gewesen wäre. Den ganzen 11. Jun. hindurch ertönten die Lüfte von dem wilden Kriegsgeschrei des Lesghier, wodurch sie sich zur Gegenwehr anfeuerten und nach Weise der Wilden schon zum voraus ihren Sieg feierten. Sie traten aus ihren Schlupfwinkeln heraus, schwangen die Säbel, sandten uns eine Unzahl von Kugeln und Schimpfworten herab, während unsere Soldaten, alles dieß nicht beachtend, ruhig auf ihren Posten standen, und nur aufs Commando des Chefs harrten, um die Höhen zu ersteigen, die Verschanzungen mit dem Bajonnet zu säubern.

Noch am Spätabend dieses Tages gab der Corpscommandant Befehl zu Sturm. Es wurden dazu einige Compagnien des Tiflis'schen Jägerregiments ersehen. Unter Hurrahrufen erklimmten sie Falken gleich die steilen Felsen: oben, fast in den Wolken stehend, erwarteten sie die zum Kampf bereiten Lesghier. Bald hörte man unten Salven von Flinten — einen Hagel von Kugeln als Antwort. Das Armeecorps war mittlerweile unten im Thal und auf den weniger bedeutenden Höhen vertheilt. Man wußte lange nicht, welcher Theil den andern besiegen würde; doch unsere unerschrockenen Jäger, von ihren heldenmüthigen Offizieren geführt, drangen muthig in die feindlichen Verschanzungen und warfen die Lesghier auf allen Seiten mit dem Bajonnet. Diese waren so bestürzt, daß sie zum zweitenmal ihre Gewehre nicht zu laden vermochten. Der Schrecken der muthigen Gebirgsbewohner war unbeschreiblich; es schien ihnen, als wären die Russen aus den himmelhohen Felsen hervorgewachsen; sie flohen, ohne umzublicken, Schrecken unter den Ihrigen verbreitend.

So wurden durch die bewunderungswürdige Tapferkeit unserer Krieger die bisher unzugänglichen Höhen von Adschiahur, die zum Herzen Süd-Daghestans führen, genommen. Obgleich die Lesghier sich nach diesem unglücklichen Versuch an vielen Punkten in ziemlich bedeutenden Haufen wieder sammelten, wagten sie es doch nicht, ihre breiten Stahldolche mit dem Tula'schen Bajonnet der russischen Soldaten zu messen. Am 13. Junius erschienen Deputirte von ihnen, welche um Schonung baten, ihre Bereitwilligkeit erklärend, alle unsere Forderungen zu erfüllen und uns auf immer unterwürfig zu bleiben.

(Schluß folgt.)

Oeffentliche Denkmale in Frankfurt a. M.

(Frankfurt, 7. Juli.) Ein rheinländisches Blatt enthält nachstehenden Correspondenzbericht aus unserer Stadt: „Ueber den Gebrauch, das Andenken an die berühmten Männer der Vorzeit durch Errichtung von Denkmalen auf öffentlichen Plätzen zu feiern, ist, besonders in der letzten Zeit, schon manches tadelnde Wort, in Ernst und Ironie, die meistentheils der Schmähsucht zur Maske dienen mußten, laut geworden. Der Tadel, in der einen und der andern Richtung, müßte gebilligt werden, wenn sich jene gefürchtete Monumentomanie einstellen wollte, die der Arroganz und dem Barocken ihre Huldigungen darbringen möchte, wie die Ehrensäbel- und Pokal-Wuth noch frischen Angedenkens. Es möchte aber gewiß in jedem Betrachte zu rechtfertigen seyn, daß einer Nation die Heroen und großen Erscheinungen ihrer Geschichte in erhabnen Monumenten vor Augen gehalten und in solcher Weise in stäte, lebendige, tief eingreifende Berührung mit dem Nationalgefühle gebracht werden, auf welchem die moralische Kraft der Staaten wesentlich beruht. Der öffentliche Platz werde zum Ahnensaale des Volkes; hier wird sich die heilsame Influenz seiner Geschichte kräftiger und wirksamer bewähren, als durch verflüchtigendes Memoriren von Namen und Jahreszahlen. Opulenten Städten liegt es ob, solches patriotische Werk zu unterstützen und zu fördern. Frankfurt ist daran, seinen Tribut beizutragen. Dem Portale des Domes gegenüber wird sich das Standbild Carl's des Großen (von Wendelstädt Sohn) erheben; auf dem Roßmarkt das Launitz'sche Monument, geweiht der Verherrlichung der weltbeglükkenden deutschen Erfindung der Buchdruckerkunst; an einer andern schönen Stelle der Stadt die Statue Goethe's. In der Stadtbibliothek besitzen wir schon eine von dem Mailänder Marchesi gefertigte marmorne Goethe-Statue, ein vollendetes Meisterwerk, eine wahre Zierde unserer Stadt, ein Geschenk dreier Bürger, die in solch edler Weise ihre Verehrung für die Manen ihres großen Landsmannes darlegten. Allein auch Frankfurts Einwohnerschaft will nicht zurückstehen, das Andenken an den deutschen Dichterfürsten, der hier das Licht der Welt erblickt hatte, durch die Errichtung eines gleich würdigen Monumentes zu feiern. Bereits vor einigen Jahren waren die zu diesem Zwecke erforderlichen Geldmittel durch Unterzeichnungen, die einen Betrag von 28,000 Gulden lieferten, zusammengebracht worden. Der Däne Thorwaldsen, dem die Fertigung des Modelles zu dem Goethe-Monumente anvertraut worden, hat seine Vorarbeiten vollendet; und nun soll, wie man vernimmt, zur Ausführung des Planes geschritten werden, der uns ein erhabenes Kunstwerk verheißt. An einer bezeichneten Stelle wird sich des großen Dichters Standbild in Erz erheben; es stellt ihn, in der erhabenen rechten Hand einen Griffel, in der Linken eine Schreibtafel haltend, in aufrechter Haltung auf hohem Postamente dar; Thorwaldsen's erster Plan, der Goethe-Statue eine sitzende Stellung zu geben, hatte durch Marchesi's gleiche Wahl jene Abänderung erfahren müssen, bei welcher übrigens der imposante Eindruck des Ganzen nichts verlieren wird. Die Errichtung der Statue Carl's des Großen, den Frankfurt wohl als seinen Gründer betrachten kann, hat unser Kunstverein übernommen, der auch im Plane haben soll, die Commemoration an berühmte Frankfurter, deren Namen einen allgemein nationalen Klang haben, durch Aufstellung von Denkmalen unter dem Volke wach zu erhalten. Zur Aufbringung der auf 25 bis 30,000 fl. veranschlagten Summe für die Ausführung des Launitz'schen Monumentes zur Feier der Erfindung der Druckkunst sind seit einigen Tagen mehrere Subscriptionslisten unter der Einwohnerschaft unserer Stadt in Circulation, und wie ich höre,

entspricht der Erfolg allen Erwartungen; die Unterzeichnungen geschehen für dreimalige Beiträge, die in den nächsten drei Jahren zu erheben sind, oder ein- für allemal. — Der Ausstellung von Druckwerken, die am vorigen Sonntage geschlossen worden, wird demnächst in dem nämlichen Locale eine Exposition der Fahnen und Embleme, mit welchen unsere Zünfte den Festzug am 24. Juni so reich ausschmückten, folgen. Man darf wohl einen überraschend schönen Anblick erwarten. Ein Eintrittspreis von 6 Kr. ist theils zur Mäßigung eines sonst allzu stürmischen Andranges, theils aber auch in der Absicht bestimmt worden, mit dem einen Drittel des Ertrages ein noch sehr unbedeutendes Desicit der Festkosten zu decken und die beiden andern Drittheile an die Armenkasse und dem neuen Denkmal-Comité zu überweisen, auf daß auch in dieser Beziehung unsere typographische Jubelfeier eine wohlthätige Wirkung übe. Die officiellen Kosten unseres Säcularfestes belaufen sich im Ganzen auf nur etwa 12,000 Gulden."

Korrespondenz.

Marienberg, bei Boppard a. Rhein, im Juli.

Durch das rastlose Bemühen seines Besitzers, des Hrn. Dr. Schmitz, ist das ehemalige Damenstift Marienberg nach genialem Plane mit Anfang vorigen Jahres zu einer Wasserheilanstalt eingerichtet und gleich nach Eröffnung zahlreich, selbst vergangenen Winter hindurch von Kranken besucht worden und mit Recht darf man sagen, Marienberg verspricht die ansehnlichste und eine Musterheilanstalt, wenigstens für das westliche Deutschland, zu werden; denn nicht allein entspricht es vom Wasser bis zum Arzte, also dem Wesentlichen, aufs Beste, sondern auch dem scheinbar Unwesentlichen in Bezug auf Lage, Räumlichkeit, Ordnung in der Administration, und ist selbst den Unbemittelten zugänglich gemacht worden. Die in diesem Institut Geheilten sind von Freude und Dankbarkeit ergriffen und verkünden die Preiswürdigkeit desselben mit unaffektirter Wärme; auch Schriften, wie der im In- und Auslande, namentlich auch in Rußland, England, Holland, Belgien, Frankreich, selbst in Nordamerika verbreitete, von Dr. Schmitz redigirte »Wasserfreund«, eine zeitgemäße Wochenschrift für den Laien, wie für den Arzt, erzählen die herrlichen Leistungen, welche hier in dieser kurzen Zeit geschehen, dem Unternehmen Ruhm gebend und Freunde erwerbend. Aus genannten Ländern sind Patienten hier und mehrere noch werden laut Anmelde-Briefen erwartet; fast täglich bringen die Dampfboote neue Kurgäste und geht es so fort, so wird bald das große, zur Aufnahme für etwa 300 Gäste eingerichtete, stattliche Kurhaus mit Bewohnern angefüllt seyn. Marienberg, ein weitläuftiges, imposantes Gebäude, von dem man die reinste Bergluft und herrlichste Aussicht über das alte Boppard und auf den belebten, grotesk beuerten Rhein genießt, liegt dicht an der Poststraße nach Trier, 200 Schritte hinter Boppard, auf einem etwa 80 Fuß hohen Hügel, am Fuße des, mit Eichen- und Buchenwäldern besetzten, quellenreichen, aus Thonschiefer aufgebauten Hundsrückens, umgeben von Gärten, Fruchtfeldern und Weinbergen, isolirt, etwas versteckt, Stille und Friede verheißend, in wildromantischer Berggegend, die mit ihren Herrlichkeiten den Kurgast, die schöne Natur zu genießen, heraus auf die Berge und in die Thäler zu kommen fordert. Hr. Dr. Schmitz, der Eigenthümer, Director und Arzt dieser Heilanstalt, ein feingebildeter, höchst achtbarer Mann, ist nicht nur von den Aerzten seiner Gegend, die theilweise Widersacher seines Instituts seyn mögen, sondern auch von dem größern ärztlichen und gelehrten Publikum als ein wissenschaftlich gebildeter, in sonstiger Praxis rühmlichst geübter Kollege anerkannt. Als Wasserarzt ist er unstreitig einer der tüchtigsten Schüler des Meisters auf Gräfenberg, ja er dürfte diesen insofern übertreffen, als von ihm das Mittel nach wissenschaftlich gestellten Indikationen angewendet und gelehrt wird, ein Umstand, der wohl zu beherzigen; daher lernt man auch in seiner Anstalt das Wie, Wo und Wann, wie das Wasser allein und wie nicht, wie nicht immer das kalte Wasser es allein thut, was so viele Laien und die meisten der Aerzte wähnen, — wie jene die Sache nur oberflächlich, letztere oft noch weniger als erstere kennen oder theilweise gänzlich übersehen haben und sie daher einseitig und ohne Beruf ausschreien. Viele Aerzte sind sogar so weit gegangen, nur die Kälte allein als das wirksame Princip anzusehen, die Nothwendigkeit der Wasserheilanstalten zu bezweifeln oder zu verdächtigen und wahrlich zu voreilig die Apotheke mit dem Wasser in Verbindung an's Krankenbette zu bringen. Aber nach Hörensagen eine individuelle Meinung als Richtschnur für das Urtheil über eine Sache öffentlich bekannt und geltend machen zu wollen, ziemt nicht dem vorurtheilsfreien Mann. Erfahrung, ein mehr als stündiger Aufenthalt in einer Wasserheilanstalt, ein Mitarbeiten, ein Zusammenleben mit den Kranken, ein Selbstgebrauch der verschiedenen Anwendungsformen des Wassers, das berechtigt; Etwas zu sagen. Die wenigsten Aerzte, und das sind gerade die, welche Zeter schreien, haben diese Erfordernisse, oder wollen sich ihrer nicht bedienen und ziehen es vor, ohne Weiteres über das Ganze ein absprechendes Urtheil von sich zu geben. Schenkte ihnen das Publikum Gehör, so würde durch sie diese einfache, nützliche, der Natur des Menschen und selbst der Natur der Medizin so adäquate Sache ruinirt werden. Aber so hält der gesunde Menschenverstand sie fest und diesmal wird das Volk der Reformer, das sich, an die Thatsachen haltend, gewiß nicht irren lassen wird.

Hofrath Dr. Ruppius, Arzt in Freiburg im Breisgau.

Mannichfaltigkeiten.

(Danzig, 10. Juli.) Reisende, welche aus Ostpreußen kommen, erzählen, daß in Heilsberg ein beklagenswerthes Ereigniß stattgefunden habe. Die Stadt liegt bekanntlich an der Alle, welche dort hohe Ufer hat, die durch Barrieren von der dicht daneben führenden Straße getrennt sind. Einige fünfzig Kinder, aus der Schule kommend, sahen dort dem Holzflößen im Flusse zu und lehnten sich theils an die Barriere, theils saßen sie auf derselben, als diese brach und mit den Kindern in den Fluß hinabstürzte. Ein Theil der Kinder soll ertrunken seyn, Andere sollen durch den Fall auf das im Wasser schwimmende Holz theils schwerer, theils leichter verletzt, und dadurch viele Elternherzen mit tiefem Schmerz erfüllt worden seyn.

(Frankfurt.) Vor Kurzem hielt das Göthemonuments-Comité wieder einmal eine Sitzung. Zwei Modellskizzen des Monuments, in sitzender und stehender Stellung, wurden vorgelegt, für letztere sprach sich aber Thorwaldsen selbst aus. Der alte Meister dürfte nun wohl bald Hand an's Werk legen. Unterdessen werden die Subscriptionen für das Göthemonument vollends eingesammelt werden; sie betragen an 25,000 fl.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 19. Juli. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Lorbeerbaum und Bettelstab, oder: Drei Winter eines deutschen Dichters, Schauspiel in 3 Abth., nebst einem Nachspiel in 1 Act, von C. v. Holtei. (Gastrolle) Heinrich: Hr. Emil Devrient, königl. sächs. Hofschauspieler zu Dresden.

Montag, 20. Juli. Zampa, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Musik von Herold. (Gastrolle) Zampa: Hr. Pischek.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 202. Montag, den 20. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

V.

Im Hause des Großhändlers Wirhäuser hatte sich in kurzer Zeit, seit der Ermordung des Schweden Torkelson, Vieles geändert. Die launische Glücksgöttin hatte, nachdem sie ihm eine geraume Zeit den Rücken gekehrt, und ihn dem Verderben preisgegeben zu haben schien, plötzlich unvermuthet sich ihm wieder zugewandt, und war ihm nun günstiger als je.

Das Gerücht, welches sich verbreitet hatte, daß ein Gewandhaus in der süddeutschen Handelsstadt Augsburg, in welchem ein großer Theil der Fabrikate des angesehenen Wollenwebers aufgeschichtet lagen, abgebrannt sey, fand sich als unstatthaft. Zu gleicher Zeit gingen bei dem Großhändler von bösen Schuldnern bedeutende, längst verloren gegebene Summen ein, und gaben seiner Kasse neuen Schwung. Wirhäuser machte natürlich aus allen diesen günstigen Ereignissen den vortheilhaftesten Gebrauch, und sein Kredit stand wieder felsenfest, trotz aller Ränke und Winkelzüge des verschmitzten Meußfengers. Und was seinem wiedergekehrten Glück die Krone aufsetzte, und seinen Schreiber zur Verzweiflung und zu finstern Plänen trieb, war, daß er förmlich um die Hand der schönen Guda, seiner Schwägerin, angehalten, und das Jawort erhalten hatte.

So war der Hochzeitstag herangerückt und wurde nun mit allem Luxus und aller Pracht damaliger Zeiten gefeiert und verherrlicht. Die vornehmsten Geschlechter der Stadt, viele Edelleute der Umgegend, mit ihren Frauen und Fräuleins, wohnten als fröhliche Gäste dem Feste bei.

Als der feierliche Akt der Trauung in dem Dom des St. Bartholomäusstifts vollzogen war, begaben sich die stattlichen Herren und edlen Frauen und Jungfrauen in grellfarbigen und bunt aufgeputzten Feierkleidern, wie es die damalige Mode erforderte, paarweise nach der Trinkstube, zur goldenen Schmiede geschildet, woselbst ein herrliches Mahl sie erwartete. Nachdem man bei Tische guter Dinge gewesen, und sich's wohl hatte seyn lassen, zog der jüngere Theil der Gesellschaft, in fröhlichen Reihen, hinüber nach Sachsenhausen in das deutsche Haus. Und die jungen ritterlichen Gesellen führten mit den anmuthigen Jungfrauen und jungen Frauen vor den ihnen befreundeten Deutschherren drei Geschlechtertänze auf. Nach dem ersten Tanz kredenzte man ihnen firnen Wein und reichte Semmel herum, nach dem zweiten wurde weißer Wein und Konfect spendirt, zuletzt kam rother und Lebkuchen.

Das fröhliche Hochzeitgelag zog nun wieder zurück über die Mainbrücke, der Fahrgasse entlang, und kehrte in dem Antoniterhof ein, woselbst abermals drei Tänze gehalten und die Gesellschaft mit firnen Wein und neuem Wein, mit Braten, Häringen und gesalzenen Pricken reichlich bewirthet wurde. Von da aus ging's zu der nachbarlichen Behausung der Neuvermählten, Braut und Bräutigam wurden beglückwünscht und mit bereitgehaltenen Kleinigkeiten beschenkt. Unter dem Vortritt buntgekleideter Stoßpfeifer und Zinkenbläser zog nun alles, was zum Brautgelag gehörte, nach dem Garten des Bräutigams, auf dem Röderberge, zwischen Bornheim und dem Mainstrome gelegen. Da vertrieb man sich mit allerlei Kurzweil die Zeit. Von dem jüngeren Theil der Anwesenden wurde Haschens gespielt und Pfänder gelöst; der ältere unterhielt sich mit ernsthafteren Dingen, von dem nahen muthmaßlichen Ausbruch der Fehde zwischen den Städten und dem gefürchteten Ritterbund, die brummenden Löwen benannt, und von der Unstatthaftigkeit des Kaisers Wenzeslaus, der seinen getreuen Städten viel versprach und wenig hielt; hierbei vergaß man nicht, die bittern Anmerkungen mit Malvasier reichlich hinunter zu spülen.

Endlich gegen Abend kamen die Gäste zur Stadt zurück, und zogen wieder paarweise, in der bisher beobachteten Ordnung, nur etwas schwankenderen, unsicherern Fußes, wegen des allzureichlich genossenen Weines, nach den Trinkstuben zur goldenen Schmiede. Die Tafel, gedeckt mit farbig geränderten, blüthenweißen Linnentüchern, und mit den beliebtesten, ausgesuchtesten Speisen besetzt, lud die Gäste zum Abendessen ein. Da fehlte es nicht an feisten Braten aus den Hirschgräben, geröfteten Picklingen mit Leipziger Senf, an gepfeffertem Kuheuter, Salmen mit gebratenen Zwiebeln, Schinken, geschmortem Aal, geräucherter Rindszunge, gesalzenen Pricken und dergleichen gaumen- und durstreizenden Speisen mehr. Daneben wurde das Kelchglas, mit goldblinkendem Nierensteiner gefüllt, nicht vergessen. Die Gesellen tranken sich zu und brachten sinnige Trinksprüchlein aus. Zum Nachtisch wurde Sekt kredenzt, und Kuchen, Mohnklöse, süße Fladen und ein köstlicher Mandelkäs aufgetragen, welch letzterer von drei jungen Frauen aus den reichen Geschlechtern derer vom Goldstein zum Thurm, Knoblauchen und Glauburgen bereitet, und dafür von jedem der anwesenden

Gesellen mit einem Kuß belohnt worden war; denn also brachte es die Sitte mit sich.

Jetzt riefen die Stoßpfeifer zum Tanze, und die Gamba klagte unter ihrem Fidelbogen, die Pauke wirbelte, der Bombard schnurrte, die Pfeife tönte gellend dazwischen. Und bei dem Gelärm der Instrumente wogte Alt und Jung im deutschen und ungarischen Tanze wild und wirr durcheinander, bis der Hahn den nahen Morgen verkündete.

Während die stattlichen Hochzeitgäste mit glühendem Antlitz und freudestrahlenden Augen in der großen Tanzstube sich drängten, und bei Wein und Tanz die Fröhlichkeit auf den höchsten Grad sich gesteigert hatte, stand das junge Ehepaar in der Fenstervertiefung eines anstoßenden einsamen Zimmers in traulichem Gekose beieinander. Er bat sie nun, sich mit ihm zu entfernen, was sie nach einigen Widerreden auch that. Unten, an der Treppe angekommen, bestiegen sie eine Sänfte, und in den Biegungen der Straßen verscholl bald ihren Ohren der Lärm der zurückgelassenen Gäste.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsscenen aus dem Kaukasus.

(Schluß.)

Nach diesem, durch seine Folgen so wichtigen Siege rückte unser Detaschement längs dem Ufer des Samur bis zum Dorf Achta vor, wo es am 17. Juni ein Lager bezog und ungesäumt zum Bau eines Forts schritt, zu dem der Corpskommandeur den geeignetsten Punkt auswählte. Hier blieb das Detaschement ruhig, wie in seiner Heimath, mehrere Wochen stehen, führte unterdessen den Bau des Forts aus, so wie einen neuprojectirten Weg auf Kutul und Jemesfui nach Kachetien. Der Corpskommandant mit seinem Stab lagerte auf einem abschüssigen Felsvorsprung, ungefähr eine Werste vom Ufer des Samur, in den den Einwohnern von Achta gehörigen Gärten. Unsere Soldaten hatten an nichts Mangel, ruhten aus, belustigten sich auf ihre Weise. Unser Lager, mitten im Lande kriegerischer Volksstämme, war von einer wildromantischen Gegend beherrscht. Himmelhohe, steile Gebirge umgaben uns, Fruchtbäume beschatteten unsere Zelte. Die Bewohner von Achta und der umliegenden Dörfer sahen anfangs mit feindseligstem Blick auf die ungebetenen Gäste, doch bald gewöhnten sie sich an uns, fingen an, in unser Lager zu kommen, wurden endlich so vertraut mit uns, daß sie uns verschiedene Sachen und Lebensmittel zum Verkauf brachten. Die Einwohner von Achta und dem benachbarten Dorfe Meskendschi sind überaus geschickte Seiltänzer. Sie steckten in unserm Lager Stangen auf, spannten ein Seil aus und tanzten auf demselben. Ihre künstlichen Sprünge zogen jedesmal eine Menge neugieriger Einwohner und viele von unsern Soldaten herbei; Letztere lassen nicht gerne eine Gelegenheit vorübergehen, wo sie sich belustigen können.

Eines der schönsten Feste im Lager am Samur begingen wir am 7. Juli, am Geburtsfeste unsers geliebten Kaisers. Gegen zehn Uhr Morgens begab sich unser Corpskommandant mit seinem ganzen Stabe, von einer zahlreichen Ehrenbedeckung grusinischer Fürsten, Linien-Kosaken, Kurden und den in den Milizen der verschiedenen tartarischen Bezirke befindlichen Aeltesten bestehend, in's Lager des Hauptdetaschements, eine Werste vom Hauptquartier entfernt. Dort wurde ein gemeinschaftliches Gebet abgehalten, und nach dessen Beendigung die Hymne für langes Wohlergehen des Kaisers und seiner ganzen erhabenen Familie gesungen, begleitet von einer Salve von 101 Kanonenschüssen. Um drei Uhr Nachmittags speiste die Generalität und das höhere Offiziercorps bei dem Corpscommandeur zu Mittag, der Tisch war in zwei großen Zelten servirt. Die Soldaten wurden neben dem Zelte des Befehlshabers an eigens dazu erbauten Tischen von Rasen gespeist. Zu Ende des Mahls wurden Toast's auf's Wohlseyn aller Glieder des erhabenen Kaiserhauses ausgebracht. Während der Mahlzeit spielte Militärmusik, an verschiedenen Orten aufgestellte Sängerchöre erfüllten die Luft mit russischen Liedern. Haufen von Bewohnern des Dorfes Achta von jedem Alter, durch Neugier herbeigezogen, standen in einiger Entfernung von den Speisenden und beobachteten schweigend die Lustigkeit und Freude ihrer Besieger. Nach Tische begannen allerlei frohe Spiele in unserm Lager, die bis zum späten Abend dauerten; drei Tänzer ergötzten unter den Tönen ihrer Nationalmusik, die unsern Ohren freilich gar unharmonisch und schneidend klang, die Zuschauer durch ihre Sprünge und Possen auf dem Seile. Die Haufen der versammelten Eingebornen näherten sich uns allmählich und bildeten endlich eine allgemeine Gruppe. Unsere Grusinier und Tartaren, endlich die Eingebornen selbst tanzten in einem kleinen Kreise den Volkstanz und die Lesginka. Es war für uns Russen ein froher Anblick, die getreuen Unterthanen unsers Kaisers sich gemeinschaftlich mit den wilden Lesghiern, die noch kurz zuvor ihre Dolche gegen uns gewetzt hatten, vergnügen zu sehen. Am bemerkenswerthesten war der Tanz eines Lesghiers mit zwei Dolchen. Die Einwohner brachten eine Menge Kinder und Knaben mit, die sich mit den übrigen zusammen drehten und tanzten. Nach ihren Sitten ist es der Beweis des größten Vertrauens, wenn sie ihren Kindern gestatten, an öffentlichen Lustbarkeiten eines fremden und noch dazu andersgläubigen Volkes theilzunehmen. Dieser Jubel dauerte unter Musik und Tanz bis zur anbrechenden Nacht fort. Dann stieg eine Rakete in die Luft, ein Signalschuß ertönte, dessen hundertstimmiges Echo in den Gebirgen widerhallte, die Abendtrommel ward gerührt, das Abendgebet gehalten und die Versammlung ging langsam auseinander. — So ward der Geburtstag unsers Monarchen friedlich und froh von einem Detaschement russischer Truppen, am Ufer des Samur, im feindlichen Lande der Lesghier, begangen.

Einundzwanzig weniger eins.

Dem Grafen G... ist etwas Merkwürdiges begegnet.

Seit langer Zeit wünschten ihn seine Freunde und seine Familie zu verheirathen, er wollte sich dazu aber durchaus nicht verstehen; selbst seinen vertrautesten Freunden war es nicht möglich, den Grund seines Widerstrebens zu errathen.

„Liebst Du denn die Frauen nicht?"

„O doch so ziemlich."

„Hast Du eine Abneigung gegen die Ehe?"

„Im Gegentheil, ich finde Verheirathete minder langweilig, als Unverheirathete."

„Fürchteſt Du die Sorge mit Kindern?"

„O nein, ich habe Kinder gern."

„Nun, weßhalb heirathеſt Du denn nicht?"

Hier erfolgte keine Antwort mehr.

Eine Dame, die mit dem Eheſcheuen befreundet war und wußte, daß er der eigenſinnigſte Menſch ſey, ſetzte nicht geringern Eigenſinn daran, ihn doch zum Ehemanne zu machen. Sie intereſſirte ſich ſehr für ein Fräulein Henriette von M., ein junges Mädchen ohne Vermögen, aber von einer wahrhaft idealen Schönheit, einer Schönheit, die vollkommen geweſen wäre, hätte die junge Dame nicht einen etwas großen Fuß gehabt.

Der Graf hatte das Fräulein noch nie geſehen, und bei den erſten Worten, die er von ihr hören mußte, ward ſeine Miene ernſt und faſt unwillig: „Gnädige Freundin," bat er die Dame, „quälen Sie mich nicht ſo ungnädig, ich hatte ſchon oft die Ehre, Ihnen zu verſichern, ich gedenke in den Himmel zu kommen, ohne das Glück der Ehe, dieſen Himmel auf Erden, wie ihn alle Heirathsſtifter nennen, gekoſtet zu haben."

„Aber was bewegt Sie dazu? Sie ſind reich, Sie ſind ſchön und unabhängig — wollen Sie nun, ein kalter Egoiſt, Alles im Leben für ſich allein genießen?"

Der Graf ſchwieg, wie er ſtets zu ſchweigen pflegte, wenn man über dieſen Gegenſtand in ihn drang; ſeine Freundin gab dem Geſpräche eine andere Wendung, verlor aber ihr Ziel nicht aus den Augen. Sie wußte, der Graf habe in früher Jugend ein inniges Verhältniß mit einem ſchönen Mädchen gehabt, und dachte, er habe ſich nun durch irgend einen Eid, wie ihn Leidenſchaft wohl fordert und gewährt, am Sterbebette ſeiner Geliebten — denn ſie, der ſeine erſten Seufzer galten, lebte nicht mehr — verpflichtet, nie zu heirathen. Sie wollte darüber im Klaren ſeyn, und ſprach deßhalb ausführlich und gelehrt über die Treue, die Liebende einander ſchuldig ſeyen, und welche Eide gehalten werden müßten, welche man ſich erlaſſen könne.

Der Graf lächelte, und mußte doch zugleich ſeufzen. Seine Gegnerin merkte daraus, ihre Vermuthung ſey gegründet, und er habe ſich durch ein Verſprechen gebunden. Es gelang ihr, ihm nach langem Parlamentiren abzulocken, was er ſeiner Geliebten gelobt hatte.

„Es iſt wahr", beichtete er ihr endlich, „meine Geliebte forderte von mir, ehe ſich ihre ſchönen Augen auf ewig ſchloſſen, einen Eid, den ich ſo treu oder, wenn Sie lieber wollen, ſo närriſch bin, zu halten."

„Und wie lautet dieſer fürchterliche Eid?"

Mit erzwungenem Lächeln erzählte er nun, ſeine Geliebte habe von ihm verlangt, er ſolle nicht wieder heirathen, wenn er nicht eine Braut finde, die in ſich einundzwanzig Vorzüge verſchiedener Art vereine.

„Einundzwanzig Vorzüge!" rief die Dame. „Ach, mein Gott, da ſterben Sie freilich als Hageſtolz; da hätte Ihnen das liebe Kind lieber gleich das Heirathen ganz verbieten ſollen. Sie hätte Ihnen dann mindeſtens die Mühe erſpart, ſich mit Suchen dieſer einundzwanzig Vorzüge abzuquälen. Wo ſoll man eine ſolche Sammlung moraliſcher Vorzüge finden?"

„Es war von phyſiſchen die Rede, meine Gnädigſte."

„Von phyſiſchen? das iſt faſt noch ſchlimmer. Und hatte Ihre Schöne dieſe einundzwanzig Vorzüge?"

„Nein, nur zwanzig."

„Und welcher Art müſſen die einundzwanzig Vorzüge ſeyn, deren Beſitz Sie von der Glücklichen fordern, die Ihren Namen tragen ſoll? Wollen Sie die Güte haben, mir ſie zu detailliren?"

„Sie haben nur zu befehlen," antwortete der Graf lächelnd; „zuerſt ſind es drei weiße, drei ſchwarze und drei rothe."

„Drei rothe, drei ſchwarze und drei weiße Vorzüge? Sie brauchen deren alſo von allen Farben? Aber was verſtehen Sie denn um's Himmels willen unter einem ſolchen colorirten Vorzug?"

„Setzen Sie ſtatt Vorzug das Wort Sache, und Sie verſtehen mich vielleicht beſſer."

„Schön; alſo Ihre Frau muß drei Dinge roth, drei ſchwarz und drei weiß haben."

„Ganz richtig; dann drei Dinge lang, drei ſchmal, drei fein und drei klein."

„Und Ihre Geliebte hatte dieſe einundzwanzig Dinge?"

„Ich habe ſchon die Ehre gehabt, Sie zu verſichern, daß ſie ſehr ſchön geweſen, doch hatte ſie nur zwanzig davon."

„Und doch hätten Sie ſie geheirathet?"

„Ja... wenn ſie nicht geſtorben wäre."

„Beſuchen Sie mich doch morgen um dieſe Zeit wieder, Herr Graf."

Am Abend dieſes Tages muſterte die Dame Fräulein Henriette äußerſt genau. Sie fand an ihr die gerühmten drei weiſſen, drei ſchwarzen, drei rothen Dinge und alles Uebrige.

Weiße Haut, weiße Zähne, weiße Hände.

Schwarze Augen, ſchwarze Wimpern, ſchwarze Augenbraunen.

Rothe Lippen, rothe Wangen, rothe Nägel.

Drei lange Dinge: Körper, Haare und Hände.

Drei ſchmale: Wuchs, Mund und Knöchel.

Drei feine: Finger, Haare und Lippen.

Drei kleine: Naſe, Ohren und —

Sie beſann ſich vergebens auf das Dritte, es wollte ihr nicht wieder einfallen. Faſt wäre ſie in Verzweiflung gerathen — da trat der Graf in ihr Boudoir: er war zu neugierig geweſen, bis zum andern Morgen warten zu können. Sie lief ihm entgegen und fragte: „Das dritte, was klein ſeyn muß?"

„Der Fuß," antwortete der Graf, und grüßte Fräulein von M., die aus dem Zimmer lief. „Wie Schade," ſagte er, „daß ein ſo ſchönes Mädchen einen ſo großen Fuß hat."

„Der Fuß, der Fuß, welch Unglück," murmelte die Dame. „Aber ſagen ſie mir doch, welches der einundzwanzig Erforderniſſe der Schönheit fehlte Ihrer Geliebten?"

„Die Hand, ihre Hand war nicht weiß."

„Nun, lieber Graf, und doch wollten Sie ihr die Ihrige reichen? ſeyn Sie jetzt nicht ſcrupulöſer; ſtießen Sie ſich daran nicht, ſo wird der Fuß Ihrer Frau Sie auch nicht hindern."

Der Graf mußte über die Beharrlichkeit ſeiner Freundin lachen, und wollte ſich vergeblich hinter ſeinen Eid verſchanzen. Dieſe ließ ihn aber nicht mehr los, bewies ihm bündig, der Eid ſey nur eine Erfindung von ihm geweſen, um mit Heirathsanträgen verſchont zu bleiben, bewies ihm die Unmöglichkeit, die einundzwanzig Dinge zu finden, und erklärte es als ein Wunder, wenn man nur zwanzig bei einer Dame ſähe. Kurz, der Graf hatte ſich in der Schlinge ſeiner hohen Prätenſionen gefangen, und Fräulein von M. ward die Frau des liebenswürdigen Sonderlings.

(Lew. Europa.)

Literatur.

Schatten und Licht. Eine Festgabe zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst am Johannistag 1840 zu Frankfurt a. M. Dargebracht von Stockmar und Wagner, Buchdruckereibesitzer.

Nicht so umfangreich, als ihre übrigen Schwestern, verdient diese Festgabe nichtsdestoweniger eine gleiche Beachtung, sowohl wegen ihres gediegenen Inhalts, als auch wegen der nur durch bedeutenden Kostenaufwand zu erzielenden, geschmackvollen äußeren Ausstattung. Während das in Frankfurt bei Gelegenheit des Jubelfestes erschienene »Gedenkbuch«, außer den Mittheilungen aus dem geistigen Nachlasse berühmter Heimgegangenen, nur Beiträge in gebundener Rede von Jetztlebenden enthält, wird dem gebildeten Leser in vorliegender Festschrift reicher Stoff zum Nachdenken in freier Rede geboten. In Form einer Controverse führt uns dieselbe, sowohl in politischer als religiöser Beziehung, eine Reihe gewichtiger, geistreich aufgefaßter und anziehend zusammen gestellter Belege für und gegen die welthistorische Bedeutung von Gutenbergs Erfindung vor, welche nothwendig zur Läuterung der Ansichten und zur völligen Entschleierung der Wahrheit beitragen müssen. Wenn der Verfasser des ersten Aufsatzes, »die Buchdruckerkunst in China«, in gewandter Rede Gutenberg's Verdienst anscheinend in seinen Grundfesten zu erschüttern versucht, so verfährt er dabei in der Weise des Sturmwindes, der zwar die Wurzeln des Eichbaums durch seine Gewalt auflockert, aber nur, damit sie desto mehr Festigkeit erhalten und der Stamm desto kräftiger fortgedeihe. Der zweite Aufsatz, »Ehrenrettung der Buchdruckerkunst im Westen«, bekämpft in satyrischem Gewande die Ansichten des Gegners mit solch glücklichem Erfolge, daß jener wohl selbst das Unhaltbare seiner kühnen Aufstellungen fühlen und dem Ehrenretter das Feld räumen muß. Den würdigen Schluß des Ganzen bilden vier Sonette von E. Zschokke, die in edelgehaltener Sprache das Thema: »Es werde Licht!« behandeln. — Die typographische Ausstattung dieser Festgabe ist, wie schon angedeutet, höchst elegant und namentlich geben die für die hiesige Stadtbibliothek bestimmten Prachtexemplare, in reichem und vielfarbigem Golddruck ausgeführt, einen schönen Beweis von dem Höhepunkt, den die Typographie am vierten Säcularfeste erreicht hat. 3 *

Mannichfaltigkeiten.

London hat jetzt 10,000 Straßen und zwei Millionen Einwohner.

Dem Ehrenmonumente, das man in Frankfurt am Gutenbergetage aufgestellt hatte, gings wie mancher Jungfer, Gürtel und Schleier fielen vor der Zeit. Regenstürme hatten es verursacht und die Versammlung kam um den festlichen Moment der Enthüllung, der bei den Feierlichkeiten in Leipzig von besonderer Wirkung gewesen seyn soll. Damit ist jedoch nicht behauptet, daß die typographische Muse der letztern Stadt allezeit die keuscheste gewesen sey. (Dorfz.)

Die Zahl der Theilhaber an der Gothaischen Lebensversicherungsbank für Deutschland, welche sich wechselseitig Sicherheit leisten, ist auf 9481 Personen, das Versicherungs-Kapital auf 15,715,100 Thaler und der Bankfonds sind auf 2,265,035 Thaler angewachsen. Unter die Versicherten kommt ein Ueberschuß von 145,495 Thaler zur Vertheilung.

In Paris herrscht Julifeier-Bewegung, und wer irgend Gelegenheit hat, den großen Trauerwagen von Angesicht zu Angesicht zu schauen, der drängt sich herzu und staunt dies Werk an. In 50 Särgen, von Eichenholz und mit Blei ausgeschlagen, dabei so groß, daß die Ueberreste von 6 Juli-Gefallenen darin Platz haben, werden die Schlachtopfer der »glorreichen Revolution« in ihre andere Ruhestatt transportirt werden. Es wird ein großes Trauer-Schauspiel werden, und man wird sich davon erzählen können, bis die Asche Napoleons ankommt. So reiht sich in nächster Zukunft Trauerzug an Trauerzug und die Freude scheint ganz verdrängt zu seyn; nur Hr. Thiers reibt sich in der Stille die Hände, und wenn er einmal seufzt, so ist sein Seufzer: Alger!

Ein Mitglied der »Gesellschaft der Thierfreunde« in London hat Folgendes in ein Journal einrücken lassen: »Der französische Epikuräismus hat in hiesiges Land ein für Gourmands sehr auserwähltes Gericht gebracht: die Gänseleber. Um dieselben recht dick zu machen, unterwirft man die armen Gänse Qualen, die jedem gebildeten Geist einen Abscheu erregen .... Wer der Gesellschaft der Thierfreunde« die Böswilligen, die so schreckliche Handlungen begehen, anzeigt, wird dem Land einen großen Dienst erweisen, und wir haben das Vertrauen, daß sich Personen genug finden werden, welche Muth und Menschlichkeit besitzen, daß sie sich nicht fürchten, als Zeugen aufzutreten, und so der Gesellschaft das Mittel an die Hand geben, dieses Verbrechen zu bestrafen und ferner zu verhüten.

Durch die provisorische Verwaltung des evangelischen Bischofsamtes im Herzogthum Nassau ist der seltsame Fall eingetreten, daß der Sohn (Hr. Kirchenrath Dr. Wilhelmi zu Wiesbaden) der Vorgesetzte des Vaters (des Hrn. Kirchenraths Wilhelmi zu St. Goarshausen) geworden ist.

Das Genter Theater, dessen Bau schon 1,300,000 Franken gekostet hat, soll noch des Kostenaufwandes von 600,000 Franken bedürfen, ehe es vollständig eingerichtet ist.

(Gewerbs- und Kunstnotiz.) Die Herren Wüst, Vater und Söhne, Hofbuchbinder und Buntpapier-Fabrikanten zu Darmstadt, haben schon längere Zeit durch besondere Thätigkeit und Kunstfleiß in diesen Fächern sich so vortheilhaft ausgezeichnet, daß ihre Fabrikate, welche sie in den beiden Gewerbsausstellungen der Jahre 1837 und 1839 zu Darmstadt vorzeigten, nicht nur bei dem kunstliebenden Publikum den ungetheiltesten Beifall fanden, sondern denselben auch in den Berichten der Beurtheilungs-Kommissionen der vorgenannten beiden Gewerbsausstellungen, und zwar für erstere von 1837 die bronzene und für die letztere von 1839 die silberne Medaille zuerkannt wurden. Der rastloste Forscher- und Kunstgeist dieser um die vaterländische Industrie bereits anerkannt verdienten Männer ist dabei nicht stehen geblieben, sondern hat auch das schon früher begonnene — bei der erwähnten zweiten Gewerbsausstellung allgemein und öffentlich gepriesene Werk: der Bleiche veralteter und verschmutzter Kupferstiche, mit rühmlicher Beharrlichkeit bis zu dem höchsten Grade von Vollkommenheit, man kann in Wahrheit sagen — vollendet, indem genannte Herren Wüst kürzlich wieder mehrere einzelne Stücke und eine Sammlung von werthvollen Kupferstichen früherer Kunstperioden, welche während ihrer Existenz durch vielfältige Wanderungen zu Wasser und zu Land, und dabei durch Einwirkung der Elemente manche Verunglimpfungen erlitten, und dadurch an ihrem äußern sowohl, als anscheinend auch an ihrem inneren Werthe wesentlich verloren hatten, bis zur blendendsten Neuheit durch die denselben verliehene künstliche Bleiche wieder hergestellt haben, gerade als wären diese Kupferstiche eben neu aus der Presse hervorgegangen. Darum — wie dem Verdienste seine Krone — so jenen thätigen, kunstbeflissenen Gewerbsmännern dieses unparthelliche, verdiente Zeugniß. Im Juni 1840.

Von einem Kunst- und Gewerbe-Freunde.
H.

Theater-Anzeige.

Montag, 20. Juli. Zampa, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Musik von Hereld. (Gastrolle) Zampa: Hr. Pischek.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 203. Dienstag, den 21. Juli 1840.

Zum Nachtisch.*)

Ja preiset nur aus vollen Backen
Die Kunst, die Gutenberg erfand;
Heillose Kunst! Mühselig Placken
Mir ewig nur daraus erstand.
Viel Ungemach,
Viel Noth und Schimpf und Schmach
Verdank' ich dieser Kunst allein
Und muß d'rum lautes Zeter schrei'n.

Schon als ich noch im Flügelkleide
Ein froher Gassenjunge war
Mußt' ich zu meinem Herzeleide
Verlassen der Gespielen Schaar.
»Die Nas' in's Buch!
»Wie heißt der Krakelzug?
»Wart' Bursch! ich bläue Dir's schon ein.«
Da gab es Püff' und Zeterschrei'n.

Darauf latein'sche Elemente,
Grammatica, mir ewig gram;
Nun gar die griech'schen Rudimente
Und was da mehr gelehrter Kram.
Verdammtes Ding's,
Ohrfeigen rechts und links! —
Der Teufel hol' die Plackerei'n!
O Gutenberg! ich muß dir Zeter schrei'n!

Vor Gutenberg war Studium Spaß:
Denn promenirend lernte man;
Wenn Einer mit Gelehrten aß,
So wurd' er ein hochweiser Mann.
Und damals hieß
Es nicht wie jetzo: lies!
Lies! lies! friß Bücherstaub hinein!
Ach Gutenberg! ich muß dir Zeter schrei'n!

Zwar lesen kann mich auch erfreu'n,
Nur les' ich gern nach meiner Wahl,
Nur Bücher nie — die alten und die neu'n,
Die eig'nen selbst sind mir fatal —
Ich les' am Rhein,
Bei Herbstes Sonnenschein,
Da les' ich Nectartrauben ein.
O süße Lesefrucht — der Wein!

Ihr schmählt: ich sey ein arger Ketzer,
Verehre weder Druck, noch Satz;
Ihr irrt, ich bin ja selbst ein Setzer:
Beweisen will ich's auf dem Platz.
Willkommen mir
In hundert Jahren hier,
Will ich, ich schwör's auf Ehr' und Leben,
Einen Champagner-Satz euch geben.

Der Druck ist eine schöne Sache
Und ihn belohnen ist wohl Pflicht:
Doch wenn ich die Bemerkung mache,
Dem Gutenberger gilt sie nicht.
Dem Druck der Hand,
Die Liebe mir verband,
Der Druck, der rinnt durch Mark und Bein,
Ihn preise ich: Es lebe Lieb' und Wein!

Doch weil, wie ich mit Recht vermuthe,
Herr Gutenberg den Schönen hold,
Ein Freund auch war vom Rebenblute,
Sey Ihm ein Lebehoch gezollt.
Ich will verzeih'n
Die mir geword'ne Pein,
Verzeiht auch Ihr den dummen Spaß.
Herrn Gutenberg das letzte Glas!

M. Tenelli.

*) Bei dem am 24. Juni zu Ehren Gutenbergs in Gotha im Gasthofe zum »Mohren« abgehaltenen Festmahle, gab der unter dem Namen M. Tenelli bekannte Professor Millenet beim Nachtische diesen Scherz zum Besten.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

Der Mond strahlte hell und klar am nächtlichen Frühlingshimmel, der Morgen war nicht mehr fern, und der sich erhebende Wind wehte kühl und frisch durch die verödeten Straßen.

An der ganzen Fronte des Wirthäuser'schen Hauses gewahrte man nur noch im ersten Stock ein hellerleuchtetes Zimmer, und ganz oben in dem Giebelfenster eines Kämmerleins ein schwaches Licht; kein Laut ließ sich im Haus vernehmen. Die Arbeiter und Knechte des Altbürgers tummelten sich noch in den untern Regionen der goldenen Schmiede herum, und bezechten sich wacker auf Rechnung ihres glücklichen Brodherrn. Aus der Borngasse tauchten zuweilen dunkle Gestalten auf, welche am Haus vorbei nach der Fahrgasse zu und wieder zurückschlichen. Gegenüber in einem Gäßlein kauerte hinter einem großen Stein ein Knabe, und heftete unausgesetzt seinen Blick auf die Thüre des Hauses. Der Knabe sah blaß und verstört, und zitterte heftig in Folge der kühlen Nachtluft, noch mehr der inneren Angst; aber demohnerachtet wollte er seinen Versteck nicht verlassen.

Es war Olav, welcher im Verlauf des Nachmittags auf alle mögliche Weise eine Gelegenheit gesucht hatte, sich dem Altbürger zu nähern, um ihn von der nahenden Gefahr zu warnen; aber all sein Mühen war bis jetzt vergebens gewesen. Er stand vor der Hausthüre unter der Menge des neugierigen Volkes, als die Hochzeitsgäste nach dem Garten des Bräutigams zogen; allein er sah Meußfenger in dessen Nähe, und wagte es nicht, sich an Wirthäuser heranzudrängen, der ihm ohnehin jetzt kein Gehör würde geschenkt haben. Er ließ daher traurig die geputzten Herren und Frauen an sich vorüberziehen. Auch Rudolph und Bertha gingen an der Hand eines alten Oheims an ihm vorüber, stattlich angethan mit ihren Festtagskleidern; sie wollten in ihrem kindischen Hochmuth den armen Knaben nicht bemerken, obgleich er sie bei Namen rief. Wohl schenkte ihm die kleine Bertha einen freundlichen Blick, das war Alles; wie hätte sie heute, in ihrem besten Putz, in Gesellschaft so vornehmer Herren und Frauen, für den dürftig gekleideten, ehemaligen Gespielen Weile gehabt.

Der Knabe folgte von Ferne dem Hochzeitsgelag nach dem Garten, und schlich mehrmals um seine Planken, ob sich nicht eine Gelegenheit zeige, sein belastetes Herz zu erleichtern. Plötzlich gewahrte er Rudolph an der Gatterthüre und lief schnell auf ihn zu; doch als ihn dieser kommen sah, warf er ihm einen verächtlichen Blick zu, wandte ihm den Rücken, und eilte tiefer in den Garten.

„Stolzer Bube", grollte der verletzte Knabe vor sich hin, „wenn du wüßtest, daß ich dein und deines Vaters und Bertha's Leben retten möchte, du würdest dich nicht so verächtlich von dem armen Knaben abwenden."

Und er lief nach der Stadt zurück, mit dem Vorsatz, die Undankbaren ihrem Geschick zu überlassen. Aber es ließ ihm nicht lange Ruhe, der Gedanke peinigte und quälte ihn, daß er diese stolzen Leute, welche ihn verachteten, retten könne und müsse. Er versuchte es noch einmal, und wandte sich an einen Diener des Wollenwebers; aber dieser, halb betrunken, lachte ihm in's Gesicht, und drohte ihm mit einer Tracht Prügel, wenn er ihn noch einmal mit einem solchen Mährlein molestiren würde. In seiner Verzweiflung beschloß nun der Knabe, die Zurückkehr des jungen Ehepaars vom Hochzeitsgelag abzuwarten, ihnen dann beherzt entgegen zu treten, ihnen das fürchterliche Geheimniß, jedoch mit Verschweigung des Namens seines Treuenhänders Haint Meußfenger, zu entdecken.

Als es daher in den Straßen still geworden war, nahm Olav Platz in seinem Versteck, und harrte geduldig der Rückkunft des Brautpaars. Es gingen noch viele Leute drüben aus und ein, aber der Altbürger war nicht darunter.

Endlich ließen sich die Straße herauf Fußtritte vernehmen, das Blut des versteckten Knaben wollte vor Angst stocken. Eine Sänfte, im Geleite zweier Fackelträger, wurde ihm gegenüber dicht vor der Hausthüre niedergesetzt. Es war Wirthäuser und seine junge Frau. Das Schlageisen schallte an der Thüre, in dem Giebelfenster des Dachkämmerleins wurde es sogleich dunkel, und das Licht im obern Stock verschwand und ward allmählig durch die kleinen runden Scheiben in dem Hausthürbogen sichtbar. Die Thüre ging auf und Guda schlüpfte hinein. Wirthäuser weilte nur noch einige Augenblicke, um den Sänften- und Fackelträgern ein freigebiges Geschenk zu reichen. Olav fühlte, daß kein Augenblick mehr zu verlieren sey; er faßte sich ein Herz und trat keck hervor. Die Träger entfernten sich.

„Ehrsamer Herr", redete er den Altbürger an. Aber Herr Berthold hatte andere Gedanken im Kopf und achtete des Knaben nicht; schon war er in die Hausthüre getreten, als er sich am Mantel festgehalten fühlte. Er wandte sich überrascht um, und gewahrte den Knaben.

„Ehrsamer Herr, wollt einem armen Knaben einen Augenblick Gehör schenken."

„Ei, bist Du nicht Olav, der Schwedenknabe? was machst Du noch so spät hier?" fragte Wirthäuser verwundert.

„Ich habe Euch etwas Wichtiges mitzutheilen", ächzte der Knabe, und seine Zähne fuhren klappend aneinander.

„Etwas Wichtiges? So, so", lächelte der Altbürger und ließ einen Turnos in das Barett gleiten, das der Knabe in der Hand hielt.

„Es ist ein fürchterliches Geheimniß."

„Der Tausend! Nun morgen kannst Du mir's ja auch noch mittheilen, Kleiner", entgegnete Herr Berthold, und suchte sich von dem Knaben los zu machen, der ihn immer noch am Mantel festhielt.

„Morgen ist es zu spät."

„Und zum Teufel! ich habe jetzt keine Zeit, um Geheimnisse zu entdecken", rief Wirthäuser, riß sich von dem Knaben los, und öffnete die Thüre.

„Euer Leben hängt davon ab, und das Leben der holdseligen Guda, Euerer Braut, und Bertha's und Rudolph's Leben!" schrie ihm der Knabe in Verzweiflung nach.

„Faselst Du, Knabe? Unser Aller Leben?" und wandte sich betroffen um. „Rede."

Der Knabe wollte ihm Alles mittheilen, was er wußte, aber die ersten Worte schon erstarben ihm vor Schreck im Munde; denn aus der Borngasse nahte eine lange, verhüllte Gestalt, in welcher der Knabe Hainth Meußfenger erkannte. Der Altbürger, erzürnt über des Knaben plötzliches Schweigen und über den vermeintlichen unnützen Aufenthalt, kehrte ihm den Rücken und schlug die Hausthüre hinter sich zu. In diesem Augenblick taumelten fünf bis sechs muthwillige Gesellen, welche aus den

Häusern des Rosenthals zu kommen schienen, von der Fahrgasse in die Straße herein, und trieben allerlei Tollmannsstreiche. Die lange verhüllte Gestalt hatte sich wieder in die dunkle Borngasse zurückgezogen. Jetzt ging die Hausthüre des Altbürgers zum andernmal auf, und Hans, der ehemalige Knecht Torkelson's, schlich heraus. In der halbgeöffneten Thüre ward Eilchen sichtbar, welche ihrem geliebten Buhlen das Geleite gab. Als das Mädchen den Lärm der lustigen Gesellen hörte, schloß sie schnell die Thüre.

„Hans, Hans! Dank dem heiligen Olav, meinem Schutzpatron, daß ich Dich hier finde!" rief der Schwedenknabe, den der Knecht erkannt hatte.

Erschrocken wie ein armer Sünder, als er seinen Namen nennen hörte, wandte sich der Knecht um.

„Jesus Christus!" rief er, erstaunt, den kleinen Neffen seines ehemaligen Herrn um diese Stunde auf der Straße zu finden; „Herrlein, was macht Ihr denn hier?"

Olav erzählte ihm nun so schnell, als seine Angst es gestattete, von dem beabsichtigten Mord des Altbürgers. Kaum wußte Hans, wovon die Rede sey, als er den gewaltigen Thürklöpfel faßte und mit Macht darauf los donnerte. „Auf, auf! um Gotteswillen macht auf!" rief er dazwischen, „Diebe, Mörder haben sich eingeschlichen!" Auf diesen Ruf kehrten die lärmenden Gesellen auf der Straße um, die schon vorüber getollt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Victor Hugo und ein Geschenk.

Vor zwei Jahren erhielt Victor Hugo einen Avisbrief, der ihm meldete, es wären sechs Fässer Tasia aus Westindien an ihn angekommen. Der Dichter nahm diese anonyme Huldigung eines Bewunderers von jenseits des Meeres an wie ein Mann, der daran gewöhnt ist, solche Geschenke zu erhalten, ließ die sechs Fässer abholen und zahlte dafür die 400 Frcs. Steuer. Der Tasia wurde von den Freunden Hugo's getrunken und trefflich erfunden. In diesen Tagen aber erschien bei ihm ein gewisser Valère Hugo, ein Weinhändler, und verlangte die sechs Fässer, die aus Versehen an den Dichter Victor Hugo gekommen wären. Der Tasia war getrunken und Valère ersuchte also Victor, ihm den Preis dafür, nämlich 1100 Frcs., zu zahlen. Der Dichter weigerte sich und Valère verklagte die Zollverwaltung, daß sie die Waare falsch abgeliefert habe; die Zollverwaltung verklagte ihrerseits den Dichter und in voriger Woche standen denn die beiden Hugos vor dem Handelsgerichte einander gegenüber, wo sich folgender Wortwechsel entspann:

Victor Hugo: Ich erkenne das Gericht nicht für competent an, weil ich nie Handel mit dieser Art Geist getrieben habe, der auf Fässer und Flaschen gezogen wird.

Valère Hugo: Ich protestire gegen diese sonderbare Behauptung. Es ist mir gleichgültig, ob er je Handel mit geistigen Dingen getrieben hat, oder nicht; er hat das erhalten, was für mich bestimmt war und er muß es mir zurückgeben, oder bezahlen.

Victor: Der Herr sollte doch einsehen, welchen Nachtheil mir die so unangenehme Namensähnlichkeit bringt, welche die Poesie neben den Handel stellt.

Valère: Für mich ist es nicht minder unangenehm, meinen Handel in Berührung mit der Poesie gebracht zu sehen.

Victor: Mein Herr, die Süßigkeit des Tasia, den ich mit Recht oder Unrecht getrunken habe, wird durch den bittern Kelch, den Sie mir jetzt reichen, mehr als aufgehoben. Uebrigens weiß ich, daß Sie Gewinn von der Namensähnlichkeit zu ziehen suchen und deshalb von allen meinen Bewunderern gut aufgenommen werden.

Valère: Man sieht mich überall gern; aber wegen der Güte meines Weines, nicht wegen der Vortrefflichkeit Ihrer Gedichte.

Victor: Sie schreiben sich selbst sogar meine Stücke zu.

Valère. Sie sind heute hier, weil Sie sich der meinigen bemächtigt haben . .

Der Präsident machte diesen Persönlichkeiten ein Ende und Victor Hugo sagte endlich: „das Gericht möge wohl bedenken, daß mein Ruf ein europäischer ist. Ich kann es ohne Eitelkeit sagen, daß man mir aus allen Weltgegenden Geschenke schickt, als Zeichen der Achtung und Bewunderung meines Genies. Habe ich doch kürzlich erst zwei Porzellanvasen direct aus Japan erhalten und durfte ich demnach nicht glauben, man schicke mir sechs Fässer Tasia aus Westinden?"

Das Handelsgericht vertagte die Entscheidung auf acht Tage. Wir werden sie unsern Lesern mittheilen. (Allg. Modenz.)

Korrespondenz.

Speyer, 10. Juli.

Das große Konzert des Central-Musikvereins der Pfalz fand am 8. und 9. Juli in der Kreishauptstadt Speyer statt, welches am ersten Tage mit der Ouverture »Egment« von Beethoven anfing, die recht brav durchgeführt wurde; dann folgte »David«, Oratorium in zwei Abtheilungen, von Körner, Musik von Klein, dessen Aufführung ebenfalls sehr gelungen genannt werden kann. Das Vorzüglichste und in musikalischem Betracht das Tüchtigste und Kunstvollste enthalten die Chöre, die sämmtlich mit großem Antheile gehört wurden. Soloparthieen waren die Damen Hötzel, Ziegenhein und von Riepeln, so wie die Herren Böcking, Ottmann, Walter und Abel zu übernehmen so gefällig. Fräul. Hötzel gefiel hauptsächlich in dem Recitativ des Nathan im zweiten Theile, welches sie recht brav sang — alle Kenner der Musik müssen dieses bestätigen und Fräul. Hötzel rathen, stets Parthieen dieser Stimmlage zu übernehmen. — Fräul. Ziegenhein, welche mit einer ausgezeichnet reinen, klangreichen Sopran-Stimme einen seelenvollen Vortrag verbindet, erntete, als Sulamith, in dem Recitativ des 2. Theiles verdiente Anerkennung. Ebenso gefiel Fräul. v. Riepeln in dem Quartette des zweiten Theiles durch ihre weiche Sopran-Stimme. Hr. Böcking sang mit seiner schönen Stimme die übernommene schwere Parthie des David ohne Anstrengung. — In dem Konzerte des zweiten Tages wurde die Symfonia eroica von Beethoven nicht zum Besten ausgeführt. Das »Lob Gottes«, Hymne von dem großherzogl. bad. Hof-Kapellmeister Strauß, gefiel sehr gut und verschaffte Fräul. v. Riepeln Gelegenheit, ihre Stimme mehr wie den Tag vorher zu zeigen. So wie man vernimmt, beabsichtiget dieselbe, bei dem Theater in Karlsruhe angestellt zu werden. Die Ouvertüre: »Meeresstille und glückliche Fahrt« von Mendelssohn-Bartholdy, ließ in der Durchführung Manches zu wünschen übrig. Der 42. Psalm von demselben Meister gefiel sehr gut. Der Mangel an Raum gestattet jedoch nicht, sich über die einzelnen Schönheiten dieser Werke weiter auszusprechen.

Mannichfaltigkeiten.

Das Leben des Erzherzogs Karl von Oesterreich, bildlich dargestellt in seinen wichtigsten und großartigsten Momenten von 1792 bis 1809. Entworfen und gezeichnet von Karl Alberti und in Stahl gestochen von E. Rouargue, Kupferstecher in Paris, — ein vaterländisches Geschichtsbild. Darmstadt bei G. G. Lange. — Es ist gewiß von vielen Kriegern und Freunden der Zeitgeschichte schon längst der Wunsch gehegt worden, einen der ausgezeichnetesten Befehlshaber der neuesten Zeit in seinem durch so viele denkwürdige Thaten berühmten Leben dargestellt zu sehen. Die großen Schwierigkeiten der Ausführung und die nöthige Vereinigung von tüchtigen Künstlern sind beseitigt und bewerkstelligt worden. Das von dem Schlachtenmaler Alberti entworfene und dem tüchtigen Kupferstecher Rouargue in Stahlstich ausgeführte Kunstblatt liegt nun in schöner, jedem Wunsch entsprechender Vollendung vor uns. Es zeigt uns den deutschen Helden einer denkwürdigen Zeit, als den Repräsentanten kriegerischer Entschlossenheit, an der Spitze seiner Krieger Lorbeeren erkämpfend. Es war eine schöne Aufgabe für den Künstler, das Leben eines solchen Mannes mit neuem Glanze und wie in einem Pantheon hervortreten zu lassen. Wir sehen ihn in den, das mittlere Hauptbild umgebenden Vignetten in den Schlachten bei Altenhofen, Neerwinden, Landrecy, Wetzlar, Amberg, Würzburg, Emmendingen, Schliengen, Osterach, Stockach, Caldiero und Aspern, dann bei Kehl, am Tagliamento, bei der Erstürmung von Mannheim, und in einem Gefecht an der Lahn. Sowohl das mittlere Hauptbild, den Erzherzog in der Schlacht von Aspern darstellend, wie auch die eben angedeuteten Vignetten sind mit seltener Kunstvollendung, Deutlichkeit und Schönheit ausgeführt und das Ganze wird von Kennern als ein höchst werthvolles Blatt mit vollem Rechte gerühmt. Die große Anzahl der seitherigen Unterzeichnungen sprechen für die allgemeine Theilnahme, welche der Unternehmung geworden ist. Um den Ankauf dieses schönen Bildes zu erleichtern, hat der Verleger drei Ausgaben veranstaltet; erste: auf gebleichtem chinesischem Papier à 18 fl., zweite: auf gewöhnlich chinesischem Papier à 12 fl., dritte: auf englisch Maschinenpapier à fl. 4. 48 kr. Es bedarf keiner weitern Anpreisung, um dies ausgezeichnete Tableau bei den Freunden des Gegenstandes einzuführen. Bestellungen sind bei allen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu machen.

(Schwaben-Neuburg.) Der seit dem russischen Feldzuge 1812 vermißt gewesene und erst vor kurzer Zeit in seine Heimath nach Winkelhausen, k. Landgerichts Schrobenhausen, zurückgekehrte Michael Stemmer, wurde am 21. Juni Nachts auf dem Wege von Bergimgau nach Ludwigsmoos von drei Burschen angefallen, mißhandelt, seiner in 5 fl. bestehenden Baarschaft nebst einer Tabakspfeife beraubt, hierauf in eine Torfgrube gestürzt und einige Stücke Torf auf ihn geworfen, wahrscheinlich in der Meinung, Stemmer sey todt, weil dieser sich nicht mehr rührte, was von ihm geflissentlich geschah, um fernerer Mißhandlung nicht mehr ausgesetzt zu seyn. Nach einiger Zeit machte Stemmer sich wieder heraus aus der Torfgrube und begab sich nach Hause; derselbe erlitt keine tödtliche Verletzung. Die Thäter wurden bereits durch die k. Gendarmerie verhaftet und dem k. Landgerichte Neuburg eingeliefert.

(London.) Hr. Daguerre in Paris soll nun seiner weltberühmten Entdeckung dadurch die Krone aufgesetzt haben, daß er ein Mittel ersonnen hat, wodurch die Wirkung des Sonnenlichts auf das photogenische Präparat im Augenblicke erfolgt, so daß nunmehr bald das Daguerreotip auch zur Darstellung von beweglichen Gegenständen dürfte benutzt werden können.*) — Nach Briefen vom Cap ist unsre magnetische Expedition unter Capt. Roß am 5. Mai von dort nach Vandiemens-Land abgesegelt. 900 engl. Miles südsüdwestlich von St. Helena hat sie Sondirungen gemacht, welche eine Meeres-Tiefe von 3600 Fathoms ergeben; 450 engl. Miles westlich vom Cap zeigte eine Sondirung Tiefe von 2680 Fathoms; es sind dies wahrscheinlich die größten je sondirten Meerestiefen.

*) So lange Hr. Arago in der Akademie hiervon nichts erwähnt, möge es erlaubt seyn, in diese Angabe eines engl. Literaturblattes einigen Zweifel zu setzen. Red.

(Baden, 15. Juli.) Gestern hat sich hier ein junger Maler, Namens Verot, aus Frankreich, erschossen; es scheint nicht, als ob Geldmangel die Schuld dieses verzweifelten Schrittes trage, da sich noch einige nicht unbeträchtliche Pretiosen bei der Leiche selbst fanden, und wahrscheinlich noch andere in dem Logis des Selbstmörders vorhanden sind.

Der Enthusiasmus der Amerikaner für Fanny Elsler steigt mit jedem Tage. Bei ihrer letzten Vorstellung in Neuyork sagte sie den »Anbetungstrunkenen« in der Landessprache derselben: »Verehrte, ich bin so glücklich unter Ihnen gewesen, daß ich untröstlich bin, Sie verlassen zu müssen. Doch ich kehre wieder.« Bei diesen Worten erhob sich ein Beifallsturm und ein Hurrahrufen ohne Ende; die Schnupftücher wehten gleich Siegesfahnen, und Gedichte auf Papier von allen Farben flogen zu Tausenden hernieder. Der Courrier des Etats-Unis erzählt von den Herzen und Köpfen seiner Landsleute, daß Fanny Elsler durch ihre Reize alle verführt und verdreht habe, und es scheint fast, als wäre er selbst diesem Schicksale nicht entgangen. Die Tänzerin reist jetzt nach Philadelphia und Baltimore, um dort gleiche Triumphe zu feiern. Man glaubt, daß sie eine Summe von 100,000 Fr. aus Amerika mitnehmen wird, und noch mehr gewonnen hätte, wenn sie nicht von den Theaterunternehmern betrogen wäre. Doch spricht man davon, daß eine Anzahl ihrer Verehrer ihre Rechte auf gerichtlichem Wege geltend zu machen beabsichtige.

In Leipzig wurde am 23. Juni Lortzing's Oper »Hans Sachs« mit Beifall gegeben. Von der Composition wird gerühmt, sie sey fließend, angenhm und reich an hübschen Melodien. Wäre Lortzing kein deutscher Componist, so würden seine Opern gewiß auf dem Repertoir aller Theater stehen.

Die vielgenannte Dem. Schebest, die in einigen Städten begeisterte Verehrer fand, während in andern ihr Auftreten keine Sensation weiter erregte, gibt jetzt in Berlin einen Cyklus von Gastrollen, den sie mit dem Fidelio eröffnete.

In Berlin kommt ein neues Trauerspiel, »Judith«, von Friedrich Hebbel, zur Aufführung. Hebbel hat schon durch sehr schöne Gedichte und geistvolle Kritiken die Aufmerksamkeit Vieler auf sich gezogen.

(Corsetts aus Spiegelgläsern.) Die Mode ist zu allen Zeiten närrisch gewesen. Daß aber Damen Corsetts aus Spiegelgläsern tragen würden, das ist doch noch nicht erhört worden! Fridcau in Paris verfertigt solche und man trägt sie wie Spenser über die Kleider. Die Damen in Spiegel-Corsetts auf Bällen oder in Theatern sehen allerliebst aus. Alle Anbeter strahlen aus ihnen wider, und wenn sie die Männer auch nicht im Herzen tragen, so gucken sie doch aus den Mieder. Die Galans jagen auch wie verrückt nach dem Glücke, sich im Corsette ihrer Erwählten abspiegeln zu können.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 21. Juli. Die Jugendfreundin, Lustspiel in 2 Abtheilungen. Hierauf folgt: A. B. C., Posse in 2 Abtheilungen.

Mittwoch, 22. Juli. Correggio, Trauerspiel in 5 Abtheilungen. (Gastrolle) Antonino Allegri: Hr. Emil Devrient, königl. sächs. Hofschauspieler zu Dresden. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. F. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 204. Mittwoch, den 22. Juli 1840.

Hut und Mütze.

Komisches Gedicht von J. W. Reußler.*)

Der Hut.

Du schlottrichte Kommune Jammermütze,
Dich seh' ich wahrlich mit Verachtung an;
Wie kommst denn du zu dem erhab'nen Sitze? —
Auf's Haupt dich stülpen kann kein kluger Mann.
Wo Hüte edelschön und mächtig prangen,
Wird eine Mütze nie den Preiß erlangen. —

Der Hut war schon in allerfrühsten Tagen
Ein heiliges Symbol der edlen Macht,
Die Mütze aber sah' man blutig ragen
In Frankreich's schaurig grauser Thränennacht. —
Wohin die blutgetränkten Mützen kamen,
Da streuten sie der Zwietracht Höllensaamen. –

»Ich bin in Gottes Hut!« sagt jeder Fromme,
»Auf seiner Hut seyn« ist des Weisen Wort,
»Freund, hüte Dich! sonst ich mit Strafe komme«
Warnt das Gesetz im sichern Staatsreport. —
Du bist beim schaalen Wortgefecht nur nütze,
Man sagt: es rappelt unter seiner Mütze.

»O! wäre Alles unter einem Hute!«
Seufzt in der Stille mancher Patriot,
»Dann schwämmen wohl die Länder nie im Blute,
»Ein Ende hätte alle Kriegesnoth!«
Doch das Gedächtniß an die blut'ge Mütze,
Wird manchem Störenfried zur Kasterstütze.

Schlafmütze! nennt man einen trägen Schlemmer,
Der träumend gleich dem Murmelthier,
Nie in Bewegung setzt die Geistesklimmer,
Dem gleich ist, was geschiehet dort und hier.
Dem bleichen Mörder an des Galgens Thore
Zieht man die Mütze über seine Ohren.

Doch auf dem edelstolzen schönen Hute,
Da prangt des Kriegers kühner Federbusch,
Er wallt stolz in der Luft mit freiem Muthe,
Den Fürstenhut begrüßt Trompetentusch!
Wenn auf dem Hute Siegeskränze prangen,
Trägt man nach feigen Mützen kein Verlangen.

D'rum wolle nie zu mir dich je erheben,
Du arme Mütze, faltenreich und matt,
Die Hüte leuchten in dem feinen Leben,
Die Mütze findet nur beim Pöbel statt;
Aus Diebesflicken wirst Du meist bereitet,
Der Hut dir stets mit Recht den Sieg bestreitet.

Die Mütze.

Dein Hochmuth bringt mich fast zum Lachen,
Du ungezog'ner prahlerischer Wicht!
Es soll mir nicht den Zorn anfachen,
Was hier dein Mund im gift'gen Hohne spricht;
Mit heit'rem Sinn, wie das Verdienst ihn giebet,
Will ich entgegnen Dir ganz ungetrübet.

Kommt der Geschäftsmann aus dem Streite,
Des lauten Tagwerks in sein friedlich Haus,
Wirft er den steifen Hut bei Seite,
Und bittet sich das weiche Mützchen aus.
Die Gattin reichts ihm dar mit frohem Blick,
Und freut' sich, daß Er heim, ihr Eheglück!

Nimmt mancher Mann die leichte Mütze
Vom Haupt, und greifet nach dem schweren Hut,
So schießt des Weibes Auge Blitze,
Und ihre Wange färbet Zornesgluth.
»Laß doch den Hut, bleib lieber fein zu Haus,
»Das Wirthshausgeh'n verbitt' ich mir durchaus!«

Ist man im Winter auf der Reise,
Wirft man den kalten Hut in's Futteral,
Die warme Mütze sucht man weise
Bläst rauh der kalte Wind aus Berg und Thal. —
Wenn laut gepriesen wird mein weiches Fell,
Dann schmachtest Du in öder dumpfer Zell.

*) Aus einer Sammlung von ernsten und humoristischen Gedichten, welche viel Werthvolles enthält und demnächst im Drucke erscheinen wird.

Nach jahrelangem Sehnen, Hoffen,
Strahlt einem Liebespaar der Hochzeitstag,
Das Pärchen sieht den Himmel offen,
Nichts ihrem Glück sich wohl vergleichen mag. —
Den Bräut'gamshut wirft schnell er aus der Hand,
Strahlt ihm die Brautmütz mit dem Liebesband. —

Wirft auf den Hut man solche Blicke,
Wie auf das Kindermützchen, das ein Weib
Verfertigt hat, im süßen Ahnungsglücke,
Daß Gott gesegnet hat den heil'gen Leib. —
Das Mützchen preßt der Mann dann an das Herz,
Und tändelt mit der Frau im süßen Scherz. —

Will oft ein Mägdlein Blumen pflücken,
So ruft die Mutter warnend ihr in's Ohr:
»Zum Eisenhut mußt Dich nicht bücken,
»Aus seinem Kelch sprüht scharfes Gift hervor. —
»Auch nimm Dich vor dem Fingerhut in Acht, —
»Es lauscht Verderben in der Farbenpracht.« —

Die Mützen tapferer Husaren,
Sie glänzten oft auf heller Siegesbahn;
Und mancher Hut von Haasenhaaren —
Ließ feig im Stich des Regimentes Fahn'. —
Der feige Tropf ist meistens »auf der Huth«
Der Haasenhut entkräftet nur das Blut. —

Wer kann sich mit dem Ruhme messen,
Der einst den Bärenmützen hat geglüht;
Marengo's Schlacht bleibt unvergessen!
Der Lorbeer um die Bärenmütze blüht!
Da lag wohl mancher Hut, nebst seinem Busch,
Im Graben mit dem Herrn, sammt dem Kartusch. –

Nur ein Hut kann den Sieg erringen,
Wenn Mützen treten auf das Siegesfeld;
Von allen Lippen wird es singen,
Preiß sey dem Hut! ihn trug ein großer Held!
Die Andern müssen alle Gnade fleh'n!
Wenn einst die Bärenmützen aufersteh'n.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

Ralph hatte sich verabredetermaßen neben dem Brautgemach in der dunkeln Kammer postirt; seine beiden Genossen umschlichen zuweilen das Haus, es mit ihren Diebsaugen bewachend. Alles war ruhig und still. Nur ein alter Diener wartete in einer der vordern Stuben auf die Heimkehr seines Herrn, und hatte kein Arg, was im Nebengebäude vor sich gehen sollte. Endlich kam Meußfenger durch das Seitenpförtlein in der Borngasse geschlichen, und brachte Ralph und seinen beiden Gesellen die Kunde, daß Wirhäuser mit seiner jungen Frau bereits auf dem Wege sey. Die Blutzapfer hielten sich bereit. Hainth kehrte auf die Straße zurück und lehnte nur leise das Thürlein der Pforte an.

Ein Schlag mit dem Thürklöpfel wider die Hausthüre verkündete den Räubern, daß der Hausherr angelangt sey, und ihre blutige Arbeit beginnen sollte. Es dauerte auch gar nicht lange, so erschien Guda, halb schon entkleidet, und gefolgt von einer alten Magd, welche eine silberne Leuchte voran trug.

Mit niedergeschlagenen Augenwimpern, sinnig vor sich hinlächelnd, überschritt das schöne junge Weib die Schwelle der Brautkammer. Ralph legte sein bestes Auge an's Schlüsselloch, und der Anblick so vieler Reize, welcher sich ihm darbot, hätte bei jedem Andern alle Mord- und Raubgedanken für einige Minuten vertilgt; nur bei dieser einäugigen Bestie nicht. Die Magd zog Schmuck- und Zitternadeln, besetzt mit funkelnden Steinen, aus dem Haarputz, und üppig wallten die dunkeln Locken um den weißen schlanken Hals und den alabasternen Nacken; aber der Bandit bemerkte es nicht; er sah nur die köstlichen Nadeln, welche die Locken und Geflechte zusammengehalten hatten. Die Alte löste die Schnüren des Korsetts, welches den schlanken Leib ihrer Gebieterin zusammengepreßt hielt, und der schönste weibliche Busen quoll unter den magern Finger der Zofe hervor; Ralph's Blick gleitete darüber hin wie über Schneeberge, sein Einauge hatte nur Sinn für die kostbare Perlenschnur mit dem goldenen Kreuz, welches sich auf der Brust des jungen Weibes wiegte. Guda, voller Muthwillen, schlang den schönen, vollen, runden weißen Arm um den Nacken der Dienerin, und wiszerte ihr kichernd etwas in's Ohr, wobei sie lebhaft mit der kleinen niedlichen Hand den Takt dazu auf dem Rücken der gutmüthigen Alten schlug; der Kehlabschneider sah nur die herrlichen Fingerreife an der kleinen niedlichen Hand. Endlich hüpfte das reizende Geschöpf in die weichen Kissen des Brautbettes, und die seidenen Gardinen entzogen sie den entweihenden Blicken des frechen Räubers. Die Zofe wünschte schmunzelnd ihrer Gebieterin eine gute Nacht, und schlüfte aus der Thüre.

Jetzt ließen sich vom Corridor her die Fußtritte des Hausherrn vernehmen — die Mörder fuhren nach den Dolchen und schnaubten in verhaltner Blutgie wie wilde Rüden, ehe sie aus ihrem Hinterhalt auf ein edles Wild sich stürzen. Schon sehen sie den Neuvermählten daher schreiten mit keckem Bräutigamsschritt. Ralph winkte seinen Gesellen, dem Nahenden entgegen zu stürzen und ihn niederzustoßen; er selbst will indessen in die Brautkammer brechen, sich der Kleinodien bemächtigen, welche die Braut von sich gelegt, und selbst, trotz der Drohung Meußfengers, über die schöne Guda herfallen, sie ihres Halsgeschmeides zu berauben. Der Bräutigam schreitet immer vorwärts; — noch ein Schritt des Verbiendeten, und er ist verloren; er rennt unaufhaltsam in die entblößten Dolche seiner Mörder. — Horch! — Gewaltige Schläge donnern wider die Hausthüre, ein wildes Getöse schallt herauf. Bestürzt bleibt Wirhäuser stehen, die Mörder sehen sich betroffen an, und versäumen den Augenblick, sich mit Erfolg auf ihr Opfer zu stürzen. Keine Minute ist vergangen, so stürmt schon Hans, an der Spitze der lustigen Brüder, die sich vor der Thüre mit noch anderen ihm beigesellt hatten, in die Gallerie.

„Dank unserer lieben Frauen, daß ihr noch lebt, Herr Berthold, daß Euch noch kein Leids widerfahren!“ rief Hans fröhlich aus, als er des Altbürgers ansichtig wurde. „Aber kommt, helft suchen, wir müssen die Mörder finden, welche frech Euer edles Leben bedrohten.“ Wirhäuser war wie aus den Wolken gefallen.

Die Räuber hörten mit Ingrimm, daß sie verrathen waren, und es blieb ihnen nun nichts übrig, als entweder sich mit der Uebermacht zu messen, oder schimpflichen Rückzug zu nehmen. Man ließ ihnen nicht lange Zeit zur Wahl.

Inzwischen war Olav, dessen Muth wuchs, seitdem er das gräßliche Geheimniß von seiner Brust gewälzt hatte, nach der Borngasse geschlichen, und legte sich auch hier, der Hinterpforte des Hauses über, auf die Lauer. Es dauerte nicht lange, so hörte er Getümmel im Hause, das Pförtlein öffnete sich, Meußfenger stürzte heraus und eilte im raschen Lauf an ihm vorüber. Der Lärm im Hause näherte sich. Olav, besorgt, die Räuber möchten entrinnen, schlich sich keck zur Pforte; sie stand offen. Schon hörte er ganz nahes Waffengeklirr, schwere Tritte polterten die Treppe herab; der Schwedenknabe faßte das Schloß, und mit aller Kraft, deren er fähig war, riß er die Thüre an sich – donnernd fuhr das Schloß in seine Eisen und versperrte dem Flüchtling den Ausgang.

„Der Teufel erwürge Dich mit Deinen eigenen Kaldaunen, Rabenaas, das mir den Weg versperrt!" brüllte Ralph innerhalb der Thüre; seine Mordgehülfen waren erschlagen.

Olav lief nach Haus, suchte sein ärmliches Lager und freute sich der Rettung des Altbürgers und seiner Familie.

(Fortsetzung folgt.)

Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt.

V.

Die Fahnen- und Embleme-Ausstellung.

Die hiesige vierte Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst hat uns schöne, und zum Theil bleibende Erinnerungen hinterlassen. Davon gab nicht allein die ungemein interessante Ausstellung seltener Druckwerke, so wie die der Bildnisse und Büsten berühmt gewordener Frankfurter Zeugniß, sondern auch die in der am verflossenen Sonntage auf dem Paradeplatze eröffneten Ausstellung aufgestellten Fahnen und Embleme, welche bei unserem Festzuge vor den Abgeordneten einer jeden Innung getragen wurden, und welche fast alle neu verfertigt worden waren. Dieselben bieten einen überraschend schönen Anblick dar. Sie bilden eine Gemälde- und Kunst-Ausstellung ganz besonderer Art, die, wie die Ausstellung seltener Druckwerke ꝛc., nicht so leicht wiederkehren dürfte. Während der wenigen Tage, daß dieselbe dem Publikum eröffnet ist, erfreut sie sich schon eines sehr lebhaften Besuchs aller Stände, besonders da es auch durch den ganz geringen Eintrittspreis dem Unbemittelten leicht möglich gemacht ward, diese schöne Ausstellung genau besichtigen zu können.

Die Dekoration der Bude ist ausnehmend schön gewählt, und das Ganze sehr sinnvoll geordnet. Man erblickt im mittleren Hintergrunde die groteske Figur Kaiser Friedrich III., unter dessen Regierung die Kunst des Bücherdrucks durch Gutenberg erfunden wurde, eine Seite der Umhüllung des durch von Launitz errichteten Denkmals, nach einer sehr gelungenen Zeichnung von Ballenberger von Engel gemalt; ferner den deutschen Reichsadler, gemalt von Trost und Steinberger, so wie die Wappen der Stadt Mainz und der Stadt Frankfurt, gemalt von G. Malß.

Dem Bilde des Kaisers gegenüber, rechts am Eingange, ist die vereinigte Fahne der Buchdrucker und Schriftgießer aufgepflanzt, welche die von C. Falck gemalten Wappen dieser beiden Geschäfte darbietet. Rechts und links, in vier Reihen, breiten sich nun sämmtliche, bei dem Festzuge so imposant mitgewirkten Fahnen der verschiedenen hiesigen Gewerke und Innungen, der Volks- und Privatschulen, der Künstler- und Sängervereine mit den schönsten, sinnvollsten und zum Theil meisterhaft gemalten Bildern aus. Es sind da aufgestellt: die Fahne der hiesigen Künstler, Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei darstellend; ferner diejenigen der Maler und Lackirer, der Zimmerleute, der Gold- und Silberarbeiter, der Dreher, der Schmiede, der Perückenmacher, der Metzger (ganz vorzüglich originell und fleißig von C. Trost gemalt); der Schneider, Männer- und Weibertrachten aus den Jahren 1440, 1540, 1640, 1740, 1840 darstellend, von Rausch; der Weißbinder, der Kleinuhrmacher, der Buchbinder, der Tapezierer (sehr reich ausstaffirt), der Glaser, der Schornsteinfeger, der Posamentier, der Leinweber (ein von denselben zu Ehren Gutenbergs 1840 gewobenes, roth und weiß damascirtes Linnentuch); der Sattler, der Bürstenbinder, der geschenkten Feuerhandwerke, der Steindecker, der Schuhmacher (Hans Sachs in seiner Werkstätte, umgeben von Gesellen und einem Fremden, der seine Stegereiflieder aufzeichnet, gemalt von Elster); der Bäcker, der Weingärtner, der Weinschröter, der Feuerhandwerker, der Einzler, der Kammmacher, der Wagner, Spengler, Küfer, Maurer, Fischer und Seiler; ferner der Muster-Schule, der Mittel- und Katharinen-Schule, der Weißfrauen-Schule, der Allerheiligen-Schule, der Dreikönigs-Schule, des Waisenhauses, der Weil'schen Schule, der israelitischen Bürger- und Real-Schule; weiter fünf Fahnen des Liederkranzes, die Fahne des Sängervereins Orpheus, die des Polyhimnia-Vereins und der Liedertafel. Die Darstellungen jeder einzelnen Fahne hier auseinander zu setzen, würde uns zu weit führen. Was uns aber mit besonderem Wohlgefallen in die Augen sprang, darüber wollen wir morgen noch einiges Wenige mittheilen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Wiesbaden, 19. Juli.

Gestern, den 18. Juli, gaben die Herren Henry Hertz und Haumann in dem großen Saale des Kurhausgebäudes ein Konzert, dessen Andenken noch lange fortwähren wird. Es machten diese beiden Künstler einen solchen Eindruck, daß man nur mit allgemeinem Bedauern sie abreisen sieht. — 400 Personen waren bei dieser Soirée zugegen; unter ihnen nahm man die höchsten Personen wahr, welche sich gegenwärtig hier befinden. Ueberflüssig wäre es, dem Hrn. Henry Hertz Lobsprüche ertheilen zu wollen; sein Name ist schon lange ehrenvoll in der Kunstwelt bekannt. Hr. Haumann, bei uns noch weniger bekannt, ließ uns in Zweifel zwischen seinem Verdienste und dem der berühmten Künstler, welche uns in den letzten Jahren mit ihrer Gegenwart erfreuten. Hr. Haumann ist noch jung; sein Talent, seine Ausbildung aber scheinen langjährige Studien und Bestrebungen zu verkünden. Wir enthalten uns, den Eindruck beschreiben zu wollen, den er hervorbrachte; denn er ist wirklich unbeschreiblich. — Ein zweites Konzert dieser Künstler würde von hohem Werthe für die hiesige ausgesuchte und zahlreiche Gesellschaft

gewesen seyn. Allein die große Anzahl trefflicher Künstler, welche jede Woche die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde in Anspruch nehmen, hat jene Herren veranlaßt, auf eine zweite Soirée zu verzichten. Wir hoffen, daß die Herren Herz und Haumann bei ihren nächsten Kunstexcursionen Wiesbaden und Ems, wo ihre Namen für immer gefeiert sind, nicht vergessen werden.

Worms, 18. Juli.

Das landwirthschaftliche Fest am 13. und 14. l. Mts., welches die hiesige und mehrere andere Zeitungen näher beschreiben, ist in allen Theilen gelungen und alle Gäste, die man vernommen, verließen unser Stadtgebiet zufrieden und vergnügt. Wenn einerseits hierzu die Localität, die Fürsorge der hiesigen Behörden und die Bürgerschaft selbst, viel beitrug, so muß andererseits auch die uneigennützige Thätigkeit des Hrn. Winter im Landsberg in Frankfurt sehr in Anschlag gebracht werden, der hier sein bekanntes gastwirthschaftliches Talent, man kann sagen beinahe feldherrnmäßig entwickelte, die Hindernisse, welche ein plötzlicher Regenguß der Bewirthung in den Weg legte, schnell und glücklich besiegte und Alles aufbot, um unser Fest verherrlichen zu helfen; man hält es daher für eine unerläßliche Pflicht, den Dank, der ihm in einem Toaste bereits gebracht worden, hier öffentlich zu wiederholen. Während der zwei Tage herrschte überall die ungezwungenste Heiterkeit, und im Ganzen ist bei so großer Menschenmenge auch nur ganz wenig Aergerliches oder Betrübtes vorgefallen. Schade nur, daß am Vorabende des Festes einige junge Leute, angeblich aus Mannheim, ihrer bachantischen Aufregung folgend, Auftritte veranlaßten, die man hier der Schonung wegen nicht näher beschreiben oder bezeichnen will. Freilich wäre es, bei so gutem Weine, (wobei man nicht unterlassen kann, den Rheinwein-Champagner des Hrn. Bürgermeister Dietrich in Oppenheim rühmlichst zu erwähnen), wohl verzeihlich gewesen, wenn des Guten hie und da einmal zu viel geschehen wäre; — allein die Gränzen, welche Sitte und Bildung einmal gezogen, dürfen doch nie ganz außer Acht gelassen werden. Alles war indeß bemüht, an diesen Tagen seine Theilnahme an diesem auf so nützlichen Fundamenten beruhenden Feste an den Tag zu legen und das Rheinufer selbst war durch die Bemühungen der Schiffsherren Eßer, Heyl und Kerber, so wie des Hrn. Steiner im rheinischen Hof auf das Ueberraschendste dekorirt. Weiter in's Einzelne einzugehen, verbietet Muse und Raum, allein es muß hier noch eine Stelle finden, daß auf dem Ehrentische, woran Sr. Hoh. der Prinz Georg von Hessen servirt wurde, reife Trauben und Melonen prangten. O hätten wir uns bald wieder eines solchen Festes zu erfreuen! Zum Schlusse wünsche ich dem landwirthschaftlichen Vereine alles Gedeihen durch einträchtiges Zusammenwirken, denn

»Wie die Traube reift im Sonnenscheine,
So durch Eintracht blühen die Vereine!

Mannichfaltigkeiten.

(Was doch nicht Alles erfunden wird!) Der Korrespondent von und für Deutschland enthält Folgendes über eine angeblich neu erfundene Schriftsetz- und Schriftsortirmaschine: »Bekanntlich machen die von Joseph v. Kliegel in Preßburg erfundenen beiden Maschinen, eine Doppelmaschine, durch welche die Menschenhand [1]) auch beim Setzen und Sortiren der Lettern in den Buchdruckereien ersetzt werden soll, in diesem Augenblick ein großes Aufsehen. Noch sind nur erst die Modelle vollendet [2]) und in Preßburg zu sehen. Es hat sich jedoch zur Herbeischaffung der Mittel zur Ausführung der Maschine selbst, unter Leitung des Grafen Ludwig Batthyanyi, ein Aktienverein gebildet, dessen Mitglieder jedes 10 fl. [3]) Conv. M. zahlen, und so darf man mit Gewißheit annehmen, daß das Werk längstens in 18 Monaten fertig seyn werde. Unterdessen hört man Folgendes über diese von Kliegel'sche »typographische Schnellsetz- und Sortirmaschine«, wie sie vom Erfinder selbst genannt wird. Hr. v. Kliegel ist verpflichtet, zuerst die Sortirmaschine zu bauen. Dieselbe wird einen Bogen Ciceroschrift längstens in 1½ Stunden ablegen. [2]) Die Maschine braucht gar keine menschliche Hülfe und kann Tag und Nacht wie ein Uhrwerk [3]) fortarbeiten. Täglich kann sie 16 Bogen ablegen. Mit ihr steht die Schnellsetzmaschine in engster Verbindung; denn es werden immer die Letternkästen von jener weggenommen und unter diese gebracht, um sogleich verwendet zu werden. Die Sortirmaschine wird durch eine Kurbel bewegt, die Setzmaschine hat dagegen eine Klaviatur, gleich dem Piano, die vom Setzer gespielt werden muß. [4]) Es kann fast eben so schnell gesetzt werden, als man spricht. [5]) Selbst ein langsamer, ungeübter Setzer kann einen Bogen Ciceroschrift in 1½ Stunde setzen und er hat dazu nur die Hülfe eines Kindes nöthig, welches immer den fertigen Satz aus der Maschine hebt. Hr. v. Kliegel baut zuerst eine Maschine für die ungarische Sprache und dann eine zweite für die deutsche; denn jedes Idiom erfordert eine geringe Aenderung in der Konstruktion. Bereits soll er den Auftrag zur Herstellung einer dritten Maschine für die russische Sprache erhalten haben. [6])

Auf dem Schiffe, das die Asche Napoleons abholt, befindet sich ein vollständiger Daguerreotyp-Apparat, um eine möglichst getreue und schnelle Abbildung der durch Napoleon's Aufenthalt und Tod denkwürdigen Punkte der Insel aufzunehmen.

---

[1]) Zum Setzen ist aber auch ein Kopf erforderlich, oder wenigstens zwei Augen, um das oft sehr undeutlich geschriebene Manuscript der Herren Autoren lesen zu können. Wie steht's damit?

[2]) Darin liegt immer noch etwas Tröstliches für uns Setzer. Vielleicht dürfte die wirkliche Ausführung der Maschine durch einige unvorhergesehene Schwierigkeiten noch verzögert werden oder — ganz unterbleiben. Anmerk. des Setzers.

[1]) Später wird hoffentlich eine Preisermäßigung eintreten.

[2]) Das ist stark! Da können wir unser Drehbrett aufpacken.

[3]) Ein lesendes Uhrwerk! Jetzt ist auch ein schreibendes denkbar, eine Schriftstell-Maschine, die »ohne menschliche Hülfe, Tag und Nacht« fortarbeitet und Novellen, Gedichte, Recensionen und Korrespondenzen zu Tage fördert. Ihr Schriftsteller seyd auf eurer Hut!

[4]) Ich stelle mir im Geist schon einen Setz-Virtuosen vor, der eine typographische Soirée gibt und einen Roman abspielt. Das Ding ist köstlich!

[5]) Man läßt sich einen Spaß gefallen, aber was zu toll ist, ist zu toll. »Es kann fast eben so schnell gesetzt werden, als man spricht!« Eine schauderhafte Geschichte für uns Setzer! Da lasse ich mir noch die Erfindung des Hrn. Buchdrucker Menck in Leipzig gefallen. Es ist wenigstens nichts Uebernatürliches. Der Mann soll eine Methode ersonnen haben, welche die frühere geistlose Arbeit des Setzens in eine geistige umwandelt und vermittelst welcher man in 1¼ Stunden so viel setzen kann, wie jetzt mit bloßen Fingern in einer Stunde. Solche Erfindungen sind wenigstens nicht verderblich und machen Niemanden brodlos. Aber: »Es kann fast eben so schnell gesetzt werden, als man spricht«, — dieser Ausspruch muß jedes redliche Setzergemüth wie ein Donnerschlag treffen. Doch, es läßt sich vielleicht noch Gnade hoffen!

[6]) Jedem seine Meinung! Deshalb wird man es mir und meinen Collegen nicht verübeln, wenn wir vor der Hand die ganze Erfindungsgeschichte für Das halten, was man in Frankfurt einen »Uhz« nennt.

L. Hub, Schriftsetzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 205. Donnerstag, den 23. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

Der Räuber heulte, schnaubte, tobte wie ein gereiztes Pantherthier hinter den Gittern seines Käfichts. Es blieb ihm kein Mittel übrig, als umzukehren und sich einen Ausweg mitten durch seine Feinde zu bahnen. Mit geschwungenem Dolch, die Zähne fletschend, das Einauge glühend, wie das einer wüthenden Katze, stürzte er zurück. Aber kein Ausweg war zu finden, der Feinde wurden mehr und mehr, und Hans, mit einer Axt bewaffnet, rückte ihm herzhaft auf den Leib; was sind aber die Kräfte und der Muth eines Hündleins gegen den ergrimmten Wolf? Ralph unterlief seinen Gegner, packte ihn mit seiner eisernen Faust und schleuderte ihn so mächtig wider eine Thüre, daß sie krachend auffuhr. Jetzt sah der Fürchterliche einen Ausweg. In der dunkeln Kammer stand ein Fenster offen. Ehe sich Hans wieder aufraffen konnte und die Menge Ralph aufs neue anzugreifen wagte; war er mit einem Satz über Hans weg, mit einem zweiten Satz durch's Fenster auf der Straße.

Der Knecht raffte sich blitzschnell vom Boden auf, stürzte an das Fenster und erkannte die Gestalt des Räubers, im Begriff, die dunkle Gasse hinab zu entrinnen. Mit aller ihm noch zu Gebot stehenden Kraft schleuderte er dem Fliehenden die Axt nach; er stürzte getroffen nieder. Wie das dumpfe Gebrülle eines gefallenen Stiers tönte es in gräßlichen Flüchen grauenerregend durch die Stille der Nacht. Als aber die Verfolger in der engen Gasse angekommen waren, sich des verwundeten Räubers zu bemächtiger, war jede Spur von ihm verschwunden.

VI.

Mit verschränkten Armen, tief sinnend, ging der reiche Wechsler Mateo Vanini in einem einsamen Zimmer seines großen Hauses auf und nieder; plötzlich hielt er ein in seinem riesigen Ausschreiten. Es klopfte.

„Nur herein, Herr Hainth! ich bin allein."

Die Thüre öffnete sich, und in einen Mantel gehüllt, trat Hainth Meußfenger herein. „Hier bringe ich das Kästlein, zu dem ich so wunderbarlich gekommen bin", redete er den Lombarden an, indem er ein schwarzes glänzendes Kästchen von Ebenholz unter dem Mantel hervorzog und auf den Tisch setzte.

Kaum hatte der Italier einen Blick auf das Kästchen geworfen, als er, höchlich erstaunt, bald diesen Gegenstand, bald den Schreiber ansah. „Der Schatz, den Ihr mittelst Hülfe der alten Hexe Irmengard im Dreieicher Forst gehoben, ruht in diesem Kistlein?" fragte er.

„Wie ich Euch schon sagte", erwiederte Hainth. „Ich will Euch die Geschichte dieses Kästleins kurz erzählen. Ich ritt am zweiten Ostertag zu meinem gelustgen Kronenberg, um den Kaplan Martin, meinen ehemaligen Lehrer und sehr ehrwürdigen Freund, heimzusuchen. Da tönt mir plötzlich ein klägliches Gewinsel in die Ohren; als ich drauf zureite, erblicke ich ein Weiblein, in welchem ich gar bald die alte Drude Irmengard erkenne. Die Hexe war beim Suchen geheimnißvoller Kräuter in einen Sumpf gerathen und wäre schier versunken. „Helft mir, lieber Herr", rief sie mir angstvoll zu, „und ich will Euch reich und glücklich machen." Ich stieg vom Gaul, brach einen langen schlanken Ast von einer nahestehenden Buche, und reichte dessen Ende dem Weiblein hin, welches begierig darnach griff und mit seiner Hülfe sich aus dem Morast heraus arbeitete. „Kommt mit mir, ehrsamer Freund", sagte die Hexe nun, „die alte Irmengard ist nicht undankbar; ich will mein Versprechen erfüllen; Ihr sollt reich werden, trotz einem vornehmen Geschlechter." Ich folgte der Alten in ihre Hütte, ungläubig fast. Nach mancherlei Vorbereitungen begann sie mit krächzender Stimme ihre Zauberformeln zu sprechen, daß mir's die Haare auf dem Scheitel zu Berge hob; dann rief sie in Entzückung: „Ich sehe köstliches Geschmuck und Geschmeide, tief verborgen im Schooß der Erde, und glühen gleich feurigen Kohlen. Es sind die geraubten Schätze des Ministerialen und Schatzmeisters Kaiser Karls des Großen. Dich Mann der Barmherzigkeit, Dich haben die Geister auserkoren, diese Kleinodien an das Licht des Tages zu fördern, um sie Dir zum Eigenthum zu geben, weil Du Dich des alten, armen Weibleins annahmst. Nimm dieses Alraunwurzelmännlein", fuhr sie unter heftigen Zuckungen mit grabtönender Stimme fort, „und wandle damit in der Nacht, in welcher Winter und Frühling sich scheiden, um die zwölfte Stunde nach dem Dreieicher Forst; halte das Wurzelmännlein fest in Deiner linken Hand, und Du wirst unter den Wipfel einer reich belaubten Eiche gelangen, und in dem kleinen Finger derselben Hand ein gelindes Stechen verspüren, Dich zu bedeuten, daß Du zur Stelle bist." Also sprach die Hexe. Und ich ging hin in der Mitternachtstunde, in welcher der Winter

Abschied nimmt und man Frühlingsanfang schreibt, und fand in diesem Kästlein den Schatz, wie mir das Weiblein prophezeiht hat."

Der Italiener hatte Meußfengers wunderlicher Erzählung lauernd zugehört, und den Erzähler öfters mit seinen schwarzen Augen fixirt, ohne daß dieser Acht darauf zu haben schien.

„Und Ihr wollt nun, daß ich Euch die Kleinodien in diesem Kistlein abkaufen soll?" fragte er, anscheinend gleichgültig.

„Der Preis wird Euch ein Spottgeld dünken, wenn Ihr erst diese Herrlichkeiten gesehen habt."

„Wenn aber das Ganze nur ein Blendwerk wäre, und ich am Ende für mein gutes Gold und Silber nur Kohlen und Asche in Händen behielt?"

„Wie mögt Ihr doch so mißtrauisch seyn. Ihr seyd ein Kenner von Gold und Steinen; da überzeugt Euch selbst, ob diese Kleinodien der Teufel oder ein Goldschmied gemacht hat." Mit diesen Worten schloß der Schreiber das Kästchen auf, und köstliche Geschmeide blitzten daraus hervor. Vanini warf einen Blick hinein und fuhr überrascht zurück.

„Nun, was meint Ihr dazu?" fragte Meußfenger lächelnd, der die Ueberraschung des Lombarden für Staunen hielt.

„Ich meine, daß Ihr mir ein Mährlein erzählt, und diesen Schatz dem Schweden Torkelson gestohlen habt!" donnerte ihm der Italiener zu.

Hainth duckte sich unwillkürlich zusammen, wie eine Katze, die man auf dem Raub ertappt; sein Gesicht ward erdfahl. „Wie könnt Ihr doch solche Gedanken hegen?" stammelte er außer Fassung.

„Wißt, dieses Kästlein war mir gar wohl bekannt, als ich es erblickte; aber solche Reichthümer hatte ich nicht darin vermuthet. Gesteht, wie Ihr dazu gekommen seyd; denn als Ihr Euch den Anschein der Barmherzigkeit gabt, und Euch der verlassenen Kindlein des Schweden annahmt, da wußte man von diesen Schätzen nichts. Gesteht, wie Ihr dazu gekommen seyd, oder ich zeige Euch stracks dem Oberrichter an, und die Folter mag Euch dann zum Geständniß bringen."

Meußfenger war nicht der Mann, der sich also einschüchtern ließ. Alsbald hatte er sich von seinem ersten Schreck erholt, und erhob sich mit zornfunkelnden Augen. „Wie mögt Ihr mir doch solch Verbrechen ansinnen? Eben weil man bei dem Tode des Schweden Torkelson nichts von diesen Schätzen wußte, drum gehörten sie nimmer sein. Doch was erhebe ich meine Stimme zu streiten gegen Euch? Unser Geschäft sey null und nichtig." Und mit diesen Worten schritt er auf das Kästchen zu, sich seiner wieder zu bemächtigen; der Lombarde ließ es nicht zu, und trat ihm trotzig entgegen.

„Gesteht, wo und auf welchem Wege Ihr Euch dieser Kleinodien bemächtigt habt, ehe Euch die Foltereisen das Geständniß erpressen", rief Vanini.

„Sollte man doch meinen, ich stünde schon vor dem Oberstrichter, also geberdet Ihr Euch", entgegnete Meußfenger kalt und höhnisch. „Fürwahr, Ihr bedient Euch einer seltenen List, mir mein Eigenthum zu entreißen. Ihr könntet mich vor Gericht anklagen, im Bund mit einer Zauberin und mittelst teuflischer Künste diesen Schatz erworben zu haben; aber Ihr wählt das Wahrscheinlichere, und stempelt mich zum Dieb, zum Räuber an meinen Mündeln."

„Weil Ihr's sonder Zweifel auch seyd, und ich Euch dies beweisen will", antwortete der Lombarde ruhig.

„Ihr wollt es mir beweisen?"

Der Wechselherr nahm einen herrlichen Ring aus dem Kästchen, ein schmerzliches Lächeln zuckte über sein dunkles Gesicht. „Mit diesem Fingerreif will ich's Euch beweisen", antwortete er mit seltsam bewegtem Ton.

„Mit diesem Ring?"

„Er kommt von mir."

(Fortsetzung folgt.)

Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt.

VI.

Fahnen- und Embleme-Ausstellung.

(Schluß.)

Will der Beschauer aus der hier aufgestellten Fahnen-Gallerie das Geistig-Sinnige der Darstellungen unserer Malerkünstler hervorsuchen, so muß er unwillkürlich von den Fahnen der Schulen am ersten gefesselt werden. Auf den meisten derselben sind die sinnbildlichen Gemälde von der gemüthlichsten, dem geistigen Feste, für welches dieselben bestimmt waren, entsprechendsten Seite aufgefaßt, und es blickt aus jedem derselben ein, das Herz erwärmender Gedanke hervor, welcher von des Künstlers geübter Hand leicht hingeworfen, theilweise aber auch in einzelnen Punkten meisterhaft ausgeführt ist. So ist die Gruppe, wo ein Genius, welcher auf der Fahne der Weißfrauen-Schule (gemalt von J. Jung) innerhalb eines goldnen Reifes die Kinder lehrt, und sie auf Gott hinweiset, allerliebst. Die Unterrichtsgegenstände sind in dem darauffolgenden Kranze in verschiedenen Feldern einzeln dargestellt. Die übrigen Schulfahnen stellen noch dar: Diejenige der Mittel- und Catharinen-Schule: Einen Lehrer, unter einem Portal mit dem Bildnisse der Heiligen, drei Kindern Unterricht ertheilend, von J. N. Perour; — die der Musterschule: Gutenberg, den Kindern Bücher austheilend, von J. Jung; — die der Allerheiligenschule: Knaben und Mädchen gehen ein in die Halle der Schule, von Peipers; — die der Drei Königs-Schule, die drei Weisen des Morgenlandes in königlichem Anzuge darstellend, gemalt von C. Trost und Steinberger; — die des Waisenhauses: Laßt die Kindlein zu mir kommen, gemalt nach Overbeck von J. B. Zwecker; — die der Weil'schen Schule: Gutenberg, Nachts an seiner Presse, schaut im Dunkel die erleuchtenden Blitze auf dem Berge Sinai, gemalt von M. Oppenheim mit dem Motto: „Das Volk, so in Finsterniß wandelte, sah ein großes Licht"; — die der israelitischen Bürger- und Real-Schule, gleichfalls von Oppenheim, darstellend das Gutenbergs-Monument zu Mainz im Grunde, vorn drei allegorische Figuren, die Jugend und die Wissenschaft, mit dem Motto aus dem Psalm 68, 12: „Die Lehre Ihrer Verkünder ist eine Gottesschaar." — An vielen dieser sinnreichen Bilder blickt die gediegene, historisch-fromme Veit'sche Schule durch.

Von den Innungsfahnen zog uns vorzüglich die Fahne der Metzger an, als ein sehr kräftig markirtes, natürlich aufgegriffe-

nes Genrebild, wie zwei Metzgerbursche (die überdies noch sehr gelungene Portraits darstellen sollen), einen Ochsen führend, diesen bändigen. Mit vielem Fleiße ist diese Fahne gemalt; das Bild zeigt im Hintergrunde das alte, kürzlich niedergerissen Fahrthor mit seinem alterthümlichen Erker, und trägt das Motto: „Eintracht, Ordnung!" Gemalt ist diese Fahne von C. Trost, und eine reich in Gold gestickte Verzierung umgibt das Bild. — Der werth- und kunstvollen, auch viel besprochenen Schneiderfahne, gemalt von Rausch, welche von zartem Pinsel Männer- und Weibertrachten verschiedener Jahrhunderte in den schönsten Bildern darstellt, wurde in diesen Blättern das ihr gebührende Lob bereits gespendet. — Ein nach der Natur recht treu von Bamberger aufgenommenes Bild bietet die Fahne der Weinschröter dar: Die Ansicht des alten Krahnens an der Leonhardskirche darstellend, wie daselbst Weinfässer ausgeladen werden. Dies Bild ist so charakteristisch schön belebt, so wahr wiedergegeben, daß es einem nicht schwer fällt, in den kleinen, dicht am Krahnen beschäftigten Figuren die ähnlichsten Konterfei's lebender Personen aufzufinden. Ueber dem jetzt abgerissenen Holzpförtchen sieht man im Hintergrunde die, seitdem ihre Wanderung in die Hasengasse angetretenen Ochsenköpfe aus den Krönungszeiten. — Aus der Düsseldorfer Schule besitzen unsere Sachsenhäuser Weingärtner von ihrem geschickten Landsmanne J. F. Dielmann eine, mit einem charakteristischen Bilde versehene Fahne. Das Hauptbild stellt die Traube aus dem Lande Canaan dar, von Josua und Caleb getragen. Unter demselben aber ist eine Weinlese im Sachsenhäuserberge sichtbar, in welcher viel Leben und natürliche Auffassung bemerkbar ist. — Auch die Schlosser-Werkstätte, gemalt von Lay, ist mit vielem Fleiße gearbeitet. — Eine von den hiesigen Seilern selbst verfertigte, und sehr künstlich gearbeitete Fahne wäre, nebst vielen Andern, noch erwähnenswerth. So enthält die Fahne der Dreher sehr künstliche Arbeiten im Knopfe, in welchem ein Tisch mit einem Schachspiele steht, und dessen spiralförmige Spitze äußerst künstlich gedreht ist.

In den weiter hinter Glasfenstern aufgestellten Emblemen, Meisterstücken und Tafeln, kunstvoll verzierten silbernen und vergoldeten Pokalen und sonstigen Kostbarkeiten der Innungen findet man nicht allein einen nicht unbedeutenden pekuniären, sondern auch einen wirklich antiquarischen Reichthum zusammengestellt. Einen schätzbaren Kunstfleiß wird man an diesen Meistertafeln, sogenannten Laden, silbernen Willkomms, Pokalen und Bechern ꝛc. ꝛc. gewahren. Am reichsten versehen mit solchen sind die Metzger und die Bäcker. Die Fischer und Schiffer haben ein dreimastiges Schiffmodell, in Mainz gefertigt, und einen colossalen Karpfen, in Gyps modellirt von Krampf, gemalt von Körner, geliefert. — Ueber alle diese ausgestellten Gegenstände gibt das darüber gedruckte Verzeichniß, welches an der Kasse um 6 Kreuzer dem Eintretenden abgelassen wird, die genauesten Ausweisungen und Andeutungen, weßhalb wir auch weiter in's Detail einzugehen uns enthalten können. — Mit vollem Rechte kann man den Besuch dieser interessanten Ausstellung Jedem empfehlen, der nur einigen Sinn für's Schöne, für Kunst und Kunstfleiß besitzt. A. H.

Anecdoten von Bewohnern des Schuldgefängnisses in Paris.

James Swan, ein amerikanischer Kaufmann, wurde am 28. Juli 1808 wegen einer Summe von 625,640 Frcs. verhaftet und kam aus dem Gefängnisse erst am 28. Juli 1830, als das Volk die Pforten öffnete, war also gerade 22 Jahre gefangen gewesen. Swan, dessen Vermögen drei bis vier Millionen betrug, hätte wohl bezahlen können, aber er wollte nicht, behauptete, er schulde höchstens 7000 Frcs. und war fest entschlossen, lieber sein ganzes Leben hindurch im Gefängnisse zu bleiben, als sich einem von ihm für ungerecht gehaltenen Urtheil der Gerichte zu fügen. Seine erste Sorge ging dahin, seiner Frau und seinen Kindern anzeigen zu lassen, daß er sie völlig enterben würde, wenn sie etwas von seinen sogenannten Schulden bezahlten. Dann richtete er seine Wohnung in dem Gefängnisse fürstlich ein, miethete St. Pelagie gegenüber eine große Wohnung mit Stallung ꝛc. für seine Geliebten, seine Köche und Freunde. Diese, welchen er zwei schöne Wagen zur Verfügung stellte, mußten in seinem Namen spazieren fahren, die Bälle und die Theater besuchen. Er war ein merkwürdiger, origineller Mensch, dieser Swan, und so consequent, daß er sich anschickte, drei Tage nach dem Austritte aus seinem Gefängnisse freiwillig in dasselbe zurückzukehren, als ihn plötzlich der Schlag rührte und er starb.

Der bekannte Millionär Ouvrard war aus andern Gründen in das Schuldgefängniß gewandert; er läugnete es nicht, daß er die verlangte Summe schuldig sey, aber er wollte nicht bezahlen, zumal da er als Franzose nicht über fünf Jahre in der Haft gehalten werden durfte. Auch er lebte wie ein Fürst in St. Pelagie und bezahlte die Schulden seines Nachbars in dem Hause, um dessen Zimmer zu bekommen und mehr Raum zu haben. Eines Tages kam Villèle, der Finanzminister, zu ihm in das Gefängniß zum Diner, und forderte ihn auf, sich doch mit seinem Gläubiger zu vereinigen, weil seine Haft großes Aufsehen mache. Ouvrard antwortete darauf sehr aufrichtig: „Ich bin wegen fünf Millionen fünf Jahre hier, verdiene also jährlich eine Million; kennen Sie eine sicherere und einträglichere Speculation, so nennen Sie mir dieselbe, und ich bezahle die Schuld morgen." —

Interessant ist auch die Geschichte des Grafen Roberti. Dieser hatte das Unglück, sich in eine junge Schauspielerin zu verlieben, und das noch größere, dieselbe zu heirathen. Er liebte sie leidenschaftlich, sie aber vergalt ihm mit wenig Dank und viel Coketterie. Nachdem er sein Vermögen zerrüttet hatte, um den kostspieligen Launen seiner Frau zu genügen, mußte er am 27. Nov. 1838 in das Schuldgefängniß wandern. Anfangs wunderte er sich sehr, daß ihn die so heiß Geliebte in seiner Einsamkeit nicht besuche; bald aber erfuhr er, daß seine Frau es sey, die ihn gefangen hielt. Um ungestört und ungezwungen mit ihrem neuen Anbeter leben zu können, hatte sie von diesem die Wechsel- und Schuldverschreibungen kaufen lassen, wegen welcher ihr Mann in das Gefängniß gekommen war. Da war ihm das Leben unerträglich und eines Morgens fand man ihn todt; er hatte sich durch Kohlendampf erstickt.

Emil Devrient's Gastspiel in Frankfurt a. M.

Am 19. d. M. gab man Holtei's Bettelstab und Lorbeerbaum. Die alte Geschichte von den deutschen Poeten und von den Lorenz Kindleins, die nichts haben, wo sie ihr Haupt hinlegen können, die am Hungertuch nagen und von Frau und Kind um Brod bestürmt werden, diese alte Jammergeschichte ist hier sehr rührend bearbeitet und auf überfließende Augen und Herzen berechnet. Lorbeerbaum und Bettelstab sind so in einander verwachsen, daß man sie kaum zu trennen, kaum zu unterscheiden vermag. Der Dichter Heinrich ist übrigens, abgesehen von dem geringen ästhetischen Werthe des Stückes, ein Charakter, aus welchem der gute Darsteller etwas machen kann, und eine Rolle, die Emil Devrient zur Bedeutung erhoben hat. Er zeigt uns in Heinrich einen von der Natur vielbegabten Dichter, welcher aber nicht Kraft genug besitzt, sich mit dem Drucke der rauhen Außenwelt auszusöhnen, und welcher im Kampfe mit derselben unterliegt. Man darf es dem Schauspieler nicht zum Vorwurf machen, daß er gerne Rollen darstellt, in denen sein Talent Spielraum findet und in denen er sich eben so productiv, wie vielseitig zeigen kann. Die genannte Rolle ist eine solche.

Devrient schildert uns hier die Gradationen des Lebens, von der Sonnenhöhe des Glücks bis zur nächtlichen Tiefe des Ungemachs. Mit der ihm ganz eignen Noblesse und Urbanität hielt er die Salenscene im ersten Act und ließ in der Unterhaltung mit Agnes einen schön angebrachten, zart colorirten Ton von elegischer Empfindung durchblicken; die folgende Scene mit Mathilde war im Ausdruck jener milden Seelenempfindung gehalten, die vom Herzen zum Herzen dringt, und der Schluß des ersten Actes, wo er in Dichterentzückungen schwärmt und sich zugleich dem freudigsten Lebensgenuß hingiebt, war ächt poetisch und lebensvoll. Im zweiten Acte ging der Darsteller von den heiteren zu den düster werdenden Farben sinnig und künstlerisch über. Heinrich zerfällt allmählig mit seinen Wünschen und Anforderungen an's Leben. Diese Abstufung markirte Devrient mit allen Farben der Wahrheit, und der Ausdruck seines unterdrückten Stolzes in der Scene mit dem Geheimenrath von Grund war meisterhaft. Im dritten Acte zeigte sich Devrients Talent im ganzen Umfang und in jener schönen Vereinigung von Natur und Kunst, von Wahrheit und Dichtung, die wir in seinen Darstellungen so oft bewundern. Die tiefe Trauer um sein untergegangenes Lebensglück, das letzte Auflodern seiner verlöschenden Kraft, der Abschied vom geliebten Lorbeerbaum und endlich das Zusammenstürzen des gewaltsam erschütterten Geistes, dies Alles schilderte der Darsteller in hoher Kunstvollendung. Die Aufgabe des Nachtspiels, eines düster gehaltenen Nachtstücks, und besonders der Moment der Wiedererkennung der aus alter Zeit befreundeten Menschen war erschütternd und kann nicht ergreifender, nicht naturgetreuer dargestellt werden. Der Beifall, den man der herrlichen Darstellung zollte, erreichte besonders am Schlusse des Stückes den Höhepunkt, und trotz des schönen Sommerabends, trotz vieler das Publikum in's Freie lockenden ländlichen Zerstreuungen war doch das Schauspielhaus mit Verehrern und Verehrerinnen Devrients angefüllt.

W.

Korrespondenz.

Rauheim, 18. Juli.

Unser Kurort war schon während des unfreundlichen Wetters, welches in den letztvergangenen Wochen die Brunnenkuren wenig begünstigte, zahlreicher besucht, als in den früheren Jahren. Seitdem aber warmer Sonnenschein an die Stelle der trüben Regentage getreten ist, mehrt sich die Zahl der Fremden auf eine für uns sehr erfreuliche Weise. Die ausgezeichnete Heilkraft des warmen bromhaltigen Soolsprudels in Verbindung mit den Gasbädern und dem innerlichen Gebrauche des Kurbrunnens findet bei den Aerzten, so wie im Publikum, immer mehr Anerkennung, und es würde nur der äußeren Ausstattung — der Erbauung entsprechender Kur- und Wirthschaftsgebäude u. s. w. — bedürfen, um Rauheim zu einem der besuchtesten Soolbäder zu machen. — Sicherem Vernehmen nach beschäftigt sich unsere hohe Staatsregierung eben mit der Prüfung eines sehr umfassenden Bauplanes, und in der That ist die Ausführung eines solchen ein sehr dringendes Bedürfniß. — Wenn auch die hiesigen Einwohner immer mehr Wohnungen zur Aufnahme von Kurfremden einrichten, so daß schon jetzt an — zum Theil recht guten — Logis kein Mangel ist, so entspricht doch die Zahl der Zimmer im Kurhause selbst, für solche Kranke, deren Gesundheitszustand es wünschenswerth macht, daß sie in demselben Hause wohnen und baden, keineswegs dem mit jedem Jahre steigenden Bedürfniß. Auch die Zahl der Badezimmer will nicht mehr ausreichen, und es hält oft schwer, in den Vermittagsstunden ein Bad zu bekommen. Der Speisesaal endlich faßt kaum die täglichen Gäste; wenn aber an Sonntagen oder bei anderen besonderen Gelegenheiten noch Fremde hinzukommen, so wird der Raum bei Tisch auf eine sehr lästige Weise beengt. — Doch allen diesen Mängeln wird, wie schon oben bemerkt, hoffentlich recht bald abgeholfen werden.

Mannichfaltigkeiten.

Der Mannheimer Verein für Naturkunde hat seinen 6ten Jahresbericht durch den Druck veröffentlicht und wir ersehen daraus, wie er in den verschiedenen Zweigen seiner Wirksamkeit rüstig und erfolgreich fortstrebt und die erfreulichsten Resultate erzielt hat. Wer Näheres darüber zu erfahren wünscht, den verweisen wir auf die genannte Brochüre, welcher zugleich eine interessante Abhandlung über den naturgeschichtlichen Unterricht an Gelehrtenschulen von Professor Kilian beigegeben ist.

Baden, 17. Juli. Der Unglückliche, welcher sich vorgestern hier erschoß, war, seinem Passe nach, ein Proprietär aus Paris; es scheint, er hatte schon, vor seiner Ankunft in Baden, große Geldverluste erlitten; hier soll er noch 6000 Frcs. verspielt haben. Seine Verlassenschaft bestand aus einer Kleinigkeit an Geld, einer goldenen und einer silbernen Uhr, einer goldenen Kette, einigen Bijouterien und schöner, feiner Leibwäsche. In einem Schreiben an den Wirth des Hotels, bei welchem er die sieben Tage seines Hierseyns gewohnt, wies er diesen, seiner Zeche wegen, auf diesen Nachlaß an. Den Tod muß er sich mit großer Entschlossenheit gegeben haben; denn von den zwei Pistolen, die er bei sich hatte, fand man die eine noch geladen am Boden liegen, und doch hatte er sich zwei Schüsse beigebracht; er mußte also, schon schwer verwundet, das abgeschossene Pistol zum zweitenmale geladen haben.

(Straßburg.) Am 16. d. M., gegen 3 Uhr Nachmittags, hat ein Mädchen von drei und einem halben Jahre, Namens Florentine Schuler, durch einen traurigen Unfall das Leben verloren. Es hatte auf dem Walle, beim Finkmatt-Quartier, ein Päckchen chemische Schwefelhölzchen gefunden und eines derselben angezündet. Das Feuer ergriff das Päckchen und die Kleider, und nach einigen Minuten war sein ganzer Körper mit Brandwunden bedeckt. Es wurde sogleich in das Hospital getragen und verschied darin, nachdem es noch eine Stunde gelitten.

Man behauptet, daß in Deutschland jetzt überall Rhein-, Main- und Neckarwein für ächten Champagner verkauft und getrunken werde, und Niemand sonst, als die Weinhändler, hätten den Profit davon. Es wäre darum recht gut, eine Assekuranz gegen solche Weinkünstler zu errichten.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. Juli. Richard's Wanderleben, Lustspiel in 4 Abth., nach dem Englischen des John O'Keefe frei bearbeitet von Kettel.

Samstag, 25. Juli. Die Hugenotten, große Oper in fünf Abtheilungen, Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Urban: Dem. Kunt, vom Theater zu Pesth.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 206. Freitag, den 24. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

„Von Euch?“ fragte Hainth staunend.

„Ich übersandte an einem Weihnachtsabend einem geliebten Weibe zwei Ringe, diesen und einen ähnlichen. An diesem Fingerreif erkannte ich in Euch den Dieb. Die Kapsel dieses Fingerreifs enthält ein Stücklein vom ächten Kreuz des Erlösers; nur durch eine verborgene Feder, mir und ihr allein bekannt, ist diese Kapsel zu öffnen.“

„Wenn Euch dieser köstliche Reif wohl ansteht“, begann Meußfenger nach einer kurzen Pause unterhandelnd, „so behaltet ihn.“

„Für was nehmt Ihr mich, Elender?“ fragte Vanini stolz. „Dies Alles gehört den Kindern der Unglücklichen, welche ich einst liebte; es gehört Euern Mündeln.“

„So habt Ihr denn wirklich mein Verderben beschlossen?“

„Wenn Ihr Euern Raub gutwillig fahren laßt, will ich ein tiefes Schweigen über den Vorgang geloben. Aber diese Kleinodien übergebe ich noch heute dem Schultheißen dieser Stadt, damit sie für die schwedischen Kindlein nicht verloren seyen.“

„Und ich wäre dann ein Bettler wie zuvor, und die Aussicht, mich an dem verhaßten Altbürger zu rächen, wäre mir benommen? Nein, eh' wage ich das Aeußerste“, murmelte der Schreiber ingrimmig zwischen den Zähnen.

„Was habt Ihr beschlossen?“ fragte Vanini.

„Läßt wohl der Wolf eine fette Beute fahren“, erwiederte Hainth, und seine Gestalt richtete sich wie zu einem Angriff in die Höhe, seine grauen Augen blitzten, „wenn ein plumper Bär sich naht, um ihm dieselbe abzujagen? Nein, er wird, wenn's ein rechter Wolf ist, einen Kampf beginnen mit dem Bären auf Tod und Leben. Hört drum, was ich Euch nicht länger heimlich halten will. Ja, ich habe dieses Kästlein geraubt, an jenem Abend, als der Schwede Torkelson ermordet wurde. Ich hatte ihn einst durch eine Lücke in dem Vorhang seines Kammerfensters belauscht, als er vor einem verborgenen Wandschrank stand und in diesen Kleinodien hanthierte; ich sah, wohin er die Schlüssel zu Schrank und Kästlein verbarg. Hier habt Ihr das Räthsel enthüllt, wie ich zu diesem Geschmuck kam. Und nun geht hin, zeigt mich dem Oberstrichter an, laßt mich auf die Folter schmeißen — ich werde nichts bekennen. Aber Euch will ich in den Abgrund stürzen; Ihr habt an jenem Abend den schwedischen Mann erschlagen! —“

Der Italiener schauderte zusammen; doch alsbald faßte er sich. „Ich bin nicht der Mörder jenes Unglücklichen“, antwortete er ruhig und finster; „aber es hätte dazu kommen mögen, wäre nicht eine unbekannte Hand mir zuvorgekommen.“

„Und habt Ihr auch den Schweden nicht selbst erschlagen“, fuhr Meußfenger triumphirend fort, „so zeugt doch der Schein gegen Euch. Euer blutbespritzter Wamms an jenem Abend, und jener Ring an Eurem Finger, ganz dem ähnlich, der die Relique des heiligen Kreuzes aufschließt.“

„Ja, jener Ring hatte mir entdeckt, daß dieser stolze Nordländer, der mir einst so feindlich entgegen getreten war, in meiner Nähe lebe; leider war die Entdeckung zu spät“, sagte der Lombarde vor sich hin, sichtlich ergriffen.

„Laßt Ihr nun mit Euch handeln?“ fragte Hainth. „Behaltet die Hälfte dieser Schätze, laßt mir die andere.“

„Schweig, ekelhafte Kröte!“ erwiederte sein Gegner verächtlich.

„Hoho! Ihr laßt es drauf ankommen? Soll ich Euch noch ein anderes Stücklein in's Gedächtniß rufen? Wo habt Ihr das schöne schwedische Weib, die Mutter meiner Mündel, hingebracht, die Ihr vor fünf Jahren am St. Michaelistage auf der Heerstraße, zunächst der Gränze von Flandern, wegnahmt? Unter welchen Baum habt Ihr sie verscharrt, oder in welchem Kämmerlein, wohin Sonne und Mond nicht mehr scheint, verborgen?“

„Hat ein Teufel Dir das tiefste Geheimniß meines Lebens offenbart?“ fragte erstaunt Vanini.

„Ja, ein einäugiger Teufel.“

„So steht Ihr im Bunde mit jenem Ungeheuer, mit jenem Ralph?“

„Mögt Ihr sein Bundesgenosse ehedem gewesen seyn“, erwiederte Meußfenger mit tückischem Lächeln; „ich kenne diesen Ralph nur so weit, um Euch durch ihn verderben zu können. Der Räuber liegt verwundet in unserer reichsfreien Stadt; man ist ihm auf der Spur. Ich weiß sein Versteck, und werde ihn dem Oberstrichter verrathen; meine Sorge soll es dann seyn, daß durch ihn Eure Unthat an den Tag komme. Ihr kennt vielleicht noch nicht unsere Meister der Rechte? Seyd deßhalb klug, und nehmt Gewinn statt Gefängniß und Strafe.“

„Ihr habt falsch gerechnet. Die Geschmeide übergebe ich alsbald dem Schultheißen."

„Das sollt Ihr nicht, bei der Hölle und ihren Flammen!" fuhr Meußfenger ingrimmig auf.

„Wer will es mir wehren?" fragte der Lombarde, und richtete sich stolz auf, wie ein Löwe, der den Kampf erwartet.

„Ich will es wehren, wälscher Hund!" schrie Hainth, und krümmte sich wie ein Tiger, der auf seinen Feind zu stürzen im Begriff ist. In diesem Augenblick blitzte die Klinge eines Dolches unter dem Mantel des Schreibers hervor, und fuhr nach dem Bauche seines Gegners. Der Italiener aber, der etwas Aehnliches erwartet hatte, wich dem wüthenden Stoß geschickt aus, die Klinge traf den Tisch, vor welchem Vanini gestanden, und brach krachend ab.

„Ist Dein Stachel auch spitz, Skorpion?" höhnte ihn Vanini, und faßte ihn bei'm Mantel; aber geschmeidig, wie ein Aal, entschlüpfte der Schreiber seinen Händen, das Kleidungsstück darin lassend, und verschwand in der Thüre.

Vanini machte keine Miene, den Meuchelmörder zu verfolgen. „Du sollst dem Henker nicht entlaufen, Elender", sagte er still vor sich hin, als er Meußfenger über die Straße fliehen sah. Dann wandte er sich nach dem Kästchen um, das noch geöffnet vor ihm stand, und melancholisch lächelnd begann er: „Wohl bekannt aus einer schönen Zeit, und doch geheimnißvoll blinkst du mich an, schwarzes, verhängnißvolles Kästlein. Einst und oft sah ich dich schimmern in dem geöffneten zierlichen Schrein der schönen Ingeborg, die ich hoch verehrte, und ahnte nicht, welch köstliches Eingeweide dein Inneres barg. Jetzt liegst Du vor mir, ein Buch mit rubinenen und smaragdenen Buchstaben, die mir einen Theil der Vergangenheit enträthseln. So war Ingeborg denn nicht die Wittwe eines armen Odalmannes, der der Rache eines Mächtigen erlegen, wie der ungeschlachte Jonas Torkelson, ihr Bruder, mir lügenhaft kund gab. Diese Schätze deuten auf ein Weib hohen Ranges. Und ich Verblendeter ergrimmte ob der Sprödigkeit der holden Frau; ich schwur ihr Rache und Tod, nachdem ich vergeblich nach Sitte und Brauch um sie gefreit hatte; ich glaubte mich verhöhnt, verschmäht, verachtet, weil sie mich entsetzt von sich stieß, als ich mit wüthender Leidenschaft sie zu umfangen begehrte. Was auch der Grund ihrer Verborgenheit seyn mochte, sicher hatte nun Ingeborg meinen Haß nicht verdient."

Vanini hatte während diesem Selbstgespräch sämmtliche Geschmeide und Kleinodien auf dem Tisch vor sich ausgebreitet, und mit prüfendem Auge gemustert. „Wahrlich, diese Juwelen dürften eine Fürstin zieren", rief er verwundert aus. „Aber was ist das?" fragte er sich selbst, als er das leere Kästchen untersuchte, und dessen Boden ungewöhnlich dick fand; „sollte vielleicht eine heimliche Lade darin enthalten seyn?" Und mit Mechanismus wohlvertraut, suchte er nach einer versteckten Feder und fand sie bald. Ein Druck, und der Boden wich, und fiel mit einigen beschriebenen Pergamentblättern auf den Tisch. Erstaunt nahm Vanini die Blätter zur Hand, und in lateinischer Schrift enthüllten sie ihm unerwartete Dinge; seine Augen leuchteten in seltsamem Glanze, und auf seinen Wangen dämmerte ein schwaches Roth. Hastig faltete er die Pergamente, nachdem er sie durchlesen, wieder zusammen, legte sie, sammt dem Schmuck, an ihren Platz in dem schwarzen Kistchen, und nach kurzer Weile sah man ihn schleunigst auf das Haus des Stadtschultheißen zuschreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Jüdische Briefe.

Zur Abwehr und zur Verständigung von Dr. Gabriel Riesser. (Berlin bei Veit u. Comp.)

Nichts ist heut zu Tage seltener geworden, als polemische Schriften, in welchen der Geist ächter Wahrheitsliebe und reiner Sittlichkeit athmet. Die meisten sind voll blinden Hasses, widriger Persönlichkeiten, und haben mehr die Absicht, den Gegner literarisch todt zu schlagen, als seine Ansichten zu widerlegen. So sehr nun solche literarische Guerillaskriege das ästhetische wie das moralische Gefühl verletzen, so natürlich sind sie doch bei den Streitigkeiten, welchen keine große Idee, keine tief empfundene Wahrheit, sondern nichts zu Grunde liegt als Cotteriengeist und persönliche Erbitterung. Wohlthuend ist es daher für den Freund des Guten wie des Schönen, in dieser Wüste grünes Land zu finden und endlich eine Schrift anzeigen zu können, in welcher Ernst ohne Bitterkeit herrscht, kräftiger Kampf ohne vergiftete Waffen geführt wird, und deren ergreifende Sprache nicht durch blendende Worte und künstlichen Phrasenbau, sondern durch die tiefe Ueberzeugung einer edlen Seele hinreißt. Wer ferner die colossale Selbstzufriedenheit unserer Modeschriftsteller kennt, welche sich selbst mit der größten Salbung Altäre bauen, um, wie die Kaiser des alten Rom, ihrer eigenen Gottheit zu opfern, auf den muß es einen äußerst wohlthuenden Eindruck machen, wenn ein Mann wie Riesser, bei der höchsten Begeisterung für seine Sache, mit solcher wahrhaft kindlichen Bescheidenheit von sich selbst nicht nur spricht, sondern auch denkt. Immer glaubt er sich erschöpft, während seine Leser die jugendliche Kraft seines Geistes bewundern und unwillkührlich an das Wort eines alten englischen Dichters erinnert werden:

He will not write, ye Gods, and Mævius will!

Eben darum hat die vorliegende Schrift nicht blos für Diejenigen ein Interesse, welche sich für die gerechten Ansprüche der Juden auf gleiches bürgerliches Recht und bürgerliche Ehre interessiren, sondern für Jeden, der auf bedeutende literarische Erscheinungen aufmerksam ist. Gern wird man über die Kämpfe, welche in neuerer Zeit zwischen Menzel und dem sogenannten jungen Deutschland, zwischen Pfizer, Heine u. A. geführt wurden, die Stimme eines Mannes hören, der, jedem Cotteriengeiste fremd, gegen kein Talent ungerecht ist und im heftigsten Kampfe nicht nur wahr und edel, sondern selbst gemüthlich, ich möchte sagen, liebenswürdig zu bleiben weiß. Dabei fehlt ihm doch keineswegs die Kraft, und selbst der Zorn, welche den Mann im Kampfe gegen das Unrecht ehren. Wenn er den Gegnern seiner Sache da, wo sie lügen, die Lüge gerade auf den Kopf zusagt und sie, welche die Bibel immer im Munde führen, an Salomo's Kernspruch erinnert, daß „ein Lügenmaul dem Herrn ein Gräuel ist", so wird jeder billig denkende Leser auch in dieser kräftigen Sprache den Feuereifer des edlen Mannes zu würdigen wissen. Bedenkt man ferner, daß die Män-

ner, gegen welche er kämpft, die schonenden Gegenschriften, welche bis jetzt gegen sie erschienen,*) ganz unberücksichtigt ließen, so wird man das Herausfordernde, das in diesen Worten liegt, als eine Nothwendigkeit anerkennen, um die Gegner endlich zu nöthigen, Rede zu stehen, oder vor dem Publikum in einer sehr traurigen Gestalt zu erscheinen. In der That würde es ihnen, wenn sie länger in ihrem Schweigen beharrten, an jedem Vorwande fehlen, dasselbe zu beschönigen. Die Miene der Geringschätzung können sie, gegen einen Mann wie Riesser, nicht annehmen, dessen großes Verdienst Menzel selbst mit Wärme und Beredsamkeit anerkannte, und eben so wenig können sie seine Stimme für eine einzelne und verlorne erklären, da allgemein bekannt ist, wie alle Bessere und Gebildetere unter seinen Glaubensgenossen ihn als ihren würdigsten Repräsentanten anerkennen. So würden die Epitheta, welche ihnen Riesser gleichsam als einen Handschuh zuwirft, der den Mann von Ehre zum Kampfe nöthigt, auf ihnen, wie man zu sagen pflegt, sitzen bleiben, wenn sie sich nicht beeiferten, ihn aufzuheben und den Kampf würdig durchzufechten. Wir sagen, die Besseren und Gebildeteren unter seinen Glaubensgenossen hätten Riesser längst als ihren würdigsten Repräsentanten anerkannt, und können nicht umhin, als Belege die mannichfaltigen Beweise von Liebe und Verehrung anzuführen, welche diese sich gedrungen fühlten, ihm zu geben. Wir glauben so darzuthun, daß die Gefühle, welche Riesser's Brust bewegen, in den Herzen der Seinen leben, und daß diese Letztern, welche in keine deutsche Ständekammer, die hessische allein ausgenommen, Vertreter senden dürfen, die Mittel gewissermaßen improvisirt haben, wodurch sie Riesser doch als solchen erklären können. So wurde die würdige Weise, mit welcher er das Recht und die Ehre der Seinen vertritt, von seinen Glaubensgenossen in Frankfurt a. M. durch einen Ehrenpokal, in seiner Vaterstadt Hamburg durch eine sehr schöne, mit sinnigen Inschriften gezierte Ehrenmedaille, von den israelitischen Einwohnern Baden's durch Ueberreichung eines trefflichen Genrebildes von dem Professor Moritz Oppenheim in Frankfurt, von Fürth durch ein Ehrengeschenk ähnlicher Art anerkannt. Da der treffliche Mann eben jetzt unsere Gegend verließ, um in seine Heimath zurückzukehren, wetteiferten alle Klassen der hiesigen jüdischen Bevölkerung, ihre Gefühle für ihn an den Tag zu legen. Die israelitischen Frauen ließen ihm ein schön gearbeitetes Schreibzeug überreichen, den Talisman andeutend, welcher im 16ten Jahrhundert dem Teufel an den Kopf geworfen, im 19ten den guten Geistern an die Seele gelegt wird. Die Männer gaben ihm ein Ehrenmahl, worüber in diesen Blättern (Beilage zum Frankf. Journal vom 22. Juni) bereits von einem würdigen Manne christlichen Glaubens berichtet worden und in welchem schon die Ausschmückung des Saales bewies, wie fern man von jeder separatistischen Gesinnung sey. Hier war zuerst der Name Josephs II. glorreichen Andenkens zu lesen, „dessen Toleranzedict, das erste im Vaterlande — wie einer der Redner bei dem Mahle sagte — „mehr noch als sein Prater die Inschrift an der Stirne zu tragen verdient: Den Menschen von ihrem Freunde Joseph." Neben ihm „Herder und Lessing, die Dioskuren deutschen Scharf- und Tiefsinnes; von Dohm, der erste Verkünder wahrer Gleichstellung, die nicht demüthigende Duldung ist; dann Börne, der Jude war, Christ ward, Mensch immer blieb, politisch irrte, aber den Menschen nie verleugnete; Gutenberg, der die edle Waffe vervollkommnete, welche die unblutigsten und darum die preiswürdigsten Siege erkämpft; Hessen, dessen edles Volk und treffliche Fürsten vor zweihundert Jahren für Glaubensfreiheit mit tapferem Arme stritten und in unserer Zeit Glaubensfreiheit mit edlem Sinne anerkannten; Würtemberg, wo Fürst und Volk treuherzig sind, wie ihre Sprache, kräftig und frei, wie ihre Berge; Ungarn, dessen edelkräftige Söhne vor einem Jahrhunderte der hohen Kaiserin mit dem kaiserlichen Kinde gelobten, für ihre Beherrscher zu sterben, und heute zeigen, daß sie mit ihren Mitmenschen zu leben wünschen." Mendelsohn, Manasse ben Israel, Jacobsohn und Robert Grant, Badens Carl Friedrich und seine erhabenen Nachfolger, dessen erste Kammer, die imposante Minorität der zweiten Kammer, Speyerer und Grimm an ihrer Spitze, Duttlinger und Welker in ihrer Mitte, Frankreich seit Ludwig XVI., Englands Unterhaus, erleuchtete Fürsten und Obrigkeiten Volksdeputirte und Schriftsteller unseres Vaterlandes wurden im Verein mit Crémieux, Zunz, Steinheim, Geiger, hochgefeiert von der Festversammlung, an welche sich treffliche Männer aus Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg, gleichsam als Vertreter ihrer Gemeinden, so wie würdige christliche Freunde der Glaubensfreiheit angeschlossen hatten.*) Ein Ehrengeschenk von den ausgezeichnetsten jüdischen Bewohnern Stuttgarts, wie eben jetzt ein Ehrenpokal von den Israeliten in Hessenkassel, erhöhten noch den Ausdruck allgemeiner Uebereinstimmung seiner Glaubensgenossen mit des Gefeierten Fühlen und Streben. Einem so trefflichen und so anerkannten Manne aber nicht antworten, könnte nichts anders heißen, als sich überwunden bekennen. Verehrt von allen Guten, und von denen selbst geachtet, die er bekämpft, deren Verdienste aber als Schriftsteller und theilweise als Beförderer der Rechte eben derer, welche sie an ihrer Ehre gekränkt, er mitten in der Heftigkeit erbitterten Kampfes anzuerkennen und zu schätzen weiß, schreibt und fühlt der würdige Mann für Alles, was menschlich und gut, zeitgemäß und edel ist, und wir wissen seine Gesinnungen und Empfindungen nicht besser, als mit seinen eigenen Worten in der vorliegenden Schrift (S. 83) zu charakterisiren: „Der würde unser Streben nicht begreifen und nicht ahnen, wenn er es auch zu theilen wähnte, dem die innige Theilnahme daran nicht zugleich das Mitgefühl für alles Menschliche schärfte und erhöhte, weit entfernt, es abzustumpfen. Wenn uns der besondere Kampf, den wir gegen Haß und Unrecht auszukämpfen haben, um ein Lächeln freudigen Antheils an dem Glücke Anderer, um eine Thräne des Mitleids mit den Leiden eines menschlichen Wesens, um ein jauchzendes Frohlocken über einen Fortschritt menschlichen Glückes, menschlicher Bildung und Freiheit ärmer machte, wenn er nicht vielmehr unsere Sympathieen für alles Gute, unsere Empfänglichkeit für alle Liebe nährte und anfeuerte, so würde all' unser Ringen werthlos seyn. Aber so ist es nicht. Die allgemeinste Erfahrung lehrt, daß die Theilnahme an unseren bestimmten Bestrebungen mit der an allem menschlich Guten und Edeln in den Gemüthern unserer Glaubensgenossen keineswegs in umgekehrtem Verhältnisse steht, daß vielmehr die Eine mit der Andern in der Brust der Einzelnen, wie in dem Geiste der Gesammtheit stets wächst

*) Das Judenthum und die neueste Literatur von Dr. Berthold Auerbach, das junge Deutschland und die Juden von mir, und mehrere Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften,

*) S. die ausführlichere Beschreibung in Nro. 26 u. 27 der israelitischen Annalen von Hrn. Dr. Jost.

und fällt. So haben wir denn nicht zu befürchten, daß unser Gemüth trübe und bitter werde. Ein weites Meer von Liebe steht unserem Herzen offen, worin der Haß, mit dem wir ringen, wie ein Tropfen verschwindet."

Dr. Jacob Weil.

Korrespondenz.

Marburg, im Juli 1840.

Die Wasser-Heil-Anstalt bei Marburg (Kurhessen).

Diese neue Anstalt wird — wie sich nun fast zuversichtlich sagen läßt — mit allen bereits vorhandenen wetteifern können, wozu die Lage des Orts, der Gehalt der Quellen, die Art und Weise der Behandlung der Hülfesuchenden, aber auch manche andere rein zufällige Umstände beitragen. Sie ist in einer etwa halbstündigen Entfernung von Marburg, in dem Dorfe Marbach, errichtet. Die pittoreske Lage der Universitätsstadt — die Scheide zwischen dem deutschen Norden und Süden beinahe bildend — hat einen in ganz Deutschland verbreiteten Ruf; jenes mit der Stadt fast verbundene Dörfchen aber liegt in Umgebungen, die, nach der Aeußerung von Bewohnern der Schweiz, in das Land der Berge und Höhen, da, wo freie, reine und gesunde Luft geathmet wird, versetzen. In unmittelbarer Nähe finden sich entsprechende Anlagen; nicht ferne liegende Gegenden laden zu Spaziergängen ein, die mit den überraschendsten Aussichten lohnen, und das stille Dörfchen, wo übrigens für das geeignete Unterkommen von Fremden täglich mehr gesorgt wird, sichert jene Ruhe, die dem geistig, wie dem körperlich Leidenden die wohlthätigste ist, während ein kurzer Spaziergang den, welcher andere Ansprüche macht, in die Mitte geistiger Schätze und jedes wünschenswerthen materiellen Genusses führen kann.

Beachtet man nun das streng Wesentliche, d. h. Jenes, was den Hülfesuchenden zunächst mit Hoffnung und Vertrauen erfüllt, so darf aus gewonnener Ueberzeugung das Nachfolgende mit wenigen Worten geäußert werden.

Das reinste Wasser, das aus zahlreichen Quellen hervorsprudelt, spendet zu dem beabsichtigten Zweck seine Gaben eben so reich in Quantität, wie in Qualität. Der dirigirende Arzt — der k. Kreisphysikus Dr. Justi — mit der treuesten und humansten Sorgfalt seit einer langen Reihe von Jahren wirkend und im Besitz der schätzbarsten Erfahrungen, stellte, im wohlverstandenen Interesse der Betheiligten und in achtbarer Berücksichtigung, daß diese neue Heilmethode eben so wenig a priori erlernt, wie durch einen vorübergehenden Aufenthalt in einer schon vorhandenen Anstalt völlig aufgefaßt werden könne, einen Mann als thätigen Gehülfen zu seiner Seite, der — Freund und Schüler des Professors Oertel, in mehreren Wasser-Heil-Anstalten Deutschlands, so auch namentlich in Gräfenberg, gewirkt hat. — Durch ein solches umsichtig geleitetes Verfahren wird hier die Sicherheit der Erfolge eines Heilmittels verbürgt, das, wie sich weder verkennen noch verbergen läßt, bei ungeschickter Anwendung nicht minder nachtheilig werden kann.

Was die Erfolge betrifft, so haben sich diese, wenn gleich die Anstalt erst seit kaum zwei Monaten eröffnet ist, auf die befriedigendste Weise dargelegt. Strenge Unterwerfung unter das Verfahren, das mitunter einen festen Entschluß und dessen consequentes Durchführen in Anspruch nimmt, so wie pünktliche Befolgung der vorgeschriebenen Diät, bilden allerdings eine conditio sine qua non; dann werden aber auch die glücklichen und ersehnten Ergebnisse bald sichtbar. So wurde ein von der Gicht gelähmter Patient binnen drei Wochen ganz hergestellt; ein Mann, der seit 1813 an Wechselfieber, Flechten und Hämorrhoiden litt, wozu im Jahre 1834 sich Magenkrampf gesellte, ist von diesen Leiden nach einer vierwöchigen Kur befreit worden; ein Mädchen, das seit Jahren an dem hartnäckigsten Flechtenausschlag, in dessen Folge die Hände ganz gekrümmt waren, litt, ist binnen 14 Tagen völlig hergestellt, und ein seit 8 Jahren an offenen skrophulösen Geschwüren Leidender befindet sich auf dem Wege gänzlicher Genesung.

Dies sind Thatsachen und die Resultate einer Anstalt, auf die man nur aufmerksam machen will.

Je einfacher das Mittel, desto kräftiger die Wirkung. Allen Anstalten, die zum Wohl der Menschheit das Einfache fördern und beachten, wünschen wir Segen und Theilnahme, und dieser Wunsch erstreckt sich dann auch auf die, welche im Vorstehenden zu allgemeinerer Kunde gebracht wird. (37)

Mannichfaltigkeiten.

(Bonn.) In unserer Stadt lebt ein alter, wackerer, braver Mann, der schon viele Frühlinge sah, dem aber die Jahre den Rücken nicht beugen konnten. Ein altdeutscher Rock bedeckt die kräftige deutsche Gestalt, eine barettähnliche Mütze die hohe Stirn und die langen Silberhaare, und ehrfurchtsvoll entblößt der wilde Bursche, der vielleicht vor Fürsten die Mütze keck auf dem Ohre ließ, sein Haupt vor diesem grauen Kopfe mit dem ehrlich-deutschen Gesichte; dieser Mann aber ist Ernst Moritz Arndt, der die herrlichen Lieder: Der Gott, der Eichen wachsen ließ — Was ist des Deutschen Vaterland — und: Was blasen die Trompeten Husaren heraus — gesungen, die damals, als Deutschland sich erhob, Tausende von Jünglingen zur Begeisterung entflammten und mehr als alle Aufrufe und Manifeste nützten. Jetzt wohnt er in einem freundlichen Hause, hart am Ufer seines Lieblingsstromes, und schreibt an einem nächstens in Leipzig erscheinenden Werke: Erinnerungen aus meinem äußern Leben, das viele interessante Thatsachen enthalten wird.

(Leipzig, 13. Juli.) In diesen Tagen ist man in den, vor dem Grimmaischen Thore hinter den Pulverthürmen und den Gärten des Johannisthals liegenden Sandgruben beim Wittergraben auf eine Todtengrube aus dem Leipziger Schlachtjahre gestoßen. Man fand mehrere Hundert Skelette, zum Theil noch mit Fetzen von Monturen, aus welchen letztern man erkennen konnte, daß sie französische Gebeine bedeckt hatten; dabei sogar Kugeln, die sich wahrscheinlich bei dem Verwesungsprozeß von den Körpern, in die sie gedrungen, abgelöst hatten. Dies ist um so wahrscheinlicher, da man auch Knochen fand, worin die Kugeln noch festsaßen. Merkwürdig ist dieses Auffinden gerade in diesem Momente darum, weil man zu gleicher Zeit die Gebeine des Kaisers, für den alle die jenen aufgefundenen Gebeinen einst zugehörenden Herzen geschlagen und geblutet haben, auf Helena ausgräbt, um sie dem französischen Vaterlande wiederzugeben.

In Basel lebt ein Gastwirth, mit Namen Schauer, der von Fremden um viel und oft geprellt worden seyn mag. Daher bietet er seinen Gästen Prozente an, wenn sie im Voraus bezahlen. Er berechnet die Zimmer, das Frühstück und die Speisen an der Table d'Hôte, und läßt für fünf Tage 5 Prozent, für sechs Tage 6 Prozent, für zehn Tage 10 Prozent, und für einen Monat 30 Prozent nach. Unlängst kam ein Engländer zu ihm und akkordirte für 200 Tage; allein da hätte der Wirth nicht nur keinen Heller erhalten, sondern noch 100 Prozent herausgeben müssen. Seit dieser Zeit kann man nur höchstens auf fünfzehn Tage pränumeriren.

Theater-Anzeige.

Samstag, 25. Juli. Die Hugenotten, große Oper in fünf Abtheilungen, Musik von Meyerbeer. (Saatrolle) Urban: Dem. Kunt, vom Theater zu Pesth.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 207. Samstag den 25. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

VII.

Das breite, kupfrige Gesicht Hanemann Jäckels drückte große Behaglichkeit aus; einer seiner bescheidenen Wünsche war in Erfüllung gegangen. Veit Buzmirslicht, der Rathsknecht, hatte das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht, und war an seinem Gebreste des Todes verblichen. Hanemann Jäckel, der Stadt treuer Kämpe, wenn's galt, trat, in Berücksichtigung dessen, in die Stelle des Verstorbenen.

Zum Erstenmal stattlich angethan mit der neuen Dienst-Livree, stand der neue Rathsknecht im häuslichen Kreise seiner kleinen Familie. Frau Trine strichelte und pickte mit ihren langen dürren Fingern auf der Livree herum, um jedes Stäubchen und Fäserchen darauf zu verbannen. Olav und Ulrike freuten sich über den stattlich geputzten Pflegevater, und selbst die gelbgefleckte Katze glotzte verwundert an der Metamorphose ihres Gebieters hinauf.

„Na, laß es gut seyn, Trinchen", sagte gemüthlich Hanemann, dem das Picken und Streicheln nachgerade zu lange dauerte; „halte Dich mit dem Imbiß fertig, der Rottmeister Klippenbach wird gleich hier seyn, um mich unsern gnädigen Herren, insonderheit dem gestrengen Herrn Oberstrichter, vorzustellen."

Frau Trine besorgte den Tisch, und es dauerte auch gar nicht lange, so trat der angekündigte Rottmeister ein.

„Euer demüthiger Knecht, Herr Klippenbach", empfing ihn Jäckel unterwürfig.

„Bist Du bereit, alter Streitkolben?" fragte Klippenbach leutselig, und ließ einen lüsternen Blick über das aufgestellte Frühstück hingleiten; „wir wollen uns auf den Weg machen."

„Laßt uns zuvor einen kurzen Imbiß halten, Rottmeister, wenn es Euch genehm ist. Nehmt vorlieb: Brod, Wurst, Käse, ein Paar frische Häringe aus den Niederlanden und ein Maß Rothwein, nicht schlecht zu trinken."

„Ich habe zwar schon eine Kanne zu mir genommen", meinte Klippenbach, „inzwischen bis zum Oberstrichter ist's weit, und ein Trunk mit auf den Weg kann just nichts schaden."

Der Rottmeister setzte sich mit seinem Untergebenen ohne weitere Formalitäten an den Tisch, und Beide fingen an, ihre Kinnbacken wacker in Bewegung zu setzen.

„Du wirst sehen, Hanemann Jäckel", nahm Klippenbach wieder vertraulich das Wort, indem er den letzten Zipfel Wurst zwischen die Zähne schob, „wir sitzen sammt und sonders im Dienst unserer gnädigen Herren, wie die Vögel im Hanfsamen. Nur Eins hab' ich auszusetzen: unsere derzeitigen gestrengen Herren sind allzu mildiglich, unter uns gesagt. Das Diebsgesindel und sonstige räudige Hundsgelichter wächst uns über den Kopf. Sonst bekamen wir doch regelmäßig die Woche über ein paar Kerls vor das Gallenthor hinauszuführen, allwo ihnen für ihre Schelmstücke die Ohren abgeschnitten wurden; und versuchte es so ein duckmäusiger Schuft, uns zu entwischen, und mißlang ihm's, so wurden ihm ohne Weiteres mit glühenden Eisen die beiden Gaunerangen ausgebrannt. Kein Monat verging da, daß wir nicht einen Dieb zum Galgen, oder einen muthwilligen Betrüger auf die Mainbrücke zu führen hatten, wo ihn der Stöcker in den Strom stürzte; alljährlich konnten wir darauf zählen, wenigstens einen Falschmünzer in Oel sieden zu sehen, und einen Zauberer, einen Juden, oder gar einen gotteslästerlichen Ketzer auf dem Scheiterhaufen brennen zu sehen, war uns nichts Seltenes. Aber jetzt? was geschieht jetzt? — Behauptet so ein Teufelskerl auf der Folter sein halsstarriges Nein, so giebt man ihm höchstens den Staupenschlag und läßt ihn laufen. Hätte ich das Regiment — bei der Hirnschale des heiligen Bartholomäus! Galgen und Rad sollten nimmer leer werden; ich machte die Köpfe herunter fliegen, wie unzeitige Aepfel, wenn der Wind geht, sie möchten Ja sagen oder Nein. Aber das ist's eben, Hanemann, wir haben leider kein Wort. — Und was ist unser Lohn für all' die Plackereien, die wir mit dem Gelichter haben? Selten regnet's uns ein Paar Turnosen extra in den Seckel, das Beste streicht der Stöcker ein mit seinen Knechten."

Jäckel schob beide Backen voll und nickte ihm stummen Beifall. Klippenbach, der sich während seiner langen Rede anscheinend nicht wenig ereifert hatte, faßte nach der Kanne und schwemmte mit einem gewaltigen Zug seinen nicht ernstlich gemeinten Groll hinab.

„Der berüchtigte Ralph der Einäugige treibt auch wieder sein Wesen in der Stadt, ohne daß wir bis jetzt seiner habhaft werden konnten", begann der Rottmeister von neuem, auf ein anderes Thema überspringend. „Vor ein paar Tagen hatte er sich mit einigen Genossen in das Haus des reichen Wüllknappen Wirhäuser eingeschlichen und wollte dem Altbürger in der Brautnacht an's Leben. Zum Glück verrieth ein kleiner Bube, der

darum wußte, noch zu rechter Zeit die ganze Geschichte. Ist Dir noch nichts davon zu Ohren gekommen, Hanemann Jäckel?"

„Freilich wohl. Da der Wetterbube, mein kleiner Ole war's, der die Bluthunde verrieth", antwortete der neue Rathsknecht schmunzelnd, und wies auf Olav.

Klippenbach drehte sich um, und sah den Knaben mit großen Augen an. „Bübel, wie bist Du denn hinter die Schliche der Gauner gekommen, die selbst dem Auge der stets wachsamen Stadtguardia entgangen sind?" fragte er.

„Durch Zufall, lieber Herr", erwiederte Olav. „Ich lag hinter einer Hecke, als zwei Männer vorbei gingen und davon sprachen."

„Aber konntest Du denn nicht zu mir kommen und mir die ganze Sache mittheilen? Ich hätte Dir sechs Albus geschenkt."

„Wie hätte ich Euch doch finden sollen, da ich nichts von Euch wußte."

Frau Trinen lief es einmal über das andere heiß und kalt über den Rücken, denn Olav hatte ihr das beabsichtigte Verbrechen ihres Vetters nach der Hand anvertraut; und obgleich sie dem Knaben streng verboten hatte, gegen keinen Menschen, selbst nicht gegen ihren Ehegesponns, etwas zu verlautbaren, um nicht an dem Sohne ihrer leiblichen Schwester Schande und Schimpf erleben zu müssen, so fürchtete sie doch, der Rottmeister möchte den Knaben durch allerlei Kreuz- und Querfragen zum Geständniß bringen. Ein Stein fiel ihr vom Herzen, als ein Rathsdiener eintrat.

„Der gestrenge Oberstrichter läßt Euch allerwege suchen, Rottmeister; Ihr sollt schleunigst zu ihm kommen", sagte der Eingetretene.

„Da haben wir's! Was doch unser Einer geplagt ist; nicht einmal seinen Imbiß kann man ruhig verzehren, wie ein anderer Christenmensch", seufzte Klippenbach, indem er die Weinkanne dem Rathsdiener zum Bescheid darreichte und ruhig sitzen blieb. „Unsere gnädigen Herren befehlen oft in einem Athem mehr, als wir in drei Tagen behalten können; aber man muß sich zu helfen wissen."

Da die Weinkanne leer und Klippenbach den letzten Bissen des Frühstücks zermalmt hatte, erhob er seinen schwerfälligen Körper. „Na, beuligte Sturmhaube mit neuer Politur, so mache Dich fertig, mich zu begleiten", sagte er zu Hanemann.

Jäckel stand auf, drückte den aufgeschlagenen Filz martialisch auf's linke Ohr, fuhr in die hochgestulpten Handschuhe, und griff nach der Hakenstange. Der Rottmeister ging mit prüfender Miene rund um ihn herum, und musterte seinen Anzug. „Man sieht's doch gleich, daß Du ein Schneider bist, Hanemann Jäckel; das Londoner Tuch, in das unsere gestrengen Herren Dich steckten, sitzt Dir wie angemessen, und die Stadtfarbe steht Dir wohl an."

Klippenbach mit dem Rathsdiener und seinem Untergebenen machte sich auf zum Oberstrichter, der ungeduldig des Rottmeisters wartete.

„Ihr müßt Euch sogleich mit einigen Eurer Leute aufmachen und den Schreiber des Altbürgers Wirthäuser, Hainth Meußsenger, der seit kurzem ein unehrbares Gewerbe hier treibt, fahnden und in Gewahrsam bringen," begann der Oberstrichter. „Ihr könnt auch den neuen Rathsknecht Hanemann Jäckel mit Euch nehmen, damit er seinen Dienst kennen lerne." (Forts. f.)

Offenes Schreiben eines Wiesbadener Badegastes.

Wir wollen uns heute über ein Thema unterhalten, mit dessen Lösung und Ergründung ich mich andauernd beschäftige, nämlich darüber: Ist das dolce far niente eine Kunst oder nicht, ist es leicht oder schwer? Die Frage ist wichtig, ist für einen Badegast die wichtigste von allen, da sich hier die Lebensfrage darum dreht: Wie amüsiren wir uns heute? was fangen wir heute an? Saget nicht, was hat ein Kranker darnach zu fragen? Die meisten Badegäste sind nicht so krank, daß sie an die Stube oder gar an das Bett gefesselt wären; sie sind entweder ganz gesund, oder nur in so weit leidend, daß sie den Lebensfreuden noch nicht Valet gesagt haben. Von den wenigen wirklich Kranken, welche nur mit Stube, Bett und Bad zu thun haben, kann hier die Rede nicht seyn.

Während der eine der Badegäste gar nicht müde wird zu erzählen, wie angenehm und genußreich er den gestrigen Tag verlebt habe, klagt der andere über die Langeweile, die ihn fast erdrückt habe, und während dieser dem letzten Tage seiner Kurzeit mit Schrecken, sieht ihm jener mit wahrer Herzenslust entgegen. Da nun anzunehmen ist, daß, mit seltener Ausnahme, alle Badegäste sorgenlos leben und von Geld- oder anderen Nöthen nicht geplagt werden; da der Badeort selber den Einen nicht stiefmütterlich gegen den Andern, sondern Alle gleich freundlich behandelt: so folgt daraus, daß die Quelle der Lust oder der Unlust in uns selber liegt und daß das Nichtsthun, das Ausruhen, wenn es nicht langweilig werden soll, eine Kunst seyn muß, welche gehörig zu verstehen sich nicht jeder Badegast rühmen kann.

Die Kunst des behaglichen Nichtsthuns wäre leichter, wenn es nicht Launen gäbe. Ach! die Launen, das ist ein langes, langes Kapitel. Dieser Badegast hat mit rosiger Laune sein Lager verlassen und findet Alles herrlich. Köstlich schmeckt ihm der Kochbrunnen, den er mit Vergnügen trinkt; wunderschön findet er den Morgen und die Sonne, welche so malerisch die weißgetünchten Mauern des Römerbades bescheint. Aber Jener mit der düstern Laune denkt von Allem dem gerade das Gegentheil; der Kochbrunnen widersteht ihm, die Morgenluft findet er heute sehr kühl. Beide haben einen ganzen langen Tag vor sich. Was damit anfangen? Der Erstere freut sich schon im voraus auf den angenehmen Nachmittag und hat eine Parthie auf die Dietenmühle und nach Sonnenberg verabredet. „Wir werden" — sagt er zu einem Freunde — „auf der Dietenmühle unsern Kaffee trinken, unter dem grünen Baumgezelte auf der Terrasse, vor uns das idyllische Thal mit seinen saftigen Wiesen, seinen Bächen und seinen sanft anschwellenden Hügeln. Die Dietenmühle ist ein herrlicher Ort und die Wirthschaft gut und billig. Der Freund der ländlichen Natur findet dort, was er nur wünschen mag.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jeder murmelnde Bach, jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.«

Der Uebellaunige wird auch zu einer Parthie eingeladen, auf den Geisberg, berühmt durch seine herrliche Aussicht. Er lehnt es ab und sagt: „Was soll mir die Aussicht! Den Rhein habe ich oft genug gesehen; ja, wenn es die Donau oder

die Elbe wäre! Da laufen die albernen Leute der Aussicht nach. Sie sollten nach Einsicht streben. Und wozu einen Berg ersteigen? 'Ich bleibe lieber in der Ebene, noch lieber in meiner Stube und lese eine Zeitung.' So genüge ein Beispiel für viele. Promenade, Diner, Theater, Lectüre und noch vieles Andere, was die müßigen Stunden ausfüllen muß, sind langweilig oder kurzweilig, je nach unseren Launen. Die Kunst des Nichtsthuns ist schwer, weil die wenigsten Menschen Herren ihrer Launen sind und im Gegentheil von diesen beherrscht werden. Daheim in unserer Arbeitsstube, auf dem Comptoir, in der Werkstätte können die bösen Launen nicht recht zu Wort kommen und wir haben keine Zeit, ihnen Gehör zu geben; aber an einem Badeorte, wo wir müßig gehen, da ist es keine Kleinigkeit, sie gehörig im Zaume zu halten.

Weiter ist das dolce far niente eine Kunst, weil einiger Geist dazu gehört, einen ganzen Tag mit Nichtsthun gehörig auszufüllen. Ueberall giebt es Materialien zur Unterhaltung, aber nicht Jeder versteht sich darauf. Wie viel Stoff bietet die Beschauung des Lebens und des Treibens in einem Kurorte, — welche bunte, sich stets erneuernde Gallerie von Physiognomien, Dialecten, Charakteren, Sonderbarkeiten, Kostümen, Sitten und Unsitten! — An einem so vielbesuchten Badeorte, wie z. B. hier in Wiesbaden, ist man von den Repräsentanten von ganz Europa umgeben, und inmitten aller seiner Nationen. Wer da den gehörigen Blick, die glückliche Gabe, leicht Bekanntschaften anzuknüpfen und eine gewisse Geschmeidigkeit des Umgangs besitzt, wie kann es dem an Unterhaltung fehlen? Uebrigens will ich nicht in Abrede stellen, daß auch Glück dazu gehört, seinen rechten Mann zu finden und daß man oft genug auf Leute stößt, aus welchen keine zwei Worte herauszupressen sind. Manche Menschen sind schroff und unzulänglich, andere dürr und trocken, manche wässerig und feucht, andere aufgeblasen und hohl. Daß man bei nur einigem Geist und einiger Beobachtungsgabe sich am Kochbrunnen, dann auf der Promenade, an der Table d'hôte, beim Kaffee nach Tisch, auf dem Lesecabinet u. s. w. recht gut unterhalten könne, wer möchte das bezweifeln? Freilich ist nicht Jedermann geistreich, aber es haben die Meisten Geist genug, um Welt und Menschen, die sie umgeben, zu beobachten und in dieser Beschauung Beschäftigung zu finden. Uebrigens gehört auch zum Nichtsthun einiger Plan und einige Eintheilung der Zeit. Man kann nicht vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein auf der Straße oder auf der Promenade herumlaufen. Durch die gehörige Abwechselung gewinnt das dolce far niente erst den wahren Reiz. Man mache also seine Zeiteintheilung etwa so: Morgens Promenade, Frühstück, Bad, Ausruhen, Lesestündchen, zweite Promenade, dann Mittagstafel, Schläfchen, Lesestündchen, dritte Promenade, Souper und gesellige Unterhaltung. Dieser Plan wird nach Verhältnissen und Umständen die nöthigen Modificationen erleiden müssen. Nur Eins ist wirklich schrecklich, nämlich — schlechtes Wetter.

Endlich wird zur Kunst des dolce far niente eine gewisse Ruhe des Geistes und ein genügsamer Sinn erfordert. Wer stets in einem Strudel von Vergnügungen und Zerstreuungen leben muß, wem das Einfache, das Gewöhnliche nicht mehr genügt, wem es nur in prunkenden Gemächern und bei reichbesetzter Tafel behagt, wer an jedem Menschen und an jeder Sache etwas auszusetzen und zu tadeln hat, der ist übel daran. Nicht Kälte, aber Abkühlung, nicht Schläfrigkeit, aber Ruhe wollen wir uns zu eigen machen und jenen einzig und allein beglückenden Geist der Genügsamkeit. Wer zu viel fordert, zu viel hofft und erwartet, zu viel sich von seinen Begehrungen und Leidenschaften umhertreiben läßt, — wie könnte der zufrieden leben? Der Genügsame, leicht zufrieden gestellt, nur vermag dies. Wie wenig reicht hin, ihn zu beglücken! — Ein trauliches Zwiegespräch mit einem Freunde, ein Gedankenaustausch mit einem Manne von Geist, die Erzählung eines Vielgereisten, Vielerfahrenen oder vom Schicksal vielfach Umhergeworfenen, ein schönes Gedicht, welches uns aus der Druckerschwärze eines eben ankommenden Tagblattes entgegen duftet, ein weithin schattender Baum oder ein bunter Wiesengrund, die Aussicht von der Höhe über ein fruchtbares Thalgelände, — das genügt dem Genügsamen. Nicht in dem Werthe und in der Größe der Dinge, sondern in dem Auge, womit wir sie betrachten, in dem Herzen, womit wir sie aufnehmen, liegt ihr Werth für uns. Wer sich dem dolce far niente des Badelebens mit Erfolg hingeben will, der sey vor Allem genügsam.

Wie nun die Kunst des angenehmen Müßigganges nicht ganz leicht, so ist auch die Frage schwer zu beantworten, an welchem Badeorte man sich am besten amüsire. Die Frage ist mehr eine individuelle, als eine allgemeine; dieser ist des Lobes und der Zufriedenheit voll, wo jener nur Klagen und Mißstimmung verlauten läßt. So viel aber steht fest, daß jeder sich über Langeweile Beklagende sich fragen sollte, ob der Grund der Langeweile in ihm, oder ob er in den Menschen und Dingen außer ihm liege? Wiesbaden ist jedenfalls ein Ort, wo es dem Amüsabeln an Amüsement nicht fehlen kann, wo er die dargebotenen Genüsse der Kunst und der Natur vereinigt und eine nimmer versiegende Quelle von Zerstreuungen und Unterhaltungen aller Art findet. W.

Frankfurter Theater.

Correggio, Trauerspiel von Oehlenschläger.

Wenn man weiß, daß Antonio Allegrin, obwohl er mit mancher Noth des Lebens zu ringen hatte, doch im Wohlstande gestorben ist, so muß Einem die Geschichte mit dem Kupfergeldsacke wenig Gefallen erregen. Sie beruht auf einem längst widerlegten Mährchen. Der Meister Correggio endigt hier zu bettelhaft und trübselig, als daß dies Ende uns im wahren Sinn des Wortes rühren könnte. Ein mit dem heiligen Lorbeer gekrönter Sohn der Muse und zugleich ein beladener Lastträger, der sich abschleppt, wie der gemeinste Söldner, — das paßt nicht zusammen. Wie es auch wahr ist, daß die Kunst oft nach Brod gehen und bittere Noth leiden muß, so war es doch in den Zeiten, in welchen Correggio lebte, nicht der Fall. Damals hatten die Künstler eine goldene Zeit und die Produkte ihres Genies und ihres Fleißes wurden meistens fürstlich belohnt. Außer dem, daß Oehlenschläger den Lorbeerkranz und den Bettelsack zu nahe neben einander gerückt hat, möchten wir es auch dem Drama noch zum Vorwurf machen, daß es uns den Maler bald am Anfang, bald am Ziele seiner Bahn zeigt, daß es keinen bestimmten Lebensmoment hervorhebt und sich stark in Anachronismen bewegt. Nicht minder verfehlt es gegen die Reinheit des Styles und vermischt oft das Hohe mit dem Trivialen. Wo es sich darum handelte, das Stillleben eines Künstlers zu schildern und Ideen über Kunst und Poesie zu entwickeln, da durften so triviale Personen, wie der Gastwirth Battista und der Räuberhauptmann Valentino, nicht zugelassen werden. Zur goldenen Lyra darf man keine Orgelmannslieder singen. Hätte das Stück mit dem vierten Akte geschlossen und einen versöhnenden Ausgang genommen, so würde es dadurch an Werth viel gewonnen haben. So wesentlich diese Mängel des Drama's sind, so werden sie doch durch die Vorzüge einer

trefflichen Charakteristik der Hauptpersonen, eines gedankenreichen Dialogs, einer Fülle von Anschauungen aus dem Künstlerleben aufgewogen und das Stück nimmt unter den Werken Ochlenschlägers eine erste Stelle ein. Für den Bühnendarsteller findet sich hier ein reiches Feld und die Rolle des Correggio gehört zu den schönsten dieser Art.

Es dürfte, selbst den Wiener Ludwig Löwe nicht ausgenommen, keinen so berufenen Darsteller des Correggio geben, als Emil Devrient, den Meister der elegischen Lyrik. Er bezaubert durch den Schmelz und Wohllaut seines Organs, durch die feinen Modulationen desselben und durch den schwärmerischen Ausdruck, der in jedem seiner Worte liegt. Die sanften Empfindungen weiß er eben so zart anzuschlagen, als er den Ausdruck des Stärkeren ganz in seiner Gewalt hat. Ohne in die Einzelnheiten dieser vom Geiste wahrer Kunst ganz durchdrungenen Meisterrolle einzugehen, wollen wir nur berichten, daß Devrient's Correggio des elegischen Lyrikers würdig und alle Anwesenden zur höchsten Anerkennung hinreißend war Beifall und Hervorrufungen waren stürmisch.

Hr. Weidner gab den Michel Angelo. Auch heute galt von seiner meisterhaften Leistung, was vor mehreren Jahren in Gutzkow's Telegraph darüber gesagt wurde: »Das war Leben, Wahrheit und Natur! Das war Geist, Feuergeist und tiefstes, edelstes Gemüth! Wenn Weidner etwas Großes in der Nähe weiß, dann kennt er immer seinen Beruf und leistet Wunderbares.« Er rang mit dem Gaste um die Palme und erhielt gleiche Auszeichnung. Die Leistungen von Devrient und Weidner entzündeten Hrn. Grahn und er gab den Julio Romano mit Auszeichnung, so daß er am Schlusse des dritten Aktes einstimmig hervorgerufen wurde. Wie der Dichter ihn vorgezeichnet, so hielt er den Charakter, mild und klar, warm und doch besonnen, kräftig und doch von zarter, theilnehmender Empfindung belebt. Seine Worte kamen aus dem Herzen und weckten gleiche Sympathieen bei dem Hörer. Mit dieser Rolle darf Hr. Grahn auf jede Bühne hinaustreten und wir sagen ihm dafür unsern besten Dank.

Mad. Frühauf, als Göthestine, war im schönen Künstlerbunde die vierte und hob ihre kurze Scene durch das Schwärmerische und Geistdurchdrungene ihres Spiels zur Bedeutung. Der Abend war für alle Anwesenden ein erhebender und genußreicher. W.

Korrespondenz.

Heidelberg, 23. Juli.

Wir hatten uns gestern und vorgestern eines höchst genußreichen Abends zu erfreuen. Der königl. würtembergische Brigade-Kapellmeister, Hr. Kühner aus Stuttgart, dessen beabsichtigter Reise nach Frankfurt bereits vor einigen Tagen schon in Ihren Blättern Erwähnung geschah, hat sich auf seiner Durchreise zwei Tage hier aufgehalten und mit seinem, aus sechs und zwanzig Mitgliedern bestehenden Orchester zwei musikalische Abendunterhaltungen gegeben, wie wir sie seit Strauß nicht mehr in unsern Mauern gehabt. Hr. Kühner hat sich schon vor zwei Jahren auf einer Reise nach Baden-Baden in Straßburg einen bedeutenden Namen erworben und wenn er schon damals ungetheilten Beifall erntete, so darf er nun um so sicherer darauf rechnen, als seine Leute stärker an Zahl und weit geübter sind als damals. In der vollendeten Ausführung von Walzern und Galopps steht er Strauß schwerlich nach. Seine grossen, von ihm selbst arrangirten Potpourris lassen an Ausdruck, Abgerundetheit, Harmonie und Präcision wenig zu wünschen übrig. Das »Gewitter im Gebirge« und die »Einnahme von Constantine« sind Meisterstücke. Am lieblichsten und frischesten von seinen kleineren Compositionen ist El Zapateado, eine nach einem spanischen Tanze gleiches Namens arrangirte Polonaise. Hr. Kühner wird auf seiner Reise noch Mannheim und Darmstadt berühren und bald in Frankfurt eintreffen.

Gelnhausen, 21. Juli.

Am 16. d. M. begingen die Bewohner Gelnhausens die jährliche Feier ihres landwirthschaftlichen Festes. Tausende hatten sich aus der Umgegend und aus nahen und entfernteren Städten eingefunden, um Theilnehmer oder Zuschauer eines Festes zu seyn, das von den lebensfrohen Gelnhäusern mit so vieler Würde gefeiert wird. Ein auf denselben Tag festgesetzter Vieh- und Krammarkt zog viele Handelsleute, Kauf- und Verkaufsliebhaber nach dem schon belebten Orte hin. Der Festzug begann früh Morgens 9 Uhr nach dem bestimmten Platze auf der Pfingstweide. Voran ein bekränzter Vierspänner mit Musik, ihm folgten die übrigen festlich geschmückten Wagen aus den verschiedenen Gemeinden, an die sich die Mitglieder der kurfürstlichen Kommission, des Kreisamtes, des kurf. Landwirthschaftsvereines ꝛc. ꝛc. ꝛc. anschlossen. Auf dem Festplatze angekommen, ward der Zug mit einem Liede von der Gelnhäuser Liedertafel, einer Rede und mit Musik empfangen. Es begann nun die Ausmittelung des preiswürdigen Viehes. Hierauf wurden die Prämien für landwirthschaftliche Verdienste ertheilt und durch ein durch Kanonenschüsse und Musik gegebenes Zeichen die ausgewählten Thiere vor die errichtete Bühne gebracht, wo sie bekränzt ihre Preise empfingen. Man nahm sodann das Mittagessen in den prächtig verzierten Laubzelten, von denen das große unmittelbar hinter der Bühne den Hauptvereinigungspunkt beim ganzen Feste bildete, ein. Wie man für alles Andere Sorge getragen, so auch für das Vergnügen. Hier versuchte sich die kräftige Jugend in Erstiegung der Kletterbäume, dort lockten Gesang, Musik und Tanz und Abends Feuerwerk an. Auch die Kunstreitergesellschaft des Hrn. Götz fand hier den größten Beifall und erfreute sich eines ungemein zahlreichen Zuspruchs.

Mannichfaltigkeiten.

(St. Petersburg, 11. Juli.) Der Akademiker Hamel schreibt aus London vom 23. v. Mts.: Gerstner's letzte, gedruckte Worte betreffen Rußland. Er äußerte lebhaft die Hoffnung, daß Rußland bald eine Bahn von Petersburg nach Moskwa, und von da an die Oka und weiter nach Odessa besitzen werde. Er wünschte von Oranienbaum aus das Baltische Meer mit dem Schwarzen, bei Odessa, durch Eisenschienen verbunden zu sehen. Wir wissen, daß unsere Regierung sich ernsthaft mit dem Gegenstand der Eisenbahnen beschäftigt und alle nöthigen Notizen sammelt. Keiner der Monarchen hat so früh eine Lokomotive auf einer Eisenbahn seiner Aufmerksamkeit gewürdigt als unser Kaiser. Als Se. Maj. im Dezember 1816 zu Leeds waren, fuhren Allerhöchstdieselben vorsätzlich zur Stadt hinaus, um die Eisenbahn zu besehen, auf welcher die Wienkinsonsche Lokomotive eine lange Reihe großer Wagen mit Kohlen von den drei Meilen entfernten Gruben zur Stadt führte. Als die ambulirende Dampfmaschine herankam, ließ Se. Maj. es nicht etwa bei einer einfachen Beschauung bewenden, nein, unser Kaiser fuhr eine bedeutende Stelle auf dieser, dazumal vorzüglichsten, Lokomotive. Dies war 1816.

In Darmstadt bei G. G. Lange werden demnächst Kriegsbilder oder Erinnerungen eines hessischen Kriegers aus dem Kampfe auf der pyrenäischen Halbinsel in den Jahren 1808 — 1812 erscheinen, deren Reinertrag zu milden Zwecken verwendet wird. Möge das dem vaterländischen Publikum so schön und patriotisch empfohlene Werk, welches nächst seiner milden Bestimmung, nach competenten Autoritäten, nicht allein ein höchst militärisches und patriotisches, sondern auch ein allgemein geschichtliches, rein menschliches und literärisches Interesse darbietet, die Theilnahme finden, welche Inhalt und Zweck desselben verdienen, und diese Theilnahme zugleich ein segenreicher Freudenquell werden für so manchen betrübten Braven, der dem Vaterlande vielleicht die größten Opfer gebracht hat!

Theater-Anzeige.

Montag, 27. Juli. Zum Vortheil der Pensions-Anstalt, unter Mitwirkung des Hrn. Emil Devrient (neu einstudirt): Stille Wasser sind tief, Lustspiel in 4 Abth., nach dem Englischen von Schröder. (Gastrolle) Baron Wieburg: Hr. Emil Devrient. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck u. Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 208. Sonntag, den 26. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Mactea.)

(Fortsetzung.)

Der Rottmeister wandte sich zum Gehen, und gab Hanemann einen Wink, ihm zu folgen, doch der Rathsknecht stand verblüfft, und riß Mund und Augen auf, in Verwunderung über die Dinge, die er da so eben vernommen.

„Nun, was stehst Du noch da, wie ein bemalter Turnierpfahl?" herrschte ihm der Oberstrichter zu.

„Ew. Gestrengen wollen mir eine Frage zu gute halten", stammelte der Verlegene; „habe ich denn recht gehört? Ich soll meinen eigenen Vetter Hainth Meußfenger fahnden und in Gewahrsam bringen helfen?"

„Ist's Dein Vetter? Desto besser, so kann er Dir um so weniger entwischen, wenn Du seiner ansichtig wirst", antwortete der Oberstrichter trocken, und kehrte ihm den Rücken.

„Aber dürfte —"

„Zum Teufel!" fuhr der Oberstrichter auf, „wir haben Dich in Dienst genommen, nicht den Befehlen nachzugrübeln, sondern ihnen Folge zu leisten. Packe Dich!"

Der Rathsknecht entfernte sich devotest, und schlich, hinter den Ohren sich kratzend, dem Rottmeister nach. Klippenbach machte sich sofort mit seinen Leuten auf, den Schreiber zu suchen; aber dieser, den drohenden Sturm voraussehend, war aus den Mauern der Stadt und deren Weichbild entwichen.

Inzwischen war der Knecht Hans in Hanemann's Stube getreten, fröhlich kamen ihm die Kinder entgegen und hingen sich an den alten Bekannten; denn gar freundliche Tage kamen ihnen bei seinem Eintritt in den Sinn.

„Gott grüße Euch, junges Herrlein, liebes Fräulchen", sing Hans mit lachendem Munde an, und herzte die Kinder. „Heida! ich bringe Euch gute Botschaft! Euer schlechtes Leben bei der alten Hexe da und bei dem dicken Flickschneider hat nun ein Ende. Ich soll Euch dem ehrsamen Altbürger Herrn Berthold zuführen; er will Euch fürder halten wie sein eigen Blut, weil Ihr, mein gutes Junkerlein, sein Leben gerettet habt, und das der holdseligen Frau Guda, und Rudolphs und Bertha's Leben."

Olav und Ulrike jauchzten ob dieser Botschaft, denn nun durften sie ja wieder mit den Kindern des Altbürgers spielen, und vergessen war aller Groll, den Olav auf sie gehegt hatte. Hans nahm sie bei der Hand, und wollte sie sonder Umstände fortführen, da vertrat ihm Hanemanns Weib den Weg und streckte ihre langen Knochenarme mit den ausgespreizten dürren Fingern ihm entgegen. „Halt, Du vorwitziger Knecht!" rief sie, und ihre sanfte Stimme ward zum Donner, und ihre Taubenaugen funkelten vor Wuth, wie die der nächtlichen Eule. „Gedenkst Du mir also diese Kindlein zu entführen, die ich mehr liebe als mein Leben, obgleich von einem mir fremden Weibe geboren? Berthold Wirhäuser, der Altbürger, hat des Himmels Segen im Ueberfluß; ihm sind Güter und Kinder beschеert, mir ward Beides versagt. Warum will der reiche Mann mir armen Weib diese beiden Kindlein rauben, an denen ich meine seit Jahren gesparte Mutterliebe vergeuden will? Morgen, übermorgen, binnen einem Jahre sind sie ihm zur Last; denn ein Vater, der eigene Kindlein hat, kann seine Vaterliebe nicht schmälern um der fremden willen. Ich aber habe Niemand — Niemanden, der mir lieb und werth wäre, als nur diese Kindlein allein; sie sind das einzige Labsal meiner alten Tage. Oder meinst Du, mein Herz müsse zum fühllosen Eisen erstarrt seyn, weil unter den gewaltigen Schlägen des Elends mein Leichnam es ist? Weiche von hinnen, Lotterbube, und reize nicht den Grimm der Wölfin; noch habe ich Nägel, Dich zu zerfleischen, und Zähne, Dich zu zerreißen."

Der Knecht entsetzte sich über den Grimm der Alten, die Kinder ließen erschrocken seine Hand fahren. Das Weib hielt einige Minuten erschöpft inne, dann fuhr sie mit dumpfer, grollender Stimme fort: „Gehe Deines Weges, Geselle, weder der Altbürger, noch sonst wer hat Recht an diese Kindlein, sie sind mir anvertraut von meinem Vetter Hainth Meußfenger, dem Schreiber, und Du wirst sie nicht mit Dir nehmen, Du nähmest denn Deinen Weg über mein morsches Gebein."

„Seyd doch nicht griesgram, gute Frau", sagte der Knecht, der die Alte entschlossen sah, ihm den friedlichen Ausgang zu wehren. „Freilich wohl war Herr Hainth, Euer Vetter, Treuenhänder der Kinder hier; aber seitdem er das Haus des Altbürgers verlassen und sein eigenes Gewerbe treibt, sagt man sich gar wunderliche Dinge von ihm in die Ohren. Er wird sicherlich keine Einsprache mehr thun, wenn Herr Berthold der Mompar und Treuenhänder seiner Mündel werden will."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die gegenwärtigen Musikzustände.

Von dem Brockhaus'schen Conversations-Lexicon der Gegenwart sind die 21. und 22. Lieferung erschienen und somit nähert sich der dritte Band seiner Vollendung. Dies gehaltvolle Werk, welches dem älteren Conversations-Lexicon sich anschließt, sollte in keiner Bibliothek fehlen, da es einen höchst interessanten, fortlaufenden Commentar der Zeit, ihrer wichtigsten Erscheinungen und Bestrebungen, ihrer ausgezeichneten Männer, ihrer Industrie, ihres Fortschrittes bietet und da es in einer, das Gute und Wahre fördernden Gesinnung, im Geiste der Aufklärung und Humanität geschrieben ist. Bei einem so reichen und verschiedenartigen Inhalt, wie der des bezeichneten Werkes, können wir keine ins Einzelne gehende Beurtheilung geben, und beschränken uns auf die Andeutung, daß die beiden letzten Hefte außer einer großen Zahl von Biographien und Charakterschilderungen, Länder- und Städtebeschreibungen, Sittengemälden u. s. w. viele gediegenen Abhandlungen enthalten, z. B. über mikroskopische Entdeckungen, Militärwesen, Missionswesen, Mucker, Münzwesen, Musik, Musikfeste, niederländische Literatur und Kunst und Oeffentlichkeit.

Durch frühere Auszüge haben wir die Leser d. Bl. bereits mit der Art und Weise der Abfassung und Behandlung der im Conversations-Lexicon enthaltenen Artikel bekannt gemacht. Es sey uns vergönnt, denselben wiederum eine Abhandlung vorzuführen, welche in gedrängter Kürze und mit großer Sachkenntniß ein wichtiges Thema bespricht und von jedem Gebildeten mit Vergnügen gelesen werden wird. Hier folgt nun der unter der Rubrik „Musik" im 22. Hefte enthaltene Artikel.

Wir haben es hier zunächst mit der Musik der Gegenwart zu thun, und wollen es demnächst versuchen, eine charakterisirende Uebersicht der gegenwärtigen Musikzustände zu geben, um sodann den Zusammenhang dieser Kunst mit der sonstigen Bildung, sowie ihren Einfluß auf die geselligen Verhältnisse anzudeuten. Bis jetzt ist Europa noch der einzige Welttheil, in welchem die Musik als eine Kunst selbstständig gediehen ist und beachtungswerthe Erzeugnisse aufzuweisen hat. Was in andern Welttheilen an denjenigen Punkten, wo sich seit längerer oder kürzerer Zeit europäische Bildung und Civilisation heimatlich colonisirt haben, geleistet worden ist, kann nur gewissermaßen als ein europäisches Ausfuhrprodukt betrachtet werden, und zwar um so mehr, als die Künstler in der That (wie Neukomm seiner Zeit in Brasilien) nur temporair eingewandert waren. Aber auch Europa selbst hat der Musik eigentlich nur in drei Ländern eine Heimath dargeboten, nämlich in Italien, Frankreich und Deutschland. Was sonst geleistet worden, hat, wie ehrenwerth es auch hier und da in einzelnen Fällen sey, zu wenig Bedeutung für den allgemeinen Kunstzustand gewonnen, und ist zu sehr als blos verpflanzte Cultur zu betrachten, um auf selbstständige Gültigkeit Anspruch zu machen. Damit wollen wir jedoch keineswegs gesagt haben, daß nicht auch eine sehr erfreuliche und wichtige musikalische Zukunft in andern Ländern, die sich jetzt ungemein regsam zeigen, wie z. B. in Holland, Dänemark u. s. w., möglich sey.

Italien ist die Wiege unserer schönen Kunst; hier blühte sie am frühesten, wandte sich den edelsten Zwecken und Richtungen zu, wurde die geweihte Dienerin der Religion und hat auf dieser ernsten, heiligen Basis eine lang dauernde, reich prangende Flora der schönsten Kunstblüthen erzeugt. Gegenwärtig aber, wir dürfen es uns nicht verhehlen, ist die Kunst da, wo sie ihren Ursprung fand, durch Entartung dem Untergange am nächsten. Wir suchen die Ursache davon in den traurigen öffentlichen Lebenszuständen dieses Landes überhaupt, deren Zerrüttung unvermeidlich auf die geistigen Schöpfungs- und Fassungskräfte des Volkes mitwirken muß. So ist der hohe heilige Ernst der Kunst aus der heutigen italienischen Musik fast ganz verschwunden; für die Kirche wird nichts mehr producirt, oder was dafür gearbeitet oder in Verbindung mit dem Gottesdienste ausgeführt wird, ist des heiligen Ortes nicht würdig. Die Instrumentalmusik war niemals in Italien heimisch, weder fürs große Orchester, noch als sogenannte Kammermusik. Die Oper dagegen ist das Feld, auf dem sich der italienische Componist von jeher auszeichnete und auch gegenwärtig noch die glänzendsten Erfolge errungen hat, wenn gleich auch hier eine kunstuntergrabende Verirrung leider diese Siege für die Musik selbst nur zu verderblichen macht. Diese bequemt sich nämlich in allen diesen Aufgaben immer nur zu einem untergeordneten Verhältnisse, sie tritt in den Dienst der Virtuosität, und insbesondere der Virtuosität des Gesanges. Wäre diese nun eine echte, auf das Wesentliche gerichtete, das heißt eine dem Ausdruck innerer Seelenzustände gewidmete, so würden schaffende und producirende Kunst ein Ziel haben, und zwar das höchste. Doch die italienische Gesangskunst, eine so hohe, die aller übrigen Nationen überragende Ausbildung sie auch erreicht hat, widmet sich ebenfalls hauptsächlich secundairen Zwecken, und es ist ihr mehr um die Geläufigkeit der Kehle selbst zu thun, als um Dasjenige, was durch die Beherrschung aller mechanischen Mittel erst als ein Höheres gewonnen werden soll. So schwindet der Geist, die tiefere Bedeutung aus der Kunst, und sie wird rein eine der äußerlichen, freilich oft sehr anmuthigen, bezaubernden Erscheinungen. Dies ist der Standpunkt, welchen seit Rossini die ganze italienische Opernmusik, und da dies die einzige ist, die ganze italienische Musik überhaupt eingenommen hat. Indem nun Das, was nur für Auffassung durch die äußern Sinne berechnet ist, nur diesen schmeichelt, ein bei weitem ausgedehnteres Gebiet findet, als Alles, wozu eine ernstere Aufregung der geistigen Thätigkeit gefordert wird, so ist die italienische Musik auch die Musik der Welt geworden. Der Charakter der Nationen unterscheidet sich nur in ihrer tiefern Seelenphysiognomik; das Flache ist sich überall gleich. Deshalb findet die italienische Musik ihren Boden bei allen Völkern in denjenigen Kreisen der Gesellschaft wieder, die nur auf einen sinnlichen Genuß in der Kunst bedacht sind. So hat denn die italienische Oper ihre Heimath so gut in Paris, London, Petersburg und Madrid, wie in Neapel und Mailand, und sie allein ist es auch fast gewesen, die in andere Welttheile gedrungen ist, die dort Wurzel fassen konnte. Daß ein solches Verflachen der Zwecke auch bald ein Erschlaffen der Kräfte zu Wege bringen wird, ist eine Wahrheit, die sich schon verwirklicht. Rossini, der mit dem glänzendsten, reich sprudelndsten Talente begabt, diese Geltung geschaffen, hat selbst in seinem Lebensziele so wenig Beseligung finden können, daß er es, nachdem er die goldenen Früchte davon geerntet, mit Leichtigkeit aufgegeben hat. Er, in seinem müßigen Hinstrecken auf das Lager der Behaglichkeit, führt den besten Beweis, daß in der Weise seiner Kunst durchaus keine höhere Befriedigung zu finden ist, und daß der Genuß seiner Musik nicht mehr bedeutet, als der aller sonstigen Behaglichkeit

des Lebens. Bellini, sein talentvollster Nachfolger in diesem Gebiete, zeigt sich doch schon ungleich schwächer; er trägt bereits die Spuren der weichlichen Entnervung der Zeit. Donizetti ist mit einem leichter gestaltenden, vielseitigern, mehr französischen Charakter begabt und hat sich daher mannichfaltigere Aufgaben gestellt als Bellini, doch die schwächere Kraft des eigentlichen Talents ist unverkennbar. Von den andern Componisten Italiens, z. B. Coppola, sind nur einzelne Arbeiten bekannt geworden; allein sie haben zu wenig Individualität, um irgend eine Geltung zu gewinnen. Es ist flüchtiges Tagewerk, das sich kaum von einer Saison zur andern hält, kaum von einem Theater auf das andere verbreitet. Doch haben, wie schon erwähnt, alle Productionen der genannten bessern Italiener außer den vielen unläugbaren Zeichen von Talent die Eigenschaft, der mechanischen Gesangsfertigkeit ein äußerst dankbares Feld darzubieten, und es ist dies die Eigenschaft, worin das Glück und Verderben der Gattung zugleich ruht. Der Gesang ist die breiteste, belebteste Heerstraße, auf welcher die Kunst ihren Weg zu den Massen nimmt. Der wunderbare Reiz der Menschenstimme findet natürlich im Menschen auch den nächsten Anklang; nicht wenig thut aber auch der Umstand dazu, daß die Persönlichkeit des Virtuosen dabei so verführerisch ins Spiel treten kann. Vor allen Nationen aber liebt der Italiener den Gesang, und seine klangvolle Sprache, die vielen angeborenen glücklichen Organe, das den körperlichen Gesangswerkzeugen so günstige Klima, Alles wirkt zusammen, um dieser Kunst Vorschub zu leisten. In der Gesangsvirtuosität behält daher Italien den Vorrang in der Musik der Gegenwart. Zwar leuchten in diesem Augenblicke keine Sterne erster Größe des Gesanges, wie sie ein und zwei Jahrzehnd früher in der Catalani und Pasta, und noch ganz vor kurzem in der Malibran strahlten, und die größten dieses Zeitraums, wie Rubini, Lablache, sind im Sinken; doch überbietet Italien an Zahl und Geschick seiner Sänger alle andern Länder noch immer. Namen, wie die meisterhafte Grisi, Tachinardi, Persiani, Tamburini, Iwanow (ein italienisirter Russe), Desprez (ein italienisirter Franzose), müssen mit größter Achtung vor ihrer Kunst genannt werden. Der erleichterte Weltverkehr, der Umstand, daß die Kunst nach Gewinn geht, bewirken zwar, daß die trefflichsten italienischen Gesangskünstler jetzt selten in ihrer Heimath, sondern meist in London und Paris zu finden sind; auch hat Italien an Ort und Stelle jetzt so wenig große Künstler und Künstlerinnen, daß fremde Sängerinnen, wie die Engländerinnen Novello und Shaw und das schwarzwälder Landmädchen Francilla Piris, dort mit Erfolg auftraten, und Letztere sogar eine lange empfindlich gefühlte Lücke im Theater San-Carlo in Neapel ausfüllte. Doch beide Verhältnisse nehmen den Ansprüchen Italiens an das Supremat des Gesanges nichts. Denn die Oertlichkeit, wo seine Künstler auftreten und für Ruhm und Verbreitung der nationellen Musik thätig sind, bleibt gleichgültig, und wenn jene Ausländerinnen sich in der Gesangsvirtuosität auszeichneten, so waren sie doch Produkte der durch Italien gepflegten Kunst. Außer der Gesangsvirtuosität hat eine andere von Bedeutung für die Kunst in Italien niemals blühen wollen, mit Ausnahme der auf der Violine, welche dem Gesange so nahe verwandt ist. Das Violinspiel ist aus italienischer Schule entsprungen. Obwohl in neuerer Zeit dort vernachlässigt und mehr nach Frankreich und Deutschland hinübergezogen, bleibt für Italien doch der Ruhm, einen Paganini zu besitzen. Andere Instrumente dagegen, wie Violoncello, Horn, Flöte, Clarinette, besonders aber Pianoforte, sind in Italien wenig cultivirt und die Virtuosität darauf kaum geschätzt. Eigenthümlich bleibt dem Italiener die Guitarre, für die er eine undankbare Vorliebe hat, um die ihn andere Länder wenig beneiden. Kurz zusammenfaßt, herrscht also die italienische Musik auf dem größten Theil des Gebietes der Opernbühne und im Concertsaale, wo es Gesang giebt. Die italienische Kunst ist jetzt der Leckerbissen der vornehmen Welt; an Glanz und äußeren Erfolgen überbietet sie jede andere; an innerm Werth steht sie aber weit hinter Dem, was Deutschland und Frankreich leisten, zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der christliche Beobachter über den kirchlichen Kampf in dem Herzogthum Sachsen-Altenburg.

Eine Erklärung.

Der hier in Frankfurt erscheinende und, so viel ich weiß, auch nicht weit über Frankfurt gehende christliche Beobachter, redigirt von Hrn. Pfarrer Richter in Praunheim, liefert in seinen letzten Nummern, also etwas spät, einen Aufsatz über die genannte kirchliche Streitigkeit. Bevor ich zur Sache komme, eine allgemeine Bemerkung. Wenn, wie in diesem christlichen Beobachter, Alles, was er rationalistisch, denkgläubig und auch wohl ungläubig nennt, verworfen, ohne Urtheil verworfen wird, wo bleibt da die gesunde Vernunft, wo die christliche Liebe? Schuderoff unterscheidet sich von Röhr, Röhr von Bretschneider, Bretschneider von Neander, und doch stehen durch die genannten Mittelglieder Schuderoff und Neander in einiger Verbindung. Wie kann nun Jemand, der sich, wenn nicht mit Bretschneider, doch mit Neander geistes- und glaubensverwandt dünkt, Alles so ganz im Allgemeinen verwerfen und verdammen, was den genannten oder ähnlich gesinnten Männern eigen ist, die sich doch von Neandern durch keine Kluft getrennt wissen? Freilich, wird man mir antworten, das kann die Hengstenbergische Partei! Ich werde aber ferner fragen: wo bleibt da die Befolgung des apostolischen Ausspruchs: »Prüfet Alles und das Beste behaltet«, wenn es genug ist, daß ich Jemandes Gegner sey, um von ihm ungeprüft verworfen zu werden? Muß ich nicht annehmen, daß diejenigen das Schlechte an sich selbst nicht erkennen, die an ihren Nebenmenschen nichts Gutes finden, und daß sie, je mehr sie christlich heißen wollen, desto weniger mit christlicher Liebe und Demuth bekannt sind?

Doch jetzt zur Sache und dem mich betreffenden Punkte. »Das Berliner Gutachten« heißt es u. A. in dem christlichen Beobachter, Nro. 14, v. 11. Juli 1840, »gehört nach Inhalt und Form zu den gediegensten und erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der theologisch-kirchlichen Literatur unserer Zeit, und was bisher von rationalistischer Seite dagegen vorgebracht wurde, ist so geist- und grundlos, daß es der Erwähnung nicht verdient.« (Grundlos st. ungründlich, und »daß es der Erwähnung nicht verdient«, st. daß es keine Erwähnung verdient.) Darauf wird von einem Zeitungsartikel gesprochen, der nicht hierher gehört und das Gesagte auf den bei Fr. Fleischer in Leipzig erscheinenden Lichtfreund angewandt, worauf es weiter heißt: »Jedenfalls wird die Berliner theologische Facultät durch dergleichen (Zeitungsartikel) sich wenig beunruhigt fühlen und es schwerlich ihrer Würde gemäß erachten, auf ein Blatt solchen Gelichters irgend Rücksicht zu nehmen.« Der Unterzeichnete hat den ausführlichen Artikel über die Altenb. Angelegenheit im 1. Heft des 2. Bandes des Evangel. Lichtfreundes verfaßt. Er hat darin allerdings das Altenb. Consist.-Reskript vom 13. Novbr. 1838 getadelt und Klötzner vertheidigt, sich aber übrigens mehr als einen Gegner Schuderoff's und Hengstenberg's, denn des sel. Hesekiel gezeigt! Aber das zu erkennen, war der christliche Beobachter nicht leidenschaftlos genug. Stand doch mein Aufsatz im Lichtfreund! Wisse denn der christliche Beobachter, daß die Redaktion des Lichtfreundes mit meinen Ansichten so wenig einverstanden ist, als ich mit ihren, daß wir uns dies gegenseitig

erklärt haben, aber daß sie nichtsdestoweniger nicht nur meine Beiträge aufgenommen, sondern mich auch zu neuen aufgefordert hat! Was nun meinen erwähnten Aufsatz betrifft, so habe ich darin mein allgemeines Urtheil über das Berliner Gutachten mit Gründen belegt, die ganz in's Einzelne gehen. Wenn also der christliche Beobachter bei Gelegenheit desselben von Gelichter spricht, ohne ein solches Urtheil zu belegen, so ist das ein gemeines Schimpfen, welches jedes Gebildeten, also auch eines Geistlichen, unwürdig ist. In meinem Aufsatz mögen einige zu starke Ausdrücke vorkommen, ich möchte aber wissen, ob Männer, wie Tweften und Neander, die jenes Gutachten leider mit unterzeichnet haben, meinen Aufsatz eben so verachten werden, wie der christliche Beobachter, über welchen ich mir übrigens kein allgemeines Urtheil erlauben will, da ich ihn nur aus diesem einen Fall kenne.

Frankfurt a. M., im Juli 1840. Aug. Boden.

Korrespondenz.

Mainz, 23. Juli.

Der erste Rechenschaftsbericht über den Zustand unserer Kleinkinder-Bewahranstalt, der gestern dem Publikum zur Beurtheilung übergeben wurde, ist ein interessantes Dokument. Von dem Augenblicke, wo die Anstalt in's Leben trat (Ende September vorigen Jahres), bis zum Anfange des Jahrs 1840 waren 142 Kinder in dieselbe aufgenommen worden; 131 davon gehörten unbemittelten Eltern an, 11 hingegen bemittelten Eltern, die, um ihren Kindern den Vortheil der anerkannt zweckmäßigen Aufsicht und Behandlung zu verschaffen, besondere Beiträge leisteten. An der Einrichtung des so nothwendigen Instituts, das den Schlußstein zu dem Gebäude unseres Armen-Erziehungswesens liefert, aber seiner Zweckmäßigkeit ohngeachtet nicht von allen Seiten mit gleichem Wohlwollen betrachtet werden soll, ist, wie man von Vielen, die die Anstalt sehr oft besucht haben, vernimmt, nichts auszusetzen, als daß arme Eltern wegen des täglichen Beitrags von 2 kr. für ein Kind bisweilen in die Unmöglichkeit versetzt sind, ihre Kinder hinzuschicken. Es freut uns daher doppelt, daß Hr. Pfarrer Blösinger im Namen des Ausschusses die Hoffnung ausspricht, diesen Artikel der Statuten eine Abänderung erfahren zu lassen. Nur möchten wir erinnern, daß man den Kindern durch zu verzärtelte Behandlung nicht etwa Abscheu vor dem Haushalte ihrer Eltern beibringe. Eine Anstalt, die durch freiwillige Beiträge gestiftet ist und unterhalten wird, kann nur gedeihen, wenn sie ihre Stütze in der öffentlichen Meinung hat, deßwegen kann es nur Lob verdienen, daß der Vorstand sich schon vor dem Schlusse des ersten Jahres öffentlich ausgesprochen und sich mit Zuversicht an seine Mitbürger mit der Aufforderung um fernere Theilnahme gewendet hat; dieses Ansuchen kann und darf nicht unerhört bleiben. — Eine Stelle im Rechenschaftsberichte blieb uns dunkel. Wer mag die an der Spitze des Damenvereins stehende Dame seyn, deren Gatte 673 Pf. Fleisch, 74 Laib Brod, 23 Kümpfe Mehl und eben so viel Gries für die Anstalt anwies? Wenn man einen solchen Namen nennt, so tritt man der Bescheidenheit nicht zu nahe. — Wir können unser Bedauern nicht verbergen, daß in unsern Landgemeinden von Errichtungen von ähnlichen Anstalten immer noch nicht die Rede ist, obgleich sie dort eben so nothwendig und weit weniger kostspielig wären, da man ihrer nur während der milderen Jahreszeit, wo die Landleute in's Feld gehen, bedürfte. Hört man bei einem Besuche in den Dörfern das Geschrei der kleinen Kinder, die stunden- und oft tagelang ohne gehörige Aufsicht eingesperrt sind, so fühlt man recht sehr, daß Kleinkinder-Bewahranstalten auf dem Lande für den Menschenfreund unentbehrliche Institute sind!

Mannichfaltigkeiten.

(Amerikanische Galanterie.) Bei einem Feste zu Ithaka im Staate Newyork ist unter den regelmäßigen Toasts für die Frauen folgender Spruch ausgebracht worden: »Die Frau — das ist die purpurne Hälfte der Weintraube, die süße Hälfte des Pfirsich, die sonnenbeschienene Hälfte des Erdballs, die bessere Hälfte des Menschen!«

Der Mitdirektor des Hamburg-Altonaer Telegraphen, Hr. Schmidt, macht durch Circular bekannt, daß wegen Mangels an Unterstützung von Seite des Staats sowohl als des Handelsstandes, die Station Hamburg mit Ende Juli aufhören müsse. Eine von 386 der angesehensten Männer Hamburgs unterzeichnete Bittschrift an den Senat war ohne Erfolg geblieben.

Der Hamburger Volksfreund schreibt: »Die Abholung der Asche des kleinen Korporals von St. Helena bringt nicht allein Frankreich, sondern auch Deutschland in Bewegung, denn das gewöhnliche Tagesgespräch ist jetzt die Asche Napoleons. Diese Stimmung auch in Hamburg benutzend, haben die Herren Rochow und Kirchheim, Gastgeber zum letzten Heller, sich ein Paar allerliebste Ziegen, die mit einem Schiffe von St. Helena hieher gekommen sind, zu verschaffen gewußt, die nun zur Ansicht ihrer Gäste und zur Erinnerung an Napoleon in ihrem Garten sich ihr Futter suchen.«

(Braunschweig, 14. Juli.) Vorgestern ist von den Gehülfen der hiesigen Buchdruckereien dem Herrn Dr. Heinrich Meier als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste um die wissenschaftliche Förderung der Buchdruckerkunst und seiner Bemühungen um die hiesige vierte Jubelfeier Gutenbergs ein schöner silberner Pokal verehrt worden.

(Atmosphärische Bewegkraft.) Vor einigen Tagen drängte sich eine Gruppe Neugieriger, worunter man Hr. von Chateaubriand, Hr. von Tocqueville, Hr. Herzog von Noailles, Hr. Ampere und mehrere andere Notabilitäten bemerkte, auf dem Strande des Kais Orsay, gegenüber dem Pallaste dieses Namens, indem sie mit gespannter Aufmerksamkeit den Bewegungen eines seltsam erbauten Schiffes zusah. Dieses Schiff fuhr auf der Seine gegen den Wind hin und her, ohne Ruder und ohne Segel, seine ganze Bewegkraft bestand aus einem Luftrade, das an dem Ort angebracht war, wo man gewöhnlich das Segeltuch festmacht. Der Experimentator stand aufrecht auf dem Hintertheil und brachte dem Apparat eine radförmige Bewegung von der rechten zur Linken bei, und das Schiff ging. In der Praxis wären die Hauptresultate der Erfindung des Hrn. Fresne die Anwendung des Luftrades, welches den Gebrauch des Dampfes für die Kanalschifffahrt zuließe, wo, wie bekannt, es untersagt ist, sich der Schaufelräder zu bedienen, indem sie dem Wasser eine Bewegung beibringen, welche den Uferdamm beschädigt. Ferner hat Hr. von Fresne nach denselben Prinzipien ein Rad erbaut, dessen Wirkung sich unter dem Wasser äußert, in welches letzterr es ganz eingetaucht ist. Der Vortheil dieses Wasserrads bestünde darin, von keinem Wetter gehindert zu werden, ökonomisch zu seyn und auf dem Meere den Kanonen nicht als Zielscheibe zu dienen. Endlich, und dies ist der Hauptpunkt, der stete Zweck der Nachsuchungen des Hrn. von Fresne, die atmosphärische Bewegkraft wäre berufen, die Aufgabe der Richtung des Luftballons zu lösen. In der That, wenn man annimmt, daß es möglich ist, in der Luft einen Stützpunkt zu finden, der im Stande ist, den Widerstand einer so dichten Flüssigkeit wie das Wasser zu besiegen und die Wirkung der Winde und des Stroms zu hemmen, um so eher muß man annehmen, daß die atmosphärische Bewegkraft geeignet wäre, irgend einen Körper in dem Mittel selbst, wo sie wirkt, zu leiten und zu beherrschen. Wir wünschen Hrn. Eugen von Fresne ein gutes Gelingen.

Theater-Anzeige.

Montag, 27. Juli. Zum Vortheil der Pensions-Anstalt, unter Mitwirkung des Hrn. Emil Devrient (neu einstudirt): Stille Wasser sind tief, Lustspiel in 4 Abth., nach dem Englischen von Schröder. (Gastrolle) Baron Wieburg: Hr. Emil Devrient. **Abonnement suspendu.**

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 209. Montag, den 27. Juli 1840.

Des Dichters Testament.

(Von J. Pirazzi.)

Wenn ich einmal aus eu'rer Mitte scheide,
Die Erde wieder nimmt, was sie mir gab,
So sparet ja den Prunk und das Geschmeide,
Womit die Eitelkeit gern schmückt ihr Grab.

Weiht mir ein einfach grünes Rasenbette,
Beschwert es nicht mit einem Marmorstein;
Doch wenn ihr wollt, pflanzt Blumen auf die Stätte,
Vielleicht kehrt eine Nachtigall da ein.

Sie hauchet gern den Schmelz der weichen Seele
Im Schatten eines Dichter-Grabes aus;
Verwandt ist ihm ja innig Philomele,
Denn singend nur spricht er Gefühle aus.

Ich weiß, daß ihr mit treuem Sinn mich liebet,
— Wir waren ja so lange eng vereint —
Daß euch des Freundes Heimgang tief betrübet,
Und ihr dem Abschied eine Thräne weint.

Doch bitt' ich, daß, obschon ich von euch ferne,
Ihr meiner doch mit Heiterkeit gedenkt,
Und winkt euch Freude, o so folgt ihr gerne,
Und glaubt, daß ich es bin, der sie euch schenkt. —

Ihr werdet keine Schätze von mir erben,
Die Musen waren mir allein nur hold,
Nicht Erdengüter konnt' ich mir erwerben —
An Liedern war ich reich, doch arm an Gold.

Ich liebte mehr die reizenden Gebilde
Der Kunst, sie macht das Daseyn heiter nur;
Auch zog ich gern hinaus in die Gefilde,
Und fühlte selig mich in der Natur.

Doch dank' ich dieser Gabe schön're Stunden,
Als je der Mammon sie gewähren kann,
Ein beff're Glück' hab' ich im Glanz gefunden
Den Dichtung mir um's fahle Leben spann.

Wie hat sie mich mit jedem Schmerz versöhnet,
Geheilt die Wunden, die das Schicksal schlug,
Wie hat sie mir die Freude stets verschönet,
Den Geist erfrischt, gestärkt zu edlem Flug!

Wenn Andere, von wilder Lust getrieben,
Sie suchten in dem lautesten Gewühl,
Bin ich zu Haus im stillen Raum geblieben,
Und fand in mir ein höh'res Wonneziel.

Und manches Herz ward freundlich mir gewogen,
Die Muse schuf ein unsichtbares Band,
Aus weiter Ferne oft kam hergezogen
Ein Seelenfreund und grüßt' mich als bekannt.

In jenem Schranke ruhet der Vertraute,
Mit welchem einsam ich oft Umgang pflog;
Reht meinen Bücher-Schatz, nehmt meine Laute,
Und haltet sie als Angedenken hoch.

Und hört ihr sie zuweilen noch erklingen,
Wenn mild der Mond durch stille Nächte scheint,
So sind es Grüße, die die Töne bringen,
Von eurem heimgegang'nen Dichter-Freund.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

Trine zuckte zusammen, und ihre Wuth schien gebrochen. Sie bückte sich nun zu den Kindern nieder, und liebkos'te und streichelte sie. „Wird es Euch denn so leicht, Euch von Euerer alten Pflegemutter zu trennen, die Euch so lieb hat, mein gutes Olechen, mein herziges Rikelchen?" klagte das Weib, und ihre Stimme klang so wehmüthig und rührend, und ein paar große Thränen rollten ihr über die erstarrten Züge und versiegten in den tiefen Furchen ihrer Wangen. Die kleine Ulrike hing sich an ihren Hals und schluchzte, Olav faßte eine ihrer dürren Hände und drückte sie an sein kindlich weiches Herz. „Lieb Mütterlein, weine nicht", sagte der Knabe, und auch seine Wimpern feuchteten sich, „Herr Berthold muß auch Dich zu sich nehmen, oder wir bleiben bei Dir."

„Aber warum liegt Dir denn Herr Berthold mehr am Herzen, als die alte Mutter Trine, die Euch hätschelt und pflegt, wie keine Mutter ihre Kindlein?"

„Ach, Herr Berthold liegt uns gar nicht so am Herzen; aber wir könnten dann wieder mit Bertha spielen", seufzte Olav in kindlicher Naivetät.

„Und mit Rudolph", schaltete Ulrike ein. Der Knecht wollte neuerdings seine Stimme erheben, als plötzlich die Thüre aufging, und der Stadtschreiber in Begleitung des Lombarden Vanini eintrat. Der Erstere wandte sich an Trine und hob also an: „Auf Befehl unsers gestrengen Schultheißen thue ich Dir, Hanemann Jäckels Weib, kund und zu wissen, daß Du allsogleich diese beiden schwedischen Kindlein an diesen ehrsamen Wechselherrn, Mateo Vanini, zu überliefern hast, da ihr bisheriger Treuenhänder, Hainth Meußfenger, der sich der Sorge um sie angemaßt hatte, schwerer Verbrechen angeklagt ist."

Mutter Trine war wie vom Donner gerührt, sie hatte die knochigten Hände sprachlos ineinander gefaltet, und starrte vor sich hin.

Wie oft tiefempfindende Menschen, welche im Schooße des Elends, oder unter einem unvortheilhaften Aeußern, sich von der Welt zurückgestoßen und verachtet sehen, das Bedürfniß fühlen, wenigstens *einem* lebenden Wesen sich anzuschließen, um es mit dem ganzen Reichthum eines gefühlvollen, leidenschaftlichen Herzens zu umfangen — so hatte die häßliche Trine sich mit der Zärtlichkeit einer innigliebenden Mutter an die lieblichen Waisen aus Schweden angeschlossen. Sie waren ihr die ersten wirklichen Freuden eines verlorenen, kummervollen Lebens gewesen; daher schien es ihr unmöglich, sich von den Kindern wieder trennen zu können. Als nun Vanini auf ihre Lieblinge zuschritt, sich ihrer zu bemächtigen, warf sie sich vor den Kindern nieder und riß sie an sich, wildschnaubend wie die Löwin, die ihre Jungen zu verlieren fürchtet. „Hier, ihr Herren, erst schlagt mich todt, bringt mich um, dann sollen die Kindlein Euer seyn!" heulte sie, und ihr Anblick war der einer Furie. Dann ward sie wieder weich und bittend: „Was habe ich armes Weib Euch doch gethan, ihr gestrengen Herren, daß Ihr mir diese Kindlein, die mir so lieb und werth sind, wieder nehmen wollt? Und nicht wahr, liebe Kindlein, Ihr begehrt ja auch gar nicht von mir weg? Mag immerhin Hainth Meußfenger, mein Vetter, in Gewahrsam gebracht werden, ich pflege Euch ja nicht um schnöden Gewinn. Aber nicht wahr, mein Herzens-Ole, mein liebes Rikchen, Ihr hattet bei mir ein schlechteres Leben, als Ihr's früher gewohnt waret; wir waren arme, geringe Leute. Aber laßt's nur gut seyn, Hanemann Jäckel ist ja Rathsknecht geworden und wird nun wieder manchen Turnos verdienen, und jeden Albus, den ich ihm ablocken kann, und jeden Hohlpfennig will ich an Euch hängen; ich will Euch weicher betten, als die Relique der heiligen Margareth im Antoniterkloster gebettet ist, wenn sie dem Volk zur Schau und Anbetung ausgestellt wird; an süßen Mandelkernen und Rosinen soll's Euch fürder nicht fehlen, und Euer Leibessen, wälsche Dicknudeln, sollt Ihr die Woche ein paarmal haben. Ich will Euch wohl halten, als wäre ich eine reiche Altbürgerin, und die Kinder der Geschlechter sollen Euch beneiden."

Vanini, den die treue Anhänglichkeit der Alten an ihre Pfleglinge rührte, wollte ihr eine gefüllte Börse reichen, das Weib aber wies sie verächtlich zurück. „Glaubt ihr reichen Leute denn, uns Armen Alles — Alles mit Euerm Gelde abkaufen zu können?" rief sie. „Wenn Ihr das Herz mir aus dem Leibe reißt, wozu bedarf ich dann noch Eures Goldes?"

Der Lombarde sah einige Augenblicke sinnend vor sich nieder. „Wie aber, Frau Trine, wenn ich die Kinder Eurer Pflege nicht entzöge? wenn ich nun, um sie unter meiner Aufsicht zu haben, Euch und Euerm Manne eine Wohnung in dem Erdgeschoß meines Hauses einräumte?"

Trine, ob des unerwarteten Vorschlags höchlich überrascht, sprang auf, stürzte zu den Füßen des Lombarden und preßte seine Hand an ihre fiebernden Lippen. Die Besinnung, welche ihr der Schmerz nicht rauben konnte, raubte ihr auf einige Minuten das Uebermaß der Freude.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die gegenwärtigen Musikzustände.

(Fortsetzung.)

In *Frankreich* findet, weil Paris eine Art Weltstadt der Musik ist, auch gewissermaßen ein musikalischer Welthandel statt. Die Talente aller Nationen bringen dort ihre Gaben auf den Markt, und dadurch erzeugt sich eine mannichfaltige Trübung und Veränderung des ursprünglich Nationellen, während umgekehrt das Fremde von Dem, was dort als Einheimisches gültig ist, Vieles aufnehmen muß. Schon Cherubini und Spontini französirten sich in ihren Werken nach dem damals herrschenden Geschmack, und in neuerer Zeit mußte auch Rossini bei den Opern, die er in Paris schrieb, eben so Bellini in den „Puritanern", manches Französische in sich aufnehmen. Inzwischen bleibt doch genug übrig, um die Nationalphysiognomie der französischen Musik scharf auszudrücken. Wenn wir die neuesten Produktionen der sogenannten romantischen Schule in der Musik, welche in der Virtuosität besonders durch *Chopin* und *Liszt*, in der Composition durch Hector *Berlioz* vertreten wird, mit in den Kreis unserer Darstellung ziehen, so haben die Franzosen sich fast in allen Gattungen, mit Ausnahme der Kirchenmusik, bedeutungsvoll in der Gegenwart geltend gemacht. In Italien ist es hauptsächlich der Sinnenreiz, der sich mit der Kunst verknüpft, in Frankreich gattet sie sich mehr mit Witz und Verstand, besonders im Gebiete der Oper. Wie viel der gegenwärtige Zustand der Musik den Franzosen in dieser Beziehung verdankt, läßt sich mit einem Blicke übersehen. Aus einer trefflichen Schule hervorgegangen, an deren Spitze für die ernste Wissenschaft der praktischen Kunst Cherubini, für den feinern Geschmack und die Weltsitte Boyeldieu standen, hat Frankreich in *Auber*, *Herold*, *Halevy*, *Adam*, und einer nicht geringen Zahl von Talenten zweiter Linie, für die Gattung, der sie sich widmeten, höchst ausgezeichnete Componisten aufzuweisen. Man kann Vieles in der Richtung ihres Talents mißbilligen; das Talent selbst aber wird man anerkennen, und zugeben müssen, daß in der Oper, besonders in der komischen und romantischen (nicht heroischen), die Franzosen gegenwärtig an der Spitze der musikalischen Leistungen stehen. Ist die italienische Oper für den Sinnengenuß der eleganten Welt berechnet, so beschäftigt die französische mehr ihren Verstand, dasjenige Spiel des Geistes, wodurch der gesellige Weltverkehr seine pikante Würze erhält. Deshalb hat auch die sogenannte Conversationsoper, die von allen tiefern Herzensregungen fern bleibt (z. B.

„Johann von Paris", „die Gesandtin" von Auber, dessen „Schwarzer Domino", „der Postillon von Lonjumeau" u. s. w.), eine so große Beliebtheit gewonnen. Wie die Franzosen in Lebenssitte allen Nationen voranstehen, so haben sie auch in der Kunst dieses Gebiet mit dem entschiedensten Glücke, ja fast als ein ausschließliches Eigenthum für sich behauptet. Was die Gesangscompositionen für den Salon anlangt, so hat der Franzose auch hier ein ihm fast ganz eigenthümliches Besitzthum, nämlich die Romanze. Die größten Componisten Frankreichs haben in dieser Gattung zu glänzen gesucht, ebenso wie die deutschen Meister im Liede, die italienischen in der Canzonetta und Barcarole. Doch gibt es auch ausschließliche Romanzencomponisten, und Lafont und Panseron würden wohl die beliebtesten Namen der Gegenwart seyn. Von der Instrumentalmusik gebührt den Franzosen auch ein bedeutender Antheil. Zwar ist die Symphonie, dieses großartige Fundament derselben, das uns erst die Bedeutung des Orchesters erklärt, bis auf die vereinzelten Versuche des Romantikers Berlioz darin, ein rein deutsches Eigenthum. Doch der Franzose bringt Instrumentalmusik in seine Opern; es werden wirkungsvolle Ouverturen, verwickelte Orchesterpartien in der Begleitung geschrieben. Man möchte sagen, der Franzose kann nur der Vocalmusik nicht entrathen, und gibt daher oft Beides zugleich. Eine besondere in Frankreich sehr geschätzte und fein ausgebildete Gattung, mit der sich auch die talentvollsten Männer, wie gegenwärtig Adam, beschäftigt haben, ist die Balletmusik, welche sehr geschickte Instrumentalisten fordert. Endlich hat die Kammermusik in Frankreich durch Onslow zwar nur Einen, doch einen der ausgezeichnetsten Vertreter, der nur in der jüngsten Zeit in erfindender Kraft zu ermatten scheint. Doch bleibt er, wenn Haydn, Mozart und Beethoven drei selbstständig leuchtende einzige Fixsterne des Quartetts und Quintetts sind, wenigstens ein schöner von ihrem Lichtkreise wiederstrahlender Planet, dessen klaren Glanz wir gern verfolgen. Daß Onslow von Geburt ein Brite ist, ist ein zufälliger Umstand; seine Kunstheimath ist Frankreich geworden. Höchst ausgezeichnet ist Frankreich ferner in jedem Gebiete der Virtuosität. Die Ursachen sind mannichfaltig, doch entscheidend. Paris ist der Ort, wo die Virtuosität am meisten gilt; nicht nur also, daß sie sich dort vorzugsweise ausbildet, sondern sie sucht sich auch von allen Weltgegenden her daselbst anzusiedeln, das französische Kunstbürgerrecht zu gewinnen. Der daraus nothwendig entspringende Wetteifer regt neue Kräfte auf, und erzeugt so eine abermals fördernde Rückwirkung. Nicht wenig trägt auch das so vielfältig ausgebildete Institut des Conservatoriums zur Förderung jeder Art der Virtuosität bei. Unstreitig haben die Franzosen in der Violinschule vor ganz Europa den Vorrang. Sie ist auf die classischen Auctoritäten der Rode, Baillot, Lafont und Kreuzer gegründet. Aus diesen ist ein neues Geschlecht entsprossen, das einestheils durch Paganini, andererseits durch das schon erwähnte Treiben der sogenannten Romantiker eine andere Richtung, wenigstens einen anders färbenden Zusatz erhalten hat. Hier ist vor allen Beriot zu nennen, der der classischen Vollendung am getreuesten geblieben ist. Höchst bedeutend sind aber auch die Namen Vieuxtemps, Prume, Ernst, Heumann, Ghys u. s. w., von denen die meisten zufällig zwar Belgier sind, jedoch sich ganz in französischem Sinne und größtentheils in Paris selbst ausgebildet haben. Ueberhaupt ist Belgien, das zwar vortreffliche musikalische Einrichtungen hat, z. B. im Conservatoire, an dessen Spitze Fetis steht, wie als ein zu Frankreich gehörendes musikalisches Filial zu betrachten. Nächst der Violine ist das Pianoforte in Paris vorzugsweise cultivirt. Seltsamerweise sind es hier meist deutsche Talente, die den französischen Ruhm tragen; doch haben die Franzosen ein gewisses Anrecht auf dieselben, da allerdings der französische Musik-Weltverkehr, dessen wir oben gedachten, von dem wesentlichsten Einfluß auf die Künstler gewesen ist. Kalkbrenner ist ein Deutscher, Liszt ein Ungar, doch als deutschen Ursprungs zu betrachten, Thalberg ein Deutscher, Chopin ein Pole, und doch müssen alle Diese wenigstens halb den französischen Virtuosen beigezählt werden; selbst Moscheles und Hummel schulden einen großen Theil ihres Ruhmes an Frankreich. Daß auch in allen übrigen Instrumenten Frankreich die ausgezeichnetsten Talente aufweisen kann, z. B. Drouet auf der Flöte, Servais auf dem Cello u. s. w., dafür sorgt schon das Conservatorium, sorgt die Vortrefflichkeit der großen Bühnenorchester, die ausgezeichnete Virtuosen haben müssen. Den Gesang hat man den Franzosen öfter streitig machen wollen; doch sie haben auch darin in neuerer Zeit Ausgezeichnetes geleistet. Das Conservatorium ist ein treffliches Gesangbildungsinstitut, und obgleich ein Italiener, Bordogni, den größten Theil des Unterrichts daselbst ertheilt, so ist doch auch eine rein nationelle Richtung vorhanden. Die stete Rivalität, in der die große Oper mit der italienischen stehen mußte, hat diese Art der Ausbildung sehr gefördert, die besonders für die komische und Conversationsoper einen hohen Grad der Trefflichkeit erreicht hat. Wir sehen also, daß die Franzosen, mit Ausnahme der ihnen fast ganz verschlossen gebliebenen Kirche, fast in allen Gebieten der Musik schlagfertig zum Wettkampf mit jeder andern Nation gerüstet stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Baden-Baden, 24. Jul.

Wenn man in unsern öffentlichen Blättern Berichte aus Baden liest, so klingen sie meist wie Erzählungen aus dem Schlaraffenlande.

Immer ist's Sonntag und dreht immer der Braten am Spieß!

Daher kommt es wohl auch, daß so viele Leute hierher pilgern, voll der sanguinischen Hoffnung, ihre Beutel zu füllen. Die guten Leute wissen nicht, daß in Baden sehr oft die Beutel gefegt, aber nur selten gefüllt werden. Das prosaische Element, wohin wir auch die Zahlen rechnen, ist zwar in der gegenwärtigen Saison nicht so dominirend, wie Viele erwartet hatten; desto glänzender tritt aber das poetische hervor. Künstler von europäischem Ruf erfreuen uns mit ihrer Virtuosität; bereits sind Ghys, Liszt in drei Konzerten aufgetreten; ihnen werden Ole Bull, Thalberg und noch ein Dutzend Anderer folgen. In den Konzerten der beiden ersten hörten wir eine junge Sängerin, Fräul. v. Rüpplin aus Konstanz, von der Natur mit hohem Talent begabt, die nicht blos die Ohren, sondern auch das Herz zu treffen weiß und mit Verschmähung aller Schnörkeleien das Schöne festhält, ohne es verschönern zu wollen. An die Tonkünstler reiht sich eine ziemliche Anzahl von Porträtmaler und Malerinnen, welche den Liebhabern Gesichter malen, wie sie haben wollen, aber doch großen Theils in leerem Wasser fischen. — Hr. v. Metzler hat seine Sammlung mit vielen neuen Bildern bereichert. Die Karlsruher Zeitung enthält über diese Sammlung einen Aufsatz, der offenbar mit bitterer Ironie gewürzt ist. Man muß gerecht seyn; der Metzler'sche Salon hat eine Menge werthvoller Gemälde, zwar nicht von den ersten Meistern, aber doch von denen des zweiten und dritten Ranges. Hr. v. Metzler ist Kaufmann; er kauft und verkauft Bilder,

allein die sinnige Art, wie er seinen Laden geordnet hat, und wodurch die Kunstfreunde Gelegenheit erhalten, das Einzelne mit Muße und Bequemlichkeit betrachten zu können, verdient ihm den Dank des Publikums. Auch ist es erfreulich, daß manche Fremde, statt ihr überflüssiges Geld auf unwürdige Weise zu verschleudern, Kunstsachen kaufen. — Unser Theater, unter der umsichtigen Führung des Hrn. Schmidt, gedeiht erfreulich. Er hat für die Oper, die auch, wie gewöhnlich, am meisten besucht wird, schöne Stimmen und einen gehörig besetzten Chor; im recitirenden Schauspiel besitzt er in Fräul. v. Seele, einer Tochter des verstorbenen wackern Stuttgarter Hofmalers, und in Hrn. Peters aus Darmstadt ein Künstlerpaar, welches besonders im hohen Tragischen ausgezeichnet ist und die Vorliebe aller Theaterfreunde gewonnen hat. — Die besonders an kostbaren englischen Werken reiche Bibliothek des dahier verstorbenen Oberpostdirectors von Fahnenberg wird nun wahrscheinlich nach Frankfurt wandern, um dort versteigert zu werden.

Camp, im Herzogthum Nassau, 25. Juli.

Wie nach der Morgenröthe die Sonne im jugendlichen Glanze hervortritt, Leben und Lust in alle Adern der Natur strömend, so erscheint jetzt, nach elfmonatlicher Regierung des Landes der durchlauchtigste Herzog von Nassau, Adolph I., im Jugendglanze der Herrschertugenden, treue Liebe und freudiges Vertrauen den Herzen seiner Unterthanen einflößend. Durchdrungen von derartigen Gefühlen, versammelten sich gestern die höhern Angestellten (worunter fast sämmtliche Geistlichen der beiden christlichen Confessionen) und andere Honoratioren des Amts Braubach bei dem Gasthalter Hrn. Anton Douqué in Niederlahnstein, den Geburtstag ihres Regenten dort zu feiern. Zur Erreichung des bestimmten Ortes hielten für die Meisten decorirte Kähne an Braubach bereit. Dieselben waren eben bestiegen und den Rhein hinaus gefahren, als auf ein gegebenes Zeichen die Kanonen der Festung Marxburg blitzten. Ihr Donner machte Berge bereit, die Feier weithin zu verkünden. Kaum hatten diese geschwiegen, da hohen Menschenzungen an. Es ertönten passende Lieder in den Kähnen, zahlreiche Zuschauer auf den Ufern stimmten mit ein. Gelandet bei der Mündung der Lahn in den Rhein, empfingen die Fahrenden Begrüßung von den übrigen Festfeiernden, die schon früher auf anderen Wegen dahin gekommen. Alle im fröhlichen Zuge, im Angesichte lautjubelnder Menschenreihen und unter Böllen kleinen, auf beiden Lahnufern befindlichen Geschützes, schritten nun an die Stätte der Bestimmung. Dieselbe prangte von Blumen und anderen Gewächsen, so wie von einer den Gasthalter ehrenden Mittagstafel, Alles würdig des Festes. Während des Mahles brachte die Gesellschaft (Hr. Justizrath Forst von Braubach an der Spitze) Sr. Durchlaucht freudbegeistert einen dreifachen Toast aus, dessen Pausen Musik und Geschützdonner füllten. Letzterer wiederholte sich oft bis spät in die Nacht. Die ganze Feier, vom heitersten Wetter verherrlicht, wurde mit einem Balle beschlossen.

Mannichfaltigkeiten.

(Wiesbaden.) Den seit längerer Zeit rühmlich bekannten hiesigen Gasthöfen ersten Rangs, als den vier Jahreszeiten, dem Adler u. a., hat sich ein neuer, der Hof von Holland, angeschlossen, welcher den genannten an Reichheit und Eleganz der Ausstattung und an guter Bedienung nicht nachsteht. Der Besitzer desselben, Hr. Baumann, hat dies Etablissement mit großen Kostenaufwand in's Leben gerufen und ist bereits von vielen angesehenen und hohen Reisenden mit freundlichem Zuspruch beehrt worden. Am 23. d. M. beehrte Se. k. Hoh. der Prinz Karl von Preußen, unter dem Namen eines Grafen v. Hohenstein reisend, den Hof von Holland und empfing bald darauf einen mehrstündigen Besuch von Sr. Durchl. dem Herzoge von Nassau. Die Lage dieses Hotels in der Nähe des Bahnhofes macht es dem reisenden Publikum besonders empfehlenswerth.

In Berlin sind »Gutenbergbilder« erschienen, die J. C. E. Billig gedichtet, gesetzt und gedruckt hat.

Zur Aufnahme nicht geeignet sind: Die Romanzen von A. F. St. und die Gedichte und Räthsel von W..lw.b.r.

Frankfurt, im Juli 1840.

Die Dr. Senckenbergische Stiftungsadministration setzte dieser Tage, nach Ablauf von abermals drei Jahren, durch eine Druckschrift ein verehrliches Publikum von dem Fortgang und Anwachs der Dr. Senckenbergischen Stiftung in den Jahren 1837, 1838 und 1839 in Kenntniß. Es heißt Eingangs derselben: »Alle Anstalten befinden sich fortwährend in blühendem und ihrem Zweck entsprechendem Zustande. Hr. Dr. Mappes setzte seine Vorlesungen über Anatomie regelmäßig fort und leitete die Seecirübungen zur Ausbildung junger Aerzte und Chirurgen. Hr. Dr. Fresenius verband mit seinen botanischen Vorlesungen fleißig Excursionen. Der botanische Garten erfreute sich unter der Besorgung des Stiftsbotanikers, Hrn. Ohler, eines blühenden, wohlgeordneten, für seine Größe reichen Zustandes. Hr. Stadtaccoucheur Dr. Kretzschmar hielt unausgesetzt Vorlesungen über Naturgeschichte. Hr. Dr. Böttger hielt regelmäßig in Sommer- und Wintercursen Vorlesungen über Physik und Chemie. Außerdem hielt er wöchentlich eine Vorlesung für die Mitglieder des physicalischen Vereines, worin die neuesten Fortschritte und Entdeckungen der Physik und Chemie vorgetragen und erörtert wurden. Außerdem setzte der geographische Verein durch verschiedene seiner Mitglieder seine wissenschaftlichen Vorträge über Geographie nach gewohnter Weise fort. Endlich ertheilte Hr. Dr. Fabricius den jungen Leuten, die sich der Chirurgie widmen wollen, als Privatdocent Unterricht in den ersten und nöthigsten Kenntnissen der Chirurgie. In neuester Zeit (Sommer 1840) hat Hr. Dr. Kloß jun. Vorlesungen über menschliche Physiologie eröffnet. Außer diesen theils regelmäßigen, theils fortgesetzten, theils neu hinzugekommenen Vorlesungen hat sich in den letztverflossenen Jahren ein erfreuliches Ereigniß vorbereitet, das, nachdem alle Hindernisse beseitiget, alle Vorarbeiten beendiget sind, nunmehr (mit dem 6. Juli 1840) ins Leben treten wird, hier aber bereits erwähnt werden muß, da alle Vorarbeiten den Jahren 1838 und 1839 angehören. Dieses erfreuliche Ereigniß ist die Eröffnung des gemeinschaftlichen Bücherschatzes der Dr. Senckenbergischen Stiftung, der naturforschenden Gesellschaft und des physicalischen Vereines. Obgleich Vorsorge getroffen ist, daß überall nach den einzelnen Statuten verfahren und jedes Eigenthum als Privateigenthum erhalten werde, so sind diese Einrichtungen doch so veranstaltet, daß die vereinte Bibliothek regelmäßig mehrmals in der Woche geöffnet wird, daß ein Lesezimmer bereit gehalten und alle Bücher, über welche die Statuten nichts Anderes besagen, auch zum Privatgebrauch an die Mitglieder zur Benutzung in eigner Wohnung verabfolgt werden. Möge dieser gleichsam neuaufblühende Zweig der Senckenbergischen Institute unserer Vaterstadt und der Wissenschaft recht viel glänzende Früchte bringen.«

Theater-Anzeige.

Montag, 27. Juli. Zum Vortheil der Pensions-Anstalt (neu einstudirt): Stille Wasser sind tief, Lustspiel in 4 Abth., nach dem Englischen von Schröder. Zum Besten der Pensionsanstalt hat Hr. Emil Devrient die Rolle des Baron Wiburg aus Gefälligkeit übernommen. Abonnement suspendu.

Bei günstiger Witterung bleibt wegen dem Feste des Liederkranzes auf der Mainlust Dienstag den 28. Juli das Theater geschlossen und die 54te Abonnements-Vorstellung findet Mittwoch den 29. Juli statt. Sollte ungünstiges Wetter eintreten, so wird die Vorstellung für Dienstag den 28. Juli durch den Anschlagzettel bekannt gemacht werden.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 210. Dienstag, den 28. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

Zweite Abtheilung.

VIII.

In Franken und der Wetterau hatte sich bereits schon seit längerer Zeit gegen Unglimpf und Gewalt der Mächtigen ein Bund der Städte gebildet; alsbald schlossen die Reichsstädte am Rhein, in Baiern und Würtemberg sich an, und selbst einige Kantone der Schweiz traten dem Bunde bei. Von Tag zu Tag vergrößerte sich der drohende Koloß, vom Kaiser Wenzel als Gegenmacht der Gewaltigen und Großen bestätigt und bevorschubt.

Aber auch die Fürsten und Herren thaten sich im engern Bunde zusammen, und standen den Städten kampfgerüstet gegenüber. Da brach endlich im Jahre 1388 das längst glimmende Kriegsfeuer in Oberdeutschland los, sich herabziehend von der Gränze der bairischen und schwäbischen Lande nach den fruchtbaren Gefilden der Wetterau. Die Städte aber zogen den Kürzern. Bei Döffingen wurden von den baierischen und würtembergischen Herren die schwäbischen und bei Worms die rheinischen vom Pfalzgrafen Ruprecht mit großem Verluste aus dem Feld geschlagen.

So war nun auch für Frankfurt der verhängnißvolle Frühling 1389 angebrochen. Flüchtige Söldner der Städte, welche den Schlachten bei Döffingen und Worms entronnen waren, schwärmten allenthalben umher und trieben Straßenräuberei, oder suchten Dienste in Frankfurt, allwo sie auch willig aufgenommen wurden. Diese Kriegsknechte säumten nun nicht, die Bürger aufzureizen zur Rache und Vergeltung ihrer Schmach, und fanden leider williges Gehör. Die Stadt rüstete sich gegen die gemeinsamen Feinde. Dem am Taunus wohnenden Raubadel, insonderheit den Herren von Kronenberg, sollte es am ehesten gelten.

Um diese Zeit war es, als im nahen, halbaelichteten Dickicht, welches sich längs der Heerstraße von Darmstadt nach Frankfurt hinzog, zwei Männer behaglich auf dem Rasen sich gelagert hatten, ein eifriges Gespräch unterhaltend. In kurzer Entfernung von ihnen hielt ein kleiner, wildaussehender Reitertrupp.

„Hätte ich doch nimmer geglaubt, Dich verwünschten Kehlabschneider wieder zu schauen, als wir uns vor zehn Jahren so schleunigst trennen mußten, um den Spürnasen der verdammten Rathsknechte zu entrinnen," ließ sich der eine, ein langer hagerer Mann, vernehmen, indem er mit den langen magern weißen Fingern der Linken auf dem neben ihm liegenden Barett trommelte, und mit der Rechten langsam über den Kahlkopf hin und her strich. „Du hast Dich aber wenig verändert," fuhr er fort; „Deine schwarzen Borsten sind um ein Weniges grau geworden, aber Dein Gesicht ist noch immer die alte diabolische Larve, die weder jünger, noch älter wird."

„Ich danke Euch schönstens für die Schmeichelei, Herr Hainth," erwiederte der Einäugige mit etwelcher Empfindlichkeit. „Euch finde ich freilich gar sehr verändert. Ihr habt indessen eine tüchtige Glatze bekommen, und vergebens habt Ihr Euch ein schiefes Maul angewöhnt, die weiten schwarzen Lücken Eurer Zahnreihen zu verbergen; Euer bleiches Gesicht ist erbarau geworden, und nur die Habichtsnase ragt noch keck und lüstern und höhnisch zwischen den blaugeränderten Augen hervor, und läßt mich in Euch den alten Kundmann erkennen. Aber sagt mir, wie habt Ihr Euch indessen durchgeschlagen?" fuhr das Einauge fort, wieder in seinen gewohnten infernalischen Gleichmuth fallend. „Ich glaubte, die Frankfurter hätten Euch längst unter einem Dreibein aufgeknüpft, und Euer klapperndes Gerippe diene nur noch den Vorüberziehenden als Windfahne."

„Du bist doch immer noch der alte plumpe Flegel, Ralph, und ein Mann wie ich hat viel Geduld vonnöthen, wenn er mit solch dickhäutigem Thier fertig werden will. Während Du armseliger Buschklepper Dich überall umher treiben mußtest, flüchtig und unstät, und höchstens ein paar Dutzend arme Teufel, die Deinem Messer nicht entrinnen konnten, dem Fegefeuer geliefert hast, und nun meinst, Du seyst ein tüchtiger Kerl, hatte ich nur Großes im Sinn, meine Rache. Mir genügte nicht, ein paar elende Menschenleben zu vertilgen; ein ganzes Geschlecht, eine ganze Stadt soll meiner Rache bluten."

„Oho, es muß windig um Euch steh'n, daß Ihr also zu prahlen anfangt. Seyd Ihr doch nur ein armseliger Federfuchser, der Papier und Pergament zu kratzen versteht, der sich aber nicht zu rühren getraut, wenn ihn der erste beste Troßbube durchwalkt. Und nun wollt Ihr eine ganze Stadt — hm! hm! wäre ich ein Pfaffe und thäte sich's für mich schicken, ich würde Euch mit Salbung zurufen: die Liederlichkeit, die Eure Wangen grau bemalt hat, ist auch mit Euerm Verstand zum Teufel gelaufen."

„Du hältst mich für blödsinnig, weil ich nur das knarrende Schreibrohr und weder Streitkolben noch Schwert führe, und mich solcher Dinge vermesse? Höre, ich will Deinem Affenwitz zu Hülfe kommen und Dir das erklären. Während Du vor zehn Jahren vor dem Oberstrichter und seinen Gesellen schimpflich Reißaus nahmst, ging ich nach Kronenberg zu Pater Martin, meinem alten Lehrer und Freund, und setzte mich so meinen Feinden dicht vor die Nase, daß sie schier grün und gelb wurden vor Aerger und mir doch nichts anhaben konnten. Nachmals kamen die Herren von Kronenberg in der Kirche Bann, und Pater Martin zog von dannen. Ich aber blieb, und meine kratzende Feder, die Du also verachtest, schrieb mich zu einem unentbehrlichen Mann bei meinen neuen Schutzherren, da Niemand auf Burg und Gebiet, außer mir, weder schreiben noch lesen konnte. Da entspann sich der Zwiespalt zwischen den Städten und Fürsten und ritterlichen Herren. Und die von Kronenberg, welche längst einen Span auf die Stadt hatten, gaben meinen Rathschlägen Gehör, und unsere Burg ward durch mich der Mittelpunkt der umherwohnenden Glieder des Bundes. Ich sandte Kundschafter in die Stadt, die uns nicht allein Kunde von dem brachten, was die von Frankfurt sannen, sondern auch was innerhalb den oberdeutschen und rheinischen Städten vorging, was wir denn Alles getreulich den Herren des Schwabenlandes und Baierns mittheilten. Die Niederlagen der Städte bei Döffingen und Worms sind Zeugen, daß unsere Mühe nicht fruchtlos war. Siehst Du, so war ich durch meine Feder allgewaltig, und schrieb dann endlich auch das Ungewitter herauf, das nächstens über der verhaßten Reichsstadt, die mich aus ihren Mauern verbannt und einen Preis auf meinen Kopf gesetzt hat, sich verheerend entladen soll."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die gegenwärtigen Musikzustände.

(Fortsetzung.)

Und was bleibt, nachdem die Nachbarn uns so viel vorweggenommen (sogar die eingeborenen Virtuosen), was bleibt für Deutschland? Das Beste, die Musik in ihrer innersten Wahrheit. Sie ist ewig unvergänglich die Kunst des Gemüthes. „Aber die Seele allein spricht Polyhymnia aus." Wie viel Verkehrtes in neuerer Zeit sich in die schlichten, rechtlichen, sittlichen deutschen Zustände einzuschwärzen versucht hat, die Welt des Gemüths, das Heiligthum des Herzens ist doch immer noch in Ehren geblieben. Auf diesem Grundsatze ruhte die deutsche Musik stets, und auch die gegenwärtige, deren unvollkommene Zustände wir indeß nicht verkennen wollen. Deutschland hat seit seinen großen Musikheroen nur noch zwei Männer erzeugt, die sich in Europa geltend gemacht, Spohr und Weber. Doch dieser ist todt, und des Erstern schöner elegischer Stern längst über die Culmination hinaus, und sein sinkendes Licht im Nebelhorizonte kaum noch wahrzunehmen. Was wir seitdem besitzen, ist nur von mittlerer Gattung gewesen. Den Preis hat Mendelssohn-Bartholdy durch Wissenschaft, wie durch Geist und Einsicht errungen; in der Erfindung möchten ihm Andere überlegen seyn, doch eine verkehrt angewendete Erfindung verliert den größten Theil ihrer Kraft, und darin versehen es die, die sonst seine Nebenbuhler seyn könnten, nicht selten. Neben ihm nennen wir Marschner, der für die Oper am meisten gethan, Lachner, der in der Instrumentalmusik mit Erfolg gearbeitet, Reissiger, der in allen Fächern etwas leistete, Friedrich Schneider, der sich der Kirche zuwendete. In allen diesen Werken ist der Ernst der Kunst in seiner Würde aufrecht erhalten. Der deutsche Musiker will gewiß dem Publikum so gut gefallen als der französische und italienische; aber er bleibt in dem Glauben, dies nicht anders zu können, als wenn er auch dem Künstler gefällt, wenn er sich selbst genügt. Dieses ist ein ehrenwerther Hauptpunkt, wodurch sich noch gegenwärtig die deutsche Musik von der ausländischen unterscheidet. Allerdings führt dieses Bestreben auch Nachtheile mit sich; es ist eine gewisse pedantische Unbehülflichkeit, oder ein Ueberladen mit dem zunächst wissenschaftlichen Theil der Musik, dem harmonischen, unzertrennlich davon. Doch sind sie nicht von der Bedeutung, daß man deßwegen den Grundsatz aufzugeben hätte, wie dies Meyer-Beer gethan, der anfangs Italiener, dann Franzose zu seyn gesucht hat und so endlich zwar Erfolge, einen Namen, aber eigentlich gar kein Vaterland und keine irgend nationelle Kunst hat. In der Oper ist in Deutschland wenig Gutes geliefert worden, doch nichts, was entschieden auf eine falsche Bahn führte, ein ernstes Bestreben hat stets vorgewaltet. Es ist nur schlimm, daß man, um mit Erfolg ernst zu sprechen oder zu dichten, auch wirklich Tiefes und Schönes schaffen muß; sonst hat der flüchtig flache Conversationston immer den Vorrang vor dem feierlichen Redner. Wollten wir aber deßhalb jeden Versuch des Ernstes aus der Kunst verbannen? So wenig wie den der frischen Komik, die wir überall, wenn sie nur gesund ist, gern sehen. Lortzing in Leipzig ist der Einzige, der in neuerer Zeit darin glücklich gewesen ist. Die Kirchenmusik, die überall abwelkt, hat in Deutschland frischere Wurzeln getrieben, vorzüglich durch die Musikfeste. Bernhard Klein, der zu früh verstarb, hätte ihr Hauptpfeiler werden können. Mendelssohn-Bartholdy, dem die Oper mehr zugewiesen scheint, von der er sich aber abwendet, hat in seinem Oratorium „Paulus" bis jetzt das Hauptresultat seines Lebens, und ein sehr würdiges niedergelegt. Friedrich Schneider hat vielleicht nur zu viel leisten wollen, und ist daher nicht so condensirt geblieben, wie es möglich gewesen wäre. Aber eine solche Anzahl Oratorien, wie er geschrieben, bleibt immer schon ein ansehnliches Ehrendenkmal, wenn auch nicht alle Steine desselben Marmor sind. Auch Karl Löwe hat an der deutschen Kirchenmusik oder Musikkirche neuerdings fleißig und oft recht lobenswerth mitgebaut, wenn gleich sein Styl mehr nach Palast- und Theaterbau als dom- und münsterhaft aussieht. In der Instrumentalmusik haben die Deutschen von jeher die erste Stelle eingenommen. Die Natur der Instrumentalmusik bringt es mit sich, daß sich ihr der Deutsche am eifrigsten und getreuesten widmen muß, ihr, die aus Frankreich und Italien so gut wie verbannt ist. Die Symphonie ist gleichsam ein Erbpachtsgut der Deutschen geworden. Selbst Cherubini hat nur Einen vergeblichen Versuch gemacht, damit in die Schranken zu treten. Die Symphonie ist das Werk, womit der deutsche Musiker sich für die Unbill im Leben, die ihm durch die Kunst wird, entschädigt. Er hungert und schreibt eine Symphonie; kein Verleger druckt sie, kein Käufer streckt die Hand darnach aus; in den glücklichsten Fällen, wenn er es nämlich zu einer öffentlichen Aufführung bringt, sind sechs, acht Händepaare, die sich mehr mitleidig als begeistert regen, die ganze Ausbeute, die er von zwei, drei Monaten angestrengter Arbeit gewinnt. Aber er

schreibt doch wieder eine Symphonie! Denn er war doch drei Monate glückselig, während der Arbeit, er fühlte sich doch stolz, sich auf einem Eckchen des Fußschemels an Mozart's, Haydn's und Beethoven's Thron niedersetzen zu dürfen! Wie viel wirklich Gutes, Ehrenwerthes geht hier, bei der Masse der Concurrenzen, wie in Folge der Unmöglichkeit, es zur Aufführung zu bringen, zu Grunde! Jeder deutsche Musiker von einigem Belang schreibt jetzt Symphonien, und wahrlich ist Das, was darunter am berühmtesten geworden, vielleicht nicht viel besser, als manches ganz unbekannt Gebliebene. Doch nicht nur für das volle Orchester, sondern auch für die feinere Gattung der Kammermusik bleibt des Deutschen harmonisch combinirendes Talent vorzugsweise geeignet. Für das Quartett ist Spohr ein Meister, der Onslow reich aufwiegt. Ihm stellt sich Mendelssohn-Bartholdy würdig zur Seite, der Arbeiten des 1826 verstorbenen Fesca und von Ferdinand Ries, gestorben am 13. Jan. 1838, gar nicht zu gedenken. Wie dem Franzosen die Romanze, so gehört dem Deutschen das Lied, und die Namen Curschmann, Mendelssohn-Bartholdy, Spohr, Reissiger, Löwe, Taubert, Kücken, Banck und für eine gewisse Salongattung auch Lachner und Proch haben einen weittönenden Klang, wenn gleich ihr Nachhall schwach ist gegen den hinübergegangener Meister, wie Weber, Zelter, Berger, Klein und Schubert.

(Fortsetzung folgt.)

Eidgenössisches Freischießen in Solothurn.*)

Zweiter Tag.

Beim Mittagessen folgte Toast auf Toast. Hr. Oberst Rilliet-Constant brachte der Schweizerjugend seine Wünsche dar. „Ich wünsche, daß der Schweizerboden ihr über jede andere Heimath gehe. Mag sie aus der Fremde Kenntnisse und Erfahrungen bringen, aber ich wünsche für sie, daß sie an der Grenze alle die fremden Sitten und Gebräuche zurücklasse. Ich fürchte nicht die Bajonnette der Feinde; was ich fürchte, das sind die Sitten und Gebräuche der Fremden." Allgemeines Bravo- und Beifallrufen. — Hr. Advokat Breni hatte letzte Nacht wieder Visionen; „diesmal habe ihm die Schweizerfahne aufgetragen, es allen zu sagen, daß Basel eines ihrer liebsten Kinder sey." — Abends kamen die Schützen von Aargau, eine große schöne Schaar mit vielen Fahnen. Hr. Staatskassier begrüßt: „Es sind die Panner der Schützengesellschaften von Aarau, Bremgarten, Baden, Mellingen, Rothrist, Zofingen, Wohlen, Brugg, Rheinfelden, Laufenburg, Reinach, Aarburg, Lenzburg, Oberehrendingen und Zurzach, welche, vereint mit dem Panner der Kantonal-Schützengesellschaft, zum Feste kommen. Wer wollte wohl größeres Interesse haben, als eben der Aargau, die Wiege des Vereins! Das zarte Saatkorn, das vor 16 Jahren gepflanzt wurde, es ist emporgewachsen zum herrlichen Baume, und an seinen Blüthen und Früchten erfreut sich jedes Eidgenossen Herz." — Hr. Schmid begrüßte die Aargauer als die Gründer und Stifter des eidgenössischen Schützenvereins. Freudig überraschend sey sein schnelles Aufblühen; aber nothwendig dazu zwei Dinge, ein freies Volk und Fernehalten jeglicher Tagespolitik. Inzwischen Abgehen und Ankunft einer Menge anderer Gesellschaften, so daß bis den 15. Juli Abends 101 Fahnen auf der Fahnenburg sich eingefunden. — Eine Erscheinung neuer Art war das Auftreten von Uri und Unterwalden. In allen Reden sprach sich die ächt eidgenössische Gesinnung aus, daß das Vaterland vor Allem gehe, daß es nur eine Fahne für die Schweiz gebe. Dabei war eine gewisse Beklommenheit bemerkbar, als ob die kleinen Kantone nicht jenes Zutrauens in der Schweiz genössen, das der Eintracht so nothwendig sey. „Habt Geduld," sagte Hr. Niederberger, ein Geistlicher von Unterwallis, „habt Geduld mit euerer alten Mutter, wenn sie jungen Sprüngen nicht nachhüpfen kann. Sie kommt langsam, aber doch nach." — Hr. Amtschreiber Altermatt verwies in feierlichem Tone den Bundesbrüdern den Zweifel an das Zutrauen ihrer schweizerischen Mitbürger. „So lange eine Schweiz besteht, werde man nie vergessen der Wiege jener Helden, die für die Eidgenossenschaft gekämpft und geblutet." — Der Empfang der Schützen von Interlaken hatte etwas recht oberländisch Gemüthliches. „So wie", sprach Hr. Michel von Interlaken unter Anderm, „unsere Gletscher und Eisberge kalt sind, so warm schlägt das Herz des Berner-Oberländers für schweizerische Freiheit und Unabhängigkeit und Tausende werden sich um dieses Panner versammeln, wenn das Vaterland in Gefahr kommt, und ih Losungswort ist: Freiheit oder Tod!" — Die Toaste beim heutigen Mittagessen waren in versöhnendem Sinne. Dem Vaterlande wurde manches Hoch gebracht. Hr. RR. Waller aus Aarau: „Basel hat gestern seinen Ehrentag gefeiert; es hat den Marschallstab des Friedens nach Solothurn gebracht. Möchte dieser Zauberstab in der ganzen Eidgenossenschaft herum wandern, nach Zürich, dem Aargau, nach Schwyz." — Abends 6 Uhr kamen die Luzerner, eine gewaltige Schaar mit vielen Fahnen und der Luzerner Stadtmusik an der Spitze; sie brachten einen fröhlichen Sinn mit; das war ein Jubeln und Singen und Reden in der Speisehütte!

Heute, den 16., Morgens um 9 Uhr, rückten mit 4 Fahnen, jede mit ihrem Redner, die Zürcher ein. Hr. Studer von Wipkingen machte seinem Herzen Luft. „Wir werden hier die Freundschaft in großen Zügen schmecken, denn über unsern Fluren daheim liegt trüber Nebel, dem Lichte, das bei uns schöpferisch wirkte, sind die Pforten geschlossen," aber, das giebt er zu hoffen, nicht für immer. In ähnlichem Sinne, aber schwächer, zwei andere der Redner. Der vierte aber (Hr. Hauptmann Häfeli): „wenn solche Ansichten in Solothurn Anklang fänden, so werde er seine Fahne nicht aufstecken." — Nachdem Hr. Großrath Felber hierauf in kräftig-ruhiger Sprache entgegnet: „Solothurn, wenn auch auf freiem Boden mit Ueberzeugung und Begeisterung, habe bis jetzt jeden Eidgenossen, wenn er nur der Schweizerfahne schwöre, gleichviel von welcher persönlichen Meinung, freudig begrüßt," faßte Hr. Studer seinen politischen Gegner in die Arme und sprach: Versöhnung.

(Fortsetzung folgt.)

*) In unserem politischen Journale haben wir bereits den Anfang dieses schweizerischen Nationalfestes mitgetheilt. Hier folgt eine weitere Blumenlese aus dem in Solothurn erschienenen »Bülletin.«

Korrespondenz.

Mainz, 24. Juli.

Seit einiger Zeit macht sich ein, nicht allein den Mainzern, sondern auch allen von Wiesbaden an Sonn- und Feiertagen mit der Eisenbahn fahrenden Fremden höchst unangenehmer Uebelstand bemerkbar, der, weil er sich öfters wiederholte, nicht zufällig zu seyn scheint. Besonders wurden aber die Klagen der Reisenden am verflossenen Sonntag laut. Mehrere tausend Personen waren im Laufe des Tages mit verschiedenen Eisenbahnzügen in den benachbarten Badeort und dessen Umgegend geeilt und hatten größtentheils ihre Rückkehr auf das letzte Convoi verschoben. Daß unter einer solchen Menge der größere Theil nicht mit den bessern Wagenklassen zurückfahren wollte und konnte, war leicht einzusehen. Wie sehr mußte man aber erstaunen, als man des Abends spät zwar viele Wagen der genannten Klassen, aber nur sehr wenige der vierten anlangen sah, so daß also viele Personen, nachdem sie stundenlang geharrt, vergebens Billette für jene Klasse verlangt (denn die für jene wenigen Wagen waren schnell vergriffen), mit der weitern Austheilung aber auf die Ankunft des Wagenzuges vertröstet, und als diese erfolgt, zurückgewiesen worden waren, um nur befördert zu werden, sich gezwungen sahen, von den theuereren Wagen Gebrauch zu machen. Andere, deren Börsen die Wiesbadener Luft nicht zuträglich gewesen zu seyn schien, mußten, um nur in der eigenen Wohnung zu ruhen, die freilich weit langsameren und ziemlich müden, von der Natur gegebenen Beförderungsmittel in Bewegung setzen. Wir enthalten uns jeder weiteren Bemerkung, die übrigens jeder Leser selbst leicht machen kann und wird, und erinnern nur an die schönen Früchte, welche einer Dampfschifffahrtsgesellschaft auf dem Rhein durch ein bei weitem nicht so rücksichtsloses Verfahren entrissen und dem Publikum zugebracht wurden.

Frankfurter Theater.

Wir hatten vor einer Reihe von Jahren eine sogenannte Glanzperiode unserer Oper, zur Zeit der Dobler, Marrder, Schmezer, Lampmann, Gned und Fischer-Achten. Wurden wohl auch damals, wie immer in der Welt, von Einzelnen Klagen vernommen, so war man doch im Ganzen zufrieden. Seit jener Periode war unsere Oper mancherlei Stürmen und Wechseln unterworfen; es gingen und kamen Sänger und Sängerinnen aller Art, vielerlei Restaurationsversuche wurden gemacht, aber das ersehnte Ziel erreichte man nicht. Das Frankfurter Publikum ist schwer zu befriedigen. Man hat Alles, was es Großes und Bedeutendes in der Kunst gibt, entweder hier oder in Paris, Wien und London gehört und dadurch viel zu verlangen gelernt. Der großen Gesangskünstler gibt es nur wenige und selbst die guten sind selten. Woher nun jene und woher selbst diese nehmen und woher die Summen, um sie an unsere Bühne zu fesseln? Die Direction thut gewiß das Ihrige und es liegt solches in ihrem Interesse; denn ist das Publikum unzufrieden, so leidet sie am meisten dabei. Die neuesten Bemühungen derselben haben erfreuliche Resultate gebracht. Wenn wir mit Billigkeit urtheilen wollen, so dürfen wir mit dem gegenwärtigen Opernpersonal zufrieden seyn und die Namen Dettmer, Pischek, Wiegand, Chrudimsky, Gransfeld, Kratky und Capitain sind als rühmliche, wenn auch nicht gerade als Sterne erster Größe zu nennen, und daß mit solchen Kräften Achtbares geleistet werden kann, haben manche der jüngsten Opernaufführungen bewiesen. Der Acquisition einer remarquablen Primadonna sehen wir entgegen. Die Theaterfreunde fangen an, sich wieder beifällig zu äußern, und wir gehen erfreulicheren Bühnentagen und hoffentlich auch einem genügenderen Repertoir entgegen. Die Bemühungen der Directoren anerkennend, wollen wir solchen freundlich entgegen kommen. Ein wechselseitiges, auf Billigkeit der Ansprüche gestütztes Verhältniß wird sicherlich günstige Resultate zur Folge haben.

W.

Mannichfaltigkeiten.

(Speyer, 23. Juli.) Die Musikvereine von Mannheim, Speyer und Heidelberg sind in mehrfacher nützlicher Beziehung sich näher gekommen und haben sich auch zu jeweiligen Preisausschreiben verbunden. Vorerst haben sie kürzlich einen Preis von 20 Ducaten für ein Trio für Clavier, Violin und Cello ausgeschrieben, worüber die Julinummern des Wiener allgemeinen musikal. Anzeigers und die Leipziger allgemeine musikal. Zeitung das Nähere enthalten. Möchten sich solchem schönen und nützlichen Streben, für die Musik wirksam zu seyn, noch mehrere Vereine anschließen.

(Waisingen, O. A. Horb, 14. Juli.) Ein gräßliches Unglück hat sich gestern dahier ereignet. Die Ehefrau des Dorfschützen Kränzle dahier ließ ihr achtjähriges Kind allein zu Hause, um ihren Teig in die Backküche zu tragen. Das Kind gerieth an das Feuer auf dem Herde in der Küche, und als nach kaum einer viertelstündigen Entfernung vom Hause die Mutter zurückkam, lag dasselbe verbrannt, gebraten darf man sagen, auf dem Boden der Küche, und alle ärztliche Mühe, noch Leben aufzufinden, war vergeblich. Unsäglich ist der Jammer der trostlosen Mutter.

Aus London wird gemeldet: Eines der interessantesten Konzerte der Season gab Benedict; man hörte da Liszt, Ole Bull, Döhler, Rubini, Tamburini, Lablache, die Grisi, Persiani, Caradori Allan, Dorus Gras, Stockhausen — lauter Künstler ersten Ranges.

Paganini's letzter Gedanke soll ein musikalischer gewesen seyn, mindestens hat Herz, der bekannte Claviercomponist, unter diesem Titel eine Composition herausgegeben, die höchst originell und der Aufmerksamkeit der Dilettanten wohl würdig ist. Paganini's nicht geschmeicheltes Porträt steht auf dem Titel.

Lamartine soll mit einem Drama, »Toussaint Louverture«, für das Theatre français beschäftigt seyn und darin seine Gedanken über die Abschaffung der Negersclaverei niederlegen wollen. Lamartine gehört dem französischen Vereine wider diese Gräuel an, und hat sich hier oft durch seinen menschenfreundlichen Eifer bemerklich gemacht.

(Berlin.) Am 6. Juli kam das Trauerspiel »Judith«, von Hebbel, im königlichen Theater zur Aufführung. In ihm darf das Werk eines ursprünglichen und begabten Dichtergeistes begrüßt werden; Anlage der Tragödie, Behandlung der einfachen Erzählung der Bibel und Ausführung der Charaktere sind höchst gelungen; die Heldin namentlich, die begeisterte Retterin ihres Volkes, ist eine wahrhaft poetische Gestalt. Mad. Crelinger gab sie ganz, wie sie der Dichter gezeichnet hat; ihr würdig gegenüber stand Grua als Holofernes.

Zur Beleuchtung Londons und seiner Vorstädte gibt es gegenwärtig 18 öffentliche Gasbereitungsanstalten und 12 Gesellschaften. Die Anlegung der erstern mit Inbegriff alles Zubehörs an Röhren, Gasmessern rc. hat 80,000,000 Frcs. gekostet. Jährlich werden 180,000 Tonnen Kohlen verbraucht, die 400 Millionen Kubikmeter Gas geben, welches man in 134,000 Münde bei Privatleuten und in 30,000 Münde zur öffentlichen Straßenbeleuchtung ausläßt.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 28. Juli. Zampa, oder: die Marmorbraut, große romantische Oper in 3 Abtheilungen; Musik von Herold.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 211. Mittwoch, den 29. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

„Pah, wenn Ihr die Wahrheit sprecht, so soll mich's baß freuen. Ich würde gerne meine Mordfackel in den allgemeinen Brand schleudern; sie haben's um mich verdient. Aber das Gerede meldet gerade das Umgekehrte: die von Frankfurt wollen dem Adel der Nachbarschaft auf den Pelz, um den Schimpf von Döffingen und Worms abzuwaschen."

„So führen sie's im Schilde; aber sie werden in die Falle gehen," erwiederte Meußfenger. „Wenn auch Du noch den alten Groll gegen die Stadt hegest, Ralph, so wäre es an der Zeit, Rache zu nehmen nach Herzensgelust, und an reicher Beute sollte es nicht fehlen."

Als der alte Straßenräuber von Beute hörte, rückte er näher. „Laßt hören, wie wäre das zu machen?"

„Kannst Du Dich auf Deine Gesellen dort verlassen?"

„Wie auf Gevatter Beelzebub in meinem Sterbestündlein," betheuerte Ralph.

„So ist unser Handel bald geschlossen. Herr Ulrich von Kronenberg und seine Brüder schickten mich deßhalb zu Dir, als sie erfuhren, daß Du hier in der Gegend hausetest."

„So soll ich mit meinen Leuten den Kronenbergern zu Hülfe ziehen?"

„Mit nichten," lachte Meußfenger; „wir können solch heilloses Gesindel innerhalb unserer Mauern nicht brauchen. Deine Leute sollen zu denen von Frankfurt stoßen, die sie bereitwillig aufnehmen werden."

Ralph glotzte verwundert den Schreiber an.

„Gelt, das ist Dir wieder Kirchenlatein?" scherzte Meußfenger, und zog sein Gesicht in spöttische Falten.

„Erklärt Euch deutlicher."

„Vorerst sage mir, alter Schnapphahn, ob Du Dich wohl mit mir allein zu einem Handstreich in die Stadt getraust. Du weißt wohl, daß uns beide Galgen und Rad erwartet, wenn man uns entdeckt."

„Ich setze ihrem Galgen und Rad mein Schwert und meinen Dolch entgegen; laßt sehen, wer Meister bleibt. War ich doch schon in den ersten Tagen meiner Ankunft in der Stadt und trieb mich sogar in der Nähe des Altbürgers Wirhäuser und Manini's des Wechslers umher."

„Warst Du!" rief Meußfenger froh überrascht. „Und was hast Du erkundet?"

„Nun, das kleine blondhaarige Schwedendirnel, Euer ehmalig Mündel, ist eine stattliche Maid geworden. Bei'm goldnen Pantoffel, den ich der heiligen Mutter Gottes zu Venedig aus purer Ehrfurcht vom Fuße stahl! wäre ich nicht so ein alter Frauenschreck, ich selbst hätte nicht übel Lust, um das Mägdlein zu buhlen," rief Ralph in einem Anflug toller Laune.

„Du sollst sie haben, alter Strauchdieb! Ich will Treuenhändersrecht über sie üben trotz allen Teufeln," erwiederte Hainth rasch.

Der Freibeuter brach in ein so fürchterliches Lachen aus, daß entsetzt des Waldes Vögel davon flatterten und die grasenden Pferde in der Nähe scheu ausschlugen. „Nun, bei der Tugend meiner Mutter, die nie einen Mann hatte! Ihr macht mir da eine saubere Zumuthung. Wollt mich in meinen alten Tagen noch zum verliebten Pickelhäring machen und mir eine herzliebe Amrie kuppeln — oh — oh — ich ersticke. — Konnte ich's doch vor dreißig Jahren, als ich noch ein junger Kerl war, kaum acht Tage bei der schönen Lise, des Stöckers Tochter, aushalten, und Lise war doch frisch und rund und nicht spröde, und hatte mir den verdammten Käfich aufgethan, in den sie mich gesperrt hatten," schloß Ralph sein Gelächter und wischte sich die Thränen aus seinem röthlichen Auge, in seinem Leben die ersten, die sich darin verloren hatten. „Aber wenn Ihr dem Mädel durchaus einen Mann freien wollt," fuhr er in seiner tollen Laune fort, „so will ich ihr meinen und der schönen Lise Sohn zum Manne geben. Der Bube ist nahe an die dreißig und sieht seinem Vater so ähnlich wie ein Schakal dem Wolf, nur daß er aus ein paar kleinen Schweinsaugen schaut, und fast eine Hälfte des Gesichts mit einem Fleck bedeckt ist, einer Blutlake nicht unähnlich. Unser Herrgott hat ihm gleich bei seiner Geburt das Wappen seiner Ähnen aufgedrückt."

„Je häßlicher, desto besser," sagte Meußfenger, sich in satanischer Schadenfreude die Hände reibend. „Sie sollen Hochzeit machen, und das Sterbegeröchel um sie her soll ihr Brautlied seyn und die Flammen der Stadt ihre Hochzeitsfackel. Und sahst Du nicht Olav, ihren Bruder, den der Lombarde nach Italien geschickt hat, den Studien obzuliegen? Ist er noch nicht zurück? Der Bube hat uns einst verrathen, drum will ich dies schwedische Geschmeiß verderben, so wahr ich der ehrliche Sohn meiner Mutter bin!"

„Noch ist der Schwedenbube nicht zurück," erwiederte Ralph;

„doch Euer altes Lieb sah ich, Frau Guda; sie ist immer noch schön genug, einen Liebhaber Eures Gepräges toll zu machen."

Hainth verzog sein Gesicht wie ein Wahnsinniglachender. „Ich weiß — ich weiß!" murmelte er dumpf vor sich hin. „Noch konnte ich die Wurzel dieser ewigen Jugend nicht zermagen, aber bald — bald."

„Und doch hat sie manches Harte erfahren, wie mir der Schenkwirth Bastel Zipf, unser alter guter Freund, erzählte," warf Ralph gleichgültig hin; „zwei Söhne sind ihr schnell hintereinander gestorben. Das dritte Söhnlein ist überblieben."

„Und auch das soll bald folgen," erwiederte Hainth mit dem Ausdruck grimmigen Hohns. „Die ganze Familie will ich ausrotten, und der Lombarde und die schwedischen Waisen — sie alle sollen sterben. Und der Erbe ihrer Schätze sollst Du seyn, Ralph, und Dein Sohn; nichts verlange ich für mich, ich will nur Rache — ihr Blut."

Ein mißgestalteter Kerl, welcher sich sogleich an dem scheußlichen Flecken im Gesicht als den Sohn Ralphs kenntlich machte, kam eilig herbei gelaufen und unterbrach das Gespräch der beiden Böswichte. „Da traben zwei auf der Heerstraße daher und scheinen gen Frankfurt zu wollen, ein Mann und ein Weib, wie uns in der Ferne däuchte," grunzte die Mißgestalt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die gegenwärtigen Musikzustände.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Deutsche überträgt seine Instrumentalmusik auch auf die Virtuosität; fast er allein schreibt noch wirkliche Instrumentalstücke für seine Virtuosen, z. B. für's Pianoforte. Die Virtuosität ist bei dem Deutschen, wie seine Composition, hauptsächlich musikalisch, d. h. der deutsche Virtuos gibt weniger auf die superfeinste, glänzendste technische Vollendung, als darauf, daß seine Kunst im Allgemeinen der Musik diene. Erst in neuester Zeit haben die Clavierspieler, weil sie Alle Paris im Auge haben, einen andern Weg eingeschlagen. Thalberg, Henselt, Dreyschock, dessen Ruf ihn aber überschätzt, und Andere haben, jeder in anderer Weise, sich eine bestimmte mechanische Richtung gewählt, während Spieler, wie Mendelssohn-Bartholdy, Taubert und Andere, noch bei dem bessern Prinzip verharren, weniger specielle Künstlichkeiten zu besiegen, als in den Geist aller Meister einzudringen. Auch dieses zeugt für den Deutschen, daß er im Clavierspiele so ausgezeichnet ist, als in demjenigen Instrumente, welches durch die harmonischen Combinationen, deren es fähig ist, das Orchester ersetzt, mithin immer für sich ein Ganzes liefert. Auf gleiche Weise verhält es sich mit dem Violinspiel des Deutschen, das seine größte Vollendung jetzt wohl in Karl Müller aus Braunschweig findet. Es widmet sich der wahrhaften Kunst. Haydn's, Mozart's, Beethovens Quartette, dessen großes Violinconcert und concertirende Sonaten sind ihm wichtigere Aufgaben, als ein Concert von Beriot und eine Etude von Paganini. Es mögen daher Spieler wie Beriot, Prume und Andere für einige Zeit den Sieg davon tragen, aber nicht für die Dauer ihres Wirkens. So ist es auch mit dem deutschen Gesang. Er widmet sich der Sache, der Charakteristik; zu dem süßen und lieblichen Spiel mit Läufern und Trillern, das der Italiener so meisterhaft versteht und dadurch die Welt des Glanzes und der Eleganz, der der Deutsche immer mehr oder weniger fremd bleiben wird, entzückt, mag er sich kaum bequemen. Doch in jener Weise hatten und haben wir große Sängerinnen. Die Schechner ist unerreicht geblieben, die Sontag vereinigte Beides, die Schröder-Devrient hat durch deutsche Gesangskunst London und Paris in Enthusiasmus versetzt. Ebenso waren Bader, Devrient, Wild, Dobler und Andere zu ihrer Zeit wirkliche Meistersänger. Doch jetzt ist freilich eine Zeit der Ebbe im Gesangsschatze, die nur eine äußerst geringe Ausbeute gibt. Der ausgezeichnetste, heroische Sänger in deutscher Weise dürfte jetzt Tichatschek in Dresden seyn, der, welcher seine Kunst am feinsten ausgebildet, Martius; für den großen dramatischen Styl ist Fräulein von Faßmann, bei sichtlich schon geschwächtem Organ, eine außerordentliche Erscheinung. Fräulein Schlegel in Leipzig gibt die schönsten Hoffnungen, falls ihr Talent ihren äußern Gaben an Stimme und Gestalt nur einigermaßen entspricht. Sophie Löwe, Fräulein Lutzer und Fräulein v. Hasselt sind mit Recht berühmte Namen, wenn sie auch ihr Talent mehr italienisch als deutsch ausgebildet haben. Das wäre unser deutsches Vaterland. Wir sehen, es ist uns noch genug geblieben. Und als Verbündete schließen sich uns die stammverwandten Nationen, zumal die Holländer und Skandinavier an. Freilich was diese, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, bisher geliefert, hat sich noch kein selbstständig musikalisch-historisches Moment erworben. Achtungswürdige Namen wären indessen aus den letztern drei Ländern zu nennen, wie z. B. die Componisten Weyse, Hartmann aus Kopenhagen, und unter den Virtuosen, trotz seiner noch größern Charlatanerie als Virtuosität, Ole Bull. Der Engländer bezahlt das Beste aller Nationen, ohne einen Unterschied in gut und schlecht machen zu können; seine reichen Mittel gestatten ihm, wie bei den großen Musikfesten, wundervolle Executionen, doch aus sich selbst hat er nichts geboren.

Wir hätten nun gesehen, was wir in Europa haben; es entsteht die Frage: Was thun wir damit? Die Musik der Gegenwart ist, wie sich aus unserer Schilderung ergeben, ein wunderliches Ding, voll reizender Thorheit und Liebenswürdigkeit, voller Erhabenheit und Flachheit, voller Wunder und Trivialitäten. Doch sie ist aufs innigste mit dem ganzen Treiben und Verkehren der Welt verschmolzen; sie ist ihr eine wahre Nothwendigkeit geworden. Ja, unstreitig ist die Musik am meisten die Kunst des Tages; wie eifrig auch die Theilnahme für Malerei sey, so ist dieselbe doch mehr ein Gut der wirklichen Künstler geblieben, bei weitem nicht so in die Selbstübung des Publikums übergegangen als die Musik. Diese gehört wesentlich zur gegenwärtigen Erziehung. Musik und Französisch sind die ersten Bedingungen, die man einer Erzieherin zu stellen pflegt. Jeder, er habe Anlage oder nicht, wird fast gewaltsam zur Musik bestimmt. So ist denn die Kunst völlig in die Welt getreten, aus dem erhabenen Heiligthume heraus, in welchem sie von den Voreltern als eine göttliche gepflegt wurde. Es hat dies sein Gutes, aber auch sein Schlimmes. Denn läßt sich mit dieser allgemeinen Verbreitung eine größere Verflachung nicht vermeiden, so wird doch auch andererseits vielen Tausenden, die sonst mit ganz verschlossenem Ohr durch die Welt gingen, das Verständniß der schönsten, tröstenden, reinsten und beruhigendsten aller Künste geöffnet. Man sollte glauben, dem dafür geborenen Sinne müsse sich von selbst das Geheimniß erschließen. Al-

lein dem ist nicht völlig so, denn die Musik hat nicht ihres Gleichen in der Natur. Wir werden nicht durch diese zur höhern künstlerischen Weihe vorbereitet, wie z. B. in den bildenden und zeichnenden Künsten. In diesen läßt sich aus der Natur heraus ein Urtheilsmaßstab entwickeln. Wer Bäume, Himmel, Menschen aufmerksam betrachtet, kann sich die Fähigkeit erwerben, das Werk des Malers und des Bildhauers annähernd zu würdigen. Was die Natur darbietet, in veredelter Nachahmung zu geben, bleibt die höchste Aufgabe dieser Künste. Aehnlich ist es mit der Poesie; Geschichte und Leben sind die großen Vorwürfe ihres Wirkens, und Jedem wird in diesen beiden Vorbereitungswissenschaften unwillkürlicher, oft nur allzu strenger Unterricht. Ferner geht unsere ganze wissenschaftliche Erziehung so Hand in Hand mit der Dichtkunst, daß unter den Gebildeten höchst selten einer seyn wird, der nicht begründetes Urtheil über dichterische Werke, und eine bis zum gewissen Grade herausgearbeitete Selbstfähigkeit des Dichtens besäße. Anders ist es mit der Musik. Der Grad der Vorbereitung, den wir durch die Natur erhalten, ist kaum für einen zu achten. Die Natur hat zwar den Ton, aber in so unkünstlerischer Weise, daß sie im Geräusch erhabener ist als in jenem. Das Rollen des Donners, das Sausen des Sturmes, wodurch sie auf das Ohr wirkt, ist nur eine mechanische Macht, und das Höchste der Tonproduction, das sie uns im Gesange der Vögel darbietet, so gering, daß es eigentlich gar kein musikalisches Moment hat. Wir müssen aus der rohen Natur heraus erst einen wissenschaftlichen Sprung thun, bevor wir in das Gebiet der Musik als Kunst treten. Sie redet zu uns in einer Hieroglyphenschrift, mit der man sich erst vertraut machen muß, um nicht das Verkehrteste aus ihr herauszulesen. Dieses kann aber nur durch ganz specielle musikalische Vorbildung geschehen; die gelehrteste, tiefsinnigste anderweitige Ausbildung des Geistes bringt keinen Schritt in der musikalischen Verständniß vorwärts, weßhalb denn auch Männer, wie Hegel, auf diesem Gebiete ganz in die Irre gegangen sind; sie geben in ihren ästhetischen Aufschlüssen oder besser Muthmaßungen Räthsel, denen das Wort fehlt. Daher ist es also nicht so ganz übel, daß Jedem jetzt von Jugend auf sein Theil musikalischer Studienlast auferlegt wird, wenn auch bei Vielen niemals dadurch ein Verständniß erlangt wird. Wie bei allen Künsten, so tritt auch bei der Musik ein doppeltes Verhältniß ein, das des erhebenden innern Genusses und das des blos sinnlichen äußern. Das eine ist das Leben, das andere der Tod der Kunst. Wenn aber Oxenstierna's Wort an seinen durch Europa reisenden Sohn: „Gehe hin und sieh, mit wie wenig Weisheit die Angelegenheiten der Welt geführt werden", noch heute wahr ist, weßhalb sollte es in der Musik anders seyn? Von jeher sind zehn, hundert, vielleicht tausend Thoren auf einen Weisen gekommen; sollten wir uns verwundern, daß es in der Musik nicht besser ist? Rossini, Bellini, süßtrillernde Sängerinnen haben in der musikalischen Deputirtenkammer eine solche Majorität, daß das Votum immer für sie entscheiden wird. Doch darum soll die Opposition die Sache nicht aufgeben. Sie hat, wenn sie für das wahrhaft Schöne, Große Heilige kämpft, einen Vortheil für sich, der sie auf die Dauer doch zur Siegerin macht. Sie schöpft nämlich, wie Antäus aus seiner Mutter Erde, aus der Unvergänglichkeit dessen, wofür sie die Waffen führt, immer neue Kraft; sie bleibt ewig dieselbe, während ihre Gegnerschaft ewig wechselt. Freilich nimmt deßhalb auch ihre Arbeit nie ein Ende, aber zur Arbeit sind wir geboren, und sollen uns freuen, daß wir nie damit fertig werden. So lasse man denn immerhin ein ganzes Heer Enthusiasten die Theater von Paris und London stürmen und bei einer tragischen Abgeschmacktheit in Thränen hinschmelzen, oder einer sittenlosen Tollheit zujauchzen; die niedern trüben Wellen dieses Treibens schlagen doch zu der Höhe nicht herauf, auf der die ewigen Meister im reinen Lichtglanze thronen.

Eidgenössisches Freischießen in Solothurn.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, den 16. Bald nach den Zürchern rückten Appenzell AR., Thurgau und dann Schaffhausen ein. Beim Mittagessen brachte Hr. RR. **Curti** auf die Wiedergeburt der Schweizer durch einen neuen Bund einen Trinkspruch aus; er führte alle an dem Feste theilnehmenden Kantone der Reihe nach auf, jedem seine Wünsche an's Herz legend: „Mit ganz besonderer Rührung sah ich die Männer von Neuenburg, die nur eine heilige Sehnsucht nach vollkommener Gleichstellung mit ihren Brüdern der Kantone in so großer Anzahl herbeiführte. Einstweilen strebet dahin, eine möglichst große Anzahl Unabhängiger in den gesetzgebenden Körper zu bringen." „Und ihr Aargauer gebt in euerer Verfassung keine Unterscheidung zu zwischen den Konfessionen; fragt im Staatsleben die Bürger nicht: wessen Glaubens bist du? Duldet keine konfessionelle Trennung keiner Sorte! Oeffnet dem Priesterregiment keine Thüre, sonst bricht es sich bald ein Thor. O schlagt euch, euerm innersten Staatsleben die Wunde nicht, an der St. Gallen seit 1816 blutet, nehmt uns zum abschreckenden Beispiel; — o seyd einig — seyd fest, entschlossen, wenn ihr nicht wanket, siegt ihr gewiß!" „Das wieder ermuthigte, freie Zürich sey — wie Basel — zehnfach hoch willkommen in unserer Mitte! Doch — zu welchem Zwecke habe ich die erscheinenden und theilnehmenden Bruderkantone alle der Reihe nach aufgeführt? Zu keinem andern — als zum Beweise des oft ausgesprochenen — aber immer zu repetirenden Satzes: Dem Innern nach sind wir Eines, — in unsern Herzen lebt das Gefühl unserer Nationalität. — Aber unsere Herzeneinigkeit, Schweizer, ist nichts ohne äußere, öffentliche Einigkeit durch eine passende Verfassung und lebensfähige kräftige Behörden; ohne diese können wir trotz allem Nationalsinn beim ersten Sturm, wenn nicht untergehen, doch in gränzenloses Elend kommen. Der neue Bund ist darum unumgänglich nöthig. Und die Schützen sind es, die ihn fördern müssen. In den Schützen liegt die Kraft der Nation. Geht heim in euere Kantone und verbreitet in euern Kreisen die Idee. — Nun folgte Toast auf Toast. Hr. **Rilliet-Constant**: dem Wiederaufleben des militärischen Geistes der Schweizer. Hr. **Munzinger**: dem biedern hingeschiedenen General **Guiger**. Hr. Pfarrer **Kälin** aus Zürich drückte in einer Prachtrede die Gefühle aus, welche der Besuch der Denkmäler Solothurns in ihm hervorgerufen. „Droben auf dem Wengistein, sprach er, trat mit dem Geist des alten Wengi, dem Vorbilde ächter Humanität und christlicher Liebe, der Geist des sel. Stadtpfarrers Müller von Luzern zu mir hin und ließ mich euch verkünden, was er im Jahr 1825 den versammelten Eidgenossen bei Sempach verkündet hat. Lassen wir doch die Religion niemals zur Rechtfertigung, zum Vorwande des Unfriedens im

Vaterlande werden. Sie ist zu göttlich, als daß sie mißbraucht werden sollte. Liebe Jeder nach seiner Ueberzeugung, wenn er sie endlich gesucht und empfangen zu haben meint. Dulden wir einander in Liebe, so lange uns Gott im Glauben, der Trennungen erlitten hat, nicht zusammenführt. Die Liebe zeugt von der Vollkommenheit und das Vollkommene wird in der Liebe gethan." „Und der Geist des Helden Kosciusko's trat bei seinem Denkmale vor mich hin und sprach: Das Grab soll den Schweizern zur Warnung und Lehre, ein Prediger seyn. Polen sank, weil Viele der Großen nur Freiheit für sich, keine für Andere wollten. Viele sorgten für sich, Wenige für Alle. Darum, Eidgenossen aller Konfessionen und Kantone! beginnen wir am Schützenfeste die Revolution, die allein gerechte, indem wir den Moder spießbürgerlicher Selbstsucht durch das Feuer eines Gemeingeistes verzehren und ob dem Wohl der Kantone nie das Wohl des Vaterlandes aus dem Auge verlieren." Chorherr Unterfinger von Münster, ein Greis, ergraut mit seinen Ideen und Wünschen für die Einheit und Untheilbarkeit der Schweiz, sprach wie eine Stimme aus früherer Zeit, und schloß mit einem Gebete für das Anbrechen einer wahren Einheit sämmtlicher eidgenössischen Stände. — Freitags den 17. holte Aargau seine 15 Fahnen, und bald zogen auch die Luzerner fort. Augenblicke der tiefsten Rührung. Bald darauf Ankunft der vereinigten Fahnen aus dem Tessin und Wallis. Hr. Luvini erinnerte, wie die Schützen dem Land Tessin die mit Füßen getretene Freiheit wieder errungen. Hr. Moriz Barmann rief einer einigen, aus der Bundesverfassung hervorgegangenen Schweiz. — Beim Mittagessen wieder Toaste in Menge. Hr. Pfarrer Bion in scharfen Bildern und Andeutungen dem Vaterlande. Hr. Demieville aus Lausanne dem Militärgeist der Schweizer; dieser hat vor Jahren dem Volke von Genf und Waadt jene Kraft und Begeisterung gegeben; auf seiner Erhaltung ruht die der Eidgenossenschaft selbst. Hr. Perrochet von Neuenburg: „Ich komme, euch zu sagen, daß die Neuenburger Schweizer seyen, Schweizer trotz unserer innern Feinde, die einen aristokratischen Geist pflanzen, die Republiken unterdrücken wollen. Ich trinke auf das Wohl meines schweizerischen Vaterlandes!" — Am Abend und den darauf folgenden Tag zogen viele Gesellschaften ab. Hr. Studer von Wipkingen schied tief gerührt: „Zwei Jahre, sprach er, werden vergehen, und mancher aus uns weilt dann in kühler Erde, wenn das vaterländische Fest die Schützen wieder versammelt. Mögen die Geister der entschlafenen wahren Eidgenossen, welche die Schützenfeste durch Wort und That verherrlichten, uns dann in den rhätischen Alpen oder an den Ufern des Zugersees, unter dem Schatten der Ahorne von Trons, oder bei der Kapelle in der hohlen Gasse umschweben, er bleibe uns heilig jener Boden! — Gleich den drei Männern im Grütli rufen Solothurns biedere Eidgenossen, statt 3 mal 10, 22 mal 10 biedere Männer zum Tagen zusammen. Diesen Wunsch lasse ich zurück." — Beim Abzug der St. Galler bemerkte Hr. Felber: „ihre Anregung werde bewirken, daß künftig im Gr. Rathe von Solothurn der Artikel Bundesrevision nicht mehr in drei Minuten abgethan seyn werde." — Beim Mittagessen, am 18., erinnerten die ersten Redner alle: Luvini, M. Barmann, Druey, mit Hinblick auf die Ereignisse im Wallis an die Nothwendigkeit einer neuen Bundesverfassung. Hr. Zen-Ruffinen aus Oberwallis: „Der Schatten der großen Bürger von Solothurn riß die erkünstelte Scheidewand zwischen Ober- und Unterwallis zusammen. Von diesem Augenblicke an war im Wallis nur Ein Volk, seine Instruktionen sind auf Freiheit und Rechtsgleichheit gegründet." Hr. Köllner rief zur Gründung eines Unterstützungsfonds für arme Schützen wieder auf.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Mainz, 27. Juli.

Emil Devrient ist nun bereits dreimal auf der hiesigen Bühne aufgetreten; als Majoratserbe in dem Lustspiele gleichen Namens, in der Titelrolle des Richard Wanderer und als Lord Raleigh in dem Drama »Sie ist wahnsinnig.« Was in Ihrem geschätzten Blatte rücksichtlich seines Spieles eben so bündig als wahr gesagt wurde, fanden wir hier vollkommen bestätigt; der Beifall, den dieser Künstler hier erfuhr, war um so größer, als wir seit längerer Zeit keinen so ausgezeichneten Schauspieler hier gesehen hatten. Das Haus war jedesmal zum Erdrücken voll und der Vorwurf, daß die Mainzer während des Sommers keine Theaterfreunde wären, wurde diesmal durch die That widerlegt. Hr. D. wird noch ein- oder zweimal hier auftreten. Die hiesige Schauspielerin Mad. Hofmann trat in den drei Vorstellungen gleichfalls auf und erhielt Beifall; am verflossenen Samstag wurde sie sogar gerufen. Es hieß, sie wolle uns verlassen; nun soll die Sache aber wieder ausgeglichen seyn.

Mannichfaltigkeiten.

Der »Ami de la Religion« widmet der frommen Herstellerin des Hauses der Findlingskinder in Paris eine rührende Notiz. Die Schwester Bignon, welche so eben im 54sten Lebensjahre eine tugendhafte Laufbahn beendigt, war vor der Revolution in die Gemeinschaft der barmherzigen Schwestern von Saint-Vincent-de-Paul getreten. Seit 25 Jahren ließ sie der im Jahr 1814 wiederhergestellten Pflegeanstalt der Findlingskinder alle mögliche Sorgfalt angedeihen. Auf mehr als 50,000 verlassene Kinder hat sich ihre mütterliche Liebe erstreckt. Ihr bedeutendes Vermögen verwandte sie gänzlich auf fromme Werke. Die Verwaltung der Hospizen hat dieser bewunderungswürdigen Tochter Saint-Vincent-de-Pauls eine würdige Trauerbestattung bereitet.

Der Hr. Bürgermeister v. Muralt von Zürich hat auf seine Besoldung während zwei Jahren, zu Gunsten der Eisenbahn von Zürich nach Basel, verzichtet.

Die Fürsten Poniatowski haben sich in Florenz ein sehr schönes Privattheater bauen lassen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 29. Juli. Zampa, oder: die Marmorbraut, große romantische Oper in 3 Abtheilungen; Musik von Herold.

Donnerstag 30. Juli. Der Zweikampf unter Cardinal Richelieu, Drama in 3 Aufzügen, aus dem Französ. von Anton. Hierauf folgt: Der Ehrgeiz in der Küche, Posse in 1 Act, nach Scribe und Mazeres, von Lembert.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 212. Donnerstag, den 30. Juli 1840.

An die Häuslichkeit.

Du, deutscher Frauen Schmuck und höchste Zierde,
Sey mir gepriesen, gold'ne Häuslichkeit!
Du bist es, die den Geist mit Kraft und Würde
Erfüllt; das Herz zu Edelthaten weiht.

In deines Tempels Hallen schwand die Jugend
Mir harmlos hin, dem Frohsinn nur geweiht;
Und das Gefühl für Schönheit, Recht und Tugend,
Wem dank' ich es, als dir, o Häuslichkeit?

Du schaffest Wonne in des Hauses Mitte;
Entfernest schonungslos, mit milder Hand,
Der unerfahr'nen Jugend schwache Schritte
Von des Verderbens schauervollem Rand.

Beglückt der Raum, wo du noch schützend waltest,
Mit Treu' und Unschuld noch das Zepter führst,
Ein Eden rings und Paradies entfaltest,
Mit hehrem Kranz die freie Stirne zierst.

Doch ach! ich seh' in trauerndem Gewande,
Dich thränend scheiden von so manchem Ort;
Es lösen sich der Eintracht feste Bande;
Verschüchtert flieht die Demuth mit dir fort.

O Göttin, über Alles werth und theuer,
Lenk' wieder dorthin deine Segensbahn,
Und fach' der Tugenden erlosch'nes Feuer
Im kalten Busen wieder mächtig an!

Homburg, in der bairischen Pfalz. Karl Aulenbach.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

„Ist das Dein Sohn, Ralph?" fragte Meußfenger.

„Mein und der schönen Lise Sohn," antwortete der Räuber. „An Stärke und Verstand gleicht er einem Stier, und blindlings thut er, was ich ihn heiße. He! Clos, kannst Du Dich noch der blonden Dirne erinnern, die ich Dir vor ein paar Tagen wies?"

Clos stierte ihn an und nickte.

„Dieser ehrsame Herr hier hat sie Dir zum Weib bestimmt, aber Du mußt sie Dir erst stehlen. Willst Du?"

Der Häßliche brach in ein wieherndes Gelächter aus, schlug in die Fäuste, sprang in die Höhe und geberdete sich wie ein tolles Thier.

Die angekündigten Reisenden nahten sich. Es war eine Beguine oder Schwester von der evangelischen Armuth, welche sich gewöhnlich der Pflege und Wartung der Kranken und Verwundeten widmeten, und dabei ein nothdürftiges Leben führten. Ein alter Kriegsmann, wohlbewaffnet, ritt an ihrer Seite. Die Beguine schien kein Weib aus der niedern Volksklasse, aus welcher diese armen Schwestern meist hervorgingen; sie hatte eine majestätische Haltung, und obgleich das ernste Antlitz, welches aus der unscheinbaren Nonnentracht sichtbar wurde, längst die Rosenzeit der Jugend abgestreift hatte, war es dennoch mild und anmuthig zu nennen.

Die Reisenden sprachen wenig, und ihre Worte klangen meist in einer fremden Zunge; auch schien sie nicht der Zufall auf der Heerstraße zusammengeführt zu haben; denn die Nonne war mit einer gewissen Würde freundlich und zutraulich gegen den alten Krieger, und dieser begegnete ihr mit einer besondern Aufmerksamkeit und Ehrfurcht. Plötzlich brachen die Wegelagerer aus dem Dickicht und versperrten dem auffallenden Paar die Straße. Der alte Kriegsmann stutzte und fuhr nach dem Schwert.

„Laß stecken, alter Graubart!" rief ihm Ralph zu. „Wir wollen weder Dir, noch der ehrwürdigen Schwester hier ein Leids zufügen; doch möchten wir gerne wissen, wohin Du mit Deinem seltsamen Reisegespons zu ziehen gedenkst."

„Gen Frankfurt," antwortete kurz der Alte, indem er die Zügel des Pferdes seiner Begleiterin ergriff und sich Bahn zu brechen suchte.

„Gemach, gemach! die Sonne steht noch hoch und die Stadt ist nicht mehr ferne; gönne mir noch ein Wörtlein, ehe Du mit Deiner schmucken Begleiterin fürder ziehst," höhnte Ralph. „Gedenkst Du vielleicht denen von Frankfurt Dein altes Bärenfell zu vermiethen, so hast Du Dich betrogen, wenn Du glaubst, wir lassen Dich so ungeschoren hier durch. Du mußt

Stelle, in der unsere Ware auf Lager ist. Wenn wir die Ware nicht auf Lager haben, so ist es unsere Pflicht, sie so schnell wie möglich zu beschaffen. Wir müssen also unsere Lieferanten veranlassen, uns die Ware schnellstens zu liefern. Wir müssen ihnen also Dringlichkeit anzeigen. Wir müssen ihnen also Dringlichkeit anzeigen. Wir müssen ihnen also Dringlichkeit anzeigen

„Warum denn nicht?“ entgegnete der Junker von Holzhausen, „wenn Olav nichts dagegen einzuwenden hat. Olav soll entscheiden.“

„Haltet das, wie Ihr wollt, ihr Herren“, lachte Olav, sich wieder auf sein Roß schwingend; „es däucht mir just nicht unangenehm, in einem Kreise liebwerther Freunde nach drei Jahren Trennung ein liebes Schwesterlein zu herzen und zu küssen.“

(Fortsetzung folgt.)

Eidgenössisches Freischießen in Solothurn.

(Schluß.)

Die Graubündner Schützen haben heute (19. Juli) von ihren Weibern eine Kiste voll Alpenröschen geschickt bekommen, um ihre Hüte zu bekränzen, wie die St. Galler Schützen. Alles Volk strömte dem Blumensteine zu. Trotz der großen Bewegung herrschte doch eine feierliche Stille, der ernsten Wehmuth vergleichbar, die der Abschiedsstunde lieber Freunde vorangeht. Jetzt war der Augenblick der Gabenaustheilung angekommen, auf welche die Tausende und Tausende schon Stunden lang, der stechenden Sonnenhitze ausgesetzt, in bescheidener Ruhe geharrt hatten. Es ist eben diese würdevolle Haltung der Massen, während der ganzen Zeit des Festes, eine der größten Zierden desselben gewesen. Fremde aller Länder brachten diesem republikanischen Selbstgefühl ihre Huldigung dar. Ein reisender Amerikaner sagte: Es ist dieses Fest der einzige, aber unauslöschliche Eindruck, der mir von der Schweiz geblieben ist. Für die 400 Centner Salz, die erste und größte Gabe, das Hr. Schützenpräsident Isaak von Luzern erhielt, dankte in dessen Namen Hr. Kasimir Pfyffer. In alle Theile des Schweizerlandes kommen Gaben; am meisten in den Kanton Bern. Benzinger von Appenzell hatte in der Kehrscheibe wie der Stichscheibe die meisten Nummern. Den ersten Toast beim heutigen letzten Mahle brachte Hr. Felber: „Keine Nation, die nicht stolz auf ihr Land ist; und gibt es ein Land, das schöner ist und herrlicher als die Schweiz? Und selbst in dem Zustande der Zerrissenheit so schön? Was muß da eine innere Lebenskraft in dem Volke vorhanden seyn, das, wenn es Jahre lang auseinandergehalten, in verschiedenen Interessen verzerrt, dennoch beim ersten Rufe sich wieder zusammenfindet, sich wieder erkennt? Es ist, als ob die Schweiz zwei Leben lebte, als ob sie zwei Seelen in sich beherbergte; eine Behörden- und eine Volksseele. Diesem zerrissenen und dennoch glücklichen Vaterlande ein Hoch.“ Hr. Rathsherr Minder: „nein, die Rathsherren kehren nicht zurück, um sich in ihren Sälen sogleich wieder zu bekriegen. Ich würde die Sonne scheuen bei einer solchen Gesinnung. Es lebe das kommende Geschlecht, das unsere Gefühle hinübertragen soll in bessere Zeiten.“ — Hr. Pfarrer Christophel aus Graubünden rief jenen einfach hohen Sinn unserer Väter zurück, der sie zu allem begeisterte, und die heiligsten Güter zum Wohle des Vaterlandes aufopfern ließ. — Zuletzt gedachte Hr. Fürsprech Oberlin noch der Frauen, die unbillig vergessen worden. Weise doch unsere Geschichte, daß oft in ihren Herzen vaterländischer Sinn viel tiefer und lebendiger lebe, als in den Männern. — Bald darauf hielt Hr. Präsident Munzinger die Abschiedsrede, worauf sich der Zug nach der Stadt in Bewegung setzte. Vor seiner Wohnung nahm Hr. Munzinger die eidgenössische Fahne in Empfang. Ich sage Euch kein Lebewohl, rief er den Schützen zu; denn wir trennen uns nicht; wir haben uns Alle hier vereinigt, so wollen wir es bleiben. Nach einem jubelnden Lebehoch aller Schützen zu Ehren des Präsidenten und der Solothurner ging Alles auseinander, und bald waren die Straßen öde. Abends wallfahrtete man auf den Schießplatz. Welch ein Kontrast! Kurz vorher noch alles bunt und dicht durch einander, und jetzt nur leere Trümmerhaufen mit ihrer Todesstille.

Feier der Mozart-Stiftung.

(Am 28. Juli 1840.)

I.

Der Inhalt der in der gestrigen Journalbeilage erwähnten Anrede des Hrn. W. H. Ackermann Namens des Frankfurter Liederkranzes bei dem Mozartfeste auf der Mainlust lautete folgendermaßen:

„Verehrte Anwesende!

„Wir feiern heute das zweite Fest der Erinnerung an unser deutsches Sängerfest, der Erinnerung an jene Tage, wo die Tonkunst eine ihrer heilsamsten Wirkungen unter uns bewährte, die, Herzen aufgeschlossen, Unterschiede ausgeglichen, Mißtöne aufgelöst zu haben in beglückende Harmonie.

„Das ist eben dieser Himmelstochter heilbringender Beruf auf Erden, daß, weil sie allen Menschen zugänglich ist, sie Alle auch erhebt, Aller Gefühle zu einem Strom harmonischen Lebens verschmilzt, daß sie Frieden bringt und Einklang in alle Kreise, die sie betritt.

„Kein Volk hat diese heilige Kunst tiefer erfaßt, sich ihrer segenbringenden Wirkungen inniger erfreut, als unser deutsches Volk; und — fügen wir getrost hinzu — in der neuesten Zeit dürfte es keine Stadt im weiten Vaterlande geben, in welcher diese freudenreiche Kunst mit regerem Eifer getrieben worden sey, als in unserm Frankfurt.

„Welches Leben hat sich allein im deutschen Gesang hier entwickelt! Wie hat er beinahe schon alle Adern unseres geselligen Lebens durchdrungen, und welche wohlthätigen Wirkungen sichtlich hervorgebracht! Wie viel sonst leere Stunden sind durch ihn auf eine würdige Weise ausgefüllt worden! Wie viel verderbliche Zerstreuungen sind durch die edlern Genüsse, welche deutscher Männergesang seinen Theilnehmern gewährt, beseitigt worden oder haben für die durch ihn höher gestimmten Gemüther ihren schalen Reiz verloren! Wie manches edle Gefühl, wie mancher bessere Entschluß mag wohl diesen Gesangesfreuden schon seinen Ursprung verdanken, wie mancher schlummernde Keim des Talents durch sie geweckt worden seyn! —

„Darum konnte es nicht fehlen, daß unter Männern, die von solchen Wirkungen der himmlischen Tonkunst überzeugt waren, denen namentlich die Pflege der vaterländischen innigst am Herzen lag, daß unter ihnen der Wunsch entstand, durch eine sichere Stiftung solches Kunst- und Gesangesleben hier immer mehr zu befestigen, zu veredeln und nach Kräften zu verbreiten über das gesammte deutsche Vaterland, damit es ein neues Band werde, welches alle Volksstämme deutscher Zunge in ihrem geistigen Leben umschlinge.

„So entstand der Gedanke an eine musikalische Stiftung.

„Aber welch vaterländischer Meister war wohl der würdigste, auf daß sein Name diese Stiftung schmücke und zugleich ihr Streben bezeichne? —

„Es giebt nur Einen, der allen Anforderungen, die an den Genius der Tonkunst gemacht werden können, auf gleiche Weise genügt; dem die tiefsten Combinationen im Reich der Töne bei seinem Harmoniengange so gegenwärtig zu Gebote stehen, als mühelos eine unerschöpfliche Fülle reizender Melodien seinem schaffenden Geiste entquillt; nur Einen, der mit den einfachsten Mitteln in göttlicher Heitre seine unsterblichen Werke schuf — es giebt nur Einen Solchen, und das ist Mozart. —

„So hatte sich die Idee zu unserer Mozartstiftung im Kreise unseres Liederkranzes gestaltet.

„Ihr nächster Zweck sollte seyn, ausgezeichnete musikalische Talente zu unterstützen, und die Bildung derselben so zu leiten, daß sie einst würdige Vertreter und Erhalter deutscher Tonkunst werden möchten. Diese erste Wirksamkeit der Mozartstiftung sollte beginnen, sobald die jährlichen Zinsen ihres Capitalfonds die Summe von fl. 400 erreicht haben würden.

„Eine weitere, umfassendere Bestimmung der neuen Stiftung sollte dann in Vollzug gesetzt werden, wenn die jährlichen Zinsen derselben sich auf fl. 2000 beliefen. Dann sollte ein musikalisches Conservatorium hier gegründet werden, die erste Anstalt dieser Art im Vaterlande, eine Bildungsanstalt zur Bewahrung deutschen Ernstes und deutscher Gründlichkeit im Schaffen und im Aufführen classischer Tonwerke.

„Jenes war das nächste, dies das entferntere, der neuen Stiftung gesteckte Ziel.

„Den 12. Juni 1838 wurden die Statuten der beabsichtigten Mozartstiftung von dem hohen Senat dieser freien Stadt genehmigt, und wenige Wochen darauf ließen die genußreichen Tage unseres Sängerfestes uns einen Ertrag zurück, der den ersten Kapitalstand bildete zu der unter dem Beifall von Tausenden hier vereinter deutscher Gesangsfreunde ins Leben getretenen Stiftung.

„Zwei Jahre sind seitdem verflossen, und Dank sey es dem wohlwollenden Schutze unserer hochverehrten Obrigkeit, Dank der gütigen Unterstützung des hiesigen kunstliebenden, unserem Liederkranze bisher immer freundlich geneigten Publikums, Dank der thätigen Theilnahme befreundeter Gesangvereine, hochstehender Meister und begeisterter Kunstfreunde — Dank diesen Allen — das erste frohe Ziel ist erreicht; wir können den Jüngling willkommen heißen, der würdig seyn wird, der erste Zögling unsrer Mozartstiftung zu werden.

„Und so erkläre ich im Namen und im Auftrage des Frankfurter Liederkranzes die Mozartstiftung desselben für eröffnet und ihre Wirksamkeit beginnend.

„Möge sie gedeihen und des Guten viel stiften auf Erden!"

Korrespondenz.

München, 24. Juli.

Auf einige Tage haben wir von heute an wieder ein regeres Leben. Um 12 Uhr beginnt die Jakobi-Dult mit ihrem Kauf und Verkauf und mit allerhand Spektakelstücken, wie sie überall bei dergleichen Gelegenheiten zu sehen sind. Außerdem ist's ganz still bei uns. Von den höchsten Herrschaften ist nur Prinz Karl hier und manchmal kommt die Herzogin Max in Baiern zur Stadt, doch immer nur auf kurze Zeit. Deshalb dürfte Franconi aus Paris wahrscheinlich nicht die besten Geschäfte mit seiner Gesellschaft machen. Regnet es, so kann man ohnehin nicht gut den weiten Weg zum Brettercircus machen, und regnet es nicht, so zieht die Masse den Aufenthalt auf Kellern oder bei Musik im Freien dem Anblick auch der schönsten Reiterstücke vor. Das gewählteren Publikum ist aber durch die Entfernung der meisten Herrschaften von München ein nur wenig zahlreiches. Nur im Theater ersetzte die Menge im Parterre und auf den Galerieen bis jetzt an den meisten Abenden die weniger frequentirten Logen, theils in Folge des üblen Wetters, theils aber auch durch die Classizität der gegebenen Stücke angezogen. Daß unsere ehrwürdige Schröder noch vor dem Uebertritt in die siebenziger Jahre auswärts aufzutreten vorhat, ist von ihr selbst in der Allg. Theaterzeitung erklärt worden. Dieselbe ist bereits vor einigen Tagen von hier abgereist. Ein anderer Repräsentant vergangener Tage, unser Eßlair, ist im Bad und soll sich da möglichst wohl befinden. Streck kündigt bereits eine dritte musikalische Produktion an. Die Dultfremden werden ihm hoffentlich ein größeres Publikum zuführen, als es bei den beiden ersten Vorstellungen der Fall war.

Mannichfaltigkeiten.

Gutzkow's neues Drama Werner ist nun auch auf der Weimarer und der Münchener Hofbühne laut mehreren dortigen Berichten mit Beifall aufgeführt worden. Ein Bericht aus München im Nürnb. Korrespondent meldet unter Anderm darüber: Gutzkow's »Werner« wurde am 16. mit einem sehr günstigen, ungetheilten Erfolge gegeben; es ist daran so viel zu loben, daß man gar nicht tadeln sollte. In den ersten Arbeiten aller eminenten Köpfe, die für das Theater geschrieben haben, findet man manches Excentrische, ein Ueberströmen des üppigen Genie's, der sprudelnden Phantasie, die mit sich selbst noch nicht gerechnet hat. So in Gutzkow's Werken. Werner aber ist schon ein mehr geläutertes Bühnenstück, ausgezeichnet durch Einfachheit der Handlung und durch Mannigfaltigkeit der Effekte, gehoben durch Macht, Geist und Schönheit des Dialogs. Es ist Schade, daß für die hiesige Aufführung Manches gestrichen wurde, was zu den körnigsten Pointen gehört. Hr. und Mad. Dahn, welche die Hauptrollen spielten, wurden öfters gerufen.

(Meddersheim, im hessischen Oberamte Meisenheim, den 22. Juli.) Vor mehreren Wochen erst hatte der Blitz in dem uns nahe liegenden Orte Staudernheim in das Haus des dortigen Oberschultheißen eingeschlagen. Geschah dabei kein weiteres Unglück, als daß einige anwesende Menschen auf Augenblicke betäubt, und eine kleine Zerstörung an den Mauern des Hauses angerichtet wurde, so ging es bei uns heute nicht ohne großes Unglück vorüber. Gegen 4 Uhr Nachmittags zog sich ein starkes Gewitter in unser Nahethal. Vor dem Regen sich zu schützen, flüchteten sich zwei Mädchen aus unserer Gemeinde, Schwestern, die auf einer Anhöhe Frucht schnitten, unter einen nahestehenden niedrigen Baum. Der Blitz schlug in denselben; ohne ihn jedoch besonders zu beschädigen, tödtete er augenblicklich das eine der darunter sitzenden Mädchen von 22 Jahren, das den Kopf an den Stamm des Baumes gelehnt hatte. Das andere ward bloß auf einen Augenblick betäubt. — Möge dieses traurige Ereigniß, welches bei uns großen Schrecken verursachte, abermals zur Warnung dienen, beim Gewitter nicht unter Bäumen Schutz zu suchen, wenigstens sich an keinen Baum anzulehnen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 30. Juli. Der Zweikampf unter Cardinal Richelieu, Drama in 3 Aufzügen, aus dem Französ. von Anton. Hierauf folgt: Der Ehrgeiz in der Küche, Posse in 1 Act, nach Scribe und Mazeres, von Lembert.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 213. Freitag, den 31. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Mactea.)

(Fortsetzung.)

In scharfem Trab eilten die Jünglinge nach der Stadt zurück, und hielten alsbald vor dem Hause des Wechselherrn. Olav trat in die Thüre, die erste Person, welche ihm aufstieß, war die treue gute Trine, seine alte Pflegerin, die ihn schier nicht mehr erkannt hätte, bis sie der Jüngling frohlockend an seine Brust drückte. Voller Freude reichte sie ihm ihre dürren Hände und führte ihn nach dem obern Stock, wo er seinen Wohlthäter und zweiten Vater, Herrn Vanini, den Wechsler, und zwei holde Jungfrauen vorfand, in deren einer er sogleich seine Schwester erkannte.

„Sey mir herzlich willkommen, mein guter Olav, nach drei langen Jahren der Trennung," sagte Vanini gerührt, und schloß den Jüngling an's Herz. „Du hast Dich vortheilhaft gestaltet, und wenn Dein Herz Deinem Aeußeren entspricht, so bin ich zufrieden."

„Mein Herz ist unverändert, wie Ihr's schon kennt, und Euer Geld habt Ihr nicht umsonst an mir verschwendet, guter Vater," antwortete Olav offen. „Ich habe meine Zeit in Florenz, Bologna und Mailand nicht vergeudet, und hoffe, von den Magistern und gelehrten Herren was Tüchtiges gelernt zu haben. Auch die Sprache der Schweden, die Sprache meines Vaterlandes, hab' ich, wie Ihr's verlangtet, mir bei dem gelehrten Pater Antonius, meinem Landsmanne, zu eigen gemacht, und das ritterliche Handwerk hab' ich nicht vergessen. — Aber was ist denn das, lieb Schwesterlein, warum zögerst Du, in meine Arme zu eilen?"

Und die schlanke blonde Jungfrau, welche schüchtern fast vor dem schönen kräftigen Jüngling, den sie Bruder nannte, da gestanden, eilte nun in seine Arme und überhäufte ihn mit schwesterlicher Zärtlichkeit.

Nachdem der erste Sturm des frohen Wiedersehens sich gelegt hatte, fragte Olav: „Aber wer ist denn das wunderliebliche Mägdlein, das so blöde mit niedergeschlagenen Augenwimpern dort im finstern Winkel steht? Sollte mich doch fast bedünken, die schöne Jungfrau schon gesehen zu haben."

„Ei, das glaub' ich auch," lachte Rudolph Wirhäuser vorlaut, der mit den andern Jünglingen eingetreten war, „das ist ja Bertha, meine Schwester, Dein ehemaliges Gespiel."

„Bertha!" rief Olav höchlich überrascht, und wollte mit ausgebreiteten Armen auf die purpurübergossene Jungfrau zustürzen, sie mit tausend Liebkosungen zu überhäufen; aber noch besann er sich zur rechten Zeit: die Kinderjahre waren vorüber. „Verzeiht, schöne Bertha," begann er nun, sein überströmend Gefühl gewaltsam mäßigend, „verzeiht meinem plumpen Ungestüm; ich vergaß, daß wir um drei Jahre älter geworden sind, und sich der trauliche Ton von ehedem nicht mehr geziemt. Seyd mir herzlich gegrüßt." Und indem er mit wälscher Galanterie zierlich ihre Hand ergriff, flüstette er ihr zu: „Wahrlich, holde Maid, Euer Bild trug ich mit mir in der Fremde herum, es kam nicht aus meinem Herzen; aber Euch in solch hohem Grad von Liebreiz wieder zu sehen, das übertrifft meine kühnste Erwartung."

Hätte noch ein höheres Roth auf Stirne, Hals und Wangen der schönen Bertha Platz gefunden, so wäre es sicher bei diesen einschmeichelnden Worten des Jünglings nicht ausgeblieben. Sie antwortete nichts; aber ein ganz leiser Druck ihrer kleinen Hand und ein Blick ihrer dunkeln Augen sagte ihm deutlich: ich bin zwar nicht mehr das Kind von vormals, sondern eine ehrbare, verständige Jungfrau von achtzehn Jahren, aber mein Herz ist noch das alte.

IX.

„Dieweil nun unsere Stadt in Fehde ist mit ihren Gegnern, und mir als Zunftmeister der ehrsamen, wohlansehnlichen Wollenweber-Gilde es obliegt, mich zu bewehren und an der Spitze der Zunftgenossen auszuziehen wider der Stadt Feinde, um die Unbilden zu rächen, so sie uns und unsern Bundesgenossen angethan; und da der Mensch hinfällig ist und sterblich, und nur der Allmächtige es weiß, wer sonder Schaden von diesem Kriegszug wiederkehrt: so wollte ich als ein bedachter Vater mein Haus bestellen, damit ich ausziehen kann furchtlos und ohne Sorge Drum seht Ihr mich hier bei Euch, ehrsamer Freund und Herr. Ich begehre für meinen Sohn Rudolph Euer Mündel und Pflegkind Ulrike, für deren makellose Geburt Ihr Euch schon seit längerer Zeit verbürgt habt, zum ehelichen Gemahl und zu meiner lieben Schnur. Zur Morgengabe habe ich diesem meinem Erstgebornen bestimmt: mein neuerbautes Haus unter den neuen Krämen, nächst dem Kloster zu den Barfüßern, nebst 3000 Mark löthigen Silbers zur Einrichtung. Ist Euch meine Werbung genehm und die Mitgift zulässig, so schlagt ein und gebt die jungen Leute, die treu und minniglich

zu einander halten, zusammen, und sprecht, wie ich, dazu Euern Segen."

Also ließ sich der ehrenfeste Altbürger und Wüllknappe Herr Berthold Wirhäuser vernehmen, der mit seinem Sohn zu dem reichen Bürger und Wechselherrn Vanini gekommen war, die blühende Waise aus Schweden, die schöne blonde Ulrike, zu freien. Das liebliche Mädchen stand an der Seite ihres Pflegevaters und schlug in jungfräulicher Schamhaftigkeit die langen seidenen Wimpern der Augenlider sittig nieder. Die Erwartung und innere Besorgniß, ehe sich Vanini ausgesprochen, hatte ihre zarten Wangen höher geröthet und der jugendlich schwellende Busen wogte ängstlich und beklommen unter dem feinen Strasburger Schleiertuch.

„Euer Antrag, werther Herr und Freund," erwiederte der Wechselherr, „dünkt mir gar ehrenhaft und freundlich, und ich würde nicht anstehen, Euch mein liebes Pflegekind zur Schnur zu geben, ja sogar um Euer sittiges Töchterlein Bertha zu freien für meinen Olav, der in gleicher inniger Minne zu dem Mägdlein hält, wie Euer tugendbelobter Sohn zu meinem Mündel; aber mein Wille thut es hier nicht allein. Unwiderlegliche Documente, die ich einst Hainth Meußfenger, Euerm ungetreuen Schreiber, abnahm, thaten mir dar, daß meine Schützlinge nicht allein von untadelhafter Geburt seyen, sondern auch, daß der Vater derselben ein Graf und Reichsrath war, und sich in die erste Reihe der Vasallen im schwedischen Reiche stellen durfte. Ein böses Geschick muß aber über ihm und seiner edlen Familie gewaltet haben, denn durch vielvermögende Freunde in den Hansestädten ward mir nach eifriger Forschung endlich die Kunde, daß man jenen Grafen einst des Hochverraths angeklagt habe, ohne ihm seine Schuld darthun zu können; daß er muthmaßlich noch in dem Verließ irgend einer schwedischen Feste schmachte, seine Familie aber sich in alle Welt zerstreut habe, um der Rache und der Verfolgung unversöhnlicher Feinde zu entgehen. — Ich habe einst die Mutter meiner Pfleglinge gekannt, ohne ihren hohen Stand zu ahnen," fuhr bewegter der Wechselherr fort. „Auch ich habe sie am Ende verfolgt, und ihren Bruder, den durch frevelnde Hand ermordeten Jonas Torkelson, auf den Tod gehaßt, ehe ich meines sündigen Irrthums inne wurde, und an den Kindern der Unglücklichen zu sühnen suchte, was ich an der Mutter verschuldete."

(Fortsetzung folgt.)

Feier der Mozart-Stiftung.

(Am 28. Juli 1840.)

II.

Concordia res parvae crescunt.

Am 28. d. M. waren es zwei Jahre, als das Frankfurter Sängerfest stattgefunden, als der Fluß von bewimpelten Schiffen und sein Ufer von Tausenden von Zuschauern belebt war, als im Walde die herrlichen Männerchöre ertönten und höher die deutschen Herzen sich hoben, als der Sängerzug bei Musik, Gesang und Fackelschein zur glänzend erleuchteten Mainlust einkehrte und hier glückliche Stunden verlebte. Wie schnell sind diese zwei Jahre vorübergezogen! Wenn der Liederkranz alljährlich diesen Tag festlich bezeichnet, so ist dies wohlgethan; denn der Enthusiasmus ist eine Flamme, die ihre Nahrung erhalten muß, wenn sie nicht unter den Stürmen und Regengüssen der Zeit erlöschen soll. Die Menschen haben meistens ein kurzes Gedächtniß, welches man unterstützen muß, und was sie recht lebendig erfassen und glauben sollen, das muß man ihnen oft sagen. Hätte es unser ehrenwerther Liederkranz bei dem Freudenjubel des Sängerfestes von 1838 und den nächsten Nachklängen desselben bewenden lassen, so würden jene Blüthen verwelkt und nicht zur schönen Frucht, die wir heute begrüßen, gediehen seyn. Durch Ausdauer und Liebe zur Sache ist es gelungen, schon nach zwei Jahren die Mozartstiftung in Wirksamkeit treten zu lassen. Wäre der Liederkranz im Besitze reicher Domainen, oder hätte er nur in gefüllte Seckel zu greifen, so wäre sein Verdienst geringer; es ist groß, da er Stein vor Stein erst sammeln muß, um den neuen Tempel aufzubauen. Durch Eintracht und Ausdauer wächst auch das Kleinste.

Die erste der Aufgaben, welche sich die Mozartstiftung durch ihre Statuten gestellt hat, ist nun erreicht; es ist ein Kapitalfond von 10,000 fl. vorhanden, dessen Zinsen zu Stipendien für talentreiche, aber geldarme Jünger der Tonkunst verwendet werden. Das weiter und höher liegende Ziel, die Errichtung eines Conservatoriums, wird zwar so bald noch nicht erreicht seyn, aber es ist doch die Hoffnung, ihm näher zu kommen, vorhanden. Es wird so viel Geld für todte Monumente in Erz oder Stein zusammengebracht. Wäre es nicht besser, man wendete einen Theil desselben lebendigen Monumenten zu und einer Stiftung, die segenbringend wirken wird? Stiftungen sind auch Monumente, aber Monumente sind keine Stiftungen.

Allgemein und gegründet ist die Klage über die verderbliche Richtung des Zeitgeschmacks. In den großen Städten und an den Höfen der Fürsten ist die Kunst eine Dienerin des verfeinerten Genusses, mit vorherrschend sinnlicher und äußerlicher Richtung, und von den Opernbühnen herab werden mehr die leichtfertigen Productionen des Tages, als die klassischen, an Tiefe und Bedeutsamkeit reichen Meisterwerke vernommen. Unsere deutschen Gesangvereine und Musikfeste, seit kaum 25 Jahren ins Leben getreten, sind berufen, die Musik in ihre höheren Rechte wieder einzusetzen. Nur da, wo die Begeisterung von Tausenden für das wahrhaft Große sich regt, und wo die Gebildeten sich mit Freudigkeit an die Spitze stellen, kann Edles erzielt werden. Die Gesangvereine und Musikfeste geben den Meistern von ernsterer Richtung Gelegenheit, ihre Compositionen ausgeführt und ihre schönen Bestrebungen wahrhaft unterstützt zu sehen, ohne sie abhängig zu machen vom Urtheile einer nur Genuß- und Unterhaltung suchenden Menge. Dorthin wenden sich also die Hoffnungen aller derjenigen, welchen die Kunst in der geistigen Bedeutung nicht fremd geworden. Mit Wahrheit ist das ernste Wort gesprochen: „Der Boden, auf dem wir jetzt bauen, ist weit ausgedehnt, es ist ein Feld, das viel tragen kann." So dürfen wir denn auch hoffen, daß von den tausend sprossenden Keimen doch einer zum vollen Wuchs einer edlen, weittragenden Krone sich entfalten werde. „Möge dies unsere Mozartstiftung mit seiner Krone, dem Conservatorium, seyn." Wenn irgend etwas Noth thut, so sind es die Bildungsschulen für den Gesang und für die Composition. Wir haben Stimmen und Talente genug, aber was leisten, auf welche Wege gerathen sie? Aus Mangel an der nöthigen Grundbildung, tappen sie im Dunkeln umher, oder gerathen auf Irrwege, huldigen dem

Augenblick und dem Beifall der Ungebildeten, oder zersplittern ihre Kräfte auf unnütze Weise. Unsere Sänger fangen mit dem Ende an und hören mit dem Anfang auf. Und unsere Componisten vollenden dickleibige Partituren, ohne sich mit dem ABC der Tonsetzkunst zuvor bekannt gemacht zu haben; aus Unkenntniß werden sie anmaßend und ihre Halbbildung ist schlimmer, als hätten sie gar keine Bildung. Die tägliche Erfahrung zeigt uns dieses. Es bedarf keines Beweises für den heilbringenden Einfluß eines Musikconservatoriums, wo auf festen Grundlagen ein schönes und dauerndes Gebäude errichtet und wo zur glücklichen Naturbefähigung die Weihe der Kunst gesellt werde.

Die am 28. d. M. auf der Mainlust stattgehabte Jahresfeier war außer der Erinnnerung an unser schönes Sängerfest von 1838, der Erneuerung seiner Zwecke und einer heitern, liebevollen Geselligkeit gewidmet. Der Liederkranz trug die schönste Auswahl seiner kräftigen und milden deutschen Lieder und Chöre vor, welche in allen Herzen Anklang fanden und Sympathien erweckten. Auf einer Terrasse war ein kleiner Tempel errichtet, mit Blumen und Blüthen bekränzt, und als sich bei einbrechender Nacht dessen Pforte erschloß, als die Raketen leuchtend emporstiegen, da gewahrte man ein schönes Transparent-Gemälde, den hohen Meister Mozart darstellend, welcher einen Kunstjünger prüfend anblickt, um ihn dem Dienst der Musen zuzuführen. Weiter gewahrte man personifizirte Darstellungen der vier Stimmen des Quartettes und darunter das Tableau jenes uns unvergeßlichen Momentes vom Sängerfeste, wo die bewimpelten Schiffe der Liedervereine stromabwärts nach dem Walde segelten. Hr. Ackermann sprach darauf in gehaltvollen und kräftigen Worten von dem Zweck und der Bedeutung des Festes, von den erfreulichen Folgen, die es geäußert, von der dankenswerthen Mitwirkung vieler Freunde des Schönen und führte die neue Mozartstiftung unter frommen Segenswünschen in's Leben ein. Tausendstimmiger Freudenruf gab die Empfindungen kund, die in Aller Herzen lebten. Hierauf hielt der Liederkranz mit bunten Festeslampen einen Umzug durch die Reihen der Versammlung und wurde überall mit den herzlichsten Acclamationen begrüßt. Unter Gesang, Musik und vergeistigter Geselligkeit verlängerte sich bis in die späte Nacht diese Jahresfeier, deren Nachwirkungen der Himmel günstig und förderlich sich erweisen möge.

Kapellmeister Kühner und seine Musikgesellschaft auf der Mainlust in Frankfurt a. M.

Neues — Neues! — das war stets das Losungswort und wird es stets bleiben. Wir Frankfurter sind in dieser Beziehung besonders glücklich; denn was irgendwo Neues auftaucht und zu Ruf und Ansehen gelangt, das kommt bald zu uns, um unsere klingende Anerkennung zu holen. Kaum vergeht eine Woche, die nicht Etwas der Art uns zuführte. Auch Kapellmeister Kühner hat uns beehrt und erntet seinen Beifall gleich Strauß, den Schwarzebachern, der Banda von Veszter Sandor u. A. Ein Bundesgenosse nur ist Hrn. Kühner untreu geworden, das Wetter, und dies war Schade, da er im Freien spielen mußte. So viel die herrlichen Apriltage versprachen, so wenig haben die drei letzten Monate ohne R gehalten. Der Besitzer der schönen Mainlust, Hr. Ried, ein um die heiteren Lebensgenüsse der Frankfurter vielverdienter Mann, dessen Gartenlokal den Centralpunkt der öffentlichen Sommergeselligkeit bildet, hat die Kühner'sche Musikgesellschaft uns vorgeführt und wir müssen ihm solches danken. Er weiß es, was er dem Publikum schuldig ist und daß er nicht zurückbleiben darf, wenn irgend etwas, in sein Bereich gehöriges Neues nach Frankfurt kommt. Ob dadurch seine regelmäßig auf der Mainlust spielende Musikgesellschaft, deren Verdienste das Publikum anerkennt, um ein paar Tage suspendirt werde, kann nicht in Betrachtung kommen. Müssen sich doch auch unsere Bühnenmitglieder die Dazwischenkunft von Gästen gefallen lassen. Zuerst kommt das Interesse des Publikums, dann dasjenige der Einzelnen.

Die musikalischen Produktionen der Gesellschaft des Hrn. Kühner haben, wie aller Orten, so auch hier, die beifälligste Aufnahme gefunden. Einerseits zeichnet sich dies Militärorchester durch ein schönes, präcises und abgerundetes Zusammenspiel, wie auch durch mehrere ausgezeichnete Solospieler sehr rühmlich aus und andererseits hat Kapellmeister Kühner durch das Arrangement von neuen Potpourri's, Märschen und Tänzen viel Talent für diese Musikgattung bewährt. Unter die vorzüglichsten Instrumentalisten der Gesellschaft sind zu zählen Hr. Meißner, Althornist und Fagottist, Hr. Lezkuß, Clarinettist, Hr. Miller, Oboist und Hr. Haas, Violinist. Auch Hr. Kühner ist ein guter Violinspieler. Unter den Musikstücken, welche an den drei verschiedenen Abenden vorgetragen wurden, sprachen am meisten an: der Frankfurter Mainlust-Walzer, das Gewitter im Gebirge, der Alpenhorn-Galopp, der Sophien-Walzer, das musikalische Museum, die musikalische Eisenbahn-Lustfahrt, die Polonaise El Zapateado und die Einnahme von Constantine. Machen auch diese Pieceen auf tiefe Bedeutung und großen musikalischen Kunstwerth, wie sich von selbst versteht, keinen Anspruch, so sind sie doch, was sie seyn sollen und können, angenehme und unterhaltende Erscheinungen des Augenblicks, für die Verschönerung geselliger Zusammenkünfte in sommerlichen Gartenlocalen oder in winterlichen Ballsälen berechnet. Es wäre unbillig, hier den Maßstab höherer Kunstkritik anlegen zu wollen, wo es sich um leichtes Amusement handelt. In seinem Genre leistet Kühner mit seiner Musikgesellschaft Vorzügliches und verdient jedenfalls die freundliche Theilnahme, welche er überall gefunden hat. Die Gesellschaft wird über Heidelberg, Mannheim und Karlsruhe nach Stuttgart zurückkehren. Von vielen Seiten ist der Wunsch laut geworden, es möge dieselbe in nächster Herbstmesse in Frankfurt a. M. einen längeren Aufenthalt nehmen, da der gegenwärtige nur ein flüchtiger Besuch war.

Mannichfaltigkeiten.

(Freiburg, 28. Juli.) Die Freunde der Botanik und Blumistik haben in diesen Tagen Gelegenheit, eine eben so schöne als seltene Pflanze kennen zu lernen. Bei Kunstgärtner Fischer dahier ist eben eine indische Pflanze — Hedychium gardnerianum — von der wohl wenige Exemplare in Deutschland zu finden seyn möchten, in Blüthe. Hr. Fischer hat dieselbe aus Saamen gezogen, den er vor vier Jahren aus London erhalten hat, und diesen Sommer ist sie zum erstenmale in Blüthe gekommen. Die Blüthenähre besteht aus mehr als 30 kleinen schwefelgelben Blümchen, die nicht nur durch ihre Form, sondern hauptsächlich durch ihre stufenweise Entwicklung von großem Interesse sind.

In den Konstanzer »Seeblättern« liest man folgendes Zeugniß abgedruckt: »Dem Johannes H . . . . . der Jüngere, wird durch seine verunglükte Kuh, wo er hat schlachten müßen, attestiret, daß das Fleisch genießbar ist, welches durch die Fleischurkundsperson attestirt werden kann, welche durch Entzündung geschlachtet worden. D . . . . . Bez.-Amt S . . . . den 17. April 1839. Die Fleischurkundsperson. N. N.«

Neulich ereignete sich auf der belgischen Eisenbahn ein höchst trauriger Unglücksfall. Ein tauber Bauer schritt in dem Augenblick über die Bahn, als ein Wagenzug herbei kam, und war, da er die warnende Pfeife nicht vernehmen konnte, in der größten Gefahr, gerädert zu werden. Diese schreckliche Lage der Dinge bemerkte ein in der Nähe befindlicher Arbeiter, sprang hinzu, und gab dem Bauer einen Stoß, daß er glücklich über die Bahn flog und dem Tode entrann. Unterdessen aber erfaßte die Maschine seinen Lebensretter, und zermalmte ihn auf der Stelle.

Hitzableiter! — Hitzableiter! Nicht übel! In dem heißen Sommer 1840; sie sollen willkommen seyn. Aber in was bestehen sie? Nach

den Berliner Zeitungen sind es Sommerröcke für Herren, welche ein genialer Schneider in der dortigen Hauptstadt also benannt hat. Er versichert, daß derjenige, welcher sie trägt, nicht schwitzen könne, selbst in den heißen Hundstagen nicht; er empfehle sie deshalb auch den Studenten, wenn sie zum Examen gehen; den Schauspielern, welche ihre Rollen nicht wissen, und den Leuten, welche viele Schulden haben, letzteren aber nur gegen baare Bezahlung! Es lebe die Industrie!

(München, 22. Juli.) Die Münchener politische Zeitung bemerkt: Gegenwärtig ist in öffentlichen Blättern viel die Rede bezüglich der Darstellung von Medaillen, Reliefs ꝛc., die mittelst eines galvanischen Kupfer-Niederschlages gebildet werden. Diese von Professor Jacobi in St. Petersburg entdeckte, von Spencer in Liverpool und Professor v. Kobell in München zu größter Vollkommenheit gebrachte sogenannte Galvanoplastik dürfte mit Recht den wichtigsten Erfindungen sich anreihen, und bei der Wichtigkeit dieser Entdeckung konnte deren Anwendbarkeit auf das technische Leben nicht ferne bleiben. Wohl erkennend, welch großen Einfluß diese Entdeckung auf gewerbliche Betriebsamkeit zu äußern im Stande wäre, hat man in England die erwähnte Darstellung galvanischer Kupferabdrücke in mehreren Fabriken zur Erzeugung von Knöpfen, Arabesken und sonstigen Ornamenten ꝛc. eingeführt; so auch hat in jüngster Zeit Hr. G. A. Müller, Mechanikus in Leipzig, auf die Anwendbarkeit der Galvanoplastik auf die Typographie aufmerksam gemacht. Nicht unbemerkt aber möge es bleiben, daß in Baiern schon im Jahre 1839 die Rösl'sche Hofbuchdruckerei zu München bemüht war, diese Erfindung im Gebiete der Typographie anzuwenden, und es ihr nicht nur in vollkommenstem Maße gelang, nach Jacobi's und Spencer's Methode erhabene Züge auf einer Kupferplatte darzustellen, sondern daß auch Holzschnitte in Metallschnitte verwandelt wurden, deren Schärfe und Reinheit, abgesehen von der Gediegenheit des Metalls, jeden, auch den vollkommensten Guß und Abklatsch bei weitem übertreffen. Eben so gelang es, Stereotyp-Platten zu bilden. Wir zweifeln nicht, daß diese Erfindung jene Würdigung und jenen Anklang bei allen Männern vom Fache finden werde, welchen dieselbe in der That verdient.«

In New-York ist eine Uebersetzung von Eckermann's »Gesprächen mit Göthe« erschienen.

Die Agenten des Armen-Comité's zu Moskau hatten, bei der freudigen Nachricht von der Verlobung des Großfürsten-Thronfolgers, die Aufforderung ergehen lassen, einige arme Mädchen auszusteuern. Seit der Zeit waren in dieser Beziehung viele Bittschriften eingegangen. Dreißig Jungfrauen wurden in jeder Beziehung der Unterstützung für würdig erkannt, und am 24. Juni sollte nach einem feierlichen Gebet im Arbeitshause das Loos entscheiden. In der Urne befanden sich 16 Billette mit der Inschrift: Gottes Segen zur Ehe. Jede, die ein solches Billet zog, erhielt 200 R. zur Aussteuer. Zu dieser Zahl fügte das Mitglied des Comité's, W. Blochin, noch ein Loos mit gleicher Unterstützung hinzu. So groß die Freude derjenigen war, welche ein glückliches Loos gezogen hatten, eben so groß war der Schmerz derjenigen, welche ihre Hoffnung vereitelt sahen, ja manche derselben konnten sich der Thränen nicht enthalten. Dies rührte die Anwesenden. Das Mitglied des Comité's, W. Strachoff, erbot sich zuerst, noch 200 Rub. für eine der Jungfrauen, der das Glück nicht gelächelt hatte, beizusteuern. Ein anderes Mitglied, A. Tschischoff, folgte diesem Beispiele. Für die übrigen 11 Jungfrauen kam sogleich eine Summe ein, wodurch jede 100 Rub. zur Aussteuer erhielt. So wurden also statt 16 Mädchen 30 ausgestattet und zum Andenken an die freudige Nachricht über das künftige eheliche Glück Sr. kaiserl. Hoh. des Großfürsten-Thronfolgers und Cäsarewitsch werden also 30 Paare verbunden werden. (Pr. Stztg.)

Nach Dr. C. Zachariä's »Reise in den Orient in den Jahren 1837 und 1838« befanden sich an den vier Fakultäten der Athener Universität 26 Professoren und 3 Privatdocenten, von welchen 7 Deutsche waren: 1) Herzog, Professor des römischen Rechts; 2) Feder, Professor des Civilprozesses; 3) Traiber, Professor der chirurgischen Klinik; 4) Landerer, Professor der Chemie; 5) Ulerich, Professor der lateinischen Philologie; 6) Roß, Professor der Archäologie; 7) Wilke, Privatdocent, erklärte den Livius.

(Das geht über's Bohnenlied!) Zu Hannover, New-Jersey in Nordamerika, ist gegenwärtig eine Druckmaschine im Gange, eine Erfindung des Hrn. Thomas Trench. Das Papier wird in demselben Gebäude, wo sich die Maschine befindet, verfertigt, welche in einer Minute 6 ABC-Bücher druckt. Hr. Trench arbeitet jetzt an einer Maschine, welche in einer Minute zwei gewöhnliche Bibeln drucken wird. Dies berichtet eine deutsch-nordamerikanische Zeitung!

Zwei Komiker geriethen letzthin im Palais-Royal, in der Allee, welche gewöhnlich den Schauspielern ohne Anstellung vorbehalten und die Grève benannt ist, mit einander in Streit. Eine Herausforderung erfolgte und den andern Tag fanden sie sich auf dem Kampfplatz ein; als sie gegen einander über standen, sagte Hr. A... So eben fällt mir bei, daß ich mich mit Ihnen nicht schlagen kann. — Wie, versetzte Hr. C..., was soll dies heißen? — Dies soll heißen, daß ich mich nicht schlagen werde. — Sie haben mich beleidigt und Sie weigern sich, mir Satisfaktion zu geben? — Wenn ich Sie beleidigt habe, werde ich Ihnen alle nur mögliche Satisfaktion geben, allein ich habe einen unübersteigbaren Grund, um mich mit Ihnen nicht zu schlagen. — Kann man wohl diesen Grund erfahren? — Er würde Sie erzürnen. — Nein, mein Herr. — Sie versichern mir's? — Ich versichere es Ihnen. — Nun, hier ist er: Wenn wir uns schlagen, so würde ich Sie allem Anschein nach tödten, und ich würde der häßlichste Mensch und vielleicht der schlechteste Schauspieler des Königreichs bleiben. — Sein Gegner konnte sich des Lachens nicht enthalten, sie kehrten als gute Freunde nach Paris zurück, und in einem der ersten Speisehäuser der Hauptstadt endigte diese kleine Komödie, welche eine so tragische Entwickelung hätte haben können.

In Dauphin County Armenhaus starb am 26. Okt. 1839 Frank, ehemals Sclave des Hrn. Johann Harris, Gründer von Harrisburg. Er war ungefähr um das Jahr 1745 auf dem Platze, wo Harrisburg jetzt steht, geboren und muß daher sein Alter über 90 Jahre gebracht haben. Der verstorbene Hr. Orth, von Lebanon (damals Dauphin) County, schenkte ihm die Freiheit. Frank war unstreitig der älteste Einwohner dieses Countys, und konnte sich noch recht gut der Zeit erinnern, da der Indianer hier seine Pfeife rauchte und den Landstrich, wo jetzt Harrisburg und seine reizende Umgebung ist, ein dichter Wald deckte. Er pflegte zu sagen, daß er »manche Furche, zwischen dem Canal und der Brücke über den Susquehanna-Fluß, umgewendet habe.« Er besaß in einem hohen Grade die Tugenden und Laster seines Volksstammes, indem er ein harter Arbeiter, ein harter Trinker, auch ein Faullenzer war, und dabei ein unbezwingbares Temperament besaß. Frank pflegte zu behaupten, daß er oftmals mit Logan, dem Mingo-Häuptling, gespielt habe, welcher damals ein junger Mann war und durch die Rede berühmt geworden ist, welche er gehalten haben soll und die sich in »Jefferson's Notes« vorfindet.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. August. Die Wahnsinnige, Drama in 2 Abth., nach Melesville, von L. Angely. (Gastrolle) Sir Bernard Harleigh: Hr. Emil Devrient, königl. sächs. Hofschauspieler zu Dresden. Vorher geht: Fröhlich, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., Musik von mehreren Componisten.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 214. Samstag den 1. August 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

„Eine Reihe von Jahren," fuhr der Wechselherr Mateo Vanini fort, „eilte davon, ohne daß es mir gelang, etwas Näheres über das Schicksal ihres unglücklichen Vaters oder über eines Gliedes dieser Familie zu vernehmen; der edle Grafenstamm schien bis auf die Sprößlinge, welche in meinem Schutz sich befanden, von der Erde vertilgt. Ich fürchtete auch für die Sicherheit meiner Pfleglinge, daher mein Heimlichthun, werthe Herren. Da nun aber vor kurzem das Gerücht im Reiche umging, König Albrecht sey des schwedischen Thrones entsetzt, und Norwegens und Dänemarks mächtige Königin Margaretha führe an seiner Statt das Regiment in Schweden mit gewaltiger Hand; so ward ich durch neue Hoffnung belebt, das Schicksal der schwedischen Waisen möchte sich endlich günstig wenden. Ich habe Olav bereits dargethan, was Du, Ulrike, und Ihr, ehrsame Herren, so eben vernommen. Ich habe ihn aufgefordert, gen Schweden zu ziehen, an dem Throne der neuen Königin Gerechtigkeit zu fordern, und im Fall sein Vater umgekommen, die Rechte und Ansprüche seines edlen Geschlechts wieder geltend zu machen. — Ihr seht demnach, Herr Berthold Wirhäuser, daß ich Eurer ehrenhaften Werbung weder Vorschub leisten, noch sie ablehnen kann, bis das Schicksal meiner Pfleglinge sich entschieden. Bleibt Olav seiner Jugendneigung getreu und wünscht fürder die Verbindung mit Euerm altbürgerlichen Hause, und treten nahe Verwandte oder Stand und Verhältnisse nicht hindernd seinen und seiner Schwester Wünschen entgegen, und meine Stimme wird annoch etwas geachtet wie die eines Vaters, dann nehmt Wort und Handschlag: Ulrike wird Eure Schnur, wie Ihr's begehrtet. Bis dahin, werthe Freunde, wollt Euch bescheiden."

Der Altbürger stand ob dieser Rede des Wechselherrn höchlich verwundert, und Rudolph schaute trübselig drein. Ulrike war ein bleiches Wachsbild geworden. Sie konnte sich über das, was ihr so eben offenbart worden war, nicht freuen; ihre heißen Wünsche waren auf eine ungewisse Zukunft vertröstet. Den Geliebten, an dem sie mit der ersten Gluth jugendlicher Leidenschaft hing, konnte ihr ein bis daher unbekannter Vater, das Machtwort einer Königin, der erwachende Ehrgeiz eines Bruders rauben.

Während dem im Hause des Wechselherrn so Wichtiges verhandelt wurde, schlenderte Olav langsam und nachdenklich durch die belebten Gassen. Er hatte kein Acht, was um ihn her vorging; er bemerkte nicht, wie besonders der weibliche Theil der Vorübergehenden den schönen Jüngling mit Aufmerksamkeit musterte, wie manch einladender Feuerblick seinem Auge zu begegnen suchte. Unfreundliche Gedanken schienen ihn zu beschäftigen, denn seine jugendliche Stirne wurde zuweilen von krausen Falten verunstaltet, und seine Augenbraunen zogen sich auf Augenblicke düster zusammen.

Als er um die Ecke einer Straße bog, standen die Beguine und der alte Kriegsmann vor ihm, deren Retter aus Räubers Händen er gleichsam gewesen war. Der Knecht grüßte ehrerbietig, die barmherzige Schwester überrascht und verwirrt. Doch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, überflog sie der Jüngling mit einem kalten theilnahmlosen Blick, dankte kaum merklich und schritt an ihnen vorüber.

„So groß und schön müßte er jetzt seyn, Brun, wenn er noch lebte," begann die Beguine, ihm mit einem sehnsüchtigen Blick nachschauend. „Ach, dieser Jüngling — seine Züge — diese krystallreinen, großen, blauen Augen — zieht mich's doch mit einer besondern Ahnung, mit einem unerklärlichen Gefühl zu ihm hin, wie eine Mutter zu ihrem Kinde. Aber vergebliche Hoffnung! grausame Täuschung! Nie wohl werde ich meinen Sohn, nie meine Tochter wieder sehen! —"

„Beruhigt Euch, erlauchte Frau — doch dieses Wort habt Ihr mir ja strenge untersagt — " erwiederte der alte Knecht; „beruhigt Euch, Schwester Maria, das Ziel Eurer Leiden ist vielleicht nicht ferne. Kam uns doch in Rom mit jenem Pilgrim, der vor einigen Jahren vom fernen Norden nach der heiligen Stadt gezogen war, die gute Kunde, daß Euer Gemahl noch lebe, zwar der Freiheit beraubt, aber doch nicht hoffnungslos verloren. Euer grimmigster Feind, Bo Jonsson, der Reichsdrost, ist todt, wie das Gerücht geht, und wer weiß, ob Euer Gemahl nicht schon frei ist und der Seinigen harrt. Gott wolle es geben, daß ich mit guter Nachricht zurück kehre, und Ihr bald Gemahl und Kinder in die Arme schließen möget. Harrt hier meiner in dieser volkreichen Stadt, wo Ihr Euern Feinden nicht allzu nahe seyd, im Fall sie noch mächtig seyn sollten, um Euch schaden zu können; nicht allzu fern, wenn sich die Dinge zum Besten gewendet haben."

„Geleite Dich der Herr und seine heiligen Heerschaaren, Du treuer Diener, der mich nicht verließ, als ich heimgesucht ward

von überschwänglichen Leiden, verfolgt von meinen Feinden und Freunden, und verlassen war von der ganzen Welt," sagte die barmherzige Schwester. „Du hast Armuth und Noth redlich mit mir getheilt, und warst meine Stütze, als mein Vertrauen auf Gott sinken wollte. Ziehe hin und forsche, wie es in der Heimath steht, ich werde Deiner hier im Hause zur kleinen Einung harren, die Pflicht übend an allen Unglücklichen, Leidenden und Kranken dieser lebensfrohen Stadt, wie ich es bisher that in dem fernen Wälschland."

Sie reichte ihm die Hand, welche der alte Diener gerührt an die bärtigen Lippen drückte; das Herz wollte es ihm abdrücken, die verehrte Gebieterin allein in der fremden Stadt zurück lassen zu müssen. Er wandte sich zum Gehen, um die hervorquellenden Thränen zu verbergen. Die Beguine sah ihm lange nach mit schmerzlichen Blicken, bis er um eine Ecke der Straße verschwunden war, dann verlor sie sich in einem der Häuser, um bei einem Kranken ihre Berufspflicht zu erfüllen.

„Bei der Glane des heiligen Michael! wenn ich noch der Zeit gedenke, wo ich Euch die ersten Handgriffe eines Troßbuben beibrachte, und sehe nun einen so stattlichen Junker vor mir, so habe ich daß eine große Freude," sagte der Rathsknecht Hanemann Jäckel, der dem mißgelaunten Olav auf der Straße begegnet war und ihn gestellt hatte. „Hätte ich's Euch doch gleich damals ansehen sollen, daß Ihr zu Helm und Schild geboren seyd und adeliges Blut in Euern Adern fließt. Und wie schmuck Ihr angethan seyd. Kein Wunder ist's, daß alle Dirnen, vornehm und gering, mit lüsternen Blicken nach Euch schielen, wie meine Katze nach einem Teller voll Erbsen mit Speck. Seht da rechts und links, wie sich's hinter den damast'nen Vorhängen regt und bewegt, wie's hervorguckt, gerade wie auf dem Altarblatt die Engelsköpfchen aus den Wolken. Ja blinzelt nur, huscht nur vor- und rückwärts, das ist doch all umsonst. Ein braunlockiges Mägdlein hat schon längst meinen schmucken Junker in Ketten und Banden gelegt."

(Fortsetzung folgt.)

Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Philadelphia.

(Frankfurt, 29. Juli.) Mit der neuesten Post aus Havre erhalten wir Zeitungen aus Philadelphia vom 27. Juni. Die dort erscheinende „Alte und neue Welt" von diesem Datum bringt uns den nachstehenden Bericht über die erste vierhundertjährige Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in der nordamerikanischen Staaten-Union. Die genannte Zeitung von Philadelphia berichtet: „Wenn es uns zur heiligen Pflicht gemacht wurde, unsere Mitbürger zu einer würdigen Feier obigen Festtages in den früheren Nummern d. Bl. aufzufordern, so gereicht es uns jetzt zur größten Freude, den Bewohnern dieses Landes, wie unsern Brüdern jenseits des Oceans, sagen zu können: der 24. Juni war ein unvergeßlicher Tag! Sein Andenken bleibe uns werth; denn der Deutsche hat gezeigt, daß er etwas leisten kann, wenn er, trotz allen Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellen mögen, muthig beharrt bei edlen Bestrebungen.

Dies möge im Ganzen als Einleitung dienen und wir hoffen, daß unsere Leser uns entschuldigen werden, wenn wir nicht eine so ausführliche Beschreibung des schönen Festes liefern, als wir dies gerne gethan haben würden, um die Publication dieser Nummer nicht noch länger zu verschieben. — Wir beabsichtigen aber, wenn uns die Anordnungs-Comité darin unterstützt, ein eigenes Pamphlet zu drucken, worin die Feier ausführlich beschrieben und einige vortreffliche Reden ihrem ganzen Inhalte nach aufgenommen werden. — Ein solches Gutenbergs-Album würde nicht nur für die Deutschen dieses Landes, sondern auch für unsere Lieben in der alten Heimath eine angenehme Erscheinung seyn. Auf dieses verweisen wir daher und gehen zur kurzen Beschreibung des Festes über.

Ein schöner Morgen verkündete den wichtigen Tag und stimmte Diejenigen, welche an seiner Feier Theil nehmen wollten, zur allgemeinen Heiterkeit. Jung und Alt zog vergnügt durch die Straßen und begab sich vor „Our House", Library Straße, als den bestimmten Versammlungsplatz. — In der 5. Straße, am Unabhängigkeits-Square, wurde der festliche Zug organisirt. — Der achtungswerthe Major Daniel M. Keim war Haupt-Marschall des Tages und unter seiner Leitung waren 12 andere Marschälle in einfacher Bürgertracht und gleich gekleidet, sämmtlich zu Pferde. Voran die Uhlanen und die Artillerie, wie die 1. und 2. Compagnie der „deutschen Washington Garde" in Parade-Uniform; ihr folgte ein Theil der alten Washington-Garde und der Jäger-Compagnie in Civil. Ihre Haltung und Ordnung war musterhaft. Ihre Musik-Corps trugen zur Erhöhung des Festes wesentlich bei. Nach den Musik-Corps folgten die Mitglieder der Anordnungs-Comité; dann den Buchdruckern und Schriftgießern voran eine schöne Festfahne mit dem Bildnisse Gutenbergs, umgeben von einem Eichenkranz auf der einen Seite und auf der andern eine Presse in Wolken schwebend, mit einem Adler und einem Halbzirkel von 26 Sternen über ihr. Unter der Presse die Worte: Erfunden in Mainz 1440; gefeiert von den Bewohnern Philadelphia's am 24. Juni 1840. Hierauf ein Wagen, von vier Schimmeln gezogen, mit einer Presse, von welchem passende Lieder in deutscher und englischer Sprache geworfen wurden. An diesen Wagen schloß sich der Männerchor mit einer schwarz-roth-goldenen schönen Fahne an und jedes Mitglied war außer dem Festbande mit einem schwarz-roth-goldenen Bändchen geziert. Ein herrlicher Anblick, diese jungen Männer, die den Deutschen hier schon so manche frohe Stunde bereitet haben und die, wo es edlen Zwecken gilt, nie zurückstehen, hier, in so großer Anzahl vereint zu sehen! — An den Männerchor schlossen sich die Logen der Odd Fellows mit ihren geschmackvollen Fahnen und außer dem Festbande mit einem andern Bändchen, das Motto ihres Vereins enthaltend, ausgezeichnet. Ein gutes Musik-Corps ging ihnen voran. — Hinter den Odd Fellows die Bäcker mit ihren Fahnen und zum Schluß die andern Theilnehmer, welche nicht als Gesellschaften dem Zuge beiwohnten.

Vor dem Staatshause, dem bedeutungsvollen alten Gebäude, wo einst die Unabhängigkeitserklärung verkündet wurde, machte die Versammlung Halt. Der Männer-Chor trat aus dem Zuge und stellte sich vor der Mitte des Gebäudes auf. — Ein herrliches Lied, von Hrn. Ed. Th. Bösche verfaßt, erscholl durch die Luft und wurde brav gesungen. Der Volksandrang war groß; Straßen, Pavements und der geräumige Platz vor dem Staatshause waren gedrängt voll Menschen; Kopf an Kopf in allen Fenstern. Tiefe Stille herrschte. Ein hehres Gefühl schien

sich Aller zu bemeistern. Die kräftigen Männerstimmen verfehlten ihre Wirkung nicht und keiner der Zuschauer wagte es, durch unziemliche Störung den Eindruck, den der Gesang auf Alle machte, zu entheiligen. Nachdem der Gesang beendet war, spielte das Musikcorps Hail Columbia und nun wurde Gutenberg, dem Erfinder der Buchdruckerkunst, ein dreifaches Hurrah gebracht, worauf der Zug in musterhafter Ordnung sich durch mehrere Straßen der Stadt bewegte. — An einigen Häusern waren Fahnen ausgehängt und Blumen und Kränze begrüßten die Procession.

In der Broadstraße wurde die Procession entlassen. In verschiedenen Gruppen zog man jetzt nach Gray's Ferry. — Um 2 Uhr wurde von einer zahlreichen Versammlung ein Mahl eingenommen.

Nachdem das Mahl beendigt war, wurden folgende von der Anordnungs-Comité vorbereitete regelmäßige Toaste unter jubelnden Hurrah's, kräftiger Musik, erhebendem Gesang und Geschützesdonner von der großen versammelten Menge ausgebracht in deutscher und englischer Sprache.

Toaste beim Mahle der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst.

1) Die Buchdruckerkunst. — Sie ist die Zunge der Menschheit. —

2) Johannes Gutenberg. — Er kam in die Welt, wie sein Namensgenosse Johannes der Täufer, als ein Bote des Lichts.

3) Deutschland. — Das „Vaterland" der größten Erfindungen, welche die Welt civilisirt haben — die Pflegschule aller Künste und Wissenschaften — die „Heimath" häuslicher Tugenden.

4) Unser Adoptiv-Vaterland. — Die Heimath erleuchteter republikanischer Freiheit — der glückliche Zufluchtsort der Unterdrückten aller Nationen.

5) Washington. — Der Erste im Kriege — der Erste im Frieden — der Erste in den Herzen seiner Landsleute — und wir setzen hinzu: der Gebildeten aller Nationen.

6) Franklin. — Der Druckerphilosoph — der Bürgerphilosoph — der Staatsmannphilosoph — der Kriegerphilosoph — der Moralphilosoph — der Naturphilosoph, gleich groß in jeder Stellung.

7) Der Präsident der Vereinigten Staaten.

8) Der Gouverneur von Pennsylvanien.

9) Allgemeine Erziehung. — Ihre Verwirklichung würde jeden Herd zu einer festen Burg der „Tugend, Freiheit und Unabhängigkeit" machen.

10) Die deutsche Convention. — Lobenswerth in ihrer Bestrebung, wenn auch noch nicht im Erfolge, weil sie die Verbesserung der Erziehung bei der Wurzel anfängt, indem sie Pflanzschulen für die Erziehung tüchtiger Lehrer gründet.

11) Die Presse der Vereinigten Staaten — die einzige „freie Presse" der Welt — das „Forum" des Volkes in seiner Majestät, wo seine öffentlichen Geschäfte gründlich besprochen und seine Gesetze gemacht und beschützt werden.

12) Unser Fest. — Mögen unsere Nachkommen nach einem andern Jahrhundert, verhältnißmäßig so viel stärkere Beweggründe als wir zur Feier dieses Festes haben, als uns zu Theil wurde über unsere Vorfahren vor hundert Jahren!

13) Die Frauen. — Wir liebex sie.

Nachdem der elfte Toast getrunken war, erhob sich Herr Holden vom Saturday Courier und bat um Erlaubniß, im Namen der amerikanischen und besonders der Philadelphiaer Presse einige Worte zur Erwiederung auf das von der ehrenvollen Versammlung der Presse dieses Landes gezollte Compliment zu sagen. Viele Stimmen unterstützten dieses Gesuch, welches daher gewährt wurde, worauf Herr Holden eine gediegene, höchst interessante Rede hielt, in welcher er seinen und seiner Collegen Dank für die ihm angethane Ehre aussprach, das Compliment unter kleinen Modificationen für die Presse acceptirte, und dann auf die großen Wohlthaten einging, mit welchen der deutsche Genius die Welt beschenkt habe, und unter denen die Erfindung der Buchdruckerkunst als die höchste zu nennen sey u. s. w. Er schilderte zugleich den Charakter der amerikanisch-deutschen Bevölkerung mit schmeichelhaften Farben und bewillkommnete herzlich alle deutschen Einwanderer in dieses glückliche Land.

(Schluß folgt.)

Emil Devrient's Gastspiel in Frankfurt a. M.

Obgleich anfänglich nur auf wenige Rollen festgesetzt, hat es doch, mit Einschluß des Gastspieles in Mainz, einen ganzen Monat ausgefüllt. Devrient bringt den Direktionen volle Häuser und sie lassen ihn daher nicht eher weiter ziehen, bis es durchaus seyn muß. Dieser Ultimo ist nun gekommen. Nächsten Montag wird der Gast mit dem Hamlet seinen hiesigen Cyclus schließen. Ueber Devrient als ausgezeichneten Bühnendarsteller haben wir uns genügend ausgesprochen und müssen nur noch berichten, daß er auch in seinen beiden letzten Rollen als Richard Wanderer und als Baron Wiburg in — Stille Wasser sind tief — die gewohnte Anerkennung des vollen Hauses fand. Sein Richard Wanderer ist ein sehr anziehendes Genrebild, in welchem die Gränzlinien der feinen Komik nicht überschritten werden. Es gehört große Bühnenerfahrung dazu, um hier, wo fortwährend von Einem in's Andere übergesprungen wird, nicht in's Possenhafte zu gerathen. So schillernd auch der Charakter Wanderers erscheint, so muß doch eine Grundfarbe desselben festgehalten werden. Devrient versteht es, dit humoristischen Beziehungen dieser Rolle wieder zu geben und zeigt uns bald ein Bildchen aus der Kunst seines berühmten Oheims, oder aus der Chlairs, oder Rotts, bald stellt er den lächerlichen Pathos und die Unnatur gewöhnlicher Bühnenhelden dar; er greift in alle Gattungen des Drama's über und stimmt uns wechselnd zum Ernst und zur Heiterkeit. Diese Rolle wird durch Devrient zu einem geistreichen Bühnenscherz, welcher dem Zuschauer eine interessante Unterhaltung bereitet. Als Baron Wiburg war der Gast durch die beiden Phasen des darzustellenden Charakters gleich anziehend und wie er den absichtlich linkischen, mit den feinen Manieren unerfahrenen Landedelmann zu fingiren verstand, so führte er auch den würdevollen, feingebildeten und kräftigen Weltmann in schönen Zügen vor und vermied sowohl den grellen Uebergang, wie auch den Ton abstoßender Kälte, wodurch der Charakter zu einem ganzen und in sich begründeten wurde. Indem wir nun die Theaterfreunde auf Devrient's bevorstehenden Hamlet aufmerksam machen, bedauern wir, am Ziele eines uns so sehr erfreulichen Gastspieles zu stehen. W.

Korrespondenz.

Vom Rheine, 24. Juli.

Die Liebe des Volkes zu seinem Regenten ist etwas so Schönes und Erhebendes, daß man da, wo sie herzlich, frisch und kräftig sich zeigt, sie recht freudig begrüßen sollte. Wir am 24. Juli dieses Jahres die Feier des Geburtstages des jungen Herzogs von Nassau mit anzusehen Gelegenheit hatte, konnte die Ueberzeugung fassen, daß nur die treueste Unterthanenliebe solche Aeußerungen an den Tag legen könne, konnte sich

dem frohen Bewußtseyn hingeben, er sähe ein Volk, das mit der ungeheucheltsten Liebe an seinem Regenten hänge. Eine Rheinreise hatte mich an jenem Tage an Nassau's herrlichen Ufern vorübergeführt. Ueberall verkündete Geläute, Böllerschüsse und froher Jubel, untermischt mit den Klängen der Musik, die Feier des Tages, dessen älterer Bruder dem Lande einst den geliebten Herrscher gebracht. Unser Dampfboot war mit flatternden Wimpeln und Flaggen geschmückt. Es grüßte aus ehernem Munde das schöne Land, das sich seines Fürsten freute, und trug somit dazu bei, daß dem Tage seine Ehre werde. Als wir in das Rheinthal hineinsegelten, das bei Bingen sich grotesk und pittoresk öffnet und dessen ciesgraue Vorwacht der alte Mäusthurm ist, der halb verwittert auf seinem Felseninselchen steht, stellte sich uns bald das schöne Rheinstein vor das Auge, dessen weithin wehende Fahne von der Anwesenheit der Herrschaft Kunde gab. Gruß und Gegengruß wurde hier aus Kanonenmund gewechselt und pfeilschnell rauschte unser Schiff hinab in die sich windenden Thalschluchten, durch welche der Rhein sich drängt. Bald trat die Pfalz und das Städtchen Caub hervor, wo für erst das Ziel meiner Rheinfahrt, wenn auch nicht meiner Wanderung war. Näher kommend wurde ich mit allen meinen Reisegefährten durch einen ungemein schönen Anblick überrascht. Ein sehr großes Rheinschiff lag inmitten des Stromes vor Anker und war mit den Flaggen sämmtlicher Rheinuferstaaten vom Sankt Gotthard bis zum Meere auf eine wirklich prachtvolle Weise geschmückt, was einen ungemein imposanten Anblick darbot. Sechs Geschütze standen an Bord, welche schon den Abend vorher und am Frühmorgen des festlichen Tages, wie man mir erzählte, mit je ein und zwanzig Kanonenschüssen die Feier eingeleitet hatten. Als wir uns näherten, donnerte eine volle Salve in das Rheinthal hinein, deren Echo's vielfach wiederhallten. Kaum war das Rollen des Donners vorüber, so ertönte die Melodie: God save the king! von Blasinstrumenten ausgeführt, und darauf ein Lied in derselben Melodie, von einem Sangertine, der mit den Musikern an Bord des schönen Schiffes war, ausgeführt. Beides nahm sich sehr gut aus, besonders die Blasmusik in einiger Entfernung. Sobald wir des Festschiffs im wilden Gefährte ansichtig wurden, luden die Matrosen die Geschütze; bald donnerte unser Gruß gegen die Pfalz. Vom Schiffe wurde erwidert und als wir näher kamen, donnerte ein hundertstimmiges Hurrah, begleitet vom Schwenken der Hüte und Tücher, dem Festschiffe zu.

Kaum ausgeschifft, wurde ich eingeladen, das Festschiff zu besteigen und Zeuge der Lust zu seyn. Ich zog es jedoch vor, am Ufer zu bleiben, um von da aus in angemessener Entfernung Zeuge des schönen Festes zu seyn. Ein glücklicher Gedanke war es, diesen Standpunkt mit der Pfalz zu vertauschen, in der ein freundliches Gemach mir gerade die Aussicht auf das Schiff, das Städtchen und den allerliebsten Thalkessel bot, dessen Schmuck die Pfalz, Caub, Gutenfels, Schönberg und Oberwesel mit seiner schönen Kirche ausmacht. Hier genoß ich denn des schönen Anblicks mit dem wundervollen landschaftlichen Hintergrunde ungestört. Gesang, Instrumentalmusik und Geschützsalven wechselten mit einander ab. In den Gesang fielen die Schulkinder mit ein, die, bunte Fähnchen in Nassau's schönen Farben schwingend, festlich gekleidet, mit ihren Lehrern am Ufer standen, dessen neue schöne Kais die Bewohner des Städtchens theilnehmend bedeckten, denn der Tag war ein Volksfesttag, an dem jede Arbeit ruhte. Besonders imposant war es, wenn rheinauf oder rheinab die Dampfschiffe grüßend vorüberrauschten. Mit dem unsrigen waren dies neun, nämlich sechs kölnische, zwei düsseldorfer und ein niederländisches. Alle waren festlich mit Flaggen und Wimpeln geschmückt. Von dem Cauber Festschiffe grüßte sie der Gesang, die Musik und jedesmal einundzwanzig Schüsse. Der Abend wurde in heiterer Lust mit geistigen Genüssen hingebracht, welche die Begeisterung mächtig förderten, wozu die jubelnden Toast's das Ihre beitrugen. Wenige Festtheilnehmer — und alle Einwohner nebst vielen Auswärtigen waren es — gingen ohne ein Zöpflein zu Bette, welches der lieblich mundende Cauber gewunden hatte. Ich darf das Geständniß ablegen, daß ich mich sehr wohl unter den heitern Menschen gefühlt habe, die sich so anständig hielten, daß nicht eine einzige Ungebühr die Feier gestört oder nur getrübt hätte. Ueberall sprach sich die ungeheuchelte Liebe zu dem Herzoge aus, auf den das gutmüthige und treue Volk mit frohen Hoffnungen hinblickt, zu denen die bisherigen Schritte des jungen Fürsten sie vollkommen berechtigen. Uebrigens muß besonders erwähnt werden, daß zu dem Feste keine obrigkeitliche Veranlassung gegeben worden war, sondern daß es rein und lediglich aus gemeinsamer Uebereinstimmung erwuchs; daß die Musik wie die Sänger freiwillige Vereine sind, welche freudig ihre Kräfte liehen, um des Herrschers Geburtstag zu verherrlichen, und daß der geschickte Festordner, von Saint-George, überall freundliches Entgegenkommen fand, um die sinnige Weise des Festes so auszuführen, wie es geschehen. Wenn auch überall im schönen Lande dieser wichtige Tag festlich begangen wurde, so zweifeln wir doch, ob er irgendwo in einer so würdigen und allgemein gefälligen Weise wie hier begangen worden ist. Auch mir wurde er ein Festtag und ich vergaß, daß ich ein Fremder war, so herzlich wurde ich behandelt. Möge denn auch fernerhin des Volkes Liebe eine recht erfolgreiche Pflege finden und Volk und Fürst immer inniger in Eins verwachsen! *)

* *

Mainz, 29. Juli.

Der in der hiesigen Rheinstraße im Bau begriffene Gasthof des Hrn. Reiß, zu dem der hiesige Stadtbaumeister Hr. Geiger den Plan gemacht hat, so wie er auch den Bau leitet, wird im Laufe des künftigen Monats unter Dach kommen; sowohl seine äußere gefällige Form, als die projektirte innere Ausstattung werden ihm unter den ersten Gasthöfen am Rhein eine glänzende Stelle sichern; mit Recht hat daher der Eigenthümer beschlossen, ihm den Namen Europäischer Gasthof, Hôtel de l'Europe, zu geben; er thut damit kund, daß er die Absicht hat, ihn mit den großen Gasthöfen unseres Welttheils in eine und dieselbe Linie zu stellen. Seine Lage, die herrliche Aussicht, selbst in der untern Etage, die Menge der Zimmer und der Aufwand, der in Einrichtung und Mobilien gemacht werden soll, lassen erwarten, daß die Absicht des Erbauers sich bewähren werde. Bis zum künftigen November oder Dezember werden alle Einrichtungen beendigt seyn, und der Gasthof eröffnet werden können.

Kunstnotiz.

Die in Frankreich und Italien wohlbekannte und als ausgezeichnet gerühmte Sängerin Mad. Duflaus wird demnächst in Wiesbaden ein Konzert veranstalten, und hoffentlich auch in Frankfurt a. M. ihr Gesangstalent den Musikfreunden vorführen.

---

*) Ueber die Geburtstagsfeier Sr. Durchl. des Herzogs von Nassau erhalten wir Berichte aus vielen Theilen des gesegneten Nachbarlandes, besonders auch aus Oestrich, Caub, Oberursel, Heddernheim ꝛc.; allein der beschränkte Raum unseres Blattes erlaubt uns nicht deren Aufnahme. Die Red.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. August. Die Hagestolzen, Lustspiel in 2 Abth., von Iffland. Hierauf folgt: Fröhlich, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., Musik von mehreren Componisten.

Sonntag, 2. August. Fra Diavolo, oder: Das Gasthaus in Terracina, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber. (Gastrolle) Zerline: Dem. Kunt, vom Theater zu Pesth.

Montag, 3. August. (Zum Vortheil des Hrn. Emil Devrient): Hamlet, Trauerspiel in 5 Abth., von Shakespeare. (Letzte Gastrolle) Hamlet: Hr. Emil Devrient, königl. sächsischer Hofschauspieler zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 215. Sonntag, den 2. August 1840.

Der Mädchenthurm am Bosporos.

Kiskalesi, Thurm der Wonnen,
Thurm, vom Bosporos umrauscht,
Winkst du Liebenden zum Bunde,
Selbst vom Wellenkuß berauscht?
Kiskalesi, Thurm der Schmerzen,
Warum birgst du Helena,
Helena die Kaisertochter,
Die Byzanz mit Staunen sah?
Helena, das Christenmädchen,
Liebte heiß den Türken Sid,
Darum weinte sie im Thurme,
Der vom Muselmanne schied.
Liebe dringt durch Fluth und Mauern. —
Sid erschien in Thurmesnacht,
Reichte Küsse viel — und Blumen,
Die im Körbchen er gebracht.
Eine Schlange barg das Körbchen,
Die des Mädchens Busen stach.
An der gift'gen Wunde saugte
Sid, bis Leich' an Leiche lag.
Kiskalesi, Thurm der Liebe,
Winkst du Liebenden nur dann,
Wenn dein buhlend Steingehäuse
Sie als Grab umschlingen kann?

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

„Weißt Du das so gewiß?" fragte Olav, und mußte unwillkürlich über die drollige Lobpreisung des Dicken lächeln.

„Warum sollte ich es nicht wissen?" erwiederte Hanemann zuversichtlich. „Des Altbürgers Wirhäuser, des reichen Wüllknappen, Töchterlein ist's, die Ihr mimt, und die ohne Euch nimmer leben kann. Verging doch, während Ihr Eure Zeit in den wälschen Landen zubrachtet, fast kein Tag, wo Fräulein Bertha nicht Eure Schwester heimgesucht und von Euch nur Liebes und Gutes geplaudert hätte. Und als Ihr gestern zurückkamt, und die liebliche Maid so vor Euch stand — haha! da zappelte auch Euer Herz wie der Dieb am Galgen. Frau Trine, mein Eheweib, hat Euch genau beobachtet."

„Daß ich Bertha Wirhäuser wohl leiden mag, will ich nicht läugnen; meine Neigung zu ihr wuchs mit mir auf, und ich kenne keine andere. Ob aber sie gleichgesinnt gegen mich ist, wäre noch sehr in Frage zu stellen. Der Junker von Carben, ich hab' es noch am Abend meiner Ankunft bemerkt, scheint viel bei ihr zu gelten."

„Ach, wenn es das ist, was Eure Stirn so kraus in Fal'en legt, so laßt sie immerhin wieder glatt werden; Euer Argwohn ist dann ein unnützes Geplage. Jungfrau Bertha mag den Junker von Carben wohl leiden, wegen seines biedern Wesens, und er weiß gar zierlich zu reden und freundlich zu thun; aber das wird ihm doch alles nichts helfen; ihr Herz bleibt Euch eigen für und für. Drum weg mit der weinerlichen Miene, mit dem Geseufze und Gestöhne; überlaßt das jenen weibisch thuenden Gesellen, die dünnbeinig und gespreizt einherschreiten, sich schnüren, das Barthaar zustutzen, am Halse Krause oder Linnenkragen wohl hundertmal zurecht rücken, nach feinen Oelen und Salben riechen, und wenn ihnen ein hübsches Mägdlein aufstößt, gleich ein herzbrechendes Ach! und Oh! ausstoßen, und die Augen verdrehen wie Einer, der auf dem Rost geschmort wird; des Abends vor Liebe sterben wollen, und am Morgen drauf ihre magern Waden mit der Nachthaube einer lustigen Dirne ausstopfen. Ich bin freilich nur ein gemeiner Mann, und habe wenig Kenntniß dessen, was die vornehmen Leute quält und plagt, und von dem Minnegekose war ich nimmer ein Freund. Frau Trine, mein Weib, nahm ich nur, damit sie mir meine Suppe koche, mein Strohbette aufschüttle und meiner pflege, falls mir eine Gläne zwischen die Rippen führe, oder ein Schwert mein Fell aufschlitze, oder ein Siechthum mich befalle; aber ich denke, wen die Minne quält, der gehe hin zu seinem Herzlieb und sage ihr's frisch von der Leber weg, wo's ihn drückt und quält, und ich will mein Wehrzeug in den Mainstrom werfen, wenn er nicht in der Zeit, welche man braucht, um ein Ave Maria zu beten, weiter kommt, als mit all' dem Geseufze und Wehklagen in einem Jahr."

„Du hast recht", erwiederte der junge Schwede. „Hier stehen wir an des Altbürgers Haus. Ich will hinein gehen und sonder Umstände mein Herz erleichtern."

„Thut das, mein Junker, und zeigt mir, wenn ich Euch

wieder sehe, ein freundlicheres Gesicht denn jetzt," sagte Hanemann, schüttelte dem Jüngling treuherzig die Hand und ging seiner Wege.

Olav besann sich einen Augenblick, dann trat er in das Haus. In einem wohnlichen Gemache fand er Frau Guda und ihre Stieftochter Bertha; sein Herz pochte ungestüm.

Frau Guda, noch immer schön und anmuthig, hatte ihr jüngstes Kind, einen zweijährigen Knaben, der ihr von drei Kindern allein übrig geblieben war, auf dem Schooße und tändelte mit ihm. Bertha kniete zur Seite ihrer Mutter und hielt dem kleinen Heinrich Blumen vor, an deren Farben das Kind sich ergötzte und begierig darnach haschte. Ueberrascht und bewegt stand der Jüngling vor dieser reizenden, häuslichen Gruppe. Frau Guda empfing den Eintretenden mit vieler Herzlichkeit, Bertha hocherröthend und verlegen.

„Verzeiht, gestrenge Frau, holdes Fräulein, wenn ich zur ungelegenen Stunde kommen sollte," sie ehrerbietig grüßend.

„Ihr seyd uns ja von jeher und zu jeder Stunde ein willkommener, gern gesehener Gast gewesen, lieber Junker Olav," erwiederte Frau Guda, ihm die feine weiße Hand darreichend. „Die wenigen Jahre, die Ihr in dem schönen Wälschland verbrachtet, sollen Euch uns nicht entfremdet haben."

„Denkt und spricht Eure schöne Tochter auch so, verehrte Frau?" fragte Olav, seinen Blick auf die Jungfrau richtend. Bertha war wie von dunkler Rosengluth übergossen; sie versuchte einen zürnenden Blick auf den kecken Frager zu werfen, der ihr aber gänzlich mißlang.

„Ich sollte doch nicht meinen, daß mein Töchterlein ihrem Jugendgespielen gram geworden wäre," erwiederte die schöne Altbürgerin mit einem schlauen Lächeln. „Seyd versichert, wir alle freuen uns Eurer Rückkunft. Aber da sitze ich und plaudere, und vergesse ganz, daß Ihr heute unser lieber Gast seyd, und einige Eurer Lieblingsgerichte bereitet werden sollen. Verzeiht Junker, wenn ich Euch einen Augenblick allein mit Jungfrau Bertha lassen muß. Ihr werdet die Güte haben, sie von Euern Abenteuern, welche Ihr in den schönen, fremden Landen erlebt, zu unterhalten." Und ehe noch Bertha es verhindern konnte und Olav eine Antwort darauf hatte, war die schalkhafte Altbürgerin, welcher die Zuneigung des jungen Schweden zu ihrer Stieftochter längst kein Geheimniß mehr war, und innerlich von ihr gebilligt wurde, durch die Thüre, den kleinen Heinrich mit sich nehmend, verschwunden. Die Liebenden standen sich allein gegenüber.

Olav ergriff die Hand der Jungfrau, die sie ihm willig ließ. „Bertha, ein Fremdthun ist zwischen uns getreten, das mich beunruhigt. Du bist mir nicht mehr hold?"

Bertha hob ihre schönen Augen zu ihm empor, und eine Thräne schwamm darin.

„Du liebst den Junker Friedrich von Carben?"

Das Mädchen zog erzürnt ihre Hand aus der seinigen und wandte sich zum Gehen.

„Es muß klar zwischen uns werden, Bertha, denn nur kurze Zeit werde ich noch in Frankfurt weilen, und dann vielleicht für immer daraus scheiden."

„Du willst uns wieder verlassen? für immer?" fragte das Mädchen erschreckt, und richtete ihr bleich gewordenes Gesicht starr auf ihn hin.

„Ich muß — heilige Pflichten rufen mich nach dem fernen Vaterlande, nach der Heimath."

„Ist Deine Heimath nicht hier, wo Du Alles fandst, was früheres Unglück Dir geraubt?"

„Höre mich. Mein guter Pflegevater hat mir heute erst offenbart, daß ich und meine Schwester einem mächtigen, jedoch unglücklichen Geschlecht in dem Lande Schweden entsprossen, und schon in der Wiege eine Grafenkrone mein Erbtheil gewesen sey. Pergamente und köstliche Geschmeide, die einst der Schreiber Meußfenger meinem Ohm Torkelson gestohlen hatte, und nur wie durch ein Wunder in die Hände meines Pflegevaters gekommen waren, ließen mir darüber keinen Zweifel. Sobald die Fehde mit den Kronenbergern geendet, will ich mich aufmachen gen Schweden und die Rechte meines Hauses geltend machen."

„Du hast recht," erwiederte das Mädchen einsylbig; „für solchen Glanz und solche Macht kann Dir unsere Freundschaft und — Liebe," setzte sie leiser hinzu, „keinen Ersatz bieten."

„Aber ein Vater schmachtet vielleicht noch im dumpfigen Kerker, mit Sehnsucht harrend, daß sein Sohn komme und ihn erlöse."

„Ein Vater? — Ja, dann mußt Du von hinnen, ihn zu befreien," sagte die Jungfrau traurig, und einzelne Thränen stahlen sich über ihre Wangen.

„Aber es kostet ein Wort von Dir, und ich werde nach beendetem Geschäft wiederkehren."

„Wiederkehren? ein Wort von mir?" fragte Bertha unter Thränen hervorlächelnd.

„Sprich wahr und wahrhaftig: liebst Du nicht den Junker von Carben?"

„Nein," erwiederte sie, und legte die Hand betheuernd auf's Herz.

„Aber er hatte Zutritt in diesem Hause, er verehrt Dich wie seine Heilige, ich weiß es."

„Er ist mein Vetter — konnt' ich ihm die Thüre weisen?"

„So liebst Du mich nur allein, treu und wahr?"

Die Jungfrau neigte das Haupt und sank in seine Arme.

„Nun, so schwöre ich Dir," rief Olav entzückt, „nur Dich und keine Andere werde ich als mein eheliches Gemahl heimführen!"

In diesem Augenblick ward stürmisch die Thüre aufgerissen und hochroth vor Zorn, dann wieder blaß wie der Tod, stand, der Junker von Carben in der Thüre. „So wäre ich denn enttäuscht — das Räthsel mir gelöst — — Du, Olav, bist der glückliche Buhle? und ich bin verschmäht, verhöhnt? — ha! das fordert meine ganze Rache!" —

Und fort stürmte der von Leidenschaft Verblendete, und die erschrockene Bertha barg das erbleichte Antlitz an der Brust des Geliebten.

(Fortsetzung folgt.)

Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Philadelphia.

(Schluß.)

Nachdem die Toaste sämmtlich verlesen waren, trieb die Hitze des Tages die Menge von den Tischen an einen schattigen Ort, wo auf wiederholte Aufforderung Hr. Ginal in deutscher Sprache eine kräftige und eindrucksvolle Rede hielt, in welcher er [mit

lebhafter Begeisterung die Freude aussprach, so viele Deutsche an diesem Tage versammelt zu sehen. Er zeigte dann ferner, welchen segensreichen Einfluß die Buchdruckerkunst auf die Menschheit geübt und wie sie namentlich für allgemeine Erziehung so wichtige Resultate geliefert. Er ermahnte die Versammlung, diese zu befördern und durch sie immer mehr dahin zu wirken, wahre amerikanische Bürger zu bilden, wahre Demokratie zu befestigen. Alles, was Hr. Ginal noch im Laufe der Rede sagte, trug das Gepräge der Begeisterung für Wahrheit und Recht. Vielleicht erfreut Hr. Ginal die Deutschen in unserm „Gutenbergs-Album" mit einer ausführlichen Mittheilung des Thema's, worüber er sich verbreitete.

Darauf hielt Hr. Major Dan. M. Keim eine lange und gediegene Rede in englischer Sprache, die mit vielfach wiederholtem, lautem Beifall von der Versammlung empfangen wurde. Diese Rede, welche dem deutschen Vaterlande und überhaupt dem deutschen Volke viele und schön entwickelte Complimente zollt, und den deutschen Volksgeist als mit dem amerikanischen innig verbunden hinstellt — wird auf den Wunsch vieler Theilnehmer des Festes in englischer und deutscher Sprache gedruckt werden.

Hierauf sprach Hr. Prof. Grund einige Worte in englischer Sprache, mit welchen er die Buchdruckerkunst als eine „wahrhaft demokratische Erfindung" zeichnete und den Deutschen in Amerika Glück wünschte, daß sie in einem Lande seyen, wo diese Kunst ohne Censur dürfte ausgeübt werden.

Nachdem Hr. Grund geendet hatte, erhob sich Hr. J. G. Wesselhoeft und hielt eine warme und kräftige Rede, in welcher er sich auf den Geist und die Bestrebungen bezog, welche die Deutschen dieses Landes, und namentlich Philadelphia's in den letzten 5 bis 6 Jahren ausgezeichnet. Er schilderte mit lebhafter Sprache, wie er sich freue, wie seine Brust von Hochgefühl durchdrungen sey, daß die Deutschen endlich anfingen, ihren Standpunkt zu begreifen, den sie in ihrem Adoptiv-Vaterlande als würdige Söhne der Freiheit, als Beförderer der Kunst und Wissenschaft einzunehmen hätten, bat die Versammelten, freudig fortzuwandeln auf der betretenen Bahn und unbekümmert um Spott und Hohn mitzuwirken, daß die Presse das werde, was sie seyn sollte, daß Gutenbergs Kunst, der wir so viel zu verdanken hätten, nicht entweiht werde durch feile Miethlinge, daß die Presse wahrhaft frei, daß sie ein Segen der Menschheit werde u. s. w.

Er schloß mit der frohen Ueberzeugung, daß dieser Tag den Deutschen unvergeßlich bleiben und sie ermuntern möge zu Edelsinn, Eintracht und Liebe; er dankte der Versammlung endlich für den schönen Sinn, den sie an diesem Tage bekundet, und vertraue ihrer Nachsicht, wenn er mit allzugroßer Wärme zu ihnen gesprochen, indem er in freudiger Begeisterung seinen Gefühlen ohne klügelnde Berechnung seiner Worte freien Lauf gelassen und zu Deutschen deutsch gesprochen habe, wie es ihm um's Herz sey.

Nunmehr nahm Hr. Dr. W. Schmöle den Rednerstand, bemerkend, daß er für die Gelegenheit eine längere Anrede vorbereitet hätte, die er aber, da so viele beredte Männer anwesend seyen, die er selbst sowohl als die anwesende Versammlung mit Freuden theils angehört hätte, theils noch zu hören wünschte, zurückhalten wollte. Er begnügte sich daher damit, die große Wirkung der Erfindung der Buchdruckerkunst auf alle Verhältnisse der Menschheit mit wenigen Worten zu schildern. Er zeigte, wie diese Kunst ein geistiges Band um die Menschheit geschlungen habe, wodurch jeder Einzelne sich als wesentlichen Theil des großen Ganzen erkannte und die Gesammtheit den Einzelnen als integrirenden Theil in sich würdigte. Vermöge des durch diese Kunst bewirkten freien und schnellen Austausches der Gedanken werde jede glückliche Idee des Einzelnen Gemeingut der ganzen Menschheit, und die errungene Stufe dieser bilde wieder die Basis für den Fortschritt des Einzelnen. Er zeigte, wie in moralischer Beziehung durch die Verbreitung der Buchdruckerkunst das Gesetz der Liebe, welches das Christenthum predige, und durch welches jeder Mensch in seinem Nebenmenschen seinen Bruder erkenne, zum Naturgesetz geworden sey u. s. w.

Nach ihm sprach Hr. Alderman Morton McMichael einige kräftige und gediegene Worte in englischer Sprache. Ebenso Hr. Richter Conrad, dessen vortreffliche Anrede leider wegen Unpäßlichkeit des Redners nur kurz seyn konnte.

Darauf trat Hr. Prof. Minnigerode in deutscher Sprache auf, und hielt eine gründliche, herzergreifende Rede über die Leiden des geliebten alten Vaterlandes, die ihrer Vortrefflichkeit wegen, auf den Wunsch vieler Freunde, hoffentlich wird gedruckt werden.

Am Schlusse hielt Hr. Furley eine sehr kräftige Rede in englischer Sprache über die Wohlthat der Erfindung der Buchdruckerkunst, durch welche der Werth der Menschheit im Menschen erst Anerkennung gefunden habe. Dann vertagte sich die Versammlung. —

Die Festfahne wurde, von der Presse und den Militär-Compagnien begleitet, laut Bestimmung der Anordnungs-Comite, zu der Wohnung ihres Präsidenten, Dr. W. Schmöle, zur einstweiligen Aufbewahrung gebracht. Das Militär brachte dem Präsidenten ein dreifaches Hurrah. — Mit einer kurzen Anrede des Hrn. J. G. Wesselhoeft begleitet, wurde die Fahne Hrn. Dr. Schmöle überreicht, der sich darauf an die Versammelten wandte und die Worte des Redners herzlich erwiederte, auf die Bedeutung der Erfindung des Mannes, dessen Andenken zu ehren diese Fahne gemacht sey, hinwies und versprach, dieselbe sorgfältig aufzubewahren.

So endigte ein Tag, den einst unsere Enkel wieder feiern werden. Mögen wir dahin streben, daß durch Toleranz und gediegene Erziehung die Menschheit sich stets veredle und uns einst freudig Dank gebracht werde für den Samen der Humanität, den wir zu streuen und zur schönen Frucht zu ziehen uns bemühen wollen.

Korrespondenz.

Aus Braunschweig.

Ihrer Aufforderung, meine Berichte aus hiesiger Stadt fortzusetzen, folge ich mit Vergnügen, wenn auch nicht in langen, langweilenden Abhandlungen über unwichtige Lokalitäten, wie sie so viele Blätter bringen, sondern in stringenter Aufzählung des Neuesten und Interessantesten. In literarischer Beziehung geschieht hier wenig. Die publizistischen Arbeiten des Dr. Hermes in der Vieweg'schen »Nationalzeitung für Braunschweig und Hannover« können derselben noch immer kein größeres Publikum verschaffen, da der übrige Theil des Journals ohne Korrespondenz ist und nur mit Rothstift redigirt wird. Ob die »Morgenzeitung« des Hrn. Dr. Bacherer mehr Eingang als die frühere geistlose Mitternacht des Hrn. Brinkmeier finden wird, läßt sich bis jetzt noch nicht bestimmen. Die meisten jungen Literaten haben den Fehler, nur sich, nicht das Publikum in's Auge zu fassen, weshalb sich denn auch die eigentlichen Talente Deutschlands, die productiven, fast ganz von den Jour-

nalen zurückziehen. Sucht sich Hr. Dr. Bacherer die Letzteren zu gewinnen, so dürfte die Morgenzeitung um so mehr mit Sang und Klang in die Lesezirkel rücken, als eben nicht viel gute deutsche Zeitschriften zu besiegen sind. Am meisten bedauern wir Braunschweiger, daß Hr. Köchy, dieser geistreiche, tüchtige Kopf, — seiner Stellung als Dramaturg der Hofbühne wegen — so lange feiert. Auf dieser letztern gastirt gegenwärtig Dem. Peroni, die auch hier durch Wahrheit und Natürlichkeit effectuirt. Mad. Schröder-Devrient, die zu Gastrollen eingeladen war, hat abgeschrieben, dagegen Seydelmann bestimmt zugesagt, zu Anfang des Septembers hierselbst einzutreffen und einen Cyclus von Darstellungen zu geben. In dieser Woche dirigirt der Kapellmeister C. Kreutzer sein »Nachtlager von Granada«, was zum Benefize für ihn und seine Tochter, eine Sängerin und Anfängerin, aufgeführt wird. Spohr war zwar hier, dirigirte aber seine treffliche Oper »Jessonda« nicht, da er in unsern Mauern die Nachricht von dem Tode seiner Mutter erhielt. Einstudirt werden »Erziehungs-Resultate« von C. Blum, in welchem Lustspiele Dem. Peroni die Hauptrolle spielen, und Shakespeare's »Heinrich IV.«, worin Kettel seine ganze Künstlerschaft und seinen Humor entfalten wird. Die Tänzerin Wandt hat Braunschweig verlassen, weil man, dicitur, sie hier in der letzten Zeit nicht höflich genug behandelte. S.

Mainz, 31. Juli.

Gestern kam unsere Oper aus London zurück und wurde von einer großen Menschenmenge, die sich am Rheine versammelt hatte, auf das freudigste empfangen. Hr. Director Schumann gibt Samstag, Sonntag und Montag (den 1., 2. und 3. August) mit der vollständigen Londoner Oper drei Vorstellungen; Samstag: Jessonda, Sonntag: Don Juan, Montag: Iphigenia von Gluck. Die Herren Wild, Staudigl, so wie Mad. Stöckel-Heinefetter singen die ersten Parthieen. Man ist hier sehr gespannt auf diese Vorstellungen. Schumann hat bereits für das nächste Jahr in London abgeschlossen; die Theilnahme, welche unsere Oper in London erregt, ist merkwürdig; nie ist eine Unternehmung so vollständig gelungen, als diese.

Mannichfaltigkeiten.

Von dem rühmlichst bekannten Kupferstecher Hrn. C. C. Schäffer ist ein neuer Kupferstich nach Veits herrlichem Freskogemälde: die Einführung der Künste durch's Christenthum darstellend, erschienen, als Vereinsblatt der Mitglieder des Frankfurter Kunstvereins, in welchem die Harmonie des Originals und die Schönheiten desselben auf einfache und wahrhaft künstlerische Weise wiedergegeben sind.

Die Fabrikation der Eisen- und Stahlwaaren in Deutschland nimmt immer zu, namentlich in Rheinpreußen, in Solingen u. s. w. Sehr viel wird nach Spanien abgesetzt, weil man dort die Waaren den englischen an Güte und Wohlfeilheit vorzieht.

Unter allen Ehemännern, den sonst günstigen Leser nicht ausgenommen, hat keiner die Liebe zu seiner Frau so hoch getrieben, als der Engländer Sheales. Weil ihm die Aussicht auf dem Gipfel des Montblanc sehr wohl gefallen hat, so läßt er einen bequemen Fußweg hinauf machen, damit seine Frau, die die Bequemlichkeit liebt, es auch genießen kann. Er gedenkt, seine silberne Hochzeit dort oben zu feiern.

Auf der Stelle, wo Caspar Hauser im Hofgärten zu Ansbach ermordet wurde, hat man durch freiwillige Beiträge ein Denkmal gesetzt mit der Inschrift: Hic occultus occulto occidit. Daneben ist das Denkmal des Dichters Uz, ein ungeheuerer Kopf aus Eisenguß auf einer magreren Säule, den man auf der einen Seite von rothgelbem Rost bedeckt läßt, wahrscheinlich weil dieser eine Folge des Schreckens ist, den der gemüthliche Dichter bei der schrecklichen Scene ausstand.

(Aus Oberhessen, 22. Juli.) Es sind Briefe aus Nordamerika an die in unserer Provinz wohnende Stiefmutter des im Januar d. J. durch den Brand des Dampfbootes Lexington umgekommenen Dr. Karl Follenius eingetroffen. Aus denselben erhellt einiges Nähere über die Veranlassung seines traurigen Endes. Er hatte eine Sammlung zum Bau einer Kirche übernommen und dieselbe glücklich beendigt, als er einen Ruf nach Neuyork von einer Anzahl junger Männer bekam, um Vorträge über deutsche Literatur zu halten, welchem er auch folgte und Frau und Kind mitnahm. Er hatte noch zuvor seiner Gemeinde das Versprechen gegeben, die Antrittspredigt bei Einweihung der Kirche zu halten. Einige Zeit in Neuyork anwesend, erkrankt seine Frau schwer, und zugleich trifft die Mahnung der Gemeinde an die Erfüllung seines Versprechens ein. Er ersucht dieselbe, ihn dessen zu entbinden, wegen des Krankheitszustandes seiner Frau. Die Gemeinde dringt aber aufs lebhafteste in ihn und schiebt die Einweihung der Kirche noch etwas hinaus, wo er denn, da es sich mit seiner Frau etwas gebessert, die Reise unternimmt, um das Opfer der empörendsten Sorglosigkeit zu werden. Follenius' Wittwe beabsichtigt, seine Lebensbeschreibung nebst den von ihm hinterlassenen ungedruckten Schriften herauszugeben. Sie hat sich um Material, welches die frühern Lebensverhältnisse ihres Gatten bis zu dessen Abreise nach Amerika betrifft, an dessen Stiefmutter (Frau Landrichter Follenius in Biedenkopf, unweit Gießen im Großherzogthume Hessen) gewendet, und diese wird gewiß, so viel sie vermag, jene Bitte der schätzbaren, nur noch in dem Gedanken an ihren verewigten Mann und in der Beschäftigung mit ihrem verwaisten Knabm, der ebenfalls Karl heißt, lebenden Schwiegertochter zu erfüllen suchen. Aber Follenius hatte noch innerhalb der Gränzen seines deutschen Vaterlandes und Europa's eine so vielfältig vom elterlichen Hause getrennte Lebenslaufbahn, daß dabei der Wille der Mutter nicht hinlänglich ausreicht, und daß ihr Zusendungen Dritter zu jenem Zwecke gewiß herzlich willkommen seyn werden.

(Wohlfeiles Leben.) Ein Dr. Alcott in den Vereinigten Staaten hat eine kleine Schrift herausgegeben, worin er angibt, wie man am wohlfeilsten und zugleich am besten leben könne. Der Hauptinhalt dieser Schrift läßt sich kurz in folgende Bestimmungen zusammenfassen: zum Frühstücke genieße man für einige Pfennige gedörrte Aepfel, ohne etwas dazu zu trinken. Mittags trinke man ein Quart Wasser, um die Aepfel aufzuschwellen. Abends trinke man Thee bei einem Freunde und dann gehe man zu Bett.

Drei Vorstellungen der Dem. Taglioni im Pariser Opernhause haben 33,200 Francs eingebracht.

Der Männer- und der Damen-Gesangverein zu Hebbernheim feierten den Geburtstag des Herzogs von Nassau, unter Leitung des Lehrers, Hrn. J. Zugmaier, am 24. d. in dem zwei Stunden von Hebbernheim gelegenen Kronthal durch Rede, Gesang und Darbringung von Toasten auf eine frohe Weise.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 2. August. Fra Diavolo, oder: Das Gasthaus in Terracina, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber. (Gastrolle) Zerline: Dem. Kundt, vom Theater zu Pesth.

Montag, 3. August. (Zum Vortheil des Hrn. Emil Devrient): Hamlet, Trauerspiel in 5 Abth., von Shakespeare. (Letzte Gastrolle) Hamlet: Hr. Emil Devrient, königl. sächsischer Hofschauspieler zu Dresden. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 216. Montag, den 3. August 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

X.

Am Morgen des 14. März 1389 war in der Stadt ein groß Getöse. Trommeln und Pfeifen und des lang gekrümmten Heerhorns düstre Töne lärmten durch die Gassen, bewaffnete Bürger und Söldner zogen schaarenweise nach den gewöhnlichen Alarmplätzen. Schon sah man auf dem Samstagsberg die rüstigen, tapfern Genossen der Zünfte, sich unter ihren Anführern ordnend; auf dem Liebfrauenberg sammelten sich die Reisigen, ein wohlgerüsteter, stattlicher Haufen, nahe an die vierhundert Mann, bestehend aus den Gläuen der Adeligen, aus den angesehensten Altbürgern und der ritterlichen Jugend. Vor dem Falkenstein, in der östlichen Neustadt von St. Marthen, und in der westlichen von St. Katharinen wimmelte es von bewehrten Bürgern und besoldeten Lanzknechten; auf dem Elisabethenplatz standen kampfgerüstet die fehdelustigen kräftigen Nachkommen der alten Sachsenkolonie. Aus den Gesichtern Aller leuchtete ein freudig kriegerisches Feuer, denn nicht wie sonst bei dergleichen Gelegenheiten, wo der Tod und Verwüstung dräuende Feind im Weichbild oder vor den Thoren der Stadt erschienen war, schaarten sich die Bürger zusammen, seiner sich zu erwehren; diesmal wollten sie selbst der angreifende Theil seyn. Und vor allen sollte es den Rittern von Kronenberg gelten, deren Burg ein Waffenplatz des Feindes geworden war, und welche der Stadt am meisten Anlaß zu Beschwerden gegeben hatten.

Während nun die Bürger und ihre Söldner sich sammelten, trat aus einem dunkeln Gäßchen ein Kerl hervor, dessen häßliches Gesicht durch ein ungeheures Pflaster zur Hälfte bedeckt war, und die breite Krempe des herabgedrückten Hutes wenig von der andern Hälfte sehen ließ. Ein umgürtetes Schurzfell und ein sogenanntes Bandmesser darin, wie es gewöhnlich die der ehrbaren Küferzunft Angehörigen zu tragen pflegten, gaben ihm das Aussehen eines solchen; obgleich das öftere scheue Umblicken dieses Menschen, sein verkapptes, unheimliches Wesen auf etwas Anderes schließen ließ. Er hielt eben einen vorüberziehenden Trupp Fußknechte auf, und sprach leise und angelegentlich mit deren Führer. Es schienen gewichtige Worte zu seyn, denn die Geberden des Verkappten waren schnell und drohend.

„Du hast mich nun verstanden, Hintz?" schloß er seine geheimnißvolle Rede, und sich nun auch an die Uebrigen wendend, fuhr er fort: „Auf den rechten Zeitpunkt gepaßt — und wenn's drunter und drüber geht, umgesattelt und drauf und dran. Ihr sollt Euern derben Antheil an der Beute haben, deß bin ich Bürge." Die Fußknechte nickten stummen Beifall. „Während ihr Euch draußen in das Rückenfleisch der Bürger hineinarbeitet, will ich hier in der Stadt mit den Zurückgebliebenen Gesellen hanthieren nach Herzensgelust. Sind wir gleich nur Wenige, so wollen wir doch ein Blutbad in den Häusern anrichten und ein Feuermeer in die Gassen werfen, als feierte Satan sein zehntausendjähriges Jubiläum. Jetzt geht."

„Was aber doch das Gewand die Leute entstellt, bemerkte die rauhe Kehle eines vorlauten Knechts. „Sollte man doch meinen, einen ganz ehrbaren Küfer vor sich zu sehen. Meister Bastel versteht's gar wohl, seine guten Kunden den Späheraugen der Rathsknechte unkenntlich zu machen, hähähä!"

„Daß Du doch an den Gräten eines Fisches ersticken müßtest, verdammtes Plaudermaul," brummte der Bepflasterte; denn in dem offenen Fenster eines nah gelegenen Hauses war das breite, kupfrige Gesicht Hanemann Jäckels sichtbar geworden, der mit stieren Augen die Gruppe musterte. Er hatte noch die letzten Worte des Knechts gehört und schloß leise wieder das Fenster; als er aber in die Thüre des Hauses trat, waren die Soldknechte und der Küfer verschwunden.

„Hm, hm!" brummte der Rathsknecht vor sich hin, „hätte ich doch bei dem Schlachtschwert Karls des Großen schwören wollen, daß unter dem schmutzigen Filz und hinter dem ledernen Schurz der einäugige Ralph stecke. Aber ein Lanzenknecht hat mir's ja gestern erst betheuert, daß er mit eigenen Augen gesehen, wie bei Döffingen die Bairischen den Erzschelmen in Stücke gehauen. Wohl bekomm's dem verdammten Schnapphahn. Ist doch ein Uebel weniger auf der Welt. Aber der Kerl da —" fuhr er bedächtig fort, indem er mit den fleischigen Fingern den mächtigen Knebelbart strich, „der Kerl, wenn's auch nicht Ralph war, so sah er doch einem Strauchdieb und Gauner so ähnlich wie eine Kellerratte einer Wasserratte, trotz dem ehrbaren Schurzfell. Und ich hörte von Gevatter Bastel reden, der auch seit langer Zeit mit dem Dreibein liebäugelt. Das Ding ist nicht just. Ich will's dem Rottmeister erzählen, das ist ein kluger Mann, der wird dem Strick einen Galgen finden." Mit diesen Worten machte sich Hanemann auf den Weg, um Klippenbach aufzusuchen.

Ein Kind erkrankte, und da schickte Gott den Tod, daß er es hole. Als er vor die Bettstatt trat, sah er, daß ihm die Mutter des Kindes ihre Hände entgegenstreckte, um es ihm zu wehren. Da zog der Tod seine Hand zurück und ließ das Kind leben. Und Gott fragte ihn, warum er nicht getan habe, was er ihm befohlen hatte. Der Tod sprach: „Ich habe getan, was du befohlen hast, denn ich habe gesehen, wie die Mutter des Kindes ihre Hände nach mir ausstreckte, um mir zu wehren, daß ich ihr das Kind nicht nehme. Da habe ich mich gefürchtet, ihr das Kind zu nehmen, denn ich habe gesehen, daß sie es lieb hat.“ Da sprach Gott: „Du hast recht getan, denn du sollst keinem Menschen das nehmen, was er lieb hat.“

Ein Kind erkrankte, und da schickte Gott den Tod, daß er es hole. Als er vor die Bettstatt trat, sah er, daß ihm die Mutter des Kindes ihre Hände entgegenstreckte, um es ihm zu wehren. Da zog der Tod seine Hand zurück und ließ das Kind leben. Und Gott fragte ihn, warum er nicht getan habe, was er ihm befohlen hatte. Der Tod sprach: „Ich habe getan, was du befohlen hast, denn ich habe gesehen, wie die Mutter des Kindes ihre Hände nach mir ausstreckte, um mir zu wehren, daß ich ihr das Kind nicht nehme. Da habe ich mich gefürchtet, ihr das Kind zu nehmen, denn ich habe gesehen, daß sie es lieb hat.“ Da sprach Gott: „Du hast recht getan, denn du sollst keinem Menschen das nehmen, was er lieb hat.“

Elisabeth Kaufmann

Von der Schweizer Kinderhilfe, Sektion Basel, wurde uns ein Brief zugestellt, der von einem Kinde aus Deutschland geschrieben worden ist. Es ist ein Dankbrief für Kleider, die ihm von der Schweizer Kinderhilfe geschickt worden sind. Das Kind schreibt, daß es sich über die Kleider sehr gefreut habe, denn es habe vorher nur Lumpen gehabt. Es habe sich auch gefreut, daß es wieder einmal Schweizer Schokolade gegessen habe

phonien, Concerte und Trios. Seine Hauptwerke aber sind seine Opern, welche die ersten komischen in Deutschland waren und noch heute unvergessen sich auf dem Repertoir befinden. Unter seinen theatralischen Compositionen erwarb ihm die Oper: der Doctor und Apotheker, die erste deutsche, welche nach Art der italienischen mit Finales versehen ist und die er 1786 auf's Wiener Theater brachte, ferner: Hieronymus Knicker, das rothe Käppchen, Democrit und Betrug durch Aberglauben, den größten und ausgezeichnetsten Beifall. Sogar die Italiener haben seiner Musik italienischen Text untergelegt und seine Opern wurden in Italien mit gleichem Beifall aufgeführt; er erstieg die höchste Stufe des Ruhms, die er in seiner Sphäre erreichen konnte, erfreute sich der ehrenvollsten Auszeichnungen und des glücklichsten Familienlebens. Aber Leichtsinn und Mangel an kluger Sparsamkeit zerstörten sein ganzes Glück. Er starb, nachdem er 1797 durch den Tod des Fürstbischofs verarmt und mit 500 Gulden jährlicher Pension zur Ruhe gesetzt worden war, in ziemlich bedrängten Umständen auf der Herrschaft des Freiherrn Ignaz v. Stillfried zu Kotzlsotha in Böhmen am 31. Oct. 1799. Ditters war ein Künstler von der seltensten und umfassendsten Bildung; als humoristischer Componist ist er einer der ersten der Nation. seine Productionen flossen unmittelbar aus einer reichen, ewig heitern Seele und sprachen daher unmittelbar zum Herzen, weshalb er mehr als irgend einer Volks-Tondichter genannt werden kann. Auch als Dichter war er beachtenswerth und einen großen Theil seiner Operntexte hat er selbst geschrieben. Wir nennen unter seinen Compositionen noch: Io sposo burlato, la contadine fidele, Orpheus der Zweite, der neue Gutsherr, das Gespenst mit der Trommel, Hocus Pocus, der eiserne Mann, der gefoppte Bräutigam, die Guelfen, die lustigen Weiber, der Mädchenmarkt, der Durchmarsch u. s. w. Seine Selbstbiographie, zum Besten seiner hinterlassenen Familie, Leipzig 1801 bei Breitkopf und Härtel erschienen, gibt interessante Aufschlüsse über sein Leben und zugleich über mehrere andere Componisten.

Ein grausamer Schiffscapitain.

Drei Matrosen von dem Wallfischjäger „Beaver," der vor Kurzem in New-York ankam, gaben dort folgende Aussage zu Protokoll. Nach einer Fahrt von sechzehn Monaten waren mehrere Mann an dem Scorbute erkrankt und ein gewisser Gordon sagte zu ihnen: „wäre ich an Euerer Stelle und der Capitain Gäbe mir die Freiheit nicht, sobald wir einen Hafen erreichen, so würde ich ihm mein Messer in das Herz stoßen." Als diese Worte dem Capitän Rogers berichtet wurden, nahm er sich vor, sich dafür zu rächen, daß er den Schuldigen von den Wilden verzehren lasse. Als man an der Savage-Insel im Stillen Meere ankam, die von Cannibalen bewohnt wird, ließ der Capitain Rogers, sobald er Wilde in einem Boote ankommen sah, einen Theil der Mannschaft in den Kielraum hinunter- und die Uebrigen auf die Masten hinaufsteigen, so daß nur Gordon auf dem Verdecke zurückblieb. Als die Wilden an das Schiff herangekommen waren, ergriff der Capitän nebst dem ersten Lieutenante den Matrosen Gordon und warf ihn über Bord den Wilden zu. Diese machten aber keine Anstalt, sich seiner zu bemächtigen. Da rief ihnen der Capitain zu, sie möchten ihn ergreifen, braten und essen; ja der Unmensch ging hinunter, um alte Messer zu holen, die er den Wilden zu diesem Schmause gab. Die Wilden bemächtigten sich nun des Opfers, das ihnen übergeben war, und die Mannschaft des Schiffes hörte noch lange den Ruf: „rettet mich! rettet mich!" den der unglückliche Gordon unter den Cannibalen ausstieß, die sich mit ihrer Beute entfernten. Auf die Angabe dieser unglaublichen schändlichen That wurde der Capitän Rogers in New-York verhaftet, aber sogleich nach Erlegung einer Caution von hundert Dollars wieder entlassen. Er giebt zur Vertheidigung an, Gordon habe sich seinen Befehlen widersetzt und er ihn auf sein schriftliches Verlangen an der Insel ausgesetzt. Die gerichtlichen Verhandlungen werden nächstens beginnen und wir theilen das Resultat mit, sobald es zu unserer Kenntniß kommt.

(Allg. Modenztg.)

Lavater und Cagliostro.

Im Jahre 1780 befand sich der berüchtigte Charletan Cagliostro in Straßburg, besuchte dort häufig die Hospitäler, unterstützte die Kranken mit Rath und Geld und verband selbst die häßlichsten Wunden. Aber sein Ruf, daß er mit dem Bösen im Bunde stehe, folgte ihm überall; Lavater glaubte in ihm ein Wesen zu finden, das eine übernatürliche Sendung zu erfüllen habe. In dieser Stimmung schrieb er nach Straßburg einen Brief mit der Adresse:

A Monsieur
Monsieur le Comte de Cagliostro,
Ange des ténèbres
à Strasbourg.

(An den Herrn Grafen Cagliostro, Engel der Finsterniß, in Straßburg). In Basel lernte er ihn persönlich kennen. Die Zusammenkunft fand im Beiseyn sehr vieler Personen statt. „Worin liegt Ihre Wissenschaft?" fragte der berühmte Physiognomiker den Cagliostro.

„In verbis, in herbis, in lapidibus" (in Worten, in Kräuter und Steinen), antwortete er.

Lavater betrachtete ihn sodann aufmerksam und Cagliostro faßte des Andern Hand. „Ihre Züge zeigen mir deutlich an, daß Sie keineswegs ein Eleve zu langem Leben gefunden haben", sagte Lavater. — „Und Ihre Hand beweist mir, daß Sie eines gewaltsamen Todes sterben werden", entgegnete Cagliostro.

Damit endigte die Unterhaltung. Lavater kehrte in seine Wohnung zurück, überzeugt, mit einem übernatürlichen Wesen gesprochen zu haben. Mehrere Jahre nachher, bei der Einnahme Zürichs (durch Massena), schoß ihn ein Soldat durch die Seite und nach langen Schmerzen starb er an dieser Wunde. Cagliostro hatte die Wahrheit gesagt. (Allg. Modenztg.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 30. Juli.

Endlich sind die lange entbehrten schöneren Sommertage wieder zurückgekehrt und scheinen uns für die bisherige üble Witterung noch einigermaßen entschädigen zu wollen. Mit Thomson können wir jetzt singen:

Wenn von dem Antlitz des Himmels nun die zerrissenen Wolken
Wild hinwegschweifen, so schwillt der unbegränzliche Luftkreis
In die Höhe; nun breitet er auch ein reineres Blau aus
Ueber die Welt. Es glänzet die Natur von dem Sturme
Neu hervor; es zittert, es dehnt durch die leichtere Luft sich
Ein erhöhetrer Schimmer, und eine hellere Stille;

Und mit diesen Betrachtungen des britischen Dichters kann man sich jetzt beherzt in's Freie wagen, ohne befürchten zu müssen, durch einen Regenschauer oder Windstoß in die Stadt wieder zurückgescheucht zu werden. Kein Wunder, wenn mit der Rückkehr milderer Witterung, deren wir uns seit dem letzten Montag erfreuen, auch die geselligen Freuden wieder einen neuen kräftigeren Aufschwung zu nehmen scheinen. Das melancholische Gekrächze der Raben und Dohlen auf der Ludwigshöhe und dem Heiligenkreuzberge verstummt jetzt in der Gegenwart von Terpsichore's unsterblicher Kunst; und wenn man nicht so weit gehen will, um sich von dieser heiteren Umwandelung zu überzeugen, so darf man nur an der Hand eines alten bedächtigen Freundes, der keine weiten Spaziergänge mehr liebt, oder in der Kinder munterem Kreise, hinaus nach dem näher gelegenen Chausseehause wandern. Auch hier ist es durch des Himmels Gunst seit Kurzem um Vieles freundlicher und wohnlicher geworden. Am letzten Montag z. B. hielt die Gesellschaft Ressource daselbst einen ihrer Sommerbälle, der durch Harmoniemusik im Garten eingeleitet wurde. Tags darauf, an einem herrlichen Abend, trat das reisende königl. würtembergische Militär-Musikkorps zum zweiten Male daselbst auf, und zwar mit solch einem Erfolge, daß viele der zahlreichen Gäste, durch die schöne Musik auf's angenehmste unterhalten, erst spät am Abend nach der Stadt zurückkehrten. Ein Abend wie dieser gehörte zu den Seltenheiten in unserer diesjährigen trübseligen Witterungschronik und verdiente daher eigens gefeiert zu werden. Gestern Abend brachte die musikalische Kunst der schönen Jahrszeit ihr Opfer auf dem Heiligenkreuzberg, wo das Musikkorps des großh. Garde-Chevaurlegers-Regiments die Abendstunden durch sein kunstfertiges Spiel angenehm ausfüllte.

Durch den gemälderten Strahl erfreut, eilt der muntere Jüngling
Zu dem ihm wohlbekannten Teiche; den sandichten Boden
Spiegelt seine krystallne Vertiefung. Da starrt er, da sieht er,
Umgekehrt die Landschaft; und halb in Schrecken gesetzet,
Seine Gedanken hinab in die blaue Tiefe zu richten.

Diese Verse Thomsons fielen mir unwillkürlich ein, als ich gestern, Nachmittags 5 Uhr, auf dem Damm unseres großen Woogs stand, wo eben ein junger Mensch, seiner Schwimmkunst zu sehr vertrauend, von der Gefahr des Ertrinkens in Mitte des tiefen Teiches durch einen der Badeaufseher glücklich errettet worden war. Der junge Candidat der Unterwelt hatte den Cocytus schon rauschen hören und aus dem Lethe bereits getrunken, als der starke Arm seines Erretters ihn ergriff und Luft und Licht die stockenden Pulse des Lebens wieder erregten. Eine Handlung der Art verdiente eine öffentliche Belohnung, um so mehr, wenn, wie hier, der Rettungsversuch vollständig gelungen ist. Es besteht aber bei uns schon seit langer Zeit die eigenthümliche Einrichtung, daß der Woogsaufseher für eine jede geländete Leiche eine Belohnung von zwei Gulden erhält, dagegen aber für die, öfter mit Gefahr verbundene Rettung eines Menschen von dem gewissen Wassertode nichts anzusprechen hat. Wäre der Woogsaufseher furchtsam oder ein geiziger Menschenfeind; so könnte er seine Opfer erst ertrinken lassen und dann, in Aussicht auf den gewissen Gewinn, an das gefahrlose Ländungsgeschäft gehen. Im Publikum aber ist man schon seit langer Zeit der Meinung, daß, da der lebendige Mensch mehr Schutz verdiene, als eine Leiche, die Rettungsprämie auch für wirklich Gerettete und nicht für Todte entrichtet werden möge. Schon aus dem Gesichtspunkt unseres städtischen Haushaltes betrachtet, ist ein Individuum mehr oder weniger keine ganz gleichgültige Sache; denn die Todten zahlen weder Communalsteuer, noch Octroi, und man sollte daher nie die große Wahrheit aus den Augen verlieren, daß durch einen vom nahen Tode Errettetenen zugleich auch ein Steuerpflichtiger gerettet worden ist. Sterben und Abgaben bezahlen muß man überall, sagt Franklin, das ist wahr; allein es ist doch jedenfalls besser, in der sublunarischen Steuerpflicht recht lange Zeit zu beharren, als durch einen frühzeitigen Tod, den eigentlich Niemand liebt, Steuerfreiheit zu erlangen.

Mannichfaltigkeiten.

Halm hat sein letztes Stück in vierfüßigen Trochäen geschrieben. Der hohe Stelzengang dieses Metrums führt uns zu sehr in die Zeiten Müllner's und der Ahnfrau zurück.

Die Kabinetsordre, wodurch der Handel mit Staatspapieren, wenn sie nicht in natura geliefert werden, verboten ist, hat unter den Berliner Banquiers eine große Aufregung verursacht; viele Mäkler werden dadurch ihr Brod verlieren und der sehr bedeutende Staatspapierverkehr an dortiger Börse wird fast ganz eingehen. Vielen freilich auch zum Glück!

Konzert des Franz Liszt in Frankfurt a. M.

Es ist auffallend, daß Frankfurt von jeher ein Anziehungspunkt für die Epheren der Geige war. Wir haben Spohr, Paganini, Beriot, Ol: Bull, Molique, Haumann und Prume gehört. Die Epheren der neuen Schule des Clavierspiels hingegen, Henselt, Dreyschock, Döhler, Chopin, Thalberg und Liszt sind uns noch Fremdlinge geblieben. J. Rosenhain ist unser Landsmann, und Hummel, Kalkbrenner und Herz, die allerdings hier spielten, gehören schon einer vergangenen Periode des so riesenmäßig herangewachsenen Clavierspiels an. Von desto größerem Interesse ist es daher, daß es der hiesigen Theaterdirektion gelang, gerade denjenigen unter den jetzt Epoche machenden Pianisten für uns zu gewinnen, der durch eine eminente Technik, wie durch Genialität seine Zuhörer wahrhaft elektrisirt und die kühnsten Erwartungen übertrifft.

Franz Liszt, den selbst strenge Richter »den König unter den Fürsten des Clavierspiels« nennen, wird demnach künftigen Mittwoch den 5. Juli im hiesigen Schauspielhause mit vollständigem Orchester ein großes Konzert geben, und es steht zu erwarten, daß er auch hier, wo die Tonkunst eine so erhebende als freundliche Lebensgenossin ist, die Theilnahme finden wird, die ihm allenthalben entgegen strömt. Das Nähere werden die Programme mittheilen.

Theater-Anzeige.

Montag, 3. August. (Zum Vortheil des Hrn. Emil Devrient): Hamlet, Trauerspiel in 5 Abth., von Shakespeare. (Letzte Gastrolle) Hamlet: Hr. Emil Devrient, königl. sächsischer Hofschauspieler zu Dresden. Abonnement suspendu.

Dienstag, 4. August. Die zwei letzten Abtheilungen des Lustspiels: Die Hagestolzen, von Iffland. Vorher geht: Der gerade Weg, der beste, Lustspiel in einem Aufzug, von Kotzebue.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 217. Dienstag, den 4. August 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

„So zieht Ihr nach des Kaisers Hoflager," Herr Graf Bengt von Nerike, um mit dem Kaiser, unserm Herrn, von Eurer erhabenen Königin Margaretha gesendet, ein glorreiches Bündniß zuwege zu bringen?" fragte der Schultheiß.

„So ist es, Herr Ritter", entgegnete der Fremde.

„Wolle es Euch gefallen, Herr Reichsrath, ein paar Tage bei mir auszuruhen. Seht Ihr mich gleich jetzt bereit, an der Spitze meiner Mitbürger wider des Reichs und unsrer Stadt Feinde auszuziehen, so soll meine kurze Abwesenheit doch Eurer Bequemlichkeit keinen Abbruch thun. Meine brave Ehewirthin wird es sich angelegen seyn lassen, nach Kräften die Pflichten der Gastlichkeit zu erfüllen. So Gott es will, sollt Ihr Zeuge unserer Siegesheimkehr seyn, und könnt es dann unserm Herrn, dem Kaiser, bestätigen, wie seine getreuen Bürger den Unglimpf, so sie uns wider seine Gebote angethan, rächten."

„Ich mache von Eurem gastlichen Anerbieten Gebrauch, werther Herr," erwiederte der schwedische Graf, „da ich ohnehin gewillt bin, einige Tage in Eurer freundlichen Stadt zu verweilen."

Der Schultheiß ließ seine Gemahlin kommen, und ordnete schnell noch mit wenigen Worten das Wohl seines Haushalts und die Pflege des vornehmen Fremden, dann schied er mit einer Umarmung und einem zärtlichen Kuß von seiner Gattin, und mit einem biedern Handschlag von dem Gast, bestieg vor dem Haus sein Streitroß und sprengte nach dem Samstägsberg.

Die Schaaren von den verschiedenen Plätzen stießen nun zusammen, und alsbald setzte sich der Kriegszug in Bewegung.

Voran zogen die Armbrustschützen, bestehend aus der reichen Wollenweber-Gilde und den angesehensten Laden- oder Kaufleuten und Handwerkern, angeführt von dem Rathsfreund und Zunftmeister der Wüllknappen, Herrn Berthold Wirhäuser. Dieser auserwählten Schaar folgten die berittenen Bürger mit ihren reisigen Knechten, unter ihnen, im herrlichen Waffenschmuck, die Jünglinge der edlen und reichen Geschlechter, unter denen Johannes von Holzhausen, Friedrich von Carben, Rudolph Wirhäuser und sein Freund Olav sich durch schöne Haltung besonders bemerkbar machten. In der Mitte dieser ritterlichen Schaar ritt der Schultheiß mit dem hochflatternden Reichspanier. An ihrer Spitze ließen schmetternde Trompeten und donnernde Pauken ihre Klänge in kriegerischen Liedern verschmelzen. Vierhundert besoldete Lanzenknechte, mit langen schweren Spießen bewehrt, folgten nun im taktgemessenen Schritt, geführt von einem tapfern Hauptmann. Zum Schlusse folgte die übrige kampfgerüstete Bürgerschaft, in Zünfte getheilt. Klingende Feldmusik von Trommeln, Pfeifen und Hörnern ging diesen kräftigen Schaaren voran. Im Ganzen mochte die Heermacht an zweitausend Mann zählen.

Als die Colonne sich vom Römerberg aus durch die neuen Krämen über den Liebfrauenberg nach der St. Katharinenpforte bewegte, suchte jeder der ausziehenden Krieger in der Menge der Zurückbleibenden, welche sich in den Fenstern drängten, oder längs der Straße standen, noch einmal nach einem bekannten, befreundeten Gesicht, um ihm einen freundlichen Abschiedsgruß zuzuwinken. Keiner der Ausziehenden schien es zu ahnen, daß es der letzte Abschiedsgruß seyn könne.

Auch Bertha, Ulrike und Frau Guda, den kleinen Heinrich, Wirhäusers Söhnchen, auf dem Arme, standen an den Fenstern ihres neuen Hauses unter den neuen Krämen und grüßten und winkten noch einmal Herrn Berthold, und grüßten und winkten noch einmal mit den feinen, gestickten Tüchleins dem vorüberreitenden Rudolph und dem schwedischen Jüngling, Ulrikens Bruder. Ein stolzes Bewußtseyn hob ihre Brust, ihr Herz schlug hörbar; aber nicht vor innerlicher Angst, sondern in einem freudigen, unaussprechlichen Gefühl.

Auch Johannes von Holzhausen und Friedrich von Carben ritten vorbei, und sahen den Gruß der holden Jungfrauen, der nicht ihnen, nein, der den glücklichen Nebenbuhlern galt, und der Grimm verschmähter Liebe und wüthender Eifersucht kochte in ihren sonst so edlen Herzen. Schwüre der Rache stahlen sich murmelnd wie ein fernes rollendes Gewitter zwischen ihren Zähnen und Lippen hindurch.

Still war's endlich in der Stadt geworden, die Zurückgebliebenen hatten sich in ihre Wohnungen zurückgezogen, und nur die Wehrhaften hielten Wache, damit kein lauernder Feind die entblößten Wälle überfalle. Allmählig schwanden die bleiernen Stunden des Tages, und der bewölkte Himmel zog sich wie ein Trauermantel über die Stadt hin. Tiefe Stille herrschte in den verlassenen, finstern Gassen und Straßen, nur hier und da von dem Geräusch eines Heimkehrenden, oder von den festen Schritten der Rathsknechte unterbrochen, welche die Stadt zu durchstreifen hatten.

Vanini, der Wechselherr, der in Begleitung Ulrikens und der alten Trine bei Frau Guda einige abendliche Stunden im heiteren Gespräch verbracht hatte, war so eben im Begriff, durch die verödeten Gassen den Rückweg zu suchen. Die Alte war besonders redselig, und konnte kein Ende finden des Rühmens, wie prächtig Junker Olav und Rudolph Wirhäuser ausgesehen haben, wie stolz sie zu Rosse gesessen, wie anmuthig sie die Gläne geneigt u. dgl. m. Vanini hörte lächelnd bald und bald die Stirne runzelnd zu. Ulrike ließ die Alte fortwährend allein sprechen; aber sie wurde es nicht überdrüssig, der geschwätzigen Alten zuzuhören; denn welches Mädchen leiht nicht dem ein williges Ohr, der das Lob des Geliebten spendet!

So waren sie nach der westlichen Altstadt gekommen und gingen gerade, nicht ferne mehr ihrer Wohnung, durch eine enge, finstre, ungewöhnlich stille Gasse. Eine Beguine begegnete ihnen, welche eine Laterne trug, sie mit einem frommen Spruch grüßte und vorüber eilte, um in einem nah gelegenen Hause einem Kranken Trost und Hülfe zu bringen. Der Wechsler hatte sie kaum bemerkt und ging immer einen Schritt voraus, während Trine neben Ulriken unermüdlich ihre geläufige Zunge in Bewegung setzte. Plötzlich verstummte das Geschnatter der Alten, und ein gellendes Jesus Christus! zerriß die Luft. Erschrocken wollte sich Vanini umsehen, aber in demselben Augenblick dröhnte ein fürchterlicher Schlag auf sein Haupt, daß es ihm vor den Augen finster ward und er zu Boden stürzte. Nur das Angstgeschrei Ulrikens konnte er noch vernehmen. Ein Stich, den er in die Brust erhielt, nahm ihm alles Bewußtseyn.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Leidensgeschichten.

Wir waren unserer drei Brüder, und verheiratheten uns alle drei in demselben Jahre mit drei jungen Mädchen, die wir Jahre lang innigst geliebt hatten. Es war auch, als seyen wir wie für einander geschaffen, und als finde bei uns drei Paaren das fromme Sprüchwort, „Ehen werden im Himmel geschlossen", die glücklichste Bestätigung. Ich liebte die Musik, und meine Braut war eine Dilettantin, die manchen Künstler von Ruf übertraf. Mein älterer Bruder genoß als Schriftsteller eines bedeutenden Rufes, und seine Zukünftige machte Gedichte, um die sie Freiligrath oder Grün hätten beneiden können. Mein jüngster Bruder war der ernsten Wissenschaft der Mathematik eifrigst ergeben, und seine Frau hatte schon als Kind durch ihr glänzendes arithmetisches Talent Bewunderung erregt, und kannte die Werke aller Mathematiker, wie gewöhnliche Mädchen den Spiegel kennen, also sehr genau. Wir alle Sechs waren im Grunde herzensgut; fünf von uns (die Bescheidenheit erlaubt mir nicht, mich auch hier mitzunennen) waren schön, Vermögen hatten wir auch.

Jetzt aber kommt das Tragische der Geschichte. Noch war seit unserer Verheirathung nicht ein Jahr verflossen, so hatte mein Bruder, der Mathematiker, ein Auge verloren: — seine liebenswürdige Gattin hatte es ihm mit einem Compaß ausgeschlagen; diese Differenz der ernstesten Art aber war entstanden, weil er ihr einen bedeutenden Rechnungsfehler nachgewiesen hatte. Mein guter Bruder überlebte den Verlust seines einen Auges nicht lange; er nahm die Lehre mit ins Grab: eine Frau heirathen, die weiß und treibt, was ihr Mann weiß, heißt, sich mit der leibhaftigen Concurrenz vermählen, und sich die gehässigste Critik Zeitlebens auf den Hals laden.

Meinen literarischen Bruder haßte seine Frau, weil die Recensenten wohlwollender gegen seine Prosa waren, als gegen ihre Verse. Sie benutzte zuletzt ihr schönes Talent nur noch, Satyren und Epigramme gegen ihn zu machen, und knickerte in der Haushaltung, um die Druckkosten für diese Liebenswürdigkeiten zu erschwingen.

Mir ging es nicht besser, als meinen Brüdern. Der Musik von Jugend an mit der größten Begeisterung mich widmend, kam mir der unheilvolle Gedanke, eine Oper zu schreiben. Mein Unstern wollte, daß diese Oper sehr gefiel. Jetzt hatte mein häuslicher Friede ein Ende. Zuerst sprengte meine Frau aus, sie habe die Oper geschrieben, ich nur ihre Composition gestohlen. Dann schrieb sie selbst eine Oper, diese aber ward unter unmusikalischem Pfeifen und Scharren zu Grabe getragen, und nun wußte sie zu verbreiten, das ausgepfiffene Machwerk habe mich zum Componisten, und sie ihm nur ihren Namen geliehen, um mir für den wahrscheinlichen Fall, daß es durchfiele, die Schande zu ersparen. So war ich zuerst ein Plagiarius gewesen, und jetzt ward ich ein Nichtswürdiger, der dem Spott, der ihn mit Recht getroffen hätte, seine unschuldige Frau aussetzte. Wir lebten seit den beiden verhängnißvollen Opern in der unglücklichsten Ehe, und fehlte mir auch noch viel zum Sokrates, so durfte meine Frau doch für die beste Uebersetzung der Xantippe gelten.

Endlich erlöste mich der Tod von ihr; auf ihrem Sterbebette aber hatte sie noch einer Gevatterin insgeheim anvertraut, ich habe sie vergiftet, sie verzeihe mir indessen dieß Verbrechen. Natürlich wußte diesen Edelmuth der Sterbenden am folgenden Tage die ganze Stadt, und ich hätte leicht das Vergnügen haben können, mein unglückliches Talent zur Composition noch durch Gefängniß, als muthmaßlicher Giftmischer, zu büßen, hätte nicht die Leichenöffnung ergeben, meine Frau sey an der Gallsucht, also eines ihrem Charakter ganz angemessenen Todes gestorben.

(Lew. Europa.)

Mozart-Stiftung.

Bekanntmachung und Einladung.

Der hiesige Liederkranz hat bekanntlich bei dem am 28. Juli 1838 dahier stattgehabten Sängerfeste dem Andenken Mozarts, des größten Tondichters Deutschlands, ein unvergängliches Denkmal errichtet, indem er den Ertrag dieses Festes, abzüglich der bedeutenden Kosten desselben, zur Gründung einer musikalischen Stiftung bestimmte, die den Namen

Mozart-Stiftung

führt.

Diese Stiftung bezweckt im Allgemeinen höhere musikalische Bildung und zunächst Unterstützung musikalischer Talente bei ihrer Ausbildung in der Compositionslehre.

Zur Erreichung dieser Zwecke sollen zunächst Stipendien ertheilt, demnächst aber, wann das Kapital der Stiftung die in den Statuten deßfalls bezeichnete Höhe erreicht haben wird, ein musikalisches Conservatorium errichtet werden.

Wie fühlbar die Entbehrung eines solchen, bei der Richtung, welche der von klassischer Gediegenheit sich immer mehr entfernende Geschmack genommen, und wie belebend und veredelnd eine solche Anstalt auf höhere musikalische Bildung und auf das Streben nach vollendetem Gediegenen und wahrhaft Klassischem seyn wird, bedarf keiner weitern Darlegung! —

Das Beginnen der Wirksamkeit der Stiftung ist in den derselben gegebenen, von Hohem Senate dieser freien Stadt genehmigten Statuten dahin bestimmt, daß, nach §. 6, sobald die jährlichen Zinsen des Kapitals fl. 400 des 24 fl. Fußes betragen, die Stiftung in's Leben zu treten hat, und daß, nach §. 36, sobald das Kapital die Summe erreicht hat, daß es einen jährlichen Zinsen-Ertrag von wenigstens fl. 2000 liefert, das musikalische Conservatorium zu eröffnen ist. —

Wie klein nun auch das Gründungskapital anfangs war, so ist es doch durch den unermüdlichen Eifer des Liederkranzes, durch die freundliche Unterstützung hiesiger und benachbarter kunstverwandter Vereine und Anstalten und durch die dankenswerthe Theilnahme einzelner Beförderer des Schönen gelungen, das Kapital rasch in dem Maße zu vermehren, daß es schon jetzt, nach kaum zwei Jahren des Bestehens der Stiftung, einen jährlichen Zinsen-Ertrag von vierhundert Gulden darbietet, sonach geeignet ist, die Wirksamkeit der Stiftung beginnen zu lassen.

Der Liederkranz hat demgemäß, auf Antrag des unterzeichneten Verwaltungs-Ausschusses, in einer am Jahrestag der Stiftung, den 28. Juli d. J., stattgehabten öffentlichen Versammlung, welche nicht nur die beiden wohlregierenden Herren Bürgermeister und viele Mitglieder Hohen Senats mit ihrer Gegenwart beehrten, sondern welcher auch ein zahlreiches Publikum beiwohnte, die Mozartstiftung feierlich für eröffnet und ihre Wirksamkeit beginnend erklärt, und es gereicht uns, in Folge dessen, nunmehr zum lohnenden Vergnügen, dieses erfreuliche Ereigniß allen Landen deutscher Zunge hiermit öffentlich zu verkünden!

Möge der Segen des Himmels, der die Aussaat so kräftig und reichlich gefördert hat, nunmehr auch ferner dahin freundlich walten, daß dieser Aussaat herrliche Früchte erblühen, zum Ruhme des Vaterlandes und zur Ehre des Meisters, dessen Name unsere Stiftung schmückt! —

Möge aber auch der Eifer zur Unterstützung dieser vaterländischen Anstalt ferner, wie seither, fortwirken, möge sie sich des Wohlwollens aller Freunde und Beförderer des Schönen stets zu erfreuen haben, und möge die Theilnahme immer allgemeiner werden, damit auch das höhere Ziel — die Errichtung eines musikalischen Conservatoriums — gleichfalls bald erreicht seyn möge! —

Um nun den uns obliegenden Pflichten zu genügen, ist es erforderlich, folgende statutarische Bestimmungen wiederholt zur öffentlichen Kenntniß zu bringen:

§. 1. „Die Mozartstiftung bezweckt Unterstützung musikalischer Talente bei ihrer Ausbildung in der Compositionslehre."

§. 2. Jünglinge aus allen Ländern, in denen die deutsche Sprache die Sprache des Volkes ist, können diese Unterstützung in Anspruch nehmen, wenn sie unbescholtenen Rufes sind und besondere musikalische Fähigkeiten besitzen."

§. 25. „Bewerbungen um die Stipendien der Stiftung werden in frankirten Zuschriften bei dem Ausschusse gemacht; dieselben müssen, nebst Angabe des Alters, mit Zeugnissen über die musikalischen Fähigkeiten und Leistungen des Bewerbers begleitet seyn . . ."

§. 26. „Genügen Zeugnisse und Erkundigungen, so wird der Bewerber vom Ausschusse aufgefordert, seine musikalische Befähigung durch die That nachzuweisen . . . ."

§. 33. „Der Stipendiat der Mozartstiftung wird sodann nach Wahl des Ausschusses, wobei jedoch der Wunsch des Schülers möglichst berücksichtigt werden soll, einem Meister in der Compositionslehre zum Unterricht übergeben."

In Gemäßheit dieser Vorschriften laden wir nunmehr zur Anmeldung, binnen drei Monaten von unten gesetztem Datum an, alle Diejenigen bei uns ein, die geneigt und geeigenschaftet sind, sich um dieses erste Stipendium der Mozartstiftung zu bewerben.

Zugleich ersuchen wir alle verehrliche Redaktionen deutscher Zeitungen und Zeitschriften, dieser Bekanntmachung zu deren möglichst allgemeinen Verbreitung einen Platz in ihren resp. Blättern geneigtest vergönnen zu wollen, und sind dafür zum voraus dankbar verpflichtet.

Frankfurt am Main, den 1. August 1840.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozart-Stiftung.

Literatur.

Grund- und Glaubenslehren der mosaischen Religion, von Joseph Albo, übersetzt von W. und L. Schlesinger. 3tes Heft. Frankfurt a M. bei Schmerber.

So wie der Verfasser nur durch den Sinn für das Gute geleitet ward, dieses Werk, welches als der Erguß eines reinen Gemüthes und scharfsinnigen Verstandes zu betrachten ist, in die Welt zu schicken, so haben die Herren Schlesinger die so schwierige Arbeit des Uebersetzens übernommen, ohne auf pecuniäre Vortheile zu rechnen, da sie nicht nur in jeder Beziehung von ihrer Aufgabe durchdrungen erscheinen, sondern auch dem eigentlichen Buchstaben des Originals treu zu bleiben bestrebt waren und denselben Fleiß und dieselbe Gründlichkeit, welche sich in den bereits früher erschienenen Büchern darthut, auch in diesem Hefte beurkunden; zu gleicher Zeit aber zeichnet sich das vor uns liegende in typographischer Hinsicht vielfach vor den andern aus. Der Inhalt zeigt dieselbe Tendenz, denselben Reichthum an kernhaften Ideen und Gedanken und dieselbe logische Auseinandersetzung der in das Reich der Moral und des Judenthums gehörenden Fundamentalbegriffe. Bücher der Art, die, so alt sie auch seyn mögen, dennoch nie veralten können, weil sie das Gesetz der Liebe und das Forschen nach Wahrheit in sich tragen, der Jetztzeit zugänglich zu machen, halten wir allerdings für ein bedeutendes Verdienst und die Herren Uebersetzer verdienen unsere Anerkennung. Mit dem nun bald zu erwartenden vierten Hefte ist das ganze Werk geschlossen und dadurch dem deutschen Publikum ein literarisches Produkt geboten, das hinsichtlich seiner Originalität sowohl, als auch hinsichtlich seiner Uebersetzung und dem derselben mit Gewissenhaftigkeit wiedergegebenen treuen Wortsinne zu den besseren Erscheinungen gehört, welche seit mehreren Jahren im Gebiete der jüdischen Wissenschaft zu Tage gefördert wurden.

Dr. J. Mayer.

Korrespondenz.

Mainz, 31. Juli.

Der hiesige Kunstverein hat im Einvernehmen mit unserer städtischen Behörde den lobenswerthen Beschluß gefaßt, dem berühmten Componisten

Ritter v. Neukomm in Paris als Zeichen des Dankes von Seiten der Bewohner der Stadt Mainz für die zwei großen Gesangstücke, die er für ihre Feste von 1837 und 1840 componirt, so wie wegen der Anhänglichkeit, die er für sie dadurch an den Tag gelegt hat, daß er zu beiden Festen aus weiter Ferne in ihre Mitte kam, um die musikalischen Aufführungen in Person zu leiten, die große, in Berlin geprägte Säcularmedaille in Gold mit passenden Inschriften zu verehren. Damit ein Jeder, der an den Festen Theil genommen, sich auch bei dieser Dankesbezeigung betheiligen könne, so werden unverzüglich Subscriptionslisten in Umlauf gesetzt werden; jede Gabe, so gering sie auch sey, ist willkommen, aber mehr als 15 Kreuzer werden von einem Subscribenten nicht angenommen. Dieses wird bei dem hiesigen Publikum um so größere Billigung erfahren, als es einen Beweis liefert, wie populair das Unternehmen ist. Wenn wir gut unterrichtet sind, so hat der Präsident des Kunstvereins, Hr. Professor Baur, der jede Gelegenheit, sich unserer Stadt und ihren Bewohnern nützlich zu machen, so gern ergreift, die Besorgung dieser Angelegenheit übernommen und unseres Bedünkens konnte sie bessern Händen nicht anvertraut werden.

Mannichfaltigkeiten.

Es bilden sich jetzt in mehreren Städten Vereine gegen die Putzsucht der Frauen. Die Sache ist zuerst in Berlin durch einen lesenswerthen Artikel im Gesellschafter zur Anregung gekommen. Vielleicht ist es noch im Ausland unbekannt, daß es in Hamburg zum guten Ton gehört, sich so einfach wie möglich zu kleiden.

(Schottische Anecdote.) Die junge Erbin von Rosdhu, Miß Colquhun, wurde von dem jüngern Sohne eines alten schottischen Geschlechts mit Gewalt entführt; er bewies aber, als die Sache vor Gericht kam, daß das Mädchen vor ihm auf dem Pferde gesessen, also eigentlich ihn entführt habe. Diese Vertheidigung wurde für genügend gehalten und der Entführer freigesprochen.

Ein gewisser Hr. Meyers giebt in Nordamerika eine Zeitung heraus, betitelt: »Juniata Valley Berichter und Familien-Unterweiser.« Sein Wille ist gut; daß er aber selbst der Unterweisung bedarf, um eine deutsche Zeitung zu schreiben, beweiset folgender, wörtlich abgedruckter Artikel zur Genüge: »Erziehet euer Kind. Wenn die Zeit jemals kommen soll, daß diese mächtige Fabric wanken soll; wann der Wege welcher nun in einer Feuersäule aufsteiget, ein Wunder und Zeigen der Welt, verdunkeln soll, die Ursache wird in der Unwissenheit des Volkes gefunden werden. Wenn unsere Vereinigung dauern soll, die Hoffnung zu erheitern, und die Anstrengungen zu beleben von all den Unterdrückten jeder Nation; wenn unsere Felder von den Miethlingen des Despotismus unbetreten seyn sollen: Wenn die langen Tage des Lebens unser Land in seinem Fortgang der Herrlichkeit bewohnen sollen; wenn ihr haben wollt, daß die Sonne ihre unbewelkte Strahlen auf die Angesichter der Freyen Männer scheinen soll, dann erziehet alle eure Kinder im ganzen Land. Dieses allein erschreckt den Tyrann in seinem Traum von Gewalt, und erwecket die Schlummernden Kräfte eines unterdrückten Volkes. Es war Verstand und Weisheit das die majestätische Säulen unserer nationälen Glorie aufgebauet hat; und dieses allein kann eine Verhinderung seyn, daß dieselbe nicht in Asche herunter zertrümmeln.«

(Aus Baiern.) Das Intelligenzblatt für Mittelfranken enthält folgende Bekanntmachung: »Durch die, vermöge Entschließung vom 20. März 1834, kundgegebenen allerhöchsten Bestimmungen, Malereien an öffentlichen Orten betreffend, ist anbefohlen, daß jede, an öffentlichen Orten durch Schüler der Akademie oder durch andere Künstler, die ihre Meisterschaft noch nicht hinreichend erprobt haben, auszuführende Malerei vorerst der Prüfung der k. Akademie der bildenden Künste unterstellt und sodann, auf den Grund der Bemerkung derselben, für die Ausführung die allerhöchste Bewilligung erholt werden solle. — Ungeachtet die königl. Kreisregierungen beauftragt worden sind, die zur Befolgung dieser allerhöchsten Bestimmungen nöthigen Maßregeln zu treffen und die deßhalb geeignete Aufsicht zu pflegen, so mußte doch die unangenehme Wahrnehmung gemacht werden, daß Gemeinden und sogar Privatpersonen, an öffentlichen Orten und Gebäuden, unter den Augen der Polizeibehörden, welchen die Ueberwachung des Vollzugs der allerhöchsten Vorschriften insbesondere als Amtspflicht obliegt, mit Umgehung jener allerhöchsten Anordnungen, willkürlich von Pfuschern, Halbgebildeten, und wohl gar von Tünchern, unbestraft und ungerügt Malereien herstellen lassen, welche ohne allen künstlerischen Werth in Auffassung und Darstellung des Gegenstandes, statt zu einer Zierde, oder zur Erhaltung der Erinnerung an besondere Begebenheiten, nur dazu dienen, den Geschmack zu verderben und einen würdigen Gegenstand in einem unangenehmen, dem Fortschreiten der Kunst unwürdigen Kleide dem öffentlichen Tadel bloszustellen. Se. Maj. der König haben daher allerhöchst zu befehlen geruht, daß das Verbot willkürlicher Herstellung solcher Gemälde nicht nur erneuert, sondern auch gegen allenfalls vorkommende Uebertretungen strafend eingeschritten werden solle.«

(Die Walhalla bei Donaustauf.) Der Bau der Walhalla hat seit dem vorigen Jahre bedeutende Fortschritte gemacht. Das Aeußere des Tempels ist in den Hauptsachen bis auf die Dachbedeckung vollendet. Es sind nur noch die Säulen nicht alle kanelirt, woran man aber thätig arbeitet, und die Rundbilder des nördlichen Tympanon, die Hermannsschlacht andeutend, nicht aufgestellt. Mächtig haben sich auch schon die cyklopischen oder Polygon-Mauern der zum Propyläum hinaufführenden Terrassen und Treppen erhoben und gewähren den imposantesten Anblick. Im Innern ist die Marmorbekleidung der Wände ganz beendiget, die Tragsteine erwarten bereits die Büsten der Walhalla-Helden, das große Marmorfries, die älteste Geschichte der deutschen Nation vorstellend, ist nebst seinen Gesimsen an Ort und Stelle, so auch die vielen weißen Marmorplatten, auf welchen mit vergoldeten Erzbuchstaben die Namen jener Heroen glänzen, von denen keine Porträte aufgefunden werden konnten. Die kolossalen, im Style der chrysoelephantinischen Plastik ausgeführten Walkyren-Statuen, welche das Deckengemälde stützen werden, sind ebenfalls schon alle über den Pfeilern der Saalwände aufgestellt. Es erübriget nun noch der Fußboden, der ein reiches Lithostroton von bunten Marmorarten werden, und die Decke des Saales, welche aus Bronzeplatten mit vergoldeten Kassetturen und Ornamenten bestehen wird. Dieser Tage sind die Maschinisten eingetroffen, um mit der Zusammenzühung der Erzbalkenkonstruktion des Dachstuhles anzufangen, und man hofft bis zum nächsten Frühjahre das Gebäude ganz unter Dach zu haben. Im Sommer des kommenden Jahres wird wahrscheinlich auch mit der Anlage der Ziergänge und Pflanzungen, welche die Abhänge des Walhallaberges in einen reizenden Park verwandeln sollen, begonnen werden. Dem Vernehmen nach ist es der Wille des königl. Bauherrn, daß bis zum 18. Oktober 1842 Alles am Ziele sey.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 4. August. Die zwei letzten Abtheilungen des Lustspiels: Die Hagestolzen, von Iffland. Vorher geht: Der gerade Weg, der beste, Lustspiel in einem Aufzug, von Kotzebue.

Mittwoch, 5. August. Großes Vokal- und Instrumental-Konzert im Schauspielhause. Hr. Franz Liszt wird darin folgende Pieces vorzutragen die Ehre haben: 1) Großes Konzertstück für das Fortepiano von Weber mit Orchesterbegleitung. 2) (Ständchen) Lied von Schubert. 3) Neapolitanische Tarantellen. 4) Andante finale aus Lucia. 5) Galop cromatique. Das Nähere besagt der Anschlagzettel. — Abonnement suspendu. Mit erhöhten Eingangspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 218. Mittwoch, den 5. August 1840.

Der Bischofsstab.

Wie hält doch sonder alle Müh'
Der Hirt sich seinen Stab,
Er eilt hinaus in Gottes Flur
Und bricht den Zweig sich ab!
Nur einen Bischof-Hirtenstab
Bricht man mit Müh' und Noth,
Oft auch, wie uns're Mähre sagt,
Nur um den bittern Tod.
Einst haderte um Würzburgs Stab
Herr Berthold lobesan
Mit Conrad Trimberg, seinem Freund,
Der siegend ihn gewann.
Vom Papst bestätigt, eilt er heim,
Der Siegespalme froh —
Sie welkte früh in seiner Hand;
Ihn zehrte Fieberloh'.
Da auf dem Todtenbette schrieb
Er seinem Feind voll Christenlieb:
Steh' auf, hab' Acht, und merk' mit Fleiß,
Wie sicher bauet auf ein Eis,
Der all' sein Hoffen setzt und Muth
Auf zeitlich Ehr', Gewalt und Gut.
Vom Feind im Tode noch belehrt,
Ließ Berthold von dem Stab,
Und wirkte für sein Henneberg
Still fort bis an sein Grab.
Da sollte steh'n sein letztes Wort
Und zieh'n in jedes Herzens Port:
An Ehr' und Gut mir's nicht gebrach,
Auch hatt' ich sonst gut-Hausgemach;
Da aber ich zu hoch wollt' d'ran,
An beiden Orten mir's zerrann.

Du kannst ein guter Hirte seyn,
Ist auch dein Stecken schlank und klein,
Den gold'nen krummen Bischofsstab
Bricht man mit Thränen oft nur ab.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Mactea.)

(Fortsetzung.)

XI.

Um dieselbe Stunde hatten sich auf der Trinkstube zum Laderam mehrere edle Herren versammelt, die das Alter oder körperliche Beschwerden oder sonst eine Ursache von dem Kriegszuge ausgeschlossen hatte. Der vornehme fremde Gast aus Schweden, der heute erst bei dem Schultheißen, Herrn Winter von Wasum, eingekehrt war, saß in ihrer Mitte. Hans, der Stubenknecht, ging emsig hin und her, die leeren Weinkannen mit vollen zu vertauschen, und sonst für derlei Bedürfnisse der edlen Genossenschaft zu sorgen.

Während die Herren dann und wann einen erklecklichen Zug aus den goldblinkenden, mit köstlichem Nierensteiner gefüllten Römern thaten, lauschten sie stumm und aufmerksam der Erzählung des schwedischen Reichsraths, der im Laufe des Gesprächs auf Bitte und Begehr der Anwesenden sich in der Geschichte seines wechselreichen Lebens also vernehmen ließ:

„Als Magnus der Reichsverminderer und sein Sohn Hakon, König in Norwegen, der letzte Sprosse aus dem mächtigen Haus der Folkunger, des schwedischen Thrones entsetzt waren, und Herzog Albrecht von Mecklenburg an ihrer Statt die Krone der Schweden trug, war es bei uns eine traurige und verwirrte Zeit; Niemand wußte mehr, wer Herr oder Vasalle sey, und wer die Stärke hatte, hatte das Recht."

„Damals hatte ich einen treuen Freund, Bo Jonsson, den ich höher hielt als Vater und Bruder, ja höher als mein Leben. In der heißen Schlacht bei Tillinge, wo wir die Macht der entsetzten Könige Magnus und Hakon brachen, deckte ich ihn mit meinem eigenen Leib und erhielt eine tödtliche Wunde, deren Narbe auf meinem kahlen Schädel hier noch Zeugniß giebt. Aber bald sollte es anders werden."

„Bo Jonsson ward Reichsdrost, ein gewaltiger Mann im Lande. Ich aber, der schlimmen Wirthschaft im Reiche müde, zog es vor, eines meiner Schlösser am Hielmarsee zu beziehen, und mich fürder um die Landesangelegenheiten wenig mehr zu kümmern."

„Ich war unbeweibt, und wollte es bleiben. Meine Zeit verbrachte ich mit meinen Vasallen und Genossen auf der Jagd, bei'm schäumenden Humpen und bei'm Würfelspiel, und war lustig und guter Dinge. Einstmals aber, als ich weit in den

Forst hinein jagte, und abkam von meinem Gefolge, und das fortdauernde Schneegestöber mich in das einsame, gastliche Gehöfte eines Odal-Mannes *) trieb, da ward ich andern Sinnes. Der Odal-Mann hatte eine Schwester, schön und anmuthig, wie ich noch kein Frauenbild, selbst an dem königlichen Hofe nicht, gesehen; und dabei war sie tugendhaft und sonder Fehl. Es dauerte nur kurze Zeit, und ich führte die holde Ingeborg auf meine Burg als mein eheliches Gemahl."

„Ein Jahr verlebte ich mit meinem Weibe auf meinen Schlössern in ungetrübter Glückseligkeit, abgeschieden von dem stürmischen Treiben der Welt. Hätte ich doch nimmer dieser glücklichen Einsamkeit entsagt und von einer falschen Ehrbegierde mich hinreißen lassen! Aber die Kunde war an mein Ohr gedrungen, daß man bei Hofe meiner Abgeschiedenheit im Arme meines Weibes spotte. Ich beschloß, mich an dem Hohn zu rächen, und meine Gemahlin in ihre Mitte zu führen, da sich Keiner rühmen konnte, eine schönere, tugendhaftere zu besitzen."

„Ich machte mich auf mit meinem Weib, ihrem Bruder und einem zahlreichen Gefolge, und zog gen Upsala, wo der König Hoflager hielt, und nahm wieder Theil am Reichsrath und an dem Gewerk der Edlen. Die Spötter verstummten, mein eheliches Gemahl ward gepriesen und hochgehalten von Allen, die sie sahen, und die Großen des Reichs beneideten mich um den Besitz dieses Kleinods."

„Bo Jonsson, der Reichsdrost, der die alte Freundschaft scheinbar erneuert hatte, suchte oft mich heim. Alsbald machte mir Ingeborg die Entdeckung, daß der Reichsdrost in sündiger Leidenschaft zu ihr entbrannt sey und ihr unziemliche Anträge gestellt habe, welche sie mit Abscheu und Verachtung von sich gewiesen. Kalt und rauh wies ich den falschen Freund von mir und reizte den Grimm des Gewaltigen. Um Rache zu üben, leitete er die Augen des Königs auf die Tugendhafte, und mein Verderben war beschlossen."

„Ich verließ das Hoflager und schloß mich ein auf einer meiner Burgen, kühn und trotzig meinen Feinden die Stirne bietend. Aber man schien meiner über des Reichs wichtigen Angelegenheiten vergessen zu haben, denn ich lebte einige Jahre unangefochten auf meinem Erbe."

„Plötzlich erschien ein königlicher Heerhaufen vor meinem Schloß, dessen Führer mich im Namen des Königs zur Uebergabe aufforderte. Da ich mich dessen hartnäckig weigerte, ließ er ein Manifest verkünden, worin ich als Hochverräther, der es mit den Dänen halte, angeklagt war. Alsbald fielen meine Vasallen von mir ab, und ich war nur auf einen Haufen von vierzig bewehrten Männern beschränkt. Doch verzagte ich nicht, denn meine Burg lag steil und mit Mauerwerk wohl verwahrt. Wir hatten Lebensmittel, einer jahrelangen Belagerung abzuwarten. Aber der Verrath, der nimmer schläft, öffnete in einer finstern Nacht die Thore. Die Wachen wurden niedergemacht, und schon leckten die gluthrothen Flammen an dem Holzwerk der Gebäude empor und leuchteten der blutigen Verheerung, als ich, kaum gewaffnet nur, dem eindringenden Feind entgegenstürzte, und nach verzweifelter Gegenwehr, blutend aus vielen Wunden, in seine Hände fiel."

„Ingeborg, mein Weib, auf die es ehestens abgesehen war, hatte sich durch verborgene Gänge und Wege mit ihren beiden Kindern, und gefolgt von Jonas Torkelson, ihrem Bruder und einem treuen Knecht, gerettet. Sie waren flüchtig geworden und in ferne Lande gezogen, ohne bis jetzt eine Spur zu hinterlassen. Gott der Allmächtige mag es wissen, ob sie noch unter den Lebenden wandelt, und ob ich je meine Kinder in die Arme schließen werde."

Ich aber ward nach Stockholm geschleppt und vor ein Gericht gestellt, und da das ersonnene Mährlein, meines Einverständnisses mit des Reiches Feind, bei den meisten meiner Richter Zweifel erregte und sattsam meine Unschuld darthat, ward ich auf Antrag des Reichsdrosts auf das feste Schloß Calmar in Gewahrsam gebracht, allwo ich in einem finstern Kerker vierzehn lange Jahre lebendig begraben lag, ohne Aussicht auf Vergeltung und Rache; aber nicht verzweifelnd an Gottes Gerechtigkeit."

„Nur nothdürftig ward mir noch Kunde von der Oberwelt. Meine Ingeborg, welche die Späher Bo Jonssons vergebens bis in ferne Lande verfolgten, war mit unsern beiden Kindern, einem Knaben und einem Mägdlein, spurlos verschwunden. Die Rache des Ergrimmten, der bereits meine Güter an sich gezogen hatte, warf sich nun auf die übrigen Glieder meiner Familie. Mein jüngster Bruder, der laut den Reichsdrost der Tyrannei angeklagt hatte, ward am heiligen Altar, bei hellem Tage von demselben erschlagen; mein anderer Bruder, der sich nach Flandern geflüchtet hatte, ward durch nachgesandte Meuchelmörder aus dem Weg geräumt. Nur mich schonte der Ergrimmte am Leben, um mich langsam durch Noth, Sorge, ohnmächtiges Rachegefühl und Verzweiflung zu todt zu quälen. Aber im Rathschluß des barmherzigen Gottes war es anders beschlossen."

„Bo Jonsson starb eines qualvollen Todes auf dem Siechbette. Mächtige Vasallen drängten um den König und forderten meine Freilassung."

„Ich erblickte wieder die Sonne, deren Strahl ich so lange hatte entbehren müssen. Ich forderte und erhielt meine Güter zurück, und ward wieder eingesetzt in die Würde eines Reichsraths. Aber was half mir alle diese Rückerstattung? Der alte Stamm der Nerike steht entzweigt und treibt nimmer frische Aeste. Zwei Jahre laß ich schon nach meinem Weibe Ingeborg forschen in Flandern und Frankreich, in Italien und Deutschland, aber vergebens."

„Da mir Nichts geblieben war von Allem, was ich liebte, als das Vaterland, so schloß ich mich desto inniger an dasselbe an. König Albrecht schaltete übel im Reich, verpfändete ein Stück Landes nach dem andern; das mußte anders werden, sollte noch ein Reich der Schweden fortbestehen. Der beste Theil des Volkes, so wie der ganze Reichsrath, war meines Sinnes. Im Verein mit dem Reichsmarschall übertrugen wir der klugen und mächtigen Margaretha, Königin von Norwegen und Regentin in Dänemark, die Krone der Schweden. Bei Falköping *) schlugen wir die Heeresmacht des abgesetzten Königs. Albrecht selbst ward gefangen und auf das Lindholmer Schloß in Schoonen in Gewahrsam gebracht, allwo er noch bis diesen Tag die Vergeltung erleidet, die er an so Vielen der edlen Familien in Schweden verschuldete."

„Hier habt Ihr, ehrsame und edle Herren, die Geschichte meines Lebens und meiner Leiden, wie Ihr freundlichst begehrtet. Mächtiger als zuvor stehe ich nun wieder unter den Großen

*) Odal-Männer, Besitzer von völlig freiem Grundeigenthum.

*) Am 21. Sept. 1388.

meines Landes, meine Königin ehrt und hochachtet mich und schenkt mir gnädig ihr Vertrauen. Die ersten Würden nächst dem Throne stehn mir offen; aber all' diese Herrlichkeit läßt mich kalt; denn Niemand ist mehr, der sich deren mit mir freuen möchte."

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Künstler in München.

(München, 25. Juli.) Je zahlreicher und herrlicher die Gebilde jeglicher Kunst und eines großartigen, geläuterten Geschmacks um uns her erstehen, je häufiger sie auch diesen Frühling und Sommer von ganzen Pilgerfahrten gelehrter und gebildeter Beschauer aus allen Zonen besucht wurden, desto entschiedener stellt es sich heraus das dringende Bedürfniß genügender Schilderung und gewählter Materialien zu einer Geschichte dieser merkwürdigen Epoche, dieser Wiedergeburt einer wahrhaft nationalen, religiös-geschichtlichen Kunst und ihrer Meister. Seit geraumer Zeit hat sich der durch sein Leben des unvergeßlichen Königs Max Joseph, durch seine deutsche Geschichte und andere quellengemäße Arbeiten rühmlich bekannte Professer Sölti diese verdienstvolle Aufgabe gesteckt und sein Werk mit den Abbildern der ausgezeichnetsten Bauwerke und Denkmale, und mit den Ebenbildern der hervorragendsten Meister zu zieren beschlossen. Im Laufe des kommenden Winters dürfte die letzte Feile an die erwünschte Leistung gelegt werden. Vor der Hand erschien ein Auszug derselben unter der Aufschrift: „Kunst und Künstler in München" in der deutschen Pandora oder dem „Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller." — Er überblickt den Vorzug Münchens, in seiner übrigens unerquicklichen geographischen Lage dennoch allen Reizen der Alpenwelt so ganz nahe zu seyn. Er beleuchtet die Vorzeit und Gegenwart, das Mittelalter, den immer mehr ausartenden Geschmack der neuern Zeit, die alte Zeichnenschule von Boos, Wink und Feichtmayr, die Akademie der bildenden Künste 1808, die beiden Langer, Vater und Sohn, Fischers Theaterbau 1818, den gänzlichen Umschwung der Malerei nach dem Befreiungskriege durch die deutsche Schule zu Rom und die glänzende Kunstepoche Ludwigs als Kronprinz und als König.

Zuerst werden die Baukünstler vorgeführt; Klenze, Gärtner, Ohlmüller, Ziebland mit ihren in unglaublich kurzer Zeit und hoher Vollendung aufgeführten, in dieser Hinsicht selbst von den Hauptstädten der größten Reiche unübertroffenen Werken, der Walhalla, der Glyptothek, der Pinakothek, dem neuen Königsbau, dem Festsaalbau, der Allerheiligenkirche, dem Odeon, den Palästen Max und Leuchtenberg ꝛc., Ohlmüllers meisterhafter Auerkirche mit ihren Glasgemälden, Gärtners Ludwigskirche, Reichsarchiv, Universität, Bibliothek, Blindenanstalt ꝛc., des auch an das romantische Hohenschwangau die letzte Hand legenden Ziebland Basilika oder Bonifaciuskirche und das der Glyptothek entsprechende Gebäude der Kunstausstellung.

Es folgt sodann die Malerei in ihren verschiedenen Zweigen, die Epiker, Cornelius, Jul. Schnorr, Heinr. Heß, Clemens Zimmermann, Kaulbach, Lindenschmidt, Genelli, Herrmann, Hiltensperger u. v. A., der als Maler der Schlachten und aller Kriegsscenen, so wie des Abbildes des Krieges, der Jagd, unvergleichliche Peter Heß — die Maler des Volkslebens und des Volkskrieges, General v. Heydeck, Mende, Monton, Petzl, Bürkl, Moriz Müller, Lorenz Quaglio, Simonsen, Schelver ꝛc. — die Lyriker, die Freifrau Electrine v. Freiberg, geborne Stunz, Voltz, Ruben, Weller ꝛc. — die Porträtmaler, Stielers großartige Leistungen — die Thiermaler Adam, Karl Heß, Habenschaden, Holm, Lotze, Melchior, Wittenbach — Eugen Neureuthers romantisches, schon von Goethe gerühmtes Talent — die Landschaftsmaler Rottmann, der unübertreffliche Bildner der hesperischen und hellenischen Zone, Heinlein, Kaiser, Erola, Fohr, Stange, Haushofer, Mergenstern, Etzdorf, Zimmermann, Dorner, Schleich, Vollmer, Gurlit, Heintzmann, Olivier, Seger, Scheuchzer, Steelmayer ꝛc. — Gegenstände der Natur und Kunst, Blumen und Fruchtstücke, Stillleben — Architekturmalerei, weiland Dominik Quaglio, Bayer, Gail, Heinrich Adam, Neher ꝛc. — die Schwarzkunst — die Kupferstecher Amsler, Merz, Thäter — die Steinzeichner, Hanfstängl, Hohe, Kohler, Strirner, Pilotz — die Holzschneider Braun und Neuer — die Wiedererweckung der Glas- und Porcellanmalerei unter der Oberaufsicht von Gärtner und Heinrich Heß — die Glasgemälde des Regensburger Domes, die Auerkirche ꝛc., Max Ainmüller, Wehrsdorfer, Hämmerl, Kirchmair — die Verdienste Boisserees und Bertrams auch in diesem Gebiete, Börtel und Schörer ꝛc. — die an großen Künstlern und Kunstwerken nicht minder reich ausgestattete Bildhauerkunst, der unerschöpfliche L. Schwanthaler, Eberhard, Leeb, Mayer, Schöpf, Lossow ꝛc. — die nach langer Versunkenheit gleichfalls herrlich wieder auferweckte Erzgießerei mit den überraschenden, grandiosen Leistungen Stiglmaiers — die Stempelschneidekunst, Voigt. — Die vielen Namen und solche Namen genügen, einen Begriff zu geben von dem, dem Nationalgeist und Nationalstolz nicht wenig schmeichelnden Reichthum des Werkes. — Möge es ja gewiß bis zur Ostermesse den Patrioten erfreuen, eine längst empfundene Lücke ausfüllen, das Selbstgefühl erheben, und wuchernden Samen edler Nacheiferung ausstreuen! (Allg. Ztg.)

Korrespondenz.

Ems, 2. August.

Obwohl die höchsten und hohen Herrschaften, welche diese Saison durch ihre Gegenwart verherrlichten, uns zum größten Theil verlassen haben, so ist doch unser Badeort noch sehr belebt. Wenn die durch lange Jahre bewährte Heilkraft unserer Thermen, wenn die schöne Lage von Ems im romantischen Lahnthale und rings von reizenden Punkten aller Art umgeben, uns die Fremden aus allen Theilen von Europa herbeizichen, so hat sich der hiesige Kurort in den letzten Jahren solcher Auszeichnung stets würdiger zu machen gestrebt und ist ihm dies in jeder Beziehung gelungen. Die hier erbauten Kurgebäude und Gast- und Badehäuser würden jeder Residenzstadt zur Zierde gereichen und auch hinsichtlich ihrer inneren Einrichtung lassen sie nichts zu wünschen übrig, so daß selbst Personen des höchsten Ranges sich hier heimisch und behaglich finden. Wer im Laufe des Julimonates sich in Ems befand, wird das großartige und opulente hiesige Treiben und Leben gewiß gebührend anerkannt und bewundert haben. Viel zur Verschönerung desselben hat die durch Eisenbahn und Dampfschifffahrt erleichterte Verbindung mit Frankfurt a. M. beigetragen, dessen reiche Mode- und Luxusmagazine uns des Brillanten und Eleganten viel zugeführt. Hrn. Sarg, Gasthalter zum Hotel de Russie, war die Besorgung glänzender Equipagen, schöner Pferdezüge und brillanter Livreen, wie auch vieler zur Tafel gehörigen Gegenstände für die kais. russische Familie zu Theil geworden und er hat

sich des hohen Vertrauens würdig erwiesen. Aus den Modewaaren-Magazinen von Pfaff und von Moreau kamen die herrlichsten Stoffe und Toilettengegenstände hierher, sowie auch aus dem Magazin von Erebe, einem alten Geschäfte von gutem Ruf, welches an die sich hier aufhaltenden Herrschaften ansehnliche Verkäufe gemacht hat. Hrn. Kleidermachermeister Küstner aus Frankfurt a. M. wurde die Ehre, Se. Maj. den Kaiser von Rußland, Se. kais. Hoh. den Thronfolger und viele hohe Personen aus dem Gefolge mit reichen und geschmackvollen Anzügen versehen zu dürfen und er hat sich dieses Auftrags in einer Weise entledigt, welche sowohl zu Gunsten seiner technischen Geschicklichkeit, wie auch seines Gouts vortheilhaft sprechen und den Ruf seines solid begründeten Geschäftes nur vermehren können. — Wir hoffen, daß unsere Saison auch für den Monat August sich in erwünschter Lebendigkeit erhalten werde.

Darmstadt, 2. August.

Kaum ist die Gemäldeausstellung des Kunstvereins vorüber, so bietet sich den Bewohnern dieser Stadt schon wieder eine Gelegenheit dar, einen bisher hier minder beachteten Zweig der Kunst in höherer Vollendung bewundern zu können. Ich meine die reiche und schöne Sammlung von Stickereien, welche eine zahlreiche Gesellschaft hiesiger Bürgerstöchter bis jetzt schon zum Theil vollendet und Ihrer Hoheit der Prinzessin Marie von Hessen zum Brautgeschenk bestimmt hat. Morgen werden die bereits fertigen Stücke Höchstderselben überreicht werden; sie bestehen aus landschaftlichen Ansichten aus der Gegend von Darmstadt und der Bergstraße und sind zur Ausschmückung von Ueberzügen zu sechs Sesseln bestimmt. Die Rosenhöhe, Kranichstein, die Bergschlösser Auerbach, Alsbach und Frankenstein, Seeheim und andere durch ihre Lage und Naturschönheiten zu Kunstversuchen anlockenden Gegenden sind alle so naturgetreu und kunstvoll dargestellt, daß diese durch die lebendigste Farbenfrische sich auszeichnenden Bilder mit Recht Nadelmalereien genannt zu werden verdienen. Das Auerbacher und das Alsbacher Schloß, mit ihrem leicht dahin fließenden Wolkenhimmel, machen einen besonders glücklichen Effekt und dürften wie die übrigen Stücke die vollste Anerkennung finden. Allen diesen Kunststickereien liegen die Zeichnungen des Hrn. Lucas zu Grunde, welcher — man muß es bekennen — seine Aufgabe glücklich zu lösen gewußt hat. Obgleich jetzt schon seit zehn Wochen 25 — 30 der geübtesten Stickerinnen mit dem angestrengtesten Fleiße gearbeitet haben, so ist doch kaum die Hälfte der Arbeit vollendet, da die Ansicht der Residenz und einige andere größere Stücke noch zu fertigen sind. Unter den bereits ganz fertigen Nadelgemälden gefällt das großh. Residenzschloß, vom Bosquet aus gesehen, und das großh. Palais am Luisenplatz. Die Zahl aller Stücke beträgt 18; nämlich 12 Landschaften und 6 Bouquete. Letztere zeichnen sich durch geschmackvolle Auswahl und treue Nachahmung der Natur aus und könnten ein dichterisches Gemüth wie Andrade Caminha zu einer zweiten Apostrophe an einen Blumenstrauß begeistern. Sämmtliche Kunststickereien werden in dem Hause des Hrn. Kartenfabrikanten Reuter gefertigt, welcher den wirthschaftlichen Theil des Unternehmens leitet, während seine Gattin die artistische Ausführung beaufsichtigt und zugleich thätig mitwirkt. Es ist übrigens eine wahre Lust, den unverdrossenen und von einem richtigen Kunstgefühl geleiteten Fleiß der jungen Stickerinnen zu sehen, welche, wie es den Anschein hat, etwa nach dem Ablauf von drei Monaten ihre schöpferischen Nadeln mit Befriedigung werden aus der Hand legen können.

Mannichfaltigkeiten.

Es ist ein wahres Glück, daß nicht jedermann sich mit Astronomie beschäftigt, sondern daß nur gelehrte Herren, die auf Zeit und Raum mit einer gewissen Geringschätzung sehen, diese himmlische Wissenschaft treiben. So erfahren wir denn auch nur von diesen Herren Dinge, worüber ein anderer schlichter Mensch sehr erschrecken würde. Dahin gehört die Mittheilung des Hrn. Professor Gruithuisen in München, der am 19. Julius Morgens gegen 9 Uhr den größten Sonnenfleck im laufenden Jahrhundert beobachtete. Besagter Fleck hatte nämlich die Größe von etwas über 188 Millionen geographische Quadratmeilen, war also zwanzigmal größer als die Oberfläche der Erde. — Wir bekennen recht gern, daß dies der größte Fleck ist, von dem wir jemals gehört haben, und gestehen, daß es ein Kunststück ist, einen Raum von 188 Millionen Quadratmeilen zu übersehen. Ein solcher Raum geht ja über alle menschliche Begriffe.

Gegen Ende des Jahres 1837 soll ein Engländer, verführt durch das Originelle und Gefährliche eines solchen Unternehmens, den Himalaja, den größten, bis jetzt bekannten Berg der Erde, bestiegen haben. Auf dem Gipfel angekommen, steckte er seine Visitenkarte in einen hohlen Baum, und ging wieder fort. Ein Jahr später wagte ein Russe dieselbe gefährliche Expedition, und fand oben des Engländers Karte. Er nahm sie, reiste geradewegs nach London, machte dem englischen Touristen einen Besuch, und sagte ihm höflich: »Verehrter Herr, ich erlaube mir, Ihnen hier die Karte zurückzustellen, die Sie im verflossenen Jahre auf dem Himalaja zurückließen.« Der Engländer gerieth in Wuth, es kam zwischen ihnen zum heftigsten Wortwechsel; ein Duell fand statt, und der Engländer soll seinen Besuch auf dem Himalaja mit dem Leben gebüßt haben.

Döring gab in Nürnberg 12 Gastrollen mit dem glänzendsten Erfolge. Nach E. Devrient's Frankfurter Triumphen wird ihm Döring folgen.

Aus Cairo wird erzählt, dort lebende Franzosen wollten sich an den Vicekönig von Egypten mit der Bitte wenden, er solle gestatten, daß auf der großen Pyramide von Gisch, dem Kaiser Napoleon und dem Feldzuge von Egypten zu Ehren, ein Denkmal errichtet werden dürfe; die nöthigen Summen dazu sollen durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden.

Das Dampfboot schreibt: »Wie man in deutschen Zeitungen jetzt deutsch schreibt, davon mag folgende Stelle eines Artikels aus Paris in einer bekannten Zeitung zeugen: »»Dank den allzutrassen Uebertreibungen der Monomanie des Napoleonismus auf der einen, und Dank dem unerbittlichen Gedächtniß einiger schwindelfreien Köpfe auf der andern Seite, das Projekt der offiziellen Apotheose des inkarnirten Militärdespotismus hat avortirt.««

Zu der Schauspielergesellschaft, welche in Töplitz spielt, gehört eine Dem. Uebersetzer. Man kann wohl sagen, daß diese Dame für das deutsche Theater geboren scheint.

Im Städelschen Kunstinstitut ist gegenwärtig die von Bildhauer Professor Zwerger mit großer Liebe und Sorgfalt vollendete und durch ihre Aehnlichkeit ausgezeichnete Büste unseres verstorbenen Landsmannes, des Landschaftsmalers Louis Wagner, zur Beschauung aufgestellt. Da Louis Wagner, als Künstler und Mensch gleich geachtet, einen zahlreichen Kreis von Freunden und Verehrern besaß, so glauben wir, dieselben auf die nur etwa 8 Tage dauernde Ausstellung der genannten Büste aufmerksam machen zu müssen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 5. August. Großes Vokal- und Instrumental-Konzert im Schauspielhause. Hr. Franz Liszt wird darin folgende Pieçen vorzutragen die Ehre haben: 1) Großes Konzertstück für das Fortepiano von Weber mit Orchesterbegleitung. 2) (Ständchen) Lied von Schubert. 3) Neapolitanische Tarantellen. 4) Andante finale aus Lucia. 5) Galop cromatique. Das Nähere besagt der Anschlagzettel. — Abonnement suspendu. Mit erhöhten Eingangspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 219. Donnerstag, den 6. August 1840.

Kennt ihr Ihn, des Geisterreichs Befreier? —
Wie man sich den edlen Grübler denkt,
Hat in Holz die Kunst Ihn eingesenkt
Zur Erinn'rung an die Jubelfeier.

Er, der uns das Licht, durch dichte Schleier
Lang verhüllt, in Fülle hat geschenkt,
Er ist es, worauf den Blick ihr lenkt,
Er, verherrlicht oft durch Bild und Leier.

Ja, er ist's, der Feind der Nacht, der Lüge!
Dank dem Künstler, der die edlen Züge
Wiedergab, wie er im Geist sie sah!

Daß man seiner nicht so bald vergesse,
Bringt, geprägt auf dampfgetrieb'ner Presse,
Heut das Bild die Didaskalia.

Ludw. Hub.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

Der Fremde schwieg, und sinnend saßen die edlen Herren von Frankfurt und dachten seiner einfachen, prunklosen Erzählung nach. So Vieles fanden sie in der Erzählung des schwedischen Reichsraths, was auch den Zuständen des deutschen Reiches glich. Auch hier herrschten dermalen die Gewaltigen des Landes und drückten den Mindermächtigen; die Faust entschied das Recht, und Kaiser Wenzel kümmerte sich wenig um seine getreuen Städte, die in den unzähligen Fehden gegen mächtige Herren und Fürsten schier erlagen.

Hans, der Stubenknecht, der die Erzählung des Grafen Bengt Nerike aufmerksam mit angehört hatte, nahte sich jetzt demselben mit einer frischen Kanne Wein, und, indem er dieselbe vor ihm niedersetzte, faßte er sich ein Herz, und redete den vornehmen Gast also an: „Wollt mir ein paar Worte erlauben, erlauchter Herr. Als ich um mein Weib Eilchen auf die Freite ging, da dienten wir unter einem Dach. Mein Weib wartete die Kinder des ehrsamen Altbürgers und Wollenwebers Wirhäuser; ich aber war Knecht bei einem schwedischen Manne, der auch Jonas Torkelson hieß, wie Ihr vorhin Euern Schwäher nanntet."

Bei diesem Namen erhob sich schnell Graf Bengt. „Jonas Torkelson sagst Du?" rief er überrascht.

„Ja," fuhr der Stubenknecht fort, „und der hatte zwei Kindlein bei sich, die nannte er Olav und Ulrike."

„Olav und Ulrike?!" schrie der Reichsrath, indem er, am ganzen Leibe bebend, den Stubenknecht bei den Armen faßte. „Und Ingeborg?"

„Von Frau Ingeborg weiß ich nichts. Aber viel sprachen die Kinder von einer Mutter, die wilde Männer ihnen geraubt hätten."

„Bei'm Kreuz des Erlösers! Du sollst mich stracks zu diesem Torkelson führen, und ich will Dich wie ein König belohnen."

„Ich kann Euch nur zu seinem Grabe führen. Jonas Torkelson ward schon vor zehn Jahren nächst der Stadt ermordet gefunden."

„Ermordet!" rief der Graf entsetzt. „Und die Kindlein?"

„Sind sonder Mühe zu finden. Euer Sohn, so er es ist, kämpft heute in dem Heerhaufen der Stadt; Eure Tochter sucht bei dem reichen Wechselherrn Vanini, der Beiden bis daher Vater war."

XII.

Bastel Zipf, der Kneipenwirth, stand in seiner Hausthüre, unruhig mit den kleinen Spitzbuben-Augen in die enge, mit

dichter Finsterniß bedeckte Gasse lugend. Zuweilen lauschte er ängstlich nach dem Innern seines Hauses, aus welchem sich in großen Zwischenräumen entfernte dumpfe Jammerlaute vernehmen ließen, welche aus dem tiefen Schooß der Erde aufzusteigen schienen.

„Die verdammten Weiber werden mich mit ihrem Gewinsel und Geheul noch verrathen," murmelte Bastel ingrimmig zwischen den Zähnen. „Wollte ich doch, das Donnerwetter erschlüge den Ralph und seinen Bastard obendrein, daß sie sich die Zeit von dem Weibsvolk stehlen lassen. Und auch die Schnapphähne bleiben aus, die um diese Zeit hier eintreffen wollten, ihre Stücklein auszuführen. Heiliger Blasius, steh' mir bei!" unterbrach sich plötzlich Meister Bastel in seinem erbaulichen Selbstgespräch, denn dicht vor seinen Augen tauchte Klippenbach aus dem Dunkel auf und stand unvermuthet vor ihm. Und immer mehr Köpfe traten aus der Finsterniß hervor, sich um den Rottmeister reihend. Eine lähmende Angst hatte den Wirth befallen, daß er dastand wie ein steinern Bild, die Augen starr auf die Gefürchteten gerichtet. Endlich ermannte er sich, und suchte über die schwach erleuchtete Hausflur zu entkommen.

„He, Gevatter Bastel! warum lauft Ihr doch vor uns, als wäret Ihr ein armer Sünder?" raunte ihm Hanemann Jäckel, der ihn mit ein paar gewaltigen Sätzen erreicht hatte und bei'm Kragen hielt, zu. Umsonst war Bastel Zipf bemüht, sich den nervigten Fäusten des Rathsknechts zu entreißen.

„Steh'n geblieben! keinen Ruck mehr und keinen Laut, oder meine breite Partisane fährt Dir durch den Schmeerbauch, daß Du die Kaldaunen Deinen Gästen zum Nachtimbiß auftischen kannst," herrschte ihm der Rottmeister mit gedämpfter Stimme zu.

Der Schenkwirth faßte sich ein Herz. „Aber warum mißhandelt Ihr mich also in meinem eigenen Hause? Ich bin ein ehrlicher Mann."

„Dein böses Gewissen hat Dich uns schon verrathen, und mit Deiner Ehrlichkeit ist's nicht weit her," versetzte Klippenbach wie oben.

Der Wirth that erboßt. „Ich ein böses Gewissen?" sprach er. „Ich bin ein ehrliebender Bürger, zahle pünktlich mein Umgeld, meine Beeden, meinen Lösezoll; ließ meinen einzigen Sohn mit gen Kronenberg ziehen. Ich werde mein Recht suchen. Ich lasse mir nicht also in meinem eignen Hause begegnen."

„Habt Ihr ein gutes Gewissen, dann braucht Ihr uns nimmer zu fürchten," versetzte Klippenbach ruhig; „wir werden in Frieden wieder von dannen ziehen. Doch gebt uns jetzt ein paar Kannen Wein, wir sind müde und durstig, und wollen ein paar Stunden bei Euch rasten."

„Wein?" fragte der Schenkwirth wieder verlegen. „Vergebt, werthe Freunde, ich habe keinen Tropfen mehr im Hause. Die durstigen Soldknechte, die heute mit auszogen, haben mir alle Fässer geleert. Nicht eine Pinte mehr könnte ich herauströpfeln."

„Sprecht nicht wie ein Dummbart. Wir wissen recht gut, daß Ihr noch Gäste im Hause habt, und es Euch folglich nicht an Wein gebrechen kann."

„Ich Gäste in meinem Hause?" stammelte Zipf und klapperte mit den Zähnen. „Bei St. Blasi, meinem Schutzpatron! bei den blutigen Thränen unserer lieben Frauen! keine fremde Seele ist in meinem Hause."

„Läugne nicht. Ralph mit seinen Mordgesellen haust in diesem Augenblick hier. Wir wissen Alles. Schon ist Dein Diebsnest von allen Seiten umzingelt!" donnerte ihm der Rottmeister zu.

Der Schenkwirth bebte mächtig zusammen, und sein sonst kupferrothes Gesicht ward geisterhaft bleich. In diesem Augenblick ließen sich wieder jene dumpfe, ferne, herzzerreißende Grabeslaute vernehmen.

„He! was ist das? was geht vor in Deinem Hause? woher kam dieses Gewimmer? Gestehe, wen hältst Du verborgen?" fragte der Rottmeister.

Bastel Zipf, dem der kalte Schweiß auf der Stirne stand, der aber demohngeachtet seine Unverschämtheit wieder erlangt hatte, rief: „Wißt Ihr's denn nicht, daß schon seit Jahren mein Urgroßvater, der auch Schenkwirth war, in diesem Hause umgeht? Er wird Euch allen die Hälse umdrehen, wenn Ihr nicht stracks umkehrt und Eurer Wege zieht." Und wieder begann das dumpfe Wehklagen, ohne daß man unterscheiden konnte, ob es aus der Höhe oder Tiefe kam. Die Knechte sahen sich furchtsam um und bekreuzten sich.

„Es ist wahr, sein Urgroßvater geht hier im Hause um. Als kleiner Bube habe ich's oft von meiner Großmutter, die ihn noch gekannt hat, erzählen hören," sagte einer der Knechte.

„Meine Base, die alte Gretel, hat ihn 'mal aus dem Kellerloch gucken sehen mit kreideweißem Gesicht," betheuerte ein anderer.

„Wo Gespenster umgehen, ist nimmer gut suchen," meinte ein dritter.

Doch Klippenbach war ein beherzter Mann und ließ sich nicht schrecken. „Wem sein Brod lieb ist, der halte sein Maul und thue, wie ich ihm befehle," herrschte er den Knechten zu. „Ein Mährlein ist's, das uns der Fuchs aufbinden möchte. Wo Raubgesindel haust, fehlt es nicht an Opfern. Wir wissen, daß sich Ralph mit seinen Genossen hier versteckt hält; drum nicht gezaudert. Wir durchsuchen das Haus von oben bis unten, und eine Lustdirne soll mir den Bart ausraufen, wenn wir leer ausgehen. Ich und Du, Hanemann Jäckel, wir nehmen hier den ehrlichen Bastel in die Mitte, er soll unser Wegweiser in seiner eigenen Fuchshöhle seyn. Du, Peter, gehst mit vorgehaltener Partisane dicht hinter dem Wirth, und bei dem geringsten Sträuben, bei dem geringsten verrätherischen Laut, den er wagt, oder bei der geringsten Weigerung, das zu thun, was ich ihn heiße, stößest Du das Eisen von rückwärts ihm in den Wanst; ich will es verantworten. Drei von Euch", kommandirte der Rottmeister weiter, „halten Wacht an der Hausthüre, und knebelt Jeden, der heraus oder hinein will, ihr Andern folgt uns auf dem Fuß. Vorwärts!"

(Fortsetzung folgt.)

Revue des Pariser Volks- und Staatslebens.

Von Friedrich Eich.

Die Julitage.

Paris, 31. Juli.

Ein volles Decennium ist nun schon dahingeschwunden, seitdem die heiße Julisonne des 27., 28. und 29. jene drei denk-

würdigen Tage des blutigen Kampfes am östlichen Horizonte heraufgeführt, seitdem das Pariser Volk die dreifarbige Fahne auf den Thürmen der Kirchen und den Palästen der alten Könige aufgepflanzt, seitdem es den verhängnißvollen, mit so vielem Blute besprengten Thron der ältern Bourbonenlinie zum zweitenmale über den Haufen geworfen, und auf seinen Trümmern die neue Dynastie des jüngern Bourbonenzweiges unter Ludwig Philipp I. aufgerichtet hat. Furchtbar und Verderben drohend war das Gewitter, das sich im Sommer 1830 am politischen Horizonte Europa's zusammengezogen hatte. In Frankreich entlud es sich mit seinem ersten Ungestüm, und in den Ebenen der Maas und Schelde, an den Ufern der Weichsel, in den Gauen des Rheines, in den Eingeweiden Deutschlands, auf den Hochgebirgen der Schweiz und Savoyens zuckten seine Blitze und hallten seine Donner wieder. Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die letzt verflossenen zehn Jahre, und überdenken wir die wichtigen Folgen, die sich mittelbar oder unmittelbar an jenes Ereigniß anknüpften, dessen jährliche Erinnerung seitdem in Frankreich festlich verherrlicht wird, so kann und wird es gewiß nicht uninteressant erscheinen, wenn wir in dieser Revue unsern Lesern die diesjährige Julifeier nebst einigen Betrachtungen darüber vorführen.

Es giebt ein altes, bekanntes und sehr wahres Sprüchwort: „Wer etwas gelten will unter den Leuten, muß sich rar zu machen suchen!" Wir geben diesen Worten einen noch viel ausgedehnteren Sinn, als sie buchstäblich anzudeuten scheinen, und wenden sie nicht allein auf Personen, sondern auch auf Dinge und selbst auf Feste an. Die Gewohnheit, die gar zu häufige Wiederkehr, der beständige Umgang, der tägliche Gebrauch oder Genuß benimmt den Personen, wie den Dingen, wo nicht allen, doch den größten, den anziehendsten Reiz. Was wir alle Tage um uns haben, wird uns am Ende gleichgültig, manchmal ganz zum Ueberdrusse. Beweise hiervon kann gewiß Jeder in seinem eigenen Leben finden. — Mir z. B. hat als Knabe das weiße Milchbrod viel köstlicher gemundet, so lange es nur eine Sonntagskost für mich war. Zufrieden und vergnügt aß ich an den gewöhnlichen Wochentagen mein gutes Schwarzbrod zum Kaffee, aber festlich sah ich den Sonntag herannahen, der mir das liebe Milchbrod brachte. — Eine reizende, paradiesische Aussicht, wenn wir sie zum erstenmale oder doch nur selten genießen, bringt uns fast außer uns vor Entzücken. „Hier ist's schön, hier laßt uns Hütten bauen!" rufen wir in unsrer Begeistrung aus. Ein günstiges Geschick kommt unsern Wünschen zuvor, und verleiht uns statt einer Hütte selbst einen Palast an der gepriesenen Stelle, doch unsre Zufriedenheit ist nicht dauernd, unser alltägiges Glück wird uns am Ende gleichgültig und das nimmer ruhige Herz hegt wieder andere Wünsche. — Als im Anfang seiner Regierung der Bürger-König Louis Philipp fast täglich unter seinem geliebten Volke erschien und den ihm Begegnenden durch einen Händedruck seine Dankbarkeit für den zu seiner Throngelangung geleisteten Beistand bezeugte, war freilich die Neugierde groß und Jedermann beeiferte sich, den neuen König zu betrachten. Doch bald verlor sich diese Liebhaberei, und der gute König erkannte zuletzt und zum Glück noch zur rechten Zeit — an den mehrfachen gegen seine Person versuchten Demonstrationen, daß es nach Andeutung unsres obigen Sprüchwortes gerathener sey, sich seltener, wo nicht ganz unsichtbar zu machen, wenn er seinen lieben Franzosen nicht gleichgültig werden wollte. Wenn daher heute der König die Tuilerien verläßt, in seinem von acht Pferden bespannten Galawagen, begleitet von einer Bedeckung Cavallerie und einigen Vorreitern in rother Livrée, so bleibt Alles neugierig stehen, um den seltenen Anblick eines Königs zu genießen. — Grade so, und nicht anders, ist es mit dem Julifeste. Bei der ersten Wiederkehr ward es mit allem nur erdenklichen Pomp drei Tage lang gefeiert, und es ermangelte auch nicht Eine der hohen Notabilitäten dabei zu erscheinen, wenn sie sich nicht einem schwarzen Verdachte aussetzen wollte. Schwächer war der Enthusiasmus bei der zweiten Feier, immer schwächer und verhältnißmäßig im Abnehmen begriffen bei der dritten, vierten und folgenden. Und wenn die diesjährige ein etwas höheres Interesse erregte, so lag dies in den besondern Umständen, in der Nebenfeier, die sich noch hinzugesellte, und die wohl die Hauptfeier ausmachte, nämlich die Inauguration der Julisäule und die Beisetzung der in der Revolution 1830 Gefallenen unter diesem Denkmal. Die öffentliche Stimmung, der Ernst der schweigenden Menge, die eigenthümliche Melancholie auf allen Gesichtern war ganz entsprechend einer Todtenfeier. Die Trauer über den Verlust dieser Opfer scheint über die Freude des heißerkämpften Sieges die Oberhand behalten zu haben. Es bleibt also wahr, und ist hier abermals bestätigt, daß, — soll ein Fest seinen Reiz und wahren Gehalt nicht verlieren — so muß es etwas Seltnes seyn, d. h. es darf uns durch seine gar zu häufige Wiederkehr, durch die Monotonie der Festlichkeiten, die sich schon wiederholen, wenn das Geräusch der letztvergangnen noch in unsern Ohren tönt, nicht ermüden. Die Festordnung bleibt bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich dieselbe, und es läßt sich wohl der äußre Glanz und Reichthum der Anstalten, nicht aber die Begeisterung, die allgemeine Ergießung aller Herzen in eine Freude nach Belieben reproduziren. Schön war gewiß das Gutenbergsfest und würdig, von jedem Deutschen bedauert zu werden, der, fern der lieben Heimath, in den allgemeinen Jubel nicht mit einstimmen konnte; es war unstreitig dreifach schön, weil es ein deutsches Fest war, und die Deutschen ein besonderes Talent, eine eigenthümliche Naturanlage besitzen, Volksfeste anzuordnen und mit Sinnigkeit und Empfindung zu begehen. Aber sollte der nächste Johannistag wieder, und so zehn Jahre nach einander gefeiert werden, so würde die zehnte Feier gewiß nicht mehr seyn, was die erste war, es würde unstreitig in manchem für den großen Erfinder mit dem wärmsten Dank erfüllten Gemüthe die erste Begeisterung sich allmählig abkühlen. Darf uns diese Wahrnehmung wundern? Gereicht sie den Menschen zum Vorwurf? Keineswegs! Es ist dies die natürliche Folge eines Gesetzes, das die ganze Natur beherrscht, und dem auch der menschliche Geist unterworfen ist; es ist die Aeußerung einer psychologischen Wahrheit. Die Seele eines jeden Festes, zumal eines Volksfestes, ist Innigkeit, Wärme, Begeisterung. Begeisterung ist aber ein außergewöhnlicher, ein abnormer Zustand der Seele; sie ist die Spannkraft derselben, die sich nothwendig verlieren oder schwächen muß, wenn man diesen Zustand über die Maßen verlängern will.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater.

Emil Devrient als Hamlet. — Die Oper.

Die Zahl derer, welche das Klassische verehren und von dem wahrhaft Gediegenen angezogen werden, ist noch immer größer, als Manche glauben, — oder wann habt Ihr eine Vorstellung des Don Juan oder des Hamlet leer gesehen? Don Juan und Hamlet gehören zu jenen Werken, welche man nie auslernt, nie genug beschauen, nie genug bewundern kann, welche den feurigen Jüngling, wie den besonnenen Mann in gleichem Maaße anziehen, zu jenen Werken, in denen der Genius seine reichste Schöpferkraft entfaltet hat und nicht etwa nur in einer kleineren Sphäre, sondern nach allen Seiten hin, in hundertfacher Belebung, erhaben und mild, gedankensprühend und Blüthen des Gemüthes spendend, erheiternd und rührend. Während die gewöhnlichen Geisteswerke, wann sie neu erscheinen, glänzenden und goldüberflitterten Rechenpfennigen, mit welchen Kinder spielen, gleichen und bald, wann sie durch ein paar Hände gegangen sind, rostig werden, — sind dagegen die ächten Werke der Kunst gediegenes Geld, das immer bleibt, was es ist, Geld. So Hamlet! Er ist alt und doch stets neu!

Mit was Würdigerem, als mit Hamlet, hätte Devrient ein Gastspiel schließen können, welches wieder ein so glänzendes gewesen? Mitten im Sommer, unter den vielfältigen Zerstreuungen desselben, und doch immer volle Häuser, das will etwas heißen, und nur ein Künstler, wie Devrient, vermögte dies zu bewirken. Seydelmann und Devrient stehen bis jetzt in dieser Beziehung für uns als einzige Theatermagnete da.

Wie jeder gebildete Zuschauer sich den Hamlet anders denkt, gleich Göthe's Faust oder Mephistopheles, wie der Eine bei der Aufführung Dies, der Andere Jenes sucht und verlangt, wie Jeder mit anderen Augen sieht und mit anderm Maaße mißt, so faßt auch jeder berufene und befähigte Darsteller diese Rolle in ihren Einzelnheiten anders auf, mit Festhaltung der Grundzüge derselben, die nicht verändert werden dürfen. Ohne jene verschiedenen Auffassungen in Parallele zu bringen und ohne die Einzelnheiten des Devrient'schen Hamlets zu analysiren, wollen wir nur auf den Totaleindruck verweisen. Unter allen von uns bis jetzt gesehenen Hamletdarstellern nimmt Devrient die erste Stelle ein. Er ist ganz der elegische Hamlet, der trübsinnige Schwärmer, der Mann mit der gedankenvollen Stirne, den bleichen Wangen, dem in tragischem Humor lächelnden Munde und dem oft umdüsterten Blicke; Gestalt, Bewegung und Geberde machen ihn ganz dazu geeignet, besonders auch sein an Schmelz und Modulation so einziges Sprachorgan. Diesem Hamlet glaubt man, was er spricht, und dies Bild ist so lebensvoll, so von Poesie durchglüht, so hinreißend schön, daß es die Herzen aller Hörer zwingt. Dazu noch war der Darsteller heute in der rechten Stimmung; wir haben seinen Hamlet schon dreimal, aber noch nicht so warm und energisch gesehen. Sein erstes Auftreten, noch an den Wittenberger Studenten erinnernd, der Moment, wo er dem Geiste seines Vaters nachstürzt, das Zusammentreffen mit den Schauspielern, die herrliche Scene mit Ophelien (»Geh' in ein Kloster«), die Nachtscene mit der Mutter, wo alle Furien und Nachtgeister erwachen, das Spiel während der Aufführung der Ermordung Gonzago's, die Scene mit den Todtengräbern und endlich die des Zweikampfes mit Laertes, — das Alles war herrlich, ergreifend, durchweg genial gehalten. Der Beifall des vollen Hauses war ein solcher, wie er nur dem wahren Talente gezollt wird; er war anhaltend, lebhaft und ging nach jedem Akte in Hervorrufung über. Beim Schlusse des Stückes erreichte er den höchsten Punkt. Der Gast dankte herzlich für die Liebe und Anerkennung, die ihm in Frankfurt geworden und sprach den Wunsch aus, den wir Alle mit ihm theilen, bald wieder nach Frankfurt zurückkehren zu können. Da sich gegenwärtig Carl August Devrient aus Hannover auch in unserer Mitte befindet, so wäre zu wünschen, daß man ihn, wofern es sich mit den Theaterverhältnissen einigen ließe, in einigen Rollen sehen mögte; denn auch er wird als ein remarquabler Bühnendarsteller gerühmt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Mainz, 2. August.

Ueber die Leistungen unserer Operngesellschaft in London in artistischer Hinsicht hat Ihr geschätztes Blatt schon Verschiedenes gegeben. Wir sehen uns nunmehr auch in Stand gesetzt, über die materiellen Vortheile dieser Leistungen, oder über die gemachten Geldeinnahmen Einiges zu berichten. Die Gesellschaft gab während drei Monaten 50 Vorstellungen. Eine jede derselben brachte im Durchschnitte ohngefähr 3000 fl., also im Ganzen 150,000 fl. ein. Hievon mußten bestritten werden die Hin- und Herreise mit mehr als 5000 fl., jeden Tag 600 fl. gewöhnliche Gage, wöchentlich 1000 fl. für Miethe und Abgabe an die Armen, für ausgezeichnete Gäste bei jeder Vorstellung 20 Pf. St. u. s. w., also sehr große Ausgaben, die nur bei anhaltendem Besuche mittelst der strengsten Controlle gedeckt werden konnten. Nur so geeignete Maßregeln, wie Hr. Schumann sie traf, konnten vor Verlusten bewahren, wie die ihm vorangegangenen Unternehmer sie erlitten hatten. Wie wir vernehmen, hat er vor seiner Abreise von London schon wieder einen Kontrakt für das kommende Jahr abgeschlossen. — Gestern wurde in unserm Schauspielhause bei erhöhten Eingangspreisen »Jessonda« von Spohr aufgeführt. Mad. Stöckel-Heinefetter trat als Jessonda, Hr. Wild als Nadori und Hr. Staudigl als Tristan d'Acunha auf. Das Haus war nicht so gefüllt, wie bei den Vorstellungen Emil Devrient's bei gewöhnlichen Preisen; aber es fand sich diesmal großentheils ein neues Publikum ein, ein Publikum, das von hier und aus der Ferne herbeigeeilt war, um eines so äußerst seltenen Kunstgenusses theilhaftig zu werden. Was Mad. Stöckel, Hr. Wild und Hr. Staudigl einzeln leisten, ist bekannt; aber diese drei Kunstkoryphäen zusammenwirken zu sehen, ihren vereinten Gesang zu hören und den Eindruck, den sie hervorbrachten, zu beschreiben, das müssen wir einer gewandteren Feder überlassen. Die ganze Aufführung erlangte enthusiastischen Beifall. Das glänzende Solo Tristan's im zweiten Akte mußte auf stürmisches Verlangen wiederholt werden, jede einzelne Scene der drei Gäste erfuhr glänzenden Beifall; die Chöre waren so schulgerecht, sanft und angenehm, das Orchester so gediegen, die Ouverture, die verschiedenen Introductionen so trefflich, daß Jedermann gestehen mußte, es bleibe nichts zu wünschen übrig. Heute wird Don Juan, morgen Iphigenie von Gluck, oder, wie Andere behaupten, Robert gegeben.

Mannichfaltigkeiten.

Das Land Köthen, schreibt die Eisenbahn, scheint es auf eine Erwerbsquelle ganz eigenthümlicher Art abgesehen zu haben. Es wird nämlich ein prächtiges Spielhaus erbaut, das für den Preis von 3000 Thalern verpachtet worden ist, ohne Spielabgabe, die gewiß noch viel bedeutender seyn wird. Diesen Plan führt der Staat aus; vielleicht will er Baden-Baden ruiniren, wenigstens wird Köthen als ein Mittelpunkt der Eisenbahnen ein guter Treffpunkt für Spieler von Profession werden, die, wie man sagt, auch sämmtlich courfähig sind. Ein neuer Erwerbzweig der deutschen Staaten. Wohin und worauf doch die Industrie sich jetzt wendet!

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 6. August. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abtheil., Musik von Mozart. (Gastrolle) Cherubin: Dem. Kundt, vom Theater zu Pesth.

Samstag, 8. August Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Dem. Fürth vom Theater zu Lemberg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 220. Freitag, den 7. August 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

Der also bedrängte Wirth mußte sich in sein Schicksal ergeben. Sie schritten langsam und leise durch das verödete Haus, in dem weder Magd noch Knecht sich blicken ließen.

Von der Decke eines geräumigen Gewölbes, dessen rauhe, halbvermoderte Steine von hohem Alterthum zeugten, hing eine Thranlampe herab. Aufgeschichtetes, halbverfaultes Stroh nahm die eine Seite desselben, Waffen und kostbares Geräthe in buntem Gewirre die übrigen Seiten ein.

In diesem schauerlichen Aufenthalte befanden sich Trine, Ralph, Ulrike und Clos, welcher Letztere das Mädchen gröblich mißhandelte. In Folge eines darob entstandenen Streites wurde Trine von Ralph erschlagen.

Ein klirrender Schlag dröhnte jetzt wider die eiserne Thüre des Eingangs, welcher aus dem Keller des Schenkwirths in das Gewölbe führte. Der Räuber fuhr in die Höhe.

„Wer ist draußen?" schnaubte Ralph.

„Ich bin's! Bastel Zipf, Euer guter Freund! Macht auf, ich habe Euch Wichtiges zu verkünden," stammelte draußen der Schenkwirth mit angstkeuchender Stimme.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen! was geht denn da drinnen vor? Macht doch auf, sonst sind wir ja Alle verloren," rief es draußen nach einer Weile wieder mit frostklappernder Stimme.

„Was heulst und lärmst Du doch, als hätte Dich der Henker schon beim Kragen, alte Kellerratte," brummte Ralph und schob den schweren Riegel zurück. In diesem Augenblick drangen Klippenbach und Jäckel, Bastel Zipf in ihrer Mitte führend, herein, und hintennach ein Schwarm Rathsknechte.

„Verrathen! das zum Lohn, Hund!" brüllte Ralph, und mit der ganzen Wucht seiner Streitart schmetterte er den unglücklichen Schenkwirth nieder. Ralph erhob zu einem zweiten Streich die Art, aber schon saß ihm Jäckels Partisane drei Zoll tief in der Brust. Kraftlos sanken die Arme des Räubers zurück.

„Verdammt — das hat getroffen! mein Stündlein hat geschlagen," stöhnte Ralph und stürzte zusammen.

Clos starrte stumpfsinnig in das grause Spiel, seine Wildheit war einer lähmenden Feigheit gewichen.

„Jesus! Jesus! da liegt meine gute alte Trine, mein Weib! kalt, starr und blutig — die Schelme haben sie erschlagen!" jammerte jetzt Hanemann, als er den Leichnam der Alten wahrnahm.

„Holt mir einen Pfaffen — ich will Absolution — ich glaub', der Teufel greift schon nach meiner Seele," röchelte Ralph.

Der schlaue Rottmeister bog sich zu ihm nieder und raunte ihm in's Ohr: „Hast Du uns nichts an Deine Helfer und Gesellen zu bestellen? Sag' uns, wo wir sie finden."

Der Sterbende verzog sein scheußliches Gesicht zu einem krampfhaften Lachen. „Das sollt Ihr nicht erfahren," stammelte er; „aber Meußfenger — er muß mit! er soll nicht zurückbleiben, wenn ich fort muß. Er hat das Stücklein ersonnen."

Jäckel horchte hoch auf.

„Meußfenger?" fragte Klippenbach. „Sag', wo ist er?"

„Bei Frau Guda, seiner alten Buhle."

XIII.

In einem matt erleuchteten Gemach seines Hauses lag auf dem Siechbette Mateo Vanini, der Wechselherr, das Haupt mit einem weißen feinen Linnentuch umwunden, welches unfern der Schläfe einen Fleck durchgedrungenen Blutes sichtbar werden ließ, und eine bedeutende Kopfverletzung verrieth. Auch der Verband, welcher auf der Brust befestigt war, barg unter den blutstillenden, heilsamen Kräutern eine gefährliche Wunde. Der Kranke schlummerte, aber sein Schlummer schien von Schmerzen oder bösen Träumen beunruhigt. Dicht an seinem Bett saß Maria, die barmherzige Schwester, und lauschte aufmerksam auf jede Bewegung des Verwundeten. In dem Benehmen der barmherzigen Schwester lag aber nicht jenes gleichgültige, ruhige Mitleidsbezeigen, welches gewöhnlich Krankenwärterinnen, als eine Folge ihres täglichen Berufs, eigen zu seyn pflegt; in dem Auge der Beguine schimmerten Thränen, und in ihrem ganzen Thun lag eine besondere Theilnahme für den Verwundeten.

Jetzt öffnete sich die Thüre, und herein trat ein greiser Barfüßermönch, und schritt langsam auf das Bett des Kranken zu. Vanini fuhr aus dem Schlaf auf und richtete sehnend das matte Auge nach dem Eintretenden.

„Ihr habt meiner begehrt," hob der alte Klostergeistliche nach den ersten Begrüßungsformeln an.

„Gelobt sey Gott! daß Ihr gekommen seyd, ehrwürdiger Vater. Ich fürchte, es steht schlimm mit mir, und bevor der

Tod seinen Reihen mit mir beginnt, möchte ich um gar Vieles mein Herz erleichtern und in Euern Busen niederlegen; nicht, damit Ihr es als ein Beichtgeheimniß darin vergraben, sondern zu seiner Zeit den rechten Gebrauch davon machen möget."

„Gott ist barmherzig und langmüthig, mein Sohn, beginne drum ohne Hehl Deine reuige Beichte, und sey zum Voraus des lindernden Trostes der Religion, der Absolution unserer gnadenreichen Kirche versichert, und meines thätigen Beistands, wenn es in der Kraft eines hinfälligen alten Mannes steht, zum Heil Deiner Seele etwas Uebles wieder zum Guten zu wenden."

(Fortsetzung folgt.)

Revue des Pariser Volks- und Staatslebens.

Von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

Von dieser Wahrheit überzeugt, erwiederte im Verlauf der letzten Kammersitzungen Odilon Barrot sehr treffend einem Kammermitgliede der radicalen Partei, das ihm Verläugnung seiner seither bekannten Prinzipien zum Vorwurfe machen wollte: „Meine Prinzipien", sprach er, „sind stets dieselben geblieben; gebt mir jedoch den Enthusiasmus von 1830 zurück, und ich will Euch in acht Tagen errichten, wozu wir heute vielleicht acht Jahre bedürfen." — Nach diesen allgemeinen, in der Natur der Sache selbst liegenden Betrachtungen werden es unsere Leser ganz begreiflich finden, wie die Jahresfeier der Julitage eine bloße Ceremonie, ein großartiger Pomp, dem das belebende Princip, die Begeisterung, fehlt, geworden ist; und man sieht es dem Ding gar wohl an, daß diese Festlichkeit nur beibehalten wird, weil sie einmal eingeführt ist, und eine plötzliche Abschaffung oder Unterlassung zu gehässigen Mißdeutungen, zu Angriffen gegen die Regierung benutzt werden könnte. Doch wie dem auch seyn mag, so lange die Julitage gefeiert werden, wird es darum doch nie an Zuschauern fehlen, wenn es auch etwas kalt und phlegmatisch dabei hergeht und der Fremde, der diesmal der Feier zum erstenmale beigewohnt hat, fand eine herrliche Gelegenheit, Pariser Glanz und Geschmack zu bewundern, Pariser Noblesse und Pariser Pöbel buntgemischt zu sehen. Und wirklich, es gab dabei so viel zu sehen und zu hören, daß es sich wohl der Mühe lohnt, denen, die es nicht gesehen haben, eine Beschreibung davon zu machen.

Die an den zwei heißen Tagen des Kampfes am 28. und 29. Juli für die Freiheit der Gesetze gefallenen Opfer wurden nach wiederhergestellter Ruhe, am 31. und den folgenden Tagen, an verschiedenen Plätzen innerhalb und auf einigen Kirchhöfen außerhalb der Stadt zur Erde bestattet. Ihre Schlummerstätte bezeichnete ein einfaches Kreuz, Cypressen und die dreifarbige schwarzumflorte Fahne. — Am 9. August 1830 votirte die Kammer ein Nationalbegräbniß für die gefallenen Julikämpfer und ein Denkmal an die siegreiche Revolution, die sich mit aller Schonung und Heilighaltung der bestehenden Rechte und des Eigenthums innerhalb 3 Tagen vollzogen und sodann die Würde und Kraft der Gesetze und öffentlichen Ordnung wieder hergestellt hatte. Dieses erhabene Denkmal erhebt sich heute, schön und würdig seiner Bedeutung, auf der Stelle, wo einst die, durch so viele grauenhafte Traditionen berüchtigte Bastille gestanden. Es ist durchaus in Bronze, wie die Vendome-Säule; auswendig um den Schaft sind die Namen der Gefallenen eingegraben; eine Treppe von 205 Stufen im Innern führt zu einer Altan, welche den Gipfel des Denkmals umgiebt, auf dem der Genius der Freiheit ganz vergoldet auf einer Kugel sich erhebt. Unter der Säule sind geräumige Gewölbe angebracht, zu denen man durch eine, im Piedestal des Monumentes befindliche Thür gelangt, und die bestimmt sind, die letzten Ueberreste der Märtyrer der Freiheit aufzunehmen. Diese Transportation fand am 28. Juli statt. Am Abend des 26. und in der darauf folgenden Nacht wurden die Gräber geöffnet, die Gebeine gesammelt und in fünfzig große eichene, im Innern mit Zinn gefütterte Särge gebracht. Diese Särge wurden darauf am 27. in der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois *) auf einem großen und prachtvollen Trauergerüste ausgesetzt.

Am 28., des Morgens um 8 Uhr, war die Passage des Louvre, des Quai der Tuilerien und der angränzenden Straßen untersagt und eine strenge Ordre der aufgestellten Posten ließ nur die mit Karten versehenen Personen und die zum Festzuge geladenen Civil- und Militärpersonen zu dem Portal der Kirche gelangen.

Mehrere Bataillone Infanterie der Nationalgarde und Linientruppen, die Municipalgarde und eine große Anzahl Polizeidiener waren an den verschiedenen Zugängen der Kirche aufgestellt. — Um 9 Uhr präcis begann der Gottesdienst. Hr. von Merson, Pfarrer zu St. Germain-l'Auxerrois, hielt unter dem Beistande der Geistlichkeit des ganzen Kirchsprengels das Amt. — Das Orchester und Chor des Conservatoire führte die Todtenmesse von Cherubini auf. Im Allerheiligsten saßen der Minister des Innern, der Minister der öffentlichen Arbeiten, der Präfekt der Seine, der Polizeipräfekt, der Generalstab der Nationalgarde und der Besatzung von Paris. — Um das Trauergerüste stand ein Piquet, bestehend aus Unteroffizieren und Juli-Decorirten der Nationalgarde und der Linientruppen. —

Um ein Viertel nach zehn Uhr war die Messe beendigt, und nun wurden die Särge von Artilleristen weggetragen und in dem vor der Kirche haltenden Leichenwagen aufgestellt. Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung und passirte längs dem Quai des Louvre, der Tuilerien, der Terrasse, über den Concordienplatz, durch die königliche Straße und die ganze Länge der Boulevards bis zum Platze der Bastille in folgender Ordnung:

Eine Escadron Kürassiere mit Trompetern; der General-Lieutenant und Platzcommandant von Paris mit seinem Stab; zwei Escadrone leichter Cavallerie mit Trompetern; eine Batterie Artillerie zu Pferd und zu Fuß mit Kanonen und Pulverwagen; Abtheilungen leichter Infanterie ohne Trommel und Musik; alle Tambours der sämmtlichen Garnison von Paris, von einem einzigen Tambourmajor geführt. Hierauf folgte der General-Lieutenant der ersten Division und sein Stab; eine Escadron Cavallerie; drei Escadrone der reitenden Nationalgarde nebst Trompetern; zwei Bataillone der vierten Legion der Nationalgarde. Ein Musikcorps, dirigirt von Hrn. Berlioz; zwei Bataillone der vierten Legion umgaben den Leichenwagen, in drei

*) Diese Kirche, eine der ältesten in Paris, in gothischem Styl, der Colonnade des Louvre gegenüber, ist dieselbe welche in der Oper: »die Hugenotten« dargestellt wird. Sie ward in einem Volkstumult im Februar 1831 bedeutend beschädigt, weil die Carlisten ein Seelenamt für den Herzog von Berry mit einigem Aufsehen darin gefeiert hatten. Sie ist jetzt so ziemlich wieder hergestellt.

Gliedern, zur Seite marschierend und von Municipalgardisten zu Pferd gedeckt; der Marschall Gerard, Oberkommandant der Nationalgarde und sein Stab; der Minister des Innern und der öffentlichen Arbeiten; drei Trauerwagen mit der Geistlichkeit der Kirche St. Germain. Sodann der Leichenwagen. Dieser Coloß, vielleicht der erste und einzige in seiner Art, gewährte einen wahrhaft imposanten Anblick.

(Fortsetzung folgt.)

Rud. Jordan's „Sturmläuten der Lootsenglocke."

Die Genremalerei unserer Zeit hat nicht minder, wie die Malerei der Historie und der heiligen Geschichte, schöne Stoffe aufgefaßt, und Bilder aus dem Leben unserer Zeit und Situationen dargestellt, die ein lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen, indem sie Schicksale, Seelenzustände und Erlebnisse der Menschen darstellen, die eine höhere Theilnahme erwecken; sie zeichnet sich dadurch von der zum Theil trivialeren älteren holländischen Schule aus, die sich begnügte, Gegenstände des täglichen Lebens treu und genau zu malen, ohne daß sie an die Wahl eines poetischen Stoffes dachte.

Die Düsseldorfer Malerschule hat namentlich in dieser edleren Richtung der Kunst mehrere treffliche Künstler hervorgebracht, wir brauchen nur an Schrödter, Becker, Dielmann, Rustige und Jordan zu erinnern, welche, nebst Anderen, durch treffliche Bilder bekannt sind, die, dem Leben unserer Zeit eine poetische Seite abgewinnend, durch Humor, Ernst oder Lieblichkeit ansprechen. Vom Maler Rud. Jordan sahen wir vor einiger Zeit ein schönes Bild dieser Art in unserem Städel'schen Institute; wir wollen es versuchen, den Gegenstand, welchen es darstellt, in kurzen Worten zu schildern. Wir sind an das Ufer der See versetzt, die, hochaufschäumend, von einem heftigen Sturme aufgeregt, der die dunkeln Gewitterwolken dahintreibt und den Horizont umhüllt; wir sehen in der Ferne ein Schiff, einsinkend in die Wogen, einen Nothschuß thun. — Am Ufer, das den Vordergrund bildet, sehen wir, welche Theilnahme an dem Schicksal der in Gefahr Schwebenden genommen wird; der Beruf der Bewohner der einfachen maler'schen Häuser, welche an der Uferhöhe sich erheben, ist es, den vorüberkommenden Schiffen als Wegweiser (Lootsen) durch die gefährlichen Klippen der Uferlande zu dienen; wir gewahren die Bewohner, durch die Sturmglocke herbeigerufen, zur Hülfe eilen und ihre Theilnahme an der Gefahr ausdrücken. Was das Bild besonders reich macht, ist die Verschiedenheit der Figuren und Charactere, die wir in den Hauptgruppen erblicken. Im Mittelgrunde zieht uns ein junges Paar an, gewiß ist es die Geliebte des jungen Schiffers, die wir an seinem Arme hängend mit ihm dahineilen sehen — wie Delaroche es sich in seinem berühmten Bild der Jeanne Grey zur Aufgabe machte, tiefen Ausdruck darzustellen, ohne bei seinen Figuren ein Auge aufblicken zu lassen, so scheint es sich Jordan zur Aufgabe gemacht zu haben, in der lieblichen Mädchengestalt, obgleich man ihr Gesicht nicht sieht, allen Reiz eines theilnehmenden Wesens darzustellen; man erkennt es, wie sie innig an dem Geliebten hält, um ihn besorgt ist, indem sie ihn an das stürmende Meer begleitet; diese Aufgabe ist Jordan trefflich gelungen. An einer Thüre steht eine Mutter mit ihrem Kindchen auf dem Arme, dem Manne nachblickend, der vielleicht eben in dem vom Ufer abgehenden Boot in die stürmende See hinausfährt. Die Züge der Mutter sind voll Besorgniß über eine Gefahr, von dem das kleine Kind nichts weiß, während sein Vater zur Errettung Anderer das Leben wagt; ein kleines Mädchen neben der Mutter ist schon besorgter und schmiegt sich mädchenhaft ängstlich fest, und contrastirt gegen einen kleinen Buben, der, noch im Gängelband, seiner Knabennatur treu, dem Vater nachreicht und mit ihm fortziehen will; — dieser, ein Mann mit festem Schritt, ernster, entschlossener, aber ruhiger gefahrgewohnter Miene, im rechten Arm Schiffstaue tragend, führt an der Linken seinen 15jährigen Sohn, der nur noch einen Augenblick zurückgehalten wird von der besorglichen Mutter, die dem mit jugendlichem Muthe in die Gefahr Eilenden Vorsicht anräth.

Im Vorgrund sehen wir noch einen einzelnen Schiffer, im Laufen sich zusammenkauernd, um einen Schuh noch anzuziehen. Die große Eile drückt sich in ihm aus, es scheint unter seiner Sturmhaube ein älteres Gesicht verborgen, und daß Niemand sich um ihn bekümmert, läßt den Beschauer glauben, der Maler habe in ihm einen Hagestolzen darstellen wollen. — Es ist so eben nach diesem Gemälde Jordans im Verlage von F. C. Vogel in Frankfurt eine gelungene und in Druck und Papier gleich vorzüglich ausgestattete Lithographie, von J. Fay auf Stein gezeichnet, erschienen, welche besser als unsere Beschreibung denen, die das Originalgemälde nicht kennen, zeigen wird, welch eine schöne Darstellung der obengenannte Maler hier ausgeführt hat.]

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Lange schmachteten wir nach Sängern und Sängerinnen und noch immer ist unsere Sehnsucht nur theilweise gestillt. Andern als uns geht es nicht besser, und überall ist Mangel an gediegenen Gesangskünstlern. Die wenigen von Bedeutung sind an die goldenen Käfige der Hoftheater gefesselt, Andere werden alt und glänzen nur noch durch ihre renommirten Namen; der junge Nachwuchs entspricht den Erwartungen nicht, — und wie könnte er dies in einer Zeit, wo es den Sängern an gründlicher Vorbildung mangelt, wo die meisten an der galoppirenden Ruhmsucht leiden und wo sie mit dem Ende anfangen und mit dem Anfang aufhören? Man lese alle Kunst- und Theaterberichte in Zeitungen und Journalen, man höre alle diejenigen, welche viel reisen, alle stimmen sie überein in der Klage über den Mangel an bedeutenden Gesangskünstlern, und dieser Mangel muß um so fühlbarer werden, als die Bildung und die Anforderungen des Publikums fortschreiten. Es gehört heutigen Tages viel dazu, den Ansprüchen zu genügen, und nun gar bei einer Frankfurter Bühne, wo der Sänger heute in einer französischen oder italienischen und morgen in einer deutschen Oper, wo er in allen Gesangsgattungen auftreten muß, wo man nicht weniger verlangt, als in London, Paris und Wien, aber nicht dieselben Gagen, wie dort, zur Disposition stellt. Billige Beurtheiler werden unser gegenwärtiges Opernpersonal gewiß anerkennen, und wir freuen uns, daß es der Fall ist, wodurch wir endlich jener ewigen Gastspielerei überhoben werden, die das Repertoir zerreißt und uns nur die Norma und die Nachtwandlerin stets von Neuem vorreitet. Sehr richtig ist dieser Tage öffentlich bemerkt worden, daß ein gutes Theater kein Gasthaus, sondern ein wohlgeordnetes Privat- und Familienhaus sein müsse. Hinsichtlich unserer neu engagirten Opernmitglieder können wir uns wiederholt nur beifällig aussprechen. Hrn. Granfeld's musikalische Bildung und angenehmen klangvollen Tenor haben wir bereits hervorgehoben und es ist dieser Sänger in für ihn geeigneten Parthieen recht zweckmäßig zu benutzen. — Der Baritonist Hr. Pischeck

besitzt so schöne Stimmmittel und so rühmliche Gesangsbildung, daß wir uns über seine Acquisition nur freuen können. Er ist ein dramatischer Sänger, weiß seine Kräfte wohl zu benutzen und besitzt in der Stimme jenen wohlthuenden Klang, den jeder Hörer gerne vernimmt. Wie sein Forte voll und kräftig, so ist sein Piano besonders zart und ansprechend. Sein Spiel wird bei längerer Wirksamkeit auf unserer Bühne gewiß an Abrundung und Würde gewinnen. — Hr. Chrudimsky, durch eine schöne Persönlichkeit empfohlen, besitzt einen umfangreichen und wohltönenden Tenor und sein Gesang spricht durch Wärme und Lebhaftigkeit an. — Ueber Dem. Kundt, welche an die Stelle der Dem. Scheurich treten soll, werden wir uns später aussprechen. Dem. Evers trat in einigen Parthien auf und zeigte in manchen Beziehungen Befähigung und Bildung. Möge es uns gelingen, noch eine bedeutende erste Sängerin zu gewinnen, damit unser Opernpersonal endlich wieder ganz vollzählig werde. B.

Korrespondenz.

Mainz, 5. August.

Von den Vorstellungen, welche auf der hiesigen Bühne unter Mitwirkung der mit unserer Oper von London zurückgekehrten ausgezeichneten Gäste bei erhöhten Eingangspreisen gegeben wurden, war jene der »Iphigenia in Tauris« von Gluck die besuchteste. Diese großartige Oper des vorigen Jahrhunderts, die hier seit fünfzig Jahren nicht zur Aufführung gekommen war, überraschte allgemein, sowohl wegen den vortrefflichen Gesangparthieen, als wegen der Einfachheit der Instrumentirung. Man erstaunte, wie der Compositeur mit Anwendung so gewöhnlicher Mittel so außerordentliches zu schaffen im Stande war. Solche Aufführungen sind nur möglich mit einer Sängerin, die die Kühnheit, die Ausdauer, das Talent einer Stöckel-Heinefetter besitzt. Der Beifall, den sie erhielt, ist unbeschreiblich. Wild und Staudigl und selbst unser Tenorist Wolf in der Rolle des Pylades waren ausgezeichnet, Chöre und Orchester sehr gut. Mad. Stöckel, Hr. Wild und Hr. Staudigl wurden öfter gerufen. Heute wird Norma gegeben.

Homburg v. d. Höhe, 4. August.

Am 1. d. Mts. feierte der hiesige Gesangverein sein erstes Stiftungsfest in dem zu diesem Zwecke festlich geschmückten Saale des Alleehauses bei Homburg. Einheimische und Fremde hatten sich hier in bunter Menge ohne Unterschied des Standes froh vereint, daher denn auch nur eine Stimme während des Festes und nach demselben solches als ein seit Jahren hier nicht erlebtes laut und begeistert rühmte. Vor und während der Tafel — deren Vortrefflichkeit wir hier zur Ehre des Hrn. Gastwirth Henrich rühmend erwähnen müssen — hörten wir mehrere sehr präcis ausgeführte Chöre. Bedenkt man die Schwierigkeiten eines neu zu gründenden Vereins, so kann man dieses Sängerchors und seines thätigen Direktors, Hrn. Schick, nur lobend erwähnen. Der erste Toast, gesprochen von Hrn. Lehrer Seidenstricker, galt unserm verehrten Regenten, Sr. Durchl. dem regierenden Hrn. Landgrafen von Hessen, den der Gesangverein nach mehreren gnädigen Aeußerungen seinen Beschützer nennen darf. Den Glanzpunkt des Festes aber bildeten unsere Frankfurter Gäste: Hr. Dettmer, Hr. Reeb, Direktor der Frankfurter Liedertafel, und mehrere Mitglieder seines Vereins, die zum Theil mehrmals im Chor mitwirkten, als auch Solopartieen vortrugen. Der Jubel wollte nicht enden, als namentlich Hr. Dettmer einige ausgezeichnet schöne Compositionen des Hrn. Reeb mit einem unvergleichlichen Humor vortrug. Sänger und Componist wetteiferten so begeistert zu einem vollendeten Ganzen, daß man hier nur eine schöne Harmonie befreundeter Seelen wahrnehmen konnte. Und als der Morgen schon herannahte und die Tanzlustigen an eine Pause mahnte, da wurden obengenannte Solos nochmals stürmisch da Capo verlangt und noch begeisterter als zuvor wurde die Menge erfreut. Wir Homburger haben nun für lange Zeit Stoff zu einer frohen Erinnerung, die sich aber auch ungetheilt hier ausspricht. Dafür Dank, herzlichen Dank unsern verehrten Frankfurter Gästen. B.

Mannichfaltigkeiten.

Kreutzer's »Nachtlager von Granada« kann man mit vollständig ausgeschriebener Partitur vom Geschäftsbureau des Adalbert Prix in Wien (in der Laimgrube) für 40 Gulden Münze, sage vierzig Gulden Münze beziehen! Was bekommt hier Hr. Prix, der Dichter, der Componist und der Notenschreiber? Wahrlich, unter diesen Verhältnissen muß man es sehr anerkennen, daß Hr. Lortzing in Leipzig seinem Collegen Reger, der ihm den Text zu seiner Oper Hans Sachs nach Deinhardstein zurechtgelegt hat, eine goldene Uhr zum Geschenk machte!

In Newyork haben vom 23. Mai v. J. bis zum 23. Mai d. J. 192 Brände, wovon 96 durch Brandstiftung, stattgefunden und Eigenthum zum Werthe von 3½ Mill. Dollars zerstört, wovon jedoch der größte Theil versichert war. (Ob aber auch bezahlt wurde?)

Ein schottisches Blatt erzählt folgende interessante Thatsache: In den letzten Tagen des Juni ging ein Bursche von etwa 16 bis 18 Jahren am Ufer des Tayflusses spazieren und vertrieb sich die Zeit damit, daß er einige Pferde, die unweit der Landstraße auf einem eingehegten Grasplatze weideten, mit Steinen warf. Nachdem er diesen Unfug eine Zeit lang getrieben, wurden die Rosse ärgerlich, steckten die Köpfe zusammen, schlugen mit den Füßen aus, setzten dann, wie auf Commando über die Umzäunung und sprengten mit aufgeblasenen Nüstern gegen den Burschen ein. Diesem blieb nur ein Ausweg, um den gereizten Thieren zu entgehen, er mußte über den Fluß schwimmen. Das that er denn auch, sie aber folgten ihm und waren ihm hart auf den Fersen, als er zu seinem großen Glücke einen Baum erreichte, auf den er, getrieben von Todesangst, schnell hinauf kletterte. Einige Stunden lang saß er auf demselben als Gefangener, denn die Pferde wichen nicht eher von dannen, als bis ein Bauersmann sie wieder über den Tay zurückführte und den Burschen erlöste.

Palindrom.

Wandrer, Dich lad' ich zur Ruh' in der brennenden Hitze des Sommers,
Daß ich, vom Zephyr gewiegt, sanft Dir umfächle das Haupt,
Ehe das Lager Dich hält, das ich, rückwärts gelesen, benenne,
Eh' ich als Hülle mich breit' über des Schläfers Gebein.

Darmstadt. August Rückert.

Theater-Anzeige.

Freitag, 7. August. Zweites großes Konzert von Hrn. Franz Liszt im Schauspielhause. 1) Konzert (H moll) von Hummel, drei Sätze. 2) Hexameron; comp. von Thalberg, Herz, Chopin, Czerny, Pixis und Liszt. 3) Ave Maria, von Schubert. 4) Erlkönig, von Schubert; vorgetragen von Hrn. F. Liszt. — Abonnement suspendu. Mit erhöhten Eingangspreisen.

Samstag, 8. August Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Dem. Fürth vom Theater zu Lemberg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 221. Samstag den 8. August 1840.

Athen. *)

Aus einfach edlen Elementen
Wob die Natur der Menschen Glanz,
In ihren Keim hat sie gegeben
Die Kraft, zum Himmel aufzustreben.

Des Haines trauliches Geflüster
Umschloß der Dichtung Morgenroth,
In stillen Bergen, stillen Fluren,
Da schimmern seine ersten Spuren.

Und mit der Dichtung ward geboren
Die Kunst, ihr prangendes Gewand,
In ihren himmlischen Gestalten
Des Lebens Blumen zu entfalten.

Und erst, als sich an diesen Blumen
Die Menschen ihres Seyns gefreut,
Da wollten sie das Ganze haben,
Den Baum mit allen seinen Gaben.

Da ward das Wissen ihr Verlangen,
Der Jüngling wurde nun zum Mann,
Da folgt' dem Morgenroth die Sonne
Und Licht erquoll mit seiner Wonne.

Das sind die Farben der Geschichte,
Ihr schönstes Bild war Griechenland,
Und jene Sonne war zu sehen
Da, wo Minerven's Mauern stehen.

Athen war jene große Leuchte,
Da war des Mittags Wendepunkt,
Von da zog sie in and're Lande,
Geschmiedet in der Zeiten Bande.

Sie zog wohl fort vor vielen Jahren
Und ist noch nicht zurückgekehrt,
Doch daß sie lange da gewesen,
Magst an dem Parthenen du lesen.

*) Aus den Gedichten in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart von Franz v. Kobell. München. Liter. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

Der Mönch gab der Beguine, welche sich bei seinem Eintritt zurückgezogen hatte, ein Zeichen, sich zu entfernen. Vanini, der es zu bemerken schien, verhinderte es.

„Laßt diese mildthätige Schwester immerhin an meinem Sterbelager weilen, mein aufrichtiges Bekenntniß, und mit ihm die Geschichte meines trübseligen Lebens mit anhören," sagte der Kranke. War sie es doch, unter deren hülfreicher Hand ich wieder zu mir selbst kam, nachdem mich freche Mörder niedergeschlagen und mir die Pflegetochter geraubt hatten — o das arme Mädchen! was wird aus ihr geworden seyn? —"

„Beruhigt Euch, werther Herr, Gott wird seine Heiligen um sie herstellen zu ihrem Schutz," sagte die barmherzige Schwester mit Zuversicht; „Ihr werdet Eure Tochter wieder sehen, rein und schuldlos."

„Ja, Gottes Heilige werden sie schirmen," sagte der tödtlich Verwundete, und faltete inbrünstig die kalten, schweißbedeckten Hände. „Seyd Ihr mir doch auch wie vom Himmel gesendet, fromme Schwester. Ach, daß Pein und Schmerz meine Augen getrübt haben, und mich Eure sanften, frommen Züge nur in undeutlichen Umrissen erkennen lassen. Ist's mir doch zuweilen, als erblickte ich ein wohlbekanntes Antlitz. Eure Worte dringen an mein Herz, wie längst verklungene Töne einer schönen und doch schmerzlichen Vergangenheit."

Die Beguine erwiederte nichts, sie sah ernst und traurig vor sich nieder. Vanini hatte die Augen geschlossen, und das Muskelspiel seines Antlitzes, bald Schmerz, bald Heiterkeit ausdrückend, ließ sie deutlich die Bilder erkennen, die an seiner Erinnerung vorüberzogen.

„Vernehmt denn mein Bekenntniß, welches Ihr vor Allen meinen Zöglingen mittheilen möget, im Falle sie mich nicht mehr am Leben treffen sollten," wandte der Wechsler sich wieder an den Klostergeistlichen. „Sie liebten mich so sehr, und

hätten mich vielleicht gehaßt, würde ich ihnen offenbart haben, wie viel Schlimmes ich an ihnen verschuldete. Sie mögen meinem Andenken nicht fluchen."

„Mailand war meine Wiege. Meine Ahnen, ehedem mächtig und gewaltig im Herzogthum, hatten in dem unseligen Kampf der Gibellinen und Guelphen die Partei der ersteren ergriffen, und darüber Land und Leute vergeudet. Mein Vater war nun kaum mehr als ein Bettler, aber Visconti, der Herzog, der mein Geschlecht haßte, hielt meinen Vater noch für einflußreich genug, um ihn fürchten zu müssen. Er verlor auf öffentlichem Markte unter dem Beil des Henkers sein Leben."

„Damals kaum in die Jünglingsjahre getreten, entfloh ich nach Genua und trat in die Dienste der Republik. Doch in einem Gefechte am rechten Arm gelähmt, und der Verfolgung des Hauses Visconti immer noch bloß gegeben, entschloß ich mich, meinem Stand und meinem Namen auf immer zu entsagen."

„Ich nahm den Rest meines Vermögens zusammen und ergriff das Gewerbe eines Gewertschen, im Umtausch der Geldsorten meinen Vortheil suchend. Auch der Handel mit goldnen Geschmeiden und köstlichen Gesteinen war mir nicht fremd. Dem Beispiel vieler meiner Landsleute folgend, durchzog ich ferne Länder. Die volkbelebten Städte alle sah ich, die der Handel groß gemacht. Ulm, Augsburg, Nürnberg boten mir manch' werthen Tausch; das meerumwogte Flandern füllte mehr und mehr meinen Seckel. Bis in der Normannen klippenvolles Land drang mein irrer Fuß, überall Vortheil erspähend, und selbst das mächtige Nowgorod am Welchowstrom und der Waräger entlegenes Land fesselten geraume Zeit mich in ihre Mitte. Das Glück, welches mich in den heimischen Landen geflohen, überschüttete mich in der Fremde mit seinen Gütern."

„Reich an Schätzen, noch reicher an Erfahrungen, kam ich nach Hamburg, der Hanse mächtigste Stadt. Hier wollte ich bleiben und mein unstätes Leben fesseln durch eine eheliche Gefährtin."

„Eines Tages ging ich auf dem Hafendamm der Stadt lustwandeln, mich ergötzend an den buntbemannten Schiffen, welche ihrer mannigfaltigen Schätze entladen wurden. Da begegnete mir ein Frauenbild, einfach und schwarz angethan, ein wunderniedlich Knäblein an der Hand führend, und gefolgt von einem alten Knecht. Das Gefühl der Minne war mir bis daher fremd geblieben, aber was ich in selbigem Augenblick empfand, was bis in's Tiefste meines Herzens drang, ließ mich ahnen, daß auch von mir die Natur ihre Rechte begehre."

„Ich ging dem holden Frauenbild nach, und sah, wie sie in ein kleines Haus, dicht am Ufer, sich verlor. Alsbald legte ich mich auf Kundschaft, und erfuhr, daß das kleine Haus am Ufer von einem Schweden, einem vertriebenen Odalmanne, nebst dessen Schwester und ihren Kindern, deren Vater in den schwedischen Landen erschlagen worden sey, bewohnt werde. Ich glaubte dem Gerücht und suchte mir unter allerlei Vorwand Eintritt bei der schönen Wittwe zu verschaffen."

„Obgleich Jonas Torkelson, der Odalmann, mich anfangs mit mißtrauischen, grämlichen Augen betrachtete, so gelang es mir doch endlich, seinen Mißmuth bei meinem Kommen zu verscheuchen, und ich war bald in dem kleinen Hause ein willkommener, gerngesehener Gast. Die schöne Ingeborg, so hieß des Odalmanns Schwester, ward täglich freundlicher und zutraulicher gegen mich, und ich zweifelte nicht länger, daß sie mir gewogen sey."

„Ich hatte ihr zwei köstliche Fingerreife, einen an den Daumen und einen an den Finger, den man den Goldfinger nennt, übersandt. Diese Ringe umfaßten Reliquien von dem wahren Kreuz des Erlösers, und waren von Frau Ingeborg freundlich angenommen worden. Ich wartete daher nur einen günstigen Augenblick ab, um ihr meine Liebe darzuthun und ehrlich um ihre Hand zu werben."

„Eines Tages treffe ich den alten Brun, ihren Diener, auf der Hausflur, mit dem Packen einiger Kisten beschäftigt; ich eile bestürzt hinauf und finde Ingeborg traurig und allein bei ihren beiden Kindern. Mit Thränen in den Augen entdeckte sie mir, daß Jonas Torkelson sich im Hafen nach einem Schiff umschaue, das sie an das jenseitige Ufer trüge, dieweil mächtige Feinde, die nach ihrem Verderben trachteten, ihre Spur gefunden hätten, und sie deßhalb morgenden Tages die Hansestadt meiden müßten, um in Flandern bei einem Schwäher Schutz zu suchen. Da hielt ich nicht länger an mich, ich that ihr kund meine inbrünstige Liebe, ich bot ihr meine Hand und schwur ihr, sie mit meinem Blut gegen jede Unbill und gegen jedweden Feind zu schirmen."

„In der Gluth meiner ungestümen Leidenschaft hatte ich sie umschlungen, und brennend ruhten meine Augen in den ihrigen. Erschreckt von meiner Heftigkeit, duldete sie einen Augenblick meine Liebkosungen, dann aber rang sie sich plötzlich aus meiner Umarmung los, und mit einem lauten Schrei stieß sie mich wild von sich, mit ihrem jüngsten Kind in eine Kammer enteilend, und fest die Thüre hinter sich verschließend. In diesem Augenblick trat Torkelson herein. Ohne Hehl erzählte ich ihm den ganzen Vorgang, und freite bei ihm ohne Weiteres um die Hand seiner Schwester. Da aber stieg dunkle Gluth in das Gesicht des rauhen Mannes; er nannte mich wüthend einen elenden Krämer, der auf den Markt gehen, sich daselbst ein Weib freien sollte, und wies mir sonder Umstände die Thüre."

„Voller Grimm, Rache schnaubend, eilte ich nach Hause. Tausend Pläne schwirrten mir durch den Kopf, keiner däuchte mir der rechte. Da fiel mir ein Kerl ein, häßlich und verschmitzt, wie ein Sohn der Hölle, den ich schon in Ulm und Augsburg gesehen, und der mir erst Tags zuvor auf dem Hafendamm begegnet war. Das Gewerbe dieser Teufelslarve ließ sich an seinem Aeußeren errathen. Ihn wollte ich zu dem Werkzeug meiner Rache, zu meinem Mitgehülfen machen. Es hatte keine Schwierigkeit, dieses Galgengesicht aufzufinden. Wir waren bald des Handels einig."

„Ich wußte, daß Torkelson es nicht gerathen fand, auf einem Schiff den Weg nach Brabant zu suchen, aus Furcht, dem Raubschiff eines Wikingers *) in die Hände zu fallen, und vielleicht nach Schweden zurückgeführt zu werden; er hoffte zu Land seinen Feinden zu entkommen. Ich aber war fest des Willens, um jeden Preis die schöne Ingeborg zu besitzen.

*) Wikinger, auch Wiken hießen im Mittelalter die schwedischen Corsaren von den Meerbusen und Buchten, wo sie, durch Landspitzen und Vorgebirge geschützt, ihren Aufenthalt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Revue des Pariser Volks- und Staatslebens.

Von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

Einen griechischen Sarkophag darstellend, getragen von einem ungeheuern Piedestal oder Grundgestell, das mit 18 jonischen Säulen geschmückt ist, zog der riesige Leichenwagen vorüber. Die Säulenweiten sind mit schwarzem in Silber gesticktem Sammet verziert und mit Cypressenguirlanden, an welchen Immortellenkränze aufgehängt sind. Das Grundgestell ist mit einer reichen silbernen Gallerie eingefaßt, auf welcher sich schwarze Federn erheben. Vier silberne Hähne sitzen auf den vier Ecken. Das Grundgestell trägt den ungeheuern Sarkophag, der auf zwölf Sparrenköpfe und zwei silberne Löwen gestützt ist. Der Sarkophag ist ganz mit schwarzem Sammet überzogen, der durch mannigfache Verzierungen und ein Kreuz von Silbertuch erhoben wird. Er trägt in den zwischen den Sparrenköpfen angebrachten Kartuschen die Data des 27., 28., 29. Juli 1830. Drei Immortellenkränze sind an jedem der Ecken des Sarkophag's aufgehängt.

Dieser von sechs in Bronze gearbeiteten und versilberten Rädern getragene Wagen war mit 24 schwarzen Pferden bespannt, die mit bis auf die Füße herabhängenden Trauerdecken behängt waren und von 24 Bereitern in großer Trauerlivree geführt wurden.

Der von Hrn. Berlioz componirte Trauermarsch wurde ausgeführt, als der Zug sich in Bewegung setzte. In diesem Augenblicke erschien der König, umgeben von seiner Familie, an einem der Fenster des Louvre. Der Conseilpräsident, Hr. Thiers, war bei Sr. Majestät. Der König grüßte mehrmals den Zug und den Leichenwagen.

Nach einer zahlreichen Deputation von Juli-Decorirten und den Verwandten der gefallenen Kämpfer folgte ein Bataillon der Municipalgarde, ein Bataillon leichter Infanterie, sechzehn Legionen der Nationalgarde von Paris und dem Weichbilde, drei Escadrone der Nationalgarde zu Pferd, ein Bataillon des 7 Infanterie- und eine Escadron des 5 Kürassier-Regimentes; hinter diesen Truppen folgten noch eine große Anzahl von Trauerwagen, in welchen sich die übrigen Behörden befanden.

Das Gedränge der Volksmenge in den Straßen, durch welche der Zug passirte, war unbeschreiblich. Um zwei Uhr, also nach beinahe 4 stündigem Zuge, langte der Wagen auf dem Bastilleplatze an und hielt unter dem großen Trauertempel, der vor der Julisäule errichtet und zur Absolutionsceremonie bestimmt war.

Um 6 Uhr des Morgens, in dem Augenblicke, als der Donner der Kanonen die Feier des Tages ankündigte, war die Umhüllung, welche die Säule und die Statue des Genius der Freiheit bedeckte, weggenommen worden; ein langer, schwarzer Krepflor, mit silbernen Sternen geziert, flatterte von der Säule herab und umwehte die dreifarbigen Flammen, die von den, die Säule umgebenden marmornen Feuerbecken aufloderten. — Um acht Uhr des Morgens hatte sich die neunte Legion der Nationalgarde auf dem Bastilleplatze aufgestellt, und bald darauf waren schon die acht runden Tribünen und die beiden um die Säule errichteten Pavillons von mehr als 6000 zur Ceremonie geladenen Personen eingenommen. Zur Rechten des Trauertempels saßen die Familienglieder der Juliopfer, zur Linken ein anderer Theil der zum Zuge gehörigen Personen. Auf dem erhöhten, schön verzierten Treppengerüste nahmen die Geistlichkeit, Minister, Generäle und sonstigen hohen Notabilitäten Platz, welche an dem Zuge Theil genommen hatten. — Als die 24 Pferde abgespannt waren, öffnete man das Grundgestell, welches die Särge enthielt, die Geistlichkeit stieg in die Grüfte hinab und segnete die Gräber ein; darauf sprach sie die Absolution aus und die von Hrn. Berlioz componirte Trauersymphonie ward von einem zahlreichen Orchester aufgeführt.

Zum Schlusse der Feier defilirten die Truppen um die Säule. Die Nationalgarde allein, ohne die Linientruppen, belief sich wohl auf 60,000 Mann; man lobte sehr ihre vortreffliche Haltung. — Des Abends war die Säule illuminirt und bis nach Mitternacht von einer ungeheuern Menschenmasse besucht. So endigte die Feier des 28. Juli, ohne daß ein besonderer Unfall sich ereignete. Von der kleinen Störung, die das Erscheinen von etwa 2000 jungen Leuten, meistens Handwerker und zum Theil auch Studierende, veranlaßt hatte, die, mit einer Fahne an ihrer Spitze, unter Absingung der Marseillaise und dem Rufe: „Es lebe die Reform!" eine Zeitlang neben dem Zuge herzogen, und auf dem Boulevard St. Antoine es zuletzt versuchten, sich in denselben einzudrängen, wovon sie jedoch durch die bewaffnete Macht abgehalten wurden, wollen wir hier nicht weiter reden, da es nicht wesentlich zu dieser Festlichkeit gehört. Wir gehen statt dessen rasch zum folgenden Tage über. — War die Feier des 28. als Todtenfeier mehr ernster und trauriger Natur, so waren die Festanstalten des 29. nur auf Vergnügen und Aufheiterung des Gemüths berechnet. Düster und mit Wolken bedeckt war der Himmel des vorhergehenden Tages, selbst die Natur schien an diesem ernsten Drama Theil zu nehmen, das sich hier vor den Augen der Welt entwickelte; mit gleicher Sympathie lächelte der Himmel am Tage der Freude. Gegen drei Uhr des Nachmittags fing der Wolkenschleier an, sich zu zertheilen, und bald lud das heitere Blau des wolkenlosen Aethers das Volk ein, hinzueilen an den Ort der Freude, wo eine unzählige Menschenmasse sich zu den freundlichsten Genüssen für Auge und Ohr versammelte. Soll ich euch den Schauplatz schildern, zu dem heute die Bevölkerung von Paris, von allen Seiten, von allen Ecken und Enden zusammenströmte? Es ist der Tuileriengarten, der Concordienplatz und die Elysäischen Felder. Aber es erfordert wohl eine gewandtere Feder, als die meinige, um das Großartige und Schöne zu schildern, das diese genannten Orte einzeln und in ihrem perspectivischen Ganzen betrachtet, an einem gewöhnlichen Tage dem Auge des Beschauers darbieten, wo soll ich Worte finden, woher die Farben nehmen, die erforderlich sind, um euch ein Bild von dem zu entwerfen, was dieselben bei einer solchen Gelegenheit euern erstaunten Blicken darstellen? — Die imposante westliche Façade des königlichen Schlosses der Tuilerien, an die sich der Garten in seiner ganzen Breite unmittelbar anschließt, bietet von dem mittlern Pavillon aus die Aussicht auf eine breite, etwa 40 Minuten lange Allee, die sich durch den Schloßgarten, über den Concordienplatz und durch die Elysäischen Felder in ganz gerader Richtung hinzieht und an ihrem Ende von dem colossalen Triumphbogen de l'Etoile mit seinem gigantischen Thore begränzt wird. Diese perspectivische Linie wird in dem Garten durch zwei große Bassins, auf dem Concordienplatze durch den Obelisken von Luxor und in den Elysäischen Feldern gleichfalls durch ein großes Bassin unterbrochen, das an diesem Tage zum erstenmale seine Wasserstrahlen in die Lüfte sandte. Diese lange Hauptallee, nebst den anstoßenden Gängen und

Seitenalleen füllte sich gegen Abend mit einer wogenden Menschenmasse, die, harrend der Dinge, die da aufgeführt werden sollten, und sich des herrlichen Wetters freuend, sich in diesen paradiesischen Räumen in heiterer Lust erging. Auf beiden Ufern der Seine längs dem Tuileriengarten erhoben sich tausende von Köpfen dicht neben einander gedrängt in amphitheatralischer Abstufung, um das um 6 Uhr eröffnete Schifferstechen mit anzusehen. — Als die Sonne sich allmählig nach dem Triumphbogen im Westen hinabneigte und mit ihren schräg herüberfallenden Strahlen die Fenster des Schlosses vergoldete, öffneten sich die hohen Flügelthüren des mittlern Pavillons und der König und die Königin nebst den Prinzen und Prinzessinnen, vom Purpur des Abendrothes begrüßt, nahmen auf dem Balkone Platz, um das Concert anzuhören, das jetzt von zwei Regimentsmusiken auf einem festlich geschmückten Gerüste vor ihnen im Garten aufgeführt wurde.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 3. August.

Gestern wurde hier in einem zahlreichen Kreise das Fest der 50jährigen Amtsthätigkeit des großherzogl. Hofkantors Hrn. Christian Heinrich Rinck gefeiert. Mehr als 200 Personen aus allen Ständen hatten sich zu einem Bankett im Saale des Darmstädter Hofs vereinigt. Der Anfang war auf 7 Uhr Abends festgesetzt. Schon war der festlich ausgeschmückte Saal (man bemerkte die Büsten Sr. k. H. des Großherzogs und seines hochseligen Hrn. Vaters, das Bild der Cäcilia, Blumengewinde und andere Verschönerungen) mit den Gästen angefüllt, als der von Allen sehnlichst erwartete Jubilar eintrat, empfangen und bewillkommt durch den Präsidenten des Festcomite's, den großh. Oberzeugmeister Nebel. Der Anfang des festlichen Abends war seiner schönen Bedeutung vollkommen entsprechend. Eine noch unedirte Messe unseres Jubilars ward unter musikalischer Begleitung gesungen. Während des Gastmahles wechselten Toaste, Reden und musikalische Divertissements, theils heiteren, theils ernsten Inhalts, sämmtlich von kunstgeübten Sängern und Musikern vorgetragen. Der erste Toast, ausgebracht von Sr. Exc. dem Finanzminister Frhrn. von Hofmann, galt Sr. k. Hoh. dem Großherzog, dem erhabenen Beschützer der Künste und Wissenschaften; dann folgten Toaste, dem Jubilar dargebracht durch Pfarrer Stücker, seinen vieljährigen Freund, durch den Hofprediger Zimmermann, den Kapellmeister Mangold, den Frhrn. v. Hofmann und viele Andere, welche sich sämmtlich in Liebe und Verehrung gegen den würdigen Jubilar aussprachen. Pfarrer Stücker, schon seit 37 Jahren mit Rinck befreundet, war wohl zunächst dazu berufen, des Jubilars künstlerischen Lebenslauf und seine hohen Verdienste um die Kirchenmusik zu schildern. Dem Toaste des alten Freundes stimmten Alle freudig bei. — So viel verehrende Anerkennung, so viel ungeheuchelter Beifall machten auf unseren biederen Rinck den tiefsten Eindruck, um so mehr, als seine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit ihn solche Huldigungen nicht hatten erwarten lassen. Namens seiner erhob sich sein Sohn, Garnisonsprediger hierselbst, und dankte für den tief ergriffenen Vater, der, obschon ein Siebenziger (geb. 18. Febr. 1770), sich auch noch des für sein Lebensalter seltenen Vorzugs einer guten Gesundheit zu erfreuen hat. — Zwei interessante Momente des an schönen Erinnerungen so reichen festlichen Abends scheinen noch eine besondere Erwähnung zu verdienen. Hofprediger Zimmermann verlas ein kaum erst eingetroffenes Schreiben des Professors Hillebrand zu Gießen, welches die Nachricht enthielt, daß die philosophische Facultät dem Jubilar die Doctorwürde h. honoris causa ertheilt habe. Auf diese überraschende Nachricht gab die Gesellschaft ihre Gefühle durch ein wiederholtes Lebehoch gegen Dr. Rinck zu erkennen. Eine andere Auszeichnung war ihm von Seite der Mainzer Liedertafel zu Theil geworden, welche ihn, einer von dem Kammersänger Hänle gemachten brieflichen Mittheilung zufolge, zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte. Zwei von Pfarrer Stücker eigens gedichtete Festlieder wurden während des Gastmahles gesungen; zu einem derselben hatte Kapellmeister Mangold eine recht ansprechende Melodie geliefert. Zwischen den Toasten, Reden und Gesängen ertönte von der Gallerie des Saales herab die gut besetzte Musik von Saiteninstrumenten. Kurz, das schöne Fest wurde ganz seiner wahren Bedeutung gemäß gefeiert. Uebrigens machte es auf den unbefangenen Beobachter einen wohlthuenden Eindruck, bei diesem Anlaß Personen aus allen Ständen, nämlich Beamte, Gelehrte, Künstler und Gewerbtreibende zu der seltenen Feier des Tages freundlich vereinigt zu sehen. Der heitere gesellige Kreis war noch gegen Mitternacht dicht geschlossen und dürfte sich wahrscheinlich erst spät ganz getrennt haben.

Dr. D — ch.

Mannichfaltigkeiten.

Aus Hrlpa in Ungarn berichtet die Agramer Zeitung: Der allgemein geachtete herzogl. Koburg-Kohary'sche Architect, Hr. K...r, fing seit einiger Zeit an, mondsüchtig zu werden, ohne daß ihn jedoch dies mysteriöse Uebel in seinem anstrengenden Fachgeschäfte sonderlich beirrte, denn gerade damals wurde der nachtwandelnde Seelenkranke — ob zwar gegen gesellige Freuden mehr wie ehedem abgestumpft — von seinem schönen Kunstberufe so zu sagen inspirirt, und lieferte während des Clairvoyantismus die trefflichsten, tadellosesten architektonischen Pläne ein, nach denen eben heuer eine pallastähnliche Villa in italischem Style auf einer Berghöhe des romantischen Gran-Thales aufgeführt wurde. Das schwebende, leichte, gefällige Gebäude stieg unter Aufsicht des jetzt melancholischen Künstlers, der sein Werk zu jeder Tageszeit fleißig inspicirte, rasch empor; doch schien dem unermüdeten Schöpfer vieler herrlichen Bauten der Muranyer Herrschaft jener Eifer noch nicht hinlänglich, denn er verließ auch nächtlicherweise seine stille Lagerstätte, und wollte auch bei Sternen- und Mondesschimmer den werdenden Palast beschauen; leider waren so gefährliche Wanderungen unserem Palladio verderblich, denn es begab sich, daß er vor wenigen Tagen um Mitternacht, mit Winkel- und Klaftermaß versehen, das Mauergerüste besteigend und auf der höchsten Etage etwas an einer Säulenecke untersuchend, von der schwindelnden Höhe herabstürzte. Am kommenden Morgen fanden die erschrockenen Arbeiter ihren geehrten Meister in der schauerlichen Thaltiefe mit zerschelltem Haupte liegend, um ihn herum seine zerstreuten Meßinstrumente.

(Anekdote.) Als Wilberforce, der bekanntlich sein ganzes Leben den Bestrebungen widmete, der Negersclaverei ein Ende zu machen, für York in das Parlament erwählt werden war, folgte eine ungeheure Menschenmenge der Tochter des Erwählten bis an die Thüre ihres Hauses und rief da jubelnd aus: »Miß (Fräulein) Wilberforce für immer!« (Die englische Art, Jemanden hoch leben zu lassen.) Die junge Dame, die eben die Stufen vor dem Hause hinaufging, drehte sich um, winkte, die Versammlung möge ruhig seyn, und sagte: »Nein, meine Freunde, wenn es Ihnen recht, nicht für immer Miß Wilberforce!« Die Leute lachten.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. August. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Dem. Fürth vom Theater zu Lemberg.

Sonntag, 9. August. (Zum Erstenmal): Frauenehre, Drama in 5 Akten; nach dem Spanischen des Truxilla von Dr. Georg Nicolaus Bärmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rosm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 222. Sonntag, den 9. August 1840.

An die Bäume.

Ihr lieben Freunde auf besonnten Auen,
Am Wiesenbache und im kühlen Hain,
Ihr jugendlichen und ihr altergrauen,
Vergönnet mir, auch euch ein Lied zu weih'n!
Wie oft in heit'ren und in trüben Stunden
Hab' ich bei euch ein Freundesherz gefunden,
Wie manches stille Glück, manch' holden Traum
Hab' ich verlebt in euerm Schattenraum!

Als noch der Kindheit Tage mich umflossen,
Da knüpften wir der Freundschaft erstes Band,
Da eilt' ich oft mit spielenden Genossen
Zu euch in's Thal und an des Baches Rand;
Wann eure Wipfel Abendroth bekränzte,
Und wann der Mond durch eure Zweige glänzte,
Dann fühlte oft mein kindliches Gemüth
Von wundersamer Ahnung sich durchglüht.

Oft saß ich froh in eurer luft'gen Zelle;
Der glüh'nde Mittag schlief im hohen Korn,
Sein müdes Haupt auf einer Aehrenwelle;
Mich aber kühlte euer grüner Born.
Thurmspitzen winkten mir aus weiter Ferne;
Des Flusses weiße Segel sah' ich gerne,
Und auch das Dörfchen, halb dem Blick versteckt,
Mit Obstbaumgruppen mal'risch überdeckt.

Und Sonntags nun, wann ich im freien Walde
Der Schule Zwang, ihr strenges Wort vergaß,
Wann Kukuksruf und Spechtgehämmer schallte,
Wann ich durch Farrenkraut und hohes Gras
Nach Blumen ging, nach Schmetterlingen jagte,
Und wann ich kühn mein junges Leben wagte
An eines Vogels Nest auf schwankem Zweig,
Wie war ich da so glücklich und so reich.

Die Kindheit schwand; doch mit den Jünglingsjahren,
Kam eine Zeit, die höhre Lust noch gab,
Den leichten Strohhut auf den blonden Haaren,
Nahm ich zur Hand jetzt meinen Wanderstab.
Ich schritt dahin durch weitgedehnte Räume,
Begrüßte freudig euch, ihr lieben Bäume;
Ich ruhte oft in euerm Schattenhaus,
Und sah' in's Thal und über'n Strom hinaus.

Dein sey gedacht, weit schattende Platane,
Zum Lieblingsort vom Zecher auserwählt!
Oft abwärts stieg der Mond im Silberkahne,
Eh' Einer noch der Stunden Flucht gezählt.
Als noch dem Liedchen unsre Becher klangen,
Als wir der Freundschaft Jubellieder sangen,
Da war die Zeit, die einmal nur erscheint,
Und die den Jüngling mit den Göttern eint.

Die Zeit ist um. — Oft muß ich mich bedauern
In dieser dürren, staub'gen Aktenwelt.
Es treibt mich fort aus meinen engen Mauern;
Erquickung such' ich unterm Baumgezelt,
Am Seegestad', an blumigen Gehegen,
Und auf des Waldes sangbelebten Wegen.
O habet Dank! Erquickung find' ich hier.
Ihr lieben Bäume, Freunde bleiben wir.

Ja, nimmer welken sollen unsre Kränze!
Die Menschen reden zwar von Freundschaft viel;
Doch findet man sie nur im Lebenslenze,
Und später wird sie niedrer Selbstsucht Ziel;
Schleicht dann gefesselt in den Alltagsschranken,
Mit kaltem Herzen, klügelnden Gedanken.
Betrogen, wer an ihren Flug noch glaubt;
Der Götterschwingen ist sie ja beraubt.

Oft will ich mich dem lärmenden Gewühle
Der Stadt entzieh'n und meinem engen Haus.
Ihr trauten Bäume, breitet eure Kühle
Und eure Schatten liebend um mich aus!
Sind trübe Lebensstunden mir beschieden,
So tröstet mich durch euern milden Frieden;
Gebt die verlorne Ruhe mir zurück
Und spendet mir des Weisen stilles Glück!

Wilh. Wagner.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Mackta.)

(Fortsetzung.)

„In Gesellschaft meines unehrbaren Genossen machte ich mich auf und folgte den Flüchtigen, deren Spur wir bald aufgefunden hatten. Unfern des Weserstromes fanden wir in einem Wald, auf einem freien Rasenplatz, Ingeborg mit ihren beiden Kindern, dem alten Diener Brun und einigen Knechten, von der mühseligen Reise Rast haltend, und ihre Rosse weiden lassend in den saftigen Grashalmen des Dickichts. Meine Augen suchten Jonas Torkelson, denn an ihm wollte ich erst meinen Haß kühlen, und dann meine blutbefleckte Hand nach dem schönen Weibe ausstrecken. Aber mochte er noch zurück, oder, um eine Nachtherberge auszumitteln, voraus seyn; er fand sich nicht bei der Truppe. Mein Gefolge stürzte sich auf die Knechte, und es begann ein hitziger Kampf. Ich warf mich vom Roß, stürzte, wie der Falke auf seine Beute, auf Ingeborg, die mit einem lauten Schrei mir ohnmächtig in die Arme sank; faßte sie um den Leib, schwang mich wieder in den Sattel und jagte quer durch den gelichteten Wald."

„Zwei Stunden mochte ich mit meinem schönen Raube das Weite gesucht haben, als ich bemerkte, daß ein einzelner Reiter mich verfolgte. Ich stutzte und stand still, kampfgerüstet den Kühnen erwartend. Doch zu meinem Erstaunen hielt sich der Mann immer in einer gewissen Entfernung, behutsam eine allzugroße Annäherung vermeidend. Ich glaubte deutlich den Knecht Brun zu erkennen. Erzürnt und Verrath fürchtend, wollte ich ihm zu Leibe; aber der Knecht wich behende zurück und ließ mich auch nicht beikommen. Grollend ob dieses Zufalls, setzte ich meinen Weg fort, hoffend, endlich ein Haus oder eine abgelegene Schenke aufzufinden, wo ich mir Rast und dem schönen Weibe Erholung gönnen könnte."

„Die Nacht begann hereinzubrechen, und über uns hatte sich ein tobendes Unwetter zusammen gezogen. Dichte Finsterniß umgab uns, und nur die grellen Blitze erleuchteten noch meinen mühsamen Pfad. Dumpfe Donner rollten über die rauschenden Wipfel der Bäume weg, von den Klagetönen Ingeborg's untermischt. Plötzlich schlug ein flammender Strahl dicht mir zur Seite in eine alte Eiche, daß sie lichterloh aufbrannte, gleichzeitig folgte ein prasselnder Donnerschlag. Wild schnaubte mein Roß, bäumte sich, schlug über, und schleuderte mich weithin gegen den Stumpf eines Baumes, daß ich bewußtlos liegen blieb, und Blut aus Mund und Nase mir quoll."

„Als ich wieder zum Bewußtseyn erwachte, hatte sich schwarze Nacht um mich gelagert. Ich war einsam, von meinem treuen Roß verlassen und von Ingeborg keine Spur. Es däuchte mir Alles nur ein fürchterlicher Traum. Endlich erblickte ich durch die Finsterniß ein Licht, und mühsam mich zwischen den Bäumen durch Büsche und Dornengestrüppe arbeitend, gelangte ich in eine einsame Köhlerhütte, wo ich den Tag erwartete, der mich in Reue und Mißmuth fand."

Der Wechselherr hielt erschöpft inne. Die Beguine stand tieferschüttert zu seinen Füßen und weinte.

„Und habt Ihr nach dem ferneren Schicksal der unglücklichen Ingeborg nicht weiter geforscht?" fragte der greise Barfüßer.

„Wohl kehrte ich," fuhr Vanini in seiner Erzählung fort „mit einigen Köhlern an die Stelle zurück, wo der Blitz die Eiche versengt und mein Roß mich abgeworfen hatte; aber außer dem von Pferden niedergetretenen Grase fanden wir keine Spur, und auch diese verlor sich alsbald in einem seichten Waldstrom."

„Vier Jahre waren vergangen, und ich hatte meinen Aufenthalt in der Hansestadt mit dieser Reichsstadt vertauscht, nach wie vor mein Gewerbe treibend. Einsmals ritt ich gen Friedberg, um bei einem Manne, mit dem ich wohl vertraut war, eine Summe Geldes zu erheben, die er mir schuldete, und welche ich dem achtbaren Altbürger und Wollenweber Wirhäuser zu leihen versprochen hatte. Bei meinem Eintritt zeigte mir der Friedberger einen Fingerreif, welcher ihm so eben als Pfand überlassen worden war. Ich nahm den Ring in meine Hand, um die Güte der Steine zu prüfen, und stellt Euch mein Erstaunen vor, es war einer der Ringe, welche ich Ingeborg zum Geschenke gemacht hatte, mit den Reliquien vom Kreuz des Erlösers. Ich forschte eifrig nach dem Manne, der diesen Ring gebracht, und erfuhr nun, daß es Jonas Torkelson gewesen war, der schon seit einigen Jahren mit den beiden Kindern Ingeborg's in des Altbürgers Wirhäusers Haus seine Herberge aufgeschlagen hatte. Von Ingeborg wußte der Mann nichts."

„Schnell schnürte ich meinen gefüllten Säckel um den Leib, bestieg mein Roß und eilte Torkelson nach. Aller Haß und Grimm, den ich gegen den Schweden gehegt hatte, war neuerdings erwacht. Ich hatte beschlossen, wenn er mir keine Nachricht von Ingeborg zu geben vermöchte, mich blutig für die einst erlittene Unbill zu rächen, da ich ihn allein nur für den Störer meines geträumten Glückes hielt. Aber sein Geschick hatte schon blutig geendet. Ich war von der gewöhnlichen Heerstraße abgekommen und hatte mich im Walde verirrt, und als ich endlich auf andern Wegen spät die Stadt erreichte, dem Wollenweber sein Geld brachte und aus dessen Hause trat, sah ich, umringt von einem Haufen Volks, Torkelson vor mir als eine starre Leiche. Er war auf der Heerstraße erschlagen worden."

Die barmherzige Schwester war aufgesprungen, und mit angstvoll keuchender Brust beugte sie sich über den Verwundeten. „Und wohin sind die beiden Kindlein gekommen?" fragte sie, die Augen starr auf seine Lippen gerichtet.

„Nehmt Ihr also Antheil an ihnen, ehrwürdige Schwester?" fragte erstaunt der Mönch.

„Um Gotteswillen, sagt es mir! mein Leben hängt daran!" bat dringend die Nonne.

Der Wechselherr richtete unbeweglich seine großen dunklen Augen auf die barmherzige Schwester, als wolle er einen zwischen ihr und ihm liegenden Nebel gewaltsam durchdringen. „Die Kindlein", erwiederte er, „habe ich erzogen, als ob es meine eignen wären. Es ist Olav, der junge Graf von Nerike, und seine Schwester Ulrike."

(Fortsetzung folgt.)

Revue des Pariser Volks- und Staatslebens.

Von Friedrich Eich.

(Schluß.)

Während die Gefühle der horchenden Menge durch den Zauber der Töne in die verschiedensten Stimmungen versetzt wurden

und die auf dem Balkone befindlichen hohen Personen nur noch in einem romantischen Dämmerlichte erschienen, tauchte die Sonne gänzlich unter, um einer andern Beleuchtung das Feld zu räumen, welcher so viele Tausende mit Ungeduld entgegensahen. Es folgten die Illumination und das Feuerwerk. Welch' neuer, überraschender Anblick! Noch waren die Töne der Musik nicht verklungen, da flimmerte von tausend und abermal tausend Lichtern der Garten der Tuilerien und die lange Straße bis zum Triumphbogen. Es gehörte wahrlich keine starke Phantasie dazu, sich in die Haine Elysiums, den fabelhaften Wohnort der Seligen, versetzt zu glauben! Man denke sich diese magische Helle, die den Garten und die Gruppen der Statuen beleuchtete, war sie nicht eben so, wie die Dichter uns den zweifelhaften Tag des Tartarus schildern? Das eintönige Plätschern der Springbrunnen, mahnte es uns nicht an das klägliche Wellengemurmel des unterirdischen Stromes? Die Orange- und Olivenbäume, erinnerten sie uns nicht an Persephonens Aufenthalt? Die Götter und Heroen der alten Welt, die des Bildhauers geschickter Meisel aus formlosem Marmor hervorgezaubert, schienen sie, von diesem rothen Fackelschein beleuchtet, nicht zu leben, und mit ehrfurchtgebietender Hoheit auf die summenden und langsam sich fortbewegenden Schwärme der Lustwandelnden von ihrem Piedestal herabzublicken? Sind wir nicht versucht, vor der dräuenden Miene dieses Spartakus zu fliehen, der, die Sclavenketten zerbrechend, sein Rachesschwert zückt? Scheint jene Kleopatra sich nicht von ihrem wollüstigen Lager zu erheben und über den Tönen dieser Musik das Liebesnetz zu vergessen, mit dem sie ihren Antonius zu umgarnen sucht? Jener Cäsar, schaut sein Blick nicht mit Verwunderung auf diesen gallischen Boden nieder, der so ganz anders ist, wie zur Zeit, als er die Urväter dieses Landes bezwang. Und Apollo, du Freund und Meister der Sänger, willst du nicht dein beschattetes Plätzchen verlassen, und deine Leier in die Töne dieser Harmonien mischen? Während wir so die Physiognomie der Statuen um ihre Gedanken befragen, während wir uns diesen und hundert andern Betrachtungen hingeben und uns so ganz nach Muße und Wohlbehagen von den Eindrücken dieses Schauspiels und den bunten Phantasiegebilden überwältigen lassen, die der Töne allmächtiger Zauber so natürlich in unserer Seele erzeugt, schlug es neun Uhr und das nach dem Ausgange des Gartens auf den Concordienplatz hinströmende Gedränge erinnerte uns, daß dort sich jetzt ein neues Schauspiel vorbereite. Es war das Kunstfeuerwerk, das auf dem Quai d'Orsay vor der Deputirtenkammer und im Angesichte eines der schönsten öffentlichen Plätze abgebrannt wurde, die wohl die Erde aufzuweisen hat. Da wir kein großer Kenner der Pyrotechnik sind, so können wir die einzelnen Figuren nicht namentlich anführen, wohl aber im Allgemeinen angeben, daß das Ganze die Apotheose der gefallenen Julihelden darstellte. Die Ausführung war wundervoll und nach dem allgemeinen Urtheile hat man in langen Jahren nichts gleich Gelungenes gesehen. „Taghell war die Nacht gelichtet." Wer schon in Paris gewesen und sich den Concordienplatz *) mit seinen stolzen Palästen und herrlichen Umgebungen, mit dem ägyptischen Monolith und den beiden neu errichteten, prachtvollen, in Vergoldung strotzenden Fontainen zu beiden Seiten, mit den zwanzig reichverzierten, zur Gasbeleuchtung dienenden Postra-Säulen, und den vierzig Candelabern vorstellen kann, mag wohl eine Ahnung von diesem Schauspiele haben; für diejenigen, die das nicht gesehen, wäre jede weitere Beschreibung überflüssig, weil sie doch nicht im Stande wäre, einen deutlichen Begriff hievon beizubringen. Nach Dreiviertel-Stunden war das Feuerwerk zu Ende, und nun setzte sich die bis dahin ziemlich unbewegliche Masse von neuem in Bewegung, um sich durch die Elysäischen Felder zu tragen, wo ein nicht minder schöner Anblick die Schauenden vergnügte. Durch die ganze Hauptallee zog sich zu beiden Seiten eine Beleuchtung in guirlandenförmiger Windung, und über den Häuptern der Lustwandelnden strahlten 56 Kronleuchter im schönsten Farbenspiel. Diese lange Allee bis zum Triumphbogen glich einem ungeheuern Ballsaale, in welchem die Tänzer und Tänzerinnen, Zuschauer und Zuschauerinnen, während der großen Pause in buntem Gemisch unter einander herumspazieren. Auf beiden Seiten der Hauptallee im Hintergrunde waren die Buden der Verkäufer, die Kaffeehäuser, Tanzplätze, Theaterspiele aller Art zu sehen. Auch der muntere Polichinell und das Marionettenspiel fehlte nicht. — Doch wir schließen jetzt, denn während wir noch von vergangenen Festlichkeiten schreiben, sind ernstere Dinge an der Tagesordnung; man spricht von Krieg, und zwar von einem ernstlichen, großen, europäischen. Aller Augen sind auf den Mann gerichtet, der heute am Ruder der Staatsgeschäfte steht, und von dessen Handeln, wie nicht zu verkennen, die nächste Zukunft von ganz Europa abhängt. Da dieser Mann eine so wichtige Rolle spielt, so wollen wir in unserer nächsten Revue eine biographische Notiz über denselben unsern Lesern mittheilen.

*) Dieser jetzt so prächtige Platz hat außerdem noch eine traurige Berühmtheit, denn hier war es, wo 15 Monate lang während der Schreckensregierung die Guillotine aufgepflanzt war, ungefähr auf derselben Stelle, wo jetzt der Obelisk sich erhebt. Hier war es, wo Ludwig XVI., Marie Antoinette und des Königs Schwester nebst einer großen Anzahl anderer ausgezeichneter Personen hingerichtet wurden.

Korrespondenz.

Homburg v. d. Höhe, Anfangs August.

In unserem bescheidenen Kurstädtchen ist der Fremdenbesuch fortwährend im Zunehmen. Der sonst so ruhige Heilort bietet in Folge der Anwesenheit vieler angesehener und hochgestellter Personen aus den entferntesten Gegenden einen lebhaften Anblick dar und wenn nun noch der August und theilweise der September ihre Schuldigkeit thun, so sind wir, obgleich die Launen der Witterung störend einwirken, zufrieden und erfahren mehr und mehr, daß die gesegnete Heilkraft unserer Elisabethen-Quelle jedes Jahr einen unausbleiblichen, freundlichen Zuspruch sichert. Auch haben seit einigen Wochen die theatralischen Vorstellungen einer reisenden Gesellschaft unter der Direktion des Hrn. Friese begonnen; der Einfluß, den ein Theater überhaupt für jeden Badeort haben muß, ist übrigens in die Augen fallend und bleibt unverkennbar, um so mehr also für Homburg, dessen Heilanstalten und freundliche Lage nicht nur Leidende, sondern auch Zerstreuung suchende Fremden anziehen.

Coblenz, 6. August.

Wir haben im hiesigen Anzeiger vom 26. v. M. die Entdeckung eines Diebstahls gelesen, welche, durch die Art, wie solche statt gehabt, an die Zeiten und Wirksamkeit der Inquisitori di Stato der vormaligen venetianischen Republik erinnern soll. Eine solche Vigilanz, in adminis-

strenger Polizei kann uns nur willkommen seyn. Indem wir diese lobend anerkennen, wollen wir indessen den wachsamen Kommissar auf einen Uebelstand aufmerksam machen, der schon häufig, in den hiesigen öffentlichen und Privat-Gesellschaften, mit lebhaftem Interesse besprochen wurde. Es ist dieses das schnelle Fahren in den Straßen der Stadt, besonders bei Biegungen, wodurch, frühere Unglücksfälle nicht zu erwähnen, seit kurzer Zeit wieder mehrere Kinder überfahren wurden, ohne daß die muthwilligen Kutscher oder Fuhrleute deßhalb Strafe erlitten. Die zufällig an Ort und Stelle sich befindenden Personen rufen in solchen Fällen dem Schnellfahrer einige Drohungen und Schimpfworte nach, die im Gerassel der Räder und unter dem Hufschlag der Pferde verhallen, während die trostlosen Eltern ihre verstümmelten Kinder, unter herzzerreißendem Wehklagen, nach Hause tragen. Ein kräftiges Einschreiten ob solchen Unfugs wäre höchst wünschenswerth.

Mannichfaltigkeiten.

(Coblenz, 6. August.) In einem hiesigen Gasthof am Rhein kehrte vorgestern Abend ein Landmann mit seinem etwas kranken Pferde ein. Während der Nacht wurde der Mann durch ein Geräusch und einen Gegenstand, der ihn ziemlich stark befühlte, aus dem Schlafe geweckt. Man denke sich sein Erstaunen, als er die Augen öffnete und neben sich sein Pferd erblickte, das sich von der Krippe losgemacht und durch die offene Küche in das ebenfalls nicht fest verschlossene, im Erdgeschoß befindliche Schlafzimmer gekommen war und ihm den nächtlichen Besuch abstattete. Das Pferd kehrte gleich wieder in den Stall zurück, wo es nach wenigen Augenblicken leblos hinfiel. Sollte man nicht glauben, das arme Thier habe vor seinem Ende noch Abschied von seinem Herrn nehmen wollen?

(Die Presse als Künstlerin.) Dem Jahre 1840, dem Jahre der vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst, war es vorbehalten, diese Kunst in ihrer Vollendung zu zeigen. „Typographia jubilans 1840, Denkmal zur vierten Säcularfeier des Typendrucks. Historisch entworfen von Otto August Schulz, Buchhändler in Leipzig. Artistisch ausgeführt von Carl Louis Hirschfeld, Buchdrucker in Leipzig« so heißt das herrliche Gemälde, welches die Presse im Jahre 1840 erschuf. Es umfaßt an vierzig aus Zink, Schriftmasse und Holz bestehende, hoch geätzte und gravirte Tafeln, welche, auf das genaueste und künstlichste mit einander verbunden, erforderlich waren, die verschiedenartigen Gegenstände und Töne des Gemäldes angemessen und klar darzustellen. Man muß es sehen, um es nach seinem Werthe würdigen zu können. Der größten der Erfindungen konnte von ihren Jüngern kein würdigeres Denkmal zur Jubelfeier gesetzt werden.

W. K.

In Niederingelheim machte man im Laufe dieses Sommers einen interessanten Fund. Es ist dies ein Ritterhelm, welcher bei dem Ausgraben eines Theils des ehemaligen Wallgrabens des Palatiums, aus einer Tiefe von 12 Fuß, ziemlich gut erhalten zu Tage gefördert wurde. Welcher Periode derselbe angehört, wäre noch durch einen Kenner zu ermitteln.

Die Ausgrabung der sterblichen Ueberreste der Juli-Opfer hat zu einer neuen Art von Diebstahl Veranlassung gegeben. Gauner sind auf den Gedanken gekommen, diesen Umstand zu benutzen und eine Industrie anzufangen, wie sie in Belgien in der Ebene von Waterloo geübt wird. Dort trifft man Leute, welche für einige Franks zusammengedrückte Kugeln und alte Uniformsknöpfe verkaufen, die angeblich von der berühmten Schlacht, welche das Loos des Kaiserthums entschied, herrühren. Am 28. Juli wurde einem ehrlichen Handelsmann, der zum letzten Male das Grab der Julihelden besuchen wollte, ein Fünffrankenstück ganz durchlöchert und mit Staub bedeckt von einigen Individuen zum Verkauf angeboten, das nach ihrer Versicherung bei den Ausgrabungen gefunden worden war. Sie verlangten 10 Francs, die ohne weiteres Handeln, für ein authentisches Andenken der drei Tage, gern gegeben wurden. Der Erwerber, seelenvergnügt, zeigte das Fünffrankenstück allen seinen Freunden. Einer derselben besah sich dasselbe genau und bewies dem Besitzer, daß er betrogen worden, denn das Geldstück trug das Bildniß Ludwig Philipps.

Man liest in dem »Journal de l'Arrondissement du Havre«: Es hat sich so eben in einem Gasthof von Havre ein Abenteuer ereignet, das mit Glanz in den Feenmährchen oder der Tausend und Eine Nacht figuriren würde. Unter den des Tags über angekommenen Reisenden, die an der Table d'Hote speisten, befanden sich drei, die durch eine geheimnißvolle Sympathie sich gegenseitig angezogen fühlten, mit einander in's Gespräch kamen und natürlicherweise von ihren Reisen sprachen. Der Eine war an demselben Tag aus den Vereinigten Staaten gekommen, wohin er sich mit dem Wunsch, sein Glück zu machen, begeben hatte. Er kam nach 20jähriger Abwesenheit zurück und er schien mit der Partie, die er ergriffen, sehr zufrieden. Der Zweite war zur nämlichen Zeit ans Frankreich gereist und verwegener als der Erstere, wollte er durch seinen Muth das Glück erjagen, welches der Erstere in den Wechselfällen des Handels gefunden hatte; demzufolge hatte er dem Vicekönig von Aegypten seinen Degen angeboten, welcher für zwanzig ruhmvoll unter den Waffen verbrachte Jahre ihm Ehren und Vermögen zugetheilt hatte. Der Dritte war ein Künstler und hatte seit zwanzig Jahren als Zeichner an fast allen auf Befehl der Regierung unternommenen Entdeckungsreisen Theil genommen; er kehrte mit einem mühsam erworbenen Auskommen und einer Staatspension in seine Geburtsstadt zurück. Diese drei Männer waren aus Rouen und in derselben Straße, in demselben Hause geboren; sie waren Brüder, und ihre Wiedererkennung war äußerst rührend. Bei dem Tode ihrer Eltern waren sie an demselben Tage abgereist und durch ein sonderbares Zusammentreffen kehrten sie an dem nämlichen Tage, nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren, ohne daß einer der drei Brüder je Nachrichten von den beiden andern erhalten, zurück.«

In der Kirche St. Denis in Paris wird gegenwärtig eine Orgel gebaut, die zu den größten gehört, welche man kennt. Sie soll 6000 Pfeifen haben, darunter einige von 32 F. Länge und 1200 Pf. Gewicht.

Räthsel.

Rathe, o Leser, das Wort, das eine Frucht dir wird nennen;
Umgekehrt ist es ein Land in einer wärmeren Zon'.

B. L.

Auflösung des Palindroms in Nro. 220.

Gras. Sarg.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 9. August. (Zum Erstenmal): Frauenehre, Drama in 5 Akten; nach dem Spanischen des Trueba von Dr. Georg Nicolaus Bärmann.

Montag, 10. August. Drittes und letztes Konzert von Hrn. Franz Liszt im Schauspielhause. Programm: 1) Große Fantasie für Pianoforte von Beethoven mit Solegesang, Chor und Orchester. 2) (Auf Verlangen) Hexameron, sechs Variationen über das Duett aus: »die Puritaner«. 3) Ungarischer Marsch. 4) Mazurka von Chopin. 5) Freie Fantasie über gegebene Motive. Am Eingang wird eine Urne aufgestellt seyn, in welche jeder Zuhörer sein musikalisches Motiv werfen kann. — Abonnement suspendu. Mit erhöhten Eingangspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 223. Montag, den 10. August 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

„Olav! Ulrike! meine Kinder!“ rief außer sich die barmherzige Schwester. „Ich sehe euch wieder!“ Und niederknieend in die Mitte des Zimmers, hob sie das thränenperlende Antlitz zum Himmel. „Gott! Gott! wie danke ich dir!“ rief sie mit freudig bebenden Lippen. „Du hast mich nicht zu Schanden werden lassen, du hast mein Leben gefristet, damit ich meine Kinder wieder sehe! — Aber wo sind sie? damit ich sie an meine Brust drücke, netze mit meinen Freudenthränen, sie überhäufe mit tausend Liebkosungen. Staunt mich nicht an, als wäre ich eine Wahnsinnige. Ich bin Ingeborg — die unglückliche, verfolgte, tausendmal gequälte Ingeborg!“

„Ihr — Ihr Ingeborg?“ stammelte Vanini. „Ihr kommt, mir zu fluchen, mich zu verabscheuen. Ich war es ja, der Euch von der Seite Eurer Kinder riß, daß Ihr auf immer ihre Spur verloren hattet.“

„Nein, ich segne Euch!“ versetzte Ingeborg. „Ihr waret ja meinen Kindern ein Vater, den armen Waisen ein Fürsorger und gewiß ein liebevoller. Unglücklicher, verblendeter Mann, Ihr liebtet mich, wie sollte ich Euch fluchen? Ihr hattet ja keine Ahnung, daß ich das Weib eines Andern war. In jener schrecklichen Nacht, wo ich mich in Euern Armen schon verloren gab, rettete mich Gott durch seinen Blitzstrahl. Scheu geworden, warf Euer Roß mich und Euch zu Boden. Hier fand mich der treue Brun in tiefer Ohnmacht liegend, und als ich wieder zum Bewußtseyn erwachte, war ich schon durch eine große Strecke getrennt von dem Ort des Schreckens. Was aber aus meinen Kindern und aus Jonas Torkelson, meinem Bruder, geworden, wußte mir Brun nicht zu sagen, da er sogleich, um mein Schicksal besorgt, Euch in einiger Entfernung gefolgt war. Und wem wir nun begegneten, und wen wir auch fragten, Niemand hatte sie gesehen, noch etwas von ihnen vernommen. Wir zogen nach Brüssel in Flandern, aber der Bruder meines Gemahls war todt, und ich durchirrte verzweifelnd nah und fern gelegene Länder, nach meinen Kindern suchend. Und jetzt — nach einer langen Reihe von Jahren — jetzt endlich finde ich sie wieder! Doch wo sind sie? O stillt bald die Sehnsucht eines Mutterherzens.“

„Euer Sohn, Gräfin, kämpft in diesem Augenblick unter dem Banner dieser Stadt, die bis jetzt seine Heimath war“, erwiederte Vanini; „er wird wiederkehren aus dem Kampfgewühl als Sieger, und freudetrunken in Eure Arme sinken. Doch Eure Tochter — der Allmächtige mag sie schirmen! Sie war es, nach der ich fragte, als ich auf der Straße, in meinem Blute schwimmend, in Euern Armen erwachte.“

In diesem Augenblick entstand vor dem Hause und unten auf der Hausflur Lärmen, die Stubenthüre ward aufgerissen, und in buntem Gemisch drängten sich Rathsknechte, edle Herren, und Hans der Stubenknecht herein, und aus ihrer Mitte trat der schwedische Graf Bengt Nerike, die leichenblasse, doch holdselig lächelnde Tochter in den Armen haltend.

XIV.

In dem sonst so geräuschvollen ansehnlichen Haus des Altbürgers Wirhäuser hatte, wie in den meisten Häusern der Stadt, den ganzen Tag über die tiefste Stille geherrscht. Die Dienstleute und Arbeiter des reichen Fabrikherrn waren zum Theil mit ausgezogen gen Kronenberg oder trieben sich auf den Wällen oder in den Schenken umher; an Arbeit dachte an diesem Tage kein Zunftgenosse.

Schon weit war die Nacht hereingebrochen, und die melancholische Ruhe noch durch nichts gestört worden. Zwei Knechte, die daheim geblieben waren, das Haus zu hüten, saßen in einer Hinterstube und thaten bei einer Kanne Wein sich gütlich, viel über Fehde und Kriegeszüge disputirend, und tief die sich röthenden Nasen in die Humpen tauchend. Die Mägde plauderten in ihrer Kammer.

Frau Guda saß mit Bertha im wohnlichen einsamen Gemach, und Beide stickten an einem Altartuch, das sie unserer lieben Frauen auf dem Berg zu weihen gelobt hatten, wenn Herr Berthold, Rudolph und Olav wohlbehalten von dem Kriegszug wiederkehren würden. Einige Schritte von ihnen, auf weiche Kissen gebettet, schlief der kleine Heinrich, Herrn Berthold's Söhnchen, in kindlicher Sorglosigkeit.

Ein Geräusch, welches sich auf der Gallerie vor dem Zimmer vernehmen ließ, schreckte die Frauen aus dem tiefen Sinnen, in welchem sie beide befangen waren, und Frau Guda stand auf, nach der Ursache des Geräusches zu forschen. Kaum hatte sie einige Schritte gethan, als in der Thüre eine lange, gespensterartige Gestalt mit einem Grabgesicht erschien. Entsetzt prallte die Altbürgerin zurück.

„Hainth Meußfenger!“ stammelte sie, „was wollt Ihr hier, und in dieser Stunde?“

„Euch Trost bringen, gestrenge Frau, für den Verlust des theuern Gemahls, der nimmer wiederkehren wird,“ antwortete mit kaltem Hohn der Böswicht, sie mit hohlen Augen anstierend, in denen Flammen der Hölle brannten.

„Entfernt Euch, fürchterlicher Mensch, bevor ich meine Diener rufe und Euch für Eure Zudringlichkeit züchtigen lasse.“

„Versucht's,“ erwiederte Hainth mit teuflischer Ruhe. „Meine Leute haben das Haus besetzt, die trunkenen Knechte in der Hinterstube sind ermordet, die drei Mägde auf ihrer Kammer erwürgt; im ganzen Hause regt sich Euch zu Liebe keine Hand mehr, und der erste Hülferuf, den Ihr oder diese Maid wagt, um neugierige Nachbarn an's Fenster zu locken, beschleunigt Euer Verderben. Ihr seht, daß Ihr ganz in meiner Gewalt seyd.“

Guda stieß einen Schrei des Abscheus aus. „Und was wollt Ihr von mir, entsetzlicher Mensch?“ fragte sie zitternd.

„Eine lange Rechnung mit Euch schließen, schöne Frau.“

Der Böswicht zeigte sich nun in der ganzen Furchtbarkeit seines heimtückischen und blutgierigen Charakters, mißhandelte die beiden Frauen, überhäufte sie mit giftigen Reden und Schmähungen, erzählte, daß die beiden ersten Kinder Guda's durch giftige Getränke, von seiner Hand gemischt, gestorben seyen, und daß er jetzt gekommen sey, um den letzten Sprößling eines ihm verhaßten Geschlechtes auszurotten. Bei diesen Worten erfaßte er das ruhig schlafende Kind, und als sich die Frauen widersetzten und nach Hülfe schrieen, gerieth er in solche Wuth, daß er den Dolch ergriff und das Kind auf den Tod verwundete. Der Böswicht wäre sicherlich noch weiter gegangen, aber schon schritt die Nemesis gegen ihn an, ihr zermalmendes Schwert gegen sein Haupt erhebend und ihn richtend mitten in seinen Gräueln. Denn eben drang Hanemann Jäckel in das Gemach und überwand nach langem Kampfe seinen Vetter Hainth, der unter den nervigen Fäusten der Rathsknechte sein verbrecherisches Leben endete.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Liszt.

Endlich haben auch wir ihn gehört, den großen Künstler, der, obgleich noch so jung, sich doch schon den Ruhm als ersten jetzt lebenden Clavievirtuosen (was so viel heißt, als der erste, der jemals gelebt) errungen, von dessen hoher Vortrefflichkeit alle öffentlichen Stimmen der Hauptstädte Frankreichs, Italiens und Oestreichs schon seit langen Jahren, und in neuester Zeit die Englands und Norddeutschlands wiederhallten. Wir haben ihn gehört und haben staunend bewundert! Ja, Erstaunen und Bewunderung hat gewiß Jeden erfaßt, der Liszt hörte und zu begreifen vermochte, welch' ungeheure Schwierigkeiten er mit spielender Leichtigkeit überwand. Freilich gehört noch etwas mehr dazu als der Begriff, nämlich: ein vorurtheilsfreier Sinn! Viele Menschen — hauptsächlich vom Handwerk, auch einige dilettantische Handlanger — kleben am Hergebrachten, dem sogenannten guten Alten, und was nicht in die alte, ausgeknetete Form paßt, oder gar, gährend und schäumend, überfließt und diese zersprengt, dem versagen sie ihren Consens und erklären es für Nichts oder höchstens für Tollheit! Diese nun werden wohl an dem Spiele Liszt's genug auszusetzen gefunden haben, denn ihnen fehlte der vorurtheilsfreie Sinn; viele Andere aber, zu denen ich auch gehöre, waren im höchsten Grade hingerissen, erstaunt, entzückt, begeistert. Ja begeistert, und so wie nur irgend je bei einer Kunstschöpfung, sey es ein Gedicht, eine Komposition, ein Gemälde, eine Statue, eine Virtuosenleistung oder eine theatralische Darstellung. Das ist auch das Wesen der Vollendung in der Kunst, daß sie uns bis ins innerste Leben trifft und erfaßt, sey es nun in welcher Gestalt sie uns erscheine, in jeder macht sie dieselbe Wirkung.

Liszt spielte! Nein, er spielte nicht Clavier, er beschwor die Geister der Töne mit seinen zehn Fingern, daß sie heraus wimmelten aus den Zauberstäben, in denen sie gebannt lagen, und über ihre eigene Freiheit wonnetrunken die Luft bevölkerten mit den süßesten, schmeichlerischsten, harmonischsten Klängen. Welches Spiel! da ist Zartheit, Licht und Schatten, Eleganz und unübertreffliche Gewandtheit, mit einer Kraft und Gewalt, die unglaublich, wenn man sie nicht selbst gehört. Liszt macht das Clavier zu einem andern Instrumente, es verwandelt sich unter seinen Fingern zu Allem, wozu er es machen will. Er beschwört die gewaltigen Geister der Tiefe und sein Forte gleicht dem Donner, wenn er in den Gebirgen wiederhallt. Lieblich, entzückend, wie die Flöte des Hirten, wenn er den kommenden Tag begrüßt oder der scheidenden Sonne sanfte, wehmüthige Töne nachsendet, ist sein Piano. Aehnliches habe ich nie auf dem Clavier gehört. Seine Töne sind dann wie ein Hauch, leise, leise und hinsterbend in weiter Luft, daß man ungewiß ist, ob er noch hörbar oder ob nur unsre Fantasie ihn uns noch vorzaubert. Doch was bemühe ich mich, das durch Worte wiederzugeben, was sich durch Nichts in der Welt wiedergeben läßt, außer durch die Hand dieses Meisters!

Eins nur muß ich noch sagen. Man hat hin und wieder Liszt den Vorwurf gemacht, er spiele ohne Empfindung, und hier bei uns ist dieser Vorwurf erneut worden und zwar von Leuten, denen man wohl ein richtigeres Urtheil zutrauen sollte. Wer das von Liszt sagt, der versündigt sich an ihm, versündigt sich an dem göttlichen Genius, der in ihm wohnt. Es ist so ein alter hergebrachter Glaube, daß, wer viel Noten spielt, ohne Seele vortrage. Diese Meinung ist so lächerlich als manche andere noch aus früherer Zeit auf uns überkommene. In Liszt findet sie ihre beste Widerlegung. Wer den ersten Satz und das Adagio des H moll-Conzertes von Hummel so spielt wie Liszt gestern, auf dem ruht die höchste Weihe der Kunst und Poesie. Inniger, seelenvoller kann man nicht spielen. Ich habe dies Conzert von Hummel selbst oft gehört, aber niemals schöner, ja ich kann wohl sagen: niemals so schön. Obgleich Liszt eine Feuerseele besitzt, die Funken ausströmt, die zünden, wohin sie fallen; obgleich er Schwierigkeiten ausführt, die völlig fabelhaft sind: so weiß er doch eben so sehr unser Herz zu entzücken, wie er unsern Verstand beschäftigt. Er ist Dichter, ohne Verse zu machen; Componist, ohne zu componiren.

Er gab bis jetzt im Schauspielhause zwei Konzerte; das erste am 5. und das zweite am 7. August. Im ersten spielte er: Großes Konzertstück von C. M. v. Weber; das Ständchen von Schubert; neapolitanische Tatarellen, Andante finale aus Lucia di Lammermoore und Galop cromatique von seiner Composition. Im zweiten: H moll, Konzert von Hummel;

Hexameron von Thalberg, Herz, Choppin, Czerny, Piris und Liszt; Ave Maria und den Erlkönig von Schubert.

In allen diesen verschiedenen Stücken zeigte er sich als gleich großer Künstler. Die beiden großen Stücke von Weber und Hummel spielte er neben aller außerordentlichen Kunst wahrhaft gediegen und großartig. Von seiner ungeheuren Kraft kann man sich einen Begriff machen, wenn ich sage, daß er in dem Stücke von Weber das Tutti des darin vorkommenden Marsches, wo das ganze Orchester Fortissimo spielt, ganz einfach mitspielte, aber so furchtbar stark, daß sein Ton das ganze Orchester beherrschte und völlig in den Hintergrund stellte, wofür ihn auch ein donnerndes „Bravo" des Auditoriums wie des Orchesters, das inne hielt, um seinen Enthusiasmus aussprechen zu können, belohnte. Etwas Aehnliches ist noch nie gehört worden.

War der Vortrag dieser Stücke großartig, so war der ganz einfache der Lieder von Schubert entzückend und der der Bravourstücke seiner Komposition staunenerregend und zur höchsten Bewunderung fortreißend.

Er giebt am Montag den 10. sein drittes und letztes Konzert. Mögen die kunstsinnigen Frankfurter nicht versäumen, sich den Genuß zu verschaffen, diesen einzigen Künstler noch einmal zu hören, und sich nicht irre machen lassen durch ungünstige Urtheile, die über ihn gefällt werden. Welchem wahrhaft Großen wäre es gelungen, gleich alle Stimmen für sich zu gewinnen? Als Paganini erschien, hörte man die widersprechendsten Urtheile; Einige machten ihn zum Gott, Andere sagten, er sey Nichts und jede kleine Stadt hätte irgend einen Geiger, so eine Stadtberühmtheit (wie denn jede Stadt ihre berühmten Poeten, Komponisten und Maler hat, die aber im Umkreis von einigen Stunden schon kein Mensch mehr kennt), den diese Letzteren für besser hielten, als Paganini. Jetzt weiß man aber doch, daß Paganini einzig war und eben so wird man es auch wohl bald von Liszt erfahren. Hat Liszt noch Ungeregeltheiten, so halte man das seiner Jugend zu gute. Eben jene angeborne Beweglichkeit seines Geistes, die Genialität seines ganzen Seyns, die hohe Leidenschaftlichkeit, durch die er gerade jene hohe Stufe der Kunst erreicht hat und nur erreichen konnte, begünstigt diese kleinen Auswüchse, wie denn auf einem fetten Boden neben der köstlichsten Frucht auch leicht das Unkraut gedeiht. Aber das Thun und Treiben derjenigen, denen die Götter den Zunder der Genialität in die Brust gelegt und deren Nerven elektrischer erregt sind, soll man nicht mit dem Stab der Alltäglichkeit messen; das Maß einer prosaischen, bei Kornbrod schlankgewachsenen Seele soll man nicht an Seelen anlegen, die vom Götterbrode genascht und vom Göttertranke genippt haben, und den ewig erregten, vom Himmelsfunken durchzuckten Geist der Erwählten muß man nicht in den großgeblümten Schlafrock einer soliden Aschermittwochsseele hineinzwängen wollen.

Zum Schlusse kann ich nicht umhin, auch einige Worte über die Flügel zu sagen, die Hr. Liszt spielte. Es waren deren drei, einer von Streicher in Wien, einer von Erard in London und einer von André und Greiner in Bockenheim. Trotz den vielgepriesenen Flügeln von Erard muß ich gestehen, daß mir der von Streicher am besten gefallen hat. Der Ton dieses Flügels ist durchaus edel und in allen Lagen gleich, dabei kräftig und volltönend. Während man bei dem Flügel von Erard oftmals ein Klappen hörte, wie wenn Jemand mit Metall auf Holz schlüge, was störend wirkte, so war der Flügel von Streicher lauter Ton, Ton, der bis in die entferntesten Ecken des Saales sich trug. So ein Flügel von Streicher ist wie eine vorzügliche Stradivari-Geige, neben deren lieblicher Fülle des Tons auch keine andere Geige sich halten kann. Auch der Flügel von Greiner war sehr schön, besonders zart und lieblich, doch der von Streicher verdiente in jeder Hinsicht die Krone.

Carl Riefstahl.

Korrespondenz.

Mainz, im August.

Sie haben der hier erscheinenden neuen Zeitschrift: »der rheinische Telegraph« noch nicht gedacht und doch ist das ein literarisches Unternehmen, das Beachtung verdient. Das Blatt, redigirt von Hrn. Dr. Reis, hat sich bereits durch den Ernst, Anstand und Tact, die in ihm vorherrschen, manche Theilnahme erworben und wird in den gebildetsten Kreisen gerne gelesen. »Unser Standpunkt (sagt Dr. Reis in seinem neuesten Programm) war gleich von vornherein ein höherer; wir hatten bei der Gründung des Telegraphen die socialen, literarischen und wissenschaftlichen Interessen der heutigen Zeit im Auge; uns galt das lebendige Leben, die Tendenz, mit einem Worte die gediegnere, ernstere und wichtigere Seite der periodischen, schönwissenschaftlichen Journalistik. Daß diese Farbe der Zeitschrift nicht überall zusagen werde, wußten wir; aber wir fühlten dafür die Kraft, uns die Theilnahme der Bessern zu erwerben, die ein ernsteres journalistisches Wirken zu würdigen verstehen. Wie es Kreise gibt, wo man eine edle, geistreiche und bedeutsame Conversation einer gewöhnlichen, hohlen und seichten vorzieht, so gibt es auch Lesekreise, wo man das Aechte, Gediegene, Lebensvolle und Bedeutsame in den literarischen Erzeugnissen des Tages vorzieht. Und für diese Lesekreise schreiben wir.« Es freut uns, Ihnen sagen zu können, daß dieses Blatt von besserer Gattung bereits vollständig gesichert, daß es am Rheine sowohl wie in Norddeutschland viel verbreitet ist und daß der gewandte Redacteur an der weitern Vervollkommnung dieses von ihm gegründeten Blattes unablässig arbeitet.

Baden-Baden, 6. August.

Ein Korrespondent aus Baden stellt in Nro. 209 der Didaskalia die Behauptung auf, mein Salon des Arts (den er, beiläufig gesagt, einen »Laden« nennt) enthalte nur Gemälde »zweiten und dritten Ranges«. Dieser Behauptung muß ich auf das bestimmteste widersprechen, denn ich besitze in meiner Sammlung Gemälde ersten Ranges von so hohem Kunstwerth, wie sie nur noch in berühmten Galleriem sich wiederfinden; ich besitze jene herrliche Europa, welche Guido Reni einst für den König von Polen malte und welche als Gnadengeschenk an einem Grafen Stadion gekommen, Jahrhunderte lang ein Eigenthum des erlauchten Hauses blieb, bis die Stürme des Krieges sie in fremde Hände brachten. — Ich besitze eine Cleopatra desselben Meisters, ferner von Domenichino den »sterbenden Joseph«, von Albano den »Triumph der Galathea«, Hauptwerke von beiden Carracci's, von Caspar Poussin u. A., und an Copieen lediglich nur jene mit dem Werth von Originalen wetteifernden Facsimile's Banucci's nach den Tageszeiten Claude Lorrain's, die nicht nur als Kunstwerke an und für sich ihren Rang behaupten, sondern auch in der Kunstgeschichte eine merkwürdige Rolle spielen. Ich kann unmöglich mir stillschweigend gefallen lassen, daß Ihr Korrespondent diese erhabenen Kunstwerke vor den Augen eines zahlreichen Kreises von Lesern herabsetze, und obschon meine Sammlung sich der vollkommensten Anerkennung aller Kenner erfreut, und auch die öffentlichen Organe ihr den verdienten Beifall nicht versagen, wie sich die Leser der Lewald'schen Europa, des Morgenblattes, der Allgemeinen Zeitung u. a. m. sehr wohl erinnern werden, — so ist es dennoch für mich eine Ehrensache, in meinem eigenen Namen öffentlich einer Behauptung zu widersprechen, die, obgleich sie den offenbaren Augenschein und das Zeugniß der Kenner gegen sich hat, dennoch bei denjenigen Eingang finden könnte, welche weder meine Gemälde, noch mich selber kennen.

v. Metzler.

Mannichfaltigkeiten.

In Berlin haben die Theater-Rezensenten jetzt den Ausdruck: »das Haus war überleer.«

In dem Feuilleton der »Presse« erzählt der Vicomte Delaunay: Wir kennen eine Dame, die überaus unentschlüssiger Natur ist und die, wenn sie in einem reichen Modemagazin sich befindet, vor lauter Unentschlossenheit darüber, ob sie diesen oder jenen Stoff, diese oder jene Farbe, dieses oder jenes Muster wählen soll, endlich nach unzähligen Entscheidungen und Widerrufungen fünfzehn Ellen gewöhnlichen Gros-de-Naples von aschgrauer Farbe sich abschneiden läßt. Es scheint ihr am Ende nämlich ein geringeres Opfer, auf alles Schöne, was sie bis dahin gesehen, zu verzichten, als sich noch länger der fürchterlichen Marter ihrer unentschiedenen Wahl auszusetzen. So spaßhaft nun auch diese Unentschlüssigkeit ist, wird sie doch noch durch folgenden Charakterzug einer anderen Dame übertroffen: Eine Engländerin kam kürzlich zu dem bekannten Juwelier Fossin in Paris, um ein Hochzeitsgeschenk für eine ihrer Nichten zu kaufen. Der Juwelenhändler legte ihr seine schönsten und kostbarsten Schmucksachen vor und suchte ihr die Vorzüge jedes einzelnen Geschmeides recht anschaulich zu machen. Die Engländerin war voller Bewunderung für die seltenen großen Perlen, die glänzenden Diamanten und die ausgezeichneten Gold-Arbeiten. Ihre Blicke können sich kaum trennen von der Pracht und der geschmackvollen Anordnung der Sachen. Endlich ruft sie: »Ah, jetzt weiß ich, was ich ihr schenken werde . . .« — »Diese Halskette vielleicht, Madame?« — »Nein!« — »Diese Ohrgehänge?« — »Nein!« — »Dieses Armband?« — »Nein, ich werde ihr in London einen Wagen kaufen.«

Wenn Todesanzeigen gemacht werden, so nimmt man doch gewöhnlich an, daß die Unterzeichneten sich selbst unterschrieben haben. In Berliner Blättern kündigen acht Namen den Tod eines Großvaters an, von denen die letzte Unterschrift so lautet: »Eine Enkelin (noch ungetauft).«

J. G. Grund erzählt in seinem Werke: »Die Aristokratie in Amerika« folgende characteristische Anecdote: »Ich sah in Boston, oder besser in Rahant, einem Sommeraufenthalte in der Nachbarschaft dieser Stadt, zwei junge Mädchen, eine, die Tochter des Präsidenten einer Assecuranz-Compagnie, die andere, das Kind eines Kaufmanns und Bankdirecters, den Kopf auf die Ellbogen stützen, und in dieser Stellung, über einen öffentlichen Tisch, sich wechselseitig mehrere Minuten lang anglotzen, weil jede von ihnen die Ueberzeugung hatte, daß ihr Rang in der Gesellschaft sie zum längsten Anstieren berechtige, und daß es der Andern, als Tochter eines Mannes von wenigerem Ansehen und Vermögen, gezieme, zuerst die Augen niederzuschlagen.« Also auch in dem freien Amerika Dummheiten des Rangstreites, und es gibt nichts Abgeschmackteres, als ein hochmüthiges Frauenzimmer!

Eine Wiener Posse heißt: »Pelzpalatin und Kachelofen!«

Man hat in Diegen bei Brüssel ein Kind gefunden, das aus der Zeit vor der Sündfluth herrührt; es ist versteinert, wir bürgen aber nicht dafür, daß es wirklich ein vorsündfluthlicher Säugling ist. Es ist ein Stein und er sieht allerdings aus wie ein Kind, nur die Füße fehlen; Kopf, Hals, Rückenwirbel, alles ist deutlich zu sehen und mit ein wenig Phantasie kann man sich auch die Rippen, die Arme ꝛc. vorstellen.

Das alte Dresdener Theater lag so nahe an der Elbe, daß zuweilen das Wasser hineintrat.

Die französische Regierung bezahlt die Künstler wahrhaft kaiserlich, die zur Verherrlichung der Feier bei Gelegenheit der Ankunft des Sarges Napoleons mitwirken. Marochetti, welcher das Grabmal mit einer Reiterstatue arbeitet, erhält dafür 600,000 Frcs., und Berlioz, der einen Trauermarsch componirt, wird dafür mit 30,000 Frcs. bezahlt. Das Grabmal Napoleons wird im Ganzen 50 Fuß hoch seyn.

In einem Städtchen in Würtemberg nannte man lange die Trauung: das Fest des kurzen O. Niemand kannte den Grund dieser Benennung. In einer Gesellschaft kam auch die Rede darauf, und ein Witzling machte folgende Erklärung: Wenn man ein junges, seit etwa drei Wochen vermähltes Weibchen fragt, wie es zu Hause gehe? Gewiß, es wird antworten: »O, welch eine Wonne ist doch der Ehestand! O, wie so ganz für mich gemacht ist mein Mann! O, mein Kind, ruft er oft zärtlich aus! O, wie lieb' ich Dich! O, u. s. w.« Das ist das kurze O. — Fragt man aber eine Frau, die zwei oder mehrere Jahre verheirathet ist, da heißt es: Oh! Mir geht es kläglich! Oh! Wie veränderlich sind die Männer! Sonst war der meinige sanft und gut wie ein Kind, aber Oh! Wie zankt er jetzt! Oh! Welche unausstehlichen Launen hat er! Oh! u. dgl.« Das ist das lange Oh.

(Erste Aufführung von Wallensteins Lager und den Piccolomini in Weimar. — 12. Oktober 1798 und 30. Januar 1799.) Unter dieser Aufschrift enthält das so eben erschienene Weimarer Festalbum einen angenehmen Aufsatz, aus welchem wir z. B. Folgendes entnehmen: »Mit dem Kostüme beschäftigte man sich ernstlich. Hut, Stiefel und Wamms eines schwedischen Offiziers, die sich in einer alten Rüstkammer in Weimar befanden, machten Schiller ganz glücklich und auch Göthe erfreute sich höchlich, als er durch einen günstigen Zufall die Verlegenheit, wie der gravitätische Questenberg zu kleiden sey, auf einmal gehoben sah. Bei einem Besuch in Jena nämlich, wo Göthe auf dem Schlosse wohnte, richtete er seine Augen auf den ungeheuern Ofen im Zimmer und siehe da, die Platte trägt die Jahrzahl von Wallenstein's Abfall und die unvergleichlichsten Figuren, nach denen nun »die alte Perücke«, die bei alle dem kein Zerrbild ist (Questenberg), gekleidet werden konnte. Indessen brachte Schiller durch sein öfteres Zurücknehmen des Manuscripts, um noch dieß oder das daran zu bessern, manches Hemmniß in die Sache, so daß Göthe sich eines Tages im Verein mit seinem Kollegen der Theaterkommission, Hofkammerrath Krims, veranlaßt fand, folgenden scherzhaften Mahnbrief durch einen Eilboten an Schiller nach Jena abzusenden: »Ueberbringer dieses stellt ein Detaschement Husaren vor, das Ordre hat, sich der Piccolomini's, Vater und Sohn, wie es gehen will, zu bemächtigen, und wenn es derselben nicht ganz habhaft werden kann, sie wenigstens stückweise einzuliefern. Eure Liebden werden ersucht, diesem löblichen Vorhaben allen möglichen Vorschub zu thun. Die wir uns zu allen angenehmen Gegendiensten erbieten. Weimar, 27. Dezember 1798. Melpomenische, zum Wallensteinischen Unwesen gnädigst verordnete Kommission. Göthe und Krims.«

Theater-Anzeige.

Montag, 10. August. Drittes und letztes Konzert von Hrn. Franz Liszt im Schauspielhause. Programm: 1) Große Fantasie für Pianoforte von Beethoven mit Sologesang, Chor und Orchester. 2) (Auf Verlangen) Hexameron, sechs Variationen über das Duett aus: »die Puritaner«. 3) Ungarischer Marsch. 4) Mazurka von Chopin. 5) Freie Fantasie über gegebene Motive. Am Eingang wird eine Urne aufgestellt seyn, in welche jeder Zuhörer sein musikalisches Motiv werfen kann. — Abonnement suspendu. Mit erhöhten Eingangspreisen.

Dienstag, 11. August. Die Wahnsinnige, Drama in 2 Abtheilungen, nach Melesville, von L. Angely. (Gastrolle) Bernard Harleigh: Hr. Carl Devrient, Mitglied des königl. Hoftheaters zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 224. Dienstag, den 11. August 1840.

Weinlied.*)

Ein König ist der Wein!
Mit Segen reich beladen
Ist er von Gottes Gnaden
Und mancher Purpur seyn,
Ein König ist der Wein!

Ein König ist der Wein,
Mit seinem Rebenbande
Umschlingt er alle Lande,
Beherrscht sie groß und klein,
Ein König ist der Wein!

Ein König ist der Wein,
Wohnt im krystall'nen Hause
Und hüllt beim Fürstenschmause
In Gold sich prangend ein,
Ein König ist der Wein!

Ein König ist der Wein!
Giebt königliche Feste
Für viele tausend Gäste
In seinem Schloß am Rhein,
Ein König ist der Wein!

Auf immer für den Wein!
Der Schmuck an seinem Throne,
Das Kleinod seiner Krone
Heißt Freude-Sonnenschein,
Auf immer für den Wein!

*) Aus den »Gedichten in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart, von Franz v. Kobell. München. liter. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.«

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

XV.

Die Sonne war aufgestiegen in ihrer uralten Pracht, und beleuchtete mit ihren freundlichen Strahlen die Trümmer und Schutthaufen der um Kronenberg zerstreut liegenden, feindlichen Landherren zuständigen Dörfer und Gehöfte. Der majestätische Wald am Fuße des Taunus, der Stolz und Reichthum der Ritter von Kronenberg, lag gefällt und zum Theil verbrannt. Eine Stunde in die Runde erblickte das Auge nichts als Zerstörung.

Obgleich der wilden Sitte der Zeit gemäß, war es doch nicht angeborner Trieb zur Grausamkeit, daß die von Frankfurt also verfuhren; sie übten nur Einmal das Vergeltungsrecht an ihren Feinden, um sie zu züchtigen und zu schrecken; denn ihr Gebiet war öfter auf ähnliche Weise von denselben heimgesucht worden.

Wenig Blut war bis jetzt geflossen, denn die Kronenberger hielten sich still hinter ihren Mauern, und die Reichsstädter waren wohlgemuth der Meinung, daß für diesmal der Kriegszug abgethan sey. Sie machten sich daher, nachdem sie den Feind gedemüthigt glaubten, wieder auf, und traten, schwer mit Beute beladen, wieder den Heimzug an.

Langsam nur bewegte sich das Heer vorwärts der Stadt zu, denn die schwerbeladenen Rüstwagen, die Gefangenen und die Heerden Viehes, welche sie zusammengetrieben und mit wegführten, waren ihnen am schnellen Fortkommen hinderlich. Schon traten die Thürme Frankfurts deutlicher aus dem Nebel hervor, schon freute sich männiglich auf das Willkomm der Seinen daheim.

Aber die Kronenberger waren nicht gewillt, die Reichsstädter so wohlfeilen Kaufs davon kommen zu lassen; sie jagten ihnen nach mit ihren Helfern, die unterdessen von den nahgelegenen Burgen herzu gekommen waren, und vierhundert Reisige erreichten die Städter bei dem Dorfe Eschborn, inmitten üppiger Fruchtfelder und schattiger Bäume gelegen.

„Der Feind! der Feind!" erscholl plötzlich der Ruf in den Reihen derer von Frankfurt. Die Hörner tönten weithin, und die Trommeln wirbelten und riefen zur Schlacht. Schnell hatte der Heerzug Halt gemacht, die Bürger ordneten ihre Glieder, die Reisigen und eine Abtheilung wohlbewehrten Fußvolks deck-

ten die Flügel, im Centrum standen die Zünfte, und das Hintertreffen, größtentheils aus fremden Soldknechten bestehend, hütete die Beute und Gefangenen.

Der Kampf begann. Der Feind warf sich mit Ungestüm auf das Centrum, aber ein Wald von Lanzen, Partisanen und Morgensternen starrte ihm hier entgegen; er wird zurückgedrängt, überflügelt und ein großer Theil seiner Reisigen erschlagen, oder zu Gefangenen gemacht. Vergebens sucht er noch einmal sich Bahn zu brechen, und den einen Flügel der Städter zu werfen; aber hier empfangen ihn die berittene ritterliche Jugend und die Geschlechter der Stadt mit geübter Faust, unterstützt von den Pfeilen der Armbrustschützen und den gewaltigen Schlägen der Schuster-, Bäcker- und Metzgerzunft. Die Feinde vermögen nicht, die ehernen Reihen zu durchbrechen; sie müssen weichen, und verfolgt von den nachdringenden Reisigen der Stadt und der flinken Metzgerzunft, lösen sie sich in eine allgemeine Flucht auf. Ein donnerndes Frohlocken der Frankfurter erfüllt die Luft.

Doch die Siegesgöttin ist wankelmüthig, und die Reichsstädter erfreuten sich ihres Vortheils allzufrühe.

Ein wildes Geschrei erhebt sich in der Ferne, Hörner schmettern ihre wilden, kriegerischen Töne durch die Luft, und dem Saum des dunkeln Waldes entquellen blitzende Harnische, und die Erde donnert unter den Hufen schnaubender Rosse. Der gefürchtete Pfalzgraf Ruprecht, der die rheinischen Städte bei Worms aus dem Felde geschlagen, sprengte mit seinen Fähnlein auf das Schlachtfeld und wandte das Schicksal des Tages.

Schnell hatte er sich mit den fliehenden Rittern von Kronenberg und ihren Genossen vereinigt, und als erfahrner Feldherr stellte er in einigen kühnen und geschickten Wendungen das Treffen so, daß die weniger erfahrnen Reichsstädter die blendenden Strahlen der Sonne in's Gesicht bekamen, und der scharf wehende Wind ihnen dicke Wolken Staubes in die Augen blies.

Aber muthig bot das Heer der Frankfurter dem Feinde noch die Stirne, entschlossen trotzten sie seinem Ungestüm, der Wunden und Beulen nicht wenige austheilend. Schon tobte die Schlacht über eine Stunde, da wird endlich auf dem einen Flügel das von Wein und Gepäck beschwerte Fußvolk geworfen; aber noch steht das Mitteltreffen unerschütterlich, und die Siegesgöttin wankt unentschlossen, wen sie mit dem Lorbeer krönen soll.

Da erhebt der Verrath sein tückisches Haupt. Hinz, der Genosse des einäugigen Ralphs, welcher mit einem Theil der einverstandenen Söldner und mit etlichen Bürgern als Wache bei der Beute und bei den Gefangenen hinter dem Treffen aufgestellt ist, hält den Augenblick für günstig, sein verrätherisches Vorhaben auszuführen. Schnell fällt er mit seinen Genossen über die wenigen Bürger her, schlägt sie nieder, wirft sich auf die Gefangenen, löst ihre Banden, bewaffnet sie, und in wenigen Minuten hat sich ein blutdürstender Haufen gebildet, welcher mit wüthendem Ungestüm in den Rücken der Städter fällt.

Die Bürger sehen sich zwischen zwei Feinde gedrängt. Verrath! Verrath! tönt es mit lähmendem Entsetzen in ihren Reihen; die Besonnenheit verläßt sie, die Verwirrung greift mehr und mehr um sich, und nur noch die Tapferkeit Einzelner tobt im furchtbaren Handgemenge.

Die Armbrustschützen, deren Waffen im Gedränge des Kampfes unnütz geworden sind, haben sich bereits in wilder Flucht aufgelöst; nur ihr Anführer noch, der Altbürger Wirhäuser, schwingt das blitzende Schwert und hält den nachstürmenden Feind auf. Jetzt stürzt ein Fußknecht, in der Stadt Farbe gekleidet, der schon einigemal im Getümmel dem Zunftmeister sich zu nahen versucht hatte, herbei; Wirhäuser glaubt einen Helfer in ihm zu sehen, aber in eben dem Augenblick bohrt sich die schwere Lanze des Verräthers in seinen Leib, und todt sinkt er auf dem Schlachtfeld zusammen. Aber sogleich rächt ihn der auf seinem Gaul wild daherstürmende Olav Nerike, der den treulosen Soldknecht niederstößt.

Jetzt wälzt sich eine furchtbare Schlachtscene daher; in ihrer Mitte weht das zerrissene Panier der Stadt, brausend umwogt von dem siegenden Feind, aber mit spartanischer Entschlossenheit von den Bürgern vertheidigt.

Olav, von dem rasenden Schlachtengott beseelt, stürzt sich neuerdings in das dichteste Gewühl. Da sieht er unfern von sich den Junker von Carben und an seiner Seite Johannes von Holzhausen, mit wüthender Lust in dem Haufen der Feinde mähend. Aber sie sind umringt, dem Junker von Carben ist der Helm entfallen, und ihr Verderben unvermeidlich. Mit edler Selbstverläugnung bricht sich Olav Bahn, um seinem bedrängten Nebenbuhler Hülfe zu leisten, oder mit ihm unterzugehen. Er kommt zu spät. Eine mit einem Streithammer bewaffnete Faust trifft von hinten den Junker von Carben gegen die Schläfe, er taumelt, auf den Tod getroffen, von seinem Roß. Mit fürchterlicher Entschlossenheit vertheidigt sich Johannes von Holzhausen noch einige Minuten; doch ehe noch Olav zu seiner Hülfe durchdringen kann, ist der junge Held erlegen; durchbohrt sinkt er neben der Leiche seines Freundes in den Staub.

(Schluß folgt.)

Seeräuberei mit Mord.

(Aus dem Charleston Courier vom 25. Juni.)

Aus Havanna sind uns die folgenden Angaben in Betreff der britischen Brigg Vernon mitgetheilt, welche am 1. Mai d. J. von Seeräubern genommen ward und deren Mannschaft zum Theil ermordet wurde.

Diese Brigg, mit sechs Mann Besatzung und geführt vom Capt. J. Cunningham, segelte nämlich am 26. April mit einer Ladung von 85 Puncheons Rum von Jamaica nach Halifax ab. Am 1. Mai auf 3 Meilen S. W. vom Cap St. Antonio angekommen, bemerkten sie, daß ein Boot von der Küste ab auf die Brigg zukam. Capt. Cunningham, anfänglich glaubend, es sey ein mit Schiffbrüchigen angefülltes Boot, gab sogleich Befehl, auf dasselbe zuzusteuern. Als sie dem Boot aber näher kamen, was bei der herrschenden Windstille nur sehr langsam geschehen konnte, bemerkten sie in demselben sieben mit Gewehren und Messern bewaffnete Männer. Auf Schußweite eröffneten diese sofort ihr Feuer auf die Brigg, deren Mannschaft sich nun in den Schiffraum flüchtete, mit Ausnahme des Steuermannes und eines Matrosen, die hinter den Masten Schutz suchten.

Ohne Aussicht, ihr Leben zu erhalten, denn Waffen waren nicht am Bord, verhielten sie sich ruhig. Sobald die Räuber beim Schiff angekommen waren, machten sie jenen Beiden ein

Zeichen, sich gleich den übrigen ihrer Kameraden in den Schiffsraum zurückzuziehen, was diese auch, wiewohl mit großem Widerstreben, thaten und den Piraten somit das unvertheidigte Verdeck überließen, das sogleich von ihnen besetzt ward. Sofort wurde nun der Kapitän heraufbeordert.

Als dieser erschien, ward ihm bedeutet, daß ein spanisches Kriegsschiff auf dem Revier liege, welches die Papiere der Brigg durchsehen wolle. Sodann mußte die Flagge aufgezogen und das Schiff der Küste zugesteuert werden, wo es während der Nacht unweit einer Fischerhütte zu Anker gebracht ward. Jetzt wurden die Segel eingezogen und der Mannschaft der Brigg, welche auf das Verdeck kommen mußte, befohlen, sie einzubinden. Nachdem dies geschehen, ward die Besatzung, Mann für Mann, wieder in den Schiffsraum eingeschlossen. Nach Verlauf einiger Stunden wurden sie abermals auf's Verdeck beschieden, wo sich inzwischen zu den sieben Piraten noch vier Fischer gesellt hatten, die zusammen zechten. Auch der Mannschaft ward jetzt erlaubt, sich etwas von dem Mahle zu bedienen. Uebrigens wurde dieselbe die ganze Nacht hindurch strenge bewacht und keiner von ihnen durfte sich den Räubern nähern.

Sobald der Tag anbrach, ward der Mannschaft befohlen, die Brigg unter Segel zu bringen und sie längs der Küste hinzusteuern. Nachdem sie so 10 Meilen zurückgelegt, kamen sie an einen in die See mündenden Fluß, „Piano del Rio" genannt, in welchen hinein gesteuert ward und wo, nach abermals zurückgelegten 6 Meilen, die Brigg auf den Strand gesetzt wurde. Hier mußte die Besatzung die Ladung ans Land bringen und Capt. Cunningham ward, seines hohen Alters ungeachtet, gezwungen, mitzuarbeiten. Sobald die Ladung gelöscht war, ward dem Capitän und dreien seiner Leute befohlen, sich ins Boot zu setzen, in welchem sich bereits fünf der Räuber befanden, die ihnen sagten, daß es nicht die Absicht sey, sie zu ermorden, sondern man wolle Ballast für die Brigg holen. Die Engländer mußten nun die Ruder zur Hand nehmen, und als man ungefähr eine halbe Stunde weit gekommen war, begann das Morden, welches damit anfing, daß einer der Piraten einem der englischen Matrosen einen Stoß in's Herz gab, worauf der Körper über Bord geworfen wurde. Diesen Augenblick benutzte einer der übrigen englischen Matrosen, Namens Peach, sprang über Bord und schwamm dem Ufer zu, welches er glücklich erreichte und wo er im Schilf und Gesträuch sich verbergen konnte. Bei einem Rückblick sah er dann, wie eben die Räuber beschäftigt waren, dem Capitän Cunningham den Hals abzuschneiden, während der letzte der englischen Matrosen schon vor ihm ermordet war.

Der gerettete Peach, der gleich den übrigen seiner Leidensgefährten, von den Räubern fast ganz entkleidet war, setzte nun eilig seinen Weg fort, theilweise schwimmend und an Händen und Füßen blutend, zu welchen Leiden sich noch der nagendste Hunger gesellte. So hatte er schon 10 Meilen zurückgelegt, als es ihm glückte, mit einem Stock eine wilde Taube zu erlegen, womit er seinen Hunger in etwas stillte. Beim Eintritt der Dunkelheit warf er sich auf den Erdboden nieder, um den Tag zu erwarten. Als dieser anbrach, gewahrte er einen Schooner, der längs der Küste hinfuhr; sogleich bemächtigte sich seiner aber der Gedanke, daß es ebenfalls ein Raubschiff seyn möge, und er stand an, ob er sich bemerkbar machen solle. Seine Lage war indeß so entsetzlich, so hoffnungslos, daß er beschloß, lieber Alles zu wagen, als in dieser Lage zu bleiben. Er stürzte sich daher ins Meer und schwamm dem Schooner entgegen, von welchem er auch bemerkt und aufgenommen ward. Er warf sich dem Capitän desselben zu Füßen und flehete um Schonung seines Lebens und einen Trunk Wasser. Der Capitän, der Peach für einen weggelaufenen Matrosen hielt, bedeutete ihm, sich zu beruhigen, indem er hier in Sicherheit sey.

Nachdem Capitän Antonio Peloso, der ehrenwerthe Befehlshaber des Schooners, für den armen Peach gesorgt hatte, fuhr er längs der Küste hin, um die vermeintlich gestrandete englische Brigg aufzusuchen. Als sie an der Stelle ankamen, welche Peach bezeichnet hatte, glaubte Capt. Peloso dort die Brigg zu finden, aber keine Piraten, woran er auch entfernt nicht gedacht hatte. Kaum hatte Capt. Peloso den Fuß an's Land gesetzt, als ihm auch die sieben Piraten und die vier Fischer entgegen traten und sein Leben bedroheten; es gelang jedoch dem Capt. Peloso, die Räuber zu täuschen und sie zutraulich zu machen. Sie erzählten ihm, daß sie eine englische Brigg genommen, einen Theil der Besatzung bereits ermordet hätten und nur noch zwei derselben am Leben wären, die aber auch ungesäumt befördert werden sollten. Capt. Peloso beschloß, dieselben um jeden Preis zu retten. Er schenkte den Räubern drei Gewehre und lud sie ein, am folgenden Morgen am Bord seines Schiffes zu frühstücken; vorher suchte Capt. Peloso jedoch die beiden englischen Matrosen, die noch in der Gewalt der Räuber waren, zu Gesicht zu bekommen. Der Anführer der Piraten sagte, daß, nachdem der Capitän und ein Theil der Mannschaft ermordet, er die letzten beiden Engländer nur noch aufspare, damit sie die Segel ausbesserten und das Boot neuvermalten, womit sie heute jedoch noch fertig würden und morgen auch ermordet werden sollten. Um nun die Räuber vollends zutraulich zu machen, sagte ihnen Capt. Peloso, daß er an der Küste einen englischen Matrosen aufgenommen habe, der ihnen, den Räubern, wahrscheinlich entsprungen sey, und den er ihnen morgen beim Frühstück übergeben würde. So trennten sie sich. Am folgenden Morgen stellten die Piraten, ihrem Versprechen zufolge, sich am Bord von Capt. Peloso zum Frühstück ein. Auf ein verabredetes Zeichen jedoch fiel Capt. Peloso mit seiner Mannschaft über die Räuber her, überwältigte sie und alle, welche im Boote mitgekommen waren, wurden in Sicherheit gebracht. Hierauf bemannte Capt. Peloso sofort sein Boot und fuhr augenblicklich nach der Küste, um sich auch der übrigen Räuber, die zur Bewachung der beiden englischen Matrosen zurückgeblieben waren, zu versichern. Auch dieses gelang und keine Feder beschreibt das Staunen und die Freude der geretteten drei englischen Matrosen. Die sieben Piraten und vier Fischer sitzen jetzt wohl verwahrt in Havanna im Punta-Gefängnisse und sollen in nächster Woche hingerichtet werden.

Havanna, den 19. Juni 1840.

Korrespondenz.

Mainz, 9. August.

Am verflossenen Mittwoch wurde auf der hiesigen Bühne »Norma«, von Bellini aufgeführt; Mad. Stöckel-Heinefetter trat in der Titelrolle, Hr. Wild als Sever und Hr. Staudigl als Oroviſt auf; hatte die Iphigenia in Tauris uns einen Begriff älterer klassischer Musik gegeben, so zeigte uns dagegen Norma, welche unermeßlichen Fortschritte die neueren Compositionen in Benützung aller Kräfte der menschlichen

Stimme und der Instrumente gemacht haben und wie sehr sie alle Gefühle zu erregen im Stande sind, was bei dem ältern in dem Grade bei weitem nicht der Fall ist; einige Partien mußten wiederholt werden, alle Soli's, Orchester und Chöre erhielten großen Beifall. Am Donnerstag wurde Robert von Meyerbeer gegeben; Hr. Wild sang den Robert, Hr. Staudigl den Bertram. Das Haus war überfüllt, die Hitze groß, aber die Aufmerksamkeit der Zuhörer von Anfang bis zu Ende stets dieselbe. Chöre und Orchester befriedigten diesmal nicht in dem Grade, wie bei den frühern Opern. Robert war in einem Jahre nicht gegeben worden und eine Probe konnte wegen Kürze der Zeit nicht stattfinden. Wild und Staudigl und unsere Seeland als Alice erhielten stürmischen Beifall und wurden gerufen; eine Tänzerin, Mad. Klaaß, die Proben ihrer Kunst gab, gefiel wohl. — Unsere Gäste haben uns verlassen. Ob unsere Oper, wie man sagt, einen Cyclus von Vorstellungen in Straßburg gibt, scheint noch nicht entschieden.

Mannichfaltigkeiten.

Man liest im Telegraphen für Deutschland: »Lehrbuch der allgemeinen Musikwissenschaft ꝛc. ꝛc. Bearbeitet von Dr. Gustav Schilling. In 4 Lieferungen, 50 Bogen stark. Verlag von Ch. Th. Groos. Karlsruhe 1840. — Bei dem zunehmenden Geschmacke für die Tonkunst war ein umfassendes Lehrbuch der Musikwissenschaft dem deutschen Publikum Bedürfniß geworden. Die Artikel der musikalischen Zeitungen waren trotz ihrer Gediegenheit nicht geeignet, auch die minder Betheiligten mit dem Wesen der Tonkunst und mit ihrer in neuerer Zeit bedeutend angewachsenen Terminologie bekannt zu machen. Hr. Dr. Gustav Schilling verdient von den Freunden des Fortschrittes im Allgemeinen und von dem musikalischen Publikum insbesondere dafür dankbare Anerkennung, daß er die Resultate seiner vieljährigen Erfahrungen der Oeffentlichkeit übergeben hat. Ohne uns in das Detail, das mit der möglichsten Gewissenhaftigkeit behandelt ist, einzulassen, glauben wir, die theoretische Entwickelung des rein wissenschaftlichen Theiles der Musik, insonders der Rhythmik, Melodik und Harmonik hervorheben zu müssen. Die Dynamik und Formenlehre scheint nicht so gründlich behandelt zu seyn. In der musikalischen Terminologie und der Aufzählung der Tänze finden wir einige Lücken.« C.

Ein neues Dampfboot, Napoleon, hat in der Dampfschifffahrt zwischen Newyork und Albany eine große Preisermäßigung bewirkt. Kürzlich langte dasselbe gleichzeitig mit dem Dewitt Clinton, einem seiner Konkurrenten, in Newyork an, und nahm den gewöhnlichen Stationsplatz des letztern ein. Beide Dampfboote sollten am Nachmittag, auf eine Viertelstunde Zwischenraum, wieder absegeln. Der Kapitän des Clinton verzögerte seine Abfahrt, und als der Napoleon an ihm vorbeisegelte, fuhr er gegen diesen mit voller Dampfkraft an. Der Napoleon war mit mehr als 150 Passagieren besetzt, der Clinton hatte nur sehr wenige, und ist überdieß ein zweimal stärkeres Fahrzeug als der Napoleon. Dieser wurde daher auch durch den Stoß dermaßen umgeworfen, daß die äußerste Spitze seiner Kamine beinahe die Wasserfläche berührte, und das ganze Verdeck unter Wasser stand. Die Passagiere, darunter viele Frauen und Kinder, erhoben ein furchtbares Geschrei, und das Schiff wäre vielleicht völlig versunken, wenn nicht der Kapitän und ein paar Passagiere drei Pistolenschüsse auf die Piloten des Clinton abgefeuert hätten, der sich abwendete, um dem Feuer auszuweichen; einer der Piloten soll schwer verwundet seyn. Der Clinton setzte indessen, unter Anstimmung des Jubelgesangs Yankee Doodle seinen Weg fort, und der Napoleon, der zum Glück nicht bedeutend beschädigt war, folgte ihm unter dem Hurrahruf der am Ufer versammelten Menge, die vermuthlich entzückt war, ein so »belustigendes« Schauspiel genossen zu haben.

(Mousstirende Haardtweine.) In Dürkheim hat man im vorigen Jahre den Versuch gemacht, Haardtweine zu Mousstirweinen zu benützen. Der Erfolg fiel wider alles Erwarten günstig aus. Mehr als alle andern deutschen Weine eignen sich die pfälzischen durch ihre Lieblichkeit und Süße zu mousstirenden Weinen; die Rheingauer sind zu stark, und die Neckarweine zu leicht. Zwischen beiden hält der Haardt-Champagner die goldene Mittelstraße ein. Daß der ächte Champagner in seinem natürlichen Zustande viel geringer als der Rhein- und Haardtwein ist, und darum mehr Fabrikation nöthig hat, weiß Jeder, der Gelegenheit hatte, die Champagne zu bereisen. Warum sollten wir also nicht dazu beitragen, daß nicht mehr die enormen Summen für mousstirenden Wein jährlich nach Frankreich auswandern? Ganz sicher werden die deutschen Mousstirweine den französischen nach und nach aus Deutschland verdrängen. Nur einen einzigen Fehler hat der deutsche Champagner — er kostet nur halb so viel als der französische. Wen dieser Umstand nicht genirt, der wird besonders den »mousstirenden Pfälzer« recht liebenswürdig finden.

(Der gerechte Richter.) Ein Franzose, welcher durch die Schweiz reiste, kam in einem Dörfchen nahe bei L.... an. Er fragte nach einer Herberge, und man zeigte ihm den besten Gasthof im Orte; er begab sich dahin und nahm ein mäßiges Mahl ein. Als es zum Bezahlen kam, begehrte der Wirth 12 Franken. »Wie?« rief der Reisende erzürnt, »12 Franken? Für diese Summe hätte ich ja eine herrliche Mahlzeit bei Bory oder Beauvilliers halten können.« — »Ich kenne diese Herren nicht,« versetzte der Wirth, »aber ich kann auch nicht einen Sou von der verlangten Summe ablassen.« — Der Franzose schrie nun: »Wie? ist denn gar keine Gerechtigkeit hier zu Lande?« — »Verzeihen Sie, mein Herr«, erwiederte der Wirth mit helvetischem Gleichmuthe, »es ist allerdings eine Gerechtigkeit und auch ein Gericht hier im Orte.« — »Nun, so will ich mich bei den Ketzern beklagen,« entgegnete der Reisende und lief ins Gemeindehaus, wo er einige Zeit warten mußte. Endlich wird er ins Gerichtszimmer geführt, und — man denke sich sein Erstaunen — sein Wirth ist der Richter, dem er die Klage vortragen soll. — »Sind Sie es, mein Herr, der zu klagen hat?« so redete ihn der Wirthrichter oder Richterwirth an. — »Ja, mein Herr.« — »Worüber haben Sie Beschwerden zu führen?« — »Parbleu! Sie wissen es ja ohnehin, hier ist die Rechnungskarte, nun urtheilen Sie über sich selbst.« — »Sie haben Recht,« sagte der Mann. Der Richter verurtheilte den Wirth dazu, sich mit sechs Franken zu begnügen: Jedem sein Recht auf der Welt, sagt er.

(Weimar.) Auf unserm Schlosse sind die Malereien der Schiller- und Wielandzimmer vollendet, und Meyer, der die des ersteren ausgeführt, hat schon die ersten Kompositionen für die Göthegallerie entworfen; es sind die vier Oden: Wanderers Sturmlied, meine Göttin, Ganymed und Prometheus, und die auflodernde Begeisterung, die jene Hymnen durchdringt, soll den Zeichner mit voller Kraft ergriffen haben. Der bekannte Landschaftsmaler Preller, der die Auszierung des Wielandzimmers übernommen und so glücklich vollendet hat, ist mit einigen seiner Schüler auf einer Studienreise durch Norwegen begriffen. Simon, der die geist- und kunstreichen Arabesken zu jenem Zimmer gemalt hat, weilt jetzt studirend in München.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 11. August. Die Wahnsinnige, Drama in 2 Abtheilungen, nach Melesville, von L. Angely. (Gastrolle) Bernard Harleigh: Hr. Carl Devrient, Mitglied des königl. Hoftheaters zu Hannover. Hierauf folgt: Fröhlich, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., Musik von mehreren Componisten.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 225. Mittwoch, den 12. August 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Schluß.)

Als Olav die edlen Jünglinge fallen sieht, mit denen er vor nicht langer Zeit noch in so freundlichen Verhältnissen gestanden, da ergreift ihn ein tiefer Schmerz. Mit wildem Ungestüm läßt er das Schwert unter ihren Mördern wüthen, viele noch erschlagend als Sühnopfer der Gefallenen. Doch endlich reißt ihn das Getümmel der mörderischen Schlacht mit sich fort, welche mit langsamer Verheerung sich weiter und weiter wälzt, Todte und Verwundete unter ihrem donnernden Schritt zermalmend.

Tausendmal zischt die Sense des Todes über dem jungen tapfern Schweden, doch sein Schutzgeist hält schirmend die Hand über seinem Haupt', und das scheußliche Gerippe eilt an ihm vorüber, sich andere Beute suchend. Olav, aus mehreren unbedeutenden Wunden blutend, sieht das Panier der Stadt sich mehr und mehr zurück ziehen, und vergeblich des nachdrängenden Feindes Bemühen, dasselbe zu erbeuten. Jetzt nimmt er die Gelegenheit wahr, sich durch den dichten feindlichen Haufen durchzuschlagen, und glücklich erreicht er eine lichtere Stelle des Schlachtfeldes. Schon hat das Heer der Städter in wirrer Flucht sich aufgelöst, nothdürftig nur von den noch übrig gebliebenen Edlen und ihren Reisigen auf dem gefahrvollen Rückzug gedeckt. Olav will sich ihnen anschließen, doch von einem jähen Schreck ergriffen, hält er sein schnaubendes, schweißbedecktes Roß an.

Vor ihm, auf dem blutgetränkten Boden, wälzt sich im Todeskampf sein Freund Rudolph Wirhäuser, bittend das brechende Auge zu ihm emporgerichtet. Da galt kein Zögern. Fest die Zügel seines Rosses um die Linke schlingend, schwingt er sich behend aus dem Sattel, faßt mit aller Kraft, die ihm zu Gebote steht, den Freund, und im nächsten Augenblick sitzt er wieder bügelfest und sprengt, den tödtlich Verwundeten vor sich auf dem Sattel haltend, den schützenden Mauern der Stadt zu.

Ueber hundert Bürger waren unter dem Schwert der pfälzischen Reiter gefallen, über sechshundert, unter ihnen der Schultheiß, Herr Winter von Wasum, in der Feinde Hand gerathen, alle Beute ein Preis der Sieger geworden, und die Zahl der Verwundeten kaum zu zählen.

Kein Haus mochte es an dem Abend dieses schrecklichen Tages in Frankfurt geben, in dem man nicht Töne des Jammers und trostloser Verzweiflung vernommen hätte; aber der Jammer der Einzelnen und ihre Verzweiflung verlor sich in dem ungeheuern Wehklagen der Gesammtheit.

* * *

Zehn Jahre waren verflossen, und die Wunden, welche die blutige Schlacht bei Kronenberg den Frankfurtern geschlagen, so ziemlich vernarbt. Die alte Reichsstadt hatte eine festliche Miene angenommen; denn viele Fürsten und Herren, Gewaltige und Große waren in ihr versammelt, um sich über wichtige Reichsangelegenheiten zu berathen.

Auch mehrere auswärtige Mächte, welche Beschwerde gegen einzelne Reichsstände führten, oder auf die Berathung der Versammelten selbst Einfluß zu üben hofften, hatten den Reichstag beschickt. Unter andern war, von seiner Königin gesendet, der schwedische Jarl Olav Nerike, begleitet von seiner Gemahlin Bertha, seinen blühenden Kindern und einem zahlreichen Gefolge, zu Frankfurt eingetroffen, und hatte seine Herberge bei seinem Schwäher, dem reichen Schöffen Wirhäuser, aufgeschlagen.

Herr Rudolph und seine Gemahlin Ulrike hatten eine herzliche Freude ob des langentbehrten Besuches ihrer nächsten Verwandten, und mit freudestrahlendem Antlitz stellte das glückliche Ehepaar den werthen Gästen ihre lieblichen Kinder vor.

„Und lebt denn der drollige Kauz Hanemann Jäckel noch?" fragte Graf Olav, nachdem er und seine Gemahlin die Kinder weidlich geherzt und geküßt hatten.

„Er ist jetzt Rottmeister an des während der Zeit verstorbenen Klippenbach's Stelle," antwortete der Schöffe, „und er steht wohl angeschrieben bei Allen. Doch hier, herzlieber Schwäher, siehst Du noch zwei Bekannte aus der guten alten Zeit," fuhr Herr Rudolph fort, dem Grafen einen wohlgenährten Mann und ein kleines rundes freundliches Weib vorstellend. „Es ist Hans, mein Hausmeister, der ehemalige Knecht Deines Ohms Torkelson und nachmals Stubenknecht auf der Gesellschaft Laderam, und sein Weib Eilchen. Sonst liegt Alles, was uns lieb und werth war, auf dem Kirchhof zu St. Bartholomäi, wie Du weißt."

Und noch an demselben Abend, da der Graf angekommen war, begaben sich beide verschwägerte Familien, begleitet von Hans und dem silberhaarigen treuen Brun, der von dem Grafen hochgehalten wurde, nach dem stillen Friedhof.

An einem Vorsprung des Doms, unfern der Stelle, wo, aus Stein gebildet, das Kreuz mit dem leidenden Erlöser sich erhebt, war der Begräbnißplatz der Familie Wirhäuser. Hier ruhte Herr Berthold und seine treue Ehewirthin, Frau Gude, in ihrer Mitte der kleine Heinrich und seine beiden kleinen Brüder. Nicht weit davon stand ein einfaches Denkmal, in italienischem Styl, und bedeckte die Ueberreste des Lombarden Vanini.

„Sie Alle, die wir liebten und ehrten, schlummern im ewigen Frieden," sagte bewegt der Graf, während die Thränen seiner Gemahlin reichlich flossen; „auch meine Eltern schlafen im Erbbegräbniß ihrer einsamen Burg am Hielmarsee."

Noch ein Grab besuchten sie, es war abgelegen in einem Winkel des Kirchhofs, nur mit einem einfachen schwarzen Kreuz bezeichnet; aber oft besuchten es die Kinder des Herrn Rudolph, und schmückten es auf Geheiß Frau Ulrikens, ihrer Mutter, mit frischen duftenden Blumen. Es war das Grab der alten Trine.

Das seltsame Kostüm.

Die geistvolle Herzogin von Abrantes erwähnt in ihren Memoiren aus der französischen Revolutionszeit eines höchst drolligen Marquis, der durch seine Eulenspiegelstreiche lange Zeit den Pariser Salons Stoff zur Unterhaltung und zum Lachen bot. Einer seiner Schwänke werde hier den Lesern mitgetheilt.

Herr von Louvois — dies ist der Name unsers Helden — war der Sohn des Marquis von Souvré und in dem Maße verschwenderisch, als sein Vater geizig war, der ihm keinen Sou Zulage gab, sobald das ausgesetzte Jahrgeld zerronnen, was natürlich immer zu früh geschah.

Aber das genirte nicht so leicht den Marquis von Louvois; er machte Schulden, ohne für's erste an's Bezahlen zu denken, und bald kam es mit ihm so weit, daß die Kaufleute und Lieferanten seinen Credit kaum mit jüdischen Procenten respectirten.

Er lag eben in Brest in Garnison, oder in irgend einer andern Stadt an den Küsten der Bretagne; plötzlich wollte er auf Besuch nach Schloß Louvois heimkehren und hatte keinen einzigen Louisd'or mehr, um die Reisekosten zu bestreiten. „Noth bricht Eisen," dachte er, und „Noth kennt kein Gebot", philosophirte er still vor sich hin. Gedacht, gethan! Er verkaufte über Hals und Kopf seine Garderobe und behielt als alleinigen Reiseanzug nur ein schlechtes, abgeschabtes Habit, das selbst seinem Kammerdiener zum eigenen Gebrauch nicht mehr anstand; kurz er reis'te ganz und gar als verlorner Sohn nach Schloß Louvois ab.

Als nun der Marquis von Souvré seinen Erstgebornen dermaßen equipirt sah, freute er sich sehr, denn er glaubte anfangs, dieser habe aus Sparsamkeit seinen schlechtesten Rock für die Reise gewählt; doch als er ihn in den nächstfolgenden Tagen immer in demselben Kostüm erblickte, fragte er ihn endlich, ob er nicht einmal seine Toilette zu machen und anständigere Kleider anzuziehen gedenke.

„Das würde wohl schwer halten, mein Herr Vater."

„Und warum denn?"

„Weil meine ganze Garderobe, sammt meinen Uniformen, in Brest zurückgeblieben ist."

„Sind Sie toll? Wer beging je eine ähnliche Thorheit! Uebermorgen hab' ich fünfzig Personen zu Tische. Wollen Sie sich vielleicht in dieser allerliebsten Vagabunden-Livrée zeigen?"

„Aber dem Uebelstande ist leicht abgeholfen; ich lasse schnell von Ancy-le-Franc einen Schneider herüberkommen, und bis morgen Abend ist mein Habit jedenfalls schon fertig. Deßhalb bäte ich Sie nur, mir zu diesem Zweck etwa 25 Louisd'ors vorzuschießen, denn ich glaube nicht, daß der Schneider von Ancy-le Franc mehr fordern wird."

„Aha! darum also gefiel es Ihnen, als ein wahrer verlorner Sohn herzuspazieren! Nun wohl, mein Herr, vollenden Sie allein die Comödie, wie Sie sie allein angefangen haben, zum allgemeinen Scandal! Ich aber will eben so wenig eine Cassandra als der Vater jenes ruchlosen Taugenichts seyn, der nur ins väterliche Haus heimkehrt, um neue Ausschweifungen zu begehen, ich gebe Ihnen auch nicht einen Pfennig."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Mein letztes."

Herr von Louvois, auf seine Stube zurückgekehrt, schritt lange auf und nieder, ohne einen bestimmten Plan zu fassen, der ihn aus der Klemme erlösen sollte; da flößte ihm endlich ein zufällig auf die alten Wände des Gemaches geworfener Blick eine eben so komische Idee ein, zu deren schleuniger Verwirklichung er sogleich schritt. Er befahl nämlich seinem Kammerdiener, ihm unverzüglich den Schneider des Dorfes herbeizuholen. Der valet de chambre glaubte erst, falsch verstanden zu haben, und ließ seinen Herrn den Auftrag zweimal hintereinander repetiren; endlich begriff er jedoch, daß es wirklich der Schneider in Ancile-Franc sey, welchen sein Herr begehre. Er suchte demnach in der That den Modekünstler auf, der seinerseits meinte, der Kammerdiener müsse sich wohl irren, und nur nach langem Parlamentiren mit banger Furcht seinem unerbittlichen Geleitsmann auf's Schloß folgte.

Als nun der Gewandkünstler in das Zimmer des Herrn v. Louvois trat, fand er ihn seines alten Rockes entledigt, im Kostüm eines Tapezierer-Burschen hoch an der Rücklehne eines Stuhls aufrecht stehend und eifrig damit beschäftigt, eine alte Tapete, welche Clorinde und Tankred vorstellte, von den vergoldeten Leisten niederzureißen. Diese nach Art der Hautelisse-Tapeten aufgespannten und mit ungarischen Guirlanden umsäumten Damastgemälde steckten aber dermaßen voll von Staub, daß man sich in der Stube kaum gegenseitig zu erkennen vermochte. Kaum waren indeß die Tapetenstücke glücklich herunter, so befahl Herr von Louvois, daß man sie draußen tüchtig und zu wiederholten Malen ausklopfen solle; alsdann ließ er sie wieder zu sich in sein Zimmer tragen und knüpfte mit dem Dorfschneider die seltsamste Conversation von der Welt an.

„Du verstehst doch Dein Handwerk, nicht wahr?" sprach er zum Schneider, der bestürzt auf Alles hinblickte, was um ihn her geschah, und in diesem Augenblicke weit mehr seinen Kopf anstrengte, um die Gedanken des Herrn Marquis zu errathen, als er je sein Lebenlang gethan, um für eigenen Gebrauch eine zweckmäßige Idee heranzubilden. So überraschte denn die ungestüme Anrede des jungen Hitzkopfs das Meisterlein gar gewaltig, und Herr von Louvois fragte bereits zum zweitenmale, aber bedeutend verdrießlicher:

„Verstehst Du Dein Handwerk, Narr?"

Wenn auch noch in der frühesten Jugendblüthe, wurde Herr v. Louvois von seinen zukünftigen Vasallen gefürchtet; ja er war sogar mehr als gefürchtet, — und seine übermäßige Hef-

ſigkeit, die, Allem zufolge, oft nur für eine natürliche Wirkung der väterlichen Strenge gelten durfte, mag wohl eine Hauptursache zu der knechtiſchen Demuth geweſen ſeyn, welche späterhin die Bauern auf ſeinen Gütern für ihn hegten. — Der arme Schneider ſtaunte ihn an, ohne ein Wörtchen zu wagen. Endlich fragte ihn Herr v. Louvois ſehr energiſch zum dritten Male:

„Du verſtehſt doch Dein Handwerk, Schuft?"

Das Epitheton wuchs und wurde anzüglich; endlich leuchtete es dem Schneider ein, der Marquis müßte toll ſeyn, und ſo beeilte er ſich denn auch, zu erwiedern:

„Ja, gnädigſter Herr."

„Biſt Du im Stande, mir bis übermorgen Mittag einen vollſtändigen Anzug zu machen?"

„Ja, gnädigſter Herr."

„Rock, Weſte und Hoſe?"

„Ja, gnädigſter Herr."

„Ich bin nicht Dein gnädiger Herr, denn Du mißbrauchſt meine Geduld. Antworte mir: Biſt Du im Stande, einen Stoff zu bearbeiten, der eben nicht ſehr im Gebrauch iſt, und der ſich vielleicht ein wenig ſchwer handhaben läßt? Ueberlege die Sache wohl, bevor Du Dich im Ernſte verpflichteſt."

„Ja, gnädigſter — ja, Herr Marquis."

„Nun wohl, ſo nimm mir das Maß."

(Schluß folgt.)

Ein beſpitzter Richter.

Hr. Atkinſon, eine der Magiſtratsperſonen der Grafſchaft Lancaſter, hielt mit ſeinen Kollegen die Sitzung des Polizeigerichts vom 27. Juni. Er war darin im Zuſtand einer faſt völligen Trunkenheit, als Folge eines reichlichen Frühſtücks, erſchienen.

Die erſte Sache war die einer Liqueurverkäuferin, die an einem Sonntag während des Gottesdienſtes ausgeſchenkt hatte. Da dieſelbe im Wiederbetretungsfalle war, ſo wurde ſie zu 2 Pf. Sterl. Geldbuße und in die Koſten verurtheilt.

Während dieſer kurzen Debatte hatte ſich Hr. Atkinſon durch ſeine unſchicklichen Reden bemerklich gemacht.

„Man ſollte" ſagte er, „alle dieſe öffentlichen Giftmiſcher aufhängen, die lauter ſchädliches Geſchmier denjenigen verkaufen, welche die Mittel nicht haben, Porto, Claret (Bordeaux) oder Champagner zu bezahlen. Es lebe der gute Wein! Bonum vinum laetificat cor hominis!" (Der gute Wein erfreut des Menſchen Herz.)

Nachdem Hr. Caſtwood, einer der Kollegen des Hrn. Atkinſon, ihn erſucht, zu bedenken, wo er wäre, brach der beſpitzte Magiſtrat in einen ſolchen Strom von Schimpfworten aus, daß der Präſident genöthigt war, die Sitzung aufzuheben.

So wie Hr. Atkinſon Richter war, iſt er wenig Tage nachher Angeklagter geworden; er iſt den 4. Juli auf die Klage des Hrn. Caſtwood vorgeladen worden, als habe er der Würde ſeines Charakters vergeben, indem er betrunken in dem Audienzſaal erſchien.

Diesmal war Hr. Atkinſon nicht betrunken, allein er befand ſich in dem Zuſtand eines außerordentlichen Ueberreizes.

Nachdem der Recorder oder Kriminalrichter von Liverpool, welcher die Sitzung präſidirte, ihn gefragt, ob er ſich in der ihm beigemeſſenen That für ſchuldig erkläre, antwortete Hr. Atkinſon:

„Es ſey mir erlaubt, eine Frage an meinen Kläger zu richten."

Der Präſident: Antworten Sie zuerſt Ja oder Nein.

Hr. Atkinſon: Nun, ich geſtehe, daß ich ein wenig zu viel gefrühſtückt hatte.

Der Präſident: Sie wiſſen, daß die Strafe, deren Sie ſich ausgeſetzt, in 5 Schilling Geldbuße und in den Koſten beſteht.

Hr. Atkinſon: Wie viel macht es in Allem?

Der Greffier: 7 Schilling 4 Pence.

Hr. Atkinſon, ſeinen Beutel öffnend: Wohlan! hier iſt Ihr Geld. Nun wird es mir erlaubt ſeyn, meinen Gegner auszufragen.

„Sind Sie Familienvater, Herr Caſtwood?"

Hr. Caſtwood antwortet nicht.

Hr. Atkinſon: Ah! Sie antworten nicht; ich begreife, es gibt Fragen, die ſehr kitzlich ſind.

Der Präſident: Fürwahr, mein Herr, Sie überſchreiten alle Gränzen; Sie ſind heute noch weit weniger zu entſchuldigen, weil Sie nicht betrunken ſcheinen.

Hr. Atkinſon: Es iſt vielleicht noch ein Reſt von letzthin, allein es muß, wie im Drama von Marino Faliero, Gerechtigkeit werden.

Bei dieſen Worten langt Hr. Atkinſon das Verzeichniß, worauf die Namen der Magiſtrate eingeſchrieben ſind, von der Mauer herunter. Sein Name befindet ſich, als der älteſte, an der Spitze; er nimmt eine Feder und ſchreibt neben ſeinen Namen: „den 5. Juli zu 5 Schillingen Geldbuße wegen Völlerei verurtheilt."

Der Präſident: Mein Herr, machen Sie einmal dieſem ſcandalöſen Auftritt ein Ende.

Hr. Atkinſon: Oh, mein Gott! wenn ich Sie beläſtige, ſo will ich Sie mit meiner Abweſenheit ergötzen. Ich bitte den Herrn Zeitungsſchreiber, welcher ſeine Noten nimmt, dies Alles auf ſeinen Verbalprozeß zu ſetzen.

Nachdem Hr. Atkinſon dieſe Worte geſprochen, wendet er ſich um und man hört ihn zwiſchen ſeinen Zähnen das engliſche Wort scoundrels murmeln, das unſerm Einfaltspinſel oder Lumpenkerl gleichkommt.

Der Präſident: Was ſagen Sie da, Hr. Atkinſon?

Hr. Atkinſon: Ich ſage, daß ich Ihnen gute Nacht wünſche . . . Adieu, Schlingel von Caſtwood!

Der Präſident: Mein Herr, ich werde genöthigt ſeyn, Ihr Betragen dem Miniſter des Innern und der Juſtiz zu melden, wenn Sie nicht die Beleidigung zurücknehmen, welche Sie ſo eben ausgeſtoßen.

Hr. Atkinſon, welcher hinausgehen wollte, iſt genöthigt, zurückzukehren; endlich ſcheint er ſeine Lage begriffen zu haben.

„Es iſt wahr," ſagt er, „daß ich dem Namen des Hrn. Caſtwood den Uebernamen blakguard oder Schlingel angehängt habe, allein es war blos im Spaß; ich wollte ihn nicht beleidigen."

Der Präſident: Ich nehme Ihre Zurücknahme an; allein ich befürchte, daß wenn der Miniſter des Innern von dieſem Allem benachrichtigt wird, er Sie von der Liſte der Magiſtrate ſtreichen werde.

Hr. Atkinſon: Er wird davon benachrichtigt werden, zweifeln Sie nicht daran; mit dieſen Lumpen von Journaliſten (indem er auf den Redakteur deutet, welcher Noten nimmt) bleibt

Bekanntmachung

Betrifft: Verkauf von Grundstücken im Gemeindegebiet Hasenbach

Die Gemeinde Hasenbach verkauft folgende Grundstücke im Gemeindegebiet Hasenbach:

Flurstück	Größe	Lage	Mindestgebot
1234/5	850 m²	Am Bahnhof	42.500 €
1234/6	1.200 m²	Am Bahnhof	60.000 €
1240	2.400 m²	Gewerbegebiet Süd	96.000 €

Interessenten werden gebeten, ihre schriftlichen Angebote bis zum 30. April 2026 an die Gemeindeverwaltung Hasenbach, Postfach 12, 74821 Hasenbach, zu richten. Es gelten die Bedingungen der Satzung über die Veräußerung gemeindlicher Grundstücke vom 14. Januar 2026.

Hasenbach, 1. März 2026

Der Bürgermeister

Bekanntmachung

Betrifft: Verkauf von Grundstücken im Gemeindegebiet Hasenbach

Die Gemeinde Hasenbach verkauft folgende Grundstücke im Gemeindegebiet Hasenbach:

Flurstück	Größe	Lage	Mindestgebot
1234/5	850 m²	Am Bahnhof	42.500 €
1234/6	1.200 m²	Am Bahnhof	60.000 €
1240	2.400 m²	Gewerbegebiet Süd	96.000 €

Interessenten werden gebeten, ihre schriftlichen Angebote bis zum 30. April 2026 an die Gemeindeverwaltung Hasenbach, Postfach 12, 74821 Hasenbach, zu richten. Es gelten die Bedingungen der Satzung über die Veräußerung gemeindlicher Grundstücke vom 14. Januar 2026.

Hasenbach, 1. März 2026

Der Bürgermeister

Bekanntmachung

Betrifft: Verkauf von Grundstücken im Gemeindegebiet Hasenbach

Die Gemeinde Hasenbach verkauft folgende Grundstücke im Gemeindegebiet Hasenbach:

Flurstück	Größe	Lage	Mindestgebot
1234/5	850 m²	Am Bahnhof	42.500 €
1234/6	1.200 m²	Am Bahnhof	60.000 €
1240	2.400 m²	Gewerbegebiet Süd	96.000 €

Interessenten werden gebeten, ihre schriftlichen Angebote bis zum 30. April 2026 an die Gemeindeverwaltung Hasenbach, Postfach 12, 74821 Hasenbach, zu richten. Es gelten die Bedingungen der Satzung über die Veräußerung gemeindlicher Grundstücke vom 14. Januar 2026.

Hasenbach, 1. März 2026

Der Bürgermeister

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 226. Donnerstag, den 13. August 1840.

Das grüne Männchen.

Phantasiebild nach dem Englischen von Heribert Rau.

Eine Reihe von Jahren entfloh auf leichten Schwingen, seit mein Geist von einer Krankheit genas, die aus einer wunderbaren Grille meiner Phantasie entsprungen.

Ruhe und Friede waren dahin; eine leidenschaftliche Sehnsucht nach der Erringung eines abenteuerlichen Zieles erfaßte Herz und Verstand, und riß mich schwindelnd in ein Labyrinth von Forschungen und Studien, die in nutzlos durchwachten Nächten den Schlaf von meinen Augen, das Glück von meiner Seite scheuchten. In steter Angst, durch ein unvorsichtiges Wort, eine unbedachtsame Aeußerung, den Zweck meines Forschens zu verrathen, entfernte ich selbst die vertrautesten Freunde mehr und mehr, und sah mich endlich in der Blüthe meiner Jahre allein und freudenlos mitten in einer lebensfrohen Welt.

Unerklärlich ist es mir heutzutage, daß ich der Begierde, die mein Herz zerriß und meinen Geist beunruhigte, solche unumschränkte Gewalt über alle meine Gedanken, alle meine Wünsche und Empfindungen gestattete, und ich erinnere mich jener Zeit nur mit einem peinlichen Gefühle, das den Qualen wenig nachgiebt, durch welche ich während der Leidenschaft selbst gefoltert wurde.

Es war mitten in dieser Bethörung, als ich an einem schönen Sommerabende, an welchem Jedermann London verließ und das Freie suchte, Lust bekam, meine Beklommenheit durch einen Spaziergang in den königlichen Park zu verlaufen.

Kaum hatte ich meine Wohnung verlassen, als ich dicht hinter mir Fußtritte hörte; ich drehte mich um und erblickte ein ehrwürdig aussehendes altes Männchen, von Kopf bis zu Fuß in Grün gekleidet; mit einer grünen Halsbinde und auf dem Kopfe einen kleinen Hut, unter welchem sein Silberhaar frei auf die Schultern niederfiel. Mit Verwunderung betrachtete ich wiederholt die sonderbare Erscheinung, da schien es mir, als seyen seine Augen auf mich gerichtet, und er verkleinere etwas seine Schritte, um nahe bei mir und in derselben Entfernung zu bleiben, in welcher er sich befand, als ich ihn zuerst gewahrte.

Es giebt nichts Aergerlicheres, nichts Unangenehmeres für einen Mann, oder für irgend Jemanden, der so aufgeregt, wie ich es damals war, — nichts Verwünschteres, sag' ich, als das beständige tapp, tapp! eines nachfolgenden Fußtrittes.

Als ich ohngefähr zehn Minuten lang meinen gewöhnlichen Schritt fortgesetzt hatte, und den alten Herrn immer noch hinter mir hörte, ließ ich in der Schnelligkeit meines Gehens nach, um den Grünen an mir vorbei zu lassen; doch umsonst, auch er ging langsamer und blieb in der angenommenen Entfernung. Aergerlich hierüber, und demselben an Kraft überlegen, schritt ich schneller vorwärts; — das grüne Männchen blieb dicht hinter mir. Kurz, ehe ich die Thore von Park-crescent erreichte, bog ich nach Portland-place ein, allein mit eben so wenig Erfolg, als meine früheren Bemühungen gehabt hatten. Ich nahm daher meinen gewöhnlichen Schritt wieder an, indem ich hoffte, durch Kriegslist zu erreichen, was ich mit aller Anstrengung nicht durchsetzen konnte. Auf dem Platze plötzlich abbrechend, wandte ich mich in die Herzogenstraße — der alte Herr war mir auf den Fersen. Ich flog durch die Kapelle, verlor ihn einen Augenblick aus den Augen; aber noch ehe ich hundert Schritte gemacht, war er schon wieder da.

Zu jener Zeit wohnte ich in dem Hause zweier Schwestern, nicht weit von einem Polizei-Büreau. In meiner Verzweiflung faßte ich daher den Entschluß, mich dahin zu wenden, um so mehr, da ich mich dort im Nothfalle durch polizeiliche Hülfe von meiner neuen, lästigen Bekanntschaft befreien konnte. Mit diesem Gedanken beschäftigt, eilte ich, um vielleicht eine günstige Gelegenheit zum Entwischen finden zu können, der Blenheimstraße hinunter — das Männchen verließ mich nicht. Mein Erstaunen stieg aber auf den höchsten Punkt, als ich, an dem Museum und den Zimmern des berühmten Anatomisten Brook vorbeikommend, mich umsah, und gewahrte, daß mein ehrwürdiger Freund wie in einer Entzückung an den schrecklichen Todtenmauern, die so manchen Gegenstand ernster Betrachtung einschlossen, dahin schritt, und seine bisher stets nach mir schielenden Augen auf einen Augenblick mit triumphirendem Glanze nach jenen Sälen erhob. — In diesem Moment entschloß ich mich, ihn lieber anzusprechen, als meine Versuche, ihm zu entgehen, fortzusetzen.

„Sir," sagte ich, mich kurz umkehrend, „Sie werden vergeben, daß ich mich an Sie wende, aber es kann mir unmöglich entgehen, daß Sie mich gewissermaßen verfolgen. Ich bin hier gleich zu Hause; wenn Sie mir vielleicht Etwas mitzutheilen haben, oder irgend eine Auskunft von mir wünschen, so ersuche ich Sie, jetzt zu sprechen."

„Sie haben vollkommen recht, Sir," entgegnete das grüne Männchen, „ich wünsche Sie wirklich zu sprechen; und Sie,

obschon Sie es sich vielleicht in diesem Augenblicke nicht bewußt sind, wünschen mich ebenfalls zu sprechen. Sie sind im Begriffe, in Ihre Wohnung in der Mariboroughstraße zu gehen, und werden dort, — sobald Sie sich Ihres Ueberrocks entledigt, Ihren Körper in jenen blau seidenen Schlafrock, welchen Sie gewöhnlich tragen, gehüllt, Ihre Stiefel ausgezogen und Ihre Füße in die Marokan-Pantoffeln, die den verflossenen Monat bei Meyer und Müller für Sie gemacht worden sind, gesteckt haben, — sich vornehmen, etwas von dem Claret zu trinken, den Sie die letzten Weihnachten von Henderson und Sohn auf der Davisstraße gekauft haben, nachdem Sie denselben erst mit etwas Wasser verdünnten; und gleich darauf werden Sie dann wieder an Ihre gewöhnlichen und nutzlosen Studien eilen, die Sie nun schon seit den letzten fünf oder sechs Jahren fruchtlos beschäftigen."

„Herr!" — rief ich zitternd über das, was ich hörte, „wie oder auf welche Art Sie auch zu diesen Einzelheiten gekommen seyn mögen, ich . . . . . "

„Nicht weiter," unterbrach mich rasch der Alte: „Wenn Sie mich auf eine Stunde in Ihrer Gesellschaft dulden, und mir eine Flasche des erwähnten Weines vorstellen wollen, so bin ich bereit, mich näher zu erklären. — Nun, mein Herr," fuhr er nach einer kleinen Pause, in der er mich zu beobachten schien, fort, „Sie haben nicht nöthig zu schwanken; ich sehe, Sie haben ja schon in Ihrem Geiste beschlossen, die Rechte der Gastfreundschaft mir anzubieten; und da ich merke, daß die Besitzerinnen Ihres Hauses alte zankfüchtige Jungfern sind, und sehr auf stille Besucher sehen, die frühzeitig wieder heim gehen, so werde ich mich gern und in allen Stücken nach deren Wünschen und Bequemlichkeiten richten."

Wirklich war ich auch bereits schon entschlossen, meinen neuen Bekannten zu einer Flasche Wein einzuladen. Noch ehe er seine Bemerkungen geendet, standen wir an der Thüre meines Hauses; und obgleich mein Diener ohne Erlaubniß ausgegangen war, saßen wir alsbald vor einem die gewünschten Erfrischungen tragenden Tische.

Mein Freund, der fortfuhr, die genaueste Kenntniß aller meiner Privatangelegenheiten und meiner vertrautesten Bekanntschaften zu zeigen, wurde durch den Claret ungemein fröhlich; und in dem Laufe einer der angenehmsten Unterhaltungen, in die ich jemals verwickelt wurde, erzählte er eine Menge Anekdoten von den höchsten Personen des Landes, mit welchen er sämmtlich vertraut zu seyn schien. Er sagte mir, daß er ein beständiger Theilnehmer jeder von der Mode vorgeschriebenen Vergnügungsart sey. In der trüben Jahreszeit besuche er die Theater; während der Parlamentssitzungen beschäftigen ihn die beiden Häuser, und im Sommer könne man ihn sehen, sein Vergnügen in den ländlichen Theilen der Hauptstadt und deren Vorstädte suchen. Er war um diese Zeit immer in dem Kensington- oder sonst einem der öffentlichen Gärten zu finden. Alle seine Erzählungen trugen das Gepräge der Wahrheit, und seine Witze waren so launig und schlagend, daß ich mir gestehen mußte, er sey der spaßhafteste alte Herr, den ich je gesehen.

Es fing bereits an, dunkel zu werden; die Fenster meines Wohnzimmers standen offen, und der Ruf des Nachtwächters „Zehn Uhr vorbei!" war mir die erste Erinnerung der in so angenehmer Gesellschaft schnell verflogenen Stunden.

„Ich muß nun gehen," sagte der Grüne, indem er sich erhob; „ich muß noch zu Brook."

„Was, Sir?" fragte ich erschrocken, indem ich mich seiner Entzückungen unter den Todtenmauern der Blenheimstraße erinnerte, „dorthin, wo man mit kaltem Blute Menschen lebendig . . . . . "

„Nein! —" entgegnete er rasch und fest; „zu Brook's in der St. Jamesstraße."

(Fortsetzung folgt.)

Das seltsame Kostüm.

(Schluß.)

Der Dorfschneider nahm Herrn von Louvois das Maß, mit derselben Gravität, wie sie wohl der berühmteste Schneider von Paris bei dieser wichtigen Operation an den Tag gelegt hätte. Darnach erwartete er schweigend die ferneren Befehle des Marquis. Der Kammerdiener, der den momentanen Ebbezustand der Finanzen seines Herrn eben so gut, als das gewöhnliche Defizit in der Schneiderbörse kannte, wandte sich heimlich an den Ersteren, und flüsterte ihm leise in's Ohr:

„Monsieur, das Maß wäre genommen; damit sind wir aber leider nicht fertig; es fehlt noch eine Kleinigkeit: das Zeug."

Herr von Louvois zuckte die Achseln, und indem er sich an's Schneiderlein wandte, sagte er:

„Nimm dies Tapetenwerk, das Dir hier zu Füßen liegt. In dieser ganzen Masse, die ich von der Wand heruntergerissen, mußt Du Zeug genug finden, um mir ein complettes Habit zu machen. Trage Deine Waare nach Hause, setze Dich sogleich an's Werk, und daß Du bis übermorgen Mittag, auf die Minute, fertig bist! Wo nicht, dann hüte Dich!"

Der Modekünstler mußte natürlich glauben, es rapple dem gnädigen Junker etwas im Kopfe; aber Herr von Louvois hatte sich von jeher zu sehr auf den Imperativ eingeübt, um jetzt auf den Conjunctiv eingehen zu wollen. Kurz, der Schneider begriff zuletzt, wie große Herren aus Paris Moden haben könnten, deren Praxis man in der Provinz nicht kenne; er raffte mit vielen Bücklingen die Tapetengeschichte zusammen; sann unterwegs über die passendste Ausführung seines Meisterwerks nach; ja, er entdeckte endlich die originellen Nüancen, das poetische Ensemble an diesem neuen Ritterkostüm, und, was noch am sonderbarsten scheint, seine künstlerische Eigenliebe mischte sich mit ins Spiel. Also brauchte er tüchtig nicht nur Elle und Maß, sondern auch Geschmack und Verstand. Clorinde's beide Arme, von welchen der rechte eine tüchtige Klinge führte, bedeckten auf's genaueste die beiden Aermel, während der gepanzerte Oberkörper der Kriegerin dieselben Dienste auf dem Rücken vertrat, und die unteren Formen der Glaubensheldin die Rockschöße ausfüllten. Tancred, dessen Beine in prächtigen, mit goldnen Löwenmäulern reich verzierten Cothurnen stolzirten, nahm die beiden äußern Seiten der Beinkleider ein; was aber die Weste anbelangt, so war sie ganz anmuthig von den Federbüschen der beiden Helme überschattet und beblümt.

Den zweiten Tag darauf schickte Herr von Louvois seinen Kammerdiener, der bei dieser saubern Geschichte, wie bei allen Aventüren der Art, seine aushelfende Bedientenrolle durchführen mußte, schon früh Morgens zum Schneider, damit dieser ja keine Minute versäume. Das Meisterlein hatte noch die letzte Nacht auf seiner Nähbritsche zugebracht und hielt richtig Wort; vor

zwölf Uhr Mittags lag das köstliche Kostüm in seinem ganzen Glanze vor den Augen des freudejauchzenden Marquis ausgebreitet, der sich nun auch gleich mit seines durchtriebenen Kammerdieners Hülfe an die Toilette machte. — Von Seiten des Schneiders war indeß das Verdienst nicht so gering, wie es manchem Unerfahrnen vielleicht bedünken mag; denn man befand sich gerade in den schwülsten Sommertagen, und die drückende Hitze erlaubte kaum die leichteste, wie viel weniger denn eine so schwere und anhaltende Arbeit.

Aber eine seltsamere Erscheinung kann man sich unmöglich vorstellen, als die Figur unseres kaum zwanzigjährigen Tollkopfs, nachdem er sich in diese Kleidung geworfen, der gewiß auf der Welt keine andere glich; denn wahrlich, seit dem denkwürdigen Tage, daß der Aretiner ein nach Art der reichsten Brokade mit Oelfarben täuschend bemaltes Papiergewand anthat, um in solchem Schmucke Kaiser Karl dem Fünften seine Huldigung darzubringen, erdachte man noch keinen ähnlichen barocken Anzug. Diese Narrenmaskerade vollendete noch eine superbe Spitzengarnitur, ein Geschenk der Haushälterin; so wie diese nämlich die unnatürliche Härte des Herrn von Souvré gegen seinen einzigen Sohn erfuhr, suchte sie nach Kräften diesem Uebelstande für ihren Zögling abzuhelfen; sie mühte sich emsig ab, Jabot und Manschetten von den feinsten Mechelner Spitzen zurecht zu stuzzen; ja, sie fügte hinzu noch ein Paar weiße seidene Strümpfe und eine Halsbinde vom schönsten indischen Mousselin.

Der Kammerdiener aber übertraf sich heute selbst in der glühenden Kunstbestrebung, womit er seinen Herrn frisirte; kurz, es war die kurioseste Zusammenstellung von passenden und unpassenden Dingen, welche die aufgeregteste Dichter-Phantasie sich nur zu ersinnen vermag. So kostümirt, wartete Herr von Louvois mit einem leichtbegreiflichen Herzklopfen den Moment ab, wo er seinen Triumphzug in den väterlichen Salon feiern sollte.

Die eingeladenen Gäste kamen allmählig an. Unser tapezirter Marquis blieb ruhig auf seinem Zimmer, während die ersten Wagen vorfuhren, worin nur einige, ihm höchst gleichgültige Personen saßen. Als man ihm aber die Carosse der Intendantin und etlicher anderen Damen von Distinction anmeldete, stürzte er eiligst Trepp ab, und paradirte schon am Kutschenschlage in derselben Minute, als der Wagen vor den Stufen der Außentreppe stille hielt, mit einem unnachahmlichen Pathos, bereit, der Frau Intendantin, die erst eine Vision zu haben wähnte und dann vom heftigen Lachkrampf überwältigt in die Polster der Carosse zurücksank, seine galante Hand zu reichen.

Was Herrn von Louvois anbelangt, so harrte er, vollkommen gelassen und ernst, mit bescheidener Miene, bis die Damen ihre unzeitige Fröhlichkeit erschöpft haben würden, was er jedoch sobald nicht hoffen konnte, denn bei jedem neuen Blicke, den man auf seine Person warf, machte man eine neue Entdeckung, welche die allgemeine Lachlust verdoppelte. — Endlich wagte sich denn die Intendantin aus dem Wagen, und sich der Leitung des jungen Marquis anvertrauend, bequemte sie sich schon dazu, ihm die zierlichen Fingerspitzen ihres Händchens zu reichen. — Da kam ganz athemlos Herr von Souvré selbst die Treppe herunter, um seine Gäste zu empfangen. Seine Erscheinung am Orte der Handlung vollendete das Komische des Abenteuers. Herr von Louvois sagte später, daß die Sache bis dahin mehr stüril denn wirklich lustig gewesen sey, und daß er, indem er seinen Plan ersonnen, ganz besonders darauf gerechnet habe, daß die Mitwirkung seines Vaters dem ganzen Scherze die Krone aufsetzen müsse.

Sobald denn nun auch Herr von Souvré jene seltsame Gestalt gewahrte, welche, mit Clorinden auf den beiden Armen, mit Tancred auf dem Rücken und mit der Intendantin an der Hand, gravitätisch die breiten Stufen heranschritt, schleuderte er ihm einen Blick des wüthendsten Zornes zu, einen Blick, der ihn gleich zerschmettern sollte; aber Herr von Louvois hatte mit den Tapeten auch Clorinde's Harnisch angethan, so daß alle Pfeile, die man gegen ihn losschnellte, ohne ihn zu treffen, unschädlich zu seinen Füßen hinsanken. Er hörte dabei nicht auf, die Frau Intendantin wie im Triumphe nach dem Speisesaal zu geleiten, und veränderte, trotz der unaufhörlichen Augenartillerie seines Vaters, nicht im geringsten sein früheres pathetisches Benehmen.

„Monsieur", rief endlich Herr von Souvré, den die Wuth fast unverständlich machte, „Monsieur, was bedeutet diese Maskerade?"

„Mein Herr Vater", erwiederte unser tapezirter Held sehr ehrerbietig, „ich hatte vorgestern, als Sie mir befahlen, heute meine andern Rock anzuziehen, die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich keinen andern mitgebracht, als den, welchen ich eben trug; und ich war so frei, Sie zu bitten" —

„Genug, genug, mein Herr!" rief Herr von Souvré erröthend dazwischen.

„Ich bitte Sie demüthigst um Erlaubniß, mich vor diesen Damen rechtfertigen zu dürfen", unterbrach ihn der Schalk. „Ich bat Sie um das nöthige Geld, mir einen neuen Anzug für heute anschaffen zu können. Sie schlugen es mir ab, und zwar mit Grund, denn ich gestehe reuig meine eigene Schuld ein. Mir blieb jetzt nichts übrig, als Ihnen nach besten Kräften zu gehorchen, mein Vater, denn ich wollte wahrlich nicht meinen andern Fehlern noch die Sünde des Ungehorsams zugesellen, — und ließ mir daher diese Kleidung machen."

Bei diesen Worten blieb unser Original von einem Marquis *) höchst ernsthaft und ruhig, während er immerfort das Händchen der Frau Intendantin gar galant an den Fingerspitzen hielt, und während ihn von allen Seiten mehr denn zwanzig Personen umringten, die allmählig im Schloßhof angelangt waren, und deren anfangs mit Gewalt verbissene Fröhlichkeit, wie leicht zu denken, zuletzt bei einer so komischen Scene in ein unbändiges Gelächter ausbrechen mußte.

Daß dieser schalkhafte Sohn nach diesem Gewaltmittel zu einem neuen Anzug gelangte, ist wohl nicht zu bezweifeln; übrigens wurde unsres Wissens diese probate Methode bis auf den heutigen Tag noch von keinem bedrängten Söhnlein nachgeahmt, weßhalb wir diese Geschichte all' unsern jungen Lesern mittheilen, da vielleicht Einige darunter Gebrauch davon machen können.

Mannichfaltigkeiten.

Die Abgötterei, welche die freien Söhne der neuen Welt mit der Tänzerin Fanny Elsler treiben, streift an das Gebiet des kolossalsten Unsinns an. Eine Zeitung von New-York versichert, die ganze Stadt sey durch diesen tausendgestaltigen Zaubergeist liebestoll geworden, so daß selbst ein Quäker — ja, ein Quäker! dem Direktor des Parktheaters so

*) Man behauptet, Gresset soll in seiner Komödie: „le Mechant" den Charakter des Herrn von Louvois zum Modell genommen haben.

viel Geld, als er nur verlangen würde für einen — Pantoffel von Fanny, anbot; der Direktor wies ihn an ihr Kammermädchen. Auf jedem Schritt und Tritt wird Fanny von Anbetern verfolgt; der Herausgeber des Morning-Herald läßt ihr sogar seinen Berichterstatter zur Seite gehen, und gibt tägliche Bülletins über das Thun und Lassen der Göttin, die im Amecain Hotel, zweiten Stock Nro. 6, logirt, über ihre Audienzen, Levers, Spazierfahrten u. s. w. heraus. Auch beschreibt jenes Blatt einen Besuch, den die Tänzerin auf dem Kriegsschiffe North-Carolina abstattete, wo Kapitän Gallaghan Ihre fußkünstlerische Majestät in voller Uniform auf dem Verdeck empfing und wo sie mit der Behendigkeit einer Gazelle herumletterte. Der galante Kapitän erbot sich, sie seiner Zeit auf seinem Schiff nach Frankreich zurückzuführen und die Zuschauer waren so von ihr bezaubert, daß sie äußerten: sie gehen zu sehen, sey allein schon 10 Dollars werth! Fanny Elsler wird in dem Benefize eines verarmten Schauspielers umsonst tanzen, was — als ein unerhörter Fall bei den gewinnsüchtigen Amerikanern — ihr sehr hoch angerechnet wird.

Ein Londoner Wochenblatt (the Inventors advocate) schreibt: Mit Vergnügen melden wir, daß Dr. Ferdinand Krauß aus Stuttgart von seiner Reise in's Innere des südlichen Afrika's zurückgekehrt ist. Vor ungefähr dritthalb Jahren verließ dieser unermüdliche Naturforscher und Reisende England in der Absicht, einige Theile von Central-Afrika zu besuchen und mehrere Gegenstände der Naturgeschichte zu sammeln. Er hat sich besonders in Natal und Amazulaland (welches letztere seinen Namen von einem mächtigen Kaffernfürsten erhalten) aufgehalten. Wie wir hören, hat er eine bedeutende Sammlung von Thieren (Säugethiere, Vögel, Fische ꝛc.) nebst einer großen Menge von Insekten, Muscheln, Crustaceen, Zoophyten mitgebracht. Neben dieser werthvollen zoologischen Sammlung hat Dr. Krauß noch über 3000 Spezies einheimischer Pflanzen gesammelt und gesondert, häufig 20 Exemplare von jeder Spezies, was den Botanikern Europa's es möglich machen wird, sie zu kaufen und näher zu untersuchen, da die Exemplare mit großer Sorgfalt behandelt worden sind. Wir hoffen, in kurzem in Stand gesetzt zu seyn, einen genauern Bericht von den Entdeckungen des Hrn. Dr. Krauß zu geben, namentlich von seiner geologischen Untersuchung der Kohlendistrikte im Innern des noch wenig bekannten Landes. Das britische Museum hat Mehreres von seinen Sammlungen angekauft.

(Leipzig.) Ein hiesiger Mechanikus, G. A. Müller, fertigt gegenwärtig nach den Angaben Kobell's, Jacobi's und Spencer's Apparate, mittelst deren auf ganz einfache Weise von Jedermann nach der von ihm gegebenen Gebrauchsanweisung nicht blos Kupferplatten, Medaillen ꝛc. mit ihren feinsten Zeichnungen auf durch Galvanismus wirkende Kupferplatten copirt, sondern auch auf Kupferplatten gebrachte Zeichnungen aller Art in gleicher Weise auf zum unmittelbaren Druck geeignete Kupferstichplatten, welche eben auch durch Galvanismus sich bilden, übertragen werden können. Diese Erfindung dürfte eine auf das Gebiet der Technik in vielfacher Beziehung sehr einflußreiche und wichtige seyn, und es ist deren Verbreitung und allgemeine Anwendung um so mehr zu erwarten, als letztere mit äußerst geringem Kostenaufwande verbunden ist. Namentlich erscheint sie zunächst als mit großem Nutzen anwendbar auf solche Gegenstände, deren Vervielfältigung durch den Druck beabsichtigt wird, ebenso zu Copirung von Münzen und Medaillen ꝛc. Der Verfertiger nennt die Apparate, der Sache ganz angemessen, galvanoplastische, und so sehen wir kurz nach der vierten Jubelfeier der Buchdruckerkunst eine neue an deren Gebiet gränzende Kunst, die Galvanoplastik, entstehen.

(Das Haus Esterhazy.) Von dem Reichthume des ungarischen Adels führt der Engländer Paget in seinem Werke über Ungarn einige merkwürdige Beispiele an. Besonders ist die Familie Esterhazy zu nennen. Die Besitzungen des Fürsten enthalten 130 Dörfer, 40 Städte und 34 Schlösser. Er hat 4 Landhäuser, die so groß sind wie Chatsworth; eins derselben enthält 360 Zimmer für Gäste und ein Theater. Bekannt ist die Antwort des Fürsten, die er dem Lord Holkam gab, als dieser ihm eine Heerde von 2000 Stück Schafen zeigte und ihn fragte, ob er eben so viele aufweisen könne. »Meine Schäfer,« erwiederte der Fürst, »sind zahlreicher als Ihre Schafe.« Das ist thatsächlich wahr; der Fürst zählt auf seinen Besitzungen 2500 Schäfer. Die Esterhazy haben eine regelmäßige Grenadier-Leibwache in ihrem Solde und auf ihren Besitzungen das Recht über Leben und Tod. — In einem Zimmer, erzählt Paget weiter, ist der Stammbaum aller Esterhazy abgebildet, worauf so klar als möglich gemacht ist, daß sie, von Adam beginnend, jeden großen Namen, jüdische und heidnische, von Moses bis Attila, zu den ihrigen zählen, bis sie sich als diejenigen wiederfinden, welche sie jetzt sind, Magnaten von Ungarn. Noch außerordentlicher ist eine Menge von Porträts von diesen Berühmtheiten, Attila eingeschlossen, mit ihren Weibern und Kindern, schön modisch gekleidet und bis zu dem jetzigen Jahrhunderte fortgesetzt.

Der Erbprinz von S. Coburg, der von den Spaniern nur der Erbe von Sachsen genannt wird, hat in Sevilla etwas gesehen, was er in Deutschland nicht zu sehen bekommt, ein großes Stiergefecht, bei dem 8 Stiere und 15 Pferde getödtet wurden.

Viersylbige Charade.

Ein biedres Volk, das schon in früh'ster Zeit
In der Geschichte ausgezeichnet war,
Ein Volk, berühmt durch seine Tapferkeit, —
Nennt dir das erste Sylbenpaar.

Ein Land ist's auch, aus dessen Mitte
Das hell're Licht der Wahrheit drang,
Ein Land, in dem mit muth'gem Schritte
Ein Mann den alten Wahn bezwang.

Die letzten Sylben zu ergründen,
So merke man: es ist ein Thier;
In fernen Meeren ist's zu finden
Und dient als leck're Speise dir.

Dasselbe Paar nennt einen Ort,
In Frankfurts Nähe wohl bekannt,
Du findest viel Vergnügen dort,
Gehst du im Sommer auf das Land.

Wohl in Pomona's Kranze,
Umhüllt mit edlen Reben,
Liegt an dem Main das Ganze;
In ihm herrscht reges Leben.

Dr. C. Th. Grund.

Auflösung des Räthsels in Nro. 222.

Mais — Siam.

Theater-Anzeige.

Wegen des Ausrückens der Stadtwehr bleibt Donnerstag, den 13. d. das Theater geschlossen.

Samstag, 15. August. Der Liebestrank, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Adina: Dem. Fürth vom Theater zu Lemberg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 227. Freitag, den 14. August 1840.

Mittheilung aus den Aushängebogen von Dr. Roschütz.

(Universal-Volkskalender für 1841.)

Als Großmutter Braut war,
Trug sie ein Pfund Mehl im Haar,
Das aufgebaut war
Mindestens zehn Zoll hoch.
Ueberall d'rauf 'rum kroch
Eine Schlang' aus Blonden.
Draht und Pommade
Hielten's gerade.
Sechs halbe Monden
Stellten die Locken vor.
Gold'ne Fliegenklappen
Hingen in jedem Ohr.
Aus enormen Lappen
Halb bunt, halb weiß,
Ragten die Ellenbogen vor.
Hals, Schultern, Brust war bloß;
Doch die Gefahr nicht groß,
Daß sie erkälte sich,
Denn ihr war sicherlich
Mehr als zu heiß.

Und der Triumph der Herrlichkeit
War das schwere, brocat'ne Kleid,
Mit ungeheuern Blumen bestreut,
Von gelben Kanarienvögeln durchflattert,
Wie Blutwurst roth, mit Weiß durchgattert.
Der Schnitt, der war der rechte Witz.
Der Leib war dürftig, eng und spitz;
Nur von den Schultern fünf breite Falten
Bis auf die Knöchel herunter wallten;
Dort üpften sie sich in breite Schleppen,
Zu fegen Straßen, Zimmer und Treppen.

An den Hüften, dem spitzen Leib zur Seite,
Breitete sich der Poschen Weite.
Von Fischbein waren vier Bügel gespannt,
Darüber ein Zelt aus Leinewand,
Und über diese Kunstwand wogte das Kleid
Wie Gewitterwolken zur Sommerzeit.

Einst ein verwelktes Fräulein spazierte
Mit solchen Pöschen; der Zufall führte
Ein Schornsteinfegerlein hinter ihr drein;
Der kroch behend in die Pusche hinein,
Steckt' oben den Kopf durch, fing an zu schrei'n;
Mit dem Besen er hoch in die Luft hinaus fuhr —
Schwarz drohte der neben der weißen Frisur.
Die Dame, mit Ellenbogen und Stimme,
Bearbeitet ihn in entsetzlichem Grimme;
Doch gegen des Lächerlichen Macht
Hat nie der Grimm es weit gebracht;
Der Schelm zwang sie zu kapituliren,
Der lachende Haufe, zu retiriren.

Und was ist jetzt schön und modern?
Doch das hört Niemand tadeln gern.
Man findet es selbst bald lächerlich,
Wenn die neue Mode der neuesten wich.
Die läßt gewiß nicht lang auf sich warten,
Verwandelt die Formen auf tausend Arten.
Das Küssen allein, das Necken und Lieben,
Das ist beständig Mode geblieben.

Das grüne Männchen.

Phantasiebild nach dem Englischen von Heribert Rau.

(Fortsetzung.)

„Ich habe noch eine andere Flasche Claret," rief ich, „und der Teufel . . . ."

Bei diesem Worte schien mein Freund ernstlich beleidigt, und ich hörte ihn „Rohheit" zwischen den Zähnen murmeln. Es war ganz dunkel, und als ich nach ihm sah, konnte ich seine Züge nicht mehr erkennen, aber zwei glänzende Kreise eines hellen Feuers flammten mir wie Sterne entgegen. Es waren seine Augen, deren Licht von den hohen Kinnbacken und

den Seiten seiner Nase wunderbar zurückgeworfen wurde, während die übrigen Theile seines Gesichtes ganz schwarz erschienen. — Ich fing an zu wünschen, daß er gehen möchte.

„Sir," begann darauf nach kurzem Schweigen das grüne Männchen mit gedämpfter Stimme, „jede Verstellung gegen mich ist vergeblich; ich muß gehen; aber Sie dürfen sich nicht einbilden, daß dieser Besuch unvorbereitet, oder daß unsere Zusammenkunft zufällig sey. Sie haben in der letzten Nacht, vielleicht willenlos, meine Hülfe bei der Verfolgung des Gegenstandes, dem Sie sich schon so lange gewidmet haben, angefleht. Der Wunsch Ihres Herzens ist mir bekannt; und ich weiß, daß Sie, sobald ich Sie nur verlassen habe, auf der Stelle zu Ihrem thörichten Studium zurückkehren werden, vergeblich das zu suchen, um dessen Besitz Sie so beharrlich flehen."

„Ich erflehe nichts," stammelte ich kaum vernehmlich. Da verwandelte sich plötzlich das blasse Feuer seiner drohenden Augen in ein blutrothes Licht, und strahlte noch heller als bisher.

„Ihr begehrt, junger Mann," sagte mein sonderbarer Besuch, „die Gedanken Anderer zu kennen, und dürstet nach der Kraft, Dinge, die da kommen, vorauszusehen; ist es nicht so? —"

„Ich gestehe, Sir —" entgegnete ich, durch diese Frage, und durch Alles, was sich bis jetzt hier zugetragen, überzeugt, daß er selbst die Kunst, von der er sprach, besaß — „ich gestehe, daß ich um die Erlangung dieser Fähigkeit gefleht, gearbeitet, mich rastlos bemüht habe! — daß ich ....."

„Sie sollen sie besitzen," unterbrach mich mein Freund. „Wer oder was ich bin, fragen Sie nicht; genug, wenn ich Sie versichere, daß die Kraft, die Sie zu erlangen wünschen, ganz in meiner Gewalt ist. Sie haben mich in letzter Nacht, wie ich schon erwähnte, angefleht, — Sie sollen sie besitzen, unter zwei Bedingungen."

„Und diese sind?"

„Erstens: Daß, so vollkommen Sie auch die Zukunft Anderer werden ersehen können, Sie doch in Unwissenheit über Ihre eigene bleiben müssen; insofern Ihre Zukunft nämlich nicht mit der anderer Menschen genau verknüpft seyn wird."

„Gut," rief ich, „dies gehe ich gerne ein!"

„Zweitens: Daß, was auch immer die Folgen seyn werden, welche die Kraft, Anderer Gedanken zu sehen, für Sie hat, Sie niemals gestehen dürfen, daß Sie wirklich eine solche Kraft besitzen. In dem Augenblicke, in welchem Sie sich als Meister dieser übernatürlichen Fähigkeit bekennen, wird dieselbe auf ewig für Sie verloren seyn."

„Angenommen," entgegnete ich entzückt, „angenommen, und sind dies alle Bedingungen?"

„Alle! —" sagte mein Freund. „Morgen früh, wenn Sie erwachen, sind Sie im Besitz der erwähnten Kraft; und nun, mein Herr, gute Nacht."

„Aber, Sir!" rief ich, ängstlich fürchtend, daß die plötzliche Erfüllung meines Herzenswunsches (denn diese Fähigkeit war in der That das Ziel meines ganzen Strebens) nur Täuschung seyn möchte, „werde ich nicht die Ehre haben, Ihren Namen und Ihre Adresse zu erfahren?"

„Ha, ha, ha!" — lachte in dumpfem Tone das grüne Männchen — „meinen Namen und meine Adresse, ha, ha, ha! — mein Name ist Ihnen ziemlich geläufig, junger Herr; und was meine Adresse betrifft, so darf ich getrost behaupten, daß Sie Ihren Weg schon einmal zu mir finden werden, und somit noch einmal gute Nacht."

Dies sagend, eilte er der Treppe hinab und verließ das Haus.

Ich blieb in Gedanken verloren, wer wohl mein sonderbarer Besuch gewesen seyn möchte; — ich erfuhr es nie; aber wohl entsinne ich mich, daß ich, nachdem er fortgegangen war, eine der Ladys das Dienstmädchen zanken hörte, warum sie denn so entsetzlich viele Lichter anzünde, und einen so fürchterlichen Schwefelgeruch im ganzen Hause verbreite.

Ich wünschte mich nun bald zu Bette zu legen, nicht etwa weil ich schläfrig war, sondern weil es mir schien, als führte ich dadurch den ersehnten Augenblick, in welchem ich die wunderbare Kraft erlangen sollte, schneller herbei. Ich schellte, mein Diener war, gegen alle Gewohnheit, noch immer nicht zurück. Ich wartete, bis es elf schlug — aber er kam nicht. Da entschloß ich mich, demselben morgen einen Verweis zu geben, und zog mich zurück.

Gegen alle meine Erwartung, und wie es mir schien (wenn man die Aufregung erwägt, in welcher ich mich befand), im Widerspruche mit dem gewöhnlichen Laufe der Natur, hatte ich kaum meinen Kopf in das Kissen gedrückt, als ich auch in einen tiefen Schlaf fiel, aus welchem ich erst den kommenden Morgen durch das Eintreten meines Dieners aufgeschreckt wurde. Ich setzte mich in meinem Bette auf, und sann über das Geschehene, das mir wie ein Traum vor der Seele vorüber zog, nach. Indessen ward es heller Tag; die Zeit war erschienen, in welcher ich die Probe meiner neuerlangten Fähigkeit machen konnte.

„Barton," sagte ich zu meinem Diener, „warum waret Ihr gestern Nacht nicht zu Hause?"

„Sir," entgegnete er, ich mußte beinahe drei Stunden auf eine Antwort des Briefes warten, mit welchem Sie mich zu Major Sheringham gesandt hatten."

„Das ist nicht wahr!" rief ich; und zu meiner größten Verwunderung glaubte ich mich deutlich einer Reihe von Begebenheiten zu erinnern, von welchen ich früher nicht das Geringste gehört hatte und nichts gehört haben konnte. „Ihr wart zu Eurer Geliebten, zu Betty Collyer in Camberwell, gegangen und führtet sie in einen Theegarten, bewirthetet sie mit Kuchen und Aepfelwein, und begleitetet sie den Abend nach Hause. Bis Sonntag habt Ihr vor, genau dasselbe zu thun, und wollt mich morgen um Euren vierteljährigen Lohn bitten, um ihr einen neuen Shwal zu kaufen."

Der Mensch stand erblaßt; was ich gesagt, war Alles wahr. Ich war indessen eben so erstaunt als mein Diener.

„Sir," sagte endlich nach einer Pause der Ueberraschung Barton, der mir sieben Jahre lang treu und redlich gedient hatte, und bis jetzt noch niemals unwahr gegen mich gewesen war: „Ich sehe, daß Sie mich Ihres Vertrauens unwürdig halten; Sie konnten dies nicht Alles wissen, wenn Sie mir nicht gefolgt wären und mich und meine Geliebte bewacht und belauscht hätten. Mein Charakter wird mich durch die Welt führen, ohne daß ich beaufsichtigt werden muß. Ich kann nicht länger bei Ihnen bleiben; Sie werden so gefällig seyn, sich nach einem andern Diener umzusehen."

„Aber Barton", entgegnete ich, „ich folgte Euch so wenig, als ich Euch belauscht habe, ich ....."

„Entschuldigen Sie, Herr —" erwiederte er, „ich darf Ih-

nen nicht widersprechen; aber Sie werden mir verzeihen, ich will lieber gehen, als denken zu müssen — — ich muß gehen."

In diesem Augenblicke stand ich auf dem Punkte, den Geist meines treuen Dieners durch die Entdeckung meiner Kunst zu beruhigen, aber sie war mir noch zu neu, als daß ich so schnell hätte von ihr scheiden sollen; ich zeigte daher eine Aergerlichkeit, von der ich nichts wußte, und sagte ihm, er könne hingehen, wohin er wolle. Zum wenigsten hatte ich mich bei dieser Gelegenheit versichert, daß mich das grüne Männchen nicht hintergangen hatte, und stolz im Bewußtseyn der neuerlangten Kraft, beeilte ich meine Toilette, aber noch ehe dieselbe beendet war, wurde mir mein bester Freund Sheringham gemeldet, der im Frühstückzimmer wartete; zugleich empfing ich ein Briefchen von der lieblichen Fanny Hayward, dem göttlichen Mädchen, welches mich allein, mitten unter meinem wissenschaftlichen Forschen, mit weltlichen Gefühlen fesseln konnte. Doch ehe ich noch dasselbe öffnete, eilte ich, den Freund zu empfangen.

„Sheringham, mein lieber Junge," sagte ich, als ich ihm bewillkommend entgegentrat, „was bewog Dich zu einem so frühen Besuche?"

„Meine Unruhe," entgegnete Sheringham, „Dir mitzutheilen, daß mein Oheim, dessen Interesse ich bemüht war, für Dich, rücksichtlich der von Dir gewünschten Anstellung, zu gewinnen, sich genöthigt sieht, einen Verwandten des Marquis zu empfehlen; dies ist mir äußerst unangenehm; indessen dachte ich, sey es doch das Beste, Dich aus der Ungewißheit hierüber zu ziehen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wette.

(Aus dem deutschen Postillon.)

Als in dem großen deutschen Befreiungskampf wider Napoleons Herrschaft, der leider nur so kleine Resultate für unser Deutschland gehabt, die deutschen Heere zum zweitenmal siegreich in Paris eingezogen waren (was Friederich der Große, der da bekanntlich sagte, daß, wenn er König von Frankreich wäre, keine Kanone in ganz Europa ohne seine Erlaubniß abgefeuert werden dürfte, nicht für möglich gehalten haben würde), langte ich eines Abends in dem schönen Hotel des trefflichen, mir schon durch frühere Besuche befreundeten, jetzt verstorbenen, Wirthes Jacob Schnerr zum Weiden-Hof auf der Zeil, in Frankfurt am Main, an. Ich begab mich zuerst in das gleich am Eingange Parterre gelegene, allgemeine Gastzimmer, wo ich eine fröhliche Männergesellschaft in lebhaftem Gespräch begriffen antraf. „Ah! da kommt ein unparteiischer Fremder!" rief einer der Herren, bei meinem Eintreten, sich gegen mich wendend, aus. „Sehen Sie, mein Herr!" sprach er zu mir, „wir sind eine Anzahl alter, jeden Abend hier zusammenkommender Stammgäste, alle brave deutsche Patrioten. Da nun unser theures Deutschland jetzt, Gott sey Dank, auch wieder ein freies ist, so habe ich hier meinen Freunden den ächt vaterländisch gesinnten Vorschlag gemacht, daß wir hinfort auch nicht ein französisches Wort in unserm Kreise dulden wollen, und daß Jeder für eines, das er sich noch zu Schulden kommen läßt, zur Strafe eine Flasche Champagner zum Besten geben muß. Was meinen Sie dazu?"

„Der Vorschlag", erwiederte ich, „ist vortrefflich, ächt patriotisch und zugleich höchst animirend, denn an Champagner wird es Ihnen sonach eben so wenig in Ihrer Gesellschaft fehlen, als unserer lieben deutschen Muttersprache leider an Gallicismen und ich wünschte daher wohl selbst ein Mitglied dieses geehrten deutschen Patrioten-Clubbs seyn zu können." Die besagte Proposition ward hierauf von dem ganzen Verein unanimiter angenommen und eine Flasche Champagner als Strafe für jedes französische Wort, das sich hinfort noch eines der Mitglieder erlauben werde, feierlichst festgesetzt.

Als ich aus dem Theater, wohin ich sofort ging, zurückkam, trat ich wieder in das Zimmer ein, um doch zu hören, wie weit die Herren indessen mit ihrem Deutschthum gekommen waren. Ich fand sie aber alle vom Champagner beseeligt, und sie erzählten mir unter allgemeinem Gelächter, daß eben der gute Freund, der den patriotischen Vorschlag gethan, das Meiste dazu beigetragen, indem er nach mehrern andern französischen Worten, wie eine „Parthie Billard" zu spielen, den „Marqueur" gerufen, ihm einen „Queue" zu geben, und dann bei jedesmaliger Erinnerung an seine Strafe wieder: „Marqueur" und „eine Bouteille Champagner!" und „noch eine Bouteille!" u. s. w. gerufen und somit bereits neunzehn Flaschen habe zahlen müssen. Als ich ihm nun hierauf mein Bedauern deßhalb äußerte, erwiederte er mit komischer Verdrießlichkeit, daß er es ja so gar streng nicht gemeint habe, aber seine Kameraden nähmen auch gar keine „Raison" an. So mußte er denn unter allgemeinem lautesten Jubel sogleich auch die 20ste Flasche zum Besten geben.

Prof. Dr. Schütz.

Frankfurter Theater.

Sonntag, 9. August. (Zum Erstenmal): Frauenehre, Drama in 5 Akten; nach dem Spanischen des Trurillo von Dr. Georg Nicolaus Bärmann.

Wenn wir die neuere dramatische Kunst nach ihrem wahren, dem romantischen Gehalte, schätzen, so gebührt den Engländern und Spaniern die Palme, jene gaben uns William Shakespeare, diese Calderon und Lope de Vega, und beide eine Romantik in dem Geiste ihres Landes. In Shakespeare gewahren wir den durch die Kraft des Inhalts imponirenden Styl des Nordens; in den spanischen Dichtern liegt die höchste Würde in dem buntesten, glanzreichsten Formenspiel des Südens: hier rauschen die Olivenwälder der Sierra Nevada, hier strömt der goldhaltige Genil, hier kreuzen sich die Erinnerungen aus der Zeit der maurischen Herrschaft mit denen aus jener, als Karl V. das Ritterthum und die Weltmonarchie auf die Alhambra pflanzte. Spanien ist, wie kein Land, reich an dem, was man Romantik heißt, selbst die Geschichte dieses Landes, vom Cid und seiner Ximene, von den Kämpfen der Zegris und Abencerragen an bis zu den neuesten, wo Cabrera, Balmaseda und spanische Banditen die Banner im Bruderkriege trugen, ist Poesie, und insonders romantische Poesie. Wer will sie beschreiben? Wir haben den Ausdruck »romantische Poesie« im spanischen Drama kürzlich am lebhaftesten in der Darstellung der Trurillo'schen Frauenehre durch Mad. Frühauf veranschaulicht gesehen, wir meinen die glühende Leidenschaft der Liebe und Ehre, die von der höchsten religiösen Zartheit durchdrungen sind. Die Darstellerin spiegelte jene tiefsten Beziehungen der spanischen Romantik wieder, und selbst die spanischen Redondillen, die in der romanischen Sprache wie ein mildes Echo klingen, von dem Uebersetzer aber in sehr flache Reime übersetzt sind, deren sich häufende Assonanzen zwar die Form des spanischen Verses, aber nicht den Wohlklang erreichen — selbst die Redondillen erhielten in dem Vortrag der Mad. Frühauf, so weit das nur ging, ihre Bedeutung. Die spanischen Dramatiker trugen nämlich jenes bunte und reimwiederholende Me-

trum aus der Romanze in das Drama über, um den Ton der Leidenschaften zu verstärken und — wie gesagt — auch schon im Versbau ein Echo zu erreichen, das dem, welches die Dichtung in dem Herzen hervorrufen soll, gleichstehe. In der deutschen Sprache aber muß eine Nachbildung dieser blühenden Diction offenbar Härten veranlassen, die sich nur durch den Vortrag beseitigen lassen, und dieser war hier vollendet. Der dramatische Gehalt und die Charactere der Frauenehre sind vortrefflich. Maria de Padilla (Mad. Frühauf) verlangt in der Darstellung ungewöhnliche Mittel; aber Mad. Frühauf bewies, daß Geist und Poesie überall die höchste Begabung der Natur ersetzen können. Die Leidenschaften mögen hier gewaltigere Formen erhalten können, aber schönere schwerlich. Der Beifall des Publikums war enthusiastisch. Neben Mad. Frühauf verdient Hr. Weidner (Don Gomez de Padilla) mit Auszeichnung genannt zu werden. Die Diction dieses Schauspielers ist stets voll höherer Weihe; auch in der Leistung des Hrn. Weidner vergaß man über den tragischen Gehalt und die Gluth der Leidenschaft, kurz über die Wahrheit der Charakteristik und Handlung die Unwahrheit eines Verses, der nicht im Verhältniß steht zu den Motiven und der Katastrophe der Dichtung. Hr. Weidner ist immer ein großer Schauspieler, wenn er eine große Inspiration erhält. Daß das Ensemble, aus welchem die Herren Grahn (Don Manuel de Silva) und Lußberger (Albuquerque) sehr vortheilhaft hervortraten, ein gelungenes war, bewies der Beifall des Publikums, das wir, bei einer Wiederholung des Stückes, nur zahlreicher erblicken möchten. Wenn wir der Regie für die passende mise en scène des Stückes danken, so weisen wir wiederholt auf die trefflichen Mittel unseres Schauspiels hin, dessen Lücken — wie wir vernehmen — durch Engagements erster Künstler ersetzt werden sollen. Wenn das Schauspiel bei jeder Bühne — und namentlich bei der hiesigen — als der eigentliche Stützpunkt der Administration angesehen werden muß, so möchten wir schon aus diesem Grunde wünschen, daß die Direktion in ihren Bestrebungen, für den Winter ein rüstiges und unserer Bühne würdiges Ensemble zusammenzustellen, reussiren möge.

Mannichfaltigkeiten.

In Frankreich ist kürzlich einem bekannten Kritiker, Hrn. Gustav Planche, nachgewiesen worden, daß gerade diejenigen seiner kritischen Artikel, durch die er sich zuerst einen Namen erworben, nichts weiter als Plagiate seyen. In der »Revue des deux Mondes« hatte nämlich Hr. Planche eine Reihe von Skizzen berühmter englischer Schriftsteller, namentlich Fielding's, Maturin's und Mackenzie's, mitgetheilt. Gegenwärtig beweis't nun Hr. A. Michiels, daß diese Skizzen, für welche die Redaction der »Revue des deux Mondes« schweres Honorar bezahlt hatte und die vom Publikum als Dokumente einer scharfsinnigen Kritik aufgenommen worden waren, beinahe wörtliche Uebersetzungen von Walter Scott's »Leben berühmter Novelisten« seyen, welchen Letztern jedoch als Autor zu nennen Hr. Planche wohlweislich unterlassen hat, da jene »Revue« dann die »literarischen Porträts« nicht aufgenommen und noch viel weniger so gut honorirt hätte. Die Unverschämtheit des Plagiarius ist aber um so größer, als es auch eine recht gute, von Defauconpret veranstaltete französische Uebersetzung jener Arbeit Walter Scott's gibt und Hr. Planche also um so mehr zu riskiren hatte, daß sein Eskamotirungstalent sehr bald an das Licht kommen werde.

(Wangen im schwäbischen Allgäu.) [Drake-Fest.] Wenn in unserer Zeit Männern, die sich auf irgend eine Weise um die Menschheit verdient gemacht haben, durch glänzende Feste, Denkmale u. s. w. der gebührende Dank gezollt wird, so ist diese Anerkennung des Verdienstes gewiß als eine erfreuliche Erscheinung zu betrachten, und jedes derartige Fest, in welchem sich eine solche Anerkennung und eine solche dankbare Gesinnung ausspricht, verdient unseres Dafürhaltens öffentliche Erwähnung. Wir glauben daher, die Feier eines ähnlichen, wenn auch nicht großartigen, doch eigenthümlichen und schönen Festes veröffentlichen zu müssen. Mehrere Bürger veranstalteten seit einigen Jahren, sobald es reife Erdäpfel gab, ein Essen im Freien, und, weil man sich auf den ersten Wiedergenuß derselben freute, so wurde dieses Drake-Fest, wie man es nennt, zahlreich besucht. An der diesjährigen Feier desselben nahmen nun beinahe sämmtliche Honoratioren und Bürger Antheil. Der Festplatz war auf einer ehemaligen Insel eines seit mehreren Jahren trocken gelegten großen Weihers. Die ankommenden Theilnehmer wurden mit Böllerschüssen begrüßt und von Festordnern auf den Festplatz begleitet; in der Mitte desselben war ein kleines pyramidenförmiges Denkmal errichtet. Die allgemeine, durch keine Unordnung gestörte Fröhlichkeit, die Gesänge des hiesigen Liederkranzes, der schöne, ganz von Eichen umgebene Festplatz selbst, kurz Alles trug zur Verschönerung des Festes in einem solchen Grade bei, daß wir uns zur Hoffnung berechtigt glauben, die Theilnahme werde das nächste Jahr noch größer seyn.

(Ein Streit im Theater.) In einer französischen Stadt befand sich während des Jahrmarkts im vorigen Dezember ein Marionettentheater gerade vor dem Schauspielhause und wurde besonders von den Landleuten sehr fleißig besucht. Ein kleiner verwachsener Kaufmann aus der Stadt L. ging in das Theater in's Parterre; alle Welt geniirte ihn, alle Welt kam ihm lächerlich vor. Seine giftigen Bemerkungen unterhielten seine Nachbarn, bis der arme Kleine auf den unglücklichen Einfall kam, sich an einen großen Mann zu wagen, der ganz ruhig vor ihm saß. Dieser wurde der Neckereien des Kleinen bald überdrüssig und bat ihn ganz gelassen, er möge Ruhe halten oder sich vor ihn setzen, er werde dann nicht nöthig haben, immer emporzuhüpfen. Der Kleine nahm diese Bemerkung übel auf, antwortete spitz, drohete und hob sogar den Stock gegen seinen Gegner. Mit einem Griffe hatte dieser ihn unter allgemeinem Gelächter entwaffnet, er sagte aber: »Nehmen Sie Ihren Stock zurück, und bleiben Sie nun ruhig.« — »Herr, Sie werden mir Genugthuung geben und auf der Stelle.« — »Ich schlage mich nur mit Männern.« Darüber war der arme Zwerg noch einmal so aufgebracht und fiel wieder mit dem geschwungenen Stocke über seinen Gegner her, der ihm den Stock entriß und zertrat, den kleinen Kaufmann faßte, unter den Arm nahm und so, gefolgt von dem ganzen Parterre, bis an das Puppentheater trug, in das er ihn hineinschob, während er rief: »Gebt doch besser auf Eure Marionetten Acht! da ist ein Hanswurst entlaufen, der einen Höllenlärm macht und keine Minute ruhig bleiben kann.«

Dem Pianisten Carl Abel in Darmstadt wurde für die Ueberreichung einer vierhändigen Serenata für Piano-Forte, componirt zur Feier des Verlobungsfestes Sr. kais. Hoh. des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland und J. Hoh. der Prinzessin Maria von Hessen, von J. Maj. der Kaiserin von Rußland eine goldene Uhr als Zeichen des Wohlwollens gesandt.

Kunstnotiz.

Nächsten Mittwoch den 19. d. Mts. wird Miß Clara Novello, auf ihrer Durchreise nach Italien begriffen, ein Konzert im Schauspielhause zu Frankfurt a. M. geben. Sie genießt, wie bekannt, den Ruf einer bedeutenden Sängerin, hat bereits in vielen großen Städten Konzerte gegeben und soll bei der haute volée sehr in Ansehen stehen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. August. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abtheil., Musik von Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 228. Samstag den 15. August 1840.

Das grüne Männchen.

Phantasiebild nach dem Englischen von Heribert Rau.

(Fortsetzung.)

„Major," sagte ich, mich zur Kälte zwingend, „wenn Dich dies so sehr grämt, wie es scheint, darf ich wohl fragen: warum Du so schnell und bereitwillig in Deines Oheims Vorschlag einwilligtest und so gefällig mit seiner Eingebung übereinstimmtest, die Stelle an den Verwandten des Marquis zu vergeben? — War es nicht die Hoffnung, durch Vermittlung des Marquis, als Vergeltung, die Beförderung zu erlangen, auf die Du so lange harrst? —"

„Mein Bester," rief Sheringham, sichtbar verwirrt, „ich — ich — stimmte durchaus nicht meinem Oheim bei; er versuchte allerdings das, worauf Du anspielst, allein wenn ich jene Beförderung jetzt erhalten sollte, so wäre dies rein zufällig."

„Sheringham," erwiederte ich, „Dein Oheim hat sich bereits der Beförderung für Dich versichert, und Du wirst bis Dienstag schon in den Zeitungen als Obristlieutenant angezeigt stehen. Ich weiß, daß Du gestern, als Du zu Deinem Oheim zurückkehrtest, in der Kaserne anfragtest, um Dich von der Richtigkeit des Gerüchtes: Du habest die vacante Stelle erhalten, zu überzeugen."

„Sir," entgegnete Sheringham, „wo Sie diese Dinge aufgelesen haben, weiß ich nicht; aber ich muß gestehen, daß solches Mißtrauen, nach einer jahrelangen, ungetheilten Freundschaft, nicht mit der Meinung übereinstimmt, die ich bisher von Ihnen hatte. Wenn der Mann, den wir als unseren besten Freund betrachten, durch unredliche Mittel sich herabwürdigt, ein Spion unserer Handlungen zu werden, so ist das Vertrauen am Ende, und je eher alsdann die gegenseitige Verbindung aufhört, desto besser ist es. Wie konnten Sie ohne ein solches Verfahren zu den gedachten Einzelheiten kommen?"

„Ich" — und hier war ich aufs neue versucht, zu bekennen und zu fallen; aber ich hatte den Muth, zu schweigen. „Genug, Major Sheringham, daß ich von der Wahrheit des Gesagten fest überzeugt bin. Und noch mehr, ich weiß, daß Sie, wenn Sie mich nun verlassen, Ihre gegenwärtige Entrüstung bewegen wird, zu Ihrem Oheim zu eilen, und seine augenblickliche Willfährigkeit für mich ersticken werden."

„Das geht zu weit, Sir," rief Sheringham, flammend vor Zorn, „dies muß unsere letzte Zusammenkunft gewesen seyn, wenn nicht Ihre unverschämte Aufführung und Ihre ungezogene Sprache eine gewisse andere Zusammenkunft nöthig machen wird; und somit, mein Herr, endet unsere Bekanntschaft."

Dies gesagt, verließ Sheringham, mein sonst erprüfter Freund, das Zimmer, von meiner Niedrigkeit und Erbärmlichkeit, seiner Ansicht nach, völlig überzeugt. Mein Herz wollte mir zerspringen, als ich die Thüre zum letztenmale hinter ihm zufallen hörte.

So besaß ich denn die Kraft, die ich so lange erfleht und ersehnt, und in weniger als einer Stunde hatte ich durch sie meinen treuen Diener und meinen besten Freund verloren! —

Nichts desto weniger hatte mir Barton eine Unwahrheit gesagt, und Sheringham stand den Dienstag Abend als Obrist-Lieutenant in den Zeitungen.

Ich beschloß nun, Fanny Hayward's Briefchen zu eröffnen; es enthielt die Einladung zu einem Mittagessen bei ihrer Mutter, und die Bitte, sie zur Oper zu begleiten. Ich verehrte — nein, ich liebte Fanny auf das innigste, und wenn ich sie mit Entzücken anblickte, sog ich aus dem milden Glanze ihrer schmachtenden blauen Augen Genehmigung meiner Hoffnungen, — unendliche Seligkeit.

Ich ergriff meine Feder, ihr Billet zu beantworten, und schrieb unfreiwillig, durch die wunderbare in mir wohnende Kraft getrieben, folgende Zeilen:

„Geliebte Miß Hayward!

Mit unendlichem Vergnügen würde ich Ihre freundschaftliche Einladung für heute Abend angenommen haben, wenn sie aus derselben wahrhaften Liebe geflossen wäre, die Ihr ganzes Verfahren gegen mich bis hierher bezeichnete; allein Sie müssen gestehen, daß es Ihnen weniger darum zu thun ist, mich zu sehen, als daß Sie der Hoffnung leben, bei dieser Gelegenheit Sir Henry Witherington wiederzufinden, mit welchem Sie sich am letzten Donnerstage bei Lady Graham so vortrefflich unterhielten, und welchem Sie Ihren Fächer unter der Bedingung aufzuheben gaben, daß er ihn heute Abend in der Oper persönlich zurückgeben würde. Da ich keine Lust in mir verspüre, die Folie zu einem an sich schon so glänzenden Dinge, als Ihr neu entdeckter Baron ist, zu seyn, so bedaure ich, Ihren Vorschlag ablehnen zu müssen."

„Die Gefälligkeit Ihrer Mutter würde ich tiefer fühlen,

wenn ich nicht wüßte, daß sie Ihre neue Bekanntschaft billigt, und Ihnen die Nothwendigkeit vorgestellt hätte, meine Gesellschaft, der Schicklichkeit wegen, zu besitzen, um ihren Wagen zu rufen und ihr meinen Arm zu bieten, während Sir Henry den Liebenswürdigen bei Ihnen spielt und Sie hinter unserm Rücken begleitet."

„Sagen Sie gefälligst Ihrer Frau Mutter: obgleich Sie Beide der Spaß sehr unterhalten haben würde, so hätte ich kein Verlangen, das fünfte Rad am Wagen zu machen, und ich ersuche sie, ihr Cotelette und ihre Gesellschaft Sir Henry anzubieten."

„Empfangen Sie, geliebte Miß Fanny, die Versicherung meiner Ergebenheit."

* * *

Das Billet sandte ich sogleich an seine Adresse, herzlich erfreut, daß ich die Macht besaß, die Verstellung meiner Schönen zu entdecken, und fähig war, die Maske zu durchdringen, mit welcher sie sich bemühte, ihre wahren Wünsche und Absichten zu verbergen. Ich eilte hierauf zum Frühstück, und hatte dasselbe kaum vollendet, als Mr. Fismann, mein Schneider, gemeldet wurde, der mir einen Anzug nach neuestem Schnitt und von der modernsten Farbe anzuprobiren wünschte. In weniger als fünf Minuten hatte ich ihn an, und Farbe, Aermel, Aufschläge und Besatz waren die Gegenstände der Bewunderung des Ueberbringers.

„Er sitzt vollkommen gut!" rief der Schneider, der ein Fremder war, und konnte sich in Anpreisungen nicht erschöpfen. Nachdem er seine viele Lobeserhebungen geendet, erklärte ich ihm, daß es damit durchaus nicht so ganz richtig wäre; bewies ihm, daß mir der Rock schlecht sitze, und setzte ihm auseinander, auf welchem Platze und von welchem Händler er den Anzug erkauft hätte. Dies brachte den Schneider außer sich, er wurde grob, und unsere Zusammenkunft endete damit, daß er der Treppe hinunter flog. Vom Falle hinkend, eilte er auf das Polizei-Büreau, und ich erhielt kurz darauf eine Ladung, den andern Tag vor dem Magistrate zu erscheinen.

Trotz so vielen, durch meine geistige Sehkraft herbeigeführten Unannehmlichkeiten, war ich doch immer, wenn ich meinen grünen Freund abrechnete, der Einzige, der dieses Talent besaß; dieses stolze Bewußtseyn tröstete mich über Alles, und da ich mich nicht überreden konnte, das schöne Vorrecht, nach dem ich so lange geschmachtet, für dessen Erwerb ich so zahllose Nächte durchgearbeitet, so viele unschuldige Genüsse aufgeopfert hatte, so schnell wieder zu verlieren, entschloß ich mich, in der Zukunft wenigstens vorsichtiger und weniger freigebig mit den Resultaten meiner Kunst zu seyn.

Nach dem kleinen Abenteuer, was ich so eben erzählt habe, dachte ich, obgleich ich schon im voraus den ganzen Verlauf der Prozedur, das Urtheil, und sogar die Ausdrücke, in welchem es abgefaßt seyn würde, kannte, — die Sache stellte sich doch etwas würdiger in den Augen des Publikums dar, wenn sie durch einen geschickten Advokaten geführt würde. Ich entschloß mich daher, zu dem meinen zu gehen, der, außer daß er meine Geschäftssachen besorgte, auch zugleich ein intimer Freund von mir war.

(Fortsetzung folgt.)

Nein, Nee, Na.*)

Liebchen, höre meine Bitte,
Oeffne mir dein Fensterlein,
Schirmt die Nacht die stille Liebe,
Strig' ich leis' zu dir hinein.
»Nein, nein!«

Mädche, leß dei Zimmer offe,
O versprech's, ich bitt' dich schee,
Hab' dir heut' noch viel zu saache,
Aber nor dir ganz aller,
»Nee, Nee!«

Diendl, bist ma guet a bisl,
Schiebst ma's Rigel heunt nit für,
Schau die Nacht waar' lang zun Sterb'n,
Ließt d' mi nit a wen'g zu dir.
»Na, na!«

Wirkungskreis der Mütter.

Wie man es dem Hause ansiehet, weß Sinnes der Herr sey, so siehet man es ganz gewiß dem Kinde an, weß Sinnes die Mutter sey. Ja, ja, ihr Mütter, glaubt es nur, ihr lauft in euren Kindern auf der Straße umher, ihr Schmutz ist euer und ihre Rohheiten zeigen von eurer Herzensbildung. Und wenn das Kind sich ekelhaft macht durch Abwürtheilung über Erwachsene und schlechte Behandlung der Dienstboten, das habt ihr ihm auch gelehrt. Wenn die Kinder zerlumpt umher laufen, das ist das Werk der Mutter; sie kann, wenn auch wenig verdient wird, wenigstens dafür sorgen, daß die Kinder nicht an zerrissene Kleider gewöhnt werden. Zschokke sagt: ein Loch im Aermel, ein Loch in der Seele; nur wollen es leichtsinnige Mütter nicht glauben. Ueberhaupt, daß ein Hauswesen in die Höhe kömmt, das macht die gute Frau, vom Fürsten bis zum Taglöhner. Sie hat einen herrlichen Wirkungskreis, sie hat zu streben und zu schaffen vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange. Wo die Frau nichts taugt, nicht sparsam, wirthschaftlich ist, die Kinder vernachlässigt: da zieht Armuth nach vorherigem Betruge ein. Wenn die Frau faul, eitel und unwissend ist, so bleibt auch der beste Mann zurück, und wenn er noch so thätig ist, und sehr häufig hört man jetzt: der Mann war nicht schuld, aber die Frau. Manches Weib ist dem Manne ein Mühlstein, der ihn, wenn er schwimmen will, nicht in die Höhe läßt, bis er endlich gar ertrinkt. Eine Frau, die das Haus bewahrt, bewahrt auch ihre Kinder, und wenn wir hier Gelehrte anführen, die durch ihre Mütter ausgezeichnet wurden, so geschieht dieß nur, weil man eben ihr Leben weiß und um die Aufgabe zu beweisen; wir glauben aber, daß auch der ärmste Handarbeiter sein bestes Erbtheil, Religion und Rechtlichkeit, seiner guten Mutter verdanken kann. Dem Manne gehört die

*) Aus den »Gedichten in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart, von Franz v. Kobell. München. Liter. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Welt, der Frau das Haus, und nur unsere Zeit, die des Dummen so viel hervorgebracht hat, wollte das Weib „emancipiren", d. h. wollte ihr das Haus nehmen und sie zu nichts machen. Der Wirkungskreis der Frau ist ein schöner; wer ihn verkennen kann, hat wenigstens keine gute Mutter gehabt, sondern eine, die sich auf dem Tanzplatze besser gefiel, als in ihrem Tempel, dem Hause. Eine römische Matrone erhielt folgende Grabschrift: Lanam fecit, casta vixit, domum servavit (sie sorgte selbst für einfache Kleidung, lebte keusch und bewahrte das Haus). Wohl der christlichen Hausfrau, wenn man diese Schrift auf ihr Grab setzen kann, oder noch besser, wenn Söhne und Töchter diese im Herzen mit sich herumtragen; weiter ist nichts nöthig, sie umfaßt Alles.

Die Beweise für den angeführten Satz habe ich aus den Biographieen wackerer Männer geliefert, wenn es anging, mit ihren eigenen Worten, und ich hätte sie in's Unendliche vermehren können, wenn ich stets mit der Feder gelesen hätte. Für jetzt mag Folgendes genügen, wenn auch die Männer gerade nicht in der Reihenfolge der Zeit stehen, sondern so, wie ich ihre Lebensbeschreibung gelesen habe.

Goethe rühmt seine Mutter in dem Buche: „Mein Leben ꝛc." sehr und sagt, daß er ihr sehr viel zu danken habe. Hebel sagt von seiner Mutter: sie war eine gemüthliche, fromme Frau, die mich zur Gottesfurcht, Geradheit und Rechtschaffenheit erzog und sie mir tief und unerschütterlich einprägte. Neuffert rühmt seine Mutter, daß sie jeden Sinn des Schönen und Guten in ihm erweckt habe. Caroline Pichler sagt: meine Mutter, die über der Bildung des Geistes die viel nöthigere zur Häuslichkeit nicht vergessen hatte, hielt mich streng hierzu an, lehrte mich diese lieben und als die erste und wichtigste Bestimmung des Weibes betrachten und bewahrte auf diese Weise meinen Charakter vor mancher falschen Richtung. Hölty verdankte, nach eigener Aussage, die zarte, reine Bildung des Gemüthes, die sich in allen seinen Gedichten wiederspiegelt, seiner trefflichen Mutter. Joh. Georg Jacobi hatte seiner Stiefmutter viel zu danken und sein Gedicht „die Mutter" hat sie verewigt. Hier zeigt er ein zartes, stilles Familienglück, geheiligt durch Frömmigkeit und Rechtschaffenheit der Mutter. Wilhelm Hauff wurde beaufsichtigt von einer zärtlichen und verständigen Mutter; sie hatte einen wohlthätigen Einfluß auf sein zartes Gemüth. (S. G. Schwab in Hauff's sämmtlichen Werken 1. Band.) Deßhalb konnte er auch sein schönes Gedicht: „Mutterliebe" schreiben. Wieland verdankt seiner Mutter sehr viel und nennt sie ein Muster frommer häuslicher Weiblichkeit. Jean Paul, Klopstock, Körner, Lichtwehr, G. Seume rühmen ihre Mütter. J. Engel preist seine Mutter als eine sehr geistvolle, edeldenkende, überaus wohlthätige Frau. Luther verdankt der Cotta viel und Melanchthon's Mutter hatte folgende Verse oft im Munde:

Wer mehr will verzehren,
Denn sein Pflug kann ernähren:
Der wird zuletzt verderben,
Vielleicht am Galgen sterben.

Die Verse sind noch heute gut! Der Schluß ist vielleicht nicht für manches zarte Gefühl; aber wenn auch nicht die zarte Mutter dorthin kommen kann, so kann es sehr leicht ihr vernachlässigter Sohn, und das wäre doch sehr zu bedenken. Cramer (s. Gellert's Leben) sagt von Gellert's Mutter: sie war eine rechtschaffene Mutter, immer bemüht, ihren Kindern die Grundsätze und Empfindungen einer ungeheuchelten Gottseligkeit gleich in ihrer Kindheit einzuflößen und sie ihnen sowohl durch den Reiz, den mütterliche Lehren haben, als auch durch die Anmuth ihres eigenen Beispiels angenehm und liebenswürdig zu machen. Sie erwarb sich durch ihr gutes und sanftes Herz, als eine dienstfertige, mitleidige und wohlthätige Freundin, an ihrem Orte ein unvergeßliches Andenken. (Allg. Anz.)

Mannichfaltigkeiten.

(Kirchheim u. T., 9. August.) Der vor wenigen Tagen im Schwäbischen Merkur gegebene Bericht über einen im Badischen durchgeführten großen Betrug veranlaßt uns, eine gleiche Betrügerei, welche vor etwa 14 Tagen an einem Wirthe in Owen verübt wurde, zur öffentlichen Kunde zu bringen, theils weil der Fall der gleiche und das Verbrechen ohne Zweifel von denselben verübt worden ist; theils weil man, wie auch diese Erfahrung lehrt, nicht oft genug das leichtgläubige Volk vor solchen Gaunern warnen kann. Auch hier spielten die gleichen Personen dieselbe Rolle. Zwei gut gekleidete »Herren« kehrten in dem Wirthshause ein und sprachen von Fabrikunternehmungen, welche sie der Gegend zuzuwenden beabsichtigten, so wie von den Summen Geldes, welche sie auf der Post zu Kirchheim anzutreffen erwarteten. Sie blieben über Nacht und erst am folgenden Tage traf anscheinend zufällig ein Pole ein und erzählte in gebrochenem Deutsch von einer in Spanien ihm zugefallenen großen Erbschaft, welche ihn veranlasse, nun auch seine Frau in der Heimath abzuholen. Auch hier wurde der Wirth von ihm auf die Seite genommen, und nachdem derselbe auf Befragen versichert hatte, daß er ein Christ sey, unter Vorweisung eines Diamantkreuzes über die Möglichkeit, dasselbe zu verwerthen, um Rath gefragt, und als nun Einer der andern beiden Gäste in's Zimmer trat, stellte sich der Pole sehr erschrocken, verbarg seinen Geschmuck und brachte ihn erst wieder zum Vorschein, nachdem er versichert worden war, daß auch dieser Herr ein guter Christ sey. Begreiflicherweise lobte Letzterer das Geschmeide außerordentlich und die Komödie führte, nachdem sie einige Zeit mit aller Gewandtheit gespielt worden war, dazu, daß der Pole an den Fremden das Kreuz verhandelte, und der Wirth gegen Verpfändung desselben eine Summe, welche dem Vernehmen nach 500 fl. übersteigen soll, theils an baarem Gelde, theils an Geräthschaften von edlem Metall vorstreckte. Das Kreuz wurde sofort sogleich versiegelt; später aber nochmals herausgenommen und der Ehefrau des Darleihers vorgewiesen, dann auf's neue wohl eingepackt und in der Kommode des Wirths verwahrt, den Schlüssel zu dieser aber nahmen die Gauner zur Hand, weil, wie sie sagten, das Pfand den Betrag des Darlehens weit übersteige und sie daher wegen dessen richtiger Verwahrung sicher gestellt seyn wollten. Nun entfernten sie sich, um das auf der Post zu erwartende Geld abzuholen, und als nach einigen Stunden bei dem Wirthe Bedenklichkeiten erwachten und er die Kommode eröffnete, fand sich darin statt des Kreuzes nur ein Stückchen Holz vor. Ob eine Spur zu Entdeckung der Betrüger gefunden, oder auch nur eine Wahrscheinlichkeit hiezu vorhanden ist, wissen wir nicht.

Man meldet uns, daß der früher in Frankfurt engagirt gewesene Tenorist Abresch auf der Dresdener Bühne als Tamino in der Zauberflöte und als Brauer von Preston mit Beifall aufgetreten sey.

Alles in der Welt geht vorwärts und wird geschmackvoller, auch die Zeitungsschreiber und die Schönfärber. In Bologna erscheint eine genießbare Zeitung auf Oblatenpapier und mit Chocolade gedruckt. In Altona machte ein Schönfärber seinen Kunden bekannt, daß er fortan nur naturgetreu färben werde, neidgelbe Schürzen, schamrothe Busentücher, altersgraue Mützen, schneeweiße Halsbinden, mohrenschwarze Westen, himmelblaue Kleider und grasgrüne Ueberröcke.

In einer der letzten Versammlungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien (am 15. Juli) kamen zwei menschliche Mißgestaltungsfälle vor, welche neuerdings einen Beleg zu dem alten Volksglauben an den mächtigen Einfluß der mütterlichen Einbildungskraft auf das Fötusleben zu liefern scheinen. Hr. Dr. Zink, der verdienstvolle Gründer des orthopädischen Instituts (in der Alservorstadt), führte nämlich einen eilfjährigen Knaben mit einem künstlichen linken Vorderarme vor, da ihm die Natur denselben versagt hatte. Seine Mutter, eine geborne Pariserin, an einen Wiener Schuhmachermeister verehelicht, hatte das Unglück, eines Abends (vor elf Jahren, als sie mit dem Knaben guter Hoffnung war) zur Zeit des Zapfenstreiche, während sie in Wien durch die Schlüsselgasse ging, von einem betrunkenen Soldaten, der mit blankem Säbel in der Hand hinter ihr her kam, und dem sie in dem engen Gäßchen nicht schnell genug ausweichen konnte, durch einen Hieb in die rechte Schulter verwundet zu werden. In der Angst, ihren Kopf, nach dem der Hieb geführt ward, zu schützen, hatte sie sich vorgebeugt, und dabei mit der rechten Hand ihren linken Arm gefaßt. Die Verwundung, welche eine heftige Entzündung und Geschwulst des ganzen Armes zur Folge hatte, wurde zwar glücklich geheilt, aber bei der (acht Monate darauf) eingetretenen Entbindung kam der Knabe glücklich zur Welt, dem der linke Vorderarm gerade von der Stelle an fehlte, an welcher die Mutter in ihrer Angst mit der rechten Hand ihren linken Arm angefaßt hatte. Die Wahrheit dieser Erzählung wird durch noch lebende Zeugen bestätigt. Hr. Dr. Zink hat sich durch die Konstruktion des künstlichen Armes, welcher dem mittellosen Knaben nicht allein seine körperliche Verunstaltung benimmt, sondern ihn auch besser in den Stand setzt, für seine dereinstige Subsistenz selbst zu sorgen, ein großes Humanitätsverdienst erworben. — Der zweite analoge Fall bestand in der Mißbildung eines Kindes, das am größten Theile der äußern Hautoberfläche mit einem behaarten Felle bedeckt geboren wurde. Die Mutter desselben soll auf die Nachricht, daß das Leben ihres Schooßhündchens, welches vor das Haus gelaufen war, in Gefahr schwebe, indem der Hundeschläger in der Nähe schweife, in heftigen Schrekken versetzt worden seyn, als sie eben guter Hoffnung war. — Zwei Thatsachen, die allerdings geeignet sind, die physiologische Kritik zu interessiren, wenn auch der große Forscher Haller ausruft: »Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist!«

Ueber die scharfe Rede, mit der sich Herr von Lamartine in der Deputirtenkammer über Napoleon ergoß, hat man sich in Paris folgende scherzhaft-beißende Kritik erlaubt: »Hr. Lamartine betrachtete den kaiserlichen Adler nicht mit dem Auge des Dichters, sondern mit dem des Naturforschers (d. h. er erklärt den Adler für einen Raubvogel) und die Kammer billigte seine Prosa.«

Man schreibt uns aus Wien: Mad. Wittmann vom Stuttgarter Hoftheater ist zu einem Gastspiel am Burgtheater eingeladen, und eröffnet dasselbe in kommendem Monat. So weit wir diese besonders im feineren Lustspiel ausgezeichnete Schauspielerin kennen, wäre sie wohl geeignet, die Stelle der in's eheliche Leben übergetretenen Karoline Müller einzunehmen, und man sieht ihren Leistungen mit Theilnahme entgegen.

Karl Devrient's Gastspiel in Frankfurt a. M.

Der Namen Devrient ist überall in Deutschland, wo es Bühnen gibt und wo man sich für theatralische Kunst interessirt, ein wohlbekannter und klangvoller. Von dem genialen Ludwig Devrient ist dieser Namen glänzend begründet worden und von drei Neffen desselben wird er ruhmvoll fortgesetzt. Emil Devrient, dermalen in Dresden, hat auf allen deutschen Bühnen unter höchster Anerkennung gastirt; Eduard Devrient, Mitglied des königl. Theaters in Berlin, wurde zuerst als ausgezeichneter Sänger renommirt und hat sich darauf seit 1834 dem Schauspiele mit entschiedenem Erfolg zugewendet, in welchem er als geistreicher und feingebildeter Darsteller gerühmt wird; Karl Devrient, dermalen in Hannover engagirt, ist der Dritte im Künstlerbunde der Brüder. Die würdigen Bestrebungen und Leistungen der Genannten sind von vielen kritischen Stimmen, wie auch im Brockhaus'schen Conversations-Lexicon der Gegenwart, im allg. Theater-Lexicon u. a., gebührend hervorgehoben worden. Somit wird das Gastspiel von Karl Devrient den hiesigen Theaterfreunden jedenfalls von Interesse seyn. Es wurde mit der Rolle des Lord Harleigh in der Wahnsinnigen eröffnet. Diese bietet dem Schauspieler Gelegenheit, sein darstellendes Talent zu entfalten. Stufenmäßig muß er die fixe Idee, die sich Harleigh's bemächtigt hat, in den Zustand der Geisteszerrüttung überführen. Der zweite Act, in welchem der Ausbruch des Wahnsinns schon etwas gemäßigt erscheinen muß, weil derselbe bereits Symptome der zu hoffenden Genesung erkennen läßt, ist besonders schwierig. Außer dieser gehörig zu motivirenden Steigerung von der fixen Idee bis zur Geisteszerrüttung und außer den leisen Andeutungen der eintretenden Besserung im letzten Acte, sind auch noch die lichten, nur schwach umflorten Momente darzustellen, in denen Lord Harleigh sich als feiner und geistvoller Weltmann, wie als liebender Gatte und Mann von edler Gesinnung zeigt. Karl Devrient genügte der schwierigen Rolle in vollem Maaße. Mit Einsicht motivirte er die Uebergänge in derselben, alles Outrirte glücklich vermeidend, und fand zugleich für den Mann von Geist und feiner Bildung die rechte Form und den rechten Ton. Die Darstellung war aus einem Gusse und ebenso lebensvoll, als klar gehalten. Der Gast fand den einstimmigsten Beifall und wurde wiederholt hervorgerufen. W.

Viersylbige Charade.

Die ersten beiden nennen dir Etwas,
Das zehnmal liegt in einer graden Zahl;
Die beiden letzten meidest du wohl gern,
Und greifst nach ihnen dennoch bei dem Mahl.

Das Ganze kennet dies Jahrhundert nicht,
Doch ist's aus der Geschichte dir bekannt:
Des Despotismus Kind, und gleichwohl ward
Doch seine Mutter Republik genannt.

L — g.

Auflösung der Charade in Nro. 226.

Sachsenhausen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. August. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abtheil., Musik von Kreutzer.

Sonntag, 16. August. Der Diplomat, oder: Wenn ich's selbst nur wäßte! Lustspiel in 2 Abtheilungen, nach Scribe und Delavigne, von Theodor Hell. (Gastrolle) Chavigny: Hr. Carl Devrient, Mitglied des königl. Hoftheaters zu Hannover. Hierauf folgt: Die Benefizvorstellung, Lustspiel in 1 Act, in 5 Abtheilungen, von Theodor Hell. (Gastrolle) Mr. Pudding: Hr. Carl Devrient.

Montag, 17. August. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Robert der Teufel, große Oper in 5 Acten, von Meierbeer. Isabella: Dem. Jacobina Arnold. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 229. Sonntag, den 16. August 1840.

Unsre Hoffnung.

Bald Himmel und bald Eden heißt,
Bald Paradies der Mensch die Räume,
Die hier als Heimath ahnt der Geist,
Das Ziel der Sehnsucht und der Träume.

Im Himmel such' ich jenen Ort,
Wohin dereinst ich froh mich schwinge
Und dann von Stufe fort und fort
Zu immer größ'rer Wonne dringe.

Im Himmel, in dem Haus des Herrn,
Da müssen and're Rechte gelten
Als hier auf unserm Wandelstern,
Der kleinsten von Millionen Welten.

Im Himmel muß ein milder Strahl
Zu Bäumen all' die Keime treiben,
Die hier in unserm Erdenthal
In tiefer Brust vergraben bleiben.

Im Himmel soll der Flug der Zeit
Zerstörend nie mein Haupt berühren,
Dort, hoff' ich, wird die Ewigkeit
Die wechsellose Herrschaft führen.

Im Himmel muß ein ganzes Meer
Von jenen Seligkeiten fließen,
Aus dem in Stunden, schön und hehr,
Wir einen Tropfen hier genießen.

Im Himmel will ich wieder seyn
Vereint mit all' den lieben Seelen,
Die, schlummernd unter'm Leichenstein,
Hienieden mir auf immer fehlen.

Im Himmel will ich in dem Buch
Des Schicksals dann die Gründe lesen,
Warum hier unverdienter Fluch
Das Loos der Besten oft gewesen.

Im Himmel wird, warum ich sah
Besiegt hier oft das Reich des Guten,
Mir klar, warum auf Golgatha
Und sonst die Edlen mußten bluten.

Im Himmel möcht' in Brüderschaft
Ich mit den großen Geistern leben,
Die hier durch ihres Beispiels Kraft
Uns über's Irdische erheben.

Und fragt ihr, wer dem Erdensohn
So kühne Hoffnungen erlaube?
Die Trösterin ist's: Religion
Und in der Brust der fromme Glaube.

Ludw. Hub.

Das grüne Männchen.

Phantasiebild nach dem Englischen von Heribert Rau.

(Fortsetzung.)

Als ich den Temple erreichte, fand ich meinen verehrten Marwell zu Hause; sein Empfang war wie gewöhnlich der wärmste, seine Ausdrücke die freundschaftlichsten. Ich setzte ihm meine Sache auseinander; er lauschte aufmerksam, und versprach mir, darin sein Möglichstes zu thun. Allein so freundlich und liebenswürdig sein Benehmen gegen mich war, so wußte ich doch, daß er wenige Zeit vorher gegen seine Frau geäußert hatte, er halte mich für verrückt. Was mich hierin bestärkte, war, daß ich bei meinen zwei oder drei letzten Besuchen die Bemerkung gemacht hatte, daß sich Mistreß Marwell bei meinem Erscheinen immer so weit als möglich von mir entfernt hielt, und jedesmal die Schelle gezogen hatte, um ihre Kinder wegbringen zu lassen. Meinem Entschlusse, vorsichtiger zu seyn, treu, nahm ich indessen keine Notiz hiervon; als ich aber, zu Mistreß Marwell mich wendend, davon sprach, daß seit meinem letzten Besuche eine lange Zeit verflossen sey, gewahrte ich, daß sie den Entschluß faßte, bei meinem Kommen nie wieder zu Hause zu seyn, und wenn ich je wieder bei ihrem Manne zum Mittagessen bliebe, mit ihren Kleinen außer dem Hause zu speisen. Ich verbiß meinen Aerger und nahm Marwell's aufrichtiges Versprechen, mich morgen vor den hochweisen Magistrat zu begleiten, gerne an. So weit über diese Angelegen-

heit beruhigt, machte ich nun bei verschiedenen Bekannten Visiten, von welchen nur wenige zu Hause waren, — oder es seyn wollten. Da ich merkte, daß ich meinem finsteren Wesen, meinem abstrakten Studium und meinen dadurch angenommenen Sonderbarkeiten die Kälte zu danken hatte, mit der man mich größtentheils empfing und zurückstieß, so entschloß ich mich nun, so freundlich und liebenswürdig zu werden, als nur möglich sey, und, der Erfahrung vertrauend, meine Weisheit auf sich selbst beruhen zu lassen.

Ich ging von einem Vergnügungsplatze zum andern. Hier fand ich zwei Künstler, die sich gegenseitig die größten Artigkeiten sagten, während ihre Herzen fast vor Neid zersprangen; dort sah ich eine sanfte, bescheiden aussehende Dame, die dem nichtssagenden Geschwätze, mit dem sie der Hausfreund ihres Mannes unterhielt, lauschte, und die in dem Augenblicke, in welchem sie sich erzürnt von ihm wegzuwenden schien, beschloß, die kommende Nacht mit ihm durchzugehen. Da half ein junger Graf seinem alten gebrechlichen Vater mit allen Zeichen der Kindesliebe und Verehrung aus dem Wagen, während er mit der größten Sehnsucht auf den Tod des würdigen Mannes hoffte, um Titel und Güter sein eigen zu nennen. An einem andern Orte — — doch, ich sah mehr, als ich erzählen kann und sagen mag! —

O! es war eine sonderbare Zeit, als Jedermanns Herz mir offen stand, und ich Alles sehen und hören konnte, was sich zutrug, und selbst die geheimsten Gedanken meiner Umgebung klar und deutlich vor mir lagen; — es war eine sonderbare Zeit, die oft mein Innerstes zerriß, und mich mit Abscheu vor der Menschheit erfüllte.

Doch ich darf den Leser nicht mit Betrachtungen langweilen.

Nach dem Mittagessen ging ich in die Oper, um mich selbst von der Wahrheit meiner Beschuldigung gegen Fanny zu überzeugen. Ich richte das Glas nach ihrer Loge, und siehe, gerade hinter meinem unschuldigen, einfachen Mädchen saß Sir Henry Witherington selbst, mit dem Fächer spielend, den ich, ohne meinen Willen, als den Leiter ihrer gegenseitigen Liebe erkannt hatte. Es herrschte eine Sicherheit und Vertraulichkeit in dem Betragen des Laffen, er war so artig und treuherzig, und Fanny blickte so oft und lange nach ihm, daß ich es nicht ertragen konnte, und — indem ich hoffte, mein Brief werde nach einer so langen Bekanntschaft und Vertraulichkeit keinen tiefen Eindruck gemacht haben — nach ihrer Loge flog, mit dem Vorhaben, alles Unangenehme wo möglich scherzend zu beseitigen. Ich bemerkte indessen sogleich, daß die Mutter wirklich sehr böse und Fanny erzürnt und beleidigt war; so daß eine gegenseitige Aussöhnung eine eben so interessante als schwer ausführbare Sache werden würde.

Indessen hatte ich Mistreß Hayward's Gefühle gegen mich richtig geschätzt. Sobald ich wie gewöhnlich eintrat, flog ihr Blick sogleich von mir auf Fanny, welche ernst vor sich hin starrte, und die mein Eintreten, wie ich mit Leichtigkeit erkannte, sehr annürte. Demungeachtet vertraute ich meinem Einflusse auf sie und blieb. Nach einer kurzen Pause, während welcher Sir Henry mich und die Damen abwechselnd betrachtete, wandte er sich zu Mrß. Hayward, und fragte dieselbe, ob ich etwa einer ihrer Freunde sey.

„Durchaus nicht, Sir Henry," entgegnete Mrß. Hayward; „ich kenne zwar den Herrn, aber seine Aufführung macht ein ferneres Einverständniß mit ihm unmöglich."

Fanny's Herz fing an, höher zu schlagen; sie hätte gern meine Hand ergriffen und mich gebeten, zu bleiben. Ich stützte mich hierauf und wich nicht.

„Ich bitte, Verehrte," fuhr Sir Henry fort, „ist Ihnen die Gegenwart des Herrn unangenehm?"

„In der That, ja, Sir Henry," antwortete die Alte mit einer Miene, in der sich Bosheit und beleidigter Stolz malten.

„Dann, Sir," sagte Witherington und kehrte sich zu mir, „dann müssen Sie die Loge verlassen!"

„Muß ich wirklich, Sir?" fragte ich, noch zorniger als die alte Lady werdend.

„Ich bitte! ich bitte Sie!" flüsterte Fanny.

„Sey ruhig, mein Kind!" tröstete die verstockte Mutter.

„Ja wohl, Sie müssen!" rief Sir Henry, von seinem Sitze aufspringend, „und wenn Sie nicht sogleich Folge leisten, so werde ich den Logenmeister rufen, der Sie schon wegbringen wird."

„Sir Henry Witherington," entgegnete ich, „die Gesellschaft, in welcher wir uns befinden, versiegelt meine Lippen und bindet meine Hände; dies ist Ihr Glück. — Ich werde die Loge verlassen, aber nur, wenn Sie mir auf einen Augenblick folgen."

„Sehr gern!" rief Sir Henry, und im Augenblick waren wir auf dem Corridor.

Ich nahm meine Adresse aus der Brieftasche, gab sie meinem Begleiter und sagte: „Sir Witherington, ich bitte mir eine Erklärung über die so eben stattgefundene Beleidigung aus. Hier ist die Adresse eines Mannes, der kein anderes Gefühl gegen Sie hegt, als die grenzenloseste Verachtung." Mit diesen Worten verließ ich das Opernhaus, und er kehrte zu den Damen zurück, die er in der höchsten Aufregung fand — Fanny für mich, ihre Mutter für meinen Gegner besorgt.

Den kommenden Morgen ward ich durch die Anmeldung des Obersten Mac Manton erweckt. Ich wußte natürlich, was er wollte. Er kam, um mich nach Chalk Farm einzuladen, woselbst er schon Pistolen für Zwei und ein Frühstück für Vier bestellt hatte. Ich eilte, so schnell ich nur konnte, die Treppe hinab, weniger ängstlich als je, meine Person auf dem Felde der Ehre auszusetzen, und voll Verlangen, durch mein Betragen der Freund der Tapfern zu werden.

In das Wohnzimmer eintretend, fand ich meinen Besuch wartend.

„Sir," begann der Oberst, „ich glaube, nach dem, was gestern Abend zwischen Ihnen und meinem Freunde Witherington vorgegangen ist, nicht nöthig zu haben, den Zweck meines Besuches zu erläutern, und ersuche Sie daher, nur mir einen Ihrer Freunde zu nennen, damit ich mit demselben so schleunig als möglich die nöthigen Vorkehrungen treffen kann."

In diesem Augenblick sah ich klar vor Augen, daß, würde ein Duell zwischen mir und Witherington stattfinden, Letzterer auf dem Platze bleiben müsse. Ich schauderte bei dem Gedanken, wissentlich sein Mörder zu werden, und wandte mich daher mit den Worten zu Oberst Mac Manton:

„Sir, ich sehe mich, gegen das Verlangen meines Ehrgefühles, gezwungen, eine Zusammenkunft mit Sir Henry Witherington abzulehnen; und keine Macht der Erde wird mich bewegen, meine Hand zu Vorbereitungen zu bieten, die zu einer solchen führen würden."

„Dies ist ein sehr sonderbarer Entschluß, Sir," erwiederte

der Oberst. „Ich versichere Sie, mein Freund wird Ihnen keine andere Erklärung geben, als mit den Waffen in der Hand."

„Sie haben meine Antwort, Herr Oberst!" sagte ich ruhig. „Ich weise seine Ausforderung zurück."

„Vielleicht," fragte Mac Manton spöttisch, „beliebt es Ihnen, mir Ihre Gründe anzugeben?"

„Sicherlich, Sir," versetzte ich. „Unser Streit und Zusammentreffen gestern Abend wurde durch die Unart einer alten und durch die Unbedachtsamkeit einer jungen Lady herbeigeführt. Beide bedauern den Umstand so sehr als ich, und Sir Henry selbst folgt, indem er mich zur Rechenschaft fordern läßt, mehr der Mode als seinen eigenen Gefühlen."

„Das, mein Herr," rief der Oberst, „ist Sir Henry's Sache! Ich muß auf einer genügenden Entschuldigung bestehen."

„Wohl dann," — erklärte ich — „wenn mein Gegner mit mir zusammentrifft, wird er fallen — muß er fallen, und ich will meine Hand nicht, einer solchen Kleinigkeit wegen, mit dem Blute eines Menschen beflecken."

„Ist dies Ihr einziger Grund, Sir, das Duell abzulehnen?" rief verwundert der Oberst.

„Ja, mein Herr."

(Schluß folgt.)

Toulon und die Galeere.

Toulon ist ein hübscher, freundlicher Ort, voll rauschender Fontainen, deren es wohl an zwölf in der Stadt giebt und die ihre fließenden Wasser durch alle Straßen verbreiten. Schöne Mädchen schöpfen an den Brunnen, anmuthige Kinder plätschern in den Quellen. Dies giebt beständig eine frische Belebung und durchhaucht sie überall mit einem naturkräftigen Athem.

Toulon ist ein militärischer Hafen, die überseeischen Weltbeziehungen Frankreichs, welche Marseille in mercantiler Hinsicht darstellt, in kriegerischer behauptend. Hier ist jetzt der eigentliche Brennpunkt der Beziehungen Frankreichs zu Algier. Ungeheure Kriegsschiffe liegen im Hafen, an anderen wird mit großer Anstrengung und dem gewaltigsten Kostenaufwand gebaut. Man wird an die etwas gewaltsam angespannte Energie erinnert, welche Frankreich aufbietet, um sich jetzt zu einer Seemacht zu erheben, was seinem durch die Geschichte ausgeprägten Naturell noch immer nicht recht zu Gesichte stehen will.

Ein Spaziergang durch den Hafen bietet noch ein eigenthümliches moralisches Schauspiel dar. Das Arsenal von Toulon dient nämlich zugleich als Galeere und Sclavenkerker. Es giebt in diesem Augenblick dreitausend solcher Unglücklichen hier, und oft soll die Zahl derselben auf viertausend ansteigen. Sie werden alle in den gleichen rothen Sclavenkittel gethan, die schweren klirrenden Ketten am Fuß. So sieht man sie im Arsenal überall aus den anderen Arbeitern hervorragen, zu den verschiedenartigsten Geschäften, Bauten und Tagesverrichtungen des Hafens verwendet. Man sieht sie Balken schleppen und zersägen, Steine karren, Eisen tragen, Taue drehen, auf den Kriegsschiffen arbeiten, die Fähre zum Uebersetzen im Hafen leiten, selbst Maurerarbeiten und andere Dinge verrichten, wozu gerade Jeden Fähigkeit oder der früher im Leben betriebene Beruf geschickt machen. Die verworfensten und die edelsten, die ausgezeichnetsten und die widerwärtigsten Gesichter erblickt man hier durcheinander. Es ist ein ungeheurer Anblick, auf dreitausend Gesichtern die Laster und Leidenschaften der ganzen Menschheit vertheilt zu sehen. Die fürchterliche Buße, welche die Verurtheilten hier zu leiden haben, steht bei vielen in gar keinem Verhältniß zu ihrer Schuld, besonders wenn man bedenkt, welche strenge Disziplinarstrafen in der französischen Armee gelten, wo oft die geringste Widerspenstigkeit gegen die Vorgesetzten, welche bei den Untergeordneten aus einem gerechten Ehrgefühl hervorbricht, die Verweisung auf die Galeere nach sich zieht. Aber die Meisten hat die Sünde hieher geführt, und das Wort Sünde steht deutlich auf ihren braunen Stirnen geschrieben, auf ihren verhärteten und zerfallenen Gesichtern schattet sich breit und groß der Begriff der Todsünde ab. Wer noch nicht hat glauben wollen an die Sünde als an ein selbstkräftig wirkendes und schaffendes Element im Menschen, das als Keim in ihm liegt wie der Keim zu einer Pflanze, und Kraft hat, zu wachsen wie ein Naturprodukt, der gehe hieher in diesen großen Sclavenkerker, der in der Sünden Blüthe steht und dessen Bevölkerung mit allen Lebensqualen die Sünde des Daseyn abbüßt. Wenn die Sünde nicht eine Naturmacht wäre, wie hätte sie in allen diesen verschiedenen Gestalten das Gleiche wirken können! Hier am Karren ein Vatermörder, dort in der Schmiede beschäftigt ein junger Mann, welcher seine Frau würgte. Sie sehen aus, als hätten sie nur eben gethan, was ihres Handwerks war, nach dem Gebot der Natur, nach dem Gesetz ihres Innern. Und sie werden hier stark und alt in der Fülle ihrer Sünden, denn das mühselig arbeitsame Leben in freier Luft, das sie hier täglich im Arsenal führen, härtet ihre Kräfte ab und giebt ihnen, je länger sie dies elende Daseyn hinschleppen, desto mehr Ausdauer und Energie, es zu ertragen und an neuer Missethat fruchtbar zu machen. Welche Kraft der Sünden gehört dazu, ein von Verbrechen ausgehöhltes Leben unter der Last der anstrengendsten Tagesarbeit ununterbrochen fortzusetzen! Einen wie starken und edlen Menschenkern setzt das nicht ursprünglich voraus!

Die Gesichter dieser Verdammten zu betrachten, ist ein merkwürdiges und erschütterndes Studium; die dreitausendfach maskirte Sünde der Welt auf einem Platze, in einem Meereshafen sich herum tummeln zu sehen! Vor manchem dieser Verbrechergesichter muß man unwillkürlich die Augen niederschlagen, denn entweder klagen sie den Schöpfer an, oder sie höhnen in ihrer ungebrochenen Gemeinheit die Schöpfung. Ich sah sehr viele junge und außerordentlich rüstige Leute unter ihnen. Manchen sieht man es noch an ihrer Haltung, an ihrem ganzen Wesen an, daß sie früher höheren Ständen angehört haben, und es hat ein eigenthümliches Interesse, aus der jetzigen Gleichheit des rothen Sclavenkittels die früheren Trachten und Unterschiede der Welt wieder heraus zu erkennen. Dieser Sclavenkittel hat sie jetzt alle gleich gemacht, die Armen und die Reichen, den vornehmen wie den geringen Sünder. Die Sonnenhitze und die fürchterliche Last des Tages haben ihnen allen auf gleiche Weise die Gesichter gebräunt. Nicht die Freiheit ist es also, die wahre Freiheit, welche die Menschen in eine unnatürliche Gleichheit versinken läßt, sondern die Sünde und die Knechtschaft sind es, unter deren Joch sich die ekelhafteste Gleichheit und Einerleiheit alles Lebens erzeugt, die alle nach dem göttlichen Gesetz entstandene Verschiedenheit der Natur und des Geistes auf den einen Typus der Verworfenheit und des unwürdigen Unglücks zurückführen. So ist die Sünde der Despot, und so wird der

Mensch der Sünde Knecht. So können in der Despotie keine große menschliche Tugenden erblühen, weil alle individuellen Unterschiede in ihr aufhören, und so wird die Freiheit zugleich die Mutter jeder höheren Tugend, indem in ihrem Reich die Blüthe der Individualität sich entfaltet.

Die Strafe der Galeeren ist auch ihrer Benennung nach ein Ueberbleibsel alter Zeiten, wo die Verurtheilten an die Ruderbänke der königlichen Galeerenschiffe angefesselt wurden und dadurch für die Marine unentbehrliche Arbeitskräfte abgaben. In neueren Zeiten, wo sie vorzugsweise zu den Arbeiten im Arsenal gebraucht werden, ist dieser Name uneigentlich geworden, aber der Forçat vereinigt in sich alle Schrecknisse und alle Brandmarkung des ganzen Daseyns, die nur jemals auf den Galeerensclaven lasteten. Eine grausamere Buße für das Verbrechen kann es nicht geben, als die Verweisung in das Bagno, um so grausamer, weil dadurch der Uebelthäter nicht in eine moralische Atmosphäre gewiesen wird, die ihn heilen könnte, sondern vielmehr in eine durch und durch verpestete, die, statt ihn moralisch gesund zu machen, seine Seele nur mit stärkern Giftstoffen schwängert und unrettbar verderbt. Bei der Ankunft im Bagno werden die Verbrecher zuerst ihrer Kleider, die sie bis dahin getragen und die verbrannt werden, entäußert. Dann steckt man sie in das Kostüme der Verdammten, dessen Farben aus Roth, Gelb und Grün bestehen. Den rothen Rock erhalten Alle, obwohl mit verschiedenen Abzeichen, z. B. gelben Aermeln und Aufschlägen, wodurch man die besonderen Klassen der Verbrecher charakterisirt. Die Mützen sind verschiedenfarbig: grün für die lebenslänglich Verurtheilten, roth für die, welche nur auf bestimmte Zeit in das Bagno geschickt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die »Gazette des Tribunaux« schreibt aus Nordamerika: Das Verschwinden einer ganzen Familie verursachte vor 2 Jahren in dem zum nordamerikanischen Staat Kentucky gehörigen Städtchen Greensburg große Bestürzung. Der Zufall führte kürzlich auf die Entdeckung, daß diese Begebenheit die Folge eines entsetzlichen Verbrechens war. Im Juli 1838 beschloß die Wittwe Lucinde White, welche mit zwei Söhnen, einer Schwiegertochter und deren zwanzig Monate alten Kind sieben engl. Meilen von Greensburg wohnte, von dort abzureisen, um in Zukunft bei ihrem Schwiegersohn zu leben, der einen der südlicheren Staaten bewohnte. Sie hatte in Betreff der Reise mit einem gewissen Carrington Simpson, der ihr die zum Transport ihrer Familie und ihres ärmlichen Mobiliars benöthigten Pferde lieferte, ein Uebereinkommen getroffen. Die junge Mistriß White, ihr Kind und ihr jüngerer Schwager reisten zuerst ab. Kaum waren sie eine Meile von ihrer Wohnung entfernt, als Simpson alle drei mit einer eisernen Keule erschlug und in einer Grube ganz nahe bei den Trümmern eines verlassenen Gebäudes verscharrte. Den andern Tag machte sich die Wittwe White, die ihren ältern Sohn zur Abfertigung der letzten Geräthschaften zu Hause gelassen hatte, auf den Weg. Simpson, der an dem Orte, wo bereits drei Opfer durch seine Hand gefallen waren, auf ihre Ankunft lauerte, ermordete sie gleich den übrigen und bereitete ihr dasselbe Grab. Nach Verlauf von acht Tagen reiste der ältere Sohn, um an dem bestimmten Zusammenkunftsort zu den Seinigen zu stoßen, gleichfalls ab. Er ward an demselben Orte umgebracht, und sein Leichnam zu den vier ersten geworfen. Der Schwiegersohn der Wittwe White war nicht wenig erstaunt, als er seine Familie, von deren Abreise er Kenntniß hatte, nicht eintreffen sah. Seine diesfalls eingezogenen Erkundigungen blieben ohne allen Erfolg. Simpson behauptete, er habe die Familie bis zu der als Vereinigungspunkt bezeichneten Stadt geführt, und die Großmutter und ihre Kinder müßten mit einem öffentlichen Wagen abgereist seyn. Der Verdacht, der gegen ihn aufgekommen war, konnte keinen Bestand gewinnen. — Kürzlich waren sechzig bis siebenzig Arbeiter, einer Eisenbahnanlage wegen, mit Einreißen der alten Gebäulichkeiten beschäftigt, und fanden bei dieser Gelegenheit die Stelle der fünf Ermordeten. Die Bildung und der Umfang der Gebeine ließen keinen Zweifel darüber zu, daß sie den im Jahr 1838 verschwundenen Personen angehörten. Durch diese stummen Zeugen überwiesen, gestand Carrington Simpson ein, daß er der Hauptanstifter des Verbrechens sey, und nannte zwei Mitschuldige, die ihm sowohl in dessen Ausführung, als in Verwerthung des an der Familie White verübten Raubes beigestanden haben. Man muß schaudern bei dem Gedanken, daß einem so schrecklichen Verbrechen keine andere Absicht zu Grunde lag, als sich die Federbetten und einige alte Geräthschaften von nicht viel über 200 fl. an Werth anzueignen.

In Neapel verlangt man jetzt sehr wenig von einer Primadonna; nächst der äußersten Eleganz der Kleidung zwei gewisse Manieren, welche sie in jedem Akt einmal anbringen muß. Erste Manier: auf eine Viertelnote wird eine Fioritur von einigen Hunderttausendtheilen mit halber Stimme gesungen, dazu der Kopf auf eine Schulter gesenkt und mit den Augen geblinzelt; die Hände spielen dabei mit der Gürtelschnur oder mit nichts; dies bedeutet Grazie, Schelmerei, Zärtlichkeit, Verschämtheit. Zweite Manier: aus einigen tiefen, gehaltenen Noten, die wie Ernst und Nachdenken klingen, knattert auf einmal wie eine Rakete oder ein Rebhuhn, eine blitzschnelle schreiende Fioritur auf, die, wo möglich, mit einem Triller, dieser Vibration des Herzens, enden muß; dabei wird der Kopf zurück- und der rechte Arm majestätisch in die Höhe geworfen. Dies bedeutet Heroismus, Verzweiflung, Leidenschaft. Mit diesen beiden Manieren, und drei bis vier allabendlich frischen Atlaskleidern, findet die Sängerin rauschenden Beifall, überall, in Italien, in Deutschland. In unserm maschinenanbetenden Jahrhundert wird Alles, auch die Kunst, nach ihrer mehr oder minderen Aehnlichkeit mit der Maschinenfertigkeit geschätzt.

Von Dr. Eduard Duller ist eine populäre, kurz gefaßte und im Tone einer würdigen Freisinnigkeit geschriebene: »Geschichte der Jesuiten (Leipzig, bei Georg Wigand)« erschienen. Das Büchlein handelt von der Stiftung des Jesuitenordens, von dem Heranwachsen der Macht desselben, von der Verfassung, Verwaltung und Sittenlehre des Ordens, von den Kämpfen der Jesuiten um die Herrschaft in Frankreich, den Niederlanden, England und in den nordischen Reichen und dem Mißbrauch derselben, von dem, was Deutschland den Jesuiten zu verdanken hat, von den Jesuiten in Spanien und Portugal und ihren Missionen in Asien und Amerika, von der Auflösung des Ordens und von der Wiederherstellung und dem jetzigen Treiben desselben. Da diese Geschichte im Sinne der Aufklärung und des Fortschrittes geschrieben ist, so wird sie einer gewissen Partei wenig willkommen seyn.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 16. August. (Zum Erstenmale wiederholt): Frauenehre, Drama in 5 Akten; nach dem Spanischen des Trurillo von Dr. Georg Nicolaus Bärmann.

Montag, 17. August. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Robert der Teufel, große Oper in 5 Acten, von Meierbeer. Isabella: Dem. Jacobina Arnold, vom Theater zu Würzburg. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 230. Montag, den 17. August 1840.

Das grüne Männchen.

Phantasiebild nach dem Englischen von Heribert Rau.

(Schluß.)

„Alsdann bin ich gezwungen," erwiederte Mac Manton, „Ihnen in bestimmten Ausdrücken zu erklären, daß Sie Sir Henry Witheringten für unwürdig betrachten muß, den Platz eines Ehrenmannes in der öffentlichen Gesellschaft einzunehmen; und daß er bei der ersten Gelegenheit, die sich darbieten wird, das einzige Mittel, welches ihm unter solchen Umständen übrig bleibt, seine beleidigte Ehre zu retten, anwenden wird, und Ihnen, wo Sie mit ihm zusammentreffen, eine persönliche Züchtigung zu ertheilen gedenkt!" —

Oberst Mac Manton nahm hierauf kalt Abschied, indem er mich ohne Zweifel für den größten Feigling hielt. So sehr mich indessen die Folgen dieser Ehrensache quälten, so sehr wünschte ich mir Glück, eine Kraft zu besitzen, vermöge welcher ich den Ausgang des Duells voraussehen — einen Mord hatte verhindern können.

Ich bereitete mich hierauf, meinen Advokaten zu empfangen und mich vor Gericht zu stellen. Die Sache war bald entschieden, und ich wußte schon voraus, daß die strengen Herren am Rathstische an keiner kleineren Strafe, als der Belohnung für die Züchtigung deliberirten, die ich der Unverschämtheit des guten Meisters Fismann hatte angedeihen lassen.

Die Geschichte von Sir Henry's Herausforderung und meiner Verweigerung war bald allgemein bekannt. Meine besten Freunde fanden stets etwas sehr Anziehendes auf der andern Seite des Weges, wenn sie mir begegneten; und nicht die freundschaftlichsten Bemerkungen trafen mein Ohr, als ich unter den offenen Fenstern des Casino's in der St. Jamesstraße vorbeiging. Obgleich ich nun bis dahin noch nicht das Unglück gehabt hatte, meinen wüthenden Gegner zu treffen, so konnte ich doch nicht wissen, wann dies geschehen würde. Ich beschloß daher, die Stadt auf einige Zeit zu verlassen, und wählte meinen Aufenthalt in einem der lieblichsten Dörfer des Königreiches, vierzig bis fünfzig Meilen von der Hauptstadt entfernt.

Wie süß und erfrischend waren die Lüfte, die durch dies fruchtbare Thal sanft dahin glitten; wie ausgedehnt und herrlich die Aussicht von den nahen Hügeln; wie licht und klar der Himmel; wie ruhig, wie göttlich die ganze Umgebung! — Hier lebte ich in vertrauter Gemeinschaft mit einer liebenswürdigen Familie, in deren Herzen ich wahre Achtung und Liebe zu mir lesen konnte. Wenn Andere mich unterdrückten, und aus der Welt hätten schaffen mögen, so fand ich in ihrem Hause ein friedliches Asyl.

Mein Freund war seit langen Jahren verheirathet und hatte eine einzige Tochter, die sein Stolz und seine Freude war. Sie war frisch und reizend, gleich einem Maienmorgen, und ihre lichtvollen Augen glänzten freudig, wenn sie mich bewillkommte; ich aber wußte, was ich vor Jahren so sehnlich zu wissen gewünscht, aber niemals zu glauben gewagt hatte — daß sie mich liebe. „Diese Frucht meines Wissens," rief ich selig aus, „entschädigt mich für alles Vergangene; nun bin ich wahrhaft glücklich! —"

Bald entdeckte ich indessen, daß ich, obgleich Mariens frühere Neigung für mich (wir waren in unseren jüngeren Jahren lange und oft zusammen gewesen) wieder in ihrem Herzen Wurzel faßte, einen Nebenbuhler hatte, — einen Nebenbuhler, der von ihren Eltern aus der gewöhnlichen und niedrigen Ursache des Reichthums begünstigt wurde. In dem Augenblicke aber, indem ich ihn zum erstenmale sah, erkannte ich seinen schlechten Charakter, las seine gemeinen Gedanken, und wußte, daß er ein Taugenichts war.

Die Freundlichkeit Mariens gegen ihren alten Spielkameraden, die Gutmüthigkeit, mit welcher sie die schönsten Blumen ihres eigenen Gartens für ihn pflückte; das offenbare Vergnügen, das sie empfand, wenn sie mich nach längerer Zeit wiedersah; das lebhafte Interesse, mit welchem sie meinen Plänen für die Zukunft lauschte, — erregten bald in ihres öffentlichen Anbeters Brust Eifersucht und Haß gegen mich, und obgleich sein Benehmen sich gleich blieb, konnte ich, der die Tiefen seines Gemüthes zu ergründen vermochte, doch leicht gewahren, daß seine Seele bald Wuth, bald Zweifel, Niedergeschlagenheit oder Rachsucht erfüllte. Marie wußte hiervon nichts, und ihre Heirath mit demselben als eine ausgemachte und bestimmte Sache betrachtend, leistete sie ihm mit rückhaltslosem Vertrauen einer Braut Gesellschaft; und obschon ich wohl wußte, daß sie lieber mir ihren Arm gereicht haben würde, Wiesen und Wäldchen zu durchstreichen, so betrachtete sie es doch als Pflicht gegen ihre Aeltern und ihren nun einmal bestimmten zukünftigen Gatten, dem Letzteren den größten Theil ihrer Zeit zu widmen. Indessen fühlte Jener sehr gut, daß ihre Neigung für ihn verloren; seine Liebe verwandelte sich nach und nach in den tödtlichsten Haß, und die vorherrschende Neigung seiner Seele war

Rache gegen mich und das unglückliche, schuldlose Mädchen, für welches er früher sein eigenes Leben hingegeben hätte.

Lange schon zeigte sich meinem Seelenauge ein schreckliches Ereigniß.

Als die Zeit der Verheirathung sich näherte, wurde Marie von Tag zu Tag ernster. Jetzt erst fühlte sie, wie schwer es ihr werden möchte, ihr Wort zu halten; und endlich, zu einfach, zu kunstlos für Verstellung, gestand sie mir, daß sie ein heimlicher Drang von ihrem Bräutigam entferne, daß..... — hier verstummte sie; doch ich wußte, was sie nicht zu sagen wagte, und sie an mein Herz ziehend, empfing ich von ihren Rosenlippen den süßen Kuß der Neigung und Gewährung. Wir beschlossen, von dem älterlichen Hause zu entfliehen.

Die schon oben erwähnte Unwissenheit meines eigenen Schicksals verhinderte mich, zu erfahren, daß unsere Uebereinkunft von Mariens Bräutigam belauscht worden war. Wir hatten unsere Flucht für den kommenden Abend festgesetzt, der zugleich dem Tage ihrer projektirten Heirath vorherging. Dieser Schlag traf ihn fürchterlich; Wuth, Eifersucht und Rache kämpften in seiner Seele, und von dem Augenblick an, in welchem er unsere gegenseitige Liebe entdeckt und unsere Absprache vernommen hatte, las ich mit Entsetzen den verzweifelten Entschluß, der sein Gehirn beschäftigte.

Denselben Abend noch — den nächsten sollte sie mein werden — denselben Abend sollte Marie, unserer Verabredung nach, ihren gewöhnlichen Spaziergang mit ihrem Bräutigam machen, und obgleich er während dem Tage düster geschienen, so hatte ich doch in seinen Gedanken nichts entdeckt, was mich hätte beunruhigen können; als die Dämmerung aber eingebrochen war, und er zu Marien kam, sie zum Gehen abzuholen, sah ich, kraft meiner Sehergabe, den ganzen Lauf der Umstände.

Die Waffe, bestimmt, seinem Opfer den Tod zu geben, war in einer seiner Taschen verborgen; in der andern ruhte die Pistole, die seinem Leben ein Ende machen sollte.

Die Folge seiner Gedanken, seiner Entschlüsse lag klar vor mir, und mein Seelenauge sah deutlich den Ort, an welchem er den doppelten Mord begehen wollte. Als Marie den Garten zu verlassen im Begriff war, um ihm entgegen zu eilen, schlich ich ihr nach; ich bat, ich flehte, nicht von der Stelle zu gehen. Ich schützte ein Gewitter, einen Sturm vor — ich erwähnte tausend mögliche Unglücksfälle, die ihr auf dem Spaziergange begegnen könnten; aber sie antwortete, daß sie es Karl versprochen habe, und sie daher gehen müsse. Als ich mit Bitten nicht aufhören wollte, fragte sie mich lächelnd: ob ich etwa eifersüchtig sey?

„Nein, mein süßes Mädchen!" sagte ich, „Dein Leben, mir theurer als das meine, hängt von der Gewährung meiner Bitte ab, hier zu bleiben."

„Mein Leben?" fragte Marie.

„Ja, Geliebte meines Herzens!" rief ich verzweifelnd aus: „Dein grausamer Bräutigam will Dich ermorden!"

„Karl mich ermorden?" entgegnete sie ungläubig und halb ärgerlich, „bist Du bei Sinnen."

„Gewiß, gewiß, ich weiß es!" sagte ich, sie festhaltend.

„Das ist ja die höchste Tollheit," entgegnete Marie ruhig; „bitte, laß mich gehen — ich hab' es versprochen — und will den Argwohn einschläfern. Bin ich denn nicht die Deine?"

„Wenn Du gehst, bist Du verloren!" antwortete ich. „Bleibe, und die Wuth dieses Verrückten wird sich gegen ihn selbst wenden."

„Was für Gedanken!" sagte das halb zerstreute Mädchen. „Laß mich gehen."

„Ach nein, nein, Geliebte! was soll ich noch sagen, Dich zurückzuhalten?"

„Sage mir, wie und woher Du dies Alles weißt, und ich verspreche Dir, zu bleiben."

In meiner Macht lag es nun, sie durch ein Geständniß zu retten, — dann aber war es um meine geistige Seherkraft geschehen; — doch die Quelle meines Daseyns, das Leben meiner Marie hing davon ab, — konnte ich auch nur einen Augenblick im Entschlusse schwanken?—

„Marie!" rief ich, „ich besitze eine übernatürliche Kraft, die Begebenheiten voraus zu sehen. Ich gebe sie auf, indem ich es gestehe! — Bleibe! bleibe nun...."

In diesem Augenblicke fiel nahe bei uns ein Pistolenschuß; wir stürzten nach dem Platze, von welchem der Schall gekommen, und fanden das unglückliche Opfer der Eifersucht, sich in seinem Blute wälzend. Die Pistole, deren Bestimmung es gewesen, meiner Marie das Leben zu rauben, hielt er in der krampfhaft geschlossenen Hand.

Von diesem Augenblicke an war meine Seherkraft verschwunden, und ich sah die Welt wieder auf dieselbe Art wie meine Mitgeschöpfe. Marie wurde mit der Genehmigung ihrer Aeltern mein Weib, und als ich von der Kirche zurückkam, erblickte ich in dem Gedränge vor dem Gasthofe des Dorfes meinen alten Freund: das grüne Männchen, das sogleich zu mir trat, und mir zu meinem beneidenswerthen Geschicke Glück wünschte.

„Sir", sagte ich und drückte dem Alten die Hand, „ich danke Ihnen, und danke zugleich, daß Sie, auf eine mir in gewisser Beziehung unbegreifliche Art, die wilde Leidenschaft meines Herzens geheilt. In meiner Unwissenheit begehrte ich eine Kraft zu besitzen, die sich mit unseren übrigen Fähigkeiten und Geistesgaben, so wie mit der einmal feststehenden Ordnung der Dinge nicht vertragen kann. Ich habe nun durch Erfahrung gelernt: daß dem Menschen zu seinem Glücke eine Grenze des Wissens gesetzt ist; und ich werde für die Zukunft mit den Segnungen, welche eine weise Vorsehung über uns ausgießt, vollkommen zufrieden seyn, und nie mehr wünschen, die Grenzen des Wissens zu überschreiten, das uns schon so hoch über alle andere lebende Wesen erhebt."

„Eine sehr moralische und bequeme Betrachtung", entgegnete der Grüne augenscheinlich ärgerlich über mein Moralisiren. „Ist Unwissenheit Seligkeit, dann ist ja weise seyn — Wahnsinn!"

Dies sagend, drehte er sich um, und verlor sich unter der Menge.

Ich kehrte nach Hause zurück, gesegnet mit einem liebenden Weibe, das Beste hoffend, die Vergangenheit benutzend, die Gegenwart genießend, und meine Hoffnung der Zukunft auf Gott setzend.

Toulon und die Galeere.

(Fortsetzung.)

Die weiten Beinkleider der Verbrecher, entweder aus Linnen oder aus einer besondern Art dicken Tuches bestehend, sind

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 231. Dienstag, den 18. August 1840.

Der Pfarrer von St. Agathe.

(Nach Ch. Laumier.)

In einem der entlegensten und unbekanntesten Theile des Departement des Deux-Sèvres gab es im Jahre 1793, unter dem Namen und dem Schutz der heiligen Agathe, eine kleine und sehr arme Pfarrei, die nur aus etwa 40 Häusern bestand, welche man mit größerem Recht Hütten nennen konnte. Sie waren mit Schilf oder Stroh gedeckt und ihre Mauern aus Lehm und elendem Holzwerk zusammengefügt. Hier lebte eine durch Sitteneinfalt, Muth und Frömmigkeit ausgezeichnete Gemeinde. Der Pfarrer derselben hatte in einem Alter von 25 Jahren diesen Posten angetreten, ha te seitdem mit der Gemeinde Leiden und Freuden getheilt, gleich ihr eine schlechte Hütte bewohnt und ärmliche Mahlzeiten genossen, aber seinen Beruf mit jener Treue erfüllt, wozu nur ein heiliger Eifer und eine fromme Gesinnung begeistern können. So hatte er durch eine fünfzigjährige Seelsorge die Verehrung seiner Pfarrkinder gewonnen, welche ihn wie ihren Vater liebten. Jeden Antrag einer Verbesserung seiner Stelle hatte er stets abgewiesen, theils aus Liebe zu seiner Gemeinde, theils aus der Befürchtung, ein anderer Geistlicher möchte in diesem armen Dorfe nicht lange verweilen wollen; und so alterte er auf demselben Boden, unter derselben Armuth, unter denselben Amtspflichten, in der Stille Gutes wirkend und sich reich dafür belohnt fühlend durch die Treue und Anhänglichkeit seiner kleinen Gemeinde.

Als die französische Revolution ausbrach, mußte der Pfarrer von St. Agathe gegründete Befürchtungen hegen, daß auch er und seine Gemeinde von dem Alles erschütternden Sturme nicht verschont bleiben würden. Eines Tages erhielt er aus dem Hauptort des Departements den Befehl, Dasjenige zu beschwören, was man damals die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit nannte, oder sogleich seine Amtsverrichtungen aufzugeben und sein Presbyterium zu verlassen. Der gute Mann kannte so wenig die politischen Angelegenheiten der Welt, daß er anfänglich gar nicht begriff, was man von ihm verlangte; da aber dem Befehl jene Constitution beigefügt war, so machte er sich mit dem Inhalte derselben genau bekannt, und kam zur Ueberzeugung, daß er dieselbe weder annehmen, noch beschwören könne. Eben so wenig glaubte er dem Befehl, seine Pfarrei zu verlassen, Folge leisten zu müssen. Er blieb daher zu St. Agathe, und fuhr in seinen priesterlichen Verrichtungen fort, als ob nichts Ungewöhnliches vorgegangen und kein Befehl zu ihm gelangt sey. Er glaubte, so nach Pflicht und Gewissen gehandelt zu haben.

Unterdessen erregte diese Maßregel, welcher eine große Anzahl von Geistlichen keine Folge leistete, Unruhen in vielen Departementen, namentlich in denen von Westen. Nachdem die Behörden mehrere widersetzliche Geistlichen hatten aufheben lassen, welche, gleich dem Pfarrer von St. Agathe, ihren Posten nicht verlassen wollten, so vereinigten sich die Gemeinden, schlossen ein förmliches Bündniß und waren bereit, sich mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, falls man ihnen Gewalt anthun würde. So entwickelte sich nach und nach eine förmliche Insurrection, und der anfänglich nur glimmende Funken wurde zur lichten Flamme. Der National-Convent, von der Richtung der Gemüther in Kenntniß gesetzt, ließ Truppen ausrücken, um überall, wo sich Unruhen fanden, die Ruhe wieder herzustellen; es wurden Kommissäre ernannt und mit unbegränzter Vollmacht versehen. Ein solcher Kommissär kam nun auch nach Niort.

Dieser Mann war grausamer Natur, und glaubte, daß er mit energischer Strenge verfahren und die Widersetzlichen einschüchtern müßte; er ließ die unfolgsamen Priester gefangen nehmen, und setzte einen Preis auf das Haupt derjenigen, welcher er nicht habhaft werden konnte. Der Pfarrer von St. Agathe konnte der Proscription nicht entgehen, und eines Abends verbreitete sich die Nachricht in der Pfarrei, daß den andern Tag eine Kompagnie von Niort aufbrechen, den Geistlichen von St. Agathe gefänglich einziehen und seines Dienstes entsetzen werde. Sogleich versammelte sich der Gemeinderath. Von Widerstand konnte hier keine Rede seyn; er hätte zu keinem Zwecke führen können. Indessen mußte man doch sich des Mannes annehmen, welcher der Gegenstand der allgemeinen Sorgfalt war, und dessen Sicherheit man bedroht sah. Man faßte daher den Entschluß, den geliebten Seelsorger an einen sichern Zufluchtsort zu bringen, den man bereits für ihn ausgesucht hatte. Er widersetzte sich anfänglich, und sagte, daß er sich demjenigen, was der Himmel über ihn verfügt habe, nicht entziehen wolle; indessen brachte man ihn doch dahin, daß er das Dorf verließ, und sich in einer Köhlerhütte im benachbarten Walde verbarg. Vier bewaffnete Männer blieben dort bei ihm, theils um ihn von freiwilliger Auslieferung abzuhalten, theils um ihn im nöthigen Falle zu beschützen.

Am folgenden Tage erschienen wirklich 80 Mann Soldaten,

nebst zwei Kanonen, um sich eines schwachen Greises zu bemächtigen. Der Anführer der Soldaten setzte die Bewohner des Dörfchens von seinem Auftrag in Kenntniß, und forderte sie im Namen des Gesetzes auf, ihren Geistlichen ohne weitere Zögerung auszuliefern. Man leistete dem Befehl keine Folge, worauf die Soldaten zur Haussuchung schritten. Man durchsuchte die Pfarrwohnung, aber vergeblich; man schlug die verschlossenen Kirchenthüren ein, verwüstete und entweihete den Tempel, fand aber auch hier den nicht, welchen man suchte; darauf durchsuchte man nochmals Haus für Haus, aber umsonst. Jetzt wurde der Priester von St. Agathe als der Strafe des Gesetzes verfallen erklärt, und man setzte einen Preis von 20,000 Frcs. auf seinen Kopf. Endlich ließ der Anführer der grausamen Schaar die Kirche und das ganze Dorf in Brand stecken und entfernte sich dann unter Trommelschlag von dem Orte der Verwüstung.

Gegen Ende des Tages meldete man dem Pfarrer, daß die Gefahr vorüber sey; doch wußte er nicht, wie theuer seinen Pfarrkindern die Anhänglichkeit an ihn zu stehen gekommen war; er kehrte mit seinen Begleitern zurück, nicht nach dem Dorfe von St. Agathe, sondern nach den rauchenden Trümmern desselben. Wer könnte den tiefen Schmerz in Worte fassen, der sich des Greises bemächtigte, als er die Verwüstung gewahrte, und als er Männer, Frauen und Kinder auf freiem Felde gelagert und ihrer letzten Habe beraubt sah! Unter einem Strom von Thränen machte er ihnen liebevolle Vorwürfe, daß sie ein so großes Unglück nicht verhindert hätten. Wäre es nicht besser gewesen, man hätte einen Greis von 75 Jahren, dem doch nur noch kurze Lebenstage zugemessen, den Feinden ausgeliefert und dadurch die Andern gerettet? Man erwiederte ihm, daß er ja der Vater der Gemeinde sey, und daß gute Kinder auch das schwerste Opfer für ihren Vater nicht scheuen dürften. Er erwiederte, ein solches Opfer sey einer gleichen Liebe werth, und er hoffe, seinen Kindern nun bald zeigen zu können, was er seinerseits auch für sie zu thun im Stande wäre.

(Schluß folgt.)

Toulon und die Galeere.

(Fortsetzung.)

Den mittleren Raum der Säle des Bagno nimmt die steinerne Pritsche ein, welche abschüssig gebaut und in mehrere Lager abgetheilt ist. Das Bett eines Jeden ist bloß durch ein grobes Tuch bezeichnet, welches über die ihm gehörige Stelle der Pritsche gedeckt ist. In dem Saale, wo sich die auf Lebenszeit Verdammten aufhielten, fand ich, daß es am lustigsten zuging. Und ihnen ist in der That nichts Anderes übrig gelassen, als lustig zu seyn, denn sie sind fertig, sie wissen genau ihre Zukunft, was jeder Tag derselben ihnen bringen wird. Sie kennen den schrecklich bestimmten Raum, auf dem ihre Zukunft ihnen zugemessen ist, und auf diesem Raum ist Alles, was Zeit heißt, gleichgültig, ein ödes, leeres, lächerliches Nichts, das keiner Veränderung in sich mehr fähig ist. Dem lebenslänglich Verdammten kann nichts begegnen, aber dafür gehört ihm der Augenblick ganz und gar, ihm gehört die Luft, die er noch einathmen darf, ihm gehört das Stück Brod, an dem er seinen Hunger stillt, ihm gehört das Lied, das er in lustiger Verworfenheit vor sich hinträllert, ihm gehört der Witz, durch den er sich zum Meister eines von ihm tausendfach verfluchten Schicksals macht. Und an all' diesem Besitzthum nagt der lebenslänglich Verdammte mit teuflischer Gier, denn diese höllische Habe des Augenblicks ist seine ganze Lebensnahrung, sie ist seine einzige Religion. Es ist die Religion der Hoffnungslosigkeit, auf deren Altar ein ausgebranntes Herz langsam qualmt und zerstäubt.

Unter diesen Hoffnungslosen erblickte ich auch einen ganz jungen Menschen, der mit einer wunderschönen Stimme französische Volkslieder sang. Er schien gar keinen Begriff von seinem Elend zu haben und war fröhlich und guter Dinge. Der Plan der Flucht beschäftigt wohl Viele und die Meisten, aber zugleich ist ihnen bekannt, daß von allen den Forçats, welchen das Entkommen gelungen, in der Regel mehr als drei Viertel in kurzer Zeit wieder zurückgebracht werden. Andere lagen auf ihrem Bett ausgestreckt und lasen; jene strickten oder beschäftigten sich mit kleinen Schnitzarbeiten, denn es war Ruhestunde. Am wildesten und unangenehmsten gebärdete sich die Einwohnerschaft der Säle, in welchen die nur auf bestimmte Frist Verurtheilten sich aufhielten. Viele lachten uns in blödsinniger Bosheit aus, Andere führten freche Reden hinter uns her, oder bedrohten uns durch ein unverschämtes Nahetreten. Es ist häufig vorgekommen, daß Fremde ihren Besuch in diesen Sälen auf eine sehr empfindliche Weise gebüßt haben.

In einem anderen Saale hielten sich bloß Schwache, zur Arbeit Unfähige und Blödsinnige auf. Es ereignet sich nicht selten, daß die Galeeren-Sträflinge von Wahnsinn befallen werden. Entweder gleich zu Anfang aus einem tiefen Zusammenschrecken über ein so unerträgliches Geschick, oder nach einem lange fortgesetzten Zwangsleben aus einer Abstumpfung, welche sie allmählig in ein wahnsinniges Alter auslaufen läßt. So scheint selbst die Natur, um die Schrecknisse dieses verwünschten Orts noch zu vermehren, da, wo sie sonst dem Entkräfteten mit milder Hand den Tod giebt, bei diesen Unglücklichen lieber den Wahnsinn zu erzeugen, der des Sünders zähen Leib noch hinfristen muß zu seinem eigenen Schauder und als Beispiel des Entsetzens.

Nachts im Schlafe liegen sie alle an einer und derselben Kette, welche durch den ganzen Saal geht und an die sie mit den Fesseln, welche ihren Leib binden, angeschlossen werden. Es muß ein gräßlicher Anblick seyn, diese Schaar der schlafenden und schnarchenden Sünder zu betrachten, an denen aller und jeder Segen der Natur zum Fluch werden muß. Welche Hölle mag in der Traumwelt dieser Elenden wogen! Welche brennende Verdammniß mag die Phantasie, wenn sie mit ihren Nachtphantomen den Saal bevölkert und sich in schweren bleiernen Flügeln auf diese Verbrecherhäupter niederläßt, hier unsichtbar ausüben! Aber von seiner Kette erlöst den Sträfling nichts, selbst nicht die Krankheit. Ist er erkrankt, oder hat er sich bei seinen schweren Tagesarbeiten verwundet, so wird er in das Hospital des Arsenals gebracht, das sich innerhalb der Gränzen des Hafens befindet, und welches ich ebenfalls durchwanderte. Selbst die Kranken, die so schwach sind, daß sie das Bett nicht verlassen können, sind von der verhängnißvollen Fessel nicht frei. Sie liegen in ihrem Bett und klirren mit den Ketten, so oft sie sich bewegen. Die in der Genesung Begriffenen spazieren vor ihrem Bett auf und ab, aber nicht weiter, als die Kette reicht, mit der sie an den Bettfuß angefesselt sind. Und diese trau-

rige Maßregel ist begründet genug, da die meisten Verbrecher sich durch die Krankenhäuser den Weg der Flucht zu bahnen wissen.

(Schluß folgt.)

Anekdote von Bröckelmann.

Bröckelmann war zu seiner Zeit, in den neunziger Jahren, ein guter Schauspieler, und würde jetzt ein vortrefflicher heißen. Besonders gab er „Juden" mit großer Virtuosität. Auch hatte er nicht selten vortheilhafte Engagements bei ausgezeichneten Theatern; allein er verscherzte sie gewöhnlich durch seine böse Zunge. So kam er, wieder einmal brodlos geworden, zu Schröder, dem berühmten Schauspieler und Schauspieldirektor in Hamburg. Nichts zu handeln, Herr Direktor, oder besser, nichts zu nagen, nichts zu beißen für mich? — Doch, Herr B., erwiederte Schröder, wenn Sie mir versprechen — Aber B., ein kostbares Taschenmesser auf dem Tisch erblickend, fiel ihm in die Rede: Ein schönes Messer! ein rares Messer! Wer damit Brod schneiden dürfte, Hamburger Brod! — Das sollen Sie. Es gehört Ihnen, und ein gutes Engagement bei meiner Bühne dazu; nur — Ich weiß schon, was Sie sagen wollen, König unter den Direktoren und Schauspielern! Hier mein Wort: Künftig wird nur mit dem Messer, nicht mit der Zunge geschnitten. Und B. war engagirt. Aber nur zu bald vergaß er sein Versprechen. Er konnte die Rohrsperlings-Natur nicht verläugnen. Von allen Seiten klagte man darüber, und Schröder sah sich genöthigt, ihn zu verabschieden. — B. empfing und las das Abdankungsbillet, ohne eine Miene zu verziehen, griff nach Hut und Stock, ging gemessenen Schrittes nach Schröder's Hause an der Alster, und ließ sich bei ihm anmelden; Sch., unangenehm überrascht, ließ ihn abweisen. Aber B. war nicht leicht zu decontenanciren. Er blieb, und erklärte, den Herrn Direktor sprechen zu müssen. Sch., noch mehr aufgebracht über solche Zudringlichkeit, und unfreundliche Erörterungen scheuend, ließ ihm zurückbedeuten, daß es bei dem Billet sein Bewenden habe. Versteht sich, entgegnete B. dem Diener. Ich komme auch nicht zu bitten, ich komme, mich zu bedanken, und dem Herrn Direktor ein Geschenk zu offeriren. Sagen Sie ihm das, mein geneigter Gönner! — Was war zu thun? Sch. sah ein, daß er den Ueberlästigen so leichten Kaufes nicht los werden könne, lachte der Verheißung eines Geschenkes von dem armen Teufel, fühlte sich dadurch in bessere Laune versetzt, und befahl, ihn einzulassen. — Mit komischer Gravität trat nun B. herzu, verbeugte sich tief, und sprach: „Mein hochverehrter Herr Principal! Empfangen Sie meinen gebührenden Dank für das eben erhaltene Abdankungsbillet, denn jede Zeile von Ihrer Hand ist dankenswerth, und erlauben Sie mir, Ihnen dafür ein Geschenk einzuhändigen." Indem er die letzten Worte mit wehmüthig gebrochener Stimme sprach, holte er zugleich etwas Eingewickeltes aus der Tasche, und überreichte es ihm. Sch. nahm die Hülle ab, und rief betroffen: Wie? mein Taschenmesser? — Ja, Herr Direktor! Sie haben mir das Brod genommen, nehmen Sie nun auch Ihr Messer zurück! Und somit wollte er sich entfernen. Aber der edle Sch. hielt ihn auf, und sagte mit tiefer Rührung: Sie behalten es. — Wir bleiben beisammen. (Bl. f. S. u. E.)

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Baden.

Volksschullehrer-Verein.

Nur aus der Kräfte schön vereintem Streben
Erhebt sich wirkend erst das schöne Leben.

Schiller.

Die dritte Versammlung der badischen Volksschullehrer wurde am 1. August in Sinsheim gehalten. Auch dieses Jahr begünstigte das herrlichste Wetter den Versammlungstag. Nach einem Beschluß vom Jahr 1838 sollte die Versammlung immer auf den 1. August gehalten werden, ausgenommen, wenn er auf einen Sonntag falle, so solle der 2. August bestimmt seyn. Daher mußte für dieses Jahr der Samstag genommen werden, wodurch viele Lehrer abgehalten wurden; dennoch versammelten sich Morgens gegen 10 Uhr 80 Lehrer in dem ehemaligen Kapuzinerkloster. Freundlich war der Anblick des geschmackvoll verzierten schönen Saales. Sinnreich waren die Bilder unseres Karl Friedrich's und Leopold's mit Blumengewinden geschmückt. Unsern Brüdern des Lahngau- und Wetterauer-Vereins zu gedenken, wurde das schöne Lied: »Holde Eintracht ꝛc.«, welches dieselben voriges Jahr am 22. Mai gesungen hatten, gesungen und hierauf von dem Unterschriebenen mit einer Rede die Sitzung eröffnet, worin gezeigt wurde: wie freudig und erfolgreich eine solche Versammlung, welche Wichtigkeit das fortwährende Bestreben des gesammten Volksschullehrerstandes nach Ausbildung und daß hierzu das beste Mittel, welches Vernunft, Gesetz und Erfahrung darbieten, Vereine seyen. Nun wurde von demselben ein Vortrag über die Entwickelung des Schulstandes, von seinem Ursprung bis jetzt, über dessen Stellung zu Kirche und Staat, so wie über die Mitwirkung zur Volksschulerziehung von Seiten der Eltern, Lehrer und Geistlichen gehalten, worauf der Jahresbericht erfolgte. Da neue Wahlen vorgenommen werden mußten, wurden Wahlmänner aus den Bezirken von Wertheim bis Bruchsal gewählt, welche dann den Vorstand ernannten. Hauptlehrer Letzeiser wurde abermals zum ersten, Hauptlehrer Sauer von Gemmingen wieder zum zweiten Präsidenten mit Stimmeneinheit und Hauptlehrer Sauer von Sinsheim zum ersten und Lehrer Riedel von Heidelberg zum zweiten Secretär gewählt. Nach diesen Wahlen begannen die Verhandlungen und wurde unter Anderm definitiv beschlossen: 1) Die vorgelegten beiden Entwürfe der Statuten zu einem Sterbekassen-Verein in Eines zu bringen und der hohen Regierung zur Genehmigung vorzulegen. 2) Eine vorgelegte Denkschrift an das höchstpreisliche Staatsministerium, den Verein betreffend, zu genehmigen und zu unterzeichnen. 3) In Zukunft soll jedesmal der erste Mittwoch im Monat August der Versammlungstag seyn. 4) Daß die mit dem Mannheimer Morgenblatt erscheinende Schulzeitung nicht als Organ des Vereins gelten solle. Besondere Erwähnung verdient, daß mit dankender Anerkennung der großen Mühe und des entschieden guten Willens für Schule und Lehrer gedacht wurde, welche der sehr verehrte Abgeordnete und Berichterstatter über die Schulangelegenheiten in der zweiten Kammer, Hr. Dekan Kuenzer, an den Tag legte. Nach 4 Uhr wurden die Verhandlungen geschlossen und nun unter der schönen Lindenallee des geschmackvollen Gartens zu Mittag gespeist. Hatten die Lehrer auch nur ein ganz einfaches Mahl erwartet, so war es um so überraschender, daß unser freundlicher Gastgeber, Hr. Rudolph, gegen alle Verabredung, eine ausgezeichnet gute Tafel mit einem trefflichen Weine besetzt hatte. Die größte Zierde des Mahls war die Anwesenheit des Hrn. Dekans v. Langsdorf aus Hoffenheim und des Hrn. Pfarrverwalters Zeiler aus Sinsheim. Beide geistlichen Herren hatten von Anfang bis zu Ende der Versammlung beigewohnt und saßen nun mitten unter den Lehrern zu Tische. Heiterkeit und Freude verbreitete sich über die ganze Gesellschaft, wozu einige treffliche Musiker, welche erschienen, so wie die fröhlichen Männerchöre, wobei sich der unter Leitung des Hauptlehrers Schück in Dühren bestehende Sängerverein der Lehrer des Bezirkes Sinsheim rühmlichst auszeichnete, Vieles beitrugen. Könnte doch ein Verein alle Volksschullehrer Deutschlands umschlingen, wie auch andere Vereine allgemein sind, es würde um die Volksschulerziehung bald anders aussehen und nicht eine Scheidewand zwischen den Lehrern der Nachbarländer bestehen, als ob sie durch Meere geschieden wären. Eine von mir nächstens erscheinende Monatsschrift:

»die Mappe des Volksschullehrers« wird sich es besonders zur Aufgabe machen, eine Vereinigung zu befördern.

Wiesloch, 6. August 1840. W. Lehelser.

Mannichfaltigkeiten.

Unter den tausend Inschriften, welche sich auf den Wänden des Billardzimmers in der ehemaligen Wohnung Napoleon's auf St. Helena befinden, liest man in französischer Sprache auch folgende: Michel Robert war Grenadier der Garde, und ist Seesoldat auf der Amalia geworden, um die Wohnung seines kleinen Korporals begrüßen zu können. Leb' wohl!« — »Verbannung ist Tod! So lautet das Lebewohl eines alten Tambours, dem Napoleon am Fuße der Pyramiden die Hand gedrückt hat. Nicolai.« — »Im Leben: eine Welt! Im Tode: sechs Fuß Erde!« — »Einem solchen Leben fehlte noch ein solcher Tod. Das Werk der Fürsehung ist nun vollbracht!«

Eine amerikanische Zeitung fügt jeder Todesanzeige den Namen des Arztes bei, der den Patienten behandelte. Diese Notiz überschreibt dieses Blatt: Cause and effect (Ursache und Wirkung.)

In Lappland heißt es nicht: »auf Freiers Füßen gehen«, sondern »auf Freiers Füßen laufen.« Wer um ein Mädchen anhält, muß mit ihr ein Wettrennen abhalten. Sie erhält einen Vorsprung, der den dritten Theil der Bahn beträgt, so daß er wider ihren Willen sie nicht einholen kann. Nur von dem Freier, dem sie geneigt ist, läßt sie sich einfangen. Wenn man indeß überall die jungen Herren, die Mädchen nachlaufen, für Lappländer halten wollte, würde man wenig Völkerkunde verrathen.

(Dienstboten als unwillkürliche Wohlthäter.) — Unter den von dem Warschauer Wohlthätigkeitsvereine vereinnahmten Beiträgen finden sich folgende Posten: von dem Kutscher G. wegen Unachtsamkeit beim Fahren 4 fl., von dem Dienstmädchen J. wegen Spazierengehens ohne Erlaubniß der Herrschaft 2 fl., von der Köchin Eva wegen beim Einkauf gemachter Veruntreuung 6 fl. Wahrscheinlich sind dies Strafgelder, welche die Herrschaften dem Gesinde vom Lohne in Abzug bringen.

Ein Gläubiger schrieb an seinen Schuldner einen sehr groben Mahnbrief, den er mit den Worten schloß: Ich kenne die Gesetze sehr genau und werde Ihnen eine Klage auf den Hals schicken, an die Sie Ihr ganzes Leben werden zu denken haben.« Der Schuldner antwortete mit sehr höflichen Entschuldigungen und schloß seinen Brief also: Schließlich bitte ich Sie, da Sie, nach Ihrer eignen Angabe, die Gesetze so genau kennen, mir gefälligst berichten zu wollen, ob es eine Injurie wäre, wenn ich an Sie schriebe: »Er ist der ärgste Grobian, gemeinste Wucherer und unverschämteste Spitzbube, der je zur Schande der Menschheit auf zwei Beinen herumgelaufen ist.«

Dem Capitän Lelièvre, der die Compagnie befehligte, welche den überlegenen Arabern so lange Widerstand leistete, ist ein Ehrendegen verehrt worden, der die Inschrift trägt: »Dem Tapfersten der Tapfern von Mazagran.«

(Rettung von Arsenikvergiftung.) Die Hannov. Ztg. schreibt aus Andreasberg, 10. August: Dem hiesigen Arzte Dr. Eggeling ist es gelungen, sechs Menschen, die durch bedeutende, den Speisen beigemischte Dosen von Arsenik vergiftet waren, und bei denen sich bereits örtliche und allgemeine Folgen der Vergiftung eingestellt hatten, mittelst des von den Doktoren Bunsen und Berthold in Göttingen als sicheres Gegengift erfundenen Eisenoxydhydrates, welches in den Apotheken des Königreichs stets vorräthig gehalten werden muß, von dem schrecklichsten Tode zu retten. Der Fall betraf den königlichen Hüttenmeister Seidenstricker und seine Familie, bestehend aus Frau, zwei Kindern, einem Verwandten und einer Dienstmagd; was um so leichter möglich ist, als auf den Hütten unseres Harzes ungeheure Mengen von Arsenik bei dem Schmelzen der Erze gewonnen werden. So groß die Zahl der Menschen ist, welche dem obigen Gegengifte ihre Lebensrettung verdanken, so möchte der vorliegende Fall doch wohl der erste in unserem Königreiche seyn, in welchem das Eisenoxydhydrat so wohlthätig sich erprobte.

(München, 11. August.) Aufsehen erregt diese Woche in unserm Kunstverein ein Tableau von Prestel, welches einen Sammelplatz von Gestütpferden darstellt. An dieses werthvolle Gemälde knüpft sich zugleich eine besondere physiologische Begebenheit, die hier sehr charakteristisch getroffen ist. Man sieht nämlich unter diesen Pferden auch ein Militärpferd, welches sich noch durch eine zerfetzte Schabrake mit darauf befindlichen Pistolenhalftern als solches zu erkennen gibt. Das Pferd wurde von einem österreichischen Offizier in der Schlacht bei Leipzig geritten, und bahnte sich, als sein Reiter gefallen war, seinen langen Weg dahin zurück, wo es gezogen wurde, nämlich in die berühmte Stuterei des Grafen Sandor in Ungarn. Alle Köpfe der Pferde sind nach dem Ankömmling gerichtet, die ihren Mitgenossen wieder erkennen. Dieser Moment, so wie überhaupt die ganze Gruppirung, ist in jeder Beziehung eine wahrhaft künstlerische und meisterhafte Ausführung zu nennen.

Ein französisches Blatt bringt folgenden, nicht übeln Scherz: Hr. Scribe konnte der Lust, sich magnetisiren zu lassen, nicht widerstehen. Als er nach drei Stunden eines ziemlich unruhigen Schlafes erwachte, brachten ihm seine Freunde ein fertiges Lustspiel, das er während seines Schlafes dictirt hatte; man hatte nämlich die Vorsicht gebraucht, einen Schnellschreiber an sein Lager zu setzen. Scribe gestand ein, der Plan zu diesem Lustspiele habe ihn seit einigen Tagen beschäftigt.

Die Gesellschaft der Socialisten in England nimmt sehr zu an Mitgliedern. Sie will die Frauen ganz emancipiren. Man soll sie zu öffentlichen Aemtern wählen können. Sie sollen das Recht haben, sich ihre Ehemänner selbst zu wählen. Unlängst hielten die Socialisten eine öffentliche Versammlung. In Edinburg hat eine Frau das Amt eines Auctionators erhalten und sie betreibt dasselbe mit großer Pünktlichkeit. In Marseille ist eine Dame zum Professor der Botanik bei der Universität bestallt worden.

(Kunstnotiz.) Karl Devrient wird heute den 18. August einen Gastrollencyclus in Mainz eröffnen. Auch in Frankfurt sieht man seinem ferneren Gastspiel, welches durch störende Repertoirverhältnisse bis jetzt gehemmt war, mit einer Erwartung entgegen, zu welcher der Erfolg seines ersten Auftretens berechtigt hat. Karl Devrient's Künstlerruf ist so ehrenhaft begründet, daß den Theaterfreunden eine Reihe anziehender Genüsse versprochen werden darf. Die zweite Gastrolle desselben auf der Frankfurter Bühne wird die des Grafen Hugo in Müllner's, seit einer Reihe von Jahren auf unserm Repertoir nicht erschienenen, Schuld seyn.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 18. August. Der Hirsch, Schauspiel in 2 Abth., von Blum. Hierauf folgt: Herr Hampelmann im Eilwagen, eine Hampelmaniade in 6 Bildern.

Mittwoch, 19. August, wird Mad. Duflos-Maillard, erste Sängerin am Theater della Scala in Mailand, mehrere Scenen in italienischer Sprache, im Costüme, darzustellen die Ehre haben. Hierzu: der zweite Act der Oper: »die Puritaner«, von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Dem. Fürth vom Theater zu Lemberg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 232. Mittwoch, den 19. August 1840.

Der Pfarrer von St. Agathe.

(Nach Ch. Laumier.)

(Schluß.)

Drei Tage waren unterdessen vergangen. Der Repräsentant, welcher nach St. Agathe gekommen war, befand sich in seinem Kabinet zu Niort, wo er eben eine geheime Conferenz mit dem öffentlichen Ankläger und den Henkersknechten hielt, um über die Mittel nachzudenken, wie man dem Volke einen neuen Schrecken einflößen und es zu seiner Pflicht zurückführen könnte; da führte man einen Greis mit kahlem und tiefgebeugtem Haupte herein, gestützt auf einen Dornenstock, die Schuhe mit Staub bedeckt und in ein ärmliches, halb zerrissenes Priestergewand gekleidet. Der Greis trat näher heran und sprach: „Bürger Repräsentant, Ihr habt zu St. Agathe bekannt machen lassen, daß 20,000 Frcs. für denjenigen bestimmt seyen, welcher Euch den Kopf des Pfarrers jenes Dorfes überliefern würde. Ich bin bereit, den bestimmten Preis zu verdienen."

So sehr der Volksrepräsentant mit der Schlechtigkeit der Menschen bekannt war, so erstaunte er doch nicht wenig über den Antrag eines Mannes, dessen Lebenstage sich ihrem Ende zuneigten.

„Priester," sprach er, „für einen Mann Deines Alters und Standes machst Du mir einen Antrag, der mich in Erstaunen setzen muß."

„Nicht so sehr, als Ihr glaubt! Nehmt Ihr den Antrag an?"

„Wer bist Du, daß Du mir den Kopf Deines Mitbruders verkaufen willst?"

„Was kann Euch daran liegen, wofern ich nur mein Versprechen erfülle? Ich frage noch einmal, ob Ihr meinen Antrag annehmt?"

„Ich nehme ihn an, aber das vergossene Blut möge über Dich kommen!"

„Es sey, und Ihr zahlt mir die versprochene Summe aus?"

„Du sollst sie erhalten."

„Könntet Ihr nicht noch etwas darauf legen?"

„Blutgieriger Greis, findest Du Dich für Deine Schlechtigkeit nicht bezahlt genug?"

„Gut! gut! wir wollen bei den 20,000 Frcs. stehen bleiben."

„Wann wirst Du mir Deinen Mann ausliefern?"

„Noch eins ist zu bemerken. Ihr müßt mir versprechen, daß ich die empfangene Summe ganz nach meinem Gefallen, und wozu es mir gutdünkt, verwenden darf."

„Sobald Du Deine Belohnung empfangen hast, ist sie Dein Eigenthum, und Du kannst mit derselben schalten und walten, wie es Dir gefällt."

„Das weiß ich ganz wohl, habe aber doch meine Gründe, um gerade auf diesem Punkt zu bestehen."

„So wenig ich Eure Gründe einsehe, so gebe ich Euch doch mein Ehrenwort darauf, daß Euch keinerlei Schwierigkeiten gemacht werden sollen, und daß man Euch bei der Verwendung des Geldes nicht stören wird."

„Es sey denn! Ich selber bin der Pfarrer von St. Agathe, und liefere mich hiermit in Eure Hand. Gebt mir jetzt das Geld!"

„Ihr seyd es!" — rief mit Verwunderung der Volksrepräsentant.

„Ich bin es," antwortete der Geistliche ruhig.

„Was wollt Ihr mit diesem Geld anfangen? Und wißt Ihr nicht, welche Strafe auf Euch wartet, da Ihr dem Gesetz verfallen seyd?"

„Das weiß ich Alles wohl, und Eure Drohungen sind überflüssig. Jetzt aber laßt mir die versprochene Summe auszahlen und mich noch einmal in die Mitte meiner Pfarrkinder von St. Agathe bringen."

„Was wollt Ihr dort anfangen?"

„Das werdet Ihr erfahren. Ich habe mein Versprechen erfüllt, erfüllt nun auch das Eurige."

„Es soll geschehen."

Der Volksrepräsentant ließ hierauf dem Geistlichen 20,000 Frcs. in Assignaten auszahlen, welcher sie in seine Brieftasche steckte und dann den Wunsch wiederholte, nach den Trümmern seines verwüsteten, aber sonst ihm so lieben Dorfes geführt zu werden.

Die Einwohner von St. Agathe waren durch das plötzliche Verschwinden ihres Seelsorgers in die größte Unruhe versetzt worden. Als sie ihn am Morgen zum Frühgebet abrufen wollten, hatten sie die Hütte leer gefunden, welche man ihm in der Eile errichtet hatte. Lange suchte man überall vergebens nach dem Verschwundenen, bis man ihn endlich auf einem Wagen und von Soldaten eskortirt, ankommen sah. Alt und Jung drängte sich herbei, man hob ihn von dem Wagen, man umringte und überhäufte ihn mit Fragen, man küßte seine Hände und den

Saum seines Gewandes. Nach den ersten Begrüßungen nahm der Pfarrer das Wort und redete also: „Ihr waret unzufrieden mit mir, meine lieben Kinder, und dachtet vielleicht, daß ich Euch ohne Abschied und ohne Dank verlassen hätte; aber dem war nicht so. So verläßt man sich nicht, wenn man fünfzig Jahre lang mit einander in Freundschaft gelebt und Freude und Leid getheilt hat. Ich hatte zu Niort ein Geschäft abzumachen, und da ich befürchten mußte, daß Ihr meine kleine Reise dahin nicht zugeben würdet, so entfernte ich mich ohne Euer Vorwissen. Jetzt ist mein Geschäft nun nach Wunsch abgemacht, und ich komme wieder, um ein vertrauliches Wort mit Euch sprechen zu können. Um mir, einem schwachen Greise, das Leben zu retten, habt Ihr Alles aufgeopfert, Eure Wohnungen, Eure Geräthschaften, Eure ganze Habe. Es ist meine Pflicht, für diese Aufopferung Euch dankbar zu seyn, und ich bringe Euch die Mittel, den erlittenen Verlust wieder auszugleichen. In dieser Brieftasche hier sind 20,000 Frcs., welche der Maire, mein alter Freund, unter Euch vertheilen wird, nach Verhältniß des Verlustes, welchen Ihr erlitten habt. Fragt nicht, wie ich zu diesem Gelde gekommen; dies ist ein Geheimniß, welches sich später enthüllen wird. Ich muß mit den Männern, welche mich hierher gebracht haben, wieder zurückkehren; aber wir werden uns gewißlich wieder sehen, über lang oder kurz. Die Zeit kann ich nicht genau bestimmen. Bleibt bis dahin, was Ihr immer gewesen seyd, arbeitsam, redlich und fromm; lebt mit einander in Frieden, wie es guten Christen geziemt; liebt Euch brüderlich, bleibt in der Furcht des Herrn, und bewahrt das Andenken an Euren alten Pfarrer, den Ihr Alle wiedersehen werdet an einem Orte des Friedens und der Ruhe, unberührt von den Stürmen des Lebens! Kniet nieder, meine Kinder, auf daß ich Euch meinen Segen gebe."

Bei diesen Worten fielen Alle auf die Knie, und selbst die hartherzigen Krieger schlossen sich nicht aus. Der Greis hob die Blicke gen Himmel, und richtete seinen Geist nach den Wohnungen der Seligen; er faltete die Hände und rief den Segen des Allmächtigen hernieder über seine Freunde, so wie über diejenigen, die ihn verfolgt hatten.

Nach beendigtem Gebete wendete er sich, wie in göttlicher Verklärung, zu den bewaffneten Männern, die seine Eskorte bildeten, und sprach zu ihnen: „Meine Herren, ich stehe jetzt zu Ihren Diensten!" Man setzte ihn wieder auf den Wagen und fuhr ihn nach Niort zurück; die ganze Gemeinde schloß sich dem Zuge an. Er wurde dem Beil des Henkers nicht überliefert. Der Volksrepräsentant wollte die Verantwortlichkeit der Hinrichtung dieses edlen Greises nicht übernehmen, sondern schickte ihn nach Nantes, wo er drei Monate später in den Fluthen der Loire den Märtyrertod erduldete.

Das Dorf St. Agathe wurde niemals wieder erbaut; die Familien, welche es bewohnt hatten, und die lange Zeit über den Tod ihres Pfarrers in Ungewißheit blieben, wurden zerstreut, und ließen sich später in benachbarten Gemeinden nieder. Heutigen Tages durchfurcht die Pflugschaar jene Gefilde, wo ihre Wiegen standen und wo ihre Voreltern in Frieden unter der Erde ruhen. —

Wilh. Wagner.

Das Bild zu Gernsheim.*)

Zu Gernsheim auf dem Markte steht
Ein hohes Bild von Stein,
Und wer allda vorübergeht,
Der fragt: wer mag es seyn?

Kein Herrscher ist's, kein Kriegesheld;
Es blickt so schmucklos-mild,
So frei und segnend in die Welt,
Das hohe, schöne Bild.

So höret denn des Bildes Mähr,
Und ehrt es hoch fortan,
Denn wenn's ein Held, ein Herrscher wär',
Hätt's Größ'res nicht gethan.

Einst gab der liebe Gott den Stahl
Dem Menschen in die Hand,
Der schärft' ihn aber sich zur Qual,
Und hat ihn Schwert genannt.

Und was er d'raus sich Bess'res schuf,
Es unterlag dem Schwert,
Das in des Kriegers wildem Ruf
Für sich die Welt begehrt.

Da kam der Schöffer, der im Bild
Zu Gernsheim steht am Markt,
Und hat den Stahl, so starr und mild,
Zum Geistesschwert erstarkt.

Es grub in ihn der große Mann
Die kleinen Zeichen ein,
Durch welche fernhin reden kann
Der Menschengeist allein.

Durch welch' er wahrt vor Untergang,
Was er gebaut, gedacht,
Und, die getrennt Jahrtausendlang,
Zu Zeitgenossen macht.

Durch welch' er führt den heil'gen Krieg
Der Wahrheit und des Rechts,
Und einst erringt den schönsten Sieg
Des menschlichen Geschlechts.

Er hat zum Heiligsten den Stahl,
Der längst durch Blut entweiht,
Am reinen Geistersonnen-Strahl
Durch seine Kunst geseyt.

*) Aus den »Gedichten und Liedern für Typographen und Schriftgießer zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst, von Wilhelm Treunert, Schriftsetzer in Jena. Braunschweig, Verlag von J. H. Meyer. 1840.«

Das ist der Schütze, dessen Bild
Am Markt zu Gernsheim steht,
Und dessen Ruhm so segensmild
Durch alle Zeiten geht.

Toulon und die Galeere.

(Schluß.)

Ein sehr feiner, etwas ältlicher Mann, mit einem vornehmen Anstande, saß in dem Hospitale aufrecht in seinem Bett und schrieb eifrig in sein Portefeuille hinein. Er glich in der Zuversichtlichkeit und Bedeutsamkeit seiner Haltung einem Minister, der seine Depeschen schreibt. Nur der rothe Kittel, der ihn umhüllte, erinnerte an die arge Wirklichkeit. Vielleicht schreibt er an dem Tagebuche seines unglücklichen, mit schweren Verhängnissen belasteten Lebens. Wer Lelia von George Sand gelesen, mußte bei dieser auffallenden Erscheinung an Trenmor denken. Auch hier sind es die barmherzigen Schwestern, welche die Krankenpflege übernommen haben, und welche hier ohne Zweifel ihren schwersten und gefahrvollsten Beruf ausüben. Auch erscheinen sie hier nicht so heiter, wie man sie an andern Orten beständig sieht. Alles bewegt sich hier in dumpfer und freudenloser Stille, ohne Lohn und Lust der Geschäftigkeit. Selbst diesen Verstoßenen Gutes zu thun, zeigt sich als Qual und erweckt den Hülfreichen ein traurig befangenes Gemüth.

Einen Tempel, einen Altar oder überhaupt eine besondere Stätte zur Ausübung der Religion giebt es in dem Kerker nicht. Nur im Hospital ist eine Art von Kapelle zur Verrichtung des Gebets eingerichtet, aber auch dies ist eigentlich nur ein gewöhnliches kleines Zimmer, in das ein Altar hineingestellt ist. Früher war auch im Allgemeinen ein religiöser Cultus für alle Forçats eingerichtet, indem ein Priester alle Sonntage in den Sälen die Messe las. Aber man hat dies, so viel ich hörte, jetzt gänzlich einstellen müssen, weil die heilige Handlung beständig durch das Hohngelächter der wilden Masse, durch ihr Schimpfen, Spotten und Schelten unterbrochen wurde.

Mehrere dürfen sich mit Ausarbeiten künstlicher Sachen, Schnitzen von Dosen aus Cocus und dergleichen beschäftigen, und verkaufen diese oft sehr zierlich ausfallenden Gegenstände an die Fremden, welche das Arsenal besuchen, manchmal zu sehr theueren Preisen. Dies sind zum Theil solche, die für ihren Unterhalt etwas zahlen können, und daher größere Freiheit in der Wahl ihrer Beschäftigungen haben. Ueberhaupt haben die Forçats von jeher eine große Geschicklichkeit in technischen Arbeiten und Erfindungen an den Tag gelegt, und namentlich an letzteren sind oft überraschende Vorschläge von ihnen ausgegangen, welche die höchsten Staatsbehörden sich mit Glück zu Nutzen gemacht haben.

Das Fortbestehen der Galeerenstrafen ist unmenschlicher und abscheulicher als die Negersclaverei. Der Staat soll seine Verbrecher strafen und anfesseln, aber er soll und darf nicht zu diesem Zweck Institute unterhalten, die auf unmoralische Principien gegründet sind, wie dies bei den Galeeren-Kerkern in den Meereshafen der Fall ist. Auf der Galeere wird der Verbrecher in einen förmlichen Staat des Lasters eingeführt und als Mitglied desselben aufgenommen. Man sagt, daß diese Verdammten alle in einem geheimen Einverständnisse mit einander stehen, das sie zu einem ordentlichen, gesetzlichen Organismus unter sich ausgebildet haben. Sie haben unter sich ihre geheimen Tribunale, ihre Blutgerichte und ihre Gesetze, nach denen die Vollstreckung derselben angeordnet und den dazu Erwählten aufgetragen wird. So findet man plötzlich auf oft unerklärliche Weise die Wächter und Aufseher, welche sich verhaßt gemacht, und selbst die Beamten der Bureaux, ermordet, so wie diejenigen unter den Forçats selbst, welche sich nicht zum Anschließen bereit oder des Verraths verdächtig zeigen. So soll auch ein allgemeiner Verschwörungsplan existiren, wonach an einem bestimmten Tage des Jahres Jedem alle Uebrigen zur Flucht behülflich seyn müssen.

Ist aber das Institut des Bagno an sich und in sich selbst schon ein unmoralisches, so wirkt es auch nach außen hin in den Hafenstädten, wo solche Verbrecherwerkstätten existiren, unsittlich und auflösend, und unterhöhlt die Sicherheit und die rechtliche Grundlage der Gesellschaft. Dies geschieht besonders durch die Zusammenmischung der freien Arbeiter mit den Forçats, die im Arsenal alle durcheinander bei denselben Verrichtungen gebraucht werden. Diese Gemeinschaft des Armen, der für den Taglohn und für Weib und Kind arbeitet, mit dem Verbrecher ist von dem allerschädlichsten Einfluß auf die Sittlichkeit des Ersteren und der Volksklasse einer solchen Stadt überhaupt. Wie viel Giftstoffe werden nicht durch diese Berührung aus der Hölle des Lasters in das unmittelbare Volksleben hinüber geschleppt!

(Elsaß.)

Korrespondenz.

Baden-Baden, 15. August.

Im Vergleich mit andern Zeiten ist das diesjährige Leben hier still zu nennen. Es fehlt das intellectuelle Princip der Rührigkeit; ein gewisser Philisterton hat sich heimisch gemacht, und, ich möchte sagen, nur an den Spieltischen wird er vermißt; denn da rollt der Götze der Erdenkinder, das Gold, in blanken Strömen hin und her, wie die launige Fortuna ihre Kugel wendet. Die Kunst ist zur Stieftochter geworden; nur wenig Konzerte haben nennenswerthen Ertrag abgeworfen. Hr. Liszt und Dem. Zerr fanden ihre Rechnung. Ole Bull, der vorigen Sommer an 6000 Frcs. einnahm, ist diesmal nur mit blauem Auge davon gekommen; Andere standen noch schlechter. — Das Theater hält sich pari, denn der spekulative Hr. Schmidt weiß hie und da, durch das Einschieben eines Gastes, den Reiz zu beleben. So erfreute uns Hr. Biernstiel von Darmstadt bereits an vier Abenden durch seine ergötzende Laune, wie Hr. Mascheck außerdem ihn zur Mitwirkung in seinem Konzerte gewann. Das Badeblatt sowohl, als die Freiburger Zeitung haben sich deshalb über Hrn. Biernstiel lobend ausgesprochen und schon ist ein ferneres Gastspiel desselben angekündigt. — Die Lectüre, welche man hier sucht, besteht hauptsächlich im Politischen. Die Tische des Hrn. Marr sind fast nur von diesen voll, obwohl auch die belletristischen Zeitschriften durchaus nicht fehlen: Europa, Morgenblatt, Didaskalia und der durch schöne Zeichnungen und reichen Inhalt bemerkenswerthe Wanderer in der Schweiz, von Schabelitz in Basel verlegt, nebst manchen andern, liegen bereit; aber die Politik verwischt das Romantische. — Von anwesenden Literaten bemerkte ich: A. Lewald, Deinhardstein, F. A. Oldenburg und den französischen Schriftsteller Friedrich Soulié. Eine ständige Wohnung haben hier A. Schreiber, Chezy und Muhl.

Mannichfaltigkeiten.

Bei Jérome Hottop ist erschienen: »Sechs Jahrhunderte aus Gutenbergs Leben. Kleine Gabe zum großen Feste, Text von Dr. Franz Dingelstedt in Fulda, mit Randzeichnungen von Prof. Fr. Müller in Kassel; Holzschnitte von Andrew, Best und Letoir in Paris und Prof. Gubitz in Berlin, Druck von Jérome Hottop in Kassel. 1840.« Dingelstedt hat sich zur Aufgabe gemacht, wie in Lewald's Europa ein Referent bemerkt, hier zuerst die Seite der Erfindung Gutenbergs zu schildern, die einer in sich großen und einigen Zeit ihren Schmuck, den Glauben, nahm, und Zweifel, Schwanken, aber auch Wissen und Erkennen an dessen Stelle setzte. Schön ist im Anfange des Gedichts Erwin von Steinbach, der Erbauer des Straßburger Münsters, eingeführt. Dann schildert Dingelstedt die Einwirkung der Reformation und weiter die des dreißigjährigen Krieges, welche letzte als besonders gelungen bezeichnet werden muß. Darauf ist das achtzehnte Jahrhundert in bezeichnenden, wenn auch kurzen Umrissen aufgefaßt. Was unsere Zeit betrifft, so sind die Gegensätze derselben kräftig hervorgehoben und der Materialismus, die Gier nach Genuß und Besitz, das Mäkeln und Zweifeln an Allem, das lieblose Treiben finden bittern Tadel; aber auch die Vorzüge der Zeit werden anerkannt. Die Behandlung des letzten Gesanges ist originell. Die Zeichnungen und Holzschnitte sind von hohem Kunstwerthe und die Ausstattung ist eines Festalbums in jeder Beziehung würdig.

Die dänische Regierung hat befohlen, daß sämmtliche Unterbehörden der Herzogthümer Schleswig und Holstein, so wie die Advokaten in denselben, sich bei ihren Ausfertigungen unnöthiger lateinischer Ausdrücke enthalten sollen. — Hört's, ihr Herren Clauselmacher! — In Oesterreich wurde schon längst der Geschäftsstyl vereinfacht und geläutert, und ist dem in vielen andern deutschen Staaten weit vorzuziehen.

Ein römisches Blatt, »Notizie del Giorno«, theilt Folgendes mit: Im Jahr 1836, als Thiers französischer Minister des Innern war, bestellte er bei Hrn. Lemoyne, Professor an der Academie von St. Lucas, ein Monument für die Stätte, welche die sterblichen Reste Claude-Gellées, genannt Claude-Lorrain, umschließt, der im Jahr 1682 in Rom starb. Dieses jetzt vollendete Monument ward kürzlich in der St. Louis-Kirche, wohin die Asche Claude-Lorrains aus der Kirche Trinita del Monti gebracht worden war, in Gegenwart des französischen Botschafters, des Grafen v. Rayneval, eingeweiht. Es ist einfach und würdig; die Inschrift lautet: »Das französische Volk vergißt seiner Kinder nicht, selbst wenn sie im Auslande gestorben sind«, und erwähnt des Königs Ludwig Philipp, seines Ministers Thiers und des verstorbenen Marquis v. Latour-Maubourg, der früher den König der Franzosen am päbstlichen Hofe vertrat und unter dessen Gesandtschaft das Monument angefangen worden war.

Englische Blätter theilen mit: Ein Dichter, der ein thränenreiches Trauerspiel geschrieben, habe einen rohen Zuschauer, der beim Tode des Helden, mit dem der fünfte Akt schloß, laut und vernehmlich gepfiffen, auf Pistolen gefordert. Er will wahrscheinlich nach der Gurgel seines Gegners zielen, um sich, falls er ein zweites Trauerspiel schreibt, vor dessen Pfeifen sicher zu stellen.

(Paris.) Ein neues Rührspiel, »Schloß Verneuil«, das das Gaite-Theater seinem Publikum brachte, gefiel, und es wird zu seinem Ruhme angeführt, daß es die Zuschauer vier Stunden lang fesselte. An Verwickelungen von dem Unterschlagen einer hübschen Summe von Fünffrankenthalern an bis zur Vertauschung von Söhnen fehlt es darin nicht; auch finstere Zimmer und Kerker spielen mit; das Ganze ist indessen mit Geschick erfunden, und kann wohl für einen Abend Interesse erregen. — Für die große Oper, deren Saal neu decorirt wird, soll auch ein neuer Vorhang gemalt werden. Der Maler Camon ist beauftragt, Ludwig XIV. darauf zu malen, wie er die Privilegien unterzeichnet, die diesem Theater sein Bestehen sicherten; in die Umgebung des Königs sollen viele historisch merkwürdige Männer jener Epoche kommen. Uebrigens sollen alle Verschönerungen mit 70,000 Franken gedeckt und davon allein 27,000 Franken auf die Anschaffung von rothem Sammet verwendet werden.

Aus Warschau wird gemeldet, dort sey der älteste Soldat der ehemaligen polnischen Armee, Felix Runckiewicz, in dem Alter von hundert und dreiundzwanzig Jahren gestorben.

Beriot hat sich in Brüssel wieder verheirathet. Seine Frau ist eine junge Wienerin, die Tochter eines ehemaligen städtischen Beamten. Sie ward noch als Kind zur Waise und erfreute sich dann des wohlwollenden Schutzes des Fürsten Dietrichstein-Proskau, der sie jetzt selbst auf ihrer Reise nach Brüssel begleitet hat.

Es heißt, im nächsten Jahre, wenn nämlich bis dahin noch Friede zwischen England und Frankreich herrscht, solle eine französische Schauspielergesellschaft in London eine Reihe von Vorstellungen geben. Es wird erzählt, Guizot habe sich lebhaft für dieses Projekt interessirt.

Ein Arzt, der Alles mit Meerwasser heilte, fiel über Bord. Ein Matrose meldete diesen Unfall mit den Worten: »Der Herr Doktor ist in seinen Arzneikasten gefallen.«

Logogryph.

In den Hallen der Natur,
In den Eb'nen, wie auf Höh'n,
In dem weiten grünen Flur
Siehst' du mich in Menge steh'n.

Nimmst zwei Zeichen du von mir,
Dann gebrauchst du mich im Krieg,
Dien' als gute Waffe dir
Und verhelfe oft zum Sieg.

Dr. C. Th. Grund.

Auflösung der Charade in Nro. 228.

Zehnergericht.

(Das schreckliche Collegio de Dieci, welches in Venedig 1310 gestiftet ward und erst mit dem Freistaate selbst 1797 unterging.)

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 19. August, wird Mad. Duflos-Maillard, erste Sängerin am Theater della Scala in Mailand, mehrere Scenen in italienischer Sprache, im Costüme, darzustellen die Ehre haben. Hierzu: der zweite Act der Oper: »die Puritaner«, von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Dem. Fürth vom Theater zu Lemberg.

Donnerstag, 20. August. (Neu einstudirt) Die Schuld, Trauerspiel in 4 Acten, von A. v. Müllner. (Gastrolle) Graf Orindur: Hr. Carl Devrient, Mitglied des königl. Hoftheaters zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 233. Donnerstag, den 20. August 1840.

St. Croix.

Chevalier St. Croix war einer der ausgezeichnetsten Krieger des französischen Heeres im siebzehnten Jahrhundert. Muthig und unerschrocken, immer in den vordersten Reihen, kämpfte er fast in allen Schlachten mit, die in jener Zeit die Franzosen lieferten. So errang er schnell die Würde eines Obersten, und sah seine Brust mit mehreren Ehrenzeichen geschmückt. Freund und Vater seiner Untergebenen, sorgte er mit eiserner Beharrlichkeit, wo es nur irgend möglich, für die Bedürfnisse der Seinigen, und theilte oft bei Mangel seine letzte Habe mit ihnen. Aber eben so treu, als in seiner Freundschaft und Zuneigung, eben so unversöhnlich war er bei entschiedenen Beleidigungen, die er selten und nur schwer wieder vergessen konnte. Von der Natur nicht eben mit einem schönen Gesicht begabt, hatte er noch das Unglück, in einem Kavallerie-Gefecht so verwundet zu werden, daß seine Züge dadurch noch auffallender wurden. So konnte er nicht Liebling des weiblichen Geschlechtes seyn; zurückgestoßen oder zurückgewiesen von den Schönen des Landes, blieb er im ehelosen Zustande, zog sich nach beendigtem Kriege auf seine Güter zurück, und lebte still und abgesondert für sich und seine Unterthanen, denen er ein überaus gütiger Herr war. Nur ein Mal im Jahre besuchte er zur Winterszeit die Hauptstadt, dort mit alten Freunden und Bekannten sich zu unterhalten.

Eines Abends trat er, von mehreren Bekannten begleitet, in ein sehr berühmtes und besuchtes Kaffeehaus, aß und trank, war heiter und aufgelegt. Obgleich selbst nicht vorzüglich geschickt im Billardspiel, machte es ihm doch viel Vergnügen; er konnte Stunden lang zusehen. Auch an diesem Abend trat er nach dem Abendessen in einen Billard-Saal und fand daselbst zwei ausgezeichnete Spieler, die zu hohen Preisen spielten. Einem derselben, dem Sohn eines sehr reichen und angesehenen Mannes, wollten die Stöße heute durchaus nicht gelingen, wenn seine Augen beim Anschauen das zerrissene, satyrisch aussehende Gesicht St. Croix's gewahrten. Er konnte sich endlich in seinem Aerger nicht mehr halten, und rief außer sich dem Chevalier, den er nicht kannte, zu: „Fort, verdammtes Fratzengesicht! Du störst mein Spiel und bist schuld an meinen Verlusten!" — Ruhig sah St. Croix den tobenden jungen Mann an, verneigte sich still und verließ den Saal.

Einige Tage waren bereits nach diesem Vorfalle verflossen, da erschien eines Morgens das von dem jungen Manne an jenem Abend verwünschte Fratzengesicht in seinem Zimmer. Sehr höflich sagte der Chevalier: „Ich bin St. Croix. Ihre mir an jenem Abend im Café ** zugefügte Beleidigung wird Ihnen noch im Andenken seyn und Sie veranlassen, mir Genugthuung zu geben; die Wahl der Waffen steht Ihnen frei! — Wählen Sie und erscheinen Sie morgen früh acht Uhr im Gehölze von Vincennes mit Ihren Sekundanten."

Der junge Mann, obgleich nicht ungeübter Schütze und Fechter, erbleichte dennoch bei dieser Herausforderung, da er den Chevalier St. Croix als den vortrefflichsten Schützen und Fechter hatte nennen hören; er erwiederte: „Herr Chevalier, wenn meine unbesonnene Rede Sie beleidigt hat, und die Erklärung, daß ich unbesonnen war, Ihnen nicht genügt, werde ich morgen früh mit dem Degen Genugthuung leisten."

„Wohl!" sagte St. Croix und empfahl sich.

Beide trafen mit dem Schlage der bestimmten Stunde ein, grüßten kalt und höflich und ergriffen ihre Degen. — Doch bevor die Degen blitzten, rief St. Croix seinem Gegner zu: „Mein Herr! Ihren rechten Arm werde ich schonen; denn diesen brauchen Sie noch nothwendig für die Folge; aber der linke Arm wird durchstochen, und nun legen Sie sich zur Vertheidigung aus, und zeigen Sie, was Sie gelernt haben!" — So viel Mühe sich auch der nicht ungeübte Gegner gab, konnte er doch nicht verhindern, daß sein linker Arm von St. Croix völlig durchstochen und bedeutend verletzt wurde. Von Schmerz durchdrungen, senkte er den Degen und fragte: „Ist es nun genug, oder wollen Sie weiter gehen?" — Doch St. Croix erwiederte: „Ich bin zufrieden!" und entfernte sich mit einer kurzen Verbeugung.

Der junge Mann, Herr v. Fourville, ließ sich verbinden und in seine Wohnung bringen, die er mehrere Wochen nicht verlassen konnte. Endlich nahte sich der Tag seiner Befreiung von Zimmer und Haus, und er erfreute sich der Luft eines heitern Frühlingsmorgens auf den, mit Tausenden von Spaziergängern angefüllten Boulevards der Hauptstadt. Eine geraume Zeit war er bereits auf und nieder gewandelt, ohne Bekannte zu treffen, und eben im Begriff, den Boulevard Italien zu verlassen, als ihn Jemand von hinten sachte berührte mit den Worten: „Ich freue mich Ihrer Genesung und wünsche Ihnen Glück zu Ihrem ersten Ausgange."

Es war der Chevalier St. Croix, der vor dem sich umwendenden Fourville stand und ihm die Hand reichte. Dieser er-

staunte, doch im Innern über diese Zuthunlichkeit seines Gegners sich freuend, ergriff er die dargebotene Hand, drückte sie herzlich, und bat St. Croix, in eines der nahen Kaffeehäuser einzutreten und da ein Glas feurigen Syrakuser anzunehmen. St. Croix folgte der Einladung, und Beide kehrten erst spät in ihre Wohnungen zurück, schieden auch heiter und zufrieden von einander.

Fourville war endlich gänzlich hergestellt, und eben im Begriff, eine Reise zu machen, als sich eines Morgens die Thüre öffnete und St. Croix hereintrat. „Obgleich," sagte er, nach einer höflichen Begrüßung, „ich Ursache hätte, mit der, mir von Ihnen, Hr. v. Fourville, gegebenen Genugthuung zufrieden zu seyn, so zwingen mich doch Verhältnisse, die zu sehr mit meiner Existenz in Beziehung stehen, und von denen ich abhängig bin, Sie zu ersuchen, als ein Mann von Stande und Ehre, ein Paar Pistolenkugeln mit mir zu wechseln, und zwar, wenn es Ihnen gefällig ist, auf der Stelle im Gehölz von Vincennes. Für Sekundanten habe ich gesorgt, und mein Wagen steht bereit vor Ihrer Thür; — Pistolen werden Sie gefälligst selbst mitnehmen."

Dem erstaunten Fourville blieb nichts übrig, als zu folgen und mit St. Croix sich zu schießen. Dieser überließ den ersten Schuß seinem Gegner, mit den Worten: „Zielen Sie gut; denn wenn Sie nicht treffen, so schieße ich Ihnen in den linken Schenkel!" Fourville fehlte, und St. Croix durchschoß ihm den linken Schenkel, daß er niederstürzte und von dem bereitstehenden Wundarzt verbunden wurde. Schnell heilte seine Wunde, und er war in kurzer Zeit völlig genesen, und im Stande, die beschlossene Reise anzutreten. Doch das böse Geschick waltete noch ein Mal über dem armen Fourville, denn St. Croix erschien zum dritten Male, und forderte ihn auf Säbel, mit dem eidlichen Hinzufügen, daß dieses nun der letzte Gang sey, und er dann, vollkommen zufrieden gestellt, sein treuester Freund und Beschützer seyn würde! —

Sie fuhren ab, und das Gefecht endigte sich zum Nachtheil des Fourville, dem das Gesicht verwundet wurde. St. Croix sah ihn schweigend an, nahm des Verwundeten Hand und sagte gerührt: „Jetzt, armes Fratzengesicht, bist Du mein Bruder für immer!" — Auch ward er von nun an der treueste Gefährte des Herrn v. Fourville. (Opfwgn.)

Der Männer-Chor in Philadelphia.

Diesen Namen führt ein der Geselligkeit und dem Frohsinn gewidmeter Männerverein in Philadelphia. In Beziehung auf denselben enthält die in dortiger Stadt erscheinende Zeitung, „die alte und die neue Welt", herausgegeben von Wesselhoeft, Nachstehendes:

Herr Doktor Schmid wurde an die Stelle des Hrn. C. Beneke zum Direktor des Männer-Chors erwählt. Bei Antritt des Direktoriums wendete sich derselbe in einer Rede an den Verein, welche wir hier mittheilen, von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, daß der Männer-Chor, so wie alle derartigen Vereine des geselligen Vergnügens, stets das schöne Ziel, das Herz zu veredeln und den Geist zu erheben, im Auge behalten mögen.

Meine Herren und Vereinsbrüder!

Mit schüchternem Gemüthe übernehme ich die Stellung, welche mir das allgemeine Zutrauen dieses Vereins anwies, wohl wissend, welche Verbindlichkeiten eine solche Stellung auferlegt und welche Fähigkeiten sie voraussetzt, um aus der Bekleidung derselben einige ersprießliche Früchte hervorgehen und das Wirken mit einigem günstigen Erfolge gekrönt zu sehen; aber auch zu gleicher Zeit wohl fühlend, wie schwach und unbedeutend meine Kräfte im Verhältnisse zu den Leistungen sind, die man mit Recht von dem Leiter eines solchen Vereines erwartet und erwarten kann.

Würde nicht die Liebe zur Sache, Ihr edles Streben, dem rühmlichen Vereine eine fortdauernde Existenz zu verschaffen, und das bisher mit so löblichem Eifer betriebene gute Werk fortzusetzen, würde nicht der Sinn für Beförderung alles Wahren, Schönen und Guten mich meine Schwäche und Unfähigkeit übersehen lassen, ich würde mich nicht erkühnt haben, Ihrem gütigen und schmeichelhaften Antrage williges Gehör zu verschaffen, und diesen schwierigen Posten mit meiner individuellen Wenigkeit besetzen zu wollen.

Die herrliche Schöpfergabe Musik und besonders ein von und zu Herzen gehender, begeisternder Gesang sind eine kräftige Würze für das hiesige sonst so schale und genußleere Leben, und gewiß dürfen wir, wollen wir anders gerecht seyn und die Sache aus dem richtigen Gesichtspunkte und Zusammenhange auffassen, bei der Betrachtung und süßen Rückerinnerung an die vorherrschende Herzlichkeit und Gemüthlichkeit, an die frohen und beseligenden ächten Lebensgenüsse, die uns unsere alte und ewig theure Heimath in so reichlichem Maße darbot, eben diesem Gegenstande den Charakter eines Causalmoments nicht versagen. Wer unter uns, dem noch ein warmes Herz im Busen schlägt, der noch edlere Gefühle hegt und nährt, dessen Sinn von dem gemeinen Alltagsleben nicht ganz gefesselt und erdwärts gezogen wird, sondern, von dem höheren Sonnenlichte angezogen, auf- und himmelwärts strebt, möchte diese Wahrheit bezweifeln, möchte die Behauptung aufzustellen sich wagen, er finde diese Wahrheit nicht durch vielfältige Selbsterfahrung bekräftigt? Ich glaube, Keiner. Aber auch auf die moralische Veredlung hat der Gesang den unverkennbarsten Einfluß, da sich gewiß — während man sich gleichsam auf einen höhern Schauplatz versetzt fühlt, während das Herz auf einen bedeutend höhern Grad der Wärme-Temperatur gehoben ist — zu gleicher Zeit keine niedern und gemeinen Triebe in den Busen einschleichen und sich desselben bemächtigen können, da die Wirkung des Gesanges das ganze Herz veredlen, also auch den übrigen Lebenssituationen gleichsam einen höhern Nimbus verleihen und auf sie den wohlthätigsten moralischen Einfluß äußern muß. Nicht zu viel wage ich zu sagen, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß die allgemein herrschende Liebe der Deutschen zu einem geist- und herzerhebenden Gesange kein geringes Gewicht in die Wagschale der Themis warf, nach deren Ausspruche denselben die hervorragenden National-Charaktere der Treue, Ehrlichkeit, Biederkeit, Freiheitsliebe und ächter Religiosität zuerkannt werden.

Es möchte hier nun noch schließlich die Frage zu erörtern und zu beantworten seyn: Haben wir, die wir den Küsten unsers uns Allen gewiß ewig theuren transatlantischen Heimathlandes theilweise ein ewiges Lebewohl sagten, die wir die von

der Welt gepriesene Zufluchtsstätte, das freie Asyl dieser Republik, zu unserer neuen Heimath adoptirten, — haben wir, frage ich, Grund und Ursache, die edlen Blüthen deutschen National-Lebens hierher zu verpflanzen, edle deutsche Sitten hier heimisch zu machen, oder bietet uns nicht vielmehr unsere neue Heimath bessere, reichlichere und edlere Genüsse? Die entsprechende Antwort hierauf kann, womit Sie Alle gern übereinstimmen werden, keine getheilte seyn, und keinen Zweifel übrig lassen.

Kalt wie der eisige Norden, bietet dieses Land dem an wärmere Temperatur gewöhnten deutschen Herzen wenig Wärmestoff dar. Der kalt berechnende und materiell, geistig aber wenig speculirende Verstand hat hier seinen Wohnsitz und seinen Thron aufgeschlagen; er schwingt seinen Herrscherstab mit kräftiger und schonungsloser, oft züchtigender Hand. Materielle Interessen sind es fast einzig, die das Denken und Handeln der Amerikaner durchkreuzen und in Bewegung setzen, dem Lande den Stempel der Gemeinheit aufdrücken und alle edlere und höhere Tendenz des Geistes und Herzens hindern und tödten.

Herrscht hierüber nur eine Stimme, ein Urtheil, so liegt es also an uns, ja es ist unsere heiligste Pflicht, den Sinn für etwas Höheres, Edleres und Geistiges nicht einschlummern und verkümmern zu lassen, sondern kräftig und mit allem Ernste dahin zu wirken, das hiesige Vegetationsleben auf eine höhere Entwickelungs-Stufe zu heben, und ihm durch edlere und reichere Genüsse eine höhere Weihe zu verschaffen. Diesen Tribut schulden wir nicht bloß der deutschen Nation, die ihr reichliches Scherflein zum äußern Bestehen, Gedeihen und Emporblühen dieser freien Gauen beigetragen, wir schulden ihn nicht bloß uns, die der Geist des Neides, der Selbstsucht und der Aristokratie bereits sich zur Zielscheibe seiner gemeinen Ausfälle auserkoren hat, und die, wenn nicht wacker und auf der Hut, der Herrschaft und dem Joche dieser gemeinen Seelen willenlos anheimfallen, nein, wir schulden ihn auch der deutschen Nachwelt, den künftigen hiesigen deutschen Generationen, denen, will es Gott! noch ein höheres und besseres Schicksal in der amerikanischen Geschichte bevorsteht, wenn sie nicht anders durch unsere Schuld schon im Keime verkümmern und Abortiv-Formen bilden.

Drum laßt uns in diesem engen Kreise als Brüder nach Kräften wirken und unser größtmöglichstes Scherflein beitragen, daß deutsches Leben, deutsche edle Sitten immer mehr Aufnahme finden, daß dadurch die materiellen Interessen den geistigen mehr untergeordnet, und daß auf diese Weise eine bessere und schönere Zukunft aufgehen und vorbereitet werden möge. —

Laßt uns, als Brüder, mit deutschem Stolze, mit Einigkeit und Liebe das angefangene gute Werk fortsetzen! Schenken Sie mir gütigst Ihre brüderliche Nachsicht bei meinem Wirken, und nehmen Sie die Versicherung, daß ich zum Gedeihen dieses schönen und löblichen Vereines beitragen werde, was mir meine schwachen Kräfte erlauben, wobei ich natürlich auf Ihre brüderliche Mitwirkung und Unterstützung rechnen muß, und laßt unser Aller Motto seyn:

Es lebe deutsche Fröhlichkeit
Und ächte deutsche Sitte!

Korrespondenz.

Mainz, 18. August.

Die gestrige Vorstellung auf der hiesigen Bühne, wo Breiting zum Erstenmale als Zampa hier auftrat, empfand es wohl, daß ihr zwei Tage mit ermüdenden Lustfahrten auf dem Rheine vorangegangen waren. Das Haus war wenig besetzt; besonders leer waren die Logen. Die Kraftstimme und das energische Spiel Breiting's erhielten volles Lob; einige Partieen mußte er wiederholen und wurde einigemal gerufen. Orchester und Chöre waren brav und auch ihnen fehlte es an Beifall nicht. Die übrigen Mitspielenden aber, und darunter zwei Gäste, befriedigten die Zuhörer keineswegs und vielfach vernahm man Aeußerungen von Besorgniß, daß Hr. Schumann sich möchte verleiten lassen, solche Subjekte für die künftige Saison zu engagiren.

Mannichfaltigkeiten.

Bei dem in jetziger Zeit steigenden Interesse für Kirchenmusik im antiken Styl wäre es vielleicht nicht uninteressant, auf das bevorstehende doppelte Erscheinen der vom Stuttgarter Musikverein als Preisaufgabe ausgeschriebenen Composition des 130sten Psalms im Voraus aufmerksam zu machen. Der Autor des mit dem Preis gekrönten Werkes ist Hr. Kapellmeister Hetsch in Heidelberg; mit diesem concurrirt ein bis jetzt noch unbekannter Künstler: der königl. bairische Landgerichtsassessor Heydenreich in Pfarrkirchen bei Passau, dessen Arbeit ebenfalls auf Kosten des Vereins veröffentlicht wird. Die musikalischen Jahrbücher sagen von seinem Werk, es soy im reinsten klassischen Styl Palästrina's gehalten und jedenfalls eine höchst merkwürdige Erscheinung in der heutigen Kunst. Wir freuen uns, ein junges Talent seine Laufbahn auf so würdige Weise beginnen zu sehen und sind auf die Vergleichung beider Werke sehr gespannt.

Aus der bairischen Pfalz wird geschrieben: daß sich das sogenannte Ferkelstecherunwesen seit einiger Zeit dadurch mehre, daß die, sogar mit bedeutenden Staatsgehalten in Ruhestand versetzten Beamten demselben ergeben sind und sich nicht nur nicht scheuen, darüber unverhohlene Ankündigungen ergehen zu lassen, sondern sogar auch öffentlich als Geschäftsagenten aufzutreten, obgleich der Art. 632 des Handelsgesetzbuches solche Agentien als bürgerliche Gewerbe betrachtet wissen will, die demnach auch der Patentsteuer zu unterliegen haben, während die bairischen Gesetze jede Agentie den Beamten ausdrücklich untersagen und der Quiescent, zufolge der constitutionellen Bestimmungen, noch dem Staatsdienerbande direct angehört. Die Sache hat eine um so schlimmere Seite, als derartige quiescirte Ferkelstecher resp. Geschäftsagenten nothwendig die vorher erlangten Dienstgeheimnisse verletzen oder mißbrauchen müssen, wenn sie mit Erfolg ihrer Clientell obliegen wollen. Das sogenannte Ferkelstecherunwesen, besonders bei den Untergerichten, ist ernsterer Art, als man glauben möchte und es dürfte dasselbe jedenfalls Solchen zu verbieten seyn, die mit Staatsgehalten höherm Verbande und frühern Verpflichtungen noch angehören, also die soziale Stellung verläugnen, in welche sie durch wohlwollende Gesetze gewiesen sind. Wenn Mandataire auch nicht immer beseitigt werden können, so ist directes Anhören der Parteien bei Gericht unter allen Umständen vorzuziehen.

In der Speyer. Ztg. liest man als Warnung: Ein Verwandter von mir aus Frankfurt a. M., der verwichenes Frühjahr nach Trinidad in Handelsgeschäften reiste, schreibt dieser Tage von dorther, daß viele Deutsche, besonders Pfälzer und Elsasser, durch trügerische Vorspiegelungen habgieriger Schiffskapitäne in Havre verleitet werden, nach Trinidad auszuwandern, und kann das Elend nicht lebhaft genug schildern, dem unsere unglücklichen Landsleute daselbst ausgesetzt sind. Bei der drückenden Hitze, welche nur die an Afrika's glühende Sonne gewöhnten Neger aushalten können, erkranken die meisten der Ankömmlinge, und wenige genesen, da es ihnen, obgleich ein patriotischer Deutscher daselbst ein Hospital gestiftet hat, gewöhnlich an aller Verpflegung fehlt. Wie hülflos ihre

zurückgelassenen Familien in dem fremden Lande sind, kann man sich leicht denken, besonders da man die Deutschen weniger gerne als Arbeiter annimmt, als die Neger, die, an das furchtbar heiße Klima gewöhnt, leichter und mehr zu arbeiten vermögen, als unsere unglücklichen Landsleute.

Ein Schreiben aus Mailand in Galignani's Messenger berichtet folgenden Vorfall: Ein Priester, der vor einigen Abenden spät von dem Besuche eines Kranken auf dem Lande bei Pistoja zurückkehrte, gewahrte in den Fenstern der Wohnung eines ihm befreundeten Pächters noch Licht und öffnete, ein Familienfest vermuthend, die nicht verschlossene Hausthüre, um die Gesellschaft zu begrüßen. Als er in den ersten Stock gelangte, fand er die Tochter des Hauses, ein Mädchen von 15 Jahren, an einem Wandbalken aufgehängt. Er schnitt sie sogleich los, und suchte sie wieder zu beleben. Sie kam auch wieder zur Besinnung und bedeutete ihn, da sie noch nicht reden konnte, durch Geberden, daß er in das nächste Zimmer gehen möge. Er trat hinein und fand hier beide Eltern todt, mit allen Anzeichen der Ermordung. Als er zu dem Mädchen zurückkam, konnte sie reden und erzählte ihm nun, daß fünf Männer, worunter des Priesters eigener Diener, in's Haus gedrungen seyen, zuerst die Eltern ermordet, dann sie gehängt und hierauf mit dem vorräthigen Gelde, dem Silbergeräth ꝛc. sich davon gemacht hätten. Der Priester brachte das Mädchen zu einem Nachbarn und ging nach Hause. Sein Diener kam wie gewöhnlich, um ihm beim Auskleiden zu helfen, aber der Priester trug ihm auf, in den Keller zu gehen und ihm, da er erschöpft und durstig sey, eine Flasche Wein zu holen. Der Diener ging; der Priester schlich hinter ihm her und sperrte ihn glücklich in den Keller ein. Er eilte hierauf zur Behörde, die ihm sogleich Mannschaft mitgab; man drang in den Keller, wo man außer dem Diener zwei seiner Genossen festnahm; die andern zwei jedoch entkamen nach verzweifeltem Kampfe. Sämmtliche Beute wurde im Keller gefunden.

Vor Kurzem wurde in Halle ein Schauspieler vor der Vorstellung von Kabale und Liebe flüchtig, weil er sich fürchtete, neben Dem. Bauer, welche die Louise als Gast gab, den Ferdinand zu spielen.

Aus Prag schreibt man: »Hr. Nestroy wurde am Abend, wo er vom Publikum Abschied nahm, unzähligemal hervorgerufen.« »Dahin, dahin möcht' ich zieh'n!« wird mancher Mime denken, dem dies Glück selten zustößt.

Von Jost's Gastspiel in Nürnberg soll ein dortiger Kritiker gesagt haben: »Jost's Gastspiel ist eine Bevölkerung. Er ist alle die Personen, die er darstellt.« Warum nicht: »Er frißt alle die Personen, die er darstellt.«?

»Kaiserin und Sklavin.« Historischer Roman. Leipzig, bei Engelmann. 3 Thle. — Die heutigen Büchertitel bewegen sich, wie die heutige Zeit, in Gegensätzen: »Alt und Neu«, »Adelig und Bürgerliche«, »Tänzerin und Gräfin« ꝛc. — so hier »Kaiserin und Sklavin.« Von Belani erscheint demnächst: »Wittenberg und Rom« und einem jungen Freunde riethen wir, seine neue Novelle: »Todt und lebendig« zu nennen, voran das Motto aus Shakspeare: »Seyn oder Nichtseyn« ꝛc. So etwas reizt sehr. Bei dem erwähnten Verleger kam auch noch heraus: »Das Gewitter und das Symposion, oder: Protestanten und Katholiken seit dem Jahre 1837. Novelle.« So wie: »Puschkin's Dichtungen.« Aus dem Russischen von Dr. Lippert. 2 Bde.

Von dem Könige Georg II. erzählt man eine Anekdote, die wohl mitgetheilt zu werden verdient. Sein erster Gärtner kam einst zu ihm, um zu klagen, daß diejenigen königlichen Gärten, in welche dem Publikum der Zutritt gestattet werde, nur mit der größten Schwierigkeit in Ordnung erhalten werden könnten, weil die Leute sich so häufig an den Blumen und blühenden Sträuchern vergriffen. »Wie!« rief der Monarch mit freundlichem Lächeln, »mein Volk liebt die Blumen so sehr?« — »So scheint es, Ew. Majestät,« antwortete der Gärtner. — »Es freut mich sehr,« fuhr der König lachend fort, »daß die Leute so viel Geschmack und Sinn für die Natur haben. Man pflanze also mehr Sträucher und recht dicht. Nehmen Sie Gehülfen an, aber klagen Sie nie wieder über so etwas. Es wäre traurig und hart, wollte ich den Leuten ein so harmloses Vergnügen nicht gönnen.«

Zu Xeres und Kadix bestand im Jahre 1822 eine ganz sonderbare Assekuranz-Kompagnie, die, so zu sagen, von der Polizei geduldet ward. Sie bestand nämlich aus einer Gesellschaft Spitzbuben, die gegen eine ziemlich hohe Prämie den Reisenden einen Schein ausstellten, vermöge welchem sie ungehindert durch Andalusien bis Sevilla reisen konnten, ohne von den drei Banden, die damals diese Straße unsicher machten, und die ohne Zweifel von jener Assekuranz-Kompagnie selbst organisirt waren, angefallen und geplündert zu werden. Im Jahre 1823 ließen die Kortes die Assekuradeurs gefangen nehmen und auf die Galeeren bringen oder aufhängen. Dadurch wurden aber die Straßen keineswegs sicherer. Im Gegentheil, die Maßregeln einer ungeschickten Polizei gewährten nicht so viel Schutz als die Bescheinigung jener Spitzbuben-Assekuranz.

(Neckarelz, Amts Mosbach, im Großherzogthum Baden, 10. August.) Den braven und wackern evangelisch-protestantischen Geistlichen dieses Orts, Hermann, hat am 7. d. Mts. ein herbes Geschick getroffen. Der letzte Wagen voll Garben war um 6 Uhr Abends in die Scheune eingeführt, um zu dem übrigen sehr reichlich ausgefallenen Erntesegen hinzugethan zu werden. Kein Raucher und keine Laterne kam in die Scheune und drei Stunden später stand dieselbe in Flammen und die ganze Habe nebst acht Wagen voll Heu wurde trotz der angestrengtesten Hülfe total ein Raub des wüthenden Elements. Wie dies Unglück entstand, ist zur Zeit noch ein Räthsel; der erlittene Verlust muß aber um so bitterer erscheinen, wenn man bedenkt: 1) daß die ganze Besoldung, mit Ausnahme von 5 fl. an Geld, 8 Mltr. Frucht und einem halben Fuder Wein, in dem besteht, was die Flammen verzehrt haben, und gerichtlich zu 1736 fl. taxirt ist. 2) Daß aus dem sämmtlich Verbrannten noch etliche 70 fl. Zehntzins bezahlt werden müssen, weil das ganze Pfarrgut zehntbar ist. 3) Daß der Mann Wittwer ist, eine starke Familie hat und von allen anderweitigen Mitteln entblößt ist und von dem Verlornen nichts versichert war. Auch hier tritt Jesu Wort vor die Seele: »Weinet mit den Weinenden!«

Ein Freund des Hartbedrängten.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. August. (Neu einstudirt) Die Schuld, Trauerspiel in 4 Acten, von A. v. Müllner. (Gastrolle) Graf Orrindur: Hr. Carl Devrient, Mitglied des königl. Hoftheaters zu Hannover.

Freitag, 21. August. Großes Konzert, gegeben von Miß Clara Novello. Die Herren Gebrüder Jules und Jacques Offenbach, ersterer Solo-Violinist im großen Theater zu Bordeaux, letzterer, erster Violoncellist an der königl. Oper zu Paris, werden die Ehre haben, mehrere Piecen vorzutragen. Abonnement suspendu.

Samstag, 22. August. Der Diplomat, oder: Wenn ich's selbst nur wüßte! Lustspiel in 2 Abtheilungen, nach Scribe und Delavigne, von Theodor Hell. (Gastrolle) Chavigny: Hr. Carl Devrient, Mitglied des königl. Hoftheaters zu Hannover. Hierauf folgt: Die Benefizvorstellung, Lustspiel in 1 Act, in 5 Abtheilungen, von Theodor Hell. (Gastrolle) Mr. Pudding: Hr. Carl Devrient.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 234 Freitag, den 21. August 1840.

Die frühreifen Feigen.

(Aus einer Sammlung jüdischer Sagen und Legenden, von L. Tendlau.)

Nicht immer war Hispaniens Land
Judäas Stamm verschlossen,
Und mancher Geist wird uns genannt,
Der herrlich dort gesprossen,
Zu Nutz' und Fromm' der Wissenschaft,
Den Seinen auch zu Ruhm und Kraft.

Vergönne man dem Geiste nur,
Die Schwinge frei zu heben,
Und zeigen wird sich Gottes Spur
In jedes Volkes Leben.
Doch wenn sich häufet Druck und Noth,
Erschlafft der Geist und scheinet todt.

Nicht nur als noch der Mauren Stamm
Den Halbmond hoch geschwungen,
Selbst unter Christi Kreuzesflamm'
War Judas Nam' erklungen;
Als Alphons herrscht' zu Arragon,
Ein Jacob auf Castiliens Thron.*)

Da sah man auch manch' herrlich Wort
Des Dichters Brust entquellen;
Das klang begeisternd weiter fort,
Der Hörer Herz zu schwellen.
Was Hohes uns der Dichter beut,
Hat stets ja menschlich Herz erfreut.

Sie sangen Gottes Ruhm und Macht,
Wie er sich kund gegeben
In Erden- und in Himmelspracht
Und in der Menschen Leben.
Sie sangen auch manch' tröstend Wort
Und kündeten Jeschurun's Hort.**)

Vor allen glänzte Salomon,
Gabirols edler Sprosse,*)
In Granada als Jüngling schon
Und dann in Saragosse;
Und endlich auch Valencia
Den jungen Mann im Ruhme sah.

O, daß nicht nur des Goldes Klang
Des Gier'gen Herz beweget;
Daß selbst, was sich der Geist errang,
Den gift'gen Neid erreget!
Auch Salomo, der Gottheit Freund,
Fand unter Menschen einen Feind.

Wie er gehißen, weiß man nicht,
Verschollen ist sein Namen;
Ein Moslem war der arge Wicht,
Sein Herz des Bösen Samen.
Weil Aller Mund des Dichters voll,
D'rum hegte er so gift'gen Groll.

In seinen Garten lockt' er ihn,
— Die Bäume blühten eben, —
Da schlug er schnöd' zu Boden hin
Das edle Dichterleben.
Ein Feigenbaum stand fern allein,
Darunter scharrt' den Mord er ein.

Wie fragt und forscht bald Jedermann,
Wer Salomo gesehen;
Wie fängt man bald zu fürchten an,
Daß ihm ein Leid geschehen. —
Der Bube selbst gibt keine Kund',
Und Bäume haben keinen Mund. —

Doch Du, zu dessen Fuß er ruht,
Du edler Baum der Feigen!
Kannst du zu dem vergoss'nen Blut
So kalt und fühllos schweigen?
Gewiß! die Blüthe stirbt dir ab,
Du wirfst sie welk auf's Grab hinab.

*) Alphons X. um 1250.
**) Jeschurun, poetischer Name für Israel.

*) Salomo ben Gabirol um 1070.

Doch wie! du würzest deine Frucht,
Daß vor der Zeit sie zeitigt?
Und Feigen trägst du, ausgesucht,
Als seyst du nicht beleidigt?
Des Dichters edler Lebenssaft
Gab deiner Wurzel doppelt Kraft?

Die Feigen, die so groß, so schön,
Und doch so früh erschienen,
Ein Jeder kommt, um selbst zu sehn,
Wie wunderbar sie grünen.
Zum Fürsten bringt die Wundermähr,
Sie führt auch ihn zum Baume her.

Verwundert spricht der Fürst zum Mann:
»O sag', wie du's begonnen?
Was hast du an den Baum gethan,
Daß er der Zeit entronnen?« —
Ein Schreck ergreift den Böswicht,
Und Blässe deckt sein Angesicht.

Und ernst ermahnt der König ihn,
Die böse Kunst zu nennen;
Schon schleppt man ihn zur Folter hin,
Den Zauber zu bekennen.
Da macht des Mörders eig'ner Mund
Die schnöd' begang'ne Mordthat kund.

»Der Baume, des Fürsten Wort gebeut,
»Der so ihn angeklaget,
Er künde auch die Frucht der Zeit,
Die solche Schandthat traget.
Knüpft auf daran den Böswicht!
Und Fluch, wer diese Feigen bricht!«

Eine Ehrensache zwischen einem Yankee-Capitain und einem englischen Offiziere.

(Aus dem »Boston Mercantile Journal« übersetzt von K. Bruchhausen.)

Capitain Zacharias Lovett von New-Bedford (Mass.) befand sich, nachdem er mehrere Male auf dem Wallfischfang im stillen Meere ausgewesen, als Befehlshaber einer kleinen New-Yorker Brigg, auf einer Reise nach Demerari. Er war ein achtbarer Charakter und konnte als Typus eines neuengländischen Seemannes gelten. Sein Herz war gleich sehr von Gutmüthigkeit erfüllt, wie von lebendigem Ehrgefühle durchdrungen; eben so wenig zu beleidigen, als Beleidigungen hinzunehmen geneigt.

Während die Brigg Cinderella (Aschenbrödel) im Demerari-Flusse vor Anker lag, begab sich Capitain Lovett in ein Kaffeehaus, wo er einen seiner Bekannten traf und mit ihm Billard spielte. Kurz darauf, ehe sie noch ihr Spiel halb beendigt hatten, traten einige englische Offiziere herein, und einer von ihnen, Hauptmann Bigbee, ging auf Capitain Lovett, der schlicht, nicht zu sagen schlecht gekleidet war, zu und verlangte herrisch: daß sie das Spiel aufgeben sollten, da er und seine Gesellschafter, die Herren Offiziere, spielen wollten. Lovett entgegnete dem Rothrocke mit etwas scharfem Blicke, jedoch mit aller Höflichkeit: daß er und sein Freund das Billard bereits besetzt hätten und die Partie ausspielen wollten; nachher stände dasselbe den Herren zu Dienste.

„Aber wir können nicht warten," — erwiederte Hauptmann Bigbee in einem barschen Tone.

„Sie müssen warten," versetzte kaltblütig Capitain Lovett.

„Aber das werden wir nicht!" rief der stolze Britte aus; „wir sind hierher gekommen, um Billard zu spielen, und wollen uns nicht von ein paar Kerlen, die kaum eine Keule von einer Queue und einen Ball von einem Loche zu unterscheiden wissen, hinhalten lassen. Sie werden den ganzen Nachmittag brauchen, um das Spiel zu Ende zu bringen. Packen Sie sich!"

Capitain Lovett und sein Freund fuhren fort zu spielen.

„Kommt! Sie haben genug gespielt," — fiel der Offizier ein, „Marqueur! setze die Bälle auf." Mit diesen Worten nahm er einen Ball, den Lovett's Gegner eben gemacht hatte, und ergriff einen andern, der nahe bei ihm stand.

Jetzt begann die Sache ernsthaft zu werden. Capitain Lovett's Augen sprühten Feuer; denn ob er gleich viel mit Quäkern zu thun gehabt und diese Sekte wegen ihrer Demuth und Friedsamkeit achtete, so gehörte er doch nicht zu denen, die Selbstvertheidigung abgeschworen; er ließ seine Queue aus der Hand fallen und ballte seine gewaltige Faust. „Setzen Sie diese Bälle wieder auf, Sie Schuft" — rief er mit gebietendem Tone — „und verlassen Sie das Zimmer!"

„Wen nennen Sie Schuft, Sie elender Yankee? Wissen Sie, daß Sie mit einem von Seiner Majestät's Offizieren sprechen? Nehmen Sie das für Ihre Unverschämtheit." So sagend, versetzte er dem Capitain mit einer Queue einen derben Hieb über die Schulter.

Aber in demselben Augenblicke empfing er einen Schlag auf seinen Hirnkasten, gerade da, wo nach den Phrenologen das Organ der Eventuality liegt, daß ein Ochs daran genug gehabt hätte, und stürzte der Länge nach zu Boden.

Die ihn begleitenden Offiziere waren vernünftig genug, einzusehen, daß Bigbee Unrecht hatte, und obgleich sie die Yankees grimmig anblickten, enthielten sie sich doch weislich, sie ferner zu belästigen; sondern brachten den betäubten Bramarbas in ein anderes Zimmer, wo er vermittelst einiger Wiederbelebungsmittel zur Besinnung kam. Seine Wuth und seine Erbitterung über den Ausgang dieses Vorfalles kannte keine Gränzen, und er schwor hoch und theuer, daß er dafür Genugthuung haben müsse.

Dem Capitain Lovett ward noch, ehe er das Kaffeehaus verließ, durch Lieutenant James ein Billet behändigt, welches sich als eine Herausforderung erwies, als eine entscheidende Herausforderung von Hauptmann Bigbee, in welcher darauf bestanden ward, Verabredung und Vorbereitungen zu treffen, um in Capitain Lovett's Herzblute den Schimpf abzuwaschen.

Capitain Lovett lächelte über diese Aeußerungen christlichen Geistes. „Sagen Sie dem Hauptmann Bigbee," war die Antwort, „daß ich mich ihm nicht entziehen würde; er soll eine Gelegenheit haben, so ernst er sie nur wünschen mag. Obgleich ich nicht zu der fechtenden Menschenklasse gehöre, bin ich doch mit den Gesetzen des Zweikampfs vertraut, und wenn er sich morgen früh am Gestade des grünen Kanals, nahe bei dem südlichen Quai, einem ziemlich entlegenen Orte, einfinden will,

so soll er Genugthuung haben nach Herzenslust." Lieutenant James verneigte sich höflich und entfernte sich.

Capitain Lovett begab sich bald darnach an Bord der Cinderella, und befahl seinem Steuermann Starbuck, der auch ein alter Wallfischjäger war, zwei der besten Harpunen auszusuchen und sie fein zu schleifen und zurecht zu machen, da sich morgen Gelegenheit finden könnte, einen Delphin zu spießen. Starbuck gehorchte eilfertig der Weisung seines Oberen, obgleich er sich nicht wenig wunderte, daß Capitain Lovett im Demerari-Flusse Delphine zu treffen hoffe.

Am nächsten Morgen ließ Capitain Lovett, sobald die Matrosen verlesen waren, das Boot bemannen, und ersuchte Starbuck, die zwei Harpunen, jede mit 8—10 Faden Leine versehen, zu holen und ihn an's Land zu begleiten. In wenig Minuten erreichte das Boot den Süd-Quai. Capitain Lovett traf daselbst mehrere seiner Landsleute, welche das Gerücht von dem bevorstehenden Zweikampfe herbeigezogen hatte, so wie verschiedene Kaufleute und andere Bewohner der Stadt. Alle machten ihm Vorstellungen über die Thorheit, sich mit einem Eisenfresser vom englischen Militär, der für einen eingeübten Duellisten, fest in Schuß und Hieb, galt, messen zu wollen. Capitain Lovett zeigte jedoch nicht die geringste Neigung, von seinem Vorhaben abzustehen, sondern schien nun im Gegentheil um so begieriger auf das Gefecht. „Ich will diesem Raufbolde eine Lehre geben, die ihm von Nutzen seyn wird und von ihm, so lange er Bigbee heißt, nicht vergessen werden soll."

(Schluß folgt.)

Das Landmädchen Susette.

(Französische Gerichtsscene.)

Susette ist ein hübsches Mädchen, neunzehn Jahre alt, und hat noch ganz ihre Dorfeinfalt und Unschuld. Florian hätte sie zum Vorbild für seine Galathea genommen, so sehr waren Frische, Treuherzigkeit, alle ländlichen Pastoraltugenden in ihr vereint! Herr Bombin, minder poetisch, wählte sie zu seiner Köchin; doch so ist einmal die prosaische Zeit, in der wir leben.... Der Pfannenstiel ist an die Stelle des Schäferstabs getreten; Amaryllis geht, mit einem Korb am Arm, auf den Markt; Phyllis putzt gelbe Rüben, statt Blumenkränze zu winden; und wenn Chloe sich in dem Spiegel eines klaren Wassers betrachten will, so ruft sie ihren Wasserträger, der augenblicklich ihre Küchenfontaine füllt! — Um der Ekloge die Krone aufzusetzen, so hängen die Schäferinnen ihren Gebietern Prozesse an den Hals und verlangen vor dem Zuchtpolizeigericht Entschädigungsgelder! . . . Virgil, Geßner, Florian, Deshoulières . . . . was ist aus Euch und Euren Idyllen geworden? Doch legen wir die Schalmei des Schäfergesanges ab und ergreifen wir die Stahlfeder, um die Unfälle der armen Susette zu erzählen.

Auf der Bank der Angeklagten, lieber Leser, siehst Du einen alten Herrn, dekorirt mit einer grünen Brille und einem Regenschirm von derselben Farbe. Dieser Mensch ist von ausnehmender Häßlichkeit. Er ist völlig kahl und hat bedeutende Zahnlücken, was ihn eben nicht schöner macht; er sagt, er sey Rentier: ich wünsche ihm Glück dazu. An seiner Seite erblickst Du ohne Brille eine eben so dicke als rothe Frau, die ihrer falschen blonden Haare und ihres Rosakinderhuts ungeachtet den Sechzigen nahe seyn mag. Diese beiden verschiedenartigen Wesen sind das von Susette angeklagte Ehepaar Bombin. Das arme Landmädchen hat ihr Dorfhäubchen auf, ihr rothes Brusttuch um und ihre weiße Schürze an, als gehe sie nach dem Abendgottesdienst zum Tanz auf dem Kirchenplatze ihres Dorfes; sie macht ihren Knix vor dem Tribunal und bringt ganz treuherzig die Beweggründe ihrer Klage vor: „Ich hatte nie unser Dorf verlassen, als ich im vergangenen Jahre eine Landsmännin, die seit mehr denn fünf Jahren in Paris war, eine kleine Reise zu uns machte. O, was machte sie uns für prächtige Beschreibungen von Paris! so schöne, daß mich auch die Lust, und welche Lust, anwandelte, die große Stadt zu sehen, und hier mein Glück zu machen, gerade wie die Landsmännin es gemacht hatte!.... Vater und Mutter willigten ein, und bei der Rückkehr der Landsmännin folgte ich ihr nach Paris.... In den ersten Tagen zeigte sie mir so viel schöne Dinge.... den Pontneuf, wo ein lebendiger Heinrich IV. zu Pferde sitzt, dann den Fluß mit den schönen Schiffen der Wäscherinnen, dann... — Hr. Bombin: Meine Herren, meine Gemahlin und ich, wir sind erniedrigt genug, daß man uns auf dieser Bank sitzen sieht, um wünschen zu müssen, daß wir so kurz als möglich darauf zu bleiben haben.... deßhalb bittet Sie Madame Bombin durch mein Organ, Sie möchten diese junge Einfältige auffordern, ihre Erzählung abzukürzen.. — Mad. Bombin: (Zerrt ihren Mann am Rock.) Gut, schon gut, setzen Sie sich. — Susette's Landsmännin im Auditorium: Susette, sprich sogleich von den Bombin. — Susette: Ja, Landsmännin! Ich wurde also durch meine Landsmännin bei den Bombin zur Besorgung der Küche untergebracht. — Hr. Bombin: (Steht auf) Meine Herren, meine Gemahlin beauftragt mich, Ihnen zu bemerken, daß die Klägerin keine Zwiebelsuppe zu machen verstand; ich lasse Sie darüber urtheilen, meine Herren. — Mad. Bombin: Schon gut, mein Herr, setzen Sie sich. — Susette: Das ist wahr, aber Mad. Bombin versprach mir, es mir zeigen, mich bilden zu wollen; nicht wahr, Landsmännin? — Die Landsmännin: Das ist so wahr, daß man ihr nur 10 Franken monatlichen Lohn bezahlte. — Susette: In der ersten Zeit ging es gut; mit einemmale aber fing Mad. Bombin an, mich Morgens und Abends zu beohrfeigen. Endlich sagte ich es der Landsmännin, die mir sagte, ich solle ihnen einen guten Prozeß machen, und so bin ich hier. Sie hat mir sogar eines Tages meine Haube zerrissen und die Nase zerkratzt, meine Landsmännin hat das Blut gesehen. — Die Landsmännin: Rieseln sah ich's! ich habe das Blut rieseln sehen! — Der Präsident: Hat Hr. Bombin Sie auch geschlagen? — Susette: Er war weit artiger als seine Frau. Eines Abends jedoch, wo er mir schöne Dinge sagte, kam plötzlich Mad. Bombin dazu, worauf mir Hr. Bombin, ohne zu wissen warum, eine tüchtige Ohrfeige gab... — Der Präsident zu den Angeklagten: Was haben Sie zu sagen? — Hr. Bombin: Mad. Bombin beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß, wenn sie dieses Kind beohrfeigt hat, es nur aus Mißtrauen gegen mich geschah, ich möchte diese Jugend zu verführen suchen.... Für meine eigene Rechnung will ich Ihnen noch sagen, daß Mad. Bombin sich im Irrthume befand. — Der Präsident: Aber Sie haben Susetten selbst eine Ohrfeige gegeben. — Hr. Bombin: Ja, das gestehe ich zu, allein diese Ohrfeige wurde mir durch die Macht der Umstände abgedrungen. Ich sprach eines Abends mit Susetten in der Küche; ich unterhielt mich mit ihr von

Gemüse, Rindfleisch, Pfannenkuchen.. kurz ich führte ein ganz unverfängliches Gespräch. Da kam Mad. Bombin hinzu; da ich ihren eifersüchtigen Argwohn kannte, mich einer Scene ausgesetzt sah und wohl gewiß war, daß Susette ihrer Ohrfeige nicht entgehen könne, so stellte ich mich, als zanke ich mit der Unschuldigen und gab ihr die fragliche Ohrfeige, um ihr eine stärkere zu ersparen. — Mad. Bombin: Schon gut, setzen Sie sich.

Hier endigt die Ekloge mit einem Erkenntniß des Zuchtpolizeigerichts, welches die Gatten Bombin in eine Strafe von 16 Franken verfällt und Susetten eine Entschädigung von 30 Franken zuerkennt. (Karlsr. Ztg.)

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, im August.

Vor mehreren Tagen führte mich mein Weg nach Friedberg im Großherzogthum Hessen. Mit wahrem Vergnügen sah ich das Nebeneinanderbestehen und gesegnete Zusammenwirken der daselbst befindlichen drei Unterrichtsanstalten, des Prediger- und des Schullehrerseminars und der Taubstummenanstalt und ich konnte dem Lande nur Glück wünschen, dessen Oberhaupt und weiteren Lenker so thatsächlich seine heiligsten Interessen wahren. Ehre dem Fürsten! Ehre seinen Räthen und Ständen! Ehre den Männern, unter deren unmittelbaren Aufsicht jene Anstalten stehen! — Wie es aber zu gehen pflegt, oft gerade diejenigen Eltern, welche ihre Kinder am meisten lieben, welche sie recht sorgfältig vor allem Ungehörigen schützen möchten, merken am wenigsten, daß sich etwas Ungehöriges eingeschlichen hat und es bleibt nicht selten einem Dritten aufbehalten, sie erst darauf aufmerksam zu machen. So muß es auch jedem, jene Anstalten in Friedberg besuchenden, Fremden sogleich auffallen, daß nur das Schullehrerseminar die zu seinem Zwecke nöthigen Gebäude besitzt, daß aber für Predigerseminar und Taubstummenanstalt in dieser Hinsicht gar nichts gethan ist, indem das erstere in einem Anbaue des burggräflichen Schlosses kaum für einen kurzen Nothbehelf hinreichende, die letztere aber keine öffentliche Räumlichkeiten hat und das Candidaten der Theologie bei ihren Vorlesungen und taubstumme Kinder bei ihren Unterrichtsstunden in kleine, unheimliche, dunstgefüllte, im Winter auch, wie man mir sagte, vor Nässe triefende Zimmerchen eingezwängt sind. Wer gesehen hat, was an andern Orten zu gleichen Zwecken geschehen ist, wie da zu Unterrichtslokalen und zu Wohnungen der Directoren, Lehrer und resp. Zöglinge die schönsten Gebäude neu aufgeführt oder überwiesen worden sind, wer weiß, wie wichtig es in jeder Beziehung ist, daß der Vorsteher einer Anstalt immer in oder in der Nähe derselben sey, der kann unmöglich den Wunsch unterdrücken: »daß es je eher je lieber der höchsten Staatsregierung im Großherzogthum Hessen gefallen möge, für Predigerseminar und Taubstummenanstalt zu Friedberg die erforderlichen Bauten herrichten zu lassen. Ist ja doch vor mehreren Jahren in derselben Stadt ein wahrer Palast zu Wohnungen der Unteroffiziere u. s. w. erbaut worden, warum denn nicht für Institute, die so tief in's Leben des ganzen Volkes eingreifen? In einem schönen Gesichte genirt jeder Fleck. Alles in Friedberg, unseren Gegenstand betreffend, ist so schön und herrlich, aber der angegebene Mangel ist ein gar großer häßlicher Fleck. Heil dem Arzte, der ihn wegärzt!

Aschaffenburg, 18. August.

Gestern Morgen 10 Uhr ist Ih. königl. Hoh. die Frau Erbgroßherzogin von Hessen wieder nach Darmstadt zurückgekehrt. — Der von der Casinogesellschaft zur Vorfeier des hohen Namens- und Geburtstages Sr. Maj. des Königs auf heute Abend veranstaltete Festball wird recht glänzend werden. Der ganze königl. Hof wird denselben mit seiner Gegenwart verherrlichen. Die Gesellschaftsmitglieder im Staatsdienste erscheinen dabei in Galla-Uniform und jene aus dem Bürgerstande im strengen Ball-Anzuge. Der größere Theil der Offiziere des hiesigen Regiments, die im vorigen Jahre wegen verschiedener Vorfälle aus der Gesellschaft ausgetreten waren, haben sich in den letzten Tagen wieder zur Aufnahme gemeldet, um diesem Balle beiwohnen zu dürfen. Man will ihnen zwar deshalb von manchen Seiten Hindernisse in den Weg legen; allein es ist in dem Augenblicke zu einem Punkte gekommen, wo es doch wünschenswerth ist, daß das gesellschaftliche Verhältniß, das längere Zeit dahier gestört war, wieder hergestellt wird. Diese Störung war nämlich schon im vorigen Jahre dadurch herbeigeführt worden, weil einige Offiziere bei einem Cotillon den Local-Studenten dahier und andern Gesellschaftsmitgliedern aus dem Civilstande nicht nachtanzen mochten, respect. diesen vorzutanzen verlangten, während jene auf diese Forderung zu behaupten suchten, daß Jedermann als Mitglied gleiche Rechte theile. Später wollten bei einer andern Gelegenheit Offiziere von Civilpersonen gestoßen worden seyn. Auch wurde den Hautboisten vom Regimente, die bisher immer bei Bällen und Tanzgesellschaften gespielt hatten, einmal das Spielen nicht erlaubt, und so gingen die Reibereien immer weiter, bis endlich der größte Theil der Offiziere und Regiments-Cadetten, die die Beleidigungen für das Corps geltend zu machen suchten, aus der Gesellschaft austraten. Die Gesellschaft hatte übrigens dadurch gerade keinen Verlust, denn die abgängige Zahl der Mitglieder war gleich wieder aus dem Civilstande und die Musik durch die Bürgermusik ersetzt, die sich bestrebte, der Militärmusik in ihren Leistungen nachzukommen. Wie nun der gegenwärtige Ball beschlossen war, so wurde sogleich der königl. Hof hiezu eingeladen. Auf die gestellte Anfrage am königl. Hof, wann derselbe stattfinden sollte, bestimmte Se. Maj. der König den 18. d., mit dem Bemerken, damit das Offiziercorps, das am 20. d. mit dem Regimente von hier abmarschirt, demselben noch beiwohnen könne. Die Gesellschaft wurde dadurch in Verlegenheit gebracht, denn sie wußte nicht, wie das gemeint war, und fragte deshalb am königl. Hofe unter Vorstellung der Sachlage noch einmal an, ob unter diesen Verhältnissen, da der größte Theil der Offiziere nicht mehr Mitglieder der Gesellschaft seyen, das Offiziercorps vielleicht besonders eingeladen werden sollte. Allein der Monarch bedeutete hierauf, daß Er eine Einladung nicht gemeint habe und auch gegen die bestehenden Statuten der Gesellschaft nicht gehandelt haben wolle. Nun bleibt natürlich den Offizieren nichts Anderes übrig, wenn sie diesem Balle beiwohnen wollen, als sich um die Aufnahme in die Gesellschaft wieder zu bewerben.

Aschaffenburg, 19. August.

Gestern Abend gegen 8 Uhr waren Ih. königl. Majestäten und Ih. königl. Hoheiten der Kronprinz und die Prinzessin Adelgunde zum Festballe im Casinolokale eingetroffen. Sie wurden von den Gesellschaftsvorständen am Eingange empfangen und von den Mitgliedern mit einem begeisterten Lebehoch begrüßt. Das ganze Lokal war auf das festlichste ausgeschmückt. Für den Aufenthalt der hohen Gäste war ein Salon mit anstoßenden Gemächern prachtvoll hergerichtet und glänzend erleuchtet. Ih. königl. Majestäten und Ih. königl. Hoheiten eröffneten den Ball durch eine Polonaise mit den Gesellschaftsvorständen und deren Gemahlinnen. Nachdem sich die hohen Gäste auf das huldvollste mit den Gesellschaftsmitgliedern unterhalten hatten, verließen sie nach 10 Uhr wieder den Ballsaal unter Ausdrücken ihrer Zufriedenheit und dem Lebehochrufe der Gesellschaft. Ih. königl. Hoh. die Herzogin Paul von Würtemberg war durch Unwohlseyn abgehalten worden, auf dem Festballe zu erscheinen, hatte aber schon zuvor deshalb der Gesellschaft ihr Bedauern zu erkennen gegeben. Da sich die Offiziere noch gestern die Aufnahme in die Gesellschaft erworben hatten, so wohnten sie gleichfalls dem Balle bei.

Theater-Anzeige.

Freitag, 21. August. Großes Konzert, gegeben von Miß Clara Novello. Die Herren Gebrüder Jules und Jacques Offenbach, ersterer Solo-Violinist im großen Theater zu Bordeaux, letzterer, erster Violoncellist an der königl. Oper zu Paris, werden die Ehre haben, mehrere Piecen vorzutragen. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 235. Samstag den 22. August 1840.

Eine Ehrensache zwischen einem Yankee-Capitain und einem englischen Offiziere.

(Schluß.)

Bald erschien auch, begleitet von einem Sekundanten, der Herausforderer, die Stirne mit einem breiten Verbande geschmückt, um den von des Yankee Knöcheln verursachten Eindruck zu verdecken, während sein geschwollenes Auge mit Aerger und Erbitterung durch zwei große blaugelbe Kreise düster hervorblitzte. Ihm folgte sein Bedienter mit einem Kästchen, das Pistolen enthielt, und einer Auswahl von Schwertern. Er verbeugte sich steif gegen Capitain Lovett. Lieutenant James ging zu dem Yankee und fragte ihn, ob er mit der Klinge die Sache abthun wolle? „In diesem Falle" — sagte er — „können wir Ihnen dienen. Wir haben das kurze Schwert mitgebracht, eine artige, jedem Ehrenmanne anständige Waffe; den Degen, der gut im Handgemenge und ganz zum Zweikampf geeignet ist, und den Pallasch, der oft von denen vorgezogen wird, die keine besondere Geschicklichkeit im Gebrauch der Waffen haben. Mein Freund, Hauptmann Bigbee, ist auf alle gleich eingeübt. Sie haben nur zu wählen. Als der geforderte Theil haben Sie ein unbestrittenes Recht dazu, Ihre Waffe zu erkiesen."

„Ich kenne dieses Vorrecht," erwiederte Capitain Lovett, „und bin Willens, es zu benutzen. Ich fechte nicht mit Schwertern."

„Das habe ich erwartet" — nahm Lieutenant James wieder das Wort — „und habe deßhalb ein herrliches Paar Duellpistolen mit langen gezogenen Läufen mit Drückern mitgebracht. Welche Entfernung wollen Sie nehmen?"

„Acht Schritte!"

„Nur acht Schritte!" rief Lieutenant James, ein wenig betroffen. „Nun wohl" — und maß den Raum ab und stellte seinen Mann an seinen Posten. Dann trat er zu Capitain Lovett und reichte ihm eine Pistole.

„Ich schlage mich nicht auf Pistolen!"

„Sie schlagen sich nicht auf Pistolen, nachdem Sie sich geweigert, sich mit dem Schwerte zu schlagen. Was brachte Sie denn hierher?"

„Ich bin gekommen, mich zu schlagen," donnerte Lovett, daß der britische Offizier erschrak. „Ich bin der geforderte Theil, und habe in der ganzen Welt nach den Gesetzen des Duells ein Recht, meine Waffe zu wählen; Sie können sich darauf verlassen, daß ich nicht Waffen erkiesen werde, mit denen ich nicht vertraut bin und auf die mein Gegner sich sein ganzes Leben lang eingeübt hat. Solch' ein Verfahren wird von mir weder durch die Vorschriften der Ehre gefordert, die übrigens bloße Einbildung sind; sondern es wäre allem gesunden Menschenverstande zuwider. Nein, ich werde mit den ehrenhaften Kriegswaffen streiten, an die ich von jeher gewöhnt bin. Das wäre mir schön — Schwerter und Pistolen!"

„Aber, mein werther Herr," rief der Lieutenant bestürzt aus, „wir müssen nach der Regel dieses Geschäfts verfahren. Welche Waffe haben Sie bestimmt?" und schon erblickte er im Geiste einen ungeheuern Musqueton, mit Rehposten geladen.

Der Capitain antwortete nichts, sondern winkte Starbuck, der sofort mit ein Paar Harpunen herbeikam. Er ergriff eine der furchtbaren Waffen und schob sie Bigbee in die Hand, der vor Erstaunen wie versteinert schien.

„Meine Waffe," sagte er, „ist der Wurfspieß, womit in alten Zeiten die griechischen und römischen Ritter zu streiten pflegten; eine Waffe, welche Niemand, der einen Andern herausfordert, auch heut' zu Tage abweisen kann, wenn er nicht eine niederträchtige feige Memme ist." So sprechend, nahm er die ihm angewiesene Stellung, acht Schritte von seinem ganz verblüfften Gegner, ein; entblößte kaltblütig seinen nervigen Arm und schickte sich zum Schleudern des Geschosses an. „Ich will wetten," bemerkte er mit einem sieganssprechenden Blick auf seine Freunde, „einen Hering will ich wetten gegen einen Wallfisch, daß ich mit dem ersten Wurfe die Harpune durch dieses Burschen Zwergfell treibe und, ohne eine Lanze zu gebrauchen, ihm den Garaus mache. Starbuck" — fuhr sto Capitain Lovett fort mit einer so lauten, fürchterlichen Stimme, wie sie selten, außer auf einem Wallfischfänger von Nantucket, wenn ihm ein Zug Wallfische zu Gesichte kommt, gehört wird — „steh' mir zur Seite und hol' den Burschen ein!"

Der Steuermann faßte die Leine, und seine Augen glänzten von Erwartung und Freude, wie wenn er das Bugspriet eines Boots gegen einen 80tonnigen Wallfisch steuerte, während Capitain Lovett seine Harpune mit beiden Händen wog, den britischen Hauptmann auf's Korn nahm, mit Schrecken erregender Stimme: „Nun gilt's!" ausrief und seinen Arm zurückbog, wie im Begriffe, das verderbliche Eisen abzuschleudern.

Der Engländer war ein beherzter Mann, was bramarbasirende Eisenfresser nicht immer sind, und war oft gegen die Mündung von Kanonen unerschrocken angerückt, und wäre er

im Einzelgefechte mit einem Gegner zusammen getroffen, der mit Schwert, Pistole oder selbst mit einem Dolche bewaffnet gewesen, er würde ihm mannhaft gestanden haben. Er hatte wirklich schon eine eben nicht beneidenswerthe Berühmtheit als Duellant erlangt und seinen Mann getödtet. Aber die Harpune war eine Waffe, mit der er nicht im geringsten bekannt war, und der laute frohlockende Ruf des Yankee-Capitains schallte ihm wie Grabestöne in die Ohren. Als er den handfesten Yankee das geschliffene Eisen erheben und dann, wie um seine ganze Kraft zu concentriren, um ihm den Todesstoß zu geben, für einen Augenblick anhalten sah, überfiel ihn ein panischer Schrecken; seine Glieder zitterten, sein Gesicht überzog Leichenblässe, und kalter Schweiß rann ihm in großen Tropfen über die Stirne. Er vermochte nicht seine Waffe zu erheben, und als sein grimmiger Gegner ausrief: „Nun gilt's!" und den tödtlichen Speer schüttelte, vergaß der britische Offizier alle Gelübde der Ritterlichkeit, seine Ehre als Offizier, seinen Ruf als Duellant, warf seine Harpune auf die Erde, wendete seinem Feinde den Rücken und rannte, wie ein geängstigtes Roß, auf und davon, unter dem Hohngeschrei und dem Hurrahrufen der versammelten Menge.

Hauptmann Bigbee's Duellirtage waren dahin. Nach dieser Ehrensache mit dem Yankee wollte Niemand mehr sich mit ihm schlagen. Er wurde mit Schimpf und Spott überhäuft, und fand es gerathen, zu einem andern Regimente überzugehen; aber seine Geschichte war ihm vorausgeeilt und er wurde bald als ein in Ungnade Gefallener nach Coventry geschickt. Er sah sich, wiewohl sehr ungern, gezwungen, den Militärdienst aufzugeben, und es mag mit Wahrheit gesagt werden, daß er, so lange er den Namen Bigbee trug, nie die von dem alten Wallfischfänger empfangene Lehre vergaß.

Der medicinische Hund.

Ninon von Lenclos, die in der Geschichte der französischen Gesellschaft eine so eigenthümliche Stellung einnimmt, hatte ein hübsches, kleines Hündchen, dessen Vaterland England war, und das die berühmte Dame von dem nicht minder berühmten Marquis von Worcester zum Geschenk erhalten hatte.

Nicht nur sein schönes Auge, sein buntgeschecktes, seidenweiches Fell empfahl Raton — so hieß er — der Gunst seiner Herrin, auch seine Kenntnisse in der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, wie man seit Hufeland jenen Zweig der Medicin, der vor Krankheiten bewahren soll, etwas pomphaft zu nennen pflegt, machten ihn ihr werth. Ward Ninon zu Tische geladen, so erschien sie nie ohne ihren kleinen, hübschen Raton, ihren beständigen Begleiter, und setzte ihn in ein Körbchen dicht neben ihr Couvert auf den Tisch. Er diente ihr als Leibarzt, und litt um nichts in der Welt, daß sie sich eine Uebertretung der Diät erlaubte, die ihr einmal zur Regel geworden war, und die ihr zu einem Alter von hundert Jahren verhalf. Die Historiker bemerken, sie habe nie Caffee und Liqueure getrunken und Ragouts gegessen. Was Liqueure und Ragouts betrifft, so mögen diese wohl ein Leben verkürzen können, der Caffee aber ist gewiß gesund, und hier darf wohl der Ninon gegenüber ein nicht minder geistreicher Zeuge angeführt werden, Voltaire, der bei vielen Tausenden von Tassen Caffee ein so hohes Alter erreichte.

Raton ließ, ohne zu murren und seine medicinische Autorität geltend zu machen, Suppe, Mehlspeisen, Gemüse, Braten vorüber; rührte seine Herrin aber ein Ragout an, so knurrte er, sah sie starr an, und hob warnend seine kleine Pfote in die Höhe; nach diesen Warnungen ging auch immer das gefährliche Gericht unberührt an Ninon vorüber. Andere Speisen durfte sie ruhig wieder genießen, erst beim Caffee merkte Raton von neuem auf, und machte die ernstesten Vorstellungen.

Er selbst lebte auch äußerst mäßig; während des Diners lag er ruhig in seinem Körbchen, und erst wenn die galonnirten Lakaien das Dessert herbeibrachten, sprang er auf, lief auf dem Tische umher, und forderte von den Damen süße Spenden, die ihm auch keine verweigerte. Hatte er lange mit seiner Herrin gestritten und geeifert, wenn diese Miene machte, eine Tasse Caffee oder ein Gläschen Anisette zu trinken, so konnte sie ihn nur beruhigen, wenn sie ein großes Glas Wasser nahm; dieß war das Zeichen zur Versöhnung, er liebkoste sie alsdann und legte sich, ganz stolz über ihre Folgsamkeit, ruhig nieder.

Einmal machte Ninon eine Reise, die sie eine Woche von der Hauptstadt entfernte, und nahm ihren Hund nicht mit. Raton suchte sie überall mit lautem Gewinsel. Dann legte er sich am Fuße eines Sessels nieder, in dem sie zu sitzen pflegte, und starb dort, nachdem er ihrer drei Tage gewartet hatte.

Er ward ausgestopft, und ist noch jetzt im Pariser Naturalien-Cabinette zu sehen. (Lewald's Europa.)

Briefe aus dem Bade Kreuznach.

(Im August 1840.)

Das kaum erst in die Reihe renommirter Badeorte eingetretene Kreuznach verdient es doch auch einmal, daß in Ihren Blättern seiner gedacht werde, und ich will aus Pietät diese Pflicht erfüllen. Seit acht Wochen bade und trinke ich hier das heilbringende Wasser mit so schönem Erfolge, daß ich für die Quellen die größte Pietät nähre; zugleich ist es mir hier unter heitern, geselligen und freundlichen Menschen so wohl geworden, daß ich mich fast als einen Einheimischen zu betrachten gewöhnt habe. Der Ort ist sehr zahlreich besucht in diesem Jahre, bedeutend zahlreicher als im letztern, wo ich auch hier gebadet und getrunken habe; ja, ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß heuer Kreuznach nach Verhältniß einer der besuchtesten Badeorte Deutschlands ist. Wenn ich „nach Verhältniß" sage, so muß ich mich darüber aussprechen, wie ich das meine. Die sogenannten Kurlisten können dabei nicht dienen. Man müßte ja die Bäder nicht kennen, wenn man ihnen glauben wollte. Sie sollen ja nur über-listen, daher sie auch von List zu derriviren sind. Für's erste stelle ich Kreuznach in das richtige Verhältniß zu den renommirten Bädern unsres südwestlichen Deutschlands, Baden-Baden, Wiesbaden, Ems ꝛc. Gegen diese geputzten Modedamen ist die hiesige Nymphe ein schlichtes Landmädchen, naiv, einfach, ungeschmückt durch Kunst, aber von tieferem Gehalte in ihrer Art. Dort hat das fashionabelste Saisonleben seine reichen Genüsse mit allem Comfort ausgebreitet, den nur verwöhnter Geschmack heischen mag. Es sind Reunions, Conversations, Kunst- und Tanzsäle da, in denen der Luxus, der Götze der Zeit, und die Mode ihre Schaustellungen hält, jeder veredelte Genuß winkt — und die vornehme Langweile sich

dehnt, der grüne Tisch aber prädominirt mit seinen Reizen für die Gesellschaft. Nahe bei diesen Anstalten, wo in stattlichem Raume die Gesellschaft sich stets vereinigt, wölbt sich das Laubdach schattiger Alleen, breitet der frische englische Rasenteppich sich aus, ladet der Teich zur Fahrt, winkt das Dörfchen zur ländlichen Lust. Der Staat wendet Summen daran, dem Publikum neue Vergnügungen zu bereiten. Hier findet sich kaum von dem etwas, desto mehr aber hat Mutter Natur gethan. Zwar haben wir hier das Casinogebäude am östlichen Ende der Stadt, wo recht ansprechende Räume zu geselliger Unterhaltung laden, wo eine zuvorkommende Gesellschaft dem Fremden Alles bietet, was sie hat; allein mit dem angegebenen Maßstabe jener Badeorte ersten Ranges gemessen, ist es doch nicht mit jener Großartigkeit bekleidet, wie dort und kann es, vernünftiger Weise, nicht seyn, während es für die Stadt allerdings sehr remarquabel ist. Der Garten, den ein kunstsinniger Mann einst anlegte, irre ich nicht, ein Herr Schmerz aus Kreuznach, ist ein Muster sinniger Benutzung eines beschränkten Terrains. Er bietet indeß liebliche Schattenplätze und eine wirklich reizende Fernsicht. Nur liegt er dem Brunnen zu fern und man muß durch die unerquicklichen Gassen der Stadt, über ein Straßenpflaster, das keineswegs zu den vortrefflichsten zu rechnen ist, einen weiten Weg machen, um dahin zu gelangen. Da ist ferner der Gasthof von Seiner aus Frankfurt, „der Rheinstein" genannt, ein ungeheurer Würfel, der auch Säle und eine ganz tüchtige Restauration hat, die im Casino ebenwohl vorhanden ist; allein die Anlagen sind noch jung, und reichen noch nicht weit. Eben das, daß der Mittelpunkt eines Kursaals fehlt, zersplittert die Gesellschaft, die ohnehin schon durch die örtliche Eigenthümlichkeit zersplittert ist. Ein Theil der Kurgäste wohnt nämlich in der Stadt; ein andrer auf den etwa eine Viertelstunde entfernten Salinen Carls- und Theodorshalle, und ein dritter in dem Dorfe Münster am Fuße des herrlichen Rheingrafensteins. Man sprach vor einiger Zeit hier sehr stark davon, und das elektrisirte gar sehr das Publikum, daß Chabert, der Crösus vom grünen Tische, Anträge gestellt habe, er wolle einen Kursaal mit allen Appartinentien in Kreuznach erbauen, wenn ihm auf gewisse Zeit das Spiel freigelassen würde; es solle nach Ablauf des bedungenen Zeitraums das Gebäude der Stadt anheimfallen. Ich erinnere mich nicht, welchen Zeitraum sich Herr Chabert ausbedungen; allein ich weiß, daß die Sache langehin den Mittelpunkt der Conversation bildete, daß Manche den Staatsgrundsatz geltend machten, kein Hazardspiel zu toleriren; Andere dagegen alle Sophismen aufboten, zu beweisen, wie Se. Majestät Friedrich Wilhelm IV. nicht gebunden sey, die Grundsätze seines verstorbenen edeln Vaters zu befolgen. Ein Berliner, der mit mir einem Gespräche dieser Art lächelnd zuhörte, wandte sich zu mir und sagte: „Es jinge wohl, aber es jeht nicht!" Freilich wäre so am leichtesten geholfen und am schnellsten; denn an Hrn. Chabert's Mitteln, Energie und gebildetem Geschmack hegt Niemand Zweifel. Die Stadt selbst hat in der That schon große Opfer gebracht. Alles, was hier zum Bade gehörig existirt, ist aus ihr und dem einträchtigen Sinne von Vereinen hervorgegangen. Auch dem besten Willen gehen übrigens oft die Mittel ab, wenn sie das Gewöhnliche in solchem Grade übersteigen, wie das hier seyn würde. Was geschehen ist, muß ehrend anerkannt werden. Die Fassung der Quellen an der Nahe, die Anlagen dort — und vieles Andere ist rühmenswerth. Es steigen jährlich herrliche Gebäude auf, die sich an Schönheit der Formen, an Bequemlichkeit und Comfort zu übertreffen suchen. So habe ich besonders das Gebäude mit Wohlgefallen betrachtet, welches Ihre königl. Hoheit die Prinzessin Carl von Preußen bewohnt, und mehrere andere, welche ebenfalls Privaten gehören. Erwägt man nun, was hier ist und fehlt bei den gedachten Parallelen, so muß man den starken Besuch der Quellen lediglich den Tugenden des Wassers zuschreiben. Und so ist es denn auch. An überraschenden Wirkungen ist die Chronik der Quellen sehr reich. Es ist überdies eine Erfahrung. Nicht nur, daß ich es selbst erfuhr, ich war häufig Zeuge, daß Leidende im elendesten Zustande hierher kamen und überraschend schnell genasen. Sie erwarten nicht, daß ich mich auf die wichtigen Bestandtheile und die chemische Verbindung derselben hier einlasse; denn darüber sind tüchtige Schriften bereits vorhanden. Ich verweise zuvörderst auf Dr. Prieger's Buch: Kreuznach und seine brom- und jodhaltigen Heilquellen; auf Dr. Engelmann's: Kreuznach und seine Heilquellen, das deutsch und französisch vorliegt und anständig illustrirt ist, und endlich auf ein Schriftchen von Dr. Wiesbaden. Dort kann man die genügendste Belehrung finden, die man nur wünschen mag. Wie excentrisch auch manche Prognostica seyn mögen, das glaube ich doch, daß Kreuznach in der Zukunft berufen ist, einen europäischen Rang einzunehmen. Seiner Quellen Heilkräfte in den Krankheiten, die, wie die Skropheln, einen immer ausgedehnteren Herd zu erhalten scheinen, werden ihm eine immer größere Bedeutung verleihen. Vielleicht daß der Staat, dies anerkennend, und eben auch das in's Auge fassend, daß er anders der ungünstig liegenden Gränzstadt keine große Wohlthat erweisen kann, endlich doch einschreitet, und ein, wenn auch großes, Kapital auf gute Zinsen anlegt, durch Herrichtung dessen, was dem Badeorte noch abgeht, um ihm eine seiner Bedeutung angemessene Stellung zu sichern.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater.

Die Oper und Carl Devrient's Gastspiel.

Wer die heutigen Theaterzustände kennt, der wird wohl wissen, wie bei fast allen Bühnen über Mangel an gründlich gebildeten Sängern und Sängerinnen geklagt wird und wie es eine sehr schwierige Aufgabe ist, ein genügendes Opernpersonal zu vereinigen. Auch wir Frankfurter haben dies erfahren müssen und erst nach langem Suchen und Versuchen ist jetzt endlich unser Sängerpersonal wieder vollständig und so gestaltet, daß es mit Bühnen ersten Ranges, bei welchen gewöhnlich nur einzelne Talente hoch hervorragen, in die Schranken treten dürfte. Außer unserm gediegenen Orchester, unsern gut einstudirten Chören und unsern meist vorzüglichen Ensembles besitzen wir Gesangskräfte, durch deren gehöriges Zusammenwirken Bedeutendes geleistet werden kann. Es wäre nur zu wünschen, daß dem Repertoir mehr Vielseitigkeit als seither gegeben würde und zu diesem Behufe wenden wir uns nicht nur an die Direktion, sondern mehr noch an die Sänger und Sängerinnen, welche nur in solchen Partien gern auftreten, in denen sie glänzen zu können glauben und nur nach ihrem eigenen Interesse, nicht nach dem des Publikums und der Kunst fragen. Sie haschen nur nach Bravourpartieen, nur nach Effektrollen im modernen Sinne und lieben es nicht, sich zum Nutzen des Ganzen, wo es nöthig ist, unterzuordnen. Sie sollten bedenken, daß man in klassischen Opern auch in kleineren Rollen Hohes leisten und daß man sich grade da als Künstler am meisten bewähren kann. Möge unser geehrtes Gesangspersonal sich von der verderblichen Mode des Tages nicht zu sehr hinreißen lassen, sondern auch für die klassische Musik seine Verehrung zu bezeigen, stets bereit seyn!

Hr. Pischeck, wohl zu den vorzüglichsten der jetzigen Baritonisten gehörend, herrlichen Stimmenfond und gründliche Gesangsbildung vereinigend, fährt fort, uns durch seine Leistungen, denen man Liebe und Begeisterung für die Sache zugestehen muß, zu erfreuen; — Hr. Chrudimsky wirkt ebenfalls mit schönen Mitteln und singt mit Ausdruck und Wärme, wobei aber mehr Ruhe und künstlerische Besonnenheit zu wünschen wären. Jugendliches Feuer ist eine lobenswerthe Eigenschaft, die jedoch erst dann recht wirksam wird, wann die nöthige Mäßigung hinzutritt. Wir erinnern in dieser Beziehung an Chrudimsky's Robert der Teufel. — Dem. Fürth soll für unsere Bühne gewonnen seyn, So viel wir sie bis jetzt gehört haben, scheint sie die Eigenschaften einer Primadonna zu besitzen. Die Stimme steht zwar nicht mehr in der ersten Frische, ist aber noch immer schön, wirksam und zum Vortrag von Bravourpartheien geeignet. Auch weiß sie zu singen; ihre Coloraturen sind abgerundet, der Vortrag gut und die Schule anzuerkennen. — Wie Dem. Fürth für's Heroische und die Bravourrolle, so ist Dem. Capitain für das lyrische Gesangsfach ganz geeignet und wo sie sich in diesem bewegt, darf sie des Beifalls gewiß seyn. Wir mögten der Dem. Capitain rathen, ihren Wirkungskreis nicht zu verkennen und das Gebiet des Lyrischen nicht zu überschreiten. — Die künstlerischen Vorzüge der Dem. Kratky, so wie die der Herren Oettmer und Granfeld sind bekannt.

Mad. Duflos-Maillard, erste Sängerin am Theater della Scala in Mailand, trug Scenen im Costüme und in italienischer Sprache aus Norma, Belisar und Romeo und Julie vor. Man sollte ihrer Meisterschaft im italienischen Gesang, ihrer seltenen Kunstfertigkeit und ihrem geschmackvollen Vortrag die höchste Anerkennung und rief sie zu wiederholten Malen stürmisch hervor. Die Mitwirkenden sangen deutsch, was sich sehr komisch machte, hier aber ausnahmsweise hingehen und bei der Virtuosität des Gastes entschuldigt werden mag.

Ueber Carl Devrient's geniale Leistung als Hugo von Oerindur in Müllner's Schuld in unserm morgenden Blatte. Der Gast fand die lebhaftesten Acclamationen und ein dreimaliges Hervorrufen. Wir dürfen den Wunsch aussprechen, diesen ausgezeichneten Mimen noch in einem zweiten Cyclus zu sehen. W.

Carl Devrient in Mainz.

Mainz, 19. August.

Die ausgezeichneten Gäste, welche seit einigen Wochen auf unserer Bühne auftraten, lehrten uns die schöne Natur, die Spaziergänge im Freien und selbst die sonst bei uns in dieser Jahrszeit so gewöhnlichen Landpartieen in entferntere Orte mit dem Rücken ansehen und den Sommervorstellungen in unserm Theater uns zuwenden. Nie sah man hier ein volleres Haus, als an den Abenden, wo Emil Devrient, die Stöckl-Heinefetter, Staudigl und Wild auftraten. Die gestrige Vorstellung, wo Carl Devrient zum Erstenmale gastirte, war nicht so sehr besucht. Die Ursache dazu lag aber nicht in einer Mißachtung des Publikums gegen einen Künstler, dessen Name und Ruf hier so verbreitet ist, wie anderswo, sondern in einem ganz zufälligen Umstande. Das Drama: »Sie ist wahnsinnig« war erst gegeben worden und Emil Devrient hatte die Rolle des Sir Bernhard Harleigh übernommen, die nun sein berühmter Bruder geben sollte. Der Vergleich zwischen beiden Brüdern mußte freilich viel Anziehendes haben; aber für jene, welche einige Tage auf Landpartieen zugebracht hatten und erst ermüdet zurückgekommen waren, war dieser Reiz nicht so mächtig, als eine neue Aufführung. Für Andere (diese fehlten aber auch in der Vorstellung nicht) hatte dieser Vergleich etwas ungemein Werthvolles. Sie warten auf's höchste darauf gespannt und wir müssen es sagen, alle wurden höchlich befriedigt. Die dem Emil eigne Gabe der naturtreuen Darstellung findet sich bei Carl in demselben Maße. Das Organ des Letztern ist eben so klangvoll, aber sein Spiel erschien uns lebhafter, wir möchten sagen jünger. Der Eindruck, den die Hauptmomente des Stücks und besonders die so herrlich gegebene Entwicklungs-Scene auf die Zuschauer machte, war außerordentlich. Carl Devrient erhielt allgemeinen Beifall und wurde einigemal stürmisch gerufen. Mad. Hofmann war sehr brav und gefiel. — In dem nachfolgenden Stücke: »Die Benefizvorstellung«, Posse von Theodor Hell, gab Hr. Devrient den Sir Pudding. Hier erkannte man das ihm innewohnende komische Talent, gepaart mit einer Nachahmungsgabe, wie sie vielleicht wenige Schauspieler in so hohem Grade besitzen. Eine so treue Copie eines ächten Engländers in Sprache, Haltung, Kleidung und den kleinsten Nuancen rechnen wir zu einem der vorzüglichsten Kunstprodukte in diesem Genre. Darin steht Carl Devrient einzig da. Der Beifall, den er erhielt, war stürmisch und man sieht seinen fernern Darstellungen mit um so größerer Sehnsucht entgegen, als ein Talent, wie Hr. Devrient es in diesem letzten Stücke entwickelte, hier ganz neu ist.

Mannichfaltigkeiten.

Man liest in den »Rosen«: Schon in voriger Woche erwähnten wir Heine's Werk über Börne (Hamburg bei Hoffmann und Campe) und sprachen die Befürchtung aus, daß das Buch seinem Verfasser vielseitigen und scharfen Tadel zuziehen werde. Diese Befürchtung ist seitdem in uns zur Gewißheit geworden und nur an der Kürze der Zeit liegt es, daß die Stimmen des allgemeinsten und gerechtesten Unwillens noch nicht durch die Presse laut geworden sind. Heine's Buch ist ein abscheuliches Ding. Mit der keckesten Unbefangenheit erzählt Heine sein persönliches Bekanntwerden mit Börne und gibt Einzelnheiten aus dessen äußerem Leben preis, die nur ein gemeiner Schwätzer veröffentlichen konnte. Ueber Börne's geistiges Leben, über sein Ringen und Kämpfen erhalten wir keinen Aufschluß. Dafür spricht Heine desto mehr von sich selber, kokettirt mit seinem Ich, radomontirt über Juden und Judenthum und sucht seinen Charakter, rücksichtlich seines Benehmens gegen Börne, zu rechtfertigen. Sich selbst nennt er einen Hellenen seiner Gesinnung und seinem geistigen Schaffen nach. Ist Heine's Charakter ein griechischer? Allerdings, aber aus der schlimmern Zeit, insofern wir hier griechische Treue und griechische Ruhmredigkeit in Betracht ziehen.

Hr. August Haake, jetzt bei dem Stadttheater zu Hamburg engagirt, hat neben diesem Engagement die artistische Leitung des unter der Direktion des Hrn. Müller stehenden Theaters zu Altona übernommen. Da die finanziellen Verhältnisse dieses Theaters es nicht erlauben, Schauspieler von Ruf für dasselbe zu gewinnen, so beabsichtigt Hr. Haake, aus demselben eine Kunstschule für junge Talente zu machen. Haake, als Künstler hinlänglich bekannt, hat stets die höhere Bedeutung der Kunst in seinem Streben fest im Auge behalten und hat durch Ausbildung mehrerer jetzt trefflicher Darsteller bewiesen, daß von ihm in dieser neuen Stellung nur Tüchtiges zu hoffen ist.

Theater-Anzeige.

Samstag, 22. August. Der Diplomat, oder: Wenn ich's selbst nur wüßte! Lustspiel in 2 Abtheilungen, nach Scribe und Delavigne, von Theodor Hell. (Gastrolle) Chavigny: Hr. Carl Devrient, Mitglied des königl. Hoftheaters zu Hannover. Hierauf folgt Die Benefizvorstellung, Lustspiel in 1 Act, in 5 Abtheilungen von Theodor Hell. (Gastrolle) Mr. Pudding: Hr. Carl Devrient.

Sonntag, 23. August. Der Liebestrank, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti. Adina: Dem. Fürth.

Redakteur: J. C. Heller. — Druck und Verlag der Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 236. Sonntag, den 23. August 1840.

An die Genügsamkeit.

Genügsamkeit, dir Mutter hoher Tugend,
Dir Himmelstochter tönt mein Feierlied!
Wo du hienieden waltest, thronet Friede;
Da lächelt Ruh' und Eintracht dem Gemüthe,
Und eitler Wünsche bunte Schaar entflieht.

Du fliehst so oft die prunkenden Paläste,
Und eilst erschreckt vom tollen Bacchanal;
Du wandelst lieber zur bescheid'nen Hütte,
Und lohnest mit der Einfalt gold'ner Sitte
Die Frohgesinnten beim geringen Mahl.

Du fliehst den Helden, der im Schlachtendonner
Nach blutbeflecktem Ehrenlorbeer ringt,
Und kalt und fühllos gegen schön're Siege
Der Menschlichkeit, nur zum Eroberungskriege,
Wohl Tausende dem sichern Tode dingt.

Du wandelst lieber hin zum biedern Weisen,
Der nie nach Kränzen nicht'gen Ruhmes strebt,
Und still und harmlos, fern dem Weltgetriebe,
Beglückt vom Segen reiner Gattenliebe,
Im Kreis der Seinen süße Stunden lebt.

Durch dich ist Rom berühmt und groß geworden;
Du stähltest in Gefahren seinen Arm;
So lang dir da noch Opferflammen glühten,
Blieb groß das Volk im Krieg, und groß im Frieden;
Ein drohend Wetter seiner Feinde Schwarm.

Doch als dich Laster dort von hinnen scheuchten,
Dein Heiligthum in Schutt und Trümmern lag',
Erhob ihr Haupt die giftgeschwoll'ne Hyder,
Die Zwietracht, jetzt; von stolzer Höhe nieder
Sank Numa's Staat in bodenlose Schmach.

Germanien ist groß durch dich geworden;
An deinem Busen sog es Treu' und Muth;
Durch dich erstarkt, zerstob es Roma's Heere,
Und opferte für Freiheit, Recht und Ehre,
Im heißen Kampfe freudig Gut und Blut.

Steht jetzt noch, Göttin, fest dein Thron gegründet?
So ruft der Enkel tief in Schmerz versenkt;
Prangt allenthalben in Germaner Mitte
Noch Dein Altar? des Auslands feile Sitte
Und Afterweisheit haben dich verdrängt.

Die Mode zwängt ins Joch so viele Glieder,
Und schwingt das Zepter an der Seine Strand,
Und lustberauschet folgen ihren Fahnen
Jetzt weiche Enkel ruhmgekrönter Ahnen,
Und tauschen fremden, seelenlosen Tand.

O Göttin, schweb herab aus lichter Höhe!
Kehr' bei Thuiskons Volke wieder ein!
Erweck' den Geist des Muths, der Treu' und Stärke,
Und laß der großen Väter große Werke
Den Söhnen Richtschnur und ihr Spiegel seyn!

Homburg in der bairischen Pfalz. Karl Aulenbach.

Scenen aus dem Seeleben.

(Nach dem Französischen des Capitain Fulgence Girard, von J. M. v. t.—)

I.

Diese Climate sind wie ihre Bewohner: eine schöne Natur, aber mit plötzlichen und schrecklichen Leidenschaften.

Cap. Girard.

Es war ein schöner Sommertag, einer jener schwülen, heitern Tage, wie man sie nur unter den Tropen kennt. Der Himmel war so rein, daß das Licht auf seinem lebhaften Blau in einem Goldregen niederzufallen und zu kreisen schien; das Auge wurde, trotz des beständigen Blinzelns, davon geblendet. Nach der Sonnenhöhe konnte es kaum 11½ Uhr sein; die letzte Wache des seemännischen Tages ging an Bord der Bajadere zu Ende.

Wenn ihr im Jahre 1817 unvorsichtiger Weise auf den Quais einiger unserer Häfen Seeleute, welche jene Gewässer durchsegelt hatten, nach der Bajadere gefragt hättet, so würden sie euch zuerst mit mißtrauischem Blicke gemustert und dann ihre abergläubischen Besorgnisse mitgetheilt haben. In dem

Mr. Speaker, I am glad to yield to the gentleman from Texas [Mr. Wilson].

Mr. WILSON. Mr. Speaker, I thank the gentleman for yielding to me.

Mr. Speaker, I am in favor of the bill. I am in favor of the bill because I am in favor of the Government of the United States protecting the people of the United States in their rights

Briefe aus dem Bade Kreuznach.

(Im August 1840.)

(Fortsetzung.)

Nassau weiß wohl, was es thut; seine Capitalanlagen fließen durch Pächte reichlich zurück in den Säckel des Staats, sowohl von den Kursälen als den Colonnaden, und das Geld, was die reichen Leute dort in Saus und Braus verzehren, fließt ihm ja doch indirect auch wieder zu. Sollte Preußen, das kluge Preußen, dies übersehen? Ich glaube kaum. Wie vollkommen oder unvollkommen aber auch künftig die Badeeinrichtungen seyn werden, das Bad hat Ruf und wird ihn behalten. Sieht man doch jetzt schon die Musterkarte der Nationen hier, wie in andern berühmten Bädern. Da rennt der sich selbst ennuirende Engländer herum und sein yes, yes, hört man viel tausendmal mehr, als es nöthig wäre. Er steht hier isolirt wie in der ganzen Welt! Da hört man das gurgelnde Russisch und sieht den stolzen Russen daherschreiten, als sey er der Herr der Welt; da hört man das zungengelenke Französisch und sieht den Repräsentanten der großen courmachenden Nation in seiner charmanten Artigkeit. Von Deutschland sind alle Staaten repräsentirt und alle Stände vom Königshause bis zur Bauernhütte und die haute volée macht sich hier geltend und breit wie überall. So könnte man fast sagen, Kreuznach sey ein Weltbad, denn selbst Leute von jenseits des Oceans führt die Kurliste auf. Was vielleicht früher gerügt wurde, der Mangel an comfortabeln Logis in anständigen Privathäusern — er ist reichlich ausgeglichen und läßt kaum etwas zu wünschen übrig, als — wohlfeilere Preise für Logis und Bäder, die allerdings noch theuer sind. Die Concurrenz wird auch das ausgleichen! Der Verkehr mit dem Rheine und seinen Dampfschiffen und Eisenbahnen ist trefflich geordnet und dem Reisenden höchst bequem. Es fehlt übrigens dieser uns umgebenden stillen Welt nicht an Unterhaltungen. Schon ziehen die Künstler hierher aus aller Welt. Es giebt Conzerte u. dgl., was die Unterhaltung würzt, oft auch noch dem ernsten recht komischen Reiz beimischt. Manches fällt wider Willen ins Burleske, weil die Sache und ihre Umgebung kontrastiren — kurz c'est tout comme chez nous! Einen besondern Reiz gewinnt aber das Leben hier durch die Herzlichkeit und Freundlichkeit, mit der die offenen, heitern Menschen dem Gaste begegnen und ihn behandeln. Wer mit Familien bekannt wird, und das macht sich leicht und schnell, fühlt sich bald heimisch. Ich kann wohl sagen, daß ich das bin, da ich seit zwei Jahren hier bade und trinke, und schon daher einen Kreis von Bekannten habe, der mir werth geworden und mit zu den freundlichen Erinnerungen zu rechnen ist, die mich in die ferne Heimath geleiten. Wir hatten unser Theater, und zwar für's laufende Jahr schon die zweite Truppe, da die erste durch die Landestrauer, wo die Vorstellungen sistirt waren, nicht unbedeutende Verluste erlitt und daher in Wehmuth von dannen zog. Ueber die Leistungen urtheile ich nicht, nur das sage ich, daß man wenigstens eine Unterhaltung hat, die oft angenehm ist, wenn auch eins der interessantesten Bilder Hogarth's mitunter in die Erinnerung gerufen wird. Ich habe da eben der Landestrauer gedacht und kann nicht darüber weggehen, ohne zu bemerken, daß das wirklich in Preußen eine Landestrauer war. Es that mir wohl, zu sehen, wie man so ängstlich nach den neuesten Nachrichten über den Zustand des geliebten Königs fragte, den ich ja auch lieb hatte, obwohl ich nicht sein Unterthan war. Als sich aber die Kunde seines Todes verbreitete, da sah ich eine tiefe, innige Trauer, sah Thränen um den edlen, christlich frommen Mann fließen, der eine Krone mit so viel Liebe, Hochachtung und Verehrung trug. Dieß Gefühl zeigte sich bei allen Klassen der Bevölkerung, die ich innerhalb und außerhalb der Mauern dieser Stadt zu beobachten Gelegenheit fand; allein auch dem neuen Regenten schlagen die Herzen warm entgegen. Der Kronprinz war, seit er zum erstenmal die Rheinprovinz betrat, der Liebling des Volkes im schönsten Sinne des Wortes, und die persönliche Freundlichkeit und Milde des geistreichen Prinzen hat diese Liebe sich gesichert und hat sie dem Könige überliefert, der sie wohl als edelste Perle in seine Krone fügen wird. Was bis jetzt vom Könige verlautet, hat die Liebe gerechtfertigt und sie mehr befestigt. Möchten doch ja die politischen Constellationen, welche nicht eben die freundlichsten seit kurzem geworden zu seyn scheinen, den Frieden nicht stören, in dem die Welt ihr Heil allein erblicken kann! Man glaubt hier zuversichtlich an des jungen Königs Friedensliebe, denn er ist ja in der Schule des Königs gereift, der ein wahrer Friedensfürst war. Ich sehe eben, daß ich mich vergesse und in Gefahr stehe, an dem allgemein beliebten Kannenguß Theil zu nehmen. Das wollte ich nicht; allein ich konnte auch die Digression nicht abweisen, in die mich des Landes Zustände warfen, in dem ich mich aufhalte. Kehre ich zurück zu meinem Sujet!

(Schluß folgt.)

Frankfurter Theater.

Karl Devrient als Graf Oerindur.

Müllner's Schuld hat das Schicksal gehabt, erst enthusiastisch emporgehoben und bald darauf allen Ruhmes beraubt und wieder verdrängt worden zu seyn. Jetzt steht ein richtiges Urtheil über sie fest. Der Kern ihres innern Lebens ist krank und sie gleicht mehr einem unheimlichen Traume, mit Fieber und Alpdrücken, als einer dem gesunden Boden der Poesie entsprossenen, vom rosigen Lichte des Tages umflossenen wahren Lebensblüthe. Uebrigens sind viele Schönheiten im Einzelnen, viel dramatische Momente, eine höchst wirksame Bühnenbehandlung und der Vorzug, daß sie dem Schauspieler brillante Rollen bietet, nicht zu verkennen.

Wir müssen es der Theaterdirection danken, daß sie uns den zweiten eines in ganz Deutschland und noch weiter hinaus renommirten, den Namen des berühmten Oheims fortführendem Künstler- und Brüderkleeblattes vorgeführt hat. Karl Devrient, seit Jahren im Norden von Deutschland wirkend, hat wohl daran gethan, seinen Künstlernamen auch in unsern Gegenden wieder in's frische Leben treten zu lassen. Er gab den Grafen Oerindur. Wenn wir den ausgezeichneten Emil Devrient besonders da in seinem Bereiche gefunden haben, wo es die Darstellung von lyrischen und von elegischer Schwärmerei belebten Charakteren galt, so scheint uns Karl mehr zum energisch Pathetischen und zur Darstellung von heftig bewegten Seelenzuständen geeignet; beide sind treffliche Maler, aber jener mehr in mildem Farbenschmelz, dieser in stärkerem Colorit. Jeder Künstler von Bedeutung hat seine eigene Weise und ein Ueber- oder Unterordnen derselben führt zu keinem Ziele. Der Gast hat sich in obiger Rolle glänzend bewährt. Klarheit der Auffassung und Wärme der Ausführung, Ruhe und Kraft waren vereinigt und so sahen wir jenen Grafen Hugo, der von stets wechselnden Gedanken und Gefühlen gehoben und gestürzt, beruhigt und betrübt wird, ihn, der den Qualen der Schuld und des Gewissens verfallen und in einem Kampfe begriffen ist, in welchem er untergeht. Die Rolle bewegt sich in starken Kontrasten und ist eine fieberhaft erkrankte; bei einem gewöhnlichen Darsteller wird sie zum Zerrbild. Das aber ist der Prüfstein des wahren Mimen, daß er die Schwächen einer Dichtung zu decken und der Man-

gelhaftigkeit der Charakteristik nachzuweisen, daß er selber productiv neben dem Dichter zu stehen vermag, und diese Probe hat Karl Devrient bestanden. Sein Hugo war ein abgeschlossenes, kräftiges Bild und dessen Effect um so größer, je weniger er auf Uebertreibung sich stützte. Beim ersten Auftreten (Akt 2) hätten wir vom Darsteller etwas mehr Ruhe gewünscht. Vortrefflich gelungen war das düstere, unheimliche Kolorit des Darstellers und jene gewitterschwere Atmosphäre, unter welche er den Zuschauer versetzte. Die ganze Grausenhaftigkeit der alpdrückenden Müllner'schen Schicksalsidee, das andauernde Wetterleuchten von drohend heranziehenden Wolken schienen an Devrient's Person gefesselt und so war die Wirkung seines Spieles eine hochtragische und erschütternde. Für gewaltige Effecte dieser Art besitzt er alle Mittel und weiß sie künstlerisch zu gebrauchen. Könnten wir in Details eingehen, so fände sich Veranlassung genug, den Schauspieler von gediegener Bildung und von Kunststudium anzurühmen. Lebhafter Beifall und dreimaliges Hervorrufen lohnten den Darsteller, dessen Gastspiel eines günstigen Succes gewiß ist und eine Verlängerung desselben wünschen läßt. W.

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt aus Berlin: »Agnese Schebest, welche die Berliner erst nicht goutiren wollten, macht jetzt dort Furore. Jeder Unpartheiische muß der genannten Sängerin zugestehen, daß sie nächst der Schröder-Devrient die größte dramatische Sängerin Deutschlands ist, daß allerdings ihre Mittel schon anfangen, sie zu verlassen und sie daher genöthigt ist, oft zu forciren, wo Einfachheit mehr an der Stelle seyn dürfte; aber wenn Gesangskunst, glühendes, leidenschaftliches und dabei doch edles und wahres Spiel dafür entschädigen können, so geschieht es bei dieser Sängerin gewiß im höchsten Grade.«

Der König von Sachsen besuchte am 28. Juli gleichzeitig mit zwei Erzherzogen von Oestreich den Gräfenberg, wo Vinzenz Prießnitz den hohen Gästen seine berühmte Heilanstalt zeigte. Der geniale Naturarzt hat vor einigen Wochen seinen einzigen Sohn am Scharlachfieber verloren, und dieser traurige Fall wird durch die nachfolgenden Umstände besonders merkwürdig. Einem Traume zufolge war Prießnitzens Frau fest überzeugt, daß ihr Sohn gewiß sterben müsse, sobald er nach des Vaters hydriatischer Methode behandelt werde. Sie dringt in den Gatten, nur dießmal davon abzustehen, und Prießnitz, von dem Jammer der Frau erschüttert, verläßt, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, das bei so vielen Scharlachkranken als glücklich bewährte Verfahren. Er übergibt seinen Knaben der allopathischen Behandlung eines Arztes; es wird Medicin gegeben, und — der junge Kranke stirbt. Somit rächte die Nemesis an dem Vaterherzen die doppelte Inconsequenz des sonst in seinen Principien so beharrlichen Mannes, welcher dem dunkeln Gefühle der Weissagung seines Weibes den Sieg über seinem hellen Verstand einräumte, wo es das Leben des eigenen Sohnes galt, und dann gerade bei diesem die große Heilwahrheit des Wassers verläugnete.

(Der Pariser par Excellence.) Jules Janin, der kein geborener Pariser ist, gibt von den Parisern nachfolgende Schilderung: »Mit dem Pariser ist es, wie mit dem Champagner: man findet ihn unter allen Längen- und Breiten-Graden; über der Erde, unter der Erde, auf dem Meer. Vom Pariser kommen alle Geschichten, alle Wunder. Nichts geht darüber, ihn reden zu hören, ihn lächeln zu sehen; die Mannschaft des Regiments, in welchem der Pariser dient, vergißt dann Hunger, Durst und die brennende Hitze des Hundssterns. Mit der größten Grazie gibt der Pariser sein Bonmot und seinen Säbelhieb hin; er reimt die Lieder, er schreibt die Liebesbriefe des Regiments; er ist Fechtmeister, er ahmt den Hund, die Katze und andere Hausthiere täuschend nach. Auf seinen Reisen an den Ufern des Meschacébé traf Hr. v. Chateaubriand einen Pariser Gamin, der die Herren Wilden und ihre Frauen die Manieren des Hofs Ludwig's XV. lehrte. Er lebt in allen Klimaten, er schickt sich in jede Nahrung und jede Lage. Er ist muthig, aufgeblasen, gesprächig, wie ein Fachin, beherzt und unverschämt, wie ein Page; seine Beredsamkeit ist unermüdlich, unerschöpflich; ein Schatz von Lebensphilosophie, eine Geduld, die über jede Probe erhaben ist, eine absolute Sorglosigkeit in allen zeitlichen Dingen, ein gewisses Rechts- und Pflichtgefühl, das ihn nie verläßt, das sind die Grundzüge in dem Charakter dieser eigenthümlichen Personage, der man in den anderen Ländern Europa's nichts an die Seite stellen kann (es müßte denn ein Berliner, wie Nante, oder ein Wiener, wie Staberl, seyn).«

(Anecdote.) König Friedrich August von Sachsen machte in seinen früheren Regierungsjahren, als er noch Kurfürst war, eine Reise durch seine Staaten. In einer namhaften Stadt traf der erhabene Fürst eines Tages spät am Abend ein, und fand sie erleuchtet, da man seine Ankunft erwartet hatte. Nach einer kurzen Ruhe entschloß er sich, die Stadt zu durchstreifen, wobei ihm ein belustigender Transparent auffiel. Ein Fleischer, dem eine sehr zänkische Frau zu Theil geworden, hatte folgendes Bild beleuchtet: auf einem großen Schilde waren zwei Figuren gemalt, eine Frau mit wüthender Geberde und aufgehobenem drohenden Arm und ein festlich geschmückter Mann, aus dessen Munde die Worte gingen:

»Brumm' heut' nur nicht, du alter Bär,
Der Kurfürst kommt, unser gnädiger Herr!«

Der ruchloseste Verbrecher neuester Zeit ist wohl Claude Guoyot, welcher am 9. d. durch die Assisen des franz. Obermarne-Departements zum Tode verurtheilt worden ist. Er war angeklagt und ward überwiesen, 1830 das Haus seiner Schwiegermutter, 1835 drei andere Häuser, und 1840 sein eigenes und das Haus eines seiner Nachbarn angesteckt und niedergebrannt, seine erste Frau und sein Kind in einen Brunnen gestürzt und dadurch um's Leben gebracht, dreimal die Vergiftung des Oheims und der Tante seiner zweiten Frau versucht, und zahlreiche Diebstähle begangen zu haben. Dieses Scheusal ist erst 32 Jahre alt.

(Berichtigung.) In der gestrigen Didaskalia, in dem Briefe aus dem Bade Kreuznach, lese man Fellner statt »Seiner.«

Palindrom.

Ein Wesen voller Unbestand,
Sind mir die Meisten doch ergeben;
Selbst Jene, die mir widerstreben,
Führ' ich an meinem Gängelband.

Rückwärts gelesen, wirst du bald
Mich in dem ält'sten Buche finden;
Du hörst auf meinem Berg verkünden,
Was heut' noch lebt, Jahrtausend' alt.

L—g.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 232.
Pflanze. Lanze.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 23. August. Der Liebestrank, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti. Adina: Dem. Fürth.

Montag, 24. August, wird Mad. Duflos-Maillard, erste Sängerin am Theater della Scala in Mailand, mehrere Scenen in italienischer Sprache, im Costüme, darzustellen die Ehre haben. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 237. Montag, den 24. August 1840.

Scenen aus dem Seeleben.

(Nach dem Französischen des Capitain Fulgence Girard, von J. M. v. t.—)

(Fortsetzung.)

Die Thätigkeitssphäre, worin er sich in seinem vielbewegten Leben herumgetrieben, hatte seinen von Natur stark gebauten Körper zu neuer Kraft entwickelt, ihn gegen Wind und Wetter abgehärtet; die Beschwerden und Gefahren des Seelebens hatten seinem Geiste jenen Gleichmuth, jene Kaltblütigkeit und Entschlossenheit verliehen, welche den Seemann auszeichnen. Seine ausdrucksvollen, wie in Granit geformten Züge, seine fast jugendliche Kraft, seine rastlose Thätigkeit, sein blitzendes Auge, hätten uns über sein Alter getäuscht, wenn nicht sein Silberhaar, das wild um Nacken und Schläfe herabhing, und sein ergrauender Bart dasselbe verrathen hätten; aber unter dem Schnee glühte ein Vulkan. Die Gefahren aber, denen er so oft nur durch Zufall entronnen war, und die zahlreichen und heftigen Stürme, welche er auf seiner abenteuerlichen Laufbahn erlebt hatte, erweckten in seinem Herzen einen tiefen Glauben an Vorgefühle, welche, mögen sie auch nur Einflüsterungen eines Instinkts der Seele seyn, dennoch oft in Einklang mit den Umständen treten und einen Charakter annehmen, der an ihre Wirklichkeit Glauben macht. Daher hatten jedesmal, wenn der Hochbootsmann seine abergläubischen Befürchtungen aussprach, die Lippen des Capitains sich zu einem bittern, unheimlichen Lächeln verzogen, welches zu sagen schien, daß die Besorgnisse des alten Seemannes in einer gewissen Beziehung zu den Gedanken standen, die sich eben ihm selbst aufdrängten. Zu verschiedenen Malen hatte er sogar seine Augen und Schritte gegen seinen Lieutenant gerichtet, wie wenn er ihm Befehle zu ertheilen hätte; aber jedesmal lenkte er wieder um, ohne Zweifel durch einen neuen Entschluß zurückgehalten.

Der Lieutenant, niedergedrückt durch die Last des Tages, überließ sich, halb auf einen Hühnerstall gelagert, das Haupt auf die Riegelung gestützt, jenem unentschiedenen Halbschlummer, wobei der Seemann in den langen Ruhestunden, die ihm eine völlige Windstille gönnt, sich so glücklich fühlt: einer Art far niente, wo seine Augen die bläulichen Wölkchen, welche in regelmäßigen Zügen der Rauch seiner Cigarre in der Luft perlt, instinktartig verfolgen, und seine Ideen, leicht wie die letzten Träume, ihn die Entbehrungen und die Einförmigkeit seines Lebens vergessen lassen.

Das Ende seines Tabaks unterbrach diesen leichten Schlummer. „Die Mittagsstunde kommt gerade zur rechten Zeit: Tabak und Wache, Alles endet auf einmal. Heda! ihr Schwätzer!...“

„Lieutenant,“ sagte der Capitain im Augenblicke, wo der Offizier wegging, die Mannschaft der nächsten Wache aufzurufen.

„Was ist gefällig, Commandant?..“

„Auf ein Wort!“ Sie näherten sich dem Hinterschiffe.

„Sprich, was hältst Du vom Wetter?...“

„Ganz herrlich! betrachtet die See und ihre Luftspiegelungen; man möchte sie einem venetianischen Spiegel, in goldnen Rahmen gefaßt, vergleichen.“

„Und dieser Wind, der sich gänzlich legt?...“

„Je nun, diese Striche sind allerdings durch englische Kreuzer für ehrliche Seeleute unsicher gemacht; aber die Windstille trifft Alle, und sie mag jene jagen oder vor ihnen fliehen, die Bajadere spottet ihrer und übersegelt jeden dieser trägen Hulks.“

Der Capitain schüttelte bedenklich den Kopf und entgegnete nach kurzem Schweigen rasch und heftig bewegt: „Du weißt, unser Boot ist fest.“ Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Segel, Masten, Tauwerk, sowohl aufgetakelt als vorräthig, Alles ist neu.“ Der Lieutenant antwortete durch ein bejahendes Kopfnicken. „Die Munition .... davon werden wir lange verbrauchen können, ohne daß Mangel eintritt; die Pulverkammer und Karbusenkisten sind wohlgefüllt; die Baken im Raume und die Recken auf dem Zwischendeck, Alles ist mit Kugeln trefflich versehen; Flinten, Pistolen, Enterbeile .... Du weißt es noch, die Bajadere hat sie im Ueberflusse.“

Die Augen des jungen Offiziers funkelten und schienen die Gefahr herausfordern zu wollen, auf welche der Capitain indirekt hindeutete; der brave Lieutenant war überzeugt, daß, käme der Feind nur heran, die Bajadere ihn in der schönsten Weise liebkosen werde.

„Nun, schwöre mir, daß, so lange Dir noch eine Planke unter den Füßen bleibt, Du unsere schöne Schaluppe nie übergeben wirst.“

„Ich ...., Commandant?....“

„Commandant!.... ja, in Kurzem wirst Du es seyn.“

„Ich verstehe Euch nicht, mein Capitain ....“

„Kann seyn! Doch wozu brauchst Du mich zu verstehen? Dein Wort verlange ich nur.“

„Erklärt Euch doch, Commandant!....“

„Wie magst Du von mir verlangen, daß ich Dir Dinge erkläre, die ich selbst nicht begreife? Ein Instinkt, den ich ver-

leugnen möchte, und der mir einen kalten Schauer durch die Glieder jagt; Ideen, Vorgefühle, die ich mir selbst nicht zu gestehen wage..... Du würdest darüber lächeln, und doch haben sie mich noch nicht getäuscht, diese schrecklichen Ahnungen!"

Er machte eine kurze Pause; sein Geist schien sich in seine Erinnerungen zu versenken; dann fuhr er mit ernstem feierlichem Tone fort:

„Es ist schon lange her, daß ich zum Erstenmale Pulverdampf gerochen habe, und seitdem wie viele Schlachten! ..... Wahrlich, um ihre Anzahl zu erfahren, müßte man die meiner Seezüge verdreifachen, wenigstens verdreifachen: und siehe, einmal nur habe ich solche ahnungsvolle Besorgnisse verspürt. Wie Du, war ich damals Lieutenant; wie Du, wollte ich sie auch bekämpfen; ich betrachtete sie als Lügen, ich stieß sie als bloße Einbildungen von mir weg. Allein ihre unbesiegbare Beharrlichkeit fiel mir auf; in ihrer Hartnäckigkeit lag für mich etwas Geheimnißvolles, etwas Unheimliches; ich verleugnete sie, und konnte mich doch eines Schauers nicht erwehren; ich suchte vergebens, diese Phantome niederzukämpfen, da sie sich drängten, sich unter meinen Augen vervielfachten. Ich fühlte endlich, daß ich in dem grauenvollen Kampfe unterlag; meine Stirne glühte, das Blut wallte heftig in meinen Pulsen: ich sehnte mich nach Stürmen, nach Schlachten, um diese fieberhaften Aufregungen zu ersticken, zu vergessen. Sey nur ruhig; die Zerstreuung fand sich bald. Man schlug sich, und da ging es heiß her, das sage ich Dir: den Abend..... war ich gefangen." — —

Hier unterbrach er sich, blickte fragend den Lieutenant an und nahm nach kurzem Schweigen wieder das Wort:

„Heute, wo diese grausigen Ahnungen stärker, hartnäckiger, drohender wiederkehren, ist's da wohl Schwäche, daran zu glauben?... Wohlan denn! ich habe diese Schwäche. Versagst Du mir Dein Wort, Lieutenant, Dein Wort? — " Diese letzten Worte sprach er mit fast flehender Stimme.

„Laßt doch diese Ideen, Commandant! Wenn es diesen Abend Taffet zu zerreißen giebt, so bleibt Niemand verschont, Jeder bekommt da sein Törtchen. Aber komme, was da will, gebt Euch nur zufrieden, ich werde nie unsere Flagge streichen lassen." —

„Gut! — " Er drückte ihm mit Wärme die Hand; „nun bin ich ganz zufrieden." —

„Commandant, die Tafel ist servirt!" —

Die helle Stimme, welche diese Worte aussprach, war die eines Schiffsjungen, eines Kindes von zwölf Jahren, mit frischen Wangen und blondem Haar, durch seine Artigkeit von Natur aus zum Dienste der Kajüte bestimmt. Die Pfeife des Hochbootsmanns hatte schon das Schiffsvolk um die Backen versammelt.

Das Mittagsmahl ist für Seeleute keine zeitraubende Operation; kaum war eine halbe Stunde verflossen, so hatten Alle, durch die Hitze bewältigt, ihre Ruheplätze auf dem Vorderdeck oder auf den Stellpallen der Raperte wieder eingenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich's des Großen

Betrachtungen über die Regierungsformen und die Pflichten der Regenten. Von ihm selbst niedergeschrieben. (Besonderer Abdruck aus Dr. K. E. Schubarth's Schrift: Friedrich des Großen Versuch ꝛc.) Ein Beitrag zu Schlesiens Jubelfeier. Breslau 1840, bei A. Schulz u. C. 18 Seiten gr. 8.

Diese kleine Schrift ließ Friedrich der Große im königlichen Palais als Manuscript für Vertraute drucken und vertheilen. Es bedarf gewiß nur dieser kurzen Auszüge aus derselben, um den großsinnigen Herrscherworten zahllose Leser zu gewinnen.

Die Sparsamkeit des Monarchen ist für das öffentliche Wohl um so ersprießlicher, da, wenn keine hinreichende Summen vorhanden sind, um entweder die Kosten des Krieges zu bestreiten, ohne das Volk mit außerordentlichen Auflagen zu belasten, oder den Bürgern bei allgemeiner Noth beizustehen, alle diese Lasten auf die Unterthanen fallen, die sich in unglücklichen Zeiten, wo sie des Beistandes am meisten bedürfen, ohne Hülfsmittel befinden. Keine Regierung kann der Auflagen entbehren, sie mag republikanisch oder monarchisch seyn; sie hat deren ein gleiches Bedürfniß. Allerdings muß die Behörde, der alle öffentlichen Geschäfte übertragen sind, genugsam zu ihrem Unterhalt haben: die Richter müssen bezahlt werden, um sie zu hindern, ihre Pflicht zu versäumen; der Soldat muß erhalten werden, damit er aus Mangel an Unterhalt keine Gewaltthätigkeiten verübe; auch müssen die der Finanzverwaltung vorgesetzten Individuen gut besoldet werden, damit die Noth sie nicht zwinge, die öffentlichen Gelder mit Untreue zu verwalten. Diese verschiedenen Ausgaben erfordern bedeutende Summen, denen noch die hinzugefügt werden müssen, die jährlich für außerordentliche Fälle zurückzulegen sind. Dies muß jedoch nothwendig durch das Volk bestritten werden. Die große Kunst besteht darin, diese Summen zu erheben, ohne die Bürger zu drücken. Damit die Ansätze gleich und nicht willkürlich sind, macht man Kataster, die, wenn ihre Eintheilung mit Genauigkeit gemacht ist, die Lasten den Mitteln der Individuen verhältnißmäßig anpassen. Dies ist so nothwendig, daß es ein unverzeihlicher Fehler des Finanzwesens wäre, wenn die ungeschickte Vertheilung der Auflagen dem Landwirth seine Arbeit verleidete. Nachdem er seine Pflicht gethan, muß er und seine Familie noch mit einer gewissen Wohlhabenheit leben können. Weit entfernt, die Pflegeväter des Staats zu unterdrücken, muß man sie vielmehr ermuntern, ihren Boden gut anzubauen; denn in diesem Anbau besteht der wahre Reichthum des Landes. Der Boden liefert die allernöthigsten Lebensmittel, und die, welche ihn bearbeiten, sind, wie wir schon gesagt haben, die wahren Pflegeväter der Gesellschaft....

Geht man auf den Ursprung der Gesellschaft zurück, so ist es ganz augenfällig, daß der Monarch kein Recht über die Denkungsweise der Bürger hat. Müßte man nicht wahnsinnig seyn, um sich einzubilden, daß die Menschen einem Menschen ihres Gleichen gesagt hätten: „Wir erheben dich über uns, weil wir die Sclaverei lieben, und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deinem Willen zu lenken?" Sie haben im Gegentheil gesagt: „Wir bedürfen deiner, um die Gesetze, denen wir gehorchen wollen, aufrecht zu erhalten, um uns weise zu regieren, um uns zu vertheidigen; übrigens verlangen wir von dir, daß

du unsere Freiheit ehrst.“ Nachdem dieser Ausspruch einmal geschehen ist, bleibt er ohne Widerrede, und die Duldsamkeit, wo sie besteht, ist den Gesellschaften so vortheilhaft, daß sie das Glück des Staats ausmacht. Sobald jeder Gottesdienst erlaubt ist, fühlt sich Jedermann beruhigt; dagegen hat Verfolgung die blutigsten, längsten und verheerendsten Bürgerkriege veranlaßt....

Dies sind im Allgemeinen die Pflichten, die ein Fürst zu erfüllen hat. Damit er nie davon abweiche, muß er sich oft erinnern, daß er Mensch ist, gleich dem geringsten seiner Unterthanen. Ist er der erste Richter, der erste Feldherr, der erste Financier, der erste Minister der gesammten Gesellschaft, so ist er dieses nicht, um es zu repräsentiren, sondern um die Pflichten, die diese Namen ihm auflegen, zu erfüllen. Er ist nur der erste Diener des Staats, verbunden, mit Redlichkeit, Weisheit und einer gänzlichen Uneigennützigkeit zu handeln, gleichsam als müsse er jeden Augenblick den Bürgern Rechenschaft von seiner Verwaltung ablegen. Daher ist er strafbar, wenn er die Gelder des Volkes, den Ertrag der Auflagen in Luxus, Aufwand und Ausschweifung vergeudet — er, der über die guten Sitten, diese Schirmerinnen der Gesetze, wachen muß, der die National-Erziehung verbessern, sie aber nicht durch schlechte Beispiele verderben soll. Die Erhaltung der guten Sitten in ihrer ganzen Lauterkeit ist einer der wichtigsten Gegenstände. Der Monarch kann viel dazu beitragen, indem er die Bürger auszeichnet und belohnt, welche tugendhafte Handlungen ausgeübt, und Verachtung denen bezeigt, deren Verderbtheit nicht mehr über ihre Zügellosigkeit erröthet. Der Fürst soll laut jede unredliche Handlung mißbilligen, und denen, die unverbesserlich sind, Auszeichnungen verweigern. Noch giebt es einen bedeutenden Gegenstand, den man nicht aus den Augen verlieren muß, und der, versäumt, einen unersetzlichen Nachtheil den guten Sitten bringt: wenn nämlich der Fürst Personen, die ohne Verdienst ein großes Vermögen besitzen, zu sehr auszeichnet. Diese am unrechten Orte verschwendeten Ehrenbezeugungen bestärken das Publikum in dem gemeinen Vorurtheile, daß es hinreiche, Vermögen zu besitzen, um angesehen zu seyn. Dann schüttelt Gewinnsucht und Habgier den Zügel ab, der sie hielt; Jeder will Reichthümer sammeln; man bedient sich der unrechtmäßigsten Mittel, um dieselben zu erlangen; die Verderbtheit greift um sich, faßt Wurzel und wird allgemein. Die Männer von Talent, die tugendhaften Männer sind verachtet und das Publicum ehrt nur diese Bastarde des Midas, deren Aufwand es blendet. Um zu verhindern, daß die öffentlichen Sitten sich bis zu diesem furchtbaren Uebermaß verderben, soll der Fürst ohne Unterlaß bedacht seyn, nur das persönliche Verdienst auszuzeichnen, und dem Reichthum ohne Sitten und ohne Tugend nur Verachtung zu zeigen. Uebrigens, da der Fürst eigentlich das Haupt einer Familie von Bürgern, der Vater seines Volks ist, soll er bei allen Gelegenheiten den Unglücklichen als letzte Zuflucht dienen, den Waisen ein Vater seyn, den Wittwen beistehen, Mitgefühl für den letzten Elenden wie für den ersten Höfling haben und Wohlthaten über die ausstreuen, die, jeder Hülfe beraubt, nur Beistand in seiner Mildthätigkeit finden können.

Dies ist, den Grundsätzen gemäß, die wir im Anfange dieses Versuchs aufgestellt haben, die bestimmte Vorstellung, welche man sich von den Pflichten eines Regenten und von der einzigen Art, die eine monarchische Regierung gut und erfolgreich machen kann, bilden muß.

Briefe aus dem Bade Kreuznach.

(Im August 1840.)

(Schluß.)

Ich sagte vornherein schon, die Natur habe mit einer wahren Vorliebe Kreuznach gesegnet. Das wird Jeder unterschreiben, der je sich in diesen Gegenden aufhielt. Kein Wunder, daß man auch der Beschreibungen viele zu Nutz und Lust der Kurgäste besitzt. Da begegnet man schon in den rein medizinischen Schriften den Beschreibungen der Umgebungen, wie das so Sitte ist von jeher; aber man hat auch eine Geschichte von Kreuznach nebst Hinblikken auf die Umgebung als selbstständiges Buch, in dem einzelne Parthieen nicht ohne Interesse sind; man hat das Nahthal in Liedern, Bilder aus dem Nahthale, eine kleine Schrift, die als Reisehandbüchlein im Schreiber'schen Genre gelten kann; man hat schöne und unschöne Lithographieen von den ansprechendsten Punkten, unter denen die von Scheuern gezeichneten, weiland bei Kehr und Nieſſen in Köln am Rhein erschienenen, den ersten Rang einnehmen. Es fehlt nichts, als daß es nun noch in Zucker erscheint, damit es im vollsten Sinne genießbar wird. Doch Scherz bei Seite! Die Umgegend ist zauberisch schön und so mannigfaltig, daß oft die Wahl des Ausflugpunktes zur Qual wird. Ich kann im Allgemeinen auf jene Schriften, die alle ihren besondern und eigenthümlichen Werth haben, verweisen, und bemerke nur, daß es auch an Parthieen nicht fehlt, die per Esel gemacht werden und auf Schusters Rappen. Die nächsten sind: der Rheingrafenstein und die Gans, der herrliche Rothenfels, das diese Punkte vermittelnde Salinenthal, die Ebernburg, wo die hochwichtigsten Erinnerungen wohnen, die Klause, Dalburg, Gutenberg; die ferneren: Baumberg, der Moschellandsberg, der Disibodenberg, Sponheim, Burg-Sponheim, Lemberg, Montfort, Schloßböckelheim, Dhaun, Oberstein. Nach den meisten dieser Orte führen bequeme Wege und Landstraßen. Auch das ist ein rühmenswerthes Verdienst der preußischen Regierung, daß sie die vortrefflichsten Landstraßen baut, die man nur sehen mag. Ein Ausflug nach dem in historischer, geologischer und mineralogischer Beziehung höchst merkwürdigen Oberstein überzeugte mich recht sehr davon. Zwar sind diese Straßen noch nicht überall vollendet und noch einige Strecken erinnern an hessische und baierische Landstraßen, besonders an den tristen Zustand der einst so trefflichen Kaiserstraße, die Napoleon erbauen ließ; allein die sind, wie mir ein einschläglicher Beamte erzählte, bereits zum Baue im nächsten Jahre in Aussicht gestellt. Dagegen fand ich eine neue Straßenstrecke von dem Orte Monsingen bis Martenstein und von da bis beinahe Kirn, die Bewunderung einflößten durch die Ueberwindung der örtlichen Schwierigkeiten und das Vollendete des künstlerischen Baues. Daß man da gerne die Barrierekosten zahlt, liegt nahe, obgleich dieß Geld für den Reisenden immer sein Odiöses behält. Würde nicht die neu zu errichtende Dampfschifffahrt auf der Mosel entstehen, die ihrer Einführung eben jetzt entgegen sieht, so dürfte diese Straße, die von der französischen Gränze zum Rheine führt, eine der frequentesten Verbindungsstraßen mit den westlichen Nachbarn und somit sehr vortheilhaft für das an und für sich sehr gewerbsfleißige Kreuznach werden, dessen Handel in Landesprodukten, wie die Fruchtmärkte beweisen, keineswegs unbedeutend ist. Auch für die ländliche Umgegend wird das Bad durch den reicheren Verbrauch der Lebensmittel und den zahlreichern Verkehr von Bedeutung werden, was sich kaum übersehen läßt. In der Zu-

kunft dürfte sich das noch klarer herausstellen, wenn nämlich sich alles so gestaltet, wie es zu wünschen ist. Ob das Projekt, in Bingen eine Badeanstalt zu gründen und das Wasser von den Salinen dorthin zu fahren, wirklich Grund hat, kann ich nicht sagen. Mir scheint's in das Gebiet zu verweisen, welches der edle Ritter von la Mancha so rüstig und wacker angebaut hat. Kreuznach hat, wie ich wenigstens glaube, nichts zu gefährden.

Korrespondenz.

Mainz, 21. August.

Gestern wurde auf der hiesigen Bühne die weiße Dame gegeben. Drei Gäste machten diese Vorstellung zu einer sehr ausgezeichneten. Das Haus war gut besetzt. Hr. Breiting sang den Georg, Hr. Emmerich, vom Hoftheater von Detmold, den Gaveston und Mad. Janik, vom Hoftheater von Mannheim, die Anna. Die Leistungen des Hrn. Breiting waren, wie immer, sehr brav. Das Kriegerlied im ersten Akte und die Arie im zweiten, die dem Erscheinen der weißen Dame vorhergeht, wurden mit stürmischem Beifalle belohnt. Hr. Breiting wurde zweimal gerufen. Hr. Emmerich hat einen schönen kräftigen Bariton, ein abgerundetes Spiel und gute Manieren. Er gefiel und wenn er, wie man sagt, für unsere Bühne gewonnen ist, so können wir zufrieden seyn. Mad. Janik, eine imposante Figur ohne Grazie, hat eine bewegliche Stimme mit Coloratur, aber ohne Höhe. Ihre Sprache ist undeutlich, man verstand wenige ihrer Worte. Jugendlich ist sie nicht. Unterdessen wurden manche ihrer Leistungen gut aufgenommen. Ob sie auch engagirt werden soll, ist noch nicht bekannt.

Mannichfaltigkeiten.

Am 17. d. Mts. sahen wir auf der Frankfurter Bühne eine junge Sängerin aus Frankfurt a. M., Dem. Arnold, als Isabella in Robert der Teufel. In Würzburg, wo Dem. Arnold in Engagement steht, ist sie beliebt und wohl mit Recht, da sie für eine Bühne, wo man so strenge Anforderungen nicht macht, wie bei uns, gewiß eine vortheilhafte Acquisition ist.

Wie viel Zeit verliert ein Mann, dem vier oder fünf Geliebte den Abschied gegeben haben? — Il perd quatre ou cinq coeurs (4 — 5 heures).

(W. Hauffs Denkmal bei Lichtenstein.) Der jetzige Besitzer der Burg, Graf Wilhelm von Würtemberg, wie er überhaupt darauf bedacht ist, diese schönen Höhen durch die Kunst noch reizender zu machen, hat auch des vaterländischen Dichters gedacht, der dieselben einst durch die Bilder seiner Phantasie belebt hat. Wer je die Nebelhöhle und den Lichtenstein oder auch anderswo den Rand eines Thales der schwäbischen Alb besucht hat, kennt die grauen Riffe, mit welchen die Hochebene gegen das tiefe Thal abfällt, und hat sich gerne auf den duftenden Wiesen, im Schatten einer Buche gelagert, um über die Waldabhänge in das Thal hinabzusehen, wo sich unter Kirschenwäldern der klare Bach durch das Grün schlängelt und nach Westen das weite, fruchtbare Flackland sichtbar wird. Auf einer von jenen säulenähnlichen Felszacken, die am äußersten Rande des Berges hervorragen und dem Verwegenen einen freiern Blick gewähren, erhebt sich jetzt ein schlanker Altar mit einer eisernen Büste; am Kranze des Altars liest man die einfache Inschrift Hauff. Wer gedächte da nicht der Worte, womit einst Uhland W. Hauff's frühes Hinscheiden beklagte, das »junge, frische, farbenhelle Leben, den reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben.« Wenn das lebensvolle Auge, das uns hier im Bilde wieder erfreut, noch in unserer Mitte weilte, es könnte eine von den Gestalten, die ihm innerlich so lebhaft vorschwebten, nun in Wirklichkeit erblicken. »Auf schroffem Steine, dem man die Burg gebrochen, hob sich neu ein Wolkenschloß, ein zauberhaft Gebäu.« Wie aus einer unscheinbaren Knospe die schwellende Blume, so ist aus dem leichten Försterhause eine stattliche Burg hervorgebrochen, die zum Theil ganz vollendet, zum Theil wenigstens in den Umrissen erkennbar ist. — Ein stattlicher Ritterbau: verwegene Mauern, an Seilen gehalten, haben auch das letzte Fleckchen des schmalen Felsen überbaut, so konnte sich auf starken Fundamenten das Hauptgebäude, eine fast ganz neue Schöpfung, in die Luft erheben; aus den gothischen Fenstern des Saales, wo freilich Alles noch wüste liegt, schweift der Blick ungehemmt über das waldreiche Gebirg und das bunte Thal; auf dem spitzen Dache kleben über schwindelnden Abgründen die Ziegeldecker und der gewaltige runde Thurm steigt immer höher empor, mit dem Vorsatze, nicht eher inne zu halten, als bis er den Blick auf die befernten Alpen errungen hat.

Rethel, ein geborener Aachener, aber seit lange in Frankfurt verweilend, wo er Beschäftigung und Anerkennung fand, hat vom Kunstvereine von Rheinland und Westphalen den Auftrag erhalten, den Kaisersaal in seiner Vaterstadt mit Fresken, die wichtigsten Ereignisse aus Carls des Großen Leben darstellend, zu schmücken. Die Skizzen hierzu, die der Künstler vorlegte, lassen Bedeutendes erwarten.

(München, 20. August.) V. Schenk's Trauerspiel: »Adolf von Nassau«, wird bis Herbst dieses Jahres auf der hiesigen königl. Hofbühne zur Darstellung kommen.

In einem französischen Dorfe wollte vor Kurzem ein Mann einen Bienenkorb an einen andern Ort tragen, beging aber die Unvorsichtigkeit, das Flugloch nicht zu verstopfen. Kaum hatte er den Korb aufgehoben, als alle Bienen über ihn herfielen und ihn so schrecklich zerstachen, daß er nach zehn Minuten unter den gräßlichsten Schmerzen den Geist aufgab.

(Zusammentreffen der Pulsschläge mit der Tagesstunde.) Es ist vielleicht vielen unserer Leser unbekannt, daß sich durch die Pulsschläge des Menschen die Stunde des Tages bestimmen und ermitteln läßt und zwar auf eine ganz einfache Art. Man setze sich an einen Tisch, stütze den Ellenbogen auf denselben, binde ein Geldstück oder einen Ring an einen Faden, fasse diesen mit dem Daumen und Zeigefinger und lasse das Geldstück oder den Ring in die Mitte eines Glases hineinhängen. Der Ring wird sogleich durch den Pulsschlag in Bewegung gesetzt werden wie ein Pendel und die Bewegung wird sich steigern, bis der Ring an die Seite des Glases anschlägt. Angenommen, man mache den Versuch nach sieben Uhr, so wird der Ring an dem Faden sieben Mal an das Glas anschlagen, dann die Schwingungen verlieren und in die Mitte des Glases zurückkehren. Hält man den Faden lange genug, so wiederholt sich das Experiment, aber erst nach einer gewissen Zwischenzeit. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß der Faden mit fester Hand gehalten werden muß, weil sonst die schwingende Bewegung gestört werden würde. Man mag den Versuch in jeder beliebigen Zeit des Tage oder in der Nacht machen, das Resultat wird immer dasselbe seyn.

Theater-Anzeige.

Montag, 24. August, wird Mad. Duflos-Maillard, erste Sängerin am Theater della Scala in Mailand, mehrere Scenen in italienischer Sprache, im Costüme, darzustellen die Ehre haben. **Abonnement suspendu.**

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 238. Dienstag, den 25. August 1840.

Scenen aus dem Seeleben.

(Nach dem Franzöſiſchen des Capitain Fulgence Girard, von J. M. v. L. —)

(Fortſetzung.)

In ihrem raſchen Steigen hatte die Temperatur ſchon den Kulminationspunkt erreicht, und die glühende Atmoſphäre laſtete mit der ganzen Fülle ihrer Durchſichtigkeit und Klarheit auf dem Deck des Fahrzeugs. Kaum ertheilte manchmal ein ausgelaſſenes Gelächter, das ſich in der Luft verlor und zuweilen in den ſchlaff herabhängenden Segeln erſtarb, der Bajadere eine andere Bewegung, als die des trägen, ſanften Schlingerns. Die Fluth lag faſt ſpiegelglatt da; die Maſten ſpiegelten ſich und ſchienen gebrochen darin zu wogen. Regungslos, ſchmachtend, einſchlummernd ruhte die Bajadere auf den erſterbenden Wellchen des Oceans, einem Alcyon vergleichbar, welcher mit ausgebreiteten Flügeln, den Schnabel in dem Gefieder bergend, an einem ſchönen Frühlingsabend eingeſchlafen wäre, oder vielmehr einer jener ausgelaſſenen Indierinnen, deren Namen ſie trug, einem jener Weſen, das, trunken von Wohlgerüchen, im Bade in den Armen eines ſanften Schlummers ſchwelgte.

Dieſe völlige Windſtille wiegte die Gemüther in die größte Sorgloſigkeit ein und gönnte der Mannſchaft einige Augenblicke der Ruhe, während ein ſchrecklicher Feind heraneilte, ihr ſicheres Verderben zu bereiten. Der Himmel zeigte, ſo heiter er war, dennoch Symptome, welche das Vertrauen, das er Anfangs einflößte, hatten ſtören ſollen. Seit einigen Augenblicken flogen in der Luft eine Menge langer Sonnenfäden, leicht und dünn wie Spinnengewebe, umher, ſich kreuzend und verdichtend. Ein Schiffer, dem die Erfahrung alle Tücken dieſes treuloſen Klima's enthüllte, würde dieſes Symptom nicht unbeachtet gelaſſen haben. Allein der eben wachhabende Offizier war in der Kenntniß dieſer gefährlichen Meere noch nicht gereift.

Auf die Bruſtwehr gelehnt, betrachtete er mit Staunen dieſe herrliche Natur, ſo verſchieden von den kalten Himmelsſtrichen, unter welchen er ſeine erſten Seezüge mitgemacht hatte; er bewunderte dies Meer, deſſen dunkles Blau den Glanz des Diamantſtreifens noch erhöhte, welchen die ſich brechenden Sonnenſtrahlen darauf hin zogen. Das Firmament war rein und tief blau; kaum zeichnete ſich am fernen Horizonte, dem Fußpunkte des Windes benachbart, ein leichter Saum von dunkler Färbung, von welchem ſich eben ein blendend weißes Wölkchen losttrennte, wegen des farbloſen Schimmers in dieſer Entfernung kaum wahrnehmbar. Doch der junge Offizier, weit entfernt, ſich über dieſe Erſcheinung zu beunruhigen, betrachtete im Gegentheile mit innigem Wohlgefallen den maleriſchen Effekt, welchen ſie zwiſchen den warmen Tönen des Himmels und dem grellen Lichtglanze dieſes wiederſtrahlenden Horizonts hervorbrachte.

Ein anderes Phänomen feſſelte jedoch ſeine Aufmerkſamkeit: da er ſich dem Steuermaat genähert hatte, um den Strich zu überwachen, den das Schiff eben hielt, blieb er überraſcht vor dem Nachthäuschen ſtehen. Die Nadel hatte ihre gewohnte Ruhe verloren, beſchrieb ohne Unterlaß ganz unregelmäßige Bögen unter ihrem Glaſe und durchlief in dieſer Art Verwirrung alle Striche der Windroſe.

Das ſilberweiße Wölkchen flog ſeinerſeits mit Blitzesſchnelle daher und dehnte ſich allmählig in einem dunkeln Ringe aus, welcher ſich nach allen Richtungen verbreitete und den Horizont in undurchdringliche Finſterniß hüllte. Sobald die glänzende Wolke ſich mehr genähert hatte, erfolgte ein gänzliches Stocken des Windes, was das Schreckliche der Erſcheinung noch vermehrte. Andere Dunſtmaſſen zogen von verſchiedenen Seiten am Himmel herauf, und man beobachtete am Horizonte ein Kochen und Schäumen des Meeres, ohne daß man auch den leiſeſten Lufthauch verſpürte; dieſe Anzeichen ſtellten das Herannahen eines jener mächtigen Orkane, die dem Seemann unter dem Namen Tornado in dieſen Meeresſtrichen bekannt und furchtbar ſind, außer allem Zweifel.

Der Wellenſchlag wurde mit jedem Momente heftiger, und auch um die Bajadere fing die See an zu wogen; die Luft, durch die Bö zurückgedrängt, kühlte immer friſcher, und die ſchlappen Segel begannen zu killen; unruhig und lebhaft war die Bajadere aus ihrem ſüßen Schlummer erwacht, hatte ſich leicht auf die Seite gelegt und ſich dann mit koketter Anmuth in Bewegung geſetzt.

Der wachhabende Offizier hielt es für rathſam, die Oberſegel einzuholen, da ſie eben die ſchwanken Spieren, welche die zierlichen und kühnen Maſtſpitzen bildeten, mit Tuch überluden.

So emſig man auch dies Manövre betrieb, ſo ſah doch der Offizier ein, daß bei der raſch und immer raſcher ſteigenden Kühlte die Backbordwache nicht hinreiche, um dem Sturme zuvorzukommen. —

„Schlagt die Glocke an!“ ſchmetterte er durch's Sprachrohr. „Ruft die Steuerbordwache auf! Alle Mann hoch! . . . . . Acht auf's Ruder, Steuermann!“

Schon war die Bö fast im Zenith angekommen, und kaum war Jeder bereit, die Befehle zu vollziehen, so fiel bereits der Wind mit seinem ganzen Ungestüm in's Tauwerk. Die Erschütterung war heftig und furchtbar; mehrere der leichten Obersegel wurden aus ihren Saumtauen gerissen, zerfetzt und fortgeweht, wie Blätter durch einen herbstlichen Wirbelwind.

In diesem kritischen Momente blieb nur noch ein Rettungsmittel übrig: vor dem schweren Wetter zu fliehen; denn wurde man in der Flanke gefaßt, so war eine völlige Entmastung das geringste Uebel, welches die Bajadere treffen konnte. Der Offizier sah dies wohl ein. —

„Leewärts das Ruder!.... Hart an Steuerbord!... Das Schiff vor den Wind!" schrie er aus vollem Halse. „Frisch auf, Jungen, frisch!.... Alles auf, ihr Topmänner! Hand an die Oberleesegel! Streicht die Bramsegel! .... Laßt die Hissen der...."

Er hatte dies Commando noch nicht ausgesprochen, als der Wind umschlug, was so häufig bei diesen plötzlichen Witterungswechseln vorkommt, und das Fahrzeug, trotz der Anstrengungen des Steuermanns und seiner Maaten, den Strich des Windstoßes zu halten, vollständig maskirt wurde. Ein dichter kalter Regen stürzte in dicken Tropfen nieder und durchnäßte die leichte Kleidung der Seeleute; ein furchtbares Krachen kündete der Mannschaft an, daß der scharfe Stoßwind, welcher eben das Schiff auf die Seite warf, die obern Spieren, die Oberbramstangen und die Kreuzbramstange, jene schlanken schwachen Auslanger, wie Halme zerknickt hatte.

Der Capitain stürzte auf's Deck, um nachzusehen, was vorgefallen wäre; der Lieutenant, welcher sich auf den Kuhltreppen nicht durchdrängen konnte, sprang durch das Decklicht der Kajüte.

„Das Schiff vor den Wind! dicht vor den Wind!" rief der Capitain mit donnernder Stimme. „Munter, Jungen! und alle Wetter, den Wind nicht geschnitten!"

„Das Ruder ist ganz in der Lee, Capitän," antwortete der Steuermann, „aber es hat seine Herrschaft über das Schiff verloren."

(Fortsetzung folgt.)

Graf Leon.

Der für einen natürlichen Sohn Napoleons geltende Graf Leon hat eine Broschüre drucken lassen, worin er seine Mißhelligkeiten mit der Familie Bonaparte in London, namentlich mit dem Prinzen Ludwig Bonaparte, umständlich erzählt. Im Eingang erzählt er offen, wie er zwei Jahre lang im Schuldengefängniß von Clichy gesessen und der Erzbischof von Paris, Hr. von Quelen, ihm damals Anerbietungen zur Aufnahme in den Priesterstand gemacht habe. Hr. v. Quelen correspondirte deßhalb mit dem Cardinal Fesch; die Unterhandlungen aber zerschlugen sich wieder. Im October 1839 verließ der Graf Clichy; er versichert seine Leser, daß dieß geschehen sey, ohne daß seine Gläubiger einen Liard bekommen. Fest überzeugt, nie eine Abschlagszahlung zu kriegen, ließen ihn die Gläubiger einmüthig los. Cardinal Fesch starb. Der Graf Leon las über dessen Testament einen Artikel in der Allgemeinen Zeitung, worin gesagt worden, daß der Cardinal kein Mitglied der Familie Napoleons vergessen habe, ausgenommen den Prinzen Jerome, daß aber in Folge einer bizarren Clausel dieses Testaments derjenige Legatär, welcher sein Legat fordern würde, desselben verlustig seyn sollte. Graf Leon, sich auch zu einem Mitglied der Familie Napoleons zählend, wollte nun an das Gewissen des Grafen von Survilliers, Testamentsvollstreckers, sich wenden, um den ihm zufallenden Theil zu erlangen, und zu diesem Zweck entschloß er sich zur Reise nach London. Es fehlte ihm aber an Geld, seine Habseligkeiten waren in den Händen seiner Gläubiger; endlich borgte ihm eine gute Seele (wie es heißt eine weibliche) 300 Franken, mit denen er und zugleich mit einem Empfehlungsbriefe des Hrn. Meneval, ehemaligen Secretärs des Kaisers, an Joseph Bonaparte, abreiste. In London begegnete er dem Obristen Bouffet de Montauban, Freund der Familie Bonaparte, welchem er den Zweck seiner Reise anvertraute. Dieser rieth ihm, nicht persönlich zu Joseph zu gehen, sondern ihm seine Karte mit dem Briefe des Hrn. v. Meneval zu schicken. Graf Leon that dies, erhielt aber von Joseph ein in sehr harten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben, worin er sich weigerte, ihn zu sehen und ihn an den Prinzen v. Montfort (Jerome Bonaparte) verwies. Letzterer zeigte ihm gleichfalls die Thüre. Graf Leon theilte indessen dem Obristen v. Montauban auch seine Absicht mit, nach St. Petersburg zu reisen, und vom Herzog von Leuchtenberg auf einen siebenten Anhang des Testaments Napoleons hin 300,000 Fr. zu reclamiren. Der Obrist machte ihn hierauf mit zwei deutschen Chemikern, den HH. Warburg und Warner, bekannt, welche ihm von einer Erfindung sprachen, mittelst deren sie brennbare Stoffe durch Brandkugeln im Wasser anzünden könnten. Entzückt über diese Erfindung, verlangte der Graf von ihnen eine schriftliche Beschreibung ihres Verfahrens. Die Deutschen thaten dieß und schlugen dem Grafen vor, das Geheimniß dem Kaiser von Rußland zum Kauf anzubieten; den Erlös wollten sie sodann mit ihm theilen. Da, erzählt Graf Leon, sey er über den Vorschlag erschrocken und habe darin eine Intrigue vermuthet, angestiftet vom Prinzen Ludwig Bonaparte, um ihn zu Grund zu richten. Er ging nun selbst zu Ludwig Bonaparte und forderte eine Unterredung mit ihm. Dieser weigerte sich, ihn zu empfangen mit dem Bemerken, er halte ihn für einen geheimen Polizeispion der französischen Regierung. Der Graf schrieb darauf an Ludwig Napoleon und forderte Genugthuung. In seinem Briefe heißt es: „Mein Vetterchen, ich muß gestehen, wenn ich ungeduldig gewesen bin, Sie zu besuchen, so waren Sie dagegen sehr gemein — ungezogen, mich nicht vorzulassen. Sie haben sich herausgenommen, der Weigerung meines Oheims Joseph, mich zu empfangen, eine mir nachtheilige Auslegung zu geben. Ich habe einigemale meine Karte bei Ihnen gelassen und Sie glaubten mir die Ihrige nicht dagegen schicken zu dürfen. Glauben Sie, mein Hr. Vetterchen, Ihr Benehmen gegen mich sey nicht beleidigend? Ich halte das Benehmen und die Briefe meiner Herren Oheime Joseph und Jerome für erbärmlich und niederträchtig; in ihrem Alter glaubt man sich Alles erlauben zu dürfen; aber in dem Ihrigen, Vetterchen, glauben Sie, daß es da auch angehen kann? Da Sie sich für einen Franzosen ausgeben, müssen Sie fühlen, daß ein solches Benehmen meine Ehre verletzt und daß Sie mir Genugthuung schuldig sind. Was Sie auch beschließen mögen, so schwöre ich Ihnen bei der Asche meines Vaters Napoleon, daß Ihr elendes Benehmen gegen mich noch dereinst Strafe fin-

den wird. Sollte ich mich in Ihnen irren, sollten Sie keinen Tropfen französischen Bluts in Ihren Adern haben, so fordere ich von Ihnen, daß Sie mir diesen Brief zurückschicken, oder mißbrauchen Sie ihn meinetwegen; ich bin auf Alles gefaßt. Einstweilen, kleiner Hr. Vetter, habe ich die Ehre, Sie zu grüßen. (Unterz.) Graf Leon. — Auf dieses Schreiben schickte Ludwig Bonaparte den Commandanten Parquin zum Grafen. Parquin erklärte diesem, er werde es mit ihm zu thun haben, wenn er dem Prinzen etwas vorwerfe. Graf Leon ließ den Commandanten zum Hotel hinausführen und schickte eine zweite Aufforderung an Ludwig Bonaparte in noch beleidigernden Ausdrücken. Darauf entschloß sich dieser endlich zu einem Duell mit Pistolen. Bekanntlich schlug sich aber auf dem Kampfplatz die Londoner Polizei ins Mittel und setzte die beiden Streiter fest, bis Caution geleistet wurde. Graf Leon bewerkstelligte seine Rückkehr nach Frankreich vermittelst 40 Louisdor, die ihm ein französischer Kaufmann in London borgte. — Die Broschüre enthält auch mancherlei Mittheilungen über das Privatleben der Bonapartes, die nicht alle in guter Eintracht leben sollen.

Militärische Taktik der Chinesen.

Da ich seit vielen Jahren unter Chinesen gelebt und gegen diese schon einigemal gefochten habe, beeile ich mich, Ihnen hiermit das, was ich von chinesischer Taktik selbst angesehen habe, in Folgendem mitzutheilen. Bewaffnet ist die chinesische Infanterie zum Theil mit Donnerbüchsen (zwei Ellen lange, mit trichterförmigem Laufe und anstatt des Feuerschlosses mit Lunten versehene Schießwaffen ohne Bayonnet, welche mit mehreren porzellanen Kugeln oder in Ermangelung derselben mit kleinen Steinen, Stücken Eisen ꝛc. geladen werden), zum Theil mit 6 — 7 Fuß langen Lanzen, welche oben drei mit Widerhaken versehene Spitzen haben, und mit einer halben Elle langen Messern. Die Artillerie, welche mit Messern und Lanzen bewaffnet ist, muß ihre Lilars (Geschütze, die, weil sie auf Blöcken festgemacht sind, nicht gerichtet werden können) selbst tragen. Der Cavallerie, welche mit Wurfspießen oder Lanzen und einer Elle langen Messern bewaffnet ist, bedienen sie sich nur selten. Die Infanterie marschirt in zwei Gliedern, wovon das eine mit Donnerbüchsen, das andere mit Lanzen bewaffnet ist. Die Anführer sämmtlicher Corps werden während des Marsches von Trägern getragen. Beim Feuern bildet das mit Donnerbüchsen bewaffnete das vorderste, und die Lanciers das hinterste Glied. Das erste Glied ladet und zielt, das zweite feuert die Donnerbüchsen los. Die Artillerie wird auf Anhöhen auf den Flanken der Infanterie placirt, und während des Infanteriegefechts wird mit den Lilars fast gar nicht gefeuert. Die Cavallerie, im Fall sich solche beim Kriegsheere befindet, bildet stets die Avantgarde und stürzt in ungeregelten Haufen mit Geschrei auf den Feind los, wirft mit den Wurfspießen und ergreift die Flucht. Eben so dringt auch die Infanterie in ungeregelten Haufen, schreiend und murmelnd, während die Offiziere voran laufen und die Lanciers nun das vorderste Glied bilden, vor. Sie zerstreut sich aber sehr schnell wieder, wenn ein geregeltes Peloton- oder Kartätschenfeuer auf sie gemacht wird, und sucht sich hinter ihre Artillerie zu flüchten. Da nun das chinesische Pulver sehr schlecht ist, und durch die fehlerhafte Construction des Donnerbüchsenlaufes, dessen Mündung 6 — 8 Zoll im Durchmesser hat, dem Schusse viel Kraft entgeht, so tödten die aus demselben geschossenen Kugeln in einer Entfernung von 80 Schritten den Feind nicht mehr; desto gefährlicher ist aber die Verwundung mit Porzellankugeln, weil sich diese auf den Knochen gewöhnlich zerbröckeln.

Besser wie auf den Angriffs- verstehen sich die Chinesen auf den Vertheidigungskrieg; denn ihre mit breiten Gräben und hohen Mauern umgebenen Festungen sind gewöhnlich durch drei-, aber auch sechs- und achtfach übereinander angebrachte Batterien gedeckt und werden von sehr wachsamen Kriegern vertheidigt. Häufig hängen auch noch die Lilars reihenweise in Ketten übereinander in der Nachbarschaft der Festungen an den Felsen, und die Kanoniere befinden sich dahinter in ausgemauerten Höhlen. Eben so befinden sich auch in der Nähe der befestigten Plätze verdeckte Gräben, welche voll Lanzenspitzen stecken, oder mit ungelöschtem Kalk angefüllt sind, und in welche schon ganze Pelotons muthig heraneilender Feinde hinabstürzten. Die ganze chinesische Bevölkerung, welche in der Umgegend der von Feinden belagerten Festungen wohnt, flüchtet sich in dieselben, sucht die Feinde zu beunruhigen und verkauft um keinen Preis Lebensmittel an dieselben. Uebrigens sind die Chinesen gegen gefangene und verwundete Feinde sehr grausam und martern diese schrecklich zu Tode; denn sie sieden dieselben lebendig in Oel oder schneiden ihnen die Glieder theilweise vom Körper. Muth ist den Chinesen nicht abzusprechen und auch Kriegslist zeigten ihre Heere bei nächtlichen Ueberfällen; allein bei dergleichen Unternehmungen haben sie sich uns stets durch ihr immerwährendes Plaudern verrathen; denn bei beabsichtigten Ueberfällen schweigen zu können, ist den Chinesen nicht möglich.

(Leipz. Allg. Zeit.)

Korrespondenz

Worms, 18. August.

Das Jahr 1840 ist zwar ein fruchtbares, aber kein schönes Jahr: Regen, Sonnenschein und Wind wechseln so bunt miteinander ab, daß man kaum drei Tage auf die Beständigkeit der Witterung zählen darf. Auf die letztverflossenen paar hübschen Tage folgte heute ein Wind, der fast einem Sturme glich, so daß man ohne Noth nicht gerne seine Wohnung verließ. Die zu Thal fahrenden Dampfboote gewannen dadurch, weil der Wind ihre Fahrt begünstigte. Das von Mannheim kommende Boot Ludwig II. legte schon um halb 5 Uhr Nachmittags an der Landungsbrücke im Hafen von Worms an. Es war mit Reisenden stark besetzt, wie fast alle Dampfboote, welche in der jetzigen Jahreszeit den Rhein zwischen Basel und Düsseldorf befahren. Sehr unterhaltend für den Zuschauer in unserem Hafen ist die große halbcirkelförmige Schwenkung, welche ein Dampfschiff zu dem Behufe der Anlegung an der Landungsbrücke machen muß. So oft dieses Schauspiel sich erneuert, kann man nicht umhin, dasselbe stets mit dem nämlichen Vergnügen zu betrachten. — Die Umgebung unseres Hafens ist in neuerer Zeit um Vieles freundlicher und bequemer geworden. Der rheinische Hof gewährt sowohl von außen als innen den gefälligsten Anblick, und bei hübscher Witterung verweilt man gerne auf dem Balcon, im Garten oder unter dem Schatten der Platanen vor dem Hause, um bei einem ächten Glase Rheinweins dem nimmer rastenden Wellenspiele des majestätischen Stromes, den auf und ab fliegenden Dampfbooten und andern interessanten Erscheinungen auf der großen Wasserstraße Deutschlands zuzusehen. Die neu hergestellte schöne Rheinstraße, welche aus dem Hafen bis in die Stadt führt, ist ein anderer großer Vortheil für unsere Communicationen zu Wasser und zu Lande, welcher immer bemerkbarer hervortritt, je mehr

der Verkehr mit dem rechten Rheinufer wächst und das Reisen mit den Dampfschiffen immer häufiger wird. Auch die alte Rheinstraße hat durch die Umpflasterung bedeutend gewonnen; wenigstens können jetzt kleinere Fuhrwerke und Fußgänger auf einem etwas kürzeren, wenn auch minder bequemen Wege zur Stadt gelangen. Die Gewerbtreibenden dieser Straße scheinen dadurch so weit berücksichtigt worden zu seyn, als es die Umstände nur gestatteten. — Ueber andere lokale Verhältnisse will ich noch einige Bemerkungen beifügen. Der neue städtische Friedhof, den man wegen seiner Größe einen Todtenpark nennen könnte, ist zwar bis jetzt noch nicht in Gebrauch genommen, dürfte aber denn doch in der Kürze seiner Bestimmung übergeben werden. Derselbe ist für die Verstorbenen aller christlichen Confessionen bestimmt und daher als ein Asyl christlicher Toleranz zu betrachten. Die Freiherrlich v. Schäffer'sche Familie hat daselbst ihr Familienbegräbniß errichten lassen. Die irdischen Ueberreste des in unserer Stadt verstorbenen Generals Frhrn. v. Schäffer, welcher auf dem alten Friedhofe beerdigt wurde, werden künftig dorthin versetzt werden. — Obschon seit Jahr und Tag von der Einführung eines neuen Octrois in unserer Stadt die Rede war; so hört man doch schon seit einiger Zeit nichts mehr davon, und man fängt daher schon an, sich der Hoffnung zu überlassen, daß Alles hübsch beim Alten bleiben werde. — Unsere Localliteratur schien durch die Niederlassung des Hrn. Emil Bucher in unserer Mitte an Interesse gewinnen zu wollen, als der talentvolle junge Mann nach einem Aufenthalte von nur wenigen Monaten hier mit Tode abging. Sein Sonntagsblatt für Worms und die Gegend blieb daher nur Projekt, und auch in andern nützlichen literärischen Arbeiten unterbrach ihn ein frühzeitiger Tod. Dagegen erfreut und erwärmt sein bei A. Kranzbühler dahier gedrucktes epischos Gedicht: Ulrich von Hutten, welches in geachteten kritischen Blättern bereits ehrenvoll gewürdigt worden ist. — Gegenwärtig befindet sich auch der blinde Dichter Hr. Constantin Mölmann aus Dinslaken bei Wesel in unserer Mitte; er beabsichtigt, eine neue Sammlung von Gedichten in der Kürze herauszugeben. Seine poetischen Ergüsse in niederrheinischen Blättern haben sein schönes Talent als Naturdichter außer Zweifel gesetzt, und man kann daher den neuesten Erzeugnissen seiner Muse nur eine günstige Aufnahme von Seiten des Publicums prognosticiren. In einem seiner früheren Lieder singt der wackere Dichter:

»Der Silberbach, die Blüthenbäume
Ergötzten kaum des Kindes Blick;
Nur schwache Bilder, dunkle Träume
Ließ mir des Lebens Mai zurück.
Die Hoffnung wiegte meinen Kummer
In leisen, doch nur kurzen Schlummer.«

»Ein Schwesternpaar von gleicher Schöne
Begrüßte nun mich, Hand in Hand;
Die eine wird die Kunst der Töne,
Die and're Poesie genannt.
Bald sah mein Geist bei ihrem Walten
Sich eine neue Welt gestalten.«

Im vorigen Spätjahr trat mit der hier schon seit länger als 25 Jahren bei Kranzbühler erscheinenden »Wormser Zeitung« ein neues von Kunze gedrucktes und verlegtes Journal: »Wormser Blätter« in die Schranken, fristete aber nur seine Existenz bis zu Nr. 53 vom 27. Juni d. J., wo es plötzlich zu erscheinen aufhörte. Es fehlte an Abonnenten und Inseraten, und dem Unternehmer war es wahrlich nicht zu verargen, wenn er bei einem so mißlichen Unternehmen wie das der Gründung eines neuen Tagblattes kein allzu großes Kapital riskiren wollte. Er mag darauf etwa 7 bis 8000 fl. verwendet haben, insbesondere zur Anlegung einer ganz neuen Druckerei und anderer Requisiten. — Mit dem Erscheinen der Wormser Blätter entspann sich zugleich eine Rivalität mit dem alten Blatte, welche nur zum Nachtheile des neu auftauchenden Mitbewerbers endigte. Eigentlich haben beide Verleger dadurch verloren. In Kranzbühlers Offizin steht eine von Dingler gearbeitete Stanhope'sche Presse, welche dem Verfertiger zum Ruhme gereicht. Ueberhaupt ist diese Art von Pressen in denjenigen Druckereien jetzt sehr gesucht, wo das Maß der Arbeiten die Anwendung der Schnellpresse nicht räthlich macht.

Mannichfaltigkeiten.

* (Hausen bei Frankfurt a. M.) In dem Garten des hiesigen Gastwirths Hrn. Diehl repräsentirt gegenwärtig ein junger Apfelbaum den Frühling und Herbst zugleich, indem er, voll von fast reifen Früchten, in herrlicher Blüthe prangt. Auch in der benachbarten Rödelheimer Gemarkung sollen mehrere Obstbäume zum zweiten Male in Blüthe stehen.

Der Maler Isidor Kleine aus Lauchstädt, ein Schüler des Professors Begas, hat den Preis der k. Akademie der Künste in Berlin erhalten. Die Aufgabe war: »die Rückkehr des jungen Tobias zu seinen Eltern.« Der Preis besteht in einer Reisepension von jährlich fünfhundert Thalern auf drei Jahre.

(Lichtbilder.) Dr. Joseph Berres, ordentlicher Professor der Akademie in Wien, behauptet in der Augsburger Allg. Ztg., eine von ihm als »Silberstiche bezeichnete Kunst erfunden zu haben, wie man die Daguerre'schen Lichtbilder auf Silberplatten zum Abdrucke fähig machen kann. Als eine Anwendung seiner Erfindung bezeichnet derselbe unter Anderm, daß man Manuscripte zuerst lichtbildern, dann silberstechen und sofort abdrucken könne, so daß also Daguerre's und Berres' Erfindung zusammen das Stereotypiren übernähmen. Charakteristisch ist übrigens die Ansicht, welche dieser Wiener Professor der Anatomie von der Kunst hat. Er sagt von seinen Abdrücken: »Ihr Verhältniß zu den Kunstwerken ist daher, daß das gelungenste Kunstwerk, genauer geprüft und untersucht, immer ärmer wird und endlich unbefriedigt läßt, indeß das von der Natur gezeichnete Bild eine Fülle von immer neuen Gegenständen unsern Beobachtungssinnen entgegenstellt, so daß sein Werth immer höher steigt.«

Neulich in Königsberg, als das Theater aus war, wurde das heimwallende Publikum von einem Allarm erschreckt. Ein armer Taglöhner, der seine Familie nicht ernähren konnte, hatte sich in's Wasser gestürzt. Das Stück, das man so eben gegeben hatte, war — »der reiche Mann und die Wasserkur.«

»Ost und West« schreibt aus Agram: »Die von Franz Suppan in Agram herausgegebene rein belletristische Zeitschrift »Croatia« erscheint wöchentlich zweimal, unter der Redaktion des Heinrich Börnstein. Bemerkenswerth ist, daß der neue Redakteur verspricht, »auch die ungünstigsten Beurtheilungen der dortigen Bühne, selbst seines Wirkens als Director und Schauspieler, augenblicklich, unverändert und ungekürzt aufzunehmen, wenn sich der Einsender nennt und in den Gränzen eines freimüthigen, kritischen Anstandes bewegt.« Das ist ein Muster eines Theaterdirektors.

Die Nordamerikaner nennen die Fanny Elsler den »Lafayette der Oper!!«

Theater-Anzeige.

Dienstag, 25. August. Coreggio, Schauspiel in 4 Abth., nach Oehlenschläger. (Letzte Gastrolle) Antonio Allegri: Hr. Carl Devrient, Mitglied des königl. Hoftheaters zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 239. Mittwoch, den 26. August 1840.

Scenen aus dem Seeleben.

(Nach dem Französischen des Capitain Fulgence Girard, von J. M. p. t.—)

(Fortsetzung.)

Kappt die Hissen der Hintersegel!" fuhr der Capitain fort, sich an den wachehabenden Offizier wendend.

„Streicht die Marssegel!" heulte der Lieutenant mit so mächtiger Stimme, daß sie im Pfeifen des Sturmwindes durch das Takelwerk forttönte.

„Alles ist los, keine Marsraa läßt sich niederholen," erwiederte ein Matrose mit dem Tone der Verzweiflung. Der Sturm heulte entsetzlich, während der Regen in Strömen auf's Deck niederstürzte, das Athmen der Seeleute erschwerte und nicht erlaubte, in die Höhe zu sehen.

In dieser Lage drohte mit jedem Augenblicke ein neuer Unfall; nur einige unerschrockene Marsgasten hingen am Tauwerk und suchten während der Pausen, welche zwischen den einzelnen Windstößen eintraten, einige Segel einzuraffen. Mit neuer Wuth brauste ein Stoßwind durch das Tauwerk. „Ein Mann über Bord!" schrie plötzlich ein Matrose von der Vormarsraa herab. Doch der Sturm ist so heftig, daß der Vortopcapitain in dem Mars nichts hört.... Von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr machen sich die Leute auf der Raa zuletzt verständlich, und der Schiemann ruft, gegen den Wache-Offizier gewendet, hinab: „Ein Mann über Bord!....." Keine Antwort... Und der Schiemann brüllt, sich aus beiden Händen ein Sprachrohr bildend: „Ein Mann über Bord!....." Eine convulsivische Bewegung durchzuckt die Züge des Offiziers, er sieht den Unglücklichen muthig gegen die Wogen und den Tod ankämpfen. Soll er zehn Mann für Einen wagen? Nein; die Rettung ist unmöglich. Lauter tos't die Fluth, schrecklicher heult der Sturm.... die See ist für's Boot nicht haltbar. „Gut!... nur stille!" ruft er hinauf, und diese drei Worte sprechen dem armen Seemanne das Todesurtheil. Mit blutendem Herzen wendet sich der junge Offizier ab, um nicht nach langem Todeskampfe den Unglücklichen in den Fluthen versinken zu sehen. Außer denen, die ihn fallen sahen, erfährt für jetzt weiter Niemand seinen Tod.

Der Sturm hielt jetzt einen bestimmten Strich, die Bajadere wurde vor den Wind gebracht und ging etwas geschützter. Von dem Orkane mit fortgerissen, schoß sie mit Blitzesschnelle durch den hoch aufspritzenden Schaum dahin und tauchte bisweilen bis an den Fockmast in die See unter. Ihre schlanken elastischen Masten bogen sich und schnellten wieder zurück, so daß man jede Minute glaubte, sie würden brechen. Unterdessen fuhr die Stimme des Capitains fort, jedem Unglücke durch neue Befehle zuvorzukommen. Die Manöver wurden ausgeführt; ungeachtet der drohenden Gefahr, zeigte die Mannschaft überall ihre gewohnte Unerschrockenheit und Thatkraft. Den Anstrengungen der Steuerleute gelang es, den Strich des Windes zu halten, obgleich jeden Augenblick das Fahrzeug durch die Windsbraut abfiel. Das Schiff vor dem Winde zu halten, war die größte Schwierigkeit, aber auch die einzige Bedingung seiner Rettung.

Lange waren die Bemühungen des Steuermanns von Erfolg gekrönt, und die Bajadere flog vor dem Sturme her; allein bei dem Gieren, wo ihr Lauf durch die Windstöße zu weit abkam, warf plötzlich eine falsche Wendung der Ruderpinne das Schiff ungestüm in den Wind und das Gallion tauchte mit solcher Heftigkeit, daß das Bugspriet in der See zersplitterte. Der Ruck dieser raschen Wendung erschütterte das ganze Fahrzeug, und das Stag der Vormarsstange brach durch den Gegenstoß diesen Mast glatt an dem Eselshaupte entzwei.

In diesem Augenblicke bemächtigte sich ein starrer Schrecken der Mannschaft; die Verwirrung erlaubte nicht, den Fehler sogleich wieder gut zu machen und den früheren Curs wieder zu nehmen. Zwischen zwei Winde gefaßt, wapperten die nassen schweren Segel und peitschten mit großer Heftigkeit die Masten, welche, jenes gegenseitigen Haltes, den ihnen ihr Zusammenhang verleiht, beraubt, noch einige Augenblicke widerstanden und die Bajadere fast horizontal auf das Meer legten. Allein im Momente, wo sie sich wieder aufrichtete, faßte eine neue Bö das Segelwerk; was von Segeln noch übrig war, wurde aus den Saumleiken gerissen und verschwand in den Lüften; die Masten und Stangen wankten, krachten und stürzten endlich mit donnerndem Gepraſſel zusammen.

Durch das Gewicht dieser Masten, an welche sie noch einzelne Takel und die Wanten fesselten, auf die Seite gelegt, hätte die arme Corvette ohne Zweifel gekentert und sich kielobenst gelegt, wäre die Kaltblütigkeit ihres Capitains nicht diesem letzten Unfalle noch zeitig genug begegnet.

Starr und kalt, wie der Zuschauer eines jener Dramen, deren vorausgesehener Ausgang uns dennoch bei den einzelnen unerwarteten Entwicklungen mit Entsetzen erfüllt, schien er sich dem Beschlusse eines Verhängnisses zu fügen, gegen welches er jeden Kampf für unmöglich hielt.

Kaum waren die Masten über Steuerbord gestürzt, so rief er: „Die Wanten gekappt, Jungen!“ und einige Matrosen hieben rasch die Takel durch. Das Fahrzeug richtete sich wieder auf, fiel rasch ab und eilte von neuem dahin durch die schweren Sturzwogen, den Fluthen die Trümmer seiner schlanken Masten und die unglücklichen Seeleute, welche sich noch daran geklammert hatten, überlassend.

Von dem Orkane gejagt, hatte die Bajadere bald den Schauplatz der Zerstörung aus dem Gesichte verloren; die hoffnungslosen Seeleute, welche bei der Entmastung über Bord gefallen waren, wogten zerstreut in der empörten See umher, mit dem feindlichen Elemente lange ringend, bis Einer nach dem Andern, von Welle zu Welle geschleudert, im harten Todeskampfe erlag und von dem gierigen Ocean verschlungen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Araber und sein Pferd.

Der dänische Artillerie Offizier Dinesen sagt in seiner Schrift: „Abd-el-Kader und die Verhältnisse zwischen Franzosen und Arabern im nördlichen Afrika“: „Der Araber auf seinem Pferde ist der stolze, pfeilschnelle, unerschrockene Krieger. Die Pferde sind das Arsenal der arabischen Kriegsfürsten. Das arabische Pferd in Nord-Afrika oder das sogenannte Berberpferd ist nicht von arabischem Vollblut, aber es besitzt viele von den Eigenschaften, welche die Pferde aus den Steppen Arabiens so sehr auszeichnen, und außer jenen noch andere, die es vielleicht noch passender für den Araber in Nord-Afrika machen. Es hat nicht die eleganten, abgerundeten Formen des Vollbluts, selten das schöne Kreuz und noch seltener den schönen Kopf und das schöne Auge; aber es hat des Vollbluts innere Kraft, sein gutmüthiges und leicht aufgeregtes (sanguinisches) Temperament, Blitzesschnelle in den Bewegungen, einen hohen Grad von Sicherheit im Gange und große Ausdauer, flache, breite Röhrknochen, kräftige Sehnen, feine Haare und hohe, starke, abgehärtete Hufe, die ohne Beschlag auf das sicherste auftreten. Es ist klein, selten über 5 Fuß hoch und hat ein unansehnliches Aeußere, bis es unter den Reiter kommt; dann erst zeigen sich seine edlen Eigenschaften. Außer der Geschwindigkeit des arabischen Pferdes besitzt es eine merkwürdige Biegsamkeit in seinen Bewegungen; es muß Hunger und Durst oft ganze Tage ertragen oder sich mit dem schlechtesten Futter und salzigem Wasser begnügen, aber trotz dem ist es auf langen, anstrengenden Märschen ausdauernd. Diese Naturgaben, vermöge welcher es mit Leichtigkeit zum Campagnepferde ausgebildet werden kann, entwickeln und vollenden sich durch die Erziehung, wofür der Araber große Sorgfalt trägt. Es macht keine regelrechte Reitschule durch; seine Reitbahn ist das Feld, sein Bereiter der Krieger in der Aktion. Daheim wird von der arabischen Familie für dasselbe gesorgt, wie für ein Lamm. Der Hengst wird zum Streitrosse verwendet; er wird zeitig an das Schießen und an den Waffenlärm gewöhnt; seine Stärke wird im Wettlauf geprüft, seine Ausdauer durch lange und beschwerliche Streifzüge erhöht. Das berbische Pferd kennt nur zwei Gang-Arten: Schritt und Galopp. Bei der geringsten Bewegung, welche der Araber macht, wenn es vorwärts gehen soll, fliegt es mit der Schnelle des Blitzes und ohne die geringste Anstrengung durch die Lüfte, und in der stärksten Carriere befolgt es auf der Stelle des Reiters Wink und hält ruhig und voll Aufmerksamkeit still, während der Araber die Zügel hinwirft und sein Gewehr abfeuert. Es stürzt muthig ins Kampfgetöse; kommt sein Herr in Gefahr und wird verfolgt, dann verschwindet es mit ihm über Büsche und Gestein, wie der Pfeil aus dem Bogen. Der Araber ist auf seinem eigenen, gut dressirten Pferde ein vollendeter leichter Kavallerist. Das vornehmste Stück seiner Bewaffnung ist ein langes Gewehr, welches ihm auf dem Marsch an einem Riemen über die Schulter hängt. Einige haben außerdem eine oder zwei Pistolen in einem ebenfalls an einem Riemen über die Schulter hängenden Halfter. Seine einzige blanke Waffe ist in der Regel ein kurzes, breites Schwert, der Yatagan, der meist dazu benutzt wird, dem gefangenen oder getödteten Feinde den Kopf abzuschneiden. Die Patronen, aus Rohrhülsen verfertigt, liegen in kleinen, zierlichen Patrontaschen. Die Pistolenhalfter und die Patrontasche werden über dem Haik getragen, einem leichten, weißen wollenen Gewande, das über den ganzen Körper umgeworfen und schön um Leib und Kopf drapirt wird, indem man es um den Hinterkopf mit einer starken, braunen Kameelgarnschnur festbindet. Am Körper wird der Haik durch den Equipirungsriemen und einen Leibgürtel gehalten. Ueber den Haik trägt der Araber einen, bisweilen zwei Bernus. Der Bernus ist ein großer weißer oder brauner Mantel ohne Aermel, aber mit einer Kapuze. Der weiße ist sehr leicht und wirft die brennenden Sonnenstrahlen zurück; der braune dagegen ist von dickem wollenem Zeug und schützt gegen die Kälte der Nacht und gegen Regen. Die dunkeln, magern, ernsten Gesichter der Araber, ihre langen, schwarzen Bärte und durchdringenden Blicke stehen gut zu den weißen Draperien und geben ihnen in voller Kriegs-Equipirung ein wahrhaft martialisches Aussehen. Wenn der Araber in's Feld rückt, führt er nur sehr weniges Gepäck mit sich; es besteht in einigen Pfund Gerste für sein Pferd und einigen flachen Broden für sich selbst, die er in einem Beutel an dem Sattelbaume befestigt. Der Sattel ist sehr zweckmäßig konstruirt, ebenso das übrige Geschirr. Die ganze Pferde-Equipirung ist äußerst einfach und bequem und kann in einem Augenblick abgenommen werden. Die eigentliche Kampf-Art der Araber besteht in zerstreutem Gefecht, oder, richtiger, im Plänkeln zu Pferde. In Folge dessen ist vortheilhafte Benützung des Terrains ihnen zur Gewohnheit geworden. Hinterhalte zu legen, Ueberfälle zu machen, plötzlich sich in Masse zu zeigen, wo man es am wenigsten erwartet, augenblicklich von jedem Fehler Vortheil zu ziehen, den der Feind begeht, sich nie abschneiden zu lassen und doch beständig den Gegner abzumatten und zu beunruhigen, darin bestehen vorzugsweise die militärischen Fähigkeiten des arabischen Kriegers. Bei dem Plänkeln längs einem feindlichen Lager oder einer feindlichen Stellung läßt der Beduine sein Pferd einen Kreis beschreiben; an dem Punkte des Kreises, welcher dem Feinde am nächsten ist, feuert er sein Gewehr ab und ladet es wieder am entferntesten. Befindet sich sein Feind in Bewegung, dann stürzt er mit Geschrei auf ihn los, macht auf Schußweite Halt, feuert seine lange Flinte auf ihn ab und jagt zurück, um von neuem zu laden. Ein Mangel der arabischen Reiterei ist die zu große Selbstständigkeit, mit welcher jeder einzelne Mann den Krieg führt; der Heerführer ist zu wenig Herr über seine eigenen Truppen und darum nicht im Stande, ein entscheidendes Resultat mit gesammelten und ge-

schlossenen Massen herbeizuführen. Da die Hauptwaffe der Araber die Flinte ist, so sind sie nicht geeignet, einen geschlossenen Choc auszuführen oder einer europäischen Kavallerie-Charge zu widerstehen. Sie entgehen der Wirkung einer Charge durch die Schnelligkeit ihrer Pferde und verschwinden plötzlich; aber sobald der Feind sich wieder zurückzieht, zeigen sie sich eben so plötzlich von neuem und versäumen keinen Augenblick, ihn zu beunruhigen und ihm Verluste beizufügen. Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die arabische Kriegsstärke in Afrika vornehmlich in einer leichten, vorzüglich berittenen, dreisten und unermüdlichen irregulären Reiterei besteht, die von Natur, durch Gewohnheit und Lust immer auf dem Kriegsfuße ist und darum für jede europäische Kriegsmacht gefährlich wird, wenn sie mit ihrem großen, schweren Troß es wagt, in den Atlas einzudringen, dessen Beschaffenheit und Klima eben so ungünstig für den Angreifenden, als günstig für den Vertheidiger ist. Der freie nomadische Araber, der sogenannte Beduine, ist noch, wie im siebenten Jahrhundert, ein wohlredender Araber, Namens Nouman, seine Landsleute dem Perserkönig Chosroes dem Großen beschrieb: „Ihre Pferde sind ihre Festungen, die Erde ihr Bett, der Himmel ihr Dach; als Wälle dienen ihnen ihre Säbel, als Kriegsgewehr ihre Standhaftigkeit." (Schw. M.)

Eine Mutter, die zu rechter Zeit weint.

Chamouilles ist das treue Original eines Taugenichtses, Müßiggängers, Maikäferhändlers und derlei artiger Gewerbe. Eine gelbe Figur, eingefallene Wangen, mattes Auge, große Ohren geben das schöne Ensemble seines Kopfes. Auf seinem magern Körper hängt eine graue Blouse, welche ziemlich schlecht einige Leinwandüberreste bedeckt, die einst ein Hemd gewesen seyn mochten. Seine ganze Miene ist die eines jener unverbesserlichen Kinder, auf deren Rücken Vater und Mutter eine enorme Anzahl Birkenbesen und Ochsenziemer verbraucht haben, ohne dadurch eine merkliche Sinnesänderung in dem Betheiligten hervorzubringen. Eine Anklage wegen Vagabundirung fesselt ihn auf die Bank der Schuldigen. Eine Frau von ungefähr vierzig Jahren, von der Natur mit äußerst spitziger Nase und trefflichen Thränendrüsen begabt, nähert sich dem Tribunal. Der Präsident: Wer sind Sie, Madame, und was verlangen Sie? — Die Frau, schluchzend: Ich bin die Wittwe Chamouilles, und dieses großen Burschen Mutter. Präs. Sie kommen, ihn abzufordern? Die Wittwe, mit verdoppeltem Schluchzen: O ja, mein Herr, o ja. Präs. Setzen Sie sich, Madame, wir wollen Sie nach der Erklärung Ihres Sohnes anhören. Die Wittwe Chamouilles setzt sich heulend. Präs. zu Chamouilles: Man hat Sie als Vagabunden angehalten. Chamouilles: Ich konnte nicht vagabundiren, weil ich schlief. — Sie schliefen auf öffentlicher Straße, und zur ungewöhnlichen Stunde. — Es war keine ungewöhnliche Stunde, wir hatten Mondschein. — Warum haben Sie die Wohnung Ihrer Mutter verlassen? — Weil ich arbeiten sollte. — Und warum wollen Sie nicht arbeiten? — Weil ich nicht kann. — Sie können mit 19 Jahren kein Handwerk? — Wenn es Maikäfer giebt, so arbeite ich, ich verkaufe sie. — Und das übrige Jahr hindurch, wie leben Sie? — Ich spiele mit den Gassenjungen, und gewinne ihnen ihre Sous ab. — Haben Sie keine andern Mittel? — O ja doch! Ich lasse meine Haare wachsen, dann verkaufe ich sie für Kau-Tabak. — Wittwe Chamouilles (bei Seite): Unglücklicher! (sie wimmert). — Der Präsident: Kommen Sie näher, Madame; Sie kommen, Ihren Sohn abzufordern; wenn wir ihn Ihnen zurück geben, so ist es wahrscheinlich, daß er wieder in seine Laster verfällt. — Die Wittwe: O nein, nein, er macht sich schlimmer als er ist (sie weint). Herr, geben Sie mir meinen Sohn zurück. (Ein Wolkenbruch von Thränen mit beigemischten Stoßseufzern und verschiedenen Jammertönen.) — Chamouilles, das Tribunal hat Ihrer Mutter wegen Nachsicht mit Ihnen, und verurtheilt Sie blos zu acht Tagen Gefängniß. Die Gendarmen führen Chamouilles fort. Die Mutter folgt, und als der Galgenschwengel die Treppe hinabsteigt, stürzt sie auf ihn los, um ihn mit Faustschlägen zu überhäufen. Man hält sie mit Gewalt zurück, und sie ergießt ihren Zorn in den schmeichelhaftesten Beinamen gegen ihren Sohn: Räuber, Schurke, Bösewicht! Du kommst nur auf acht Tage in's Loch; hätte ich nicht geplärrt, so wäre es auf zwei Jahre geschehen. Aber laß Dir das noch einmal beikommen, Galgenvogel, der T... hole mich, wenn ich mir noch einmal die Augen für Dich anstrenge, Bandit! Schelm! Landstreicher!

(Korresp. v. u. f. Deutschl.)

Korrespondenz.

Kassel, 21. August.

Zum höchsterfreulichen Geburtsfeste Sr. Hoh. des Kurprinzen und Mitregenten brachte diesmal die Hoftheater-Direktion »Guido und Ginevra« von Halevy zur Aufführung, und zwar nach des Componisten eigenhändiger Einrichtung für die deutsche Bühne, die aber nur darin besteht, daß ein ganzer Akt, welcher möglicher Weise eine vernünftige Katastrophe herbeiführte, ganz weggelassen wird. In wie weit Scribe, der Dichter des Libretto, mit dieser Einrichtung einverstanden seyn mag, weiß ich nicht; jedenfalls aber bleibt an dem noch Uebriggebliebenen der deutschen Bühne eine mehr als wünschenswerthe Bereicherung, die diesmal in dem Thema Kirchenraub und Pest besteht. Halevy's Musik anlangend, so ist dies Werk ein Gemisch von genialer Zerrissenheit, Phantasie, Regellosigkeit und Unnatur, ein unermüdliches Haschen nach neuen Formen, ein stetes Ringen nach Originalität, ein hartnäckiger Kampf nach Effekt, — es fehlt ihm die künstlerische Klarheit und Ruhe. — Die Exekutirung dieses Werkes von Seite des Opernpersonales war nur theilweise genügend und verdient namentlich Dem. Pistor als Ginevra gebührende Anerkennung, welche ihren höchst schwierigen Part sowohl in Spiel als im Gesang recht lobenswerth durchführte. Hr. Derska als Guido konnte, da diese Parthie seine Stimmlage weit überschreitet, blos in der Cantilene des ersten Aktes (ives dur), und selbst in dieser nur nach bedeutenden Punktirungen, einigen Effect hervorbringen. Ein höchst störender Mißgriff war die Besetzung des Forte-Braccio durch Hrn. Dams. Forte-Braccio ist unbedingt die Hauptperson, der Held der Oper und muß, soll diese über dem Niveau erhalten werden, in den Händen eines gewandten Darstellers und tüchtigen Sängers seyn, was Hr. Dams nicht im geringsten ist. Hr. Föppel bewährte auch in der unbedeutenden Parthie des Medicis den schulgerechten Sänger; sein Vortrag der Cavatine des dritten Aktes war sehr gelungen. Die Rollen der Ricciarda (Dem. Löw) und des Herzogs von Ferrara (Hr. Biberhofer) sind zu unbedeutend, um nur im geringsten hervortreten zu können. — Die Liebe und Anhänglichkeit der Kasselaner zu ihrem verehrten Landesherrn zeigte sich gestern abermals durch eine solenne Beleuchtung der ganzen Stadt, wobei der Kirchthurm an der Pfarrkirche, von außen bis an die Spitze erleuchtet, einen höchst imposanten Anblick gewährte. h.

Berlin, im August.

Unser Fabriken-Kommissions-Rath Wedding ist aus London zurückgekehrt und bestätigt vollkommen seinen günstigen Bericht über Eisenbahnen mit Luftdruck nach Clegg's Erfindung, den er früher brieflich gegeben hatte. — Von dem hier lebenden griechischen Gelehrten Byblakis von der Insel Creta erschien so eben ein sehr interessantes Werkchen unter dem Titel: »Neugriechisches Leben, verglichen mit dem altgriechischen, zur Erläuterung beider« in deutscher Sprache. Verf. sucht darin auf eine sehr geistreiche und gelehrte Weise die Abstammung der Neugriechen von den Altgriechen zu beweisen und gibt somit eine höchst vollkommene und verdienstvolle Ergänzung des frühern Firmenich'schen Werkes, wodurch er auch zunächst zu dieser Bearbeitung veranlaßt wurde. Hr. Byblakis erregt hier ein um so höheres Interesse, da er in den Reihen seiner tapfern Landsleute für die Befreiung Griechenlands mitgefochten hat.

Mannichfaltigkeiten.

In Walddorf im Königreiche Sachsen trat der merkwürdige Fall ein, daß am 28. October vorigen Jahres vier Ehepaare, welche am 16., 22., 23. September und am 3. November 1789 copulirt worden waren, zugleich vor demselben Altare wiederum feierlich eingesegnet wurden. Eins dieser Jubelpaare konnte sogar im häuslichen Familienkreise eine Menuett tanzen, wobei ein Musikant mitspielte, der demselben an ihrem ersten Hochzeitstage vor 50 Jahren denselben Tanz vorgespielt hatte. Mit der Menuett mag's noch gegangen seyn, bei unsern jungen Leuten aber, die weiter nichts als Rutscher und Galopps können, wird's über 50 Jahre gefährlich aussehen.

(Der alte Kunde.) Ein Liebespaar ließ sich in Gretnagreen von dem berühmten Schmied trauen. Der Bräutigam sollte dafür sechs Guineen bezahlen. »Das ist sehr viel«, versetzte dieser. »Ihr habt gestern einen Mann für eine Guinee getraut.« — »Ganz richtig«, erwiederte der Schmied; »aber das war auch ein Irländer, der sich bereits zum sechsten Male trauen läßt, ein alter Kunde; Sie seh' ich vielleicht nie wieder.«

Der Ingenieur Dietz in Utrecht hat eine Maschine zur Auspumpung des Harlemer Meeres erfunden. Dieselbe besteht aus einem Apparat oder Wasserwerk, welches durch eine Dampfmaschine mit 2 Dampfkesseln in Thätigkeit erhalten wird und überall, wo es nöthig ist, aufgestellt werden kann. Sie hat 30fache Pferdekraft und vermag täglich 10,000 Kubik Ellen Wasser auszupumpen. Nimmt man nun an, daß das Harlemer Meer 18,000 Morgen groß und 4 Ellen tief sey, so beträgt die Wassermasse 720 Mill. Kubikellen, wozu noch 70 Mill. Kubikellen Regen- und Grundwasser kommen. Mit 10 Maschinen, wie die obige, würde man nun das ganze Meer in 800 Tagen (etwas über 2 Jahre) ausschöpfen können. Die Kosten dieser Maschinen mit ihrer 2jährigen Unterhaltung würden auf 800,000 fl. zu stehen kommen, was bei weitem weniger ist, als jeder andere Anschlag beträgt.

Ein englisches Sprüchwort sagt: »Werft einen Menschen in's Meer, und wenn er Glück hat, so wird er reich herausgezogen.« Dies bewährte sich neulich an Einem, Namens Sharp, der im Jahre 1819 von Lincoln auf zwanzig Jahre nach Neu-Süd-Wales deportirt worden war und nun mit einem ungeheuern Vermögen, nach überstandener Strafzeit, in seine Vaterstadt zurückgekehrt ist. Als er einzog, läuteten seine nunmehrigen Mitbürger mit den Glocken und überhäuften ihn mit Ehrenbezeugungen, da er einer der reichsten Einwohner der Provinz wurde, und sich dort anzukaufen im Sinne hat. So wandeln sich die Schicksale der Menschen!

(London, 17. August.) Vorigen Mittwoch hat der Oberst Pasley bei günstigem Wetter mit 2250 Pf. Pulver die Ueberreste des Royal-George gesprengt. Nie war das Meer so hoch emporgestiegen, unter der Form einer Spitzsäule erhob es sich etwa 103 Fuß hoch und zugleich spritzte es nach den Seiten hin über 100 Ruthen weit. Die Pulverladung war 70 Fuß tief unter die Oberfläche des Wassers gebracht worden. Der Lieutenant Symonds, der das Ende der Nadeln der voltaischen Batterie in der Hand hielt, führte den Befehl mit Genauigkeit aus. In weniger als 2 Sekunden sah man eine Wassersäule 20 Fuß hoch aufsteigen, der bald eine zweite Säule folgte, die in dichten Garben in die Luft emporschoß. Diese, mit Geschicklichkeit ausgeführte und mit dem Beifallruf der Menge begrüßte Explosion hat in den Schiffskiel gleichsam einen ungeheuern Krater gegraben. Zwei gewaltige Planken wurden herausgerissen, und das Deck eines kleinen Schiffs ist mit Holzstücken des Royal-Georges ganz bedeckt.

(Elberfeld, 21. August.) Gestern Abend legte ein junger Gelehrter aus Dänemark, Hr. Roventlow, im hiesigen Casino Proben seines außerordentlichen Gedächtnisses ab und bewies, daß er sich die bei den Alten so vielfach gerühmte Gedächtnißkunst (Mnemonik) in hohem Grade zu eigen gemacht hat. Sie äußert sich besonders darin, daß man eine Reihenfolge von Namen und Zahlen oder kurzen Sätzen mit Leichtigkeit und Sicherheit zu behalten im Stande ist, und stützt sich auf die naturgemäßen Gesetze des menschlichen Geistes, auf das Princip der Versinnlichung und der Ideenassociation, so daß sinnliche Anschauung und reproductive Einbildungskraft das Gedächtniß in seinen Operationen unterstützen und die Receptivität dieser Geisteskraft, über welche sonst nur die Uebung etwas vermag, in eine freiwillig wirkende verwandelt wird. Unter dem Beifall der erstaunten Versammlung nannte Hr. Roventlow die ihm einmal vorgesagten Namen der Anwesenden in jeder beliebigen Reihenfolge, und wußte dieselben noch eben so treu wiederzugeben, als er seinem Geiste durch eine Zahlenreihe schon eine andere Beschäftigung gegeben hatte. Durch Mittheilung seiner Methode in einem Cursus auf dem Gymnasium und der Realschule liefert er den Beweis, daß die Kunst auch Andern zugänglich gemacht werden kann, wenn sie dem Gange der Uebungen folgen und sich zu fixiren verstehen, weshalb diese angenehme und nützliche Uebung und Stärkung der untern Geistesvermögen auch im weitern Kreise und besonders den Müttern, welche ihren Kindern Anleitung zum Auswendiglernen geben möchten, empfohlen zu werden verdient.

Dreisylbige Charade.

Der Tischler, wie der Zimmermann
Macht beide Ersten oft.
Die Dritte spielt dein Gegenmann
Dir manchmal unverhofft.

Das Ganze ist Soldatenbrauch
Und führt zur Ordnung hin,
Doch Manchem ist's ein Dorn im Aug';
Nun rathet, was ich bin.

Offenbach. G. T.

Auflösung des Palindroms in Nro. 236.

Mode. Edom.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 26. August. Johannes Gutenberg, Original-Schauspiel in 3 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Katharina: Dem. Groskopff.

Donnerstag, 27. August. Norma, lyrische Tragödie in 3 Abth., Musik von Bellini. Norma: Mad. Duflos-Maillard.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 240. Donnerstag, den 27. August 1840.

Scenen aus dem Seeleben.

(Nach dem Französischen des Capitain Fulgence Girard, von J. M. v. t. —)

(Fortsetzung.)

II.

Wie schön ist's, mit seinen Feinden zu sterben!
P. Corneille, Rhodogune.

Der Himmel war wieder so klar und heiter, wie zuvor; sein vor dem Sturme so lebhaftes Blau schien eben sogar noch tiefer und reiner zu erglänzen. Eine sanfte Brise war aufgesprungen und kreis'te, die erstickende Hitze des Tages mildernd, wohlthätig in jener Atmosphäre, deren Gluth in dem Sturme zum Theil erloschen war. Die erste Regung in der Brust der Matrosen war ein Wonnegefühl, das sich nur durch ihre Freude, sich gerettet zu sehen, erklären läßt; war es der Einfluß dieser schönen Natur, welche vor wenigen Minuten ihnen schrecklichen Untergang drohte, und jetzt sie so ruhig und lieblich anlächelte, oder trug der Gedanke an die glücklich bestandenen Gefahren dazu bei, den Genuß der nunmehrigen Sicherheit zu erhöhen?

Kaum waren zwei Stunden verflossen, so hatte der verderbliche Sturm, dessen Flucht eben so eilig war, als es sein Herannahen gewesen, dem azurnen Firmamente seinen Glanz und sein trügerisches Lächeln wiedergegeben. Das Meer allein zeigte noch die deutlichsten Spuren, daß der Orkan hier vorübergezogen sey, wie eine Stirn die Runzeln von erloschenen Leidenschaften noch lange zur Schau trägt. Das furchtbare Wallen und die matte Farbe der Gewässer boten ein Schauspiel dar, welches mit dem Lächeln des Himmels in so grellem Widerspruche stand, daß man seinen Glanz nur mit Grauen durch die noch unter den Schwingen des bereits geflohenen Sturmes wogende See zurückgestrahlt sah. Langsam rollten mächtige Deiningen daher; große Strecken der Wasserfläche thürmten sich wie Berge empor, rückten brausend gegen die Bajadere an und hoben sie in die Höhe, daß sie auf der Wellenspitze schwebte; im nächsten Moment schien dagegen das hülflose Wrack, gleichsam sich seines kläglichen Zustandes schämend, in dem Thalgrunde zweier Wasserberge sich begraben zu wollen, während auf der andern Seite die Wogen, höher als das Schiff, langsam fortbrausten.

Da die Corvette der Stütze ihrer Masten beraubt war und dadurch viel von ihrer Stetigkeit eingebüßt hatte, so waren die Bewegungen des Schlingerns und Stampfens überaus hart, und deßhalb der Festigkeit und dem Zusammenhange des Zimmerwerks sehr nachtheilig. Die Böte konnten kaum durch ihre Krabber auf dem Deck festgehalten werden; . . . die Kugeln, ihren Recken entronnen, rollten von einem Bord zum andern; . . . die Karbusen hatten durch die heftigen Erschütterungen in den Geschützen Spielraum bekommen und mischten ihr dumpfes Getöse in das Krachen der Planken und das Tosen der Wellen.

Ach, die arme Bajadere! Man erkannte in dem Wrack, das zwischen den Hohlwellen rollte, nicht mehr jenen schönen Dreimaster, nicht mehr jene so muntere, so leichte Barke, die Syrene der Mythe, die Schwalbe der Meere, die immer anmuthsvoll, immer lächelnd sich in der ruhigen Fluth wiegte oder mit dem Sturme scherzte; nein, sie war es nicht mehr, und von ihrer früheren Herrlichkeit, von jenem nautischen Luxus, der ihre Ausrüstung benutzt hatte, um sie stattlich auszuschmücken, nichts war ihr von allem dem geblieben. Die weißen baumwollenen Segel, die glänzenden Flaggen, die fliegenden Wimpel, das schwarze klare Tauwerk, worauf die Blöcke von Buchs wie Goldperlen flimmerten, Alles, Alles war in dem schrecklichen Tornado verschwunden. Kaum zeigten sich noch hie und da Bruchstücke des geschmackvollen Schanzkleides und einige Ueberreste des vergoldeten Schnitzwerks, das noch vor kurzer Zeit eine üppige, anmuthige Statue trug; kaum erhoben sich noch die Stumpfe ihrer untern Masten, mit zerrissenen Tauen bekleidet, um für die frühere Pracht des Fahrzeugs und seiner Takelung zu zeugen.

Der Rest der Mannschaft begann, düster und schweigend, die Arbeiten, welche eine vorläufige Ausbesserung nöthig machte; Holzstämme, Vorraths-Masten und Raaen machten aus dem Deck einen weiten Schiffsholm, dessen Grabesstille nur durch das traurige und mißtönende Geräusch der Aexte und Bohrer unterbrochen wurde. Das waren nicht mehr die Arbeiten, von Gesang begleitet, durch Scherz und Frohsinn beschleunigt; ein tiefes Gefühl der Trauer und Furcht drückte die Mannschaft nieder. Alle Physiognomien hatten jene schmerzliche Spannung angenommen, deren letzte Periode Fühllosigkeit und starres Hinbrüten sind, welche jede Thatkraft lähmen. Kaum unterbrachen vereinzelte, dumpfe Worte die fürchterliche Stille; allein ihr todtenhafter Wiederhall erfüllte die Gemüther mit Grauen und entschleierte so recht alle Leiden, welche das bange Schweigen brütete. Da ertönte plötzlich auf dem Vorderkastell der Signalruf: „Hollaho! ein Segel!“

„In welchem Strich?“ fragten hastig Mehrere, aus ihrem düstern Brüten aufgeschreckt.

„Unter'm Krahnbalken, Backbord!“

Das war ein elektrischer Schlag für das Schiffsvolk; alle Arbeiten wurden mit einem Male eingestellt. Unruhe und Neugierde geboten dem Schmerze Schweigen; Alle schauten nach dem Horizont hin, den signalisirten Punkt suchend; allein die Entfernung machte ihn dem Auge kaum erreichbar, und Jeder hielt, je nachdem ihn Habsucht oder Furcht beherrschte, das ferne Segel für eine leichte Beute oder für einen furchtbaren Gegner.

„Was haltet Ihr davon, Meister?“ fragte ein alter Freibeuter den Hochbootsmann, das Orakel an Bord, mit unruhiger Miene.

„Der Bursche scheint mir teuflisch hochmastig,“ antwortete der greise Deckoffizier.

„Wäre es nicht einer der englischen Kreuzer, die neulich so hübsch auf uns Jagd machten?“

„Pah!“ fiel der Lieutenant ein, der diese letzte Bemerkung gehört hatte, — „laßt es auch so ein Stück Planke mit englischem Jack seyn. — Hol' Euch das Wetter, Ihr macht gleich aus der ersten besten Lerche einen Geier, und glaubt schon seine Krallen in Eurem Pelze zu spüren.“

„Holla, Lieutenant, nur beigelegt,“ erwiederte der Hochbootsmann, den es verdroß, daß man seine Voraussetzungen so geradezu Lügen strafen wollte — „das ist ein man of war, oder ich will keinen Grog mehr an Bord nehmen, und die Art Lerchen haben scharfe Krallen. Mit Euerm Glase muß das Ding sich schon hübsch groß ausnehmen.“

„Desto besser dann,“ — sprach ein kecker Pirat; — „je größer, desto schwereres Prisengeld; das ist doch so klar, wie ein Wuhling am Bugspriet.“

„Das ließe sich schon hören, wenn diese gezahnten John Bulls nicht mit Cocosnüssen und Rosinen Handel trieben, und ich fürchte, der da liefert uns mehr Granaten als Guineen.“

„Alle Donner und Teufel! diese falschen Stücke haben keinen Curs.“

„Thut nichts, wollen ihm schon brav kleine Münze herausgeben.“

Die Gegenwart des Capitains machte dies Geplauder verstummen, welches, Anfangs so düster, mit jedem Augenblicke einen stärkeren Anstrich von Heiterkeit und froher Laune annahm, wie jenes Trinklied, welches Weber's Genie in den ersten Akt seines „Freischütz“ warf. Alle erwatteten gespannt die Ansicht des Capitains, mit jenem ehrfurchtsvollen Vertrauen, welches Matrosen auf einen Befehlshaber von anerkannter Ueberlegenheit und Tüchtigkeit zu setzen pflegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die borromeischen Inseln.

In dem reizenden Lago maggiore, dessen Wasser die italienische Schweiz, Piemont und die Lombardei bespülen, liegen vier Inseln, die Alles in sich vereinen, was die Dichter so schön von den Gärten der Circe, der Insel Kalypso, den Gärten der Alima und Armidens Zauberhainen sangen.

Ursprünglich waren es vier nackte Felsen, und sie contrastirten sonderbar mit den lachenden Ufern des herrlichen See's. Da faßte gegen das Jahr 1670 Vitalianus Borromeus die Idee, sich dort einen Vergnügungsaufenthalt zu schaffen. „Eine großartige Laune, eine erhabene Idee, eine Art Schöpfung“ sagt Sausure — und der Genfer Philosoph würde sie zum Aufenthalte Juliens gemacht haben, wenn er dort weniger Kunst gefunden hätte. Allein die Kunst erscheint auf diesen Inseln so verständig, so im Einklange mit der Natur, daß dieses selbst die Bewunderung noch mehr erregt. Die Namen dieser vier Inseln sind: l'Isola Madre (die Mutterinsel), l'Isolina (das Inselchen), l'Isola Superiore (die obere Insel) und l'Isola Bella (die schöne Insel).

Borromeo ließ Felsen abtragen, wo es Noth that, Pfeiler und Bogen bauen und so viel Erde aufhäufen, als nöthig war, um sie in fruchtbares Land zu verwandeln. Nun sind sie alle bebaut, bewohnt und höchst angenehm.

Wenn man die Isola Madre vom Ufer aus betrachtet, so hat sie ganz das Ansehen eines Kräuterstraußes in einem breiten Wassergefäße. Lorbeerbäume, Fichten, Cypressen und Tannen bedecken sie mit ihrem immerdauernden, abwechselnden Grün, so zwar, daß zu der Zeit, wo die umliegenden Berge sich in das weiße Gewand des Winters hüllen und die Weinberge nackt und blätterlos dastehen, die Isola Madre in einem ewigen Frühlinge zu grünen scheint. Da sie im Mittelpunkte des Busens liegt, so gewährt sie auch den schönsten Anblick. Gegen Morgen und Mittag zieren sie lange Spaliergärten und grüne Bogengänge. Gegen Norden findet sich ein immer grüner Wald, von Fasanen und afrikanischen Hühnern belebt, die es nicht wagen, an's Ufer zu fliegen, da es für ihre Flügel zu entfernt ist. Auf diese Weise schließt diese Insel alle Vergnügungen des Landes in sich und hat deßhalb auch den Vorzug vor den drei übrigen.

L'Isolina, so genannt wegen ihrer geringen Ausdehnung, auch bekannt unter dem Namen Isola di S. Giovanni und Isola di S. Michele, ist nicht ferne vom Ufer, nahe bei Pallanza, hat ein schönes, freundliches Häuschen mit Gärten und Orangen- und Citronenbäumen, dient aber Niemanden als beständige Wohnung.

L'Isola Superiore, auch genannt de Pescatori (Fischerinsel), hat mehrere Bauernhäuser, sehr schmale Straßen und eine kleine Kirche, welche die Pfarrkirche der borromeischen Inseln ist. Netze und Fischergeräthschaften sind die besten Möbel, die man dort findet. Der ärmliche Anblick, den sie gewährt, bildet einen auffallenden Gegensatz zur Isola Bella; so wie der Schatten in einem reizenden Landschaftsgemälde. Ihre Größe beträgt nur eine halbe Miglie und doch wohnen auf diesem kleinen Raume über 200 Menschen.

Der Anblick der Isola Bella ist ein wahrhaft theatralischer. Zehn Gärten, einer über dem andern, nach Art einer ungeheuren Stiege, stellen sich dem Auge des Beschauers dar und erfüllen ihn mit Bewunderung und Entzücken. Auf einer Seite ist ein Wald von alten, dichtbelaubten Orangenbäumen, deren Blüthen weit herum ihre Wohlgerüche ausbreiten. Der ganze Wald steht auf gemauerten Bogen, welche gleich Felsen aus dem Boden des See's emporsteigen. Hinter diesem erhebt sich ein Lorbeerhain, in dessen Mitte ein künstlicher Wasserfall plätschert.

Thürme, Bogen, Statuen zieren die angenehmen Rasenplätze, und hie und da finden sich Blumenkörbe, die mit ihren Farben

das Auge ergötzen und mit ihrem Wohlgeruche die Luft erfüllen. Gegen Norden, wo Orangen und Citronen weniger gut gedeihen würden, sind die Stufen mit Lorbeer- und Myrthenbäumen bepflanzt und mit einem ganzen Walde exotischer Gewächse geschmückt, denen das Klima zusagt.

Gegenüber diesen herrlichen Terrassen sind die kleinen Hütten der Schiffer und Fischer und das Gasthaus. Dann kömmt der großartige Palast, zu dessen Verschönerung jeder der Besitzer nach Kräften beitrug. Alle Zimmer, so wie zwei Gallerien, sind mit den Meisterwerken der Malerei geziert. Drei kleine Zimmer heißen del Tempesta, weil jener berühmte Meister sie mehrere Jahre bewohnte und dort seine Kunst ausübte. Ueberall erblickt man Gold und die feinsten Marmorarten als Verzierungen. Das Erdgeschoß ist ganz mit verschiedenen Mosaikarbeiten geschmückt und enthält viele kostbare Mormorstatuen. Säle, Oratorien, Theater, kurz, was man sich nur immer Nützliches, Bequemes und Großartiges denken kann, findet man in dieser Königsburg; denn mit Recht verdient dieser Palast einen solchen Namen, durch sich selbst, durch den Adel und die Größe seiner Besitzer und dadurch, daß er oft Fürsten und Regenten in seinen Mauern beherbergte. Prof. Frhf.

Etwas über Mode-Wechsel.

Die Mode ist ein Chamäleon, und wer ihr den Vorwurf der Unbeständigkeit machen wollte, der würde eben sowohl der Unbeständigkeit selber diesen Vorwurf machen, indem Wechsel und Mode seit undenklicher Zeit einander vermählt sind.

Eine Biographie der Mode würde viele Bände abgeben und in eine Menge Kapitel einzutheilen seyn. Heute aber wollen wir nur ein Wörtlein über die Mode, Handschuhe zu tragen, sprechen.

Wem in Paris, wo die Handschuhe einer der bedeutendsten Luxusartikel gegenwärtig sind, fällt es wohl ein, daß es zur Zeit Ludwig's des Vierzehnten Mode war, keine Handschuhe zu tragen? Und dennoch verhält es sich so. Ein eleganter Herr trug nämlich niemals Handschuhe, wenn er nicht gerade auf der Jagd oder zu Pferde war. Man hatte als Norm angenommen, der Mann müsse für die Schönheit seiner Hände nichts, also auch nicht den Sonnenbrand fürchten. Was aber die Hände selbst anbelangt, so verstand es sich von selbst, daß sie immer weich und zart genug waren, um bei der vornehmsten Dame einen Händedruck wagen zu dürfen. Außerdem gingen die Herren aus den höheren Classen fast nie zu Fuß, weßhalb denn Manschetten mit englischen Kanten oder von mechelner Spitzen für den Sommer, und in Valenciennes brodirt oder mit Nähterei von Alençon ausgestickt für den Winter, als hinlängliche Bedeckung einer Mannshand angesehen wurden. Uebrigens war diese Gewohnheit, keine Handschuhe zu tragen, ein dermaßen strenges Gesetz, daß, wenn die Herren einmal spazieren ritten, und bei der Heimkehr ihre Pferde in den Stall zurückbrachten, wobei sie wohl hin und wieder ihre Handschuhe auszuziehen vergaßen, den Stallknechten ein Recht zustand, dessen sie sich gar gern bedienten. Einer von ihnen pflückte nämlich schnell einige Blumen und brachte dies Sträußlein demjenigen, der noch seine Handschuhe anhatte; dieser mußte sich dann aber durch ein beliebiges Geldgeschenk wieder loskaufen. Dieser Strafe durfte sich Niemand entziehen. Ja, dieselbe Strenge herrschte, was noch absonderlicher scheinen mag, bei den königlichen Jagden, so wie bei jeder andern Jagd unter den ersten Ständen; denn wenn im Augenblicke, daß der verwundete Hirsch zu Boden stürzte, irgend ein mehr auf das Todesröcheln des edeln Wildes, als auf die vorgeschriebene Etiquette aufmerksamer Jäger mit Handschuhen an den Händen beim Abfangen anlangte, schnitt heimlich ein Rüdenknecht vom nächsten Baume einen Zweig, und beschenkte damit den zerstreuten Waidmann, der alsdann nichts Eiligeres zu thun hatte, als seine Börse zu ziehen.

Literatur.

Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, bearbeitet von mehr als 220 Gelehrten; herausgegeben von H. A. Pierer, herzogl. sächs. Major a. D. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. (Dritte Ausgabe.) Erster Band: A — Amirola. Altenburg, H. A. Pierer. 1840.

Wer sich irgendwie mit Wissenschaft oder Kunst beschäftigt, dem wird es nicht unbekannt geblieben seyn, welchen Umfang diese gewonnen haben und wie es heutigen Tages kaum möglich ist, in mehr als Einem Fache etwas Gediegenes und Gründliches zu wissen. Nichts desto weniger wird andererseits eine Vielseitigkeit der Kenntnisse verlangt und greift eine Wissenschaft so in die andere ein, daß man ohne einigen Universalismus nicht mehr bestehen kann; solcher ist überall erforderlich, im gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehr, auf dem Lesezimmer, in der Arbeitsstube, auf Reisen. So waren Encyclopädien, Wörterbücher, Conversationslexiken u. A. ein wahres Bedürfniß der neueren Zeit und ist gegenwärtig eine Masse derselben vorhanden. Man bedenke, in wie vielen Tausenden von Exemplaren nur allein das Brockhausische Conversations-Lexikon verbreitet ist. Mag der witzige Einfall von Saphir, nach welchem er mit einer Dame im Eilwagen zusammentraf, die über Göthe und Calderon gar geistreich sich verbreitete, Schiller und Tasso aber nicht einmal dem Namen nach kannte, — sie hatte nämlich das Conversations-Lexikon erst bis zum Buchstaben G gelesen —, mag dieser Scherz viel Wahres enthalten, so trifft er doch nur den Mißbrauch. Gründliche Bildung und Conversations-Lexiken können gut neben einander bestehen. Wenn diese auch häufig der Oberflächlichkeit und Vielwisserei Vorschub leisten, so verbreiten sie dagegen eine Menge von nützlichen Kenntnissen und werden gewiß von Tausenden mit Vortheil benutzt, von dem Gelehrten, wie vom Ungelehrten.

Neben dem Brockhausischen Conversations-Lexikon besitzen wir seit Jahren das Universal-Lexikon von Pierer. Beide Werke sind vorzüglich, aber beide bewegen sich in eigenthümlicher Sphäre. Das Conversations-Lexikon ist durch seinen Titel ganz richtig bezeichnet, eben so das Universal-Lexikon. Jenes beschäftigt sich vorzüglich mit demjenigen, was der Conversation und dem Verkehr der gebildeten Welt angehört und fesselt durch unterhaltend und lebendig geschriebene Abhandlungen, Biographien, Aufsätze u. s. w. die Aufmerksamkeit seiner Leser; dieses ist ein vollständiges wissenschaftliches Lexikon, nach strengerem Plane bearbeitet, nur zum Nachschlagen, nicht zur gewöhnlichen Lektüre geeignet.

Wenn wir die Pierer'sche Universal-Encyclopädie als die remarquabelste ihrer Art hervorheben und deren Anschaffung allen Ständen empfehlen, so ist dies keine Anpreisung ohne Grund. Es liegt hier nicht etwa eine Kompilation vor, wie es deren so viele gibt, sondern es haben anerkannte und gediegene Schriftsteller und Gelehrte die Artikel des Lexikons gründlich und nach übereinstimmendem Plane bearbeitet und unter den der Vorrede beigegebenen Mitarbeitern finden wir die Namen eines Alvensleben, Dr. Apel, Bechstein, v. Biedenfeld, Blum, Braun, Buddeus,

Cannabich, Döring, v. Ehrenberg, Fechner, Förster, v. Gabelentz, Gehe, Gerber, Gleich, Heller, Herloßsohn, Hildebrand, Hofmeister, Horn, Jacobs, Kind, Kosegarten, Krause, v. Küstner, Marezoll, v. Meyer, Pölitz, Schubart u. s. w. Das vollständige Namensverzeichniß, nebst Angabe von Stand, Wohnort und den Fächern der Mitarbeiter umfaßt mehr als 220 auf sieben enggedruckten Seiten und läßt sich vom Zusammenwirken solcher Kräfte Vorzügliches erwarten. Das Universal-Lexikon, von dessen neuer Auflage bereits der erste, neu bearbeitete, verbesserte und sehr stark vermehrte Band vor uns liegt, steigt in die Tiefen sämmtlicher Wissenschaften hinab und behandelt seine Gegenstände so gründlich, als es der Raum nur verstattet. Die Zahl der Artikel soll für diese zweite Auflage über 410,000 betragen, wobei freilich auch die kleineren, oft nur wenige Zeilen umfassenden mitgerechnet sind. Der Zweck dieses Werkes wird im Vorwort von pag. VII. bis XXX. weitläuftig und wissenschaftlich auseinander gesetzt und heißt es dort u. A.: »Das Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart setzt es sich zum Zweck, über jeden bemerkenswerthen Gegenstand menschlichen Wissens eine kurze, aber für denjenigen, welcher die Wissenschaft, zu welcher der Artikel gehört, nicht zum eigentlichen Fach macht, möglichst befriedigende, dabei jedoch gründliche und, ohne den Umblick nach den Zeitverhältnissen auszuschließen, wissenschaftliche Nachweisung zu geben.« Es würde die Gränzen unserer kurzen Literaturberichte weit überschreiten, wenn wir in die Einzelnheiten des Planes, der Bearbeitung, der Vertheilung des Materials u. s. w. eingehen wollten und wir verweisen daher auf jenes Vorwort, in welchem jede nöthige Auskunft zu finden ist. Wer die vorliegenden Lieferungen aufmerksam durchgeht, wird gewiß eben so sehr von der Reichhaltigkeit, wie von der gründlichen Bearbeitung desselben befriedigt werden und Artikel wie z. B. Aachen, Abendmahl, Ablaß, Abraham, Actien, Adel, Adoption, Aegypten, Aethiopische Sprache, Afghanen, und viele andere mit Interesse lesen. Diese literarische Unternehmung hat bereits allgemeine Anerkennung gefunden und ist derselben in vollem Maße würdig. Das Ganze wird 25 Bände in groß Octav umfassen und kostet auf Druckpapier Thlr. 18. 18 gr., fein Maschinenpapier Thlr. 25. und auf superf. Velin Thlr. 37. 12 gr. Der Druck mit neuen Lettern ist klar und schön. W.

Frankfurter Theater.

Karl Devrient's Gastspiel.

Als dritte Gastrolle gab K. Devrient den Chavigny im Diplomaten von Scribe. Ein wirklich anmuthiges, lebendiges und frisches Lustspiel, voll geistreicher Beziehungen, allerliebster Verwickelungen und feiner Pointe. Wer es als eine heitere Gabe des Augenblickes hinnimmt, ohne mehr zu verlangen, als er von solchem Spiele des Scherzes erwarten darf, der wird gewiß Befriedigung finden. Das Publikum gibt dem Lustspiele immer den Vorzug, da man sich gerne erheitert unter den Mühen und dem Ernste des Lebens, und so war die Vorstellung des Diplomaten eine zahlreich besuchte. Der Gast führte uns ein erheiterndes Bild vor. Sein Chavigny war ein gutmüthiger, unbefangener, lebensfroher Mensch, welcher sich in diplomatische Mysterien verwickelt sieht, von denen er selber nichts weiß und der bon gré, mal gré eine wichtige Gesandtschaftsrolle spielt und Alles um so besser macht, je verkehrter er sich anstellt. Mit der ergötzlichsten Laune ließ er sich unter solchen Verwickelungen umhertreiben und markirte die komischen Situationen eben so lebendig, als mit Feinheit. Wie der Gast im ernsten Drama sein Talent und seine Kunstbildung bewährt hat, so nun auch seinen Beruf für's feine Lustspiel, zu dessen remarquablen Repräsentanten er zu zählen ist. — Hinsichtlich seines Lord Pudding in der Benefizvorstellung fanden wir bestätigt, was bereits in diesen Blättern aus Mainz darüber berichtet worden. Die Leistung war ganz ausgezeichnet und machte Furore. Nach beiden Lustspielen ward K. D. gerufen.

Die Wahl des Correggio zur letzten Gastrolle war nicht zweckmäßig. In den Correggio's, Tasso's, Spinarosa's steht Emil Devrient so einzig und genial da, ist er so ganz in seinem Elemente, daß es gewagt ist, solche Rollen nach ihm zu spielen. Der erste schöne Eindruck bleibt immer der beste, und wer nachher kommt, muß sich mit halber Herzenshuldigung begnügen. Uebrigens scheint uns auch K. D. für dergleichen elegisch-lyrische Parthien weniger geeignet; sein Bereich ist das Pathetische, Energische, wie auch das heitere Lustspielelement. Wir bedauern, daß es die Repertoirverhältnisse nicht verstatten, Hrn. K. D. länger gastiren zu sehen, und haben in ihm einen Künstler von Bedeutung kennen gelernt, dessen Ruf ein wohlbegründeter ist und der mit Recht unter den remarquablen Mimen der heutigen deutschen Bühne genannt wird. W.

Korrespondenz.

Mainz, 25. August.

Wegen des Namensfestes Sr. königl. Hoh. unseres allverehrten Großherzogs wurde heute in der St. Peterskirche ein feierliches Hochamt abgehalten und dabei von dem hier bestehenden Vereine für Kirchenmusik eine von Hrn. Direktor Messer komponirte Messe für 4stimmigen Männerchor aufgeführt, die von den anwesenden Musikkennern als sehr gelungen gerühmt wird und vielen Beifall fand. Dieser Verein für Kirchenmusik, der keine festliche Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne sie durch gediegene Aufführungen zu verherrlichen, ist auch eine der Anstalten, denen Hr. Messer vorsteht und die, wie die Liedertafel und der Damen-Gesangverein, sich schon manche Verdienste um unsere Stadt erworben haben. — Wir sind nun in der zweiten Meßwoche. Die Plätze und Straßen, die nach dem Marktplatze ziehen, sind sehr belebt, wozu unterdessen die vielen Fremden, die, seitdem die Badesaisen begonnen hat, uns besuchen, das Ihrige beitragen. Ueber die Geschäfte haben wir jedoch noch nicht viel Rühmens vernommen. Bei Aufstellung der Buden auf dem Marktplatze sind die Durchgänge so eng gemacht worden, daß, sobald einiges Gedränge entsteht, nicht durchzukommen ist und dadurch leicht Diebstähle stattfinden könnten. An Sehenswürdigkeiten ist diese Messe so arm, wie beinahe keine der vorhergegangenen. Alles geht so still, so geräuschlos dabei her, daß der geringste Jahrmarkt vorzüglicher ist. Ein lebendes Skelett, ein kranker Mensch, der Bedauern erregt; einige ganz gewöhnliche Panorama's; zwei Wunderkinder und eine Sammlung betriebsamer Flöhe sind alle Herrlichkeiten, die uns diesmal dargeboten werden. Seil- und Drahttänzer, Thierbändiger, Equilibristen, Kunstreiter und sogar die Papageihändler sind ausgeblieben; sie müssen ihre Rechnung nicht hier gefunden haben. — Vor einigen Tagen sprach man von Briefen, die Hrn. Direktor Schumann mit seinem Opernpersonale neuerdings nach London berufen und ihm eine Einnahme von 12,000 Pf. St. für 40 Vorstellungen garantirten. Wir konnten nichts Gewisses über dieses Gerede ermitteln, das jedenfalls von Personen beglaubigt wurde, die wohl unterrichtet seyn konnten. — Unsere Bühne hat einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten. Unsere einzige jugendliche Sängerin, Dem. Seeland, hat uns verlassen und ein Engagement bei dem Wiesbadener Theater angenommen. Sie hat sich dort bedeutend verbessert und soll hier in Mainz von einer gewissen Seite auch nicht auf das freundschaftlichste behandelt worden seyn. — Wir bedauern ihre Abreise sehr.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 27. August. Norma, lyrische Tragödie in 3 Abth., Musik von Bellini. Norma: Mad. Daflos-Maillard.

Samstag, 29. August. Vor hundert Jahren; Sittengemälde in 4 Abth., von E. Raupach.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 241. Freitag, den 28. August 1840.

Scenen aus dem Seeleben.

(Nach dem Französischen des Capitain Fulgence Girard, von J. M. v. t.—)

(Fortsetzung.)

„Seyd ruhig, Jungen," sprach der Capitain, nachdem er mit seinem Fernrohre die Größe und Entfernung des Fahrzeugs, so wie den Strich, welchen es hielt, geprüft hatte; — seyd ganz ruhig; so viel man für den Augenblick unterscheiden kann, sind wir nicht signalisirt, und der „where steer" streicht seewärts an uns vorbei. Uebrigens würde uns auch diese Goëlette nicht auf einmal auffressen; — laßt sie nur kommen, wir haben ihrer nöthig; ihre Untermasten werden uns Bramstangen und Spieren abgeben."

„Und wäre auch Gefahr vorhanden," — hub der Aufläufer an, sich auf die Sanction stützend, welche des Capitains Ansicht seinen Worten gab, — „haben wir nicht auch Pulver und Kugeln?"

„Aber die Clarinetten spielen zu lassen, ist die letzte Hoffnung für uns Raubthiere," — fügte ein alter trotziger Freibeuter hinzu, dessen Gesicht durch eine diagonale Schramme, welche ihm von einem verfehlten Enterbeilhiebe geblieben, schrecklich entstellt war. „Kartätschen und Traubenhagel sind nicht so fürchterlich, als der Strang; Tod um Tod, ich bin eine alte Haifischhaut, die lieber mit voller Ladung Salzwasser auf einem Seetangbette schläft, als am Nock einer Raa baumelt."

Es trat eine neue Pause ein; der Capitain glaubte eine Aenderung im Laufe des fremden Fahrzeugs wahrzunehmen, und hatte von neuem sein Fernrohr darauf gerichtet.

„Ich glaube, die Prinzessin entschließt sich endlich, uns ihren Schnabel zu zeigen . . . Soll mich der Blitz entmasten! sie steuert auf uns los. Wohlan, laßt uns fein höflich seyn; da wir gezwungen sind, hier ihre Ankunft abzuwarten, so müssen wir ihr die Honneurs machen und ihr einen warmen Willkomm bereiten. Frisch d'ran! macht's Deck klar! Alles in den Raum hinunter, und nur das größere Rundholz laßt liegen, denn es kann dem Manöver nichts schaden."

Nach diesen Worten wandte er sich um, schloß rasch das Fernrohr und donnerte durch's Sprachrohr: „Die Hängmatten runter! Ueberall! Ueberall!" Diese Befehle gab er mit so mächtiger Stimme, daß sie in den Ohren der Raumgasten wiedertönten. Der Hochbootsmann bekräftigt durch seine Pfeife dieses schreckliche Commando, und die Quartiermeister rufen durch ihr: „All zu Hauf!" das Schiffsvolk auf's Deck. Bei diesem Schlachtruf wurde die Bajadere von einer allgemeinen Bewegung belebt. So viele unheilverkündende Regungen, die auf den Zügen Aller keine andere Spur, als eine tiefe Niedergeschlagenheit zurückgelassen hatten, verwischten sich mit einem Male, von jener Freude verdrängt, welche bei der Ankündigung eines Kampfes stets die Tapfern beseelt. Ungeachtet ihrer großen Beschädigungen, ihres kläglichen Zustandes, hätte doch jetzt die Bajadere an den Eifer eines alten Graubarts erinnert, dessen narbenbedeckte Stirne eine Purpurröthe überfliegt, sobald ihm der Trommelschlag oder Pulvergeruch eine jener Schlachten ankündet, die ehemals für ihn, den braven Alten, nur Freudenfeste waren.

Wer sich noch nicht mitten in diesen Rüstungen zum Gefechte befand, kann sich nicht so leicht das lebhafte Schauspiel vorstellen, welches alsdann das Deck eines Piraten- oder Kriegsschiffs darbietet; er würde nur die vollkommenste Unordnung, nur verworrenes Treiben in dieser geschäftigen Thätigkeit sehen, welche durch die nahe Gefahr belebt und beschleunigt wird. Tausend Beschäftigungen, tausend einzelne Bewegungen kreuzen, durchschneiden, verwirren sich, und doch ist das lärmende Durcheinander nur scheinbar: die vollkommenste Ordnung und Zweckmäßigkeit herrscht darin und leitet Alles. Die Luckenklappen werden weggenommen, die Pulverkammern geöffnet; Jeder hat sein Amt, Jeder seinen bestimmten Posten, wo er den Sieg oder den Tod erwartet. Die Stückmeister bringen ihre Carronaden in Ordnung und machen sich schußfertig; die Aufläufer und Schiffsjungen tragen die Kühlbecken und Lunten herbei und versehen die Geschütze mit Kardusen und Kugeln. Der Sand, welcher das Blut, das bald so reichlich fließen wird, aufsaugen soll, wird in der ganzen Batterie umhergestreut; der Wundarzt bindet seine blaue Schürze vor, macht Alles zum Verbinden bereit und richtet mit seinen Gehülfen in der Kammer des Hochbootsmanns die Betten für die Schwerverwundeten her. An den Lucken und Stückpforten vertheilt man die Waffen: breite, polirte Enterbeile an glänzendem Schafte, dem Gegner den Kopf zu spalten; Halbpiken, furchtbare Werkzeuge, Bajonette und Dolche zugleich, womit die Matrosen sich einander auf's Deck nageln; breite Messer, dem Feinde die Brust aufzuschlitzen; Donnerbüchsen, Musketen und Pistolen.

Jetzt nimmt das geräuschvolle Treiben allmählig ab; auf dem Deck wird's immer stiller; bald hat Jeder seinen Posten, den er bei strenger Strafe nicht mehr verlassen darf, eingenom-

men, und einige gellende Pfiffe des Hochbootsmanns zeigen an, daß das Ueberall! vollzogen ist.

Der Lieutenant ertheilte noch die letzten Befehle und wandte sich gegen das Vorderkastell hin, als der Capitain ihm auf die Schulter klopfte: „Ich habe den Schiemann, der eben ohne Amt ist, auf Euren Posten kommandirt. Bleibt mir zur Seite; die Mannschaft wird Eurer bedürfen .... Ihr habt Euer Versprechen doch nicht vergessen? ..." Und den Kopf mit ironischem Lächeln in die Höhe werfend, fuhr er fort: „Nun! mein Lieutenant! .... was sagte ich Euch denn? ... Arme Bajadere! ... ich sehe deinen Untergang nicht mehr! ...." In diesen letzten Worten lag ein so tiefes Gefühl der Wehmuth, daß der Lieutenant vor dieser unerschütterlichen Ueberzeugung, vor diesem blinden Fatalismus der Orientalen erbebte, wo jede Hoffnung an einer eisernen Nothwendigkeit scheiterte. Der Unglaube konnte dadurch erschüttert werden; denn in diesem instinktartigen Glauben, zu dessen Vertheidigung die durch ihn geahnten Ereignisse eintrafen, in dieser abergläubischen Leichtgläubigkeit, welche sich dem Geiste wie eine Chimäre aus der Kindheit aufdrängte und die Vernunft durch ein eben so unbegreifliches Zusammentreffen der Umstände verwirrte: in allem dem lag ein furchtbares Geheimniß, in dessen Labyrinth die Ideen sich verirrten. Man wurde durch die Schroffheit der Thatsachen fortgerissen; es war dies Alles unglaublich, und wie konnte man dennoch umhin, es nicht zu glauben? ...

Der Commandant wollte selbst noch einmal die Batterie durcheilen, und während er hinabstieg, ging plötzlich eine völlige Veränderung in seinen Zügen vor. Eine lange Erfahrung hatte ihm den Charakter der Freibeuter enthüllt; ihr Vertrauen auf den Befehlshaber ist so groß, daß sie in den Stunden der Gefahr und der Entscheidung immer in seinen Zügen zu lesen suchen, was sich in ihrem Innern regt; durch die Mienen des Capitains wird ihr Muth gebrochen oder neu gestählt; darnach berechnen sie die Aussichten auf Erfolg oder die Größe der Gefahr. Ist der Commandant heiter, so ist das Vertrauen allgemein; ist er niedergeschlagen, so zeigt sich überall die größte Entmuthigung. Der Ausdruck festen, frohen Selbstvertrauens war daher an die Stelle der ernsten Miene getreten, welche eben noch sein Antlitz verdüstert hatte; sein Lächeln war heiter, seine Bewegungen lebhaft, seine Stimme fest und volltönend. Die Matrosen glaubten darin jene elektrische Zuversicht zu erkennen, welche sie stets an ihrem Capitain bei'm Herannahen eines Treffens bemerkt hatten, und gaben sich jenem Enthusiasmus hin, der für sie immer der Vorbote des Sieges gewesen war.

„Gut, Jungen! .... Ich bin mit euch zufrieden ..... Aber was ist Dir denn, mein armer Philipp? Sieh' 'mal an, Du bist ja so traurig, wie ein Stieglitz auf tausend Meilen vom Festland! ..."

„Ja, was das anbetrifft, Commandant, so sagt man's nicht gern; denn seht, wenn man 'nen fetten Strauß bestanden hat, so ist man etwas abgetakelt, so zu sagen zwischen zwei Winden, besonders wenn man nicht einmal, Euer Wort in Ehren und mit Verlaub zu melden, nur so'n Ding wie 'nen Wurf Grog aufgebracht hat, von wegen dem Umstand, daß man sich den Kielraum etwas einheize und die Toplichter frisch anzünde; und dann war die Arbeit auch etwas hart."

„Und der Trost selten, nicht wahr?"

„Wie Ihr sagt, Commandant!"

„Schon recht! Lutje! ... Lutje!"

„Was beliebt? .... Commandant!" — Und alsbald erschien eine Baumwollenmütze an der Vorlucke.

„Rum! hast Du nicht genug, so wirf den Enterhaken auf meinen Vorrath. Doppelte Ration auf den Mann. Vergiß Dich selbst nicht, hörst Du?"

„Ganz wohl, Commandant .... aber ...."

„Kein Aber, und sey ganz ruhig; die Kombüsen des Commodor's sind wohl gespickt; diesen Abend werden wir ächten Jamaika trinken." Ein stürmisches Hurrah war die Antwort auf diesen artigen Scherz. Einen Augenblick darauf kreis'ten die Calebassen und Kannen unter freudigem Gemurmel und schallendem Gelächter der Mannschaft; alle Gesichter rötheten sich, alle Augen erglänzten vor Freude. Toaste auf den Capitain und Verwünschungen gegen den königlichen Kreuzer sprachen den seemännischen Humor der Piraten so lärmend aus, daß er kaum durch die schrillen Töne der Commandopfeife etwas gedämpft wurde. Des Capitains Ruf: „Jetzt an eure Posten!" — brachte Alles in Bewegung, und nach einem augenblicklichen Durcheinanderlaufen hatte Jeder seinen Posten erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug nach Pompeji.

Wen sollte es nicht interessiren, etwas von einer Stadt zu hören, die 1760 Jahre lang hindurch begraben lag, so zwar, daß man auch nicht einmal eine Spur von ihr sehen konnte. Diese Stadt ist Pompeji, und wenn es unsern Lesern Vergnügen macht, so will ich sie in diese wiedererstandene, merkwürdige Stadt führen, die mit Herkulanum ein ähnliches Schicksal theilte.

Um von Neapel nach Pompeji zu kommen, muß man zuerst Portici und Resina passiren. Portici ist in der That ein reizender Ort, sowohl wegen seines milden Klima's, als auch wegen seiner herrlichen Lage und den oftmaligen Aufenthalt des Hofes, der daselbst einen großartigen Palast mit einem achteckigen Hofe besitzt, durch welchen die Hauptstraße nach Salerno führt. Anfangs waren im Palaste zu Portici jene Gegenstände aufbewahrt, welche in Pompeji und Herkulanum ausgegraben wurden. In der Folge kamen sie nach Neapel, wo man Tausende derselben zeigt.

Resina ist von Portici nur eine Miglie entfernt, und hat auch eine schöne Villa, genannt la Favorita. Resina steht auf dem verschütteten oder vielmehr auf dem mit Lava bedeckten Herkulanum, welches seinen Namen von Herkules erhielt, der es erbaute, um dort seiner Flotte einen sichern Standpunkt zu verschaffen. Wenn man daher dieser, von Dionysius von Halikarnaß aufgestellten Behauptung Glauben beimessen will, so stand Herkulanum schon 1342 Jahre vor Christi. Es fiel in der Folge unter die Botmäßigkeit verschiedener Völker, bis es endlich 293 vor Christi unter die Herrschaft der Römer kam. Nach zwei Jahrhunderten wurde es eine römische Kolonie und eine der ersten Städte Campaniens.

Ein Erdbeben des Jahres 63 nach Christi zerstörte die Stadt größtentheils. Schon fing sie an, sich wieder aus ihrem Schutte zu erheben, schon stand sie fast wieder in ihrem vorigen Glanze da, als eine fürchterliche Eruption des Vesuv's im Jahre 79 nach Christi sie auf eine solche Art mit Asche und Lava bedeckte, daß 17 Jahrhunderte verflossen, bis nur wieder eine

Spur von ihr aufgefunden wurde, da man nicht einmal mit Gewißheit ihre Lage bestimmen konnte.

Der Prinz Emanuel von Lothringen d'Elbeuf wurde vom Kaiser als commmandirender General gegen Philipp V. von Spanien geschickt, und heirathete als solcher im Jahre 1713 die Tochter des Fürsten von Salsa. Da er in der Nähe von Neapel eine Villa zu besitzen wünschte, so kaufte er in dem Distrikte von Portici ein Landgut und ließ dort eine Erde graben, die zu Stukaturarbeiten, mit welchen er seine Villa zieren wollte, besonders geeignet schien. Bei diesem Graben fand man einige Statuen, wodurch der Prinz aufgemuntert wurde, die Ausgrabungen fortzusetzen. Und bald darauf fand man Inschriften, Säulen, Statuen, einen Tempel u. dgl. und man hatte die Gewißheit, sich in dem verschwundenen Herkulanum zu befinden.

Im Jahre 1736 überließ der Prinz seine Besitzung dem Könige Don Carlo von Neapel, der zu Portici ein Schloß bauen wollte. Dieser ließ nun unter der Leitung des Cavalier Venuti die Ausgrabungen bis auf eine Tiefe von 80 Fuß fortsetzen, und bald unterschied man die Häuser und Straßen, die Tempel und Grabmäler der verschütteten Stadt. Als Carl nach Spanien reiste, überließ er die Fortsetzung des angefangenen großen Werkes seinem Nachfolger.

Zu derselben Zeit, nämlich 79 Jahre nach Christi, wurde noch eine andere kleine Stadt mit Lava bedeckt: Stabiä; allein da Herkulanum und Pompeji alle Aufmerksamkeit auf sich zogen, so wurde zu ihrer Ausgrabung nichts gethan.

Pompeji, eine der bedeutendsten Städte Campaniens, am südlichen Abhange des Vesuv's, am Meerbusen von Neapel gelegen, hatte einen bequemen Hafen an der Mündung des Flusses Sarno. Die alten Ausbrüche ihres furchtbaren Nachbars verschafften ihr die Lava, mit welcher man noch gegenwärtig ihre Straßen gepflastert sieht. Sie stand unter der Herrschaft der Opizer, Hetrusker, Pelasger und Sammiter, bis endlich Sylla eine römische Kolonie aus ihr machte. Das Erdbeben von 63 beschädigte sie bedeutend. Popidius stellte den Tempel der Isis wieder her und bereicherte ihn mit Statuen und Gemälden. In Zeit von 15 Jahren hatte sich die innere Stadt so zu sagen wieder erneuert, als die Eruption vom Jahre 79, die fürchterlichste von allen, sie mit Steinchen, Schlacken und Asche bedeckte, so zwar, daß auch nicht eine Spur eines Gebäudes mehr zu sehen war, und die ganze Gegend einem schwarzgrauen Aschenmeere glich. Aus den wenigen Skeletten, die man bisher gefunden, scheint hervorzugehen, daß die Einwohner Zeit fanden, sich dieser furchtbaren Verheerung zu entziehen. Dieses Ereigniß muß mächtig auf das Volk gewirkt haben; denn obgleich man wußte, es habe einst ein Pompeji geblüht, so wußte man kaum den Ort anzugeben, wo es gestanden.

Als im Jahre 1755 auf Befehl des Königs Carl die Ausgrabungen begonnen wurden, war das Land, unter welchem Pompeji begraben lag, schon seit langer Zeit eine äußerst fruchtbare Ebene, mit den schönsten Weingärten und prächtigen Fruchtbäumen bepflanzt, ohne auch nur irgend eine menschliche Wohnung. Zehn bis zwölf Spannen tief fand man schon Spuren der verschütteten Stadt. Seit jener Zeit, bis auf unsere Tage, setzte man die Ausgrabungen fort und ich hatte im Jahre 1828 das Vergnügen, Augenzeuge zu seyn, wie in ein paar Stunden ein Stück Weingarten ausgerottet, gegraben und Zimmermauern zu Tage gefördert wurden. Nun schaffte man den Schutt, oder vielmehr die kleinen Steinchen und die trockene Asche zwischen den Wänden hinweg, und bald stieß man auf einen harten Gegenstand. Es war ein bei drei Fuß hoher Leuchter von Bronze von sehr schöner Arbeit.

(Schluß folgt.)

Die zwei Wahnsinnigen.

Ein sonderbares Ereigniß kam unlängst in dem Irrenhause zu Lancanster vor. Ein Edelmann aus der Gegend von Middleton wurde, von einer Geisteskrankheit befallen, durch den Magistrat der Stadt einem Pfarrbeamten übergeben, um in das Irrenhaus abgeführt zu werden. Man redete dem Kranken ein, er sollte eine Spazierfahrt machen. Auf dem Wege jedoch hatte der Wahnsinnige Argwohn geschöpft. Man war in Lancaster zu spät angekommen, um gleich den Kranken an seinen Bestimmungsort zu bringen, und stieg daher in einem Gasthof ab. Des andern Morgens stand der Wahnsinnige sehr früh auf; geschah es nun aus Neugierde oder einem andern Grunde, er durchsuchte die Taschen des Beamten, welcher fest schlief. Wie erstaunte er, als er daselbst einen Magistratsbefehl fand, daß er eingesperrt werden solle. Er nahm die Schrift, ging schnell in das Irrenhaus, ließ sich vor den Inspektor bringen, und meldete ihm, er sey beauftragt, ihm einen unglücklichen Wahnsinnigen zu übergeben; er fügte hinzu: „Ich muß Ihnen jedoch im Voraus bemerken, daß sein Wahnsinn ganz besonderer Art ist; dieser Mensch hat die extravagantesten Ideen; es darf Sie nicht wundern, wenn er sagt, ich sey der Wahnsinnige, und daß er den Auftrag habe, mich einsperren zu lassen." Er übergab sodann seinen Befehl, und entfernte sich, den Wahnsinnigen zu holen. In dem Gasthof angekommen, weckte er den Beamten mit dem Vorwurfe, daß er zu lange schlafe. Man frühstückte und beschloß, eine Promenade zu machen. Der Beamte ergriff die Gelegenheit, und nahm seine Richtung zu dem Irrenhause, und sein Gefährte, weit davon entfernt, ihn abzuhalten, äußerte vielmehr den Wunsch, das Innere zu besichtigen. Das wünschte eben sein Führer auch, welcher sich gratulirte, so leicht seine Mission erfüllen zu können. Sie kommen zur Thüre, und werden vom Inspector empfangen. Der Beamte greift in seine Taschen, sucht seine Ordre, erstaunt, sie nicht zu finden; während dieser Zeit hatte ihn sein Gefährte schon dem Inspector vorgestellt, und ihn an das erinnert, was er ihm schon des Morgens gesagt, indem er sprach: „Bemächtigen Sie sich seiner, scheren Sie ihm den Kopf, und ziehen Sie ihm eine Zwangsjacke an." Zwei Männer fielen sodann über den Unglücklichen her, welcher vergebens gegen diese Gewalt Einsprache that, und behauptete, der Andere sey der Wahnsinnige, und er sein Führer. Man achtete nicht auf sein Geschrei, schleppte ihn fort, schor ihm den Kopf kahl, und zog ihm die Zwangsjacke an. Der Andere aber entfernte sich, ging ruhig in seinen Gasthof, bezahlte, und kehrte sodann nach Middleton zurück, wo man nicht wenig erstaunt war, ihn wieder zu sehen. Anfangs glaubte man, er habe seinen Führer getödtet, und als man ihn fragte, was aus diesem geworden, antwortete er: „Ich habe ihn im Narrenhause zu Lancaster gelassen. Man hat ihm den Kopf geschoren und die Zwangsjacke angelegt; er ist zum Binden wahnsinnig." In der That hatte der Beamte fast den Verstand verloren; die üble Behandlung hatte ihn beinahe zum Wahnsinnigen gemacht.

Endlich hellte sich die Sache auf, und nach einer Woche entließ man ihn. Er kam blaß, abgemagert, mehr einem entwichenen Irren, als einem vernünftigen Menschen ähnlich, in seiner Heimath an. Die Chronik erzählt nicht, was aus dem wirklichen Wahnsinnigen geworden, ob er eingesperrt wurde, oder ob ihn die Freude, sich so schön gerächt zu haben, wieder zu Verstand gebracht hat. (Nürnb. Corr.)

Korrespondenz.

Darmstadt, im August.

Für den kommenden Winter hat Hr. Dr. Zimmermann wiederum Vorlesungen angekündigt, und zwar diesmal über das Drama. Wir glauben um so eher berechtigt zu seyn, diesem Vorhaben ein freundliches Wort der Empfehlung zu reden, als theils der treffliche Kritiker in seinen Vorlesungen im letzten Winter sich der vollsten Anerkennung bei allen Gebildeten erfreute, theils ein solches Unternehmen (das ja immer schon stark in die Poesie hinüberspielt!) in unserer für höhere Geistesbildung so wenig empfänglichen Stadt jeder Unterstützung und Theilnahme von Seiten Gleichgesinnter bedarf. Sicher hat es dabei Hr. Zimmermann nicht auf pecuniären Vortheil abgesehen; denn wer nur einigermaßen die engherzigen Ansichten kennt, mit welchen der größere Theil des hiesigen Publikums derartige Bestrebung beurtheilt und unterstützt, der wird wissen, wie wenig Hr. Zimmermann mit all seinen glänzenden Fähigkeiten in Darmstadt reussiren wird. Wir sind überzeugt, daß es ihm gelingt, durch diese Vorlesungen, die er später dem Druck zu übergeben gedenkt, seinem Namen im deutschen Vaterland Klang und Bedeutung zu verschaffen. Hr. Dr. Künzel arbeitet gegenwärtig an einer Literaturgeschichte von England. Es ist dies Unternehmen um so verdienstvoller, als es uns zur Zeit noch, die einzelnen Vorarbeiten Tieks, Schlegel's, Fr. Horns u. A. abgerechnet, an einem vollständig genügenden Werk der Art fehlt, und Hr. Künzel hat sich bereits durch die Herausgabe seiner drei Bücher deutscher Prosa uns als ein Mann von vielseitiger Bildung und Beruf für Kritik und Literärgeschichte bekannt gemacht. Auch verdient sein Plan, diesen Winter einen Cours zur Erlernung der englischen Sprache nach einer ganz neuen, in London und Berlin als bewährt erprobten Methode zu eröffnen, unseren vollen Beifall. Wie man hört, sind bei mäßigem Privatfleiß und wöchentlich zwei Stunden mündlicher Unterweisung kaum 8 Monate nöthig, sich der englischen Sprache in so weit zu bemeistern, daß man sich geläufig und fehlerfrei in ihr ausdrücken kann. x

Mannichfaltigkeiten.

Am 17. d. ward zu London zum Besten der polnischen Flüchtlinge ein Fest gegeben. Unter den Anwesenden bemerkte man die Herzogin v. Cadizzard, Oberst Stanhope, Lord Fitzclarence, Lord Dudley Stuart u. A. Abends stieg Hr. Green, begleitet von Hrn. Richard Graves Macdonell, in seinem Riesenballon auf. Im Herabsteigen, als sie noch über 150 Fuß über der Erde waren, löste sich von dem Reif ein Haken ab, und plötzlich sanken sie mit furchtbarer Schnelligkeit. »Der Anker«, fährt Hr. Macdonell in seiner Erzählung fort, »fiel in einen Graben, machte sich los von dem Ring, an welchem er befestigt war, kam in Berührung mit der Gondel und stürzte sie um, so daß ich und Hr. Green kopfüber gegen den Boden geschleudert wurden. Nur ein um die Gondel gewundenes Seil, das ich hielt, bewirkte, daß wir nicht herabfielen. So gänzlich wurde aber die Gondel umgedreht, daß der größte Theil des Ballasts ꝛc. herausfiel. Im nächsten Augenblicke richtete sich die Gondel auf und der Ballon, von jedem Hindernisse befreit, sank herab und schmetterte uns mit furchtbarer Gewalt gegen den Boden. Gleich darauf stieg er empor und stieß uns von neuem gegen die Erde. Eben blies der Wind mit Heftigkeit und wir wurden so über eine halbe englische Meile weit geschleppt, bis wir ein Wasser erreichten, durch welches wir, dem Ertrinken nahe, auf das entgegengesetzte Ufer gerissen wurden; von da ging es durch Sümpfe und Weidenbüsche, gegen einen hohen Erdwall, auf welchen ich mit großer Furcht blickte. Aber vorwärts, stets vorwärts riß uns die teufliche Gewalt. Wir prellten an und wurden dann gerade auf einen starken Zaun geschleudert; aber nichts widerstand unserem Ungestüm; wir brachen durch die eichenen Planken, als wären es Spinnweben, wobei Hr. Green bedeutend verletzt wurde. Wir hatten nun eine Ebene vor uns und die Schnelligkeit des Ballons begann sich durch das Entkommen des Gases zu vermindern, denn stets, durch alle Wechsel unseres Geschicks, hielt ich mit fester Hand den Strick, der die obere Klappe öffnete. Hier weideten zahlreiche Viehheerden, welche, als sie den Ballon herankommen sahen, zuerst sich zusammenschaarten, als wollten sie das feindliche Ungethüm angreifen, dann aber, als wir näher kamen, in panischem Schrecken nach allen Seiten entflohen, die Schwänze in die Höhe, die Köpfe gegen den Boden gerichtet. Endlich fand ich Mittel, aus der Gondel herauszukommen, ohne mich bedeutend zu beschädigen. Ich ergriff nun eines der Taue und befestigte es doppelt um meine Hand, damit nicht der Ballon, um mein Gewicht erleichtert, entweiche. Das Tau durchschnitt mein Fleisch fast bis auf den Knochen; ich hielt es aber fest, bis ein Landmann mir zu Hülfe kam. Wir waren in der Nähe von Rainham in Essex. Die Landleute gewährten uns jede Hülfe. Mir erwiesen sie die Ehre, mich für den Herzog Karl von Braunschweig zu halten und geleiteten uns in das Dorf unter dem Gesange des God save the Queen."

Das ist nicht zu verkennen, daß man überall das Fortkommen in der Welt zu erleichtern sucht. Im Altenburgischen ist in dem Regierungsblatt öffentlich bekannt gemacht worden, welche Gemeinden das letzte Jahr fleißig Chausseen gebaut, aber auch, welche es unterlassen oder schlecht und falsch gebaut haben. Es bekommt manche Gemeinde ein garstiges NB.

(Frankfurt a. M.) Am 22. d. Mts. hörten wir im Zwischenakte die Gebrüder Offenbach, ersten Violinisten des Theaters in Bordeaux und ersten Violoncellisten der großen Oper in Paris. Diese talentvollen Musiker trugen zwei Pieçen vor, einen Valse melancolique für Violoncelle und ein großes Duo über Themata's aus der Stummen von Portici. Je mehr man in der heutigen Instrumentalmusik wahrnimmt, wie Schwierigkeiten aller Art den einfachen Gesang verdrängen, desto mehr muß man es lobend anerkennen, wenn Instrumentalisten von diesem leider zu allgemein betretenen Wege abweichen. Das Violoncelle nun eignet sich vorzugsweise für einfach gehaltene Melodien und wir gewahrten mit Freude, daß Hr. Offenbach die Individualität seines Instrumentes vollkommen erkennt, und es seiner Eigenthümlichkeit gemäß zweckmäßig behandelt. Schöner Ton und geschmackvoller Vortrag charakterisirten sein Spiel; rauschender Beifall folgte der Leistung. In dem Duo über Themata's aus der Stummen, welches beide Herren lebendig und frisch vortrugen, tadeln wir dagegen, daß sie hier etwas zu sehr nach Effect haschten. Die Schwierigkeiten verdrängten zu sehr die musikalischen Ideen und es war mehr auf das Erstaunen, als auf wahrhaft Erfreuen abgesehen. Lebhafter Beifall des Publikums lohnte beide Musiker, welche als remarquable Virtuosen hervorzuheben sind.

Theater-Anzeige.

Samstag, 29. August. Vor hundert Jahren, Sittengemälde in 4 Abth., von E. Raupach. — In den Zwischenakten wird Mad. Duflos-Maillard, erste Sängerin am Theater della Scala in Mailand, mehrere Pieçen vorzutragen die Ehre haben.

Sonntag, 30. August. (Zum Erstenmale) Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lorzing. Erste Mes-Vorstellung. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 242. Samstag den 29. August 1840.

Scenen aus dem Seeleben.

(Nach dem Französischen des Capitain Fulgence Girard, von J. M. v. t. —)

(Fortsetzung.)

„Duckt euch hinter's Schanzkleid, und bei'm ersten Befehl Alles an die Stücke!" — Man gehorchte; alsbald herrschte auf dem Oberdeck, das eben noch so belebt war, die vollkommenste Ruhe und das tiefste Schweigen. Jeder kauerte sich hinter den Schiffsbord und wartete mit Ungeduld auf das Signal zum Kampfe. Man sah wohl noch einige Nachzügler längs der Raperte hinhuschen; man hörte wohl noch einige Scherze, auf die nur mühsam unterdrücktes Lachen folgte: aber das fand nur noch in ziemlichen Zwischenräumen statt, und gleichsam blos um die feierliche Stille, worin sich dies letzte Geflüster verlor, noch auffallender zu machen.

Unterdessen nahte die stolze Britin mit erstaunlicher Schnelligkeit, ohne noch zu wissen, was eigentlich diese schwimmende Masse sey, welche ihr die Deiningen fast gänzlich verbargen; sie hatte sich dicht an den Wind gelegt, alle Segel beigesetzt und steuerte geradezu auf das Wrack, in welchem das Verderben auf sie lauerte. Einige alte Freibeuter lugten durch die Risse des gemalten Segeltuchstreifens, der über die Kanonenlage hinlief, um die Stückpforten zu maskiren, und bewunderten die Anmuth und Schnelligkeit ihres Laufs. Um gerecht zu seyn, muß man gestehen, es war ein hübsches Fahrzeug von überraschendem Ebenmaße und so feinem Bau, daß es die meisten Schiffe von gleicher Stärke übersegelt hätte; es war eine jener eleganten Corvetten, welche die Werfte der Themse verlassen; flink und leicht, in ihrem Fluge alle Wellenlinien der Deining zeichnend, erinnerte sie an eine jener Möven, die man vom Strande aus so gerne beobachtet, wie sie sich sanft auf ihren weiten Schwingen wiegen, pfeilschnell an der Oberfläche der wogenden See hinschießen und fischend die befiederte Brust in die kühlen Wellen tauchen.

Wie nun die Corvette immer größer wurde und deutlich ihren blendend weißen Gürtel mit den zahlreichen hohen Stückpforten zeigte, malte sich die bange Erwartung lebhafter auf den Gesichtern der Piraten; es herrschte eine so tiefe Stille, daß man fast den Herzschlag gehört hätte. Die Augenblicke vor dem Gefechte sind weit schrecklicher als der wildeste Kampf; die peinliche Ungewißheit macht einen tiefen Eindruck auf die rohen Gemüther, während der Aberglaube in der geisterhaften Stille dieselben beschleicht, sie durch allerlei meist düstere Ahnungen ängstigt und in eine fürchterliche Unruhe versetzt, die aber bei'm ersten Schusse völlig verschwindet, da jetzt ein Jeder vollauf zu thun hat, und die Arbeit ihm keine Zeit läßt, seinen Gedanken nachzuhängen.

„An die Stücke! All' zur Hand!" — Nur ein Ruf, nur eine Bewegung, dann wieder völlige Ruhe.

Der englische Commodor manövrirte, um das Wrack zu rekognosciren und segelte gerade seitlängs der Bajadere auf viertel Kanonenschußweite hin.

„Die Maske 'runter! und alle Donnerwetter! ihr Andern, gut gezielt!" — Die Segeltuchstreifen verschwanden im Nu, und der Brite konnte nun die doppelte Reihe der Carronaden der Batterie und der Kastelle überzählen, welche ihm drohend die gähnenden Schlünde entgegenreckten, die das geübte Auge der Stückmeister auf ihn richtete.

„Feuer!" tönte es von dem Engländer herüber, ein Blitz zuckte aus einer seiner Carronaden, ein heftiger Knall folgte, und durch die weiße Dampfwolke, welche die Corvette momentan umschleierte, stieg rasch die englische Flagge am Gaffallien empor, entfaltete sich und wehte stolz in der sanften Brise. Es war der blinde Preischuß, wodurch der Brite das seltsame unheimliche Schiff aufforderte, seine Flagge zu hissen.

„Feuer!" .... Mit gehobener Faust und die Axe ihrer Stücke auf den Feind richtend, wiederholten die Commandeurs der Stücke das schreckliche, langersehnte Commando; ein langer Blitz durcheilte die beiden Geschützlagen; der Knall war fürchterlich, dichtes Dampfgewölk umhüllte einen Augenblick die Bajadere und erlaubte ihr nicht, die Wirkung ihrer Schüsse zu überblicken. Wie ein Vulkan, hatten die Batterien ihre Blitze und Todesgeschosse geschleudert; unter dem Donner ihrer eigenen Geschütze hatte die grausame Schöne gezittert, und ihre Mannschaft brüllte ein freudiges Hurrah in den Nachhall der schrecklichen Explosion. Wirbelnd stieg der Dampf in die Höhe und schmückte das entmastete Fahrzeug mit einem phantastischen Segelwerke. Nun konnte der Piraten-Capitain auch die feindliche Corvette in seinem Kielwasser wieder unterscheiden und zu seinem größten Schrecken sehen, wie sie sich mit ihrer Breitseite vor seinen Spiegel legte; denn in dieser Stellung konnte sie sein Zwischendeck der Länge nach bestreichen und säubern, ohne besorgen zu müssen, daß eine Kugel fehle oder daß der Feind ihr Feuer erwiedere. Die Mannschaft der Bajadere konnte jetzt auch die Wirkung ihrer vollen Lage sehen; die Richtung ihrer Geschütze

war durch die Bewegung des Schlingerns verändert worden und die Kugeln hatten das englische Fahrzeug oberhalb der Wasserlinie in das Holz getroffen. Die Wirkung der Stangen- und Kettenkugeln war schrecklich; weite Oeffnungen hatten die feindliche Schiffswand zerrissen und der Bergbölzer-Gang war überall durchlöchert: das war viel; aber genug? .... Nein! Der Engländer hätte die ganze Lage zwischen Wind und Wasser erhalten müssen, so daß er, wenn nicht gesunken, doch wenigstens kampfunfähig geworden wäre, darauf hatte der alte Piraten-Capitain gerechnet; der Erfolg hatte ihn getäuscht. Aus der Bewegung und dem Lärm auf dem Deck des Feindes mußte er schließen, daß dessen Verlust an Leuten gerade nicht bedeutend gewesen sey; der Brite hingegen, weit entfernt, durch diese Schlappe entmuthigt zu seyn, schien, durch diesen verrätherischen Angriff zur Rache entflammt, nur daran zu denken, dem Corsaren alles angethane Ungemach reichlich wieder zu vergelten. Auf den Befehl: „Feuer nach Belieben!" sandten die englischen Carronaden geschäftig dem fast wehrlosen Feinde ihre verderblichen Geschosse zu, alle wohl gezielt und gehörig wirksam, während die Bajadere dies mörderische Feuer nur durch die zwei langen 16pfündigen Schiffskanonen, die Sternjäger, welche sie im Hintertheile führte und die man für den Augenblick noch durch zwei 24pfündige Carronaden verdoppelt hatte, erwiedern konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug nach Pompeji.

(Schluß.)

Bei weiterer Nachgrabung fand man mehrere Hundert Gläser, die in einander standen, und zwischen denen das Stroh verbrannt war. Es unterlag keinem Zweifel, wir befanden uns in dem Zimmer eines Glashändlers. Noch mehrere Gegenstände von Bronze wurden in diesem Zimmer gefunden, unter andern einige Lampen von Thon und zwei kleine Jagdhunde von Bronze, die wahrscheinlich zu einem Altare der Diana gehörten.

Schon damals konnte ich durch zwanzig Straßen gehen, die mit Lava gepflastert und erhabenen Fußwegen versehen sind. Ich trat in viele Häuser und sah nicht nur die verschiedenen Zimmer und Kammern, sondern sogar Freskogemälde an ihren Wänden. Wir sahen zwei Fori, zwei Theater, wovon eines von weißem Marmor ganz gut erhalten ist. Wir betraten neun Tempel, ein Amphitheater, einen Friedhof mit herrlichen Monumenten, eine Kaserne und Bäder. Wir sahen die Mauern der Stadt in einer Ausdehnung von zwei Miglien und fast schien es mir, als umgäben mich die Geister der ehemaligen Bewohner dieser schönen, freundlich gelegenen Stadt. Auf dem Friedhofe las ich Inschriften, daß es mir war, als müßte ich die Personen gekannt haben, deren Asche hier in Urnen aufbewahret wird.

Es ist ein ganz eigenes Gefühl, an einem Orte, in Häusern, in Zimmern zu wandeln, die vor fast zwei tausend Jahren ein ganz anderes Geschlecht beherbergten.

Unwillkürlich drängte sich mir die Frage auf: Wer mag in diesen Zimmern gelebt haben, wie lebte er, was hatte er für Sitten und Gebräuche, verschieden von den deinigen? Vielleicht umschweben dich die Manen ihrer Bewohner und sehen mit Mitleid auf dein luxuriöses, entnervtes Jahrhundert. Wie verschieden ist die Einrichtung der Häuser Pompeji's von den unserigen; wie klein, wie gering die Anzahl ihrer Zimmer, und wie großartig ihre Tempel und andere öffentliche Gebäude. Der Römer lebte wenig in seinem Hause. Sein Leben war ein öffentliches. Wer nicht dem Mars diente, weihte seine Geisteskräfte der Asträa und diese rief ihn auf das Forum, wo Alles öffentlich verhandelt wurde. Oder sein Hang zu Schauspielen führte ihn ins Theater oder auf die Arena, und so diente ihm sein Haus höchstens als Schlafgemach.

Tausende von Gegenständen, die entweder zum Hausrathe oder zur Zierde oder zum Unterhalte dienten, wurden in Pompeji gefunden und nach den Studien (ein großes Gebäude, worin sich Statuen, Gemälde und andere Kunstgegenstände befinden) zu Neapel gebracht. Ich sah daselbst Candelabern, Vasen, Lampen, Statuen, Küchengeschirre, spitzige und schneidende Instrumente, Ringe, Armbänder, Halsketten, Ohrgehänge u. dgl. Welche Arme, welche Finger, wessen Hals mögen die wohl einst geziert haben? Man zeigte mir ein Gefäß mit Wein, Kuchen, Kaffeebohnen. Ich sah eine vollkommene Damentoilette, in der sich sogar Schminke befand.

Eine neue königliche Ordre befiehlt, daß alle Gegenstände dort gelassen werden, wo man sie findet, was gewiß sehr weise ist, indem dadurch nicht nur vielen Verwechselungen vorgebeugt wird, da sich so viele Statuen im Museum zu Neapel befinden, während dem die dazu gehörigen Piedestale in Pompeji verblieben; sondern der Fremde sich auch beim Besuche Pompeji's gleichsam in eine von ihren längst dahingeschiedenen Einwohnern bewohnte Stadt versetzt glaubt. Tritt man in ein reinliches Zimmer, dessen Wände mit Freskomalereien geziert sind; sieht man das Hausgeräthe, ja sogar manchen Luxusartikel: wer sollte sich da nicht auf Augenblicke so weit vergessen, zu glauben, die Bewohner seyen nur in Geschäften abwesend und müßten bald wieder nach Hause kommen. Am leichtesten wird man in diese angenehme Illusion versetzt, wenn man in großer Gesellschaft Pompeji besucht und sich der Eine in diesem, der Andere in einem andern Zimmer herumtreibt, wo man beim Nahen eines guten Bekannten einen alten Pompejaner erwarten zu müssen glaubt. Kurz, der in Pompeji verlebte Tag und alles das, was ich daselbst gesehen, versetzte mich in die alte Römerzeit und gab mir ein deutliches Bild von ihrem öffentlichen und Privatleben.

Pr. F.....f.

Johann Albrecht Friedrich Eichhorn.

(Biographische Skizze.)

Den 2. März 1779 zu Werthheim am Main geboren, ward schon als Knabe in ihm von seinem Vater, der damals Hofkammerrath in Diensten des Reichsgrafen Löwenstein-Werthheim und ein Bewunderer Friedrichs des Großen war, eine solche Vorliebe für Preußen erweckt, daß er im siebenzehnten Jahre die Universität Göttingen mit dem Vorsatze bezog, nach vollbrachten juristischen Studien seine Heimath und sein Vaterland in Preußen für die Zukunft zu suchen. Die Leitung der Erziehung eines jungen Mannes aus angesehener Familie diente ihm, nachdem er einen Augenblick geschwankt, ob er sich vielleicht zum akademischen Beruf ausbilden sollte, als Vermittelung zum Uebertritt in den preußischen Staatsdienst. Im Jahr 1800 als Auskultator bei dem Kleveschen Ober-Landes-Gericht (damals

noch Regierung genannt) angestellt, bewog ihn der Wunsch, sobald als möglich eine selbstständige Lage zu gewinnen und die väterliche Unterstützung seinen jüngeren Geschwistern nicht länger zu entziehen, 1801 die Stelle eines Auditeurs und Regiments-Quartiermeisters anzunehmen. Als das Bataillon, bei dem er stand, in Hildesheim 1803 eine feste Garnison bezogen hatte, benutzte er die dortige Einrichtung eines Obergerichts, um sich zum dritten Examen vorzubereiten. Nachdem er dies bestanden, ward er im Frühjahr 1806 als Assessor ohne Gehalt bei dem Kammergericht in Berlin angestellt, wo er sich des besonderen Wohlwollens des damaligen Kammergerichts-Präsidenten, nachherigen Justizministers von Kircheisen zu erfreuen hatte. — Als die großen Geschicke über das unglückliche Preußen ausbrachen, vereinigten ihn seine Gesinnungen frühzeitig mit den Männern, die an der Wiedergeburt ihres Vaterlandes nicht verzweifelten, und daher im Stillen die Flammen nährten und hegten, welche dann im Jahre 1813 mit dem Wahlspruch: „Mit Gott für König und Vaterland" hervorbrachen. Gemeinschaftlich mit dem nachherigen General von Elsner erhielt er den Auftrag, die Gefangenen von 1806 und 1807, als Napoleon sie freigab, an der französischen Gränze zu übernehmen, und dabei wurden von ihm die vorkommenden Verhandlungen mit den französischen Behörden und mehreren Staaten des Rheinbundes zur besonderen Zufriedenheit geführt. — Im Jahre 1810 ward er Kammergerichts-Rath und zugleich Syndikus bei der neuerrichteten Universität in Berlin. Als im J. 1813 der König durch seinen Aufruf die Losung zur allgemeinen Volksbewaffnung gab, widmete Eichhorn, Mitglied des Ausschusses zur Organisation der Landwehr und des Landsturms zu Berlin, dieser Sache seine ganze Thätigkeit. Nach Aufkündigung des Waffenstillstandes im August 1813 aber folgte er als Freiwilliger der schlesischen Armee, und war in der Umgebung des Chefs ihres Generalstabes, des ihm nahe befreundeten Generals von Gneisenau, Theilnehmer und Zeuge ihrer Thaten bis zur Einnahme von Leipzig. Hier eröffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis in der dem Minister von Stein anvertrauten Centralregierung der gegen Frankreich verbündeten Mächte über die eroberten Lande. Die Wirksamkeit dieser Verwaltung, an welcher er, das besondere Vertrauen ihres Vorstandes genießend, von Anfang bis Ende einen erfolgreichen Antheil nahm, ist von ihm selbst in einer ohne seinen Namen erschienenen Druckschrift: „Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn von Stein." (1814) beschrieben worden. Ende 1814 kehrte er wieder in seine Amtsthätigkeit als Kammergerichtsrath zurück. Aus dieser berief ihn nach Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich und der bald darauf erfolgten Besitznahme von Paris (d. 10. Juli 1815) der Staatskanzler, Fürst v. Hardenberg, um den Staatsminister von Altenstein, der ihn dazu in Vorschlag gebracht hatte, in der Verwaltung der besetzten französischen Provinzen zu unterstützen. Bei dieser Gelegenheit leistete Eichhorn, unter den Ministern von Altenstein und Humboldt, für die Wiedergewinnung der weggeführten Kunst- und wissenschaftlichen Schätze und für die Liquidation der zahllosen Privatreclamationen aus Preußen und andern Ländern Deutschlands sehr ersprießliche Dienste. Die Anerkennung derselben hatte seine Berufung in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten als geheimer Legationsrath und bald darauf auch als vortragender Rath bei dem Staatskanzler, Fürsten von Hardenberg, zur Folge. Bei Errichtung des Staatsraths im Jahre 1817 wurde er unter die Zahl der ersten Mitglieder, welche das besondere Vertrauen unsers Hochseligen Königs dazu auserwählte, aufgenommen. In dieser neuen doppelten Stellung nahm Eichhorn sowohl an der Begründung des innern als auch des äußeren preußischen Staatsrechts einen wichtigen Antheil. Die Reconstruktion des Staats in Folge der Bestimmungen der Wiener Congreßakte machte mit dem größten Theil der deutschen Staaten und auch mit vielen europäischen Mächten Verhandlungen und Verträge über Territorialausgleichungen, Flußschifffahrt ꝛc. nöthig, die sich bis auf die neuste Zeit herabzogen. — Als die Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten 1818 auf den Grafen von Bernstoff überging, wußte dieser Minister von Eichhorns hingebenden Gesinnungen, Kenntnissen und Erfahrungen den besten Nutzen für die segensreiche Lösung der gerade vorliegenden wichtigen Aufgaben für Deutschland zu ziehen. Besonders war dies der Fall in Absicht der Aufgabe, welche sich dieser Minister, im Geiste und in der Gesinnung seines Königs streng am Recht haltend, gesetzt hatte, um den Bund mit den deutschen Fürsten durch Wahrheit und Aufrichtigkeit und gegenseitiges Wohlwollen immer fester zu begründen, zugleich aber auch bei den deutschen Völkern durch gemeinnützige Einrichtungen das Gefühl eines gemeinsamen Vaterlandes zweckmäßig zu nähren und zu stärken. In der Reihe der zu diesem Zwecke angewandten Bemühungen nahmen die Verhandlungen zwischen Preußen und den andern deutschen Staaten zur Freimachung des innern Handels und Verkehrs in Deutschland, welche bald darauf den preußisch-deutschen Zollverein zu Stande brachte, eine Hauptstelle ein. Unter der Finanzverwaltung der Minister Freiherr v. Motz (seit 1825) und Maaßen (seit 1830) und neuerdings unter dem Grafen v. Alvensleben hat Eichhorn mit segensreichem Erfolge für diesen Zweck unermüdlich fortgearbeitet, so daß nun fast 24 Millionen Deutsche des längst ersehnten Nationalguts der innern Handelsfreiheit theilhaftig geworden sind. — Im Jahre 1831 wurde er als wirklicher geheimer Legationsrath zum Direktor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und sieht sich jetzt, 1840, zu einem der höchsten und wichtigsten Aemter im Staate berufen. War er zur Zeit der Wiedergeburt Preußens noch einer der jüngern unter den begabten Staatsmännern, welche durch die Kraft der Gesinnung und Tiefe der Bildung die vaterländische Begeisterung und den Aufschwung unsers Vaterlandes wieder herbeiführten, war sein umsichtiges Wirken seither immer für Preußens Wohl und Gedeihen wach und segensreich geschäftig: dann dürfen wir mit Recht von dem in solcher Thätigkeit und in solchen Erfahrungen herangealterten Staatsmann die zuversichtlichsten Hoffnungen auch in seiner neuen hohen Stellung hegen. (Bresl. Ztg.)

Korrespondenz.

Worms, 26. August.

Obschon durch die Abwesenheit unserer Garnison hie und da eine Leere bemerkbar geworden ist, wurde doch das Namensfest unseres Allerdurchlauchtigsten Großherzogs in üblicher Form dahier gefeiert; das solenne Festmahl im Schwanen und der Festball im Adler waren sehr besucht, und alle Anwesende vergnügten sich in ungezwungener jovialer Weise. — Vor wenigen Tagen hatten wir ein Unglück zu beklagen, welches in einer Rücksicht wohl Veröffentlichung verdient: eine allgemein geachtete Bürgersfrau, Mutter von drei Kindern, besuchte das warme Rheinbad dahier; sey es nun, daß das Bad von ihr zu warm angelassen

war, oder daß sie ohne besondere Veranlassung eine Nervenschwäche befiel — kurz, spät am Abend, als es endlich aufgefallen war, daß sie so lange eingeschlossen blieb, fand man sie todt in der Badwanne. Wäre an jeder Badwanne ein Schellenzug angebracht, so wäre es wohl möglich, daß diesmal ein Menschenleben gerettet worden und es sollte wirklich den Eigenthümern solcher Bäder polizeilich aufgegeben werden, Schellenzüge so anzubringen, daß sie leicht aus dem Bade gezogen werden könnten.

Auszug aus dem Saphir'schen Gutenbergs-Album.

1.

Weil ich will ein Dichter seyn,
Schreib' ich mich in's Album 'nein;
Weil ich steh' im Album d'rin,
Weiß ich, daß ich Dichter bin.

Kaspar Trix, Tuch-Ausmesser, Kaschmir-Ingenieur und Leinwand-Geometer in Bergzabern.

2.

Nach Schiller's: „An die Muse."

Was wir ohne dich wären, ich weiß es nicht — aber mir graut,
Seh' ich, was mit sammt dir Hundert' und Tausende sind.

M. G. Saphir.

4.

Durch deine kleinen Lettern
Wir könnten seyn gleich Göttern!
Doch deine kleinen Lettern
Sie dienen oft Hundsdöttern!
Ach, deine kleinen Lettern
Sind ekelhaft in Blättern!
In deinen kleinen Lettern
Da salbt man seine Vettern!
Im Schutz von deinen Lettern
Sieht Lorbeer man entblättern!
Im Schatten deiner Lettern
Hört man Pasquille wettern!
Das Blei von deinen Lettern
Wird Gift bei Gottesspöttern!
Man braucht nur deine Lettern,
Sich selber zu vergöttern!
Auf deinen kleinen Lettern
Will man zum Himmel klettern!
Mit Hülfe deiner Lettern,
Will man Gesetz zerschmettern!
O mach' doch deine Lettern
Einmal zu Geisteslettern!

Der Humorist. (Ich ergreife die Gelegenheit, im »Gutenberg-Albume« anzuzeigen, daß man auf diese Zeitschrift abonniren kann!!!)

6.

Gutenberg hat die Buchdruckerkunst erfunden.

Ein deutscher Prosaist.

9.

Wandle auf Rosen und Lerzißmeinnicht!

Jeannette aus Hinterpommern.

10.

Vivat: An dem Tag, an welchem Gutenberg's Monument gesetzt wurde, könnte man jährlich wieder im englischen Hause um 2 Rthlr. ein Festessen essen!

Die Mittwochs-Gesellschaft.

Mannichfaltigkeiten.

Mad. Necker sagte einst: wenn sie die Existenz und das Treiben der Frauen mitten unter den großen Ereignissen einer Zeit betrachte, so kämen ihr die Frauen vor, wie die Emballage, in die man das Porzellan packt und die man gewöhnlich für gar nichts rechnet; dennoch würden ohne dieselbe die kostbaren Vasen alle zerbrechen.

Die Clegg'sche Luftseisenbahn bei Wormwood Scrubbs ward vor einigen Tagen von zwei deshalb ernannten Regierungscommissären, Sir Frederic Smith und Professor Barlow, beaugenscheinigt, die, so wie mehrere gleichfalls anwesende ausgezeichnete Ingenieure und Praktiker, ihre vollkommene Zufriedenheit mit diesem »neuen großen Ergebniß der praktischen Philosophie (so nennen die Engländer die Mechanik)« ausdrückten. Die Wagen scheinen bei ihrer Zurücklegung von 30 Meilen in einer Stunde gleichsam wie von Zauberkraft getrieben, und das Auge, das an das schwere dampfende Gerumpel der auf allen andern Eisenbahnen üblichen Locomotive gewöhnt ist, kann nicht satt werden, das Schauspiel dieser kaum wahrnehmbaren, eben so einfachen als gewaltigen Kraftentwicklung zu bewundern. »Diese Erfindung,« sagt die Times, der wir vorstehende Angabe entlehnen, »wird, wie alle ähnlichen, auf Widerspruch stoßen und mit den Vorurtheilen und Interessen einer Menge von Menschen zu kämpfen haben; aber wir zweifeln nicht, daß sie zuletzt und zwar in nicht langer Zeit zur allgemeinen Anwendung gelangen wird.«

Schinkel soll folgende Idee zu einem Denkmal Friedrichs des Großen gehabt haben: Eine Rotunde; in der Mitte Friedrich, rings seine Generale; das Ganze zugleich eine Sonnenuhr, so daß der Schatten Friedrichs in jeder Stunde auf einen andern General fällt. Wir glauben nicht daran, daß diese Nürnberger Spielwaarenidee aus Schinkel's Geist entsprungen ist.

(Theaternotiz.) Nächsten Sonntag, den 30. d. Mts. wird als erste Mißvorstellung und zum Erstenmale die Oper: Czaar und Zimmermann, von Lortzing, aufgeführt. Sie ist auf mehreren Bühnen bereits mit Beifall gegeben und man rühmt ebenso das anziehende Süjet, wie die gefällige Musik. Die Hauptpartheien sind besetzt durch die Herren Pischek (Czaar), Dettmer (Bürgermeister), Chrudimsky (Chalonneuf), Granfeld (Iwanow) und Dem. Kratky (Marie), und auf Ausstattung und Einstudirung ist die nöthige Sorgfalt verwendet worden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 29. August. Vor hundert Jahren, Sittengemälde in 4 Abth., von E. Raupach. —

Sonntag, 30. August. Belisar, große Oper in 3 Abth.; Musik von Donizetti. Antonina: Mad. Dufloz-Maillard. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Romm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 243 Sonntag, den 30. August 1840.

Scenen aus dem Seeleben.

(Nach dem Französischen des Capitain Fulgence Girard, von J. M. v. t.—)

(Fortsetzung.)

Mitten in dem Schauer von Kartätschen, Glasstücken, zerhacktem Blei und andern Wurfgeschossen, welche zischend und sausend über das Kanonendeck in seiner ganzen Länge hinstrichen und Tod und Verderben in die dichten Haufen des unerschütterlichen Schiffsvolks trugen, theilte der alte Capitain seiner Umgebung einen Eifer mit, dem die Größe der Gefahr nichts anhaben konnte. Hatte er wohl in der Art Berauschung, welche der Geruch des Salpeters in allen im Pulverdampfe ergrauten Köpfen erzeugt, seine düstern Ahnungen vergessen? Oder wollte er etwa, kalt und gleichgültig mitten in diesem verderblichen Sturme, dessen Schrecknisse er mit dem Blicke seines innern Sinnes klar überschaut hatte, und der ihm nur die tröstende Hoffnung der Rache gestattete: wollte er wenigstens, in seinem Muthe, durch eine blutige Entscheidung des Kampfes seine ganze Piratenlaufbahn auf dem letzten Blatte seines Lebens noch einmal kurz zusammenfassen? Das blieb selbst für seinen Lieutenant, der schon so lange und so vertraut mit ihm zusammen gelebt hatte und ihn genau kannte, ein Räthsel. Was auch der Grund gewesen: es war die hinreißende Heiterkeit, welche aus der Leichtigkeit, mit der er in dem Kugelregen athmete, hervorzugehen schien.

„Frisch auf, Jungen!.....Noch ist nicht Alles verloren!... Nur zwei Kugeln, und der Sieg ist unser: eine in den Ruderstock, die andere dem Commodor in's Tageslicht!" —

Ununterbrochen erschallten Geschrei, Kanonendonner, Klagen, Befehle und Hurrah's aus diesem flammenden Hekla, worin Wuth und Verzweiflung, Tod und Verderben gähren; unermüdlich würgt der Tod in grausiger Gestalt seine Opfer, und schauerlich hallt das Fluchen und Aechzen der Verwundeten durch diesen in Rauch und Feuer gehüllten Tartarus. Unter den Anstrengungen der Erbitterung fliegen die schweren Stücke an die Pforten, ihre Todesgeschosse zu schleudern; klirrend schlagen die feindlichen Kugeln in die Kajütenfenster, deren Trümmer verwundend umherfliegen, oder zerfleischen die Bollwerke des Spiegels, während die mörderischen Splitter der Schiffswand die Tapfern, welche sie schützen sollte, verwunden und tödten. Von dem unter den Kartätschen aufspritzenden Blute überschwemmt, straucheln die racheschnaubenden Piraten, welche zu den Kanonen herbeieilen, um die Lücken in den Gliedern auszufüllen, über die Verwundeten und Verstümmelten, die man aus den Reihen schleift, und kreuzen sich mit diesen braven Kindern, den Schiffsjungen, die, vielleicht die Tapfersten in diesem Riesenkampfe, ohne Furcht im dichtesten Kugelregen ihre Carronaden mit Kardusen und Kugeln versehen. Da im Spiegel weite Oeffnungen im Bord die Mannschaft an den vier Kanonen bloßstellen, so giebt der Brite wieder eine volle Lage, um dieselbe zu verjagen; ein dichter Eisenhagel zerreißt die compakte Masse der Streiter und wirft mit einem Schlage eine reichliche Ernte von Todten und Verwundeten auf das blutgetränkte Deck nieder. Alle, welche die Kanonen bedienten, sind verschwunden, und die Stücke selbst demontirt; das Blut strömt aus vollen Speigatten, und die Reihen der Freibeuter wurden ziemlich dünn.

Doch der Capitain verlor nichts von seiner Geistesgegenwart und Thatkraft; die unbrauchbaren Stücke des Hecks wurden durch neue ersetzt und auf seinen Ruf von frischer Mannschaft umringt.

„Hat Alles nichts zu bedeuten!... 's ist schon ganz recht! — Nur Muth, Jungen"! — rief er — „nur Muth! Wer wird einen Puff oder ein paar Rippenstöße scheuen; damit es lustig hergehe, müssen die Gehirne die Rapertachsen schmieren!"

Die Bajadere eröffnete wieder ihr Feuer, während der Engländer geschäftig seine Breitseite entlud, das Werk der Zerstörung zu vollenden. Eine Catastrophe mußte aber bald eintreffen; denn schon rauschte das Wasser im Kielraum, der durch die vielen Grundschüsse allenthalben leck war, während das Schiff in seinen obern Theilen nicht minder beschädigt ward. Alle Treppen waren zertrümmert, und man mußte durch aufeinander geschichtete Leichen und durch Fallreepe die Communikation zwischen den Verdecken herstellen. Die Mannschaft, schon durch den Orkan geschwächt, wurde haufenweise durch die Lagen des Feindes weggerafft und das Deck allmählig verlassen und öde.

Der Capitain zeigte fortwährend die größte Ruhe und den unerschütterlichsten Gleichmuth. Da erschien plötzlich der Cajütenjunge auf dem Deck, stürzte auf ihn los und rief, die Verzweiflung im Blick: „Acht Fuß Wasser im Raum, Commandant! wir sinken..." Der Donner der Geschütze übertäubte seine schwache Stimme; eine Stangenkugel traf ihn in die Hüfte und riß ihn fast mitten entzwei; lautlos stürzte das arme Kind zusammen. Der Wache-Offizier und der Hochbootsmann wur-

den durch eine Kugel niedergeworfen; jenem der Leib aufgerissen, diesem beide Schenkel zerschmettert.

„Leb' wohl, Meister Jakob" — sprach der Capitän mit schmerzlichem Lächeln, — „mach' uns Quartier und besorge gutes Wetter, wir werden auch bald heimsegeln."

Einige Matrosen hoben die zum Tode verwundeten Offiziere auf, um sie aus dem Gedränge zu tragen, als die Bajadere unter einem neuen Kugelregen erbebte; der Hochbootsmann, von einer Kartätsche an die Stirn getroffen, athmete nicht mehr und wurde über Bord geworfen; der Offizier flehte, in seinem Blute schwimmend, mit matter Stimme seine Leute an, daß sie ihn auch den Fluthen übergeben möchten, und folgte, von einigen mitleidigen Matrosen erhört, seinem Gefährten nach. Dem Schiemanne zerschmetterte, gerade als er dem Capitain etwas meldete, eine Kartätschenkugel den linken Arm. „Steig' hinab und laß Dich verbinden," sprach ruhig der Capitain.

„Hat keine Eile, Commandant; ich verlasse meinen Posten nicht, und wenn mir noch mehr Kugeln durch's Takelwerk gehen; werde mich schon selbst wieder splissen können, oder es gar nicht mehr nöthig haben."

„Die Kugeln verschonen die Braven, mein Alter."

„Ganz recht, Capitain; ich spüre es." Und der unerschrokkene Seemann umwickelte den blutenden Arm mit seinem Halstuche und fuhr fort, seine Gefährten durch Wort und That anzufeuern, bis ihn eine Kugel todt niederstreckte. So fanden nach und nach die verschiedenen Deckoffiziere den Tod an der Seite ihres Capitains, der sie mit scheinbarer Ruhe und Gleichgültigkeit fallen sah.

Die Arme gekreuzt und an den großen Mast gelehnt, schien der Lieutenant darauf zu warten, daß ihn eine Kugel von seinem Posten abrufe und aus dieser Vernichtungsscene wegreiße, als eine Hand sich krampfhaft an seinen Schenkel klammerte. Es war der Capitain, den eine Kartätschenbüchse von seiner Pulvertonne herabgeworfen hatte.

„Ihr seyd verwundet, Commandant!..." sprach hastig der Lieutenant.

„Mehr als das, mein Sohn!... Nun?... was sagte ich Dir?..."

„Es ist vielleicht noch Hoffnung!" — Der Capitain lächelte und zuckte die Achseln.

„Das gerade nicht..... Dein Wort.... kann ich darauf zählen?"

„Fürchtet nichts; von uns sollen sie nichts als Leichen und Planken bekommen, die englischen Hunde. Aber, Commandant, der Wundarzt..."

„Sieh', das ist der sicherste;.... der wird mich nicht verfehlen." — Bei diesen Worten faßte er den Lauf einer Pistole zwischen die Zähne, ... der Schuß fiel, das Gehirn spritzte umher. Der unglückliche Capitain stürzte todt auf's Deck nieder zu den Füßen seines Lieutenants, welcher schaudernd diesen Aufenthalt des Todes und des Schreckens verließ.

(Schluß folgt.)

Die Straße La Harpe.

Unter dem Titel: eine Pariser Familien-Geschichte von S. Hänle. Würzburg, 1840. Verlag der Stahel'schen Buchhandlung — ist ein Roman erschienen, welcher der modernen Schule angehört. Er schildert die unerfreulichen Verhältnisse einer Familie, deren Frauen, Söhne und Töchter sich vom Pfade der Tugend und Sittlichkeit weit entfernt und in Beziehungen eingelassen haben, welche wir hier nicht andeuten wollen. Die Absicht des Verfassers mag eine gute gewesen seyn, ob auch die Wirkung es seyn wird, das steht zu bezweifeln. „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch." So viel ist gewiß, daß Romane, wie der vorliegende, in Deutschland wenig Glück machen können und über das Bereich der Leih- und Lesebibliotheken nicht hinausgehen. Uebrigens ist die Geschichte gut und pikant geschrieben. Schade, daß der Verfasser, dessen Talent nicht zu verkennen ist, ein so anstößiges Thema gewählt hat.

Die Rue de la Harpe ist eine der ältesten Straßen von Paris. Ihre hohen, schmalen Häuser haben finstere Gesichter. Sie scheinen zu stolz zu seyn, sich eine falsche Jugend aufschminken zu wollen, wie es doch außerdem Brauch ist bei den Häusern der alten koketten Stadt. Unverhüllt tragen sie ihre altergrauen Züge, und wer in ihnen zu lesen verstände, würde darin die ganze Geschichte des wollüstigen, grausamen Paris geschrieben sehen.

Der köstliche Thermenpalast der gallischen Lutetia war das erste Haus auf dieser Straße. Unter den ersten Franzosenkönigen war sie die Straße der reichen und vornehmen Welt. Damals sah sie wohlbegüterte unterwürfige Bürgersleute leise und furchtsam dahinschleichen, und sich demüthiglich bücken vor den stolzen, klirrenden Rittern und Stegreifrittern. Darauf kam die Zeit der Studenten. Die weitberühmte Sorbonne erstand in einer Nebengasse der Rue de la Harpe, und von nah und fern zogen lernbegierige Jünglinge ein. Aber die lustige Schaar der Schüler vertrieb bald mit ihren muthwilligen Streichen die vornehmen und gesetzten Stände. Schonte sie ja, keck und übermüthig im Bewußtseyn ihrer Privilegien, weder des anständigen Bürgers, noch des großthuenden Junkers, am allerwenigsten aber der reizenden, so verführerisch-zimperlich blickenden „Bourgeoise." Und dann die glänzenden Tage des prächtigen Hofhaltes der Heinriche und der letzten Ludwige. Oft damals schlüpfte nächtlicher Weile in unscheinbarer Tracht ein vornehmes Fräulein durch die schmutzigen Thüren der Wohnungen in der Rue de la Harpe, und die schwarzen, finsteren Wände ihrer Häuser bargen damals prächtige Säle, wo man bei köstlichen Gelagen die üppigsten Feste feierte. Aber die Lärmtrommeln der Revolution von 1789 rüttelten die zärtlichen Schäfer aus ihrem trägen, wollüstigen Schlummer — es war ein tohes, mörderisches Geschlecht erstanden, das Rache nahm für die Schmach und die Unterdrückung vergangener Jahrhunderte. Aus den harmlosen Studenten, aus den unterthänigen Krämern, Friseurs und Ouvriers der de la Harpe-Straße waren die wüthendsten Bestürmer der Bastille, die grausamsten Mörder der Marien und Elisabethen geworden. Doch was sage ich! Auch in jenen wilden Zeiten hatte die Wissenschaft ein verborgenes, sicheres Asyl in dieser Straße gefunden. Mitten unter dem Freiheitsgejauchze der Marseiller Wüthericht, unter den Siegesmärschen der neuen Prätorianer pflog dort der ehrwürdige, gelehrte la Harpe seiner Studien, und schrieb dort seine unsterbliche Geschichte der französischen Poesie.

Jetzt ist die Rue de la Harpe eine der lebhaftesten, aber

auch eine der schmutzigsten Straßen des lateinischen Viertels. Hinter den schmalen, in gothischer Form gebauten Fensterlein des dritten oder gar des vierten Stocks ihrer Häuser wohnt der Herr und Ernährer derselben — der Student. Neben, über und unter ihm, Alles wohnt seinetwegen da. Die Buchhändler-, Buchbinder-, Schuster-, Schneider-, Waffen-, Spezerei- und Consituren-Läden, die in so mannichfaltiger Abwechslung die Rue de la Harpe garniren, alle sind nur deßhalb da, um die schweißerkauften Departements-Mutter-Pfennige der Herren Studirenden vergeuden zu helfen. Sieh da das Aushängschild des Friseurs „Zum schönen Studenten und seiner schönen Frau", die „elegant" geschmückten Säle der Restaurants, bei denen man à 6 Sous die Platte köstlich diniren kann. Steigen wir, nachdem wir einen langen, engen Gang passirt, und einem rußigen, schuhflickenden Portier Auskunft gegeben haben, die erste Treppe eines solchen Hauses hinauf, so kommt uns ein derber, kräftig gebauter Maitre d'Hotel entgegen, dem man es wohl ansehen kann, daß er bei allenfallsigen Streitigkeiten nicht erst die Hülfe der Polizei zu requiriren gesonnen ist. Er wird dir höflichst die verlangten Aufschlüsse ertheilen, und du kannst, wenn du gerade einen Unglücklichen des Dachstübchens besuchen willst, im Treppenhinaufsteigen neben den Studenten eine ganze Welt ihnen dienender Ouvriers bemerken. Den siebenten Stock behauptet dann die fleißige Grisette — aber freilich oft nur auf kurze Zeit, da ein lustiger Musensohn, ihre schöne Handarbeit und ihre schönere Hand bewundernd, sie hinunterholt in seine bequemere Wohnung.

Die theuer bezahlte Unhöflichkeit.

Der Lederfabrikant Seguin, Erfinder der Schnellgerberei, hatte sich während der Revolutions-Kriege, in welchen er das Schuhwerk für die französischen Heere geliefert, ein ungeheures Vermögen erworben. Sobald nach der Schreckenszeit Ruhe und Ordnung wieder zurückkehrten, fing er an, einen ungemessenen Aufwand zu machen, und erregte dadurch ein großes Aufsehen in Paris, wo es seit der Zeit Ludwig XVI. nicht gesehen worden war, daß Jemand, wie es Seguin that, sechs englische Pferde vor seinen Wagen spannte. Es mißfiel dies Bonaparte sehr, der eben Konsul geworden war; indeß gab es kein Gesetz, das einem Bürger der Republik untersagte, mit einem Gespann von Sechsen zu fahren.

Der erste Konsul war eines Tages auf der Jagd. Durch ein Versehen waren seine Equipagen nicht bei der Hand, als er nach Hause fahren wollte. Einer seiner Adjutanten erinnerte sich, daß Seguins Landgut ganz in der Nähe war, und eilte dahin, ihn um seine Pferde für Bonaparte zu ersuchen. Seguin verweigerte diese und erwiederte ganz keck: „Ich halte mir meine Pferde zu meinem Vergnügen und nur für mich! Bonaparte mag sich nach seinen Pferden umsehen, wenn er welche braucht."

Der erste Konsul wurde sehr zornig, als man ihm diese Antwort hinterbrachte, und fragte, ob dies derselbe Seguin sey, welcher der Armee Leder zu Schuhen geliefert, das keinen Stich gehalten habe. Dies wurde bejaht und er befahl, daß sofort eine Kommission zusammentrete, um die Kriegsrechnungen nachzusehen, wonach ihm über die Lieferungen an Schuhwerk und die dafür gezahlten Summen Bericht erstattet werden solle. Auf den Bericht dieser Kommission ward Seguin angekündigt, die Republik habe zwei Millionen Franken an ihn zu fordern, die er sogleich bezahlen möge. Seguin weigerte sich, die Summe zu entrichten, und ward daher nach dem Gefängniß St. Pelagie gebracht, da nach den französischen Gesetzen der Gläubiger seinen Schuldner, wenn dieser nicht zahlt, fünf Jahre lang kann festsetzen lassen, wo er indeß für dessen Unterhalt sorgen muß, wenn es der Schuldner verlangt.

Seguin miethete sich in St. Pelagie eine Menge Zimmer, sah viele Leute bei sich und lebte auf die vornehmste Weise. Kaum waren aber sechs Monate verflossen, so fand er doch, daß ein Gefängniß, selbst wenn man ein gutes Leben darin führe, immer höchst unbequem sey; er zahlte die geforderten zwei Millionen Franken und ward sogleich wieder in Freiheit gesetzt.

(Zeitschw.)

Korrespondenz.

Schlangenbad, 27. August.

Die Kur, welche sich Anfangs dahier nicht recht machen wollte, ist jetzt im erfreulichen Zustande und täglichen Zunehmen begriffen. Leute von hohem Rang beehren diesen Ort durch ihre Anwesenheit. Wer Schlangenbad in ruhigen Jahren nicht gesehen hat, kennt es fast nicht wieder, so sehr hat es sich zu seinem Vortheile verändert. Nicht von den palastähnlichen Häusern zu reden, welche in der kurzen Zeit entstanden sind, und der wohlthätigen Restauration, welche der alte, durch seinen Herrn Bewohner berühmt gewordene Nassauer Hof erfahren hat, steigen auch von Jahr zu Jahr neue Anlagen aus unwirthbaren Wüstenein bezaubernd hervor und tragen nicht wenig bei, diesen ohnehin durch seine natürlich schönen Umgebungen romantischen Badeort äußerst beliebt zu machen. — Dem Vernehmen nach ist auch ein näherer, ebnerer Weg durch den herrlichen Buchenwald nach dem ½ Stunden entfernten Rauenthal, das fast alle hiesigen Kurgäste wegen der schönen Aussicht Bubenhausen und mehr noch wegen des ausgezeichneten Rebensaftes besuchen, projektirt, dessen Ausführung sehnlichst allgemein gewünscht wird. Sehr angenehm ist nun für das dorthin lustwandelnde Kurpublikum die Errichtung der neuen Wirthschaft zum Nassauer Hof, wo man alles das befriedigt findet, was bisher vermißt und gewünscht wurde. Wer besonders jetzt einen guten oder ausgezeichneten Rauenthaler haben will, der braucht sich nicht mehr für Geld und gute Worte, wie früher, an Privaten zu wenden, sondern er kann dort billig mäßig Wein von allen Qualitäten und Quantitäten erhalten, den die dasigen Weinproduzenten wetteifernd dem betreffenden Herrn Gastwirthe zur Verfügung stellen. — So vereinigt sich also Vielfältiges zur Vergnügung der verehrlichen Schlangenbader Kurgäste, von denen einer zu seyn ich auch die Ehre habe.

Heidelberg, 23. August.

Die badische Schulzeitung und Berichtigung des Punktes 4 des in der Didaskalia Nro. 231 erschienenen, die Sinsheimer Lehrerversammlung beschreibenden Artikels.

Wenn es wahr ist, daß gute Volksschulen den unmittelbarsten, ausgebreitetsten und entschiedensten Einfluß auf Menschenveredlung und Wohlstand haben, daß gute Volksschulen gute Lehrer voraussetzen und daß Lehrerbildung durch Vereine und durch öffentliche Blätter, die ausschließlich die Schule und den Lehrerberuf besprechen, bezweckt wird — so darf es als ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit angesehen werden, wenn an verschiedenen Orten diese Lehrerbildungsinstitute in's Leben treten. Die badischen Volksschullehrer haben seit dem 1. Juli eine Schulzeitung, die in Mannheim herauskommt und deren Tendenz Mittheilung pädagogischer und methodischer Aufsätze, so wie überhaupt alles dessen, was in den Lehrerberuf einschlägt, ist. Die Lehrer frohlockten über ihr Erscheinen und begrüßten sie mit Begeisterung. Das Wort des Einen vernehmen jetzt Viele, die Erfahrung des Andern wird Gemeingut des ganzen Standes;

es findet ein geistiger Verkehr, ein Austausch von Ideen und Ansichten statt. Was Gutenbergs hohe und wichtige Erfindung der ganzen Menschheit wurde, das wird eine Zeitung dem Stand, für den sie bestimmt ist. Die badische Schulzeitung hat bis jetzt den Anforderungen des Lehrerstandes entsprochen und sie erfreut sich täglich noch einer größeren Ausbreitung. Auffallend war es daher, daß Lehrer Letzeiser bei der Lehrerversammlung in Sinsheim diesem Blatte entgegen arbeitete, und, weil er in persönlicher Zerwürfniß mit dem Verleger desselben ist, glaubte, ein neues, für den in Aussicht stehenden Lehrerverein bestimmtes Organ in's Leben rufen zu müssen. Die eminent größere Zahl der versammelten Lehrer sprach sich aber dahin aus, daß das jetzige Schulblatt den Anforderungen Genüge leiste, daß zwei Schulzeitungen neben einander nicht bestehen könnten und daß hauptsächlich, da noch kein definitiver Lehrerverein — es muß vorher noch die Genehmigung von hoher Regierung eingeholt werden — existirt, auch kein Organ für denselben nöthig sey. Letzeiser und nur wenige andere Lehrer wollten durchaus nicht in diese Ansicht eingehen. Da wurde von Lehrer Sauer aus Gemmingen der vermittelnde Antrag gestellt: Man könne beschließen, daß das bestehende Schulblatt, da ja ohnehin der Verein noch nicht existire, nicht als Organ für denselben gelten solle; denn erst, wenn der Verein genehmigt und in's Leben getreten sey, wäre es an der Zeit, an ein Organ für denselben zu denken. Dieser Vorschlag wurde allgemein angenommen und Letzeiser, der ein neues Blatt gründen wollte, fiel mit seiner Absicht durch. Dies glaubte ich der Wahrheit gemäß sagen zu müssen. Riedel.

Mannichfaltigkeiten.

Wem daran gelegen ist, zu erfahren, wie viel für eine Ohrfeige Strafe gezahlt wird, die in Nordamerika ein Congreßmitglied dem andern in der Sitzung gibt, der möge wissen, daß solcher handgreiflicher Beweis 50 Dollars oder 70 Thaler kostet. Diese Summe hat Hr. Raynos für die Maulschelle zahlen müssen, die er seinem Collegen Hrn. Montgomery gegeben.

Merkwürdige Beispiele von großem Reichthum bei Holländern sind die nachstehenden. Van Hoboken in Rotterdam gilt für einen der merkwürdigsten Männer dieser Stadt. Er war zuerst Markthelfer bei einem Kaufmann und hat mit der Zeit den höchsten Rang in der holländischen Mercantil-Aristokratie erstiegen. Er besitzt jetzt zwanzig große Schiffe, die in dem ostindischen Handel beschäftigt sind und von denen jedes wenigstens 100,000 Thaler werth ist, außer großem Grundbesitze, baarem Gelde und Papieren in Menge. Sein Geschäft ist sehr groß und umfaßt Anstalten zum Schiffsbau, so wie zur Fabrikation aller dazu nöthigen Gegenstände. Dieser reiche Mann hat die Gewohnheit, einmal im Jahre seiner Familie und seinen Freunden ein Festmahl zu geben, bei welchem er mit bescheidenem Stolze das Schurzfell zeigt, das er als Markthelfer im Anfange zu tragen pflegte. — Ein Millionair in Broek starb, und der Nachbar desselben wendete sich an den Erbnehmer, einen Kaufmann in Amsterdam, um die Besitzung des Verstorbenen an sich zu kaufen. Man wurde um die Summe von 50,000 Gulden einig und der Käufer versprach, den zweiten Tag darauf das Geld zu bringen. Er hielt pünktlich Wort und zählte die 50,000 Gulden in nichts als Coupons! von Staatspapieren auf.

In der von Zabern'schen Buchhandlung in Mainz wird erscheinen: »Der Main von seinem Ursprung bis zur Mündung, mit Städten, Ortschaften, Ritterburgen und Sagen. Historisch, topographisch und malerisch von F. Menk. Nach dem im Prospectus angedeuteten Plan dürfte dies Werk eine interessante Erscheinung werden, auf welche wir nach Ausgabe der ersten Hefte zurückkommen wollen. Da Bücher dieser Art bei der Reiselust unserer Zeit sehr beliebt und zum Bedürfniß geworden sind, so dürfte auch das angezeigte die freundliche Beachtung des Publikums finden.

Ein Schlosser in Bordeaux sollte für ein dortiges Handelshaus eine zerbrochene Kiste repariren. Als er sie in seine Werkstätte getragen hatte, und sich daran machte, sie auszubessern, sah er zu seiner nicht geringen Ueberraschung 80,000 Franken in Banknoten aus einer Schieblade fallen. Auf der Stelle ging er mit seinem kostbaren Funde zu dem Comptoir zurück. Es war schon geschlossen, und nun wartete der ehrliche Finder an der Schwelle desselben die ganze Nacht hindurch bis zum andern Morgen, wo er dem Chef des Hauses sein Eigenthum zurückgab. Im Laufe des Tages überreichte er dann seine Rechnung für die reparirte Kiste: sie betrug 15 Franken.

Von dem bekannten Spaßmacher, dem kürzlich in Paris verstorbenen Vaudevillendichter Rougemont, erzählt man sich unter vielen losen Streichen auch folgenden: Einst stellte er sich mit großem Ernste an das Thor St. Denis hin, einen langen Bindfaden in der Hand. Er scheint das Thor messen zu wollen. Ein Vorübergehender, mit einem wenig versprechenden Gesichte, bleibt stehen, um ihm zuzusehen. »Wollten Sie wohl so gütig seyn,« bittet ihn Rougemont, »das eine Ende meines Bindfadens ein wenig zu halten?« Der Fremde thut es gern, und Rougemont postirt ihn an die linke Seite des Thores. Ein anderer Neugieriger gesellt sich dazu, der eine eben so leicht auszubeutende Gutmüthigkeit in seinen Zügen kund gibt. Diesem vertraut der spaßhafte Vaudevillist das andere Ende des Bindfadens, und stellt ihn auf die rechte Seite. So ist nun die Durchfahrt versperrt, und alsbald sammelt sich eine Menge von Fuhrwerken und Fußgängern auf beiden Seiten. »Ich bin Baumeister in öffentlichen Diensten,« spricht nun Rougemont leise zu seinen beiden Gefälligen, »und bin beauftragt, zwei große Thüren in dem weiten Bogen anzubringen, um den vielfältigen Klagen der Bewohner der Vorstadt St. Denis wegen des Zugwindes zu begegnen. Harren Sie nur einen Augenblick noch in der Stellung aus, bis ich wieder hier seyn werde.« Die beiden Einfaltspinsel warteten wohl einige Minuten, dann aber wurden sie von dem zunehmenden Lärm der Menge gezwungen, die Passage frei zu geben, während der boshafte Schriftsteller unfern von ihnen im dichten Haufen stand und vor Lachen bersten wollte.

Logogryph.

Kennst du der Edda schöne Sagen,
So kennst du mich, die tück'sche Schaar,
Der Götter Feind' in grauen Tagen,
Verderben brütend immerdar.

Setz' für mein Haupt ein and'res Zeichen, —
Ich nenn' ein Volk, das, klug geführt,
Zerstörung brachte mächt'gen Reichen
Und noch in Enkeln existirt.

e—g.

Auflösung der Charade in Nro. 239.

Zapfenstreich.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 30. August. Belisar, große Oper in 3 Abth.; Musik von Donizetti. Antonina: Mad. Duflos-Maillard. Abonnement susp-ndu.

Montag, 31. August. Die Herrin von der Elfe, Lustspiel in 5 Abth., von Blum.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 244. Montag, den 31. August 1840.

Elegie,
geschrieben auf dem protestantischen Kirchhof zu Rom, 1839.

Den Manen meines Freundes Alton aus Schweden.

O laß mich weilen, nur ein Stündchen weilen!
Mir ist's so wohl hier in dem ernsten Hain,
Wo Blumen sich mit Gräberscherben mengen,
Und Trümmer sich an Marmortrümmern drängen
Im schauervollen Durcheinanderreih'n.

Wie kühn hier die Gedanken aufwärts flügeln!
Wie rings der Gräber Schattennacht beseelt!
Es ruhet Rom im gold'nen Abendschimmer,
Der Palatin verschwimmt, die Riesentrümmer
Des Colosseum's, geisterhaft erhellt.

Riesige Denkpyramide, die stolze Prunksucht einst thürmte,
Sieh', dein Schatten, er kühlt nordische Gräber anjetzt!
Königlich ruhet ihr aus an Cestius ragendem Grabmal,
Pilger der Kunst und Natur, neben den Trümmern der Zeit!
Ach! mit euch welcher Hoffnungen Stolz, welche schöne Talente
Sind versunken in Nacht, keimen wohl nimmer an's Licht.
Doch wer zählet sie alle die Schläfer, die friedlich gebettet
Hier in italischem Grund schlafen den ewigen Schlaf?
Ferne dem heimischen Herd, unsterblichem Boden vermählet,
Ruhet Reiffenstein hier, Winkelmann's redlicher Freund;
Ruht, der nimmer geruht, mit sich und der Welt nun in Frieden,
Shelley, *) der wilde Genoß Byron's zu Land und zu Meer;
Ruht manch' Künstlergemüth, *) das hohe Begeist'rung nach Rom trug,
Um zu finden ein Grab nahe der ewigen Stadt;
Ruhst auch du, Scandinaviens Sohn, du Stolz meiner Seele,
Vom ermüdenden Kampf harter Verhängnisse aus!
Allem bist du entfloh'n, vor jeglichem Unbill gesichert,
Was hienieden das Herz blutig verwundet und täuscht.
Ach! du sahst sie nicht wieder die freundlich lohnende Heimath,
Wo die Mutter den Sohn flehte mit Inbrunst zurück.
Dieses Schauergefild umschwebest als Geist du im Mondlicht
Und begrüßest den Freund, welcher beklagt dein Geschick. —
Stille wandl' ich umher; es glänzen rings Urnen und Blumen,
Duftende Kränze, die frisch weinende Hoffnung gesetzt.
Doch wo such' ich und find' ich den einsam welkenden Rasen,
Der unkenntlich und stumm deine Gebeine verbirgt?
Tiefes Schweigen ringsum — es tönet gleich Mahnen des Todes
Durch das Klostergeläut', das in der Ferne verhallt.

*) Dieser wegen seiner politischen und religiösen Starkgeisterei von Journalisten und Kritikern heftig angegriffene, mit Unrecht als Atheist verschriene englische Dichter des düstern »Geistes der Einsamkeit« starb in seinem 29sten Jahre mit seinem Freunde William Smith, zwischen Livorno und Lerici, während eines Sturmes auf dem Meere. Die See war ihm, wie Byron, stets das liebste Vergnügen gewesen. Erst nach 14 Tagen spülten die Wellen die Leichname an's Ufer. Byron befand sich eben in Pisa, als ihm die Nachricht von dem Tode seines Freundes zukam. Eilig begab er sich mit Trelawany und Hunt an Ort und Stelle, wo man die Leichname der Unglücklichen gefunden. Weil diese in einem solchen Zustande sich befanden, daß sie nicht mehr weggebracht werden konnten, so beschloß man, zumal es Shelley's einziger Wunsch gewesen, in Rom einmal begraben zu werden, sie zu verbrennen, wozu jedoch zuvor die Erlaubniß bei den Regierungen von Lucca und Toskana eingeholt werden mußte. Byron, als Executor und treu der Pflichten gegen seinen Freund, leitete die seltsame heidnische Ceremonie am Meeresufer in der Nähe eines alten Jupitertempels, gegenüber der Insel Palmaria. Er und Trelawany standen um den Scheiterhaufen; Leigh Hunt, dessen Gefühle und Nerven die Scene nicht ertragen konnten, lag rücklings im Wagen. Die irdischen Reste von Smith wurden in einer Urne nach England geschickt, die des Shelley aber, dem so wenig Frieden und Glück hienieden bestimmt war, nach Rom gebracht, wo sie nun mit denen seines Kindes, das er in Italien verlor, und seines Jugendfreundes Keats auf dem protestantischen Kirchhofe daselbst, dicht neben der Cestiuspyramide, schlafen, »einem Orte — wie er sich ausdrückt — so schön, daß er Einen fast mit Liebe für den Tod erfüllen könnte.« — Besagte Pyramide ist von Marmor, schwärzlich und aschgrau, hin und wieder mit grünem Moos überwachsen und wurde in den Zeiten der Republik erbaut. Sie befindet sich in einer abgelegenen Gegend von Rom, aber noch innerhalb der alten Stadtmauer, aus welcher sie äußerst malerisch aus einer kleinen Vertiefung derselben emporsteigt, nicht weit vom Monte testaceo, dem alten Vollolum oder Mons testaceus, der Horrea des Domitian's und ganz nahe der Porta Ostiensis. Von der Pyramide bis zum Monte testaceo und von da abwärts bis zur nahen Tiber lacht eine mit Bäumen bepflanzte grüne Ebene, i Prati del popolo romano genannt, ein Spaziergang und Belustigungsort des römischen Volkes, das hier in Zelten und den kühlen Grotten am Abhange des Scherbenberges sich versammelt und seines heiteren Lebens genießt. Diese Gegend ist wegen des seltsamen Kontrastes die einzige in ihrer Art, um den Gedanken an den Tod und an die Vergänglichkeit alles Irdischen auf eine erhabene Weise zu predigen.

*) Unter andern der hoffnungsvolle junge Maler August Kirsch aus Dresden.

Nicht Cypresse, nicht Myrthe, gepflanzt von dem weinenden Freunde,
Ach, nur wildes Gestrüpp senket in Trauer das Haupt,
Und kein liebendes Mädchen begießt mit Blumen den Graswuchs,
Und kein Pilger verweilt sinnenden Blick's an der Gruft.
Nur zuweilen, wenn mild herab die ambrosische Nacht sinkt,
Prachtvoll leuchtet der Mond über dem schlummernden Rom,
Tönt's, wie Männergesang, hier durch der Pinien Wipfel
Leis' verhallend, wie Hauch über die Saiten verschwebt.

(Schluß folgt.)

Scenen aus dem Seeleben.

(Nach dem Französischen des Capitain Fulgence Girard, von J. M. v. t.—)

(Schluß.)

Die Bajadere hatte seit einigen Augenblicken ihr Feuer eingestellt und der Brite hörte ebenfalls auf, dem verstummenden Feinde seine mörderischen Kugeln zuzusenden. Da der Commandant einsah, daß er unnöthig seine Munition an einen Gegner verschwendete, dessen Widerstand nur noch die ohnmächtige Hartnäckigkeit der Verzweiflung war, so beschloß er, das Gefecht durch Entern zu entscheiden. Das Vormars-, das Schnau- und Fockstag-Segel wurden beigesetzt, und die Corvette manövrirte, um sich Bord an Bord an die Bajadere zu legen.

Ein zertrümmertes Wrack, kaum dem Sturme entronnen und von den feindlichen Kugeln allenthalben durchlöchert, rang die arme Piraten-Corvette noch im Todeskampfe mit dem Ocean, der sie zusehends in seine Abgründe hinabzog. Die Sturzwellen, welche an Bord schlugen, bedeckten schon das Zwischendeck mit ihrem Schaume und Flugwasser, während sie, trotz der Anstrengungen der Zimmerleute, durch die zahlreichen Schußlöcher zwischen Wind und Wasser rauschend in den Kielraum eindrangen. Die Bajadere mußte bald in den Fluthen verschwinden.

Der Lieutenant begriff wohl das Schreckliche und Drohende seiner Lage und blickte starr vor sich hin, nur darauf sinnend, wie er seinen Capitain, seine Gefährten, sein geliebtes Fahrzeug und sich selbst am furchtbarsten rächen könne: er mußte sich in den Willen des unabänderlichen Geschickes fügen und auf die Erhaltung seines Lebens verzichten, da ihm, wenn er in die Gefangenschaft der Engländer fallen sollte, ein schimpflicher Tod bevorstand. Der brave Lieutenant, den sein finsteres Geschick in die Reihen jener gefürchteten Freibeuter verschlagen hatte, erinnerte sich des seinem Capitain gegebenen Wortes und entschloß sich, um einer harten Gefangenschaft und einem schmachvollen Ende zu entrinnen, mit seinem Fahrzeuge und seinen noch lebenden Genossen unterzugehen und ein ehrenvolles Grab in den Fluthen zu suchen. Wahrlich, der unerschrockene Seemann hätte ein besseres Loos verdient!

Das unkluge Manöver des Briten riß den Lieutenant aus seinem düstern Brüten: die Blässe seines Antlitzes wich dem Blitze einer plötzlichen Eingebung, und eine finstere Freude strahlte aus seinem Auge.

Lange hatte er unter diesen Piraten gelebt und daher oft Beweise von dem blinden Muthe gehabt, den die Gewohnheit der Gefahren ihrem Charakter einverleibt hatte; er zweifelte deßhalb nicht, daß sein verzweifelter Entschluß mit Jubel werde aufgenommen werden.

„Auf, meine Braven!" — sprach er, mitten unter seine Leute tretend. — „Seht ihr ihn?... Er entschließt sich endlich, zu uns zu kommen. Jungen! unser Pulver ist unter Wasser; aber lassen wir uns wohl verschlingen, ohne uns in die Quere zu legen?.... Frisch auf! Können wir nicht mehr siegen, so können wir den Tod unsers Capitains und unserer Kameraden, ja uns selbst noch rächen."

Er ließ noch seine Blicke über die Batterie schweifen, um seine kampffähige Mannschaft zu überzählen. Die Dampfwolken hatten sich vertheilt, und jener Qualm von Salpeter und Schwefel, welcher das Kanonendeck in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt hatte, war durch die Stückpforten und die Lucken hinausgezogen; die Batterie bot ihr letztes Schauspiel dar. Schrecklicher Anblick, worin der Kampf in blutigen Zügen Trauer, Schrecken und Verheerung vereinigt hat. Drunter und drüber, in grausem Gemische, liegen da Abscheu erregende Trümmer, blutende Gliedmaßen, zerbrochene Waffen und verstümmelte Leichen, umgestürzte Kanonen und Raperte, ihrer Geschütze beraubt. Hie und da haucht Einer ächzend und röchelnd seinen Geist aus oder wälzt sich unter gräßlichen Flüchen in seinem Blute. Diese Batterie, einst so schön geordnet, so schmuck und so belebt, der Aufenthalt der Freude und der Schauplatz der heitersten Spiele und Vergnügungen: sie ist jetzt nur noch ein rauchender Trümmerhaufen, ein blutgetränktes Todtenfeld!

Der Lieutenant eilte, starr vor Entsetzen, durch die große Lucke hinab, gab rasch einige Befehle und erschien wieder auf dem Oberdeck, dem Feinde drohende und herausfordernde Blicke zuwerfend.

Er hatte der Hingebung seiner Leute nicht zu viel zugetraut; alle jene verstümmelten Körper, mit welchen die Kugeln, der Traubenhagel und die gefährlichen Holzsplitter das Deck übersäet hatten, rafften noch in der Fieberhitze des Todeskampfes den Rest ihrer Lebenskräfte zu einer letzten Anstrengung, zur furchtbarsten Rache zusammen. Enterdreggen wurden auf's Deck geschafft, und man hielt sich bereit, sie an Bord des Feindes zu werfen.

Der Engländer schien überrascht durch die Bewegung, welche die Kastelle der Bajadere wieder belebte. Die stummen, schrecklichen Gestalten, welche wie Rachegeister, der Hölle entstiegen, meistens gräßlich verstümmelt, bluttriefend, die Gesichter vom Pulverdampfe geschwärzt und verzehrendes Feuer im Auge, am Bord, wo er anlegen mußte, mit sichtbarer Ungeduld seiner harrten, und das zusehends sinkende Fahrzeug, welches ihn in seinen Strudel hinabzuziehen drohte, mußten ihm gerechte Besorgnisse einflößen. Indessen war sein Manöver schon zu weit vorgeschritten, als daß er ein Zusammenstoßen hätte vermeiden können. Da ihm überdies der Ausgang eines Gefechtes, wo seine fast vollzählige Mannschaft einen sterbenden Gegner zu bekämpfen hatte, nicht zweifelhaft seyn konnte, so ließ er sich sorglos auf die Bajadere zu treiben.

„Oeffnet die Pfortenlucken! All' zu Hand! Und Achtung, ihr Zimmerleute!" — donnerte der Lieutenant der Bajadere, an der großen Lucke stehend. Seine Worte, deren Schall die Metallwände des Sprachrohrs verstärkten, hallten noch in den Tiefen des Schiffes nach, als ein zweiter Befehl folgte: „Jetzt! haut die Lucke!"

Rasch auf einander folgende Axtschläge weckten ein dumpfes Echo im Raume des Fahrzeugs, dessen bebende Flanken die Zimmerleute zerfleischten und öffneten. Dann hörte man ein

gewaltiges Rauschen, ... die Bajadere sank, sank immer tiefer, und bot endlich ihre offene Geschützlage den Fluthen, welche durch die vollen Stückpforten hineinstürzten.

Die Wogen rollten schon über das Deck des Raubschiffs, als die feindliche Corvette, Bord an Bord vorbeistreifend, dreißig Enterhaken in ihre Finknetze erhielt.

Jetzt erst sah der englische Capitän die ganze Größe der Gefahr; Lärm und Verwirrung entstanden an seinem Bord, während ein höhnendes Hurrah von den sterbenden Feinden zu ihm herauf tönte, wie geisterhafter Grabesgesang, und ihn mit Entsetzen erfüllte.

Die Bajadere hatte sinkend ihren Mörder gepackt und sich mit ihren Eisenkrallen so fest angeklammert, daß derselbe nicht hoffen durfte, sich so leicht aus ihren Armen loszuwinden. Das ganze Gewicht des sinkenden Fahrzeugs und des Wassers, womit es völlig angefüllt war, zog an den Enterdreggen, welche in den Rüsten, den Püttingketten und den Stückpforten der feindlichen Corvette sich festgehakt hatten; die Bajadere schien im Todeskrampfe ihr Opfer erfaßt zu haben, um ihre Vertheidiger und ihren eigenen Untergang zu rächen.

Obgleich zu schwach für eine so ungeheure Last, hätte die englische Barke sich vielleicht von dieser tödtlichen Umarmung losmachen können, wenn nicht das Meer, als sie sich auf die Seite legte, durch die Risse, welche ihr die erste Lage des Feindes beigebracht hatte, und zwar an der Wasserlinie, mit Macht hereingedrungen wäre. Einige Minuten schien das dem Verderben geweihte Fahrzeug noch mit dem Meere und dem Feinde zu ringen. Eitler Widerstand! Durch das Piratenschiff hinabgezogen, verschwand es mit ihm in den Fluthen, welche sich über ihrer Beute für immer schlossen.

Die scheidende Abendsonne vergoldete mit ihren lauen Strahlen etliche Trümmer und beleuchtete mit ihrem blutrothen Scheine die blassen Gesichter einiger Unglücklichen. Die Menschen versanken und die Wogen rollten über den Schauplatz des verderblichen Kampfes hinweg.

Den folgenden Morgen war nichts mehr übrig .... nichts; .... selbst das Trümmermal, welches das Grab zweier Schiffe und dreihundert wackerer Seeleute bezeichnet hatte, war spurlos verschwunden. — — — — — — — — — —

In einiger Entfernung von dem Schauplatze dieser schrecklichen Katastrophe nahm die Young-Miß, Fregatte Ihrer britischen Majestät, den jungen Aufläufer an Bord, welcher auf der Bajadere gedient hatte. An eine Raa geklammert, war er die ganze Nacht auf den Fluthen umhergetrieben; ihm verdankt man die Erzählung dieses Gefechts, welche in den Archiven der Admiralität eingezeichnet ist. —

Heinrich Heine über Ludwig Börne.*)

Hoffmann und Campe. Hamburg, 1840.

> Aber es ist die Art feiger Nachzügler, daß sie die Todten auf dem Schlachtfelde ausplündern. Börne.
>
> 3te Ausgabe, 5r Band, S. 247.

Seit Jahren sahen wir einen Mann durch die Straßen ziehen, mit trübem Aug', verschlemmtem Antlitz und Faunengelächel, die Hände stets in den Taschen den Sündensold zählend, der das Tageslicht scheuet, am Arm eine jener wohlfeilen Priesterinnen der neuen Religion, Emancipation des Fleisches genannt. So zog er durch die Gassen des Lebens, durch die Straßen der Literatur, strauchelnd, taumelnd, mit Koth die Vorübergehenden bespritzend, Haß und Spott in die niedern Hütten des braven, aber armen Volkes schleudernd, den tüchtigen Bürger in seiner Häuslichkeit verhöhnend, freche Lieder in die offenen Thüren der Tempel hineinjubelnd, mit gebücktem Rücken und entblößtem Haupte aber vorüberziehend vor den Palästen der Reichen. Ihr Alle erkennt sicherlich den Heinrich Heine und sein Ende ist euch nun klar. Er starb als Selbstmörder, begraben in eine Pfütze, die der Unglückliche aus eigenem Unrathe mit feilen Händen zusammengekehrt, die er dem Publikum als pikantes Gericht aufzutischen wagte.

Wissen wir nun, wie er geendet, so laßt uns sehen, wie er begonnen.

Der Hahn hatte gekrähet, die Sonne war aufgegangen. Da ergriff Börne die Posaune und verkündete die Zeit mit starken Tönen. Da vernahm er aus weiter Ferne ein antwortendes Echo seines Rufes und bald darauf zeigte sich der buntgeschmückte Sänger. In seines Herzens Lust, einen Jünger gefunden zu haben und einen Ablöser vom heiligen Amte, empfing ihn der Meister mit Jubelruf und in der Freude Fülle merkte das sonst so wohl geübte Ohr nicht, daß diese Brust nur Falsettöne sang, sah das sonst so scharfe Auge nicht, daß die bunten Gewänder die eines Hanswurstes, der große Federbusch die Schellenkappe eines Narren sey.

Börne wurde getäuscht wie der Erlöser mit dem Kusse des Judas.

Doch lange konnte dieser Irrthum nicht währen, der scharfe moralische Geruchsinn Börne's roch Fäulniß schon, da er Heine's sybaritische Nase nach Wohlgerüchen stets schnöbern sah. Es sey bei dieser Gelegenheit gesagt, daß wir die Parfumeur-Empfindlichkeit und Antipathien Heine's, dessen Gedanken und Gefühle alle den Weg durch die Nase zu nehmen scheinen, nicht recht begreifen. Wir begreifen um so weniger, wie Heine so viele Odeurs verdächtigt und lästert, die doch so nahe verwandt mit dem Knoblauchsgeruch, der so fest an seiner eigenen Race haftet, daß er solchen (wie der gelehrte, wohl deshalb eigens nach Berlin berufene Professor Schönlein vor wenigen Tagen öffentlich lehrte) selbst mit der Bespritzung aromatischen Weih- und Taufwassers nicht vertreiben konnte.

Was kann übrigens die Menschheit nicht Alles noch von Heinen erwarten, der, wie wir von ihm selbst hören, unter den heftigsten Schmerzen so Großes zur Welt gebracht und der als eigene Hebamme uns auch verkündet, daß er von neuem schwanger und guter Hoffnung. — Welch' reicher Erwerb für die Menschheit ist übrigens nicht schon das neue Schnüffelsystem Heine's und kann Deutschland nicht stolz darauf seyn, daß einer seiner Söhne zuerst der Welt verkündet, daß die Mädchen Frankfurts, die Samstags nach Bornheim gehen, nach Schalet, daß die deutschen Patrioten des Passage Saurgon nach Tabak und daß ein magerer Weinhändlerssohn, der dem fetten Parfumeur nichts auf sein unehrliches Gesicht borgen wollte, nicht nach Eau de Cologne riecht?

Wir sagten also, daß Börne unter der gelüfteten Maske das Ju-

*) Der gegenwärtige Artikel ist uns von einem sehr achtbaren Manne zugekommen, und wir haben ihm die Spalten unseres Blattes um so weniger verschließen dürfen, als das neueste Werk der Heine'schen Feder allgemeine Indignation erregt und eine scharfe Abfertigung nothwendig macht. Die Red. der Didaskalia.

dasgesicht zum Theil erkannte. Er, der stets nur die Menschheit im Auge hatte, nie den einzelnen Menschen, bewältigte den Kummer der Enträuschung und seiner Mission getreu, trat er, wie immer, frei und stark auf offenem Markt dem Heuchler entgegen; alle Winkelzüge retteten diesen nicht. Börne's feste, ehrliche Hand deutete nach der leeren Brust, nach dem von Wohlgerüchen betäubten Kopf.

Doch wenn auch vielfach in die Schranken gerufen, Heine erschien nicht. Er schwieg ein bedeutungsvolles Schweigen: er war gerichtet. Als daher nach langen Jahren, lange nachdem der Meister schlafen gegangen, uns eine Schrift in die Hände fiel, auf deren Titelblatt wir zwei Namen zusammen gekuppelt fanden, zwischen die im Leben sich Welten und Meere gelagert, so hofften wir einen Augenblick, daß der Rückgebliebene reuig und zerknirscht eine Brücke sich bauen wolle zu der vergebenden Brust des edlen Todten. Thörichte Hoffnung! Wir hätten wissen sollen, daß Eitelkeit das verlockendste aller Irrlichter, beleidigte Eitelkeit gar die Rachefackel in die Hand des Schwächlings drückt; wir hätten wissen sollen, daß der Feige oft mehr wagt als der Tollkühne; wir hätten wissen sollen, daß die furchtsame geängstigte Maus stets nur das Rückendrehen des Katers erlauscht zum Zernagen und Zerbeißen. —

Du kleine Maus, du guter Kater!

So kam es, daß es Heine'n vorbehalten, zu vollführen, was in den Sprachen aller Länder gebrandmarkt: Hinter einem, beim Leben Gefürchteten, Abgeschiedenen herzuschimpfen. Aber der gierige Vampyr vermochte keine Blöße zu finden an der fest geharnischten Leiche; die hohe sittliche Kraft des Verstorbenen übt aus dem Grabe hervor noch ihre Macht. —

Börne war ein guter Mensch, ein guter Patriot, ein wackerer Kämpe, dies Geständniß Heine's, ihm abgedrungen durch die bloße Macht der öffentlichen Meinung, ist die schönste Leichenrede Börne's.

Aber wie einem solchen gegen Hieb und Stich Gefeiten beikommen? Nur ein Heine konnte das Mittel ersinnen und ausführen: Den verstummten Todten redend einführen, ihm selbst geschmiedete Reden in den Mund legen, diese mischen mit Wahrheit, wie Gift mit Wein, persönliche Leidenschaften damit berauschen und aufregen zu Gehülfen schnöden Beginnens, und vor Allem seine bekannte, meuchlerische, der Hölle selbst entwandte Waffe — die Verläumdung — spielen lassen.

Das weiße lichte Gewand des öffentlichen Lebens, das Börne um seine hehre kämpfende Brust geschlagen, war zu weltbekannt, um Flecken darauf zu suchen. Darum wendet Heine sich an die schlechtesten Triebe der Schlechten, führt sie an die verschlossene Thüre des Privatlebens, hoffend, den Blick, der durch Ritz und Spalt oder Schlüsselloch sich drängen muß, desto leichter zu täuschen. —

Uns aber, denen es vergönnt war, einzutreten in jene friedlichen Räume, die wir Gesessen am Herde dieses in Geist und Gesinnung so harmonisch verbundenen Kreises, mögen es die Betheiligten verzeihen, wenn wir von ihnen reden, von ihnen, die stets sich um Andere vergessen.

Oft sendet der Himmel seinen Lieblingen, großen guten Menschen, wachende schützende Engel zur Seite. Einen solchen hatte Börne gefunden. Sie möchten wir seinen guten Genius nennen, sie ist es, der wir und unsere Enkel vielleicht jene unsterblichen Werke verdanken, die Börne, wohl tief in seine Brust verschlossen, mit hinüber in eine bessere Welt getragen hätte. — Denn ihr Seelenauge erschaute zuerst die verborgenen Schätze, sie verstand es, solche an's Licht zu fördern, sie besaß die seltene Gabe, den großen, so bescheidenen Mann reden zu machen. — Dieser hohe und doch so kindlich einfache Geist vertraute stets gern und willig diesem weiblichen zarten Ohre die Erstlinge seines Genius. —

Dieses edlere Wesen, deren Geist ein Börne würdig gefunden vor Allen und zum Vertrauten erkoren, erkannte die Höhe ihrer Sendung, und wußte alle kleine Bedenklichkeiten zu besiegen, als sie die Leiden des schwachen Körpers sah, den eine so starke Seele zum Wohnsitz erkoren. Sie ward Pflegerin des Leidenden, wich nicht vom Krankenlager, worauf unser Börne leider so oft geworfen, Gesundheit, Lebensgenüsse, Alles zum Opfer bringend.

Die weißen Gewänder dieses Schutzengels wagt Heine mit Koth zu bewerfen, wohl wissend, daß Börne im Grabe noch tief es schmerzen würde, die Reine um seinetwillen nach seinem Tode noch leiden zu sehen. —

Und da ein Mann herankam, braven, starken, tüchtigen Gemüths, der den Werth dieses Wesens erkannte, ihr Wirken ehrte, liebend und wiedergeliebt den Bund schloß und einen Kreis geistes- und herzensverwandter Menschen schuf, den ein Jean Paul nur würdig zu schildern vermöchte, so mußte ein Heine auch ihn zu beschimpfen suchen.

Doch erklärt sich für Eingeweihte der grimmige Aerger Heine's gegen jenen Mann wohl leichter, denn wie wir gehört, hat er vor Jahren schon seine bittere Hand der süßen Backe Heine's fühlen lassen.

Wir wollen uns heute in keine weitere literarische Würdigung des Heine'schen Machwerks einlassen. Wir gestehen es gern, wir sind noch zu tief bewegt, um kalt und ruhig einen Schriftsteller zu beleuchten, der, um zu erklären, daß es nicht feindselige Härte gewesen, die ihn abhielt, dem Begräbnisse Börne's beizuwohnen, in den Ausruf ausbricht: „Die Thoren, sie wissen nicht, daß es kein angenehmeres Geschäft gibt, als dem Leichenbegängniß seines Feindes zu folgen.“ Wer kann Entrüstung niederhalten, wenn Heine uns erzählt, daß viele Deutsche ihn mit Nachfragen nach dem Grabe Börne's behelligen? — Wir glauben Hrn. Heine versichern zu können, daß alle deutschen Jünglinge, die nach Paris kommen, die Grabstätte Börne's wohl ohne ihn zu finden wissen werden, aber auch den Schlupfwinkel des Hrn. Heine.

Du „Dichterkönig“, „Kronenträger“, wie geberdest du dich so gar eitel und albern. Gieb Acht, daß der von dir so verachtete „Rattenkönig“ dir die Krone nicht vom Haupte zerrt, die deine eigene Hand darauf gesetzt. Zwerg, der du auf Stelzen gehest, um Schwächlingen zu imponiren, blick' auf den Riesen, der auf den Knieen rutschte, um mit den Kindern zu spielen. Wir bedauern dich, du lebendig Todter, du bist gefallen wie viele Andere schon. —

Rache, Raub und Sold bewaffneten seit Jahrhunderten oft schon Menschen und Völker, aber die Schlachten, die sie geschlagen, gehen schmutzig unter in der Geschichte, nur die Kämpfe der Treue, der Vaterlandsliebe, der Freiheit steigen als Sternbilder an den Himmel der Zukunft.

H.....

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 245. Dienstag, den 1. September 1840.

Elegie,

geschrieben auf dem protestantischen Kirchhof zu Rom, 1839.

(Schluß.)

Gott, wer dachte daran, als wir in den Hallen der Weisheit
Dort im Neckar-Athen *) goldenen Worten gelauscht,
Uns in Taumel und Lust verrauschten die süßen Minuten
Und wir fröhlich und frei einzig gelebt und geliebt;
Als wir strebten mit kindischer Hand die Gestirne zu fassen
Und die Unendlichkeit wir trugen in glühender Brust,
Und in die Zeiten hinein uns träumten mit Jugendbegeiß'rung,
Da noch die himmlischen gern suchten der Sterblichen Sitz, —
Gott, wer dachte daran, als du hochschwellenden Busens,
Um zu genießen der Kunst köstlichen Blüthengenuß,
Bald in eilendem Flug der Alpen thürmende Gipfel
Ueberstiegest und hin lenktest den glücklichen Fuß,
Wo empor dort ragt aus dem Schooß der erhabenen Oede
Stolz, wie der Phönix der Fluth, prangend das herrliche Rom,
Sie, die ewige Stadt, die Mutter unsterblicher Thaten,
Die mit unwelkbarem Grün siegend die Schläfe bekränzt —
O wer dachte daran in den Stunden der heitersten Laune,
Daß der heiligen Nacht schweigender Bote so früh
Unserer Herzen inniges Band, das wir unauflösbar
Wähnten, zerreiße und du — nahe dem Grachen jetzt schläfst?
Fernen trennen uns jetzt, Geliebter, unendliche Fernen,
Die noch kein Keppler erflog, die noch kein Seher erschaut';
Dir enthüllten sich längst des All weitleuchtende Sonnen,
Und in geheiligter Brust glüht nun unsterbliches Licht.
Nur dem Staub' gabst du wieder den Staub, von wannen er kehrte;
Prunklos im Schweigen der Nacht haben sie hier ihn versenkt. —
Doch laß kalt und arm die Todten begraben die Todten;
Heilig schlaf' in der Brust, was die Geschichte nicht nennt.
Siehe, Geliebter, ich darf leidtragend nicht länger verweilen!
Mahnend ruft es in mir: fort, in das Leben hinein!
Doch im Gedränge der Welt verloren, mich selber verlierend;
Ach! wem klammr' ich mich an, wenn mich ihr Strudel erfaßt?
Wo, wo schlägt mir ein Busen, an den mein Busen sich lehnet?
Find' ich hienieden ein Herz, welches das meinige faßt?
Wann in der Mitternachtsstunde der Rückerinnerung Spiegel
Mir das verwischte Gemäld' grauer Vergangenheit zeigt,
Wann aus Sälen der Pracht, von wilden Gelagen und Festen
Tief in den düstersten Park Unmuth und Ekel mich treibt:
Will ich gedenken der Zeit, wo, Händ' in Hände gefüget,
Wir mit vereinetem Sinn blumige Pfade gewallt,
Fröhlich begrüßend die schönen Gefilde des rauschenden Neckar's,
Fröhlich den labenden Born *) tief im umschatteten Thal;
Will ich gedenken der Zeit, wo wir im glücklichen Wahne
Schlösser der Zukunft gebaut, Feigen auf Disteln gepflückt;
Will ich gedenken der Welt voll Engel und Blumen und Unschuld,
Voll elysischer Ruh unter dem ländlichen Dach.
Ruhe, Verklärter, ruh' sanft! mit dir schlaf in Frieden die Hoffnung,
Wie die Braut in der Gruft neben dem Jünglinge schläft.
Ruhe, Verklärter, ruh' sanft! o du bist wohl nun geborgen,
Dir ist erschienen der Tag, welchem keinen Abendroth folgt.
Scheidend wünsch' ich nur dies: o möchten einst meine Gebeine
Neben den deinigen hier ruhen so friedlich und still,
Ferne dem kalten Norden, wo jeglicher glühende Seufzer,
Kaum der Lippe enthaucht, wieder zu Reife erstarrt.
Zwar ein eitler Wunsch — wer weiß, wo einstens mein Ziel winkt!
Und auf ewige Zeit sage ich Rom Lebewohl.
Wieder ergreif' ich den Stab, zieh' weiter, ein einsamer Wand'rer,
Welkende Rosen um's Haupt, Stachel des Gram's in der Brust.
Nacht umschwebet den Sinn, ich trau're verlassen im Staube,
Und die Erinnerung selbst wird nur ein herberer Schmerz.
Werden Gaëta's Bucht, Parthenope's Sonnengestade
Und des göttlichen Meer's zürnende Schönheit und Pracht;
Wird der Pausilippo, wenn das Auge in schmelzender Anmuth
Hügel und Thäler erblickt, Inseln und Meer und Gebirg;
Werden Surrentum's Gärten, Surrentum's ragende Berge
Und der Sirenen Gesang unten am hallenden Strand;
Werden Amalfi's Gründe, die lieblichen Rosen von Pästum
Und des Salernischen Golfs strahlender Purpurreflex —
Werden sie wohl verscheuchen den Gram und die Schatten der Schwermuth,
Welche ein finsterer Gott mir in die Seele gesenkt,
Daß der Engel der Ruh und die Hoffnung mich wieder belieben
Dort, wo die Mutter Natur tröstet ein duldendes Volk?

Friedrich Aulenbach, Stud. jur.

*) Heidelberg.

*) Der Wolfsbrunnen bei Heidelberg.

Ein Reiseabenteuer.

Als ich vor einigen Jahren meine Rückreise von Paris nach Deutschland antrat, befand sich unter andern Reisegefährten auch ein sehr wohlgekleideter junger Mann, der, als er bemerkte, daß ich ein Deutscher war, bald eine Unterhaltung mit mir anknüpfte, insbesondere um über die Reiseroute und über manche andere Verhältnisse meines Vaterlandes Auskunft zu erhalten. Er sagte mir, daß er erster Notariatsgehülfe bei Herrn P. zu Paris sey, daß er einen kleinen Urlaub erhalten, seinem Stempelpapier und seinem Patron auf einige Wochen Lebewohl gesagt, und im Begriff sey, eine Reise nach Deutschland zu machen, d. h. richtig verstanden, ein paar Meilen über den Rhein zu gehen, etwa bis Baden-Baden, Karlsruhe oder Heidelberg. Ich gab ihm manchen gewünschten Aufschluß, und bot ihm zuletzt an, sein Führer zu seyn, da ich denselben Weg zu machen gedachte, was er natürlich mit um so größerer Freude annahm, als er kein Wort Deutsch verstand.

Wir bekümmerten uns nicht viel um die übrigen trockenen Reisegefährten und verkürzten uns den langen Weg durch mancherlei Gespräche. So ging Alles gut bis Strasburg. Der Eilwagen hält vor dem Thore, der Schlag öffnet sich, herein schallt es: „Meine Herren, Ihre Pässe, wenn's gefällig ist." Wir alle gaben unsere Pässe hin, auch mein neuer Freund D... fand dieses Verlangen sehr natürlich, zog seine Brieftasche heraus, faltete seinen vorschriftsmäßig visirten Paß auseinander und reichte ihn, ohne das geringste Mißtrauen, dem Brigadier der Gendarmerie.

Dieser nahm ihn, durchlas ihn, wie er gleichfalls mit den unserigen gethan hatte, und verglich das Signalement mit dem Original.

Alter, Statur, Gesichtsfarbe, Haar, Stirne u. s. w., bis auf die besonderen Kennzeichen, deren keine angegeben waren, — Alles stimmte so treffend überein, daß selbst der böswilligste Gendarme keinen Verdacht hätte finden können. Schon wollte der Brigadier den Paß wieder zusammen legen, als durch Zufall sein Blick noch auf Stand oder Profession fiel. Da begann sich seine Stirne zu verfinstern, sein Lächeln der Zufriedenheit, mit dem er schon im Begriff gewesen war, dem Eigenthümer seinen Paß zurückzustellen, verwandelte sich in kalten Ernst, und er las laut und bedächtig „Fiakre-Kutscher."

Von neuem maß er den Reisenden von Kopf zu Fuß und rief: „Fiakre-Kutscher, — Sie sind kein Fiakre-Kutscher; Sie sind viel zu geschmackvoll gekleidet für einen Kutscherknecht. Ich arretire Sie, Sie haben einen falschen Paß."

Herr D... begriff nicht gleich, was das Alles bedeuten solle, doch sah er mit eigenen Augen, daß es hieß: „Profession: Fiakre-Kutscher," und dachte dann, daß auf dem Polizei-Bureau ein Irrthum müsse stattgefunden haben, daß er wahrscheinlich die Ehre habe, mit einem Kutscher einen und denselben Namen zu tragen, mit dessen Paß der seinige verwechselt wurde. Da er indessen fürchtete, daß, wenn er den Irrthum anerkennte, man ihn in Strasburg zurückhalten würde, bis man etwa nach Paris geschrieben hätte, um den nöthigen Aufschluß zu erhalten, was seinen Reiseplan total verändert und ihn insbesondere genöthig hätte, auf meine Gesellschaft und Geleit zu verzichten, so hielt er für's beste, kühn zu behaupten, daß er wirklich Fiakre-Kutscher sey. Er erwiederte also mit möglichster Kaltblütigkeit: „Ich bitte um Entschuldigung, Herr Gendarme, ich bin Fiakre-Kutscher mit Haut und Haar, und wie ich leib' und lebe. Meine Kameraden lieben den Wein, ich liebe schöne Kleider. Die Trinkgelder meiner Kameraden wandern in's Wirthshaus, die meinigen zum Schneider. Die constitutionelle Charte verbietet das nicht."

Herr D... brachte noch eine Menge anderer Dinge vor, wodurch er den guten Gendarmen wollte glauben machen, daß ein Kutscher das Recht habe, sich wie ein Minister zu kleiden, wenn's ihm gefiele, und er die Mittel dazu habe, ohne daß es die Polizei etwas angehe.

Allein alle Beredsamkeit des ersten Notariats-Gehülfen scheiterte an der Hartnäckigkeit des Gendarmen, der es schlechterdings für unmöglich erklärte, daß ein so geschmackvoll gekleideter Mann (wie D... es in der That, selbst auf der Reise, war) im Stande wäre, sein ganzes Leben zwischen Himmel und Erde, d. h. auf dem Kutschenbock eines „numerirten Wagens, wie Hr. Casimir Delavigne die Fiakre getauft hat, zubringen könne. Er mußte sich also bequemen, seinem ungläubigen Führer zum Polizeikommissär und von da zum Präfekten zu folgen, wo ersterer die Geschichte lang und breit erzählte.

„Sie sind kein Fiakre-Kutscher, mein Herr," sprach der Präfekt, mit erfahrnem Blick den jungen Mann messend; „gestehen Sie, wer Sie sind, man wird Rücksicht auf Ihre Lage nehmen."

D..., immer in der Furcht, lange in Strasburg aufgehalten zu werden, wenn er den Irrthum eingeständе, blieb fest bei seiner Aussage und antwortete ohne Zaudern: „Doch, Herr Präfekt, ich bin es."

„Das ist nicht möglich, mein Herr." —

„Das ist sehr möglich, weil es so ist."

Der Präfekt war in Verlegenheit, was er daraus machen sollte; er getraute sich nicht, ihn zu entlassen, noch auch, ihn festzuhalten.

„Die Sache ist ganz einfach," fiel eine schwache Stimme ein, welche die des Cabinet-Sekretairs war, „wenn dieser Herr ein Kutscher ist, so muß er auch gut fahren können. Man gebe ihm einen Fiakre, wenn er den zur Zufriedenheit durch die Stadt zu führen weiß, so muß man ihn als Kutscher anerkennen und weiter reisen lassen."

„Ganz recht," sagte der Präfekt lachend, „das wird das Beste seyn."

„Hol' ihn der Henker," dachte D... im Stillen. Denn man muß wissen, daß er in seinem Leben weder zu Pferde gesessen war, noch je ein Cabriolet geführt hatte. Alle seine Kenntnisse von dieser Art beschränkten sich auf einige Begriffe der edlen Reitkunst, die ihm von Montmorency aus geblieben waren, wo er zwei oder drei Mal bei einer Eselsparthie gewesen war.

(Schluß folgt.)

Gallerie ausgezeichneter Frankfurter.

II.

In Folge unserer Aufforderung um Mittheilung biographischer Notizen über ausgezeichnete Frankfurter ist uns die nachstehende Lebensskizze des berühmten Theologen Gabler von

dessen Sohn, dem Hrn. Advokaten Max Gabler in Apolda, zugekommen. Indem wir nun dem in seinem dermaligen Wirkungskreise hochgeachteten Sohne unseres berühmten Landsmannes unsern lebhaftesten Dank sagen, freuen wir uns, den Lesern eine kurzgefaßte Biographie mittheilen zu können, die aus authentischer Quelle geschöpft ist und gewiß mit wahrem Interesse gelesen werden wird. Zugleich wiederholen wir den Wunsch, daß man fortfahren möge, uns durch Mittheilungen der bezeichneten Art zu beehren.

Johann Philipp Gabler, geboren zu Frankfurt am Main am 4. Juni 1753, war der Sohn des damaligen Consistorialsecretärs Gabler daselbst. Seinen ersten Unterricht in den Sprachen erhielt er von diesem, welchen er besonders als einen guten Griechen lobte, was unter den Juristen damals eine Seltenheit war, wie er sagte. Seine klassische Schulbildung verdankte er aber hauptsächlich dem Rector Burmann, dessen er sich oft mit der dankbaren Verehrung eines Schülers erinnerte.

Schon auf dem Frankfurter Gymnasium weihete er sich in die theologischen Studien ein, und besonders fest wurde er in der hebräischen Sprache. Das Hebräische las er unpunktirt, und erzählte, daß er einmal den bekannten Theologen Danorius, der auf dem Katheder sich ein hebräisches altes Testament von seinen Zuhörern ausbat, durch Hinreichung eines solchen ohne Vokale nicht wenig, aber ohne Absicht in Verlegenheit gebracht, und dieser es ihm mit den Worten zurückgegeben habe, daß die Schrift für seine Augen zu klein sey.

Mit klassisch gebildetem Geiste und tüchtiger Kenntniß des Alterthums bezog er im zwanzigsten Jahre seines Lebens die Universität Jena, um sich dem theologischen Studium zu widmen. Die theologischen Vorlesungen von Sziekler, Danorius u. s. w. wollten ihm indeß nicht behagen, er warf sich daher eine Zeit lang ganz auf das Studium der Philosophie, besonders der Spinozaischen, Leibnitzischen und Wolfischen. Doch Griesbach, sein Landsmann, und Eichhorn führten ihn zur Theologie zurück, und legten in ihm den Grund zu dem nachherigen ausgezeichneten Theologen, und besonders Exegeten; am Ende seiner akademischen Studien war er wieder ganz Theolog.

Eichhorn und Griesbach blieben ihm stets seine verehrtesten Lehrer. Eichhorn erkannte fortwährend in ihm einen seiner tüchtigsten Schüler, wie sich aus Briefen von ihm mehrfach ergiebt, und auf Griesbach schaute Gabler, auch als er später sein College in Jena wurde, mit der Bescheidenheit eines dankbaren Schülers hinauf.

Sechs Jahre lang widmete er den akademischen Studien in Jena; in dieser Zeit erwarb er sich die Achtung und Liebe seiner Lehrer und seiner akademischen Freunde (er galt als ein renommirter Student, seine mit ihm studirenden Zeitgenossen hatten eben sowohl Respekt vor seiner Gelehrsamkeit, seinem Scharfsinn, Fleiße und sittlichen Leben, als vor seiner Virtuosität im Fechten, die, wie er sich öfter rühmte, ihn vor jeglichem Duelle, die damals so häufig waren, sicherte).

Magister in Jena geworden, kehrte er im Jahr 1778 nach seiner Vaterstadt Frankfurt zurück. Hier privatisirte er einige Zeit, und ging dann nach Göttingen, sich dort um eine offene theologische Repetentenstelle bewerbend. Heine war seiner Bewerbung Anfangs nicht günstig; allein bald erkannte er in ihm den tüchtigen Mann, ward sein Rathgeber und Freund, und blieb ihm dieß auch bis an sein Ende. In Gabler erlosch daher auch nie die dankbare Verehrung zu ihm.

Er ward Repetent in Göttingen. Dort einige Zeit geblieben, erhielt er einen Ruf nach Dortmund als Conrector des dasigen Archigymnasiums. Hier fand er Alles zu reformiren, und bemühte sich vornämlich, den übrigen Lehrern einen Begriff von Wissenschaftlichkeit beizubringen, was ihm jedoch, wie er oft klagte, bei den meisten nicht gelang, weil diese sich gute westphälische Schinken anstatt Bücher lobten. Er studirte hier eifrig die alten Classiker.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Mainz, 27. August.

Gestern und vorgestern waren in der hiesigen Domkirche zwei große Gemälde ausgestellt, die von zwei Mainzer Künstlern für die katholische Kirche in Gießen verfertigt worden waren. Beide Gemälde sind in großem Maßstabe gemalt und stellen, das eine von Hrn. Schmitt verfertigt, den heiligen Bonifazius, das andere von Hrn. Hämmerlein, die heilige Jungfrau mit dem Kinde vor. Der heil. Bonifazius, eine kräftige Mannsgestalt im Bischofsornate mit Inful und Stab, verbindet mit einer ausdrucksvollen gefälligen Miene die volle Würde eines Gottgesandten, der den Auftrag hat, das Evangelium den Ungläubigen zu verkünden. Die Arbeit an diesem Bilde zeugt von angestrengtem Fleiße; es wurde nichts gespart, was ihm Dauer und Glanz geben konnte. Die Pracht der Gewänder und der Faltenwurf lassen nichts zu wünschen übrig; der schöne blaue Horizont beweist, daß der Verfertiger seine Studien vorzüglich in Italien gemacht hat. — »Die heilige Jungfrau«, eine schöne, liebenswürdige junge Mutter mit dem nackten, freundlich lächelnden Kinde auf dem Arme, das mit beiden Händen eine Lanze hält, mit der es die zu den Füßen der Jungfrau liegende, heranstrebende Schlange niedersticht, gibt eine schöne, bildliche Darstellung des Triumphes des Christenthums über die Sünde. Der freudige Blick der Mutter, die mit einer gewissen Besorgniß nach dem Ungeheur sieht, das so eben von der Lanzenspitze getroffen wurde, ist eben so gut gewählt als gegeben. Ihr Gesicht erscheint verklärt, die Kleidung dem Charakter der Zeit angemessen und der blaue Ueberwurf, den sie mit der einen Hand vor dem Herabfallen bewahrt, leicht und passend angelegt. Das Colorit, besonders das Fleisch des Kindes, der Füße und Hände der Mutter ist sehr gut, die schöne Fülle der Glieder des Kleinen und die Verhältnisse befriedigten allgemein. — Vorgestern sahen wir auf unserer Bühne die Nachtwandlerin von Bellini. Es traten wieder drei Gäste auf. Hr. Emmerich, vom Detmolder Hoftheater, als Graf Rudolph, Mad. Janik, vom Mannheimer Hoftheater, als Amina, und Hr. Seyler, vom Breslauer Stadttheater, als Elvin. Hr. Emmerich war diesmal nicht vorzüglich bei Stimme, die Rolle schien für ihn zu tief; sein Spiel war befriedigend. Mad. Janik gab Beweise ungewöhnlicher Kehlfertigkeit. Eine im ersten Akte eingelegte Arie zeigte sie als Bravourssängerin und erhielt Beifall; sie wurde gerufen. Hr. Seyler, ein junger Mann mit schönen Anlagen, scheint rücksichtlich seiner Stimme noch einiger Aufmerksamkeit zu bedürfen. Sein Vortrag wird oft scharf und schneidend, auch schien er einigemal zu detoniren; sein Spiel gefiel, auch er wurde gerufen. — Die Oper ging gut, obgleich die Chöre nicht genügend eingeübt waren.

Mannichfaltigkeiten.

(Das Meisterstück des Selbstmordes.) Es ist bekannt, daß in England der Selbstmord sehr häufig vorkommt. Der kaltblütigste Versuch, sich selbst das Leben zu nehmen, das Meisterstück des Selbstmor-

des, das man kennt, machte ein Engländer. Er zeigte öffentlich an, er würde an einem bestimmten Tage, an einem bestimmten Platze zum — Vortheil für seine Frau und seine Familie, sich selbst umbringen und wer Zeuge davon seyn wolle, könne für eine Guinee ein Eintrittsbillet erhalten. — Auch Lord Scarborough ist ein merkwürdiger Selbstmörder. Er schwankte zwischen einer Dame, die er liebte, der er aber nichts versprochen hatte und einer andern, die er hochachtete und der er wirklich die Ehe versprochen hatte. Es war ihm unmöglich, sich für eine von beiden zu entscheiden und um der Verlegenheit zu entgehen, nahm er sich das Leben.

(Eine neue Schmugglerlist.) Ein englischer Jude ersann vor einiger Zeit eine besondere List, um Waaren nach England hinein zu schmuggeln. Er ließ in Boulogne Fässer von unregelmäßiger Form machen, sie mit Gips dick bestreichen und mit Kies, Muscheln und Seegras belegen, so daß sie aussahen wie die Kalkstücke, die in Menge an der Küste von Kent liegen. Diese Fässer wurden mit französischem Branntweine gefüllt, in der Nacht nach Dover herübergebracht und auf den Sand in das Wasser so gelegt, daß sie in der Ebbe trocken waren. Das Fahrzeug stach darauf wieder in See und verschwand. Bald nach Tagesanbruche erschien sodann einer der Schmuggler in Fuhrmannstracht mit einem Karren, fuhr vor der Wache vorbei an den Strand, lud gemächlich die scheinbaren Kalksteine auf, fuhr wieder vor der Wache vorbei und so fort, bis alles in Sicherheit gebracht war. Da kein Fahrzeug dabei zugegen war und nur eine Person sich bei dem Wagen befand, so wurde durchaus kein Argwohn erregt und der Jude betrieb dieses Geschäft eine ziemlich lange Zeit, bis es endlich zufällig entdeckt wurde.

(Allg. Modenztg.)

Der Scharfrichter von Paris, Heinrich Sanson, der den Kopf Ludwigs des XVI. unter die Guillotine legte und die Hinrichtung vieler tausend Opfer der Schreckenszeit leitete, ist am 21. Aug. in einem Alter von 73 Jahren gestorben.

In C. v. Decker's »Mittheilungen einer Reise durch die südlichen Staaten des deutschen Bundes, einen Theil der Schweiz, Tyrol, die Lombardei und durch Piemont bis Genua, im Sommer 1839. 1840. Mittler in Berlin« findet sich auch ein Passus über die freie Stadt Frankfurt, woraus zu ersehen ist, wie wenig der Verfasser mit seinem Thema vertraut und wie er einer jener modernen Touristen ist, die da glauben, daß es mit ein paar Seiten voll pikanter Redensarten abgethan sey. Hat er die Eigenthümlichkeiten anderer Länder und Städte nicht besser und richtiger aufgefaßt, als die Frankfürtischen, so wird die Verlagshandlung eine mißglückte Spekulation zu betrauern haben.

(Glasgewebe.) Die jetzige Pariser Industrieausstellung bietet unter andern Merkwürdigkeiten auch Glasgewebe zu verschiedener Anwendung dar. Dubus-Bonnel in Paris, rue de Charonne Nro. 97, depôt rue de Clery 29, chez M. Salmon, hat ein Patent für dieselbe erhalten und brachte hauptsächlich solche Gewebe zur Ausstellung, welche sich zu Tapeten und Behängen in Palästen eignen. So sehr die aus früherer Zeit bekannten Damastgewebe gegen Papiertapeten in Hinsicht ihrer Eleganz und Kostbarkeit sich auszeichneten, eben so sehr erheben sich die jetzt dargebotenen Glasgewebe in Betreff ihres Glanzes und der Pracht ihrer Farben über alle bis jetzt bekannten Stoffe. Seit längerer Zeit war die Eigenschaft des Glases bekannt, daß es sich im glühenden Zustande zu Fäden von einer unbestimmten Feinheit ziehen läßt, und Reaumur behauptete, daß selbst Glasfäden von der Feinheit des Fadens einer Spinne sich zu Geweben verarbeiten und alsdann gleich andern im Leben würden anwenden lassen. Die Kunst, diese Glasfäden darzustellen und daraus Stoffe zu weben, ist nun in Ausführung gekommen. Die ersten Versuche waren darauf gerichtet, Locken für die Toilette daraus darzustellen, welche gleich den natürlichen sich winden ließen und ganz die äußeren Eigenschaften der natürlichen Haare besaßen. Die Glasfäden, welche Dubus-Bonnel zu seinen Geweben verarbeitet, lassen sich in vollkommenen Knoten gleich Seidenfäden schlingen, ohne zu brechen. Sie lassen sich auf dem Webestuhl verarbeiten, ohne die geringste Schwierigkeit darzubieten. Die so dargestellten Stoffe ahmen täuschend, je nach der Farbe, die Gold- und Silberbrocate, nach, und übertreffen solche in Hinsicht ihres Glanzes. Sie sind außerdem sanft und weich, gleich der Seide, anzufühlen und die eingewebten Zeichnungen erscheinen mit der höchsten Auszeichnung. Da die Glasfäden sich in allen Farben darstellen lassen, so können die schönsten Zeichnungen in Blumen und Verzierungen in diesen Geweben dargestellt werden, welche einen außerordentlichen Effekt hervorbringen. Das Licht, welches auf solche Stoffe fällt, wird auf wunderbare Weise tausendfach reflectirt; selbst der Diamant hat mit alle seinem Feuer und Brillant nichts vor den neueren Glasgeweben voraus. Ein Wasserstrahl, in welchem das Bild der Sonne sich tausendfach spiegelt, gibt eine annähernde Idee von der Schönheit dieser Stoffe. Sie finden jetzt schon eine große Anwendung in den Palästen der Großen, so wie in öffentlichen Versammlungsorten, wo durch Eleganz des Ameublements das Publikum herangezogen wird. Die Säle der Kaffeewirthe und Restaurants in Paris haben diese Art von Dekoration erhalten. St. Petersburg bezieht schon jetzt sehr viele dieser Stoffe, um die Paläste des reichen Adels auszuschmücken. Aber bei allen vorzüglichen Eigenschaften der Glasgewebe ist jene besonders hervorzuheben, daß sie bei ihrer ausgezeichneten Schönheit ungleich billiger zu stehen kommen, als Gold- und Silberbrocate. Für die Ausschmückung der Kirchen und Anfertigung von Gewändern eignen sich solche vorzüglich, da sie durch den Gebrauch nicht so sehr leiden und ihr Glanz nicht im geringsten verändert wird. Sie sind leicht zu reinigen und dem Verderben durch Feuchtigkeit keineswegs ausgesetzt.

Dreisylbige Charade.

Die Ersten erregen der Klagen oft viel,
Nicht fügend sich menschlichem Willen.
Was den Einen verdrießt, ist des Anderen Ziel,
Nie können die Wünsche sie stillen.
Sie bleiben, so lange die Erde sich trägt,
Ein steter Wechsel, der Alles bewegt.
Die Dritte erreget ein göttlich Gefühl
Im Lenze beim frohen Beschauer,
Wenn blühend die Blümlein im bunten Gewühl;
Doch ist diese Wonn' nicht von Dauer.
Das Ganze nennt dir einen fruchtbaren Gau,
Im deutschen Lande dein Aug' ihn erschau'.

Friedberg. Ludwig Friedrich.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 243.

Jothen (in den nordischen Mythen Riesen, die Feinde der Asa-Götter). Gothen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 1. Sept. Die Benefizvorstellung, Lustspiel in 1 Act, in 5 Abtheilungen, von Theodor Hell. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Lokalskizze in 4 Bildern.

Mittwoch, 2. Sept. (Zum Erstenmale) Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. E. Heller. - Druck und Verlag von Heller und Röhm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 246. Mittwoch, den 2. September 1840.

Ein Reiseabenteuer.

(Schluß.)

Was war also zu machen? Da war guter Rath theuer. Er war in seinen Behauptungen so weit gegangen, daß er nicht zurück konnte. Er rief also mit möglichster Fassung: „Man bringe mir einen Fiakre", dachte aber im Stillen, ich werde mir sicherlich den Hals brechen.

Gesagt, gethan. Es vergingen keine zehn Minuten, so führte mein Arrestant den Polizeikommissär und den Cabinetssekretär des Präfekten, beide als Schiedsrichter, durch die vorgezeichneten Straßen.

Zum Unglück war es gerade Markttag, und es führte ihn seine vorgezeichnete Reiseroute über den Marktplatz.

Er war noch nicht fünf und zwanzig Schritte gefahren, als Schimpfworte, Verwünschungen und Flüche aller Art und von allen Seiten erschollen. Und in der That scheinen sie nicht ungegründet gewesen zu seyn, denn der ungeschickte Fuhrmann warf da einen Korb voll Eier und Butter, dort einen Korb voll Obst um, überfuhr da ein paar Hühner, dort ein paar Enten oder Tauben, hier Kraut und Kohl, dort gelbe Rüben und Kartoffeln. Das war ein Gerufe und Geschrei, von Händlern und Händlerinnen, von Gänsen und Hühnern, und gewiß auch von Kraut und Rüben, wenn die Natur diesen armseligen Pflanzengeschöpfen nicht grausamer Weise die Stimme versagt hätte.

Dieser unglückliche Fahrversuch zeigte denn augenscheinlich, daß D... die Obrigkeit habe betrügen wollen, und dieses Kampfes müde, gestand er denn, daß die Furcht, in Strasburg zu lange aufgehalten zu werden, ihn bewogen habe, sich dieser unschuldigen Nothlüge zu bedienen, daß er erster Notariats-Gehülfe zu Paris sey, und daß ein Irrthum bei seinem Passe vorgegangen seyn müsse.

Damit war aber der unglückliche Reisende noch nicht erlöst. Der Präfekt, den dieses Abenteuer mißtrauisch gemacht hatte, hielt es für klug, sich über die Wahrheit der letztern Aussage zu versichern, ließ einen Notar zu sich rufen, und bat ihn, diesen Mann zu prüfen, ob er wirklich diesem Stande angehöre.

Unser Notar, der sich aus diesem Auftrag eine große Ehre machte, beeilte sich, einen umfangreichen Aktenfaszikel zu holen, und ersuchte D..., ihm da eine kleine Liquidation zu machen, — „nur um zu sehen." Das war aber die schwierigste und verwickeltste in seinem ganzen Bureau, an welcher er seit zwei Monaten arbeitete, ohne sich zurecht zu finden.

D... untersuchte die Akten, und verlangte vier und zwanzig Stunden Zeit zur Arbeit.

Am folgenden Abend war die Liquidation fertig und vorzüglich gearbeitet, was, nebenbei gesagt, einen Beweis abzugeben scheint, daß D... ein tüchtiger und geschickter Notariatsverständiger war. Auch war der Notar über diese Arbeit erstaunt, ja gerührt, entzückt, so sehr erkannte er darin ein Meisterstück. Er ließ sich nun gleich mit seinem Kollegen in ein Gespräch ein; dieser sagte, wer er sey, woher er komme, bei welchem Notar er arbeite; führte Namen, Personen und Häuser an, die er gut kannte, und die theils dem Präfekten, theils dem Notar bekannt waren; ja es dauerte nicht lange, so hatte man noch eine Verwandtschaft mit der Frau Präfektin herausgefunden.

Sehr erfreut also, daß die ganze Sache so glücklich abgelaufen war, und um den armen Reisenden für seine Mühe, Noth und Angst einigermaßen zu entschädigen, behielt der Präfekt seinen neuen Vetter sogleich als Gast bei Tische. Der Notar aber, um nicht weniger großmüthig zu handeln, und ohne sich noch recht von seinem übermäßigen Erstaunen über D...'s Geschicklichkeit erholt zu haben, drang in ihn, den morgenden Tag auch noch in Strasburg zu bleiben und bei ihm vorlieb zu nehmen, mit dem Bemerken, daß seine Frau und Tochter sich ein Vergnügen machen würden, ihn kennen zu lernen.

Ich weiß nicht, ob vielleicht der Notar das Wort „Tochter" besonders betont hat, oder ob D...'s Phantasie von selbst an diesem ihm zum voraus wohlklingenden Ausdruck festhielt, kurz, sein Uebergang über den Rhein schien ihm auf einmal nicht mehr so pressant zu seyn, auch mein versprochenes Geleit, auf das er sich so sehr gefreut hatte, ziemlich an Wichtigkeit für ihn zu verlieren. Zudem wußte er nicht einmal, ob er mich noch finden würde, weil ich auch nur vorhatte, zwei Tage in Strasburg zu verweilen. Er nahm also gerne die Einladung an, erbat sich aber eine Stunde Freiheit für den Abend, um nach seinem deutschen Reisegefährten sich umsehen zu können.

Wirklich, nachdem er bei'm Präfekten ein gutes und angenehmes Mahl zu sich genommen und seinem ehrenwerthen Kollegen zuvörderst seine Staatsvisite abgestattet hatte, kam er ziemlich spät zu mir in den Gasthof, und erzählte mir bei einem Glas Wein seine seltsamen Abenteuer, seit wir uns am Thore getrennt hatten, wie ich sie eben mit ein bischen mehr oder

weniger Treue oder Untreue meinen Lesern mitgetheilt habe. Ich könnte also füglich mit dem Sprichwort schließen: „Ende gut, Alles gut.“ Allein wir sind noch nicht zu Ende, und das letzte Ende ist manchmal noch besser als das erste Ende.

Mein neuer Freund und ich blieben also bei einer zweiten Flasche noch so spät als möglich beisammen, um unsere junge Bekanntschaft noch ein wenig zu genießen; denn für mich war bereits auf den andern Morgen ein Platz auf dem Eilwagen, für ihn aber ein Platz an der Tafel seines ehrenwerthen Kollegen bestellt, also zwei himmelweit verschiedene Wege. Seine Sehnsucht, den deutschen Boden zu betreten, hatte sich schon bedeutend gemildert, was ich ihm auch gar nicht mehr übel nahm, da er mir gar viel Artiges und Anmuthiges von der Tochter des Notars, der er bereits vorgestellt worden war, zu erzählen wußte. Doch hatte er seinen Vorsatz nicht ganz aufgegeben, nur gedachte er vorerst noch einige Tage in Strasburg zu bleiben. Ich gab ihm also meine Adresse nach H., wo er mich zu besuchen versprach. Wir trennten uns also, Jeder, um seine weiteren Zwecke zu verfolgen. Ich verließ am andern Morgen Strasburg, und erreichte nach kurzem Aufenthalt in B. in wenigen Tagen meine Vaterstadt.

Es vergingen Tage und Wochen, mein Freund war nicht gekommen, und ich hatte ihn bereits vergessen, als ich nach etwa sechs Wochen eines Abends zum Fenster hinausschaute und einen Fremden, der eine Dame am Arme führte, auf mein Haus zukommen sah. Alsbald erkannte ich meinen Reisegefährten D..., der sein Wort nun einlösete. Ich hatte auf den ersten Blick errathen, was er mir bald ausführlich erzählte. Das Wohlgefallen, das zuerst der Notar an seinem jungen Kollegen gefunden, scheint sich bald auf seine holde Tochter übertragen zu haben, und daß letztere, auch wenn sie nicht so hübsch und liebenswürdig gewesen wäre, meinem jungen Freunde schwerlich mißfallen haben würde, läßt sich leicht denken, da sie die einzige Tochter des Notars, und somit die einzige Erbin des Notariats war. D... hatte also nichts Eiligeres zu thun, als seinem früheren Patrone zu melden, daß er sich gefälligst um einen andern ersten Gehülfen umsehen möge, da er im Begriffe stehe, sich mit Hrn. Notarius G.. in Strasburg zu associren und dessen Tochter zur Gattin zu nehmen. Die nöthigen Vorkehrungen zur Hochzeit waren bald getroffen, und zwei Stunden nach der Trauung stand der junge Notar in K. auf deutschem Boden, und freute sich, wie er mich in wenigen Tagen überraschen würde, was auch, wie oben schon erwähnt, nicht ausblieb. Das junge Ehepaar ergötzte sich noch einige Tage an H...'s romantischen Naturschönheiten, und wir lachten noch viel über den seltsamen Ausgang von D...'s Paßabenteuer. —

H..., den 27. April 1840. E. — O.

Gallerie ausgezeichneter Frankfurter.

(Fortsetzung.)

Nach etwa anderthalb Jahren erhielt er, irrt der Referent nicht, auf Eichhorn's und Heine's Empfehlung — als Professor der Theologie einen Ruf an die Nürnbergische Universität Altdorf. In Altdorf begründete er seinen Ruf als Theolog. Obwohl er auch ein zeitraubendes geistliches Amt bekleidete, in welchem er segensreich wirkte, gab er doch dort die hauptsächlichsten seiner Schriften heraus, unter denen seine Urgeschichte (eine Umarbeitung der Eichhorn'schen) und sein theologisches Journal, welches er Anfangs mit Hänlein und Paulus, später allein heraus gab, und dessen Hauptaufsätze aus allen Fächern der Theologie von ihm herrühren, hervorgehoben zu werden verdienen. Im Jahr 1804 nahm er den Ruf als zweiter Professor der Theologie an Paulus Stelle in Jena an, und betrat hier den Katheder Döderleins, wie dieß auch schon in Altdorf der Fall gewesen war; er wurde College seines hochverehrten Lehrers und Landsmannes Grießbach und des bekannten Kantianer und Moralphilosophen Christian Ehrhard Schmid. Grießbach und Schmid starben im J. 1812, und Gabler repräsentirte damals die theologische Fakultät zu Jena allein. Doch bald erhielt er an dem berühmten Schott den ihm werthen und theuern Collegen; in ihren theologischen Ansichten sich später immer mehr und mehr nähernd, indem Gabler, seinen Rationalismus mildernd, mehr biblischer Theolog wurde, und Schott, früher streng orthodox, freisinnigere theologische Ansichten in sich aufnahm, ehrten sie gegenseitig an sich die ihnen eigenthümliche theologische Würde, welche sie Beide durch Frivolität an Theologen ungern verletzt sahen, die Beiden eigene Herzensgüte, und den biedern offenen Charakter, Eigenschaften, welche sie im Umgange so liebenswürdig machten. Freiwillig gab er Schotten den Vorrang als Kanzelredner, und trat diesen Theil seiner bisherigen Thätigkeit ganz und gar an ihn ab, wohl fühlend, daß nur ein Schott neben einem Marezoll ein Muster der Kanzelberedtsamkeit für die Studirenden abgeben könne.

Sein erstes Prorectorat fiel in die Zeit der Schlacht bei Jena. Er hatte das Glück, nach der Schlacht bei Napoleon eine Audienz zu erhalten, welche er in Begleitung des katholischen Geistlichen Henry zu der Bitte um Schonung der Stadt Jena benutzte.

Napoleon sprach mit ihm viel über das deutsche Universitätswesen, wobei Gabler nicht genug des Kaisers gründliche Einsichten und Kenntnisse davon bewundern konnte. Diese Unterredung blieb Gablern ewig denkwürdig, er erzählte von ihr oft und gern. Merkwürdig wurde sie ihm auch später wieder durch einen Umstand, woran Gabler Napoleons enormes Gedächtniß und Interesse für alles Geistige erkannte. Im Jahre 1809 erhielt eine akademische Deputation von Jena Audienz bei Napoleon, als er in Weimar war. Er war dieses Mal nicht so gnädig, und fuhr besonders den Prorector Seidenstücker hart an, dem er nicht glauben wollte, daß er Prorector sey, bis ihm auf seine Frage, ob der frühere gestorben sey, gesagt wurde, daß dieses Amt halbjährig wechsele. So erinnerte sich Napoleon Gablers Gesicht noch nach drei Jahren, in welchen er ohne Zweifel viel tausend andere ihm interessante Menschen und Gesichter gesehen hatte.

Gabler schrieb, so oft auch Aufforderungen nah und fern, laut und leise an ihn ergingen, nur wenig in Jena; er hatte zwar die Absicht, seine kleinern Schriften gesammelt herauszugeben, doch hielt er es für Pflicht, seines Landsmannes, Lehrers und Collegen Grießbach opuscula voraus gehen zu lassen. Dieß geschah auch, an die Herausgabe der eignen kam er aber nicht mehr, und überließ dieses Werk seinen theologischen Söhnen.

Für seinen wahrhaften Lebensberuf hielt er sein öffentliches Lehreramt, dem er bei weitem den größten Theil der Zeit widmete, die ihm durch mannigfache andere Geschäfte sehr beschränkt wurde. Er leitete das theologische Seminar und Schott das homiletische, gewiß beide mit segensreichem Erfolge. Mit freu-

diger Begeisterung sprach er oft von den Talenten, Kenntnissen und Bestrebungen seiner Schüler, unter denen er außer einem eignen Sohne besonders den nachher in Heidelberg leider zu früh verstorbenen Professor Schmid, einen Sohn seines frühern Collegen, und den jetzigen Professor Henke in Marburg, den Sohn des berühmten und von Gabler hochgeehrten Abt Henke in Helmstädt, auszeichnete.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. im September.

Schon wieder neigen sich die schönen Sommertage ihrem Ende zu, und schon erinnern hier und dort welke Blätter an den nahenden Herbst. In unserer Stadt regt sich bereits das altherkömmliche Meßleben. Der Verkehr desselben an der Mainseite ist sehr erleichtert, da der Quai bis zum Fahrthor fertig und seiner gänzlichen Vollendung bis an die Zollgebäude nahe steht. Die Meßbuden, welche sonst eine enge, düstere Gasse bildeten, sind jetzt so placirt, daß die Passage frei und geräumig ist. Auch haben die Inhaber derselben die Launen des seinem Bette früher oft entsteigenden Flusses nicht mehr zu fürchten. Das alterthümliche Fahrthor und das Holzpförtchen sind verschwunden und die Bewohner des Römer- und Donnersberges sollen die Wegnahme dieses von der Zeit geschwärzten Lichtschirmes nicht betrauern. Es mag wohl gethan seyn, alte Ritterburgen auf einsamen Waldeshöhen zu erhalten, aber in Städten, wo jedes Fleckchen Erde Goldes Werth hat, und wo Luft und Licht altem, den freundlichen Tag nur versperrenden Gemäuer vorzuziehen sind, in Städten, wo das frische Grün des Lebens die dürre Vergangenheit verdrängen soll, da ist es besser, wenn das nutzlose oder gar störende Alterthum wegfällt. Vielleicht, wofern es die Behörden zweckmäßig finden, dürfte nun auch der alte Eschenheimer Thorthurm seine Endschaft erreichen, was ihm nur willkommen seyn wird, da er ja ganz allein in der Welt steht, nachdem seine besten alten Freunde von dannen gegangen sind und er wie ein verarmter Flüchtling aus fremdem Lande und aus anders gestalteter Zeit melancholisch auf uns niederschaut. Für das Verschwinden solcher veralteten Ueberreste erhalten wir neue, uns werthere Monumente. Eine Statue Karls des Großen wird den seiner alten Baraquen entledigten Domplatz zieren und der Steinblock für dieselbe ist bereits in des Künstlers Atelier angelangt. Stolz und schön wird sich das neue Börsengebäude erheben und das Monument für Goethe wird den Paradeplatz zieren. Ein günstiger Fortgang der Unterzeichnungen für die geniale Composition unseres von Launitz steht zu hoffen. So schreiten wir wahren Verschönerungen unserer Stadt entgegen, und können uns wohl trösten, wenn altes zerbröckeltes Gestein, das nur Weg, Luft und Sonne versperrt, weggeräumt wird.

Am 30. August war einer jener schönen Sommertage, deren die Frankfurter so gerne froh werden; die Reichen in ihren Parks und Landhäusern, die bemittelten Bürgersleute in ihren Gärtchen vor der Stadt, die Einen auf der Eisenbahn, die Andern im Wein- oder Biergarten in der Stadt, diese auf der Kirchweihe und jene auf der Mainluft. Obwohl von Vielen die Kirchweihen noch sehr in Ehren gehalten und fröhlich begangen werden, so haben sie doch einen Theil ihres alten Glanzes verloren. Auch in Bezug auf Vergnügungen wechselt der Geschmack. Seit einer Reihe von Jahren hat die Mainluft den Landwirthschaften und Kirchweihen starken Abbruch gethan und fortwährend erhält sie sich in der Gunst des Publikums. Hr. Ried hat, um auch bei ungünstiger Witterung und während der Wintermonate seine Gäste gehörig empfangen zu können, einen geräumigen Saal erbauen lassen, dessen innere Decoration sehr geschmackvoll seyn wird. Für die Dauer der gegenwärtigen Herbstmesse werden die Schwarzenbacher auf der Mainluft spielen. Diese Zurücksetzung soll, wie wir vernehmen, die gewöhnlich auf der Mainluft spielende Musikgesellschaft verletzt und sie veranlaßt haben, schon seit acht bis zehn Tagen ihre dortige Wirksamkeit abzubrechen. Allerdings war es ihnen unangenehm und verlustbringend, aber anderseits mag man es auch Hrn. Ried nicht verargen, wenn er Gastspiele geben läßt, durch die er gesteigerten Besuch seines Gartens erwartet. In unseren Tagen der Concurrenzen sind solche Dinge unvermeidlich, und das Neue übt immer seine Gewalt. Wenn also Hr. Ried thut, was er nicht unterlassen kann, wer mag ihm dies zum Vorwurf machen? Auch in dem Hof von Holland werden die erwähnten Schwarzenbacher Mittags und Abends während der Restauration Musikstücke executiren.

Nun einige Worte, welche die Freunde der leidenden Menschheit interessiren dürften. Der sechste Jahresbericht über den Zustand der hiesigen Armenklinik ist im Druck erschienen und bringt sehr erfreuliche Resultate. Wir lesen darin: „Wir haben das Vergnügen, anzeigen zu können, daß ein hoher Senat nach eingezogenen Berichterstattungen des Hochlöblichen Sanitäts-, Polizei- und Land-Amtes uns Unterzeichneten (einstweilen nur für unsere Person) die Fortführung unserer Anstalt in der bisherigen Weise gestattete. Es ist somit durch diesen offiziellen Akt ein weiterer Schritt geschehen, unsere jugendliche, sich stets weiter ausbreitende Anstalt der so nothwendigen Consolidirung immer näher entgegen zu führen. Die Leistungen unserer Klinik in den 6 Jahren ihres Bestehens ergeben zusammengestellt folgende statistische Resultate: Es wurden vom 1. März 1834 bis ult. Juni 1840 in der ambulatorischen Klinik 2542, in der Poliklinik etwa 800, in dem Hospital 302, zusammen also 3644 Kranke behandelt und verpflegt. Die sämmtlichen Kosten für diese Kranken beliefen sich auf fl. 9412. 6 kr., gewiß keine zu große Summe, wenn man bedenkt, wie vielem wirklichem Unglück und Elende dadurch abgeholfen worden ist." Möge diese wohlthätige Anstalt in segensreicher Wirksamkeit fortfahren und sich der thätigsten Unterstützung vieler Menschenfreunde immer mehr zu erfreuen haben.

Am 29. August feierte die Liedertafel den vierten Jahrestag ihrer Stiftung in üblicher Weise bei Gesang, Tafelfreude und heiterer Geselligkeit. Je mehr bei den Bühnen, wo man eher Ohrenkitzel, als geistigen Genuß sucht und findet, die leichtfertige Tagesrichtung zunimmt, desto mehr muß man sich über die Wirksamkeit der deutschen Gesangvereine freuen, wo die Musik noch edlere Vorrechte genießt und als Bildnerin des Gemüthes geehrt wird. Die Liedertafel wirkt mit großer Liebe zur Sache und der Vortrag der Gesangstücke war durch Präcision, Leben und Ausdruck gleich ausgezeichnet. Auch Solostücke wurden durch die Herren Pischek, Ditt u. A. schön gesungen und passende Festgedichte und Toaste trugen zur Verschönerung des Abends bei. Dem Director des Vereins, Hrn. H. Neeb, durch treffliche Liedercompositionen bekannt, wurden bei dieser Gelegenheit von Seiten der Mitglieder Huldigungen dankbarer Anerkennung gebracht. W.

Literatur.

Unter den Novitäten der rheinischen Literatur nimmt **Alfred**, ein romantisch episches Gedicht in 8 Gesängen von **Adelheid von Stolterfoth**, zweite durchgesehene Auflage, bei Sauerländer, 1840, eine vorzügliche Stelle ein. Es ist befremdend, daß die schönen Dichtungen dieser Dame nicht so gesucht und gekannt sind, wie sie es verdienen und nach competenten Urtheilen zu fordern berechtigt sind. Hieher gehören **Zoraide**, Gedicht in 3 Gesängen, Frankfurt, bei Wilmans, 1825; — Rheinischer Sagenkreis, ein Cyclus von Romanzen, Balladen, Legenden des Rheins, nach historischen Quellen mit 21 Umrissen, nach Zeichnungen von Rittel aus Düsseldorf lithographirt von Düllmann, Frankfurt 1835; Rheinische Bilder und Sagen, Frankfurt, bei Sauerländer, 1839, und Alfred, der große König von England. — War je ein Fürst glänzend an Friedenswerken und Kriegsthaten, gab je einer würdigen Stoff zu einem Epos, so ist es Alfred, der goldene Fürstenspiegel des neunten Jahrhunderts, Albions Leuchte, Schirm und Grundpfeiler seines Wohls; er war, was ein Jahrhundert vorher der Frankenkönig **Karl der Große** gewesen, Dichter, Sänger, Sprachkenner, Schulenstifter, Gelehrtenfreund und Gründer des Handels und der Schifffahrt auf dem großen Weltmeere; gleich Pipins großem Sohne war er ein gewaltiger Kriegsheld, aber darin größer, daß er auch in seinem Feinde den Menschen ehrte, daß er eben so wenig fanatischer Hasser und Verfolger, als eroberungssüchtiger Räuber war. Was dieses epische Gedicht besonders interessant macht, ist die Verflechtung der glänzenden Waffenthaten Alfreds mit jenen der nordischen Seekönige, mit dem furchtbaren Geschlechte der Raguarlodbrack, dann die auf Geschichts-Seitenbahnen gemachten Uebergänge aus den feuchten Nebeln des Nordens in die lauen Hauche hesperischen Azurhimmels. Hier mischt sich das Zarte mit dem Starken, was bei fester Zeichnung der Charaktere, bei dem Schmucke der Sprache, bei dem Reichthum der Naturbilder die Wirkung auf Einbildungskraft und Gemüth nicht verfehlt und der Dichterin den Tribut des Beifalls zusichern muß.

— x —

Mannichfaltigkeiten.

Die neueste Zeit, so reich an Speculation im Reiche der Chemie, um den Stein der Weisen in einer andern als der bisher vermutheten Gestalt zu finden — die neueste Zeit erzeugt eben durch diese Richtung sowohl Weise als Narren. Eine Primasorte der letztern unter uns ist zu bedeutenden Resultaten im Reiche der Erfindung gediehen und klagt Gott und die Menschheit an, daß man sein Verdienst nicht anerkennen will und mit dem Ankaufe seiner Geheimnisse zögere, obgleich man heuer keine Minute sicher ist, ob man nicht um seine Entdeckungen durch Überflügelung betrogen werde. Diese Angst quält unsern Entdecker auf unbeschreibliche Weise Tag und Nacht. — Seine neueste Entdeckung besteht aber in Folgendem: 1) Er entdeckte eine Methode, das Sonnenlicht zu conserviren und es nächtlich zur Beleuchtung anzuwenden, ausgegangen von dem Grundsatze, Finsterniß sey nichts als die Faulheit des Lichts. — 2) Feuersbrünste in einem Augenblicke ohne Wasser einzig durch einen großen trichterartigen Dämpfer zu löschen, ähnlich wie man es bei Lichtflammen thut. — 3) Wolken als Vorspann auf Eisenbahnen und für Schiffe zu gebrauchen, indem er lehrt, wie man solche mittelst eines unsichtbaren elektrischen Strahls und einer präparirten magnetischen Stange verknüpft. — 4) Will er gefunden haben, daß man, um Wolle aus Gras zu bereiten, nicht der Vermittlung der Schafe bedarf, sondern unmittelbar die Metamorphose von Gras zur Wolle durch chemischen Prozeß zu bereiten im Stande sey; diese Entdeckung will er auch auf alle andere Erzeugnisse zum Ertrag auszudehnen im Stande seyn, so daß z. B. die Buchhändler selbst keine Schriftsteller als Mittelsperson mehr bedürfen, sondern aus Fleisch, Brod, Gemüse und Wasser oder Bier jedes beliebige Werk chemisch zu bereiten fähig seyn sollen. (Österl. Bl.)

(**Neueste Moden.**) Es werden keine Lichter mehr gebrannt, sondern **Kerzen**, Mülloykerzen, Stearinkerzen, Apollokerzen. — Leute, die gerade nicht berühmt, doch auch nicht berüchtigt sind, heißt man jetzt **Notabilitäten**. Alles, was man sonst sehr groß hieß, heißt jetzt: **pyramidal**, z. B. eine pyramidale Lüge. — In Paris rechnet man jetzt auf die Woche im Durchschnitt 3 Bankerotte.

(**Eine pyramidale Orgel.**) In der Kirche St. Denis zu Paris wird gegenwärtig eine Orgel vollendet, die zu den größten gehört, die man kennt. Sie soll 6000 Pfeifen haben, darunter mehrere zu 52 Fuß Länge und 1200 Pfund schwer. Was für Wind gehört dazu!

Henri Herz, der unlängst in Baden sein Konzert bereits angesetzt hatte, reiste schleunigst ab, ohne es zu geben, da er Nachricht erhalten hatte, daß sein achtzigjähriger Vater in Paris mit dem Wagen umgeworfen sey und ein Bein gebrochen habe. Jetzt erfahren wir, daß der alte Mann gestorben ist. Der treffliche Violinspieler **Haumann** aus Paris, der das Konzert mit Herz in Gesellschaft zu geben beabsichtigte, wollte seinen Freund nicht verlassen, sondern begleitete ihn nach Paris zurück, obgleich die Subscription sehr reichlich ausgefallen war und ihm eine tüchtige Einnahme versprach. Man kann nicht umhin, anzuerkennen, daß dergleichen Rücksichten und collegialische Freundschaft bei unsern Nachbarn häufiger vorkommen, als bei uns.

Nun wissen wir wenigstens, wie weit es mit der Geschwindigkeit noch gebracht werden kann, und wo sie ein Ende hat. Der berühmte Arago in Paris hat berechnet, daß 45 Meilen in einer Stunde die größtmöglichste Schnelligkeit ist, welche bei der stärksten angewendeten Kraft und der tiefsten Neigung der Eisenbahn wegen des Widerstandes der Luft möglich ist.

(**Speisekarte des neu etablirten Gasthofes zum »Humor.«**) Aal — für die Schlüpfrigen. Blutwürste — für die Rachgierigen. Caviar — für die Pikanten. Dampfnudeln — für Actionäre. Erdäpfel — für die Anspruchslosen. Fische — für die Wässerigen. Gesetzte Eier — für die Aufbrausenden. Hasenrücken — für die Furchtsamen. Indian — für die Naiven. Kapern — für Seeräuber. Lungenbraten — für Lungensüchtige. Mandelmilch — für die Hitzigen. Nudeln — für die Langweiligen. Ochsenzunge — für Plauderer. Prügelsuppe — für Zänker. Quark — für schlechte Dichter. Ragout — für Zerstreute. Sauce — für die Verlegenen. Thee — für die Faden. Ungarisches Rebhuhn — für Gewürzlose. Verlorenes Hühnchen — für verlassene Liebhaberinnen. Warmbier — für die Frostigen. Zwiebelsauce — für lachende Erben.

(**Frankfurt**, im Sept.) Wie wir vernehmen, wird Fräul. **Sophie Schloß**, Konzertsängerin aus Leipzig, in unserer Stadt eine große musikalische Soirée veranstalten. Die Leistungen dieser wackeren jungen Sängerin sind bereits so anerkannt, als daß dieselben noch weiterer Erwähnung bedürften. Die ersten Künstler unserer Stadt haben bereits ihre Mitwirkung zugesagt und so steht uns ein äußerst genußreicher Abend bevor. Möge Jeder, der wahren Sinn für Musik hegt, regen Antheil an besagter Soirée nehmen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 2. Sept. (Zum Erstenmale) **Czaar und Zimmermann**, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing. Abonnement suspendu.

Donnerstag, 3. Sept. **Das Pfeffer-Rösel**, oder: **Die Frankfurter Messe im Jahr 1297**, romantisches Schauspiel in 3 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. - Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 247. Donnerstag, den 3. September 1840.

Im Hospital. *)

Die mühsame, fortwährende Arbeit, der Kummer über den herzlosen Bruder, vielleicht auch ein geheimer Liebesgram, hatten in der That Marie krank gemacht. Die Mutter, welche die sauer erworbenen Sous der Tochter zu Näschereien verwendet hatte, konnte wohl jammern und stöhnen am Krankenbette derselben, hatte aber weder Kraft, noch geldliche Mittel genug, sie im Hause zu verpflegen. Zudem war sie selbst in der letzten Zeit krank und bettlägerig geworden. Marie ging in das Hôtel Dieu.

Es ist etwas Fürchterliches für den Menschenfreund, die Kranken in den öffentlichen Krankenhäusern zu beobachten. Ich will es Euch ausmalen, Leser, das gräßliche Elend, das sich unter der glänzenden Tapete öffentlicher Krankenhäuser versteckt. — Warum? was fehlt ihnen denn? wirft mir vielleicht jene blasse Dame dort ein, die sich eben im Spiegel betrachtet und findet, daß sie heute ein wenig blässer aussehe, als gewöhnlich: die Kranken haben ja dort Alles, Aerzte, Medizin, Wärter.

Ja, Madame! wohl haben sie Aerzte. Aber Sie wissen vermuthlich nicht, daß die Miene der Theilnahme, die Sie so sehr an Ihrem Arzte lieben, eine Maske ist, die der am Krankenbette längst erkaltete Mann hurtig vornimmt, wenn er in Ihr glänzendes Schlafgemach tritt, um sich bei Ihnen beliebt zu machen und — besser bezahlt zu werden. Die Aufmerksamkeit, mit der er Ihren Klagen lauscht, daß Sie heute Nacht um Ein Uhr aufgewacht seyen, heute Morgen einen leichten Anflug von Kopfweh gespürt hätten, ist geheuchelt. Sie ennuiren ihn gräßlich, aber Sie bezahlen ihn gut. — Madame! Marie bezahlt nicht. Man hört kalt und theilnahmlos nur mit halbem Ohre ihre Klagen. Glücklich, wenn sie eine interessante Krankheit hat, daß man sie der Krankheit wegen beachtet. Dann werden alle möglichen neuen Heilverfahren an ihr versucht. Freilich kann das Heilverfahren nichts taugen, und die Kranke daran sterben. Aber was kann der Arzt dazu? Mißglückt denn doch auch in der Physik manches Experiment, und was kümmert es die Wissenschaft, ob das Objekt ihrer Versuche ein Mineral, oder ein Mensch, oder ein Frosch ist. — Und diese Schaar frivoler Studenten, die mit kalter Gleichgültigkeit, oder, was noch schlimmer ist, mit muthwilligen Genußblicken die Unglücklichen umstehen, die ihnen zum Unterrichte hingeworfen sind; diese Miethwärter, die mit einer Apathie, ja mit einem Haß gegen die Kranken ihre bezahlte Pflicht erfüllen. — Madame! möchten Sie wohl diese Gestalten an Ihrem Krankenlager haben?

Das jammergebeugte Haupt in die Kissen gedrückt, lag Marie in einem der großen, weiten Säle des Hôtel Dieu. Es war Nacht, und die angezündete Lampe erleuchtete nur spärlich den ungeheuern Raum. Das trübe, matte Dellicht, das hier die kalten, herzlosen Züge eines Wärters beleuchtete, dort den Todeskampf eines Kranken beschien, mochte wohl nicht dazu beitragen, die düstern Bilder und Vorstellungen, die Mariens Seele bestürmten, zu verscheuchen. In der That, selbst einen Gesunden, Jünglingsheitern könnte eine Nacht im Hospital zum Tode krank machen. Wetteifern ja Aug' und Ohr, die fürchterlichsten Eindrücke in uns hervorzurufen. Das schwere Aufseufzen dieser schlafenden Kranken hier, das hoffnungslose, leise geführte Gespräch Jener dort, darunter die höhnischen Bemerkungen der Wärter — welche gräßliche Umgebung!

„Die wird's auch nicht lange mehr treiben", sprach eben eine Wärterin zu einer andern.

Das Wort erfüllte Marie mit Schauder. Sie erhob leise unbemerkt den Kopf, um zu horchen. Vielleicht spricht man von ihr.

„Kein Wunder", erwiederte die andere; „die Alte schimpft ja den ganzen Tag genug."

„Hast Du nicht gesehen? sie hat eine goldene Uhr unter ihrem Kissen verborgen."

„Die nimmt sie auch nicht mit."

„Was schwatzt ihr da?" fuhr jetzt die Kranke auf, vor deren Bette die Wärterinnen saßen. „Meint ihr, ich habe euch nicht gehört? Aber ihr kriegt sie nicht, die Uhr, ihr, das will ich euch sagen. Ich schenke sie dem schönen Studenten, der alle Tage zu mir kommt und mir immer so freundlich ist.

Die Wärterinnen lachten.

„Sch! Sch!" zischte die Alte. „Weckt mir das Püppchen dort nicht auf. Die hat gewiß auch ihr Liebhaber verlassen. Sie schaut den ganzen Tag so schmachtend zur Stubendecke hinauf. Ja, ja, so geht's, wenn man in der Jugend toll ist."

Marie schluchzte in ihr Kissen hinein. Mit diesen Geschöpfen zusammengeworfen, und welcher Zukunft entgegensehend! —

Das erste Morgenlicht drang matt und fahl durch die ver-

*) Aus dem eben erschienenen Werke: »Eine Pariser Familien-Geschichte. Von S. Hänle. Würzburg, 1840. Verlag der Stahel'schen Buchhandlung.«

gitterten Fenster. Sie sah starr, gefühl- und beinahe bewußtlos in den Saal hinein. Ihr Geist wußte nichts mehr zu ersinnen, nichts mehr zu überlegen. Es war ihr Alles gleichgültig geworden. Sie sich selber. Gestern hatte sie einen Brief von ihrer Mutter bekommen, in welchem diese ihr von einer schweren Krankheit schrieb, die sie befallen hätte. Marie ließ über den Brief einen Umschlag machen und schickte ihn an Charles. Eine Wärterin mußte die Adresse schreiben. Die Wärterin lächelte spöttisch, als das Mädchen ihr den Namen eines Mannes diktirte. Marie war zu elend, als daß der Verdacht der Wärterin sie hätte berühren können. So lag sie, bis ihr die Antwort des Bruders überbracht wurde. Sie war verneinend.

Der vierzehnte Juli 1790.

Eins der heitersten Bilder, welche die Geschichte der französischen Revolution darbietet, ist die Feier des 14. Juli im Jahr 1790. Alle Augenzeugen sprechen mit Entzücken davon, und selbst zu einer Zeit, wo man nicht mehr gern die schöneren Tage des konstitutionellen Königthums erwähnte, äußerte Vergniaud in einer Verhandlung über Volksfeste: „Erinnert euch an die Verbrüderung von 1790. Welches Herz hat nicht in diesem Augenblick der Begeisterung und der Freude für das Vaterland geschlagen?" — Es möchte darum nicht unpassend seyn, die Erinnerung an diesen Tag jetzt nach fünfzig Jahren wieder aufzufrischen.

Ludwig XVI. hatte am Schluß des Jahres 1788 die, seit 1614 nicht mehr versammelt gewesenen, Reichsstände einberufen, um durch sie Mittel zu erhalten, den drohenden Staatsbankerott abzuwenden. Am 5. Mai 1789 waren die Sitzungen eröffnet worden; am 20. Juni hatten die Abgeordneten des dritten Standes in der berühmten Ballhausitzung geschworen, daß sie, berufen, dem Reich eine Verfassung zu geben, sich nicht eher trennen würden, als bis dieser Zweck erreicht sey. Solchem Unterfangen zu begegnen, ließ Ludwig hunderttausend Mann in die Nähe von Paris rücken. Die Bürger von Paris griffen zu den Waffen, brachen die Burg, welche sie im Zaum halten sollte, und die königlichen Heerführer, ihrer Truppen nicht sicher, wagten nicht einzuschreiten. Von diesem Tag an — dem 14. Juli 1789 — war entschieden, daß das Geschäft der Reichsversammlung wesentlich die Herstellung einer neuen, den Wünschen des Volks gemäßen Verfassung seyn würde. Dieselbe war gegen die Mitte des Jahres 1790 in ihren Hauptzügen ausgearbeitet und vom König gutgeheißen. Aber die große Menge derer, welche sich durch die neue Gestaltung der Dinge lange genossener Vorrechte beraubt sahen, behaupteten, die neue Verfassung sey unverbindlich für König und Volk, da ihre Schöpfer, die Abgeordneten, in Entwerfung derselben die Gränzen ihrer Vollmacht überschritten, und da der König sowohl, wie ein großer Theil der Abgeordneten nur gezwungen, durch die empörte Bevölkerung einer einzelnen Stadt, ihre Zustimmung gegeben hätten. Diese Vorwürfe auf eine glänzende Weise zu widerlegen, beschlossen die Freunde der neuen Verfassung, dieselbe durch den König und durch Bevollmächtigte des ganzen Volkes feierlich beschwören zu lassen. Zum Tag dieser Feier ward der 14. Juli 1790 bestimmt, — der Jahrestag der Einnahme der Bastille, der Tag, an welchem durch die That entschieden worden war, daß Frankreich eine neue Verfassung erhalten würde. Zum Ort der Feier ward das Marsfeld in Paris ausersehen.

Zufolge der neuen Einrichtungen war Frankreich in drei und achtzig Departemente eingetheilt, von denen jedes in beiläufig sechzig Cantone zerfiel. Jeder dieser Cantone ward von der Reichsversammlung eingeladen, sechs seiner Bürger zu wählen und mit der ausdrücklichen Vollmacht zur Annahme und Beschwörung der Verfassung, gewaffnet nach Paris zu senden, wo eine feierliche Verbrüderung aller Franzosen stattfinden sollte. Von einer allgemeinen Verbrüderung durfte das stehende Heer, welches früher einen Gegensatz zum Volk gebildet hatte, nicht ausgeschlossen werden. Es wurde darum von allen Abtheilungen der Land- und Seemacht eine Anzahl Leute einberufen, um sich im Namen des ganzen Heeres zur Aufrechthaltung der neuen Gestaltung der Dinge an dem Ort zu verpflichten, wo sie oder ihre Waffenbrüder ein Jahr zuvor versammelt gewesen waren, um den alten Zustand mit Gewalt aufrecht zu erhalten.

Jene Aufforderung ward allerwärts mit der größten Begeisterung aufgenommen, und die Vollziehung derselben rasch gefördert. An Gerüchten zur Dämpfung der Begeisterung fehlte es nicht. Die Einen behaupteten, es sey im Werk, den König und seine Anhänger auf dem Marsfeld zu ermorden und den Herzog von Orleans zum König auszurufen. — Nein! riefen die Andern, es ist ein höllischer Plan angesponnen, während die ganze Bevölkerung auf dem Marsfeld versammelt, Paris in Brand zu stecken und in der Verwirrung die Freunde der Freiheit zu ermorden. Indeß zeigte sich bald, wie wenig Wirkung all' dies Gerede hervorbrachte.

Das Marsfeld dehnt sich weithin zwischen der Seine und der Kriegsschule aus, Raum bietend zu einer Versammlung von Hunderttausenden. Um diese Fläche in einen angemessenen Schauplatz zu verwandeln, beschloß man, dieselbe mit einem stufenförmigen Wall zu umgeben. Zwölftausend Arbeiter wurden gegen Ende des Juni zu diesem Werk aufgeboten; allein bald zeigte sich, daß ihre Zahl unzulänglich sey. Da erließen die Vorsteher der sechzig Districte der Stadt Paris im Namen des Vaterlandes eine Aufforderung an alle gute Bürger, mit Hand anzulegen, und wie durch einen Zauber war plötzlich die ganze Bevölkerung in Schanzarbeiter verwandelt. Männer, Weiber, Kinder, Schüler, Seminaristen, Mönche — Alles eilte hinaus, die Schaufel auf der Schulter, geschaart unter Fahnen mit vaterländischen Sinnbildern. Züchtige Frauen arbeiteten neben Lustdirnen; hier zog ein Capuciner am Fuhrwerk gemeinschaftlich mit einem Ritter des Ludwigordens; dort ein Lastträger mit einem Stutzer des Palais-Royal. Nervenschwache Damen füllten Karren mit Erde, kräftige Häringsweiber schoben sie fort. Der wohlhabende Bürger schaufelte neben dem zerlumpten Taglöhner; Greise, Kinder, Schauspieler, Schweizergarden, Ladendiener — alle in bunter Mischung, bald arbeitend, bald ruhend, bald um wandernde Buden mit Erfrischung sich drängend, boten dem Auge einen stets wechselnden Anblick, während Gesänge, Trommelschlag und Kriegsmusik ertönten. Mit dem Glockenschlag neun eilte jeder zur Fahne seines Distrikts; die bunt durcheinander wogende Masse ordnete sich und zog unter Trommelschlag und Fackelschein nach Hause, hin und wieder das beliebte Ça ira anstimmend. So konnte es nicht fehlen, daß in wenigen Tagen das Werk vollendet dastand.

Mittlerweile langten die Abgesandten aus allen Theilen des Reiches in der Hauptstadt an. Man nannte sie Verbrüderte (Fédérés). Die Bürger wetteiferten in gastlicher Aufnahme und in dem Bestreben, jedem derselben den Aufenthalt in Paris so angenehm wie möglich zu machen. Die städtischen Behörden ihrerseits ergriffen Maßregeln, um bei dem großen Zufluß von Fremden die Ruhe und Sicherheit zu wahren und jeder Störung der Festfreuden vorzubeugen. In letzterer Hinsicht ward für die ganze Dauer der Festlichkeiten der Gebrauch des Fuhrwerks untersagt — „mit Recht", bemerkt der Marquis v. Ferrières, „denn der Hufschlag, das Rasseln der Räder, der Ruf: Achtung! betäubt die Leute, läßt sie jeden Augenblick fürchten, zermalmt zu werden und gibt den glänzendsten Festen das Ansehen einer Flucht. Oeffentliche Feste sind für das Volk; wollen die Reichen dieselben mitgenießen, so mögen sie sich an solchen Tagen mit dem Volk vermengen."

(Schluß folgt.)

Gallerie ausgezeichneter Frankfurter.

(Fortsetzung.)

Seine letzten Jahre wurden ihm durch den Tod einer geliebten Tochter und durch sein letztes Prorectorat im Jahre 1822 getrübt. Während des letztern fand ein Auszug der Studirenden statt, welche indeß inmitten der unruhigsten Exzesse die größte Verehrung und innigste Liebe gegen den greisen und hochverdienten Lehrer öffentlich kund gaben, damit ihn, der, wie sie wohl wußten, so väterlich gegen die Studirenden gesinnt war, die Auftritte nicht zu schmerzlich betrüben möchten. Leider konnten sie doch nicht verhindern, daß er gegen mehrere sonst tüchtige junge Leute das Strafurtheil für ihre jugendliche Unbesonnenheit verkünden mußte; er that es mit thränenerstickter Stimme.

Die Leiden des überstandenen Prorectorats suchte ihn zwar der, Verdienste anerkennende, höchstselige Großherzog von Weimar Karl August, unsterblichen Ruhmes, durch fürstliche Anerkennung vergessen zu machen, indem er ihm zuerst unter den Jenaischen Professoren den Großherzoglichen Orden der Wachsamkeit verlieh; Gabler war über diese Anerkennung auch hoch erfreut, jedoch blieb er siech. Nächtliche Brustkrämpfe stellten sich ein, und wiederholten sich oft, zuletzt bekam er die Wassersucht. Unermüdet las er aber seine Collegia fort, und ahnete seinen nahen Tod nicht. Am Abend vor dem 17. Februar 1826 sprach er sich gegen einen seiner Söhne in Erinnerungen an verstorbene theologische Zeitgenossen aus, nannte dabei Grießbach, Keil, Knapp, Henke und andere, erzählte von seinem früheren Wunsche, letztern zum Collegen in Jena mit Grießbach gehabt zu haben, dankte aber Gott, da Henke vor ihm gestorben, dafür, daß er mit einem Schott und einem Baumgarten-Crusius in collegialische Wirksamkeit getreten sey, und hoffte auf noch längere Wirksamkeit mit ihnen.

Am Morgen des 17. Februar fühlte er sich außerordentlich wohl, und las, wie gewöhnlich in der zehnten Stunde Dogmatik. Er handelte von der Gerechtigkeit Gottes, und schloß diese Stunde mit sichtbarer Rührung und den Worten, welche er in frühern Semestern am Schlusse der dogmatischen Vorlesungen sprach: „Hier glauben wir, dort schauen wir."

In sein Studirzimmer zurückgekehrt, autorisirte er als Director der Jenaischen Almosenanstalt noch einen Jenaischen Armen Aufnahme in dieselbe, und — sank zwischen seinem Sessel und seinem Arbeitstische, an welchem er mehrere Decennien ganze Tage und Nächte hindurch studirt hatte, leblos nieder, auf dieser Welt nicht wieder erwachend.

Sein Tod war allgemein betrauert, die Studirenden veranstalteten ihm ein herrliches Leichenbegängniß, sein theurer und hochgeehrter College Schott hielt in der Johanniskirche zu Jena die Trauerrede, und einer seiner letzten Schüler, jetzt Professor Stickel zu Jena, sprach Abschiedsworte an seiner Gruft. Er ruhet neben seiner geliebten Tochter und seinem theuern Lehrer und Collegen Grießbach, jetzt auch bei ihm ein nachgeborner Enkel gleiches Namens, Johann Philipp Gabler.

Tags nach seinem Begräbniß las man in Jena auch schon seinen Tod in der Frankfurter Zeitung. Ein Schüler von ihm, der eben erst seine Vorlesung verlassen hatte, und tief erschüttert von der Nachricht des plötzlichen Todes des theuern Lehrers war, stud. theolog. Benkard aus Frankfurt, Sohn des Consistorialraths Benkard daselbst, hatte den Tod seinem Vater sofort gemeldet, und dieser setzte seinem abgeschiedenen Landsmanne ein ehrendes Denkmal in jenem Blatte.

Gabler war seit der Zeit seiner Berufung nach Altdorf, stets durch Berufsgeschäfte abgehalten, nicht wieder in seine Vaterstadt Frankfurt gekommen, was er oft innig beklagte; doch freuete er sich, so manche wackere Landsleute zu seinen Schülern gehabt zu haben. Gewiß werden auch diese ihn nicht vergessen.

Seine theologische Richtung war mehr die rationale, ja er war es, der den Namen „Rationalisten" wieder hervorrief, und den Rationalismus zuerst bestimmter lehrte, als dieß früher geschah. Man sagt daher wohl nicht zu viel durch die Behauptung, daß aus seinen Vorlesungen erst die dogmatischen Lehrbücher von Ammon, Wegscheider, Bretschneider, Klein ꝛc. theils unmittelbar, theils mittelbar hervorgegangen seyen. Indeß hielt er sein System der Dogmatik keineswegs für vollendet, und schrieb sich nur als hauptsächliches Verdienst zu, Dogmatik und biblische Theologie gesondert, und dadurch dem Studium der Theologie eine bestimmtere Richtung gegeben zu haben. Sollte er zu weit als Rationalist gegangen seyn, so lag der Grund darin, daß er mit andern die, der damaligen geistlosen Orthodoxie abholde theologische Richtung repräsentirte, und er ein hauptsächliches Glied in jener nothwendigen Durchgangsperiode für die theologische Wissenschaft wurde, welche sich aus der frühern Orthodoxie und dem spätern negativen Rationalismus jetzt erst zu einer lebendigen Anschauung der Wahrheit der positiven Religions- und Kirchenlehren erhoben hat. Er war nicht intolerant; wenn er z. B. auch Schleiermacher nicht durchgängig begriff, so ahnete er in ihm den großen Geist, und sprach von ihm mit großer Verehrung, deßgleichen von de Wette.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Blüthen der griechischen Dichtkunst, in deutscher Nachbildung. Mit einem geschichtlichen Ueberblicke und den nöthigen Erläuterungen begleitet, von Dr. A. Baumstark. 5 Bochen. Karlsruhe, bei Christian Theodor Groos, 1840.

Wir besitzen von allen Klassikern des Alterthums vortreffliche Uebersetzungen, aber die erste genügende Blumenlese aus denselben wird uns hier geboten. Daß sie nicht für den eigentlichen Gelehrten, sondern für den Gebildeten im weiteren Sinne des Wortes bestimmt ist, versteht sich von selbst, und sie soll weder das Studium der alten Sprachen überflüssig machen, noch wird sie die Vorrechte der Originale gefährden. Dr. Baumstark hat die Sammlung in drei Abtheilungen getheilt, — in die epische, lyrische und dramatische, welche vier Bändchen ausfüllen werden, von welchen bereits drei vor uns liegen; das fünfte wird eine Darstellung der Geschichte der griechischen Poesie enthalten. Wir finden hier das Schönste und Sinnigste aus dem Schatze jener antiken Dichtungen in den gelungensten deutschen Uebersetzungen eines Göthe, Schiller, Herder, Wieland, Voß, Wolf, Schlegel, Passow, Humboldt, Rosegarten, Stolberg, Jacobs u. A. Wie die Freunde des Schönen hier eine belehrende Unterhaltung finden, so können es auch Lehrer an Gymnasien mit Nutzen bei ihren wissenschaftlichen Vorträgen verwenden. Die Erläuterungen des Herausgebers sind mit großem Fleiß zusammengestellt und zeigen von gründlicher Kenntniß des Alterthums und von langjährigen Studien. Die Bruchstücke selbst sind mit Geschmack und Einsicht geordnet und es wäre zu wünschen, daß das würdige Streben des Hrn. Dr. Baumstark vielseitige Anerkennung sich gewinnen möge. Das Bändchen der schönen Ausgabe kostet nur 36 Kreuzer.

Mannichfaltigkeiten.

Die zehn Wuthen unserer Zeit: 1. Modewuth, 2. Badewuth, 3. Kunstwuth, 4. Klatschwuth, 5. Genußwuth, 6. Denkmalwuth, 7. Freiheitswuth, 8. Schuldenmacherwuth, 9. Schreibewuth, 10. Reisewuth.

In der Restaurationszeit machte einst ein General, welcher viel bei Hofe galt, einem berühmten Banquier eine Morgenvisite und sagte unter Anderem: »Ich komme direkt vom Schlosse, wo so eben eine höchst wichtige Nachricht einlief; noch weiß sie Niemand weiter, aber heute Abend wird sie wahrscheinlich veröffentlicht werden.« »Was betrifft diese Nachricht?« fragte der Banquier. »Die Schlacht bei Navarino; die türkische Flotte ist von der französischen, englischen und russischen total geschlagen.« »Wirklich?« fragt der Banquier mit dem gleichgültigsten Gesichte. »Verzeihen Sie, General, wenn ich Sie einen Augenblick allein lasse; in drei Minuten bin ich wieder bei Ihnen.« Der General bleibt allein im Zimmer; er wartet fünf Minuten, er wartet zehn; nach einer halben Stunde ist der Banquier noch immer nicht wieder da; der General wundert sich anfangs darüber, endlich wird er ungeduldig und will fort. Aber die Thüre ist verschlossen, von außen verriegelt; er schellt, doch Niemand erscheint; er reißt das Fenster auf, welches eine Stiege hoch in den Garten geht; er ruft, er schreit, keine Antwort. Endlich, endlich, nachdem er drei volle Stunden gewartet hat, geht die Thüre wieder auf, der Banquier erscheint und ruft dem General zu: »Verzeihung, General, daß ich Sie ein wenig länger, als ich anfangs selbst dachte, allein ließ . . .« »Ein wenig länger? Drei volle Stunden, Herr! Ich bitte mir Erklärung wegen dieser höchst seltsamen Mystifikation aus. Was soll das?« »Nichts weiter, als daß ich während der Zeit für Sie und mich gehandelt habe. Ich eilte mit Ihrer Nachricht auf die Börse; um dieselbe auszubeuten, mußte sie geheim bleiben. Schweigsamkeit ist aber eine Tugend, die noch leichter zerbricht, als Glück und Glas; hinter Schloß und Riegel nur übt man sie am leichtesten und sichersten. Verzeihen Sie mir also mein Mißtrauen gegen Sie; es war ganz in Ihrem Interesse, denn ich habe Sie bei meiner Spekulation betheiligt und bringe Ihnen hier Ihren Theil von Gewinn!« Der Banquier überreichte dem General 50,000 Francsbillets. — Dieser Vorfall ist in der Pariser Geldwelt so bekannt, wie das Reichwerden anderer Großen, die mit politischen Geheimnissen einen Wucher trieben, der ihnen Hunderttausende einbrachte.

Man liest im Altonaer Merkur: »Im Dorfe Blunkau, adel. Guts Sierhagen, brach in der Nacht vom 11. auf den 12. d. M. in einer Hufe Feuer aus; dieselbe war von einer Familie mit 10 Kindern bewohnt, wovon das jüngste ½ Jahr alt. Die Unglücklichen gewahrten die Gefahr erst, als bereits ihr Bett Feuer gefangen hatte. Alle, bis auf ein Kind, wurden mehr oder minder verbrannt. Die Kinder zu retten, stürzte sich der Vater wiederholt in die Flammen, die Mutter warf solche in der Angst aus dem Fenster, dem Vater entgegen; doch ehe noch Alle gerettet waren, stürzte die Decke des Zimmers ein, bedeckte die noch zurückgebliebenen unglücklichen Kinder und ihre Mutter und verletzte solche gefährlich. Es gelang zwar dem Vater, alle die Seinigen aus den Flammen zu ziehen, er selbst aber ward dabei schauderhaft verletzt, und soll vor einigen Tagen unter unsäglichen Qualen seinen Geist aufgegeben haben. Die Mutter und 8 ihrer Kinder liegen noch, zum Theil schwer verwundet, darnieder. Auf Anordnen des Besitzers, Grafen von Plessen, der sogleich herbeigeeilt war, wurden die Unglücklichen sofort untergebracht, ihnen Betten und alles sonst Benöthigte vom Haupthofe gesandt und Aerzte zu ihrer Behandlung herbeigerufen. Vater und Mutter und die beiden ältesten Knaben wurden in ein Zimmer, die übrigen Kinder in ein anderes Zimmer eines Hauses in Blunkau gebettet, ärztlich behandelt und gepflegt.«

Die Schwarzenbacher Musikgesellschaft.

Während der Dauer der gegenwärtigen Herbstmesse wird die Schwarzenbacher Musikgesellschaft jeden Nachmittag auf der Mainlust spielen und durch eine Auswahl neuer und unterhaltender Compositionen den Beifall des Publikums zu erstreben bemüht seyn. Jeden Mittwoch finden besonders arrangirte Konzerte statt, bei welchen auch größere Musikpiecen zur Aufführung kommen. Das Entree beträgt 6 kr., welches bei den Mittwochskonzerten sich auch auf die Damen erstreckt, deren Entree-Beitrag, beiläufig gesagt, auch an den andern Tagen nicht zurückgewiesen wird. — Abends spielen die Schwarzenbacher im Saale des Hofs von Holland.

Logogryph.

Wie sich das ganze Wort gibt zu erkennen,
So pflegt man jetzt die Weiber zu benennen.
Streicht man das erst' und letzte Glied, alsdann
Erscheinet uns ein wohlbekannter Mann,
Mit dem, was Vielen nicht behagt, begann.

Bornheim. G. Buck.

Auflösung der Charade in Nro. 245.
Wetterau.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 3. Sept. Das Pfeffer-Röse l, oder: Die Frankfurter Messe im Jahr 1297, romantisches Schauspiel in 3 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 248. Freitag, den 4. September 1840.

Der vierzehnte Juli 1790.

(Schluß.)

Endlich kam der von den Meisten ersehnte, von Einigen gefürchtete Tag des 14. Juli heran. Die schönsten Feste sind oft nicht von der Witterung begünstigt. So war es auch hier der Fall. Der Himmel war bewölkt, Regenschauer schienen die allgemeine Freude stören zu wollen. Am frühen Morgen war ganz Paris in Bewegung. Zahllose Menschenschwärme zogen hinaus auf das Marsfeld und besetzten von sechs Uhr an die Rasenstufen, welche viermalhunderttausend Menschen fassen konnten. Die Verbrüderten in ihrem Waffenschmuck, dreißigtausend an der Zahl, versammelten sich auf dem Platz, wo die Bastille gestanden hatte, reihten sich unter die 83 Fahnen ihrer Departemente und zogen zunächst nach dem Garten der Tuilerien. Hier erschienen die Reichsversammlung, der Stadtrath, die Abgeordneten der Land- und Seemacht, und der große Festzug begann sich zu ordnen. Voran Spielleute, Abtheilungen der pariser Nationalgarde, Fahnen der Distrikte, Abgeordnete der Truppen, dann die Verbrüderten, in ihrer Mitte die Reichsversammlung und der Stadtrath, dann wieder Fahnen u. s. w. Unmittelbar vor der Reichsversammlung zog eine Schaar bewaffneter Knaben, hinter ihr eine Abtheilung bewaffneter Greise. An der Spitze des Ganzen und als Leiter desselben befand sich Lafayette, der Befehlshaber der pariser Nationalgarde.

Der Zug bewegte sich durch die Straßen St. Martin, St. Denis und St. Honoré. Obwohl Hunderttausende bereits auf das Marsfeld hinausgeeilt waren, so sah man doch alle Fenster der Häuser und die Seiten der Straßen dicht mit Menschen besetzt, welche die Luft mit Jubelruf erfüllten. Leider fiel der Regen jetzt in Strömen herab. Gleichsam demselben Trotz zu bieten, machten die Verbrüderten hin und wieder Halt, legten ihre Waffen ab und führten Rundtänze aus. Von den Fenstern aus reichte man ihnen Erfrischungen und rief ihnen Segenswünsche zu, welche sie mit dem Ruf: Es leben unsere Brüder, die Pariser! erwiederten. Der Zug lenkte nach dem Ufer ein und folgte demselben bis zum Cours-la-Reine, immer zwischen dichtgedrängten Reihen von Zuschauern und unter Fenstern vorüber, an welchen die Frauen in ihrem glänzendsten Schmucke standen. Bei'm Cours-la-Reine war eine Schiffbrücke geschlagen, welche gerade hinüber auf das Marsfeld führte. In der Mitte des Feldes erhob sich auf einer breiten Grundlage von fünfundzwanzig Fuß Höhe der prächtig geschmückte Altar des Vaterlandes, umgeben von dreihundert Priestern in weißen Meßgewändern mit dreifarbigen Gürteln. Im Hintergrunde waren Prachtsitze für die Behörden errichtet; zwei gleichförmige, mit goldenen Lilien geschmückte Sessel nebeneinander, der eine für den König, der andere für den Sprecher der Reichsversammlung, dahinter eine Bühne für die Königin und den Hof; weiter zurück Sitze für die Minister, die Gesandten u. s. w.; zu beiden Seiten des Königs und des Sprechers die Plätze für die zwölfhundert Mitglieder der Reichsversammlung.

Der Zug über die mit Blumen bestreute Brücke dauerte geraume Zeit. Nachdem die vordern Abtheilungen auf dem Marsfeld eingeschwenkt hatten, stellten sie ihre Waffen zusammen und führten einen großen Rundtanz auf, während die Mitglieder der Reichsversammlung, der König, der Hof u. s. w. ihre Sitze einnahmen. Die Zuschauer, welche dem Regen eine unverwüstliche Heiterkeit entgegensetzten, schlugen mit den Händen den Takt. Mittlerweile war die letzte Abtheilung des Zugs eingerückt. Die Tänzer ordneten sich wieder unter ihre Fahnen, die Bannerträger traten vor und stiegen zum Altar hinauf. Der Regen hatte aufgehört, und die eigentliche Feier begann. Talleyrand, Bischof von Autun, segnete die Reichsfahne und die 83 Banner der Departemente ein und stimmte das Te Deum an in Begleitung von dreihundert Priestern und zwölfhundert Musikern. Nach Beendigung des Gesangs stieg Lafayette ab, näherte sich dem König, empfing aus seinen Händen die schriftliche Eidesformel, brachte sie auf den Altar und las sie vor. Am Schlusse derselben wiederholte die ganze Versammlung von fünfmalhunderttausend Menschen: „Ich schwör' es." Der Donner der Geschütze verkündete den feierlichen Schwur. Jetzt erhob sich der König von seinem Sitz, streckte die Hand gegen den Altar aus und sprach mit starker Stimme: „Ich, König der Franzosen, ich schwöre, die Gewalt, welche die Verfassungsurkunde mir verleiht, anzuwenden, um die von der Reichsversammlung beschlossene, von mir angenommene Verfassung aufrecht zu erhalten." Die Königin nahm ihren Sohn in die Arme, zeigte ihn dem Volk und sprach: „Wir theilen diese Gesinnung." Einstimmiger Ruf: „Es lebe der König! es lebe die Königin! es lebe der Dauphin!" vermischte sich mit dem Donner der Geschütze und mit dem Klang der Kriegsmusik. Die Sonne war aus den Wolken hervorgetreten und schien in vollem Glanz. „Es war", bemerkt der fromme Ferrières, „als

wollte der Ewige Zeuge dieser wechselseitigen Verpflichtung seyn und sie durch seine Gegenwart heiligen."

Der Zug bewegte sich in derselben Ordnung, unter demselben Jubel, wie er gekommen war, in die Stadt zurück. Auf die große Feierlichkeit folgten Lustbarkeiten, welche mehrere Tage lang dauerten. Man besuchte das Marsfeld, und ergötzte sich bei'm Rebensaft mit Gesang und Tanz. Eine große Heerschau der Verbrüderten bot einen glänzenden Anblick dar; der König und seine Familie wurden hier mit freudigem Zuruf empfangen. Später zogen die Verbrüderten in's Schloß, um, bevor sie von Paris schieden, dem König ihre Huldigungen darzubringen. Der Führer der Bretagner ließ sich auf ein Knie nieder, bot dem König seinen Degen dar und sprach: „Sire, ich lege in Eure Hände das unbefleckte Schwert der Bretagner nieder; es soll sich nie anders röthen, als mit dem Blut Eurer Feinde." — „Das Schwert kann in keinen besseren Händen seyn, als in den Händen meiner theuren Bretagner," antwortete Ludwig, indem er den Bretagner aufhob, und ihm den Degen zurückgab; „ich habe nie an ihrer Lieb' und Treue gezweifelt; versichert sie, daß ich der Vater, Bruder, Freund aller Franzosen bin." Der König drückte ihm die Hand und umarmte ihn. Gerührt rief der Bretagner aus: „Herr, wenn ich nach unsern Gemüthern schließen darf, so seyd Ihr allen Franzosen theuer und werdet es immer seyn, denn Ihr seyd ein Bürgerkönig." — Zwei Jahre später sprachen die Bretagner anders; der Glaube an den Bürgerkönig war bald verschwunden! Doch in jenen festlichen Tagen stand er fest, und erhöhete nicht wenig die allgemeine freudige Begeisterung.

Am 18. Juli gab der Stadtrath von Paris den Verbrüderten ein glänzendes Fest. Auf der Seine fand ein Fischerstechen statt, in der Fruchthalle und auf dem Bastilleplatz Ball. Der Platz war zu diesem Zwecke eingezäunt; über dem Eingang stand: „Hier wird getanzt" — hier, auf derselben Stelle, wo Jahrhunderte lang die Opfer der Willkür ihr Leben verseufzt hatten. Die Stadt war beleuchtet, prachtvolle Feuerwerke wurden abgebrannt. Am heitersten sah es in den elyseischen Feldern aus. Lampenreihen, von Baum zu Baum aufgehängt, hin und wieder Feuerpyramiden, verbreiteten Tageshelle. Man spielte, man lustwandelte, man versammelte sich um die Klettermasten und ergötzte sich an den Bemühungen der Matrosen, eine dreifarbige Fahne von der Spitze herunter zu holen. Mehrere Orchester vereinigten die jungen Leute zum Tanz. Familien lagerten auf dem Rasen und genossen bei'm Becherklang in der allgemeinen Fröhlichkeit doppelt des Daseyns Lust. Alles fühlte sich glücklich in diesem bunten Gewimmel; wer hätte sich träumen lassen, welche furchtbare Begebenheiten die nächste Zukunft in ihrem Schoße barg?

Necrolog eines Scharfrichters.

(Aus der Gasthofs-Zeitung.)

Habt Ihr die französischen Zeitungen gelesen? Wißt Ihr, wer gestorben ist? Ich will's Euch sagen. Am 20. August starb zu Paris ein Greis von 78 Jahren, er hieß Henri Sanson und war Scharfrichter des Seine-Departements. Ihr rümpft die Nase und denkt Euch: Was liegt daran, ob ein Scharfrichter mehr oder weniger auf der Welt ist! Aber dieser Henri Sanson, Ihr gleichgültigen Leser, war kein gewöhnlicher Henkersmann, der blos Raubmörder, Brandstifter, Falschmünzer und anderes Gesindel geköpft hat; Henri Sanson war ein Scharfrichter par excellence, die Nemesis der französischen Nation, der letzte Akt jenes blutigen Drama's, dessen Titel „1789" heißt. In diesem Henker hat Frankreich ein Stück seiner mit Blut geschriebenen Geschichte zu Grabe getragen: denn er war zur Zeit der ersten Revolution der Exécuteur des hautes oeuvres, durch seine Hand gingen fast alle Köpfe, die damals durch das Beil der Guillotine auf der Place de Concorde fielen. Henri Sanson war damals ein blutjunger Mensch von 20 Jahren, er gehörte keiner Partei an und schlug mit derselben Ruhe heute das Haupt eines glühenden Royalisten und morgen das Haupt eines verdächtigen Republikaners ab. Die Geschichte hat wohl keinen zweiten Scharfrichter aufzuweisen, der so viele weltgeschichtliche Köpfe vom Rumpfe getrennt hat, als dieser Sanson. Es gibt wohl keinen zweiten Henker, der so viel Leben zum Tode befördert hat, als dieser Sanson. Denn damals, als die Guillotine en permanence das französische Volk in Zaum und Zügel hielt, gab es Tage, wo dieser Henker oft 30 bis 40 Köpfe abschlug. Kein Wunder also, daß er in dieser blutigen Kunst eine unfehlbare Virtuosität erlangt hatte. Laßt uns einen flüchtigen Blick in sein blutgetränktes Tagebuch werfen: wir wollen an uns vorüberziehen lassen die blutigen Schatten, die aus der Catastrophe jener Zeit heraufsteigen, um uns zu mahnen an die Schauer der Vergangenheit.

Zuerst taucht der Schatten des 21. Januars 1791 empor. Er trägt eine zerbrochene Krone und — was noch schlimmer ist — ein zerbrochenes Herz. Dieser gekrönte Schatten ist Ludwig XVI., der König von Gottes Gnaden, der als warnendes Beispiel durch die Reihen der Gottgesalbten schreitet und ihnen zuruft: „Seyd gerecht und stark!"

Hier steigen die bleichen Manen des 16. Oktobers 1793 herauf. In den blassen Zügen liegt ein unendlicher Gram, aber dieser Gram ist nicht im Stande gewesen, den Glanz ihrer Schönheit zu bleichen. Auf dem Schnee ihres Halses ruhen die Blutstropfen der Guillotine. Das schöne Haupt, das einst eine Krone von Diamanten trug, ist jetzt mit einer Dornenkrone geschmückt. Dieser Schatten ist Marie Antoinette, die Tochter Maria Theresiens, die Schwester Kaiser Josephs, die Gemahlin Ludwig's XVI.

Dort huscht ein Schatten vorüber, dessen Anblick uns Abscheu und Ekel einflößt. Das kahle Haupt, auf dem die Last der Sünden ruht, fiel am 6. November 1793. Dieser Schatten ist Philipp von Orleans, Philipp Egalité, der nach der Krone seines Bruders gestrebt.

Hier steigt der riesige Schatten des 5. Aprils 1794 aus der Nacht des Grabes herauf. Diese Athleten-Gestalt, diese Donnermienen, die noch im Tode die Kraft besitzen, Alles um sich her zu erschüttern, zeigen uns den Jupiter fulminans des revolutionären Olymps, den herculischen Danton, dessen Stimme dem Brüllen des Donners und dessen Rede dem zündenden Blitze glich. Wer hat Dich, Mann des Schreckens, unter das Beil gelegt?

Der Schatten des 28. Juli 1794, der Schatten Maximilian Robespierre, an dessen Fersen die Manen seines Bruders An-

gustin, St. Just, Couthon, Lebas, Henriot und noch 17 anderer seiner Gefährten festgeklammert sind. Der neunte Thermidor, der Feierabend der französischen Revolution, war ein saurer Tag für diesen Henkersmann. Wie er damals das schöne Haupt des Königs, so zeigte er an diesem Tage das verzerrte Antlitz des Dictators dem freundetrunkenen Volke, das ihm Beifall zujauchzte und im Stillen bei sich dachte: „Nun können wir ruhig schlafen, ohne befürchten zu müssen, vom Henker geweckt zu werden.“ Aber eben in jener Nacht, wo das erschöpfte Paris sich ruhig dem Schlummer hingab, konnte Sanson, der das Haupt der Schreckensherrschaft vernichtet hatte, kein Auge schließen, denn Robespierre und der ganze Leichenzug der französischen Revolution zogen einen blutigen Kreis um sein Lager und jagten den Schlaf aus seinen Wimpern; da faltete er die Hände und betete: Vater des Himmels, vergib mir, ich war nur das Werkzeug!

Nach jenem Tage konnte der Exécuteur des hautes oeuvres ausruhen von den Strapatzen der Schreckenszeit: er wischte das Blut vom Beile der Guillotine und legte mit schwerem Seufzer die Hände in den Schooß.

Zweiundvierzig Jahre später (Sanson hatte während dieser Zeit das Directorium, das Triumvirat, den lebenslänglichen Consul, den Kaiser Napoleon, Ludwig XVIII. und Karl X. kommen und verschwinden sehen) rief ihn Louis Philipp auf's neue zum Richtplatz, um Fieschi und seine Gefährten und bald darauf den jungen Alibaud die Schärfe seines Beiles fühlen zu lassen. Er wetzte den Rost von seiner Guillotine und vollzog mit derselben Parteilosigkeit, wie damals, den Spruch des Gesetzes. Ludwig XVI. war einer der ersten, Alibaud der letzte Kopf, der durch seine Hand fiel.

Frankreichs Nemesis, Henri Sanson, ruht jetzt auf dem Kirchhof.

Gallerie ausgezeichneter Frankfurter.

(Fortsetzung und Schluß.)

Frivolität haßte er vor Allem an den Theologen; er besaß ungemein viel religiöse Wärme, und verlangte von einem jeden seiner Schüler, daß er mit einer höhern Weihe an das Studium der Theologie gehe. In seinen Vorlesungen über die Leidensgeschichte Jesu lenkte er mit bedeutungsvoller Rede die Blicke seiner Schüler auf den leidenden Heiland am Kreuze, und sprach des Erlösers letzte Worte stets mit Thränen aus; nicht leicht verließ einer seiner Schüler ungerührt diese Vorlesungen. Diejenigen seiner Schüler daher, welche sich den Geist der neuern Theologie aneignen, werden ihren Lehrer Gabler gewiß noch hoch verehren und Gott danken, daß in der Zweifelsperiode, der sie entronnen sind, sie ein so würdiger Rationalist geleitet hat. Er war dieß auch in milder Weise. So sehr er z. B. auch mitgewirkt und das Verdienst hatte, daß Carl August den Dr. Röhr als Generalsuperintendent nach Weimar berief, so stimmte er doch nicht völlig mit dessen Ansichten zusammen, die in seinen Briefen über den Rationalismus niedergelegt sind, als deren Verfasser er sich später bekannte. Der Hase-Röhrische Streit würde seinem Charakter ganz zuwider gewesen seyn, auch würde er Röhr nicht über die theologisch-polemische Vorrede gelobt haben, mit und in welcher er, seinen Gegner einen „theologischen Renommisten“ scheltend, seine Predigten über die Person und das Leben Christi dem christlichen Publikum weihete. Darum liebte und ehrte Gabler auch Schotten so sehr wegen seiner wahrhaft kindlichen, reinen und lautern Frömmigkeit.

Als einen mit ihm völlig Gleichdenkenden nannte er öfters mit großer Ehrfurcht den Vorgänger Röhrs, Generalsuperintendent Krause in Weimar, der schon im Voraus Röhr als seinen Nachfolger bezeichnet hatte, und auch hierin mit Gabler übereinstimmte, der, befragt durch Carl August, sogleich den Pastor Röhr nannte, dessen klarem Geiste er alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, wenn auch dessen Ansichten nicht überall die seinigen waren.

Nichts ging ihm aber über sein Lehreramt. Ein Traum, den er nicht lange vor seinem Tode hatte, charakterisirt in ihm den eifrigen Professor auf eine originelle Weise. Es traten — so träumte er — zwei Engel zu ihm, sagend: „Wir sind von Gott gesandt, dir zu verkünden, daß du bald sterben mußt.“

Gabler richtete ängstlich sogleich an sie die Frage: „Darf ich doch meine Dogmatik noch hinauslesen, damit meine Zuhörer nicht zu kurz kommen?“ Die Engel sagten: „Das wissen wir nicht“, und verschwanden.

Gott ließ ihm nicht mehr diese Frist. Ob dieser Gesinnung, welche nicht gar zu viele Professoren heutigen Tages bewahren, schätzten und liebten die Studirenden Gablern wie ihren Vater; er war ihnen aber auch ein Muster durch sein sittliches Leben, durch sein unermüdliches Streben nach Wahrheit (so hörte er, schon im hohen Alter, mitten unter seinen Schülern noch die Vorlesungen von Fries über Kritik der reinen Vernunft); deßhalb war er auch geehrt von Allen, die ihn kannten, besonders auch von Jena's Bürgern, welche ihre Verehrung gegen ihn oft an den Tag legten.

Er hinterließ sechs Söhne und eine Tochter am Leben; ein Sohn und mehrere Töchter waren schon früher verstorben. Unter den ihn überlebenden Söhnen dürften zu nennen seyn: Georg Andreas Gabler, der älteste Sohn, der jetzt Professor der Philosophie zu Berlin und als Schüler und Bekenner Hegels dessen Lehrstuhl einnimmt.

Er war früher Professor und dann Direktor am Gymnasium zu Baireuth, und erhielt in dieser Zeit auch den ehrenvollen Ruf als Professor an's Frankfurter Gymnasium an Grodofends Stelle.

Dieser Ruf erfreute besonders auch seinen Vater, den gebornen Frankfurter, und es that diesem ungemein leid, daß sein Sohn aus Gründen, die nicht hierher gehören, diesem Rufe nicht folgen konnte.

Der zweite, Dr. Theodor August Gabler, jetzt Consistorialrath zu Baireuth, ein außerordentlich tüchtiger Geschäftsmann, hat sich auch im Geiste seines Vaters in einigen, die kirchlichen Verhältnisse berührenden, sehr gelungenen Predigten als wackern Kämpfer für die protestantische Kirche gezeigt, ein biederer kernhafter Mann.

In stiller Abgeschiedenheit, Wirksamkeit und Gottergebenheit lebt ein dritter, Baccalaureus theol. Dr. Johann Gottfried Gabler, als Pfarrer zu Oßmannstedt bei Weimar, dem Lieb-

lungsorte und der Ruheſtätte Wielands. Auf dieſem, der ſich bald die gediegene Gelehrſamkeit ſeines Vaters anzueignen ſchien, ruheten die Hoffnungen des Vaters, daß er ſeinen akademiſchen Lehrſtuhl ſpäter einnehmen werde, den er bereits nicht ohne Beifall beſtiegen hatte, aber Kränklichkeit halber, zum großen Leidweſen des Vaters, wieder verlaſſen mußte. Er iſt jetzt körperlich erſtarkt, aber auch geiſtig, wie er ſagt, durch die Kraft der evangeliſchen Lehre und des reinen Lutherthums. Durch die Kraft ſeiner Rede, von welcher mehrere gedruckte Predigten von ihm Zeugniß geben können, und durch das Beiſpiel ſeines lautern reinen Herzens und Weſens wirkt er in ſeinem kleinen Oßmannſtedt ungemein viel. O, daß ihm ein größerer Wirkungskreis werde, ihm, dem Vortrefflichen! (Ja, dieſer Wunſch kommt aus vollem Bruderherzen, ich kenne keinen lauterern, wahrhaft frömmern Menſchen.)

Die beiden zuletzt genannten Söhne Gablers haben gemeinſchaftlich die opuscula ihres ſeligen Vaters herausgegeben.

Wer über das Leben und Wirken des Profeſſors Gabler Specielleres zu erfahren wünſcht, den verweiſen wir auf die nachſtehenden Quellen:

1) Güldenapfel, Almanach der Univerſität Jena 1816 (mit einem Bilde Gabler's vor dem Titelblatt.)

2) Annalen der Univerſität Jena 1822. Die erſte Biographie daſelbſt.

3) Lebensbeſchreibung in ſeinen vorhin erwähnten Opusculis, herausgegeben von ſeinen Söhnen Theodor Auguſt und Johann Gottfried Gabler.

4) Erinnerungen an Dr. Johann Philipp Gabler, von Dr. Schröter, Jena 1827.

5) Converſationslexicon unter Gabler, Johann Philipp.

6) Nekrolog des Frankfurter Journals vom 17. Februar 1839 oder 1840.

Korreſpondenz.

Mainz, 29. Auguſt.

Ueber unſere theatraliſchen Zuſtände vernimmt man Manches, das vielleicht auch nur Gerücht iſt, aber doch nicht unwahrſcheinlich lautet. So ſagt man, die ſtädtiſche Behörde habe den Direktor angegangen, ſeinen Status über die für die künftige Saiſon abgeſchloſſenen Kontrakte vorzulegen und es habe ſich herausgeſtellt, daß die meiſten Fächer noch unbeſetzt wären. Es ſey darüber zu Erörterungen gekommen, und es ſey es weitern noch nicht Alles ausgeglichen. Die Abreiſe des Hrn. Wolf und der Dem. Seeland wird in dem gegenwärtigen Augenblicke unangenehm empfunden. Mad. Michaleſi und Hr. Emmerich ſollen die einzigen feſt engagirten beſſern Subjekte ſeyn. Im Intereſſe des Inſtituts wäre ſehr zu wünſchen, daß dieſe Angelegenheit recht bald in's Reine käme, da die Abonnementsliſten für den Winter bereits im Umlaufe ſind und künftigen Dienſtag die erſte Vorſtellung im Abonnement ſtattfindet. Wegen des in einem frühern Berichte angeführten Gerüchts, »daß Dem. Seeland von einer gewiſſen Seite nicht auf das freundſchaftlichſte ſolle behandelt worden ſeyn«, wollen wir nachträglich bemerken, daß hiebei von Mad. Schumann nicht die Rede ſeyn konnte, da dieſe Dame, wie man uns verſichert, für Dem. Seeland eine ſo große Zuneigung hatte, daß ſie ſogar zwei neue Opern mit ihr einſtudirte. — Karl Devrient iſt in voriger Woche wieder an zwei Abenden hier aufgetreten, am Donnerſtag als Marquis Poſa in Don Carlos und am Samſtag als Thadigni in »der Diplomat« und als Jakob Wehringer in »die Braut aus der Reſidenz.« In beiden Vorſtellungen war das Haus nicht ſehr gefüllt. Als Marquis Poſa that Hr. Devrient ſein Möglichſtes, aber unſer Perſonal iſt für dergleichen Aufführungen zu ſchwach und ein Künſtler allein kann ein ſolches Stück nicht heben; die zwei andern Stücke gingen ſehr gut und die Lebhaftigkeit und das launige Spiel des Gaſtes fanden volle Anerkennung; Hr. Devrient wurde mehrmal gerufen.

Mannichfaltigkeiten.

Ein wackerer Geſchäftsmann in Bordeaux ſtreckte neulich einem jungen Wüſtling von reichen Eltern 600 Fr. auf ein Jahr zu 50 pCt. vor, die er ſogleich abzog, ſo daß alſo der junge Mann nur 300 Fr. empfing. Als der Wucherer ſeiner Frau prahlend das gemachte Geſchäftchen mittheilte, rief ſie aus: Schwachkopf! Du hätteſt ihm das Geld auf zwei Jahre leihen ſollen, dann hätteſt Du gar nichts hergeben dürfen.

Auf den Bällen in Frankreich nennt man die Damen, welche ſelten oder nie zum Tanze aufgefordert werden, »disponible Mesdemoiselles«; dieſe bezeichnen dagegen ſolche Herren, die ihrer Geſundheit wegen Furcht haben vor dem Tanze, als »Ball-Geſpenſter«, und andere, die den Verdacht erregen, daß ſie eine reiche Frau ertanzen wollen, »Ball-Courtiers.«

An die Straßburger kriegsluſtigen Patrioten.

(Von J. Pirazzi.)

Es klingt nicht fein, daß ihr, von deutſchem Stamme,
So kampfbegierig nach uns Deutſchen blickt,
Daß ihr das Schwert ſo lüſtern wetzt und zückt
Und ſchon entzündet wünſcht des Krieges Flamme.

Durchbrechen möchtet ihr des Friedens Damme,
Der uns ſeit fünf und zwanzig Jahr' beglückt;
Doch wenn ihr wähnt, daß leichter Sieg euch ſchmückt,
So iſt das nur das Mährchen einer Amme.

Wir pflegen nicht zu prahlen und zu ſchrei'n;
Auch ſind die mildern Sitten unſrer Zeiten
Dem Frieden holder, als dem rohen Streiten.

Doch gilt's, dem Vaterlande uns zu weih'n,
Und es zu ſchützen vor Gefahr und Schaden,
Dann ſprechen Worte nicht, dann ſprechen Thaten!

Theater-Anzeige.

Freitag, 4. Sept. Der böſe Geiſt Lumpacivagabundus oder: Das liederliche Kleeblatt. Zauberpoſſe mit Geſang in 3 Abtheilungen, von J. Neſtroy.

Samſtag, 5. Sept. Zum Erſtenmal: Der lange Iſrael oder: Das bemooſte Haupt, Luſtſpiel in 4 Akten von R. Benedix.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 249. Samstag den 5. September 1840.

Eifersucht und Rache.

1.

Welche traurige Wirkungen heftige Leidenschaften hervorbringen, davon liefert uns die tägliche Erfahrung genügende Beweise. Eine der ersten Rollen spielt in dieser Beziehung die Eifersucht.

Dem Italiener scheint noch immer der Mohr Othello als Muster vor Augen zu schweben. Ein Wort, ein Blick, ein Schatten ist vermögend, ihn mit dem Dolche zu bewaffnen, sich aber nicht, wie Othello an der ungetreu Geglaubten, sondern an dem vermeintlich beglückten Nebenbuhler zu rächen.

Die Italienerin, vorzüglich die südliche, führt als Mädchen ein wahres Nonnenleben. Selten oder nie erscheint sie an öffentlichen Orten, ihr fast einziger öffentlicher Auftritt ist in der Kirche, und da kniet sie, tief versunken in bigotte Andacht, dicht verschleiert, an der Seite ihrer Mutter oder einer Matrone. Und doch sind es eben die Kirchen, in denen Amor seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und bald hinter einer Marmorsäule, bald hinter einem Altare versteckt, seine Pfeile abschießt. Gewöhnlich lauscht der Schalk am Eingange der Gotteshäuser. Das listige Mädchen weiß einen etwas durchsichtigen Schleier zu nehmen, lüftet ihn wohl auch ein wenig, wie von ungefähr, oder während die Mutter einen Schritt voraus ist. Der schmachtende Liebhaber hat sie schon vorher Abends an einem Fensterbalkone gesehen, wo die Schöne mit entschleiertem Gesichte, aber sehnsüchtigem, hochklopfendem Herzen stand, Luft schöpfend und mit liebevollem Blicke den Abendhimmel betrachtend, als ob sie sagen wolle: Wann, du freundlicher Abendstern, wirst du auch mir als Stern der Liebe leuchten; wer wird mich aus meinem Kerker befreien, und wann werde ich nicht mehr nur an Haus und Kirche gebunden seyn? So trifft oft wohl noch die stille Nacht das Mädchen mit dem vollen, sehnsüchtigen Herzen auf dem Balkone stehend. Da ertönen die leisen Akkorde einer Chitarra und der zärtliche Liebhaber haucht in einer rührenden Romanze die Gefühle seines Herzens aus, giebt seiner stummen Liebe Worte im Gesange und erhält als Zeichen, daß er gehört, verstanden wurde, eine Blume, die unvermerkt aus des glücklichen Kindes Hand zu seinen Füßen fällt.

Nur selten hat eine innige wahre Neigung Theil an diesen Liebesverhältnissen. Der junge Mann wendet sich an die Eltern des Mädchens, weist sich über seine Vermögensverhältnisse aus, wirbt um die Hand der noch nicht Gesprochenen, nur aus der Ferne Gesehenen, und — sie wird ihm zugesagt. Die Eltern nennen der Tochter den Bewerber, finden ihn als gute annehmbare Parthie, und froh, ihre Tochter versorgt zu sehen und des Hütergeschäfts überhoben zu seyn, geben sie ihre Einwilligung. Die Tochter, schon seit lange sich nach Freiheit sehnend, weigert sich nicht; der Vertrag wird geschlossen und die Verbindung festgesetzt. Selten finden sich in einer solchen Ehe beide Theile glücklich, oft fühlt sich der eine betrogen, oftmals auch beide. Die Frau findet ihren Mann leichtsinnig, verschwenderisch oder ohne zärtliche Neigung, der Mann sieht sich in seinen Erwartungen getäuscht, er folgt der herrschenden Sitte des Landes und wird **Cavaliere servente**, **Cicisbeo**, **Amice** oder **Confidente**, oder bekleidet wohl auch mehrere dieser Aemter zu gleicher Zeit bei verschiedenen Personen. Die Frau fühlt eine Leere, die der Gemahl nicht auszufüllen versteht, und willkommen ist ihr ein Verehrer, mit dem sie sich in traulichem Gespräche unterhalten kann.

Die Augen- und Zeichensprache versteht und übt vielleicht Niemand besser, als die Italienerin, und es ist wirklich interessant, auf öffentlichen Spaziergängen, in Gesellschaften und im Theater solche Manövers zu sehen. Bemerkt nun der Mann Etwas davon, ist er eifersüchtig — und das sind die Italiener fast alle — so weiß er sehr bald durch irgend einen Bravo sich den vermeinten Beglückten vom Halse zu schaffen.

So die Italiener von heute. Ihr Charakter ist ein Erbtheil ihrer Voreltern, der sich wohl noch in den Grundzügen, nur auf andere Art, in seinen äußeren Erscheinungen kund giebt.

2.

Als sich Friedrich der Rothbart, der zweite deutsche Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen, nach Italien begeben hatte, um die aufrührerischen Städte der Lombardei, die durch Handel und Kunstfleiß reich und mächtig, aber auch freiheitsstolz geworden waren, zu züchtigen, fand er daselbst wohl viele große und mächtige Barone, die sich seinen Fahnen anschlossen; aber auch eben so viele hingen an dem Papste Alexander III., welcher Friedrich in den Bann legte. So ward Italien schon unter Friedrichs Vorgängern in zwei Parteien getheilt, in die der Welfen und Ghibellinen.

Zwei der mächtigsten Grafen Italiens waren Heinrich von Mendrisi und Wilhelm von Lodi. Der Erstere hatte zwei

Söhne, Albrecht und Hermann, der Letztere eine Tochter, Gismonda. Als Albrecht und Gismonda noch Kinder waren, kamen die Eltern überein, diese beiden mit einander zu verbinden. Ich eile über die Kinder- und Jugendzeit hinweg, und sage nur, Albrecht lernte Gismonden kennen und liebgewinnen, und er war es zufrieden, daß Gismonden's sechzehnter Geburtstag zugleich auch ihr Verlobungstag seyn sollte.

Nun erneuerte sich der Krieg, und mit ihm aller Haß der Parteien. Friedrich zog mit einem gewaltigen Heere über die Alpen nach Italien. Albrecht, ein junger feuriger Mann, voll Liebe für die Freiheit und sein Vaterland, sah in Friedrich nur den Unterdrücker desselben, den fremden Herrscher, den Deutschen. Daher folgte er der Partei Alexanders, obwohl sein Vater und sein Bruder Hermann jener des Kaisers folgten.

Zum Unglücke für Albrecht war auch Gismonden's Vater und ihre Brüder Anhänger des Kaisers; die Tochter theilte die Gesinnungen der Ihrigen, und so stand Albrecht allein, seiner Ueberzeugung von Recht und der Liebe zum Vaterlande folgend. Alexander stand im Rufe einer hohen, fast göttlichen Weisheit; er hatte Mailand Sieg und Ruhm verheißen, und das Volk glaubte an diese Verheißung wie an Gottes Wort. Der Graf Mendrisi und seine Söhne rüsteten sich zum Kampfe und waren im Begriffe, als Feinde einander gegenüber zu stehen.

„Du ziehst doch mit uns?" sagte eines Tages Hermann zu seinem Bruder.

„Glaubst Du, ich würde zurückbleiben," erwiederte Albrecht, „wenn es darauf ankömmt, unser Vaterland gegen den fremden Herrscher zu vertheidigen?"

„Wie, Du folgst nicht Friedrichs Fahnen?"

„Dem Unterdrücker unserer Freiheit, dem Feinde des Vaterlandes? Nie!

„Und doch rüstest Du Dich."

„Um mein Vaterland zu vertheidigen, um unter Alexanders Führung den Feind zu vertreiben, zu hindern, daß uns nicht ein fremdes Joch aufgelegt werde."

„Dann gehen wir verschiedene Wege," sagte Hermann. „Der Vater und ich folgen dem Kaiser."

„Dem Kaiser!" sagte Albrecht mit innerem Schmerze. „Du und der Vater? Ihr selbst wollt also beitragen, Italiens Freiheit zu vernichten, Ihr wollt Knechte eines fremden Herrn werden?"

Das Gespräch wurde lebhaft, die Brüder erbittert, wie es bei verschiedenen Meinungen so leicht geschieht, und wenig fehlte, so wären sie schon jetzt, mit den Waffen in der Hand, einander gegenüber gestanden, da kam der Vater und erfuhr die Ursache ihres Streites.

„Du wirst doch nicht die Fahnen Deines Kaisers verlassen?" sagte der alte Graf.

„Ich werde dem folgen," antwortete Albrecht mit allem kindlichen Gehorsam, „der meines Vaterlandes Freiheit schützt."

„Friedrich ist Dein Kaiser; dem bist Du Gehorsam und Treue schuldig."

„Nie schwur ich ihm die Treue, nichts bindet mich an ihn. Dem Vaterlande danke ich mein Leben, den Boden will ich vertheidigen, auf welchem ich geboren wurde, das Land, in dem auch Du geboren wurdest, und das Friedrich mit dem Blute meiner Brüder tränkte. Nur ein Feind des Vaterlandes, ein Feind des Rechtes und der Freiheit kann Friedrichs Fahnen folgen."

„So spricht der Sohn zu seinem Vater? Pflichtvergessener, geh' und kämpfe gegen Deinen Vater, Deinen Bruder!"

(Fortsezung folgt.)

Das Wisperthal.

(Aus dem demnächst erscheinenden Werke: »Rheinisches Album oder Sagen, Geschichte und Beschreibung des Rheingaues und Wisperthales mit der Umgegend. Von A. von Stolterfoth. Mit 30 Stahlstichen und einer Charte, gr. 8. Mainz, bei Kunze.«)

Viele Reisende, welche auf den „schwarzen Schwänen des Rheines" *) schnell vorüberschiffen, ahnen kaum, welche Schätze romantischer Schönheit die Seitenthäler der Rheinufergebirge darbieten. Nächst dem Forstbachthal bei St. Goarshausen, ist das Wisperthal, weiter führend als jenes, und mit mehreren Burgruinen geschmückt, das schönste auf nassauischem Gebiet und vorzüglich eines Besuches werth.

Gleich hinter Lorch, immer am Fuß hoher, bald kahler, bald bewaldeter Thonschiefergebirge zieht sich der Weg an der heiligen Kreuz-Kapelle vorbei bis nach der, zwei Stunden entfernten Kammerberger Mühle, dem ersten Ruhepunkt auf dem Gang durch das Wisperthal. Ehe wir indessen dahin gelangen, müssen wir den freundlichen Wanderer von der heiligen Kreuzkapelle links ab in ein enges von der klaren Tiefenbach durchrauschtes Seitenthälchen geleiten. Der Weg führt an den wenigen Resten der Burg Waldeck und einem schwefelhaltigen Mineralbrunnen vorbei, und nach einer halben Stunde zu dem Dörfchen Sauerthal mit 248 Einwohnern. Schon ehe man dasselbe sieht, überrascht die Ansicht der hoch auf waldigem Bergkegel thronenden Ruinen der Sauerburg. Die armen Hütten des gleichfalls mit einem Mineralbrunnen versehenen Dörfchens reihen sich endlich malerisch in der Schlucht und an dem Fuß des Berges hin, welcher diese einst so stolze und feste Burg trägt. Sie gehörte den Kurfürsten von der Pfalz und wurde von diesen 1502 an den Marschall Philipp von Kronberg zu Lehen gegeben. Von der Familie Kronberg kam sie an die Brömser von Rüdesheim und 1670 an die von Sickingen. „Diese Burg war nach einer in der Amtsregistratur befindlichen Beschreibung von 1670 damals noch sehr wohl erhalten, und wurde zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, als Ludwig XIV. die Rheinpfalz verheerte, ebenfalls verbrannt und der Hauptthurm also gesprengt, daß ein Viertel davon in den Burghof stürzte, das Uebrige aber erhielt sich und steht noch."

Die großen Umfangsmauern der Burg zeugen für ihre ehemalige Wichtigkeit. Sie sind zum Theil noch wohl erhalten, wie auch mehrere Nebengebäude und kleinere Thürme, von welchen jedoch keiner mehr bestiegen werden kann. Von der Terasse, welche auf dem ehmaligen Wall noch um einen großen Theil der Burg herläuft, genießt man eine schöne Aussicht auf die Waldthäler und Berge umher, so wie auf das tief unten liegende kleine Dörfchen Sauerthal, welches ebenfalls einen eisenhaltigen Mineralbrunnen hat, und etwas Weinbau treibt.

In diesem Dörfchen trug sich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Begebenheit zu, deren Hauptzüge in Schiller's Räubern wiedergefunden werden. Der Graf von —

*) So nennt Anastasius Grün zuerst die Dampfschiffe.

in Mainz, Haupt einer der ersten deutschen Adelsfamilien, verschwendete große Summen mit Goldmachern und Adepten. Er verschwindet endlich auf eine seltsame und geheimnißvolle Art aus der Gesellschaft, und seinen Freunden gelingt es, zu erforschen, daß ihn seine Söhne in diesem abgelegenen Winkel der Erde in strenger Gefangenschaft halten. Der Kurfürst, von dem Unglaublichen unterrichtet, ernennt eine Commission, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Ein Detaschement Mainzer Husaren, begleitet von dem geistreichen Carl Theodor von Dalberg (nachherigem Coadjutor des Erzstiftes, dann Großherzog von Frankfurt), zieht in tiefer Stille in das Sauerthal ein, aber die Stunde der Befreiung sollte dem unglücklichen Vater noch nicht schlagen! Ein Späher oder Verräther war dem Zug vorangeeilt, und so fand man, an Ort und Stelle angelangt, den Gefangenen verschwunden, und mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. —

Das geheimnißvolle Dunkel, welches auf dieser Geschichte ruht, wird einst auf die Phantasie einer späteren Generation ihre romantischen Zauber üben, und ein künftiger rheinischer Sagendichter erzählt dann vielleicht, daß das Volk an den Gewölben der Sauerburg oftmals den bleichen Schatten des gefangenen Grafen erscheinen sehe!

Der Wanderer, welcher von hier aus nicht den näheren, aber weit uninteressanteren Weg über das Dorf Ransel nach der Kammerberger Mühle nehmen will, muß nun wieder zurück bis an die heilige Kreuz-Kapelle, und noch einmal begegnet er den aus drei Mauerzacken bestehenden Resten der Burg Waldeck. Sie hatte schon im Jahr 1315 eigene Burgmänner und war bis zum vierzehnten Jahrhundert der Sitz eines ausgebreiteten Adelsgeschlechtes von gleichem Namen. 1502 belehnte das Erzstift auch die noch blühenden uralten Breitbach von Büresheim damit. Später wurde die Burg freiwillig verlassen und zerfiel, ohne zerstört zu werden. Längs den Ufern der forellenreichen Wisper, welche oft sanft durch grüne Wiesen fließt, öfter aber über große Schieferbänke stürzt, gelangt der Wanderer durch das vielfach gewundene Thal bald zu dem Punkt, wo ihn die Aussicht auf den hoch und trotzig über die Berge ragenden Burgthurm von Rheinberg überrascht. Noch eine Viertelstunde weiter und man kommt an die, zu den Besitzungen des Freiherrn von Zwierlein gehörige

Kammerberger Mühle,

mit den Ruinen von Kammerburg oder Kammerberg und Rheinberg, von welchen eine Ansicht beigefügt ist.

Wer diese Thäler und Schluchten so genau kennt, wie die Verfasserin dieser Blätter, der wird zuweilen versucht, zu glauben, daß einst Ruisdael und Everdingen hier herumgewandert seyen, um Studien zu ihren schönen, aber melancholischen Landschaften zu sammeln!

Die Wisper, der größte Bach des Rheingaus, entspringt auf der Kemler Haide bei dem Dörfchen Wisper und macht bis zum Rhein einen etwa achtstündigen Lauf. Sie nimmt eine Menge kleinerer Bäche auf und schwillt gleich andern Gebirgswassern nach heftigen Regengüssen oder im Frühjahr, wenn der Schnee auf den Bergen schmilzt, zu so bedeutender Höhe an, daß sie die Kammerberger Mühle, wo sich die Werkerbach mit ihr vereinigt, wie ein kleiner See umbraust. Gegenüber von der Mühle, nur von der Wisper geschieden, liegen auf einem etwa 50 Fuß hohen gerade aufsteigenden Schieferfelsen die wenigen Reste der Burg Kammerburg. Sie soll einst den Erzbischöfen von Mainz als Jagdschloß gedient haben, und Gerhard II. datirte vom Jahr 1298 und 1303 2 Urkunden von hier aus. Im vierzehnten Jahrhundert hatte sie eigene Burgmänner, ward später an die von Rüdesheim, von Blankenheim, dann an Kurpfalz verpfändet, und ging endlich in Privathände über. Zeit und Veranlassung ihres Untergangs sind unbekannt.

Wer übrigens diese Burg besteigen will, wo man eine zwar beschränkte, doch aber sehr romantische Aussicht in das Thal nach Lorch, auf die Mühle, und das in eine Felsenschlucht ausmündende Werkerthal hat, muß auf einem schmalen Baumstamm über die Wisper turnen. Von da an zieht sich dann ein ziemlich guter Pfad bis in die Mauern und den tiefen Wallgraben der Burg. Die Ruine von Rheinberg, die so rauh und zerklüftet von dem nahe liegenden waldbewachsenen Berge ragt, ist nicht so leicht zu besteigen. Der Fußpfad nach Ransel führt dahin, doch ist er schlecht und der Eingang zu der Burg schwierig. Alle früheren Pfade sind verwachsen und im Ganzen wenig dort zu sehen, denn die Aussicht ist noch beschränkter wie von der Kammerburg. Man erzählt, daß sie früherhin von Schatzgräbern häufig besucht worden sey, weil der Sage nach ein großer Schatz, von einem schwarzen dreibeinigen Hund bewacht, dort vergraben seyn soll. Also schon wegen dieses Umstandes ist es rathsam, sich mit der Ansicht von Ferne zu begnügen! — Durch die vielfach in einander gewundenen Thäler genießt man diese auch auf die verschiedenste Weise. Besonders schön zeigt sie sich auf dem Weg durch das Werkerthal nach dem Werkerbrunnen, wo ein sehr beliebtes dem Selterserwasser ähnliches und häufig versandtes Mineralwasser quillt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz

Bingen, 2. Sept.

Auf der Rheinfahrt von Bingen nach Koblenz spricht die Vergangenheit durch die vielen zerfallenen Ritterburgen, welche auf den Bergshöhen und Felsengipfeln des rechten und linken Ufers sich erheben, eine so eindringliche Sprache, daß der Vorüberreisende dem Zeitalter, welchem sie angehörten, seine Aufmerksamkeit und Theilnahme nicht versagen kann. Hat man auch nicht von de la Motte-Fouqué gelernt, für das Mittelalter zu schwärmen, oder von Kotzebue, es vor den Ritterstuhl der heutigen Civilisation zu ziehen und ihm den Prozeß zu machen — mit einem Worte, ist man fähig und geneigt, sich auf einen neutralen Standpunkt zu erheben und von diesem aus die Werke des Friedens und Krieges jenes längst entschwundenen Zeitalters zu beurtheilen; so wird man auch die alten Burgen am Rheinstrom mit Interesse betrachten und der Forschbegier und dem Kunstsinn derjenigen seinen Beifall nicht versagen können, welche uns entweder ihre Geschichte aufzuhellen oder sie in der Gegenwart in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen und sie somit zu wohnlichen stattlichen Burgen wieder umzuschaffen suchen. Ist ja doch der Rococo-Geschmack in neuerer Zeit in die Paläste der Großen und Reichen eingedrungen — warum sollte er sich nicht auf den einst bewohnten Berggipfeln wieder finden, da, wo die Repräsentanten des in seinen Moden wieder erweckten Zeitalters wohnten? Nicht ohne Interesse stellte sich unseren Blicken dar das unterhalb Bingen gelegene Roemerhaus, durch Se. k. Hoh. des Prinzen Friedrich von Preußen thätige Vorsorge in ein Ritterschloß des neunzehnten Jahrhunderts umgewandelt; ein Schloß, wo ewiger Burgfriede herrscht, und wo der Geschützesdonner, womit die vorüberfahrenden Dampfschiffe begrüßt werden, nur als eine den Fortschritten der Industrie unseres Zeitalters dargebrachte Huldigung zu betrachten ist. Mit den gleichen Gefühlen gewahrt man oberhalb Koblenz die große Bergfeste Ehrenbreitstein, über dem Dorfe gleichen Namens, welche schon vor fünf Jahren von dem damaligen Kronprinzen von Preußen aus

ihren Trümmern emporzusteigen die Bestimmung erhalten hatte. Dieselbe ist jetzt äußerlich großentheils vollendet und dürfte die Aufmerksamkeit aller Reisenden erregen, welche sich für mittelalterliche Baukunst interessiren.

Darmstadt, 2. Sept.

Wer am verflossenen Sonntage des Abends von der Ludwigshöhe nach der Stadt zurückkehrte, wurde in Bessungen durch einen wohlgeübten Männerchor, welcher Volkslieder in ihren einfachen Weisen gar schön ausführte, auf das angenehmste überrascht. So nahe an der Stadt erregte diese fremde, im Odenwald herrschende schöne Sitte die Verwunderung und Neugierde der Spaziergehenden, um so mehr, da kunstgerechtes Einstudieren der Weisen nicht zu verkennen war. Auf nähere Erkundigungen erfuhr man, daß die Sänger Mitglieder eines von dem Schullehrer Hrn. Kauff für Bessungen gestifteten Musikvereins waren. Ehre und Dank dir, wackerer Schullehrer, der du auch außer der Schule so rüstig arbeitest, um deine früheren Schüler zu bilden und geistig zu erheben! Möge dieser anspruchlose Verein Veranlassung geben, recht viele Lehrer zu Gleichem zu ermuntern! F.

Wiesbaden, 19. August.

Man schreibt von daher in einem Artikel der Allg. Augsb. Ztg. folgendes Bemerkenswerthe: »Der Verein für Alterthumskunde und nassauische Geschichte, der jetzt den Hrn. Regierungspräsidenten Möller zum Dirigenten hat, wurde unter den Auspicien des verewigten Herzogs gegründet und war der erste der Art in Deutschland. Vom Staate erhält er einen namhaften Beitrag; seine Sammlungen sind bedeutend und er besitzt unter Anderm das bei Hedderneim aufgefundene bekannte Mithäum, das vollständigste von den bisher entdeckten. Ein seltener Fund geschah auch im hiesigen Walde, unweit der Platte und des Pfahlgrabens: er bestand in einem bronzenen Cohortenzeichen, einem Capricorn, halb Steinbock und halb Fisch, mit daran hängenden Epheublättchen verziert. Das Feldzeichen wurde in einem Waldwege entdeckt und ging vermuthlich bei einem Treffen oder auf der Flucht verloren. Seit der Stiftung unseres Vereins haben sich 40 Vereine der Art in Deutschland gebildet, welche in gegenseitiger Verbindung stehen und sich ihre Arbeiten mittheilen. Zu wünschen wäre es, daß sich diese Mittheilungen bei den zahlreichen Entdeckungen recht häufig folgen möchten; ein mündlicher Austausch der Ideen wäre bei der Reichhaltigkeit des Stoffes freilich belehrender und für die Geschichtsforschung ersprießlicher. Sollte es daher die Zwecke der Vereine nicht besser fördern, wenn diese 40 von Zeit zu Zeit eine Generalversammlung hielten? Wohl mancher verborgene Schatz dürfte da an das Tageslicht kommen und manche Frage aufgehellt werden. Es möchte wohl nicht unbescheiden seyn, wenn wir für Wiesbaden, als der Gründerin der Gesellschaften, die Ehre der ersten Versammlung in Anspruch nehmen würden. Wir legen diesen Vorschlag den Freunden der Alterthumskunde und der vaterländischen Geschichte an's Herz, und wünschen, der nächste Herbst möchte die erste Versammlung hier sehen.« — So lauten die Worte dieses Aufsatzes. Welche schöne Idee!! Wir hoffen, daß diese trefflichen Worte eines Vaterlandsfreundes aus einer deutschen Zeitung in die andere übergehen und von ganz Deutschland, namentlich aber von den 40 Vereinen mit Jubel aufgenommen werden! Welche Ehre für den jugendlichen Herzog Adolph, das schöne Werk, welches sein edler Vater begonnen, nach kräftiger fortzubilden und zu den großartigen und nur in dieser Weise bei uns bestehenden Versammlungen deutscher Naturforscher, deutscher Landwirthe und deutscher Schulmänner, die so lange ersehnte und so lange vermißte jährliche Versammlung deutscher Alterthumsforscher hinzuzufügen!

Mannichfaltigkeiten.

Was ein Brief aus Erlangen in der Dorfztg. von dem schrecklichen Selbstmorde eines jungen Studirenden, eines Sohnes des bisherigen Professors Vogel in München berichtet, ist zwar ganz wahr, aber es hätte nicht absichtlich verschwiegen werden sollen, daß der junge Mann abermals ein Opfer jener schwärmerischen Ideen geworden ist, welche in den engern Zirkeln der dortigen Mystiker cursiren. Er glaubte, daß ihn jeden Vormittag der Teufel versuche, und noch die Nacht vor seinem Tode hatte er mit einem andern Studirenden in schwärmerischem theologischen Gespräche zugebracht. Man sollte doch ernstlicher dem gefährlichen Treiben jener Schwärmer entgegentreten.

Die Franzosen sind ihrer spanischen Gäste satt. Nicht weniger als 30,000 flüchtige Spanier halten sich in Frankreich auf und lassen sich von den Franzosen ernähren. Man braucht alle Tage 20,000 Fr. In Algier ist's ihnen zu warm.

Als Dem. Rachel am 19. August ihr Gastspiel zu Lyon mit einem Benefiz für die Stadtarmen gegeben hatte und nach Hause kam, ward sie von einer Anzahl der ersten Männer Lyon's in Empfang genommen und ihr eine goldene Krone aufgesetzt!

Der berühmte Maler Horace Vernet verfertigt jetzt ein Bild über die Einnahme des Engpasses von Musajah.

(Die Macht des Gewissens.) Der Brandstifter von Schleiz hat sich in Folge ununterdrückbarer Herzensangst selbst angezeigt. Es geht noch Mancher trotzig herum.

Ein Ackersmann in Ruhrberg bei Aachen hat einen Kornhalm gefunden, der 15 Aehren trug, die sämmtlich mit Körner reichlich besetzt waren.

In einer Vorstadt zu Paris stehen über der Hausthüre einer bescheidenen Wohnung die Worte: Opinski, Buchbinder. Das wäre nun freilich etwas Gewöhnliches, allein der Buchbinder, der darin arbeitet und viel zu thun hat, ist ein ungewöhnlicher, er ist ein polnischer Fürst, der vor der Revolution in seiner Heimath ein jährliches Einkommen von 10 Millionen hatte.

In Paris hat man jetzt eine hohe Schule für Bierbrauer errichtet, wobei eigene Professoren für Chemie und Botanik angestellt sind. Der Unterricht dauert ein Jahr und den Schülern wird dann in einem besondern Diplom bezeugt, daß sie theoretisch und praktisch Bier brauen und trinken können.

In Frankreich werden jetzt den Pferden die Hufeisen ohne Nägel aufgeschlagen. Der Erfinder hat ein Privilegium auf 10 Jahre erhalten.

(Frankfurt a. M.) Am 12. d. M. wird Hr. Th. Döring vom k. württemb. Hoftheater in Stuttgart sein hiesiges Gastspiel mit dem Schewa in Kumberland's Juden eröffnen, und dann weiter auftreten in dem Liebesprotokoll von Bauernfeld, im Othello von Shakespeare, im Faust, im alten Studenten und in einer Reihe von beliebten Lustspielen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. Sept. Zum Erstenmal: Der lange Israel oder: Das bemooste Haupt, Lustspiel in 4 Akten von R. Benedix.

Sonntag, 6. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt) Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 250. Sonntag, den 6. September 1840.

Die Tageszeiten.

Der Morgen sprach zum Dichter: »Welch ein Leben,
Wann meine Horen rosig niederschweben,
Wann meiner Berge Hochaltar erglüht,
Wann meine Sänger in dem Waldesdome
Erwachen, wann im frischen Aetherstrome
Die Blumenwelt in Duft und Farben blüht,
Wann jedes Blatt in meinem Thau sich kühlet
Und jeder Halm, von Morgenluft umspielet!

Wie schön, wann früh der Landmann seine Pferde
Hinaustreibt, um der mütterlichen Erde
Die Garben abzunehmen, die sie trug,
Wann hier die muntern Schnitterinnen singen,
Indeß sich Lerchen hoch gen Himmel schwingen,
Dem Dichter gleich in seines Liedes Flug,
Wann dort die Mühle winkt mit rothem Dache,
Ihr rollend Rad umschäumt vom Wiesenbache.«

Der Mittag sprach zum Dichter: »Wann vom Hügel
Der Wand'rer sieht des Schiffleins weiße Flügel
Und die vom Winde kaum bewegte Fluth,
Wann dort die Stadt mit ihren hellen Gassen,
Mit ihren Thürmen, ihren Häusermassen
Vor seinem Blick in gold'nem Glanze ruht,
Wann einem Kranz von Dörfern er begegnet
Und einer Flur, durch Fruchtbarkeit gesegnet,

Wie freut er sich, am Ziele nun zu stehen! —
Bald wird er ein beim lieben Gastfreund gehen,
Der schon bereiten ließ ein festlich Mahl.
Die Hausfrau ordnet's in der Gartenlaube
Und reicht dem Freund den Saft der edlen Traube,
Die goldne Fluth im silbernen Pokal.
Im trauten Kreise tauscht man Freundschaftsworte
Und holde Kinder spielen an der Pforte.«

Der Abend sprach zum Dichter: »In dem Kahne
Fährt dort ein Mönch auf stillem Wogenplane
Zurück nach seiner friedlichen Abtei.
Der Schiffer und sein Weib, die ihn geleiten,
Seh'n, wie die Schatten weiter sich verbreiten,
Und wie die Wellen dunkler zieh'n heran.
In duft'ge Schleier hüllt sich das Gestade,
Und ruhig schwebt der Kahn auf feuchtem Pfade.

Als nun des Klosters Abendglocken schallen,
Und als die Töne fromm herüberwallen,
Da falten sie die Hände zum Gebet,
Und Alles rings scheint ihr Gebet zu theilen,
Der See, die Lüfte schweigen und verweilen,
Indeß des Tages letzter Strahl vergeht.
Die Abendglockentöne sind verklungen,
Da hält der Kahn, von Uferschilf umschlungen.«

Es sprach die Nacht zum Dichter: »Meine Sterne
Sind Liebesboten aus der weiten Ferne,
Die der Gedanke nie ermessen kann.
Beglückt, wann sie den trüben Blick erheben,
Wann sie das Herz mit Hoffnungstrost belebm,
Wer Glaubensfreudigkeit durch sie gewann!
Am freisten kann die Seele sich entfalten,
Wann Nacht und heil'ge Stille dich umwalten.

Wie schön, wann Mondschein seine Silberwellen
Durch's Baumgezweig und in die grünen Zellen
Der Rosenbüsche schäumend niedergießt;
Wann er am See die Felsenbucht beleuchtet,
Die Wasserros', vom Thau der Nacht befeuchtet,
Die Lilie, die in ihrem Kelch verschließt
Ein schlummernd Elfenkind, die alten Mauern
Vom Bergschloß, die vergangnen Glanz betrauern.«

Der Dichter sprach: »Wie Ihr im grünen Kleide,
Im Sonnenglanz, in Sternenlichts Geschmeide
So schön seyd und an Lieblichkeit so reich!
Den Vorzug wahrlich! könnt' ich Keinem geben.
Euch Alle soll mein frohes Lied erheben;
Ihr seyd an Glanz und Liebreiz alle gleich.
So fahret fort in Euerm Wechselkreise,
Und Jeglicher sey schön auf seine Weise. —

Der Morgen soll mit seinem frischen Wehen
Ein heiterer Verjünger vor uns stehen;
Der Mittag sey des Lichtes Strahlenbild,
Vor dem des Irrthums Truggestalten weichen,
Und wann sich abendliche Schatten zeigen,
So sey die Ruhe friedensvoll und mild.
Die ernste Nacht in ihrem Sternenschleier
Beschließe dann den Tag mit heil'ger Feier!«

Wilh. Wagner.

Eifersucht und Rache.

(Fortsetzung.)

Albrecht schwieg, ein triumphirendes Lächeln spielte um den Mund seines Bruders, und mit gerunzelter Stirne verließ der Vater das Zimmer.

Traurig ging Albrecht aus seines Vaters Hause, aber er konnte nicht anders; der Weg, den er betreten, schien ihm der allein wahre; Alexanders Ausspruch verhieß ihm Sieg und Ruhm für die gerechte Sache. Vor allem Andern aber bestimmte ihn die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande. Friedrich erschien ihm als der Unterdrücker desselben, als der, durch dessen Schwert Tausende seiner Brüder fielen.

Zuerst wollte er nach Lodi, zu Gismonda, seiner Braut. Gewiß ist ihr Vater ein Anhänger des Papstes, so dachte Albrecht; er wird auch den meinigen bestimmen, der gerechten Sache zu folgen.

Aber wie ward er in seinen Erwartungen getäuscht, wie wurde ihm seine einzige Hoffnung geraubt, als er nach Lodi kam, und dieses sich dem Kaiser schon ergeben, Wilhelm sich mit Friedrich vereiniget hatte.

3.

Gismonda unterließ nicht, Albrechten für Friedrich zu gewinnen. Sie bot alle ihre Ueberredungskunst auf, allein vergebens. Endlich forderte sie es als Beweis von Albrechts Liebe. Doch dieser, dem die Liebe zum Vaterlande höher galt, als Alles, konnte durch diese Drohung in seinem einmal gefaßten Entschlusse nicht wankend gemacht werden.

„Gismonda," sagte er, „Du verlangst das Unmögliche von mir; ich kann nicht mein Vaterland unter das Joch der Knechtschaft bringen helfen." Und somit verließ er Wilhelms Haus und Lodi, zog nach Mailand und vereinigte sich dort mit Alexanders Heere.

Nun brach der Krieg mit allen seinen Gräueln los. Die Deutschen sengten, brannten, würgten, und unter ihnen fochten italienische Haufen gegen ihre eigenen Brüder.

Das Glück ist wandelbar, so wie im Kriege auch im ganzen Leben. Bald siegte Friedrichs Heer und bald weheten wieder siegreich Alexanders Fahnen. Lodi war von Ghibellinen besetzt, Wilhelm selbst, Gismonden's Vater, befehligte in ihren festen Mauern, unter ihm fochten seine Söhne.

Dorthin führte Alexander seine Schaaren; denn Lodi mußte fallen, um Mailands Macht zu befestigen. Albrecht war Kriegs-Obrister in Alexanders Heere. Ihm ward der Auftrag, mit seinen Truppen vor Lodi's Mauern zu rücken, die Stadt mit Sturm zu nehmen, zu plündern und dann gänzlich zu zerstören.

Tief fühlte Albrecht die schwere Pflicht des Gehorsams. Er sollte die Stadt zerstören, in welcher die Geliebte und ihre Angehörigen lebten; er sollte kämpfen gegen Gismonden's Vater, gegen ihre Brüder. Gerne hätte er diesen schweren Auftrag von sich abgelehnt; allein er galt für einen der Tapfersten und Einsichtsvollsten in Alexanders Heere, weshalb ihm dieses wichtige Unternehmen übertragen wurde, und das, worauf jeder Andere stolz gewesen seyn würde, war für ihn nur eine schmerzliche Pflichterfüllung.

Als er aber vor Lodi's Mauern stand, so dachte er nur noch an die Befehle seines Regenten; er sah in seinen Einwohnern nur die Feinde Alexanders und die Unterdrücker seines Vaterlandes, und dieser Gedanke drängte jeden andern in den Hintergrund seines Herzens zurück.

Albrecht forderte die Stadt zur Uebergabe auf; allein mit Hohn und Verachtung wurde diese Aufforderung von Wilhelm, der die Vertheidigung leitete, zurückgewiesen.

Tief fühlte Albrecht das traurige Loos, das der Stadt bevorstand; daher ließ er Wilhelm auf geheimem Wege wissen, er habe den Auftrag, Lodi zu erstürmen und der Erde gleich zu machen.

Da nun auch diese Warnung unbeachtet blieb, so gab er den Befehl zum Sturm. Wie Unsinnige liefen die Belagerer gegen die Stadt, legten Leitern an und erstiegen die Mauern, trotz der hartnäckigsten Gegenwehr. Was sich entgegenstellte, wurde getödtet, Feuerbrände in die Häuser geworfen und diese dann gänzlich zerstört. Viele fanden ihr Grab unter den Trümmern der einstürzenden Mauern, Viele durch das Schwert der Sieger. Unter den Gefallenen befanden sich auch Gismonda's Brüder und ihr Vater. Gismonda selbst, eltern- und brüderlos, irrte verzweifelnd auf den rauchenden Trümmern unter den Leichen der Erschlagenen umher, und rief mit lauter Stimme zum Himmel um Rache gegen diejenigen, welche die Ihrigen getödtet hatten. Nur durch ein Wunder entrann sie der Wuth der Sieger und dem unvermeidlichen Tode.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wisperthal.

(Aus dem demnächst erscheinenden Werke: »Rheinisches Album oder Sagen, Geschichte und Beschreibung des Rheingaues und Wisperthales mit der Umgegend. Von A. von Stolterfoth. Mit 30 Stahlstichen und einer Charte, gr. 8. Mainz, bei Kunze.«)

(Fortsetzung.)

Rheinbergs älteste Geschichte ist so interessant, daß sie näher betrachtet zu werden verdient. Diese einst sehr feste, berühmte und berüchtigte Burg wurde im dreizehnten Jahrhundert von den Erzbischöfen von Mainz zum Schutz der rheingauer Gränzen erbaut und war, wie wir schon bemerkten, eine der vier erzbischöflichen Landesburgen. Sie wurde den schon im Jahr 937 im Rheingau vorkommenden Rheingrafen, Besitzern der aus 15 Dörfern bestehenden Herrschaft Rheinberg, als erzbischöfliches Lehen übergeben. Diese alten Rheingrafen, denen das Gaugrafen-Amt schon in den frühesten Zeiten von den Karolingern her zugestanden hatte, trugen das höchste Richteramt in bürgerlichen Justizsachen vom Erzstifte, den Blutbann aber in peinlichen Sachen unmittelbar von Kaiser und Reich zu Lehen. Ihre Gerechtsame und Freiheiten waren von großer Bedeutung, und das

Bank, which was established in 1888, and the Bank of Commerce, which was established in 1889. The Bank of Commerce has a capital of $100,000, and the Bank of Commerce has a capital of $100,000. The Bank of Commerce has a capital of $100,000, and the Bank of Commerce has a capital of $100,000.

erstere in optima forma ausgezischt wurde. Wir behalten uns vor, über den artistischen Werth der Lorzing'schen Oper nach deren ersten Aufführung weiter zu berichten. W.

Korrespondenz.

Mannheim, 2. Sept.

Reisende, welche größere oder kleinere Strecken des Rheins mit den Dampfbooten befahren haben, werden das Entgegenkommen der Gastwirthe der respectiven Rheinuferstädte zu bemerken Gelegenheit gehabt haben. Beschränkten sich diese Herren in ihrer löblichen Betriebsamkeit sonst nur darauf, ihre Kutschen, Droschken und Omnibus an die Landungsplätze der Dampfschiffe den Ankommenden entgegen zu schicken, so bemerken wir jetzt, und schon seit einiger Zeit, daß jenes lobenswerthe Entgegenkommen sich selbst bis auf die wirthschaftlichen Etablissements erstreckt, welche bis dicht an die Rheinufer vorgeschoben werden. So auch hier, wo der neu entstandene, noch im Bau begriffene große Gasthof am Rhein, ein wahrer Fremdenverschlinger, demnächst in eine für die übrigen Gasthäuser unserer Stadt keineswegs gleichgültige Rivalität zu treten drohet. Steckte die Uferpolizei dem Unternehmungseifer in dieser Beziehung keine Gränzen, so würden die Gasthöfe bis in den Rhein vorgeschoben werden und wir würden zuletzt das Vergnügen haben, wie ein Theil der Bevölkerung in China, auf den Flüssen wohnen zu können. — Im Innern unserer Stadt ist man in gastwirthschaftlicher Hinsicht hinter den vermehrten Forderungen der Zeit nicht zurückgeblieben: Vieles ist anders und besser geworden. Der deutsche Hof z. B. gehört seit seiner Vergrößerung, welche im Laufe des Frühlings mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit vollbracht wurde, jetzt mit zu den freundlichsten Gastwirthschaften hiesiger Stadt. — Es ist wahr, die an den Rheinufern unmittelbar etablirten Gastwirthschaften bieten für die Reisenden große Bequemlichkeiten dar, und da, wo sie noch fehlen, werden sie bald entstehen. Das Reisen auf dem Rhein wird dadurch um Vieles bequemer und wohlfeiler, was die Dampfschifffahrtsgesellschaften in ihrem Interesse besonders berücksichtigen sollten. Dies scheint an der zweiten Hauptstation unterhalb unserer Stadt, zu Gernsheim, der Fall zu seyn, wo, wie wir vernehmen, die den Oberrhein bekanntlich allein befahrende Kölnische Gesellschaft auf dem neuen Uferdamm im nächstkommenden Jahre ein geräumiges Wirthschaftsgebäude aufführen lassen zu wollen die Absicht haben soll. Die Umstände gebieten aber auch dringend diese Neubaute, welche zeither von den Reisenden öfter schmerzlich vermißt wurde. Außer dem auf dem Damm stehenden Bretterhäuschen, worin sich das Dampfschifffahrtsbureau befindet, gibt es daselbst keinen Unterkunftsort für die Reisenden, welche, bei ungünstiger Witterung, nicht selten in den Fall kommen, hier unter freiem Himmel kampiren zu müssen, da Gernsheim von der Landungsbrücke zu weit entfernt ist, als daß der Reisende dort die Ankunft oder den Abgang der Bote mit Sicherheit erwarten könne. Auf dem gegenüberliegenden Punkt des linken Rheinufers ist zwar schon seit einiger Zeit ein Wirthshaus errichtet worden; allein dieses ist für die mit den Dampfbooten Reisenden von keinem Nutzen, da der Anlegungspunkt auf dem rechten Ufer ist. Es steht sonach kaum zu bezweifeln, daß jene projektirte Neubaute früher oder später zur Ausführung kommen werde. — Gernsheim hat auch dieses Jahr wieder eine Anzahl Badegäste, welche in dem stärkenden Wellenspiel des Rheins sich einen Reservefonds von Gesundheit für den bevorstehenden Winter holen wollen. Fremde finden in diesem nicht unfreundlichen Orte leicht eine Unterkunft und werden überdies auch mit der inneren Einrichtung des Badehauses und seiner Stellung in der Strömung zufrieden seyn können.

Mannichfaltigkeiten.

(Neustadt a. d. H., 1. Sept.) Wenn es ein Verbrechen gibt, das nicht nur die allgemeine Entrüstung aufregt, nicht nur mit allgemeinem Abscheu gebrandmarkt, sondern auch mit aller Strenge des Gesetzes geahndet zu werden verdient, so ist es der Mord, welcher an dem k. Revierförster Rhein von Wächterswinkel verübt wurde. Rein, kaum seit 14 Tagen in Wächterswinkel, wohin er erst als Revierförster befördert worden war, ging am verflossenen Sonntage Nachmittags nach Neustadt a. d. H., um an dem Festschießen, welches hier zur Nachfeier des allerhöchsten Namenstages Sr. Maj. des Königs veranstaltet war, Antheil zu nehmen. Kaum noch eine halbe Stunde von Neustadt entfernt, bemerkte er auf dem Felde drei Wilderer in der Ausübung ihres unheilvollen Gewerbes begriffen. Es gelang ihm, denselben bis auf wenige Schritte sich zu nähern. Nun aber wurde man ihn gewahr, und die Wilddiebe entflohen nach dem nahen Brendlorenzen, vom Revierförster Rein bis ins Dorf verfolgt. Kurze Zeit darauf kam Revierförster Rein zum Schießplatze. Schon von Natur aus heiteren Sinnes, gab Rein mit der ihm eigenen, herzgewinnenden Gemüthlichkeit sich so ganz dem Vergnügen hin, wie es die festliche Gelegenheit hervorrief. Hatte er ja doch auch sonst noch so viel Ursache, froh zu seyn und sich glücklich zu fühlen. Beinahe drei Jahrzehnte lang hatte der biedere wackere Mann in den unteren Graden des Forstdienstes alle Beschwerlichkeiten desselben unverdrossen ertragen und unter nicht sehr zusagenden Verhältnissen mit rastlosem Eifer sich zum Ziele durchgerungen. Er war Revierförster geworden. Diese Beförderung gab seiner Familie einen anständigeren Unterhalt und ihm, dem sorgsamsten, liebevollsten Vater, die Mittel, für die Erziehung seiner vier Kinder zu sorgen. Aber schon so nahe über ihm war das schreckliche Verhängniß. Schon um 6 Uhr Abends entfernte sich Rein, um nach Hause zurückzukehren. Kaum eine Viertelstunde von der Schießstätte entfernt und noch fast im Angesichte derselben, wurde der allein und arglos daher Kommende von mehreren Burschen mit teuflischer Wuth meuchlings angefallen. Fürchterlich zerschmetterten die Unmenschen das Haupt des verdienstvollen Mannes mit der eigenen Büchse desselben. Es versagt die Feder, die Barbarei zu schildern, welche des Unglücklichen Kopf verstümmelt hatte. So endete in unsern Tagen ein von Allen, die ihn kannten, geschätzter, so achtungswürdiger Forstbeamte! Mehrere des Mordes dringend verdächtige Individuen, aller Wahrscheinlichkeit nach dieselben Wilderer, welche Rein verfolgt hatte, sind bereits in den Händen des Gerichtes. Die Untersuchung ist im Gange und wird jene Genugthuung verschaffen, welche das so tief verletzte Gesetz, jeder Freund des Unglücklichen, jeder Mensch zu erwarten haben.

Der Bischof Eylert in Potsdam schlägt vor, dem dahin geschiedenen König von Preußen das Prädicat des Gottesfürchtigen in der Geschichte zu verleihen, da er als Beichtvater mit gutem Gewissen ihm diesen Ehrennamen geben könne.

Conradin Kreutzer's neueste Oper, »die beiden Figaro«, nach dem bekannten Lustspiel dieses Namens bearbeitet, ward auf dem Braunschweiger Hoftheater zum Erstenmal aufgeführt und hatte sich verdienten Beifalls zu erfreuen. Die Musik ist reich an hübschen Melodien und sehr ansprechenden Ensemblestücken, welche noch wirksamer seyn würden, wenn sie nicht zu lang wären. Der Componist, unter dessen eigener Leitung die Oper zweimal gegeben wurde, erhielt von dem Herzoge eine kostbare goldene Dose mit Brillanten geziert.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 247.

Madame. Adam.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 6. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt) Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 251. Montag, den 7. September 1840.

Eifersucht und Rache.

(Fortsetzung.)

4.

So kam sie als eine Waise nach Mendrisi, wo sie als Tochter Wilhelms und als bestimmte Braut Albrecht's freundlich aufgenommen wurde. Aber wie erstaunt war der alte Graf, als er erfuhr, was zwischen Albrecht und Gismonda vorgefallen war; wie freute sich Hermann im Stillen; denn schon lange hatte er seinen Bruder um die schöne, reiche Braut beneidet. Hermann, als der Zweitgeborne, hatte keine Ansprüche auf die väterlichen Güter, die nach den Familiengesetzen als Majorat alle dem Erstgebornen zufielen, und er sich dagegen mit einer Apanage begnügen mußte. Dies erregte seinen Neid; er sah in Albrecht den durch die frühere Geburt Begünstigten, und nach und nach verschwand die Liebe, welche die Kinder, Knaben und Jünglinge an einander gekettet hatte, gänzlich. In Hermanns Herzen trat an ihre Stelle ein bitterer, unauslöschlicher Haß, ein niedriger Neid, eine gemeine Habsucht. Erwünscht war es ihm, daß Albrecht einer anderen Partei anhing; diese Meinungsverschiedenheit diente ihm als Mantel, um seine niedrigen Leidenschaften zu bedecken. Gismonda's getäuschte Liebe konnte Albrechten diese Beleidigung nie vergessen; auch dieser Zorn war Hermann erwünscht; denn er wußte recht wohl, welch einen mächtigen Verbündeten er in dem Hasse eines beleidigten Weibes erhalten würde. Durch hingeworfene Worte suchte er diesen Haß zu nähren und seinen Bruder aus dem Herzen Gismonden's gänzlich zu verdrängen. Er sprach von Kränkung weiblicher Ehre, schätzte sich unendlich glücklich, wenn ihm ein solches Glück zu Theil geworden wäre, und brachte es endlich dahin, daß Gismonda mehr aus Rache, denn aus Liebe, Hermann ihre Hand reichte.

Nun hätte man glauben sollen, Hermann würde zufrieden gewesen seyn, aber nein; seine Verbindung mit Gismonda war nur ein Bund gegen seinen Bruder, und Beide waren nun gemeinschaftlich bemüht, Albrechten die Liebe des Vaters gänzlich zu entreißen. Es würde ihnen nicht gelungen seyn, denn der Graf liebte seinen Albrecht nicht nur wegen seines edlen Herzens, sondern auch wegen seiner Tapferkeit. Er galt nämlich als einer der Edelsten und Tapfersten in Alexanders Heere, und als solchen rühmten ihn alle Gefangene, die von Alexanders Heer in Friedrichs Hände fielen.

Als aber die Nachricht kam, daß sich Albrecht mit Gabrielen, der Tochter des Grafen Jacoppo della Torre, dem ersten Edlen von Mailand, durch das Band der Ehe verbunden habe, da erwachte nicht nur Gismonda's beleidigter Stolz, ihre gekränkte Liebe auf's neue, sondern selbst der alte Graf gerieth darüber in den heftigsten Zorn; denn er war aus besonderen Rücksichten Jacoppo's persönlicher Feind.

Schlau benützte Hermann diese Stimmung, er nährte die Flamme, und brachte den Vater endlich dahin, daß dieser Albrecht enterbte. Nun war Hermann's Wunsch erfüllt, sein Herz jedoch war immer noch nicht ohne Furcht. Daß der Vater Albrechts Tapferkeit lobte, sich bei den Gefangenen oft um ihn erkundigte, und, wenn er aus ihrem Munde sein Lob vernahm, ein vergnügtes Lächeln um seinen Mund schwebte, dies Alles ließ ihn fürchten, der Vater könne ihm doch wieder verzeihen, und daher hätte ihm keine Nachricht willkommener seyn können, als die von dem Tode seines Bruders. Und selbst diese Freude sollte ihm werden.

Hermann war verwundet, und lebte seit einigen Monaten auf Mendrisi, einem festen Schlosse seines Vaters. Da kam die Kunde, Friedrichs Schaaren hätten Mailand erobert. Nicht länger konnte Hermann auf dem Schlosse seiner Väter bleiben, er mußte hinaus, er mußte das eroberte Mailand sehen, vor dessen Mauern er seine Wunden erhalten hatte. Gismonda jubelte mit ihm; denn Mailand hatte nun ein ähnliches Schicksal, wie Lodi; nur ward das letztere zerstört, während das erstere nur erst in die Hände des siegenden Kaisers gefallen war.

5.

Gismonda wollte mit ihrem Gemahle nach Mailand gehen, um ihre Augen an dieser eroberten Stadt zu weiden. Da kam Richard, und alle drei riefen ihm entgegen: „Richard, Du kommst?“ — „Von Mailand,“ war seine Antwort. „Und Mailand“ . . . fragte der Graf.

„Hat aufgehört zu seyn,“ antwortete Richard.

„Wie so? Erzähle.“

„Mit diesen meinen Augen sah ich, wie das stolze Mailand fiel. Kein Haus, kein Baum beschränkt den irren Blick des Schauenden; es ist der Erde gleich gemacht; die ganze Gegend gleicht einer weiten Oede. — Friedrich ertheilte den Befehl, daß alle Einwohner die Stadt verlassen sollten. Er erlaubte Jedem, so viel mit sich zu nehmen, als er tragen könne. Da gehorchten sie weinend und klagend. Aber alte Priester und Soldaten

wollten die Mauern nicht verlassen. „„Alexander hat Mailand Ruhm und Sieg verheißen,“ sagten sie; „„um sie zu erfüllen, kann Gott auch Wunder thun.““ — Mit Gewalt mußten ihre Freunde sie aus der Stadt schleppen. Da stürzten die Mauern zusammen und begruben Viele, die noch darin geblieben waren. Nun zog des Kaisers Heer über die geschleiften Mauern in die Stadt und plünderte sie. Da sprachen Viele: „„Gott straft uns an unserer Habe, doch wird er gewiß das Herz der Sieger dahin lenken, unsere Wohnungen zu verschonen.““ —

„Als aber nun der Befehl gegeben wurde, die Stadt in Brand zu stecken, die Häuser zu zerstören, da gab sich das Volk dem Weinen hin, den Klagen, der Verzweiflung, und Viele fluchten dem Namen Alexanders. Doch gab es noch Manche, die dem, was sie mit eigenen Augen schauten, noch nicht glauben wollten. Die Thürme stürzten einer nach dem andern, die Giebel der Paläste schwanden, bis endlich diese selbst der Erde gleich gemacht wurden, und wie im Fieberwahne rief das Volk: „„Es ist ein Traum, ein Blendwerk finsterer Mächte!““

(Fortsetzung folgt.)

Revue des Pariser Volks- und Staatslebens.

Thiers.

Thiers ward, als er zur Welt kam, nicht im Schoße einer Herzogin gewiegt. — Er meditirt ohne Mühe, er produzirt ohne Erschöpfung, er schreitet vorwärts ohne Ermüdung, er ist der raschreste Ideenwanderer, den ich kenne.
Cormenin's parlamentarische Redner.

Paris, den 29. August 1840.

Wir haben unsern Lesern am Schlusse der letzten Revue für's nächstemal eine biographische Notiz desjenigen Mannes angekündigt, der in diesem Augenblicke das Ruder der diplomatischen Angelegenheiten in Frankreich lenkt; hier folgt sie. Man findet diese Mittheilungen vielleicht ausgedehnter, als man erwartetr, und als es für eine periodische Zeitschrift so vielseitiger Tendenz geeignet erscheinen möchte. Ein kurzer Abriß der wichtigsten Lebensmomente, nebst Jahr und Datum der Geburt, hätte den Meisten vielleicht genügt. Darum hier diese wenigen Worte zum Voraus:

Wenn die Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Männer der Vorzeit und Gegenwart unterhaltend und belehrend zugleich seyn sollen, so dürfen sie uns nicht blos ein trockenes Register der ausgezeichnetsten persönlichen Schicksale einer Person vorführen, sondern sie müssen das zu charakterisirende Individuum in alle diejenigen Verhältnisse und Situationen seines Lebens begleiten, die einflußreich auf dasselbe eingewirkt, die es gewissermaßen zu dem herangebildet haben, was wir an ihm bewundern. Von Niemanden gilt diese Behauptung mit größerem Rechte, als vom Staatsmanne. Er bildet sich in den großartigen Ereignissen der Tagesgeschichte; sein Lebenselement, die Basis seines Wirkens ist die gewandte und glückliche Lösung entstandener Schwierigkeiten, verwirrter politischer Knoten. Wer somit einen biographischen Abriß von Thiers, dem Conseilpräsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten geben, wer das schnelle Aufsteigen dieses Volkskindes begreiflich machen will, der wird nicht umhin können, die letzten Jahre der Restauration und die Umstände zu berühren, welche die letzte Revolution 1830 herbeigeführt haben, der wird uns durch das mannigfache Gewirre politischer Ereignisse, und die gefährlichen Brandungen führen müssen, in denen so manches Ministerium seit den letzten zehn Jahren gestrandet ist. Doch zur Sache.

Ludwig Adolph Thiers wurde zu Marseille den 26. Germinal im fünften Jahre der Republik (16. April 1797) geboren. Wenn die von uns benutzten Quellen richtig sind, so gehörte sein Vater der arbeitenden Klasse an, und war nichts mehr und nichts weniger als ein einfacher Schlosser. Welcher Vernünftige wird nicht in diesem Umstande einen Grund mehr finden, dem schnell emporgestiegenen Talente dieses Mannes zu huldigen? Als unter Napoleon die Universität reorganisirt wurde, erhielt der junge Thiers, auf Verwendung seiner Verwandten mütterlicher Seits, einer verarmten, allein sehr achtbaren Kaufmannsfamilie, ein Stipendium an dem kaiserlichen Lyceum, wo er seine Vorbereitungsstudien machte, und sich stets, namentlich in den letzten Jahren, rühmlichst auszeichnete. In seinem achtzehnten Jahre (1815) verließ er diese Anstalt, um die Vorlesungen der juristischen Fakultät von Aix zu besuchen.

Hier lernte Thiers ein anderes Volkskind kennen, das zu derselben Zeit aus dem Lyceum zu Avignon gekommen war, und mit dem er das engste Freundschaftsbündniß schloß. Es war Mignet, heutiger Präsident der französischen Akademie, der sich gleichfalls als Schriftsteller eines ehrbaren Rufes erfreut, und dessen Name unzertrennlich von demjenigen Thiers ist, eben sowohl wegen der Einheit ihrer Talente, als auch namentlich wegen der rührenden Sympathie und Anhänglichkeit, die sich stets unter den Schulfreunden erhalten hat.

Während die beiden Jünglinge das Corpus juris und den Code civil miteinander durchblätterten, um sich zu ihrem Examen vorzubereiten, beschäftigten sie sich nebenbei leidenschaftlich mit Literatur, Philosophie, Geschichte und selbst Politik, und Thiers, dessen ehrgeizige und glühende Seele gleichsam eine glänzende Zukunft vorausahnte, spielte schon in der Schule eine kleine Rolle als Parteihaupt, schrie, debattirte und perorirte gegen das Gouvernement der Restauration, citirte mit Begeisterung die Großthaten der Republik und des Kaiserreichs, zog sich eine schlechte Note bei seinen Professoren und die Verwünschungen des Polizeikommissärs zu, besaß die Verehrung seiner Kameraden, und trug, aller Chikane und Kabale ungeachtet, den Preis der Beredsamkeit davon. Dieser letzte Umstand ist so spaßhaft, daß er wohl erzählt zu werden verdient. — Die Akademie von Aix, die, um mit Voltaire zu reden, wie eine gute und friedliche Hausfrau, niemals Veranlassung gab, von ihr zu sprechen, hatte einmal eine Lobrede auf Vauvenargues zum Preise ausgesetzt. Thiers nahm sich vor, den Preis zu erhalten, und schickte sein Manuscript ein. Die Arbeit wurde als die bei weitem vortrefflichste gefunden; unglücklicher Weise hatte Thiers die Sache nicht verschwiegen genug gehalten, sein Name wurde verrathen oder wenigstens zum voraus errathen, und da kein anderer Concurrent da war, der den Preis verdiente, so setzten die gelehrten Mitglieder des Areopagus, um ihn nicht dem kleinen Jakobiner zuzusprechen, in ihrer Weisheit die Concurrenz auf das folgende Jahr hinaus. Zur bestimmten Zeit erschien das Manuscript von Thiers von neuem; allein in-

zwischen war von Paris ein neues Produkt angekommen, das alle übrigen bei weitem verdunkelte, und das man sich denn auch beeilte, als das würdigste zu krönen, erkannte jedoch dem von Thiers eingereichten Werke die bescheidene Gunst eines Accessits zu. Aber man denke sich das Erstaunen und die Ueberraschung der Herren Akademiker, als sie den Namen des pariser Laureatus entsiegelten und fanden, daß der Sieger kein Anderer, als ebenfalls Thiers war, der sich das boshafte Vergnügen gemacht hatte, die würdige Akademie zu mystificiren, indem er den Gegenstand unter einem ganz neuen Gesichtspunkte behandelte, diese letzte Abhandlung durch eine fremde Hand abschreiben und alsdann von Aix nach Paris, und von Paris wieder nach Aix spazieren ließ, und so Beides, Preis und Accessit, mit einander vereinigte.

Nach vollendeter akademischer Laufbahn ward Thiers unter die Zahl der Advokaten aufgenommen. Nachdem er jedoch in einigen unbedeutenden Prozessen vor den Gerichtsschranken zu Aix aufgetreten war, begriff er gar bald, daß in dieser Patrizierstadt zu einer Zeit, wo Name und Geburt so sehr bei Beurtheilung eines Individuums in Betracht gezogen wurden, es ihm schwer fallen würde, aus der Mittelmäßigkeit herauszutreten, worin ihn das Schicksal geboren werden ließ.

(Schluß folgt.)

Das Wisperthal.

(Aus dem demnächst erscheinenden Werke: »Rheinisches Album oder Sagen, Geschichte und Beschreibung des Rheingaues und Wisperthales mit der Umgegend. Von A. von Stolterfoth. Mit 30 Stahlstichen und einer Charte, gr. 8. Mainz, bei Kunze.«)

(Schluß.)

Schieferbrüche, zum Theil verlassene, begleiten nun den Wandrer zu beiden Seiten des wilden, schauerlichen Thales. Die Wisper stürzt sich oft in schönen kleinen Fällen über die Felsen, welche hier und da ihr Bett verengen, und nichts stört die tiefe Einsamkeit als ihr Rauschen. Zuweilen schwingt sich auch ein Geier schreiend durch die Luft, und der einfache Gesang eines Köhlers verhallt in der Ferne, oder auf der Höhe kracht ein Schuß und weckt das Echo auf einen Augenblick, dann aber ist es wieder so stille, daß das Reh furchtlos aus dem Walde kommt, um Aszung zu suchen. — Die Berge weichen bald etwas auseinander, man hört das Klappern eines Mühlrades und die Laukenmühle wird sichtbar. Auf einem kleinen Felsen dicht daneben stehen die Reste einer Burg. Ein niedriger viereckiger Thurm und etwas Mauerwerk ist Alles, was davon übrig ist. Von wem sie aber erbaut, bewohnt und zerstört wurde, ist gänzlich unbekannt. Doch sagt Bodmann II. p. 551, daß Erzbischof Konrad III. das Schloß Luckenmühl dem Vicedom des Rheingau's Cuno von Scharfenstein und seinem Stiefsohne Adam von Allendorf „beiden auf Lebzeit" übergeben hätte. Von hier aus gelangt man in einer Viertelstunde, nachdem man an einem schlecht gefaßten Mineralbrunnen vorbei gekommen, an die dem Freiherrn von Zwierlein gehörige Neumühle, und von da in einer halben Stunde nach

Geroldstein.

Dieser Punkt, vielleicht der schönste im Wisperthal, verdient allein die beinahe vierstündige Wandrung von Lorch bis hierher. Schroffe Berge, hie und da mit Wald bedeckt, oft auch kahl und nur mächtige dunkelblaue Schieferhalden vor den Eingängen in die Schieferbrüche zeigend, umgeben hier einen engen Thalkessel, durch welchen die Wisper braust. Die Burg Geroldstein erhebt sich im Hintergrund desselben auf einem von dieser Seite beinahe unersteiglichen Felsen. Zwischen ihr und einer viel tiefer liegenden Burg, welche jedoch zu Geroldstein gehörte und vom Volk die Junkerburg genannt wird, windet sich eine enge Schlucht herum, in welcher zum Theil die wenigen Hütten des ursprünglich durch arme Köhler und Bergleute angelegten Dörfchens ruhen. Auch hier, gleich wie bei den Burgen Sternberg und Liebenstein am Rhein, herrscht die traurige Sage, daß ein Bruder den anderen erschlagen habe! Uebrigens wird diese Burg, die einst von bedeutendem Umfang und Festigkeit gewesen seyn muß, in Urkunden abwechselnd Girstein, Gerstein, Geroltstein, Gernstein und Gerhardtstein genannt. Sie war die Stammburg des alten im Jahr 1573 erloschenen Geschlechtes von Gerhardtstein oder Geroltstein. Der erste Ritter von Geroltstein tritt schon im Jahr 1261 auf. Im vierzehnten Jahrhundert waren jedoch die Bewohner von Geroldstein Raubritter und der Schrecken der Umgegend. Erzbischof Balduin von Trier zog daher 1353 vor die Burg und belagerte dieselbe. Da es aber seinen Kriegern an Wasser gebrach, so wurde die Belagerung wieder aufgehoben. Wir lesen, daß sich einer aus dem Geschlechte dieser wilden Ritter 1478 als Domherr von Mainz zu Tod studirt habe! Friede sey mit seiner Asche — es war in jener Zeit gewiß ein seltener Tod für einen Edelmann. Wer die Burg besteigen will, was übrigens ein mühseliges Unternehmen ist, da sie sehr steil und unzugänglich auf dem Felsen daliegt, der nehme einen Führer von Geroldstein mit. Die Aussicht von oben herab ist zwar nicht weit, doch aber belohnend und in hohem Grade wild und schauerlich.

Während der Saison kommen häufig Kurfremde von Schwalbach auf Eseln hierhergeritten, denn die Schönheiten dieser Thäler werden immer bekannter und besuchter. Gasthäuser sind aber noch ein gänzlicher Mangel daselbst. Im Dörfchen Geroldstein ist eine kleine Kneipe, welche alle Eigenschaften eines Wirthshauses in den schottischen Hochlanden hat. Doch kann der Wanderer einmal im Jahr Wein daselbst haben und zwar, wenn es Kirchweihe im Dörfchen ist. Sonst aber mag man sich mit einem Glas Milch und Brod begnügen. Von Geroldstein sind es noch $2^1/_2$ Stunden bis nach Schwalbach und man findet auf dem Wege dahin noch manchen lieblichen Ruhepunkt, obgleich der schönste Theil des Wisperthales hier ein Ende hat.

Und somit sey es uns denn auch erlaubt, dem freundlichen Wandrer Lebewohl zu sagen, und diese Blätter mit nachfolgenden Worten zu schließen:

Wunsch.*)

O, Rhein mit deinen
Erhab'nen Höhn,
Wo graue Burgen
Herniedersehn
Und holde Sagen
Verschwundener Zeiten
Wie Geisterstimmen
Vorübergleiten!

*) Gedicht der Verf. v. 1826.

Wo Eichenkränze
Und Rebenranken
Im Spiel der Lüfte
Um's Ufer wanken,
Und schnelle Schiffe
Vorüber fliegen
Wie weiße Schwäne
In stolzen Zügen.

Wo Sprosser singen
Auf Rosenzweigen,
Wo Mandeln reifen
Und edle Feigen,
Wo süße Trauben
Den Wandrer laben
Und ihn erfreuen
Des Nektars Gaben.

O Rhein! ich könnte
Von dir nicht scheiden,
Müßt' in der Ferne
Voll Sehnsucht leiden —
Ja — lieber ruhen
An deinen Wogen,
Als fort auf ewig
Von dir gezogen!

Korrespondenz.

Wiesbaden, 3. Sept.

Obgleich die Höhe der Saison auch hier mit der Mitte August's erreicht wurde, sind uns doch seit dem Anfange v. M., wie die 35ste, bis zum 2. Sept. reichende Kurliste nachweist, 3864 wirkliche Kurgäste zugeführt worden, wodurch die Gesammtzahl derselben sich bereits auf 11,682 beläuft. An allen öffentlichen Oertern ist es bei der höchst günstigen Witterung immer noch recht lebhaft und Gastwirthe, Restaurateurs, Kaufleute u. s. w. können sehr zufrieden seyn; denn wenn gleich die Anzahl der sogenannten Luxusgäste in diesem Jahr hier geringer war, so wurde dieser Verlust doch durch die größere Menge der anwesenden Kranken und Durchgereisten, deren Anzahl sich auf 12,278 beläuft, reichlich ausgeglichen. Sehr großen Vortheil bringt für Jene die Sitte, weniger in den großen Gasthäusern, als vielmehr in den Badehäusern einzukehren, oder sich eine Privatwohnung zu suchen, wodurch sie der Verführung der üppig besetzten Table d'hote entgehen, deren Genüsse sich mit der Wirkung des hiesigen Wassers nicht vertragen, wie sich dies durch selbst lebensgefährliche Zufälle bei vielen Kranken nachweis, welche, ohne ärztlichen Rath, auf ihre eigene Hand oder nach der Vorschrift ihrer heimathlichen Aerzte, mit denen sie in Korrespondenz blieben, tranken und badeten. Um entsprechend diätetisch leben zu können, stellt sich immer mehr das Bedürfniß der Errichtung guter Restaurationen und bequemer Privatwohnungen heraus, welche letztere in Menge bei einem großen Theile der selbst höheren Beamten zu finden sind, die, mit großer Verzichtleistung auf die gewohnte Bequemlichkeit, sich während der Saison auf wenige Stübchen zurückziehen, um die übrigen Räume den Kurgästen zu überlassen. — Allgemein bedauert wurde, daß es einer Menge fahrenden Rittern, welche sich für englische Aerzte ausgaben, ohne es zu seyn und sich als solche legitimiren zu können, gestattet wurde, ihr Unwesen durch die Behandlung ihrer Landsleute hier zu treiben. Zu einem Zeitpunkte waren 17 dergleichen Individuen hier, deren Art von Betriebsamkeit, um sich gegenseitig den Rang abzulaufen, dem ärztlichen Stande eben keine Ehre machte und den Ruf unserer Quellen in England eben nicht zu heben vermag, insofern es zur Erzielung einer heilsamen Wirkung wohl anderer Kenntnisse und Erfahrungen bedarf, als diese angeblichen Aerzte besitzen und mitbringen können. Daß Deutsche die Hülfe dieser Aeclepiaden in Anspruch genommen haben sollen, wie in der Allgemeinen Zeitung vor Kurzem berichtet wurde, beruht auf Irrthum, denn wenn gleich in Deutschland auch die Manie besteht, daß die englischen Manufakturwaaren einen Vorzug vor den deutschen haben, so läßt sich dieser Glaube in ärztlicher Hinsicht doch nicht von dem gebildeten deutschen Publikum erwarten, insofern es darüber hinreichend belehrt ist. — Aufsehen macht hier der Prospekt eines herauszugebenden statistischen Panorama's der Heilbäder Kreuznach, Homburg, Krenenthal, Weilburg und Soden im Kontraste zu Ems, Wiesbaden und Baden-Baden, von Dr. Wiest und Hartenfels, zweien Nichtärzten, welche offenbar die Absicht aussprechen, jene jüngeren Badeörter auf Kosten der ältern zu heben; denn die Schrift soll, wörtlich angedeutet, den Kurgast mit den aufwachenden (?) Kulturregungen in den erstgenannten Badeorten bekannt machen und ihn zugleich auf die Bedeutung der drei letztgenannten, als den »Ablegern eines raffinirten Großstädtelebens und Genußtreibens« hinweisen.— Wir wollen den jüngeren Schwestern andere Lobredner wünschen, und uns vorläufig nicht fürchten; denn Kurörter, welche seit Jahrhunderten ihren Ruf begründet haben, ihren großen heilkräftigen Werth jährlich immer wieder bei Tausenden nachweisen und dem Kranken das bieten können, was Wiesbaden, Ems und Baden-Baden aufzuweisen haben, können über Lob und Tadel erhaben seyn.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein russischer Soldat.) Bei der entsetzlichen Sturmfluth in Petersburg 1824, die so großes Unglück anrichtete, erschien der Kaiser auf dem Balcon des Winterpalastes. Man stattete ihm da Bericht ab von dem, was geschah, und er gab seine Befehle. Da kam ein Soldat, der Schildwache gestanden hatte und mit seinem Schilderhäuschen von der Fluth fortgerissen worden war, in diesem, wie in einem Kahne, daher geschwommen. Als er vor dem Winterpalaste den Kaiser erblickte, stand er auf seinem gebrechlichen Fahrzeuge auf und präsentirte vor dem Kaiser das Gewehr. Aber in demselben Augenblicke schlug eine Woge über ihm zusammen. Der Kaiser schickte sogleich ein Boot ab; zum Glück konnte der Soldat schwimmen; er erhielt sich so auf dem Wasser, das Boot erreichte ihn und brachte ihn in den Palast.

An dem ersten Sonntage des Augusts versammelte sich eine zahlreiche Volksmenge in Metz vor der Kathedrale. Ein Soldat der Garnison war auf den Thurm der Kathedrale gestiegen und kletterte an dem Blitzableiter auf den Sockel der Statue herunter, die etwa in der Mitte des Thurmes steht. Hier kleidete er sich aus, warf die Kleidungsstücke hinunter, machte mehrmals das Zeichen des Kreuzes und wollte sich selbst hinunterstürzen, als ein muthiger Mann mittelst eines Knotenstrickes, den man dem Soldaten zugeworfen hatte, zu demselben gelangte. Um sich in seinem Vorsatze, sich um das Leben zu bringen, nicht stören zu lassen, kletterte der Soldat noch ungefähr zehn Klafter weiter an dem Blitzableiter bis an die Schallöcher des Thurmes. Hier befand sich ein Offizier, der dem Soldaten zuredete und ihn auch wirklich so weit brachte, daß er seinen Vorsatz aufgab. Man schob ihm ein Bret zu, auf das er sich, hundert Fuß vom Boden, legte und auf dem er wohlbehalten in den Thurm hineingezogen wurde.

Theater-Anzeige.

Montag, 7. Sept. Die Herrin von der Else, Schauspiel in 5 Abth., von Blum.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 252. Dienstag, den 8. September 1840.

Das Dichterwappen
am Göthe'schen Hause zu Frankfurt am Main.

Zu Frankfurt hat ein Rathsherr
Sich einst ein Haus gebaut,
D'ran ihr bis diese Stunde
Ein seltsam Wappen schaut:
Drei Leiern führt's im Schilde,
Und d'rüber ist ein Held
Mit scharf gezücktem Schwerte
Als Wächter hingestellt.

Was deutet dieses Wappen?
Sprach sinnend mancher Mann.
Es liegt darin ein Räthsel,
Wer ist, der's lösen kann?
Der Rathsherr sprach gelassen:
»Ich deut' es selber nicht,
»Jüngst hat mir's so beschieden
»Ein seltsam Traumgesicht.

»Drei überird'sche Weiber
»Sah ich bedächtig gehn,
»Und auf des Hauses Schwelle
»Rathschlagend stille stehn.
»Jedwede trug im Arme
»Ein gold'nes Saitenspiel,
»Daraus ein süß Getöne
»Mein lauschend Ohr befiel.

»D'rauf legten ihre Leiern
»Sie in mein Wappenschild,
»Und zeigten mir verschwindend
»Im Traum ein neues Bild:
»Ein Held, in dessen Händen
»Die scharfe Klinge blitzt,
»Erhebt sich in dem Wappen,
»Das kühn sein Arm beschützt.«

Und in demselben Hause,
Das dieses Wappen schmückt,
Hat Deutschlands größter Dichter
Das Licht der Welt erblickt.
Die Musen alle segnend
Besprengten ihm das Haupt,
Dreifach mit heil'gem Lorbeer
Ward seine Stirn umlaubt:

Melpomene, die Muse
Von tragisch ernstem Spiel,
Erato, der vor allen
Sein deutsches Lied gefiel,
Kalliope, die selten
Noch einen Dichter schmückt,
Sie haben ihm das Siegel
Der Weihe aufgedrückt.

Wen hätte nicht ergriffen
Sein Lied im kühnen Flug?
Er, der auf jeder Leier
Die rechten Saiten schlug,
Er war zugleich der Wächter,
Der mit gezücktem Schwert
Die fremde Aftermuse
Von Deutschland abgewehrt.

Dies ist des Wappens Deutung,
Damit ihr's recht verstehn,
Wenn ihr an jener Schwelle
Sinnend vorübergeht.
Ihr könnt es heut' noch sehen
Ueber des Hauses Thor,
Man sagt, oft klingen Töne
Aus seinem Schild hervor.

Eifersucht und Rache.
(Fortsetzung.)

„Höre auf!“ rief der Graf, „Du malst ein Bild des gräßlichsten Entsetzens! Wer zerstörte Mailand?“

„Nicht Deutsche, wie Ihr wohl vermuthet, nein, Lombarden waren es.“

„Nicht möglich!“ rief der Graf, „nein, Richard! nein, es ist nicht möglich! Lombarden sollten ihre Hauptstadt, das schöne Mailand, die Königin der Städte, zerstört haben; die Stadt, die selbst dem mächtigen Friedrich trotzte?“

„Und doch ist es so,“ versetzte Richard, „Mailand hat aufgehört zu seyn, die Stolze ist verwischt aus der Reihe der Städte; von all' ihrer Pracht ist nur noch ein Haufe Stein und Asche übrig.“

„Und die Einwohner?“ fragte Hermann.

„Irren flüchtig umher, ohne Habe, ohne Schutz. Alle, welche gegen Friedrich Waffen trugen, sind in die Acht erklärt, ein Preis steht auf den Kopf jedes Einzelnen.“

„Gott, mein Sohn, mein Albrecht!“ rief der Graf mit Schmerz und banger Ahnung.

„Für den braucht Ihr nicht mehr zu fürchten.“

„Wie so? Erkläre Dich deutlicher.“

„Als in der belagerten Stadt die Hungersnoth aufs äußerste gestiegen war, verlangten die Einwohner, man sollte sie übergeben und Friedrichs Gnade erflehen. Diesem Ansinnen widersetzte sich der Adel, der noch immer auf Entsatz durch Alexander hoffte. Da empörte sich das Volk und erschlug in blinder Wuth viele vom höchsten Adel, unter ihnen auch Jacoppo della Torre und . . .“

„Und? . . weiter, weiter.“

„Und Deinen Sohn und dessen Gattin, Jacoppo's Tochter, Gabriele, die den Vater gegen die Dolche der wüthenden Mörder vertheidigen wollten.“

„Meinen Sohn, sein Weib und ihren Vater? — Alle ermordeten sie? — Gott! Du strafst zu hart! Albrecht, mein Sohn, Du fielst unter den Dolchen feiger Mörder!“

„Unterdrücke Deinen Schmerz,“ sprach Hermann mit heimlicher Freude, den Bruder todt zu wissen, der ihm schon so lange im Wege gestanden war; „würde Friedrich es erfahren, daß Du einen Rebellen, einen seiner Feinde beweinest, leicht könnte er Dir zürnen.“

„Was sagst Du? zürnen mir, dem Vater, der seines Sohnes Tod beweint? Treue schwur ich wohl dem Kaiser, und diese habe ich ihm bewährt; doch daß ich die Gefühle eines Vaters verläugne, wer kann, wer darf das fordern?“

„Bedenke, daß er ein Feind des Kaisers ist, daß Du ihm fluchtest.“

„Dem Rebellen fluchte ich, doch nicht dem Sohne; der Lebende war des Kaisers Feind, der Todte ist mein Sohn, und diesem fließen meine Zähren.“

„Ich geh' nach Mailand; lebe wohl, Gismonda; Vater, lebe wohl!“

6.

Und mit diesen Worten verließ Hermann den Saal, schwang sich auf sein Roß und ritt gegen Mailand, um sich selbst von der Wahrheit der Aussage Richard's zu überzeugen. Allein diese war nur zum Theile wahr; wohl war Mailand zerstört und der alte della Torre unter den Dolchen der Mörder gefallen; Albrecht aber, Gabriele und ihr Kind hatten sich gerettet.

Als Geächtete, ohne Obdach, ohne Habe, irrten sie umher, auf abgelegenen Wegen, Städte und Menschen fliehend. Albrecht verwundet, Gabriele, voll Kummer für das theure Leben ihres Gatten und ihres Kindes, ungewohnt der Beschwerden einer Fußreise, dem größten Mangel preisgegeben. In das Kleid eines gemeinen Knappen gehüllt, bettelte sie das Brod für ihren Gatten und das hungernde Kind. Solcher Opfer ist die wahre Liebe einer zärtlichen Gattin fähig. Mit Freudenthränen brachte sie den Hungernden, was ihr mitleidige Menschen schenkten, und sank oft matt und entkräftet an der Seite ihres Gatten nieder; allein der Anblick ihres geliebten Kindes, des unschuldig leidenden Gatten, erhob sie, richtete sie auf und gab ihr neue Kräfte.

Doch entging es Albrecht nicht, daß dieses nur die letzten Zuckungen einer durch eine seltene Liebe hervorgebrachten Kraftanstrengung waren. Er sah, wie ihre Kräfte schwanden, er sah die Rosen ihrer Wangen erbleichen und ihr liebliches feuriges Auge glanzlos werden.

„Gabriele! theures, geliebtes Weib!“ sagte er eines Tages zu ihr, „ich sehe, Deine Kräfte schwinden, die Sorge um mich und unser Kind bringt Dich dem Grabe nahe. Du siehst, ich bin dem Dolche jedes Mörders blosgestellt. Was sollen wir noch länger umherirren, ohne Heimath, ohne Obdach, ohne Schutz? Laß uns zu meinem Vater gehen, vielleicht, daß er dem Reuigen verzeiht, uns freundlich aufnimmt . . . Und wenn er gleich mich verstößt, wenn ich dem Vaterherzen ganz fremd geworden bin, so wird er doch Mitleid mit unserm Kinde haben und den Fluch, den er über den Sohn ausgesprochen, nicht auch auf dieses unschuldige Haupt schleudern. Komm, laß uns weiter gehen. Noch ehe die Sonne sinkt, können wir das Schloß Mendrisi erreichen.“

„Wie Du willst, mein theurer Albrecht, nur hoffe nicht, daß ich je Dich oder mein Kind verlasse. Dir gelobte ich Liebe und Treue für das Leben, und ich will Dich lieben und Dir treu seyn bis in den Tod.“

Zärtlich schloß Albrecht die geliebte Gattin in seine Arme, nahm seinen Knaben und zog langsam weiter. Trotz seiner Wunden, trug er den Kleinen meilenweit; dem Vater ward die Bürde leicht und süß.

Schon wurden die Schatten länger, die Sonne war nicht mehr sichtbar, und nur noch die Spitzen einiger Berge matt beleuchtet; aber noch immer zeigte sich nicht das väterliche Schloß. Gabriele war zum Tode ermüdet, Albrecht kaum noch fähig, den, obwohl leichten Knaben zu tragen.

„Laß uns in dieser Hütte ein Nachtlager suchen, ihr Bewohner ist ein Unterthan meines Vaters und mir bekannt; oft kam ich auf meinen jugendlichen Streifereien hieher und sprach bei ihm ein. Wir bedürfen Beide der Ruhe und Erquickung.“

Albrecht klopfte an die Hütte. Ein Mann mit Silberhaaren öffnete und hieß die Irrenden freundlich willkommen.

„Wollt Ihr uns wohl für diese Nacht beherbergen?“ fragte Albrecht.

„Wenn Ihr mit meiner schlechten Hütte vorlieb nehmen wollt, recht gern. Tretet ein!“

Und Albrecht und Gabriele traten mit ihrem Kinde in ein Gemach, das, wie in Italien gewöhnlich, als Küche und Kammer zugleich diente. Auf dem niederen Herde loderte die Flamme, und über dieser hing ein Kessel.

„Wartet nur, bis meine Frau kömmt,“ sagte der Alte, „die soll Euch auch Etwas zur Nahrung geben. Ihr seyd wohl hungrig?“

„Und Eure Kinder,“ fragte Albrecht, „wo sind die?“

„Herr! wißt Ihr denn, daß ich Kinder habe?“

„Nun, ich dachte nur so, da Ihr von Eurer Frau sprachet.“

„Ja, ja, Ihr habt Recht; ich hatte Kinder, zwei Söhne, große, starke Buben . . . Ich hatte sie“ — und somit wischte er sich eine Thräne von den grauen Wimpern.

„Ihr hattet sie, wo sind sie hin?“

„Sie folgten, so wie Graf Albrecht, meines Herrn älterer Sohn, den Fahnen Alexanders, und wurden, wie dieser, von den Feinden erschlagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Revue des Pariser Volks- und Staatslebens.

Thiers.

(Fortsetzung.)

Von dieser Ueberzeugung geleitet, entschloß er sich also, in Gemeinschaft mit Mignet, seinem Pylades, sein Glück in Paris zu suchen. Reich an Talent und Hoffnungen, aber arm an Geld, schifften sich die beiden Freunde nach der Hauptstadt ein. Die ersten Monate ihres Aufenthaltes daselbst waren nicht glänzend, wenn wir dem Berichte eines Schriftstellers folgen, der ihre bescheidene Wohnung folgendermaßen beschreibt:

„Vor vielen Jahren erstieg ich zum erstenmale die unzähligen Stufen eines düstern Hotels, das im Passage Montesquieu, in einem der belebtesten und geräuschvollsten Quartiere von Paris gelegen ist. Mit einem lebhaften Interesse öffnete ich in der vierten Etage die beräucherte Thür eines Stübchens, das wohl beschrieben zu werden verdient: Eine bescheidene Kommode, eine nußbaumene Bettlade, zwei Stühle und ein schwarzes, auf schlechten Füßen stehendes Tischchen machten den ganzen Mobilienvorrath aus.“

Dies war das Lokal, das der künftige Conseilpräsident damals einnahm, und das mit den Palästen, die er heute bewohnt, einen seltsamen Contrast bildet. Wie dem übrigens auch seyn mag, der arme, im Dunkeln lebende und unbekannte Advokat aus der Provinz verliert seine Zeit nicht, indem er etwa mit gekreuzten Armen das Glück ruhig erwartet; er weiß gar wohl, wie launisch und flüchtig diese Göttin ist, und daß man sie gleichsam im Fluge erhaschen, manchmal sogar ertrotzen muß. Thiers hat sich übrigens über die Laune des Glücks nicht zu beklagen, denn es zeigte sich ihm sehr geneigt.

Im Anfange des Jahres 1823 unter dem Ministerium Villèle mitten in der Restauration wurde der große Redner Manuel gewaltsam aus der Kammer vertrieben; der Verbannte von gestern wurde die mächtige Losung des Tages. Thiers sah auf den ersten Blick, welche Rolle er, ein ehrgeiziger Plebejer, unter einem aristokratischen Gouvernement zu spielen habe; er ging ungenirt zu Manuel, einem Manne des Südens, von offnem und biedern Charakter, der ihm die Hand reichte, ihn Lafitte vorstellte und ihn unter die Redakteure des Constitutionnel, des Kolosses der damaligen Epoche, aufnehmen ließ. Die Stellung war schön; Thiers wußte sie zu benutzen. In hohem Grade begabt mit jenem Geiste der Polemik zeichnete er sich aus durch das Feuer und die Kühnheit seiner Artikel und bald sah sich der junge Journalist in den glänzendsten Salons der Opposition, bei Lafitte, Casimir Perier, von Flahault, dem Baron Louis, dem ersten Finanzmanne seiner Zeit, dessen Tischgenoß und Schüler er wurde, und sogar bei Talleyrand eingeführt, der, wie bekannt, nicht mit Jedermann umging, dessen durchdringender Blick jedoch sehr wohl wahrnahm, welche Talente in diesem Kopfe schlummerten.

Das ist jedoch bei weitem noch nicht alles. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit des Styls ein erstaunliches Gedächtniß, ein merkwürdiges Mundwerk und eine nicht minder große Leichtigkeit der Auffassung vereinigend, fand Thiers die erforderliche Zeit, um den täglichen Bedürfnissen der Presse zu genügen, die Salons zu besuchen, oft zu sprechen, viel zu hören und sich sodann durch Meditation und Studium die Früchte seiner Unterhaltungen mit den Hauptpersonen, die in dem großen Drama der Revolution mitgespielt hatten, anzueignen. Alte Trümmer der Constituante, der gesetzgebenden Versammlung, der Convention, des Raths der Fünfhundert, des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats, Girondins, Montagnards, alte Generäle des Kaiserreichs, Lieferanten von Revolutionsarmeen, Diplomaten, Finanzmänner, Feder- und Degenhelden, Alles, was von der Art noch vorhanden war, läßt Thiers die Revüe passiren; den einen fragt er aus, geht um den andern herum, um ihn zum Sprechen zu bringen; horcht rechts, horcht links, ordnet in seinem Kopfe diese unzusammenhängenden Gespräche, geht dann nach Hause, macht sich hinter den Moniteur, und fügt eine Seite mehr zu jener vortrefflichen Geschichte der französischen Revolution, die bald nachher erschien und Thiers gleich anfangs eine der schönsten literärischen Stellungen seiner Zeit zusicherte. Die Zeit verstattet uns in diesem Augenblicke nicht, in eine kritische Beleuchtung dieses Werkes einzugehen. Es mag für jetzt genügen, zu wissen, daß es ungemeines Aufsehen machte, hie und da ein wenig Groll, im Allgemeinen jedoch viel Sympathie erregte, und Veranlassung ward, daß sein Verfasser unter die ausgezeichnetsten und gediegensten Männer der liberalen Opposition gezählt wurde. Ungefähr zu jener Zeit kam Thiers — wir wissen nicht durch welche Veranlassung — in Berührung mit dem reichen deutschen Buchhändler Freiherrn von Cotta, der ein begeisterter Verehrer von ihm war, und ihm eine Aktie des Constitutionnel zum Geschenk machte, was damals freilich mehr, als heute bedeutete. So wie Thiers nur einmal den comfortabeln Titel eines Eigenthümers des Constitutionnel besaß, verließ er seine beschriebene Wohnung im vierten Stockwerke, spielte den Galanten (dandy), besuchte Tortoni und machte seinen Spazierritt ins Bois de Boulogne.

Bald begnügt sich Thiers nicht mehr mit der abgedroschenen und einförmigen Opposition des Constitutionnel a la Voltaire. Das Organ des alten Liberalismus dünkt ihm etwas wurmstichig; er will etwas Neues, Frisches, Demokratisches. Thiers gründet im Jahr 1828 den National unter dem finanziellen Protektorate der ersten Männer der Kammer, unter der Mitarbeiterschaft von Armand Carrel und den tüchtigsten Köpfen der liberalen Partei.

Jetzt begann jener hitzige, hartnäckige und geschickte Kampf, den Thiers gegen das Gouvernement der Restauration leitete. Es war ein Kampf, der sich jeden Tag erneuerte, wo Thiers beständig auf der Bresche stand, wo er das Ministerium Polignac in den unbeweglichen Cirkel der Charte einschließt, es unaufhörlich reizt, ihm vorwirft, was es thut, und was es nicht thut, ihm nichts Gutes und nichts Böses erlaubt, weder die

Schwäche, noch die Größe ungerupft läßt, mit derselben Feder die gehässigen, wie die nationalen Handlungen heruntermacht.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Von der Lahn, 3. Sept.

Die in Ihrem geschätzten »Journal« unterm 6., 9. und 10. v. Mts. mitgetheilten Verhandlungen der nassauischen Ständeversammlung über die Schiffbarmachung der Lahn habe ich mit großem Interesse gelesen und werden es die vielen hierbei Betheiligten Ihrem ehrenwerthen Herrn Korrespondenten Dank wissen, daß diese Verhandlungen dadurch einem größeren Publikum zur Kenntniß gekommen sind. Da diese höchst wichtige Angelegenheit gegenwärtig von vielen Seiten mit gespannter Erwartung verfolgt wird und die Aufmerksamkeit eines großen Publikums in Anspruch genommen hat, so erlaube ich mir, Ihnen einige Bemerkungen im Sinne der öffentlichen Meinung über diesen Gegenstand zur gefälligen Aufnahme mitzutheilen. Die Schiffbarmachung der Lahn dürfte allerdings in einem Grade erzielt werden können, wie sie für den sehr belangreichen Binnenverkehr der Lahngegenden angemessen wäre. Hierzu ist aber vor Allem erforderlich, daß die Schleußen die nöthige Größe erhalten, solche Fahrzeuge aufnehmen zu können, welche geeignet sind, die nachhaltige Bewegung derjenigen Produkte (wie Steinkohlen, Eisenerze, Marmor, Eisen, Kalk, Holzkohlen und landwirthschaftliche Erzeugnisse ꝛc.) zu begünstigen, die keine hohen Frachten vertragen können. Es müssen dieses große, flachgehende und somit zu jeder Jahreszeit tragkräftige Fahrzeuge seyn, wie sie auf der Ruhr, Lippe und andern gut canalisirten Flüssen in Anwendung stehen und sich als zweckmäßig bewährt haben. Werden die Schleußen nur für die bisherigen schwerfälligen und tiefgehenden, offenbar nur für Rutschbahnen berechneten Fahrzeuge zugänglich angelegt, wie dieses bei der neuen Schleuße zu Limburg der Fall ist, so gehen die Segnungen verloren, welche an das Prinzip der Lahnschiffbarmachung geknüpft sind und der Verkehr wird noch außerdem mit einem enormen Kapital belastet. Die neue Schleuße bei Limburg hat überdies gezeigt, wie wichtig es ist, bei Wasserbauten, sowohl in Ansehung des Planes, der Leitung, als auch technischen Ausführung nur solche Mittel in Anwendung zu bringen, welche eine gediegene Erfahrung für sich haben, wenn diese auch nur von Außen zu erlangen seyn sollten. Diese Schleußenanlage hat nun seit zwei Jahren ihres Bestehens durch die vielen daran vorgenommenen Verbesserungen und anfängliche gänzliche Unbrauchbarkeit dem Verkehr große Summen gekostet und wird sie noch fortan kosten. Es ist daher kein erfreuliches Zeichen für die Zukunft der Lahnschiffahrt, daß diesen Uebelständen auch noch ein Zoll hinzugefügt werden soll. Die edle Absicht des Gouvernements, den Wohlstand der Lahngegenden durch Erleichterung im Transport ihrer Produkte zu befördern und die hochsinnige Unterstützung, welche die Landstände dieser Absicht in Anerkennung der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes zugewendet haben, wird auf diese Art nur sehr unvollständig erreicht, und kann die Schiffbarmachung der Lahn, wenn dieselben Kräfte und Mittel, wie bei der Schleuße zu Limburg, für die Folge verwendet werden, dem Lande nur zu unersetzlichen Verlusten gereichen, statt daß sie ein Segen für dasselbe werden und einem nachhaltigen, sehr bedeutenden Verkehr zum Hauptstützpunkt dienen soll. Wenn nach dem, den kleinen Schleußen anscheinend zum Grunde liegenden Motive: »hierdurch die Fahrzeuge des Rheins, der Ruhr ꝛc. vom Binnenverkehr auf der Lahn abzuhalten«, die Schiffbarmachung der Lahn fortgesetzt werden soll, so wird die Festhaltung dieses Grundsatzes, welcher gültigen staatswirthschaftlichen Prinzipien durchaus entgegen ist, außerdem auch wenig geeignet seyn, die Theilnahme der Nachbarstaaten an der Lahn dem Unternehmen zu sichern. — Ich kann mich nicht enthalten, hier noch eines Projekts zu gedenken, welches in Absicht auf die Lahnschiffbarmachung, äußerem Vernehmen nach, bei Weilburg in Anwendung kommen soll und diesem Unternehmen höchst verderblich zu werden droht. Hier soll nämlich — um eine unbedeutende Krümmung der Lahn zu umgehen, eine Schleuße zu ersparen und einige geringe Terrain-Schwierigkeiten zu überwinden — beabsichtigt werden, einen sogenannten »Tunnel« (!!) durch eine Erdzunge zu graben, welche aus dem dichtesten Grünstein, einer Gebirgsart, besteht, die oft den größten technischen Anstrengungen in ihrer sehr zeitraubenden Bearbeitung Trotz bietet und dann, sehr leicht verwitternd, allen gewöhnlichen Sicherungs-Maßregeln Hohn spricht. Indem ich noch in Ansehung der Wichtigkeit der Lahnschifffahrt für diejenigen, welche nähere Aufschlüsse über diese interessante Angelegenheit wünschen, auf einen Artikel des »Allgemeinen Organs für Handel und Gewerbe« für 1838 in den Nummern 76, 77 und 78 verweise, gebe ich mich der frohen Hoffnung hin, daß die Besorgnisse, welche ich in vorstehenden Zeilen im Sinne der öffentlichen Meinung für das Interesse der Lahnschifffahrt auszudrücken die Ehre hatte, für die ferneren Verbesserungs-Operationen an der Lahn keine Anwendung finden werden.

Mannichfaltigkeiten.

Am dritten Tage der Julifeste in Paris wurde in den elysäischen Feldern ein junger Bursche sehr bewundert, der eine ungeheure Fertigkeit im Klettern zeigte. Er holte zuletzt von einem hohen Klettermast die Fahne und den Kranz herunter und machte zum Beschluß aus freien Stücken die halsbrechendsten Kunststücke; er stellte sich auf dem spitzen Mastende auf den Kopf, legte sich auf den Bauch und schwamm so eine Zeit lang mit Händen und Füßen in der Luft, fuhr eine Strecke weit verkehrt, d. h. die Beine nach oben, den Kopf nach unten, am Maste herunter, kletterte auf dieselbe Weise in die Höhe ꝛc. Diese tollen Uebungen trieb er eine gute halbe Stunde und stürmischer Beifall lohnte ihn, als er sich endlich an dem glatten Maste herunterließ.

Fanny Elsler, die gegenwärtig in den vereinigten Staaten Vorstellungen gibt, scheint den prosaischen Republikanern Herz und Kopf verrückt zu haben. In weniger als drei Monaten gewann sie 20,000 Doll. (50,000 fl.). Die Billets zu ihren Vorstellungen werden im Aufstreich verkauft und um den vierfachen Preis abgesetzt. In Washington wurde der Mitherrscherin der Taglioni im Reiche des Tanzes die glänzendste Aufnahme. Der Staats- und der Kriegssecretär luden sie ein und selbst das »weiße Haus«, der Palast des Präsidenten, öffnete sich ihr. Van Buren empfing sie mit feinster Höflichkeit, so daß sie von ihm sagte, sein Benehmen sey sehr fein, sehr königlich. Auch im Repräsentantenhause machte sie einen Besuch.

Die Gegenwart hat jetzt auch eine Bier-Propaganda etablirt, die im Dunkel der Keller unermüdlich arbeitet, um Proselyten zu machen. Man kann wirklich sagen, daß die bairische Bier-Cultur für den Geist der Massen ein schleichendes Fieber ist. Als Maltitz, der Dichter der Pfefferkörner, vernahm, daß man in der Nähe von Dresden eine bairische Bier-Fabrik auf Actien gründen wolle, rief er entrüstet aus: »Will man denn die Völker auf Actien verdummen?«

Zwei Eckensteher sprachen von der jetzt bevorstehenden Ziehung der Berliner Lotterie. »Ick wünschte«, sagte der Eine, »ick gewönn' mal wat Vernünftiges!« — »Nee«, sagte der Andere, »ick wünschte, ick gewönne wat recht Ochsiges!«

Theater-Anzeige.

Dienstag, 8. Sept. Zampa, oder: Die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Mittwoch, 9. Sept. (Neu einstudirt) Titus, große Oper in 2 Abtheil., Musik von Mozart. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 253. Mittwoch, den 9. September 1840.

Eifersucht und Rache.

(Fortsetzung.)

„So," erwiederte der Graf, „Graf Albrecht wurde auch getödtet?"

„Er und seine Gemahlin, die Tochter des alten Jacoppo della Torre. So sagte der alte Richard, des Grafen Waffenfreund, der vor einigen Tagen von Mailand kam."

„Und Eure Söhne?"

„Fielen auf Mailands Mauern, die sie gegen den deutschen Kaiser vertheidigten. Ich weinte wohl bei der Nachricht ihres Todes; doch hätte ich meine Thränen bald getrocknet, wäre ihr Tod nur auch von Nutzen für das Vaterland gewesen; . . . aber Mailand fiel, Mailand ist zerstört."

„Leider ist es so!"

„Und Albrecht, der gute junge Graf, der mich oft besuchte, und stets so freundlich war, daß auch der sterben mußte, das schmerzt mich mehr, als der Verlust der eignen Söhne."

„Beruhigt Euch, mein guter Alter!" sagte Gabriele, „dem Himmel sey Dank! er lebt."

„Er lebt?"

„Und steht vor Euch," erwiederte Albrecht, indem er dem Alten seine Hand reichte, die dieser mit Küssen bedeckte und mit Freudenthränen benetzte.

Inzwischen kam Maria, des alten Rocca Weib, die sich über diesen unverhofften Besuch nicht minder freute, als ihr Mann, und Alles aufbot, was ihr spärlicher Haushalt vermochte.

Die Ermüdeten sehnten sich nach einer Ruhestätte, die sie zwar ärmlich, aber rein und erquickend fanden.

7.

Als der Alte mit seinem Weibe allein war, erschöpften sie sich in Vermuthungen über den jungen Knappen und das Kind. Zu fragen wagten sie nicht, obwohl Maria hundertmal den Mund dazu geöffnet hatte.

Am andern Morgen, nachdem Maria ihren Gästen ein gutes Frühstück vorgesetzt hatte, empfahl sich Albrecht mit den Worten: „Ich danke Dir, ehrlicher Rocca, und auch Euch, Maria, daß Ihr mich und mein Weib so freundlich aufgenommen habt."

„Wie, Herr der Knappe wäre Eure Frau?"

„Und dieser hier mein Sohn," ergänzte Albrecht.

„Ach Gott, ach Gott!" rief die Alte voller Freuden, „die liebe, schöne Frau!"

„Und dieses schmucke Kind, Gott möge es erhalten!" sagte Rocca. „O Herr! erlaubt, daß ich den Kleinen trage, macht mir die Freude noch in meinen alten Tagen. In einem Stündchen sind wir auf Mendrisi. Ich führe Euch den nächsten Weg durch's Wäldchen bis an's Schloß."

„Ich gehe mit, wenn Ihr's erlaubt, Herr Graf! und Ihr, gnädige Frau!" sprach Maria.

„Ihr guten Leute," versetzte Gabriele, „recht gerne! Kommt, laßt uns gehen."

Der Alte nahm den Kleinen auf den Arm, Maria den kleinen Bündel, und so gingen sie, Albrecht mit hochklopfendem Herzen, in traulichen Gesprächen gegen Mendrisi.

Es war ein schöner Morgen. Seit lange hatte Gabriele zum ersten Male wieder freundliche Menschen gefunden, sie hatte sich erquickt und ruhig geschlafen. Eine leichte Röthe floß über ihre durch Kummer gebleichte Wangen. Hoffnung belebte ihr Herz, die Hoffnung, in dem Hause ihres Schwiegervaters Aufnahme und Schutz für ihren Albrecht zu finden.

So kamen sie in die Nähe des Schlosses. Stets banger klopfte Beider Herz. Wird er uns aufnehmen? so fragten sie sich im Stillen, und Jedes suchte seine Unruhe vor dem Andern geheim zu halten . . . Ich habe den Vater schwer beleidigt, sagte sich Albrecht. Ich verließ sein Haus folgte den Fahnen seiner Feinde — er hat nie geflucht . . . Selbst der Gedank an Gismonda beunruhigte ihn. Er kannte die Heftigkeit ihres Charakters, ihren Stolz, und den hatte er ja beleidigt . . . Zwar sie ist glücklich an der Hand des Bruders, sagte er, um sich selbst zu beruhigen, und mein Bruder liebte mich einst so warm, so innig . . Sie werden die Vermittler zwischen mir und dem Vater seyn und mir seine Verzeihung erwirken.

Gabriele war voll Vertrauen; sie wußte nichts von Gismonden und konnte in ihrem reinen, frommen Herzen keinen Platz für den Gedanken finden, daß ein Vater einem reuigen Sohne nicht vergeben sollte.

Sie waren am Eingange des Parkes, der von einer Seite das Schloß umgab. Die beiden Alten trennten sich unter Segnungen und kehrten in ihre Wohnung zurück.

Albrecht führte seine Gattin auf ihm wohl bekannten Wegen; selbst der kleine Heinrich lief an der Hand seiner Eltern. Da kamen sie an einen Platz, von hohen alten Eichen umgeben, in dessen Nähe eine Hütte stand. Von dort hatte man

die Aussicht auf das Schloß. Albrecht blieb stehen und eine Thräne glänzte in seinen Augen. Schweigend drückte er Gabrielens Hand, und nur ein Seufzer hob sich aus seiner übervollen Brust.

„Albrecht! was ist Dir?" fragte Gabriele, „Du zitterst und scheinst so bewegt."

„Wir sind am Ziele," antwortete er. „In jenem Schlosse wurde ich geboren, und hier verlebte ich die Tage meiner Jugend. Wie oft war ich auf diesen Bäumen, wenn ich nach Vogelnestern suchte. Wie oft kam ich mit meiner Mutter und dem Bruder hierher. Dort saß sie, unter jenem Baume, auf der Marmorbank. Komm, setze Dich auf den Platz, auf welchem sie zu sitzen pflegte, die geliebte, theure Mutter. Das war unser Tummelplatz. Hier ritten wir als Kinder auf Steckenpferden und eben hier tummelten wir als Jünglinge unsere Rosse. Hier saß die Mutter und erzählte uns, während wir auf den Vater harrten, Geschichten von Heiligen und Helden. Aufmerksam hörten wir ihr zu und schwuren ihr, so fromm zu werden, wie die Ersteren, so tapfer wie die Letzteren. Da faßte sie uns in ihre Arme und drückte uns mit den Worten an die mütterliche Brust: Seyd einig, tapfer, edel und liebt Euch stets als Brüder . . . O Mutter! Dein oft wiederholter Wunsch ging nur zum Theile in Erfüllung. Edel waren wir und tapfer; doch nicht einig, wir standen uns als Feinde gegenüber!"

„Sey ruhig, theurer Freund! der Mutter verklärter Geist umschwebet Dich, sie kennt Dein Herz, und weiß, daß es rein und schuldlos ist. Sie schützte Dich in drohenden Gefahren und führte Dich in das Haus Deines Vaters zurück; o gewiß öffnet sie Dir auch den Weg zu seinem Herzen. Was sollen wir noch länger zaudern, wir wollen uns ihm zu Füßen werfen und um Verzeihung bitten."

„Wenn ich den Vater allein zu treffen wüßte, ja; allein wer bürgt mir, daß ich nicht Hermann in seiner Gesellschaft finde, den unnatürlichen Bruder, der den Vater gegen mich einnahm und ihn sogar dahin brachte, daß er mir fluchte. Wie wäre es möglich, mich vor diesem Stolzen zu demüthigen, vielleicht seine Vorwürfe, wohl gar seinen Spott zu ertragen? Nein, Gabriele, das könnte ich nicht! Eher will ich bettelnd weiter ziehen, bis ich irgendwo eine Freistätte, einen Zufluchtsort finde."

„Wie Du willst, mein Albrecht! Ich folge Dir überall hin, nie werde ich Dich verlassen, Du lieber, theurer Unglücklicher! Doch sieh, wer kömmt dort aus dem Schlosse?"

(Fortsetzung folgt.)

Revue des Pariser Volks- und Staatslebens.

Thiers.

(Fortsetzung.)

Habt ihr jemals einen Stier vergebens gegen eine Bremse kämpfen sehen, die sich an seine Seiten, auf seine Augen, auf seine Ohren, auf seine Nase setzt, ihn mit ihrem Gesumse betäubt, ihn an tausend Stellen sticht? Das Thier wird wüthend, es brüllt, schäumt, es dreht sich, es windet sich, es wälzt sich, und wenn es sich von seinem unermüdlichen Feinde nicht losmachen kann, stürzt es sich zuletzt, oft mit dem Kopfe zuerst, in einen Abgrund.

Denkt euch unter dem Stier den Minister Polignac, unter der Bremse Thiers, unter dem Abgrund die Juli-Ordonnanzen, und ihr habt die Lösung des Gleichnisses.

In der Frühe des 26. Juli versammelten sich alle Journalisten in dem Büreau des National. Thiers war auf seinem Posten. Man faßt eine gemeinschaftliche Protestation ab, Thiers ist einer der ersten, die sie unterzeichnen. Dies war keine Kleinigkeit, denn die Unterzeichner setzten ihren Kopf auf's Spiel. Bald erhebt auch das Volk seine Protestation in den Straßen, jedoch anstatt der Feder, unterzeichnet es mit den Waffen in der Hand.

Nach der Einsetzung des neuen Gouvernements, den 9. August, wurde Thiers zum Staatsrath ernannt, und ihm die Funktion des Generalsekretärs am Finanzministerium unter dem Baron Louis, jedoch ohne Titel, übertragen. Das erste Juli-Ministerium, in der Eile aus unvereinbaren Elementen gebildet, löste sich bald auf. — Die Einen wollten Bewegung, die Andern einen status quo, die Einen Repression, die Andern Propaganda. Die letztern gewannen die Oberhand und Lafitte wurde den 3. November 1830 Conseilpräsident. Man will behaupten, daß der König schon damals dem jungen Staatsrathe das Portefeuille der Finanzen angeboten, welches letzterer jedoch, seine Jugend vorschützend, abgelehnt habe, indem er nicht vor der Zeit Minister seyn wollte. Diese Behauptung bedürfte jedoch einer authentischen Bestätigung.

Damals erhielt indeß Thiers offiziell den Titel: Untersekretär des Finanzministeriums, und machte unter Lafitte die schrecklichste Finanzcrisis durch, die Frankreich seit 1830 zu bestehen hatte. Die Funktionen als Conseilpräsident nahmen die volle Thätigkeit Lafitte's in Anspruch, so daß sein junger College in der Wirklichkeit diesen Zweig der Verwaltung leitete.

Thiers Ideen über Finanzverwaltung sind wie die meisten seiner Handlungen verschiedentlich beurtheilt worden. Eine von ihm unter der Restauration veröffentlichte Broschüre über das System von Law beurkundete schon tiefe Studien über diesen Gegenstand. Sein System der Verwandlung der Quotitätsabgaben in Repartitionsabgaben, das zum Zweck hatte, die steuerpflichtige Masse zu verdoppeln, ist von Einigen für unmoralisch und gefährlich, von Andern für logisch, kühn und allein geeignet erklärt worden, um die ungeheuern Bedürfnisse des Landes zu bestreiten.

Zu derselben Epoche machte Thiers, der zum Abgeordneten von Aix erwählt worden war, seinen Debut in der Kammer, wo er damals in einem auffallenden und fast allgemeinen Mißkredit stand. Noch ganz durchdrungen von den Erinnerungen der Convention, wappnete sich Thiers à la Danton, machte Effektphrasen, wollte Polen retten, Belgien befreien, über den Rhein marschieren und den Erdball demokratisiren. Seine kriegerischen Ideen erschreckten die Furchtsamen und sein hochtrabender Vortrag ermüdete Jedermann.

Das Ministerium Lafitte hielt nicht lange Stand. Der Proceß der Minister, die Emeuten, die feindliche Stellung der auswärtigen Kabinette, die Bestürzung der Industrie, die immer steigenden Anforderungen der äußersten Parteien geboten ein System der Repression im Innern und der Versöhnung dem

Auslande gegenüber, Ideen, durchaus im Widerspruche mit denen der Verwaltung vom 3. November.

Jetzt wurde den 13. März 1831 das Ministerium Casimir Périer gebildet, ein Ministerium geradezu dem vorhergehenden entgegen gesetzt durch seine Tendenz und Handlungsweise. Die Opposition, die sich an Lafitte angeschlossen hatte, rechnete darauf, Thiers in ihren Gliedern zu zählen, und, siehe da! die erste Rede von Thiers war ein heftiger Angriff gegen das Programm der Opposition. Diese plötzliche Umänderung verwundete Lafitte schmerzlich, betrübte die Linke, erfreute die Mitte und setzte das Publikum in Erstaunen. Thiers Freunde haben diese rasche Veränderung durch Gründe des Patriotismus erklären wollen, sie haben angeführt, Thiers habe, in Betracht der dringenden Gefahr, seine Ueberzeugung, seine Freundschaft, seine Sympathien der Ruhe Frankreichs, die in dem Systeme Périers allein eine Bürgschaft zu finden schien, aufopfern zu müssen geglaubt. —

Im Laufe dieser Kammersitzung will Thiers, der Neuerungsmann, nichts mehr von Neuerungen wissen. Thiers, der kriegerische Propagandist, verabscheut den Krieg und die Propaganda und proklamirt laut die Nothwendigkeit von Frieden und Eintracht. Als der Augenblick herannahete, die Erblichkeit der Pairswürde zu diskutiren, läßt das Gouvernement, wohlfühlend, daß dieses Institut zu heftig angegriffen werde, den Antrag fallen; Thiers allein vertheidigt sie, und zeigt sich in diesem Punkte ministerieller als das Ministerium selbst. Uebrigens ist die bei dieser Gelegenheit von Thiers gehaltene Rede außerordentlich merkwürdig; der Redner bildet sich zum Staatsmann um, seinen frühern Schwulst und oratorisches Manövre fallen lassend, nimmt Thiers jenen einfachen, lebhaften und raschen Gang an, der ihm so vortrefflich von statten geht. Die Erblichkeit der Pairs fällt zwar, allein von diesem Augenblicke an erhebt sich Thiers auf den Höhepunkt der ersten Redner der Kammer, auf dem er sich seitdem zu behaupten wußte.

Casimir Périer stirbt bald, zerbrochen durch die Kämpfe der Rednerbühne, und Thiers gelangt endlich den 11. Okt. 1831 zum Ministerium des Innern unter der Präsidentschaft des Marschalls Soult. Die Lage war in hohem Grade bedenklich, die Vendée durch das Erscheinen der Herzogin von Berry in Aufruhr, Belgien bedroht allenthalben Gährung. Thiers schwankt nicht lange, stracks richtet er seine Angriffe nach Westen, als dem gefährlichsten Punkte; für Gold findet man einen Verräther, die Herzogin von Berry wird gefangen genommen und der Bürgerkrieg erstickt. — Hierauf überrumpelt das Gouvernement durch einen schnellen Angriff Antwerpen, die Citadelle ward genommen und die Ruhe Belgiens gesichert. Die Kammersitzungen werden eröffnet, und auf diese beiden wichtigen Ereignisse gestützt, erhält das Ministerium vom 11. Oktober eine ziemlich große Majorität in den Kammern.

Inzwischen hatte Thiers, überdrüssig, wie man sagt, der mit dem Ministerium des Innern verbundenen Polizeidienstverrichtungen, das Portefeuille des Handels und der öffentlichen Arbeiten genommen. Diesen neuen Posten tritt er an, indem er die Kammern um einen Credit von hundert Millionen zur Vollendung wichtiger Arbeiten von öffentlichem Nutzen ersucht. Der Credit wird bewilligt, und die Statüe Napoleons wird von neuem auf der Vendomesäule errichtet, der Triumphbogen de l'Etoile wird vollendet, die Arbeiten an der Magdalenen-Kirche werden mit Thätigkeit fortgesetzt, der Pallast auf dem Quai d'Orsay erhebt sich, Straßen werden angelegt, Kanäle gegraben, Tausende von Armen sind beschäftigt und die Industrie lebt frisch auf; es ist dies nach dem Urtheile Vieler die schönste Periode in dem öffentlichen Leben von Thiers. — Doch neue Stürme blieben nicht aus. Zu Anfang des Jahres 1834 kündigte das dumpfe Gähren der republikanischen Partei eine bevorstehende Explosion an; um ihr zuvorzukommen, brachte die Regierung das Gesetz über die Associationen in Vorschlag; Thiers unterstützte es lebhaft, nicht blos als eine zufällige Nothwendigkeit, sondern als wesentliches Princip der Ordnung und der Sicherheit.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalische Literatur.

Zwölf Studien für das Pianoforte in 2 Heften, componirt von J. C. Quilling. Offenbach, bei J. André.

Die Klavier-Komponisten und Virtuosen der neuern Zeit schreiben und spielen vorzugsweise: Etudes. Diese Gattung wird in affectirt-überschwänglicher Wichtigkeit gepflegt. Man vergleiche doch die Beurtheilungen der frühern musikalischen Zeitschriften mit den jetzigen, bei Besprechung der Leistungen großer Klavierkünstler. — Sonst hieß es: »Hr. N. N. spielte das Konzert von Mozart, Beethoven oder Hummel« u. s. w. — Jetzt sagt man: »Außer der Etüde Nro. 7 mit dem Motto: Ach! erfreute uns der geniale Meister durch den unübertrefflichen Vortrag seiner neuesten Etüde, überschrieben: Kommst du mir so, so komm' ich dir so u. s. w.« — Nun sollte man glauben, die Etüde bezwecke hauptsächlich die musikalische Fort- und Ausbildung des Schülers. Keineswegs! die Etüde ist gar nicht für den Schüler, sondern für den Meister! Indem unsere modernen Klavier-Komponisten dem tieferen Studium der Tonsetzkunst entsagen und weder durch Erfindung neuer Melodieen, noch durch interessante contrapunktische Behandlung und polyphonische Combinationen sich auszuzeichnen vermögen, so ist dagegen die freie rhapsodische Form der Etüde das bequemste Mittel, die Armuth des Ideengangs zu bedecken. — Darum schreiben die jetzigen Klavierkünstler so wenig Sonaten, weil die ebenmäßige Form der Sonate ihnen nicht zusagen kann. Ihre Etüden, Rhapsodien und sogenannte Phantasieen umgeben sie dagegen mit einer Koketterie, die wahrhaft widrig erscheint. — Nun ist es wohlthuend, wenn ein anspruchloses Werk seinen Zweck redlich erfüllt und es ist Pflicht der Kritik, darauf hinzuweisen. Die vorliegenden Studien sind deshalb sehr empfehlenswerth, da sie mit großer Sachkenntniß und mit gewissenhaftem Fleiß den Weg vorzeichnen, den der Lehrer beim Unterricht einzuschlagen hat. Zugleich dienen sie als angenehme Erholungsstücke für den Schüler, bilden den Geschmack und bieten auch in Beziehung auf Erfindung manches Interessante. Die Fingersetzung ist sehr genau angegeben, die Ausstattung gut. Und so sey dieses Werk bestens empfohlen und der Verfasser ersucht, auf der betretenen Bahn fortzufahren. §.

Korrespondenz.

Mainz, 6. Sept.

Wenn sich die politischen Tageblätter beeilen, die Ankunft und Abreise hoher und höchster Herrschaften zu berichten, so dürfen es Unterhaltungsblätter ihrerseits nicht unterlassen, von den Reisen berühmter oder vielbekannter Geistesnotabilitäten zu melden. Demnach sey hier zweier Männer von Distinction erwähnt, welche am 4. und 5. d. M. in unsern Mauern verweilt haben, der Herren Kapellmeister Giacomo Meyerbeer und Conradin Kreutzer. Ersterer, in Paris eine der glänzendsten Stellungen in der artistischen Welt behauptend und von da aus die Strahlen seines Renommés weithin verbreitend, verweilte nur Einen Tag in unserer Rheinstadt und ist von hier auf kurze Zeit nach Bad Langenschwalbach gegangen. Eine große Oper dieses Komponisten — der

Prophet — wird in den ersten Monaten des folgenden Jahres auf der großen Opernbühne in Paris in Scene gehen und eine andere — die Afrikanerin — soll bei der Opéra comique zur Aufführung kommen. Meyerbeer's Genius ist also nicht müßig gewesen und wir sehen neuen, interessanten Kunstschöpfungen entgegen. — Kapellmeister Conradin Kreutzer weilt noch unter uns. Er hat seinen vieljährigen Wirkungskreis in Wien aufgegeben und wird den bevorstehenden Winter in Köln zubringen. Seine herrlichen, seelenvollen Lieder und Quartettgesänge sind überall bekannt, wo deutsche Sprache und deutsche Gemüthlichkeit verstanden werden, und seine Opern, besonders sein Nachtlager zu Granada, werden aller Orten mit Lust vernommen. Kreutzer ist persönlich ein gemüthvoller, geistig-klarer und ganz anspruchloser Mann, welcher im Umgang eine ihn wahrhaft zierende Bescheidenheit entfaltet. Wie man vernimmt, wird ihm zu Ehren die Mainzer Liedertafel einen festlichen Abendzirkel veranstalten. Am 5. d. M. betrat die ältere, etwa 17 — 18jährige Tochter Kreutzer's unsere Bühne als Julia in Bellini's Montecchi und Capuletti. Achtung vor dem Vater trägt man gerne auf dessen Familie über. Das Haus war gut besetzt. Wir dürfen nach bester Ueberzeugung sagen, daß Fräul. Kreutzer unseren Erwartungen sehr entsprochen hat. Die jugendliche Sängerin besitzt jenen überall geltenden Empfehlungsbrief einer freundlichen Persönlichkeit und ihr Spiel ist in Einfachheit und Anmuth gehalten. Eine schöne, frische Stimme, noch im ersten Schmelz der Jugend, ein wohl abgerundeter, klarer und ruhiger, nicht aber kalter Vortrag und unverkennbar-gründliche Schule empfehlen dies aufkeimende Talent, welches sich, wenn wir richtig beobachtet haben, mehr für die Tiefe des getragenen, seelenvollen deutschen Gesanges, als für das italienische Coloraturwesen und die französische Volubilität hinneigen dürfte. Fräul. Kreutzer fand lebhaften Beifall. Möge sie des Vaters ruhmvollen Namen würdig fortführen!

Mannichfaltigkeiten.

Die Karlsruher Zeitung spricht sich sehr vortheilhaft über die musikalischen Leistungen der Herren Lidel und Regondi aus London aus und macht auch auf die Jahrbücher des deutschen National-Vereins für Musik und ihre Wissenschaft aufmerksam, welche beiden Künstlern eine eigne Spalte gewidmet haben und darin des schönen Tones und seelenvollen Vortrags des Violoncellisten Lidel, so wie des siebenzehnjährigen genialen Guitarristen Regondi erwähnen, der in seinem außerordentlichen Spiel auf der Guitarre alle Vorzüge der ersten Guitarristen vereinige und das Interesse für ihn noch durch sein Melophon erhöhe, auf welchem er durch seinen ausgezeichneten, leidenschaftlichen Vortrag alle Zuhörer hinreiße.

Eichhoff, der Bibliothekar der Königin der Franzosen, hat von der neapolitanischen Regierung die Erlaubniß ausgewirkt, das Grab Virgils, das, gänzlich verfallen, in einem Weinberg am Pausilippo liegt, durch eine Säule von weißem Marmor zu schmücken, die, von Lorbeer umrankt, die Inschrift tragen soll, welche, wie man allgemein annimmt, der Dichter sich selbst als Grabschrift gesetzt.

Man liest in einem rheinischen Blatte folgenden Aufruf: In der preußischen Kreisstadt Kempen, Regierungsbezirk Düsseldorf, hat sich jüngst ein Verein zur Errichtung eines Denkmals für den ehrwürdigen Thomas von Kempen gebildet, welches allgemein bekannt zu werden verdient, weil dadurch dem sehnlichen Wunsche der unzähligen, über die ganze christliche Welt verbreiteten Verehrer dieses würdigen Mannes endlich entsprochen wird. Es ist unstreitig ein sehr glücklicher Gedanke, in einer Zeit, die so sehr nach äußeren Zwecken strebt, den Sinn auch auf das Innere des Menschen hinzulenken und einen Mann zur Nachahmung öffentlich aufzustellen, der, in den Fußtapfen des göttlichen Vorbildes wandelnd, durch sein Buch »von der Nachfolge Christie den Weg zur Wahrheit und zum Leben von neuem bahnte, der so segenreich und in solcher Ausdehnung für das Wohl der Menschheit gewirkt hat und noch fortwirkt, daß sein Name von allen christlichen Völkern mit Ehrfurcht und Liebe genannt wird. Eine zahlreiche Theilnahme in dieser Angelegenheit erwartend, laden wir alle Verehrer des Thomas, in der Ferne wie in der Nähe, ein, ihre gefälligen Beiträge »an den Verein zur Errichtung eines Denkmals für Thomas von Kempen« gütigst gelangen zu lassen und sprechen dabei die volle Zuversicht aus, daß Deutschland, welches seine durch hohes Verdienst ausgezeichneten Männer öffentlich zu ehren pflegt und den Segen des Christenthums nicht weniger, als den Ruhm seiner Cultur, seiner Erfindungen und seines Heldenmuthes zu schätzen weiß, das unvergleichbare Muster christlicher Größe nicht unverherrlicht lassen wird.

Nachruf an Ottfried Müller.

Es zieht ein Sehnen Dich nach Hellas,
Wie wenn nach süßer Braut man strebt:
Du kanntest längst die ewig Junge,
Du warst ihr geistig längst verwebt!
Was Hella's Seele leis' bewegte,
Und was es sprach, und was es schrieb,
Dir hat es Alles anvertrauet,
Kein Hauch war, der geheim Dir blieb.
Doch noch war nicht vergönnt, zu schauen
In seines Auges dunkle Gluth,
Doch noch war nicht vergönnt, zu schweigen
Von seiner Lippen Nektarfluth.
Da flogst Du hin an Hella's Busen,
Da schlossest Du in Deinen Arm,
Da sahst Du, was Du ungesehen
Geliebt so voll, so rein, so warm!
O Pythia, zum Vermählungsfeste
Schmückst Du gewiß die greise Stirn
Und wühlst nicht erst nach Schicksalssprüchen
Im einmal lustentflammten Hirn.
Es trat nach altgewohnter Weise
Mit trüben Räthseln Pythia auf;
Ach, unerquicklich war die Lösung
Und ach! zu schnell des Schicksals Lauf!
Wo Plato einst gelehrt im Schatten,
Ruht Ottfried jetzt vom Sonnenbrand,
Mit dem versengt die tück'sche Hellas
Den biedern Mann aus deutschem Land.

Tambach. Franz Schmidt.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 9. Sept. (Neu einstudirt) Titus, große Oper in 2 Abtheil., Musik von Mozart. **Abonnement suspendu.**

Donnerstag, 10. Sept. Der Küster von St. Paul, Drama in 4 Abth. und einem Vorspiel: Der Geleitsbrief, nach dem Franz. von Dr. Schuster.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 254. Donnerstag, den 10. September 1840.

Bei Betrachtung von Göthe's Marmorstatue in der Bibliothekhalle zu Frankfurt a. M.

(Den Herrn Mylius, Räppell, Seufferheld und Marchesi in Frankfurt und Mailand dankbar gewidmet.)

»Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.«
(Prolog zum Faust von Göthe.)

Wie würdig und erhaben sitzt er da!
Gleich Zeus, auf goldnen Wogen ruhig waltend,
Den Göttern und den Menschen freundlich nah,
Ein edles Bild vor unserm Blick entfaltend.
Und wer im Leben ihn nur einmal sah,
Erkennt ihn, sinnend Buch und Griffel haltend,
Erkennt die hohe Stirn, sein Auge wieder,
Die Brust, den reichen Quell der Wunderlieder.

Die Brust — wer hat wie diese Brust empfunden
Des Lebens höchste Lust und tiefsten Schmerz?
Der reichste Inhalt wechselvoller Stunden
Schlug mahnend an sein großes Dichterherz.
Wer hat so schön wie er den Geist entbunden
Im strengen Ernst bald, bald im heitern Scherz?
Sein Lied, es weiß uns selbst uns zu erklären,
Und trägt das Herz zu reinern Himmelssphären.

Ihm gab bei der Geburt als schönste Gabe
Die Poesie ihr reiches Füllhorn hin,
Das sich, berührt von seinem Zauberstabe,
Geöffnet seinen ächten Dichtersinn.
So hat er unerschöpflich bis zum Grabe
An uns vertheilt den köstlichen Gewinn;
Wer stritte noch mit Deutschlands größtem Sohne
Um seine ewig grüne Lorbeerkrone?

Die Edeln, die von seinem Lied durchdrungen,
Dem Dichter dieses Denkmal gern geweiht,
Den Künstler, der den spröden Stein bezwungen
Und den verklärten Leib uns hier verleiht:
Ein reiner Ehrenkranz hält sie umschlungen,
Der ihre Namen aneinander reiht.
Ihr edler Sinn hat hier ein Bild entfaltet,
Das sich zum Denkmal auch für sie gestaltet.

Eifersucht und Rache.

(Fortsetzung.)

Albrecht sah sich um und erkannte Gismonden. „Gismonda hier?“ sagte er zu sich selbst.

„Laß uns fliehen, Gabriele! das ist des Bruders Weib, die darf uns hier nicht finden!“

„Warum nicht? sie scheint mir sanft und gut; sieh nur, wie freundlich sie mit ihren Frauen spricht.“

„Versuche es, sie auszuforschen, was wir von ihr und dem Vater erwarten können. In diesen Kleidern bist Du unerkannt. Ich gehe unterdessen mit dem Kinde in jene Hütte.“

Albrecht trat mit dem Kinde in die Hütte, Gabriele verbarg sich hinter eine dicke Eiche, und Gismonda kam mit ihren Frauen vor auf den freien Platz. „Bringt diese Kleinigkeit der armen Wittwe,“ sagte sie zu einer der Frauen, „und dieses der Mutter des Erschlagenen,“ zu einer andern. „Den kranken Krieger will ich selbst besuchen. Bringt Jedem, was er am nöthigsten braucht: Geld, Kleider, Lebensmittel.“ O welch ein edles, mitleidiges Herz! dachte Gabriele, die wird gewiß meinem Albrecht die Verzeihung des Vaters erwirken.

„Ich will, daß alle meine Unterthanen sich heute mit mir freuen,“ fuhr Gismonda fort, „ich will, daß Alle fröhlich seyen und den heutigen Tag festlich feiern; denn ich erhielt die sichere Kunde, daß Mailand zerstört und meine Feinde getödtet sind.“

„Gott im Himmel!“ sprach Gabriele leise, „was mußte ich hören! Rache also, Freude über den Untergang ihrer Feinde ist die Quelle ihres Mitleids? Für Trauer hielt ich ihre umwölkte Stirne, für Kummer ihre blassen Wangen, und sie sind nun Zeichen fürchterlichen Hasses und eines Herzens, das sich über den Untergang Anderer freut. Von diesem Weibe ist nichts zu hoffen! Fort, eh' sie mich erblickt, fort, fort aus dieser Gegend!“

Während dem hatte sich Gismonda umgewendet und Gabrielen erblickt.

„Wer bist Du, junger Mensch,“ rief sie ihr herrisch entgegen, wie kommst Du hieher? was suchst Du hier?“

Furchtsam näherte sich ihr Gabriele, und mit zur Erde gesenktem Blicke und zitternder Stimme antwortete sie ihr:

„Erhabene Frau! ist dies das Schloß des Grafen von Mendrisi?"

„Was suchst Du in dem Schlosse?"

„Den Grafen Heinrich von Mendrisi, um ihm die letzten Worte seines sterbenden Sohnes Albrecht zu hinterbringen."

„Wir hörten schon die Nachricht seines Todes, und daß er, so wie der Rebellen-Führer Jacoppo della Torre, unter den Dolchen des empörten Volkes fiel. Der alte Bösewicht erhielt den verdienten Lohn."

„Hohe Frau! Jacoppo war kein Bösewicht."

„Wer sagt das?"

„Ich, und mit mir ganz Mailand, und Alle, die ihn kannten; doch . . . beruhigt Euch . . . er ist nicht mehr."

„Du weinst, wem gelten diese Thränen?"

„Dem alten della Torre; ich kannte ihn, ihm verdanke ich mein Le . . . bensglück."

„Verbirg Deine Thränen! Thränen, einem Torre geweint, sind Beleidigungen für mich. Sein Name sey verflucht, so wie das Andenken an seine Familie. Er mordete die Meinen und machte mich zur elternlosen Waise . . . Doch sage mir: kanntest Du Jacoppo's Tochter, ist oder vielmehr war sie denn wirklich so schön, wie der Ruf sie schildert?"

„In ihren frohen Tagen war sie es vielleicht; doch diese Tage waren von kurzer Dauer."

„Sie soll ja mit ihren Brüdern eine ganz männliche Erziehung erhalten, und einmal mit tapferm Arm ihrem Gatten das Leben gerettet haben?"

„Wahr ist's, was Ihr da sagt, erhab'ne Frau; sie stürzte sich einmal in den dichtesten Haufen der Feinde, von welchen sie ihren Gemahl umringt sah, und rettete ihn von dem unvermeidlichen Tode; doch war es wohl nicht Tapferkeit; denn eine solche That erfordert mehr, als bloße Tapferkeit."

„Nun, was denn noch mehr?"

„Die Liebe, hohe Frau! Nur die giebt solchen Muth, nur die kann solche Wunder thun; denn wohl nie hat eine Frau so ihren Mann geliebt, wie Gabriele ihren Albrecht."

„Junger Mann, Du scheinest zu vergessen, daß der Boden, auf dem Du stehst, keine meineidige Papisten trägt, und man die Anhänger jener Partei hier nur hassen kann. Geh und laß Dich nicht wieder vor meinen Augen sehen; sonst kannst Du Alles von meiner Rache fürchten."

Stolz ging Gismonda fort, Gabriele stand vernichtet. „Mein Albrecht!" rief sie händeringend, „dies Weib ist uns gefährlicher als die Dolche der Mörder. Mein guter Vater! Du ein Bösewicht, Du so fromm, geliebt von Allen, die Dich kannten . . . Fort, fort von hier, wo dieser Tiger haust!"

9.

Gabriele eilte der Hütte zu, wo ihr Gatte mit dem Kinde ihrer harrte, da sah sie vom Schlosse her einen würdigen Greis kommen. Kummer lag auf seiner Stirne, sein Auge war zu Boden gesenkt, und nur von Zeit zu Zeit erhob er wehmüthig seinen Blick zum Himmel empor. Da beschleunigte er plötzlich seine Schritte gegen die Marmorbank, als ob ihn selige Erinnerungen an den Ort zögen. Sein Gang zeigte deutlich, daß seine physische Kraft noch nicht gebrochen, und daß nur Gram an seinem Herzen nage. Gabriele konnte ihn unbemerkt beobachten, und die Züge des ehrwürdigen alten Mannes erforschend, blieb ihr kein Zweifel übrig, er sey Albrechts Vater. Dieselbe hohe freie Stirn, dasselbe noch lebhafte feurige Auge, die edle Haltung, kurz, wie ihr Albrecht jetzt, so mußte der Greis einst gewesen seyn.

Sein freundlicher Blick, mit dem er den Platz betrachtete, auf dem er saß, die unwillkürliche Bewegung seiner Arme, als ob er Jemanden an sich ziehen und an sein Herz drücken wollte, sprachen vernehmbar, er sey mit seinen Gedanken in der Zeit, wo er hier mit seiner Gattin und mit seinen Kindern saß. Als er endlich im Uebermaße der Gefühle laut in die Worte ausbrach: „O mein Albrecht, mein unglücklicher Albrecht!" da erfüllte sich Gabrielens Herz auf einmal mit Muth und Vertrauen. Mit Zuversicht trat sie vor und redete den Greis so an:

„Edler Graf! entschuldiget, wenn ich Euch störe."

„Wer bist Du, junger Mann!" fragte sie der Graf.

„Ein Bote Eures Sohnes Albrecht."

„Ach, des Sohnes, der mich verlassen konnte und mit seinem Weibe unter den Dolchen feiger Mörder fiel."

„Zu ihrem Unglück überlebte Gabriele den Gatten und den Vater."

„Was sagst Du? Gabriele, die Gattin meines Sohnes, lebt? Wo ist sie, wo sind ihre Kinder, die Kinder meines Albrechts?"

„Das erste, kaum geboren, starb an der Mutter Brust, wie eine Blume, die der rauhe Nordwind knickte. Das zweite lebt, und trägt den Namen Heinrich. So wollte es der Vater, weil auch sein Vater Heinrich heißt. Der Name brachte ihm auch wirklich Segen und Gedeihen. Das Kind wuchs heran zur Freude seiner Eltern. Doch nicht lange währte es, da brach das Unglück herein; der Vater fluchte seinem Sohne, und der Himmel hat den Fluch erhört. Mailand fiel, mit ihm so Viele, und unter diesen auch der greise della Torre. Die Mutter, hülflos und verfolgt von Feinden und Verwandten, bettelte das Brod, um ihres Kindes Leben zu fristen."

„Nicht weiter! . . . Die Mutter bettelte das Brod, um ihres Kindes, des Sohnes meines Sohns Leben zu fristen? . . . O Schmach! Meines Sohnes Weib . . . mein Enkel! . . . Hat sich der Stolz des Vaters auch auf die Tochter vererbt? Warum kam sie nicht zu mir, dem Vater ihres Gatten?"

„Der Vater fluchte seinem Sohne, trifft dieser Fluch nicht auch die Gattin und ihr Kind? Bei Fremden suchte sie Hülfe, aus Furcht, der Vater würde sie verstoßen."

„Wie sehr verkennt sie mich! Hab' ich ein Tigerherz, soll ich kein Gefühl für Unglück haben, soll ich die trostlose Wittwe, die vaterlose Waise, das unschuldige Kind, meinen Enkel, verstoßen? . . O wenn Du weißt, wo sie mit ihrem Kinde lebt, eile zu ihr, sage ihr, daß, wenn ich Albrecht fluchte, mein Fluch nur dem Empörer, dem Feinde des Kaisers, aber nicht dem Sohne galt. Sag' ihr, daß Gerechtigkeit und Ehre diese Strenge von mir forderten, mein Herz aber dabei geblutet habe. Sag' Gabrielen, daß ich mich oft Aller Augen entzog, in einsamer Kammer heiße Thränen weinte und für sein, für ihr und für das Wohl ihrer Kinder betete. Versichere sie, daß ich ihr und ihm vergeben habe, daß jeder Groll aus meinem Herzen geschwunden."

Bei diesen Worten brach Gabriele in einen Strom von Thränen aus, sie stürzte zu des Grafen Füßen, umfaßte seine Knie,

stammelte die vom Weinen erstickten Worte: „Mein hoher Herr!" und konnte nicht mehr weiter sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Revue des Pariser Volks- und Staatslebens.

Thiers.

(Fortsetzung.)

Bald trat jedoch Thiers, in Betracht der Umstände, und weil man ihn für das thätigste und energischste Verwaltungsmitglied hielt, wieder ins Ministerium des Innern über. Einige Tage nachher brach die Insurrektion zu Lyon und beinahe gleichzeitig zu Paris aus. Thiers Leben schwebte in großer Gefahr, denn vor den Barricaden der April-Insurgenten fielen zu seinen Seiten der Capitän Rey und der junge Armand, Auditeur im Staatsrath, von zwei Kugeln getroffen, die auf den Minister gerichtet waren. Endlich wurde der Aufruhr gedämpft. Als der Augenblick erschien, die Rebellen zu richten, stieß Thiers im Schooße der Ministerberathungen die Intervention der Pairskammer als unzweckmäßig und schädlich zurück; allein er mußte sich der Meinung der Majorität unterwerfen.

Um diese Zeit erhoben sich ernste Zwistigkeiten im Schooße der Verwaltung. Zwischen dem Marschall Soult und Thiers kam es zu groben Persönlichkeiten, sie discutirten nicht mehr, sie disputirten. Der alte Sieger von Toulouse beschenkt zuletzt seinen jungen und hartnäckigen Collegen mit einem Casernenausdruck, der lange im Schwunge blieb, und zieht sich zurück.

Da der Marschall Gerard, an Soult's Stelle berufen, sich gleichfalls in direktem Widerspruche mit Thiers über die Amnestiefrage befand, so zog er sich ebenfalls zurück. Thiers, der damals noch nicht auf die Präsidentschaft zu aspiriren wagte, und keinen Präsidenten finden konnte, gab gleichfalls seine Demission. — Nun folgt die Comödie des Ministeriums Bassano, welches 3 Tage dauerte. — Endlich opfert sich der Marschall Mortier, und Thiers nimmt das Porteseuille des Innern wieder an.

Bei Eröffnung der Session 1835 stellt sich die Amnestiefrage von neuem dar. Thiers stößt diese Maßregel kräftiger, als je zurück. — Einige Tage später spielt er die erste Rolle bei einer ganz friedlichen Ceremonie, er ward als Mitglied der französischen Akademie aufgenommen.

Der Marschall Mortier, müde, wie man sagt, einer Präsidentschaft, die er doch nur dem Namen nach besaß, und der kleinen Reibereien im Innern überdrüssig, legt sein Amt nieder. — Jetzt erhob sich eine neue Verwicklung in Betreff der Ministerrepräsentation; Guizot, der Thiers nicht als Präsidenten haben wollte, schlug Hrn. von Broglie vor; Thiers, der den Hrn. von Broglie nicht wollte, zog sich anfänglich wie Achill in sein Zelt zurück, und nahm ihn zuletzt an.

Es nahen sich nun die Festlichkeiten der Julitage. Thiers war zur Seite des Königs, als die Explosion der Maschine Fieschi's statt hatte. Dieses beklagenswerthe Ereigniß hatte wichtige Folgen. Die Kammern wurden zusammenberufen. Die sogenannten Septembergesetze, welche die Rechte des Geschwornengerichts und die allzugroßen Freiheiten der Presse beschränkten, wurden mit einer ziemlich starken Majorität votirt und Thiers machte es sich zur Pflicht, alle diese Maßregeln der Strenge zu unterstützen.

Bald entspinnt sich der Kampf zwischen Thiers und Guizot; letzterer zieht sich in Gemeinschaft mit Hrn. von Broglie zurück und Thiers wird endlich Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Conseilpräsident den 22. Februar 1836. Jetzt sehen wir Thiers sich wieder der Linken nähern, er versucht es, zwischen Charybdis und Scylla, d. h. zwischen dem rechten und linken Centrum*), zu steuern. — Plötzlich nehmen jedoch die Ereigniss in Spanien einen ernsten Charakter an. Die Interventionsfrage erhebt sich im Schooße des Ministerraths, und da Thiers, der für die Intervention stimmte, in diesem Punkte mit der Krone in direktem Widerspruche stand, und seine Meinung dem Willen des Monarchen nicht opfern wollte, so reichte er, um seine Unabhängigkeit zu behaupten, seine Demission ein.

---

*) Um einen deutlichen Begriff von den häufig vorkommenden Ausdrücken: »die Rechte, die Linke, der rechte, der linke Mittelpunkt (le centre droit, le centre gauche), die äußerste Linke (l'extrême gauche) der Kammer« zu haben, merke man sich Folgendes: Diese Benennungen bezeichnen die verschiedenen politischen Meinungen und Nüancen, zu denen sich die einzelnen Parteien der Kammer bekennen und sind entlehnt von den Plätzen, welche die Mitglieder gleicher Gesinnungen in dem Sitzungssaale einnehmen. Der Sitzungssaal der Deputirtenkammer bildet einen Halbkreis, dessen Mittelpunkt von der Rednerbühne eingenommen ist; dicht hinter der Rednerbühne erhöht sich der erhabne Sitz des Präsidenten. Um diesen Mittelpunkt, von dem Präsidentenstuhl und der Rednerbühne gebildet, reihen sich in amphitheatralischen Halbzirkeln die Sitze der Deputirten, die vordersten sind für die Minister bestimmt. Der mit roth gepolsterten Bänken schön garnirte Halbkreis ist von fünf radienförmigen schmalen Gängen durchschnitten, durch welche die Deputirten leicht zu ihren Sitzen gelangen können. Der mittlere dieser Gänge, gerade dem Präsidentenstuhl gegenüber, theilt die Kammer in zwei Hälften, die Rechte und die Linke. Die Linke, dem Fortschritte huldigend, bildete von jeher die Opposition, während die Rechte (conservateurs doctrinaires), die ministerielle Partei ausmachte. Diese zwei Hauptparteien unterschieden sich wieder durch verschiedene Nüancen, je nachdem sie den Grundsätzen des politischen Stillstandes, den allmählichen oder rascheren Reformen huldigen. So hat man unter der äußersten Linken diejenige Partei zu verstehen, die am meisten an politischen Neuerungen, an Erweiterung der Volksrechte arbeitet. Das Schroffe dieser Partei, der schwächsten in der Kammer, modifizirt sich und nähert sich mehr und mehr dem conservativen Principe nach der linken Mitte zu (centre gauche). In der rechten Mitte (centre droit) ist Stillstand überwiegendes Princip, schließt jedoch einen zeitgemäßen, äußerst vorsichtigen Fortschritt nicht aus. Zwischen der rechten und linken Mitte bestand eine Zeit lang eine dritte Partei (tiers-parti), deren Haupt Dupin war. Man nennt auch manchmal die rechte und linke Mitte, deren Uebergang nicht sehr scharf markirt ist, das juste milieu, aus dem fast alle Minister seit 1838 hervorgingen. Thiers gehört der linken Mitte (centre gauche) an. Man würde indessen sehr irren, wollte man diesen Parteinamen ein für allemal feststehende präcise Gränzen anweisen. Die Anhänger dieser Parteien haben sich gar oft vermischt, und nach Zeit und Umständen einen verschiedenen Charakter angenommen. So gehört z. B. der größte Theil der Linken, der ehemaligen Opposition, zu der das gegenwärtige Ministerium unterstützenden Majorität, während der größte Theil der Rechten, der ehemaligen Ministerfreunde (conservateurs) in den Reihen der heutigen Opposition gegen das Ministerium ankämpft. — Wir glauben, daß diese Erörterungen denjenigen unserer Leser nicht unwillkommen seyn werden, welche sich für die französischen Kammerverhandlungen und für die darüber in deutschen Journalen erscheinenden Berichte interessiren.

Nach ihm gelangte der Graf Molé an das Ruder der Staatsangelegenheiten den 15. April 1837. In der Zwischenzeit der Kammersitzungen macht Thiers einen artistischen Ausflug nach Italien, besucht den Pabst und kommt, mit römischen Münzen und sonstigen Curiositäten aus dem Mittelalter beladen, wieder zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater.

Czaar und Zimmermann. — Das bemooste Haupt.

Wir freuen uns, berichten zu können, daß die genannte Oper von Lorzing bei der zweiten Aufführung mit steigendem Beifall aufgenommen werden und nun auch auf unserm Repertoir gesichert ist. Die Musik des Czaar und Zimmermann gehört zur Gattung der Conversations- und komischen Oper und zeichnet sich als solche durch leichten, gefälligen Melodienfluß, durch geschmackvolle Instrumentirung und durch Charakteristik aus. Die Lieder und kleinen Arien sind schön und ansprechend gehalten, die Ensemblestücke und Finales effektvoll und die Vermittelung zwischen dem ernsteren und dem leichteren Styl eine glückliche. Diese Vorzüge der Oper sind rühmlich anzuerkennen, obwohl man auch zur Einsicht kommt, daß Lorzing nicht überall ganz selbstständig geschaffen und sich von fremdem Geisteseinfluß nicht ganz frei zu halten gewußt hat. — Ueber die Aufführung der Oper demnächst. — Die Leiter unserer Bühne sollten es sich zum Grundsatz machen, öfters gediegene Opern zur Aufführung zu bringen, damit der Geschmack am Schönen und Gehaltvollen nicht untergehe durch jene vorherrschende moderne Opernbudelei, die nur durch hohe Virtuosität der Sänger einigermaßen befriedigen kann. Solche moderne Musik ist gewöhnlich nur auf Ohrenkitzel und sinnliche Unterhaltung, nicht auf geistige Erhebung berechnet und hinterläßt keinen verbleibenden Eindruck. Ein mannigfaltiges Repertoir ist durchaus nöthig; denn wenn auch das größere Publikum sich zur Oberflächlichkeit hinneigt, so gibt es doch noch immer Verehrer des Bessern. Jenes muß gebildet und emporgezogen werden. Von den Sängern und Sängerinnen aber dürfen wir erwarten, daß sie bei solchen Bestrebungen hülfreiche Hand leisten und auch da gerne wirken werden, wo sie zwar nicht durch Schnörkeleien und Triller, wohl aber durch einen seelenvollen Vortrag glänzen können.

Unter sehr beifälliger Aufnahme wurde bereits zweimal gegeben: — das bemooste Haupt, oder: der lange Israel, von R. Benedix. Dies Lustspiel eines noch wenig bekannten Bühnendichters wird gewiß auf den meisten Repertoiren gerne gesehen werden. Es ist nicht nur leicht in Scene zu setzen, sondern enthält auch zwei brillante Rollen. Soll ein Drama reussiren, so sind dankbare Rollen für die Darsteller vor Allem erforderlich, und wer mögte es den Schauspielern verargen, daß sie nach solchen suchen? Was dem Stücke weiter noch überall Eingang und freundliche Aufnahme verschaffen wird, ist das zu Grund gelegte interessante Thema. Die Hauptperson ist Alsdorf, ein sogenanntes bemooztes Haupt aus der Studentenwelt, wie solche jetzt nur noch selten angetroffen werden. Die Schilderung dieses Charakters und seiner Umgebung bildet den Mittelpunkt einer zwar nur einfachen, aber doch geschickt angelegten und consequent durchgeführten Handlung. Die Genrebilder aus der akademischen Welt (Akt 1), Einführung eines Fuchses und Darbringung eines Pereat, nebst Katzenmusik für eine adeliche Dame, belustigen die Zuschauer. Der 2. und 3. Akt beschäftigen sich mit Fortführung der Handlung und der Charakterschilderung des bemoosten Hauptes, mit dem Spitznamen des langen Israel. Auch der Stiefelputzer Strobel tritt in diesen Akten in Wirksamkeit und bildet die zweite Hauptparthie des Lustspiels. Die letzte Abtheilung, in welcher ein Studenten-Commitat geschildert wird, macht durch ihre einfache und rührende Haltung einen schönen Eindruck. Wir glauben, dies Stück den deutschen Bühnendirektionen bestens empfehlen zu dürfen und es wird bei Tausenden, welche die schönen Jahre des akademischen Lebens hinter sich liegen haben, liebe und freundliche Erinnerungen an eine glückliche Zeit der überschäumenden Jugendkraft und Jugendpoesie zurück rufen.

Hr. Grahn gab den Studenten Alsdorf mit jenem Fleiße und jener Lebendigkeit, welche wir an seinen Darstellungen gewohnt sind. Wenn Hr. Grahn auch diese Rolle nicht ganz dem Ideal derselben entsprechend löste, so gab er sie doch auf eine seinem Streben Ehre machende Weise und fand den lebhaftesten Beifall. — Hr. Meck gab den Strobel mit ungemein ergötzlicher Laune und mit einer Wahrheit, die seinen Charakterdarstellungen eigen ist; auch ihm wurde ungetheilte Anerkennung. Die kleineren Parthieen wurden durch die Damen Frühauf, Leclerc und Hoffmann und durch die Herren v. Lavallade, Löwe, Lußberger und Hallenstein gut ausgeführt. W.

Korrespondenz.

Mainz, 8. Sept.

Gestern Abend nach 8 Uhr wurden wir durch Feuerlärm erschreckt. In einem alten hölzernen Gebäude hinter dem Flachsmarkte war auf dem obern Speicher ein Brand ausgebrochen, der jedoch, da er wahrscheinlich nicht viel Nahrung fand, anfangs keine bedeutende Fortschritte machte und wäre gleich Hülfe zur Hand gewesen, ohne Zweifel in wenigen Augenblicken hätte gelöscht werden können. Allein bei der Entfernung der Löschgeräthschaften von dieser Stadtgegend ging eine halbe Stunde hin, ehe zweckmäßige Anstalten getroffen wurden. Da hatte das Feuer Zeit, in dem alten Gebälke um sich zu greifen und man mußte, als Hülfe kam, um dem Brande Einhalt zu thun, einreißen. — Um 9 Uhr war man Herr des Feuers, über dessen Entstehen man noch nichts Zuverlässiges weiß. Die wenigen unbemittelten Bewohner des Hauses, in dem das Feuer ausbrach, klagen, wie man vernimmt, über den Verlust, den sie gleich beim Beginne des Brandes an ihren Habseligkeiten erlitten. Unbekannte, unberufene Menschen drangen, ihrer Angabe zufolge, in das Haus, öffneten mit Gewalt die Zimmerthüren und warfen, was ihnen in die Hände kam, zum Fenster hinaus auf die Straße, oder reichten es andern auf dem Hausgange stehenden Personen Da half keine Klage, keine Bitte. In dem blinden Eifer, zu retten, wo gar keine Gefahr drohte, wurde sogar Porzellain-Geschirre auf die Straße geschleudert. Eine arme Familie, deren Vater und erwachsener Sohn nicht zu Hause waren, soll um ihre ganze Habe gekommen seyn. Man spricht von 50 fl., ihrer ganzen ersparten Baarschaft, die ihnen entkommen wären. Aus einem in der Nähe des brennenden Hauses befindlichen Magazine wurden, wie man sagt, auch Ballen und Fässer herausgeschafft. Diesem Unwesen wurde nicht eher Einhalt gethan, bis einige bekannte hiesige Bürger und ein Polizeikommissär erschienen. Ob die unbefugten Retter erkannt worden und ob man sie zur Untersuchung ziehen wird, ist uns unbekannt. Viele hiesige Personen sind der Meinung, daß durch Errichtung einer Lösch- und Rettungskompagnie diesen Nachtheilen begegnet werden könnte; das mag wohl seyn, aber da diese Angelegenheit schon so oft zur Sprache kam und unsere städtische Behörde nach reiflicher Ueberlegung nicht darauf einging, so müssen wohl große Hindernisse der Ausführung entgegen stehen. — Gott bewahre uns vor Feuer und vor solchen Rettern!

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 10. Sept. Der Küster von St. Paul, Drama in 4 Abth. und einem Vorspiel: Der Geleitsbrief, nach dem Franz. von Dr. Schuster.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 255. Freitag, den 11. September 1840.

Eifersucht und Rache.

(Fortsetzung.)

10.

„Was machst Du, Jüngling?“ sprach der Graf, „was ist es, das Dich so sehr bewegt, wer bist Du?“

„Verzeihung, Herr! Ich bin Gabriele, Albrecht's Weib.“

„Was sagst Du? Wär' es möglich! Du meines Sohnes Weib? Steh' auf! Nicht zu meinen Füßen, hier, in meinen Armen ist Dein Platz. Komm an mein Herz!“ Und zärtlich schloß der Graf Gabrielen in seine Arme, eine Thräne fiel aus seinem Auge auf ihr Haupt, das an seinem klopfenden Herzen lag. „Gott! wie wunderbar sind Deine Wege. Die Tochter meines Feindes ruht an meinem Herzen. Doch . . . sagtest Du nicht vorher, Gabriele sey Mutter? Wo ist Dein Kind, mein Enkel, meines Sohnes Sohn?“

„In jener Hütte dort. Ein Mann, der mich bisher geleitet und geschützt; ein Mann, der es nicht wagt, sich zu Euern Füßen zu werfen und Euer Mitleid anzuflehen . . . der hat den Knaben bei sich.“

„Wer ist jener Mann? So sprich doch, ich beschwöre Dich!“

„O Herr! mein Vater! ach verzeiht der Furcht des Weibes, die aus Liebe für ihr Kind, für ihren Gatten, Euch die Wahrheit vorenthielt. Ich . . . bin . . . nicht . . . Wittwe. Furchtsam zagend weilt in jener Hütte Heinrich mein Sohn, mit seinem Vater Albrecht.“

„So lebt mein Sohn, mein Albrecht?“

„Er lebt, und fleht zu Euern Füßen um Verzeihung,“ rief Albrecht, indem er mit dem Kinde aus der Hütte hervor und seinem Vater zu Füßen stürzte. Auch Gabriele war wieder zu Boden gesunken. Alle hielten des Greises Knie umfangen und erwarteten zitternd seinen Ausspruch.

Tief gerührt stand der alte Graf und betrachtete die Gruppe zu seinen Füßen. Dann seinen Blick zum Himmel wendend, reichte er ihnen die Hände und sprach: „Steht auf und kommt an das Herz des Vaters. Der Himmel ist mein Zeuge, ich hab' verziehen und vergessen. Ich segne Euren Bund; Du bist mein Sohn, mein Erstgeborner, der Todtgeglaubte, mir wieder Gegebene, und Du Gabriele bist von nun an meine Tochter.“

Dann nahm er das Kind auf den Arm, küßte es mit Freudenthränen und rief: „Du meines Sohnes Sohn, sey mir gegrüßt, mein Segen ruhe auf Dir. Werde groß, edel und tapfer.“

Albrecht und Gabriele waren sprachlos. Der plötzlich so unerwartete Wechsel der Gefühle hatte sie beide tief erschüttert. Einen solchen Empfang hatten sie nicht erwartet, sie konnten ihn nicht hoffen.

Da kam vom Schlosse her Gismonda. Sie konnte nicht begreifen, wer sich in Gesellschaft des Grafen befände. Sie erkannte wohl den Knappen, und war heftig erzürnt, ihn noch hier zu treffen; wer aber der Mann sey und das Kind, welches sie in des Grafen Armen gesehen hatte, konnte sie sich nicht erklären. Stolz kam sie näher, und als der Graf sie erblickte, rief er ihr freudig entgegen: „Gismonda! bist Du es? Komm, komm, mein Albrecht lebt, mein todtgeglaubter Sohn. Hier steht er und sein treues Weib, nun meine Tochter, und mein Enkel, mein lieber kleiner Heinrich.“ Und neuerdings umarmte er die Gatten und küßte wiederholt das schöne Kind. „Komm, freue Dich mit mir. O wie bin ich heute so glücklich, wie so selig! Mein Sohn ist mir wiedergegeben, mein Albrecht! Siehe, Gismonda! Du erwirbst Dir an einem Tage einen Bruder und eine liebende Schwester.“

„Sollen die mir vielleicht meine erschlagenen Brüder ersetzen,“ sagte Gismonda mit zornflammendem Blicke, „meine unter Lodi's Mauern begrabenen Eltern? Dieses Weibes Vater war der Führer jener Schaaren, und ihr Gatte, Euer Sohn Albrecht, der meineidige Verräther, sein Begleiter. Ich hasse Beide, als die Quelle meiner Leiden.“

„Ihr sprecht wohl wahr, doch seyd nicht unversöhnlich und verzeiht!“ sagte Gabriele.

„Verzeihet ihr,“ erwiederte der Graf, „der Schmerz um die Ihrigen legt ihr so harte Worte in den Mund. Die Zeit wird ihre Wunden heilen, uns versöhnen und das Geschehene vergessen machen.“

Nun rief er die in einiger Entfernung stehenden Diener herbei, stellte ihnen Albrecht als seinen todt geglaubten Erstgebornen und als ihren künftigen Herrn und Gebieter vor. Er befahl, daß sogleich einer der Diener nach Mailand reite, um Hermann aufzusuchen, und ihm zu sagen: Mendrisi sey zum Festpalaste geworden, der Vater feiere die Zurückkunft des todtgeglaubten Sohnes, Hermann möge eiligst zurückkommen, um seinen Bruder zu umarmen.

Lauter Jubel herrschte unter der Dienerschaft; denn Alle liebten den freundlichen offenen Albrecht, und die Freude, ihn wieder zu sehen, war um desto größer, da ihn das Gerücht

für todt erklärte. Treuherzig schüttelten sie die dargereichte Rechte und küßten Gabrielens und des kleinen Heinrichs Hände.

Diese Beweise von Herzlichkeit und Liebe waren aber keineswegs geeignet, Gismonda's aufgeregtes Gemüth zu beruhigen. Mit stolzen, durchbohrenden Blicken maß sie das neue glückliche Paar und verließ es, indem sie herrisch ihren Frauen winkte, ihr zu folgen.

Albrecht und Gabriele waren überschwänglich glücklich, und nicht minder der alte Graf, der sie wie im Triumphe in das Schloß führte. Dort hatte sich inzwischen die frohe Kunde von der Ankunft Albrechts und seiner Gemahlin schon verbreitet, und alle Diener und Hausgenossen strömten ihnen mit lautem Jubel entgegen. Der alte Graf ertheilte sogleich Befehl, um das Fest der Wiederkunft zu feiern, und Alle beeilten sich, demselben nachzukommen, da Alle Albrecht liebten.

Mit zornumwölkter Stirne und schnellen Schritten eilte Gismonda durch abgelegene Wege des Parks. Schüchtern, den Zorn der Herrin fürchtend, folgten ihr in einiger Entfernung zwei von ihren Frauen, die sich in Muthmaßungen über diesen so plötzlichen, heftigen Unmuth ihrer Gebieterin verloren.

„Das also ist die gepriesene Schönheit, der ich geopfert wurde?" sagte sie bei sich selbst. „Treuloser! Du sollst die Rache eines beleidigten, tief gekränkten Weibes fühlen!"

11.

Die Diener riefen zur Tafel. Sie wollte allein auf ihrem Zimmer speisen, ließ Gismonda sagen.

Dies Benehmen kränkte die sanfte Gabriele, Albrecht war unruhig und befürchtete stürmische Scenen; der alte Graf entschuldigte sie mit der Heftigkeit ihres Charakters, und versprach, daß die Zeit Alles ausgleichen würde.

Man setzte sich zu Tische, mit keiner Sylbe wurde des Vergangenen erwähnt, und so herrschte bald eine frohe ruhige Stimmung in den Herzen der Tischgenossen.

Nicht so in der bewegten Brust Gismonda's, die von mannigfaltigen Gefühlen bestürmt wurde. Mit Ungeduld erwartete sie Hermanns Zurückkunft.

„Er soll, er muß mich rächen," sagte sie, „er sey das Werkzeug in der Hand eines beleidigten Weibes. Was kümmert mich der Parteien Haß, der soll mir nur als Vorwand dienen, die Schmach zu rächen, die mir Albrecht zugefügt . . . Mich einer Andern opfern, das soll er büßen!"

Auch Albrecht fühlte es, daß er Gismonden tief beleidigt habe; daher suchte er sie auf, um sein Unrecht zu gestehen und ihre Verzeihung zu erhalten. Endlich traf er sie in ihrem Zimmer. „Gismonda!" sagte er beim Eintreten.

„Ihr wagt es?"

„Ich suchte Euch. Euer Zorn verbittert unsere Freude, ich kann Euch nicht noch länger zürnend sehen. Ich beleidigte Euch, und komme, um von Euch Vergebung zu erbitten. Verzeiht mir einen Schritt, den ich als Jüngling unbesonnen that, und nun als Mann bereue."

„Welchen Schritt? daß Ihr den Fahnen der Rebellen folgtet? . . . Was kümmert's mich? Der Erfolg hat gelehrt, auf wessen Seite das Recht gelegen. Mailand ist zerstört, zerstreut die Schaaren Alexanders."

„Nein, Gismonda! diesen Schritt bereue ich nicht; doch daß ich Euch verlassen konnte, daß ich einer Andern meine Hand gereicht, das, fühl' ich, mußte Euch beleidigen, und deshalb bitte ich Euch um Vergebung."

„Ich wußte ohne Euch glücklich zu seyn, und segnete den Tag, der ein Bündniß löste, das ich mit einem Feinde des Kaisers schloß, und der mir die Freiheit gab, meine Hand einem Nichtrebellen reichen zu können. Ich hasse in Euch nicht den Grafen von Mendrisi, sondern nur den Feind des Kaisers; daher ich auch nicht wüßte, was ich Euch zu vergeben hätte."

(Fortsetzung folgt.)

Revue des Pariser Volks- und Staatslebens.

Thiers.

(Fortsetzung und Schluß.)

Bald erhebt sich der Sturm um das Ministerium Molé, und gegen die Mitte des Jahres 1838 bildet sich jener große Kreuzzug, bekannt unter dem Namen der Coalition. Die widersprechendsten Parteien legen für den Augenblick ihren gegenseitigen Groll nieder, und vereinigen sich zum Kampfe, sich vorbehaltend, nachher die Beute des Sieges auszukämpfen. — So kam es in der That; das Ministerium vom 15. April unterliegt und die 40tägige Krisis beginnt, während welcher sich doctrinaires, centre droit, tiers-parti, centre gauche das Ministerscepter einander entreißen, unmögliche Verbindungen versuchen und sich in Combinationen erschöpfen, die, kaum gefaßt, auch wieder vernichtet wurden. Thiers, das Haupt dieser Coalition, das flüchtige Idol jener Oppositionspresse, die ihn einst so schrecklich mitgenommen hatte, konnte kein Cabinet zu Stande bringen; er wollte dem Marschall Soult nur unter der Bedingung die Präsidentschaft zukommen lassen, daß er (Thiers) das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten erhielte, was sein ehemaliger College nicht eingehen wollte.

Da erhebt sich plötzlich die Emeute; die Republikaner versuchen einen neuen Aufstand in Paris den 11. und 12. Mai 1839. Die gemeinschaftliche Gefahr macht schnell den Streitigkeiten ein Ende, die Krisis löst sich, indem sich unter Soult schnell ein neues Ministerium bildet. Thiers ist ausgeschlossen, und wendet nun seine Muße zu literärischen Arbeiten an, bis die Stunde schlägt, die ihn von neuem zu den Staatsgeschäften ruft. Wie man sagt, arbeitet er an einer Geschichte von Florenz und hat eine Geschichte des Consulats beinahe vollendet, die man mit Ungeduld erwartet. — Der während der letzten Kammersitzungen im Monat Februar erfolgte Sturz des Ministeriums Soult, das wegen der Dotationsfrage des Herzogs von Nemours scheiterte, entriß Thiers seiner wissenschaftlichen Beschäftigung und seit dem 1. März steht er von neuem am Ruder der Staatsangelegenheiten. Eine der ersten Früchte seiner neuen Thätigkeit ist die Transportation der Asche Napoleons, die er bei dem englischen Kabinette erwirkte.

Welchen bedenklichen Charakter die orientalische Angelegenheit in diesem Augenblicke angenommen, in welche Stellung die Politik Thiers Frankreich den andern vier Kabinetten gegenüber gebracht hat, Jedermann weiß es; die Augen Europa's sehen der Lösung dieser Verwicklungen mit ängstlicher Erwartung entgegen. Die Allianz zwischen England und Frankreich ist durch den Londoner

Vertrag vom 15. Juli wo nicht gänzlich gebrochen, doch sehr erkaltet. Es ist zur Zeit noch schwer, ein Urtheil über diese wichtigen Verhandlungen auszusprechen. Ist die Handlungsweise des englischen Kabinets so, wie sie die französischen Journale schildern, dann hätte Frankreich nach dem Urtheile jedes Unbefangenen allerdings Ursache genug, sich über das Benehmen seiner verbündeten Nachbarin zu beschweren, und die dräuende Miene, die Frankreich annimmt, erschiene durchaus gegründet und gerechtfertigt.

Beide Staatsmänner, Thiers und Palmerston, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in London, sind in Zweck und Ziel, nämlich für Aufrechterhaltung der ottomanischen Pforte, einverstanden, nur weichen sie in den Mitteln ab. Thiers behauptet, das Wohl der Pforte gewinne durch Kräftigung Mehemed Alis, welcher, wenn seine gegründeten Ansprüche befriedigt werden, einen treuen Vasallen, eine Stütze des Sultans abgeben werde. Will man dem Pascha Syrien entreißen, sagt er, so wird er eher die Waffen ergreifen, und einen Kampf auf Leben und Tod beginnen; dann sind die Russen in Constantinopel, was beide Kabinette als ein höchst gefährliches Ereigniß vermeiden möchten. Lord Palmerston dagegen will das Heil der Pforte und die Fernhaltung der Russen von Constantinopel in der möglichsten Beschränkung des Pascha's finden. — Wir gestehen offen, daß wir die Politik Thiers für die richtigere, für die gesündere halten; und wer ihn dieses Frühjahr in der Kammer diese seine Politik fast unter dem einstimmigen, stürmischen Applaus aller Parteien auf der Rednerbühne hätte entwickeln hören, würde wohl gleich uns von dem Strome seiner Beredsamkeit und der unwiderstehlichen Kraft seiner Beweisführung fortgerissen worden seyn. Doch wir wollen uns eben nicht weiter in müßige Vermuthungen und unzuverlässige Behauptungen einlassen, die vielleicht die nächste Stunde Lügen strafen kann. Wer das trügerische Spiel der Diplomatie eine Zeit lang beobachtet hat, der weiß es, was man von allen Prophezeihungen in diesem Felde zu halten hat.

Doch welchen Ausgang diese Angelegenheiten auch noch nehmen mögen, welche Politik zuletzt als die feinste und scharfsinnigste anerkannt werden mag: so viel bleibt gewiß, daß Thiers jetzt schon eine Höhe erreicht hat, die ihm vielleicht den ersten Rang unter seinen Zeitgenossen zusichert. Man blicke zurück und überschaue die Laufbahn dieses 43jährigen Mannes, der in niederm Stande geboren, vor 17 Jahren ohne Hab und Gut aus der Provinz nach Paris kam, der alles, was er ist und hat, sich selbst, seinem Talente und seiner rastlosen Thätigkeit verdankt. Darin liegt gerade der wahre Reiz, der eigenthümliche Zauber, der uns zu jenen Männern hinzieht, die wir als die eignen Schöpfer ihrer Größe anerkennen müssen. Freilich ist nicht zu läugnen, daß Thiers zu gleicher Zeit viel Glück hatte; manches vielleicht gleich große Talent ist durch diese Welt gewandert, ohne daß man seiner gewahr wurde. Erstlich war es ein Glück für ihn, daß er in einem Lande geboren wurde, in dem das Talent die gehörige Anerkennung findet, in dem der Mensch nach persönlichen Fähigkeiten und Leistungen, und nicht nach den Zufälligkeiten von Stand und Geburt beurtheilt wird; ferner war es ein nicht minderes Glück, daß er von den äußern Verhältnissen so sehr begünstigt wurde.

Fassen wir nun zum Schlusse Thiers kurz unter den verschiedenen Gesichtspunkten auf, in denen er uns als eine ausgezeichnete Person erscheint, so ergiebt sich für uns folgendes Resume:

Als Journalist oder politischer Schriftsteller hat sich Thiers gleich im Anfange seines Auftretens eine der ersten Stellen zu sichern gewußt; er war unstreitig eine der vornehmsten Notabilitäten der Presse; als Geschichtschreiber hat er uns bis jetzt ein Werk überliefert, die Geschichte der französischen Revolution in 10 Bänden, das als Meisterwerk so viele ephemerische Erscheinungen des Tages überleben und noch mit Vergnügen gelesen werden wird, wenn Thiers lange von diesem Schauplatze abgetreten ist. Als Deputirter hat er, da ihm alle physischen Vortheile eines Redners abgehen, die Natur selbst überwältigt; er hat sich zur höchsten Beredtsamkeit aufgeschwungen, durch die irgend ein Redner unter so vielen in der Kammer strahlt. Als wir zum erstenmale diesen Mann in der Kammer auf der Rednerbühne erscheinen sahen, wie gewaltig war unsere Ueberraschung! Ein kleines Männchen, dessen Kopf man kaum über der Rednerbühne hervorragen sieht; ein etwas grimassirendes Gesicht mit einer ungeheuern Brille auf der Nase, lebhafte mobile und ausdrucksvolle Züge.. Während er einen Augenblick pausirt, bis die allgemeine Stille und Aufmerksamkeit unter der Versammlung sich hergestellt hat, spielt ein feines, sarkastisches, inquisitorisches Lächeln a la Voltaire unaufhörlich auf seinen dünnen, höhnischen Lippen; aber wenn er seine feine Stimme ertönen läßt, dann herrscht schnell die größte Stille und von den vielen Hunderten, die in dem Saale und auf den Gallerieen ihm zuhorchen, vernimmt man keinen Laut, selbst keinen Athemzug. Alles ist von der innern unwiderstehlichen Gewalt seines Wortes fortgerissen, und wenn der kleine Mann von der Bühne herabsteigt, begrüßt ihn unendlicher Enthusiasmus und das Händedrücken der ihm Entgegenströmenden nimmt kein Ende. Es bleibt uns nun noch zu erwähnen übrig, was er als Minister war und ist. Vier und dreißig Jahre alt, war er schon Minister des Innern. Seine Wirksamkeit fördert bald die herrlichsten Spuren zu Tag; mehr als Ein großartiges Nationaldenkmal spricht von ihm. In stürmischen Zeiten hat er das Steuer gelenkt, an gefährlichen Klippen ist er mit Muth und Geschicklichkeit vorbeigesegelt. Ein vollständiges und reifes Urtheil über die Regierungsprincipien dieses Staatsmannes ist bis jetzt noch nicht möglich. Er ist eben gleichsam noch in seiner Entwicklung und Ausbildung begriffen; jene diplomatische Vollendung, die nur ein Ergebniß langjähriger Erfahrungen ist, kann er unmöglich noch besitzen. Das Feuer des männlichen Alters, die Hitze des Südens siedet noch zu sehr in seinem Blute und es wird wohl noch manches Jährlein verstreichen, bis er jene Gluth ertödtet und sich die kalte Verstellungsgabe seines alten Lehrers Talleyrand angeeignet hat.

Literatur.

Fünfzig vierstimmige, religiöse Chorgesänge von verschiedenen Komponisten, für höhere Unterrichts-Anstalten; herausgegeben von H. B. Wiß, Lehrer der Musik an der königlichen Studienanstalt zu Speyer. 15 Bogn. in Partitur, gr. 8. Preis 1 fl. in Neidhard's Buchhandlung daselbst.

Wenn gleich in diesem Decennium viele Liedersammlungen für höhere Bildungsanstalten erschienen sind, so findet man in der Auswahl des Gu-

ten doch immer Besseres. Der Herausgeber vorliegender Sammlung hat mit vieler Umsicht und großem Fleiße gewählt, was sich heutzutage von einem Manne mit Sachkenntniß in seinem Berufe erwarten läßt; die Namen Mendelsohn-Bartholdi, Rolle, Mozart, Stadler, Mainzer, Orlando, Palistrina, Rink und Onslow bürgen für die Vorzüglichkeit dieser Sammlung, welche auch noch mehrere ungedruckte Chorgesänge in angenehmer Liederform enthält, die gewiß recht gerne gesungen und das zarte Gemüth der Jugend ansprechen werden. Wir möchten vom Ganzen auch nicht eine Nummer ausgeschlossen wissen. Der Preis ist äußerst billig, Druck, Format und Papier sehr empfehlend. Das Werkchen enthält einige Druckfehler, die der Herausgeber eigentlich hätte verbessert nachführen sollen, doch kann es bei dem Gebrauche auch leicht geschehen.

Möchte diese schöne Sammlung edler Gesänge recht bald in den Händen der Schüler an höheren Bürgerschulen, Instituten und allen höhern Bildungsanstalten heimisch werden — und möchte dann der Verfasser darin eine Anciferung finden, recht bald ein 2tes Bändchen folgen zu lassen!

D — s.

Korrespondenz.

Fulda, 4. Sept.

Sieht man hin auf die Schreibereien — Zeitungsartikel, Broschüren, Pasquille, — welche das Bonifazius-Monument hervorgerufen hat, so sollte man glauben, es handle sich um nichts weniger, als um das Wohl von Nationen, während doch blos ein Monumentchen in Frage ist. Man schreibt hin und her, schwätzt hin und her, während der Leitung Alles abzugehen scheint, was nothwendig ist. In der Hanauer Zeitung ist der Gegenstand neulich auf sehr einsichtsvolle Weise besprochen worden. Immer vermissen wir aber eine, und zwar die Hauptrücksicht. Wir lassen die ganz bei Seite liegen, was Winfried Bonifazius für Deutschland gethan hat; denn legen wir, völkergeschichtlich betrachtet, die guten Folgen seiner Handlungsweise mit den schlimmen auf die Waagschale, so dürfte es kaum zweifelhaft seyn, wohin diese sich neigen würde. Wir haben es blos mit einem Gegenstande religiöser Verehrung, mit einem Heiligen, zu thun und zwar in einer katholischen Stadt, vielmehr in einem katholischen Lande. Wie es nun allerdings wenig geeignet scheinen dürfte, denselben neben die Bajonette einer Hauptwache, neben Monumente irdischer Größe und des irdischen Luxus zu stellen, da es nicht das Standbild eines Kriegshelden, eines großen Regenten ist, so möchte es eben so wenig geeignet erscheinen, einen Platz zu wählen, wo der religiöse Verehrer des ringsum katholischen Landes Aller Augen blos gestellt wird. Diese Rücksicht hat man seither stets übersehen; sie scheint uns aber die erste zu seyn, welche bei der Wahl des Platzes in Frage kommt. Soll sie völlig hintangesetzt werden, so tritt nur noch ein Gegenstand hervor, der nicht in das Weichbild einer deutschen Stadt, sondern in den Vatikan nach Rom gehört. In dem großen Kampfe wollten auch wir diese kleinen Sätze zum Besten geben und uns zugleich in alle stillen Gebete zum Heiligen einschließen.

Logogryph.

1.

Was dir der Zeichen acht'
Als Lösungswort verkünden,
Kannst du bei Tag und Nacht
Auf vielen Straßen finden.

2.

Ist die 6 4 2 7 3
Mit Allem wohl versehen,
Dann ist man immer gern dabei
Und wird es nie verschmähen.

3.

Bald süß und auch bald bitter schmeckt,
Was man in 5 4 1 6 entdeckt.

4.

Steht 4 5 6 7 8 im Flor,
Dann schweigt der Vögel munt'rer Chor.

5.

Stets werde, wie die Schrift uns lehrt,
Das 4 3 6 7 8 geehrt!

6.

1 5 4 3 6 7 8
Ein Theil vom Bibelbuch ausmacht.

7.

Wer 3 4 5 6 7 8 nicht meidet,
Verdient, daß er 5 6 8 4 2 7 leidet.

8.

Nach 4 1 2 7 3
Trag' ich oft Verlangen,
Seh' ich's am 4 5 6 frei,
Bunt und lieblich prangen.

9.

1 7 5 und 6, es rafft
Gar Viele hin in voller Kraft.

10.

2 7 3 und 5 bleibt stehen,
Ob mächtig auch die Stürme wehen.

11.

2 7 5 und 6 ist mir ein Tag,
Wo ich am 4 3 6 4 8 gern stehen mag.

12.

4 6 3 4 6 trägt jede Dame,
Wohlbekannt ist ihnen drum sein Name.

13.

3 4 5 6 mußt du geduldig tragen,
Denn besser wird es nicht durch Klagen.

14.

5 7 3 4 werd' gesungen,
Wenn euch die Lösung ist gelungen!

Bornheim. G. Buck.

Theater-Anzeige.

Freitag, 11. Sept. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Samstag, 12. Sept. Der Jude, Schauspiel in 4 Abth., nach Cumberland. (Gastrolle) Schewa: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf: Der gerade Weg der beste, Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue. Elias Krumm: Hr. Döring.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 256. Samstag den 12. September 1840.

Eifersucht und Rache.

(Fortsetzung.)

„Nun wohlan!" erwiederte Graf Albrecht, „wenn Ihr mich nur deshalb hasset, so nehmt den Vater Euch zum Muster, der, obwohl schwer beleidigt, mir doch verzieh und mir wieder seine vorige Liebe schenkte. Raubt mir nicht die süße Hoffnung, auch Euch besänftigen zu können. Ihr werdet in mir einen treuen Bruder und in Gabrielen eine zärtliche Schwester finden."

Hoch färbte sich bei diesem Namen Gismonda's Gesicht, ihr Athmen wurde schnell, und ihre Heftigkeit, mit welcher sie die Worte ausstieß: „Wie, Treuloser! Ihr wagt es, sie zu nennen?" bildeten einen schneidenden Kontrast zu der vorangegangenen scheinbaren Kälte.

„Was that Euch Gabriele," fragte Albrecht unbefangen, „daß Ihr ihr zürnt? Lernt sie erst kennen, ihr edles, sanftes Herz, ihren großen Charakter, ihre stille Tugend, und Ihr werdet sie lieb gewinnen. Ihr saget selbst, daß Ihr den Tag gesegnet, an dem das Bündniß mit mir gelöst wurde; ich muß daher mit Recht vermuthen, das, was Ihr Meineid nennt, sey zu Eurem Glück gewesen. Glaubt Ihr, ich habe Unrecht gethan, so ward es wieder gut gemacht."

„Vielleicht durch Euch?" fragte Gismonda mit unterdrückter Wuth.

„Nein, nicht durch mich, sondern durch das Schicksal, das Euch zur Gattin meines Bruders machte, und mit dem Ihr, wie mich der Vater versichert, glücklich seyd. Es sind bereits vier Jahre verflossen, und diese Zeit hat uns Alle an andere Sorgen, an andere Pflichten gewöhnt."

„Mich gewöhnte diese Zeit nur, Euch, Verräther! zu hassen. Nie wird sie mich daran gewöhnen, Euern Anblick zu ertragen, und noch eher diesen, als den Gabrielen's, die ich noch mehr hasse, als Euch selbst. Ich halte es meiner unwürdig, Euch meine Gefühle zu verbergen; daher sage ich Euch offen: ich habe Euren Untergang geschworen. Da Ihr für mich verloren, soll auch sie Euch nicht besitzen."

Mit diesen Worten verließ Gismonda das Zimmer und eilte in den Garten, um ihrer gepreßten Brust Luft zu verschaffen. Albrecht stand wie versteinert. Nur dunkel ahnte er den Sinn dieser Worte, die mit einer wahren Wuth und mit zornsprühenden Augen ausgesprochen wurden.

Er glaubte Gismonden an der Seite seines Bruders glücklich, und auch der Vater versicherte ihn dessen. Wohl mochte ihn Gismonda hassen, weil er der Gegenpartei anhing, und auch Gabrielen, da ihr Vater das Heer Alexanders anführte. Wohl mochte der Schmerz über den Verlust der Ihrigen ihr gegen alle Feinde des Kaisers einen unauslöschlichen Haß eingeflößt haben; allein ihre letzten Worte: „Da Ihr für mich verloren, soll auch sie Euch nicht besitzen!" diese verhängnißvollen Worte ließen ihn auf einen andern Grund schließen und machten ihn im Innern schaudern. Er dachte nur an Gabrielen, an sein geliebtes Weib. Gismonda hatte ihr gedroht; wenn sie je fähig wäre, diese Drohung zu erfüllen? Er mußte Gabrielen warnen; doch was sollte er ihr sagen, welchen Grund für diesen unversöhnlichen Haß anführen, der sie Alle zu verderben drohte.

Unschlüssig, was er beginnen sollte, ging Albrecht im Schlosse umher. Da hörte er Pferdegetrabe im Schloßhofe, und ehe er seine Zimmer erreichte, kam ihm der alte Graf mit Hermann und Gismonden entgegen. Er folgte dem Winke seines Vaters und trat in den Saal.

Dort angekommen, sprach der alte Graf zu Hermann: „Hier ist Dein Bruder, Albrecht; ich lasse Dich nicht eher, bis Du mit ihm ausgesöhnt, ihn als Freund und Bruder umarmst." Albrecht näherte sich ihm und bot ihm die biedere Rechte zur Versöhnung dar; allein Hermann trat zurück und sagte mit stolzen Worten: „Einem Empörer, einem Feinde meines Kaisers kann ich meine Hand nicht reichen."

Mit aller Ruhe zeigte nun Albrecht, daß sie beide verschiedene Wege gegangen seyen und ein Jeder von ihnen den seinen für den rechten gehalten hätte. Hermann seye Friedrich gefolgt, weil er ihn für seinen Kaiser und Italiens Herrn angesehen habe. Er, Albrecht, habe in ihm nur den Unterdrücker des Vaterlandes, den Feind seiner Freiheit, den Würger seiner Landsleute und Brüder erblickt. Auf Alexanders Seite sey das Recht, weil er das Vaterland und die Freiheit schütze; nur deshalb sey er Alexanders Fahnen gefolgt, und verdiene daher nicht den entehrenden Namen eines Empörers.

Hermann warf ihm vor, daß er gegen seinen eigenen Vater gekämpft habe, und wohl auch fähig gewesen wäre, den Vater und den Bruder zu morden.

War Albrecht bisher ruhig und gelassen, so verwundete ihn diese schändliche Zumuthung seines Bruders zu sehr, als daß er es noch länger hätte bleiben können. „Ob ich solcher Schändlichkeit fähig, solcher Unnatur," sprach Albrecht, „mag Dir Dein eigenes Bewußtseyn sagen. Nur der sich selbst zu solchen Tha-

ten fähig fühlt, kann ähnliche von Andern vermuthen. Der Meinen Haupt war und ist mir viel theurer als das eigene Leben."

„Mit diesen schönen Worten magst Du den alten Vater wohl bestricken," erwiederte Hermann höhnisch, „mich hintergehst Du nicht. Wer fähig ist, seinen Kaiser zu verlassen, macht sich kein Gewissen daraus, auch die nächsten Verwandten zu verrathen."

„Du sprichst von Verrath. Sag', wer meinte es wohl besser mit dem Kaiser und dem Vaterlande: jene Edlen, Großmüthigen, die es auf die Ungnade Friedrichs hin wagten, sich seinem wilden Treiben gegen unser armes Vaterland und seiner Grausamkeit gegen unsere Mitbürger zu widersetzen; oder Jene, die diese Grausamkeiten lobten und es ruhig ansehen konnten, wie Tausende hingeopfert wurden, und wie sich Schrecken, Tod, Verheerung über das schöne Land, unser Vaterland, verbreiteten?"

„Schweigt Beide, ich befehl' es Euch," sprach der Graf; „seit Jahren kämpft man diesen Kampf; jede Partei glaubt Recht zu haben, wer kann's entscheiden?"

„Gott hat entschieden," rief Hermann, „Mailand liegt in Asche."

„Aus der es sich, dem Phönix gleich, verjüngt erheben kann," erwiederte Albrecht.

So eben wollte Hermann antworten, als man den Ton eines Horns vom Thurme hörte und Gabriele bleich und zitternd mit den Worten in den Saal stürzte: „Albrecht! ein Haufen Soldaten reitet in das Schloß."

„Bekommen wir noch Gäste?" sagte der alte Graf, und trat an's Fenster, das in den Schloßhof führte. „Was ist das? Schwäbische Reiter! Hermann! was haben diese Reiter hier zu suchen?"

„Weiß ich es?"

„Hermann! solltest Du es gewagt haben, die Feinde gegen Deinen Vater und den Bruder aufzufordern?"

„Nicht gegen meinen Vater, auch nicht gegen den Bruder, sondern gegen den Feind meines Kaisers."

„Mein Albrecht! wir sind verloren!" rief Gabriele.

„Seyd ohne Sorgen," sprach der Graf, „ich werde Euch zu schützen wissen."

„Süßes Gefühl der Rache," jauchzte Gismonda im Stillen.

„Verräther!" rief der Graf, indem er Hermann mit einem durchbohrenden Blicke ansah.

In diesem Augenblicke trat der Landgraf von Thüringen in den Saal. „Ruhm und Ehre dem Grafen von Mendrisi," sagte er grüßend, „seinem tapfern Sohne und dieser edlen Frau," indem er sich vor Gismonda verneigte.

„Wir grüßen Euch, Herr Landgraf!" sprach der alte Graf. Was verschafft uns die Ehre Eures Besuches?"

„Euch ist bekannt, Herr Graf, daß es der Kaiser bei seiner höchsten Ungnade verboten, einem Rebellen Schutz und Obdach zu gewähren."

„Gewiß! Doch sagt mir, wie kömmt es, daß Ihr gerade mir des Kaisers Willen in's Gedächtniß rufet? Trifft mich ein solcher Vorwurf?"

„Der hier an Eurer Seite stolz sein Haupt erhebt, ist ein Feind des Kaisers und folglich ein Rebell und mein Gefangener."

(Fortsetzung folgt.)

Gallerie ausgezeichneter Frankfurter.

Indem wir die in Nro. 177 d. Bl. mit Göthe eröffnete Gallerie ausgezeichneter Frankfurter fortsetzen, wiederholen wir zugleich den Wunsch, man möge uns durch hierher gehöriges Material, durch bereits ausgeführte Biographieen oder durch Züge und Skizzen aus dem Leben ausgezeichneter Frankfurter freundlich unterstützen. Einzelne Skizzen aus dem nachstehenden Aufsatze wurden in dem „Gedenkbuche zur vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst" benutzt. Die Redaktion.

3.

Friedrich Maximilian von Klinger.

(Nach mündlichen Mittheilungen des königl. preuß. Hofraths Hrn. Dr med. Hoffmann, von J. L. Heller.)

Klinger war im Jahr 1753 in Frankfurt in der Rittergasse von armen Aeltern geboren. Sein Vater stand im städtischen Sold als Konstabler und ernährte sich, außer mit seinem Militärdienst, als Holzhacker; seine Mutter unterstützte die Familie als Waschfrau. Einst traf es sich, daß Vater und Sohn in dem Augsburgerhof sich mit Holzsägen und Hacken beschäftigten, als ein stattlicher Bürger durch diese Straße ging, und vorzüglich den jungen Klinger, in dürftige Kleidung gehüllt und barfuß dastehend, bei dieser Arbeit beobachtete. Die schöne Gestalt des Jungen und sein rollendes blitzendes Auge waren es, die des Bürgers Blicke auf ihm verweilen ließen. Endlich redete er ihn an und fragte ihn, ob er außer dieser Beschäftigung auch etwas in der Schule gelernt habe? — Der junge Knabe entgegnete ihm, daß er in gar keine Schule ginge, weil seine Aeltern zu arm und nicht im Stande wären, das Schulgeld zu bezahlen. Er wünschte sehr, daß er Alles lernen könne, wozu er jedoch bei der Armuth seiner Aeltern gar keine Hoffnung habe. Bei dieser gegenseitigen Unterhaltung trat eben der Vater aus dem Haus, und sogleich fragte ihn der Bürger: ob er es zufrieden sey, daß er den Knaben auf seine Kosten in die Schule gehen lasse, damit derselbe auch noch etwas Anderes erlerne? — Da der Vater mit Freude und Dank in diesen Vorschlag einwilligte, so lud ihn der Bürger auf den Nachmittag zu einer Besprechung in seine Wohnung ein. „Meine Wohnung", fuhr er fort, „ist neben dem Kastenamte. Ich heiße Professor Zink, und bin Rektor am hiesigen Gymnasium." In Folge dieser Unterredung nahm es Rektor Zink über sich, dem jungen Klinger selbst Unterricht zu geben. Als er an diesem außerordentlichen Fleiß und ein großes Fassungsvermögen entdeckte, brachte er ihn nach einiger Zeit ins Gymnasium. Hier wurde er bald in die Klasse der sogenannten Schüler*) aufge-

*) Diese Klasse bestand größtentheils aus solchen Knaben, deren Aeltern die gewöhnlichen Unterrichtskosten auf dem Gymnasium aus ihren Mitteln nicht bestreiten konnten. Diese Schüler bildeten einen unter einem Präfecten stehenden Singverein. Gegen Bezahlung sangen sie vor den Häusern frommer Bürger an bestimmten Wochentägen kirchliche Lieder; desgleichen vor den Häusern, in welchen ein Familienglied gestorben war, während den drei Tagen vor der Beerdigung Todtengesänge, und eben so bei der Beerdigung dasselben vor dem Grabe. Bei feierlichen Leichenbegängnissen (sogenannten Gassenleichen) zogen sie unter Absingung von Trauergesängen vor dem Leichenwagen her, und setzten die Gesänge bis zur Beerdigung des Begräbnisses fort. Ueber diese verschiedenartige Verrichtungen bestanden eigene obrigkeitliche Verordnungen und Taxen.

nommen, und nach kurzer Zeit erhielt er die Stelle eines Calfactors, welche ihm die Verpflichtung auflegte, die Klassenzimmer zu heizen. In dieser Schülerklasse brachte er es bald dahin, daß er zu ihrem Präfecten ernannt wurde. Bei seiner Sparsamkeit erwarb er sich durch dieses Singen so viel, daß er die Universität Gießen beziehen konnte, um daselbst Jurisprudenz zu studieren. Allein dem Feuergeiste Klinger's genügte dieses trockene Studium nicht, er kehrte nach einigen Jahren nach seiner Vaterstadt Frankfurt zurück, suchte Anstellung, und erhielt solche als Accessist. Aber auch diese Beschäftigung sagte seinem Geiste nicht zu, und als daher zu dieser Zeit der sogenannte baierische Kartoffelkrieg ausbrach, und dahier für den deutschen Kaiser ein Freikorps unter dem Namen „Otto'sches Freikorps" angeworben wurde, ließ sich Klinger unter dasselbe als Lieutenant einreihen. Dieser Krieg war indessen nach Verlauf eines Jahrs beendigt. Die Freikorps wurden aufgelöst, und so erhielt auch Klinger seinen Abschied. Zu dieser Zeit stand die berühmte Sailer'sche Schauspielergesellschaft in großem Ansehen, und Klinger wurde bei dieser als Theaterdichter angestellt. Doch bald darauf machte der Direktor Sailer Bankerott; die Gesellschaft zerstreute sich, und Klinger war ohne Brod. Zur nämlichen Zeit jedoch wurde von Hamburg aus ein Preis von hundert Dukaten auf die beste Bearbeitung eines dramatischen Werkes ausgesetzt. Der berühmte Dramaturg Leisewitz schrieb zur Erlangung dieser Prämie seinen „Julius von Tarent." Aber Klinger übertraf ihn durch sein berühmtes Werk: „die Zwillinge", und erhielt den ausgesetzten Preis. Dieses Werk erregte die größte Sensation. „So", sagt unser verewigter Kirchner in seinen „Ansichten von Frankfurt", „so hatte noch kein deutscher Dichter alle Leidenschaften in Bewegung gesetzt, als Klinger in seinen Zwillingen, so gewaltig hatte noch keiner in die Saiten des Herzens gegriffen und die Phantasie entzügelt. Was Wunder, wenn ihm die Bewunderung des ganzen Publikums ward!" Mit diesen großen Geistesgaben verband Klinger auch ein sehr vortheilhaftes Aeußere. Sein Landsmann und Jugendfreund, der berühmte Göthe, sagt von ihm: „Die Natur hatte Klinger eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend, und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Indessen hatten seine „Zwillinge" überall eine solche Celebrität erhalten, daß sogar die Kaiserin Catharina von Rußland in Deutschland Erkundigung über ihn einzog, und als sie einen deutschen Vorleser für den Großfürsten Thronfolger Paul Petrowitsch zu erhalten wünschte, verhalf ihm der nun verstorbene Geheime Rath Schlosser in Emmendingen zu dieser Stelle. Klinger trat sie an, und wußte sich in ihr das Vertrauen der Kaiserin und des Großfürsten zu erwerben. Er trat nun auch in wirkliche russische Militärdienste, stieg immer weiter, erhielt die Oberaufsicht über eine öffentliche Militäranstalt in Petersburg, und zugleich das Protektorat über die Universitäten Dorpat und Wilna. Als der Großfürst Thronfolger Paul, der ihm sehr gewogen war, eine Reise in das Ausland unternahm, befand sich Klinger in seinem Gefolge. In Italien aber überfiel ihn eine Krankheit, die ihn verhinderte, dem Großfürsten auf seiner Weiterreise zu folgen. Da er nie vergaß, daß Alles, was er war, aus ihm selbst herausgegangen und er daher seine frühere Zeit nie verschmähte, so gedachte er hier, wie ein zweiter Williges, an seine Mutter in Frankfurt und faßte den Vorsatz, sie zu besuchen. Diese saß eben in ihrem Stübchen in der engen Rittergasse, als Klinger, geschmückt mit seinen Orden, Wappen und glänzender russischen Militair-Uniform, vor ihr erschien und sich ihr, die er in zwanzig Jahren nicht gesehen hatte, nach und nach als ihren Sohn zu erkennen gab. Klinger machte jetzt seiner alten Mutter den Vorschlag, ihm nach Petersburg zu folgen, indem er sie zu sich zu nehmen wünsche. Allein vergeblich! Ihr Alter, sagte sie, gestatte es nicht, in ein so rauhes Land zu ziehen; kaum konnte es Klinger bei ihr dahin bringen, daß sie eine jährliche Unterstützung von 400 fl. von ihm annahm. „Ich brauche dieses Geld nicht", sagte die alte Mutter, „und ich nehme es blos unter der Bedingung an, daß ich meinen Feuersteinladen (sie hatte sich nämlich in vorgerückten Jahren am Fahrthor meßentlich einen Stand mit Klickern und Feuersteinen angelegt), der mir zur Gewohnheit geworden ist; fortsetzen darf." — Nach seiner Rückkehr in Rußland heirathete er ein russisches Fräulein, das ihm 6000 Bauern als Brautschatz zubrachte. In dieser Ehe zeugte er zwei Söhne, die als Lieutenants in der Garde angestellt wurden. In der Schlacht bei Mosaisk blieben beide auf dem Schlachtfelde. Ihre Mutter weinte sich über diesen großen Verlust blind. Nachdem nun Klinger noch viele Jahre als Direktor des Pagen- und Kadettenkorps und bis kurz vor seinem Tode als Mitglied des Conseils bei dem adelichen Fräuleinstifte und dem St. Katharinen-Institute angestellt war und sich in seiner langen und ehrenvollen Laufbahn große Verdienste in seinem zweiten Vaterlande erworben, die ihre vollste Anerkennung auch bei Ihren Majestäten dem Kaiser Alexander und der Kaiserin Maria Feodorowna, so wie auch bei dem jetzigen Kaiser Nicolaus gefunden, starb Klinger als verabschiedeter Generallieutenant und als Ritter mehrerer Orden am 25. Februar 1831 zu Petersburg an den Folgen einer durch Altersschwäche tödtlich gewordenen Erkältung in einem Alter von 77 Jahren.

Korrespondenz.

Düsseldorf, 7. Sept.

Gestern erlebten wir hier den sonderbaren Vorfall, daß ein Angelfischer aus den Fluthen des Rheinstroms einen todten menschlichen Körper hervorzog, dessen Anblick Mitleid und Schrecken zugleich erregte. Es war ein schönes Frauenzimmer in den besten Jahren, elegant gekleidet und mit goldenen Ringen an den Fingern reich versehen. Auf der Brust trug sie eingenäht einen Brief, worin ihr Geliebter aus einer benachbarten Stadt ihr meldet, daß sie nicht zu ihm zu kommen brauche, indem er sie weder heirathen, noch auch ihr Kind ernähren könne; blos beikommende vierzig Thaler (die sich in dem Briefe wirklich vorfanden) sey er im Stande, ein für allemal zu geben im Stande, und weiter nichte. Die Verzweifelnde hat sich also in's Wasser gestürzt, um sich und ihr Kind — sie war hochschwanger, aus dieser Welt des Aergernis, wie Shakspeare sagt, mit Eins hinweg zu bringen. Die Herkunft der Unglücklichen ist nicht zu ermitteln. — Vor einiger Zeit fand man allhier des Morgens früh eine schon ältere Wittwe in ihrem Bette todt; bei näherer Untersuchung ergab sich, daß sie erwürgt worden. Auch entdeckte man bald darauf ein neues Verbrechen unter dem Bette; die Schublade und etliche andere Behälter waren erbrochen und einige hundert Thaler baaren Geldes daraus entwendet. Einer unserer Polizeisergeanten erbot sich zur Ermittelung des Thäters, wenn man ihm Vorschuß geben und drei Tage lang von Dienste befreien wollte. Zugestanden! Darauf geht nun der kluge Sergeant in alle Schmiedewerkstätten, zeigt ohne alles Aufsehen das Verbrechen vor,

enthüllt endlich den Verfertiger desselben heraus. Dieser beschreibt ganz genau den Besteller, der denn auch, als er gleich nachher von einer Reise nach Köln Nachts zurückkam, sofort in den heutiges Tages so verhaßten Stand der Unfreien gesetzt wurde, in welcher Eigenschaft er nun in einem der hiesigen mietheireien Lokale die gesetzliche Prämie seiner allerdings kunstreichen That unbegierig erwartet. — Der Düsseldorfer Mime spielt dermal in Elberfeld; der Recensent schreibt, Alles gehe herrlich. Ein neues Theaterhaus kann indeß Elberfeld noch immer nicht zu Stande bringen, vermuthlich weil die »Feinen« dort heimlich dagegen arbeiten. — Karl Immermann's Grabmal findet man fortwährend mit frischen Blumen bestreut; die germanische Eiche ward auf dem Hochpunkt der Kraft plötzlich gefällt. Mortuus ut vivas, vivus moriaris oportet.

Ovid.

Mannichfaltigkeiten.

Die Clegg'sche Luftreisenbahn wird auch schon auf den Ackerbau angewendet. Um die Ochsen beim Ackern zu ersparen, werden große Cylinder auf dem Acker angebracht, aus denen die Luft mittelst einer Dampfmaschine ausgepumpt wird, worauf dann eine Stange mit der Pflugschaar, Spaten u. s. w. schnell hinläuft. In 20 Jahren soll kein Bauer mehr mit Ochsen pflügen.

Alle französischen Kriegsschiffe werden jetzt mit den neuerfundenen Bombenkanonen versehen. Treffen diese die Wände eines Schiffs, so machen sie so große Oeffnungen, daß es durch Wasser untergehen muß und fallen sie in das Innere, so zerplatzen sie und zerstören das Schiff durch Feuer. Der Erfinder ist Obristlieutenant der französischen Artillerie und heißt Pairhans, wovon diese Feuerschlünde auch den Namen haben.

Eines der großartigsten Biertrinker-Institute Baierns dürfte wohl in Nürnberg aufzufinden seyn. Es heißt dieses Institut, wo die Nürnberger himmlische Freuden genießen, sonderbar genug — das »Jammerthal«, von dem Begründer, der Jammerthal hieß, also benannt. Hier sitzen oft in einem Hofraume von zehn Klaftern Länge und fünf Klaftern Breite an tausend Menschen wie Häringe aufeinandergeschichtet und lassen sich den baierischen Nektar aus dem Keller in die Kehlen leiten. Nürnberg hat auch ein Bierhaus — die Himmelsleiter, ein Bierhaus — Albrecht Dürer, ein Bierhaus zum Volksdichter Grübel, ein Bierhaus zum Hans Sachs. Alle die großen Erinnerungen der Nürnberger leben täglich wieder in frischem Biere auf. Es wundert uns, daß Nürnberg noch kein Bierhaus zum Burgschmitt hat.

Im St. Gallischen Oberlande hat dieser Tage ein Naturereigniß stattgefunden, das nicht unbeachtet bleiben soll. Am linken Ufer der Seez, zwei Stunden ungefähr südlich von Weistannen, etwa drei nördlich von dem Fuße der Scheide, erhebt sich großartig wie alle Gebirge in diesem Landesstriche, der Fohnstock, der seine Felsmassen gegen das Seezthal wendet. Samstag, den 29. v. Mts., an welchem Tage allenthalben furchtbare Gewitter und Regengüsse hereinbrachen, löste sich ein Theil der hervorspringenden Felsen von jenem Stock ab und stürzte in gigantischen Blöcken hinab in's Thal, in der Richtung der Alpe Ballabüz. Der Felsenschutt sieht schauerlich goldauartig aus und dehnt sich von unten nach oben wohl in einer Entfernung von einer kleinen halben Stunde; der Schutt- und Felskegel hat eine verhältnißmäßige Breite eingenommen.

Die Elberfelder Zeitung enthält folgende Notiz: Literarische Curiositäten zu empfehlen, scheint mir mitunter Pflicht, und auch Verirrungen der Literatur gehören dazu, um sich einen Begriff von den verschiedenen Tendenzen unserer Zeit zu machen. Diese Woche sind mir zwei solcher Curiosa zu Gesicht gekommen. Das eine: »Ausflug nach Wien und Preßburg von Dr. Friedrich Hurter.« Dieser Mann ist seit einigen Monaten viel besprochen worden: er ist, wie behauptet wird, Antistes, oder evangelischer Vorstand, allein offenbar ist dies ein Irrthum eines falsch unterrichteten Schweizer Correspondenten. Er ist gewißlich Pater in irgend einem Kloster, wie nach Durchlesung jenes Werks nicht mehr zu bezweifeln ist, und wenn er das nicht ist, sondern ein amtlich fungirender Kirchenrath in Schaffhausen, so mag seine Gemeinde scharf zusehen, sonst lernt sie nur Bewunderung der Klöster, und Verehrung der Infanten Miguel und Carlos, gerade wie sie bei den Jesuiten zu Freiburg vorkommt. — Ein anderes heißt: »Heinrich Heine über Ludwig Börne.« Das deutsche Publikum muß ungeheuer reich seyn, wenn man ihm zutraut, es solle 2 Thaler für solch ein Buch zahlen, in welchem bei einigen hübschen Ideen eine solche Masse von Unrath vorkommt, daß man als Endurtheil nichts als »Pfui!« zu sagen braucht. Nach diesem Buche kann Heine getrost nach Deutschland zurückkehren, es bedarf für ihn keiner Amnestie, denn er hat selbst eifrigst dafür gesorgt, daß er der Vergessenheit anheimfalle. Hurter und Heine gleichen sich, denn ersterer gehört nur dem Namen nach der evangelischen, letzterer nur dem Namen nach überhaupt der christlichen Kirche an: sie gleichen sich auch nicht, denn ersterer wird bald von einem baierischen Prälaten bekehrt werden, letzterer wird es niemals.

(St. Petersburg, 1. Sept.) In der Nacht vom 26. auf den 27. Januar (7. — 8. Febr.) um Mitternacht erfolgte 15 Werste von der Stadt Baku (am kaspischen Meere), bei dem Dorfe Bäklichi, ein vulkanischer Ausbruch mit einem unterirdischen Getöse, welches auf 30 Werste weit zu hören war. Den Auswurf der Flammen konnte man auf 40 Werste weit sehen, und bis zum Morgen erschien er wie ein hell lodernder Scheiterhaufen. In einem Umkreise von 3 Wersten wurden Erdschollen ausgeworfen; ein dicker schwarzer Rauch erhob sich gleich einer ungeheuren Säule, wurde gleich einer Gewitterwolke nach der Richtung des Windes fortgetrieben und hinterließ auf einem Raume von 40 Werstin eine Menge kleiner hohler schrotähnlicher Kügelchen, welche aus der verbrannten, mit Schwefel gemischten Materie sich gebildet hatten. Am folgenden Tage erlosch zwar die Flamme, allein die Erde wogte noch heftig und von Zeit zu Zeit erfolgten kleine Ausbrüche. Aus verschiedenen Stellen floß auch Lava hervor, jedoch weit weniger als im Jahr 1830 bei dem Auswurfe des maßasürschen Berges. Nach dem Ausbruche war die Luft in weitem Umfange mit Schwefel geschwängert. An vielen Stellen hat die Erde so breite Ritze erhalten, daß man es nicht wagt, das Vieh dort weiden zu lassen.

In Namur blüht gegenwärtig eine Hortensia von 25 Fuß, 7 Zoll Umfang, mit 597 Blumenkronen; eine zweite hat 20 Fuß im Umfang und 286 Blüthen.

In Süd-Australien hat eine große Ueberschwemmung stattgehabt, bei der gegen 100 Menschen und über 100,000 Schafe umgekommen sind.

(Frankfurt, 11. Sept.) Bei dem auf morgen Samstag, den 12. d., stattfindenden Konzerte der Fräul. Sophie Schloß wirken auch die Violonisten, Herren Gebr. Offenbach, mit.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Sept. Der Jude, Schauspiel in 4 Abth., nach Cumberland. (Gastrolle) Schwa: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf: Der gerade Weg der beste, Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue. Elias Krumm: Hr. Döring.

Sonntag, 13. Sept. (Zum Erstenmale): Lucia di Lammermoore, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 257. Sonntag, den 13. September 1840.

Dem ersten Zögling der Mozartstiftung.

Von

Ludwig Hub.

Sag', von welchen Stromes Wogen
Wird Dein Kindheitsland umspült,
Jüngling, der sich hingezogen
Zu der hohen Kunstbahn fühlt? —
Deine Heimath bleibt dieselbe,
Mag Dein Vaterland auch seyn
An der Weser, Oder, Elbe,
An der Donau, an dem Rhein.

Immer sind es deutsche Gauen,
Wo Dein Elternhaus auch stand,
Du, auf den jetzt mit Vertrauen
Blickt das große Vaterland.
Deutsche Lieder, deutsche Töne
Sie vernahm schon früh Dein Ohr,
Eh' zum Träger für die schöne
Palme man Dich auserkor.

Hohen Preis hast Du errungen!
Ist Dir Deine Sendung klar?
Bist Du auch von ihr durchdrungen,
Erstling der Elitenschaar? —
Mozart, dem sich Alle neigen,
Hast Dein Streben Du geweiht;
Wirst Du sein Dich würdig zeigen,
Ist Dein Lohn: Unsterblichkeit.

Hehres Wort! Ein Glück der Erde
Wiegt Unsterblichkeit nicht auf:
Darum, Auserwählter, werde
Müssig nie in Deinem Lauf;
Denke, daß im Vaterlande
Jedes Auge auf Dich sieht;
Pflege, entfernt vom Meeresstrande,
Treu das stolze, deutsche Lied!

Jenes Lied, bei uns gereifet,
Das aus Busens Tiefe dringt,
Das den Fremdling selbst ergreifet,
Wenn's die deutsche Zunge singt.
Laß uns wieder Klänge hören,
Wie man sie zuerst vernahm,
Als, um Geister zu bekehren,
Mozart auf die Erde kam!

Man erschließt Dir jetzt die Pforten
Eines freundlichen Asyls;
Sangesbrüder aller Orten
Freu'n sich des erreichten Ziels.
Als der Erste magst Du wohnen
In dem schönen, heitern Raum.
Wirst Du auch die Pflege lohnen?
Trägt auch Frucht Dein Blüthenbaum? —

Mög' er wachsen und gedeihen,
Deutschlands werthes Eigenthum!
Dann kann ich Dir prophezeien
Eine Zukunft, reich an Ruhm.
Dein erwähltes Haupt umgabe
Strahlend einst des Meisters Glanz!
Ja, am ersten Sohn erlabe
Freude Frankfurt's Liederkranz!

Eifersucht und Rache.

(Fortsetzung.)

„Ich wäre Euer Gefangener?" rief Albrecht.

„Ihr irrt Euch wohl, Herr Landgraf!" sprach der Graf, „irrt Euch in mir und diesem Ritter. Ich gebe Rebellen keinen Schutz, noch Aufenthalt in meinem Schlosse, und dieser Ritter, wenn Ihr ihn nicht kennt, ist mein Sohn, mein Erstgeborner, der Erbe meiner Güter."

„Bedenket, was Ihr sagt und thut."

„Seyd unbesorgt, ich werde über mein Thun und meine Worte dem Kaiser selbst Rechenschaft zu geben wissen."

„Welche Rechte mir von Friedrich über die Lehensträger

der Lombardei eingeräumt wurden, wird Euch dies Blatt lehren. Lest!"

Der Landgraf überreichte ihm ein Blatt; der Graf las es und gab es ihm ruhig mit den Worten wieder: „Der Kaiser hat Euch große Rechte eingeräumt; jedoch zu andrer Zeit und unter anderen Umständen. Daß aber ein Vater seinem zurückkehrenden Sohne die Aufnahme in dem väterlichen Hause verweigern, ihn wohl gar an seine Feinde ausliefern sollte, eines solchen unnatürlichen Falles hat der gütige Kaiser nicht gedacht. Was ich gesagt, mögt Ihr dem Kaiser treulich hinterbringen und ihm sagen, daß ich für meinen Albrecht bürge."

„Es thut mir leid, doch kenne ich den Willen meines Herrn und was sein Vortheil heischt; ich muß mich Eures Sohnes bemächtigen."

„Wo ich regiere, Herr Landgraf! bemächtiget man sich selbst nicht des geringsten meiner Diener, viel weniger meines Sohnes."

„Selbst nicht, wenn es des Kaisers Wille wäre?"

„Das ist des Kaisers Wille nicht, und kann's nicht seyn! Der Kaiser wird die Stimme eines Vaters hören, der seinen Sohn beschützt."

„Wohlan, Herr Graf! Ihr wollt es so, möget Ihr die Folgen nicht zu bereuen haben . . . Ich hätte wohl gewünscht, einige Tage auf Mendrisi zu verweilen; doch mit einem Meineidigen kann und darf ich nicht unter einem Dache wohnen."

„Herr Landgraf, mäßigt Eure Worte:" fuhr Albrecht auf, sonst könnte ich vergessen, daß Euch nur das Gastrecht schützt."

„Albrecht, schweige! ich befehle es Dir," sprach der Graf.

„Gehabt Euch wohl, Herr Landgraf!"

„Ich verlasse Euch, Graf v. Mendrisi; doch hört auf meine Warnung, und bedenket, daß es dem, der Mailand zerstörte, ein Leichtes seyn dürfte, das Schloß Mendrisi verschwinden zu machen."

Mit diesen Worten verließ der Landgraf den Saal. „Mir diese Drohung!" rief der Graf zornentbrannt; „geh', folge ihm, Verräther! ich werde Euch zu empfangen wissen."

Hermann ging, voll innern Grimmes. Gabriele sah besorgt bald auf Albrecht, bald auf den alten Grafen. Um Gismonden's Lippen zeigte sich ein triumphirendes Lächeln. Albrecht äußerte seine Besorgnisse, daß der Landgraf wirklich mit einem Heerhaufen vor Mendrisi rücke und es belagere. Der alte Graf war furchtlos und versicherte, sein Schloß habe schon mehreren Belagerungen widerstanden und sie glücklich abgeschlagen.

„Ist der Verräther Hermann fort," sagte er, „so ist mein Schloß viel fester, als Mailand je gewesen. Mich schützen meine festen Mauern und die Tapferkeit und Einigkeit derer, die sie vertheidigen. Komm, mein Sohn, wir wollen uns zur Vertheidigung rüsten. Der Landgraf mag nun kommen und es versuchen, mein Schloß verschwinden zu machen; ich fürchte, daß ihm wohl eher der Muth und die Geduld verschwinden."

Er ging mit Albrecht fort, Gismonda wollte folgen. „Gismonda!" sagte Gabriele, „bleibt einen Augenblick."

„Was wollt Ihr von mir?"

„Habt Ihr die Drohung des Landgrafen gehört? begreift Ihr, in welcher Gefahr wir Alle schweben? Es steht bei Euch, sie abzuwenden. Sucht Hermann mit dem Bruder zu versöhnen. Er kann den Landgrafen zu friedlichen Gesinnungen stimmen und uns Ruhe und Frieden geben. Von Euch allein hängt es ab, meinen Albrecht, mein Kind und mich zu retten."

(Fortsetzung folgt.)

Das Reisen auf dem Rhein.

(Bemerkungen eines Reisenden.)

Wenn der gemüthliche und launige Claudius noch einmal in unsere Gegenden zurückkehrte; so würde er nicht bloß singen: Am Rhein, am Rhein, da grünen unsre Reben ꝛc. ꝛc., sondern er würde auch bewundernd in die Saiten seiner Leier greifen bei dem Anblick des reichbewegten Lebens auf dem vaterländischen Strome, welches sich seit Einführung der Dampfschifffahrt von Jahr zu Jahr in steigendem Maße kund gegeben hat. In früheren Jahrhunderten sah man den Vater Rhein seine stolzen Fluthen aus dem schweizerischen Hochgebirge fast müßig bis in die holländischen Niederungen hinunter wälzen, mit wenig mehr beschäftigt, als Flöße und gewöhnliche Frachtschiffe mit sich langsam fortzuführen. Da herrschte weder Thätigkeit noch Leben; kein Reisender wollte sich dem zögernden Laufe des Stromes anvertrauen, und wenn er es wirklich that, um die interessantesten Partien seiner Ufer kennen zu lernen, so bestieg er zu Mainz eine Eiljacht, schaukelte auf dem Rheine herum bis Bingen, zitterte bei der Fahrt durch das berüchtigte Binger Loch und bei dem Anblick des Mäusethurms, und schwamm nun von da, nach den Launen des Stromes, bis Koblenz hinab, rechts und links die pittoresken Ufergegenden mit ihren zahlreichen Städten, Dörfern und Ruinen bewundernd. Die große Rheinreise war nun gemacht, und wer noch weiter zu gehen sich entschlossen hätte, den würde man meist für einen kühnen Wagehals, für einen Abenteurer gehalten haben, den seine nicht zu stillende Neu- und Forschbegierde leicht in eine unangenehme Lage bringen könnte. So reiste unter andern auch Kaspar Risbeck aus Höchst am Main, der geniale Verfasser der im Jahre 1784 herausgekommenen Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland; und die Schilderung, welche er uns von seiner Rheinfahrt entwirft, trägt ganz das Gepräge seiner lebendigen Anschauung und scharfen Auffassungsgabe. Doch es ist nur ein Gemälde aus den achtziger Jahren, wo Vater Rhein mit der Industrie noch in einer morganatischen Ehe lebte. Jetzt, wo er sich mit ihr durch die Dampfschifffahrt feierlich vermählt und sie in alle Ehren und Rechte einer rechtmäßigen Gemahlin eingesetzt hat — jetzt, sage ich, müßte unser Landsmann Risbeck (seine Gebeine ruhen zu Aarau in der Schweiz, wo er mehr Freiheit als Brod hatte) von den Todten wieder auferstehen und noch einmal der Seligkeit einer Rheinreise, und zwar mit den neuen Transportmitteln, theilhaftig werden. Wie reizend würde seine gewandte Feder die Fortschritte des menschlichen Geschlechts, seinen Erfindungsgeist und seine behaglichen Lebenseinrichtungen zu schildern wissen! Im Jahre 1784 eine zwar schön aufgeputzte, aber enge Eiljacht, ihrer beschränkten inneren Einrichtung nach eher für eine wandernde Marionettengesellschaft, als für eine Anzahl Lustreisende tauglich, welche auch an Bord die Freuden des geselligen Lebens ungeschmälert genießen wollen. Im Jahr 1840 dagegen ein Dampfboot von riesenmäßigem Bau, geräumig genug, um Hunderte von Reisenden aufzunehmen, und seiner Bauart und wirthschaftlichen Einrichtungen nach mit Allem versehen, was zu einem bequemen und angenehmen Leben während einer Wasserreise nur immerhin verlangt werden kann. O Risbeck! sähest du diesen wundervollen Wechsel der Dinge auf dem von dir gefeierten Strome — gewiß, du würdest deine beredte Feder noch einmal ergreifen, an dem Altare der Menschheit nie-

derknieen und zu ihrem Lobe einige begeisterte Seiten niederschreiben.

Diese und ähnliche Betrachtungen drängten sich mir auf, als ich an einem schönen Sonntag-Morgen (23. August) das Düsseldorfer Dampfboot: „Erbgroßherzog von Hessen" bestieg und in zahlreicher Gesellschaft sanft und rasch dem Rhein hinab gleitete. — Ist man durch den Totaleindruck der interessanten nautischen Erscheinung befriedigt, so beginnt man in seinem schwimmenden Hause sich etwas näher umzusehen, und über die Art zu wohnen und zu leben Erkundigungen einzuziehen. Mit Vergnügen bemerkt man den geräumigen, geschmackvoll decorirten und äußerst bequem eingerichteten Salon, zur Aufnahme einer großen Zahl von Reisenden geeignet. Bei günstiger Witterung wird man lieber auf dem Verdeck zubringen und da sein Frühstück genießen, oder einen Platz an der Table d'hote einnehmen. Nicht leicht dürfte der Reisende hierbei etwas vermissen, was er auch im Gasthause zu erhalten gewohnt ist, und bei mehrtägigem Aufenthalte auf dem Dampfboote wird er an dem Schiffsleben und dem geselligen Verkehr der Reisenden immer mehr Geschmack finden. Auf den Düsseldorfer Booten, welche ich später bestieg, fand ich überall dieselbe gefällige Aufmerksamkeit von Seite des Beamten- und Wirthschafts-Personals, dieselbe gute Bewirthung zu annehmbaren Preisen und die stets sich gleich bleibende Güte der Rhein- und Moselweine, welche, wie man mir sagte, von der Administration der Düsseldorfer Gesellschaft, aus Rücksicht für das Interesse der Reisenden, den respectiven Schiffsrestaurateurs zu billigen Preisen verabfolgt werden. Diese Restaurateurs haben ein sehr gutes Geschäft, da sie der Gesellschaft keinen eigentlichen Pacht bezahlen, sondern nur für den Gebrauch des ihnen geliehenen eleganten Tischgeräthes und Silberzeugs eine mäßige Vergütung zu entrichten haben. Die Oberaufsicht über die Wirthschaftsführung ist den Kapitänen und Conducteurs übertragen, welche, wie ich mich selbst überzeugte, selbst kleine Verstöße nicht ungerügt vorüber gehen lassen. Mit nicht geringerem Interesse richtete ich meine Aufmerksamkeit auch auf die übrigen Zweige der Schiffsverwaltung, in welchen durchgängig große Ordnung und Reinlichkeit zu herrschen schien. Reisende, deren Bekanntschaft ich machte, waren so gütig, mich über verschiedene der erwähnten Punkte zu unterrichten und mir besonders die gute Behandlung der Reisenden von Seiten des Schiffspersonals zu rühmen. Sie hatten mir nur Wahres berichtet, wie ich während meiner mehrtägigen Rheinreise öfter zu bemerken Gelegenheit hatte. — Die Maschinen der Düsseldorfer Dampfboote sind, wie bekannt, Erzeugnisse des britischen Kunstfleißes, hervorgegangen aus den Werkstätten ausgezeichneter Mechaniker, und haben ihre Leistungsfähigkeit durch eine längere oder kürzere Erfahrung bereits bewährt. Der Kenner oder Liebhaber der praktischen Mechanik wird nicht ohne Interesse bei dem Maschinenwerk verweilen, welches, so viel man nach dem bloßen Anschein und dem geregelten Gange der Bewegungen urtheilen kann, mit bewundernswürdiger Sorgfalt gebaut und zusammengesetzt ist. Die Dampfmaschine und ihr Gebrauch als Bewegungsmittel ist gewiß eine der schönsten Erfindungen der neueren Zeit, eine Erfindung, welche ihren unermeßlichen Einfluß auf das gewerbliche und gesellige Leben bereits auf eine glänzende Weise geltend gemacht hat.

W. D.

Gespräch zwischen einem Kapellmeister und einer Prima-Donna.

Pr. D. Ich freue mich unendlich, auf Ihrer Bühne auftreten und mein bescheidenes Talent geltend machen zu können. Ich darf mir schmeicheln, Ihnen Ehre zu machen. Aus vielen Zeitungen werden Ihnen meine Erfolge bekannt seyn und ich stehe gegenwärtig mit sechs Directionen, deren jede mich gerne besitzen möchte, in Engagements-Unterhandlungen.

K. Das freut mich sehr; denn sollte es Ihnen, was ja immerhin möglich wäre, bei uns nicht gefallen, so stehen Ihnen andere Wege noch sechsfach offen. In welcher Rolle wollen sie zuerst singen?

Pr. D. Ich möchte mit der Norma beginnen.

K. Mit Allem, nur nicht mit der Norma, der Amine, der Wahnsinnigen! Diese Parthien werden von allen Sängerinnen vorgeritten und das Publikum mag sie nicht mehr.

Pr. D. Ist das meine Schuld? und soll ich gerade auf meine Glanzrollen verzichten? Als Norma habe ich aller Orten Furore gemacht und hoffe Aehnliches auch hier. Was kann Ihnen daran liegen, in welcher Rolle ich debütire?

K. Viel, schöne Frau! Glauben Sie nicht, daß ein Kapellmeister Verpflichtungen gegen das Publikum hat? Wenn ich die Leute ewig mit Bellini und Donizetti regalire, so rufen sie mir ein spöttisches toujours perdrix entgegen.

Pr. D. Aber diese Komponisten sind à l'ordre du jour und diese Opern werden überall fast ausschließlich gegeben. Wollen Sie allein gegen den Strom schwimmen, und können Sie den Zeitgeschmack ändern? Man sucht im Theater Erholung nach den Mühen des Tages. Diese Erholung bieten Bellini und Donizetti besser, als Mozart und Cherubini. Diese strengen den Geist des Hörers an, jene vergönnen ihm Ruhe. Die Leute wollen uns Sängerinnen bewundern, wollen unsere Kehlenfertigkeit, unsere Effectstücke, unsere liebenswürdigen Tändeleien und dergleichen anstaunen. In einer Mozart'schen Oper sind wir aber so sehr dem Ganzen untergeordnet, daß wir auf große Erfolge nicht rechnen können. Jene klassischen Tonsetzer behandeln uns wie Leibeigene, aber bei den Modernen sind wir emanzipirt und beherrschen die Welt, wenigstens die zwischen den Coulissen. Sey dem übrigens, wie ihm wolle! Hier ist jeder Wortwechsel überflüssig. Man muß dem Zeitgeschmack sein Recht lassen. Wer wird fragen, ob eine Mode schön oder passend sey? Sie ist schön, weil sie Mode ist. Ich habe übrigens, lieber Kapellmeister, von Ihrem gebildeten Geschmack und von Ihrer trefflichen Bühne zu viel Rühmliches gehört, als daß ich Ihnen eine Einseitigkeit der Kunstrichtung zutraun, und als daß ich glauben könnte, Sie seyen hinter der fortschreitenden Zeit zurück geblieben.

K. Das bin ich nicht, und eben so wenig bin ich einseitig. Ich muß auf die verschiedenartigen Geschmacksanforderungen des Publikums Rücksicht nehmen und ihm Wechsel und Mannichfaltigkeit bieten. So sehr ich dem Ernste unserer älteren und klassischen Musik den Vorzug gebe, so wenig darf ich der neueren den Zugang versagen.

Pr. D. Nun, so wären wir ja einig, und ich singe die Norma.

K. Noch nicht! — Ich will die Norma nicht verwerfen,

über den Mißbrauch, der damit getrieben wird. Wären Sie die erste, die sechste, oder auch die zwölfte Norma, so mögte es angehen, aber Sie sind die hundertste, und darum geht es nicht an. Es ist sehr zu bedauern, daß ihr Sänger und Sängerinnen fast ausschließlich nur auf Bellini und Donizetti schwört. — Warum verfolgt Ihr Alle diesen Weg? Sie werden mir antworten, man könne nicht zu gleicher Zeit in allen Richtungen excelliren und die Vorzüge des deutschen getragenen Gesanges seyen mit denen der italienischen Kehlfertigkeit nicht gleichmäßig zu vereinigen. Ganz richtig. Nur darin wird gefehlt, daß Ihr Euch Alle der Einen Schule zuwendet und somit einander selber im Wege steht. Ihr wollt nur brilliren, Euch einander nur überbieten, nur der Mode huldigen. Verstündet Ihr Euern Vortheil besser, so würdet Ihr, je nach den Euch zu Gebot stehenden Stimmmitteln, nicht Alle auf denselben Pfaden wandeln. Seht doch die Maler, die Dichter, die Schriftsteller an! Der Eine wendet sich der Historie, der Andere der Landschaft, Dieser der Elegie, Jener dem Epos, der Eine der Wissenschaft und der Andere der Kritik zu. Alles paßt sich nicht für Alle. Was soll aus unsern Opernrepertoiren werden, wenn Ihr stets mit Euern Norma's und Aminen angerückt kommt? Ich verliere die Geduld, und auch das Publikum hat sie verloren.

Pr. D. Hätte mir das Jemand vor einigen Jahren gesagt, so hätte ich es vielleicht berücksichtigt. Jetzt ist es zu spät, und ich muß auf die Ehre verzichten, an Ihrer Bühne aufzutreten. Uebrigens werden Sie mir zugeben, daß man in einer Bellinischen Oper sein Gesangstalent weit glänzender entfalten kann, als in einer Mozart'schen.

K. Das gebe ich Ihnen nicht zu, man kann allerdings in diesen neuen Opern die Hörer mehr verblüffen, ihnen mehr Sand in die Augen streuen, mehr kokettiren und mehr äußerliche Effekte bewirken; sie sind mehr auf sinnliche Unterhaltung, mehr auf die Akustik des Tones, mehr auf Künsteleien berechnet. Wenn Ihnen aber jemals eine höhere Ansicht der Musik aufgegangen ist, wenn sie mit deren geistiger Natur sich nur einigermaßen vertraut gemacht haben, so bin ich der Mühe überhoben, ihre Behauptung zu widerlegen, und im Falle Ihnen die höheren Zwecke der Musik unbekannt sind, würden Sie meine Gegengründe nicht verstehen. Sie würden es nicht verstehen, wenn ich Ihnen sagte, die Musik sey die ewige, unvergängliche Kunst des Gemüthes, sie müsse in innigster Verbindung mit unsern heiligsten und schönsten Empfindungen stehen; sie müsse erheben und veredeln. Ich stehe an dem wichtigen Posten eines Kapellmeisters, und wenn ich auch von dem Einflusse der Mode mich nicht ganz lossagen kann, so habe ich dagegen doch die Verpflichtung, wenigstens zu vermitteln und den Geschmack für's Bessere nicht ganz untergehen zu lassen. Sie haben für sich Recht, auf Ihrer Norma zu bestehen, und ich habe Recht, wenn ich Sie damit zurückweise.

Pr. D. So muß ich mich an einen Andern wenden, der meine Vorzüge besser zu würdigen versteht. Leben Sie wohl!

K. Ich bedaure recht sehr! W.

Korrespondenz.

Aus dem Staate Arkansas, im Juni 1840.

Es ist eine schon oft gemachte, wiewohl noch immer nicht genug beherzigte Erfahrung, daß die fremden Einwanderer in den Küstenländern der vereinigten Staaten von Nordamerika selten eine ihren Wünschen entsprechende, mit ihren finanziellen Mitteln vereinbare Niederlassung finden können. Wollen sie durch unnützes Warten und leere Speculationen, wobei amerikanische Schwindler ihnen hülfreiche Hand leisten, ihr Geld und ihre Zeit nicht zwecklos vergeuden; so bleibt ihnen nichts anders übrig, als landeinwärts zu gehen und einen der westlichsten Staaten, wie Illinois, Missouri oder Arkansas für eine dauernde Niederlassung auszuwählen. Um dahin zu gelangen, hat man von der Meeresküste eine zweite große, mit nicht unbeträchtlichen Kosten verknüpfte Reise, theils zu Wasser, theils zu Lande, zu machen, wodurch die für diesen Zweck öfter nicht hinreichend dotirte Reisekasse nur noch mehr erschöpft wird und eben daher die zur Niederlassung erforderlichen Mittel gar häufig zu fehlen pflegen. Die Folge davon ist, daß die Ausgewanderten in eine mißliche Lage gerathen und sich zuletzt weder zu rathen, noch zu helfen wissen. Ein warnendes Beispiel liefern die in den Küstenstädten hülf- und bestimmungslos umherirrenden europäischen Auswanderer, welche im Lande der Freiheit der Hunger tödten würde, wenn ihnen nicht die Mildthätigkeit ihrer Landsleute und der Eingebornen großmüthig zu Hülfe käme. Deutsche haben in Arkansas, dem westlichsten der nordamerikanischen Freistaaten, im Laufe der letztverflossenen Jahre Niederlassungen gegründet, bei ihren Ansiedlungen aber viele der Ungemächlichkeiten erdulden müssen, welche schon der große Franklin in seinen Schriften den europäischen Auswanderungslustigen zur Beherzigung mitgetheilt hat. Vor etwa 7 Jahren ließ sich ein Theil der Sandherr'schen Gesellschaft aus dem Großherzogthum Hessen in der Gegend von Little-Rock nieder. Sandherr hat sich in einer Entfernung von 17 engl. Meilen von Little-Rock angesiedelt, da, wo auch Margut aus Gießen und Eckhard aus Darmstadt wohnen. Dagegen hat Pfarrer Klingelhöfer, ebenfalls aus dem Großherzogthum Hessen gebürtig, sich auf eine Entfernung von 60 Meilen von jener Stadt im Lande angesiedelt. Unter den neuen Ansiedlern des Staates Arkansas ist Georg aus Kelsterbach am Main vielleicht der glücklichste, weil er in nicht gar langer Zeit durch die Benutzung günstiger Conjunkturen zu einem hübschen Vermögen gelangt ist. Allein alle diese Ausgewanderten hatten in den ersten Jahren ihrer Ansiedelung einen sehr harten Stand, mußten unendlich viel leiden und entbehren und konnten nur mit der äußersten Anstrengung sich im Laufe der Zeit in eine bessere Lage versetzen.

Palindrom.

Zwar ist es ein kleines Wort;
Doch sprach man's mit heil'ger Scheu
In der Griechen Heidenthum. —
Rückwärts nannt es die den Ort,
Wo sich eng verbinden Zwei —
Seit dem grausten Alterthum.

Mühlheim a. M. Restel.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 13. Sept. (Zum Erstenmale): Lucia von Lammermoor, tragische Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. Abonnement suspendu.

Montag, 14. Sept. Der alte Student, Lustspiel in 4 Abth., Zelko: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf: Komm' her! dramatische Aufgabe in 1 Akt, von v. Gletzolt. Zum Schluß: Der Verschwiegene wider Willen, oder: Die Fahrt von Berlin nach Potsdam Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue. Commissionsrath Frosch: Hr. Döring.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 258. Montag, den 14. September 1840.

Eifersucht und Rache.

(Fortsetzung.)

Wie von einem teuflischen Gedanken ergriffen, zuckte Gismonda auf; ihr Auge funkelte, krampfhaft ballte sie ihre Hände und biß sich in die Lippen. Wie im Wahnsinn brach sie in die Worte aus: „Albrecht, Dein Kind und Dich? . . Unselige! an was hast Du mich erinnert? Nicht wahr, Du sagtest, ich könne Euch retten? . . . Ich kann's! Euch aber auch verderben."

Mit diesen Worten stürzte sie fort und ließ Gabrielen in einem Zustande der Verzweiflung. Wie sollte sie sich diese fürchterlichen Worte erklären? was brachte sie in diese wahnsinnige Wuth? was will sie beginnen?

Zu deutlich ging aus Gismonden's ganzem Wesen hervor, sie sinne etwas Böses. Gewiß droht Albrechten Gefahr, ihm, dem geliebten Manne und ihrem Kinde. Dies war der einzige Gedanke, den Gabriele dachte, und der ihr alle Ruhe raubte. An sich selbst dachte sie gar nicht, und war weit entfernt, auch nur zu vermuthen, was der Grund dieser heftigen Aufregung Gismonden's seyn könnte. Sie hielt immer nur den Parteihaß und den Schmerz über den Verlust der Ihrigen als die Quelle dieses Hasses.

Hermann verfolgte inzwischen seine Plane. Er war es, der den Landgrafen von dem Aufenthalte seines Bruders auf Mendrisi in Kenntniß gesetzt hatte; er, der ihn aufforderte, ihn gefangen zu nehmen; er, der den Landgrafen aneiferte, sein verletztes Ansehen zu rächen, und sich sogar anheischig machte, ihm dazu behülflich zu seyn. Er brachte die Nacht nach dem Auftritt in dem Schlosse in des Landgrafen Lager zu. Da wurde beschlossen, vor Mendrisi zu rücken, und Hermann selbst wolle den Feinden den Eingang in das Schloß erleichtern. Der Landgraf versprach, ihn dafür mit allen Gütern der Grafen von Mendrisi zu belehnen, und Albrecht, als Empörer gegen den Kaiser, derselben für verlustig zu erklären.

Es war nicht der Parteihaß, der Hermann so feindselig gegen Albrecht stimmte, dieser diente ihm nur als Deckmantel, um seine Habsucht zu verbergen. Als Zweitgeborner hatte er keinen Anspruch auf das bedeutende Erbe seines Vaters. Albrecht, als der Erstgeborne, trat nach den damaligen und zum Theile noch jetzt bestehenden Gesetzen nicht nur in den ungetheilten Besitz aller Länder und Güter, sondern er wurde sogar Herr seines jüngeren Bruders. Diesen Gedanken konnte Hermann nicht ertragen, und daher frohlockte er im Stillen, als sich sein Bruder für die Partei des Papstes erklärte. Nicht Ueberzeugung führte ihn jener des Kaisers zu, sondern nur, weil ihr sein Vater anhing, und er sich dadurch bei diesem beliebt zu machen suchte. Fortwährend war er bemüht, seinen Bruder bei dem Vater in ein gehässiges Licht zu stellen, jede seiner Handlungen zu verkleinern und selbst den großartigsten und edelsten einen schlechten Beweggrund unterzuschieben. So war es ihm endlich gelungen, den Vater dahin zu bringen, daß er Albrechten enterbte.

Wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel kam ihm daher die Nachricht von seinem Vater: er möge eilig heimkehren, der todtgeglaubte Sohn sey zurückgekehrt und Mendrisi sey zum Festpalaste geworden. Auf einmal sah er alle seine Hoffnungen, seine Bemühungen, die weit aussehenden Plane für die Zukunft vereitelt. Dem mußte gesteuert werden, und zwar auf eine Art, daß selbst der Vater nicht im Stande seyn könnte, die Wirkungen seines Handelns zu vereiteln. Hermann eilte daher sogleich zu dem Landgrafen von Thüringen und zeigte ihm an, ei er der ersten Anführer von dem Heere Alexanders, einer der Tapfersten, befinde sich auf Mendrisi. Die Folgen dieser Anzeige wissen wir.

Hermann hatte darauf gerechnet, Albrecht würde bei'm Erscheinen des Landgrafen die Flucht ergreifen. Daß sein Vater, als ein treuer Anhänger des Kaisers, es wagen würde, sich dem Landgrafen zu widersetzen, und auf die Ungnade des Kaisers hin ihn selbst zu vertheidigen, das hatte er nicht erwartet. Wollte er also nicht alle seine Hoffnungen auf ein Mal und für immer vereitelt sehen, so durfte er auf dem ein Mal betretenen Wege nicht stehen bleiben. War er anfangs nur ein Verräther seines Bruders, so wurde er nun auch der seines Vaters. Wenn es nicht anders ginge, so war er entschlossen, Beide zu opfern.

Gismonda's Rachedurst war ihm bekannt; oft hatte sie ihm gesagt, sie könne nicht eher Ruhe finden, bis der Tod der Ihren in dem Blute ihrer Feinde gerächt sey. Er konnte also darauf rechnen, in ihr eine getreue Verbündete zu finden, die ihn in seinen Planen unterstützen würde; es war also klug, sie damit bekannt zu machen.

Wir finden die beiden Gatten in einem abgelegenen Theile des Parks, und ihr Gespräch wird uns mit Hermanns Absichten bekannt machen.

„Du nährst geheime Sorgen, Hermann! sag', was kümmert Dich?"

„Nichts, meine Theure! bald ist mein Zweck erreicht; der mir im Wege steht, steht am Rande des Verderbens."

„Ich fürchte, Du hoffst zu viel. Dein Vater hat nur Albrechts Willen; was dieser thut, ist jenem auch genehm. Sie herrschen hier, nicht Du! Die Vertheidigung des Schlosses ist beschlossen, und bei dem Muthe, der die Besatzung beseelt, bei der Liebe, die jeder Einzelne für seinen Herrn fühlt, wird es ihnen ein Leichtes seyn, den Angriff abzuschlagen und den Landgrafen mit Schande zurückzuweisen."

„Sey unbesorgt! der Muth, die Einigkeit, die festen Mauern dieses Schlosses verhindern nicht den Fall desselben. Heute noch fällt es in des Landgrafen Hand, und heute noch bin ich Herr von Mendrisi."

„Ich verstehe Dich nicht; sprich, wie wäre dieses möglich?"

„In diesem Schlosse muß ich den Meineidigen entweder lebend oder todt zu meinen Füßen sehen."

„Sinnst Du vielleicht Verrath? da irrst Du Dich. Es ist nicht Einer hier im Schlosse, der seinen Herrn verriethe; ein Jeder ist bereit, ihn mit Blut und Leben zu vertheidigen."

„Mag seyn! Ist erst der Feind einmal im Schlosse, so muß die treu ergebene Schaar der Uebermacht unterliegen."

„Das Erstere aber ist unmöglich, denn Thor und Thüren sind wohl verwahrt und vertheidiget."

„Während sie die Mauern und die Thore vertheidigen, steht, ihnen unbewußt, der Feind im Herzen des Schlosses und greift die Vertheidiger von allen Seiten an."

Bei diesen Worten schauderte Gismonda in ihrem Innern zusammen. Zu dem Rachegefühle gesellte sich nun ein anderes, diesem entgegengesetztes. Was ihr, von der Ferne gesehen, so wünschenswerth schien, der Tod des Ungetreuen, erfüllte sie nun, da er ihr nahe und als wahrscheinlich vor Augen stand, mit einer unnennbaren Angst, die sie jedoch vor Hermann verbergen mußte. „Hermann! willst Du zum Verräther werden," sagte sie, „zum Verräther an dem eigenen Vater?"

„Ist es Verrath, wenn ich dem Kaiser diene, wenn ich dem Vater die Binde von den Augen nehme, die ihm Albrecht umgelegt?"

„Du hast wohl Recht; aber . . ."

„Aber war es nicht Dein eigner heißester Wunsch, daß der Meineidige falle?"

„Er war's; . . . doch denke an den Vater. Gerechter Zorn wird ihn ergreifen, er wird Dich aus seiner Nähe bannen, Dir sein Haus auf immer verschließen."

„Darum sey unbesorgt. Nur mich erkennt der Landgraf für den rechtmäßigen Herrn von Mendrisi, da mein Bruder ein Rebell und der Vater sein Beschützer ist. Mich wird der Kaiser mit allen Gütern belehnen . . . Frohlocke, die Zeit der Rache ist gekommen."

„Hermann! ich wünsche wohl den Tod der Meinigen gerächt zu sehen, doch nicht auf diese Art, durch die Du Dir den Haß und die Verachtung aller Edlen zuziehst. Bist Du der Verräther Deines eigenen Vaters, Deines Bruders, wie willst Du, daß Dich noch Jemand achten soll?"

„Thu' ich es nicht, so bin ich bald nicht mehr des Vaters Unterthan, sondern Albrechts Sklave. Du weißt, er ist der Erstgeborne. Weh' uns, wenn der greise Mann die Augen schließt; dann bin ich Albrechts Knecht und Du die Sklavin seines Weibes."

(Fortsetzung folgt.)

Blücher und Scharnhorst.

(Aus E. M. Arndt's Erinnerungen.)

Blücher, trotz seines Alters, trug eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten rundesten Gliedern vom Kopf bis zu Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich der schwarzdunkeln Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermuth nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeit lang durch seinen dunkeln Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecke an der Wand mit dem Rufe „Napoleon!" mit dem gezückten Schwert gestoßen. Mund und Kinn gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Theilen des Gesichts in Uebereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügespiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht.

Scharnhorst, wie war das nun wieder ein gar anderer Mann als der Blücher! Schlank und eher hager als wohlbeleibt trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vornüber geneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Angesicht und die Gebärden desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegeschlösser vor denselben. So war sein Wesen, er hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederm Stand emporgerungen und von unten auf viel gehorchen, auch der Noth gehorchen lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings geworden: denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und Fremden

belauert und den wälschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber im langsam dehnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprüchwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, gradeste Kühnheit in besonnener Klarheit, das war Scharnhorst; er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm breit zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein Vir innocens im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben."

Die Boa Constrictor.

Als wir uns eines Tages, erzählt ein Reisender, am Rande eines Waldes lagerten, und der Prinzipal sein Mittagschläfchen hielt, ging unser Begleiter Righoun, ein geborner Indianer, seiner Leidenschaft gemäß, einem Sumpfe zu, den er in der Nähe witterte, um dort eine kleine Jagd auf seine häßlichen Gewürme zu machen; ich aber faßte den herkulischen Muth, einige hundert Schritte in den Wald zu wandern, und mir Pisange und Bananen zu suchen. Auf einmal stieß ich da auf einen langen Körper, den ich Anfangs für eine umgestürzte Palme hielt, aber in dem Augenblicke, als ich darüber wegspringen wollte, schaudernd und erbleichend zurückprallte, weil ich Leben und Bewegung darin verspürte. Todesschreck lähmte mir auf Sekunden alle Glieder, und ich wundere mich noch jetzt, daß ich nicht in Ohnmacht sank, denn als ich zitternd den ungeheuern Leib durchmaß, erkannte ich, daß es eine Riesen-, Königs-, Abgottsschlange, kurz, eine Boa Constrictor sey, und gewahrte zu meinem neuen Entsetzen und Befremden, daß sie am Kopfe zwei lange spitzige Hörner trage. Ich eilte keuchend zum Prinzipal zurück, weckte ihn auf, machte ihm und Righoun, der eben mit einer Beute zurückkam, meine wundersame Entdeckung bekannt, und beschwor sie, eilig aufzubrechen, um dem gewissen Tode zu entgehen. „Hörner trägt sie?" fragte Righoun, „habt Ihr auch richtig gesehen?" — „Gott sey mir gnädig, wenn ich lüge", entgegnete ich, und hielt ihn am Arme, weil ich sah, daß er seine Schritte dahin lenken wolle. Er riß sich aber los und sagte: „Wenn sie Hörner trägt, so hat sie keinen Appetit mehr zu uns magern Bissen; ich kenne das, kommt unverzagt mit mir, es wird Euch nichts geschehen." Der Prinzipal folgte ihm in einiger Entfernung nach, ich blieb aber bei unsern Lastthieren zurück, und hielt meine Waffe in Bereitschaft. Nach einer Weile rief mich Righoun wieder dahin und sprach: „Kommt doch zu uns herein, furchtsamer Strandreiter, und seht nun, ich und der gnädige Herr spazieren ganz bequem auf dem Riesenthiere herum." Ich blickte durch die Zweige, und sah zu meiner Verwunderung, daß er wahr gesprochen habe, ging endlich hin, und ließ mir die Sache erklären. „Seht," sprach Righoun, „die Schlange mag gestern oder vorgestern eine Antilope verschlungen haben, deren Hörner ihr noch an dem Rachen hervorstehen, weil sie dieselben durch den Schlund nicht würgen kann, sondern lassen muß, bis sie sich durch Fäulniß vom Leibe trennen."

„Auf diesen Fraß sank sie, wie gewöhnlich, in eine Art Starrschlaf, in ein lethargisches Verdauungsfieber, worin sie, ihrer ohnmächtig, liegen bleibt, bis die Magensäure den großen, harten Bissen allmählig aufgelöst und verzehrt hat. Nun hat sie aber einen gar unglücklichen Platz zu ihrer Mahlzeit gewählt und dadurch bewiesen, daß die Schlangen auch nicht immer und überall klug sind; denn seht, dort hat ein Termitenschwarm seine heillose Brut angelegt, und tausend dieser verderblichen Ameisen kriechen ihr bereits stechend und nagend in Maul, Nase und Ohren. Der vielgliedrige Wurm rührt sich zwar noch ein wenig, bis morgen aber würde man kein Leben mehr an ihm verspüren, und so haben wir wieder eine Thatsache, daß das stärkste, fürchterlichste Thier eben so eine Beute elender Insekten werden kann, als einst der Mensch, der königliche Herr der Erde, ein Fraß häßlicher Motten wird." (Zeitschw.)

Korrespondenz.

Homburg v. d. Höhe, im Sept.

In unserm benachbarten Friedrichsdorf, einer in Folge des Edictes von Nantes entstandenen Colonie von französischen Refugiés, hat sich, wie bekannt, deren Muttersprache nicht nur erhalten, sondern sich auch durch die Sorge der geistlichen und Ortsbehörden in ihrer Reinheit bewahrt. Vor mehreren Jahren begründete Hr. Garnier in Friedrichsdorf eine Lehranstalt, welche vorzüglich den Zweck hat, junge Leute mit der französischen Sprache vertraut zu machen. Die Erfolge waren so günstig, daß die Anstalt des Hrn. Garnier gegenwärtig an 40 Pensionaire zählt. Solche Resultate haben nun auch ein ähnliches Institut für Mädchen hervorgerufen, an dessen Spitze der evangelische Geistliche Hr. Ludwig Jakob Achard steht, ein geachteter und im pädagogischen Fache wohlerfahrner Mann. Da Hr. Achard in Friedrichsdorf geboren ist, da er nach Vollendung seiner theologischen Studien auf mehreren deutschen Universitäten, zu seiner Ausbildung in der französischen Sprache, ein Jahr in Genf zugebracht und darauf ohngefähr sechs Jahre in Frankreich eine Predigerstelle bekleidet hat, so darf er hoffen, daß sein Unternehmen von dem Publikum nicht ungünstig aufgenommen werden wird. Den Kindern, die seiner Pflege anvertraut werden, eine vollständige Erziehung zu geben, und sie hauptsächlich in der französischen Sprache heranzubilden, ist das Ziel, welches der Vorsteher dieser Anstalt zu erreichen strebt. Die Zöglinge stehen unter Aufsicht einer gebildeten Gouvernante und genießen den Unterricht guter Mitlehrer. Nicht nur auf die geistige, sondern auch auf die körperliche und sittliche Bildung wird alle Sorgfalt verwendet werden. Der Unterricht erstreckt sich auf alle diejenigen Gegenstände, welche Mädchen aus gebildetem Stande bedürfen, und wird das Nothwendige umfassen, und das Ueberflüssige auszuscheiden wissen. Diese Lehranstalt wird nicht nur den Wünschen vieler Eltern entgegenkommen, sondern auch für unser benachbartes Friedrichsdorf eine neue Erwerbsquelle eröffnen, weshalb wir es für Pflicht halten, auf dieselbe zu verweisen, überzeugt, daß der beste Erfolg einem so schönen Unternehmen nicht fehlen werde. Plane der Anstalt und nähere Auskunft sind bei Hrn. Pfarrer Achard in Friedrichsdorf zu erhalten, an welchen man sich schriftlich zu wenden hat.

Mannichfaltigkeiten.

(Die beiden Schilder.) In Paris erschienen vor Kurzem zwe Männer, ein Coiffeur und ein Perruquier, vor dem Friedensrichter. Der Perruquier beklagte sich über seinen Nachbar, den Coiffeur, daß er ihm die Kunden abwendig mache und sein Schild verhöhnt und verspottet habe.

Der Perruquier hatte sich schon vor längerer Zeit ein schönes Schild malen lassen, auf dem man Absolon sieht, wie er am Haar an einem Baumaste hängt. Unter diesem Bilde lies't man die schönen Verse:

Hier sieht man, schwebend in großer Gefahr,
Absolon hängen an seinem Haar.
Er wäre entgangen diesem Unglücke,
Hätte er getragen eine Perrücke.

Der junge Coiffeur nun, klagte der Perruquier, habe ihn an diesem seinem Schilde verwundet, er habe sich nämlich auch eines malen lassen, auf dem man einen Mann im Wasser sehe, der dem Ertrinken nahe sey. Ein menschenfreundlicher Mann bemühe sich, den Unglücklichen zu retten und habe denselben bereits am Haare gefaßt; aber der Mann im Wasser trage eine Perrücke, der Retter behalte diese in der Hand und der Unglückliche versinke in der Fluth. Darunter lese man denn

»Er wäre entgangen diesem Unglücke,
Hätte er getragen keine Perrücke.«

Das zahlreich anwesende Publikum brach in ein lautes, langanhaltendes Gelächter aus, der Friedensrichter aber konnte keine Beleidigung in dem Schilde des Coiffeurs gegen das Schild des Perrückenmachers finden und sprach den Beklagten frei.

(Die Katze und die Schwalben.) Ein Windstoß warf ein Schwalbennest von einem Hause herunter, erzählt eine englische Zeitung. Die Jungen darin wurden aufgehoben und in eine hölzerne Schüssel gesetzt, die man in ein Fenster stellte. Nur eine dieser jungen Schwalben fehlte und man fand sie erst eine Stunde später in einer gefährlichen Lage auf einem Rasenplatze hinter dem Hause. Eine Katze hatte sich den armen Vogel zur Beute ausgesucht und würde ihn auch sofort verzehrt haben, wären nicht alle Schwalben aus der Nähe zur Vertheidigung der Jungen herbeigekommen. Sie schossen schreiend in Dutzenden ganz dicht über die Katze hin und stießen sie mit den Schnäbeln, so daß sie sich nach einiger Zeit wirklich genöthiget sah, vor dem geflügelten Feinde den Rückzug anzutreten.

Ein italienischer Schauspieler hat in Bologna, um die Langeweile der Zwischenakte zu zerstreuen, ein Journal geschaffen, das nicht auf Papier, sondern auf einen wohlschmeckenden Teig gedruckt wird, den der Bäcker in dünne Blätter rollt, auf welche dann geistreiche Artikel mit Chocoladenbrühe geschrieben werden. Das Journal enthält Theaterangelegenheiten und geht reißend ab.

Die Marmorbüste Napoleon's von Canova, welche der Prinz Louis Napoleon besaß, wurde kürzlich versteigert und mit 1500 Thalern bezahlt.

Als ein Beispiel von den großen Verlusten, die im Börsenspiele in der letzten Zeit erlitten worden sind, führt man einen jungen Mann in Paris an, der noch vor vierzehn Tagen ein jährliches Einkommen von 25,000 Frcs. hatte und vor einigen Tagen seine Uhr verkaufen mußte, um ein Mittagessen zu erhalten.

Es ist neuerlich eine sehr hübsche Vorrichtung zum Aufhängen der Gemälde erfunden worden, die viele große Vorzüge hat. Es ist eine Art Sims, an welchem elegante Ketten angebracht werden, die sich bequem nach rechts und links schieben lassen. An diese Ketten hängt man die Gemälde auf eine sehr einfache Weise, so daß es möglich ist, sie in einem Augenblicke wegzunehmen oder ihnen auch beliebig eine andere Richtung zu geben, um sie unter verschiedenem Lichte betrachten zu können. Es ist dadurch das Einschlagen von Nägeln ganz beseitigt; die Gemälde können nahe an einander gehangen werden und die Ketten geben dem Zimmer einen neuen Schmuck.

(Wiesbaden, Anfangs Sept.) In den herzogl. Aemtern Hochheim und Idstein treiben sich seit einiger Zeit zwei sehr verdächtige Menschen umher, welche sich schon zwei Mal eines Straßenraubs schuldig gemacht haben. Das eine Mal haben dieselben am 9. v. M. zwischen Medenbach und Niedernhausen einen Dienstboten seines Geldes und eines Paars langer weiß wollener Strümpfe, deren Vorfüße angestrickt sind, beraubt; das andere Mal hat der größere der Räuber einem Schuhmacher am 18. v. M zwischen Igstadt und Niederjosbach eine Quantität schwarzes Kalbs-, Rinds- und Schalleder abgenommen. Beide Personen geben sich für sächsische Deserteurs aus und sollen die Absicht ausgesprochen haben, sich über den Main nach Frankreich hin demnächst begeben zu wollen.

Eines Abends spielte man im Cirque-Olympique zu Paris eine „pièce à grand spectacle" mit Kämpfen, Fusilladen, Plünderung und Brand, mit einem Wort ein Mimodram der guten Zeit. Choristen besetzten in guter Ordnung die Bollwerke einer Festung. Ihr Chef, entzückt darüber, daß er einmal einige Worte zu sprechen habe, gibt mit einer starken und weitschallenden Stimme, ohne vorher des Souffleurs zu bedürfen, das Zeichen zum Kampfe. Alle richten ihre Flinten nach dem Feinde: »Feuer!« ruft der Kapitain.... seine Tapfern lassen den Hahn los.... o Wunder, alle Flinten versagen!... Dieselbe Ordre, derselbe Gehorsam, dasselbe Versagen! Man lacht in den Logen; Parterre und Amphitheater murmeln und pfeifen. Man forscht nach der Ursache des seltenen Abenteuers und erfährt endlich, daß jeder Chorist das ihm zugetheilte Pulver für sich behalten habe, indem er sich mit den Worten tröstete: »Ein Flintenschuß mehr oder weniger wird zur Masse nichts machen.« Zum Unglücke hatte sich aber diese ökonomische Laune der ganzen Garnison bemächtigt. Seit dem Tage theilt man den Figuranten des Cirkus alle Flinten geladen aus.

Vor etwa 60 Jahren machte ein Hoboist, Fischer, als Virtuose auf seinem Instrumente großes Furore. Ein Lord in Dublin lud ihn einst zur Tafel und setzte hinzu: »Vergessen Sie aber nicht, Ihr Instrument mit zu bringen.« Pikirt versetzte der Künstler: »Meine Hoboe speis't niemals.«

(Bescheid) »Waren Sie so gütig, mein jüngstes Kind einer Durchsicht zu würdigen?« fragte Miß Thurn, eine enragirte Romanschreiberin, den seligen Schauspieldirektor Schröder in Hamburg, bei ihrer Durchreise. »Ja wohl, Miß,« entgegnete der Direktor. — »Nun, was halten Sie davon?« — »Lassen Sie den Roman für Geld sehen, aber nicht lesen; es ist eine Mißgeburt.«

Auflösung des Logogryph's in Nro. 255.

Pflaster.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. Sept. Der alte Student, Lustspiel in 4 Abth., Zelky: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf: Komm' her! dramatische Aufgabe in 1 Akt, von v. Elsholz. Zum Schluß: Der Verschwiegene wider Willen, oder: Die Fahrt von Berlin nach Potsdam. Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue. Commissionsrath Frosch: Hr. Döring.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Romm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 259. Dienstag, den 15. September 1840.

Tag und Nacht.

(Von J. Pirazzi.)

O Tag! wie bist du schön, wenn Sonnenstrahlen
Die Erde sanft umzieh'n mit rosigem Licht,
Wenn durch die Dämm'rung Morgenschimmer bricht,
Sein heit'rer Glanz verscheucht des Trübsinns Qualen.

Wenn jauchzend zu des Himmels blauen Höhen
Die Lerche sich mit sanftem Fluge schwingt,
Wenn sie dem Schöpfer eine Hymne singt
Und frische Winde durch die Fluren wehen.

Wenn überall ein bunt bewegtes Leben
Dem Auge sich in voller Klarheit zeigt,
Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem neigt
Und alle Pulse hörbar wieder beben.

Wenn uns entgegentritt auf allen Wegen
Die nie erschöpfte Schönheit der Natur,
Wenn sie uns leitet zu des Schaffens Spur
Und tausend Kräfte sich im Einklang regen.

O Tag! wie bist du schön, wenn uns beglücket
Des edlen Strebens ausgestreute Saat,
Wenn das Bewußtseyn einer guten That
Dich mit dem schönsten aller Reize schmücket.

O Nacht! wie bist du schön, wenn kühle Schatten
Die Erde von des Tages Gluth befrei'n,
Wenn bei der Abendkerzen mildem Schein
Du süße Ruh' gewährst dem Arbeitsmatten.

Wenn endlich sanft're Bilder ihn erquicken,
Das wildverworrene Getöse schweigt;
Wenn sich die Seele zu dem Höhern neigt,
Erholung sie und stille Lust beglücken.

Wenn Millionen Sterne sich entzünden
Am azurblauen dunklen Himmelszelt,
Wenn sich eröffnet eine neue Welt,
Die unser Geist so gerne möcht' ergründen.

Wenn bei des Mondes zauberischem Glanze
Das Leben schier zu einem Märchen wird,
Die Phantasie in holden Räumen schwirrt
Und Elfen schaut beim anmuthsvollen Tanze.

O Nacht! wie bist du schön, wenn als Befreier
Von herbem Schmerz im Traume du erscheinst,
Wenn die beglückte Liebe du vereinst
Und schützend birgst in deinem dichten Schleier.

Eifersucht und Rache.

(Fortsetzung.)

Ohne daß Hermann es ahnete, hatte er die empfindlichste Seite in Gismonden's Herzen berührt.

„Ich Gabrielen's Sklavin!" rief sie, „nein, nimmermehr! das könnt' ich nicht ertragen; doch . . . ."

„So laß mich handeln, wie ich muß." Und somit ging er fort.

„Hermann! höre!" rief Gismonda. Doch er hörte sie nicht mehr.

Gismonda war nun allein und dachte über ihre Gefühle nach. So sehr sie gewünscht hatte, sich an Albrecht zu rächen, so konnte sie jetzt doch nur einen Gedanken denken, den an die Gefahr, in welcher Albrecht schwebte. Mit Schaudern wurde sie gewahr, daß sie Albrecht noch so, wie einstens liebe, und daß sie Hermann nie geliebt habe. Sie hatte ihm die Hand gereicht, doch nicht aus Liebe; schon in diesem Schritte glaubte sie sich an Albrecht zu rächen. Ihr Herz war nicht böse, sie hatte ein feines Gefühl für alles Edle und Große; die Tugend war ihr kein leerer Name; wie konnte sie daher wohl Hermann lieben, dessen vorherrschender Charakter eine niedrige Habsucht war? Wie war es ihr möglich, einen Mann zu achten, der seinen Bruder verrathen, des Vaters Haus dem Feinde öffnen konnte? „Nein, sagte sie, Hermann! Dich liebte ich nie; Albrecht ist ein edler Mann, nur ihn liebe ich, und ich, ich will ihn retten!"

Sie kehrte in das Schloß zurück, um Hermann zu suchen; allein sie fand ihn nirgends. Nun wuchs ihre Angst. Sollte Hermann schon das Schloß verlassen haben, um die Feinde herbeizuführen; dann ist es zu spät. Ihre Unruhe trieb sie sogar an das Schloßthor, wo sie den Hüter fragte, ob Hermann das Schloß verlassen habe. Dieser bejahte es, und nicht wis-

send, was sie beginnen sollte, kehrte sie wieder zurück. Sie wollte den Vater, sie wollte Albrecht suchen. Aber was sollte sie ihnen sagen. Sollte sie, gleich Hermann, zur Verrätherin an ihrem Gatten werden? Dazu war sie zu edel. Und doch konnte sie Albrecht nicht dem Verderben preisgeben; sie mußte ihn warnen.

Von diesen marternden Gefühlen gepeinigt, kam sie in den Saal, wo sie Albrechts Sohn fand. Mit Wohlgefallen ruhte ihr Blick auf dem Knaben. „Sein Sohn," sprach sie, „o wie schön, wie reizend ist das Kind! Wie gleicht es dem Vater. Ja, das sind Albrechts Züge, sein sprechendes Auge, seine hohe offene Stirn, sein Mund, sein Haar, sein ganzes Ebenbild. Wen suchst Du? Kleiner!"

„Meine Mutter."

„Komm her zu mir."

Der Knabe lief ihr zu und reichte ihr das kleine Händchen. Gismonda nahm ihn auf den Arm und küßte ihn . . . „O beneidenswerthes Loos, die Mutter von Albrechts Kindern zu seyn! Wie zärtlich, wie unaussprechlich würde ich sie lieben!.. Wie lieb' ich diesen Knaben und . . ihn!"

Da schlang das Kind seinen Arm um Gismonda's Hals und sagte: „Liebe Mutter!"

„O wär' ich Deine Mutter, wärst Du mein Kind!" Da fuhr plötzlich Gismonden der Gedanken durch den Kopf: Es ist Gabrielen's Sohn, sie, die Glückliche, hat ihn geboren; sie hat mir Albrecht geraubt, ihn, der mich einst liebte. Sie ist glücklich in seinem Besitze und ich unaussprechlich elend. Hastig stellte sie das Kind zur Erde, und voll Zorn rief sie: „Geh' von mir; geh', Du erinnerst mich an meinen unheilbaren Schmerz!"

Gabriele war am Eingange des Saales gestanden, sie hatte gesehen, wie Gismonda ihr Kind auf dem Arm hatte, es küßte. Was sie sprach, konnte sie nicht verstehen; wohl aber entging es ihr nicht, daß sie den Knaben mit Heftigkeit auf den Boden gestellt hatte und sich mit Abscheu von ihm entfernte; darum eilte sie besorgt herbei, nahm das Kind bei der Hand und fragte: „Warst Du unartig, Heinrich?"

„Nein, liebe Mutter!"

„Gismonda! ich sah mein Kind in Euren Armen, sah, wie Ihr es küßtet, o welcher Trost für mich! Ich wußte wohl, Ihr seyd nicht unversöhnlich. Wenn Euch des Kindes Lächeln rühren konnte, werdet Ihr den Eltern auch verzeihen. Und ich habe Euch ja nie beleidigt. Wenn Albrecht gegen die Euren kämpfte, so kämpften diese auch gegen die Meinigen. Ihr seht, wie schwer die Hand des Schicksals auf ihm liegt. Verfolgt von seinen Feinden, dem Dolche jedes Mörders preisgegeben, suchte er Schutz und Hülfe bei seinem Vater und wurde freundlich aufgenommen. Da tritt der Bruder feindlich gegen ihn und verräth ihn sogar. Ihr allein könnt ihn retten."

„Ihn retten? Wie?"

„Versöhnet Hermann, bringet ihn dahin, daß er dem Bruder verzeihe, und wir haben nichts mehr zu fürchten. Ein Wort von ihm versöhnt den Landgrafen und selbst den Kaiser. Gismonda! ich sehe Euch bewegt, verschließt Euer Herz nicht der Stimme des Mitleids, bedenkt, daß in Eurer Hand Tod oder Leben liegt. Doch zögert nicht, es drängt die Zeit, die Gefahr naht sich, und ehe wir es uns versehen, rückt der Landgraf mit einem Heerhaufen vor Mendrisi. Dann ist's zu spät, dann kämpft Euer Gatte gegen seinen Bruder und den Vater. Einer von ihnen wird fallen, und der Ueberlebende ist ein Brudermörder."

„Welch ein Bild entwerft Ihr mir?"

„Ein Bild, das Ihr nur zu bald mit eigenen Augen schauen werdet. Nicht wahr, es schaudert Euch bei dem Gedanken? Es liegt bei Euch, es abzuwenden. Folgt der edlen Regung Eures Herzens, seyd menschlich. Seht dieses unschuldige Kind, das im Sturm des Kriegs geboren wurde, auf dessen Vater die Acht des Kaisers ruht, habt Mitleid mit ihm."

Mittend erhob das Kind seine Händchen zu der stolzen Frau empor und stammelte: „Verzeihe, verzeihe!"

„Gismonda," fuhr Gabriele fort, „es wird die Stunde kommen, in der die Beleidigten sich gegenseitig sagen werden: Sollen wir, um uns zu rächen, unsere Familie dem Tode opfern?.. Den greisen Vater wird der Kummer tödten, wenn er nicht selbst durch die Hand des eigenen Sohnes fällt."

Gismonda war von Gabrielens Worten tief ergriffen, sie fühlte all' das Schreckliche dieser Verhersagung, nur wußte sie, daß das, was Gabriele in ihrer Angst nur ahnete, als gewiß und viel näher stand, als diese es vermuthete. Sie fing heftig an zu zittern, und konvulsivisch raffte sie das Kind vom Boden auf, drückte es an ihr Herz, küßte es und rief wie außer sich: „Es ist zu spät!"

„Was ist zu spät?" fragte Gabriele bebend.

„Euch zu retten," sprach Gismonda wie im Wahnsinne.

„Liebe Mutter!" sagte der Kleine.

„Ich bin nicht Deine Mutter! Die dort, die mein Lebensglück zerstörte, die hat Dich dem Meineidigen geboren."

Mit diesen Worten stürzte Gismonda fort und ließ Gabrielen in einer qualvollen Verwirrung. Was wollten diese Worte sagen? Wodurch hatte sie Gismonden's Lebensglück zerstört? Ein Gedanke, den Gabriele kaum zu denken wagte, fiel wie mit Zentnerschwere auf ihr Herz. Die Unglückliche liebt, liebt meinen Gatten, das ist gewiß! So dachte Gabriele, und mit dieser Wahrheit gingen alle schrecklichen Folgen dieser unseligen Leidenschaft vor Gabrielen's Seele vorüber. Nun ward ihr Alles klar. Es war nicht Parteihaß, nicht der Verlust der Ihrigen, der Gismonda's Herz so unversöhnlich, so grausam stimmte, nein, es war die heftigste Eifersucht, die der Armen Herz zerfleischte. Gabriele mußte Alles befürchten; denn bei Gismonden's heftigem Charakter, bei der Unmöglichkeit, je ihren Wunsch erfüllt zu sehen, da ihr ein doppeltes Hinderniß entgegenstand, konnte sie leicht auch zum Aeußersten gebracht werden. Wie gerne wollte ich ihr mein Leben zum Opfer bringen, dachte die Großmüthige; allein was würde es ihr nützen, da sie Hermann's Gattin ist? . . . „Gott!" rief sie, mit Thränen in den Augen, „nur Du kannst uns vor dem Verderben retten, das uns bedroht. Mein Albrecht, Du mein armes Kind! o könnte ich mein Leben für euch geben und euch retten. Nur einen Strahl des Lichtes sende, Gott, in diese dunkle Nacht des Schreckens!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Grundsteinlegung zum Denkmale Walter Scotts in Edinburgh.

Die Ceremonien der Grundsteinlegung dieses Denkmals, das die Schotten ihrem vielgepriesenen Landsmanne setzen wollen,

erweckten die Theilnahme aller Classen der Bevölkerung jener Hauptstadt. Militärmusiken spielten Compositionen neuerer Meister und jene volksthümlichen Weisen, welche den Hochländern so theuer sind. In feierlichem Zuge gingen die Magistratspersonen, die Mitglieder der Gerichtshöfe, Deputationen aller größeren Städte von Schottland und ein starkes Detaschement vom 29. Infanterie-Regimente zu dem Platze, auf dem es errichtet werden soll. Besondern Antheil an der Feier nahmen auch die Freimaurerlogen von Edinburgh, fast alle Brüder hatten sich dem Zuge angeschlossen. Unter Artilleriesalven that der Großmeister der Freimaurer den ersten Hammerschlag und bediente sich dann, wie der Gebrauch es erheischt, einer silbernen Kelle. Der Stein, der als Grundstein dienen soll, enthält folgende Gegenstände: 1) einen Kalender vom Jahre 1840; 2) sechs schottische Zeitungsblätter, nämlich eine Nummer des Caledonian Mercury, des Edinburgh Evening Courant, des Edinburgh Advertiser, des Scotsman, des Edinburgh Observer, und des Witness; 3) folgende Münzen: einen Doppelsovereign mit dem Brustbilde Georgs IV., weil unter dessen Regierung der Dichter lebte und wirkte, einen Sovereign und einen halben Sovereign mit dem Brustbilde der Königin Victoria, eine Krone mit dem Bilde Georgs IV., eine Krone mit dem Bilde Wilhelms IV., einen Schilling und verschiedene kleinere Silber- und Kupfermünzen aus den Jahren der Regierung Georgs IV., Wilhelms IV. und der Königin Victoria; 4) die auf das Denkmal bezüglichen Aktenstücke; 5) eine Liste Aller, die Geldbeiträge zur Errichtung des Denkmals gaben; 6) Pläne von Edinburgh und seiner nächsten Umgebung; 7) eine Denkmünze, die auf die Feierlichkeit bei Legung des Grundsteins geprägt wurde; und 8) eine große, silberne Platte mit folgender Inschrift:

„Diese Platte wurde am 15. August des Jahres 1840 in den Grund dieses Denkmals niedergelegt, daß sie nicht eher den Tag wieder sehe, als bis durch den Lauf der Zeit, oder die Gewalt der Menschen oder der Elemente alle Bauwerke ringsum in Staub verwandelt sind. Dann wird die ferne Nachwelt erfahren, daß heute seine Mitbürger begannen, dem Andenken des Baronetts Sir Walter Scott ein Denkmal zu errichten, dessen bewundernswerthe Schriften damals den Ruhm hatten, daß sie der größten Menge in allen Classen der Gesellschaft mehr Vergnügen bereiteten und bessere Gefühle erweckten, als die eines andern britischen Schriftstellers, Shakespeare allein ausgenommen."

„Deßhalb dachten sie, das Andenken an ihn würde noch lange nach der Zeit bleiben, wo dieser Akt der Dankbarkeit der ersten Generation seiner Verehrer vergessen seyn wird. Sir Walter Scott ward am 15. August 1771 in Edinburgh geboren, und starb zu Abbotsford am 21. September 1832. Den Grundstein zu diesem Denkmale legte Sir James Forrest von Comiston, Baronett, Lord-Provost der Hauptstadt Edinburgh und Großmeister der schottischen Freimaurer, im vierten Jahre der Regierung der Königin Victoria."

Mehre Reden wurden gehalten, nachdem der Grundstein gelegt worden war, und zum Schlusse der Feier spielte die Musik das alte Lied der Briten, jenes Rule Britannia, das ertönt, so weit jemals britische Schiffe drangen, so weit je die rothen Regimenter ihre Fahnen trugen. (Ewald's Europa.)

Aus dem Schreiben eines Ausgewanderten.

Little-Rock, im Staate Arkansas, 7. Juni 1840.

— — Nachdem wir im Norden und Süden der vereinigten Staaten von Nordamerika umhergeirrt sind, ohne uns durch die Umstände zu einer Niederlassung begünstiget zu sehen, was namentlich in Neu-York und in Neu-Orleans der Fall war, entschlossen wir uns endlich, der langen unnützen Wanderungen müde, hierher nach Little-Rock, einer neu entstehenden Stadt des westlichen Staates Arkansas, zu gehen, um an der Grenze der nordamerikanischen Civilisation, in der Nachbarschaft der Urwälder, deren Echo man fast vernimmt, unser Glück zu versuchen. Kaum hat des Menschen Hand hier erst begonnen, der Natur ihre seit Jahrtausenden behauptete Herrschaft streitig zu machen; kaum sind die Urwälder mit ihren Riesenbäumen zum Theil gelichtet; kaum hat der Pflug hin und wieder die Erde durchfurcht und dem Segen bringenden Saatkorn eine befruchtende Lagerstätte bereitet. Die Natur erscheint dem eintretenden Fremdling hier noch in ihrer ganzen Erhabenheit und Größe, und öffnet sein Gemüth Gedanken und Gefühlen, welche einestheils an das theure Heimathland erinnern, anderntheils aber ein stummes Staunen erregen bei dem Anblicke einer gewaltigen Schöpfung, welche noch die frischesten Spuren ihres allmächtigen Urhebers überall an sich zu tragen scheint. Durch diese bezaubernde Sinnentäuschung, welcher sich kein gebildeter Mensch leicht entziehen kann, glaubt man für einige Augenblicke dem Paradiese näher gerückt zu seyn; und doch ist man nirgends weiter von ihm entfernt, als hier in diesen Einöden, wo der Ansiedler ein neues Leben beginnen und auf die Annehmlichkeiten des geselligen Zusammenlebens in Europa meist verzichten muß. Kann ihn dafür der leere Schall der republicanischen Freiheit, die ihn lange Zeit dürftig und elend läßt, entschädigen; so besitzt er eine beneidenswerthe Gluth der Phantasie, welche ihn den großen Unterschied zwischen seiner wirklichen und eingebildeten Lage nicht bemerken läßt. Außer der Stadt Little-Rock und ihrer nächsten Umgebung sind bis jetzt noch wenige Spuren von Ansiedelung in dem jungen Staate zu bemerken. Sie zählt jetzt schon mehre hundert Häuser, deren Zahl fortwährend im Zunehmen begriffen ist. Auf diesen Umstand haben wir eine Speculation gegründet, deren Erfolg, wie wir glauben, kein anderer als ein sehr günstiger seyn kann. Wir haben nämlich eine zu Bauplätzen geeignete, auf einer Seite von dem Fluß Arkansas begrenzte Fläche Landes für den Preis von 4000 Dollars gekauft und hoffen damit im Verlaufe einiger Jahre, bei dem fortwährenden Steigen des Preises der Bauplätze, eine ansehnliche Summe zu gewinnen. Inmittelst werden wir einen Theil jener Fläche zu einem, von uns in Betrieb zu nehmenden Wirthschafts-Etablissement einrichten lassen. Der Kostenaufwand beim Bauen steht in keinem Verhältniß zu dem allgemein üblichen Hauszins, der hier entrichtet wird. Man baut hier mit möglichster Ersparniß des Materials und Arbeitslohnes, nicht so umständlich und kolossal wie in Deutschland, doch aber fest und den Absichten des Bauherrn entsprechend. An einem vierstöckigen Haus z. B. sind die Mauern unten $1\frac{1}{2}$ Fuß dick, und oben nur 1 Fuß, unbeschadet der Festigkeit des Gebäudes, welches mit einer deutschen Riesenbaute dieser Gattung eine Vergleichung aushalten kann. Alles Mauerwerk wird von Backsteinen aufgeführt; das zu der Neubaute erforderliche Holzwerk, als Thüren, Fensterrahmen,

Fußböden ꝛc. ꝛc. kauft man in Magazinen, wo dergleichen Requisite nach den landesüblichen Dimensionen stets vorräthig zu haben sind. — Bei dem Bauwesen sowohl, als auch bei andern Hanthierungen hat man Gelegenheit, den schon so oft gerühmten Fleiß, die Geschicklichkeit und die Behendigkeit des amerikanischen Arbeiters kennen und bewundern zu lernen. Schwerlich dürfte der deutsche Handwerker öfter in den Fall kommen, seinen nordamerikanischen Collegen etwas lehren zu wollen. Im Gegentheil kann Ersterer öfter von Letzterem lernen, was übrigens um so leichter thunlich ist, da der Amerikaner jene Handwerks-Geheimnißkrämerei nicht kennt, welche in Deutschland an das Gewerbe des Besenbinders wie an das des größten Fabricanten unveränderlich geknüpft zu seyn scheint. Little-Rock verlor kürzlich durch eine Feuersbrunst sechs Häuser, ein Schaden, der bei dem nimmer rastenden Eifer seiner Bewohner leicht wieder gut gemacht werden kann. — Das südliche Klima und der Boden von Arkansas begünstigen den Fleiß des Ansiedlers und lohnen seine Anstrengungen reichlich. Der Weinstock, die edelsten Genüsse, Pflanzen und Früchte gedeihen hier trefflich und geben einen schönen Ertrag. — Wie weit übrigens der Anbau des Bodens um Little-Rock bereits vorgeschritten ist, kann man schon aus der einzigen Thatsache entnehmen, daß man 20 — 30 englische Meilen weit sich ins Land begeben muß, um nur ein Reh schießen zu können. Noch weniger aber sind andere wilde Thiere in dieser Entfernung von der Stadt anzutreffen. — Hat man die Seereise von Havre nach Neu-Orleans vollendet, so besteigt man hier, um nach Little-Rock zu kommen, das Dampfboot und hat nun noch eine Flußreise auf dem Missisippi und Arkansas von 1200 englischen Meilen zurückzulegen. — Wer hierher auswandern will, bringe Geld, einen robusten Körperbau und praktische Kenntniß der Landwirthschaft oder andere brauchbare technische Geschicklichkeiten mit; denn ohne die Erfüllung dieser nothwendigen Vorbedingung einer soliden Niederlassung in hiesiger Gegend kann dem Ausgewanderten kein günstiges Prognosticon gestellt werden. Doch mit diesen Mitteln, denke ich, könnte man im Nothfalle auch zu Hause auslangen und brauchte nicht erst in die Grenzländer der nordamerikanischen Wildniß zu flüchten. Subjective Gründe allein können hier nur entscheiden.

Korrespondenz.

Mainz, 12. Sept.

Nach dem günstigen Ergebniß der Weinversteigerung in Hochheim war man sehr auf den Erfolg der zwei großen Weinversteigerungen gespannt, die gestern und vorgestern in Kastel statt fanden. Sie fielen jedoch nicht so aus, wie man erwartet hatte. Aeltere Weine (1831r) gingen zu ziemlichen Preisen ab; aber auf sehr köstliche 1834r wurden keine solche Gebote gethan, daß die Eigenthümer sie zuschlagen konnten. Ob die bessere Witterung des Monats September die Käufer abhielt, oder ob die politischen Conjunkturen dem Weinhandel ungünstig sind, können wir nicht bestimmen; beides mag wohl berücksichtigt werden. Wer aber in dem 1840r ein so auserlesenes Produkt erwartet, daß er den Ankauf anderer werthvoller Weine für überflüssig hält, der möchte sich sehr irren; denn wie die Sachen jetzt stehen, so wird es einen trinkbaren Wein geben und nur bei ausgezeichnet warmer Witterung der Monate September und Oktober, mit Regen vermischt, ist etwas Besseres zu hoffen. Denn selbst an scheinbar zeitigen Trauben findet man noch viele unzeitige Beeren und an demselben Stocke halbreife und ganz unreife Trauben. Rießling und Kleinberger sind alle ungewöhnlich zurück und alte, nicht gut gehaltene Weinberge bieten einen für die so weit vorgerückte Jahrszeit gar nicht erfreulichen Anblick; dabei sind die Vorräthe guter Weine auf dem Lande fast gänzlich aufgeräumt und selbst hier in der Stadt, wo alle Keller angefüllt waren, finden sich deren nur noch wenige mit bedeutender Auswahl. — Mit Vergnügen werden Sie vernehmen, daß der größte Theil der bei dem letzten Brande geretteten Effekten, selbst das Geld, sich wieder gefunden hat und den rechtmäßigen Eigenthümern zurückgestellt wurde. Man hatte die Sachen bei einem in der Nähe des brennenden Hauses wohnenden Handelsmann hingelegt. Die Maßregeln, die der hinzugekommene Polizeikommissär und die hiesigen achtbaren Bürger unfehlbar getroffen hätten, mögen zu dieser Handlungsweise das Ihrige beigetragen haben.

Heidelberg, 12. Sept.

Nachdem bei zahlreichen Lust- und Probefahrten in den letzten vierzehn Tagen unsere Eisenbahn sich als fahrbar und in jeder Hinsicht vortrefflich gezeigt hatte, so wurde dieselbe heute dem Publikum zu regelmäßigen Fahrten geöffnet. Doch geschah diese Eröffnung ohne alle Feierlichkeit, was wohl nicht zu billigen ist. Die Einführung der Eisenbahnen wird einst einen nicht unwichtigen Zeitabschnitt in der Geschichte der Menschheit bilden, nicht nur durch den Einfluß auf die materiellen, sondern auch durch den auf die geistigen Interessen der Völker, so daß z. B. die Eisenbahnen in letzterer Hinsicht der Erfindung der Buchdruckerkunst vielleicht kaum nachstehen werden. Es darf aber, es soll sich der menschliche Geist freuen über diesen neuen Weltschritt zur Vervollkommnung. Freilich wird dieser Schritt nicht auf einmal gethan, freilich tritt diese Vervollkommnung nicht plötzlich ein, so wenig als dies beim Entstehen der Buchdruckerkunst der Fall war. Aber wenn wir auch so in die neuen Zustände nicht gleich selbst eintreten, wenn wir auch die Früchte unseres Schaffens nicht gleich selbst in vollem Maße genießen, sollte nicht unser Geistesblick über die Gegenwart hinausreichen? Darum aber hätte es schon unsere Ehre bei der Nachwelt erfordert, dafür besorgt zu seyn, daß, wenn nach hundert Jahren unsere Enkel diesen Tag feiern werden, sie nicht auf uns gleich wie auf solche zurückblicken müßten, die, als sie die Eisenbahn bauten, kaum wußten, was sie thaten. Wir feiern ja in unserer schönen Friedenszeit so manche viel kleinere, viel leerere Begebenheit, hätten wir Badener nicht einige, wenn auch ganz bescheidene Feierlichkeiten für den Eröffnungstag der ersten Eisenbahn in Süddeutschland übrig haben sollen? — Was die Frequenz der Bahn betrifft, so kann sie am heutigen Tage nur sehr gering genannt werden: im Durchschnitt etwa 100 Personen auf jede Tour, die viermal hin und viermal zurück stattfindet. Die Ursache davon liegt in den viel zu hohen Preisen, worüber allgemein nur eine Stimme ist. Die Preise sind für die drei Wagenklassen 18, 30 und 48 kr. Man hatte dabei vielleicht die hohen Preise der Taunusbahn vor Augen, auf der die Frequenz dennoch stark ist: aber Frankfurt und Mainz sind andere Städte, als Mannheim und Heidelberg. Dort genügte es, wenn die Frequenz, wie sie vor der Eisenbahn war, sich auf diese übertrug; hier aber soll sich eine ganz neue Frequenz, theils durch die Schnelligkeit, theils aber und besonders durch die Wohlfeilheit der Reisegelegenheit, erst bilden, wie sie sich, vier- und sechsfach, auf anderen Bahnen, z. B. den belgischen, auch wirklich gebildet hat. Dann aber müßte — denn 18 Kr. war der Preis der bisherigen Fahrgelegenheit — entweder noch eine vierte Wagenklasse mit Plätzen für etwa 12 Kr. hergestellt, oder der Preis der dritten Wagenklasse auf 12 Kr. bestimmt werden. Denn wenn zu 18 Kr. sich ein Passagier für die Reise findet, so würden sich zu 12 Kr. vielleicht drei, ja bald vielleicht sechs finden. Die Männer der Staatswirthschaft wissen es ja längst, daß 2 mal 2 nicht immer 4 ist. Die Preise wären dann etwa zu 12, 24, 48 Kr. für die drei Wagenklassen zu bestimmen gewesen, denn der Preis für den ersten Platz scheint nicht zu hoch, sowohl der ganz besonderen Eleganz der Diligencen wegen, als auch, weil der, dem jener Preis zu hoch scheint, den zweiten Platz wählen kann.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 15. Sept. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lorzing.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 260. Mittwoch, den 16. September 1840.

Eifersucht und Rache.

(Fortsetzung.)

Als Gabriele, auf ihren Knien liegend, so betete, trat Albrecht in den Saal. Bestürzt eilte er auf sie zu. „Gabriele, was machst Du?“ sprach er, sie vom Boden aufhebend, „Du zitterst, Dein Auge schwimmt in Thränen. Sey ruhig, fürchte nichts; das Schloß ist fest, mit Lebensmitteln wohl versehen, und von getreuen, tapfern Männern vertheidigt.“

„Ich zittere nicht vor äußeren Gefahren,“ antwortete Gabriele, und kenne sie auch nicht; doch Eine kenne ich, und die ist schlimmer, als Kaiser Friedrichs Heer, und diese Eine macht mich schaudern, da sie Dir und unserm Kinde Tod und Verderben droht. Albrecht, was hast Du gethan, wohin hast Du mich geführt, wen hab' ich hier gefunden? Gismonda.“ . . .

„Fahre fort! Hast Du mit ihr gesprochen? was sagte sie Dir?“

„Das, was ich nie hätte hören mögen, was Du mir hättest sagen sollen. Albrecht! was warst Du einst Gismonden, was war sie Dir?“

„Gabriele! es gab eine Zeit, wie Du vermuthest; aber ich fürchtete stets, es Dir zu sagen.“

„Ward sie von Dir geliebt?“

„Sie war von mir geliebt; doch ihre stolze Seele, die blinde Verehrung der kaiserlichen Waffen, der Beifall, den sie ihrer Partei zollte, die, gleich Tigern, ihre eigenen Brüder mordete, erfüllten mein Herz mit Abscheu und erlöschten meine Liebe. Dann sah ich Dich, und Du entsprachst dem Ideale, das ich in meinem Herzen trug. Dein sanftes Gemüth, Dein kindlich frommer Sinn, Deine engelreine Seele versprachen mir das Glück, das ich suchte und auch wirklich in Dir gefunden habe.“

„Und dieses Glück ist die Quelle unseres Verderbens. Gismonda liebt Dich noch.“

„Das glaub' ich kaum. Seit drei Jahren ist sie die Gattin meines Bruders.“

„Seine Gattin wohl, doch eine Gattin ohne Liebe. Dir, nicht Hermann gehört ihr Herz.“

„Beruhige Dich! Es ist wohl nur beleidigter Stolz, was sie so sehr bewegt. Die Zeit wird ihn vermindern und endlich ganz vertilgen.“

„Mein Albrecht! wie wenig kennst Du das weibliche Herz! Was Gismonden's Brust erfüllt, ist eine Leidenschaft, die keine Zeit vertilgt, eine Leidenschaft, die mit dem Tode nur erlischt oder mit dem ungestörten Besitze des Geliebten. Es ist eine an Wahnsinn gränzende Eifersucht. Was sie an ihren Verlust erinnert, wird sie opfern; denn nichts macht ein Frauenherz unversöhnlicher und grausamer, als gekränkte Liebe und Eifersucht . . . . Wir können nicht mehr länger hier verweilen, wir müssen fort.“

„Ja, theures Weib, das wollen wir. Mein Leben wollte ich gerne verlieren; doch Deines und das unseres Sohnes kann ich nicht gefährdet wissen. Drei Feinde bedrohen uns hier: der Landgraf, Hermann und Gismonda. Mag der unnatürliche Bruder mich auch aus dem Sitze meiner Ahnen vertreiben und hier regieren; so lange der Vater lebt, will ich ihn nicht stören. Doch meine Rechte werde ich nie vergeben und sie zu seiner Zeit zu behaupten wissen; dies bin ich Dir, dies bin ich meinem Heinrich schuldig.“

Die beiden Gatten beschlossen nun, so bald wie möglich das Schloß zu verlassen, nur waren sie unschlüssig, wohin sie sich wenden sollten, da ihnen von Friedrichs Anhängern überall Gefahr drohte. Endlich erinnert sich Albrecht eines seiner Freunde, eines Anhängers des Papstes, der am Gardasee ein festes Schloß hatte, und von welchem er nicht nur eine freundliche Aufnahme, sondern auch Schutz und Hülfe erwarten konnte. Zu diesem wollte er Gabrielen führen, und Gabriele war es zufrieden.

Mit Mailands Zerstörung glaubte Friedrich auch die Macht seiner Gegner gebrochen. Wenigstens waren sie zerstreut und so gering, daß er den Krieg für beendet und seine Macht in Italien für fest begründet ansah. Daher sammelten sich schon einzelne Heereshaufen, die sich anschickten, nach Deutschland zurückzukehren. Nur einzelner furchtbarer Gegner suchte man sich noch zu versichern, und unter diesen war auch Albrecht, Graf von Mendrisi. Freunde und Feinde gaben ihm das Zeugniß des Edelmuths, der Tapferkeit und einer nicht gewöhnlichen Kenntniß in der Kriegskunst; daher er auch nach dem erfahrnen Feldherrn Jacopps della Torre der Erste in Alexanders Heere war. Es stand daher wohl zu erwarten, der Landgraf werde sich alle Mühe geben, ihn in seine Gewalt zu bekommen, und dies schien ihm so gut als geschehen, da sich der eigene Bruder zur Verrätherei verstanden hatte.

Gismonda litt Höllenqualen, sie ward von den Furien der Eifersucht gepeitscht, und dann wollte sie Albrecht, Gabriele und das Kind mit eigenen Händen morden. So sah sie eines Tages Gabrielen an dem Halse ihres Albrechts, und Gismonda wurde von einer fast wahnsinnigen Eifersucht befallen. Wie

im Fieberwahne rief sie: „Wenn ich Dich von mir stoße, warum ergreifst Du Albrechts Arm, um Dich an ihn zu stützen, warum schmiegst Du Dich ängstlich an seine Brust, als ob er Dich schützen könnte. Wenn ich mich rächen, wenn ich Dein Herz durchbohren, mit meinen Händen Dich erwürgen wollte, glaubst Du, es könne ein Mensch auf Erden Dich vor mir schützen? Glaubst Du, es fehle mir die Kraft, den Dolch in Dein und Deines Vertheidigers Herz zu stoßen?"

„Ungeheuer!" rief Albrecht, „Schande Deines Geschlechts und der Menschheit, hat sich Dein Blut in Gift verwandelt, hat Dich eine Tigerin gesäugt?"

„O schone ihrer," bat Gabriele, „siehst Du nicht, wie die Aermste leidet, hörst Du nicht, wie nur Wahnsinn aus ihr spricht? Nie wird ein Weib so grausam seyn."

„Laß ihn! er soll mir fluchen. Was kann er mir noch schaden? Elender, als ich schon bin, kann ich nicht noch werden; wenn ich nur sein und Euer Leben rette. Ich rechne nicht auf Dank. Ich will nichts mehr von Dir, nichts von der Welt und selbst von Gott will ich nichts Anders mehr erbitten, als daß er mir das Mittel zeige, Euch zu retten, daß er meine Leiden von mir nehme, diesen Haß und diese Liebe. Darum höret meinen Rath und rettet Euch, es drohet Euch Verrath."

„Sie schwärmt," sprach der alte Graf, „Verrath, von wem, woher? Ich werde mein Schloß zu vertheidigen wissen, und da der Verräther fort ist, fürchte ich auch nicht mehr den Verrath."

„Doch, doch," rief Gismonda, „fürchtet ihn! Des Schlosses feste Mauern und die treuen Wächter können Euch nicht schützen. Im Schooß der Erde nähert sich Euch Jener, der Euch verräth."

„Sollte vielleicht der geheime Gang," . . sagte der Graf.

Eilig stürzte Albrecht fort. „Ich will ihn vertheidigen!" rief er.

Da hörte man im Schloßhof und vor dem Saale den Ruf: „Die Feinde sind im Schlosse!"

„Zu spät!" seufzte Gismonda.

„Mein Schwert!" rief der Graf, und mit ihm verließen Alle den Saal.

Hermann hatte den Landgrafen aufgefordert, sogleich, ehe Albrecht entfliehen könne, nach Mendrisi zu kommen. Er wolle ihn in's Innere des Schlosses führen, auf einem Wege, der nur Wenigen bekannt. Nochmals versprach ihm der Landgraf, Mendrisi als Lehen zu verschaffen, wenn es ihm gelänge, Albrecht gefangen zu nehmen. Hermann hatte doch noch so viel Menschlichkeit, ihn zu bitten, des Vaters zu schonen. — Mit einer auserlesenen Schaar betraten sie den Weg. Hermann führte sie in den unterirdischen geheimen Gang, öffnete die starken Eisenthüren, zu denen er sich die Schlüssel zu verschaffen wußte, und unbemerkt traten sie in ein großes geräumiges Gewölbe, von wo aus sie in den Schloßhof kommen konnten. Er, mit der Oertlichkeit bekannt, vertheilte die Schaar, wies die Einen an diesen und Andere an jenen Platz. Jene, die auf den Mauern standen und nur durch einen Gang wieder in das Innere des Schlosses kommen konnten, wußte er dadurch außer Thätigkeit zu setzen, daß er den Zugang absperrte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Oeffentlichkeit.

Wie die Pflanze des Lichts bedarf, um sich zu einem wahren organischen Leben zu entwickeln, so bedarf das Leben der Oeffentlichkeit, wenn es sich zu wahrer Gesundheit und Kraft erheben soll. In dem Dunkel wächst nur das Schlechte, was zusammenschrumpft, so wie es von dem Strahle der Sonne berührt wird, und nur in der Finsterniß gedeihet das Böse. Es ist ein unvertilgbarer Zug der menschlichen Natur, das Unrecht doch zu fühlen, wenn auch Erziehung und böses Beispiel es beinahe zum Recht gemacht haben, und sich dessen vor Andern zu schämen. Den Gipfel der Verdorbenheit, wo man sich nicht scheut, sich öffentlich zu Dem zu bekennen, was das Gewissen verbietet, ersteigen nur Wenige, und wenn es geschieht, so ist es ein Zeichen des nahenden Falles. Das Rechte bedarf der Verheimlichung nicht, es gewinnt an Kraft, wenn es von dem Lichte durchwärmt, geläutert und belebt wird. Die Anerkennung, welche es findet, reizt Andere zur Nachfolge, sie weckt den Muth und die Lust zum Guten; denn in der Regel gehört mehr Muth dazu, vollständig das Rechte zu thun, als ein Unrecht zu begehen, schon aus dem Grunde, weil man von den Gewissenhaften, die durch ein Unrecht gekränkt werden, keine unerlaubten Mittel der Rache zu besorgen hat, wohl aber von Denen, welche sich durch die Pflichtmäßigkeit Anderer in ihrem Treiben gestört sehen.

Die Oeffentlichkeit ist die stärkste, ja fast die einzige Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit im Staatsleben; wie aber Wahrheit das Leben des Einzelnen zur Harmonie bringt, so ist sie für den Staat die Grundbedingung aller wahren Würde; Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit sind die drei Kronen des Staats, die drei Grundpfeiler, die drei großen Lichter, welche allein ihm innere Festigkeit, Glanz und Heiligkeit geben. Ohne Oeffentlichkeit aber gibt es keine Sicherheit für die Wahrheit, wie es mit Oeffentlichkeit kein Versteck für die Lüge gibt. Schiller's bekanntes Wort: das sey der beste Staat, von dem man am wenigsten spreche, ist eins jener verschrobenen Urtheile, welche das Suchen nach epigrammatischer Schärfe öfters hervorbringt; es möchte eher der Staat Anspruch auf höhere Vollkommenheit haben, welcher die wenigsten Staatsgeheimnisse hat, oder welcher aus dem Handeln seiner Regierung so wenig als möglich ein Geheimniß macht. Es kommt wohl vor, daß das Gelingen eines Plans Geheimhaltung desselben erfordert: das sind aber nur vorübergehende Geheimnisse, welche, sobald sie ihr Ziel erreicht haben, sich dennoch zur Publicität auflösen. So lange eine Unterhandlung im Gange ist, lehnt die Staatsregierung Englands alle Aufforderungen des Parlaments ab, die darauf bezüglichen Papiere vorzulegen, und die entschiedenste Opposition erkennt dieß an; aber so wie die Sache zu Ende ist, müssen alle Papiere vorgelegt werden, und der Minister, welcher dabei noch irgend etwas verheimlichen wollte, würde sich der schwersten Verantwortung aussetzen. Nicht allein die Würde der Regierung, sondern auch die Moralität des Volkes fordert die Oeffentlichkeit. Es ist nicht der Drang der Neugierde, nicht die Sucht, über die Dinge zu sprechen, welche über dem Horizonte der Menge liegen, nicht das Streben nach einer Art von Mitregierung der öffentlichen Meinung, welche das Verlangen nach Oeffentlichkeit unterhält und verbreitet. Aufrichtigkeit erzeugt Vertrauen, macht empfänglich für Belehrung, erweckt das Gefühl, daß man schuldig sey, zu dem Streben und Wirken des Gan-

Digitized by Google

gen das Seinige redlich beizutragen, und daß es nicht nur unrecht, sondern auch unrühmlich sey, der Regierung das Schuldige (in Abgaben und andern Leistungen) zu entziehen. In der Oeffentlichkeit bewährt sich die Aufrichtigkeit und die Treue der Regierung, und dann kommt ihr, nach dem alten deutschen Sprüchworte: „Treuer Herr, treuer Knecht", die Treue und der gute Wille des Volkes entgegen. Wenn die Völker wissen, wofür sie steuern und dienen, und daß ihr Schweiß und Blut zu gerechten und nützlichen Zwecken verwendet wird, so fehlt es nie an willigem Gehorsam. Die höchste Blüthe und Volksentwickelung, die Glanzpunkte in dem Leben der Völker fallen stets in solche Zeiten, wo die Oeffentlichkeit wenigstens in den Kreisen herrschte, in welchen die Pulse des Volkslebens am kräftigsten schlugen.

Die Oeffentlichkeit ist nahe verschwistert mit Preßfreiheit, kann aber doch ohne sie bestehen, so wie sich auch Preßfreiheit ohne Oeffentlichkeit denken läßt. In England war schon lange Oeffentlichkeit in der Rechtspflege, in den Verhandlungen des Parlaments und fast der ganzen Staatsverwaltung, ehe die Censur definitiv aufgehoben wurde, und neben voller Preßfreiheit könnte ein strenges System der Geheimhaltung aller amtlichen Verhandlungen und Notizen bestehen. Aber allerdings würde Eines das Andere bald nach sich ziehen, weil sie beide den Hauptzweck haben, alle Theile des Staatslebens mit dem vollen Lichte der Wahrheit zu beleuchten und alles Unrechte an den Tag zu bringen. Die Oeffentlichkeit hat die drei Hauptgegenstände der Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege und in Beziehung auf sie wieder verschiedene Formen, indem sie entweder eine unmittelbare ist, wenn die Verhandlung selbst vor den Augen und Ohren des Publikums stattfindet, oder dafür gesorgt (vielleicht auch nur nicht gehindert) ist, daß die Resultate auf eine zuverlässige Weise öffentlich bekannt werden, und zwar so, daß sich in wichtigen Fällen noch eine Meinung der Sachverständigen bilden und Gehör verschaffen kann. Die Verfassung des Staats könnte an sich in Beziehung auf die Oeffentlichkeit keinen Unterschied machen; die Monarchie könnte sie gewähren, wie es selbst in despotisch regierten Ländern theilweise geschieht, indem die Gerechtigkeit, oder das, was man so nennt, öffentlich verwaltet wird, und auch die Democratie hat sich zuweilen in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Nur die Aristocratie scheint das Geheimniß zu ihrem Wesen rechnen zu müssen, wenn sie bestehen will, und sie umgibt daher auch die Einrichtungen, bei welchen es an sich nicht nöthig wäre, mit den Schrecken einer im Finstern waltenden und unsichtbar Alle beobachtenden und plötzlich ergreifenden Macht.

Wer die Wirkungen der Oeffentlichkeit im Gebiete der Staatsverfassung und Verwaltung, so wie der Rechtspflege, sich noch weiter vergegenwärtigen will, der lese den Artikel hierüber im Conversationslexicon der Gegenwart (Leipzig, bei Brockhaus) weiter nach, aus welchem vorstehende treffende Bemerkungen entlehnt sind. Dieses, bis zum 25. Hefte (Art. Posener Angelegenheit) vorgeschrittene Werk behandelt eine reiche Menge zeitgemäßer Gegenstände. Seine geschichtlichen, biographischen und statistischen Artikel sind eben so belehrend, als seine Aufsätze über die großen Fragen der Zeit anregend und eine geistige Auffassung fördernd. Man findet die zerstreuten Thatsachen der innern und äußeren Tagesgeschichte des lebenden Geschlechts, deren Kenntniß der Gebildete nicht entbehren kann, hier auf geistreiche Weise zusammengestellt und in einen Zusammenhang gebracht, der ein klares Urtheil über das Meiste erleichtert.

(Allg. Anz.)

Nekrolog.

Karl Immermanns Tod haben wir zu beklagen. Inmitten dichterischen Schaffens ward er abgerufen, eben als die Nation anfing, sich bewußt zu werden, welchen reichen, dichterischen Geist sie an ihm besaß. Dem Drama war die erste Liebe des Jünglings zugewandt, die Prinzen von Syrakus, Petrarka waren hier seine ersten Productionen, die, wie die Erstlingsarbeiten Begabter oft, duftig, die Charaktere in Reflexionen und Lyrik verschwimmend, waren. Spätere dramatische Arbeiten: Andreas Hofer, Kaiser Friedrich II., dann vor allem Cardenio und Celinde, diese Sage, die zuerst Gryphius der deutschen Literatur zu eigen machte, später Arnim in seiner wunderlichen Production: „Halle und Jerusalem" behandelte, und zuletzt „die Opfer des Schweigens", wurden Anlaß zu heftigem Streit der Kritiker. Immerman ist ein dramatischer Dichter, wie er unserm Theater Noth thut, hieß es hier; seine Arbeiten lassen kalt, sie sprechen nicht zum Herzen, ward dort erwiedert. Seine Romane riefen nur ein Urtheil hervor; die Epigonen, sein Münchhausen fanden die wärmste und allgemeinste Anerkennung; Novellen aus früherer Zeit gehören zu den schönsten deutschen Erzählungen; dieß gilt namentlich von dem Carneval in Cöln, einer Production, die in ihrer Einfachheit wahrhaft rührt und erschüttert. Sein Tulifäntchen, das in der stürmischen Zeit nach 1830 erschien, wo jeder Tag so Großartiges brachte, daß nur Wenige Lust und Muße hatten, selbst den lieblichsten Mährchen zu horchen, wird noch in späten Jahren erfreuen und ergötzen. Immermanns Gedichte sollen von Niemand ungelesen bleiben, der unsere deutschen Poeten liebt, sie enthalten viel wahrhaft Erfreuendes. Seine letzte Arbeit vielleicht, eine Schilderung Düsseldorfer Zustände wird der dritte Band der Pandora bringen. — Immermann hinterläßt eine Gattin, die erst vor kurzer Zeit die Seine ward, und ein Töchterchen von dreizehn Tagen. Ein schöner und reiner Name ist dieses Kindes bestes Erbtheil.

(Lew. E.)

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 7. Sept.

Die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums haben sich im Laufe der letztverflossenen Jahre die Verbesserung des Wiesenbaues in verschiedenen Landestheilen besonders angelegen seyn lassen und die erfreulichen Resultate, welche hin und wieder erzielt wurden, lohnten reichlich den zu dem Behufe gemachten Aufwand an Arbeit und Kapital. In der Bergstraße z. B. ist durch Vermittelung des landwirthschaftlichen Vereines für die Provinz Starkenburg in mehreren Gemarkungen der Ertrag beträchtlicher Wiesenfluren durch die angebrachten Verbesserungen bedeutend erhöht worden, und das Vermögen der respectiven Grundbesitzer hat sich in dem Verhältniß vergrößert, als der Kaufpreis dieser verbesserten Wiesen seitdem bedeutend gestiegen ist. Ohne eine hinreichende Futtererzeugung kann von einem musterhaften Betrieb der Landwirthschaft nirgends die Rede seyn, weil ein blühender Ackerbau seine vorzüglichsten Kräfte aus einem gut unterhaltenen Viehstand zieht, der ohne gutes und

überflüssiges Futter nicht gedacht werden kann. Nichts ist kläglicher, als einen gelehrten Landwirth zu sehen, der mit der Vortrefflichkeit seiner Güterwirthschaft prahlt und dabei Rindvieh in seinem Stalle stehen hat, welches von den sieben dürren Kühen, die König Pharao im Traume sah, in gerader Linie abzustammen scheint. Wiewohl diese Erscheinung heutzutage bei einem nur einigermaßen erfahrenen Ackerbauer nur selten vorkommen dürfte, so haben doch mehrfältige statistische Untersuchungen in ihren Ergebnissen zu der Ueberzeugung geführt, daß die Wiesenkultur in den meisten Gegenden des Großherzogthums noch großer Verbesserungen bedarf, wenn ein schwunghafterer Betrieb der Viehzucht bald und sicher erzielt werden soll. Ein Beispiel aus einer benachbarten Herrschaft (Isenburg-Meerholz) mag nachweisen, welche Resultate durch eine gut geleitete Wiesenkultur-Verbesserung erlangt werden können. Der dortige Hr Forstmeister Lehn widmete auch diesem Zweige der gräflichen Güterwirthschaft seine besondere Aufmerksamkeit und war in seinen diesfälligen Bemühungen so glücklich, daß der Ertrag eines Wiesencomplexes von 400 Morgen um mehr als die Hälfte, von 2200 auf 5000 fl. unter seiner Verwaltung gestiegen war. Man hat z. B., um nur eines besonderen Falles zu erwähnen, 86 Morgen Moorgrund, welche früher gar nichts ertrugen, im Laufe der Zeit so sehr verbessert, daß gegenwärtig für die Benutzung dieser Wiesenfläche mehr als 1000 fl. Pacht jährlich entrichtet werden. Uebrigens beweist auch diese Thatsache, wie leicht es den großen Gutsbesitzern ist, ihr Einkommen bedeutend zu vermehren, wenn es ihnen mit der Einführung einer guten Bewirthschaftung Ernst ist. Das gräfliche Gut zu Mariendorn, ein Gütercomplex von 1500 Morgen, ertrug früher nur 6000 fl., wirft aber jetzt in Folge theilweiser Parzellirung einen jährlichen Pachtertrag von 9500 fl. ab. Die Forstintraden der oben erwähnten Herrschaft betrugen vor etwa 18 Jahren nicht mehr als 12 — 14,000 fl., sind aber seitdem bis zu 65,000 fl. gestiegen, wovon die Ursache theils in den erhöhten Holzpreisen, theils aber auch in der bessern Benutzung des Walbbodens unter des Hrn. Forstmeisters Lehn Verwaltung zu suchen ist. Eine Fläche von 3000 Morgen Blößen wurde angepflanzt und eine andere von 2000 Morgen umgewandelt. — Wir glaubten diese Thatsachen erwähnen zu müssen, um im Besonderen zu zeigen, daß der deutschen Land- und Forstwirthschaft, will sie anders ihrer Bestimmung überall vollständig entsprechen, noch gar viel zu thun übrig bleibt. Wir haben in der That nicht nöthig, Kolonien über das Weltmeer auszusenden, da in der Heimath noch so viel zu kolonisiren ist. Man würde schon viel weiter darin gekommen seyn, wenn durch die allgemeine Theilung der meist übel benutzten Gemeindegüter eine größere Masse von Grundeigenthum für den besseren landwirthschaftlichen Betrieb gewonnen worden wäre. Hoffentlich dürfte das schöne Beispiel, welches die Gemeinde Pfungstadt in dieser Beziehung gegeben, nicht wirkungslos für Andere verloren gehen. Möge der großh. Bürgermeister Heß daselbst in der Weise eifrig fortfahren, wie er bereits im Interesse seiner Gemeinde begonnen hat. — Ein unterrichtetes und betriebsames Volk kann mit dem Pflug und dem Grabscheit nützlichere und bleibendere Eroberungen machen, als mit dem Schwert und Bajonnet. Leider scheint man aber diese Wahrheit nicht überall einzusehen.

Mannichfaltigkeiten.

In dem Wirthshause zu Ettershausen bei Gaibach in Unterfranken wurden am 7. d. durch die Vorsicht und den Muth des Gendarmerie-Brigadiers Spies und des Landgerichtsdieners Kolb von Volkach die Räuber Bori, Dauberth und Holzneider mit einem Weibsbilde überrascht und gefangen genommen. Sie wollten sich zur Wehre setzen und zogen Pistolen aus der Tasche; das Abfeuern gelang ihnen aber nicht mehr. Man fand bei ihnen unter anderen geraubten Gegenständen auch die werthvollen Sachen, welche sie kurz zuvor den Pfarrern zu Krautheim und Schwebheim bei nächtlichen Einbrüchen gestohlen hatten.

(Aargau.) In voriger Woche hat sich zu Fahrwangen, Bezirks Lenzburg, folgender Unglücksfall ereignet. Ein Kind, das mit mehreren andern zum Sammeln von Haselnüssen ausgegangen war, wurde, während seine Begleiter sich nur auf eine kurze Strecke entfernt hatten, von einem Schwarm Hornissen überfallen. Auf das Jammergeschrei herbeigeeilt, fand man das arme Kind im Gesicht so verletzt, daß alle Mittel vergeblich angewandt wurden. Die Anschwellung dieser Theile nahm zu, und schon nach wenigen Stunden ist das unglückliche Opfer einer kleinen Unvorsichtigkeit unter den unsäglichsten Schmerzen erlegen.

Frankfurt a. M., 13. Sept.

Seit einigen Tagen ist hier im Salon des v. Barthaus'schen Hauses eine Sammlung neuerer Gemälde der Düsseldorfer Maler-Akademie aufgestellt, welche theilweise am Schlusse dieses Monats in Wiesbaden unter Aufsicht des herzogl. Polizei-Amts verloos't werden sollen. Es befinden sich darunter viele von großem Werthe und alle zeigen in der Ausführung jenen seltenen und ausgezeichneten Fleiß, welcher stets die Werke der Düsseldorfer Akademie charakterisirt. Die Künstler Achenbach, Dahl, Dielmann, Ehemant, Hübner, Hurol, Kiesling, Scheuren, Sonderland, Wichura u. s. w. glänzen auch hier durch die Trefflichkeit ihrer Leistungen prangend hervor. Der Eigenthümer sucht durch diese Verloosung den Künstlern einen leichtern Absatz ihrer Productionen zu verschaffen und dem kunstsinnigen Publikum Gelegenheit zu bieten, durch eine kleine Ausgabe zum Besitz eines Kunstwerkes zu gelangen. Möge er in seinem Unternehmen freundliche Aufmunterung und beim Publikum rege Theilnahme finden, damit er, seinen Wirkungskreis stets erweiternd, der Kunst wie dem Künstler gleich förderlich seyn könne.

Sprüchwort-Räthsel.

Mein Erstes bleibt der Trägheit Losung fort,
Um Aufschub der Geschäfte zu gewinnen,
Steigt auch die Königin aus seinem Port,
Den längstgewohnten Ringtanz zu beginnen,
Wovon das Zweit' ein flücht'ger Taktschlag ist.
Das Dritt' und Vierte sagt man von dem Reichen,
Der seiner Schätze Haufen kaum ermißt,
Und Tugend muß oft diesem, ach! hier weichen.
Das Fünft' und Sechste sey der Wahrheit Sitz;
O dürfte Lug die Stätte nie entweihen!
Doch wechselnd sprudelt's Unverstand und Witz.
Treuliebchen mög' im Kuß dir Letztes leihen.
Lebst du dem Ganzen nach, so thust du klug
Und Kunst und Wirken geht dir baß von statten.
Für manche Schüler schlimm, die's lang' genug
Turbirt, eh' sie's völlig inne hatten.

Heubach im Odenwald. Joh. Luft.

Auflösung des Palindrom's in Nro. 257.

Zeus. — Suez.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 16. Sept. Faust, Tragödie in 6 Abtheilungen, von Göthe. Mephistopheles: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 261. Donnerstag, den 17. September 1840.

Eifersucht und Rache.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Vorbereitungen stürzte der Haufe aus seinem Schlupfwinkel hervor. Der Landgraf nahm sogleich seinen Weg gegen Albrechts Gemächer; denn diesen zum Gefangenen zu machen, war sein Zweck. Allein Albrecht war sogleich auf den ersten Lärm in den Schloßhof geeilt, um mit einer kleinen Schaar dem Feinde zu begegnen. Richard, der seit dem Augenblicke, wo der Graf Befehl gegeben hatte, das Schloß zu vertheidigen, stets seine Leute unter den Waffen hielt, war der Erste, der sich den Feinden entgegenstellte. Als die Soldaten auf den Mauern die Deutschen im Hofe sahen, so wollten sie sogleich dem mit ihnen schon kämpfenden Richard zu Hülfe eilen; allein sie fanden den Ausgang verschlossen. Einige von ihnen versuchten mit Gewalt das Thor zu sprengen, Andere aber kehrten wieder auf die Mauern zurück und kletterten oder sprangen von diesen in den Schloßhof. Nun erschien Hermann und griff Richard an. „Herr Graf," rief dieser, „seyd Ihr ein Freund der Feinde Eures Vaters?"

„Ein Feind aller derer, die Rebellen sind oder Rebellen vertheidigen," antwortete Hermann wüthend. „Wo ist Albrecht?"

„Sucht Ihr den oder Euren Vater, so geht der Weg zu ihnen nur über meine Leiche." Und somit stellte sich Richard an den Aufgang der großen Treppe und vertheidigte sie mit seiner Schaar. Inzwischen kämpfte man auf allen Seiten. Selbst den alten Grafen sah man an der Spitze einiger Treuen im hitzigen Kampfe mit dem Feinde. Da wurde er in den rechten Arm verwundet und mußte in das Schloß zurückgebracht werden, da ihn der Blutverlust an fernerem Kampfe hinderte.

Dort saß er im großen Saale, von wo aus man in den Schloßhof sehen konnte, und zürnte über sein Alter, das so gebrechlich geworden, daß der Blutverlust ihn hindere, noch länger zu kämpfen.

In diesem Zustande fand ihn Richard, der als treuer Diener und vieljähriger Waffengenosse gekommen war, zu sehen, wie sich der Graf befände.

„Was bringst Du, Richard?" fragte der Graf, „können sich die Meinen noch länger halten?"

„Herr! ein Jeder kämpft, als gälte es, den eigenen Herd, das eigene Leben zu erhalten, ein Muth beseelt sie, wie ich ihn noch nie gesehen; doch fällt der Eine hier, der Andere dort, und schon sind der Schloßplatz und viele Gänge mit Leichen bedeckt. Die Treppe zu erstürmen, ist ihr eifrigstes Bemühen; denn sie vermuthen Albrecht in dem Innern des Schlosses. Ihn nur suchen sie, sowohl der Landgraf als auch Hermann. Doch Albrecht ist nicht mehr im Schlosse. Da er sah, daß es unmöglich sey, der Uebermacht des Feindes noch länger die Spitze zu bieten, verließ er das Schloß, um Deine Unterthanen zur Hülfe herbei zu führen. Nicht lange wird er zögern, und dann soll der Feind bald weichen. Gabriele indessen, ihr Kind im Arme, kämpft tapfer wie ein Mann, und vertheidigt die Hintertreppe. Nicht einen Fußbreit ist sie noch gewichen."

„Geh', mein treuer Richard! geh', und nehme Du Gabrielens Stelle ein; bitte sie, daß sie den Kampf verlasse, daß sie mit ihrem Kinde zu mir in diesen Saal komme. Hier ist sie sicher, und wenn der Feind es wagen soll, hieher zu dringen, so kann ich wohl auch noch mit der Linken fechten, um meines Sohnes Weib und meinen Enkel zu vertheidigen. Geh', Richard, und thue, wie ich Dir gesagt!"

Richard ging, und der Graf sah lange dem Ausgange des Kampfes entgegen. Tief schmerzte es ihn, von dem eigenen Sohne verrathen worden zu seyn, von dem, auf dessen Zureden er seinem Erstgebornen geflucht hatte. Er durchschaute nun Hermann's Absichten, und diese erfüllten sein Herz mit dem tiefsten Abscheu.

Da hörte er auf einmal heftige Schritte im Vorsaale, und mit den Worten: Hier muß er seyn! stürzte Hermann mit entblößtem Schwerte an der Spitze mehrerer Krieger in den Saal.

„Bösewicht! wo willst Du hin?" rief ihm der Graf entgegen: „In wessen Brust willst Du den Mordstahl senken? in die Brust des Bruders?"

„In das Herz aller Verräther! . . . Geht," befahl er den Soldaten, „sucht ihn in allen Gemächern, er muß im Schlosse seyn."

Die Krieger zerstreuten sich auf verschiedenen Seiten.

„Bleib'!" sprach der Graf mit aller väterlichen Würde, „bleib'! ich befehl' es Dir. Höre die letzten Worte eines Vaters. Der Weg, den Du betreten, ist schändlich, gottlos. Habsucht, niedriger Neid brachten Dich dahin, den Bruder und den Vater zu verrathen. Stoße das Schwert in Deines Bruders Herz und senk' es dann, vom Bruderblute rauchend, in des Vaters Brust. Trete meinen greisen Körper mit Füßen und sey ein Vatermörder, Du entarteter Sohn! Du Schlange, die ich an meiner Brust erwärmt. Bedenke aber, daß Du im Jenseits

einen Richter finden wirst, der Deine Thaten mißt, einen Richter, fürchterlich, aber gerecht. Derselbe Richter führte Deinen Bruder reuig zu meinen Füßen. Sprich, wer auf Erden wird Deine That gutheißen, wer sie billigen? Sag' selbst, was hat Deine That verdient? Du Verräther Deines eigenen Vaters, sprich es aus, und ich will es über Dein gottloses Haupt beschwören."

„Eure Worte treffen hart," erwiederte Hermann, „doch es ist zu spät. Ich muß den Pfad, den ich betreten, durchlaufen oder fallen."

„So falle, aber sterbe makellos, und nicht beladen mit dem schändlichsten, unnatürlichsten Verbrechen."

„Ich diene meinem Kaiser und der Ehre," rief Hermann und stürzte fort.

„Der Habsucht dienst Du, dem niedrigsten Neide," sagte der Graf für sich hin, und wischte sich eine Zähre von den grauen Wimpern. „Der Undankbare!"

Da kam athemlos Gismonda. „Was suchst Du hier? Folge dem Verräther, Deinem Gatten; dort ging er hin. Er sucht den Bruder, um ihn zu ermorden; such' Du sein Weib, um gleiche Unthat zu verüben. Geht, geht, Ihr seyd einander werth. Dann kehrt zurück und tödtet mich und meinen Enkel, und theilt Euch dann in meine Güter, mein Vermögen!"

„Wie tief, o wenn Ihr es wüßtet! wie schmerzlich verwunden mich Eure harten Worte, und doch darf ich mich nicht beklagen; denn der Schein spricht wider mich. Doch glaubet mir, mein Vater! das Verbrechen, das Ihr mich beschuldigt, trifft mich nicht. Meine Schuld ist eine andere, und ihre Folgen fallen auf mein eigenes Herz zurück. Sollte der Verräther mit seiner Schaar in diese Säle dringen, so will ich Eure Brust mit meinem Körper decken."

„Gismonda! welche Sprache? Wie soll ich Dich verstehen? . . . Willst Du meiner spotten oder hast Du aufgehört, unmenschlich zu seyn?"

„O möchte der Gedanke Eingang in Euer Herz finden, daß ich minder verworfen als unglücklich bin! Ihr blutet?" Gismonda nahm ihr Tuch und wollte seinen Arm verbinden.

(Fortsetzung folgt.)

Besteigung der Reinglätscher*) und des Vogelbergs im Jahr 1839.

(Fragment von Fried. Aulenbach, stud. jur.)

»Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Wandrer auf schwindlichtem Weg;
Er schreitet verwegen auf Feldern von Eis,
Wo pranget kein Frühling, wo grünet kein Reis.«

Eine Schilderung der von mir im Frühjahre vorigen Jahres unternommenen Besteigung der Reinwaldglätscher und des Vogelbergs könnte vielleicht manchem Touristen, der die Schweiz und namentlich den südöstlichen Theil derselben — unstreitig der interessanteste des ganzen Schweizerlandes — zu bereisen gedenkt, von einigem Nutzen seyn. Abgesehen auch davon, macht es mir schon der schöne, liederreiche Strom, der in stiller Majestät an unserer gesegneten Pfalz vorbeifluthet, zur schuldigen Pflicht, genauere Kunde von seinem Ursprunge und der seiner eisigen Wiege nächsten Umgebung zu ertheilen. Ich schicke demnach diese Beschreibung anderen Reisescenen, welche ich noch in Bezug auf die Schweiz zu veröffentlichen gedenke, voraus. —

Im Posthause zu Splügen fand, bei meiner Ankunft von Tusis aus, eine große ungewöhnliche Rührigkeit statt. Es wimmelte daselbst von Fremden, gleichsam aus allen vier Weltgegenden Europa's zusammengeschaart. Sicherlich ist hier ein großes Unternehmen im Beginn, dachte ich mir gleich, und ich hatte mich in meiner Voraussetzung nicht betrogen. Man rüstete sich eben zu einer auf den andern Tag festgesetzten Wanderung nach den, vier Stunden von hier entfernten, Reinwaldglätschern und dem bis jetzt fast allen topographischen und geologischen Forschungen unzugänglichen Vogelberg. Welcher Umstand hätte im Augenblick für mich erwünschter eintreffen können? So sollte ich denn zufälligerweise mein langgenährtes Vorhaben, das noch vor Kurzem mir unausführbar schien, dennoch realisirt finden! Ob ich nun zwei oder drei Tage später den Boden Italiens betrete, dies konnte mir ziemlich gleichgültig seyn, keineswegs aber die Unterlassung einer so günstigen Gelegenheit, die weit und breit berühmten Reinglätscher besuchen zu können. Kurz war mein Bedenken und rasch der Entschluß, mich der Gesellschaft als neues Glied zur beabsichtigten Unternehmung anzuschließen. Genußvolle Stunden erwartete ich von dieser Reise. Nicht achtete ich die Wehen starker Strapazen; denn daß solche unserer harrten, unterlag keinem Zweifel. Noch hatte der Vogelberg sich nicht unter den kecken Fuß des Wanderers gebeugt. Man hatte diese hohen Felsenzinnen und Schneefelder bis dahin für unübersteiglich erklärt. Im Vertrauen auf gute Füße und schwindelfreie Köpfe versuchten wir das bisher Unmögliche. Zwar ist dies ein ernster Gang, von wannen oft keine Rückkehr.

Unter den günstigsten Wetterauspicien traten wir, von tüchtigen Führern begleitet, früh Morgens, nachdem wir zuvor eine gute, schwarzgeröstete Mehlsuppe mit Wein — Kaffee und gebranntes Wasser erzeugen Schläfrigkeit bei Steigtouren — zu uns

---

*) Den Grund, warum ich hier von der einmal leider allgemein gang und gäbe gewordenen Schreibart abweiche und der Vollrath Hoffmannischen mich anschließe, muß man nicht etwa in einer jener Gottsched'schen Kleinigkeitskrämereien suchen, sondern einzig und allein darin, weil mir die Richtigkeit der erstern ganz und gar nicht einleuchten will und ich mich deßhalb auch keineswegs für verpflichtet erachte, dem großen Haufen in einer Sache beizupflichten, welche zu ihrer Vertheidigung nichts Weiteres für sich hat, als die Sanction ihres Herkommens. Sonst, in Wahrheit sey es gesagt, bin ich eben kein Freund von solchen grillenhaften Pedanterein und befasse mich wenig oder gar nicht mit weitläufigen etymologischen Untersuchungen. Ob Jemand betrügen oder betriegen, würken oder wirken, nämlich oder nemlich, teutsch oder deutsch u. s. w. schreibt, ist mir eben so gleichgültig, als ob ein Anderer seine Kappe so oder so trägt. Diese Künsteleien und Neuerungen führen zu keinem erheblichen Resultate. Man muß in ihnen so wenig Uebereinstimmendes oder Gesetz suchen, als es einem Fürsten des vorigen Jahrhunderts je eingefallen ist, die Größe der Haarbeutel für alle seine Unterthanen zu bestimmen. Oft pflegen die neuesten Bemühungen, unsere Orthographie nach einer vermeinten besten Aussprache und Schreibart umzuschmelzen, eben so unnütz als schädlich zu seyn. Es gibt Sachen von mehr Wichtigkeit zu verbessern und am allerwenigsten läßt sich eine ideale Vollkommenheit in Kleinigkeiten erzwingen, die keiner Vollkommenheit werth sind.

genommen, unsern Marsch an. Alle Vorkehrungen waren, wie gesagt, den Tag vorher getroffen worden. Winterkleider, Pelzhandschuhe, schwarze Schleier, blaue Brillen, Schneeschuhe, tüchtige Eissporen, acht bis zehn Fuß lange Eisstäbe, am unteren Ende mit einer starken, langen und eingreifenden Eiszwinge versehen, durften so wenig fehlen, wie Aexte, Leitern, Stricke und Brennmaterialien. Die im Zickzack den Splügen hinauf sich windende Bergstraße, die siebente der großen Eingangspforten von der Landseite nach Italien hinunter, ließen wir links liegen und betraten die, so über den zerklüfteten Bernhardin führt. Auf jener stiegen im Jahr 1800 Macdonald, auf dieser 1797 Le Courbe mit Heeresmacht nach der Lombardei hinab. Diese merkwürdigen Bauten, welche unbeschämt neben die Wunder des Alterthums treten dürfen, kühn und riesenhaft über Felsen, furchtbare Abgründe geführt und bei weitem die Römerwerke der Art übertreffend, waren jedoch im Augenblick nicht sichtbar. Mehrere Klafter tief lagerte sich der Schnee darüber. Eingesteckte, zu Wegweisern dienende lange Stangen, Stazas in der romanischen Sprache geheißen, bezeichneten die ungefähre Richtung der Straßen. Das Thal, durch welches wir zogen, ist eins der wildesten im Graubündtner-Lande. Es bildet den äußersten südwestlichen Theil des hoch gelegenen Reinwaldthals, welches nach dem von Andermatt das höchste bewohnbare in Europa, und ist eng mit steilen Gebirgen umschlossen, von denen von Zeit zu Zeit Lawinen hinabrollten. Es waren dies größtentheils Staub- oder Pulverlawinen von frisch gefallenem Schnee, der, vom Wind mit sich fortgerissen, stäubend in die Tiefe stürzte. Zwei derselben fielen ganz nahe vor uns nieder. Der Andrang der compressiven Luft war so stark, daß wir sammt und sonders, wir mochten nun wollen oder nicht, plötzlich wie durch einen Zauberschlag herbeigeführt, uns der Reihe nach im Schnee liegend und unsere Gestalten tief darin abdruckend erblickten, in welcher unerwarteten Lage wir wenigstens einige Minuten verbleiben mußten. Von Kopfbein- und Gliederzerschellungen, die auf einem festeren Boden gewiß nicht ausgeblieben wären, verschonte uns glücklicherweise der tiefe, weiche Schnee. So kamen wir nur mit einem Schrecken davon. Sonderbar, daß seit 10 Jahren im ganzen Reinwaldthal keine Schwalbe mehr nistet. Trägt etwa die jährlich zunehmende Kälte, oder der neun Monate fortdauernde strenge Winter daran Schuld? Die Einwohner der ohngefähr 1060 Seelen starken zerstreuten sechs kleinen Gemeinden, zwischen italienisch und romanisch sprechenden Völkern wohnend, sind deutschen Ursprungs und Protestanten. Noch weilen biedere Treue und Reinheit der Sitte in ihren Hütten. Ist aber einmal jede Schlucht durchforscht, wird an jedem Alpenraine, wo jetzt noch die gastliche Hütte jedem Wandrer sich öffnet, ein stattliches Gasthaus stehen mit gewinnsüchtigen Wirthen und pfiffigen Kellnern, die auf die Gletscher und Wasserfälle in der Nähe speculiren; dann wird auch dieses Thal, wie jetzt schon das von Chamouny, Vieles von seinen natürlichen unnennbaren Reizen eingebüßt haben. Gold und Laster werden zu den Männern der Einfalt hierher eben so sicher dann den Weg finden, wie sie es zu denen vom Chamounythal gefunden haben. Uebrigens bis dieses eintritt, können noch viele Jahre vorübergehen.

(Fortsetzung folgt.)

Germaniens Völkerstimmen.

Unserer vaterländischen Literatur fehlt es bisher an einem Werke, in welchem die vielen und verschiedenartigen Mundarten unserer Sprache alle in verwandtschaftlich-geordneter Uebersicht zusammengestellt sind, um den außerordentlichen Reichthum und Wortschatz des teuto-germanischen Sprachstammes der Deutschen selbst überraschender Weise vor Augen zu stellen.

Wir erachten es daher für ein, die genauere Kenntniß des deutschen Volksgeistes sowohl, als auch die deutsche Nationalität und Wissenschaft förderndes Unternehmen, ein solches allen deutschen Volksstämmen gemeinsames Nationalwerk, wie es unseres Wissens noch keine andere Nation aufzuweisen hat, unter dem Titel: „Germaniens Völkerstimmen" zu begründen.

In einer Zeit, wo man durch Schriften, wie die Pentarchie u. dgl., die Deutschen an einander irre zu machen strebt, sind solche volksthümlichen Werke, welche die germanischen Völkerschaften an ihre gemeinsame Abstammung und ihr ruhmreiches gemeinschaftliches Vaterland erinnern, die besten und kräftigsten Mittel, unsere Nationalität zum Frommen der ganzen Nation um so enger und inniger zu befestigen, und dem Auslande auf eine unzweideutige Weise zu zeigen, daß derartige Mißtrauen säende Schriften in unserm klar sehenden und ruhig fortschreitenden Vaterlande nur den Erfolg haben, unser deutsches Nationalgefühl, wozu der Höhepunkt unserer Intelligenz uns vor vielen andern großsprecherischen und sich brüstenden Völkern berechtigt, in gegenseitiger festwurzelnder Eintracht und Verbrüderung noch um so mehr zu erhöhen.

Wir ersuchen demnach die Schriftsteller und Befähigten aller germanischen Lande, so weit die deutsche Sprache reicht, unsre allzu schwachen Kräfte in diesem patriotischen Unternehmen unterstützen zu wollen, indem sie uns gütigst Beiträge in dem Dialekte der respectiven Provinzen, Bezirke, Landschaften, Kantone, Ortschaften und Städte, wie er gegenwärtig vom Volke gesprochen wird, auf dem Wege des Buchhandels zu übersenden belieben mögen. (Die löbl. Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin und deren Kommissionär Hr. Volkmar in Leipzig haben sich bereit erklärt, dieselben für uns in Empfang zu nehmen.) Am zweckmäßigsten würden, wie es uns scheinen will, kleine Dichtungen ernsten oder humoristischen Inhalts seyn, jedoch sollen Sagen, Legenden, kurze Erzählungen u. s. w., in volksprachlicher Prosa geschrieben, nicht ausgeschlossen werden. Unumgänglich nothwendig dürfte es aber seyn, die für die Deutschen im Allgemeinen unverständlichen Ausdrücke und Redensarten durch hochdeutsche unter dem Texte zu erklären, und namentlich, um vielen Druckfehlern vorzubeugen, die Produktionen und Beiträge deutlich und leserlich zu schreiben. Wir hegen die Hoffnung, daß dieses vaterländische Werk in der Brust eines jeden wackern Deutschen Anklang finden und die dazu Begabten zur regen Mitwirkung anfeuern werde. (Es haben bereits namhafte Gelehrte ihre thätige Theilnahme zugesagt.)

Schließlich ersuchen wir die verehrlichen Redaktionen deutscher Zeitungen und Blätter, denen eine gemeinsame Sache des deutschen Vaterlandes am Herzen liegt, diesen Zeilen eine Stelle in ihren Blättern gönnen zu wollen, da ohne solche Gefälligkeit, bei dem besten Willen und Streben von unserer

Seite, das Werk nicht den wünschenswerthen Grad der Vollständigkeit erlangen könnte.

Der bei Gelegenheit des hiesigen Buchdruckerfestes erscheinende Prospectus wird das Nähere besagen.

Berlin, im August 1840. Dr. Firmenich.

Frankfurter Theater.

Die Oper. — Th. Döring.

Wir haben in vergangener Woche drei ganz verschiedenartige Opern aufführen gesehen, — Czaar und Zimmermann, Titus und Lucia von Lammermoor. Die Theaterfreunde verlangen Abwechselung und man hat ihnen eine solche geboten. Was nun die Aufführungen betrifft, so scheint uns Folgendes berücksichtigt werden zu müssen. Eine Bühne mittleren Ranges, deren Personal sich in allen Gattungen des Gesanges bewegen muß, kann nicht jene Virtuosität erreichen, wie da, wo man ausschließlich nur ein Genre cultivirt. Sänger, die heute Mozart, morgen Donizetti, heute Lortzing, morgen Bellini singen müssen, können unmöglich in allen gleich vorzüglich seyn. Zur Vorzüglichkeit in der Kunst gehört Einseitigkeit, wenigstens ist hier die Vielseitigkeit eine ganz seltene Erscheinung. Jeder Sachkenner weiß, daß der ernste, getragene deutsche Gesang, der durch große Kehlenfertigkeit brillirende italienische und der zwischen beiden in eigenthümlicher Mitte sich bewegende französische ganz verschiedenartiger Natur sind. Hierbei befindet sich eine Bühnendirektion, wie die unsrige, in kritischer Lage. Die Musikfreunde verlangen Vielseitigkeit des Repertoirs und zugleich die höchste Gediegenheit der Leistungen. Solche Vereinigung wird wohl nicht erzielt werden können, um so weniger, als selbst solche Sänger und Sängerinnen schon selten sind, die nur in Einer Gesangsgattung Vorzügliches leisten. Der Kapellmeister fahre also fort, für ein abwechselndes Repertoir zu sorgen; die Künstler mögen ihrerseits das Beste, was in ihren Kräften steht, zu leisten streben und das Publikum möge seine Anforderungen nicht allzu hoch zu stellen billig genug seyn. Die löblichen Bestrebungen der Direction, die Theaterfreunde zufrieden zu stellen, sind nicht zu verkennen.

Man hat das Opernpersonal durch Engagements von Sängern und Sängerinnen vervollständigt, deren Leistungen billigen Anforderungen wohl genügen können und Chor und Orchester sind von anerkannter Vorzüglichkeit. Wie wir vernehmen, wird der Freischütz neu in Scene gesetzt und am nächsten Sonntag gegeben werden. In solcher erneuerter äußerer Gestalt wird diese Oper, deren Schönheiten nie veralten, den Theaterfreunden um so anziehender erscheinen.

Hr. Theodor Döring, königl. würtembergischer Hofschauspieler, hat sein Gastspiel begonnen und zwar, wie nicht anders zu erwarten stand, mit dem günstigsten Erfolge. Bei stark besetztem Hause und unter dem lebhaftesten Beifall und wiederholten Hervorrufungen ist er bereits an zwei Abenden als Schewa, Elias Krumm, Zolky und Kommissionsrath Frosch aufgetreten. Unsern Besprechungen der Kunstleistungen Döring's möge hier dasjenige vorausgehen, was in dem allgemeinen Theater-Lexikon, herausgegeben von R. Blum, K. Herloßsohn, H. Marggroff, über denselben gesagt wird: »Döring ist eine ächt geniale Künstlernatur; mit einer ungemeinen geistigen Regsamkeit, einer gediegenen Bildung und einer bewunderungswürdigen Gewandtheit in der Nachahmung verschiedener Dialecte und Physiognomien, mit einer wahren Chamäleonsnatur begabt, weiß er seine Individualität so wegzuläugnen, daß oft selbst der fleißigste Theaterbesucher ihn unter der angenommenen Maske nicht wieder erkennt; er ist ein Geistesverwandter L. Devrient's, mit dem er auch in der Gesichtsbildung große Aehnlichkeit hat. Ganz besonders weiß er durch seine alles belebende Phantasie hinzureißen und zu rühren; dies sind Eigenschaften, die ihn den ausgezeichnetsten Darstellern Deutschlands zur Seite stellen. Er steht jetzt in der Blüthe der Mannskraft, in dem schönsten Wirkungskreise und mit Gewißheit läßt sich von seinem rastlosen Streben erwarten, daß er trotz der bereits erlangten Höhe der Ausbildung, dem herrlichsten Ziele, der Meisterschaft fortwährend unermüdet entgegensteuern wird.« W.

Korrespondenz.

Mainz, 14. Sept.

Eine im Wochenblatte vom verflossenen Mittwoch erschienene amtliche Bekanntmachung der hiesigen Bürgermeisterei, welche den richtigen Bezug der Güter aus dem Hafen und zugleich die Sicherung des Eingangs der Krahnengebühren bezweckt, wird, wie man behauptet, auf die Versendungen mit den um 1 Uhr Nachmittags von hier abfahrenden Marktnachen nachtheilig einwirken, wenn, wie bisher, das Hafenkommissariat um 12 Uhr geschlossen wird. Es möchte daher passend seyn, daß dieses Bureau bis um 1 Uhr offen bliebe. — In dem Korrespondenz-Artikel eines Taunusbahn-Actionaires in einer der letzten Beilagen zu Ihrem geschätzten Blatte ist die Rede von der großen Menge Reisender, die oft zu gleicher Zeit Billets für die Fahrten auf der Taunusbahn verlangten und es wird dabei angedeutet, die Dampfboote hätten einem solchen Gedränge nie abzuwehren. Darauf kann man erwidern, daß die Dampfboote allerdings eben so viele Personen auf einmal zu befördern haben, als die Eisenbahn. Am verflossenen ersten Pfingsttage z. B. kamen mit dem ersten Eisenbahnzuge von Frankfurt 7 bis 800 Personen in Kastel an, die unverweilt über die Rheinbrücke eilten und eine Viertelstunde später mit dem Dampfboote nach dem Rheingau abfuhren. Viele derselben begaben sich auf das Boot, ohne Karten verlangt zu haben; sie wußten wohl, daß der Condukteur ermächtigt sey, ihnen während der Fahrt dergleichen zu geben. Könnte man die Condukteurs der Eisenbahn nicht auch mit Karten versehen, die sie während der Fahrt den Reisenden, die keine hätten, gegen Bezahlung ausliefern könnten? Es würden dabei noch die Kosten für die Thürsteher an den Wartesälen erspart und Niemand würde mit einem Billet dritten Rangs die Wagen zweiten und ersten Rangs besteigen, ohne auch den Fahrpreis dieser Klassen zu entrichten. — Die Verhandlungen zwischen unserer städtischen Behörde und dem Direktor des hiesigen Theaters, Hrn. Schumann, nehmen, wenn wir gut unterrichtet sind, eine sehr ernste Wendung. Hr. Schumann behauptet, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln den an ihn gestellten Forderungen ferner nicht genügen zu können. Er verlangt, wie man sagt, Zuschuß aus der Stadtkasse, oder will zurücktreten. Da, wie wir vernehmen, mit dem 21. des gegenwärtigen Monats sein Contrakt zu Ende geht, so könnten wir in den Fall kommen, einige Zeit ohne Theater zu seyn. Wir müßten sehr bedauern, wenn es zu dieser Extremität käme. Unterdessen muß jeder Billigdenkende zugeben, daß bei dem geringen Besuche des Hauses und dem so schwachen Abonnement des zweiten Rangs die Direktion ohne Zuschuß nicht bestehen kann, wenn sie ein erträgliches Schauspiel und eine mittelmäßige Oper liefern soll, und das hiesige Publikum verlangt mehr als das.

Auflösung des Sprüchwort-Räthsels in Nro. 260.

Morgenstunde hat Gold im Munde.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 17. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt): Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 262. Freitag, den 18. September 1840.

Eifersucht und Rache.

(Fortsetzung.)

„Laß mich!“ sprach der Graf, „die Binde, die Du mir reichst, würde meinen Schmerz nur vergrößern,“ und indem er die Binde zerriß, fuhr er fort: „So wie ich diese Binde zerreiße, sey auch jedes Band zerrissen, das uns aneinander knüpft.“

„Ihr habt Recht,“ sprach Gismonda, „zerrissen sey jedes Band zwischen mir Verlassenen und der Menschheit. Ein Gott, der in's Innere sieht, wird mich richten und mich vielleicht weniger schuldbar finden als die Menschen, die nur nach dem Scheine richten.“

Da kam Gabriele, mit ihrem Kinde im Arme, ängstlich und athemlos. Ihr folgte der Landgraf mit gezücktem Schwerte. „Laßt ab“, stöhnte Gabriele, „ich kann nicht mehr!“ Und mit diesen Worten stürzte sie zu den Füßen des Grafen, ihr Kind mit dem Körper deckend. „Tödtet mich,“ rief sie mit flehender Gebärde, „nur schonet dieses armen Kindes!“.

Da sprang der Graf, obwohl ermattet, von seinem Stuhle auf und stellte sich dem Landgrafen gegenüber. „Schämt Ihr Euch nicht, Herr Landgraf! Ihr, Mann und Ritter, verfolgt ein schwaches, wehrloses Weib mit den Waffen in der Hand.“

„Dieses schwache, wehrlose Weib, wie Ihr sie nennt, kämpft tapfer, wie ein Mann. Seht, diese Wunde schlug sie mir, und mehr als Einer von den Meinen hat durch ihre Hand den Tod gefunden. Mich ihrer und des Kindes zu bemächtigen, muß meine Sorge seyn.“

„Versucht es nicht, sie anzutasten, nur über meine Leiche geht der Weg zu ihr.“

„Wohlan, bethörter Alter! wenn Ihr Rebellen mit dem eigenen Leben schützen wollt, so sey es.“

Und somit machte er Miene, den Grafen anzugreifen.

„Verschont den Vater meines Albrechts!“ rief Gabriele, sich vom Boden erhebend, „verschonet ihn und mein Kind, und ich gebe mich Euch freiwillig als Gefangene.“

Gismonda stand wie geistesabwesend bei diesem ganzen Auftritte, dann sah sie wild um sich, und wie von einem großen Gedanken ergriffen, riß sie ein Schwert von der Wand und stellte sich zwischen den Landgrafen und die beiden Uebrigen. „Zurück, Barbar!“ schrie sie mit funkelnden Augen, „wage es nicht, dieses ehrwürdige greise Haupt zu verletzen,“ dann, mit einem Blicke gegen den Himmel, fuhr sie fort: „Gott, stärke meinen schwachen Arm, daß ich zum Theil die große Schuld abtrage.“

„Wie, auch Ihr beschützet die Verräther?“ rief der Landgraf erstaunt.

„Die Verräther seyd Ihr und Hermann, und dieser Greis hier der Verrathene.“ Mit diesen Worten erhob sie das Schwert und stieß es dem Landgrafen in die Brust.

„Verflucht!“ rief dieser, „von eines Weibes Hand zu fallen!“ und sank. Ein Strom Blutes drang aus seiner Brust hervor. „Hermann . . . wird . . . mich . . . rä . . chen,“ stammelte er, und hauchte seine Seele aus.

Der alte Graf und Gabriele standen sprachlos und starrten Gismonden an, die, mit dem blutigen Schwerte in der Hand, wie eine Geistesabwesende Gabrielen und ihr Kind ansah.

Der alte Graf brach zuerst dieses Schweigen. „Gismonda!“ sprach er, „unbegreifliches Wesen, wie soll ich Deine Handlung deuten?“

Gismonda schwieg und legte ihre Hand an's Herz; ein wehmüthiges, krampfhaftes Lächeln ward um ihren Mund sichtbar; dann, wie aus einem Traume erwachend, sah sie schnell umher, erblickte den Landgrafen und sprach mit einem Blicke gen Himmel leise: Gott! ich danke Dir!

Durch diesen leisen Ausruf schien auch Gabriele sich erst wieder gegeben zu seyn; ihr Blick fiel auf das Kind, und als ob sie es erst jetzt wieder sähe, drückte sie es innig an ihre Brust und rief: „Mein Kind, Du mein geliebtes Kind! Du bist mir nicht entrissen, mein Arm umschlingt Dich noch, es klopft Dein Herz an meiner Brust! . . . Gismonda! Euch verdanke ich das Leben meines Sohnes. O möge Gott Euch diese edle That lohnen, ich vermag es nicht.“

„Sprecht nicht davon! Ihr wißt nicht, welcher Grund mich so zu thun bestimmte.“

„Mag der Beweggrund Deiner Handlung was immer für einer gewesen seyn,“ sagte der Graf, „die Handlung selbst bleibt groß und edel. Du rettetest das Leben jener, die Du die Quelle Deiner Leiden und Deine größte Feindin nanntest; ihr Leben und das Leben ihres Kindes. Auch meines war bedroht, ich danke es Dir; doch wäre es mir besser gewesen, wenn ich vorher gestorben wäre, ehe ich den Schmerz erleben mußte, verrathen zu werden von dem eigenen Sohne.“ Da erschallte plötzlich ein lautes Geschrei im Schloßhofe.

„Was ist das?“ fragte Gabriele erschrocken.

„Erschrick nicht," sagte der Graf, „es ist ein Freudengeschrei, Albrecht kommt mit Hülfe."

„Mein Albrecht? O dann laßt mich zu ihm eilen, ich muß an seiner Seite stehen, ihn schützen, mit ihm siegen oder mit ihm fallen. Euch, Vater! vertrau' ich meinen Heinrich, schützet Ihr sein junges Leben."

Gabriele eilte fort, und der Graf blieb mit Gismonden allein.

„Da geht sie hin, die Glückliche!" sagte Gismonda nach einer Pause, „um an der Seite eines geliebten Gatten zu fechten. Jedermann wird ihren Namen preisen, sie segnen."

Als Albrecht mit der Hülfe kam, entstand im Hofe und in allen Räumen des Schlosses ein lebhafter Kampf. Nun waren sich die Kräfte nicht mehr so ungleich. Die Deutschen wurden aus den Gängen und Gemächern getrieben und Manche verließen sogar das Schloß. Niemand wußte, wo der Landgraf hingekommen, und nun war nur noch Hermann an der Spitze der Feinde.

Seit Gabriele den Saal verlassen, stand der Graf am Fenster und sah dem Kampfe zu.

„Wer wird siegen?" sprach er. „Ich Unglücklicher! Hier kämpft mein Sohn, und an der Spitze seiner Gegner steht sein Bruder. O ihr Verblendeten! Werfet eure Schwerter weg und umarmet euch als Brüder."

„Es siegt der Feind!" rief Gismonda händeringend.

„Wen nennst Du Feind? Du siehst, Hermann, Dein Gemahl, dringt vor."

Dann, wie außer sich, schrie Gismonda: „Albrecht! Albrecht! halte Dich, nur einen Augenblick! Sie kömmt, Gabriele kömmt, sie wird Dich schützen. Eile, eile, Gabriele! . . . Nun ist sie bei ihm! . . . Vertheidige ihn! Durchbohre . . . schnell durchbohre Jenen, der seinen Arm erhebt, um Albrechts Haupt zu spalten . . . Sie hörte mich . . . er fällt! Gott! ich danke Dir!" Und mit diesen Worten sank sie erschöpft nieder. Der Graf unterstützte sie. „Gismonda! komm' zu Dir! . . . Unbegreifliches Weib! Die Sorge für des Feindes Leben raubt ihr das Bewußtseyn; das Schicksal ihres Gatten scheint sie nicht zu kümmern."

Das Kind kniete sich zu ihr und unterstützte ihren Kopf. „Mutter!" rief es, „wache auf! Hörst Du den Lärm?"

Da schlug sie die Augen auf. „Wer siegte? lebt Albrecht noch?" war ihre erste Frage.

„Er lebt und treibt den Feind zurück," erwiederte der Graf, „Gabriele weichet nicht von seiner Seite."

Da traten sie wieder an's Fenster. „Seht nur, wie ängstlich sie sein Haupt bewacht. O Vater! segnet sie, sie ist des besten Segens würdig!"

„Ich segne sie, und mit ihr auch Dich, da ich nun sehe, daß Du nicht böse, sondern nur unglücklich bist . . . Doch sieh nur, wie sie wüthend kämpfen; ich kann die Angst um meine Söhne nicht länger ertragen. Ich will mich zwischen sie stellen, und soll ich von ihrer Hand fallen.

Als der Graf fort war, nahm Gismonda das Kind auf ihren Arm und küßte es. „Nimm diesen Kuß, Du kleiner Engel! er sey das Siegel der Versöhnung. Sag' Deinem Vater, daß ich ihn mehr als mein Leben liebe; sag' Deiner Mutter, daß sie mir das Liebste auf Erden geraubt und mich für das ganze Leben unglücklich und elend gemacht habe, daß ich ihr aber verzeihe. Sie ist des Schatzes werth, den sie besitzt. Werde edel und so tapfer, wie Dein Vater, fromm und gut, wie Deine Mutter." Mit diesen Worten verließ sie den Saal und trat in ein Nebengemach, vor welchem sich eine große Terrasse befand, und von welcher man gerade in den Schloßhof sehen konnte. Kaum eingetreten, kam Hermann verwundet, von Soldaten unterstützt, in dasselbe Zimmer. „Hier ist die Verrätherin!" schrie er, „sie hat den Landgrafen ermordet. Stoßt sie nieder und mit ihr den Sohn des Verräthers."

Ein Soldat erfüllte im blinden Diensteifer Hermanns Befehl und durchbohrte Gismonden.

„Hermann!" sprach diese, „war das Deine Liebe? Schone dieses Kindes, es ist Deines Bruders Sohn."

„Und eben darum soll er sterben!"

Da stürzte der Graf in's Zimmer. „Mein Sohn! wo ist mein Sohn?" rief er.

„Hier sterbe ich als Opfer des Verrathes."

„Wer hat Dich verrathen?"

„Die dort in ihrem Blute liegt."

„Gismonda," rief der Graf, „auch Du verwundet, durch wen?"

„Durch einen gemeinen Krieger, auf meines Gatten Befehl."

„Unmensch!" sagte der Graf mit Entsetzen, „den Vater verräthst Du, den Bruder suchst Du zu berauben und die Gattin mordest Du."

„Warum verrieth sie mich?"

„Gismonda hat Dich nicht verrathen, den Landgrafen tödtete sie, um mein Leben zu retten, da er mich, den Verwundeten, angriff. Du tödtetest in Deiner blinden Wuth eine Unschuldige."

(Schluß folgt.)

Besteigung der Reinglätscher und des Vogelbergs im Jahr 1839.

(Fragment von Fried. Aulenbach, stud. jur.)

(Fortsetzung.)

Vom Rein, den ich noch vor Kurzem in schauerlicher, von keines Menschen Fuß betretener Tiefe längs der finstern Via Mala und der Roffla durch geborstene Felsen mit Jünglingsungestüm sich drängen sah, war keine Spur zu bemerken. Ein undurchdringliches Schneegewand bedeckte seine kleine, kaum drei Fuß breite Furth. Von dem Sack des Thales bis zum Dorfe „zum Rein" breiteten sich Glätscher allerlei Art, die beiden Bergseiten fürchterlich bekleidend und bis ins Thal hinuntersteigend. Die Schaafhirten, die im Sommer diese Thalgegend bewohnen, sind die rauhesten und seltsamsten Bewohner in der Schweiz. Sie machen sich kleine Hütten von zusammengelegten Steinen. Jetzt wohnen sie in seltsamen Dörfern beisammen oben auf dem Gebirge. Ihre nahe an einander stehenden, nach oben spitz zulaufenden Hütten gleichen denen der Romagnaschäfer. Ihre Kleidung sind Pelze der Thiere; ihre Gesichtsfarbe ist schwarzgelb und schmutzig, ihre Sprache allen Bündtnern unverständlich und ihre Nahrung Fleisch todtgefallener Schaafe und Pulment, eine Art Brod.

Wir waren bisher immer, doch kaum merklich bergan geschritten. Kurz vor dem Dorfe Reinwald, wo wir die Bernhardin-Straße — in so fern nämlich ein nicht über drei Fuß breiter, an manchen Stellen oft ganz von Schnee überschütteter, oft zwischen manneshohen Schneemauern sich hinziehender Pfad,

auf dem sich nur ein einzelnes Saumthier und kurze kleine Schlitten bewegen konnten, diese Benennung verdient — verließen, fing jetzt, ziemlich steil, auf rauhem unsichern Wege das Steigen an. Von nun an waren wir ganz der Leitung der Führer überlassen. Nach ohngefähr zweistündigem, fast anhaltendem Klettern hatten wir die Sattelhöhe des Thales überschritten. Sie war über alle Vegetation erhaben. Nur an den Felsentrümmern, die aus dem Schnee in düstrer Nacktheit hervorragten und die keinen Schnee an ihren schroffen Seiten duldeten, klebten spärlich einige Aftermoose. Es lag die einförmige, todte Winterwelt des Reinwaldthals vor uns ausgespannt mit seinen blendenden Massen. Je weiter wir vordrangen über die gefrorne Schneefläche, je fremder ward Alles, was uns umgab. Alles Leben war weit umher ausgelöscht. Wir sahen nur Himmel und Schnee und zu beiden Seiten aus dunkeln Tannen die hohen Eissäulen und Zinken der Gletscher hervorglänzen. Laublos, silbergrau streckten riesige Baumstämme, die der Sturm ausgerissen, in unheimlichem Schweigen ihre Kronen aus dem Schnee; unter ihnen brausten und schäumten unsichtbare Waldbäche und der Blitz hatte ungeheure Blöcke von den hohen Granitnadeln heruntergeschmettert. Wir zogen über die Alp Portia. Keine Spur weder von Sennhütten, noch von den hier blühenden Alpenpflanzen, dem **Myosotis alpestris**, dem **Rhododendron** mit seiner brennenden Purpurblüthe und der **Polygala chamoebuxus**. Alles hatte auch hier, wie überall, der Schnee überdeckt. Vor uns erhob jetzt weiß, glänzend, wenn gleich noch drei Stunden entfernt, doch durch den blendenden Schnee in täuschende Nähe gerückt, der Vogelberg

Hoch in den Himmel das strahlende Haupt, den Fuß in den Abgrund,
Hell im Gewande des Schnee's mit ewigem Eise bepanzert.

Mit Ehrfurcht betrachteten meine Augen seinen gewaltigen Kegel, der dort aus dem Schooße eines Eismeers senkrecht emporstarrte. Die Gegend wurde immer öder, wilder, schauerlicher, je weiter, je höher wir in die Gebirge hinaufdrangen. Kaum konnten wir die Schornsteine des tief unten liegenden Dorfes „Zum Rein" unterscheiden. Die Winde, gegen die man sich nur mit der äußersten Anstrengung aufrecht erhalten konnte, kämpften oben heftig, zuweilen ganze Massen Schnee vor uns her jagend. Ihr Toben übertönte Alles. Wir mußten uns in den Schnee hineinarbeiten, um nicht niedergeworfen zu werden. Trotz dem hielten wir uns wacker. Mitten im grauenvollen Kampfe der Elemente blieben wir froh gelaunt. Noch stand der Himmel schön und immer schöner und dunkelblauer über uns. Muthig schritten wir weiter. Wir kamen an den ersten Eisfelsen; siebenhundert Fuß erhob er sich, steil und nur auf einer einzigen Seite zugänglich. Jetzt ging's an ein Stück Arbeit. Die Schuhe wurden ausgezogen, die Alpenstöcke abgelegt und die Hände zum Klettern gebraucht. Die Führer voraus. Sorgsam wurde jeder kleine Vorsprung am Felsen, wenn auch nur von einigen Zoll, bezeichnet, wo Hände und Füße Stützpunkte finden sollten. Wir rasteten einige Minuten. Dann wieder die Führer voran, wir nach, aber nicht aufrecht stehend, sondern rücklings, beide Beine gegen den Abgrund zu, allmählig vorwärts rutschend. Wer hier einen Anfall von Schwindel bekommen hätte, wäre unrettbar verloren gewesen; ja, und nicht er allein, auch diejenigen, die ihm zunächst, die hinter ihm waren, würde er in seinem Falle mit hinuntergerissen haben. Es zog sich nun der Weg über den untern Reinwaldgletscher. Die scharfen Eissporen wurden angelegt, die Schleier niedergelassen und die Führer baten um ein tiefes Stillschweigen, da die leiseste Lufterschütterung ein kleines Klümpchen Schnee in der Höhe losreißen, das einige tausend Fuß tiefer zur donnernden, Alles verschüttenden Lawine werden könnte. Der Eingang zum Gletscher war ohne Schwierigkeit; aber bald öffnete sich ein Labyrinth von Eisnadeln und Eismauern, zwischen denen bodenlose Abgründe klafften. Glücklich, wenn sie offen dagelegen. Oft waren sie jedoch oberflächlich mit Schnee bedeckt. Nun ging's von Zeit zu Zeit über ungeheure Eisschründe, Gletscherrisse von oft fünfzig Fuß Breite. Die Risse waren außerordentlich tief, was sich aus dem Schall der Eisstücke errathen ließ, die zuweilen abglitten. Ueber sie zogen hin und wieder schmale und scharfe Eisbänder, die einzige Brücke bildend, welche von einem Ufer des Eisschrundes zum andern gewölbt darüber hing. Sonderbar und komisch war es anzusehen, wenn man über diese brückenähnlichen dünnen Schneedecken schritt. Kein Athemzug war vernehmbar. Die Führer vorne mit ihren langen Stöcken die Schneebrücken untersuchend, ehe sie darauf traten, wir andern ängstlich ihre Fußtapfen verfolgend, einer Kette Schneegänse vergleichbar. Wir machten eine Viertelstunde Halt, weil der Schnee bis über die Kniee ging und auf der andern Seite, wo die Schlünde leer von Schnee waren, Stufen in hohe Eiswände gehauen werden mußten, um hinauf zu steigen. Ueberall bestand der Grund nur aus Eis, Schnee und stürzendem Wasser. Hier und in der Folge konnte ich mich nicht genug über den Muth und die Unerschrockenheit der Führer verwundern. Schnee- und Felsrüfenen gering achtend, schwingen sie sich von einem Abhange zum andern, erhalten sich auf einer zwei Daumen breiten Stelle, über unergründlichen Tiefen hängend, und wo keine Gemse sich hinwagen würde, da tritt ihr Fuß fest auf. Ja zuweilen sind sie genöthigt, sich Hände und Füße aufzuritzen, um den schlüpfrigen Felsen mit ihrem Blute zu befeuchten, oft mehrere Nächte zuzubringen, ohne irgend ein Lager, als die nackten Felsen und Schnee zu haben. Dabei sind sie unermüdliche Erzähler und stets guter Dinge. Hat man die Schlünde überstiegen, so betritt man den eigentlichen Reinglätscher, wo sich die Quellen des Hinterrein's sammeln.

Hier ruheten wir aus und nahmen, 6070 Fuß über der Meeresfläche, unser Mittagsmahl. Es bestand aus einem mitgenommenen Vorrath von kalter Küche und Wein. So einfach unsere Tafel, unsere Sitze waren — wir saßen auf Eisstücken — so hätten wir doch Gegenstände des Neides bei manchen unsern befreundeten Feinschmeckern abgeben können. Alle Erfindungen der raffinirtesten Kochgenie's vermögen nicht den Wohlgeschmack zu geben, den eine Rinde trocknes Brod und ein Stück Fleisch hier zu neuer Labung und Stärkung beitrugen. Wenn Sehnsucht und Liebe entkörpern und Abwesende vergegenwärtigen könnten, es würden sicher in der heutigen Mittagsstunde die verwandten Geister sich gefunden und zu gleichen Empfindungen gestimmt haben. Der Puls war in ruhigem Zustande. Alles, so weit das Auge reichte in dieser Welt des Erstarrens und Grausens, nichts als Schnee, Pyramiden, Vertiefungen und schroffe Eisklippen mit ihren violettblauen Spalten, ein wunderbares Gemisch, aufgeregten und plötzlich erstarrten Meereswellen nicht unähnlich. Vom Glätscher rechts und links keine Spur von Vegetation mehr. Ein Lämmergeier, ein Steinbock*) und mehr

*) Nur auf den Bündtner- und Walliser-Hochalpen stößt man noch

rere Gemsen, die, kaum wahrgenommen, auch schon verschwanden, waren das einzig Lebende, was wir in dieser Wüste antrafen. Zwei Gemsen sah ich von weitem ihre Sprünge machen. Eine nahm einen Satz von sechs Klafter weit, von einer hohen Eisspalte beinahe senkrecht hinunter auf eine steile Felsenspitze. Der Anblick des Reinglätschers hat etwas über alle Beschreibung Erhabenes. Sein ganzer Bau und Stoff besteht aus lauter Eis. Nördlich an den Bedus, der selbst von Glätschern rings umpanzert, horizontal sich anlehnend, ist er links vom Muschelhorn, rechts vom Spitz- und Saportahorn, im Hintergrund vom Vogelberg, vom Reinwald- und Guferhorn eingeschlossen. Diese ungeheure Eismasse umfaßt eine drei bis vier Stunden lange Reihe nebeneinander gestellten Glätscherberge, die sich sichelartig mit der Wendung des Thales von Westen nach Südosten krümmen. Ihre Höhe hat viele hundert Klafter und erreicht die halbe Höhe der herumliegenden Eisberge, die wenigstens 1600 Klafter hoch sind. Oben läuft diese Reihe von Glätscherbergen in einen stumpfen Winkel zusammen. Die Wände gegen das Thal hin sind so steil, daß nicht einmal die Gemse sich da hinauf getraut. Nur mit Entsetzen kann man in die mit ungeheuern Eiskolossen durchbrochenen Schründe, die auf keinem andern Glätscher so hoch und so mächtig sind, hinabsehen; und doch haben wir sie überklettert. Das Glätschereis, dessen Dicke hier über 80 Klafter betragen soll, ist von besonderer Beschaffenheit und ganz verschieden vom Flußeis. Wie dieses legt es sich nicht schichtenweise an, sondern besteht aus lauter kleinen, im Verfrieren zusammengeballten Schneekörnern und Stücken von mehreren Zoll Länge und Dicke und sonderbar gekrümmter Form; ist trotz seiner Helle und spiegelklaren Oberfläche völlig undurchsichtig und bildet demnach beim Zerspringen keinen strahlenförmigen, sondern einen körnigen, kurven Bruch. Nur an den Schründen und Rändern, weil im Sommer daselbst die Schmelzung am stärksten, ist das Glätschereis dem unsrigen gleich und dann gewöhnlich schön hellgrün und höchst durchsichtig.

(Fortsezung folgt.)

Literatur.

Dramatischer Salon. Von Alexander Cosmar. Mit dem colorirten Costümbilde Seydelmann's als Moliere, gezeichnet von Hosemann. Berlin, Verlag von Carl J. Kleemann.

Daß das hier angeführte Buch unter den dramatischen Almanachen keine überflüssige Erscheinung ist, beweist hinreichend der Umstand, daß es bereits den dritten Jahrgang erlebt hat. Man findet darin zwar nur Bearbeitungen französischer Originale; allein so lange die deutschen Originaldichter noch immer so selten sind, und so lange die kleine Zahl derselben meist nur größere, mehraktige dramatische Arbeiten liefert, so lange wird man auch genöthigt seyn, zu den überrheinischen Nachbarn zu flüchten, wenn es sich darum handelt, einen kurzen, leichten, wenig scenische Vorkehrungen erfordernden Scherz für die dramatische Darstellung aufzutreiben. Die Uebertragungen des hier genannten Bearbeiters stehen seit mehreren Jahren bei den deutschen Bühnen in gutem Kredit; es wird daher kleinern Theatern, die nur selten Manuscripte kaufen, und Privatbühnen, die überhaupt nur von Gedrucktem Gebrauch machen, gewiß angenehm seyn, in dem Buche eine Anzahl kleiner heiterer Pieçen beisammen zu finden, durch welche es ihnen möglich wird, Neuheit und Abwechselung in den Kreis ihrer Darstellungen zu bringen. Die mitgetheilten Stücke sind folgende: Moliere als Liebhaber, Lustspiel in 2 Acten; die Getrennten, Lustspiel in einem Act; Mädchen und Frau, Lustspiel in 2 Acten und: der Gemahl an der Wand, Schwank in einem Act. Sämmtliche Lustspiele erfordern für die Aufführung nur ein kleines Personal und überhaupt so geringe Mittel, daß ihre Aufführung auch auf den kleinsten Bühnen zu bewerkstelligen ist. Bemerken müssen wir noch, daß alle diese Pieçen außer in Berlin noch auf mehreren deutschen Theatern mit gutem Erfolge gegeben worden sind. — Die Ausstattung des Taschenbuches legt für den guten Geschmack der Verlagshandlung ein sehr günstiges Zeugniß ab. Das beigegebene colorirte Costümbild Seydelmann's wird zwar manchem Verehrer dieses Meisters willkommen seyn; was uns indeß betrifft, so müssen wir gestehen, daß uns die kleinen, von demselben Künstler vortrefflich ausgeführten Scenenkupfer zu den frühern Jahrgängen viel lieber gewesen sind.

Frankfurt, 15. Sept.

Die Unterzeichnungen auf die Ausführung des v. Launiz'schen Monuments für die Erfindung des Buchdrucks nehmen den erwünschtesten Fortgang und wir können unsern Lesern die Versicherung ertheilen, daß sich das Comité sehr eifrig mit den Vorarbeiten zur Ausführung dieses Monumentes beschäftigt. Nicht unberührt können wir lassen, daß ein Hr. Marlot aus Frankreich, der sich am 24. Juni bei dem Jubelfeste hier gegenwärtig befand, von dem Monument und seiner Großartigkeit so begeistert wurde, daß er für dessen dauernde Herrichtung hundert Flaschen Champagner unterschrieb. Diese sind jetzt, mit einer schönen Etiquette geziert, welche das Launiz'sche Monument darstellt, hier angekommen, und so wird dieses Geschenk, nach Abzug der Frachtkosten, der Monumentskasse ungefähr 200 fl. einbringen.

Im Verlag von J. D. Sauerländer ist so eben das »Rheinische Taschenbuch auf das Jahr 1841. Herausgegeben von Dr. Adrian«, erschienen. Wir finden uns veranlaßt, unsere verehrten Leser auf diese werthvolle literarische Erscheinung aufmerksam zu machen, und ihnen dasselbe als ganz vorzüglich zu empfehlen. Die sieben dasselbe zierenden Kupfer- und Stahlstiche sind als schön, einige als wahre Kunstarbeiten zu bezeichnen. Es sind folgende: 1) Titelvignette von A. von Stolterfoth. Der Titel selbst, ein ganz vorzüglicher Stahlstich, verdient einer ganz besondern Beachtung. 2) Flora und Hermine. 3) Richenza. 4) Der Mutter Glück. 5) Margot du Clos. 6) Fiora. 7) Monument, der Erfindung des Buchdrucks gesetzt. Erfunden und ausgeführt durch E. von Launiz. Der prosaische und poetische Inhalt ist folgender: 1) Esel-Fritz. Bade-Idylle von Franz Dingelstedt. 2) Der rothe Zwerg. Von A. v. Sternberg. 3) Erinnerungen an den Liedercomponisten Joseph Panny. Von A. Hungari. 4) Gedichte von Adelheid von Stolterfoth. 5) Die französische Bühne und einige deutsche Schauspieler. Von Eduard Beurmann. 6) Reise-Briefe, geschrieben im Herbste 1839. Von Adrian. So vorzüglich der Inhalt dieses Taschenbuchs ist, eben so geschmackvoll ist dessen äußere Ausstattung. Gutes Papier und äußerst schöner Druck ist ganz dem Taschenbuch würdig, das im Jubeljahr der Erfindung der Buchdruckerkunst verfertigt und mit dem Launiz'schen Monument, das diese Erfindung so hoch ehrt, verziert ist. Gewiß wird kein Leser dieses Taschenbuch unbefriedigt aus den Händen legen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 18. Sept. Der Taubstumme, oder: Der Abbé de l'Epée, historisches Drama in 5 Abtheilungen, von Kotzebue, bearbeitet nach dem Französischen des Bouilly. (Gastrolle) Der Abbé de l'Epée: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Vorher geht: Komm her! dramatische Scene in 1 Aufzug von Elsholz.

Sonntag, 20. Sept. (Neu in Scene gesetzt): Der Freischütz, romantische Oper in 3 Abth., Musik von Karl Maria von Weber. — **Abonnement suspendu.**

hie und da auf Steinblöcke, die jedoch auch hier immer mehr und mehr zusammenschmelzen und wahrscheinlich nach Verlauf von 50 Jahren ganz verschwinden werden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 263. Samstag den 19. September 1840.

Eifersucht und Rache.

(Schluß.)

Auf einmal erschallte ein Freudengeschrei, Albrecht, Gabriele, Richard und mehrere Krieger traten in das Zimmer. „Der Sieg ist unser," rief Albrecht, „die Feinde sind geschlagen und vertrieben," fügte Richard hinzu.

„Was seh' ich, Gott! Gismonda! Ihr seyd verwundet"? sagte Gabriele.

„Verwundet auf den Tod," erwiederte Gismonda mit matter Stimme. „Verzeiht mir, Gabriele, und auch Ihr, Albrecht."

„Durch wen ward sie verwundet?" fragte Albrecht.

„Dort liegt ihr Mörder," sagte der Graf, auf Hermann deutend. „Da ihm sein schändlicher Plan mißlungen, mich meiner Güter zu berauben und Dich dem Feinde zu überliefern, so hielt er sein Weib für die Verrätherin seines unnatürlichen Beginnens. Auf sein Geheiß ward sie von einem gemeinen Soldaten verwundet."

„Bruder, Bruder! wie weit brachte Dich Dein Haß!"

„Sie war es, die ihn nährte, die mich aufforderte, den Tod der Ihrigen an Dir zu rächen," sagte Hermann, „und dies war mir erwünscht; denn nie hätte ich den Gedanken ertragen können, Dir, als dem Erstgebornen, unterthan zu seyn. Ich wollte herrschen; hätte sie den Landgrafen nicht getödtet, mein Plan wäre mir gewiß gelungen."

„Nun, so versöhne Dich wenigstens im Tode," sprach Albrecht, und reichte seinem Bruder die Hand.

„Versöhnen! Ich hasse Dich und Alle, die meinen Planen hindernd in den Weg traten," sagte Hermann noch mit der letzten Kraftanstrengung und starb mit seinem Hasse in der Brust.

Mit Entsetzen hörten Alle diese Worte; Niemand konnte begreifen, wie man noch im Tode so unversöhnlich seyn könne. Er starb, mit Schuld beladen gegen seinen Vater, seinen Bruder und sein Weib.

„Wahr ist's, was Hermann sagte," sprach Gismonda mit kaum hörbarer Stimme, „ich selbst fachte seinen Zorn an. Ihn trieb die Habsucht, mich ein anderes Gefühl. Da sich mir der Tod nahet, so höret mein Bekenntniß: Ich liebte Hermann nie. Ich gab ihm meine Hand in der Idee, mich dadurch an Albrecht zu rächen, der gegen meinen Willen der Partei des Papstes folgte. Aber kaum gethan, bereuete ich auch wieder den gemachten Schritt. Hermann verstand mich nicht, er blieb meinem Herzen fremd; er kannte nur den Ehrgeiz und die Habsucht. Da kam die Nachricht, daß Albrecht Gabrielen zum Traualtar geführt habe, und der Gedanke: „nun ist er für dich auf immer verloren," ergriff mich so, daß er mich der Verzweiflung nahe brachte. Liebe, die innigste heftigste Liebe erfüllte meine Brust, Eifersucht zerfleischte mein Herz. Nun erfuhr ich den Tod der Meinen durch jene Haufen, deren Führer Albrecht war; da regte sich der Rachedurst in mir, und dieser diente als Deckmantel meiner Leidenschaften. Als aber Albrecht mit seiner Gattin und ihrem Kinde kam, als ich sie an seiner Seite glücklich sah, erreichte meine unselige Eifersucht den höchsten Grad. Ich war versucht, alle drei mit eigner Hand zu morden; der Anblick des Kindes jedoch flößte mir sanftere Gefühle ein; ich erkannte, daß es unschuldig an der Schuld seines Vaters, ich erkannte auch Gabrielen als die nur unschuldige Quelle meiner Leiden; Albrecht selbst, als Geächteter, flößte mir Mitleid ein. Ich schwankte. Als aber Hermann mir seinen schwarzen, verrätherischen Plan mittheilte, so fühlte ich gegen ihn den heftigsten Abscheu, für Albrecht aber die innigste Liebe. Ich hatte nun nur noch einen Gedanken: den Anschlag zu hintertreiben, Albrecht zu retten. Allein es war zu spät, mir war es nicht vorbehalten, auf diese Art mein Verbrechen zum Theile gut zu machen. Gott selbst rettete Albrecht und strafte den Verräther."

„Gott und zunächst ihm Dir, Gismonda, verdanken wir unsere Rettung," sprach der alte Graf; „denn wärst Du nicht gewesen, der Landgraf hätte gewiß mich, Gabrielen und das Kind getödtet."

„Ja, Gismonda, Euch verdanke ich mein und meines Kindes Leben. Durch diese That habt Ihr Euer Vergehen gesühnt." So sagte Gabriele, und reichte der Sterbenden ihre Hand.

„Nun so vergebet mir, vergebt mir Alle."

„Vom Grunde unseres Herzens," sprachen die Uebrigen.

„Mir ist der Tod erwünscht," sagte Gismonda; „denn nur er endet meine Qualen," und somit schloß sich ihr Auge, das Herz stand still.

„Sie hat vollendet!" sprach Albrecht.

„Unseligste der Leidenschaften," fügte der Graf hinzu, „wie fürchterlich bist Du in deinen Folgen!"

Besteigung der Reinglätscher und des Vogelbergs im Jahr 1839.

(Fragment von Fried. Aufenbach, stud. jur.)

(Fortsetzung.)

Da, wo an der Nordseite sich der Reinglätscher an die hinter ihm sich aufthürmenden Eisberge des Bedus stützt, drängt sich zwischen beiden ein hohes und enges Eisthal, ein grausenerregender Schlund, die Hölle genannt, durch, aus welchem hie und da Eisthürme von verschiedenen seltsamen Gestalten sich erheben. In diesen Kessel, wo Grabeskälte und starre Unbeweglichkeit Entsetzen einflößen, hinab zu steigen, ist äußerst gefährlich und mühsam und man darf es nicht ohne einen tüchtigen, mit der Lage vertrauten Führer wagen. Schon manchen Unvorsichtigen blieben diese Eislabyrinthe, welche sie verschlangen, Denkmal und Gruft. Noch im vorigen Herbst verschwanden hier nach der Aussage der Führer zwei Jünglinge mit ihrem Führer. Wahrscheinlich stürzten sie in eine Glätscherkluft, wo ihre Ueberreste noch liegen mögen. Coelo tegitur, qui caret urna. Aus besagtem Eisthale fließt an dem westlichen Ende des Glätscher's über eine steile Felswand hinunter ein dunkelgrünes Wasser, während an dem östlichen Ende ein prachtvolles Eisgewölbe von einer veränderten Höhe und Breite in den Glätscher hineinläuft. In diesem Gewölbe nun träufelt Sommer und Winter ein reines (daher der Name Rein) crystallklares, aber eiskaltes Wasser hinab. Unter der Eisdecke, in natürliche Becken gesammelt, fließt es, das Ohr mit sonderbar melodischem Getön,*) weichen Gutturallauten nicht unähnlich, angenehm berührend, einige Minuten weit fort, vereinigt sich mit dem obengenannten dunkelgrünen Wasser und kömmt dann, in armsdicker Bogengestalt hervorbrausend, wieder an's Licht. Dieses ist der wahre Ursprung des Hinterrheins, dessen östliche Entfernung vom Gotthard etwa neun Stunden beträgt.

»Unsterblicher Jüngling!
Wild stürzest hervor du
Aus der blendenden Eiskluft.
Ich stehe vor deiner Wiege,
Du Starker!
Ich höre dein Lallen
Im sprudelnden Springquell.

O wie bist du so schön
Vom silbernen Schneeschmuck umkleidet.
Noch ahnest du nicht, wie so furchtbar
Unten du wirst
Im Donner der hallenden Felsennacht;
Wie so mächtig du wirst,
Wenn durch Germaniens Gauen
Du die feiernden Wogen
Glänzend dahin rollst,
Städten vorbei eilst und Traubengeländen,
Stolz auf mächtigem Rücken schwimmenden Reichthum!

Noch ahnest du nicht, wie so bald, ach,
In Ohnmacht betäubt,
Du hinsinken wirst in die sandigen Meere,
Ruhmlos endend den Lauf, und
Vergessend der göttlichen Abkunft
Deines umdonnernden Urquells
Am wolkenumrauchten
Adula!

Dich kleidet die Sonne
Hier schon in Strahlen des Ruhmes!
Was eilst du hinunter?
Ist dir nicht wohl beim nähernden Himmel?
Nicht wohl in crystall'nen Hallen?
Nicht wohl beim Donnerlawinengerell?

O eile nicht so
Zum grünenden See,
Jüngling, du bist noch stark wie ein Gott!
Frei wie ein Gott!
Zwar lächelt dir trüben die ruhende Stille,
Die wallende Bebung des schweigenden See's,
Bald silbern vom schwimmenden Monde,
Bald golden und roth im westlichen Strahl.

O Jüngling, was ist die seidene Ruhe?
Was ist das Lächeln des freundlichen Mondes?
Der Abendsonne Purpur und Gold
Dem, der in Banden der Knechtschaft sich fühlt?
Noch strömst du wild,
Wie dein Herz gebeut.
Dort unten in der Niederung
Herrschen oft ändernde Winde,
Oft Stille des Todes im dienstbaren See!
O eile nicht so
Zum grünenden See,
Jüngling, noch bist du stark wie ein Gott,
Frei wie ein Gott!« —

Aber neben diesem Schrecken und Graus welch ein diamantnes Zaubergebäude von unsäglicher Herrlichkeit und Pracht! Malerisch gestaltete Eismassen lagen vor und an dem Eingange dieser feenhaften Höhle, gleich zerbrochenen oder abgestumpften Pyramiden, umher, und hatten das Ansehen von kostbaren Trümmern eines zerstörten Tempels oder Pallastes. Ihr Eintritt hat zwar etwas Fürchterliches, man fühlt sich von einem tödtenden, eiskalten Luftstrome angehaucht. Wer eine Viertelstunde unbeweglich hier stehen bliebe, würde zu Eis erstarren, so schneidend ist die Kälte, die aus dem Gewölbe hervorkömmt. Hier ist ein anderes Licht, ein anderer Himmel, eine andere Sonne. Tritt man in eines der funkelnden Gemächer, welche alle diamantnen Schlösser der Genien und Peris auf dem krystallenen Erdringe weit hinter sich zurücklassen, so wehren erst große himmelblaue Eiszacken von 30 bis 40 Fuß Länge, die

*) Dieses Getön in Vereinigung mit den seltsamen memnonartigen, jetzt stärker, jetzt schnell wieder verhallenden Klängen, welche, durch das Zerspringen des Eises befördert, zwischen den Schneemassen in bebendem Zittern, wie eine ferne Aeolika, zu verklingen scheinen, erweckt in der Seele des Zuhörers ein eigenthümliches Gefühl, das sich so wenig beschreiben läßt, als der Töne-Zauber, welcher es hervorruft. O Natur, wie tief und geheimnißvoll ist dein Walten, wie erhaben sind die Werke, die aufgezeichnet stehen in den inhaltreichen Blättern deines großen, unsterblichen Buches!

vom Gewölbe herabhängen, den Eingang. Man ist umringt von mehr denn tausend zu Pyramiden, Kugeln und Cylindern erstarrten, durchsichtigen Eiswogen. Ueber dem Haupte schweben kleine Eiskronen vom schönsten Ultramarin. Alles ist dunkelblau und dunkelgrün, und in der Tiefe rauschen durch unsichtbare Wege die Wasser in saphirnen Becken. Dringt endlich durch die Spalten des Gewölbes ein Sonnenblick in diese Gemächer, so wandeln sich die dunkeln Edelsteine in helle Diamante, in tausendfarbigem Schimmer strahlend, bald krystallblau, bald milchweiß, bald meergrün und rosenroth. Die Natur hat hier keinen Schmuck gespart. Zu dem Herrlichen, Erhabenen fügt sich auch das Zarte und Liebliche. Hier bildet das Eis eine Guirlande von reizenden Blumen, dort einen Vorhang mit leichtgeworfenen Falten, um den eine matte Silberstickerei herumläuft. Jeden Augenblick erscheint dies groteske Förmenwesen anders — ein ewig unerschöpflicher Wechsel. Nicht leicht mögen die Eisgrotten von Balme und des Rhoneglätschers eine größere Mannichfaltigkeit hervorbringen.

So stände ich dann an deiner hohen Wiege, du alter vaterländischer Stromgott! ich bin eingedrungen in deinen Krystallpallast, nicht achtend der Mühsale im Kampfe feindseliger Elemente; ich habe Muth mir und Kraft getrunken aus deiner blendenden Nepenthe gegen den lockenden Reiz und Zauber Hesperiens, dem ich entgegenwalle. Wie sind mir nun mit einem Male alle Hypothesen in Betreff deines Ursprungs gehoben! Was dem Knaben in Schulen nur halb und unklar in zerstückten, schwankenden Umrissen in's Gedächtniß geprägt wurde; was dem Jünglinge späterhin selbst auf höheren Lehranstalten bei manchen seiner Arbeiten, trotz der großen Anzahl sonst anerkannt guter geographischen Werke und Reiseberichte, die ihm zu Gebot standen, nicht völlig genügende Auskunft geben konnte — das hat nun eigene Erfahrung und Anschauung in's Reine gebracht. Die Pforten der Erkenntniß haben sich ihm wieder geöffnet und seinen Geist um einige Gran reicher gemacht. Nur für dich, o Seele, bleiben die Schranken der Glückseligkeit verschlossen, will sich keine Sonne aufthun, deine kimmerischen Nächte zu erhellen.

Ich setzte mich nieder auf einen Eisblock und überließ mich eine Zeit lang den Empfindungen und Betrachtungen in diesem unter Schnee und Eis starrenden Felsengebiete. Wunderbar war meine Seele ergriffen. Eine, ich kann wohl sagen, mit geheimer Furcht gepaarte Lust durchdrang mein Innerstes, wenn ich erwog, wie ich jetzt, in einer Höhe, zu welcher keine menschliche Wohnung reicht, von der starren Pracht der Natur mich umgeben sah. Bei Gott, da müßte man vor Angst und Furcht vergehen, wollte man einigermaßen seiner Einbildungskraft den Zügel schießen lassen. Alles umher wirkte erschütternd auf mich. Man bedenke nur den Zauber der mich umringenden tiefen, unentweihten, unendlichen Einsamkeit; die sonderbaren Bewegungen des Nebels und der Wolken, welche bei jedem Wechsel der Atmosphäre sich gleich Vorhängen auf- und zuzogen; das unterirdische Rauschen von Gewässern; das stete Gekrach des Glätschereises, welches, geweckt durch die Sonnenstrahlen, mit Donner ähnlichem Getöse jede Minute unter den Füßen zu bersten schien; endlich das Gebrüll niederstürzender Rollawinen aus den tiefen Thalschluchten herauf, ihm antwortend der furchtbar heulende Sturm, der mächtig an den Granitmauern rüttelte und von dessen Wüthen man in der Ebene keinen Begriff hat — das Einzige, was hier oben in das unübersehbare Todte einen Schein von Leben hineinträgt. Vor Räubern und Raubthieren hat man in dieser Einöde Frieden. Andere Gefahren drohen hier; es sind dies namentlich die an den Seitenbergen niederfahrenden losgerissenen Schneemassen und Eistrümmer, die man besonders zur Mittagszeit bald links, bald rechts stürzen hört.

Und alle diese Herrlichkeiten erheben sich über vier stille, arme Thäler voller natürlichen einfachen Menschen, dem Reinwaldthal, dem von Blegno, Galanka und Misocco.

An den mächtigen Reinglätscher reiht sich am Ende des Gewölbes noch eine Menge anderer Glätscher an. Oberhalb des Vogelberg's sieht man eine weitläufige Glätschergegend, die überall von Eis glänzt und schöne Eisschründe hervorstößt. In der Saportaalp, ob dem Muschelhorn gegen Misocco hinunter, zeigte sich ein anderer Eisschrund, merkwürdig seines Umfangs und seiner Umstände wegen, Er hat mehrere Stunden in der Länge und wird von einem großen Eisthale ausgestoßen, welches hinter den Gebirgen bis an die Splügerberge fortläuft. Die Eisthürme an demselben sind über 150 Fuß hoch und fast eben so breit sind die Spalten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Wiesbaden, 16. Sept.

Ungeachtet der seit einigen Tagen eingetretenen nassen und kühlen Witterung hat sich dennoch — wie die heut erschienene Kurliste nachweist — seit dem 11. bis zum 15. d. M. die Zahl der noch hierher gekommenen Kurgäste um 278, und die der Passanten um 308 vermehrt, woraus hervorgeht, daß man sich nicht abhalten läßt, bei unfreundlicher Jahreszeit Wiesbaden aufzusuchen. Die Gast- und Badehäuser, so wie auch viele Privatwohnungen sind daher noch sehr zahlreich von Fremden besetzt, und letztere suchen sich, da sie zu Ausflügen in der Umgegend verhindert sind, um so mehr durch Bälle, Konzerte, Theater, Reunions und an den grünen Tischen, für die gegenwärtiges Wetter besonders sehr fruchtbringend ist, zu belustigen. Se. Maj. König Leopold, Allerhöchstwelche im neuerbauten und weniger geräuschvollen Theile der Stadt ein sehr freundlich gelegenes und nobel eingerichtetes Privathaus bewohnen, leben hier sehr still und nur dem Zwecke der hiesigen Brunnenkur entsprechend, die im vorigen Herbste Allerhöchstdenselben sehr gut bekommen seyn soll. Wahrscheinlich werden Se. Maj. noch mehrere Wochen hier verweilen und vermuthlich die Kur auf einen so langen Zeitraum, als im verflossenen Jahre ausdehnen. Im Ganzen haben nun seit dem 15. April bis zum 16. Sept. d. J. 13,472 Kurgäste und 13,284 Passanten, also zusammen 26,756 Fremde von fast allen europäischen Nationen — und sogar Asiaten und Amerikaner — hier in Wiesbaden verweilt! — wahrlich eine Zahl, die kein zweiter Kurort in einer Saison aufzuweisen haben möchte. — Vom 15. Oct. 1839 bis zum 15. April 1840, welcher Zeitraum dieses Jahr zum Erstenmale als Wintersaison in der Kurliste bezeichnet wurde, hielten sich 384 Kurgäste in Wiesbaden auf, und für diesen Winter scheinen sich in der That noch günstigere Aussichten für unseren Kurort eröffnen zu wollen, denn bereits hat jetzt schon eine große Zahl hier anwesender Fremden auf mehrere Monate Wohnungen gemiethet, und täglich laufen noch zahlreiche Logis-Bestellungen für Herbst- und Wintergäste bei den hiesigen Bewohnern ein. Die Doktoren Pecz und Richter, die durch ihre lobenswerthen Bemühungen für Winterkuren in Wiesbaden sich offenbar große Verdienste um unsern Kurort erworben haben, werden diesen vielleicht noch mit der Zeit zu einem deutschen Nizza umschaffen.

Von der Bergstraße, 14. Sept.

»Regen, holde Himmelsgabe!
Regen, endlich bist du da.«

Gestern Nachmittag umzog sich der Himmel und gegen Abend trat ein allgemeiner Landregen ein, der mehrere Stunden lang anhielt. Man

war freudig überrascht durch dieses lang entbehrte Phänomen, welches, obschon etwas spät eintretend, doch immer noch von großem Nutzen ist. Die lange Trockenheit hat besonders nachtheilig auf die Futtergewinnung, wie auch auf die bevorstehende Kartoffelernte eingewirkt, welche nun weniger reichlich ausfallen dürfte. Dagegen verspricht man sich desto mehr von der Güte dieses Wurzelgewächses und hofft, daß die diesjährige Kartoffel die vorjährige an Mehlgehalt weit übertreffen werde. — Der dermalige Stand des Weinstocks in unserer Gegend ist befriedigend und der gestrige Regen kam gerade noch zur rechten Zeit, um die Krisis der Zeitigung der Trauben zu beschleunigen. In mehreren Orten, welche ich gestern besuchte, z. B. zu Secheim, Jugenheim und Alsbach fand ich die Trauben schon sehr genießbar und von solch einer Süße, daß sie einen recht trinkbaren Wein zu versprechen scheinen. Die eben genannten Dörfer gehören bei weitem noch nicht zu den Hauptorten der weinbauenden hiesiger Gegend, und doch ist der daselbst producirte Wein der besseren Jahrgänge ein gutes Gewächs und für jeden Tisch zu empfehlen, wo man Wein statt säuerlicher Brühe trinken will. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß der Weinbau hier und an andern Orten in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommen ist, besonders in Zwingenberg, Bensheim und Heppenheim, wo der landwirthschaftliche Verein auch diesen Zweig der Agrikultur, der für unsere Gegend von so großem Belang ist, in größere Aufnahme zu bringen sich Mühe gegeben hat. — Der reiche Ertrag, den die Obstbäume dieses Jahr fast durchgängig liefern, ist für den ländlichen Haushalt von großem Werth. Keller, Speisekammer und Faß werden sich mit Obstsorten aller Art, frisch und getrocknet, wie auch reichlich mit Obstwein füllen; denn wir erinnern uns nicht, seit einer Reihe von Jahren eine so gesegnete Aepfel- und Zwetschen-Ernte als die heurige gehabt zu haben. Könnte übrigens der Ueberfluß an Obst durchgängig zweckmäßig verwendet werden, so würde auch der Landwirth größeren Nutzen davon haben. Dies gilt besonders von der Aepfelweinbereitung, welche hier zu Lande noch nicht den Grad von Vollkommenheit erlangt hat, wie in der Wetterau, wo dieses Getränke in guten Obstjahren in vorzüglicher Güte gewonnen wird. Das hess. Mltr. Aepfel ist jetzt schon zu 1 fl. 20 kr. zu haben und dürfte nach vollendeter Ernte leicht noch wohlfeiler werden. — Nachdem ich Sie mit dem dermaligen Stand unseres ländlichen Haushaltes bekannt gemacht habe, werden Sie mir erlauben, Sie auf die Alsbacher Schloßruine führen und Ihnen auf der Zinne des für eine Ewigkeit gebauten Wartthurmes ein Glas ächten Alsbacher Sandwein präsentiren zu dürfen. Bei dem Blick in eine unermeßliche Gegend, den ich gestern in heiterer Gesellschaft genoß, werden Sie mein Anerbieten nicht weniger angenehm finden, als die interessanten Oertlichkeiten, welche da Ihrer warten. Die ganze schöne Schloßruine ist seit dem Jahr 1829, auf Anordnung der Großherzogin Wilhelmine, in einen besuchbaren Zustand versetzt und seitdem hinter Schloß und Riegel gelegt worden; jedoch ist keinem wandernden Naturfreund der Zutritt verwehrt. Auf einer der vorderen Terrassen des Berges ist eine sehr geräumige Strehhütte erbauet, welche zur Aufnahme vieler Gäste geeignet ist. Hier pflegt der großh. Hof in der schönen Jahreszeit bisweilen einen Nachmittag zuzubringen. Auch die Honoratioren der Gegend benutzen diesen Punkt dann und wann zu ihren geselligen Erholungen. Der Weg hinauf ist etwas beschwerlich, jedoch sehr lohnend, und wenn man auch nicht die kühnen Gemsensprünge unseres jungen Freundes Z. machen kann, der über das, an den steilsten Abhängen stehende Mauerwerk wie über eine Esplanade hinlief, so wird man doch bei einiger Vorsicht auf jenen schwindelnden Höhen alles Ungemächliche leicht vermeiden und sich daselbst einige Stunden auf's angenehmste unterhalten können.

Mannichfaltigkeiten.

Bei einer in der Nacht vom 12. zu Regensburg ausgebrochenen Feuersbrunst verlor ein würdiger Greis, der quiesc. Hr. Stadtgerichtsrath und verm. fürstl. prim. Oberlandesgerichts-Director Steindl, sein Leben. Seit geraumer Zeit durch eine lähmende Krankheit an's Bett gefesselt, konnte er vor den rasend schnell um sich greifenden Flammen nicht entfliehen, und eben so wenig waren die Seinigen im Stande, ihn über die bereits brennende Stiege hinab zu bringen. Als endlich von Außen Hülfe kam, war der bedauernswerthe alte Mann bereits verschieden, wahrscheinlich in Folge eines durch den heftigen Schrecken veranlaßten Schlagflusses. Die Tochter des Verunglückten und dessen Dienstmagd konnten dem Feuertode nur durch einen gewagten Sprung aus dem Fenster entrinnen. Erstere kam mit einer Contusion am Kopfe davon. Letztere zerschmetterte sich den Knöchel des einen Fußes.

(Karlsruhe, 16. Sept.) Wir haben einen beklagenswerthen Todesfall zu melden. Franz Pechatscheck, großh. Konzertmeister, einer der vorzüglichsten Violinisten der neuern Schule und glücklicher Komponist für sein Instrument, endete diese Nacht um 1 Uhr — obgleich seit längerer Zeit kränkelnd, doch unerwartet schnell — sein Leben. Ein Näheres über den für die Kunst und die Seinigen zu früh Vollendeten demnächst.

So lange die Sparkassen in Frankreich bestehen, ist kein solcher Zudrang zu denselben gewesen als am vorigen Sonntage in Paris, aber nicht um Etwas hinein zu legen, sondern um Einlagen heraus zu nehmen. Eingelegt wurden an jenem Tage 442,297 Frcs., herausgenommen aber die ungeheure Summe von 1,775,000 Frcs. Das sind die Folgen der Arbeiterunruhen und des Kriegsgeschreies.

Der als geschickter Chemiker bekannte Apotheker Berg in Stuttgart hat künstlichen Asphalt zu Stande gebracht, und schon mehrere Arbeiten für Privatleute damit geliefert, wie auch ein Trottoir am Redoutenhause mit demselben gepflastert. Der künstliche Asphalt soll dem natürlichen an Elastizität, Glätte, Stärke u. s. w. nicht nachstehen, an Wohlfeilheit aber entschieden den Vorrang behaupten.

Am 31. August wurde in der großen Oper zu Paris Halevy's »Jüdin« zum hundert und zweiten Male gegeben.

Unlängst schlug zu Perpignan während eines heftigen Gewitters ein gewaltiger Blitzstrahl in das Theatergebäude ein, und fuhr gerade zwischen eine Gruppe von Schauspielern hinab, die auf der Bühne beisammen standen, um Probe zu halten. Einer derselben wurde auf der Stelle getödtet; die übrigen kamen mit verbrannten Haaren und kleinen Verletzungen davon.

(Erklärung.) Nach dem Wunsche des geehrten Einsenders der in Nro. 245 d. Bl. enthaltenen Lebensskizze des Theologen Dr. Gabler in Jena haben wir die Erklärung abzugeben, daß die von Hrn. Dr. Max Gabler in Apolda eingesendeten Skizzen und Notizen eigentlich nur dazu bestimmt waren, um von uns benutzt und überarbeitet zu werden. Da wir aber eine solche Ueberarbeitung für unnöthig hielten, indem jene Mittheilungen uns an und für sich interessant genug schienen, so nahmen wir dieselben mit nur einigen Weglassungen von uns unwesentlich Scheinendem in die Didaskalia auf. Mit dieser Weise der Aufnahme ist Hr. Dr. M. Gabler nicht ganz einverstanden und glaubt, daß daraus Mißverständnisse und Mißdeutungen entstehen könnten, weßhalb wir durch gegenwärtige Erklärung solchen entgegen kommen wollen. Uebrigens wird dem Einsender jener Notizen Niemand den Vorwurf machen, daß er zu Gunsten seines Vaters zu viel gesagt habe, da die hohen Verdienste des Professor J. Ph. Gabler anerkannt und in der gelehrten Welt hoch gefeiert sind. Die Red. d. Did.

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. Sept. Griseldis, Drama in 5 Abtheilungen, von Fr. Halm.

Sonntag, 20. Sept. (Neu in Scene gesetzt): Der Freischütz, romantische Oper in 3 Abth., Musik von Karl Maria von Weber. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 264. Sonntag, den 20. September 1840.

Des Rathsherrn Traum.
1622.

Wie ist's so öd und stille zu Höchst, der Stadt am Main!
Wie blickt so trüb und schaurig der Abendsonne Schein
Auf Schutt und Trümmer nieder, auf Leichen ohne Zahl!
Wie hielt der Schlachtenengel hier reiches Todtenmahl!

Wie ist's so still geworden in Höchst, der guten Stadt!
Wie üppig hat gekeimet die blutgetränkte Saat
Des dreißigjähr'gen Krieges, der Zeit des Wahns so wild!
Wie hat in Grabesstille der Tod die Stadt gehüllt!

Verstummt ist alles Leben, nur oben in der Luft
Da rauscht's und schwirrt's hernieder zur offnen Leichengruft;
Die Raben und die Geier, die halten leckren Schmaus,
Und Niemand wehrt dem Gastmahl — ein Grab ist jedes Haus.

O blut'ger Tag des Tilly's, o Tag der Höchster Schlacht,
Wie hast du schweren Jammer der guten Stadt gebracht!
Zerstreut sind ihre Bürger, dem Tod verfiel manch Haupt;
Was jüngst die Pest verschonte, hat heut das Schwert geraubt.

Doch — dort auf blut'gem Schutte, da regt noch Leben sich,
Da sitzt ein Greis, deß Auge zum Tode fast erblich;
Verwundet starrt er nieder, gebeugt vom tiefsten Schmerz,
Doch And'res als die Wunde träuft Jammer in sein Herz.

Der Mann mit greisem Haupte, des Grames düst'res Bild,
Der Mann, deß mattes Auge der Wehmuth Thräne füllt,
Das ist der Rathsherr Schindling, ein Held an Kraft und Muth,
Dem heil'ge Pflicht des Bürgers mehr galt als Leib und Gut.

Denn als vom Frankenlande herab der Tilly zog,
Und längs dem Main hinunter die Schreckenskunde flog,
Und auch in Höchst die Bürger sich einten, schnell zu flieh'n,
Da sah den greisen Rathsherrn man hohen Muths erglüh'n:

„Nein, nie verlaß ich treulos den heimathlichen Herd,
Mir ist die Stadt der Väter mehr als das Leben werth!
Ich und die Meinen bleiben, mag selbst die Hölle nah'n,
Die Pflicht, der Stadt zu wahren, steht Allem mir voran!"

Und mancher wack're Bürger hielt bei dem Muth'gen aus,
Half treu die Stadt beschirmen im Sturm und Schlachtengraus,
Bis daß zu Gunsten Tilly's der Kampf beendet war,
Bis daß im Tod sie schliefen bei Braunschweigs tapfrer Schaar.

Nur ihn, den greisen Rathsherrn, schützt Gottes Hand allein;
Doch grauser als der Schlachttod muß solches Leben seyn! —
Sein Haus — es liegt zertrümmert, die Seinen sind nicht mehr,
Wohin den Blick er wendet, ist alles stumm und leer. —

Und so — ein Bild des Jammers — sitzt einsam nun der Greis
Auf seines Hauses Trümmern, indeß sein Blut so heiß
Vom wunden Haupte rieselt, doch achtet er deß nicht,
Denn bald umweht ihn träumend ein freundliches Gesicht.

Ja freundlich ist und tröstend des Fiebertraumes Bild,
Das mild mit Himmelswonne die wunde Brust erfüllt;
Im Kreise seiner Lieben dünkt ihm auf's neu zu seyn,
Auf's neu der lieben Gattin, der Kinder sich zu freu'n.

Und schön in jungem Glanze, wie nie geahnt er hat,
Strahlt hell in rosigem Lichte die theure Vaterstadt;
Erstanden ist sie wieder, aus Schutt emporgeblüht,
Und überall er Segen, er reges Leben sieht. —

O holdes Bild des Traumes, du Stern in dunkler Nacht,
Wie hat der Gottheit Walten dich liebend wahr gemacht!
Denn nicht ein Träumen ist's mehr, erwacht in sel'ger Lust,
Schließt Kinder und die Gattin der Greis an seine Brust.

Tief in des Kellers Räumen, in gottergeb'nem Sinn,
Schritt über ihren Häuptern der Todesengel hin.
Des Kampfgetöses Ende führt sie herauf zum Licht,
Wo herrlich ward verwirklicht des Vaters Traumgesicht. —

Und ganz ist wahr geworden des Rathsherrn Sehertraum,
Geprüft, doch reich gesegnet in später Zeiten Raum,
Blüht schön die Stadt, die einstens so still und öde war,
Als man schrieb sechzehnhundert und zwei und zwanzig Jahr.

Unterliederbach. C — s.

Besteigung der Reinglätscher und des Vogelbergs im Jahr 1839.

(Fragment von Fried. Aulenbach, stud. jur.)

(Fortsetzung.)

Auf einer Höhe der Saportaalp gewinnt man den besten Standpunkt zur Uebersicht des ganzen Gebirgsganges im Reinwald und der schreckenhaften Natur dieser Alpen- und Glätscherwildniß. Von ihr aus kann man sehen, wie der vordere Reinwaldglätscher seine gewaltigen Eismassen bis in den Höllenschlund senkt und wie jenseits dieses Schlundes, zwischen nackten, zerrissenen Felsen eingeklemmt, eine sonst grüne Weide, doch jetzt unter Schnee und Eis begraben, das Paradies, sich ausdehnt. Schweift der Blick eine halbe Stunde weiter bis zum Anfange des Glätschers, der an der Alpe südlich vorbeizieht, so kann er an einem Abhange, gegen den schluchtenreichen Paß des Bernhardin's zu, ohngefähr die Stelle überschauen, wo im Jahr 1834 von einem Gemsjäger ein noch wohl erhaltener Leichnam, der bis zur Hälfte und in aufrechter Stellung, mit dem Rücken an einen schmalen Eisgrat gelehnt, aus dem Eise ragte, gefunden worden. Daß es der Leichnam eines der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts angehörenden, vielleicht unter Carl V. dienenden spanischen Kriegers gewesen, unterliegt keinem Zweifel, wenn man seine Kleidung und die bei ihm gefundenen Waffen*) ꝛc. ꝛc. in Betracht zieht — wohl aber der Umstand, wie er da hinaufgekommen. Sollte schon damals ein Pfad über den Bernhardin aus dem Misorer- ins Reinwaldthal geführt und er, auf diesem sich verirrend, seinen Tod gefunden haben? oder wäre vielleicht dennoch jenes Gerücht der Umwohner nicht so ganz ungegründet, dem zufolge schon im Jahr 1530 auf der Höhe des Berges eine Art Hospiz gestanden, zum Schutz und zur Pflege der Hinaufreisenden? Ich überlasse die Lösung dieses Problem's gern Andern. Lang und umständlich darüber zu sprechen, gestattet mein vorgesetzter Plan nicht, und ich muß eilen, den abgerissenen Faden meiner Reiseschilderung wieder anzuknüpfen.

Neugestärkt brachen wir auf, durchwateten eine Strecke weit den hintern Reinglätscher, ohne gerade auf neue Schwierigkeiten zu stoßen und langten am Kegel des Vogelbergs an. Wir rüsteten uns, den steilen Kegel hinanzuklimmen. Hände, Füße und Kniee waren dabei gleich thätig. Unablässig vorwärtsschreitend, unverdrossen, so hoch auch und drohend über uns der Kulm noch ragte, drangen wir kühner in die ewigen Schneemassen hinein, so daß wir zuweilen bis an die Arme im Schnee versanken, und erreichten nicht ohne ungewöhnliche Anstrengung die Mittelhöhe des Berges, d. h. die Höhe von der höchsten Fläche der umliegenden Glätscher an gerechnet. Von großer Müdigkeit spürten wir zwar noch nichts, aber bereits eine unerträgliche, eisige Kälte. Die Hände waren steif gefroren, kaum vermochten sie, die Alpenstücke zu halten. Der Puls ging sehr schnell. Unser Höhestand über dem Mittelmeer betrug jetzt über 10,300 Pariser Fuß, der des Thermometers war in der Sonne $5^{8}/_{10}$ und im Schatten $7^{3}/_{8}$ unter Null. Es begannen die ansehnlichen Berge um den Vogelberg niedriger zu werden. Unten mögen diese den Menschen hoch vorkommen, hier oben aber stellten sie sich ganz bescheiden hin. Von einem wahren Eismeere umschlossen, befanden wir uns in einer der ödesten Gegenden der Welt, in einer ungeheuern schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rück- und vorwärts auf sieben Stunden keine lebende Seele weiß und auf beiden Seiten die weiten, tiefen verschlungenen Gebirgszüge hat. Grau und endlos hinter uns lagen, wie in einem optischen Bilderkasten gesehen, die Tiefen, aus denen wir heraufkamen. Der Himmel, rein und wolkenlos, war tief dunkelblau, fast schwarz und wenn man recht im Schatten stand, konnte man deutlich die Sterne ziehen sehen. Unten wallte ein düsteres Dunstbild von tausendfachen, mannichfaltigen Wolkengestalten, wie Schatten dahinschwebend, bald zerfließend, bald sich zusammenballend, magisch und reizend in Form und Farbe: eine wahre Fata Morgana von ossianischen Geisterschlachten, Schlössern und Kronen, schimmernden Fluren und Städten, Drachen und Todtenschädeln. Oben brannte die Sonne auf den schneebedeckten Höhen, blitzende Streiflichter über die engen Schluchten werfend; von ihrem Glühen erglänzten die Hörner, Kuppeln und Dome in hellem Rubinfeuer. Es schien, als ob zuweilen wallende Fluthen von geschmolzenem Silber, Amethyst und Gold strahlend über den Schnee hinglitten.

Aber wie ward mir nunmehr bei der Aussicht, die sich jetzt nach allen Richtungen mir eröffnete, die fast zu ungemessen, zu ungeheuer dem sterblichen Blick, daß er ihren gewaltigen Eindruck kaum zu überwinden im Stande war, und doch wieder so interessant, daß man an die Beschwerden und Unbequemlichkeiten des Steigens nicht denken mag. Eine Welt lag zu meinen Füßen. Sie umfaßte einen sichtbaren Horizont von wenigstens achtzig Stunden Radius. Neu gespannt und gestärkt fühlte sich jede Nerve meines Lebens, jede Saite meiner Seele. Hochbegeistert zur nahen Sonne hob ich die Stirne, indeß mein Geist gierig den großen, unermeßlichen Lufttraum verschlang. Es warf mich tiefes Erstaunen zu Boden; von heiligem Schauer ergriffen, fiel ich auf's Knie nieder vor dem Allmächtigen und mich fühlt' ich nicht mehr, bis ein Thränenstrom aus meinen Augen hervorbrach. Ich fing an ruhiger zu werden, und unvermerkt gelang es mir, den tief erschütternden Eindruck des Ganzen aufzulösen in einzelne Theile, denn von dem großen Wunderbilde, das der größte aller Landschaftskünstler ausgebildet und zu dem die herrlichsten Schöpfungen eines Poussin oder Everdingen vergebens hinanstrebten, kann man wohl Einzelnes ausheben, den Eindruck des Ganzen beschreibt Niemand. Dazu ist die Sprache am verkörpernden Worte doch zu arm. Allein, wie werde ich auch dieß nur Einzelne stückweise zu beschreiben im Stande seyn? So unauslöschlich auch das Gemälde vor meinem Geiste schwebt, woher nehme ich zu treuer Copirung die Worte? woher ihre mannigfache Abstufung und vielseitige Verbindung? Und wenn ich auch Berge und Thäler nicht bloß, wie ein Stümper, ohne Perspective hinwerfe, wenn ich sie durch Beiwörter individualisire, durch Verbindungszeichen in's gehörige Ebenmaß setze, wie gedehnt, schleppend und gezerrt wird nicht dadurch meine Beschreibung? Nur Theile zeigt diese, die Natur das Ganze. Wozu also eine ausführliche Zeichnung der Aus-

*) Er trug nämlich einen Koller von Büffelleder, an dem noch einige verblichenen goldenen Zierrathe hingen, lange Handschuhe von Wildleder, einen Hut, und einen ursprünglich rothen, durch die Länge der Zeit jedoch und durch den Einfluß des Schnee's und der Witterung weiß gebleichten Mantel von feinerem Stoff. Sein schweres Schwert, ein Dolch und ein lederner Beutel voller spanischen Münzen lagen ringsum zerstreut im Eis. Sämmtliche Antiquitäten verkaufte der Finder für eine Kleinigkeit an einen Barbier aus Chur, in dessen Wohnung ich sie zufällig gesehen.

sicht? Leere Worte -- vielleicht ein Leitfaden zur Wiedererinnerung für den ehemaligen Zuschauer, wie wenig fest und bedeutsam hingegen für denjenigen, der niemals mit mir auf demselben Standpunkte gestanden. Nur unbestimmt und verworren ist die Vorstellung des letztern, wenn gleich ich ihm von allen Seiten die Scene jetzt entwerfe.

In weiten endlosen Räumen dehnten sich rings, gleichsam amphitheatralisch bis zu himmelthürmenden Pyramiden vor mir aufsteigend, die furchtbaren Schneegebirge aller Gestaltungen, in Hunderte von Verzweigungen und Verkettungen nach allen Seiten auslaufend, aus. Rechts im Nordwesten erheben sich die zackigten Urner- und tiefer, in geheimnißvoller Ferne, die Glarnergebirge mit dem Ursus und Barnabas, welcher letztere den Paß von Dissentis in's Polenserthal leitet, und das hohe Brüderpaar: der vielgestaltete Crispalt und der Lukmanier, in ihrer Nähe der schwarze Baduz, beide die Ernährer und unversiegenden Wasserbehälter des Mittel- und Vorderreins.*) Hinter ihnen trägt der hohe Sentis das graue Haupt in die reine Luft jenseit der Wolken, an dessen Seite einst die Grenzen der Alemannen und Rhätier zusammen flossen. Im Westen erglänzt die Riesenmauer der Rhoneglätscher, ihren cyclopischen Schatten bis an den Gotthard lehnend, vor welcher die mit prächtigen Eiskasten behelmte Furka wie ein Wartthurm steht oder wie ein alter Kriegsmann mit weißem Haupte, der hier Wache hält auf der Mark zwischen Süd- und Mitteleuropa

(Fortsetzung folgt.)

Turkomanen.

Unsere Politiker erzählen uns so viel von den Dardanellen und Mehemed Ali, unsere Dichter von den Rosen von Tschesme, und unsere Reisebeschreiber von den Jasminlauben Kleinasiens, daß es uns am Ende nicht zu verargen ist, wenn wir uns Alle, so viel wir können, orientalisiren. Es ist ein förmliches Miasma; der Islamismus liegt in der Luft; wie soll man sich davor bewahren?

Man baut Kirchen wie Moscheen; überall sieht man den byzantinischen Geschmack; das Kaffeehaus, woselbst man baierisches Bier aus ächten Halbekrügen trinkt, nimmt den Namen „Divan" an; meine Frau will nichts als Datteln essen und west-östliche Rosen lesen; mein Junge verläßt seine bleiernen Soldaten, und spielt nur mit Kameelen; meine Freunde rauchen nicht anders als aus dem Tschibuk, mit dickem Bernsteinmundstück — wahrhaftig! bei der jetzigen Dampfverbindung wird es am besten seyn, gleich nach Constantinopel aufzubrechen, da wir ja doch schon in vielen Beziehungen halbe Türken geworden sind.

Ich höre schon nichts sprechen, als von Coran, Sultan, Dolman, Kaftan, Turban, Divan, Iman, Dragoman, Pascha-Kapudan mit allem um und an!

Neulich war ich unter diesen Umständen in die Schwimmanstalt gegangen. Ein ächter Muselmann muß täglich seine drei Bäder nehmen. Wie ich mich wieder ankleiden will, fehlen mir meine Stiefel. Ich mache mir schon Vorwürfe, daß ich nicht als guter Türke mein Gebet zum Andenken an die Flucht des Propheten vor dem Ausziehen verrichtet habe. Wie ich aber noch so meditire, erscheint einer von den Tritonen der Anstalt und meldet mir: meine Stiefel seyen in's Wasser gefallen.

Nun sah ich nur zwei Wege vor mir: entweder abwarten, daß man sie mir auffische, oder mich, nach dem Willen des Propheten, dem Schicksale zu überlassen. Da zeigte er mir einen dritten, den ich ergriff; ich entfernte mich nämlich aus der Schwimmanstalt barfuß und demüthig, wie ein Derwisch.

Drei Schritte von der Schwimmschule erblicke ich den Laden eines Schuhmachers, der mit dem Schilde: „bei'm türkischen Stiefel," prangte. Dorthin ging ich.

„Herr Schuhmacher," begann ich, „Sie werden haben, was ich brauche. Verabreichen Sie mir ein Paar türkische Stiefel, denn ich bin ein halber Muselmann."

Der Mann legte mir ein Paar Stiefel von russischem Juchten an.

Ich bemerkte ihm nun, daß, da die orientalische Frage noch nicht entschieden sey, das russische Leder nicht gut zur Verfertigung türkischer Stiefel angewandt werden könne; daher er so gut seyn möchte, mir etwas Anderes auszusuchen, das sich besser für meinen Glauben und meine Füße schicke.

Jetzt überreichte er mir englische Stiefel von gefirnißtem Leder.

Hierauf mußte ich ihm aber bemerken, daß, da die orientalische Frage jetzt in der Schwebe erhalten werde, er seine englischen Stiefel nicht eher losschlagen dürfe, bis London wirklich die Herrschaft über Constantinopel davon getragen haben würde.

„Also etwas Anderes, Herr Schuhmacher, etwas Besseres!" rief ich.

Nun kamen alle Sorten von Stiefeln, selbst welche von Kautschuk. Allein alle konnten mir nicht genügen. Der Mann wurde ungeduldig.

„Aber, mein Gott," sprach er, „was für Stiefel wollen Sie denn eigentlich?"

„Türkische," war die Antwort.

„Mit hohen Absätzen?"

„Ja doch — türkische!"

„Vorn spitz?"

„Was man türkisch nennt."

„Ich verstehe nicht ganz — "

„Türkische Stiefel, nichts Anderes."

Nun mußte er mir denn gestehen, daß er eigentlich selbst nicht wisse, wie türkische Stiefel beschaffen seyen.

„Das wissen Sie nicht?" schrie ich ganz erstaunt. „Warum schreiben Sie aber auf Ihr Schild: „bei'm türkischen Stiefel?"

„Wegen der Mode, Ihr Gnaden! weil heute Alles türkisch-seyn muß."

Glücklicherweise fallen jetzt meine Blicke in einen Winkel des Ladens auf zwei weiche, bequeme Babuschen, die an nichts dachten, und an die kein Mensch dachte, und die ganz gemacht schienen für meine ächt türkischen Hühneraugen; ich bezahlte sie mit ächten türkischen Zechinen, in Zwanzigern nämlich nach dem Cours, und schritt nun beschaulich, wie ein Gläubiger, aus dem Laden „bei'm türkischen Stiefel."

„Allah ist groß," dachte ich bei mir, „aber dieser Schuster ist nicht sein Prophet!" (Lewald's Europa.)

*) Ein kleiner See auf dem Baduz, kaum 300 Fuß im Umfange, ist die wahre und höchste Quelle des Vorderreins und nicht, wie manche, ja die meisten unserer Geographen fälschlich angeben, der Crispalt.

Korrespondenz.

Aschaffenburg, 16. Sept.

In unserer, durch die Abreise des königl. Hofes und den Abmarsch der Garnison in das Uebungslager ziemlich still gewordenen Stadt wurde verflossenen Freitag ein seltenes Fest gefeiert: eine Synagogen-Einweihung. Nicht blos den hiesigen und den benachbarten Israeliten galt dieses Fest; denn fast die ganze christliche Bevölkerung Aschaffenburg's legte hiebei die wärmste und aufrichtigste Theilnahme an den Tag, durch die That beweisend, daß oft diejenigen am wahrhaftesten tolerant sind, welche als unduldsam so gerne verschrieen werden. Bürger wie Beamte füllten den geschmackvoll verzierten Tempel und Christen wie Juden folgten mit großer Andacht dem feierlichen, zweistündigen Einweihungs-Akte, gerührt durch die erhebenden Accorde schöner Festgesänge und erbauet durch die sehr angemessene Festpredigt des Rabbinen.

Mannichfaltigkeiten.

Am 9. d. M. ereignete sich zu Breslau ein eigenthümlicher Fall, welcher leicht zu einem Unfall werden konnte. Einem aus der Reitstunde heimkehrenden Handlungsdiener wurde auf der Oderbrücke das Pferd scheu und sprang mit ihm über das Geländer in die Oder. Natürlich verlor derselbe seinen Sitz, jedoch zum Glück nicht die Besinnung. Er hielt sich an den Mähnen des Pferdes fest und schwamm auf diese Weise mit dem Thiere ein Stück den Strom hinab und wieder herauf, bis endlich Beide glücklich auf's Trockene gelangten.

Die französischen Gerichtshöfe waren seit einigen Wochen und sind noch mit wichtigen Prozeßverhandlungen beschäftigt. Während der Prozeß der Mad. Lafarge zu Tulle, je länger er dauert, die ganze Geschichte in immer tieferes und düstereres Dunkel einhüllt, ist der dreifache Mörder Elisabide, von dem früher so viel gesprochen wurde, von den Assisen des Gironde-Departements zum Tode verurtheilt worden. Der Verbrecher wollte seine blutige, an seiner Braut und deren Kindern verübte That durch eine unwiderstehliche Mordmanie entschuldigen; es erwies sich aber, daß Habsucht dabei mit im Spiele war. — Der bekannte Mathéo, welcher als vormaliger Cassier der franz. Treforbank einen Diebstahl von fast 2 Millionen beging und nach Deutschland entwich, von wo ihn die würtembergische Regierung im Juli d. J. nach Frankreich auslieferte, ist am 12. d. vor dem Assisenhofe zu Paris zu 15jähriger Zwangsarbeit und zu einer Geldstrafe von 200,000 Francs verurtheilt worden.

Die vorbereiteten Novitäten des Burgtheaters in Wien sind: Heraklit und Demokrit, von Bauernfeld, ein Drama von O. Prechtler und nach Rückkehr der Dem. Peche, die sich verheirathet hat, Gutzkow's Werner. Dem. Enghaus hat in ihren drei Antrittsrollen sehr gefallen. Man wird sich an ihre Weise allerdings erst etwas zu gewöhnen haben, aber sich eingestehen müssen, daß ihr Spiel höchst seelenvoll, warm und innig ist.

(Zürich.) Nicht geringes Aufsehen macht unter den Kunstfreunden eine Ausstellung von Daguerrebildern, unter denen sich viele Portraite lebender Personen befinden. Der Verfertiger derselben, Maler Isenring von St. Gallen, hat in der Kunst, menschliche Figuren nachzubilden, wieder einen Schritt vorwärts gethan, indem er durch viele Versuche dahin gelangt ist, vermittelst selbsterfundener Apparate Portraite von beliebiger Größe, und, was noch mehr sagen will, Portraite mit ganz geöffneten Augen hervorzubringen. Diese Isenring'schen Gemälde besitzen wirklich eine Wahrheit in Umriß und Schattirung, die, wie sich denken läßt, die geschickteste Künstlerhand nicht zu erreichen vermag.

Aus Stockholm vom 31. August wird berichtet: Leider müssen wir die traurige Nachricht mittheilen, daß der Bischof Tegnèr, der Dichter, am Ende Juli aus seinem Stifte Werid körper- und geisteskrank zurückkam. Seine physische Gesundheit hat sich zwar seitdem etwas gebessert, aber nicht seine intellectuelle. Wahnsinn ist ein in der Familie des Dichters gewöhnliches Uebel; auch sein Bruder, ein sehr ausgezeichneter Mann, starb in Geisteszerrüttung, und vor diesem Ende soll der Dichter stets selbst gebebt haben. Seit mehreren Jahren leidet er an Körper und Geist, wenn auch in einzelnen Momenten sein Genius sich mächtig emporhob; vorzugsweise hat er sich die Umtriebe des Radikalismus und die Verworrenheit der politischen Ansichten sehr zu Herzen genommen und ist in den letzten Jahren gegen solche Ansichten, aus deren Verbreitung er Auflösung des Staats und Brandmarken der vaterländischen Ehre befürchtete, oftmals, wiewohl auch seinerseits leidenschaftlich und einseitig, in Vers und Prosa aufgetreten. Sein wahrscheinlich letztes Werk ist der poetische Gruß, womit er am 5. Juni als Direktor der schwedischen Academie die Dichter Atterbom und Grafström bei ihrer Aufnahme in jene Academie empfing, worin noch der alte Genius sich bewährt. Er lebt jetzt natürlich von allen Geschäften abgesondert; seine Krankheit ist von stiller und gelinder Art und äußert sich eigentlich blos in gewissen fixen Ideen.

Der jetzt in Aegypten figurirende Graf Walewsky wird auch als natürlicher Sohn Napoleons bezeichnet. Seine Mutter, Tochter des reichen Gutsherrn Lonszinski, die mit dem alten Grafen Walewsky, aus einem nach Polen übersiedelten Zweige der Colonnas, vermählt war, gebar diesen Sohn 1809 in Polen. Später vermählte sie sich mit dem Grafen Ornani, einem Corsen, Vetter Napoleons. Bekannt ist, daß sie Napoleon auf Elba besuchte. Sie starb 1819 an den Folgen der Entwöhnung eines Sohnes, welchen sie dem Grafen Ornani geboren hatte. Der junge Walewsky soll sich sehr vor seinem Halbbruder, Leon, dem Sohne der Gräfin Lutzburg, auszeichnen. Er machte den Krieg in Polen mit und lebte zu Paris in anscheinend großer Vertraulichkeit mit dem Herzoge von Orleans.

(Frankfurt.) Unter den Sehenswürdigkeiten der dießjährigen Herbstmesse nimmt die Bude des Hrn. Prof. Becker aus Berlin ein nicht gewöhnliches Interesse in Anspruch. Sowohl seine eigenen Leistungen aus dem Reiche der natürlichen Magie, als auch die denselben vorhergehenden athletischen Kraft-Produktionen der Herren Keller und Kroß überraschen und belustigen durch ihre Originalität und bunte Mannigfaltigkeit. — Neben dieser Bude zeigen die Herren Greiner und Göhring die verschiedenen Arbeiten einer Glashütte im Kleinen, namentlich die Kunst des Glas-Blasens, Glas-Spinnens und Formirens, was besonders diejenigen, welche noch nie die Bildung von Glasarbeiten zu sehen Gelegenheit hatten, auf's angenehmste unterhält.

Palindrom.

Dort, wo die Strafe dem Verbrecher lohnt,
Trifft häufig man zum Schutze mich;
Wo im Orient eine Schöne wohnt,
Da fehl' an keinem Hause ich.
Verkehrt bin ich, im Boden tief versteckt,
Ein Ding, das wohl den meisten Zechern schmeckt.

Frankfurt. A. Levi.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 20. Sept. (Neu in Scene gesetzt): Der Freischütz, romantische Oper in 3 Abth., Musik von Karl Maria von Weber. — Abonnement suspendu.

Montag, 21. Sept. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in 2 Abth., Musik von C. Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 265. Montag, den 21. September 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

1.

Fast am Fuße des Puy-de-Dome auf der Landstraße von Lyon nach Bordeaux, an der Stelle, wo sich heute ein Dorf und ein Posthaus befindet, erhob sich vor ungefähr 25 Jahren ein kleines Wirthshaus, das nur selten von einigen Fußgängern und Fuhrleuten besucht war, die einer Erfrischung bedurften, ehe sie die stets mühevolle Passage des Berges versuchten, oder hier ausruhten, nachdem sie ihn überschritten hatten. Zwar war die Wohnung klein, und schien ursprünglich nicht zur Aufnahme von Reisenden bestimmt zu seyn. Der Haupteingang war nicht auf der Landstraße, sondern einem Communalwege zugekehrt, der von der Hauptstraße ausging und sich in den von Basalt bedeckten Steppen verlor, aus deren Mitte die Gebirgskette des Domé sich erhebt. Das Haus hatte nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß; der Pferdestall war augenscheinlich nur ein alter Ochsenstall und die Remise bestand nur aus einem den vier Winden preisgegebenen Strohschoppen. Man erkannte in diesem Gebäude eine alte Meierei, ungeachtet der über der Thür befindlichen und von der Landstraße aus leicht lesbaren Aufschrift: die da lautete: Claude Mignet, loge à pied et à cheval (Claudius Mignet beherbergt Reisende zu Fuß und zu Pferd).

Wirklich hatte von jeher an dieser Stelle ein Pachtgut gestanden, abhängig von dem herrlichen Landgute von Saint-Maurice, dessen Schloß, heute in eine Fabrik umgewandelt, sich einige Meilen von da auf einem flacheren und nicht so unfruchtbaren Boden erhob. Während der Revolution war der Edelmann, dem dieses Landgut angehörte, auf dem Schaffot umgekommen; seine Güter waren als Nationaleigenthum verkauft worden, das fragliche Pachtgut ausgenommen, das er dem gegenwärtigen Besitzer, Claudius Mignet, kurz vor seiner Auswanderung zum Geschenk gemacht hatte. Mignet war, so erzählte man, Verwalter des Baron von Saint-Maurice gewesen, und diese Bauernhütte, nebst den 7 oder 8 Morgen dazugehörigen steinigen Feldes, waren ohne Zweifel ein eines großen Herrn unwürdiges Geschenk für einen Diener, der ihm lange treu gedient hatte.

Sey es nun, daß dem Baron die Zeit gefehlt hatte, Mignet zu belohnen, oder sey es, daß er bei seiner Abreise, wie so viele andere Emigranten, gehofft, bald wieder in den freien Besitz der Güter einzutreten, die er verließ, und eine andere Gelegenheit abzuwarten, seine Großmuth zu zeigen: so viel ist gewiß, daß der ehemalige Verwalter, ungeachtet seiner gegenwärtigen Armuth, sich über seinen alten Herrn nicht beschwerte und nur mit Achtung und Theilnahme von ihm sprach. Er baute zuerst sein ärmliches Gütchen, aber der unergiebige und undankbare Boden trug kaum so viel ein, um den Baulohn zu bezahlen. Daher war man keineswegs erstaunt, als an einem schönen Morgen gegen das Ende der Schreckensregierung, nach einer ziemlich langen Reise, die Mignet — man wußte nicht, wohin — gemacht hatte, das oben erwähnte Schild den Bauern der Nachbarschaft ankündigte, welchen Vortheil er aus seiner Wohnung und der Nähe der Landstraße zu ziehen gedachte.

Als Claudius nach der erwähnten Abwesenheit zurückgekommen war, um sich hier in diesem Lande niederzulassen, hatte seine Last sich vermehrt und dieses neue Betriebsmittel nöthig gemacht. Er hatte eine noch junge Frau und ein Töchterchen von kaum einigen Monaten mitgebracht, und bald erfuhr man, daß diese Dame eine Wittwe war, die er geheirathet, und deren Kind er adoptirt hatte. Zu jeder andern Zeit, und wenn das einsame Wirthshaus von bedeutenderen Gästen, als von armen Auvergner Bauern oder fremden Fuhrleuten besucht worden wäre, hätte man wohl die auffallenden Umstände bemerkt, welche diese Verbindung begleiteten. Madame Louise — dies war der Name, den Mignet selbst seiner neuen Gattin gab — schien den Pflichten ihrer servilen Stellung gänzlich fremd; ihre nobeln Bewegungen, ihre reine und feine Sprache, der Anstand ihrer Manieren, bildeten einen sonderbaren Contrast mit den Manieren und der Sprache der gewöhnlichen Kunden des kleinen Wirthshauses. In der ersten Zeit zeigte sie sich selten, als ob sie befürchtet hätte, erkannt zu werden, oder entfloh sogleich mit einer Art von Schrecken, wenn man sie zufällig erblickte. Beinahe immer waren ihre Augen rothgeweint; ihre Stimme hatte einen melancholischen Klang, der zu Herzen ging; man vermuthete in dieser armen Frau ein großes, mit Muth übernommenes und mit Entschlossenheit erduldetes Mißgeschick.

Noch befremdender war die Ehrfurcht und unbegränzte Ergebenheit, welche ihr Gatte gegen sie bezeugte. Man hatte ihn niemals mit jener Vertraulichkeit zu ihr reden sehen, die in einer verträglichen Haushaltung, wie diese zu seyn schien, gewöhnlich zu herrschen pflegt. Ungeachtet der hinderlichen Verhältnisse, welche die Kosten der ersten häuslichen Einrichtung herbeigeführt hatten, wollte Mignet niemals zugeben, daß seine Frau in der

Wirthschaft irgend eine Beschäftigung habe, die dem Gesinde gewöhnlich zukommt. Eine junge Person, die er als Magd in Dienste nahm, war mit dem Küchenwesen beauftragt, während er die unerhebliche Funktion des Stallknechtes versah. Madame Louise hatte sonach mit ihren rohen Kunden keinen Verkehr, als wenn es sich darum handelte, die Zeche zu machen; und selbst in solchen Augenblicken war ihr Mann niemals weit entfernt, und stets bereit, diejenigen zur Ehrfurcht zu verweisen, die sich etwa erdreistet hätten, gegen dieselbe zu verstoßen.

So verstrich eine Reihe von Jahren, ohne daß irgend ein Ereigniß von Bedeutung das monotone und einfache Leben dieser kleinen Familie gestört hätte. Wir haben bereits erwähnt, daß Madame Louise bei ihrer Ankunft in Auvergne schon Mutter einer Tochter war, die sie selbst säugte. Nie empfing ein Kind eine rührendere und zärtlichere Pflege, als diese kleine Auguste, deren Vater Jedermann unbekannt war, und von der man nicht einmal den Ort ihrer Geburt wußte. In ihrem zehnten Lebensjahre kam sie in eine Pension zu Clermont, wo sie eine Erziehung erhielt, welche die Lage, die sie später in der menschlichen Gesellschaft zu erwarten schien, bei weitem überflügelte. Keine der Unterrichtsgegenstände, die des Vergnügens und der feinen allseitigen Ausbildung wegen erlernt werden, gingen ihr ab; bis zu ihrem zwanzigsten Jahre blieb sie in dieser Erziehungsanstalt, und ihre Eltern legten sich die größten Opfer auf, um sie daselbst zu erhalten. Madame Louise seufzte manchmal über eine Trennung, die sie ohne Zweifel zur Erfüllung der Plane für nöthig erachtete, die sie mit ihrer Tochter hatte; vielleicht dachte sie auch, eine Schenke an der Landstraße wäre kein geeigneter Aufenthalt für ein zu einer glücklicheren Zukunft berufenes junges Fräulein. Wie dem auch seyn mag, sie willigte, ihre Thränen verbergend, ein, Augustens Abwesenheit zu verlängern.

Jedoch es kam der Augenblick, wo Auguste, da sie in der Pension nichts mehr zu lernen hatte, nothgedrungen zu ihrer Mutter zurückkehren mußte, und wo Madame Louise, ungeachtet der mit dieser Vereinigung verbundenen Unannehmlichkeiten, nicht mehr den Muth hatte, sich länger einer Gesellschaft zu berauben, die ihr so kostbar werden sollte. Das junge Mädchen umarmte daher eines Tages alle ihre Gefährtinnen der Pension und stieg, von Claudius Mignet begleitet, der ihr leichtes Gepäcke trug, in ein kleines Carriol, das sie nach dem Pachtgut zurückführen sollte. Die Trennung war ihr sehr schwer geworden, und unterwegs dachte Auguste, seit langer Zeit an das friedliche und angenehme Leben der Pension gewöhnt, mit nicht geringem Schrecken an die armselige und unpoetische Existenz, welche sie in Mignet's Herberge finden würde. Aber ihre Mutter, die sie am Wege erwartete, und weinend die Arme nach ihr ausstreckte, machte ihr alle ihre traurigen Gedanken vergessen, von denen sie sich überdies auch bald überzeugte, daß sie übertrieben waren. —

(Fortsetzung folgt.)

Besteigung der Reinglätscher und des Vogelbergs im Jahr 1839.

(Fragment von Fried. Aulenbach, stud. jur.)

(Fortsetzung.)

Zu ihm herüber schaut die Jungfrau, weiß wie er, die sich zu fürchten scheint vor den finstern, unheimlichen Schreckhörnern und Mönchen, die bei ihr stehen; doch der herrliche Rosa ihr gegenüber, wie aus dem Himmel herabhängend, macht ihr Muth, denn auch er hat tüchtige Nachbarn, die ihm aber die goldne Krone nicht entreißen können. Der Furka zunächst thront der königliche St. Gotthard. Mit Recht verdient dieser, nach allen Richtungen seine Gewässer entsendende, mächtige Gebirgsstock der Königliche genannt zu werden, denn man sieht deutlich, wie südwestlich vom felsgestirnten Monte-Rosa herauf und südöstlich vom eisbehangenen Bernina her, in Form eines Halbmondes, die größten Gebirgsketten, die Penninisch-Lepontinischen und die Julisch-Rhätischen Alpen bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn, wie Vasallen um den Mächtigen, anlehnen. Zur Seite des Gotthards über dem hohen Livinen- und Tremolathal ragt, tief in Schnee getaucht, der Monte Fieudo und Fibia, hinter diesen hervorlugend der Griesberg mit seinen ungeheuern Eisschründen über düstren Arvenwäldern und der groteske Simplon, bei welchem die Straße von Brig nach Domo d'Ossola durchzieht. Weiter hinab nach Südwesten läuft der Savoische und Piemontesische Alpenstock, unter dem Piemont und die Lombardei wie ein prächtiger Lustgarten, von Flüssen, glänzenden See'n und hübschen Terrassen — das bezauberndste Mosaikgebilde — durchzogen, sich ausbreiten. Aus dem üppigen Gartenschmuck der reich bebauten Ebene blitzten die weißen Landhäuser gleich eingestreuten Edelsteinen vor; in ihrer Mitte, ein Solitär, umglüht vom reinsten Sonnengold, prangte Mailand mit seinem ambrosianischen Wunderbau. Ueber Piemont hinaus laufen die Apenninen nach Italien hinab, und ganz im Süden, nur dem bewappneten Auge bemerkbar, ziehen die Seealpen einen Gürtel um das ligurische Meer. Links, im Nordosten, erheben sich, vom Urnerland beginnend, der gewaltige Cadelin, der Pinatsch, das Fallen-, Tell- und Mühlihorn, der Pitz Beverin, die Schechaplana und das Muttnerhorn, alle im Sommer sonst mit fruchtbaren Alpen und Waldungen an ihren Halden bekleidet. An diese reihen sich im Osten die marmorergiebigen Splügerberge*), eingesattelt zwischen dem schwarzen beglätscherten Surettohorn und dem colossalen Tambohorn, wohl das größte in dieser fürchterlichen Gegend, wild und rauh, dreikantig und steil seine finster drohenden Doppelhäupter emporreckend und mit drei Glätschern verschanzt, deren Eisthürme grün herüberschimmern, weit über die glänzende Fläche des ausgestreckten, tief eingebusten Lago di Como in die lachende Ebene von Mailand schauend. Hinter ihnen Gebirge aus Gebirgen wachsend, gleich wie die Brüste der Alles ernährenden Cybele, und Bergketten über Bergketten bald in Form einer Rotunda, bald pyramidalisch emporsteigend, als schwellten sie wetteifernd vor Begierde, hinunter zu schauen auf das schöne magische Land, das schlummernd in des Himmels Umarmung dalag. Es schienen sich Erde und Himmel zu küssen, derweil auf den Bergeshäuptern thronend die Poesie sitzt. Darüber hinaus, tief im Osten, gleichsam den Eingang vom Aufgang, wie dort der große Bernhard den vom Niedergang her, in

*) Ein berühmter italienischer Bildhauer in Mailand, Marchesi, erklärte unlängst, daß die beste Sorte Splügermarmors von derselben Qualität sey, wie die zweitbeste von Carrara. Bedenkt man, daß nach desselben Versicherung die erste Marmorsorte von Carrara jetzt kaum mehr zu haben ist, so ergibt sich, daß der Splügen einen Marmor liefert, der jedem italienischen an die Seite gestellt werden kann.

diese das eherne Firmament, wie weiland der Gäa Riesengeburt den Olympos, erstürmende Gebirgs- und Alpenwelt bewachend, starren, den würdigen Seitengrund bezeichnend, hoch und entsetzlich in die tiefe befreundete Bläue vier Säulencolosse empor: der Maloja, Bernina, Septimer und Ortelos — in gewaltige Klumpen aufgethürmt und die, wenn menschliche Wohnungen das Tageslicht lange nicht sehen, ihre Kronen von ewigem Eis goldroth über die umliegenden Berge emportragen. Sie gleichen riesenhaften, düstren Domen des Mittelalters, in denen die Schauer des Geisterreiches und die Gefühle des Unermeßlichen die Brust der Sterblichen beschleichen. Neben den in blauem Duft herüberschimmernden Kämmen des Ortelos zieht aus dem Münsterthal in die Valtellina nach Bormio hinunter der höchste Paß von Europa, ein kühner, gewaltiger Bau, gewöhnlich nur das Wormser-Joch, Giogo di Stelvia, genannt. Der Ortlerspitze an Höhe und Erhabenheit am nächsten, erstrecken sich, den obengenannten ziemlich benachbart, zwei andere Eiskuppen nach Südosten aus: der berühmte Montebaldo, an dessen Fuße die Citronen des Gardasee's ihre Säfte kochen, und der hohe Similauner, seine verworren übereinander gewachsenen Schnee- und Felsenmassen in unsicherm Glanze zeigend. Der Kern des Similauner ist Dolomit, jenes wunderbare Gestein vulkanischen Ursprungs, das erst die neuere Zeit entdeckt hat. Den Mittelpunkt endlich des riesigen Rundgemäldes bildet der große Adula mit einem mächtigen Satz von Gebirgen, worunter das Schnee- und Mittagshorn, das höchste im Reinwald, welches das ganze Thal von St. Gallen bis Pauli fast ganz der Sonne beraubt, die Stufener- und Campo-Dolciner begriffen sind. An seine eisbepanzerten Südseiten schmiegen sich der Monte del Olcollo, der Fallega und der Bernhardino. Westlich parallel laufend mit letzterm und auf denselben Gebirgsstock gestützt, doch sie alle überragend, und wie Gottes sichtbare Hand dem Ganzen den Stempel der erhabensten Größe aufdrückend, beugt sich zuletzt unter unsern Füßen der glätscherbekränzte Vogelberg, er, ein strenger Herrscher, auf lustigem Throne gebietend, der Markstein des unwirthbaren Grenzgebietes zwischen Graubündten und Tessin.

Fast alle hier Genannten sind fürchterliche Eisberge. Die Zwischenräume, die Hochthäler und die Schluchten zwischen diesen Colossen füllt ein wildes Chaos von Schnee- und Eiswüsten aus. Ueber manche dieser Wüsten, wo der ewige Winter und Tod schweigend nebeneinander herrschen, ist noch kein menschlicher Fußtritt geschritten. Senkrechte Felswände, schroffe überhangende Eisthürme, breite Spalten, furchtbare Abgründe der Glätscher, in deren schwarzen unsichtbaren Tiefen wilde Gießbäche schäumen, und stets rollende Lawinen versperren jedem, auch dem keckſten Waghalse von Jäger, den Zutritt. Nur Gemsen durcheilen sie und der Adler, der König der Lüfte, überschwebt majestätisch in weiten Kreisen dieses Reich, das keiner ihm streitig macht.

So hatte ich einen Blick auf eine Gebirgswelt genossen, der mir die Ueberzeugung verschaffte, daß der Anblick dieses Amphitheaters der Bündtner- und angrenzenden Hochalpen bei weitem großartiger und erhabener ist, als jener vom Rigi aus. Vor dieser ungeheuern Umthürmung von Schnee- und Eisbergen, die den Vogelberg rings umgürten, schrumpft der Rigi zur winzigen Kleinheit zusammen. Unstreitig ist dieses das Größte, was ich noch gesehen und vielleicht je in meinem Leben sehen werde. Kaum ist es möglich, auf unserer Hemisphäre sich ein prachtvolleres Gemälde zu denken, als die Centralkette der Alpen, die ein einziger Blick vom Monte Rosa bis zum Ortelos erfaßt. Hier erst erkennt man die starre Majestät der Natur und die Größe der Berge; hier erst in den ewigen Regionen des Eises und der Erstarrung konnte ich mit stolzem Selbstgefühle ausrufen: ich habe die Eisberge der Schweiz gesehen, ich habe das Entsetzliche aufgesucht und bin vom Schrecklichen übersättigt. Die bewohnte Menschenwelt ist da ganz aus dem Gesichtskreis gesunken; nur leise schimmerte aus einzelnen Punkten der Tiefe das Hoffnungsgrün angebauter Strecken in's Auge. Rings ist eine andre Welt, die Riesensaat der Urgebirge, geisterhaft, fast herzbeengend aufgestiegen. Dem Schauenden war's, als könnte er mit Leichtigkeit die eine Hand dem Monte Rosa und die andere dem Ortelos reichen und so beide Enden der Schweiz, wie einen Mantel, um Herz und Seele schlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater.

Theodor Döring's Gastspiel.

Theodor Döring wird zu den hervorragenden Mimen der heutigen deutschen Bühne gezählt und ist würdig befunden worden, den von Stuttgart abgegangenen Seydelmann zu remplaciren. Döring besitzt künstlerische Eigenschaften, welche ihn seines Rufes würdig machen, und bewegt sich in einer remarquablen Eigenthümlichkeit, die uns vorzüglich in Folgendem zu bestehen scheint. Lebendigkeit und Frische charakterisiren seine Darstellungen und sind nicht erzwungen, nicht angelernt, nicht etwa nur äußerlich, sondern aus innen strömend und den Zuschauer anregend. Solche Lebendigkeit und Frische des Spieles gewinnen und fesseln dem Darsteller die Aufmerksamkeit der Freunde des Schönen und werden dadurch an Werth noch erhöht, daß sie durch Studium geregelt und so viel als nöthig gemäßigt sind. Ein zweiter Vorzug ist der gemüthliche Grundton in den Döring'schen Rollen, welcher immer schön hervortritt und, wie er vom Herzen kommt, so auch zum Herzen dringt. Diesen Ausdruck der reinen unerkünstelten Empfindung besitzt Döring wirklich in hohem Maaße. Wir haben nur an seinen Schewa, seinen Zolko, seinen Lorenz Kindlein, seinen Abbé de l'Epée zu erinnern. Nicht minder ist Döring jener wundersamen und schweren Kunst des Proteus Meister, welche seinen Leistungen stets neuen Reiz verleiht. In jeder Rolle ist er so sehr ein anderer und weiß er in Maske, Mimik, Sprachorgan und in der ganzen Haltung sich so sehr umzugestalten, daß man ihn kaum wiederzuerkennen vermag. So verleiht er seinen Darstellungen stets das Interesse der Neuheit. Was nun die Details des Döring'schen Spieles betrifft, so bekunden sie den gebildeten Künstler, welcher anhaltendes Studium auf sein Fach verwendet hat und mit der Wärme die Klarheit zu vereinigen weiß.

Wir sahen den geschätzten Gast bereits als Schewa, Elias Krumm, Zolko, Kommissionsrath Frosch, Faust und Abbé de l'Epée. Als Schewa hielt er die Rolle in einfach würdiger Gemüthlichkeit und markirte den Juden in einer alles Anstößige vermeidenden, nicht nach Effekt haschenden Weise. Sein Zolko war von dem Tone edler Empfindung und männlich würdevoller Haltung ganz durchdrungen. In den beiden Lustspielrollen, als Elias Krumm und Kommissionsrath Frosch entfaltete er eine ungemein ergötzliche Laune, eine wahrhaft elektrisirende Lebendigkeit und eine Fülle ächt humoristischer und pikanter Details. Der Abbé de l'Epée war, in ruhiger, edler Haltung, ganz der Mann voll milden Feuers und Begeisterung für eine große, humane Idee, und der Vortrag der Erzählung (Act 2) zeugte für die Meisterschaft des Darstellers. Ueber den Mephistopheles im Faust weiter unten. Was die Anerkennung betrifft, die hier dem Talente des renommirten Gastes zu Theil wird, so könnte sie nicht freundlicher seyn. Beifallsbezeugungen und wiederholte Hervorrufungen bestätigen dies, und hinsichtlich des Erfolges schließt sich Döring's Gastspiel denen von Seydelmann, Löwe und De-

orient an. Man hat in Frankfurt das Vorzügliche immer zu würdigen gewußt.

Nun noch Einiges über die Mitwirkenden unseres hiesigen Theaterpersonales. Die etwas häufigen Gastspiele mögen ihnen unangenehm seyn und weniger in ihrem Interesse, als in dem der Bühnenverwaltung und des die Abwechselung liebenden Publikums liegen; aber sie mögen auch mit dem Chorführer in der Braut von Messina sagen:

»Die fremden Eroberer kommen und gehen.
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.«

Im Juden von Cumberland spielte Hr. Meisinger den Hirsch höchst ergötzlich und charakteristisch, zugleich aber mit einer von Uebertreibung freien Mäßigung, die seinem gebildeten Geschmacke Ehre macht. Weniger verletzend dürfte die Aufgabe wohl nicht gelöst werden können. In dem Lustspiele — der grade Weg, der beste — gab Hr. Lußberger den Schulmeister so vorzüglich, daß diese kleine Rolle als eine meisterhafte bezeichnet werden darf. Auch als Schüler im Faust und als Dominic im Taubstummen fand Hr. Lußberger den lebhaftesten Beifall. Unsere Bühne besitzt an ihm einen eben so gediegenen und gebildeten, als thätigen und immer gerne gesehenen Darsteller. — Die Rolle der Therese im alten Studenten wurden durch Mad. Frühauf mit so viel Gemüthlichkeit, Wahrheit und Delicatesse ausgeführt, daß sie hervorgerufen wurde. Meisterhaft war ihr Spiel in der Scene, wo sie dem Studenten Zolky das Eingeständniß ihrer Liebe macht. — Dem. Leclerc gab den Taubstummen mit viel Wärme der Empfindung und wurde durch Beifall und Hervorrufung belohnt. W.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Das englische Parlament hat eine Summe von 70,000 Thlrn. bewilligt blos zum Ordnen und Binden von Staatsurkunden.

An der St. Paulskirche in London sind ein Diaconus und drei Canonici angestellt, die ein jährliches Einkommen von 86,000 Thlrn. haben, ferner sechs und zwanzig Personen, die gar keine Beschäftigung haben und dennoch jährlich über 80,000 Thaler von dem Vermögen dieser Kirche beziehen.

Ein Herr erlaubte sich an der Tafel des Herzogs von Wellington, als die größte Fröhlichkeit da herrschte, die Frage an denselben: »warum Sie, aufrichtig gestanden, in Waterloo nicht überrascht?« — Der Herzog antwortete ganz gelassen: »nein, jetzt aber bin ich es.«

Das Gepäck eines Hrn. Forbes, Directors einer herumziehenden Schauspielergesellschaft in Amerika, fiel vor Kurzem einer Schaar Seminolen (Indianer) in die Hände und etwa dreißig Rothhäute legten sogleich die vorgefundene Theatergarderobe an. So seltsam genug herausstaffirt erschienen sie vor dem Fort Searle, führten da die grotesksten Tänze auf und forderten die Besatzung zu einem großen Kampfe heraus, der aber nicht angenommen wurde.

Ein Engländer, der in York starb und auf dem dortigen Gottesacker begraben liegt, hat in seinem Testamente seinen Erben die Bedingung auferlegt, alle Jahre unter seinem Grabstein eine Flasche Cognac und eine Flasche Ale zu gießen, so wie zu gleicher Zeit an zwölf Arme so viel Porter zu vertheilen, als sie trinken können.

Ein Mitglied des amerikanischen Congresses hat berechnet und in der Versammlung nachgewiesen, daß es in diesem Augenblicke in den Vereinigten Staaten nicht weniger als fünfmalhunderttausend bankerotte Kaufleute gebe.

Frederic Soulié verweilte auf seiner Rückreise von Baden-Baden ein paar Tage in Brüssel, dieser klassischen Stadt des Nachdrucks. Einer seiner dortigen Bekannten erbat sich von dem Dichter ein paar Zeilen in sein Album. Er schrieb hinein: »Dieses ist kein Nachdruck der Handschrift von Frederic Soulié.«

(Frankfurt. — Eingef.) Die diesjährige Herbstmesse leidet an Sehenswürdigkeiten keinen Mangel; unter denselben bewährt auch diesesmal das Welt- und Marionetten-Theater von Friedrich Lorgie seine Vorzüglichkeit, welches in den Bemühungen des Hrn. Lorgie: stets Neues und Schönes vorzuführen, seinen Grund haben mag. Besonders anziehend sind die Ansichten seines Welttheaters, welche durch die verschiedenartigsten beweglichen Figuren im Ganzen ein lebendiges Ansehen gewinnen. Nicht minder interessant erscheinen die Metamorphosen in ihren schnellen überraschenden Verwandlungen; der mechanische Ballettänzer und die Aufführungen im Marionettentheater nehmen das ganze Interesse der Jugend lebhaft in Anspruch und werden nebenbei von Erwachsenen auch gern gesehen. — Durch den Umstand, daß seine Bude nicht auf dem bekannten, für die Sehenswürdigkeiten gewöhnlich bestimmten Platze, sondern auf dem Roßmarkt aufgestellt wurde, ist vielleicht manchem seiner früheren Besucher seine Anwesenheit entgangen; diese wenige Zeilen werden daher gewiß genügen, die Aufmerksamkeit auf diesen gern gesehenen Gegenstand hinzulenken.

Friedhofsgedanken.

(Nach Seneca.)

Welche Sorge, welche Noth
Liegt im leeren Worte »Tode?!
Und es kann ja doch im Leben
Kaum etwas Gewohnt'res geben,
Als daß einst im Thal ankömmt,
Was von Bergen niederströmt. —
Mit dem ersten Wiegentritte
Hebt die Reise an in's Grab,
Drauf stirbt man mit jedem Schritte
Sich ein Stück vom Sterben ab,
Länger krank nur der Gesunde,
Und der Kranke kürzer krank;
Jener taumelt in die Runde,
Dieser liegt schon auf der Bank.
Also heißt: um's Leben werben,
Sich bemüh'n, um viel zu sterben,
Während Tod just der Moment,
Der dem Sterben macht ein End'.

Theater-Anzeige.

Montag, 21. Sept. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in 2 Abth., Musik von C. Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 266. Dienstag, den 22. September 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

Während des langen Zeitraums, der seit Augustens Abwesenheit verstrichen war, hatte Claudius für seine Adoptivtochter eine angenehme Ueberraschung vorbereitet. In paralleler Richtung mit der Landstraße hinter dem Wirthshause war ein von einem Zaune geschützter und rings umgebener Küchengarten. An dem einen Winkel dieses Gartens war es Claudius gelungen, mit sehr geringen Kosten ein kleines, nur aus einem Stockwerke bestehendes Gartenhaus herzurichten, dessen Dach sich kaum über die nahe Hecke erhob. Er selbst war der Baumeister und Hauptarbeiter an diesem bescheidenen Bau gewesen, dem es an Solidität und Zierlichkeit nicht fehlte. Einige Arbeitstage eines herumziehenden Maurers, der in dem Wirthshause logirte, hatten das Uebrige ergänzt. Das Gartenhaus bestand aus zwei niedlichen Zimmern, von denen das eine von Madame Louise eingenommen und das andere für ihre Tochter bestimmt war. Alles dies war reinlich, lachend, allerliebst. Der Garten war freundlich, gut unterhalten, und einige Blumen, welche in den schmalen, mit Buchs eingefaßten Rabatten florirten, bewiesen, daß das Angenehme dem Nützlichen nicht gänzlich geopfert wurde. Endlich hatte der emsige Schöpfer dieser anspruchslosen Wunderwerke Mittel gefunden, die von dem Bau übrig gebliebenen Materialien zu benutzen, indem er dem Gartenhause gegenüber eine kleine Terrasse errichtete, die von einer Laube von Waldreben beschattet wurde, und von der man eine unermeßliche Aussicht auf die Bergkette des Puy-de-Dome und Mont-d'or hatte.

Als Auguste durch das immer noch arme und düstere Wirthshaus gegangen war und sich plötzlich in diesem reizenden Garten befand und das Gartenhaus ihr gegenüber erblickte, stieß sie einen Schrei der Freude aus. Ihre Eltern hatten ihr absichtlich vorher nichts davon gesagt, und besonders Claudius schien glücklich über sein Werk. Aber ihre Freude war noch viel größer, als die junge Tochter in das hübsche Zimmer getreten war, welches sie neben ihrer Mutter einnehmen sollte. Die nußbaumenen Möbeln waren einfach, aber neu und glänzend von Reinlichkeit; ihre Guitarre, damals das Modeinstrument, war schon an der Wand aufgehängt; ein kleiner Büchenschrank enthielt einige auserwählte Bücher; ihre Musterzeichnungen und Musikhefte waren reinlich in den Gefächern aufgeräumt. Das arme Kind, welches sich schon in sein Elend zu ergeben dachte, glaubte sich in einem fürstlichen Gemache, und rief, ganz außer sich und vor Freude in die Hände klatschend, aus: „O! Mama, wie schön ist dies Alles! Wie gut seyd Ihr, und wie danke ich Euch dafür!"

Madame Louise sprach zu ihr mit bewegter Stimme, indem sie auf Claudius deutete, welcher mit einer gewissen Schüchternheit einige Schritte entfernt stand: „Mir hast Du dafür nicht zu danken, mein Kind, sondern diesem Guten Claudius, unserm Wohlthäter, unserm Schutzengel!"

Das junge Mädchen sprang ihrem Adoptivvater um den Hals. Claudius faßte die Hand seiner Frau, drückte sie sanft mit einer bedeutungsvollen Miene und wandte sich weg, um eine Thräne zu verbergen. Es herrschte in dieser Familie irgend ein großes Geheimniß, dessen Erinnerung bei allen Umständen erwachte, wo das Herz in's Spiel kam.

Nachdem wir nun mit diesen vorläufigen, zum Verständnisse des Folgenden jedoch unentbehrlichen Erörterungen geendigt haben, muß sich der Leser plötzlich mit uns an das Ende des Jahres 1814 versetzen, ungefähr ein Jahr nach Augustens Rückkehr zu ihrer Mutter.

Es war etwa drei Uhr des Nachmittags. Der Himmel war ganz mit großen, weißen Wolken bedeckt, die von Zeit zu Zeit an der Sonne vorüberzogen und einen unermeßlichen Schatten auf die Gefilde warfen. Ein scharfer und kalter, von den Bergen her wehender Wind pfiff über die dürre Haide und jagte das gelbe Laub von den Eichen und dem wilden Gesträuch. Der kleine Garten Mignet's schien den Einfluß dieses zerstörenden Herbsthauchs schon empfunden zu haben. Der Zaun wurde von Tag zu Tag lichter; die Rebenlaube verlor jeden Augenblick einen Theil ihres Blättergewölbes, und in der Ferne war der Gipfel des Puy-de-Dome, so grün während des ganzen Sommers, schon von jenen dichten Nebeldünsten bekränzt, die ihn während des Winters umhüllen.

In diesem Augenblicke kam ein ganz junger Mensch, den man, seinem militärischen Oberrocke und seiner kühn auf das rechte Ohr gestülpten Soldatenmütze nach zu urtheilen, für einen Offizier hätte halten mögen, wenn seine äußerste Jugend in ihm nicht gleich anfangs einen jener Zöglinge der Militärschule verrathen hätte, die bei der Rückkehr der Bourbonen verabschiedet wurden, die Nebenstraße dahergegangen, von der wir gesprochen haben, und die, aus dem Innern des Landes kommend, die

ern Mignet's Haus vorüberführende Hauptstraße in einem rechten Winkel durchschnitt. Ungeachtet der herausfordernden und schalkhaften Miene, die sich in seinem verschmitzten Gesichte ausdrückte, schien er sehr zu fürchten, von den Bewohnern des Wirthshauses gesehen zu werden, und so wie er weiter vorwärts ging, verdoppelte er seine Vorsicht. Bald verließ er sogar den gebahnten Weg, und schaffte sich links durch Stechginster und Haidekraut, halb gebückt und mit dem leisesten Geräusch fortgehend, um so das äußerste Ende des Gärtchens zu erreichen, das sich hinter dem Wirthshause hinzog. Als er nur noch eine kurze Strecke davon entfernt war, näherte er sich beinahe kriechend, und endlich, an dem Zaune angekommen, der, wie gesagt, damals schon so entblättert war, daß man durch denselben alles sehen konnte, was auf der andern Seite vorging, legte er sich mit dem flachen Leib auf den Rasen und stellte seine Beobachtungen an, fest überzeugt, daß Niemand ihn hatte hierher kommen sehen.

Indessen kaum war er hier einige Augenblicke, als eine Beere, jener am Ende des Herbstes so gewöhnlichen rothen Früchte des Hagebuttenstrauches, von seiner Schulter, wie von einer unsichtbaren Hand geworfen, zurückprallte. Der junge Mensch fuhr zusammen und blickte um sich; aber da er Niemanden sah, den er dieses Muthwillens beschuldigen konnte, so glaubte er, der Wind, indem er eine dieser Früchte, von denen die Hecke über seinem Haupte behangen war, ablöste, wäre der einzige Schuldige, und nahm seinen Beobachtungsposten in der vorigen Lage wieder ein. Aber kaum hatte er sich wieder hingestreckt, als eine, zwei, drei Beeren in kurzen Zwischenräumen auf ihn fielen. Er drehte sich um, roth vor Zorn; der Ungestüm des französischen Offiziers, dessen Anzug er trug, erhob sich gegen den Wind, den einzigen vermutheten Urheber dieser Beleidigung. Allein es blieb ihm kein Zweifel mehr, daß man ihn wahrhaft zum Besten habe, als er noch einmal den Kopf erhob, um die Ursache dieses possierlichen Angriffs zu entdecken, und eine handvoll derselben Früchte wie ein Hagel auf ihn herabregnete, indem zugleich ein silberhelles Gelächter unter ausgelassenen und freudigen Ausbrüchen sich auf der andern Seite des Zaunes vernehmen ließ.

Der junge Unbekannte fuhr mit der Hand an die Seite, als suchte er seinen Degen, mit der vollen Eilfertigkeit eines Helden im Melodrama, der eine außerordentliche Beleidigung im Blute abwaschen will; aber diese Bewegung wurde nicht ganz ausgeführt, denn eine muntere und liebliche Stimme, eine Stimme, die dem leicht verletzbaren Ehrenhelden ohne Zweifel wohl bekannt war, ließ sich in dem Garten vernehmen, und man sprach mit einem spottenden, etwas von Unwillen untermischten Ton:

„Ah! ertapp' ich Sie hier, Herr Ferdinand Michelin, wie Sie hinter den Hecken lauern, was hier vorgeht? Und Sie wollten mir noch von ihren edeln und lautern Gefühlen reden? Pfui, wie garstig ist das! An Ihrer Stelle würde mich die Scham vernichten, mit so wenig Zartgefühl zu handeln, Sie, ein französischer Offizier, ein Muster von Ehrgefühl und Galanterie!" Zugleich erschien die Person, die so eben an Ferdinand Michelin diesen derben Verweis gerichtet hatte, auf der Terrasse, welche sich in dem Winkel des Gartens über den Zaun erhob. Es war eine kleine einnehmende Brünette, mit lebhaften Augen, schalkhaftem Lächeln, deren mit vieler Koketterie angeordneter Putz nicht im geringsten den schlechten Geschmack eines Landmädchens verrieth. Ihr Wuchs war geschmeidig und wohlgestaltet, ungeachtet der widerwärtigen Gewohnheit der damaligen Frauen, den Bund des Kleides beinahe unter den Armen zu tragen. Eine kleine seidene, am Rande mit einer Blumenguirlande eingefaßte Schürze verbarg so viel als möglich das Unvortheilhafte des Kleides, und gab dem jungen Mädchen ein leichtes und ungezwungenes Ansehen. Indessen ungeachtet der einnehmenden Physiognomie der Fräulein Auguste (man hat ohne Zweifel schon errathen, daß sie es war), hatte sie durchaus nichts mit der Person der einfachen Grisette der Provinz gemein; ihre Züge, obgleich heiter, waren darum nicht minder edel, und ihr Blick, obgleich schalkhaft, nicht minder Ehrfurcht einflößend. In dem Augenblicke, wo sie sich auf der Terrasse zeigte, hatte sie eine strenge und unzufriedene Miene, obgleich ihre beiden Hände noch mit Hagebuttenbeeren angefüllt waren, die den angehenden Offizier eine Minute vorher so sehr beleidigt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Besteigung der Reinglätscher und des Vogelbergs im Jahr 1839.

(Fragment von Fried. Xylenbach, stud. jur.)

(Fortsetzung.)

Unauslöschlich und ewig wird dieses große Schauspiel dem Auge meines Geistes vorschweben. Und jetzt, da ich dieses niederschreibe, bedünkt es mich, als stände ich wieder auf jenen Höhen, in's Anschau'n des Unermeßlichen versunken, auf Augenblicke des Kerkers, der mich einschließt, des Gewichtes von Staub vergessend, der den Sohlen mir anklebt. Ich liege, in Anbetung und Dankergießung aufgelöst, im erhabensten Tempel der Schöpfung am umdonnernden Hochaltare hingesunken; ich athme beseligt und erquickt die reine, elastische Luft der Freiheit und höre das Lawinengetös zu meinen Füßen rollen, jenes unwillige Schnaufen des Glätschergebieters, der die Säle und Grotten seines Palastes und seiner Schneegärten besucht und da Spuren von Menschen findet, die er haßt und begräbt. Hier oben in den wilden Schrecknissen einer großartigen Natur, wo, so zu sagen, alles Concrete, Gestaltete aufhört, wo die Einbildungskraft keine Schranke, der Begriff keine Grenze mehr findet, wie schweigt da alles irdische Reiben und Treiben! Leidenschaften erstarren, sie können nicht hinauf in diese reine Atmosphäre. Aller Haß schweigt und alles Ueble, was der Mensch unten in der niedern Sphäre erlitten, ist vergraben und vergessen. Das Herz, vom Geklimper und Geflitter dieses Lebens so oft angezogen, getäuscht und zerstreut, scheint hier, dem Himmel näher, den Tumult und die Eitelkeit aller irdischen Dinge zu vergessen, jene hochbestallten, weihrauchduftenden Götzen der Welt: Purpur und Gold und den die Menge und Thorheit blendenden Ruhm zu verachten, indeß die Seele, von der drückenden Fessel der Materie befreit, ihren Flug zu den Hügeln der Ewigkeit nimmt, um sich zu ergießen über dem unermessenen Luftraum, um auszuruhen und freier zu athmen im Schooße des Allvaters, des großen Bildners dieses erhabenen, den Menschengeist niederdrükkenden Schauspiels. —

Unterdessen war es Abend geworden. Ein regnendes Gewölk zog flüchtig über uns hinweg. Nur wenige Minuten

dauerte der Sprühregen. Die Führer schlugen am Fuße einer schroff aufsteigenden Eiswand ein Gezelt zum Nachtlager auf. Wir schichteten uns neben und auf einander um's Feuer. Dasselbe wollte nicht recht brennen. Sein und des Schneees Glanz erleuchtete unser frugales Abendessen, während der bald ferne, bald nahe in unsichern Zwischenpausen hallende Donner ungesehener Lawinen die Tafelmusik abgab. Weit umher lagerte sich nun die Nacht, wie am Throne der Verwesung. Aus den tiefen, südlichen Thälern herauf blinkte zuweilen zitternd durch die schwarzgrauen Nebelfalten von irgend einem Fenster ein einsames Licht, wie ein Sternlein, herauf. Der Himmel hing voller Sterne. Sie funkelten jedoch nicht, sondern zogen stillschweigend ihre Bahn. Nur der Arctur schimmerte blaßgrün. Nach genossenem Mahle überdachten wir die Gefahren, die wir bereits erduldet und unserer noch harrten. Wir alle sammt und sonders waren zerquetscht. Frost und Beschwerden hatten so ziemlich unsere Kräfte gelähmt. Wenige Stunden Schlafs würden zu ihrer Herstellung hingereicht haben; aber wo war da der Kälte wegen, die durch die dichtesten Wollen und Pelze drang, an einen Schlaf zu denken! In Ermangelung desselben suchten wir daher die Nacht, die ohnehin auf diesen Höhen, wo die Dämmerung des Abends beinahe wieder an die Morgendämmerung sich anschließt, mit erzählenden Gesprächen von bald heiterm, bald ernsterm Inhalte noch mehr zu verkürzen. Eine Begebenheit jedoch, die unter andern ein Alterser der Gesellschaft zum Besten gab, ist zu merkwürdig und tragisch, als daß ich sie stillschweigend übergehen sollte. Sie könnte Stoff zu einer herrlichen Ballade geben. Von der Aechtheit der Episode, welche ich nun erzählen werde, überzeugte ich mich späterhin bei meiner Rückkehr über den Gotthard an Ort und Stelle selbst.

„Etwa zehn Stunden von unserm Standpunkte, tief in den von der wilden Reuß zerrissenen Schluchten des Kantons Uri, liegt an der herrlichen Landstraße, die von Amstäg auf zum großen Gotthard führt, unterhalb des grausenhaften Schöllenenschlundes, äußerst pittoresk das Dörfchen Wasen. Hier herrschte vor einem Jahre — es war am vierten Mai — ein fröhliches Leben und Treiben. Alles schien an diesem Tage die Arbeit ruhen zu lassen und nur den Freuden und dem Frohsinne sich hinzugeben. Niemand aber fühlte sich glücklicher als Maria, die schöne Tochter des reichen, angesehenen Sennherrn Werner, und Arnold, der tüchtigste Schütze weit und breit. Es nahte ja beiden die Stunde der Verlobung.

Während dieser Zeit saß die schöne Maria im Kreis ihrer Gespielinnen, den Brautputz ordnend — unter Scherzen und Lachen, Necken und Singen flog den Mädchen die Zeit dahin. Sie alle wären freilich lieber an Mariens Stelle gewesen, doch gönnten sie ihr den stattlichen Bräutigam von Herzen, denn Maria war gut und hatte sie die Vorzüge, welche sie vor ihnen besaß, niemals empfinden lassen. Im tiefsten Gespräche über die frohen Tage, welche der schönen Braut an der Seite des kräftigen Gatten harrten, blickten die jungen Mädchen überrascht von ihrer Arbeit auf, als Arnold, völlig zur Jagd gerüstet, den Stutzer*) in der Hand, vor ihnen stand, um, wie er sagte, für wenig Stunden von Marien Abschied zu nehmen. Anfänglich hielten sie seine Worte für Scherz, als er nun aber alles Ernstes erklärte, er müsse auf die Alp, um einen Gemsbraten für die Hochzeit zu holen, da fühlte sich Maria von einer unerklärbaren Angst ergriffen, sie beschwor den Geliebten, sie nicht zu verlassen, stellte ihm ihre Unruhe, ihre bangen Sorgen mit den lebhaftesten Farben vor und flehte ihn an, sein Vorhaben nur diesmal aufzugeben.

Arnold versuchte alles Mögliche, Maria zu trösten. Er bewies ihr, daß es ihm, der sich den Ruhm des besten Schützen im ganzen Kanton erworben habe, zur ewigen Schande gereichen würde, wenn bei seinem Hochzeitschmause der selbst geschossene Gemsenbraten fehlte; doch bat sie, zu bedenken, daß sein Beruf ihn wohl noch oft von ihr entfernen werde; er scherzte über ihre ungegründete Furcht ob Nachte ihrer Aengstlichkeit und bestand so fest auf seinem Entschluß, daß die arme Maria ihn endlich, wiewohl mit schwerem Herzen, ziehen lassen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist dies eine Art Büchse, welche die Gemsjäger zum Erlegen brauchen. Sie sind von auffallender Schwere und haben zwar nur einen Lauf, aber zwei Schlösser, eines hinter dem andern: es werden zwei Schüsse hineingeladen und mit dem vordern Schloß der erste Schuß abgeschossen, ohne daß dadurch der zweite entzündet wird; so gut muß die gepflasterte Kugel schließen. Versagt das erste Schloß, so schießt man auch wohl beide Kugeln zugleich durch das hintere Schloß ab. Diese Gewehre liefern alle Vortheile unserer Doppelbüchsen und der aus ihnen geleitete Schuß trifft sicherer. Am Kolben befindet sich außerdem ein eiserner Stachel, der dem Schützen zum Anstemmen an steilen Klippen und Eisplatten dient.

Louis Drucker.

Zu den Berliner Notabilitäten gehört ein Weinhändler, noch dazu ein Händler mit recht schlechtem Weine, ein Rechtschlechter-Wein-Händler. Fragen Sie, geehrte Leser, nach dem Geheimrathe X., dem Ober-Direktor Z., dem General G., und der Berliner verweist Sie nach dem Adreßkomptoir; aber fragen Sie nach Louis Drucker, „dem lustigen Weinhändler" und Jedermann wird sich beeilen, Ihnen „Poststraße Nro. 5" zu antworten. — Wer sich dort durch eine Wendeltreppe nach der Bel-Etage hinaufgewunden, wird durch die rauschende Musik von Messing-Instrumenten empfangen, welche die drei Zimmer erfüllt, in deren mittelstem und größtem sich eine zahlreiche Gesellschaft befindet. An dem Ende der Tafel steht unser Held, freundlich jeden Hereintretenden begrüßend, ein Stöckchen in seiner Rechten, eine Tabaksdose in der Linken, Flasche und Glas vor sich. Auf ihn heften sich die gespannten Blicke der Anwesenden. — Louis Drucker hebt seinen Zauberstab, die Musik schweigt. „Wenn eine deutsche Jungfrau an einem gefrorenen Bache steht", so beginnt der Wirth, „was ist sie dann? — Eine Am-Eise!" — Das Lachen der Anwesenden wird sofort von den Tönen eines Marsches übertäubt. Nach fünf Minuten winkt er wieder. — „Seit der Sclavenemanzipation in den englischen Kolonien," fängt Drucker an zu erzählen, „finden sich mehrfach Mohren an der Spitze bedeutender Handlungshäuser. Die jüngste Leipziger Ostermesse war von einem solchen besucht. Der dunkle Neger, in seinem orientalischen Kostüm, beschäftigte vorzugsweise das Leipziger Publikum, bisher nur gewohnt, von fernher die Bewohner des Sultanischen oder Moscowitischen Reichs zu erblikken. Unser Mohr sprach Deutsch. Ein Jeder wollte mit ihm

gesprochen haben. Welch' freudige Ueberraschung daher für einen Ladenhüter, als sich im Küchengarten der Mohr an derselben Tafel niederließ, dessen eines Ende jener bereits okkupirt hatte. Je größer aber die Gleichgültigkeit, je deutlicher der Ausdruck des dolce far niente war, mit welcher der Mohr seine Cigarre rauchte, desto mehr fühlte der Commis sich angetrieben, dem Mohr näher zu rücken, bis er so weit war, daß nur zwischen einer Anrede oder einer Beschämung die Wahl blieb. Vergebens zogen die Finger an dem zierlichen Halskragen, die passende Anrede wollte nicht kommen, bis die Angst seine Zunge beflügelte, und er sich zu dem Mohren mit der Frage wendete: „Um Vergebung, Sie sind wohl nicht aus hiesiger Gegend?"

Die Vorträge des Hrn. Drucker haben fünf Abtheilungen. Wir haben Proben der ersten, der allgemeinen, gegeben. Von ihr geht der Improvisator zu der zweiten Abtheilung, zu der der Lokalwitze über. In Berlin unter den Linden gibt es eine Restauration, deren Nachbarn die Handlung eines gewissen Fiedler und der Laden eines Hrn. Biersreund sind. Mit Bezug hierauf rühmt Louis Drucker das Lokal jener Restauration zu einer Bierwirthschaft mit Konzertmusik, weil der Musiker (der Fiedler) so nahe wohne, wie der Abnehmer und Kunde (der Biersreund). — Aber unser Spaßmacher fragt: „Wie macht es die Sängerin Grünbaum, um ihre verlorene Stimme wieder zu ersetzen? — Sie wird sich bei der Berlin-Frankfurter Eisenbahn mit tausend Thalern betheiligen, dann hat sie eine Stimme." — Mit wichtiger Stimme tritt er ferner aus seiner nachdenklichen Stellung. „Warum, meine Herren," beginnt der Wirth, „warum werden unter den Linden die Zettel so hoch an die Bäume geklebt? — Damit die Papiere steigen und auf einen grünen Zweig kommen." —

Die dritte Abtheilung der Drucker'schen Akademie ist die politische. Wer nicht erfahren hat, was Alles in Berlin zu sagen erlaubt ist, der müßte über die Kühnheit — wenn wir nicht Frechheit sagen sollen — staunen, mit welcher der Improvisator der Polisstraße die Redefreiheit erschöpft. Die schnell durch Deutschland verbreiteten Calembourgs über das spaßhafteste Volk, welches den Ernst nicht leiden kann, über die dunkelste Regierung u. a. m. sind von Louis Drucker erfunden, aus seinem Hörsaale hervorgegangen. Ohne alles Bedenken erzählt er mit Namen der Orte und Personen, wie ein Berliner im Theater zu N. den Fürsten gesehen, die Hand an die hohe Stirn legend und mit den Fingern darauf spielend und hämmernd. Ist das schon längst die Gewohnheit des Fürsten? habe der Berliner gefragt. O nein, sey ihm von einem Einheimischen erwiedert worden, das thut der Fürst nur, seitdem Gusikow bei uns war. Seitdem übt auch er sich auf der Stroh- und Holz-Harmonika. — Eben so wenig, wie die Personen, ist dem Spaßmacher irgend ein Institut heilig. Er tastet an Alles mit seinem dreisten Munde, stolz darauf, im Besitze der vollständigsten Redefreiheit zu seyn, wohlwissend, wie das heimathliche Gouvernement viel zu erhaben denke, um von seinem Treiben Notiz zu nehmen.

Nach den politischen Anekdoten kommen die equivoken, von denen er zu den gemeinen übergeht. Leider sind die letztern von so excessiver Kräftigkeit, daß sie nicht allein auf den Sprecher, sondern auch auf den Zuhörer einen üblen Schluß zurücklassen, und das Publikum zu Leipzig, dem Louis Drucker vergebens diese letztere Klasse seiner Witze zu obtrudiren versuchte, dürfte dadurch ein Recht erworben haben, sich eine Stufe über das Berliner zu stellen, wenigstens über den Theil des letztern, welcher wiederholt das Ende einer Drucker'schen Vorlesung anzuhören im Stande ist.

Und so ist es denn auch nur das Gefühl des Mitleids, mit welchem wir die Celebrität des „lustigen Weinhändlers" betrachten. Um den Preis der Herabwürdigung des großen Talentes zum Erfinden, zum Witze und zum Erzählen, um den Preis einer durch tägliche Anstrengung, wohl auch innere Zerwürfniß, zerrütteten Gesundheit, um den Preis von Weinen, welche nur zu merklich nach langem Kredit schmecken, mag wohl Niemand den Vorzug erkaufen, ephemer seinen Namen zugleich am Rheine und am Belte genannt zu wissen. — Der Erwähnung seiner Vorlesungen folgt immer der Zusatz: an einem Male hatten wir genug; indessen — ein Mal kann Louis Drucker auch in unserm Feuilleton erwähnt und besprochen werden.

(Aachener Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Der in Rom lebende sächsische Bildhauer, Baron v. Hoyer, hat zwei Marmorstatuen vollendet, ein betendes Mädchen und eine Psyche, die den schlafenden Geliebten weckt; beide Bilder sollen die reichen Kunstschätze des Königs von Sachsen vermehren.

(Paris.) Da der Versuch, »Jocondee wieder auf's Theater zu bringen, so glänzend gelungen ist, will es jetzt die Opera comique mit mehreren Compositionen versuchen, die zu ihrer Zeit sehr beliebt waren. »Richard Löwenherz«, eine Oper, die so reich an schönen Melodien ist, und die »Räuberhöhle« sollen zunächst an die Reihe kommen. Möge Meister Grettry den Geschmack reinigen! Sollte das Beispiel, das die französische Direction hier gibt, nicht auch bei deutschen Theatern Anklang finden? — In demselben Theater hätte ein artiges Stück gefallen, wenn die Musik besser gewesen wäre. So meldet man aus Paris, und das ist gewiß arg genug, da man dort zu dieser Frist es mit der Musik komischer Opern wahrlich nicht genau nimmt. Dies Werk heißt: l'Automate de Vaucanson, hat den Flötenbläser des berühmten Mechanikers zum Gegenstande, und den geschickten Leuven zum Verfasser. Der Componist ist ein Neuling und heißt Bordese.

Donizetti ist aus seinem Vaterlande zurückgekehrt; er will sich jetzt auf's Ernsteste mit seiner neuen Oper beschäftigen, deren Aufführung noch im Laufe des Herbstes stattfinden soll.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 22. Sept. Die Räuber, Schauspiel in 5 Aufzügen, von Schiller. (Gastrolle) Franz Moor: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler.

Mittwoch, 23. Sept. (Zum Erstenmale): Camoens, dramatisches Gedicht in 1 Aufzug von Friedrich Halm. (Gastrolle) Camoens: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf folgt: der 2te Akt der Oper »die Puritaner«, von Bellini. (Gastrolle) Elvira: Dem. Fürth. Zum Beschluß: Der Verschwiegene wider Willen, oder: die Fahrt von Berlin nach Potsdam, Lustspiel in 1 Aufzug, von Kotzebue. (Gastrolle) Commissionsrath Frosch: Hr. Döring. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Haym.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 267. Mittwoch, den 23. September 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

Bei dem Anblicke des jungen Mädchens nahm Ferdinand seine Soldatenmütze ab, und blieb, ganz außer Fassung, stehen, ohne es zu wagen, auch nur ein Wort zu seiner Rechtfertigung hervorzubringen. Auguste betrachtete ihn anfangs schweigend, allein sie konnte nicht lange die Ernsthafte spielen, als sie die Bestürzung des armen Jungen bemerkt hatte, der auf frischer That des Spionirens ertappt worden war, und die Augen nicht aufzuschlagen wagte. Sie brach in ein neues Lachen aus, noch freier, als das erstemal. Dieser Anflug von Heiterkeit gab Ferdinand den Muth wieder, und indem er endlich Auguste mit einer dreisten Miene ansah, antwortete er, sich allmählig aufmunternd:

„Verzeihen Sie mir, Fräulein Auguste, Sie wissen wohl, daß, wenn ich mich in dem Wirthshause darstelle, ich Sie niemals sehen kann? Claudius Mignet hindert mich, bis zu Ihnen und Ihrer Mutter zu gelangen, und ich bin genöthigt, ganze Stunden in Gesellschaft einiger verwünschten Trunkenbolde zuzubringen, um Sie nur eine Sekunde an dem andern Ende des Gartens sehen zu können! Heute indessen hatte ich, wie Sie wohl wissen, das größte Interesse, Sie zu sehen und zu sprechen . . . — Ich wollte, fuhr er leiser redend fort, aus Ihrem Munde die Antwort auf den Brief empfangen, den ich Ihnen diesen Morgen geschrieben, denn von diesem Briefe hängt das Glück meines Lebens ab . . .“

Das junge Mädchen neigte sich geheimnißvoll über die Brustlehne des Geländers. „Hören Sie, Herr Ferdinand,“ antwortete sie, „Sie sind auch gar zu eilig! Ein solcher Brief verdient wohl Ueberlegung, und überdies ist meine Mutter heute so unruhig und so eingenommen, daß ich ihr ihn noch nicht zeigen konnte! . . .“

„Wie? Sie wollen meinen Brief Ihrer Mutter zeigen?“ fragte der junge Mensch, ein wenig bestürzt.

Auguste machte eine Gebärde wie eine beleidigte Königin. „Wie, mein Herr, dachten Sie etwa, ich beabsichtige, indem ich einen Brief von Ihnen annehme, ihn für mich allein zu bewahren? Wenn Sie das geglaubt haben, als Sie mir ihn gaben — — ich will durchaus keine Täuschung — — diesen Brief, ich kann Ihnen denselben noch zurückgeben; hier ist er . . . ich werde Sie in meinem Leben nicht wieder sehen!“

So redend, hatte Auguste ein ganz zusammengeknittertes Papier aus ihrer Tasche gezogen, und hielt es in ihrer Hand, bereit, es zu den Füßen des jungen Mannes fallen zu lassen, wenn er das geringste Zeichen der Zustimmung gegeben hätte. Allein Ferdinand hielt sie mit einer Bewegung voll Wärme und Freimüthigkeit zurück.

„Nein, nein, Fräulein!“ rief er aus, „diesen Brief, behalten Sie ihn; zeigen Sie ihn Ihrer Frau Mutter, weil Sie es wünschen. Die Gefühle, die ich für Sie empfinde, sind zu aufrichtig und zu tief, meine Absichten sind zu redlich, als daß ich erschrecken sollte, sie Ihrer vortrefflichen Mutter unter die Augen zu legen. Indessen, Auguste, fuhr er, sich nähernd, fort, vor allen Dingen erlauben Sie mir die Frage, ob der so wahre und so reine Ausdruck meiner Liebe jemals mit einer zärtlichen Erwiederung vergolten werden wird? . . .“

„Sie sind sehr neugierig, Herr Offizier,“ erwiederte Auguste lächelnd und zugleich erröthend, „es wird immer noch Zeit seyn, uns damit zu beschäftigen; . . . denn glauben Sie mir, Sie werden bei Ihren Planen auf größere Hindernisse stoßen, als Sie es sich vielleicht gedacht haben.“

„Welche Hindernisse,“ versetzte ungestüm der junge Brausekopf, „welche Hindernisse würde ich nicht über den Haufen werfen, um das Glück zu erlangen, Ihr Gemahl zu seyn!“

„Erstlich, mein Herr, hängen Sie von Ihrem Vater ab, dem reichsten Gutsbesitzer der Gegend, dem gegenwärtigen Eigenthümer des Schlosses von Saint-Maurice, welches sich einige Meilen von hier erhebt, und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ihr Vater, obgleich er weiter nichts, als ein ehemaliger Notär ist, für den stolzesten und eigennützigsten Mann der ganzen Umgegend gilt . . . Er hat ohne Zweifel schon Absichten mit Ihnen, und er wird nie seine Einwilligung geben, daß Sie die Adoptivtochter eines armen Gastwirths heirathen . . .“

„Nun wohlan“, erwiederte Ferdinand mit Energie, „ich werde dem Willen meines Vaters widerstehen. Ich bin auch Mann, und . . .“

„Gerade das werde ich nicht zugeben, Herr Michelin. Außerdem werden wir auch vielleicht auf meiner Seite Hindernisse finden, auf die wir nicht zählten . . . . O! Sie wissen nicht, wie ich von Geheimnissen umringt bin! Meine Mutter betet mich an, dieser gute Claudius Mignet würde sich in's Feuer stürzen, um die geringste meiner Launen zu befriedigen, und

doch sehe ich unaufhörlich um mich her Dinge, über die ich keinen Aufschluß erhalten kann; so ist heute wieder meine arme Mutter in einer heftigen Gemüthsbewegung, deren Ursache ich nicht begreifen kann. Manchmal umarmt sie mich, schluchzt, ist in Verzweiflung; dann ist sie wieder wahnsinnig vor Freude, und sagt mir, daß die schlimmen Tage für uns aufhören, und daß ich bald reich, glücklich und geehrt seyn werde. Aber wenn ich sie um Erklärung aller dieser Räthsel frage, so beobachtet sie plötzlich ein Schweigen und antwortet mir, sie wolle mir nicht eine Hoffnung geben, die noch vereitelt werden könnte. Glauben Sie mir, daß sie schon seit diesem Morgen an der Landstraße sitzt, um von weitem Claudius kommen zu sehen, der nach Clermont gegangen ist, um für uns Papiere von der höchsten Wichtigkeit zu holen — ich glaube, einen Brief vom Minister."

„Claudius Mignet ist nach Clermont," unterbrach sie Ferdinand; „darum also habe ich einen Augenblick mit Ihnen sprechen können, denn Sie wissen, daß es mir gewöhnlich unmöglich ist, ein Wort an Sie zu richten, ohne daß dieser gute Claudius, wie Sie ihn nennen, sich sogleich zwischen uns stelle."

„Gerade diese Art Abneigung, die er gegen Sie hat, ist es, die mir Besorgnisse für das Gelingen unserer — ich wollte sagen Ihrer Plane einflößt! Claudius Mignet, müssen Sie wissen, ist ein durchdringender Mann, der vor Ihnen, und vielleicht vor mir schon die Zuneigung entdeckt hat, welche, wie Sie sagen, Sie für mich hegen; und seit dem Augenblicke, wo er sich widersetzt, daß wir uns zuweilen sehen . . ."

„Aber dieser Mann, mein Fräulein, ist nicht Ihr Vater; er hat kein Recht auf Sie!"

„Er hat auf mich so viel Rechte, wie ein Vater," versetzte das junge Mädchen mit einem melancholischen Tone, „wie mein wirklicher Vater, den ich nie gekannt habe . . . ."

„Sie haben niemals Ihren Vater gekannt?" unterbrach sie Michelin unwillkürlich.

„Niemals; ich weiß weder, welcher sein Rang, noch selbst welcher sein wahrer Name war. Der Name „Manard", den ich in der Pension geführt habe, und den ich heute noch führe, war von einem andern begleitet, den man niemals in meiner Gegenwart ausgesprochen hat; meine Mutter sagte mir, daß er weder zu meiner Lage, noch zu meinem Vermögen mehr passe. . . . . Aber brechen wir davon ab, Herr Ferdinand, und kommen wir auf Ihren eigenen Vater zurück, von dem wir vorher sprachen. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß nach den wenigen Worten, die Claudius entschlüpften, wenn er Sie um das Wirthshaus herumstreichen sah, er nicht die beste Meinung von ihm hat . . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Besteigung der Reinglätscher und des Vogelbergs im Jahr 1839.

(Fragment von Frieb. Rutenbach, stud. jur.)

(Fortsetzung.)

Nach Arnolds Entfernung versuchten es die Mädchen vergebens, Maria zu zerstreuen; kein Scherzwort half, keine Neckerei wurde erwiedert, kein fröhliches Gespräch fand Eingang in ihre Seele. Die Nacht war indessen angebrochen; ungeheure Wolkenmassen bedeckten den Himmel, Blitz auf Blitz durchzuckten die Luft, furchtbare Donnerschläge hallten von den Felsen wieder, der Regen stürzte in Strömen herab, überschwemmte binnen wenigen Minuten die Straße des Dorfes und machte es den Bewohnern unmöglich, ihre Häuser zu verlassen. Mariens Angst um Arnold stieg unter diesen Umständen natürlicherweise immer höher, selbst ihr Vater, der sich eines ähnlichen Wetters kaum zu erinnern wußte, war nicht im Stande, sie zu trösten. Das Wetter dauerte die ganze Nacht hindurch in gleicher Heftigkeit so fort. Am folgenden Tage zeigten sich die Verwüstungen, welche das Wetter angerichtet hatte, erst recht deutlich; noch stürzte das Wasser in Strömen von den Bergen herab, die Wege waren zerrissen und gänzlich überschwemmt; es war unmöglich, die Berge zu ersteigen, unmöglich, auch nur den kleinsten Versuch dazu zu wagen, so gerne die unglückliche Maria dem Kühnen ihr ganzes Vermögen dafür gegeben haben würde. In trostlosem Jammer, die Hände ringend, irrte sie in dem festlich geschmückten Hause umher, das ihr nun wie ein bitterer Hohn ihres Schmerzes erschien. Vergebens bot ihr Vater alles auf, sie zu beruhigen, umsonst verwies er sie auf Arnolds Muth, auf seine Geschicklichkeit im Erklettern der höchsten Felshörner, auf die Wahrscheinlichkeit, daß er noch vor dem Ausbruche des Unwetters einen sichern Zufluchtsort gefunden — alle diese Vorstellungen vermochten ihre Qual nicht zu lindern. Sie gedachte ihrer unheilverkündenden Ahnung bei seinem Scheiden, war überzeugt, daß er in dieser Nacht den Tod gefunden habe und überließ sich, ohne auf ein Wort des Trostes zu hören, dem tiefsten, namenlosesten Schmerz.

Vierzehn schreckliche, ewig lange Tage schwanden dahin, bevor es den Bewohnern des Ortes möglich ward, die Felsen zu ersteigen. Mariens lauter Jammer war indessen in stille, hinbrütende Verzweiflung übergegangen. Auch in Werners Brust war längst alle Hoffnung erloschen, den Verlornen lebendig wieder zu finden — da, am Morgen, wagten es endlich mehrere junge Landleute, denen Mariens Unglück zu Herzen ging, die Felsen zu ersteigen und Arnold aufzusuchen. Schon waren sie bis zu einer beträchtlichen Höhe angelangt, ohne die geringste Spur eines menschlichen Wesens entdeckt zu haben, schon hatten sie ihr Daseyn durch Rufen und Schießen kund gegeben — als sie plötzlich eine ziemlich tiefe, geräumige Höhle gewahr wurden, in welcher sie bei näherer Untersuchung das Fell einer Gemse, mehrere abgenagte Knochen des Thiers, eine zerrissene Bandschleife und ein kleines Taschenmesser fanden. Mit freudiger Ueberraschung betrachteten die Suchenden diese Gegenstände, welche ihnen die Anwesenheit eines Menschen verriethen, der die Höhle vielleicht erst vor kurzem verließ. Sie beschlossen daher, den Anwesenden hier zu erwarten und die Signale ihrer Gegenwart zu wiederholen, allein mehrere Stunden verstrichen, ohne daß ihre Hoffnung in Erfüllung gehen, ohne daß der Ersehnte sich zeigen wollte.

Der Mittag nahte heran. Die jungen Leute, des langen vergeblichen Wartens überdrüssig, entschlossen sich, ihre Nachforschungen weiter fortzusetzen. Sie verließen die Höhle und waren schon eine bedeutende Strecke über sie hinausgestiegen, als sie auf einer hervorragenden Felsenplatte, die das Wasser noch vor kurzem völlig unzugänglich gemacht haben mußte, eine menschliche Gestalt gewahr wurden, welche in sitzender Stellung, allein, wie es schien, ganz unbeweglich daselbst verweilte. Nicht ohne die größte Mühe gelang es den rüstigen Jünglingen, die Fel-

senplatte endlich zu erreichen. Aber ach! welch' ein trauriger Lohn harrte ihrer Anstrengung. Zwar hatten sie sich nicht getäuscht, zwar fanden sie allerdings einen menschlichen Körper, in dem sie den Bräutigam der unglücklichen Maria erkannten, allein der Körper war entseelt — er starrte sie mit gebrochenen Augen an und die entstellten Züge des bleichen Angesichtes verriethen nur allzudeutlich den schrecklichen Todeskampf, den der Unselige hier, von jeder menschlichen Hülfe so fern, erlitten haben mußte. Seine treue Büchse lag neben ihm auf dem Boden, der Hut war zusammengedrückt, die Kleidung zerrissen und hie und da mit Blutspuren bezeichnet. Jetzt wurde einer der Anwesenden die Jagdtasche des Todten gewahr, man öffnete sie und fand außer ihrem gewöhnlichen Inhalte die kleine blecherne Flasche, welche sein Getränk enthielt und worauf er mit seinem Taschenmesser folgende Worte eingegraben hatte: „Lebe wohl, Maria, theure, heißgeliebte Braut! gedenke mein! Auch die letzte Hoffnung, mein Leben zu retten, ist verschwunden; — diese Felsenplatte, die ich nicht mehr verlassen kann, wird mein Grab. — Horch, wie die stürzenden Bergwasser rauschen! sie singen mein Sterbelied. Maria, theure unglückliche Braut, lebe wohl! Die Kraft verläßt mich — mein Tod ist schrecklich — Gott." — — Hier mußte dem Bejammernswürdigen die schwache Hand den Dienst versagt haben, denn dieser Name war sein letztes Wort.

(Schluß folgt.)

Mehemed Ali.

Die Allg. Ztg. enthält eine Charakteristik des Mehemed Ali, welcher wir Folgendes entnehmen:

Dieser Mann, den unsere kleine Zeit einen großen Mann nennt, ist wenigstens einer der glücklichsten Abenteurer und Empörer, die je gelebt haben. Er hat das Reich der Cabale, der Meuterei, des Verraths und des Mordes zerstört, er hat die Mameluken geschlachtet, damit sie ihm die Krone nicht streitig machten, er hat die Obergewalt eines hinfälligen Herrschers abgeschüttelt, und eine große Flotte, eine disciplinirte Armee geschaffen, beide gewiß siegreich, so lange sie keine andern Feinde vor sich haben, als ungeordnete Horden. Allein er hat sich den Fluch seines unglücklichen Volks aufgeladen, denn das Bedürfniß zu leben geht allem andern vor, und dazu hat er ihm die Möglichkeit geraubt. Man schätzte im Alterthum die Bevölkerung Aegyptens auf sieben Millionen, zur Zeit der Invasion unter Bonaparte auf fünf, als Mehemed Ali die Mameluken vertilgte, auf drei, und jetzt ist sie auf zwei, ja manche behaupten, auf anderthalb herabgesunken. Dieß ist die einfachste Antwort auf die prahlerischen Lobsprüche einer entsetzlichen Verwaltung, die kein Eigenthum anerkennt, und den Menschen bloß als Zweck zur Gelderwerbung behandelt. Was nützt dem armen Volke von Aegypten der chimärische Ruhm seines Fürsten, was seine Befreiung von türkischer Souveränetät, was diese kolossale Flotte, die kostspielige Verwaltung, die geldverschlingenden europäischen Projecteschmiede, Schmarotzer und Panegyristen, die das Geld nach Hause tragen und sich über Mehemeds Leichtgläubigkeit lustig machen? Und darf man diesem Volke verargen, wenn es das Tyrannenjoch nur mit verhaltenem Ingrimm trägt, und seinen Urheber haßt? Und gehaßt ist Mehemed Ali, das fühlt er wohl, und daher sein Schreckensregiment, dem freilich nur ein solches seit Jahrtausenden an das Joch gewöhntes Volk folgen kann. Was finden wir bis jetzt in der Regierung Mehemed Ali's, das nur eine Spur von Recht und Menschlichkeit gegen seine Unterthanen verriethe? Persönliche Eitelkeit und Befriedigung maßlosen Ehrgeizes sind der Hebel seines Wirkens, und während in seinen Augen das Land nichts ist, als ein willkürlich auszupressendes Besitzthum, betrachtet er seine Völker als Herden, die er nach Gefallen scheeren und schlachten kann. Sagt er nicht selbst bei jeder Gelegenheit, daß diese elenden Fellahs noch nicht reif sind für einen bessern Zustand, und daß man sie nur durch Schrecken in Ordnung halten kann? Was aber hat er endlich gethan, um auch nur für die fernste Zukunft einen bessern Zustand zu gründen, einem bessern moralischen Verhältniß die Grundlage vorzubereiten? Was er that, that er nur für sich, ohne zu berechnen, daß sein Monopolsystem Handel und Verkehr, so wie die Wohlfahrt des ganzen Landes zerstören mußte. Er hat eine ungeheure Flotte gebaut, ohne den Handel im Lande zu fördern. Sein Abgabensystem hat die reichen Karawanenzüge seinem Territorium entfremdet, und seine Fabriken finden keinen Absatz als den erzwungenen bei seinen Unterthanen. Die vielen wieder verfallenden Fabrikgebäude zeigen, wie unnütz ihre Anlage war, und der wirklich unverantwortliche Leichtsinn, mit dem man den Projekten einiger unerfahrnen Ingenieure folgte, um an der Spitze des Nildelta's Eindämmungen des Stromes zu machen, sind das wahre Bild der Verblendung und der Verschwendung Mehemed Ali's, wie sie zugleich den Maßstab bilden zur Beurtheilung seiner Rathgeber, die dem eitlen Greise in jedem Steine, den sie aufbauen, eine Stufe zur Unsterblichkeit zeigen. Alle diese Werke zerfallen nun wieder, und die Millionen Quadern, welche seit Jahren für die Nilsperrung mit unermeßlichen Kosten zusammengetragen wurden, bringt man jetzt mit demselben Aufwand in andere Gegenden, um eben so unnütze Werke zu beginnen. Die schönsten Schiffe der Flotte können nicht in See gehen, weil sie von unten verfaulen. Es ist ein Unglück, daß sich an die Ferse hochstrebender Geister heftet, daß die Ungeduld sie übereilt, und sie die Ausführung der Werke nicht erwarten können, welche ihnen der Wahn vorspiegelt. Mehemed ist ohne alles höhere Wissen, und seine Räthe größtentheils ohne alle wissenschaftliche Ausbildung. Seine Energie und sein Starrsinn dulden keine Hindernisse, und daher die Beharrlichkeit, mit der man ihn falsche Bahnen verfolgen sieht, um noch lebend in die erträumte Ruhmeshalle einzuziehen, die ihm die Geschichte sehr streitig machen dürfte. Hätte Mehemed Ali es über sich vermocht, sich mit dem Besitze Aegyptens zu begnügen, so könnte er noch bei seinen Lebzeiten eines der glücklichsten Länder auf Erden schaffen, während Syrien und das mühsam bezähmte, in der neuesten Zeit wieder aufgegebene Arabien niemals einen ruhigen Besitz weder für ihn, noch für seine Nachkommen versprechen. Er wird noch schlimme Erfahrungen machen, wenn er fortfährt, Syrien mit gleicher Erpressung zu behandeln wie Aegypten, wo er alles Eigenthumsrecht zerstörte, und das Land daran gewöhnen will, die Erzeugnisse seines Fleißes und seines Bodens als Tribut den Herrscher zu Füßen zu legen. Die armen Araber sind für den Augenblick froh, wenn sie nur das nackte Leben davon tragen, und was man noch an größerem Besitzthum und Anpflanzungen findet, gehört sicher einzelnen Türken oder Europäern. Durch die übermäßige Vergrößerung

des Heeres werden fast alle jungen Leute dem Feldbau entzogen, und während Knaben von zwölf und dreizehn Jahren die Waffen tragen, folgen Greise, Blinde, Einäugige und Weiber dem Pfluge. Die nothwendige Folge dieser Entvölkerung ist der Verfall des Ackerbaues, und an den Ufern des Rosettearms, wie im reichen Delta und in ganz Oberägypten, liegen die herrlichsten Landstrecken unbebaut.

Frankfurter Theater.

Theodor Döring's Gastspiel.

(Schluß.)

Faust, von Göthe. Hr. Döring, Mephistopheles, als Gast. — Ueber diese Tragödie ist zur Genüge geschrieben worden. Die frommen Leute haben sich auch darum bekümmert, ob das Stück eine Theodicee sey, ob Faust werde gerettet werden. Allerdings hat Göthe, der seitdem älter geworden, im zweiten Theile diesen Wunsch erfüllt: Der Chor der Engel entführt Faustens Unsterbliches.

Wir begnügen uns damit, zu wiederholen, daß das Höchste und Tiefste, das Lieblichste und Rührendste, was eine Menschenbrust bewegt, in Faust niedergelegt ist, durchdrungen von der heiligsten Dichtung. Auch über Mephistopheles ist viel hin- und hergeschrieben worden. Seydelmann gibt ihn breit in der ganzen materiellen Grundlage des Teufels, selbst den Gestank des Bösen deutet er an; Döring gibt den Junker Teufel, den humoristischen phantastischen Diabolus, den Schalk, der stets verneint und von dem Gott der Herr selbst bemerkt:

Ich habe deines Gleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.

Diese Weise ist auch die Weidner's, aber Weidner gibt den Teufel mit großer pedantischer Superiorität, in der eben der bitterste Spott alles Wissens enthalten ist, während Döring sich mit seiner Verneinung auf gleichen Fuß mit den Anderen stellt und man das Unmerkliche und das eben deshalb Verführerische zugeben muß. Alle diese Herren, die wir gern als drei große Schauspieler neben einander nennen, mögen ihre Gründe für ihre respectiven Leistungen haben, und welcher soll man den Vorzug einräumen, wo kein Charakter gegeben, nicht einmal ein Portrait gezeichnet, wo Alles der Subjectivität und dem Geiste des Darstellers überlassen bleibt, der hier Worte und Gedanken, aber keine Grundlage für den plastischen, mimischen und dramatischen Ausdruck vorfindet. So viel ist gewiß, daß Seydelmann durch seine feste, breite und sinnliche Leistung auf der Bühne den meisten Effect veranlaßt. Döring wird deshalb die Befähigten nicht minder durch die Konsequenz und den poetischen Verstand seiner Leistung gewinnen. Er erhielt Beifall. Neben Döring erwähnen wir Mad. Frühauf, die nach der Lindner zum Erstenmale das Gretchen spielte. Vergleichungen und Reminiscenzen konnten nicht ausbleiben, zumal da Dem. Lindner für den Wiegenglanz der Unschuld einen Ton besitzt, der sie ewig jugendlich erhält. Dem. Lindner hat das schönste Blatt ihres Lorbeerkranzes aus eigenem Antriebe Mad. Frühauf gegeben, und wenn die Aufgabe dieser um so schwieriger war, da die vollendete und eingebürgerte Leistung der Lindner vorschwebte, so kann sich Mad. Frühauf des Erfolges erfreuen. Die naiven Scenen dürften vielleicht nicht zarter, aber in etwas höherem Genre gehalten werden, hier streifte dann und wann ein Schlaglicht aus dem Lustspiele herüber, wenigstens ein Hauch von einem schnippischen Tone. Die tragischen Scenen dagegen wurden — insonders die des letzten Actes — in großer Vollendung gehalten. Es ist gewiß, daß der Höhepunkt dieses Charakters, der gewissermaßen den Veilchenduft der ersten Liebe noch in den letzten Stadien der Verzweiflung birgt, in der Kerkerscene enthalten ist, und wer möchte — bei Gelegenheit dieser Scene — widersprechen, daß Mad. Frühauf große Befähigung für die Tragödie hat, will man die Elemente der Tragödie nicht ganz und gar in den äußeren Mitteln suchen, sondern vielmehr in dem Geiste, der die äußeren Mittel zur passendsten und eindringlichsten Wirkung zu benützen weiß. Möge Mad. Frühauf bei der nächsten Vorstellung doch nicht die Mater dolorosa vergessen:

Ach neige,
Du Schmerzensreiche u. s. w.

in dieser Scene liegt ja die wunderbarste Wirkung und die Vermittelung mit dem Ende, der Uebergang. Hr. Döring und Mad. Frühauf wurden verschiedentlich gerufen.

Korrespondenz.

Braunschweig, 18. Sept.

Am 13. d. M. ward hier die Einweihung des, dem Gedächtnisse Schill's und seiner Waffengefährten vor den Thoren der hiesigen Stadt gewidmeten Invalidenhauses begangen. Zur Verherrlichung dieser Feier hatte unser berühmter Landsmann Spohr in Cassel Alexanders von Blomberg Lied: »Schill«, mit bekannter Meisterschaft in Musik gesetzt; auch der Enkel Göthe's, Walter von Göthe in Wien, den das Vaterland bald in der Zahl seiner besten Componisten nennen wird, das begeisternde Gedicht Sr. Maj. des Königs Ludwig von Baiern: »An die Deutschen am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig 1814,« componirt. Aeußerst passend in Bezug auf die lebend großen Brustbilder des Erzherzogs Carl von Oestreich, des Herzogs Friedrich Wilhelms und Andreas Hofers, nebst der, von Stieglmaier so unübertrefflich gearbeiteten, halb colossalen bronzenen Büste Schill's, welche Kunstwerke mit den Wappen der Schill'schen Offiziere die kleine Kapelle der Stiftung zieren, war die Umgebung des Hauses mit den Feldzeichen Oesterreichs, Preußens, Braunschweigs und Tyrols und den schönsten Blumengewinden geschmückt. Der eingeführte Invalide trug die Uniform des, in dem Blutbade von Stralsund — jenes großen Reutergrabes — aufgelösten Schill'schen Husarenregimentes, und nahm der Geistliche, Pastor Fink, nach einer kräftigen Rede, demselben das Gelöbniß der Treue und der Erfüllung der Pflichten seines neuen Berufes ab. Rührend war es, daß ein alter Waffengefährte des deutschen Helden, Doktor Pusch, aus Preußen herbeigeeilt war, um noch einmal das Andenken seines geliebten Führers bei diesem deutschen Feste zu begehen. Arndt's classisches Lied: »Des Deutschen Vaterlande«, beschloß auf eine würdige und die Gemüther tief ergreifende Art diese Festlichkeit.

Mannichfaltigkeiten.

In den bekannten Konzerten der Rue St. Honoré in Paris gibt man jetzt den »Bärentanz« (Rondo) und die »Ochsenmenuet« von unserm Haydn, und die Franzosen können sich zwar nicht genug über diese humoristischen Benennungen wundern, deren Bedeutung sie nicht verstehen, aber eben so wenig hören sie sich daran satt, was ihrem musikalischen Geschmack zur Ehre gereicht.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 23. Sept. (Zum Erstenmale): Camoens, dramatisches Gedicht in 1 Aufzug von Friedrich Halm. (Gastrolle) Camoens: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf folgt: der 2te Akt der Oper »die Puritaner«, von Bellini. (Gastrolle) Elvira: Dem. Fürth. Zum Beschluß: Der Verschwiegene wider Willen, oder: die Fahrt von Berlin nach Potsdam, Lustspiel in 1 Aufzug, von Kotzebue. (Gastrolle) Commissionsrath Frosch: Hr. Döring. — **Abonnement suspendu.**

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 268. Donnerstag, den 24. September 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

„Ja, ja, ich weiß," antwortete Ferdinand mit einiger Verwirrung, „er ist nicht sehr beliebt in der Gegend, weil er seiner Zeit durch Ankaufen der Güter von Emigrirten sein Glück gemacht hat . . . Aber was liegt daran, mein Fräulein, er ist nicht so hartherzig, wie man sagt, und er kann mir nichts abschlagen . . . Uebrigens bin ich groß genug, um mir allein vorzustehen; es wird mir weder an Willen, noch an Entschlossenheit fehlen . . . . ich habe ganz in der Kürze erst Proben davon abgelegt, und wenn man mich auf's Aeußerste bringt . . . . "

„Ja, ja," sagte Auguste lächelnd, „Sie sind sehr stolz, weil Sie sich vor einigen Monaten mit Ihren Kameraden aus den Militärschulen an die Vertheidiger von Paris angeschlossen haben und vor den Kanonen der fremden Mächte nicht erblaßt sind . . . . Es ist eine schöne That, das ist nicht zu läugnen, und sie macht Ihnen um so viel mehr Ehre, da sie Ihnen die Verabschiedung aus der Schule und den Verlust Ihrer militärischen Laufbahn zugezogen hat! . . Indessen, unter uns gesagt, ich rathe Ihnen, wenn Sie ein wenig auf mich halten, sich nicht zu sehr Ihrer Heldenthaten in Gegenwart meiner Mutter oder selbst vor Claudius zu rühmen. Wenn Sie wüßten, welche Freude sie bei der Nachricht empfunden haben, daß Ludwig XVIII. wieder den Thron bestiegen! Ich glaubte, meine Mutter würde fast wahnsinnig, und seit diesem Augenblicke fing sie an, mir zu wiederholen: „die schlimmen Tage werden vielleicht für Dich aufhören, meine Tochter!" Gott weiß, ob sie Recht haben wird!"

In dem Augenblicke, als Auguste diese Worte endigte, rief ihr eine durchdringende Stimme vom andern Ende des Gartens zu.

„Das ist die Mutter, die mir ruft," fügte sie hastig hinzu; „sie hat gewiß Claudius von weitem gesehen, und will mir mittheilen, daß er zurückkommt. Entfernen Sie sich, damit sie uns nicht sieht . . . "

„Aber," sprach Ferdinand mit einem bittenden Tone, „Sie haben mir nicht gesagt, ob Sie mich lieben . . . "

„Entfernen Sie sich geschwind, sie kommt hierher . . . "

„Aber zum wenigsten, wie werde ich Sie wiedersehen können!"

„Adieu, adieu!"

Die Stimme der Madame Louise ließ sich von neuem vernehmen, und diesmal so nahe bei ihrer Tochter, daß Auguste kaum Zeit hatte, sich von dem Geländer zu entfernen. Allein sie war in diesem Augenblicke zu bewegt, um die Röthe zu bemerken, welche die Furcht, ertappt zu werden, plötzlich über Augustens Züge gegossen hatte.

Madame Louise war damals etwa 45 Jahre alt, und man konnte indeß noch recht wohl erkennen, daß sie einst eine ausgezeichnete Schönheit gewesen. Ihre Gesichtsbildung war regelmäßig, ihre Haltung majestätisch; allein tiefe Falten furchten ihre Stirne; ihr Auge, schwarz, wie dasjenige ihrer Tochter, glänzte nur in einzelnen Momenten, wenn liebliche Erinnerungen ihm etwas von jener Lebhaftigkeit mittheilten, die es ehedem besessen haben mußte, und ihre Haare fielen in silbernen Locken über die abgemagerten Schläfe. Ihr Rock von einfacher Leinwand, und ihre Tüllhaube, welche sie sich selbst gefertigt hatte, paßten vollkommen zu ihrer gegenwärtigen demüthigen Lage; und doch war es unmöglich, diesem ärmlichen Anzuge mehr Anstand und Adel zu verleihen. Madame Louise war eine von jenen Frauen, denen das Alter gewisse Vortheile nur entzieht, um ihnen andere kostbarere und solidere dafür zu lassen. Sie hatte weder Schönheit, noch Jugend mehr; aber dagegen konnte man sie nicht sehen, ohne eine lebhafte Sympathie für die Schmerzen zu empfinden, die ihre einst so glatte Stirne in Falten gezogen hatten, ohne sich von Ehrfurcht für diese vor der Zeit gebleichten Haare und von Bewunderung für diese Frau ergriffen zu sehen, die so muthig das Unglück und Mißgeschick ertrug.

In dem Augenblicke, wo sie mit einer unruhigen Miene die zwei oder drei Rasentritte betrat, die zur Terrasse führten, umarmte sie Auguste, welche schon ihre Gründe gefunden hatte, um den Verdacht, so eben nicht allein gewesen zu seyn, zu entfernen, und hielt sie in ihren Armen zurück, indem sie mit dem gedehnten Tone eines verwöhnten Kindes zu ihr sprach:

„Ach! liebe Mutter, hier bin ich . . . Ich beendigte diesen Band von „tausend und eine Nacht", hier, unter der Laube . . . Verzeihen Sie mir, daß ich Sie habe warten lassen . . . " und zugleich zeigte die kleine Lügnerin ein Buch, welches sie zum Vorbehalt in der Tasche ihrer Schürze hatte. Madame Louise ließ sich nichts einfallen, und, mit Güte lächelnd, sprach sie zu ihrer Tochter mit einer Stimme voll von Sanftmuth und Melancholie: „Glückliches Kind! wer kann sich mit dergleichen Kleinigkeiten beschäftigen in einem Augenblicke, der über unser Schicksal, über unsere ganze Zukunft entscheiden wird!

Du weißt gewiß nicht, daß ich ihn so eben sah, daß er kommt, und in einem Augenblicke hier seyn wird . . .“

„Wer denn, liebe Mutter?“

„Claudius, Claudius, der nach Clermont gegangen ist, um jenen Brief zu holen, den ich mit so vieler Ungeduld erwarte; und dieser Brief, Auguste, kann Dir einen Namen, einen Rang, ein Vermögen geben, das ich nicht mehr für Dich zu hoffen wagte!“

„Lauter Räthsel! meine gute Mutter,“ sagte die junge Tochter ein wenig verdrießlich, „und Räthsel, von denen Sie sich stets weigern, auch nur ein Sterbenswörtchen verlauten zu lassen!“

„Mache mir das nicht zum Vorwurf, mein Kind,“ antwortete Madame Louise; „wirf mir mein Schweigen nicht vor, denn ihm allein verdankst Du vielleicht Deine ruhigen Nächte, Deine von Ehrgeiz und Klagen nicht gestörten Träume . . . Uebrigens, mein Kind,“ fügte sie seufzend hinzu, „Du wirst mir keine ähnlichen Vorwürfe mehr machen; die Zeit ist gekommen, wo ich Dir unser und Dein Unglück mittheilen muß; ich habe es Dir versprochen, und sogar heute noch, was auch kommen mag, sollst Du Alles wissen.“

Die Stimme von Madame Louise war in diesem Momente so traurig, daß die junge Tochter eine Art Schrecken empfand, in dieses Geheimniß einzudringen, um dessen Mittheilung sie so oft gebeten hatte. Die Neugierde war jedoch stärker, als die Furcht, und ihren Arm mit einer liebkosenden Miene um den ihrer Mutter schlingend, sprach sie:

„Endlich werde ich wissen, wer mein Vater war, den Sie so sehr geliebt haben! O! nicht wahr, Mutter, er war reich, vielleicht vornehm?“

Madame Louise antwortete traurig und mit gesenktem Haupte: „Meine Tochter, es giebt Verhältnisse, wo eine hohe Geburt nur noch ein Unglück mehr ist . . .“

Indem sie so sprach, waren sie bis an das Ende des Gartens gekommen, und sie wollten eben den Weg nach der Landstraße einschlagen, als Claudius Mignet sich plötzlich selbst vor ihnen zeigte.

(Fortsetzung folgt.)

Besteigung der Reinglätscher und des Vogelbergs im Jahr 1839.

(Fragment von Fried. Autenbach, stud. jur.)

(Schluß.)

Arnold's Leichnam wurde von den Landleuten, die ihn gefunden hatten, nach dem Dorfe gebracht. Alle Bewohner desselben strömten herbei, den armen Verunglückten zu sehen. Alle beklagten sein trauriges Geschick, an der Schwelle des Glücks, in dem Augenblick, wo er die schönste Jungfrau zum Altare führen sollte, des grausamsten Hungertodes Beute geworden zu seyn.

Was die unglückliche Maria beim Anblick ihres Bräutigams empfand, vermögen Worte nicht auszusprechen — sie hatte längst keine Thräne mehr. Stumm, bleich, einer Leiche ähnlich, bewachte sie die erstarrten Ueberreste des Geliebten, bis die Anstalten zu seinem Begräbnisse getroffen waren, dann begleitete sie ihn zu der stillen, geheimnißvollen Gruft; als man ihn aber nun langsam hinabgesenkt hatte in die lautlose Tiefe, als die letzten Worte des Priesters in dem Geroll der hinabgeschaufelten Erdschollen verhallten, als endlich der kleine Hügel allmählig sich über ihm zu wölben begann — da sank Maria, die geknickte Lilie, ohnmächtig in ihres Vaters Arme. Ihr Herz war gebrochen und schon nach wenig Tagen stand der gebeugte Vater weinend an dem früh gezimmerten Sarge seines einzigen, geliebten Kindes.“

Der Tag fing an zu dämmern. Riesenhaft aus dem Schooße spielender Nebel und unbekannter Abgründe tauchten die obersten Gipfel der umliegenden Berge immer sichtbarer hervor. Bereits begann die Morgendämmerung die Zinken und Spitzen der ewigen Schneefelder zu röthen, aber noch lange dauerte es, ehe sie zwischen die hohen Felskuppen ihre Strahlen werfen konnte. Unten in der Tiefe schien es, als stiebten Flocken von Schnee. Um sechs Uhr machten wir uns an's Weiterklettern; denn die steile Schneemauer von ohngefähr 500 Fuß vor uns, die erstiegen werden werden mußte, war so glatt und gefroren wie ein Spiegel. Der erste Führer, der eigentlich hier den besten Stande hatte, ging voraus mit seinem Eishammer, hieb Stufen in's Eis und zog den Reisenden an einem um den Leib gewickelten Seile nach. So folgte dann einer dem andern. Bei diesem Klettern konnten nur fünfzehn Schritte auf einmal gemacht werden, dann mußte man verschaufen und ausruhen. Oft kam man an Stellen, wohin die Gemse sich kaum hinwagen würde und wo man mit den Händen, ja oft sogar an einem einzelnen Finger sich anhängen mußte. Vier Stunden dauerte die halsbrechende Geschichte. Die Schuhe, deren wir uns zum Klettern bedienten, bestanden aus einer Sohle von leichtem Holz, mit ledernen Riemen an den Füßen festgebunden. In der Sohle waren sechs, im Absatz vier große Nägel eingeschlagen, die einen halben Zoll über den Rand hinausgingen. Indessen liegt die größte Stärke des Steigens im Stock. Dieser muß leicht, biegsam und stark genug seyn, einen Mann zu tragen, im Falle man ihn auf zwei gegenüberstehende Felsen legt und sich in der Mitte anhängt. Mit unsäglicher Anstrengung erreichten wir ermattet den Grat der Mauer. Aber wieder kostete es eine neue, nicht minder gefährliche Arbeit. Wir waren nicht über hundert Schritte im Schnee fortgerutscht, als sich abermal's steil und tief, wie unten auf dem mittlern Reinglätscher, Eiswände hinab- und hinaufsenkten. Der Weg hinab war ein schmaler Glätscherrücken oder Sattel. Wir befestigten, wo dieser anfing, an einem tief in den Schnee eingestoßenen Stock das Seil und setzten uns reitend auf den zugespitzten Schneekamm. So glitten wir hinab. Zum Hinaufklettern an der gegenüberstehenden Wand leistete uns der Alpenstock vortreffliche Dienste. Zu beiden Seiten unter unsern Sohlen klafften links die fürchterlichsten Abgründe, bis hinunter in's Thal von Blegno schießend. Nicht ohne Entsetzen durchirrten die Blicke die finstern Tiefen.

»Da hinunter zu schauen,
Welch' furchtbares Grauen!
Es neigt sich allmählig von eisigem Plan
An brauner Granitwand hinunter die Bahn,
Wo drau'n, halb dunstig umflossen,
Die Felsencolossen.«

Auch diese Mauer wäre erstiegen, aber in welchem erbärmlichen Zustande! Wie Betrunkene, taumelten wir, von einem

seltsamen Schwindel ergriffen, in dem Schnee herum und würden sicher darin unser Todtenbett gefunden haben, wenn nicht die Führer durch einige Tropfen Branntwein wieder etwas Lebensgeist uns eingehaucht hätten. Der ganze Körper befand sich in lethargischer Erstarrung. Fast kein Glied konnten wir regen. Es erfolgte Kopfweh, Aufschwellen der Adern und Beengung des Athems. Hände und Gesicht waren aufgesprungen. Der Ton der Sprache war schwach und matt. Aus Augen und Nase quoll das Blut und die Nägel färbten sich aschgrau. Selbst einer der Führer — ein seltener Fall — war von Müdigkeit erschöpft und sank alle Augenblicke zusammen und spuckte Blut aus. Es war nicht mehr möglich, weiter zu kommen; die Natur selbst trat uns feindselig entgegen. Nur noch dreihundert Fuß, und wir hätten glücklich den Kulm erreicht. Aber es sollte nicht seyn. Uns wenigstens hat es nicht an Muth und Ausdauer gefehlt. Doch höher vermochte nicht wider die Natur menschliche Anstrengung zu streiten. „Einen Berg zu erblicken, den man nicht mehr ersteigen kann, das ist", nach der Aussage Matthissons, „in der That unter allen schmerzlichsten Empfindungen des Menschenlebens eine der schmerzlichsten." Gleiche Empfindungen, wo nicht noch in einem stärkern Grade, als sie einst der liebliche Naturdichter beim Anblick des Horn's von Jamans hatte, ergriffen uns hier. Uebrigens an den Genuß einer Fernsicht, die gewiß hier noch umfassender seyn mußte, war wenig oder gar nicht zu denken. Beinahe alle Sehkraft schienen die Augen verloren zu haben. Vielleicht konnten sich auch die, von Schnee geblendeten, nicht an die lichtverschlingenden Farben gewöhnen. Unter und um uns lag alles schwarz, dunkel und lichtlos — ein trübes verschwimmendes Einerlei.

Wir mußten an's Hinabgehen denken. Doch hier haben die Führer schon gesorgt; so gefährlich und langsam das Hinaufsteigen war, so leicht und pfeilschnell ging es hinab. Wir setzten uns, ein Jeder auf eine dünne Eisrinde, zwischen zwei Führer in gleiche Positur. So glitten wir, wie der Blitz, mit ihnen hinab. Die Sache war zwar fürchterlich anzusehen, doch wenig Gefahr bei der Sicherheit, Gewandtheit und Kraft der Führer vorhanden. Wir fuhren an der Südostseite hinab, hatten rechts den Bernhardin und vor uns das große Tambohorn. An Schlünden und Abgründen sausten wir dicht vorüber, oft in Begleitung niederstürzender Lawinen. So gelangte man in wenigen Minuten bei der untern Glätscherplatte an, von der aufwärts zwei Stunden zu rechnen sind. Hierauf gingen wir etwas auf dem Ebenen fort, mußten uns aber durch unsägliche Schnee- und Eisfelder fortschleppen, zuweilen bis über die Knie einsinkend. Eine neue Schwierigkeit stellte sich ein. Wir hatten eine tiefe Schlucht zu passiren. Es wurden Stufen für Hände und Füße gehauen, um hinab und auf der andern Seite wieder hinan zu klimmen. Schreckliche Lage! die noch vermehrt wurde durch die furchtbare Stille, die jetzt eintrat, indem alles Sprechen über eine Stunde verboten war, damit der Ton der Stimme nicht eine Lawine von weichem Schnee losreißen möchte. Mehreremale hörten wir das Eis, wie eine Kanone, krachen; und kaum waren wir eine Viertelstunde weiter, als die Eismauer unter entsetzlichem Getöse zusammenkrachte, die wenige Minuten früher sechzehn Menschen unter ihren Ruinen begraben hätte. Nun galt es abermals einen Glätscher hinunter zu rutschen. Wie bei der ersten Fahrt, so band sich auch hier einer an den andern an und mit ausgebreiteten, sich anklammernden Händen fuhr man hinab; aber wenn da nur einer aus seiner Position herausgekommen, ausgeglitten oder gefallen wäre, so hätte er alle andern mit sich ins sichere Verderben fortgerissen. Es war dies keine Kleinigkeit, eine Höhe von mehr denn fünfhundert Fuß hinabzustürzen. Ewig gegenwärtig wird mir die Scene bleiben, wo einer der Reisenden ausglitt und über einem Abhange dahing, wie ein Schieferdecker am Thurm. Nur die geringste Bewegung und er hätte sich, die Führer und uns alle in den Abgrund gerissen. Schon im Voraus, ehe diese Ramasse begann, war es jedem zum heiligen Gesetz gemacht, sich in dem Falle, wie der gegenwärtige, still zu verhalten. Die Führer werden ihn schon wieder an die Eiswand ziehen und auf den rechten Weg bringen, wo sich freilich kein Steinbock hinträumen würde. Auf diese ängstliche Rutschpartie folgten drei lustige, bis wir über des Eises Grenzen hinaus die Regionen des weichen Schnee's erreichten. Von da an ging es rasch hinunter, glücklich überwindend alle Schwierigkeiten des steilen, abschüssigen Weges. Unter beständigem, aber gefährlichem Schneegestöber in die aufgeregten, vom Sturme wild umhergepeitschten, Schneemassen hineinschreitend, kamen wir endlich — ich könnte gerade nicht behaupten „sehr wohlbehalten" — Abends gegen sieben Uhr wieder im Pfarrdorf Splügen an, wo bereits ein schäumender Glühwein, von der rüstigen Posthalterin angesetzt, unserer harrte, dessen wohlthätige Wirkung die müderstarrten und zerschlagenen Gliedmassen in Kurzem wieder aufthauen machte. Herrlich mußte es jetzt dem Wanderer bedünken, der sich noch vor wenigen Stunden auf Glätscher- und Alpenschnee, wo alle Pulse der Natur in gräßlicher Erstarrung zu stocken scheinen, im Nebel verlor und den im furchtbarsten Elementenaufruhr unter eisig rauhen Lüften der Tod so oft umlauschte. Ich weihte dem guten Genius mit frommer Dankergießung eine Libation, daß er mich wieder gesund und unbeschädigt unter die friedliche Wohnung von Menschen gebracht hat.

Es liegt in dem Besteigen solcher Berge eine eigene Empfindung und Zauber. Es ist der Weg auf den weiten Glätschern und Schneefeldern mit einer Fahrt auf der See zu vergleichen, nur daß jener das Langweilige nicht hat, wie diese. Wir schieden übrigens nicht ungern aus dem Reiche des Frostes und der Erstarrung, so schön und so wundervoll es auch da seyn mag.

Am andern Tag stellte sich ein fürchterliches Brennen der sich schälenden Haut ein. An das Weiterreisen über den Splügen nach Chiavenna war im Augenblick nicht zu denken. Die Glieder waren zu sehr angegriffen, zudem sollte auch auf dem Berge der Schneesturm fürchterlich wüthen. Den ganzen Tag mußten wir in der Stube zubringen, die ein wohlgeheizter Ofen ganz behaglich machte. Es wurde gelesen, musicirt und gesungen. Mittags speisten wir mit zwei Irländern und einer englischen Familie, welche den großen Giro durch den Continent zu unternehmen gedachten, und die alle hier festgeschneit waren. Wir erhielten Gemsbraten, der unvergleichlich schmeckte, und worauf die zierliche Kellnerin mit den Worten: Messieurs, voila du chamois! uns aufmerksam zu machen nicht unterließ. Tag und Nacht über hörte man beständig die Lawinen in den nahen Gebirgen rollen. Besonders stark waren sie jetzt, da sie oft die Luft so erschütterten, daß die Häuser im Reinwald durch alle Fugen zitterten.

Korrespondenz.

Aus dem Herzogthum Nassau.

Im Februar d. J. wurde bei Gelegenheit eines Korrespondenzartikels über Weilburg im Vorübergehen der diesjährigen dritten Säcularfeier des dortigen Landes-Gymnasiums gedacht. Dies war auch Alles, was über die in ihrer Art gewiß höchst merkwürdige Feier verlautete. Bis jetzt ist darüber Alles stille. Ein vor uns liegendes, eben so interessantes als belehrendes Werkchen eines um die Kirchen- und Schulgeschichte von Nassau-Weilburg hochverdienten Mannes, des Hrn. Oberschulraths Dr. Eichhoff, das zur Festgabe für die Jubelfeier bestimmt ist und eine Geschichte dieser Anstalt enthält, belehrt uns, daß der 15. October 1840 der Jubeltag der vor drei Jahrhunderten gegründeten und fortwährend blühenden höhern Lehranstalt ist. Sollte dieser Tag mit Stillschweigen übergangen werden? Erinnern uns ja doch die während mehreren Decennien festlich begangenen Jubiläen an große, denkwürdige Ereignisse, welche durch den wohlthätigen Einfluß der Erfindung der Buchdruckerkunst die Kirchenreformation des 16ten Jahrhunderts hervorrief: so dürfte wohl eine Lehranstalt, welche gleichfalls das Werk dieser Reformation war und seit drei Jahrhunderten entschieden auf die gesammte religiöse, sittliche und wissenschaftliche Bildung eines ganzen Landes einwirkte, an welcher die ausgezeichnetsten Gelehrten als Lehrer großentheils in Segen wirkten, woraus eben so tüchtige Kirchenlehrer wie Staatsmänner, Kaufleute und Künstler hervorgingen, eine Anstalt, welcher Weilburg neben den intellectuellen so manche materiellen Interessen seit Jahrhunderten verdankt — mit demselben Rechte ihr drittes Säcularfest begehen. Denn in der That sollte wohl eine solche Feier, an welcher jetzt noch in allen Welttheilen lebende Zöglinge des Weilburger Gymnasiums im Geiste freudigen Antheil nehmen, wenn Berge oder Meere die persönliche Theilnahme nicht gestatten, mit weit größerem Rechte eine allgemeine und öffentliche werden, als die einer silbernen oder goldenen Hochzeit! Oder soll die Schule vielleicht nur im Stillen jubiliren, wie es zehn Jahre vorher die Kirche post festum gethan hat? Das sey ferne!

So weit die deutsche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder singt,

finden sich, der Britten und Franzmänner nicht einmal zu gedenken, dankbare Schüler jetzt noch lebender, im Dienste dieser Schule bereits ergrauter, auch längst schon heimgegangener, guter Lehrer. Wer sollte von ihnen nicht gern Antheil nehmen, wenn es irgend die Umstände gestatten, und kommen, um sich zwischen Weilburgs waldigen Höhen und am Strande der grünlichen Lahn seiner Jugend Wonnezeit zu erinnern, und die Bilder, wie die Gräber geliebter Lehrer bekränzen helfen? Und wer es nicht kann, der gedenke wenigstens in der Ferne dieses Tages und vereinige seine Wünsche und Gebete für das fernere segensreiche Gedeihen dieser Anstalt (die am 15. Oct. d. J. das vierte Säculum beginnt) mit den Feiernden und leere dann freudig einen Pokal auf das Wohl theuerer Lehrer und geliebter, noch lebender Mitschüler und Jugendfreunde. Und die, welche an der castalischen Quelle, die nun schon drei Jahrhunderte zwischen Weilburg's Felsengestade wohlthätig sprudelt, Weisheit und Tugend schöpften, um dem Vaterlande oder dem Auslande durch Kunst und Wissenschaft zu nützen, die sollen verherrlichen das Fest durch Festgaben und Weihegeschenke schuldiger Liebe und Dankbarkeit. Auch Weilburg's brave Bürger, die ja im vorigen Jahre bei der so schmerzlichen Veranlassung der feierlichen Leichenbestattung unseres Herzogs Wilhelm von Nassau den grandiosen Leichenzug so gastlich aufnahmen, werden bei dieser freudigen Gelegenheit um so mehr ihre Thüren und Herzen den Mitfeiernden öffnen, den sämmtlichen jetzigen Schülern des Gymnasiums ein frohes Festmahl bereiten und thätig mitwirken, daß diesem Tage ein bleibendes und ehrendes Denkmal, das fester ist als die aus Erz und Marmor, in der Begründung eines Stipendiums für einen armen, aber an Geist und Herzen reichen und ausgezeichneten Schüler dieser Anstalt gesetzt werde. O dann wird das große Triumvirat im Himmel, Luther, Melanchthon und Philipp von Nassau-Weilburg, sich der Früchte seiner Aussaat freuen, und die Nachwelt wird segnend und dankbar auf euch hinblicken, die ihr noch lebt und zum Handeln berufen seyd.

Ein Schüler des Gymnasiums zu Weilburg, aus der guten alten Zeit. .†.n.

Mannichfaltigkeiten.

Im Berliner Tivoli gibt ein Hr. Gebhardt, Mechanikus, Aërostatiker und Kunstfeuerwerker, wie er sich nennt, den Ankündigungen nach sehr großartige Feuerwerke. Das Hauptstück dieser Darstellungen wird so beschrieben: »Das Fest der Feuergeister; dies noch nie gesehene Stück ist so großartig eingerichtet, daß es allein schon ein hochgechrtes Publikum befriedigen kann, denn die Geistergestalten werden nicht allein hoch in der Luft in einem furchtbaren Feuerwagen umherkreisen, sondern auch auf der Erde werden die Geister ihr Fest haben, welche flammende Blitze nach dem Häuptling der Geister emporschleudern. Unter ihnen wird sich hauptsächlich Mephistopheles auszeichnen; derselbe wird ein großes Feuerrad um sich herumschwingen und sich dadurch gänzlich in Feuer einhüllen.«

Dem Obergericht zu Bern liegt ein seltener, empörender Criminalfall vor. Ein Mensch, der mit einem Mädchen ein unehliches Kind erzeugte, hat sein eigenes Kind gemordet. Zuerst suchte der Unmensch vor der Geburt des Kindes die Mutter zu dieser Freveltat zu überreden. Das Mädchen stieß einen solchen Antrag mit Abscheu von sich und der junge verhärtete Bösewicht schwieg von Stund an und faßte einen andern Plan. Als das Kind geboren war, besuchte er die Mutter, verlangte als Vater das Kind in seine Arme, trug es im Zimmer herum, bis es einen durchdringenden Schrei ausstieß. Die Mutter, ohne was Böses zu ahnen, nahm das Kind und suchte es zu beschwichtigen. Bei einem baldigen zweiten Besuche machte der Bursche das nämliche Manöver; das Kind fing in seinen Armen furchtbar zu schreien an, die Mutter durchzuckte ein schrecklicher Gedanke, sie untersuchte das weinende Kind genau und fand Blut auf dem Köpfchen. Der entmenschte Vater hatte mit einer Nadel die Weichtheile des Kopfes durchstochen; das Kind starb an den Folgen der Wunden und der unglückliche Mörder sieht seinem schweren Urtheile entgegen. (Bas. Z.)

Nicht Marlot, sondern Lambert (Associé des Hauses Lambert u. Comp. in Avize) ist der Name des kunstsinnigen französischen Bürgers, welcher zum Besten des Launitz'schen Gutenbergdenkmals dem hiesigen Comité 100 Flaschen Champagner übermachte.

Auflösung des Palindrom's in Nro. 264.

Gitter. Rettig.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 24. Sept. Der Liebestrank, komische Oper in 2 Abthtl., aus dem Italienischen, Musik von Donizetti. Adina: Dem. Fürth.

Freitag, 25. Sept. Clavigo, Trauerspiel in 5 Abth., von Göthe. (Gastrolle) Carlos: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf folgt: Der arme Poet, Schauspiel in 1 Akt, von Kotzebue. (Gastrolle) Lorenz Kindlein: Hr. Döring.

Redakteur: J. L. Hee fer. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 269. Freitag, den 25. September 1840.

Der Gefangene an den Frühling.

Frühling, ja du lächelst wieder
Allen Wesen auf der Flur,
Siegs-, Dank- und Jubellieder
Singt die jauchzende Natur.
Alles bringt dir Huldigungen
Als dem Retter, der beglückt:
Winters Frost hast du bezwungen,
Der die Blüthen unterdrückt.

Tosend ringt sich die Welle
Aus des Eises Banden los,
Oeffnend die krystall'ne Zelle,
Tanzt sie fort zum Meeresschoß,
Jedem Halm am grünen Strande,
Wo sie rauschend zieht vorbei,
Jedem Korn im Ufersande
Laut verkündend: ich bin frei!

Streifend ab der Puppe Riegel,
Dringt der Schmetterling hervor,
Flattert auf behendem Flügel
In die blaue Luft empor;
Flattert nieder auf die Auen,
Um in zitter Liebelei
Allen Lüften zu vertrauen,
Allen Blumen: ich bin frei!

Ungeduldig sprengt die Blüthe
Ihrer Knospe Gitterthor,
Und es läßt die thaubesprüh'te
Sich entfalten ihren Flor
Allen Käfern, die sie küssen,
— Drob erröthend wohl vor Scheu
Allen Strahlen, die sie grüßen,
Leis' gestehend: ich bin frei!

Schneeerfüllter Wolken Mauer
Theilt der warme Sonnenschein,
Weckt, verscheuchend Nacht und Trauer,
Was noch schläft in Thal und Hain,
Ladet, festlich sich zu schmücken,
Lockt Schwalb' und Storch herbei,
Und in seinen heitern Blicken
Ist zu lesen: ich bin frei!

Aus der Erde finsterm Kerker
Strebt die junge Saat zum Licht,
Bis sie keimend immer stärker,
Plötzlich kühn die Wand durchbricht.
Nun die schwanken Häupter wiegend
Bei der Lerche Melodei,
Sich des West's Umarmung fügend,
Flüstert sie: auch ich bin frei!

Flieh'nd aus seinen Heiligthumen,
Sich der Bienchen Chor zerstreut,
Und berauscht im Kelch der Blumen
Sich in Duft und Süßigkeit.
In sein fröhlich Summen mischen
Sich der Stimmen mancherlei,
Die aus Teich und Blätterrischen
Eifrig tönen: wir sind frei!

Freiheit! hallt es durch die Räume;
Freiheit! haucht der Wiesenplan;
Freiheit! säuselt's durch die Bäume;
Freiheit! braust der Ocean;
Freiheit! schwirrt es in den Lüften;
Freiheit! donnert der Vulkan;
Freiheit! stimmt es aus den Grüften
Mit der Osterglocke an.

Alles hat die gold'ne wieder,
Ist von ihrer Kraft beseelt,
Leben strömt durch alle Glieder,
Die die Göttliche gestählt.
Freude glänzt in allen Blicken,
Leichter hebt sich jede Brust,
Alle Sinne sich erquicken,
Alles schwelgt in Lebenslust!

Vom Atome bis zum Aether,
Von dem Tropfen bis zur Fluth,
Von dem Grashalm bis zur Ceder,
Von dem Strahle bis zur Gluth,
Von der Mücke bis zum Aare,
Von dem Wurme bis zum Leu,
Von dem Bettler bis zum Czare —
Alles wie geschaffen neu.

Kinder folgen ihren Spielen,
Voll von Lärm und nicht'gem Streit;
Mächtig treibt zu höhern Zielen
Es den Jüngling und die Maid;
Stattlich drängen frohe Paare
Sich gen Ost und West und Nord,
Und der Greis im Silberhaare
Wankt mit Stab und Enkeln fort. —

Ich allein kann nicht betheilen
Mich bei solcher Herrlichkeit,
Statt verjüngt hinaus zu eilen,
Zehren Wände meine Zeit.
Statt in trautem Kreis zu wohnen,
Gähnt mich an die Oede hier,
Und die Sonne für Millionen
Ach! vergebens winkt sie mir!

Wechsel beut sich allerwegen,
Mich nur quält das Einerlei;
Ueberall ein thätig Regen,
Und ich wirke nicht dabei;
Während rings nur Pracht und Fülle,
Weiß ich von Entbehrung nur;
Da so manche Klage stille,
Wird die meine lauter nur.

Rings ist Segen ausgegossen,
Lacht unendlicher Gewinn —
Ich bin davon ausgeschlossen,
Und das Leben flieht dahin.
Ob auch die Gedanken schweifen,
Rastlos irren sie umher,
Keine Labung läßt sie reifen,
Keine Ruhe kühlt sie mehr!

Stirb, Erinn'rung, denn im Keime;
Leg' dich schlafen, mein Gefühl;
Trügt mich nicht so oft, ihr Träume,
Mit so süßem Gaukelspiel.
Schlumm're ein, mein heißes Sehnen,
Das mich nach den Meinen zieht;
Füll', mein Auge, dich mit Thränen,
Daß es nichts von Allem sieht! —

Nicht doch, nein! — Erinn'rung, rede
Mir von früh'rer Tage Glück;
Holdes Bild des Lenzes, trete
Leuchtend hin vor meinen Blick;
Schlag, mein Herze, warm und munter;
Träume, scheucht mir den Verdruß,
Und, ihr Meinen, nah't mitunter
Und empfangt den Vaterkuß!

Innen sich ein Richter findet,
Den Verblendung nicht besticht —
Wenn dich der der Schuld entbindet,
Dann, o Seele, zitt're nicht.
Festen Muth dann darst du fassen,
Mild belächeln leid'gen Spott,
Und wenn Alle dich verlassen,
Treu bleibt eines Frühlings Gott!

Florentin von der Fulda.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

Claudius Mignet, obgleich etwa 60 Jahre alt, war ein kräftiger Mann, dem die Gewohnheit der Arbeit sein ganzes Lebensfeuer erhalten hatte. Seine ruhigen und kalten Züge hatten jedoch etwas Wohlwollendes, was für ihn einnahm, und sein graues Auge, das sich mit Festigkeit auf Alles heftete, was seine Aufmerksamkeit beschäftigte, verrieth eben so viel Scharfsichtigkeit als Standhaftigkeit. Sein Costüme war wenig von dem der Bauern der Umgegend verschieden. Sein Rock war von sehr gewöhnlichem grobem blauem Tuche und seine Hosen, von demselben Stoff, waren auf der Seite mit kupfernen Knöpfen besetzt, nach der in Auvergne herrschenden Mode. Nur der Hut hatte eine etwas modernere Form und erinnerte ziemlich an die der reichen Dorfbürger; er hielt einen Reisestock in der Hand, und seine mit Staub bedeckten Kleider, der Schweiß, der von seiner Stirne rann, bewiesen, mit welcher Schnelligkeit er den letzten Theil des Weges zurückgelegt hatte.

Als er die beiden Damen erblickte, entblößte er sich mit einer schlichten, aber strengen Höflichkeit, die durchaus nichts von jener natürlichen Vertraulichkeit eines Mannes an sich hatte, der sich in Gegenwart seiner Frau und seiner Adoptivtochter befand. Allein Beide waren zu lange schon an das ehrfurchtsvolle Benehmen des guten Mignet gewöhnt, als daß sie in diesem Augenblicke ernstlich darauf geachtet hätten. Madame Louise lief eilig zu ihm hin und ergriff seine Hand, die sie in der ihrigen drückte.

„Du bist es, Claudius?" rief sie aus. „O! wie ungeduldig war ich, Dich wieder zu sehen! Nun, sag' an, bringst Du uns Neues?"

Auguste ihrerseits hatte sich dem Reisenden um den Hals geworfen. „Guten Tag, Vater!" sagte sie; „wie scheinen Sie so ermüdet! . . . Aber ich bin Ihnen ganz böse! Sie sind diesen Morgen fortgegangen, ohne mich zu umarmen!" Und zugleich fuhr sie mit ihrem Sacktuch über die feuchte Stirne des Reisenden. Claudius lächelte über die Anhänglichkeit der Mutter und Tochter.

„Dank, Louise, Dank, mein Kind, für die Freundschaft, die Ihr mir bezeuget," sprach er, indem er sie nach dem Hause führte; „möchten die Nachrichten, die ich Euch bringe, die Ungeduld aufwiegen, die ich Euch verursacht habe!"

„Jener Brief, jene Antwort, welche ich erwartete, ist also endlich angekommen?“ fragte Madame Louise.

„Hier ist sie,“ versetzte Claudius, indem er aus seiner Tasche einen breiten Brief zog, dessen Siegel das Wappen von Frankreich trug.

„Und Du hast ihn nicht geöffnet!“ versetzte die Mutter, einen tadelnden Blick auf ihn richtend; „immer delikat, Claudius, immer auf eine kindische Weise schüchtern uns gegenüber!“

„Zürnet mir darüber nicht, Madame; vielleicht habe ich es nicht gewagt, mich von einem Unglück zu überzeugen, über das ich eben so sehr, als Ihr, seufzen würde.“

Louise betrachtete den Brief mit Unruhe.

„Ein Unglück, sagst Du? O! nein, Claudius, das ist nicht möglich. Man könnte nicht ohne den schwärzesten Undank ein so gerechtes Gesuch, wie das meinige, verwerfen . . . und Du weißt, daß diese königliche Familie der Bourbonen weder undankbar, noch vergeßlich ist . . .“

Claudius Mignet legte einen Finger auf seinen Mund, um Louisen Stillschweigen anzuempfehlen, während sie durch das Wirthschaftslokal gingen, und bald traten sie alle drei in das Gartenhaus, wo sie in der wichtigen Unterredung, die jetzt stattfinden sollte, weder gehört, noch unterbrochen werden konnten.

Madame Louise legte den Brief auf den Tisch nieder, als ob sie noch einen Augenblick die Lösung des Problems hätte verschieben wollen, und indem sie sich in ihren Sessel neben ihren Ehegatten setzte, gab sie ihrer Tochter ein Zeichen, sich zu nähern, und sprach mit gerührter und feierlicher Stimme zu ihr:

„Mein liebes Kind, ich will das Versprechen halten, das ich Dir heute gegeben habe. Ehe ich diesen Brief erbreche, der über Deine Zukunft entscheiden wird, will ich, daß Du die Vergangenheit Deiner Familie kennest, auf daß Du selbst über das Loos urtheilen mögest, das wir Dir bereitet haben, auf daß Du wissest, in wiefern Du Dich über die Gegenwart zu beklagen, oder zufrieden zu seyn Ursache hast.“

Madame Louise wollte fortfahren, aber Claudius neigte sich zu ihrem Ohr und sagte mit halblauter Stimme und tiefer Besorgniß zu ihr: „Um Gotteswillen, Madame, haben Sie wohl überlegt, was Sie thun wollen? Haben Sie daran gedacht, daß Sie durch unvorsichtige Offenbarungen in der glühenden Seele Ihrer Tochter Wünsche erwecken und Klagen erregen können? Haben Sie bedacht, daß dieser Brief vielleicht alle Ihre Hoffnungen vernichten kann, und wozu wird es alsdann dienen, die Ruhe einer reinen und anspruchslosen Seele zerstört zu haben?“

Madame Louise fiel ihm mit einer würdevollen Bewegung in's Wort.

„Zum erstenmale, seit länger als zwanzig Jahren, Claudius, werde ich Deine Rathschläge nicht befolgen, die ich bis dahin immer recht und gut befunden habe. Du hast den Muth meiner Tochter nicht hoch genug tarirt, mit dem sie ihren Antheil an der Bürde übernehmen wird, die wir seit so langer Zeit allein tragen. Der Tag ist gekommen, ihr die ganze Wahrheit zu sagen; ich will, daß sie uns endlich erkläre, nachdem sie ihre eigene Geschichte gehört hat, welchen Antheil jedes von uns an ihrer Erkenntlichkeit oder an ihren Vorwürfen hat, und ich bin überzeugt, Claudius, daß sie nachsichtig für die Fehler und stark gegen das Unglück seyn wird, wenn dasselbe uns noch einmal treffen sollte!“

Claudius nahm seufzend seinen Platz wieder ein, und ließ sein Haupt in die Hand sinken, um den Erinnerungen zu entgehen, welche Madame Louise jetzt erwecken würde.

„Oftmals, Auguste, hast Du mich gefragt, welches der Name und Rang Deines Vaters wäre, und Du hast einen Theil der Wahrheit errathen; ja, meine Tochter, unser Name war ehedem berühmt in dieser Provinz, in welcher ich seit zwanzig Jahren ein unbekanntes und vergessenes Leben führe. Niemand hat hier unter dem einfachen und ärmlichen Gewande einer Gastwirthin an der Landstraße die vornehme und glänzende Dame wieder erkannt, die in ihrer Jugend das ganze Land mit ihrer Pracht und ihrem Reichthum verblendete. Niemand hat in Dir, meine Tochter, die Du in Armuth und Elend erzogen wurdest, die Tochter und einzige Erbin des Barons von Saint-Maurice, des ehemaligen Herrn von mehr als dreißig Ortschaften, des reichsten und angesehensten Mannes im Canton, vermuthet.“

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß der Frau Lafarge.

Nie hat man von einem verwickeltern, räthselvollern Prozesse gehört, als dieser ist; nie von einem, in welchem sich die Chancen der Anklage wie der Vertheidigung so oft und so sehr umgestalteten.

Beim Beginne der Verhandlungen zweifelte so zu sagen Niemand an der Schuld der Angeklagten. Die im Anklageact enthaltenen Angaben schienen so unwiderlegbar gegen die Wittwe Lafarge (geborene Marie Cappelle) zu sprechen, daß eine alsbaldige Verurtheilung derselben allgemein erwartet wurde. Freilich war den ersten Experten bei der chemischen Untersuchung der Tiegel zersprungen, und sie konnten das Vorhandenseyn von Arsenik im Körper des Todten nur vermuthen, nicht gerade erweisen; allein dennoch lächelte man, als es hieß, der berühmte Orfila . . der den Leuten vom Fach in der Provinz so gerne Lectionen von oben herab gibt — habe erklärt, der Beweis des Vorhandenseyns von Gift sey nicht hergestellt.

Die öffentlichen Gerichtsverhandlungen begannen. Mit einigem Erstaunen sah man, daß der berühmte Pariser Advocat Paillet die Vertheidigung dieser Frau übernahm, welche der Generalanwalt in einer jedenfalls unschicklichen und anmaßlichen Weise von vorn herein als unrettbar erklärte. Die Zeugenaussagen erregten einiges Aufsehen: so viel auch darin enthalten war, das die Angeklagte verdächtigen mußte, so vermißte man doch jeden directen Beweis gegen dieselbe, ja mehrere für die Anklage aufgerufene Zeugen sagten sehr entschieden zu Gunsten der Vertheidigung aus, was der Advokat der Frau Lafarge auf's geschickteste zu benützen verstand, und was den Generaladvokaten nöthigte, die Angaben von Zeugen à charge selbst anzugreifen, oder, nach dem Ausdrucke des Ersten, „auf seine eigenen Leute zu feuern.“

Da erfuhr nun das Publikum mit wahrem Erstaunen, daß neue Versuche von gerichtlich angestellten Sachverständigen dargethan hätten, daß — in den untersuchten Ueberresten von Lafarge gar kein Gift zu finden sey. — Der öffentliche Ankläger kam, bei seiner nicht zu verkennenden niedrigen Leidenschaftlichkeit, außer sich. Auf seinen Antrag fand die Ausgrabung des Leichnams und eine neue Expertenuntersuchung statt, wobei die,

bei den ersten und zweiten Experimenten anwesenden Sachverständigen wieder mit zugegen waren. Ihr, kaum von einem Einzigen unter ihnen leise beanstandetes Gutachten lautete wie das vorige. Selbst der eine Arzt des Todten erklärte, früher habe er eine stattgehabte Vergiftung hier vermuthet, die chemische Untersuchung aber habe ihn vom Gegentheile überzeugt. Bei dieser Sachlage und bei der für die Angeklagte äußerst günstigen Aussage verschiedener Zeugen schien jeder Zweifel über die Unschuld der Wittwe Lafarge gelöst. (Es zeigte sich, daß sie in eine wirklich abscheuliche Familie gerathen war; daß sie nach eingetretenem Tode ihres Mannes große Schulden desselben aus ihrem Vermögen tilgte, um eine Fallimentserklärung zu verhindern; daß sie die von demselben ausgegebenen falschen Wechsel einlöste, um seinen ehrlichen Namen zu retten; daß sie während der Krankheit desselben den innigsten Antheil, die tiefste Gemüthsbewegung für dessen Genesung kundgegeben hatte ꝛc.) Selbst der Generaladvokat verkündigte in öffentlicher Sitzung in verlegenem, schwülstigem Vortrage, wie er nun selbst die Dinge ganz anders ansehe, und nur darauf ausgehe, die andern wirklich Schuldigen zu ermitteln, und die volle Unschuld der Angeklagten in ein über jeden Zweifel erhabenes Licht zu setzen. Er veranlaßte dessenungeachtet ein viertes Expertengutachten, wozu er den Doctor Orfila von Paris durch den Telegraphen herbeirufen ließ. — So unzweifelhaft zu Anfange des Prozesses die Schuld, eben so durchaus erwiesen schien jetzt die Unschuld der Angeklagten.

Mit wahrem Erstaunen vernahm nun das Publikum, daß sich in den von den vorigen (dritten) Experten geprüften, dem Lafarge während seiner Krankheit gereichten, doch in der Hauptsache von ihm nicht genossenen Speisen und Getränken — wirklich Arsenik gefunden habe!

Das niederdrückende Erstaunen erreichte aber den höchsten Grad, als Orfila, der sich sogar gegen das erste, verdächtigende Gutachten erhoben hatte, nun sammt zwei Collegen verkündete: sie hätten in jenem Leichnam selbst wirklich unzweifelhaft Arsenik gefunden!

So stehen nach den letzten Nachrichten die Dinge. Die Angeklagte, ohnehin schon vor Beginn des Processes so sehr leidend, daß ihr nahes Ende einem Jeden, der sie nur erblickt, gewiß scheint, — ist schwer erkrankt. Der funktionirende Generaladvokat — gefühllos in allen Stücken — war mit der deßfallsigen Versicherung des gewöhnlichen Arztes der Angeklagten nicht zufrieden; drei andere beeidigte Mediciner wurden zur Untersuchung abgesendet, erklärten übrigens alsbald, die ersten Angaben bestätigen zu müssen, indem Frau Lafarge furchtbar an Krämpfen und einer nervösen Aufregung leide, die äußerst beunruhigend seyen. — Die Sitzung mußte sonach am 15. und vermuthlich auch am 16. September eingestellt werden.

Schon wieder ist aber eine neue entgegengesetzte Wendung in diesem Processe wahrscheinlich. Nicht nur daß behauptet werden will, das von Orfila ermittelte Arsenik aus dem Körper des Lafarge betrage nicht mehr als den hundertsten Theil eines Grans, reducire sich sonach auf nichts, — sondern man vernimmt auch, daß der ebenfalls sehr berühmte Dr. Raspail das Gutachten Orfila's durchaus niederreißen zu können, sich im Stande fühle, und bereits von Paris nach Tulle abgereist sey. — Wie sich diese seltsamen, die Mangelhaftigkeit unserer chemischen Kenntnisse recht grell zeigenden Dinge aber auch verhalten mögen, so ist doch gewiß, daß der subjective Thatbestand — daß nämlich gerade die Angeklagte die Vergifterin gewesen seyn müsse, keineswegs hergestellt ward, und es läßt sich mit Zuversicht annehmen, daß die Geschworenen auf's Ungewisse, auf bloße Möglichkeiten hin, das furchtbare „Schuldig!" nicht aussprechen werden. — Sicherlich wird sonach die Angeklagte freigesprochen werden. (Speyerer Ztg.)

Nachschrift. Nach so eben aus Tulle eingetroffenen Depeschen ist die Madame Lafarge zu lebenslänglicher Zwangsarbeit (travaux forcées à perpetuité) verurtheilt worden.

Korrespondenz.

Mainz, 22. Sept.

Handlungen roher Gewaltthätigkeit gehören bei uns zu den Seltenheiten. Unser mildes Klima und die religiöse und intellectuelle Erziehung, deren Wohlthaten Jedem, auch dem Aermsten zu Theil werden, bewahren uns vor Ausbrüchen von Wildheit, wodurch Menschenleben barbarischer Weise auf's Spiel gesetzt und Mißhandlungen verübt werden, wovon man in andern größeren Städten so oft Beispiele erlebt. Tausende bewegen sich bei uns Tag und Nacht untereinander und nicht einmal einen Wortwechsel vernimmt man; zu Thätlichkeiten kommt es beinah nie. Deßwegen sagte man auch schon öfter, hier gebe es keinen Pöbel. Unterdessen haben wir heute über einen Fall roher Gewaltthat zu berichten, der sich vor Kurzem hier ereignete und ein Menschenleben gekostet hat. — Vor einigen Wochen fiel es einem jungen Manne der gewerbetreibenden Klasse, wahrscheinlich nach übermäßigem Genusse geistiger Getränke, ein, in dem Hause, das er zugleich mit mehreren Miethleuten bewohnte, gegen 11 Uhr Nachts zu schreien und zu lärmen und als ihm deshalb Vorstellungen gemacht wurden, Fensterläden auszureißen und in den Hof zu werfen. Einige junge Männer, die durch das Geschrei herbeigezogen wurden, suchten den Tumultuanten durch Zureden zur Ruhe zu bringen und als ihnen dieses nicht gelang, so riefen sie nach der Polizei und suchten sich des Unruhestifters zu bemächtigen. Aber der erboste Mensch riß den einen derselben zu Boden und schlug ihn mit den Fäusten, bis er besinnungslos da lag. Gegen den andern erhob er einen Pflasterstein und schlug ihm denselben mit solcher Gewalt gegen die Stirn, daß die ganze Hirnschale zerschmettert wurde. Nun sprang der Thäter nach seiner Wohnung, ergriff dort ein Messer und drang damit gegen die sich ihm Entgegenstellenden ein. Nur mit großer Mühe gelang es, sich seiner zu bemächtigen und ihn unschädlich zu machen. Der mit dem Steine Geschlagene mußte trepanirt werden und starb am 13ten Tage nach der Verwundung unter unbeschreiblichen Leiden. Der Thäter befindet sich in den Händen der Justiz. Man sagt, nicht nur sein Vater, sondern auch seine Frau wären froh, den zum Zorne geneigten Menschen unschädlich gemacht zu sehen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. Sept. Clavigo, Trauerspiel in 5 Abth., von Göthe. (Gastrolle) Carlos: Hr. Döring, königl. württemb. Hofschauspieler. Hierauf folgt: Der arme Poet, Schauspiel in 1 Akt, von Kotzebue. (Gastrolle) Lorenz Kindlein: Hr. Döring.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 270. Samstag den 26. September 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

Bei dem Namen „Saint-Maurice" fuhr Auguste zusammen und erhob lebhaft den Kopf mit einem unsäglichen Gefühl von Stolz.

„Was! Mutter," rief sie aus, „jener stolze Edelmann, von dem unsere Magd Johanna mir so oft in den Abendstunden spricht, der das Land mit so viel Wohlthaten überhäuft und der so viele Erinnerungen von Güte und Edelmuth zurückgelassen hat?"

„Er war Dein Vater, mein Kind, er war mein Gatte, und in jener Epoche des Glücks, von der ich Dir eben spreche, ahnten wir Beide nicht, welches Schicksal uns in der Zukunft vorbehalten war."

Madame Louise hielt einen Augenblick inne, als wolle sie ihre Gedanken ein wenig ordnen. Auguste betrachtete mit einer Art heiliger Scheu diese energische Frau, die so tief gefallen war, und die so viel hatte dulden müssen; sie erblickte in ihr jene außerordentliche, übernatürliche Aufopferungsliebe, die nur durch Gefühle des Edelmuths, zum Fanatismus gesteigert, erzeugt werden kann, und zum ersten Male war die Ehrfurcht für ihre Mutter größer in ihrem Herzen, als die Zuneigung. Claudius war ohne Rührung, stumm, die Stirne immer auf seine Hand gestützt.

„Du hast, meine theure Auguste," fuhr Madame Louise fort, „von jener Epoche des Unglücks und des öffentlichen Mißgeschicks reden hören, wo so viel edles Blut in ganz Frankreich geflossen ist. Dein Vater und ich, wir genossen friedlich im Schooße dieser Provinz unsern glücklichen Reichthum, als das Getöse jener schrecklichen Revolution, welche den Thron der legitimen Könige umstürzte, bis zu uns drang. Wie so viele Andere, von dem Zorn eines gereizten Volkes bedroht, folgten wir dem Strome, der den ganzen Adel von Frankreich in's Ausland riß. Wir mußten unsere Güter, unsere Schlösser, unsere Würden verlassen, um ferne von unserm Vaterlande eine karge und armselige Gastfreundschaft zu suchen. Der Baron, mit seinem kühnen Charakter, hätte vielleicht, den Herd seiner Väter vertheidigend, einen ruhmvollen Tod einem schmählichen Exil vorgezogen, das sich sehr in die Länge ziehen konnte. Aber was er niemals um seinetwillen gethan haben würde, das that er für mich, seine junge und schöne Gemahlin, die er bis zur Anbetung liebte. Er wollte mich nicht den Gefahren eines Kampfes aussetzen, dessen Resultate bedenklich seyn konnten, und wir gingen somit nach Deutschland mit seinen zwei Brüdern, dem Ritter und dem Prior von Saint-Maurice, Deinen beiden Oheimen, die seit zwanzig Jahren, ungeachtet aller meiner Schritte, kein Lebenszeichen von sich gegeben haben. Kaum hatten wir das Land verlassen, als unsere ungeheueren Besitzungen in Beschlag genommen und im Namen des Staates verkauft wurden; verächtliche Spekulanten kauften die Güter, die uns als Erb' und eigen angehörten, um einen Spottpreis, und das Schloß, das unsere Vorfahren während acht Jahrhunderten besessen hatten, wurde die Beute eines mit der unedlen Verfahrungsweise der schwarzen Bande vertrauten Intriguanten.

Bei dieser Stelle der Erzählung ihrer Mutter erröthete Auguste und senkte ihr Haupt. Claudius, der sie beobachtete, steigerte ihre Verlegenheit noch, indem er mit Sanftmuth zu ihr sagte: „Sie begreifen jetzt, mein Fräulein, warum ich Ferdinand Michelin, den Sohn des geizigen Spekulanten, der heute friedlich die Güter Ihrer Familie genießt, so übel aufnehme!"

Auguste wandte sich seitwärts, um ihre Verwirrung zu verbergen. Die Mutter fuhr fort:

„Dein Vater, mein Kind, hatte, wie ich Dir schon gesagt zu haben glaube, einen aufbrausenden, ungestümen und äußerst energischen Charakter. Sein Haß gegen die Anarchie, welche damals in Frankreich herrschte, das Exaltirte seiner Ideen und Grundsätze, die Fiebergluth seiner nimmerrastenden Thätigkeit, die ihn verzehrte, stürzten ihn in alle Unternehmungen, welche die Wiedereinsetzung der Bourbonendynastie auf den Thron, von dem man sie gewaltsam gestoßen hatte, zum Ziele hatten. Vergebens gab ein der getäuschten Adelskaste hingeworfenes blutiges Königshaupt die furchtbare Beharrlichkeit der Neuerungsmänner zu erkennen; der Schrecken vermochte die Hoffnung nicht zu verjagen, und die Kühnheit der Sieger steigerte nur die Wuth der Besiegten."

„Mein Gatte besonders empfand einen tiefen Unwillen gegen jene große Frevelthat, deren eine ganze Nation sich schuldig gemacht hatte. Kurze Zeit, nachdem diese unheilvolle Nachricht sich auf dem andern Ufer des Rheines verbreitet hatte, war ein geheimes Complott angezettelt worden, um die gehässige, auf Frankreich lastende Gewalt zu stürzen und den Thron den legitimen Königen wieder zu geben. Der Baron war einer der Hauptbegünstiger dieses Complots, hohe Personen munterten

seine Bemühungen auf und steigerten seine Hingebung durch ihre Lobsprüche; sie versprachen ihm Würden, Reichthümer, als Belohnung seiner Opfer, und der Baron mit seinen ritterlichen Ideen bedurfte keiner ähnlichen Ermunterungen, um zu erfüllen, was er für heilige Pflicht hielt."

„Nicht lange nachher fand er Gelegenheit, den erlauchten Exilirten seine ganze Hingebung zu beweisen. Sollte nämlich das Complott einen günstigen Erfolg versprechen, so mußte ein thätiger, kluger, unerschrockener Mann nach Frankreich zurückkehren, sich nach Paris, dem Mittelpunkte der Gefahr, begeben und die Kräfte der Verschwornen verbinden, um sie nach dem gemeinschaftlichen Ziele hinzuleiten. Der Baron bewarb sich um diese gefährliche Mission und erhielt sie. Umsonst wollte ich ihn durch meine Bitten und durch meine Thränen zurückhalten; ich war damals krank, und trug Dich unter meinem Herzen, meine theure Auguste; welche mächtigen Gründe, um meinen Bitten nachzugeben! Aber der Baron war unbeugsam; es handelte sich, sprach er, um seine Ehre, und wenn er selbst bei seinem Unternehmen zu Grunde ginge, so sey er überzeugt, daß Diejenigen, für die er Alles wage, über mich und mein Kind wachen würden. Da ich ihn so entschlossen sah, so erklärte ich ihm mit Nachdruck, daß es nun meine Pflicht sey, ihm zu folgen, und daß, weil er auf der Abreise bestünde, ich mit ihm gehen würde."

„Nun war die Reihe an ihm, Bitten, Flehen und selbst Drohungen anzuwenden. Ich blieb eben so unbeugsam, wie er, und er mußte einem Willen nachgeben, der eben so fest war, wie der seinige. Wir reisten also ab, nachdem wir die geeignete Ordre erhalten und die Hand einer hohen Person geküßt hatten, welche Worte voll Zuneigung und Güte an uns richtete; einige Tage später waren wir in Frankreich, zu Paris, unter dem Namen „Menard", der auch der unsrige war, und den Du so lange geführt hast, Auguste, ohne zu wissen, welche Titel sich ehemals daran knüpften.

(Fortsetzung folgt.)

The Hunch Bak't.

(Lewald's Europa.)

I.

Es war an einem Sonntagabend im Jahre 1834. Es hatte schon elf geschlagen und im Widerspruch mit Sitte und Gesetz des Landes, das in der strengsten Ruhe und Zurückgezogenheit die Feier des Sonntags sucht und London je den siebenten Tag der Woche zu einem Trappistenkloster werden läßt, schimmerte noch ein Licht hoch oben in dem Dachstübchen eines Hauses nahe bei Hydepark. Das Stübchen, welches dieses Licht erhellte, war niedrig, klein und mit den schlechtesten Geräthschaften versehen, ein Fremder hätte es leicht für einen jener Winkel gehalten, in denen die unglücklichen Fabrikarbeiter großer Städte wohl ihr Obdach suchen; doch ließ Einiges in dem kleinen Gemache auf andere Bewohner schließen. In dem finsteren Winkel stand ein Tisch, auf dem bunt durcheinander Zeitungsblätter, aufgeschlagene Bücher, Manuscripte lagen; über dem Kamine stand eine kleine Büste von Englands größtem Dichter mit einer Stelle aus Hamlet. Neben dem Herde, dessen Kohlen fast verloschen waren, stand die Wiege eines neugebornen Kindes, und an dieser Wiege saß eine äußerst einfach, aber doch mit einer gewissen Zierlichkeit gekleidete Frau, deren Haltung und feine Züge errathen ließen, daß sie, wenn nicht einem aristokratischen Hause, doch den höheren Classen der Gesellschaft angehörte.

Diese Frau konnte zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt seyn. Ob auch Krankheit und Leiden der Seele ihre Wangen gebleicht, des Hauches der Frische entkleidet und ihren Körper abgemagert hatten, waren ihr doch noch Spuren der größten Schönheit geblieben, besonders waren ihre Hände ungemein fein und zierlich gebaut. Zu dieser Stunde kämpfte sie mit einer Aufregung, die um so mächtiger ward, je mehr sie bemüht war, Herrin derselben zu werden. So oft die nahe Thurmuhr von St. Georges durch die Stille der Nacht ertönte, zitterte sie, stand von ihrem Sitze auf, horchte lange, ließ sich dann wieder in ihren Sessel fallen und seufzte: „o mein Gott, wie lange bleibt er aus!"

So verbrachte sie wohl eine Stunde in peinlichster Erwartung. Diese Stunde war ihr lang wie ein Jahrhundert, wie ein Jahrhundert so unerträglicher Angst wohl, daß sie Alles vergaß, ihre Schwäche, den eisigen Nordwind, der Schnee und Hagel an die Fenster schlug, ihr Kind, das oft aus unruhigem Schlafe aufschrie, daß sie Alles vergaß, außer den Einen, um den sie bangte. Sie schleppte sich ans Fenster, öffnete es und sah, weit hinausgebeugt, angestrengten Blickes in die schaurige Dunkelheit hinaus. Endlich schlug ein Geräusch in der Ferne an ihr Ohr. Ein Strahl der Freude leuchtete ihr, „er ist's!" rief sie aus.

Einige Augenblicke später trat ein Mann in's Zimmer, er war groß, edel und kräftig gebaut. Seine Züge waren nicht regelmäßig, aber es lag etwas Kühnes und Sinniges in ihnen, das zumeist ein männliches Gesicht verschönert. Aus seinen Augen sprühte ein eigener Glanz und seine Stirn, die nur von wenigen Locken umschattet war, war hoch und gewölbt und klar und edel, wie sie als Kennzeichen eines höheren Geistes gilt. Er mochte dreißig oder fünfunddreißig Jahre alt seyn.

Da er eintrat, warf er ein zerknittertes Manuscript auf den Tisch, legte seinen nassen Mantel ab und drückte einen Kuß auf die Stirn der jungen Frau. „Lady Anna," sagte er und sah sie lange schmerzlich an, „Dein Vater hatte Recht. Besser ist's, einen Schenkwirth zum Schwiegersohn zu haben, als einen Dichter."

„Aber wenn dieser Dichter genial und geistvoll ist", erwiederte schnell Anna, schmerzlich überrascht von diesen Worten.

Ein bitteres Lächeln zuckte über die Lippen des Mannes. „Genie," rief er, „wohin führt das?"

„Zum Ruhme."

„Ach, nein, zum Elend."

„Was redest Du?... Deine Werke..."

„Sind dem Belieben eines Jeden anheimgefallen. In tausenden von Exemplaren dürfen sie gedruckt werden, jedes Theater in Großbritannien darf sie aufführen, und sich mit ihnen volle Kassen machen. Sie gehören Allen an, nur nicht mir, nur nicht dem, der sie gedichtet. Dieses ist das Gesetz Englands. Hier, in dem Lande eigennütziger und geiziger Krämer gibt's Privilegien selbst für die überflüssigste, thörichtste Erfindung, aber Schutz für ein Werk der Kunst, der Dichtung will kein Gesetz verleihen. Solche Werke sind dem Gesange des Vogels gleich geachtet, Jeder darf ihn sich aneignen."

„Und Dein neues Drama? ist es angenommen, werden sie es geben?"

„Hoffe nicht mehr darauf, ich komme von Drury Lane."

„Nun?"

„Es wird nicht gegeben."

„Und weshalb?"

„Weil's einem elenden Comödianten nicht gefällt, die Hauptrolle zu übernehmen."

„Macready?"

„Du nanntest seinen Namen."

„Aber Du schufst ihm ja Künstlerruf und Reichthum, Du hast ihm Rollen geschrieben..."

„Er hat alles, alles vergessen..."

„Der Elende. Und so bleibt uns keine Hoffnung mehr?"

„Doch, Anna, noch eine bleibt uns."

„Und diese eine?"

„Ich habe da noch Bücher, Shakespeare, Milton, Byron, diese riesigen Geister, mit denen ich leben wollte und sterben, ich will mich ihrer entäußern, das sey unser letztes Opfer. Gott helfe uns weiter!"

(Fortsetzung folgt.)

Der König von Preußen und der Dichter Chamisso.

Am 21. August waren es zwei Jahre, daß der deutsche Dichter Adalbert von Chamisso gestorben ist, nachdem er an den beiden schlesischen Heilquellen Reinerz und Charlottenbrunn vergebens Heilung gesucht und dort nur einige Linderung für seine Leiden gefunden. Seit der 1818 erfolgten Rückkehr nach Berlin hatte er das Glück seiner Häuslichkeit wie seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in vollem Maße und ununterbrochen genossen, als das Jahr 1831 durch die Grippe seine bisher riesenhafte Gesundheit dergestalt erschütterte, daß der Keim zu jenem Brustübel in ihm gelegt wurde, welches sein verhältnißmäßig immer frühes Ende herbeiführte. Sein Zustand verschlimmerte sich körperlich stets mehr und mehr. Ein unerträglicher Husten ließ ihm nur wenig Ruhe. 1835 hielt es sein Arzt für angemessen, ihm den Gebrauch von Reinerz anzurathen. Er widerstrebte — an häusliche Ruhe gewöhnt — aus allen Kräften, aber endlich gab er dennoch nach und reiste, in Begleitung seiner Frau und seines ältesten Sohnes, dahin ab, wo ihm die Freude wurde, zu vernehmen, daß er auf Alexander von Humboldt's Vorschlag fast einstimmig zum Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden. Das Bad hatte den leidenden Dichter für den Augenblick erfrischt; aber es zeigte sich keine nachhaltige Wirkung. Eben so verhielt es sich, wie bemerkt, mit einer zweiten Reise, die Chamisso im nächsten Sommer, 1836, nach dem Bade Charlottenbrunn unternahm, wohin ihn abermals seine getreue Gattin begleitete. Sonst war das erste Drittheil dieses Jahres für ihn durch sehr erfreuliche Eindrücke bezeichnet. Zur Ostermesse nämlich erschienen die vier Bände seiner Schriften — die Gedichte hatten sich seit 1831 schon in mehreren Auflagen Bahn zu machen gewußt. Noch im Juni 1828 schrieb Chamisso an seinen Freund de la Foye: „Ich glaube fast, ich sey ein Dichter Deutschlands." Aber schon nach zehn Jahren, im Juni 1838, konnte er, vom Bewußtseyn seines Dichtergenius bereits innigst durchdrungen, demselben Freunde berichten: „Zu Geburtstags-, Pathen-, Christ- und Brautgeschenken werden in Deutschland jährlich beiläufig 1000 Uhland und 500 Chamisso gebraucht!" — Seine Werke hatten den entscheidenden Erfolg, ihm die Aufmerksamkeit aller Besseren in hohem Grade zuzuwenden. An der Spitze derer, welche sich durchdrungen fühlten, ihrer Anerkennung Worte zu geben, stand Preußens eben so geist- als gemüthreicher Kronprinz — unser jetziger allverehrter und geliebter König. Dieser schrieb dem Dichter eigenhändig unterm 16. Mai 1836, mitten im Gewühl der Hoffeste, welche den damals anwesenden französischen Prinzen, den Herzögen von Orleans und Nemours, gegeben wurden, wie folgt:

„Mein lieber Herr von Chamisso!

Auf Ihre lieben Zeilen, welche so werthvolle Gabe begleitete, mußte ich selbst antworten, daher kommt die Antwort später, als ich gewünscht hätte, denn Sie ahnen, daß wir jetzt volle Tage haben. Es ist mir ungemein viel werth, Ihre Werke aus Ihrer Hand zu besitzen. Uebrigens hatte ich nicht so lange gewartet, um sie mir anzueignen. Ich war schon ziemlich avancirt in Ihrer Reisebeschreibung und hatte ein gut Theil Ihrer Gedichte, die einmal wirkliche Gedichte und nicht Versereien sind, gelesen, ehe Sie sie mir gesendet. Die gute Laune, die bei so vielem Ernste durch Ihre Reise weht, hatte mich veranlaßt, das Werk dem Könige für die Abendlektüre zu empfehlen, und es hat allerhöchsten Orts gar sehr behagt und füllt daselbst jetzt die Zeit zwischen dem Souper und dem Auseinandergehen ergötzlich und lehrreich aus. Gar zu gern möchte ich Ihnen meinen Dank mündlich wiederholen. Ich habe Sie so lange nicht gesehen und gesprochen. Nun sagt mir A. v. Humboldt, Sie seyen den ganzen Winter leidend gewesen. Das, fürchte ich nun sehr, verdirbt mir die Hoffnung, Sie einmal zu Tisch bei mir zu sehen. Können Sie es wagen, so bitte ich Sie, mich's wissen zu lassen; ziehen Sie aber vor, mich ein Mal Morgens zu besuchen, so kommen Sie doch ohne Weiteres, welchen Tag Sie wollen, so zwischen 11 und 12½ Uhr; jedoch sollten Sie einen Dienstag, Mittwoch oder Sonnabend wählen, so würde ich Sie bitten, früher zu kommen, da ich von 11 Uhr an Sitzungen habe. Wo haben Sie das Goethe'sche Deutsch her? Manche Franzosen haben wohl ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgend Einer es dem Besten gleich und darüber hinausgethan in der Sprache. Die vielen Schnurren und Malicen in Ihren Gedichten sind keine wälsche, sondern ächt national, und sogar den gottlosen Beranger haben Sie nicht übersetzt, sondern verdeutscht — ich wollte, Sie hätten ihn zerdeutscht! Ihre Strophen an Boncourt möchte ich singen hören! schon beim Lesen gehen einem die Augen über und man giebt unwillkürlich Ihnen selbst den Segen zurück, welchen Sie dem Ackerer auf der theuren Stelle zurufen. Leben Sie wohl, lieber Herr von Chamisso. Darf ich sagen: auf Wiedersehen?

Friedrich Wilhelm."

Dieses Schreiben, wie ein Heiligthum von Chamisso's Kindern aufbewahrt — fügt Hitzig in der Biographie des Dichters, welcher zwei Jahre darauf seiner Krankheit erlag, hinzu — ist das schönste Besitzthum, welches er ihnen zu hinterlassen vermochte. (Schlesische Ztg.)

Frankfurter Theater.

Der Freischütz. — Th. Döring. — Camoens, von Fr. Halm.

Weber's Freischütz ist noch immer eine Lieblingsoper der Kenner, wie der Laien, und wird es wohl stets bleiben; denn es ist eine edle, melodienreiche, seelenvolle Musik, die zu allen Herzen spricht. In dieser Oper wird, wie in denen unserer ersten Meister, die deutsche Richtung würdig repräsentirt, und was uns mit Liebe und Sehnsucht, mit Hoffnung und mit Trauer, mit Bangen und mit Schmerz, mit Andacht und Vertrauen erfüllt, das finden wir hier in Tönen wieder. Diese Töne sind von des Meisters Genius sinnig geordnet und bringen in schöner Form die schöne Seele. Sie erheben und erfreuen uns und entfalten, so oft wir sie vernehmen, neue Zauber. Es war löblich, daß man den Freischütz auch äußerlich wieder neu ausgestattet, neu einstudirt und ihn so in verjüngter Gestalt wieder vorgeführt hat. Die hierauf verwendeten Kosten werden gute Zinsen tragen und manches volle Haus machen. Hr. Decorationsmaler Hoffmann und Hr. Maschinist Port haben sich bei dieser Veranlassung durch Geschmack und Geschicklichkeit ausgezeichnet. Auch die neuen Costüme sind schön und gewählt. Das ganze Arrangement zeugt von Sorgfalt. Während Orchester und Chöre Vorzügliches leisteten, waren die Soloparthien trefflich besetzt. Hr. Dettmer gibt den Kaspar in Gesang und Spiel so ausgezeichnet, so voll Kraft und Energie, und Dem. Capitain singt und spielt die Agathe so innig und seelenvoll, so ächt lyrisch und ganz im poetischen Schmelze zarter Jungfräulichkeit gehalten, daß man beide Parthieen mit vollem Rechte als schöne Kunstleistungen rühmen darf. Hr. Chrudimsky sang den Max recht schön; Ausdruck und Spiel bedürfen noch weiterer Bildung. Dem. Kratky als Aennchen bewährte ihre anerkannte Gesangsvirtuosität. Die Parthie des Ottokar wurde von Hrn. Wiegand schön gesungen und gespielt. Mit Vergnügen vernehmen die zahlreichen Freunde dieses seit vielen Jahren unter uns heimisch gewordenen Sängers, daß er mit der hiesigen Direction in Contractsunterhandlungen steht und wahrscheinlich unserer Oper weiter verbleiben wird.

Hr. Th. Döring gab den Franz Moor in Schiller's Räuber auf eine Weise, die seinen Beruf für die Tragödie nun außer Zweifel gestellt und seinem Gastspiel neuen Glanz verliehen hat. Nicht nur geistig, sondern auch hinsichtlich der physischen Mittel ist der Darsteller ganz Herr seiner Leistung, welche in logischer Consequenz und in dem innersten Zusammenhang vor uns erscheint. Diesem Charakter die Färbung der Wahrheit zu geben und ihn vor Verzerrung zu bewahren, halten wir für eine schwierige Aufgabe, die von unserm Gaste meisterhaft gelöst wurde. Franz Moor ist mit der Natur, welche ihn stiefmütterlich ausgestattet hat, unzufrieden und grollt mit derselben, indem er ihr Hohn und Trotz entgegen stellt. Auf diesen Grund hat Döring gebaut und führt uns die Zerwürfnisse mit der Natur und der Menschheit kühn und erschütternd vor; er enthüllt alle Schattirungen dieses düstern Charakters mit höchster Wahrheit und weiß das Auflodern der wilden leidenschaftlichen Gesinnung, wie auch die glattzüngige Heuchelei neben einander fortschreiten zu lassen. So führt er die ersten Akte durch, in welchen Franz Moor als Sieger dasteht; in den letzten Akten wird er der Besiegte und die Waffen des Bösen kehren sich gegen seine eigene Brust. Wie die erste Angst, daß er sein Spiel verlieren könne, in ihm erwacht, wie sie sich zur Gewißheit steigert, wie dann die Gummiden sich seiner bemächtigen, wie die Verzweiflung ihn furchtbar überfällt, wie die Nemesis ihn niederreißt, dies Alles stellte Döring mit hoher Wahrheit und ächt tragischer Größe dar. Wir bezeichnen seine Leistung als eine höchst bedeutende, consequent und genial durchgeführte und können dem allgemeinen Beifall, den sie gefunden hat, die volle Beistimmung der Kritik zufügen.

Neu gegeben wurde — Camoens, von Fr. Halm. Es ist mehr ein lyrisches Gedicht, als ein Drama, und mehr zur Lectüre, als zur Aufführung geeignet. Fr. Halm hat seinen Dichterberuf hier durch viele schöne Verse, durch poetische Bilder und durch Geist und Gemüth genügend bekundet; aber ein Drama soll weniger auf schöne Verse, als vielmehr auf das Interesse der Handlung und der Charactere berechnet seyn. Dies Interesse ist hier nur gering, um so mehr, als das Thema der in Noth und Elend verschmachtenden, vor unsern Augen jämmerlich hinsterbenden großen und kleinen Dichter und Künstler vielfältig behandelt und sehr abgenutzt ist. Fr. Halm hätte besser gethan, einen andern, weniger düsteren Moment aus Camoens Leben uns vorzuführen, als gerade diesen, in welchem der im Hospital Sterbende auf dem Todesbett liegt und, ehe er hinüberschlummert, noch lange und eine gesunde Lunge erfordernde Reden hält, die wie ein Alp auf dem Hörer lasten. Was die Brust eines Sterbenden durchschauert, das mag in einem lyrischen Gedichte ausgesprochen und ausgedehnt werden; ein Sterbender auf der Bühne aber muß es kurz machen. Während der Aufführung wurde ein Zuschauer ohnmächtig und mußte hinausgetragen werden. Ob dies in Folge des Stückes oder anderer Ursachen, wissen wir nicht. — Hr. Th. Döring spielte den Camoens und schloß sich der Dichtung an, die schönen Verse mit Wärme und Innigkeit wiedergebend und den leidenden Ausdruck wohl bemeisternd. In der ersten Hälfte des Stückes, wo Camoens von Fr. Halm noch am ruhigsten gehalten ist, wußte der Darsteller den elegischen rührenden Ton der Wehmuth und der Klage in schönster Vollendung zu erreichen; in der zweiten Hälfte schilderte er die fieberhafte Aufregung und das letzte Auflodern der Lebenskraft mit Farben, die wir zu frisch und zu glänzend nennen würden, wenn sie nicht durch das Gedicht selber nothwendig bedingt wären; soll die Rolle einigen Bühneneffekt machen, so kann sie nur so und nicht anders gespielt werden. Döring's wohldurchdachte Darstellung wurde durch vielfältigen Beifall und durch Hervorrufung anerkannt. Die Rollen des Quebeda (Hr. Lußberger), des Spitalmeisters (Hr. Heyl) und des Perez (Dem. Leclerc) waren gut besetzt.

W.

Mannichfaltigkeiten.

Bei der Huldigungsfeier in Königsberg trat eine unerwartete Scene ein. Der Kanzler hatte eben die letzten Worte gesprochen, welche lauteten: »Und so flehe nun Jeder mit Erhebung seines Herzens zu Gott, mit dankvollem Gebet und mit Ehrfurcht gegen seinen König vor dem Throne, und gelobe zu dessen Füßen von ganzem Herzen für sich und was an ihm ist, was die Pflicht der treuen Unterthanen gebietet, bei Gott und bei seiner Seele!« In der lautlosen, feierlichen Stille verklang eben das letzte Wort, da hörte man plötzlich eine grelle, geisterhafte Frauenstimme, in feierlich vermahnendem Tone ausrufen: »Schwöret nicht, schwöret nicht beim Himmel, denn er ist Gottes Thron, noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel; schwöret nicht dem Könige der Erden!« noch andere Worte, die hinzugefügt wurden, waren weniger deutlich, da schnell einige Beamte von der Throntribune, von welcher aus sie die Sprecherin, hinter den Traillen eines Fensters im Erdgeschosse eines der Thronestrade zunächst gelegenen Gebäudes des südlichen Schloßflügels, wahrgenommen hatten, hinabeilten, um der Person Einhalt zu thun. Das Fenster wurde rasch von außen geschlossen, man versicherte sich der Sprecherin, die, nach Einigen, eine bekannte Pietistin, nach Anderen eine vor kurzer Zeit aus dem Irrenhause als geheilt entlassene Wahnsinnige gewesen seyn soll. (A. Z.)

* (Weilburg, 22. Sept.) Am 16. d. M. hatte die stille Feier des dritten Säculars festes des herzogl. nassauischen Landes-Gymnasiums dahier stattgefunden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 26. Sept. Das bemooste Haupt oder: Der lange Israel, Lustspiel in 4 Akten von R. Benedix.

Sonntag, 27. Sept. (Neu in Scene gesetzt): Der Freischütz, romantische Oper in 3 Abth., Musik von Karl Maria von Weber. —

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 271. Sonntag, den 27. September 1840.

Das Landhaus eines Freundes.

Von Wilh. Wagner.

Freund! übe stets nach alter Sitte
Das schöne Gastrecht gerne aus;
Doch nicht für Jeden sey geöffnet
Dein schützend Thor, dein gastlich Haus,
Und prüfe wohl, eh' deine Liebe
Den Einlaßsuchenden erhört,
Daß nicht die Ruhe deines Hauses
Durch fremden Mißklang sey gestört!

Naht sich, verirrt von den Genossen,
Mit schlichtem Gruß ein Jägersmann,
Und spricht er in Dianens Namen
Dich um ein Obdach freundlich an;
So freue dich, daß deine Halle
Dem müden Jäger Schutz gewährt
Und unter heiteren Gesprächen
Sey manches volle Glas geleert.

Doch nahet sich ein reicher Städter
Mit seinem stolzen Dienertroß,
Pocht er gebiet'risch an die Pforte,
So öffne nicht dein ländlich Schloß,
So heiß' ihn höflich weiter ziehen
Nach einem reicheren Asyl,
Weil prunklos deines Hauses Räume;
Er suche sich ein and'res Ziel!

Kommt, mit dem Ränzlein auf dem Rücken,
Zu dir ein froher Musensohn,
Der jetzt dem Hörsaal seines Meisters
Und seiner Bücherwelt entfloh'n,
So freue dich; ihn zu begrüßen
Als lieben Gast, sey schnell bereit!
Gedenke dann beim heitern Mahle
Der eignen Jugendseligkeit!

Doch nahet sich mit trockner Miene
Ein aufgeblasener Pedant,
Der nur im todten Pergamente
Für seine Weisheit Nahrung fand,
So hüte dich, daß deine Zelle
Gelehrter Pathos nicht entweiht,
Und daß der dürre Phrasenmacher
Dich nicht bestiehlt um deine Zeit!

Besucht ein Freund dich, treu und bieder,
Verschmähend jede Ziererei,
Ein Feind der Heuchler und der Thoren,
Vom Schlendrian des Alltags frei,
Ein Schüler Platos und wie jener
Für alles Gute, Schöne warm,
So heiß ihn liebevoll willkommen,
Und schling' um ihn den Freundesarm!

Doch will ein Stutzer Einlaß haben,
Der nur mit leeren Worten spielt,
Der nur dem bunten Scheine huldigt,
Und nie nach Geist und Wahrheit zielt;
Und will ein Finsterling sich nahen,
Der nie den Ruf der Zeit verstand,
So schließe ihnen deine Pforte,
Und reiche nicht die Freundeshand.

Es wohne stets in deinen Räumen
Der deutschen Sitte Einfachheit
Und nimmer sey des Hauses Frieden
Durch nied're Leidenschaft entweiht!
Beglückt, wer ferne vom Gewühle
Des Forums und der lauten Stadt
Im stillen Thal am Seegestade
Sein Tusculum gefunden hat!

Beglückt, wer hier sich gern begnüget,
Mit Wald und Flur vertraulich lebt,
Wen hier ein Kreis von Blumenkronen,
Von Blüthenduft und Lenz umschwebt,
Beglückt, wen hier das stille Walten
Der ländlichen Natur entzückt,
Und wem, wie dir, ein Freund der Musen
Des Hauses Altar festlich schmückt!

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

„Was soll ich Dir sagen, meine liebe Tochter, über jene traurige Katastrophe meines Lebens? Die Erinnerung allein hat meine Haare vor der Zeit gebleicht, und selbst heute noch kann ich nicht an einige Monate denken, die ich in der Hauptstadt Frankreichs zubrachte, ohne vor Schrecken zu schaudern. Einen Augenblick hoben die glänzenden Hoffnungen Deines Vaters meinen Muth; Alles schien in der schwierigen Mission, mit der er beauftragt war, nach Wunsch zu gelingen; schon sprach er mir von der Belohnung, die er für seine Dienste erwartete; schon sah er im Geiste einen unfehlbaren glücklichen Erfolg, der die Gestalt Frankreichs verändern sollte, und manchmal, in den Augenblicken unseres Stolzes und Ehrgeizes, sprachen wir von jenem Kinde, das in der Kürze geboren würde, von Dir, Auguste, die Du später so arm, so niedrig, so demüthig werden solltest, und wir fragten uns, ob einige Monate später, nach dem Gelingen der Unternehmungen, königliche Hände geruhen würden, Dich über die heilige Taufe zu heben?"

„O! meine Tochter! mein theures Kind! frage mich nicht, wie alle diese thörichten Täuschungen plötzlich zertrümmert wurden; frage mich nicht, wie Dein unglücklicher Vater, verrathen, angezeigt, in dem unerwartetsten Augenblicke in die Hände seiner Feinde gerieth; frage mich nicht, welche Demüthigungen, welche Leiden er in ihren Gefängnissen und vor ihren Richtern zu erdulden hatte; frage mich nicht, wie der Tag Deiner Geburt, der so schön für uns werden sollte, von einem blutigen Flor verhüllt war! . . . Erspare mir's, aus Mitleid! und wenn Du mich manchmal weinen siehst, indem ich Dich ansehe, Dich, so schön und so rein; wenn Du mich manchmal in dem Augenblicke, wo ich Dich umarmen will, meine Lippen von Deinem so frischen und rosigen Angesichte abwenden siehst: so habe Mitleid mit mir, meine Tochter, und verzeihe mir, wenn ich mich erinnere, daß an demselben Tage, an dem Du geboren bist, das Haupt Deines Vaters auf dem Schaffote fiel . . ."

Auguste stieß einen Schrei des Entsetzens aus und stürzte sich in die Arme ihrer Mutter; Madame Louise, ganz blaß und zitternd, war von schrecklichen Krämpfen befallen; jedoch stieß sie Claudius Mignet zurück, der ihr Hülfe bringen wollte. Es folgte eine Pause, in der man nur schluchzen und seufzen hörte.

„Um Verzeihung, Madame," sagte der Greis mit einem bittenden Ton, „verschieben Sie auf ein andermal die Fortsetzung dieser Erzählung."

„Nein, Claudius," versetzte die Baronesse mit mehr Ruhe und mit einem Kusse die Thränen ihrer Tochter abwischend; „nun, da Auguste die Schläge des Unglücks kennt, die ihre Geburt begleitet haben, soll sie auch wissen, welch' edle Gefühle dieses Unglück rege gemacht hat; wenn sie jetzt noch Thränen vergießt, so sind es nur Thränen der Bewunderung und der Freude."

Der Gastwirth drehte sich mit einer verlegenen Miene um und nahm seine nachdenkende Stellung wieder ein, die er einen Augenblick vorher gehabt hatte.

„Du kannst Dir wohl denken, meine Tochter, daß man mir in dem Augenblicke, wo Du das Licht der Welt erblicktest, das schreckliche Unglück verheimlicht hatte, das mich zu gleicher Zeit betraf; eine solche Nachricht hätte mich auf der Stelle getödtet, und ich verdanke mein Leben dem, der den Muth gehabt, die Kunde dieses Unglücks von mir fern zu halten. Dieser Mann, Auguste, ist vor Dir; es ist dieser gute Claudius, der damals uns gegenüber ein Leben voller Entsagung begann, welches er seitdem niemals verläugnet hat. Du weißt vielleicht, daß Claudius unser Verwalter auf dem Schlosse von Saint-Maurice gewesen war; seit unserer Auswanderung hatte er sich in die Wohnung zurückgezogen, wo wir heute sind, und die damals nur ein einfaches Pachtgut war, womit mein Gatte ihn in glücklichern Zeiten beschenkt hatte. Aus öffentlichen Blättern ersah er zufällig die Gefangennehmung des Barons und bald nachher seine Verurtheilung. Claudius, dem wir so oft Beweise unserer Zuneigung gegeben hatten, zögerte nicht zu kommen und uns seine aufopfernde Hülfe zu bringen. Er kam nach Paris, unter Gefahr, sich zu compromittiren; er sah meinen Gatten im Gefängniß, er tröstete ihn, er weinte mit ihm über mich und das Kind, das von mir geboren werden sollte. Als das verhängnißvolle Urtheil ausgesprochen war, als alle menschlichen Bemühungen fruchtlos wurden, um den zu retten, dessen Namen ich trug, kam Claudius zu mir; nach den ausdrücklichen Befehlen Deines Vaters täuschte er mich, um mich zu retten; er unterhielt mich in falschen Hoffnungen, mich, die krank und auf dem Schmerzenslager zurückgehalten war, in dem Augenblicke, wo diese Hoffnungen auf dem Platze der Revolution so entsetzlich Lügen gestraft wurden."

„Ja, meine Tochter, Du bist unter schrecklichen Auspicien geboren! Kaum in die Welt getreten, hörtest Du Klagen und Seufzer um Dich; Deine Wiege war arm und schmucklos, und Dein erstes Geschrei hallte in einer Mansarde wieder, die damals meine Wohnung war. Alles Geld, das wir bei unserer Auswanderung aus Frankreich hatten retten können, all' dasjenige, welches uns von unsern Freunden bei unserer Abreise von Deutschland anvertraut worden, war für die Bedürfnisse der unglückseligen Verschwörung verwendet worden, von welcher Dein Vater eines der Häupter war. Auf den Treffer dieses Planes hat er um sein eigenes, um seiner Gattin, um seines Kindes Leben gespielt. Ich, an den Luxus und die Ueppigkeiten eines reichen Lebens gewöhnt, fand mich in dem Augenblicke, wo ich Dir das Daseyn geben sollte, in das äußerste Elend versetzt. Dein Vater, im Gefängniß, wußte nie meine Noth; dieser Schlag wäre ihm schrecklicher, als alle andern gewesen. Claudius täuschte ihn, wie er mich täuschte, um uns Beiden noch weit härtere Leiden zu ersparen."

„Wer könnte Dir, Auguste, meinen Schmerz und meine Verzweiflung schildern, als es nicht mehr möglich war, mir die fürchterliche Wahrheit zu verbergen. Ich gestehe es zu meiner Schande, meine Tochter, in dem ersten Augenblicke hatte ich den Muth nicht, einen so erschrecklichen Schlag zu ertragen, ich war entschlossen, zu sterben . . . Es war wiederum Claudius, der mich rettete; seine sanfte und überredende Stimme rief Glauben und Muth in mein Herz zurück; er war es, der mich in Deinem Namen anflehte, der mich inbrünstig bat, Dich nicht allein und verwaist in dieser verderbten Welt zurückzulassen; er war es, der die Stimme der Religion, der Natur, der Menschlichkeit sprechen ließ . . . Ihm, mein Kind, verdankst Du das Leben Deiner Mutter."

Augustе verbarg schluchzend ihr Haupt an Claudius Brust. Der Greis lächelte, um die tiefe Rührung, die er empfand, zu verhehlen.

(Fortsetzung folgt.)

The Hunch Bak't.

(Fortsetzung.)

II.

Am andern Morgen ging ein Mann von etwa fünf und vierzig Jahren mit großen Schritten in einem Salon auf und ab, der mit Geschmack und Luxus decorirt war. In seiner Hand hielt er ein Manuscript, das er so eben gelesen hatte, und dachte ernst über dessen Inhalt nach; ein junges Mädchen, das am Kamine saß, störte ihn in seinem Sinnen, mit der Frage: „Nun, mein Vater, dieses Drama?"

„Bei meiner Seele, es ist ein Meisterstück!"

„Und wer hat es gedichtet?"

„Ich weiß es nicht. Aber wer's auch sey, ich kann Dir schwören, so lange ich Direktor von Coventgarden bin, ist noch keine Neuigkeit auf einem Theater in den drei Königreichen gegeben, die dieser an Werth gleich käme."

„Dann ist's wahrhaft seltsam, daß der Verfasser sich nicht genannt hat. Uebermaß von Bescheidenheit ist sonst selten der Fehler unserer Poeten."

Ein Bedienter trat ein, und kündigte einen Fremden an.

„Wie heißt er?"

„Er hat seinen Namen nicht genannt," antwortete der Diener, „aber es ist derselbe Herr, der diesen Morgen die Papiere brachte."

„Gut. Bitte ihn, in dieses Zimmer zu treten."

Einen Augenblick darauf trat der Fremde in den Saal. „Mein Herr," redete ihn der Director an, „Sie haben mir die Ehre erwiesen, mir Ihre Arbeit zu schicken, Sie sehen, ich habe keinen Augenblick gezögert, sie zu lesen, obwohl es bei uns Directoren so ziemlich Gebrauch ist, daß sie erst drei Monate nach Empfang eines Manuscripts einen Blick hineinwerfen."

„Und Ihre Meinung darüber ist?..."

„Daß Sheridan selbst nichts diesem Gleichendes geschrieben hat."

„Es heißt, Sie seyen nicht sein Freund, und ich sehe auch, Sie schmeicheln ihm nicht."

„Ich bin vor Allem gerecht. Sheridan glaubt vielleicht, daß Charles Kemble als Theaterdichter und Theaterdirector ihm doppelt abgeneigt sey, weil er erstens ein bedeutendes Talent besitzt, und dann mit seinen dramatischen Arbeiten, zum großen Schaden von Coventgarden, Drurylane bereichert. In beider Hinsicht aber täuscht sich Sheridan gleich sehr. Ich bin ein Bewunderer seines Talents und grolle keineswegs mit ihm, daß er den Gebrauch davon macht, der ihm gut dünkt. Nur thut es mir leid, daß er damit ein Theater, das ihn selbst, wie es heißt, am Nothwendigsten Mangel leiden läßt, bereichert."

„Ja, so heißt es."

„Und Sie werden mir zugeben, daß das..."

„Mich wenig kümmert," unterbrach ihn der Fremde mit einiger Verlegenheit.

„Ganz recht, mein Herr, ganz recht. Kommen wir also auf unsere eigenen Hämmel zurück, wie jener französische Dichter sagt. Sie fragten mich um meine Meinung über Ihr Drama, und ich habe sie Ihnen offen und ehrlich gesagt."

„Nun darf ich also hoffen, daß Sie es geben werden?"

„Nein, Herr, nein."

„Und der Grund, Sir Kemble?"

„Weil zwei Hauptrollen darin sind; mit dem besten Willen von der Welt kann ich sie doch nicht beide spielen, und zur Rolle des Buckligen fehlt mir der passende Schauspieler."

„Und wenn ich nun diesen Schauspieler fände?"

„Ja dann..."

„Nun, was würden Sie dann thun?"

„Das herrliche Stück einstudiren lassen und zwar noch heute, noch in dieser Stunde."

„Ich verspreche Ihnen, Sie können in jedem Falle auf einen rechnen, der... der mir fähig scheint, den Buckligen zu spielen. London hat ihm schon hie und da Beifall gezollt."

„Um so besser, die Hälfte der Einnahme soll ihm gehören."

„Das ist zu viel, er wird sich mit einem Viertel begnügen."

„Es sey darum, ein Viertel also."

„Und was erhält der Verfasser?"

„Seinen gebräuchlichen Antheil, vierhundert Pfund Sterling vom Ertrage der zwanzig ersten Vorstellungen. Soll es so gelten?"

„Ja, aber unter einer Bedingung noch."

„Unter welcher?"

„Daß die Namen des Dichters und Schauspielers unbekannt bleiben, bis es ihnen selbst genehm ist, sich zu nennen."

„Ich willige in diese Bedingung." Charles Kemble drückte dem Fremden kräftig die Hand, und die beiden Männer schieden von einander.

„Schnell, Kelly, an's Werk", rief Kemble, als er mit seiner Tochter allein war. „Laß das Stück gleich zu den Copisten tragen. Du sollst auch eine Rolle darin haben, mein Kind, ich spiele auch mit, und bei Shakespeare, das soll gut gehen und schnell wie mit Sturmesseile. Binnen vierzehn Tagen muß das Stück volle Häuser machen."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Wachenheim a. d. Haardt, 20. Sept.

Einer der bedeutendsten und ausgezeichnetsten Männer der Pfalz, der das, was er war, seiner Kraft, seinem Talente und seiner Thätigkeit verdankte, der einen großen Theil seiner Wirksamkeit seinen Mitbürgern weihte und dessen Geist nicht minder die höhern Interessen der Menschheit umfaßte und nach Kräften beförderte, wurde uns am 4. Sept. d. J. durch den Tod entrissen und wir glauben, es dem Andenken des Hingeschiedenen schuldig zu seyn, die Hauptzüge seines Lebens hier mitzutheilen. Johann Ludwig Wolf wurde hier im April 1777 geboren; zu Dürkheim a. d. Haardt legte er den Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung, die er zu Heidelberg, wo er in den 1790er Jahren die Rechte studirte, vollendete. Nach bestandener Prüfung wurde er zu Neustadt a. d. Haardt als Referendarius angestellt; allein seine vorherrschende Neigung zu Handelsspeculationen und gewerblicher Thätigkeit bestimmte ihn bald, diese Stelle aufzugeben und die bezeichnete Bahn zu betreten, wozu ihn die Verhältnisse der damaligen Zeit und namentlich der Verkauf der Nationalgüter besonders ermunterten. Seine wohlberechneten Speculationen gelangen, und bald sah er sich in dem Besitze eines sehr

bedeutenden Vermögens, das er mit der größten Umsicht verwaltete. Er zeichnete sich durch Klugheit, Klarheit, Thätigkeit und Energie aus. Um die Verbesserung der Weinkultur erwarb er sich große Verdienste, und ausgedehnte Strecken, die früher öde lagen, verwandelte er in urbares Land, das er größtentheils mit Reben bepflanzte. Ferner errichtete er einen regelmäßigen Weinhandel, den er zu bedeutender Höhe brachte, und seinen rastlosen Bemühungen verdankt es unsere Gegend hauptsächlich, daß unsere Weine auch im fernen Auslande bekannt wurden und in Aufnahme kamen. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger wurde er im Jahre 1825 zum Bürgermeister unserer Stadt, wo er seit 1803 wohnte, erwählt, welche Stelle er bis zu seinem Ende bekleidete. Ihm verdanken wir, daß die finanziellen Verhältnisse unserer Gemeinde trotz der großen Ausgaben, welche der während seiner Amtsführung unternommene und ausgeführte Bau des Schul- und Stadthauses und andere gemeinnützige Anlagen nothwendig machten, sich jetzt in einem sehr blühenden Zustande befinden. Durch seine Festigkeit und Umsicht beugte er, ohne Opfer zu scheuen, selbst während sehr bewegter Zeiten jeder Störung der Ruhe und Ordnung vor, und stets ertheilte er denen, welche Hülfe bei ihm suchten, liebevollen Rath, verbunden mit kräftiger Unterstützung. Trotz seiner glänzenden Verhältnisse bewahrte er stets eine schöne Einfachheit, und in dem Kreise der Seinigen suchte und fand er seine glücklichsten Stunden. Mit immer gleicher Offenheit und Herzlichkeit kam er seinen Freunden, an deren Wohl und Wehe er den wärmsten Antheil nahm und für die er mit der größten Bereitwilligkeit wirksam war, entgegen. Allgemein war der Antheil, den sein Hintritt erregte und die Bewohner der nähern und fernern Umgegend bezeigten ihre Theilnahme, indem sie seinem feierlichen Leichenbegängnisse beiwohnten. Seine Ruhestätte ist neben dem Grabe seiner edeln, ihm bereits im Jahre 1832 vorangegangenen Gattin. Sein Andenken wird stets in der dankbaren, liebevollen Erinnerung der Seinigen und derer, die das wahre Verdienst gerne anerkennen, fortleben und lange wird das, was er gewirkt, bestehen.

Mannichfaltigkeiten.

(Das Incognito.) — Der regierende Fürst v. B*** fuhr mit dem Baron M*** nach Magdeburg. Als sie an das Thor kamen, sagte der Prinz: »Ich will hier incognito seyn, und mich blos für einen Edelmann ausgeben.« Um seinen Namen und Charakter befragt, erwiederte er daher: »Ich bin der Baron M***.« — Die Reihe kam nun an diesen, der sich für den Prinzen von B*** ausgab. »Aber mein Gott!« flüsterte der Fürst, ihn am Ärmel zupfend, »Sie wissen ja, daß ich incognito reisen will.« — »Ja, das will ich eben auch,« entgegnete der Baron.

(Paris.) Es hieß, Fanny Elsler habe allen Ernstes den reichsten Bankier in Philadelphia geheirathet. Aber in der Probe des diable amoureux wurde ein Brief aus Amerika vorgelesen. Fanny Elsler hat alle erdenkliche Ehre gehabt; das Zollamt hat ihre Sachen nicht untersuchen wollen, die Einwohner sind ihr entgegen gezogen, — die Magistrate haben ihr die Schlüssel der Städte auf silbernen Schüsseln überreicht, — einige Recensenten wurden bei ihrem Anblick vor Bewunderung verrückt — ihrenthalb ist illuminirt und sind Feuerwerke abgebrannt worden, — sie hat ein Kriegsschiff manövriren lassen, sie hat eine Kanone abgefeuert, — sie hat Regimenter gemustert, — es sind ihr Gastmähler, Serenaden, Bälle gegeben, — aber geheirathet ist sie nicht worden; die amerikanische Bank hat der französischen Oper diesen Streich nicht gespielt. Fanny Elsler ist den schönen Künsten nicht entzogen, sie kommt als Fräulein zurück, und wir sehen sie im Oktober wieder tanzen.

(Bacharach, 22. Sept.) Gestern Abend um halb 12 Uhr sind zu Henschhausen die Wohnungen des Nik. Berniger und Phil. Hemp, nebst zwei Scheunen, Schoppen und Stallungen niedergebrannt. Die Gebäulichkeiten sind in der Landesanstalt zu ganz geringen Summen versichert. Der Verlust ist für die Brandverunglückten um so bedeutender, als außer mehreren Früchten vom vorigen Jahre ihre ganze diesjährige Ernte ein Raub der Flammen geworden ist. Dem Ersteren, dem das Haus an mehreren Stellen angezündet war, konnte außer einem Fuder Wein auch nicht für Einen Pfennig Werth gerettet werden. Nur der verworfenste Mensch konnte einer solchen That fähig seyn, denn es war darauf abgesehen, daß die ganze Familie, bestehend aus 6 Personen, in den Flammen umkommen sollte. So waren z. B. die Fensterläden beigedrückt worden, damit der Schein der Flammen nicht im Schlafzimmer gesehen werden sollte, und sogar um den Ausgang zu versperren, war Stroh vor der Hausthüre angezündet, so daß 4 kleine Kinder nackend durch die Flammen getragen werden mußten. Man ist den Bösewichtern auf der Spur und sie werden hoffentlich ihrer gerechten Strafe nicht entgehen.

Der bekannte Luftsegler Hr. Green beabsichtigt, mit dem ersten günstigen Winde in seinem »Nassau-Ballon« eine zweite Fahrt über Meer, zwar nicht, wie es Anfangs hieß, nach Amerika, wohl aber nach dem europäischen Continent zu unternehmen. Fünf Herren wollen von Norwich aus ihn auf der abenteuerlichen Luftreise begleiten.

(Solothurn.) Dieser Tage hat sich ein junger hiesiger Maler, hoffnungsvoller Schüler Distelis, getrieben von Liebe zur Kunst und in Abgang anderweitiger Mittel, das ewig einzige Rom, wie Schiller es nannte, zu sehen, und unter seinen Kunstschätzen, Monumenten und Welterinnerungen sich fortzubilden, unter die päpstliche Leibgarde anwerben lassen.

Hr. Jacob Eber, der Nachfolger Gustkow's auf dem Holz- und Stroh-Instrumente, befindet sich in Frankfurt a. M. und wird, wie wir vernehmen, in nächster Woche im hiesigen Schauspielhause spielen.

Frankfurt, 26. Sept.

Den Inhabern der hiesigen Meßsehenswürdigkeiten, als: Franconi's Reiter-Circus, Lorgie's Marionetten-Theater u. s. w., ist die hochobrigkeitliche Erlaubniß ertheilt worden, ihre Schauplätze morgen, Sonntag, den 27. d. dem Publikum zum letzten Male öffnen zu dürfen.

Zweisylbige Charade.

Die Erste mögt' gern Jeder seyn,
Nur wer sie ist, der kann gedeih'n.
Das Zweite ist ein armer Tropf,
Trifft's nicht den Nagel auf den Kopf.
Das Ganze, das schon lange Zeit
Das Ohr des Hörers hoch erfreut
Und täglich Herzen noch gewinnt,
Verdankt gar Vieles einem Kind.

G. B.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 27. Sept. (Neu in Scene gesetzt): Der Freischütz, romantische Oper in 3 Abth., Musik von Karl Maria von Weber. —

Montag, 28. Sept. Camoens, dramatisches Gedicht in 1 Aufzug von Friedrich Halm. (Gastrolle) Camoens: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf folgt: Der hundertjährige Greis, Vaudeville in 1 Akt. Zum Beschluß: Der alte Student, Lustspiel in 2 Acten, von Maltitz. (Gastrolle) Zolky: Hr. Döring.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 272. Montag, den 28. September 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

„Ich willigte also ein, zu leben," fuhr die Baronesse fort, „obgleich der Tod, wäre er nicht eine Feigheit gewesen, mehr Reize für mich hatte, als das Leben voll Verwirrung, Schrecken und Elend, zu dem ich mich fortan verdammt sah. Bis dahin hatte ich all' die Gefahren, all' das Unglück unsrer damaligen Lage nicht gekannt, und bald war es nicht mehr möglich, es mir zu verhehlmlichen. Claudius hatte alle seine Hülfsquellen während meiner langen Krankheit erschöpft; er war arm, und besaß nichts, als diese elende Bauernhütte, die wir bewohnen; vergebens hatte er sie in der drückenden Noth, in der wir uns befanden, zu verkaufen gesucht. Zu jener Zeit, wo man mit einigen verrufenen Papieren so viele Schlösser, Hôtels und Paläste, deren Eigenthümer im Exil waren, kaufen konnte, wollte Niemand einen kleinen Winkel unfruchtbaren Landes, der sich tief in einer entlegenen Provinz verlor. Claudius konnte also, ungeachtet aller möglichen Versuche, sein edelmüthiges Opfer nicht ausführen. Auch ich meinerseits wollte es nicht an Bemühungen fehlen lassen, um unser Mißgeschick zu lindern, aber, ach! an wen sollte ich mich wenden? Deine beiden Oheime, Auguste, waren in Deutschland geblieben und antworteten auf keinen meiner Briefe; alle unsere andern Verwandten und Freunde waren seit dem Anfange der Revolution flüchtig und zerstreut. Die Anhänger des Complotts, dessen Haupt der Baron gewesen, waren schon auf dem Schaffot umgekommen oder schmachteten in den Gefängnissen, den Tod erwartend."

„Das war noch nicht Alles. Neue Offenbarungen eines mir unbekannten elenden Denuncianten, der durch Lügen und Niederträchtigkeiten seinen Kopf retten wollte, hatten mich bei den Richtern meines Mannes verdächtigt, man bezeichnete mich als Mitschuldige der fehlgeschlagenen Verschwörung, man behauptete, ich könne wichtige Aufschlüsse über noch unbekannte Urheber des Complotts liefern, und der Befehl ward gegeben, mich zu arretiren. Glücklicher Weise wachte Claudius noch über mich; zur gehörigen Zeit davon benachrichtigt, konnte er mich aus meinem bescheidenen Zufluchtsort entfernen, und als die Agenten der revolutionären Gewalt erschienen, war ich schon in einem andern Quartier verborgen, das den Nachforschungen meiner Feinde nicht so ausgesetzt war, wie das erstere."

„Unglücklicher Weise war die Gefahr noch nicht vorüber; das Signalement der ehemaligen Baronesse von Saint-Maurice — denn damals wußte man unsern wahren Namen — war überall verbreitet worden; es war mir unmöglich, nicht allein aus Frankreich, sondern selbst aus Paris zu gehen, ohne arretirt zu werden, und damals arretirt werden, meine Tochter, war eben so gut, als zum Tode verurtheilt werden. Claudius, der Alles, was vorging, durch die vertraulichen Mittheilungen eines seiner Freunde erfuhr, welcher einen ziemlich wichtigen Posten in der Gemeinde von Paris bekleidete, unterrichtete mich über meine Lage. Zu jener Epoche war ich entschlossen, für Dich zu leben, und ich fürchtete den Tod. Ich fragte Claudius und seinen Freund um Rath, einen edelmüthigen Mann, der einige Monate später die Strafe für seine Toleranz und Menschlichkeit büßte, indem er das Opfer der nämlichen Revolution wurde, welcher er so muthig gedient hatte."

„Damals, meine theure Auguste, schlug man mir als einzig mögliches Rettungsmittel für uns alle vor, Claudius zu heirathen. Unser Wohlthäter erbot sich, einen Paß für Claudius Mignet und seine Frau zu verschaffen, allein er vermochte nichts für die ehemalige Baronesse von Saint-Maurice zu thun. Vermittelst einiger Auslassungen in den Namen war es möglich, die Aufsicht der Polizeibehörde, welcher meine Titel aufgefallen wären, zu hintergehen. Außerdem bedachte ich, daß ich allein in der Welt stand, daß ich auf lange Zeit, wenn nicht auf immer, von meiner Familie und meinen Freunden getrennt seyn würde, daß die Stellung, die ich bei Claudius einnahm, zu boshaften Unterstellungen Anlaß geben könnte; Du, meine Tochter, hattest eine Stütze nöthig. Kurz, ich empfand eine lebhafte Erkenntlichkeit für den letzten Freund, den Tröster des Barons von Saint-Maurice, für den edelmüthigen Mann, der mit Lebensgefahr Dich und mich gegen so viele Gefahren geschützt hatte . . . ich gab meine Einwilligung, ich heirathete Claudius, und drei Tage später verließen wir durch die Anstalten unseres Beschützers Paris, um uns in dieser niederen Wohnung niederzulassen, die fortan unser ganzes Vermögen ausmachte."

„O! Gott ist mein Zeuge, mein liebes Kind, seit dem Tage, wo dieses Bündniß geschlossen wurde, habe ich nicht eine Minute Reue empfunden, nicht ein einziges Mal hat mich die Erinnerung an Deinen edeln Vater es bedauern lassen, meine Hand dem braven Manne gegeben zu haben, der uns so wichtige Dienste geleistet hatte, und der der Beschützer meines Kindes seyn sollte! Claudius selbst hat die Rücksichten, welche er

der Wittwe seines alten Herrn schuldig zu seyn glaubte, in's Rigoristische getrieben, er hat für seine gesetzliche Frau nie mehr empfinden wollen, als die Anhänglichkeit und Ehrfurcht, welche er für die Baronesse von Saint-Maurice hegte."

„Das Uebrige ist Dir bekannt, meine Tochter; Du weißt, wie wir Armuth, Dienstbarkeit und Demüthigung uns willig unterzogen haben, um Deinen Bedürfnissen nachzukommen, um Dir eine Erziehung, würdig des Namens, den Du führen solltest, zu verschaffen; Du weißt, wie er, während er uns Beide von jeglicher Berührung mit den uns umgebenden rohen Menschen fern hielt, die mühevollsten und demüthigendsten Verrichtungen auf sich nahm. Er ist es, Auguste, der es wünschte, daß Dir bis auf den heutigen Tag unsere traurige Geschichte und sogar der wahre Name Deines Vaters verborgen blieb, und vielleicht wirst Du unsere Klugheit und Vorsicht nicht tadeln, die bis dahin den Frieden Deiner Seele bewahren sollten."

„Aber heute, meine Tochter, haben sich die Zeiten geändert. In dem Augenblicke, in dem ich zu Dir rede, stehst Du vielleicht auf dem Punkte, jenen Namen, jenes Ansehen und einen Theil jenes Vermögens wieder zu finden, welche Dir angehören. Die edle königliche Familie, die zu lange verbannt war, hat den Thron ihrer Väter wieder erlangt, und es ist auch nicht ein Glied dieser Familie, das der Tochter des unglücklichen Barons von Saint-Maurice etwas versagen könnte. Seit einigen Tagen habe ich an sie alle geschrieben. O! sie kannten gar wohl Deinen Vater! Sie kannten auch mich, als sie verbannt und ohne Macht waren! Ich habe ihnen unser Unglück erzählt, ich habe ihnen gesagt, was wir für sie erduldet haben; für mich habe ich nichts verlangt, dies ist mir gleichgültig! Aber eine große Belohnung muß der Tochter des Barons von Saint-Maurice werden, und diese Belohnung — hier ist sie, mein Kind . . . sie ist hier ohne Zweifel in diesem Briefe . . ."

Zugleich machte sie eine Bewegung, um die vor ihr liegende ministerielle Depesche zu ergreifen, aber Auguste hielt sie fest und sprach mit bewegter Stimme:

„Noch einen Augenblick, meine gute Mutter; ehe wir wissen, welches Schicksal die Zukunft mir aufbewahrt, laßt mich Euch aus dem Grunde meiner Seele danken für Eure Liebe und Aufopferung für mich, und was auch kommen mag, so bitte ich Euch, mir im Voraus zu gestatten, keinen Vorschlag anzunehmen, der mich jemals von Euch Beiden entfernen könnte, denn ich will Euch hinfort mein ganzes Leben weihen, Euch mit Liebe, Anhänglichkeit und Ehrfurcht umgeben . . ."

„Schön, schön! meine Auguste," sagte die Mutter, vor Freud weinend; „das erwartete ich von Dir."

(Fortsetzung folgt.)

The Hunch Bak't.

(Schluß.)

III.

Am 20. September ward in Coventgarden das neue Stück the Hunch Bak't (der Bucklige) gegeben. Niemand in London kennt den Namen des Verfassers, noch den des Schauspielers, der die Hauptrolle, die des Buckligen, darin spielt. Dieses Geheimnißvolle ist ein noch nicht dagewesenes Ereigniß in den Annalen des britischen Theaters. Eine ungewöhnlich zahlreiche Zuschauermenge drängt sich durch die Theaterthüren, noch ist's kaum sechs Uhr, und das Haus ist gedrängt voll. Logen, Gallerien, Sperrsitze sind dicht besetzt, das Parterre gleicht einem unruhigen Meere, und selbst auf die Bühne drängen sich Schaaren von Neugierigen.

Der Vorhang hebt sich.

Der unbekannte Schauspieler erscheint. Beim Anblick dieser bewegten Menge, die tausend Augen forschend auf ihn richtet, schwankt er, aber bald ermannt er sich und entfaltet herrliche künstlerische Mittel. Seine Stimme ist kräftig und melodisch, sein Spiel entschlossen, seine ursprünglich schlanke und edle Gestalt mußte er um seiner Rolle willen auf groteske Weise entstellen. War der Fremde etwa in unbekannter Verkleidung Brigton, Lovely, Macready, diese Heiden des englischen Theaters? Nein; keiner von ihnen hat dieses hinreißende Spiel, diese tief ergreifende Stimme, diesen ernsten, stechenden Blick. Wozu aber auch den Schauspieler kritisiren, Vermuthungen, Vergleiche anstellen; die Rolle des Buckligen ist ganz wie für ihn geschaffen, höchst dramatisch und effektreich. Nicht mehr die Scene, das wirkliche Leben glaubt man vor sich zu sehen. Nicht ein Comödiant ist es, der dort oben steht und sich nach den Regeln der Kunst abmüht, nein, ein Mann, der fühlt und empfindet, der seinem Mienen Worte, seinem Scherz Lachen, seinem Gram Thränen leiht.

Die Zuschauer sind tief bewegt, bald von Freude gehoben, bald von Furcht gequält. Stumm und mit gespanntester Aufmerksamkeit folgen sie dem Drama, in das der Dichter seine ganze Seele goß, das der Darsteller mit seiner ganzen Kunst beseelte, und wenn sich oft ihr Gefühl in Beifall Luft machte, so ward dieser schnell wieder unterdrückt, daß kein Wort des tief durchdachten Kunstwerks verloren gehe. Wie ein allgemeiner Zauber wirkte der Hunch Bak. Und auch auf den Darsteller wirkte dieser Zauber, den er übte, mehr und mehr zurück, er ward immer größer, sein Spiel von Scene zu Scene durchdachter, vollendeter, mit einem wahren Donner des Beifalls fiel der Vorhang. Stück und Schauspieler hatten den glänzendsten Erfolg, solch einen Erfolg, von dem die Theatergeschichte noch in späten Zeiten berichten wird, davongetragen.

Der Dichter! der Dichter! erscholl es von den Logen, von den Gallerien, aus dem Parterre.

„Sie hören das Verlangen des Publikums, Herr," sagte Kemble seinem unbekannten Collegen, der erschöpft, aber strahlend in Stolz und Freude in einen Sessel niedergesunken war.

„Nun denn, so sagen Sie, Sheridan Knowles sey des Dichters Name."

„Sheridan Knowles", rief der Director überrascht, „derselbe, der den William Tell geschrieben?"

„Derselbe."

Bei diesem schon mehrfach mit Lob und Ehre gekrönten Namen bricht von neuem ein Beifallssturm los, ihm folgt noch einmal lauter und ungestümer Ruf nach dem Namen des Schauspielers.

Da steht der Fremde von seinem Sessel auf, er zittert vor Freuden, nur von Kemble gehalten, vermag er aufrecht zu stehen.

„Sein Name", durchtönt es wieder tausendstimmig den Saal.

„Sheridan", wiederholt noch einmal der Fremde.

Jetzt erreicht der Enthusiasmus der Zuschauer seinen höchsten Gipfel, die Scene wird erstiegen, Sheridan Knowles wird

in seinem grotesken Theaterkostüm im Triumph durch die Straßen bis zu seiner ärmlichen Wohnung getragen.

Lady Anna erlag fast der Freude und dem Glück.

Am andern Morgen enthielten alle Blätter Londons Folgendes: Sheridan Knowles hat gestern in seinem eigenen Drama the Hunch Bak't gespielt. Er wurde sehr applaudirt und noch an demselben Abende hat ihn Charles Kemble, Director von Coventgarden, für sein Theater mit einem jährlichen Gehalt von 1600 Pfund Sterling engagirt. Unser erster dramatischer Dichter ist auch unser erster Schauspieler geworden.

So versöhnte der erste jetzt lebende dramatische Dichter, der Verfasser von Virginius, William Tell, the Hunch Bak't, die Ungunst des Schicksals, die auf ihm gelastet.

Gallerie ausgezeichneter Frankfurter.

Friedrich Maximilian Klinger.*)

Daß Klingers Jugendleben in seiner Vaterstadt Frankfurt nur wenig bekannt ist, erklärt sich leicht dadurch, daß dieser seit seinem Abgange auf die Akademie nie mehr anhaltend daselbst lebte, ja seit 60 Jahren, wo er in russische Dienste getreten ist, diese seine Geburtsstadt nicht mehr betreten hat; und, was noch mehr ist, daß seit 50 Jahren auch dessen Mutter und Schwestern ihren Wohnsitz nicht mehr dort hatten. Nur eine der letzteren reiste zur Meßzeit noch 20 Jahre länger dahin zurück, um das von ihrer Mutter betriebene Geschäft fortzusetzen. Es dürfte daher vielleicht nicht ohne Interesse seyn, wenn jetzt, zu der Zeit, wo durch Aufzählung berühmter Frankfurter in dem bei Gelegenheit des jüngst gefeierten Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunst erschienenen Gedenkbuch auch für Klinger eine lebhaftere Theilnahme bei seinen Landsleuten angeregt wurde, eine kurze Skizze seines Lebens, besonders seiner jugendlichen Verhältnisse, von einer mit diesen genau bekannten, nahen Anverwandtin Klingers gegeben wird.

Friedrich Maximilian Klinger, geboren am 18. Febr. 1752 in dem auf der Allerheiligengasse gelegenen, unter dem Namen „Palmbaum" bekannt gewesenen, oder vielleicht noch bekannten Hause, verlor seinen Vater schon in dem zarten Alter von 6 — 7 Jahren, und mit ihm die Aussicht zu einer weniger Entbehrungen unterworfenen Jugend. Dieser sein Vater, aus der Herrschaft Erbach abstammend, früher als Feuerwerker in Frankfurt in Diensten stehend, versah diesen Dienst seit seiner Verheirathung mit Cornelia, der Tochter des Oberfeuerwerkers Fuchs daselbst, nur noch dem Namen nach; in Wirklichkeit aber war er als Ordonnanz des regierenden Bürgermeisters bedienstet, wodurch er mit seiner kleinen Familie die nöthigen Subsistenz-Mittel genoß, ohne irgend einer andern Erwerbsquelle oder fremden Beistandes zu bedürfen. Die einträglichere Stelle eines Verwalters des städtischen Leinwandhauses aber war ihm kurz vor seinem Tode bereits zugesichert worden.

Die wackere Mutter Klingers, voll thatkräftigen Verstandes, ließ sich durch diesen harten Schicksalsschlag nicht entmuthigen, auch dann nicht, als sie während schwerer Krankheit ihrer früheren Ersparnisse durch Hausdiebstahl verlustig wurde, sie wußte es vielmehr durch eigene Kraftanstrengung möglich zu machen, sich selbst, drei Kinder und ihre bei ihr lebende Mutter zu versorgen. Sie nahm dabei sogar noch ein elternloses verlassenes Kind, dessen Pathin sie war, bei sich auf und erzog dieses aus eigenen Mitteln. Ein Handel mit Feuersteinen, den sie sich errichtet hatte, und während der Messen betrieb, gab ihr die Hauptmittel dazu. Uebrigens strebte sie mit der heranwachsenden älteren Tochter mit unermüdlichem Fleiß durch Handarbeiten im Hause diese Mittel zu vermehren, während sie als brave Mutter ihre Kinder nicht aus den Augen ließ und tüchtig erzog.

Ihre Wohnung vertauschte sie zu dieser Zeit mit einer beschränkteren in der Rittergasse.

Klinger hatte seinen ersten Unterricht mit der älteren Schwester in der Schule des Schullehrers Hüttener erhalten, und wurde, nachdem dieser bei dem Knaben vorragende Talente kennen gelernt und beobachtet hatte, auf Anrathen des Lehrers in das Gymnasium gebracht. Hier fuhr Klinger fort, sich in jeder Hinsicht, vornehmlich aber durch bedeutende Sprachengabe auszuzeichnen. Er erwarb sich dadurch das besondere Wohlwollen beinahe aller Lehrer, worunter namentlich der Rector Purmann, Zink und Schüler zu nennen sind; doch fehlte es dem vaterlosen Knaben hier auch nicht an Gelegenheit, herbe Erfahrungen einer schutzlosen Jugend zu machen, die sich seinem Gemüthe tief einprägten; wie er denn eine derselben später in seinem „Weltmann und Dichter" verewigt hat. Bald hatte sich Klinger durch Fleiß und Anstrengung dahin gebracht, daß er durch Ertheilung von Unterricht die Sorgen der Mutter für ihn erleichtern konnte. Die Stunden des Knaben waren bald so besetzt, daß der Privatunterricht in klassischen Sprachen, welchen er selbst mit noch zwei ihm befreundeten Mitschülern bei dem nachmaligen Pfarrer Minner in Frankfurt nahm, erst in der spätesten Abendstunde stattfinden konnte. Mehr noch konnte er die Mutter unterstützen, als ihm später die damals übliche Stelle eines Calfactors im Gymnasium übertragen wurde, wozu ihm herkömmlich der sogenannte Calfactorsjunge für die dazu gehörigen Hanthierungen beigegeben war. In diesem Gebäude, woselbst zu wohnen er hiermit verpflichtet war, begann eigentlich seine literarische Laufbahn, indem er daselbst seine ersten dramatischen Versuche niederschrieb (Otto und das leidende Weib wurden damals begonnen und in Gießen vollendet.) Klingers frühester Jugendgespiele war derselbe Kaufmann Schumann, an welchen die in gedachtem Festalbum abgedruckten Briefe gerichtet sind, und für welchen er stets die freundschaftlichste Zuneigung bewahrte. Später war er mit den Brüdern Riese, deren einer nachmals als Arzt, der andere als Kastenschreiber in Frankfurt lebte, durch freundschaftlichen Verkehr verbunden, so wie mit dem nachmaligen Schöff Kingenheimer, dem älteren Doktor Hofmann, dem später in Zürch lebenden Claviervirtuosen Philipp Kayser, seinem späteren Schwager Anthäus, nachmals Stifts-Dechant zu Lich, dem Banquier Wilemer, Georg Schlosser und Göthe.

(Schluß folgt.)

*) Obwohl erst kürzlich eine Skizze des Lebens unsres berühmten Landsmannes Klinger, mit Benutzung des im Gutenberg-Album Enthaltenen, in der Didaskalia veröffentlicht war, so möchte doch das gegenwärtige kurze Fragment darum gerade nicht als überflüssig oder als bloße Wiederholung erachtet werden, weil dasselbe aus ganz authentischer Quelle geflossen ist und mehrere irrigen Angaben berichtigt, welche sowohl im Fest-Album als in dem neulichen Aufsatze der Didaskalia hinsichtlich der früheren Lebensverhältnisse Klingers enthalten sind. (Anmerk. d. Eins.)

Marie Lafarge.

Marie Fortunée Lafarge, geb. Cappelle, stammt aus eine angesehenen Familie, und soll die Enkelin einer Geliebten des Herzogs von Orleans-Egalité seyn. Sie steht gegenwärtig im vierundzwanzigsten Jahre, erhielt eine vorzügliche Erziehung und ist eine höchst geistreiche, reizende Frau, mit einem Vermögen von etwa 80,000 Frcs. Sie verlor frühzeitig ihre Aeltern, und lebte bei angesehenen Verwandten und Freunden. Schon als junges Mädchen war sie sehr zu Intriguen geneigt, verstand die Kunst der Verstellung und der Schmeichelei im höchsten Grade, und wurde häufig ihrer Lügenhaftigkeit wegen getadelt. Einer Freundin, der jetzigen Frau von Leotaud, entwendete sie einen Diamantschmuck, und sie bot alles auf, um den Verdacht auf falsche Spuren zu bringen, so daß es ihr wirklich gelang, im Besitze dieser Diamanten zu bleiben, bis die Justiz dieselben fand, indem sie Nachforschungen bei ihr anstellte, als der Verdacht sich regte, sie habe ihren Mann ermordet. Sie wurde dieses Diamantendiebstahls wegen vor Gericht gestellt, und ob sie gleich alles aufbot, um die Schuld von sich abzuwälzen, sogar die Ehre ihrer bestohlenen Freundin zu beflecken versuchte, indem sie behauptete, diese habe ihr die Diamanten übergeben, um sie zu verkaufen, und mit dem Erlöse einen früheren Liebhaber zum Schweigen zu bringen, wurde sie doch für schuldig erklärt und zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Kurz nach dem Diamantendiebstahle nun kam ein gewisser Lafarge, Eisenwerkbesitzer in Glandier, nach Paris, um sich eine zweite Frau zu suchen und mit dem Vermögen derselben seinem Geschäfte eine größere Ausdehnung zu geben. Er wendete sich an das Verheirathungsbureau eines gewissen Desoy, der ihm unter andern Marie Cappelle vorschlug. Nach sieben Tagen waren sie bereits verheirathet und auf dem Wege nach Glandier. Das geschah im August 1839. Es gefiel indeß der jungen Frau in Glandier durchaus nicht und sie bot alles auf, um wo möglich wieder loszukommen. Dem gutmüthigen Lafarge that dies ungemein leid und er wendete alle Zärtlichkeit auf, um sich die Liebe seiner schönen Frau zu erwerben. Dies schien ihm denn auch zu gelingen, denn Mad. Lafarge wurde ruhiger. Als Lafarge um diese Zeit eine Erfindung machte, deren Anwendung ihm großen Gewinn zu bringen versprach, wurde die Frau allmählig sogar zärtlich, so daß sie selbst, als sie einmal sich unwohl fühlte, ein Testament zu Gunsten ihres Mannes machte, der davon so gerührt war, daß er ihr einen gleichen Beweis von Liebe gab. Dies wollte seine Frau und von dieser Zeit an sann sie darüber nach, wie sie ihren Mann aus dem Wege schaffe. Dieser reisete nach Paris, um sich ein Patent auf seine Erfindung auszuwirken und als er seiner Frau schrieb, er habe dasselbe erhalten, schickte sie ihm neben andern kleinen Angedenken einen kleinen Kuchen. Lafarge aß von demselben nur sehr wenig, erkrankte aber sofort darauf. Er erholte sich zwar bald wieder, kam aber doch noch unwohl nach Glandier zurück, wo ihn seine Frau zärtlich empfing, aber von nun an nicht aufhörte, ihm auf jede mögliche Weise Arsenik beizubringen, den sie sich in Menge verschafft hatte, unter dem Vorwande, Ratten zu vergiften. Die Angehörigen des unglücklichen Lafarges bemerkten mehrmals, daß Marie etwas in seinen Trank thue, fanden selbst weißes Pulver darin, wagten aber nicht, ihren Argwohn auszusprechen, wenn sie ihn wirklich hegten. Unterdeß starb Lafarge im Jan. 1840 wirklich und es konnte nicht mehr bezweifelt werden, daß er Gift erhalten hatte. Man ließ Getränke, die er erhalten hatte, Flanell, mit dem er gerieben worden war und seinen Magen von Sachverständigen untersuchen, die überall Arsenik fanden. Dem zu Folge wurde die junge Frau verhaftet, und nachdem ihr, wie oben erzählt, erst der Prozeß wegen des Diamantendiebstahls gemacht war, fanden vor kurzem die (in ihren Hauptpunkten in Nr. 269 d. Bld. bereits berührten) Verhandlungen wegen der Vergiftung statt.

Mad. Lafarge erklärte bei ihrem letzten Erscheinen vor ihren Richtern feierlich, daß sie unschuldig sey. Sie glaubte so fest an ihre Freisprechung, daß sie ihrem wackeren Vertheidiger folgendes Billet geschrieben hatte: „Mein edler Retter! Ich sende Ihnen das Kostbarste, was ich in der Welt besitze, das Ehrenkreuz meines Vaters." Hr. Cappelle, ihr Vater, war Artillerie-Obrist. Auch nach ihrer Verurtheilung hält noch ein großer Theil des Publikums sie für unschuldig. Es ist bemerkenswerth, daß ihr das Urtheil gerade zur selben Stunde, um Mitternacht, vorgelesen wurde, in welcher, wie die Anklage lautet, die vergifteten Kuchen zu essen sie ihren Gatten bestimmt hatte.

Mannichfaltigkeiten.

(Mißhandlung des Adjutanten.) Der Adjutant ist bekanntlich ein ziemlich großer, harmloser und nützlicher Vogel, der in Indien die Straßen von Aas ꝛc. reinigt und die Schlangen fängt. Die Dienste, die er auf diese Weise dem Lande erweiset, werden auch anerkannt und die ostindische Compagnie hat ihn in ihren Schutz genommen, indem sie die Tödtung eines solchen Vogels sehr streng bestraft. So undankbar aber sind die Menschen, daß man dennoch den nützlichen Adjutanten auf verschiedene Weise peinigt. Man höhlt z. B. große Knochen aus, reinigt sie, füllt sie mit Schießpulver und legt einen langsam brennenden Zünder daran. Dann wirft man einen solchen Knochen dem Adjutanten vor, der ihn verschlingt, und während der arme Vogel noch daran würgt, entzündet sich das Pulver und zerreißt ihn in Stücke. — Ein noch gewöhnlicherer Spaß besteht darin, daß man zwei Knochen durch einen Bindfaden verbindet, der etwa drei bis vier Ellen lang ist und sie unter die Adjutanten wirft, wo sie bald den Weg in die Magen eines Paares dieser Vögel finden. So lange diese sich nahe bei einander befinden, ist alles gut, sobald aber der Bindfaden straff gezogen wird, fliegen beide auf, wahrscheinlich über die Sache sehr verwundert. Es folgt in der Luft ein lächerliches Hin- und Herziehen, indem jeder über den andern sich erheben will. Muß endlich der schwächere Vogel den Knochen wieder hergeben, so kommt eine neue Kraft in's Spiel, die Schwerkraft nämlich, und der als Pendel an dem Sieger hängende zweite Knochen nöthigt ihn, schneller wieder auf die Erde herunterzukommen, als er wünscht.

In Berlin lebt ein Bürger, der ein Königreich verschmähte! Es ist nämlich der Tapezierer K. in der Friedrichsstraße, der lange in Athen war und den griechischen Thron ausgeschlagen hat.

Theater-Anzeige.

Montag, 28. Sept. Camoens, dramatisches Gedicht in 1 Aufzug von Friedrich Halm. (Gastrolle) Camoens: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf folgt: Der hundertjährige Greis, Vaudeville in 1 Akt. Zum Beschluß: Der alte Student, Lustspiel in 2 Acten, von Maltitz. (Gastrolle) Zolky: Hr. Döring.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 273. Dienstag, den 29. September 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

„Schön, Fräulein," erwiederte Claudius mit Verwunderung, „Sie sind die würdige Tochter des Barons von Saint-Maurice." —

„Und nun dieser Brief . . ."

„Erlaubet mir, daß ich ihn selbst öffne," sagte Claudius, indem er das wichtige Sendschreiben nahm . . . Und den Kopf schüttelnd, fügte er hinzu: „Sammelt all' Euern Muth, arme Frauen, denn Ihr wißt noch nicht, was die Dankbarkeit der Könige ist . . ."

Er erbrach das Siegel; die beiden Damen, besonders die Mutter, waren blaß und schwer athmend. Die Hand des Claudius wurde von einem schwachen krampfhaften Zittern bewegt.

„Die Unterschrift! die Unterschrift!" sagte die Baronesse mit erstickter Stimme.

„Herzog von B . . ., Kabinetssekretär."

„Kabinetssekretär!" versetzte die arme Frau, „und ich hoffte . . . Aber," fügte sie hinzu, indem sie, um sich zu beruhigen, zu lächeln versuchte, „ich verstehe . . . die Prinzen sind durch zahlreiche Gesuche belästigt."

Sie hielt inne, denn während sie redete, war Claudius, der flüchtig den Inhalt des Briefes durchlesen hatte, blaß vor Schmerz und vielleicht vor Zorn geworden.

„Nun, Claudius, ich bitte Dich . . ."

„Ich hatte mir eingebildet, daß es so kommen werde. Louise, mein Kind, noch einmal Muth . . .!"

„Was enthält denn dieser Brief?"

„Von vorn herein schöne Worte," sagte Claudius mit einer bittern Ironie, „man betheuert die lebhafteste Dankbarkeit für die ergebenen und treuen Diener, man wünschte, allen gerne ihren Diensten angemessene Belohnungen zu geben, aber die Gesuche sind so zahlreich, daß man nur den Bedürftigsten willfahren kann; man wird daher der Frau Baronesse von Saint-Maurice einen Gnadengehalt von zwölfhundert Franken, wovon die Hälfte für ihre Tochter, bewilligen, unter der Bedingung, daß diese Damen an die Kanzlei so schnell als möglich ein Armuthszeugniß, von dem Pfarrer ihres Kirchspiels ausgestellt, einsenden werden."

„Wir, ein Armuthszeugniß!" rief die Mutter, sich mit Würde erhebend. „O! Du hast Dich getäuscht, Claudius; dieser Brief kann nicht für uns seyn . . ."

„Sehen Sie selbst."

„Ein Armuthszeugniß!" wiederholte die Baronesse; „jene französische Fürsten, für die mein Gatte das Schaffot bestiegen hat, verlangen, daß wir uns einer solchen Schmach aussetzen! O, die Undankbaren! die Undankbaren!"

Sie fiel schluchzend und halb todt auf ihren Sessel zurück.

„Und Sie, Fräulein," sagte Claudius mit Sanftmuth, indem er sich gegen Auguste neigte, „Sind Sie Willens, solche Wohlthaten und Bedingungen anzunehmen?"

„Auguste nahm den Brief und zerriß ihn in Stücke, welche sie weit von sich wegwarf.

„Niemals! niemals!" rief sie mit Würde aus.

„Schön, mein Fräulein," sagte der Greis, einen befriedigten Blick auf sie richtend, „und doch," fügte er leiser mit einem Tone des Bedauerns hinzu, „wäre es vielleicht besser gewesen, wenn Sie die ganze Geschichte bis an's Ende gar nicht wüßten!"

„O, gewiß! was hab' ich gethan?" sagte Madame Louise mit Verzweiflung.

„Ihre Schuldigkeit und ich danke Ihnen dafür. Claudius, meine würdige Mutter, bedauert beide nicht, mir dieses große Geheimniß mitgetheilt zu haben; bis dahin war ich nur ein Kind, flüchtig und leichtsinnig; von diesem Tage an werde ich Eure Gesellschafterin und Eure Freundin seyn. Ich will mit Euch Entbehrungen, Mittelmäßigkeit und Niedrigkeit ertragen, und Ihr sollt sehen, daß ich mich nicht beklagen werde. Ich will eine würdige Tochter des edelmüthigen Barons von Saint-Maurice seyn; habt also weder Bedauern für die Vergangenheit, noch Furcht für die Zukunft. Ohne mich zu beklagen, will ich meinen Antheil an diesen Opfern und dieser Ergebung in Gottes Willen übernehmen; und um sogleich damit anzufangen, will ich Euch einen Beweis meines unumschränkten Zutrauens und Gehorsams geben. Ein junger Mann, dessen Familie reich und mächtig ist, hatte mir erklärt, daß er mich liebte; vielleicht hätte ich, wenn Ihr eingewilligt, durchaus keinen Widerwillen empfunden, mich mit ihm zu vereinigen! . . . Heute weiß ich, daß die Familie dieses jungen Mannes der meinigen feind ist, und ich verzichte auf ihn . . . ich werde ihn nie mehr sehen . . ."

Als sie diese Worte beendigte, verließen Augustens Kräfte ihren Muth, und sie schwamm in Thränen.

„Unglückliches Kind!" rief Madame Louise aus; „und dieser junge Mann ist ohne Zweifel . . ."

„Ferdinand Michelin", antwortete Claudius mit Traurigkeit; „ich wußte es schon."

In diesem Augenblicke ließ sich ein Peitschenknall und ein Pferdedampfen auf der Landstraße vernehmen; die Magd rief Mignet von Außen mit lautem Schreien, um ihm anzukündigen, daß so eben eine Postchaise vor der Herberge angefahren sey. Claudius war genöthigt, die Damen zu verlassen, um die Reisenden zu empfangen.

2.

In dem Augenblicke, wo Claudius Mignet auf der Landstraße ankam, hielt eine Postchaise, deren Schwangbaum so eben zerbrochen war, vor der Thür des Wirthshauses an; der Postillon, ein kräftiger Mann, der, nach seiner Haltung und dem grauen Schnurrbarte zu urtheilen, welcher seine obere Lippe bedeckte, ein alter Militär seyn mußte, war schon vom Pferde gestiegen, und beschäftigte sich ruhig, seine Pferde abzuspannen, während ein scharfes kreischendes Stimmchen im Innern des Wagens Flüche und Verwünschungen hören ließ.

„Der Tölpel!" rief der Reisende (denn es war ein Mann, ungeachtet des scharfen Klangs seiner Stimme), „der Grobian! Meine Chaise an dem schönsten Orte der Straße zu zerbrechen! Mich zu nöthigen, hier eine ganze Nacht in einer Bauernschenke zu verweilen! Fritz," fuhr er fort, indem er sich an einen Bedienten wandte, der schon beschäftigt war, den Nachtsack seines Herrn abzuladen, „gieb mir meine Reitpeitsche her, damit ich dem Kerl eins über's Gesicht ziehe!"

„Probieren Sie's," sagte der Postillon, ohne sich dem Anscheine nach zu ereifern, obgleich seine Lippen vor Zorn krampfhaft geschlossen waren, „und ich zerschlage Ihnen den Rückgrat mit meinem Peitschenstiel, Herr Reisender!"

„Unverschämter!"

(Fortsetzung folgt.)

Gallerie ausgezeichneter Frankfurter.

Friedrich Maximilian Klinger.

(Schluß.)

In Gießen, wo er mehrere Jahre die Rechtswissenschaft studirte, verband ihn innige Freundschaft, welche der Zeit und der Entfernung widerstand, mit dem noch jetzt in Darmstadt lebenden würdigen Geheimerath Schleiermacher. Nach seinem Abgang von der Hochschule gab Klinger bereitwillig den Wünschen seiner Mutter nach, die jetzt die Früchte ihrer Anstrengung zu genießen hoffte, sich um eine Anstellung in seiner Vaterstadt zu bewerben. Allein sein erster Versuch hierzu schreckte ihn von jedem weiteren ab. Der feurige, seines Werthes sich bewußte Jüngling, nur hochstehend durch Geist und Charakter, aber weder durch einflußreiche Familienverbindungen, noch durch glänzende Verhältnisse empfohlen, sah sich, namentlich von einem der beiden Bürgermeister, so geringschätzig und stolz behandelt, daß er, indignirt darüber, seiner Mutter das Versprechen abdrang, ihn nunmehr sich selbst und seinem guten Glücke zu überlassen. Seine erste Wanderung machte Klinger durch die Schweiz im Jahr 1775, wo er seinen Freund Kayser in Zürch besuchte. Im Jahr 1776 lebte er einige Zeit in Weimar, wohin ihn besonders die Anwesenheit Göthe's zog.

Mit vieler fürstlichen Huld sah Klinger sich dort von dem Herzog von Weimar und mehreren sich gleichzeitig dort aufhaltenden hohen Personen behandelt; doch gab er den Plan auf, daselbst eine bleibende Stätte zu erreichen. Er wendete sich von da nach Dessau, wo er fortfuhr, sich literarisch zu beschäftigen. Um diese Zeit schloß sich Klinger der Sailer'schen Schauspielergesellschaft als Theaterdichter mit 500 Thaler Gehalt an, und kam mit dieser nach Frankfurt zurück, woselbst von derselben Gesellschaft die bis dahin edirten Schauspiele Klingers, namentlich „Conradin", „die Zwillinge", „die neue Arria", „Sturm und Drang", mit Liebe gegeben und von dem Publikum mit Beifall gesehen wurden. Unter den Darstellenden dieser Gesellschaft war auch Opitz, welcher Klingers Persönlichkeit auf der Bühne so täuschend nachzuahmen wußte (unter andern als Wild in Sturm und Drang), daß man zum Theil bis in die neueste Zeit des irrigen Glaubens war, Klinger selbst habe die Bretter betreten. Nicht lange aber gefiel sich Klinger in diesem Wirkungskreise, er trennte sich von der Gesellschaft, um in die Reihen eines österreichischen Freicorps als Lieutenant einzutreten. Als solcher kam er als Werbeoffizier abermals nach Frankfurt, wo ihn die jetzt zuvorkommende Aufnahme derselben Personen, die ihn früher mit stolzer Nichtachtung behandelt hatten, nicht weniger als diese — verletzend berührte; dieser Zeit verdankte sein Faust die Entstehung. Nach Beendigung dieses kurzen Krieges war es Klinger frei gegeben, in die Linie einzutreten, oder mit Beziehung eines Jahres-Gehalts seine Entlassung zu nehmen. Er zog Letzteres vor, weil bei der Bevorzügung des Adels in der Armee ihm die Aussicht zum Vorrücken zu ferne stand. Nachdem er hierauf Italien und namentlich Rom gesehen hatte, lebte er einige Zeit zu Emedingen, bei seinem Freunde Schlosser, und trat dann als Lieutenant der Seetruppen im Generalstabe des Prinzen von Würtemberg, welchem er früher persönlich bekannt geworden war, in russische Dienste. Noch einmal, und zwar zum letztenmal, kam Klinger jetzt nach Frankfurt, um Abschied von den Seinigen zu nehmen, die er niemals wieder sah. Denn als er zwei Jahre später im Gefolge des Großfürsten Paul, bei welchem er nach seiner Ankunft in Petersburg als Vorleser angestellt worden war, die bekannte Reise durch mehrere Länder Europa's machte, mußte er, in Rom an dem dort herrschenden Fieber erkrankt, zurückbleiben und seine Hoffnung, seine Vaterstadt bei dieser Gelegenheit wieder zu sehen, aufgeben, weil er sich, nach erlangter Gesundheit, wieder an das Gefolge des Großfürsten anschließen sollte. Später von einem Kriegszuge gegen die Türken zurückgekehrt, trat Klinger eine Stelle als Lehrer im adeligen Landkadettencorps an, aus welcher er von Stufe zu Stufe zum Direktor desselben, so wie in der Linie zum Rang eines Generallieutenants emporstieg. Außerdem wirkte Klinger in mehreren Departements, so wie im Conseil der weiblichen Erziehungsanstalten der Kaiserin Maria.

Verheirathet war Klinger mit einer durch Rang und Schönheit ausgezeichneten, nicht aber sehr vermögenden Russin, Elisabeth Alexandra Alexeef. Von drei Söhnen war ihm nur der jüngste bis in das Jünglingsalter am Leben geblieben. Dieser, schon im zwanzigsten Lebensjahre zum Garde-Capitän und Adjutant des en Chef commandirenden Generals vorgerückt und bereits mit drei Orden geziert, blieb in der Schlacht an der Moskwa. Wenn Klinger auch diesen Schicksalsschlag — nach seinen eigenen Worten — mit Kraft und Standhaftigkeit ertrug, so war doch die Sonne seines Lebens erloschen, und er

schrieb damals seiner Schwester: „ich fühle mit jedem Pulsschlag, daß mein Leben nichts mehr ist.“ Im Jahr 1822, nach mehr als vierzigjähriger Dienstzeit, trat Klinger, Kränklichkeitshalber, aus dem Staatsdienst und behielt nur die Mitwirkung im Conseil der Erziehungsanstalten der Kaiserin Mutter bei, um mehr in Ruhe und sich selbst den Rest seiner Tage zu leben. Er endigte seine rühmliche Laufbahn am 25. Februar 1831 im 79. Jahre seines Lebens. Was Klinger als Schriftsteller war, liegt der Welt offen. Sein amtliches Wirken wurde von vier Beherrschern Rußlands glänzend anerkannt und kaiserlich belohnt. Als Mensch stand er durch unerschütterliche Charakterfestigkeit und edle Gesinnung hoch.

Eine vollständige Biographie Klingers ist, sicherem Vernehmen nach, bereits von dem gelehrten Professor Morgenstern in Dorpat verfaßt und zum Druck bereit.

Die Verbrecher-Colonieen auf Neuholland, Vandiemensland und der Insel Norfolk.

Ein französisches Journal enthält eine gute Zusammenstellung von Notizen über die englischen Verbrecher-Colonieen in Australien; der Zusammenstellter stützt sich dabei auf die neuesten authentischen Angaben des Missionärs Ullathorne.

Man kann — heißt es darin — Neuholland die umgekehrte Welt nennen. Natürlich ist der Nordwind hier warm, der Südwind kalt; der Westwind der Gesundheit nachtheilig, der Ostwind heilsam. Der Barometer steigt im Allgemeinen vor dem Regen, und wenn er fällt, so bedeutet es schönes Wetter. Die Thäler sind kalt und unfruchtbar, in denselben Gegenden, wo der Gipfel der Berge warm und fruchtbar ist. Die Schwäne sind in Australien sämmtlich schwarz und die Adler weiß; man findet dort eine Gattung des Maulwurfs, welche Eier legt, die Jungen säugt und eine Art Schnabel hat wie eine Ente; dort haust auch das Känguru, welches mit Hülfe seines Schwanzes läuft und die Jungen in einer Tasche mit sich trägt. Die Hunde in Neuholland haben den Kopf eines Wolfs, den Leib eines Fuchses und bellen nie. Es giebt hier geflügelte Schlangen, Fische, welche fliegen wie die Fledermäuse, Nesseln, die baumhoch wachsen, während die Pappel nur die Höhe eines kleinen Strauches erreicht; das Farrenkraut wächst zu 20 — 25 Fuß Höhe und breitet seine Zweige horizontal bis auf fünf oder sechs Fuß in Form eines Sonnenschirms aus; der Kasuar, ein riesenhafter Vogel wie der Strauß, ist statt der Federn mit einer Art Haare bedeckt. Die meisten Bäume verlieren jährlich ihre Rinde, aber die Blätter bleiben immer auf den Zweigen. Der Himmel ist fast das ganze Jahr hindurch wolkenlos, und die Wohnungen der ärmsten Leute sind aus Cedernholz gebaut wie das Schloß Salomon's; der Sommer beginnt mit dem 1. November und endet mit dem ersten März, der Winter umfaßt die Monate Juni bis Ende August's; endlich findet man hier Bäume, die nie Früchte tragen, Blumen ohne Duft und Vögel ohne Stimme. Viele Erscheinungen dieser und anderer Art sehen wirklich wie eine Ironie auf die sonst geltenden Normen der Naturgeschichte aus. Neuholland hat äußerst wenig Flüsse, und noch weiß man nicht einmal, ob die noch unbekannten Gegenden im Centrum von einem Binnenmeere gebildet werden. Die elende Urbevölkerung des Landes kennt nur Eine Beschäftigung, die Jagd, verzehrt Menschenfleisch und hat noch kaum eine Spur religiösen Glaubens blicken lassen.

Dieses Land ist nun bestimmt, durch Verbrecher seine Civilisation zu erhalten; mitten in dieser Wildniß weis't Sidney einen Luxus auf, der mit dem der europäischen Hauptstädte wetteifert, ja, es ist das einzige Land, wo Verurtheilte das Privilegium haben, angesehen und reich zu werden und es in den Künsten des Luxus den vornehmsten Europäern gleich zu thun. Es war im Jahr 1788, als in Botanybai eine Flotte anlangte, welche 600 Männer und 200 Weiber an Bord hatte, die zur Deportation verurtheilt waren. Alles in Allem konnte man damals die Einwohnerzahl der Colonie auf 1000 Köpfe anschlagen, jetzt zählt man deren 100,000, die auf 600 Meilen längs der Küste zerstreut sind; doch erstreckt sich die Colonie nirgend tiefer in das Innere des Landes, als auf drei Meilen, obgleich sie immerwährend auch nach dem Centrum im Vordringen ist, um Weideplätze für ihre zahlreichen Heerden zu gewinnen. Vandiemensland, fast so groß wie Irland und von Neuholland durch eine Meerenge von 120 englischen Meilen getrennt, zählt gegenwärtig 40,000 Seelen.

Die Behandlung der Verbrecher hat manches Eigenthümliche. Man theilt sie, kaum angekommen, den Colonisten oder Manufacturisten zu. Sind ihre Herren mit ihnen zufrieden, so bleiben sie bei ihnen ihre ganze Strafzeit hindurch; im Gegentheile werden sie bei dem Straßenbau verwendet und oft, wenn über sie keine Klage geführt wird, ihren ersten Herren zurückgegeben. Einen solchen Arbeiter nennt man einen Convict. Ist sein Herr mit ihm zufrieden, so erhält der Convict nach einer gewissen Zeit einen Urlaubsbrief, und ist dieser für mehrere Jahre ausgestellt, so gilt er für eine bedingte Freisprechung; die absolute gibt dem Convict alle Rechte und Vorrechte eines englischen Unterthans, er kann nun treiben, was er will, und selbst als Richter fungiren. Daß der Zustand, der sich hieraus ergibt, etwas Antisociales haben müsse, ist klar. Diejenigen, welche als Bediente und Kammerdiener einem Stadtbewohner zugetheilt werden, führen ein ziemlich erträgliches Leben; viel härter ist das Loos derjenigen, welche als Feldarbeiter gebraucht werden.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, begangen zu Frankfurt a. M. am 24. und 25. Juni 1840. Eine Festgabe, herausgegeben von den Buchdruckern, Schriftgießern und Buchhändlern.

Nachdem nun dies für jeden gebildeten Leser, insonderheit aber für den Frankfurter interessante Gedenkbuch vollständig und mit Einschluß der Festbeschreibung vor uns liegt, seyen ihm noch einige Worte gewidmet. Um die Festbeschreibung so vollständig zu machen, wie es von ihr als von einer offiziellen und gründlichen, auch für kommende Geschlechter bestimmten erwartet werden durfte, mußten erst alle erforderlichen Materialien eingesammelt, gesichtet und geordnet werden, was sehr weitläuftig und zeitkostend war. Hr. Dr. Creizenach, ein geachteter junger Gelehrter, hat sich dieser mühevollen Arbeit mit viel Liebe zur Sache unterzogen und seine Aufgabe glücklich gelöst. Die Festrelation ist klar und fließend geschrieben, vollständig bis in die kleinsten Details und Alles, was erstrebt wurde, nach Verdienst würdigend. Diese letzte Abthei-

ung des Gedenkbuches wird Allen, welche bei dem Feste mitwirkend betheiligt waren, als Erinnerung an schöne Tage lieb und werth seyn. Die beiden andern Abtheilungen des Werkes enthalten, wie bereits bekannt, eine Reihe von Festgedichten von hier lebenden Dichtern und Erinnerungsblätter aus dem geistigen Leben der Vergangenheit. C. Jügel feiert in einem schönen didaktischen Gedichte den historischen Einfluß der Erfindung der Buchdruckerkunst auf Wissenschaft, Leben und Kunst. Dr. med. H. Hoffmann behandelt sein Thema von der humoristischen Seite mit Frische und Energie. W. Wagner gibt eine poetische Festbeschreibung, die er mit lyrischen Ergießungen durchzogen hat. Walter Rustige führt uns in die schönen Tage der Inauguration der Gutenbergstatue in Mainz zurück und seine sinnige Dichtung wird als ein freundnachbarlicher Gruß an die Rheinstadt dort, wie hier gleich willkommen seyn. Th. Creizenach gibt ein Genrebild — das Dachstübchen eines deutschen Gelehrten, — welches durch Inhalt und Form gleich anziehend ist. Von Dr. H. Weismann finden wir einfach-schöne und kräftige Festlieder, die, theilweise in Musik gesetzt, bei der Säcularfeier benutzt und gesungen wurden. Dr. A. Brecht hat einen gedankenreichen Monolog an Gutenberg und J. M. Jäger ein freundliches, erzählendes, auf die Druckerfindung bezügliches Gedicht gespendet. Professor Oeffemer behandelt in ernster und humoristischer Manier die vielfältige Wirksamkeit der Lettern und Allonymus bringt ein artiges Scherzgedichtchen. Ludwig Hub schließt die Sammlung der Festgedichte, indem er den Typographen des zwanzigsten Jahrhunderts einen begeisterten Gruß zuruft. — Die Erinnerungsblätter aus dem geistigen Leben der Vergangenheit enthalten viel Werthvolles, welches auch weit über dem Bereiche unserer Stadt Interesse erregen muß. Züge aus dem Leben berühmter Frankfurter, Blicke in ihre geistige Thätigkeit und in ihren Verkehr mit Geistesverwandten, Briefe von ihnen und an sie, Hindeutungen auf mancherlei Verhältnisse und Richtungen einer verschwundenen Zeit bilden den reichen Inhalt dieser literarisch wichtigen Abtheilung, in welcher wir einem Göthe, Klinger, Heinse, Lenz, Forster, Merk, Ebel, Sömmering, Feuerbach, Fichard, Kirchner, K. Vogt, L. Börne u. A. begegnen. Den Schluß macht eine historische Anekdote, nach einer wahren Begebenheit in Versen erzählt von C. Jügel, welche poetische Arbeit wir zu dem Vorzüglichsten des Gedenkbuchs zählen. — Dies in dreifacher Beziehung demnach werthvolle Gedenkbuch empfehlen wir nun schließlich der freundlichsten Beachtung unserer Mitbürger. Wer an dem schönen Säcularfeste Theil genommen hat, wird es gewiß nicht unterlassen, sich dies Gedenkbuch anzueignen. Es ist bei Herausgabe desselben und bei dem äußerst billigen Preise auf zahlreichen Absatz gerechnet worden, ohne welchen die Albumscommission in Nachtheil seyn würde, was aber nicht zu erwarten steht. Papier, Druck und Ausstattung des Werkes sind sehr schön und lassen nichts zu wünschen übrig. W.

Korrespondenz.

Bacharach, 23. Sept.

Die Artikel 60 und 66 des in diesseitiger Provinz noch geltenden französischen Gesetzes vom 18. Germinal X bestimmen, daß jeder Kanton eine eigene Kantons-Pfarrei, verbunden mit einem Staatsgehalte von 1000 — 1500 Frcs, haben soll. Bei Einführung dieses Gesetzes wurden die gerechten Ansprüche der hiesigen katholischen armen Pfarrei, als im Hauptorte des Kantons, nicht berücksichtigt und die mit bedeutenden Einkünften dotirte Pfarrei zu Oberwesel, aus bisher noch unbegreiflichen Gründen, zu einer Kantonspfarre erhoben. Alle Reclamationen an die damaligen geistlichen und weltlichen Behörden hatten nur den Erfolg eines negativen Bescheides. Durch die im Jahre 1821 erfolgte Aufhebung des hiesigen Kantons und dessen Vereinigung mit dem von St. Goar war alle Hoffnung vereitelt und nur allein die Uneigennützigkeit des seitherigen Pfarrers und königl. Schulinspectors Hrn. Klein, in wahrer treuer Befolgung seines apostolischen Berufs, erhielt der mittellosen Gemeine einen so rastlos thätigen Seelsorger. Die Hoffnung erstarkte jedoch wieder, als des unvergeßlichen hochseligen Königs Majestät, in allergnädigster Berücksichtigung der bürgerlichen Wohlfahrt, mittelst Cabinetsordre vom 19. November 1837, die Wiederherstellung des hiesigen Kantons zu befehlen geruhten, und nicht vergebens. Von der allgütigen Vorsehung war es der hiesigen Gemeinde vorbehalten, durch des jetzt regierenden Königs Majestät, mit der gewohnten raschen Thätigkeit eingreifend, mit dem beglückt zu werden, was ihr Zeitverhältnisse ungerecht versagen mußten, indem Allerhöchstdieselben durch Cabinetsordre vom 18. Juli c. zu bestimmen geruhten, daß das Staatsgehalt der katholischen Pfarrei Oberwesel bei der nächsten Erledigung derselben von 364 Rthlr. 26 Sgr. 3 Pf. auf 233 Rthlr. 18 Sgr. 9 Pf. herabgesetzt, dagegen das der Pfarrei Bacharach, unter Erhebung derselben zur Cantonal-Pfarrei, von 131 Rthlr. 7 Sgr. 6 Pf. auf 262 Rthlr. 15 Sgr. erhöht werde. Dieser Akt königlicher Gnade steht mit dem jüngst in Circulation begriffenen Allerhöchsten Cabinets-Schreiben als Antwort auf die Huldigungs-Adresse der katholischen Geistlichkeit von Preußen und Posen, in welchem der Monarch sagt, daß er als Christ sich verpflichtet fühle, alle christliche Glaubensgenossen ohne Unterschied zu lieben, derselbe werde mithin nach diesem Grundsatze auch die Bekenner der katholischen Confession und deren Geistlichkeit gleich allen andern schützen, achten und ihnen wohlthun, so viel er vermöge, — in engster Verbindung und ist ein Fingerzeig zur glücklichsten Zukunft in confessioneller Beziehung.

Worms, 26. Sept.

Am 20. d. starb dahier die Wittwe Margarethe Schmitt, aus Wachenheim, in dem hohen Alter von 100 Jahren 1 Monat und 15 Tagen.

Köln, 25. Sept.

Die kleine, aber auserwählte Gemäldesammlung des in Bonn verstorbenen Professors der Kunstgeschichte Hrn. Dr. d'Alton wird nächstens zur öffentlichen Versteigerung kommen. Hr. A. W. v. Schlegel, der große Meister der Darstellung und feine Kunstkenner, hat es übernommen, einen raisonnirenden Katalog über diese Gemälde anzufertigen, und man darf daher erwarten, daß dieser Katalog selbst unter den angezeigten Kunstwerken eine besondere Stelle einnehmen werde.

Mannichfaltigkeiten.

R. Benedix, der Verfasser des vielbelobten Schauspiels: »Das bemooste Haupt« hat wieder zwei Stücke: »Die Sklaven« und »die Sonntagsjäger« vollendet. Nun, ihr Theaterdirektoren, beklagt euch noch über die Sterilität der deutschen dramatischen Literatur!! —

Im Coburgischen ereignete sich kürzlich der merkwürdige Fall, daß bei einem Examen der Geprüfte und der Prüfende, Beide durchfielen. Der Fußboden brach nämlich ein. Ein Paar der dümmsten Schüler haben dabei offene Köpfe bekommen.

Die bizarrsten Wechsler sind unstreitig die Engländer. Für einen Napoleon geben sie ein Häufchen Asche, und für einen Koburger eine Krone.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 29. Sept. Fra Diavolo, oder: das Gasthaus zu Terracino, komische Oper in 3 Abtheil., Musik von Auber.

Mittwoch, 30. Sept. (Zum Benefiz des Hrn. Döring und zum Erstenmale): Der Fabricant, Schauspiel in 3 Acten, von E. Devrient. Hierauf folgt: Die Brandschatzung, Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue. — Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler im ersten Stück: Cantal; im zweiten: Marder. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 274. Mittwoch, den 30. September 1840.

Dithyrambus.

Von Friedrich Aulenbach, Stud. jur.

Vaterlandszecher,
Füllet die Becher,
Golden perle der funkelnde Wein!
O himmlische Gabe!
Köstliche Labe!
Hat dich Galatiens brennende Sonne,
Hat dich erzeugt die Loire und Garonne?
Nein, dich erzeugte der nordische Rhein!

Sangesgenossen,
Tropfen vergossen!
Heil dem stolzen, dem herrlichen Rhein!
An seinen Gestaden,
Traubenbeladen,
Reifet die Würze für's irdsche Leben,
Die uns der Schwinger des Thyrsus gegeben,
Reifet der herzerquickende Wein.

Hoch in der Linken
Becher erblinken,
Jubelnd jauchze ein Hurra) es laut:
Es lebe die freie
Sangesgetreue
Blühende Rheinpfalz für ewige Tage,
Leben die Herzen, die drinnen uns schlagen,
Lebe das Vaterland, lebe die Braut!

Welche in Frieden
Sie unwirts geschieden,
Freunde, ihnen die Becher geleert!
Im Feuer der Jugend
Lebewohl für Tugend
Hingen an uns sie mit inniger Treue;
Drum sey von neuem bekräftigt die Weihe,
Wie man die todten Genossen ehrt!

Zum letzten Male
Füllt die Pokale!
Dank dem heutigen Festesgelag!
Das Herzen entzündet,
Fester verbindet:
Männlich zu tragen, was kommen auch möge,
Nichts zu erschleichen auf winklichtem Wege,
Was man auf gradem zu hoffen vermag.

Erlangen.

Das Wirthshaus der Barouesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

Im nämlichen Augenblicke öffnete sich der Schlag, und derjenige, welcher so eben gesprochen hatte, sprang leichtfertig aus dem Wagen. Es war ein junger Mann in elegantem Reise-Costüme, von hohem Wuchs, aber so mager, so blaß und so schmächtig, daß man ihn für einen mit Brustbeschwerden behafteten oder wenigstens durch die weltlichen Genüsse vor der Zeit ausgenutzten Menschen hätte halten mögen. Es schien seiner Lunge an Luft zu fehlen, und alle seine Bewegungen hatten etwas Nervöses, das eine große Schwäche und zugleich eine große Reizbarkeit anzeigte. Ungeachtet seines zerbrechlichen Ansehens, verriethen seine Züge aristokratischen Uebermuth und Stolz; auf seiner Brust waren fremde Ordensbänder ausgehängt, über denen sich jene kleinen silbernen Lilien befanden, die lange Zeit das Vereinigungszeichen der Anhänger der Bourbonen-Dynastie gewesen waren. Es war leicht, auf den ersten Blick in ihm einen jener jungen Emigrirten zu erkennen, die, indem sie im Gefolge ausländischer Truppen nach Frankreich zurückkehrten, das Recht zu haben glaubten, sich in ihrem Vaterlande wie in erobertem Lande zu betragen.

Er ging auf den Postillon zu, indem er seine Reitpeitsche schwang, als wolle er die eben geäußerte Drohung ausführen. Er blieb jedoch bald stehen, eingeschüchtert durch die kalte, aber entschlossene Fassung seines kräftigen Gegners, der einen Angriff zu erwarten schien, um mit einer Bewegung das armselige Geschöpf zu zerbrechen, das ihn geschmäht hatte. Er trat klüglich einige Schritte zurück, und seine Reitpeitsche in den Wagen werfend, sprach er in einem mildern Ton, als wenn ihm so eben plötzlich etwas eingefallen wäre:

„Eigentlich genommen, warum ereifere ich mich über diesen Schlingel? Das wird zu nichts helfen . . . Fritz, siehe, daß Du einen Wagner findest, um meinen Wagen auf der Stelle auszubessern, auf daß ich spätestens morgen früh abreisen kann. Und Du," fuhr er fort, indem er dem Postillon ein in den Staub rollendes Sechsfrankenstück fast in's Gesicht warf, „das ist für Dich, um Dir zu beweisen, daß ich Dir keinen Groll nachtrage!"

Bei dieser neuen Beleidigung sprühten die Züge des armen Mannes Feuer und Flammen, und er war vielleicht im Begriffe, seinem kaum zurückgehaltenen Zorn Luft zu machen, als Mignet zu ihm trat, und mit leiser Stimme zu ihm sprach: Beruhigt Euch, beruhigt Euch, mein armer Magloire! . . . Denkt an Euer Weib und an Eure Kinder . . . Ihr möchtet Euern Platz verlieren."

Der Postillon wandte sich mit Mühe um und murmelte mit demselben Ton:

„Das ist hart, Herr Mignet, für einen alten Soldaten, der unter dem Kaiser gedient . . . O! um diesem Hasenfuß Eins zu versetzen, hätt' ich, ich weiß nicht, wie viel gegeben! . . . Aber unsere Zeiten sind vorbei . . . es ist Alles aus . . ."

Er wischte eine Thräne mit der Rückseite seiner Hand aus dem Auge; sodann gab er dem Gastwirth ein Zeichen des Abschieds, stieg auf sein Pferd und ritt in starkem Galopp davon, um gleichsam sicher zu seyn, daß er sich nicht von den stürmischen Gefühlen hinreißen lasse, welche diese Demüthigung in seinem Innern geweckt hatte.

Unterdessen betrachtete der Reisende mit einer bedeutungsvollen Grimasse die Herberge, in welcher der seiner Postchaise begegnete Unfall ihn nöthigte, anzuhalten, und murmelte, nachdem er sich versichert hatte, daß der Postillon weit genug entfernt war, durch die Zähne:

„Der Schlingel! Ich hätte ihm die Knochen zerschlagen sollen für die gute Nacht, die er mir in dieser schlechten Kneipe bereitet! Aber die Kerls sind heutzutage so trotzig! Es giebt nichts als Republikaner mehr in Frankreich! aber Geduld . . ."

In diesem Augenblicke bemerkte er, daß Mignet sich einige Schritte entfernt hielt, und ihn schweigend zu erwarten schien, um ihn in das Wirthshaus einzuführen. Ihn leichtfertig mit der Hand grüßend, fragte er:

„Dieses Wirthshaus ist Ihnen?"

„Ja, mein Herr; und wenn Sie sich die Mühe geben wollen, einzutreten . . ."

„Ich muß mir wohl die Mühe geben, einzutreten, Parbleu! da der Schlingel, der dort davon flieht, wie wenn der Teufel ihm auf dem Nacken wäre, mir nicht die Wahl gelassen hat, weiter zu reisen oder zu bleiben . . . Sagen Sie mir, mein Lieber," fuhr er fort, indem er mit seinen Blicken den guten Mignet maß, der sich mit vollkommener Ruhe und stoischer Geduld diese unhöfliche Prüfung gefallen ließ, „kann man bei Ihnen — — zu essen bekommen?"

„Ja wohl, mein Herr, vorausgesetzt jedoch, daß man nicht zu empfindlich mit den Gerichten ist, denn Sie begreifen wohl . . ."

„Daß Sie in dieser Kneipe mehr Soldaten-Ratatouille, als Fasanentrüffeln verkaufen. O! ich habe einen lebhaften Verstand, habe das Alles schon begriffen! Und können Sie mir für diese Nacht ein Bett geben, aber ein reines?"

„Man wird sein Möglichstes thun, mein Herr", sagte der gelassene Claudius. „Kommen Sie hierher!" fuhr er fort, indem er sich an den Bedienten wandte, der mit den Effekten seines Herrn schon auf das Haus zuging; „man wird Ihnen das Zimmer zeigen, das für Ihren Herrn bestimmt ist."

Der Reisende machte eine Miene jämmerlicher Resignation und ging, ein saures Gesicht schneidend, auf die Herberge zu. Claudius führte ihn zuerst in einen niedern Saal, dessen kalkgetünchte Wände und Decke vom hellsten Weiß glänzten. Ein Schrank, ein langer Tisch, Bänke, einige Stühle, dies Alles in Eichenholz, und jeden Tag von der dicken Hausmagd gehörig gerieben, machten die Mobiliargegenstände aus. Ungeachtet der äußerst gewissenhaften Reinlichkeit, die in diesem Saale herrschte, kitzelte ein für gewöhnliche Nasen unmerklicher, für die feinen Organe des jungen Reisenden aber zu starker Geruch auf eine unangenehme Weise seine Geruchsnerven, denn er hielt plötzlich ein prächtiges, in Brillanten gefaßtes Cassolettchen mit Wohlgerüchen unter seine Nase, und murmelte, als wolle er eben ohnmächtig werden: „Ach! mein Gott, welch' Entsetzen! Hier kann ich unmöglich bleiben. Können Sie mich nicht in das Zimmer führen, das für mich bestimmt ist?"

„Man macht es zurecht, mein Herr; und außerdem müssen Ihre Effekten hineingetragen werden; in einigen Augenblicken wird es bereit seyn. Hier ruhen Sie sich ein wenig aus," fuhr der gefällige Claudius fort, indem er ein in den Garten gehendes Fenster öffnete, „hier werden Sie Luft haben. Kann man dem Herrn mit etwas aufwarten, während man das Nachtessen bereitet?"

„Bordeaux, wenn Sie welchen haben . . . der wird mich etwas restauriren."

Claudius ging hinaus, um zu holen, was der Reisende verlangte. Dieser warf sich auf einen Stuhl am Fenster, ohne sein Fläschchen zu verlassen, und betrachtete mit Erstaunen den so niedlichen und wohlunterhaltenen Garten. Seine Aufmerksamkeit richtete sich besonders auf das Gartenhaus, das er hier gar nicht vermuthete.

Als Mignet mit der verlangten Flasche Bordeaux zurückkam, schien die kleine Unpäßlichkeit des Fremden wieder vergangen zu seyn, wie sie gekommen war, denn er lief auf ihn zu, indem er ihn hastig fragte:

„Sagt mir doch, mein Lieber, wer ist diese junge Dame, die ich so eben dort hinten im Garten vorübergehen sah? Sie sieht ziemlich gut aus! Sie ist reizend, bei meiner Seele!"

„Es ist meine Tochter, mein Herr," sagte Mignet, indem er den Pfropfen aus der Flasche zog und sie auf den Tisch stellte.

„Ihre Tochter?" erwiederte der Fremde mit einer enttäuschten Miene; „das ist Schade . . . wirklich recht Schade! Sie ist köstlich, auf mein Ehrenwort!"

„Sie sind gar zu gütig, mein Herr," sagte der Gastwirth immer mit derselben Kaltblütigkeit. „Wünschen Sie noch etwas?" fügte er hinzu, im Begriffe, wegzugehen.

„Ich wünschte," sagte der junge Mann stockend und immer nach dem Fenster hinblickend, mit der Miene eines Menschen, der etwas ganz anders, als was er fragt, wissen möchte, „Sie sagten mir, ob ich noch sehr weit von dem Schlosse von Saint-Maurice bin."

„Drei Meilen auf dem nächsten Wege, mein Herr, und vier auf der Landstraße."

„Es scheint, daß Ihre Tochter in's Haus gegangen ist," sagte der Reisende mit einer unruhigen Miene, „denn ich sehe

sie nicht mehr! Sie ist wahrhaftig sehr schön, und sie hat durchaus nicht die Haltung, noch die Tracht eines Landmädchens!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Verbrecher-Colonieen auf Neuholland, Vandiemensland und der Insel Norfolk.

(Schluß.)

Einmal einem Eigenthümer zugetheilt, dessen Grundbesitz 50, 100, ja auch wohl 200 Meilen von Sidney entfernt ist, bedient sich ihrer der Farmer nur, um sich zu bereichern, nicht um sie zu bessern. Hieraus entspringt ein heftiger Kampf zwischen dem Herrn, welcher bemüht ist, den Sclaven zur größtmöglichsten Arbeit zu zwingen, und dem Sclaven, welcher sich der Arbeit, deren Früchte ihm nicht zu Gute kommen, auf alle mögliche Weise zu entziehen sucht. Aber die Strafe ist da, um den Elenden zu zügeln. Bei dem geringsten Vergehen wird der Schuldige dem Gericht überliefert. Seine Vertheidigung wird gar nicht gehört. Man entkleidet den Unglücklichen und bindet ihn an. Die Peitsche wird geschwungen, jeder Schlag verursacht neun Wunden auf einmal; das Blut rieselt. Im Wiederholungsfalle noch 50 Schläge. Trotzt er zum drittenmal, so wird er für unverbesserlich erklärt und zu den Ketten verurtheilt. Die Deportirten dieser letztern Kategorie arbeiten mit ihren Ketten, von einer militärischen Wache beaufsichtigt. Verwendet man sie im Innern, so schließt man sie, wie ebenfalls Ullathorne versichert, in eine Art großer und tragbarer viereckiger Kasten ein, wo jeder von ihnen kaum einen Raum von zwei Fuß in's Gevierte für sich gewinnen kann. Am Bord des Schiffs „Der Sidney" schließt man sie zu 10 und 12 in ein so enges Behältniß ein, daß, wenn die Einen liegen wollen, die Andern aufrecht stehen müssen. Die Rolle, welche die Frauen in dieser seltsamen Colonie spielen, ist nicht minder außerordentlich. Hat der Convict eine Frau in England zurückgelassen, so ist sein Glück bald gemacht. Die Frau kommt auf dem nächsten Schiffe an, nimmt eine Wohnung und wendet sich an den nächsten Gouverneur mit der Bitte, ihren Mann, der Familienvater sey, zum Diener annehmen zu dürfen. Hat sie keine Kinder, so ist bald eine Aushülfe getroffen: sie dingt ein paar Buben in Sidney und gibt sie für ihre Kinder aus. Mit diesen begibt sie sich zum Gouverneur, der weiblichen Bitten nicht zu widerstehen vermag. Ihr Mann wird ihr übergeben, und der Convict, nun Herr in seinem Hause, lebt von den Früchten seiner Diebstähle und Betrügereien, die er in England begangen und deren Ertrag seine Frau gesammelt hat, herrlich und in Freuden. Man erzählt Folgendes: Ein Offizier, eben in Sidney angekommen, erblickt einen glänzenden und reichen Wagenzug. „Wem gehört dieser schöne Wagen?" fragt er. „Einem alten Convict", antwortete man. „Und dieser?" „Einem andern Convict, dessen Frau einen Tuchhandel treibt und ihren Mann zum Diener angenommen hat." „Und jener dort?" „Einem Convict, welcher kaum nach seiner Ankunft einen Abschiedsbrief erhielt." „Nun," äußerte lachend der Offizier, „so will ich sogleich nach Indien zurückkehren und ein Verbrechen begehen, weil dies das Mittel scheint, sein Glück zu machen." Die verurtheilten Weiber werden als Dienstboten Leuten der verschiedensten Classen zugetheilt, die übrigen befinden sich im Correctionshause von Paramatta. Hier sollen sie die Vergehungen büßen, die sie im Dienste ihrer Herren begangen haben; aber sie erhalten reichlich Fleisch, Brod und Gemüse, manchmal auch Thee und Zucker. Zur Arbeit werden sie nicht angehalten, dagegen dürfen sie in dem großen Garten des Correctionshauses spazieren gehen. Dieser Aufenthaltsort hat für sie so großen Reiz, daß verurtheilte Weiber oft ihre Herren bitten, sie nach dem Correctionshause zu schicken. Thut man dies nicht, so enthalten sie sich aller Arbeit, bis man sie nach Paramatta schickt. Auch haben sie hier die gewiss Aussicht, einen Mann zu bekommen, denn hier suchen sich die in Freiheit gesetzten Convicts ihre Frauen. Kommt eine Verurtheilte in Sidney an, so wirft sie sich dermaßen in Staat, daß der Herr, dem sie zugetheilt wird, eine Prinzessin statt einer Dienstmagd vor sich zu sehen glaubt; ihre zarten Hände sind durchaus nicht gemacht, zu arbeiten. Was thun? Man schickt sie nach Paramatta, das ist alles, was sie verlangt. Diese Einrichtungen sind wenig gemacht, die Sittlichkeit in dieser Verbrecher-Colonie zu fördern. Die Consumtion von Rum und Liqueur in dieser Colonie verhält sich zu der in England wie 17 zu 5. Im Jahr 18" verurtheilte der Gerichtshof zu Sidney 116 Individuen zum Tode für das Verbrechen des Todtschlags; die Zahl der Verurtheilungen für geringere Verbrechen belief sich aber auf nicht weniger als auf 22,000. Meineid ist hier so gemeinsam wie Luft und Sonnenlicht. Man ist daher auf eine Strafart bedacht gewesen, welche mehr gefürchtet wird als die Todesstrafe selbst, und das ist die Verbannung nach der Insel Norfolk. Norfolk ist ein mit Klippen umgebenes Eiland und, wie ein katholischer Missionär sagt, der letzte Kreis der dante'schen Höllen, von denen jeder Grad den Schrecken verdoppelt. Norfolk liegt von dem Hafen Jackson ungefähr 100 Meilen entfernt, die Ueberfahrt ist sehr gefährlich; nur die Wächter der Gefangenen dürfen auf dieser Insel wohnen und kein Schiff an ihr anlegen. Die hieher Verwiesenen tragen Ketten, die ihnen nie abgenommen werden. Im Jahre 1835 betrug die Zahl der auf der Insel befindlichen Verbrecher 1200, worunter 450 Katholiken; seitdem ist die Zahl in jedem Jahre um 200 gestiegen. 1833 und 1836 wurde die Insel von einigen katholischen Missionären besucht, welche die Regierung um die Erlaubniß angingen, in diesen traurigen Orten ihren Sitz aufschlagen zu dürfen; kein protestantischer Geistlicher hatte sich dazu entschließen können.

(Bl. f. l. U.)

Korrespondenz.

Münden, im Sept.

Keinem Zweifel kann es mehr unterworfen werden, daß das kalte Wasser, unter Leitung der Aerzte in recht vielen Krankheiten, besonders bei Nervenschwäche, Rheumatismus, Gicht, Hämorrhoidal-Beschwerden u. dgl. ein ganz besonderes Heilmittel ist, daß dessen Trank das Blut gleichsam verjüngt und die Anwendung der kalten Bäder im Allgemeinen, und der Regen-, Douche- und Sturz-Bäder insbesondere den Körper neu belebt. — Die nach Prießnitz Methode hier und da in Deutschland bereits eingerichteten Wasser-Heilanstalten haben wahrlich Heilwunder geliefert. Nichts ist daher natürlicher, als daß in manchen Orten der Wunsch nach Zurichtung gleicher Anstalten entstand. Aber nicht jeder Ort, nicht jedes Wasser eignet sich dazu, und wo die Natur nicht selbst schon Vorrichtungen getroffen hat, dürfte die Kunst wohl von wenig Erfolg seyn. Nicht nur der innere Gehalt des Wassers, sondern auch seine verschiedenen Wärme- und Kältegrade kommen in Betracht und eben des-

halb darf man sich auch nur unter Leitung der Aerzte von der Anwendung des Wassers heilsame Wirkung versprechen, da eben in der Anwendung des Wassers nach seinem Gehalt und Wärme- oder Kältegrade das Heilmittel liegt. Auch in unserer Stadt, deren Umgebung so reichhaltig von Mutter Natur ausgestattet ist, war schon seit längerer Zeit der Gedanke zur Gründung einer solchen Anstalt rege geworden, jedoch wollte man noch mehrere Erfahrungen über die Wirkung ähnlicher Anstalten einsammeln und dann hielt man auch erst eine sorgfältige Prüfung des uns zu Gebote stehenden Quellen-, Brunnen- und Flußwassers für nothwendig, da, obgleich mancher Durchreisende sich schon an unserm herrlichen Brunnenwasser gelabt hat, dennoch die Güte der Brunnen in der Stadt allein nicht entscheiden konnte. Diese specielle Prüfung von zwölf verschiedenen Brunnen und Quellen, welche unser freundliches Thal in allen Richtungen besitzt, und dandon die günstigen Versicherungen unserer kenntnißreichen, geschickten mit der Zeit fortgehenden Aerzte, an deren Spitze der um die leidende Menschheit so hochverdiente Medicinalrath Rosenbach, dessen 50jähriges Doctor-Jubiläum in diesem Sommer mit allgemeiner Freude gefeiert wurde, steht, haben, nachdem zuvor ähnliche Anstalten besichtigt worden waren, nun den Wunsch zur That gebracht. In der kurzen Zeit von zwei Tagen wurden über 60 Actien zur Gründung der Anstalt mit dem erforderlichen Kapital unterzeichnet und die sofortige Beginnung der nöthigen Verrichtungen und Bauten beschlossen, damit in der möglichsten Kürze diese Anstalt in's Leben treten kann. Einer unserer Aerzte, Hr. Dr. Lachmund, der sich besonders für die Wasser-Heilanstalt interessirt und schon verschiedene bereist hat, ist jetzt auf einer Reise nach Gräfenberg begriffen, um bei Prießnitz, dem Gründer solcher Anstalten, fernere praktische Erfahrungen einzusammeln. So wird denn mit dem nächsten Frühjahre unser reizendes Thal nicht allein mehr von Durchreisenden bewundert werden, sondern zugleich ein Institut zum Heil und Frommen der leidenden Menschheit darbieten. d.

Mainz, 28. Sept.

Unsere Blumen-, Obst- und Gemüs-Ausstellung entspricht vollkommen den Erwartungen, die man sich davon gemacht hatte. In allen drei Gattungen von Produkten enthält sie das Vorzüglichste, was unser Klima in dieser Jahreszeit hervorzubringen im Stande ist. Frankfurts Kunstgärtner haben wieder freundnachbarlich zur Verschönerung und Vermehrung der Ausstellung beigetragen. Hr. Rinz von da erhielt den Blumenpreis. Die Schönheit und Farbenpracht seiner Georginen übertrifft wirklich Alles, was man bisher in dieser Art in so großer Menge gesehen. Unterdessen haben auch unsere Gartenbesitzer so viele und so schöne Exemplare von dieser Sorte geliefert, daß jeder Beschauer seine Verwunderung darüber laut zu erkennen gab. Wir nennen nur die Herren Mardner, Hock und Präsident Pitschaft, da die Herzählung der vielen Namen ermüden würde. Franz Hock allein stellte 182 verschiedene Sorten dieser Blumen aus. An Obstsorten war die Ausstellung besonders reich und beinahe noch reicher, wie an Blumen. Hr. v. Jungenfeld, der den Obstpreis erhielt, vereinigte 46 Sorten der schönsten Art auf einer einzigen Tafel. Auf einer andern Tafel sah man in einer Reihe 15 Sorten von Trauben; auf einer dritten 50 Sorten von Birnen, der verschiedenartigsten sonstigen Früchte nicht zu gedenken, von denen viele dem Beschauer gänzlich unbekannt erschienen. Die Gemüssorten lieferten nicht weniger, als Blumen und Obst, den Beweis der großen Fortschritte unserer Gartenkultur. Wer könnte alle diese herrlichen Gewächse sehen, ohne von Freude ergriffen zu seyn? Hr. Reibel von hier, der den Gemüsepreis erhielt, hatte die herrlichsten Bohnen, Rüben, Kraut, Kehlköpfe und Kartoffeln ausgestellt, und welcher Blumenkohl! Wir zählten allein 48 Sorten Kartoffeln. Der Gemüse des Hrn. Paul Ludig von Gonsenheim, des aus Georginen gebildeten Mainzer Wappens und eines 140 Pfund wiegenden Kürbisses aus dem Biebricher Hofgarten, woher ausgezeichnete Gegenstände gekommen waren, dürfen wir zu erwähnen nicht unterlassen.— Gestern Abend ist der königl. würtemb. Hofschauspieler Hr. Döring zum dritten Male hier aufgetreten; er gab den Zolky in »der alte Student«, den Magister Lassenius in »der Hofmeister in tausend Angsten« und den Kommissionsrath Frosch in »der Verschwiegene wider Willen.« Daß das Haus zum Erdrücken voll war, daß Döring's Spiel ungemeinen Beifall erlangte, daß er nach jedem Akte gerufen wurde, das können Sie sich denken, da auch bei Ihnen ihm so großer Beifall wurde und hier noch dazu kömmt, daß man diesen ausgezeichneten Künstler von frühern Zeiten, wo er hier engagirt war, noch schätzt und liebt. Ein so volles Haus wie gestern zu sehen, das thut wahrhaft wohl, möchte dieses der Anfang einer bessern Aera für unser Theater-Institut seyn; der kritische Zustand, von dem ich Ihnen früher schrieb, ist gut vorübergegangen und die Direktion wird hoffentlich nun von Seiten der Stadt mehr Unterstützung finden.

Mannichfaltigkeiten.

(Mad. Lafarge und ein Heirathsantrag.) Briefe aus Tulle in französischen Blättern melden, daß die berüchtigte Giftmischerin von einem Engländer, Robert Smeath, einen Heirathsantrag erhalten habe, und dieser ihr schriftlich zugekommen sey. Dieser Antrag lautet in treuer Uebersetzung wie folgt: »Madame, ich habe Sie nur zwei Mal gesehen. Es war genug, Ihnen mein Herz zuzuwenden, und im Falle Sie, woran ich nun nicht zweifle, von dem Verbrechen des Giftmordes freigesprochen würden, Ihnen meine Hand anzubieten. Ich bin reich, bin zwar nicht mehr jung (57 Jahre), aber ich liebe jung, und bin im Stande, Ihnen ein angenehmes Leben anzubieten. Wollen Sie in Paris, London, Neapel oder Wien leben, es gilt mir gleich. Ich folge nur Ihren Wünschen. Ich würde mich glücklich nennen, der Gatte einer Frau zu werden, die alle Welt zu sehen begierig ist! Madame, wenn Ihr Herz nicht mehr voll von dem Kummer ist, den Ihnen Ihr unglücklicher Prozeß verursacht, so reflectiren Sie auf Ihren ergebenen Robert Smeath, Esqu.«

(Aus dem Schwarzburgischen.) Vor Kurzem wurde auf dem Strausberger Jagd-Revière ein Rehbock erlegt, auf dessen Kopfe zwischen den Rosen ein Stämmchen der sogenannten Quitschenbeere oder Eberesche festgewachsen war. Es hatte 2 mit grünen Blättern geschmückte Zweige, von denen der Schütze beim Abfangen des Thieres den einen leider halb abschnitt. Es ist dies keine Münchhausiade! Der Besitzer jenes Reviers, ein sehr gefälliger freundlicher Mann, wird sich ein Vergnügen daraus machen, Jagdfreunden diese Seltenheit vorzuzeigen. (Dorfz.)

Die sogenannten Altlutheraner in Magdeburg haben eine Bittschrift an den König gerichtet, sie als eine nicht unirte evangelisch-lutherische Kirche anzuerkennen, die Wittenberger Agende von 1539 ihnen zu lassen, die Geistlichen auf die ungeänderte Augsburgische Confession zu verpflichten und sämmtlichen nicht unirten Gemeinden des preußischen Staates ein gemeinsames Consistorium vorzusetzen. Man ist auf die Antwort des Königs begierig.

(Jubiläum der deutschen Weibertreue.) Dieses Jahr ist gesegnet mit Jubiläen. Auch das 700jährige Jubiläum der deutschen Weibertreue, welche Heldenthat der Frauen von Weinsberg Bürger so schön besang, fällt in dieses Jahr. Man hört aber nicht, daß es die Frauen feiern. Warum? Wenn jetzt manche Frau ihren Mann durch den Feind schleppen sollte, sie würde sich hübsch bedanken und sich lieber selbst dem Feinde auf Gnade und Ungnade ergeben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 30. Sept. (Zum Benefiz des Hrn. Döring und zum Erstenmale): Der Fabricant, Schauspiel in 3 Acten, von C. Devrient. Hierauf folgt: Die Brandschatzung, Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue. — Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler im ersten Stück: Cantal; im zweiten: Marder. Abonnement suspendu.

Donnerstag, 1. October. Montecchi und Capuleti, Oper in 3 Akth., Musik von Bellini. Romeo Dem. Fürth.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 275. Donnerstag, den 1. October 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

„Mein Herr!“ . . . sprach Claudius, indem er eine Bewegung zum Hinausgehen machte.

„Warten Sie,“ versetzte der Reisende, „ich habe noch einige Fragen an Sie zu richten. Sie sind ohne Zweifel hier aus der Gegend, oder Sie wohnen zum wenigsten schon lange Zeit hier? . . .“

„Ich habe hier mein ganzes Leben gewohnt.“

„Nun, dann werden Sie mir wohl sagen können, ob man in der Umgegend die Baronesse von Saint-Maurice oder wenigstens ihre Tochter kennt, da man mich versichert hat, daß Beide noch am Leben seyen!“

Diesmal schmolz all' das Eis, von dem Claudius Seele umgeben schien, und er rief mit der größten Lebhaftigkeit: „Was? mein Herr, Sie suchen hier die Baronesse von Saint-Maurice? Sie haben sie vielleicht gekannt? O, sagen Sie mir . . .“

Der Reisende sah ihn mit Erstaunen an.

„Tudieu! mein Freund, wie sind Sie lebhaft!“

„O, um Verzeihung, mein Herr, sagen Sie mir, ob Sie die Baronesse Menard von Saint-Maurice gekannt haben?“

„Noch einmal,“ versetzte der Fremde, indem er mit einer geringschätzenden Miene lächelte. „Wird es Ihnen wohl etwas nützen, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Baronesse seit meinem zehnten Jahre nicht mehr gesehen habe, und daß ich erst seit einigen Monaten nach Frankreich zurückgekehrt bin? Aber um mit so viel Wärme von dieser vornehmen Dame zu sprechen, müssen Sie wohl selbst . . .“

„Ich, nein, ich kenne sie nicht. Nur während einer gewissen Zeit hat diese große Familie das Land so viel beschäftigt . . .“

„Zum Henker!“ sagte der Fremde, sich mit einer ermüdeten Miene umdrehend, und ohne sich darum zu geniren, gehört zu werden, „man kann nichts aus diesen Leuten herausziehen! Morgen werde ich ohne Zweifel glücklicher seyn bei jenem Michelin, dem Emporkömmling . . . Er allein wird mir die nöthigen Mittheilungen geben können.“

„Michelin! Mittheilungen über die Baronesse von Saint-Maurice!“ wiederholte Claudius immer mit derselben Unruhe. „Um Erlaubniß, mein Herr, sagen Sie mir, wer Sie sind und welches Interesse Sie haben können . . .“

„Genug davon,“ sagte der Unbekannte mit Stolz; „ich liebe nicht die neugierigen und geschwätzigen Wirthe; das können Sie schon gemerkt haben.“

So sprechend, kehrte er ihm den Rücken und sah pfeifend in den Garten, als ob er darauf gespannt wäre, die Person wieder zu sehen, die einen Augenblick früher seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, aber Claudius ließ sich durch diese trotzige Begegnung nicht abschrecken, er blieb gedankenvoll in einiger Entfernung stehen, auf Mittel sinnend, wie er hinter dieses Geheimniß kommen könnte, das die Baronesse ohne Zweifel interessirte. Er schwankte einen Augenblick, ob er nicht unumwunden dem unbekannten Reisenden die ganze Wahrheit sagen sollte; allein seine gewöhnliche Klugheit hielt ihn davon ab. Er konnte ein derartiges Geheimniß, das übrigens nicht ihm allein angehörte, unmöglich offenbaren, ohne zu wissen, ob dieser Fremde nicht feindselige Absichten gegen Diejenige hegte, die er zu suchen schien. Er entschloß sich also, bis zum folgenden Tage zu warten und sich inzwischen auf eine pfiffige Weise nach dem Namen und Rang dieses Reisenden zu erkundigen, um sodann den Umständen gemäß zu handeln.

Die Sonne war unterdessen lange untergegangen und die Dunkelheit begann sich in dem Wirthshause zu verbreiten. Während Claudius und der Unbekannte, der Eine in sein Nachdenken, der Andere in seine Betrachtungen versunken waren, ließen sich eilige und verstohlene Schritte in dem nahen Hausgange vernehmen, und in demselben Augenblicke stürzte sich Jemand in blinder Hast in den niedern Saal, wahrscheinlich in der Meinung, ihn leer zu finden; allein bei dem Anblicke zweier Personen kehrte man schnell und lebhaft zurück, und als der Gastwirth sich umdrehte, sah er nur noch einen Schatten, der flüchtig in dem Hausgang verschwand. Claudius ging vorwärts, um die geheimnißvolle Person zu erkennen, die sich auf eine so seltsame Weise in sein Haus geschlichen hatte, aber in demselben Augenblicke hielt ein Pferd vor der Thür und eine gebrochene und vor Zorn zitternde Stimme ließ sich draußen hören:

„Haltet ihn! . . Ha! böser Galgenstrick, Du dachtest nicht daran, mich hier zu finden? Nun, wo ist er denn? Gott verzeih' mir, ich glaube, der Schlingel versteckt sich, und bildet sich vielleicht ein, ich werde ihn nicht in dieser Herberge suchen, wo man ihm so gute Rathschläge giebt! Wart', wir wollen sehen, wie die Aktien stehen; ich will mich selbst überzeugen . . .“

Jetzt hörte man jenes erstickte Krächzen eines Greises, wenn

er mühsam vom Pferde steigt, und alsbald hallten zwei große Reisestiefel schwerfällig auf der Treppe der Herberge wieder. Claudius näherte sich mit Lebhaftigkeit dem jungen Reisenden: „Mein Herr," sprach er, mit einer gewissen Aufregung, „wenn ich mich nicht irre, so erhalten wir so eben den Besuch der Person, von der Sie so ungeduldig Mittheilungen erwarten. Herr Michelin, ehemaliger Notär, hält so eben hier an."

„Michelin, der Eigenthümer von Saint-Maurice? Warum sagten Sie mir nicht, daß ich das Glück haben würde, ihn diesen Abend hier zu sehen! Dieser Umstand erspart mir morgen einen weiten Weg . . ."

„Seit den drei Jahren, wo er beständig auf dem Schlosse wohnt, ist es heute das erstemal, daß er hier anhält, und ich kann nicht begreifen . . ."

Er redete noch, als die Thüre sich öffnete, und im letzten Schimmer der Abenddämmerung der alte Michelin in den Saal trat. Es war ein dicker Mann mit zwischen die Schultern geducktem Kopfe, grauen und lebhaften Augen, die mit der Langsamkeit seiner Bewegungen und der ungeheueren Masse seiner Person einen auffallenden Kontrast bildeten. Er hatte das Kostüm eines dicken Pächters; ein langer Ueberrock ging ihm fast bis auf die Füße, und ein ungeheures gestreiftes Gilet zog sich über die runde Wölbung seines Bauches. Durchaus nichts Ausgezeichnetes sprach sich in dem Wesen dieses alten reichen Kauzes aus; und obgleich er einen beträchtlichen Abschnitt seines Lebens Funktionen ausgeübt hatte, welche ihm wohl ein wenig Weltgebrauch hätten mittheilen sollen, so war es unmöglich, nach seinem Aeußeren zu schließen, in ihm etwas anders, als einen reich gewordenen Bauer zu finden.

Er that einige Schritte in den Saal und blieb plötzlich, ohne zu grüßen, stehen, indem er erstaunte Blicke um sich warf.

„Nun!" versetzte er, „wo ist Ferdinand? wo ist mein Sohn? Ich bin doch sicher, daß er hier ist . . . Ganz gewiß," fügte er hinzu, indem er die Anwesenden mit Argwohn ansah, „man hat ihn versteckt!"

„Herr Michelin," sagte Claudius zornig, „ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, wir haben Ihren Sohn nicht gesehen, und ich verstehe nicht . . ."

Der alte Notar kehrte sich um gegen den, der diese Worte an ihn richtete, heftete sein kleines graues Auge auf ihn, und erwiederte mit immer lebhafterem Tone:

„Ah! Sie sind also der Herr dieser Herberge, der den Sohn einer anständigen Familie zu verführen sucht, daß er das kleine alberne Ding heirathe, das Sie zur Tochter haben! Nur ruhig! ich habe Sachen von Ihnen gehört! Ich weiß jetzt, wo mein Schelm von Bube hingeht, wenn er mich kranken, gichtischen Mann ganze Tage zu Saint-Maurice allein läßt! Und Sie schämen sich eines solchen Betragens nicht? Schon längst wollte ich selbst kommen, um zu sehen, was meinen Ferdinand in dieses Nest zöge, dessen Daseyn ich nicht einmal wußte, obgleich es ehemals zu meinen Besitzungen gehörte, und ich bin entzückt, daß der Zufall mir die Gelegenheit verschafft hat, Ihnen meine Herzensmeinung zu sagen. Wie soll ich das verstehen? Als ich so eben dieses Weges daher kam, den ich sonst niemals nehme, um nach Hause zurückzukehren, sehe ich meinen Sohn, den ich ruhig seit diesen Morgen im Schlosse glaubte, um dieses Haus streichen . . . Ich erkenne ihn, ich rufe ihm zu . . . aber bast! er läuft, was er laufen kann, flüchtet sich zu Ihnen, und wenn ich komme, ihn zurück zu fordern, um ihn nach Hause zu führen, antworten Sie mir, Sie haben ihn nicht gesehen! Geben Sie mir weg, das ist schimpflich! Sie sollten darob erröthen! . . . Aber ich weiß gar wohl, wie Sie ihn bekehrt haben; und wenn Sie oder Ihre kleine Närrin je dem Gedanken Raum gegeben haben, ich würde ihn in eine solche Sippschaft heirathen lassen, so haben Sie sich getäuscht . . . Lassen Sie sich das gesagt seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über den Componisten Femy.

Wenn in unserer Zeit man den Componisten von Opern häufig den Vorwurf macht, daß ihre Productionen entweder zu arm an Melodien, oder zu undramatisch behandelt seyen, so können sich von der andern Seite auch wieder die Tonsetzer beklagen, daß ohne sonstige äußere Unterstützungen ihre besten Schöpfungen oft unbeachtet liegen bleiben. Grade tiefer gedachte Werke, welche gründliche Melodien enthalten, die nur bei Wiederhelungen gewinnen, während oberflächliche Ideen augenblicklich das Ohr kitzeln, später aber zum Eckel werden, erschließen ihren Schatz und Reichthum nicht so leicht. Ist man aber einmal in einen solchen Schacht von Herrlichkeiten gedrungen, so beut jede Wiederkehr neue Freuden. Für die Wahrheit dieses Satzes wollen wir nicht die Werke unseres unsterblichen Mozarts anführen, auch die musikalischen Schöpfungen neuerer Meister sprechen dafür. Webers Euryanthe hieß im Anfang die Ennuyante, und Spohrs Faust war ein melodienarmes Gebrumm, gleichen Namen erhielt dessen Jessonda, und Webers Oberon erlebte bald ein noch schlimmeres Schicksal. Und doch wie siegten diese Werke, da dem musikalischen Publikum die Schuppen von den Augen gefallen waren. Aber die Verfasser beider Werke waren selbst Kapellmeister, hatten mächtige Verbindungen, sie selbst schwangen den Commandostab und hatten außer ihrem Namen noch bedeutende Hülfsmittel. „Wir müssen euch zur Erkenntniß bringen", konnten sie sagen und sie thaten es, drangen durch und man dankt es ihnen. Waren Spohr und Weber arme Orchester-Geiger, Schulmeister und dergleichen, ihre Werke lägen schon längst, nach vielleicht einmaligem Aufführen, wohl verpackt im Archive und mitleidig zuckte der Orchester-Director bei ihrem Anblicke die Achseln und seufzte: „Hat auch mit seinen Abschriften fünfhundert Gulden gekostet!" Nach der augenblicklichen Casse hätte man deren Werth berechnet, nicht auf die Folge gesehen, gleich einem unverständigen Gärtner, der Akazien pflanzet, weil sie gleich Schatten geben, und die stattliche Eiche nicht mag, weil sie spät erst erkräftiget, wo die Akazie längst im Feuer ihr Grab gefunden.

Von der Wahrheit des Gesagten überzeugt, müssen wir es daher der jetzigen musikalischen Welt für eine Sünde anrechnen, einen ihrer tüchtigsten, jetzt lebenden Componisten so ganz in Vergessenheit gerathen zu lassen. Wir meinen den dermalen zu Rotterdam lebenden Franz Joseph Femy.

Dem Einsender dieses fiel vor etlicher Zeit ein, für den seligen Schelble von Femy componirtes Kyrie in die Hände. Die Schönheit und Kraft dieses Tonwerks überraschten und entzückten ihn. Er forschte weiter und mit Freude mußte er vernehmen, daß Femy auch eine Oper und zwar hier, in Frankfurt,

componirt hatte, welche auch hier zur Aufführung gekommen und nach dem Urtheile auswärtiger, unparteiischer Referenten sehr angesprochen hatte. Durch dritte Hände gelang es demselben, die Partitur davon zu bekommen und sich aus eignem Anschauen von der Vortrefflichkeit dieses Werkes zu überzeugen. Der Raugraf ist die Oper betitelt, und wenn auch gleich in derselben der Anfänger in Operncompositionen bemerklich ist, so findet sich doch darin eine so gewaltige Kraft, ein so mächtiges Umfassen des wahrhaft poetischen Elements, daß die vorgenannten Mängel gänzlich verschwinden.

Kleinlicher Neid und Rachsucht soll das Werk bei seinem ersten Erscheinen vielfach verunglimpft haben, und Fenny, ohnedieß ein leicht bewegliches, zur Schwermuth geneigtes Gemüth, habe sich hierüber mit seinem Kummer in die Verborgenheit zurückgezogen. Aber die schöpferische Kraft erstickt nicht, thürme man auch Berge auf sie. Bei einer zu Rotterdam gestellten Preisaufgabe über die beste Symphonie sandte auch der arme Fenny etwas, und einstimmig erkannten die Preisrichter dem Unbekannten den Preis zu. Hundert Ducaten waren der Lohn und die Symphonie wurde durch den Stich veröffentlicht. — Und dennoch übersieht die musikalische Welt immer noch den bedeutenden Mann, wie wir hören, einen Schüler Cherubini's.

Auf denselben aufmerksam zu machen, ist der Zweck gegenwärtiger Zeilen. Konnte Fenny in einer Opernproduction, die er niemals aufführen hörte, so viel Vortreffliches leisten, was wird von demselben erst zu erwarten seyn, wenn er durch einen Beschützer der Künste in eine Stellung kommen sollte, wo er seine Compositionen auch hören, Fehler vermeiden und Ungeeignetes verbessern könnte? Einsender mag sich vielleicht von dem niedergedrückten, verkannten Talente Fenny's hinreißen lassen; aber so viel bleibt immer gewiß, daß dieser Mann in musikalischer Hinsicht einer der bedeutenden Männer der jetzigen Künstlerwelt ist, und daß dessen Werke denen von Spohr und Weber zur Seite gestellt werden können. Wollte vielleicht eine oder die andere Theaterdirection, welche hierzu Kraft und guten Willen hat, hierüber einmal einen Versuch machen und Fenny die Composition einer Oper übertragen, so würde der Erfolg lehren, daß Einsender die Wahrheit gesprochen hat. Ja nur die Einsicht der bei dem hiesigen Theater befindlichen Partitur würde diese Ansicht schon glaublich machen.

Mehr als alles dieses würde es zwar nützen, wenn Fenny's Oper einmal wieder zur Aufführung gebracht würde. Dem Vernehmen nach hatte Hr. Kapellmeister Guhr auch einmal etlichen Kunstfreunden versprochen, dieselbe dem Publikum vorzuführen, und die Rollen waren sogar schon ausgetheilt. Warum indessen dieses Versprechen unerfüllt blieb, wissen wir nicht. Dankbare Rollen hat zwar die Oper, aber keine italienische Paradepferde, hier gilt es kräftigen, charaktervollen Gesang und vielleicht hat dies manchem Darstellenden nicht behagt — doch dieß ist nur Vermuthung.

Diese Worte zu Gunsten Fenny's. Andere Tonsetzer wirken durch ihre Stellung, andere durch Reichthum und Ansehen. Fenny hat weder das eine, noch das andere; darum mag für ihn ein Freund wirken, der ihn nur aus seinen Werken kennt und ihn persönlich nie gesehen hat. S. —

Unterrichtswesen in Europa.

Man liest im Mag. f. d. Lit. d. Ausl.: Ueber das, was Europa eben Europäisch gemacht, über seine Unterrichts- und Bildungs-Anstalten, ist in Amerika kürzlich ein des Gegenstandes nicht unwürdiger, großartiger Bericht erschienen. Herr Alexander Dallas Bache, Direktor der von dem verstorbenen Banquier Girard mit einem Kapital von zwei Millionen Dollars ausgestatteten großen Waisen-Erziehungs-Anstalt in Philadelphia, ist nämlich von den Kuratoren dieses Instituts nach Europa gesandt worden, um die berühmtesten Waisenhäuser und Schulen der alten Welt zu besuchen und über die Resultate seiner Reise einen Bericht abzustatten. Dieser Bericht ist nunmehr in einem Buche von 600 Seiten in groß Oktav dem amerikanischen Publikum übergeben und umfaßt alle Bildungs-Anstalten jener Art in Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Holland, Belgien, Italien und der Schweiz. Nicht weniger als dreihundert Institute hat Hr. Bache, der auf seine Reise zwei volle Jahre verwandte, besucht und dargestellt, und zwar behandelt er im ersten Theile seines Werkes die Waisenhäuser, im zweiten aber die Bürgerschulen, Gymnasien, Gewerbe- und polytechnischen Schulen und Seminare Europa's. Eines der ältesten und berühmtesten Waisenhäuser Großbritanniens ist das Christ's Hospital in London, welches von König Eduard VI. gestiftet wurde, jenem „Könige, Kind und Seraph", wie ihn die Dichter seiner Zeit nannten, der noch ein Knabe der Schutzpatron der Knaben ward und in jugendlichem Alter dem Thron und seinem Lande entrissen wurde. Diesem, so wie dem von George Heriot zur Zeit Jakob's I. in Edinburg gestifteten Waisenhause und der Blue-Coat-School*)-in Liverpool sind hauptsächlich die Betrachtungen im ersten Theil gewidmet, doch auch die berühmteren Anstalten des Kontinents geben dem Verfasser Stoff, seine Ansichten über die beste Art der Waisen-Erziehung darzulegen. Hauptsächlich aber ist es der zweite Theil seines Werkes, zu welchem der Verfasser die Materialien in Deutschland und namentlich in Preußen gesammelt hat. Hr. Bache theilt eine vollständige Geschichte und eine allgemeine Uebersicht des Unterrichtswesens in unserem Vaterlande mit, dessen berühmteste Schulen von ihm im Detail beschrieben werden; eben so giebt er einen Bericht über das System des Elementar-Unterrichts in Sachsen und eine Darlegung der in den Schulen von Anspach und Baireuth befolgten Methoden, wo auf den alten preußischen Grundlagen die neueren Richtungen Bayerns fortgebaut haben. In Würtemberg verweilt der Verfasser besonders bei den Schulen des Landmanns, die er auch in der Schweiz aufgesucht, wo demnächst über die nach Pestalozzi's Methode noch bestehenden Anstalten ebenfalls ein ausführlicher Bericht gegeben wird. Das Ganze ist mit wissenschaftlichem Ernst und mit der Objektivität eines gereiften Charakters abgefaßt und wird schon jetzt in Nord-Amerika als ein allgemeiner Kodex des europäischen Unterrichtswesens betrachtet.

Literatur.

Von dem Brockhaus'schen Conversations-Lexikon der Gegenwart sind nun drei Bände vollständig und von dem vierten und

*) »Blaurock-Schulen,« so werden meistens wegen der blauen Kleidung der Zöglinge die Waisenhäuser in England genannt.

letzten die beiden ersten Hefte erschienen. Somit steht es seiner Vollendung nahe. Auch in den neuesten Lieferungen finden wir die oft gerühmte Reichhaltigkeit und die Gediegenheit der Bearbeitung dieses werthvollen Commentars der Zeitgeschichte wieder und lesen anziehend gehaltene biographische Skizzen und Charakteristiken, wie auch Abhandlungen über die wichtigsten Angelegenheiten und Lebensfragen der Zeit, wie z. B. über Pietismus und Mysticismus, Philosophie, Polnische Litteratur, Pädagogik, Papier, Phrenologie, Portugal, Posen, Parlament u. A. Dies Conversations-Lexikon der Gegenwart ist der beifälligen Aufnahme, die es überall gefunden hat, würdig.

Auch das in demselben Verlage erscheinende, vierbändige Conversations-Lexikon für das deutsche Volk gr. 4. wird demnächst vollendet seyn. Was das größere, zwölfbändige Conversations-Lexikon für die gebildeten Stände, ist dieses für das Volk. Popularität, gedrängte, inhaltreiche Kürze und zweckmäßige Auswahl des Wissenswürdigsten machen das Werk zu einem Hand- und Hülfsbuche für's Volk ganz geeignet. Beigegebene Abbildungen erklären und erläutern den Text. Dies Lexikon wird zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse nicht nur viel beitragen, sondern ist auch im Sinne der Aufklärung und des Fortschrittes geschrieben.

Ueber das Werk — Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden, 2 Bde., mit 12 Abbildungen; Sondershausen 1840, Druck und Verlag von Friedrich August Eupel — liest man im Telegraph für Deutschland u. A.: Aus der ungeheuern Anzahl von meist unbekannten Mitarbeitern (32), denen wir gleich auf dem Umschlagblatte des Buches begegnen, kann man mit Recht auch auf seinen Inhalt schließen. Das Ganze ist so zu sagen ein Almanach prosaischer Aufsätze über deutsche poetische Sagen, dessen Werth man darin zu suchen hat, daß die einzelnen Beiträge mit Fleiß gearbeitet sind. Die Mitarbeiter leben fast alle inmitten der Tradition, haben den Stoff aus der unmittelbarsten Nähe überkommen und das sagenhafte Kleid mit dem ihm eigenthümlichen Faltenwurf darübergezogen. In der Vorrede lesen wir freilich, daß sich die Herren verschworen haben, bloße Unterhaltungslektüre zu geben, aber die einzelnen Arbeiten zeigen, daß dieser Vorsatz Naivetät geworden ist. Ludwig Storch macht hiervon eine Ausnahme. Seine Beschreibungen haben geistreiche Stellen und sind stylistisch von ungleich höherem Werthe. — Die beigegebenen Lithographieen sind ohne Werth und entsprechen den heutigen Anforderungen nicht.

Korrespondenz.

Homburg v. d. Höhe, 25. Sept.

Unsere diesjährige Kurfeier, zu welcher sich größtentheils ausgezeichnete Fremden aus entfernten Ländern besonders zahlreich eingefunden hatten, kann nun als geschlossen und völlig gelungen angesehen werden, indem fast Alle, die sich mit einer schwankenden Gesundheit herum trugen, als sie von dem Kreise ihrer Lieben schieden, nun mit den freudigsten Gefühlen eines erneuerten Lebens unsern Heilort verlassen haben und nach dem Heimathlande zurückgewandert sind. Anfangs waren sie wohl, der Witterung wegen, auf ihre Privatzusammenkünfte beschränkt; desto lebhafter wurde jedoch die Bewegung in den letzten Monaten, in welchen die Ausflüge nach allen Richtungen im Zuge waren. In unser öffentliches Leben und Treiben ist nun zwar, da uns auch die empfehlenswerthe Friese'sche Schauspieler-Gesellschaft verlassen hat, einige Ebbe eingetreten. Demohngeachtet bemerkt man auf den Promenaden und in den Gasthöfen ersten Ranges noch Fremdennachzüge aus anderen Bädern. Wie übrigens unser Kurstädtchen, hauptsächlich in den jüngsten Jahren, an Verschönerungen und Erweiterungen gewonnen, ist überall bemerkbar, und sind die nunmehr fast beschlossenen, großartigen Bauten in der Nähe des Kurthales sowohl als in der Stadt, die auch hinsichtlich der inneren Einrichtungen nichts zu wünschen übrig lassen werden und in denen sich selbst Personen des höchsten Ranges heimisch und behaglich finden sollen, demnächst vollendet, dann dürfte die Zeit nicht mehr fern seyn, in der Homburg verjüngt dasteht, bis auf jene ehrwürdige Denkmale, welche die Zeugen einer langen Vergangenheit sind. Wir wollen demnach wünschen und der Hoffnung Raum geben, daß, was für den Augenblick drohend scheint, sich in Ruhe und Frieden auflösen wird und das nächstfolgende Kurjahr nicht nur die freundliche Zahl wohlwollender Gäste zurückführen, sondern noch vielen Anderen, die der Hülfe bedürfen, ein Heil und Gesundheit bringendes seyn werde!

Wiesbaden, 27. Sept.

Die von einem hiesigen Gewerbsmanne erfundene Sparlampe, welche vielfältig angestellter Untersuchung zufolge zur Verbrennung jeder Art Oel tauglich ist, ohne der Intensität des Lichts, welches das der argantischen Lampe noch übertrifft, zu schaden, hat so entschiedene Vorzüge vor den jetzt üblichen Lampen, daß sie dieselben nach und nach ganz verdrängen dürfte. Für den Augenblick ist jedoch noch keine Aussicht vorhanden, diese praktische Erfindung zu einem Gemeingut des bürgerlichen Haushaltes gemacht zu sehen, da, dem Vernehmen nach, der Erfinder die Absicht haben soll, nach England zu reisen, um dort seine Erfindung zu verkaufen. Sind wir Deutsche denn nicht reich genug, um eine verbesserte Lampeneinrichtung bezahlen zu können? Fast scheint es so; denn sonst würde sich unser Landsmann mit einem oder mehreren Erfindungspatenten von Nassau und den benachbarten Regierungen begnügen können. In Frankreich ist es darin anders. Mechaniker Loth zu Paris erfand sein neues treffliches Spinnrad, erhielt darauf ein Brevet und verfertigt seitdem dasselbe zu Hunderten, die Frucht seiner nützlichen Erfindung ungeschmälert genießend. Aber der Deutsche, wenn er nur eine verbesserte Fischangel oder einen neu construirten Zahnstocher erfindet, eilt damit nach England, in der nicht selten trügerischen Hoffnung, daß seine weltgeschichtliche Erfindung ihm dort mit Gold werde aufgewogen werden. Die Engländer sind bekanntlich sehr zähe mit ihren Guineen, und ehe sie ihren Beutel für das industrielle Talent öffnen, müssen sie sich zuvor von der Anwendbarkeit und dem Nutzen einer neuen Erfindung durch die Erfahrung vollkommen überzeugt haben.

Mannichfaltigkeiten.

Als Beweis für die Keimkraft des Pflanzen-Samens wies neuerdings in dem Londoner Institut für Literatur und Wissenschaft ein Hr. Pettigren Waizenkörner vor, die Sir Gardener Wilkinson in einem Grabmale zu Theben in Aegypten in einer hermetisch verschlossenen Vase gefunden hatte. Hr. Pettigren hatte von diesen Körnern zwölf gesäet, und daraus eine Pflanze entstehen sehen, welche eine Höhe von fünf Fuß erreicht hat und jetzt vollkommen reifen Waizen enthält. Die aufgefundenen Körner haben demnach wahrscheinlich 30 Jahrhunderte gelegen, ohne ihre Kraft zu verlieren.

Während man in Deutschland dem großen Schwedenkönig Gustav Adolph Monumente setzt, weigert sich der schwedische Bauern- und Bürgerstand beim Reichstag, den Thurm der Ritterhauskirche zu Stockholm, wo seine Gebeine ruhen, wieder herstellen zu lassen. Vor 5 Jahren brannte er ab, der König ließ statt des hölzernen einen eisernen aufbauen und schenkte 30,000 Thlr. dazu, das Uebrige sollte der Staat tragen, allein der Antrag ging nicht durch und ein Bauer meinte, der gesunde Verstand bekümmere sich wenig um ein geschmücktes Aeußere, das den Staub verstorbener Menschen beherberge.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 1. October. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abth., frei nach dem Französ. bearbeitet von Castelli, Musik von Joseph Weigl.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 276. Freitag, den 2. October 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

Indem der alte Michelin so sprach, stampfte er mit dem Fuße und schien vom lebhaftesten Zorne hingerissen. Claudius ließ ihn seine Schmähreden beendigen, und antwortete ihm sodann mit ruhigem und zugleich nachdrucksvollem Ton:

„Herr Michelin, wenn ich Ihnen sagte, daß ich heute Ihren Sohn nicht gesehen hatte, so habe ich Ihnen die Wahrheit gesagt. Was die unedeln Plane betrifft, die Sie mir unterlegen, so hören Sie meine Antwort darauf: Ihr Sohn weiß recht gut, daß, wenn es auf mich ankäme, sein Fuß nie die Schwelle meines Hauses betreten dürfte, wo seine Gegenwart nicht Jedermann angenehm ist; und Diejenige, die Sie ein albernes Ding zu nennen belieben, könnte der Familie Michelin nur die größte Ehre machen, wenn sie den Sohn eines . . . doch, genug. Nur, weil Sie versichern, daß Herr Ferdinand in das Haus eingetreten ist, so will ich mich überzeugen, ob er ohne unser Vorwissen hier versteckt ist; und wäre dem so, so seyn Sie versichert, mein Herr, daß weder ich, noch sonst Jemand ihn hier gegen Ihren Willen zurückhalten wird."

So sprechend, ging er langsamen Schritts aus dem Saale und verließ den alten Notär, der über eine so edle und kräftige Antwort ganz erstaunt war. Auch schien es, als sey in dem Klange von Claudius Stimme Michelin etwas aufgefallen, und er suchte seine Erinnerungen zu Hülfe zu nehmen, als der junge Reisende, auf den er bis dahin keine Aufmerksamkeit gehabt, und der stummer Zuschauer der vorhergehenden Scene geblieben war, sich ihm näherte, und mit einem Tone, in dem vielleicht ohne Absicht etwas Derbheit lag, zu ihm sprach:

„Herr Michelin, ereifern Sie sich nicht zu sehr über Ihren Sohn, dessen Liebe auf mein Wort sehr zu entschuldigen ist, wenn es sich um das schöne Mädchen handelt, das ich vor einigen Augenblicken hier sah; und vielleicht werden Sie auch dem Zufall nicht zürnen, der Sie in dieser armseligen Herberge abzusteigen nöthigte, wenn Sie erfahren, daß sich daselbst ein Reisender befindet, der ganz erpreß mehr als hundert Meilen gemacht hat, um sich einen Augenblick mit Ihnen unterhalten zu können . . . Es ist wohl überflüssig, Ihnen zu sagen, daß ich der Reisende bin."

„Sie, mein Herr," antwortete der Greis, von Kopf bis zu Fuß seinen neuen Zwischenredner betrachtend; dürfte ich wenigstens wissen, mit wem ich die Ehre habe . . ."

„Mein Name thut zur Sache nichts, antwortete der junge Mann mit einer ungezwungenen Miene; denken Sie sich, ich sey ein Liebhaber zu dem Schlosse von Saint-Maurice, das, wie man mir sagt, zu verkaufen ist."

„Sie wünschen das Schloß zu kaufen!" rief im höchsten Eifer der Greis aus, dessen Züge sich plötzlich veränderten. „O! wir werden uns verständigen, mein Herr; ich wünsche nichts mehr, als mit Ihnen einig zu werden . . ."

Und sich sogleich wieder korrigirend, als ob er durch seine Uebereilung zu sehr die Lust, sein Eigenthum zu verkaufen, hätte durchblicken lassen, fügte er mit kaltem Ton hinzu:

„Nicht als ob ich im geringsten den absurden Gerüchten, die man seit der Rückkehr unserer legitimen Könige verbreitet, Glauben schenkte, was man auch sagen mag, ich bin überzeugt, daß man auf den Verkauf der Nationalgüter nicht zurückkommen wird. Man hatte mich in dieser Hinsicht erschrecken wollen, und deßhalb bin ich heute, ungeachtet meines Alters und meiner Gebrechlichkeiten, nach Clermont gegangen, um mich zu erkundigen, was vorgeht. Es ist gewiß, daß unser guter König Ludwig XVIII. nicht zugeben wird, daß man Leute in ihrem Besitze störe, welche die von dem Staate confiscirten Güter gekauft und baar bezahlt haben . . . Ich habe also in dieser Beziehung nichts zu fürchten," fuhr er mit einem lebhaften Tone fort, der seine Worte Lügen strafte; „wenn indessen eine Person der ehemaligen Familie von Saint-Maurice Lust hätte, das Gut zu kaufen . . ."

„Das wäre noch möglich," sagte der junge Mann mit einer vollkommenen Ruhe; und gerade um Nachrichten über einige Personen dieser Familie zu erhalten, habe ich mich an Sie wenden zu müssen geglaubt. Wir werden von diesem Ankauf später ein Weiteres reden; was mich in diesem Augenblicke am meisten interessirt, ist, zu wissen, ob Sie den Aufenthaltsort der Madame und Fräulein von Saint-Maurice, der Tochter und Wittwe des vor etwa zwanzig Jahren in der Revolution umgekommenen Barons, kennen . . . Man hat mich versichert, daß diese beiden Damen noch im Lande wären, und ich dachte, Sie, die Sie einer der notabeln Bewohner sind . . ."

„Wie?" rief der Greis aus, „die Baronesse von Saint-Maurice lebt noch? Sie hat eine Tochter? Sie sagen mir da ganz neue Dinge. Ich habe erst seit drei Jahren meinen Wohnsitz

auf dem Schlosse genommen; meines Gichtes wegen gehe ich selten aus, und ich bin beinahe stets in mein Zimmer eingeschlossen, wo ich die alten Gesetze studiere . . . Aber sind Sie auch sicher, daß man Sie nicht getäuscht hat, und daß diese beiden Damen in Auvergne sind? Ich habe niemals von allem dem sprechen hören."

„Ich muß wohl glauben," sagte der junge Mann, ein wenig erröthend, daß sie nicht in sehr glänzenden Verhältnissen sind, denn die Documente, die ich mir über sie verschaffen konnte, sind mir von einem Cabinetssecretär des Ministeriums gegeben worden, der eine Petition der Baronesse gesehen, in welcher sie die königliche Freigebigkeit anflehte. Die Antwort soll ihr poste restante nach Clermont adressirt worden seyn, und eine Art Bedienter hat diesen Morgen dieses Schreiben abgeholt. Von dieser letzten Stadt an habe ich jede Spur dieser Damen verloren, und ich dachte, daß Sie, der gegenwärtige Eigenthümer des Schlosses . . . Kurz, ich habe mich getäuscht; denn ich sehe, daß Sie von Allem nichts wissen, allein ich will mich in Marsch setzen; sie werden wahrscheinlich eine edelmüthige Gastfreundschaft in irgend einem Schlosse der Umgegend gefunden haben, wo sie friedlich und ungekannt leben! O, ich werde sie wieder finden! ich muß sie wieder finden!"

„Ja, ja, Sie werden sie wieder finden," sagte Michelin mit Eifer, „und wenn Sie wollen, daß wir uns verständigen in Betreff des bewußten . . . Verkaufes, so könnte ich Sie nachher in diesen Nachsuchungen unterstützen, Sie begleiten . . ."

Der junge Mann wandte sich mit Widerwillen von seinem Zwischenredner weg, wie von einem jener Menschen, von denen man nichts mehr zu erwarten hat, und die man aufhört mit Schonung zu behandeln, sobald man sie nicht mehr braucht. Aber in diesem Augenblick trat Mignet ein mit einer Lampe, die ein helles Licht in den ganzen Saal warf.

„Herr Michelin," sagte er, „ich hatte Sie nicht getäuscht, Ihr Sohn hat sich nicht in dem Hause vorgefunden; ich habe es ganz durchsucht. Wenn er einen Augenblick eingetreten ist, so wird er, während wir hier redeten, ohne Zweifel wieder hinausgegangen und nach Hause zurückgekehrt seyn."

„Gut! gut!" sagte der Notär mit einer beschäftigten Miene; „der Galgenstrick verdient nicht, daß wir uns so lange mit ihm aufhalten. Ich werde ihn morgen in dem Schlosse wieder finden, mein Lieber. Da ich wichtige Geschäfte mit diesem Herrn hier abzumachen habe, so haben Sie die Güte, und lassen mein Pferd in den Stall führen, ich werde hier zu Nacht speisen und übernachten . . ."

„Sie, Herr Michelin", sagte Claudius mit Nachdruck, indem er dem dicken reichen Kauze in's Gesicht sah, „Sie wollen unter demselben Dache schlafen und an demselben Tische essen, wo . . ."

Michelin richtete einen Strahl der Lampe auf die Züge des Gastwirths und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Ich irre mich nicht!" sagte er, ihn starr ansehend; „er ist's, der ehemalige Verwalter des Barons von Saint-Maurice! Wirklich, ich erinnere mich . . . allein ich konnte nicht glauben . . ."

„Claudius Mignet . . . Ja, ich bin's, Herr Michelin; ich traute Ihnen kein so gutes Gedächtniß zu."

(Fortsetzung folgt.)

Wartburg.

(Von Ludwig Storch.)

Vom Abendpurpurglanz umflammt
Sah' ich die hehre Wartburg ragen,
Als sey das Licht von ihr entstammt
Und über alle Welt getragen.

O sey gesegnet, heil'ges Haus,
Zu dem die Pilger freudig wallen!
Zog's auch zur Ferne mich hinaus:
Froh grüß' ich wieder deine Hallen.

Ludwig Bechstein.

Das bei F. A. Eupel in Sondershausen erschienene Werk — Thüringen und der Harz — enthält eine interessante Beschreibung und Geschichte der Wartburg, deren Einleitung hier eine Stelle finden möge:

In Zeiten der Uebergänge, wie die unsrige, von einer Weltordnung zur andern, wo noch die Schemen alter abgestorbener Lebenseinrichtungen und die matten, kraftlosen oder in ihrer Ohrmacht zu unmäßiger Kraftanstrengung sich aufblähenden Körper bereits im Absterben begriffener Institute mit den kecken, jugendlichen, zum Theil schon gewaltigen Geistern neuer Ordnungen und Lebensverhältnisse chaotisch durcheinander wogen und treiben, wo Winterschnee des alten Jahres und Frühlingsblumen des neuen im grotesken Streit mit einander liegen, wo das alte Leben wankend und unsicher, das neue aber noch nicht befestigt und stark geworden ist; in solchen stürmisch wogenden, Alles durcheinander werfenden Zeiten sucht das Gemüth gern nach festen Punkten in der Vergangenheit, um sich an ihnen anzuklammern im drohenden Sturme und an ihrem Frieden sich zu beruhigen und zu stärken. Wenn neue organische Lebensentwickelungen vor der Thüre sind, reichen die sibyllinischen Bücher der Geschichte nicht mehr aus, uns über die Zukunft zu belehren; die Analogien, die wir aus ihnen nehmen, können nur sehr allgemein seyn, aber das natürliche Bedürfniß, wenigstens geistig auf einem festen Boden zu stehen, wenn uns Erdbeben beängstigen, befriedigen sie, und daran müssen wir uns genügen lassen. Vermögen wir diese scheinbare Befriedigung auch noch an uns theure Oertlichkeiten anzuknüpfen, so wird sie zwiefach groß und gibt uns den Trost, daß der menschliche Geist, mögen sich seine Lebensverhältnisse auch ferner gestalten, wie sie wollen, doch an gewissen unwandelbaren Principien festhalten wird, die wie diamantene Burgen jedem Angriff irdischer Weisheit und Macht trotzen werden. Solche historisch bedeutsame Oertlichkeiten sind vom heiligen Geist der Geschichte zu Tröstern der zagenden Menschheit in den gewaltigsten Zeitstürmen für immer geweiht worden; sie sind Leuchtthürme für die auf dem empörten Meere des Lebens Schiffenden, und wenn ihr Licht auch hinter uns aus der Vergangenheit strahlt und nicht den Hafen bezeichnet, in welchen wir einzulaufen hoffen, so senden sie uns doch einige Strahlen nach und überhauchen die Straße unserer Hoffnung mit einem rothen Schein.

Ein solcher Leuchtthurm der Geschichte ist die Wartburg; dies uralte Palatium Thüringens ist von der Geschichte selbst zum bedeutungsvollen Palladium in den Stürmen einer jeden neu aufgehenden Zeit geweiht worden. Denn ist es nicht von hoher und geheimnißvoller Bedeutung, daß diese alte Burg am

Eingange zweier großen Zeitabschnitte, in denen sich das Menschenleben in andere Formen goß und die veralteten abstieß, eine wichtige Rolle spielt und gleichsam als tröstender, heilversprechender Morgenstern voranleuchtet? Ja auch am Eingange der neuesten Weltordnung, die wir selbst schaffend bilden, steht sie wieder wie ein geschmücktes Eingangsthor, durch das die junge Zeit einzog, an ihren Mauern ein prophetisches Mene tekel lesend, von einer unsichtbaren Hand dort, wo sie schon zweimal sibyllinisch gewaltet, in schnell verschwundenen Flammenzügen angeschrieben? Ich will mich über diesen merkwürdigen Umstand, eine wahrhaft mystische Erscheinung, deutlicher erklären. Beim Beginne jener hochherzigen mittelalterlichen Zeit, die im schönen Dreiklang Kampf, Minne und Lied die Aufgabe des Lebens suchte und fand, wo der Ritter für seinen Fürsten hoch begeistert das Schwert zog und für seine Dame liebeglühend in die Saiten der Harfe griff, wo das Lied Liebe und Streit, Sieg auf dem Felde der Minne und der Schlacht, süßen Tod am Herzen der Geliebten und kühnen Tod auf dem Felde der Ehre mit den verherrlichenden Farben der Poesie übergoß, wo die unbändige Kraft, im blutigen Strauß bewährt, sich liebewerbend zu den Füßen holder Weiblichkeit schmiegte und hier wie dort von bunten süßen Liederwogen getragen und verklärt wurde, beim Erwachen dieser jugendlichen Zeit sehen wir die Wartburg als Sitz eines der edelsten und tapfersten Fürstengeschlechter, als wahren Minnehof, zu welchem die gefeiertsten ritterlichen Sänger wallen, um hier ihren Liederstreit zu singen; sie ist das fürstlich gastliche Dichterhaus, die stolz ragende Liederburg, aus welcher der Gesang der Meister über die ganze nachfolgende Zeit hintönt; sie ist der prophetische Repräsentant dieser Jünglingszeit Deutschlands, das Thor der Morgenröthe für den Tag der folgenden Jahrhunderte.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Friedrich Albrecht von Baumer,

k. k. russischer Generalmajor ꝛc.*)

Am 18. October 1839 starb in Tiflis der kais. russische Generalmajor und Chef des Geniewesens bei der abgesonderten kaukasischen Armee, Karl Friedrich Albrecht von Baumer, geboren den 15. Febr. 1787 zu Nidda, in der Provinz Oberhessen, woselbst sein Vater, ein wissenschaftlich und praktisch ausgezeichneter Mann, die Stelle eines Physikatsarztes bekleidete. Nächst der Erziehung im älterlichen Hause und dem ersten Elementarunterricht in der Stadtschule erhielt er seine Vorbildung durch den Privatunterricht eines in der Nähe von Nidda wohnenden, daselbst noch lebenden höchst schätzbaren Mannes, und die zweckmäßige Führung und Anregung, die er hier nebst seinem älteren einzigen Bruder empfing, sowie der tägliche Umgang mit der Natur auf der halbstündigen Wanderung zur Schule, war entscheidend für seinen Charakter und die Richtung seines Geistes. Neben wohlbegründeter Bekanntschaft mit den alten Sprachen eine frühe, durch die Kenntnisse des Vaters unterstützte Neigung zu der Naturkunde und Mathematik, ebenso zur Geschichte, besonders der deutschen, sodann vorzügliches Talent zum Zeichnen und zur Musik; daneben körperliche Abhärtung und gymnastische Gewandtheit bei einer kräftigen schlanken, großen Gestalt; dieß alles verbunden mit einer wohlwollend offenen Gemüthsart, — so steht das Bild des Jünglings vor der Erinnerung des Referenten. — In Gesellschaft seines Bruders, welcher Forstwissenschaft studirte, bezog er das Gymnasium zu Gießen und dann die Universität daselbst, wo er sich zuerst, nach dem Wunsche seiner Aeltern, der Rechtswissenschaft widmete. In diese Zeit fällt eine harte Prüfung für unsern Baumer. Er war von einem Freunde und Stubengenossen aus Versehen verwundet worden und sah sich in Folge dessen fast ein halbes Jahr lang, unter vielen Leiden und schmerzhaften Operationen, ans Krankenlager gebunden. Die Wunde ließ eine nur allmählich verschwindende leichte Lähmung zurück und mag zu späteren Krankheitsleiden entfernt mitgewirkt haben. Da sich unterdessen seinem Vater (im Jahr 1828 als k. russ. Staatsrath in Riga verstorben) die Aussicht zu einem Rufe nach Rußland eröffnete, so widmete sich Baumer im letzten Jahre seiner akademischen Laufbahn ausschließlich den mathematischen und physikalischen Wissenschaften, um sich, seiner Neigung gemäß, zu einer militärischen Laufbahn vorzubereiten, in welcher Neigung er mit seinem genauesten Freunde, dermalen einem der angesehensten Artilleriecoffiziere unseres Großherzogthums, zusammentraf. Unter seinen akademischen Lehrern stand er besonders mit dem wackeren Snell und dem biederen Walther in einem, auch späterhin aus der Ferne unterhaltenen freundlichen Verhältniß. — Im Jahr 1809 zog die Familie nach Rußland. Die beiden Söhne erhielten auf ihr Nachsuchen die Beibehaltung des Indigenats; der ältere kam später wieder zurück, machte als hessischer freiwilliger Jäger den Feldzug von 1814 mit, ging aber nachmals durch Ländertausch als Forstbeamter in baierische Dienste über; der jüngere hat dem geliebten Lande seiner Jugend stets ein treues dankbares Andenken bewahrt. — Mit einem sehr ehrenvollen Zeugniß von der Universität Gießen versehen, begleitete Baumer seine Eltern nach Petersburg, von da nach Mohilew am Dniestr, und im Jahr 1813 nach Litthauen. Diese ganze Zeit benutzte er zu eifrigen Studien in den Kriegswissenschaften und zur Uebung im Französischen, Neugriechischen und Russischen, welche drei Sprachen er sich vollkommen zu eigen machte. So vorbereitet trat er 1814 als Junker in das adelige Cadettencorps, man versetzte ihn aber bald zu den Unterricht erhaltenden Offizieren.

(Schluß folgt.)

*) Nach dem Wunsche des Hrn. Verfassers entnehmen wir der großh. Hess. Ztg. nachstehende biographische Skizze, die namentlich für die Bewohner des Großherzogthums Hessen von Interesse seyn dürfte.

Korrespondenz.

Kronberg am Taunus, im Sept.

In diesen Tagen wurden neue Stühle in dem Schiffe der evangelischen Kirche aufgestellt. Bei dieser Gelegenheit wurde eine vor bereits 37 Jahren an dem Grabe Hartmuths von Kronberg verübte Frevelthat offenkundig. Es rollte nämlich, als der Stuhl abgebrochen wurde, der über der demolirten Grabstätte errichtet worden war, der Schädel des großen Reformators von Frankfurt und Kronberg, der damals von gottlosen Buben aus seiner Gruft hervorgewühlt worden und über derselben liegen geblieben war, plötzlich hervor, um im Tode noch der laute Ankläger jener elenden Zeit zu werden, in der man eine der ältesten Kirchen

auf die frivolste Weise ihres kirchenhistorischen Schmuckes berauben und sich an den Gebeinen eben jenes großen Glaubenshelden auf die sträflichste Art versündigen konnte, der nicht allein die Kirchenreformation zu Kronberg und dem benachbarten Frankfurt, wie in dem größern Theile des früher Chur-Mainzer Landes einführte; eben jenes, der durch sein freimüthiges Schreiben an Pabst Leo X. seinen geraden Sinn, wie durch seinen Briefwechsel mit Dr. Luther seinen hohen Geist und sein biederes Herz beurkundete; der, was kein deutscher Reichsfürst der damaligen Zeit that, eine eigene deutsche Kirchenordnung selbst verfaßte und sie Luthern zur Begutachtung überschickte: sondern der auch mit demselben Glaubenseifer und Heldenmuth, wie Luther auf dem Reichstag zu Worms vor Kaiser und Reich sprach, nicht minder zu Frankfurt erklärte: »lieber wolle er sich auf dem Roßmarkte von vier Pferden zerreißen lassen, als das Werk der Reformation hindern.« Dieser Kopf, in welchem ein edler Geist so denken und reden, ein solches Herz, das für Gottes Reich und Wahrheit im Leben so glühen und handeln konnte, mußte im Tode so sträflich, gerade unter den Augen derer gemißhandelt werden, die zu Hütern seines Grabes bestellt waren. — Eine ehrenvollere Ruhestätte soll dem Ehren-Schädel in einem der Altäre der Kirche bereitet werden. Sein schönes Bild im Ritterschmucke, als kräftiger Mann von 34 Jahren, ein Geschenk des vor einigen Jahren zu Frankfurt gestorbenen, beliebten Dichters und Schriftstellers, des nassauischen Geheimerathes Hrn. J. v. Gerning, ziert seit 1832 die Kanzel der evangelischen Kirche. †

Mannichfaltigkeiten.

Ein Pfarrer in Schandau, den der verstorbene König von Preußen, so oft er nach Töplitz ging, besuchte, war an dem nämlichen Tag und in demselben Jahr wie der König geboren, und starb an Einem Tag mit dem König.

(Wer sucht, der findet!) Im Mindner Anzeiger heißt es: Ich suche eine Gattin. Es ist eine Lüge, daß ich meine Erste brutal behandelte. Sie sagte es nur, um mir noch im Tode zu schaden. Auf meinem Hause haften 800 Thaler, sonst habe ich kein Vermögen, aber sieben Knaben. Briefe franko. Minden, den 18. August 1840. Der Bürstenbinder Lecke, Balthasar mit dem Taufnamen.

Ein Duell hat im Walde von Boulogne zwischen einem Advokaten des Barreau's von Paris und einem Litteratoren, der durch einige in dem Gymnase aufgeführte Vaudevilles bekannt war, sich zugetragen. Dieser Zweikampf hatte in Folge eines sehr lebhaften Wortwechsels über den Prozeß von Tulle statt. Der Advokat behauptete, Mad Lafarge sey unschuldig und Hr. Orfila ein Marktschreier, der Vaudeville-Dichter drückte eine entgegengesetzte Meinung aus in Worten, die seinen Gegner sehr beleidigten. Die Wächter des Waldes von Boulogne kamen gerade dazu, als die Zeugen die Pistolen geladen hatten. Die Waffen wurden in Beschlag genommen, und wir haben nicht erfahren, daß diese Geschichte seitdem andere Folgen gehabt hätte.

(Neue Dampfschiff-Konstruction.) Unter dieser Rubrik hat das »Kölner Allg. Organ« eine Erfindung angekündigt, die uns sogleich von Wichtigkeit schien, um so mehr, da der Erfinder selbst in Bezug darauf bemerkte: »der Hecht und der Hay überholen jedes Schiff und gebrauchen weder Schaufelräder, noch Archimedische Schrauben zu ihrer raschen und leichten Bewegung.« — Jetzt hat derselbe die Güte gehabt, der Redaktion des Org. auch die Zeichnungen zu dem neuen Apparat vorzulegen. — Wir können nur sagen: es ist wie das Ei des Columbus; so einfach, so natürlich, man meint, es könne gar nicht anders seyn. Der Fisch drückt seine Flosse breit vor und zieht sie scharf zurück; eine solche Bewegung der Ruderschaufel setzt nothwendig eine Künstlichkeit des Mechanismus voraus, welche die Stärke und Dauerhaftigkeit beeinträchtigt. Hier ist von keiner Künstlichkeit die Rede, die Schaufel so stark, wie sie nur seyn kann, die Bewegung nicht allein ganz einfach, sondern kontinuirlich mit gleicher Kraft vorwärts treibend (auch während des Zurückziehens der einzelnen Schaufeln), die Wirkung der Triebkraft auf die Ruder eine unmittelbare (gradlinige); daher auch eine bedeutende Vereinfachung des ganzen Mechanismus möglich, und zugleich eine Dampfkessel-Konstruktion in Verschlag gebracht, wodurch an Raum und Last viel erspart wird. Kurz — wir können nur wünschen, daß diese allem Anschein nach wahre Vervollkommnung der Dampfschifffahrt recht bald — und wo möglich in Deutschland zur Ausführung gebracht werde, damit wir die Vortheile der deutschen Erfindung nicht wieder den Engländern danken müssen. (K. A. O.)

(Cigarren für Knaben.) Im Amsterdamer Handelsblatt werden Cigarren für Knaben angekündigt, und es heißt: Da es sich gezeigt hat, daß jetzt die kleinen Jungen auch schon Cigarren zu rauchen wünschen, so habe ich in meiner Fabrik ganz vorzüglich feine für das zarte Alter erfunden. Eltern und Vormünder können ganz unbesorgt seyn, wenn ihre Knaben solche nach Hause bringen. Sie werden geraucht wie die gewöhnlichen, nur daß diese Cigarren die Eigenschaft haben, den »dummen Jungens« dergestalt die Lippen und den Gaumen anschwellen zu machen, daß sie gewiß in Jahr und Tag nicht an's Rauchen denken sollen. Diese Cigarren sind übrigens beispiellos wohlfeil. Sie kosten durchaus nichts. Man bittet um Zuspruch. Tomfer, Cigarrenfabrikant.

Zweisylbige Charade.

Wehe, wenn mit Hungersnoth
Bitt'rer Mangel uns bedroht!
Er allein vermag zu lehren,
Meine Erste zu entbehren.

Wechsle Zeichen zwei und drei
Und du kannst's an dir vorbei
Groß, gewaltig ziehen sehen,
Wirst am Meeresstrand du stehen.

Such' die Zweite nicht zu früh',
Nicht der Frühling bietet sie;
Sind nur reich des Sommers Gaben,
Wirst du Wintervorrath haben.

Wechsle Zeichen zwei und drei
Und du wirst, wenn kühn und frei
Deine Blicke Muth verkünden,
Nichts von diesem Wort empfinden.

Jenes Land liegt fern und weit,
Wo das ganze Wort gedeiht,
Um die Erste zu bekommen,
Muß es dienen dort und frommen.

F. Lorenz.

Auflösung der Charade in Nro. 271.
Freischütz.

Theater-Anzeige.

Samstag, 3. Oct. Michel Perrin, Lustspiel in 2 Abth., nach dem Französischen; Michel Perrin: Hr. Döring, königl. würt. Hofschauspieler. Hierauf: Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustspiel in 1 Abth., nach dem Französischen von Th. Hell. Magister Lassenius: Hr. Döring.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 277. Samstag den 3. October 1840.

Das Wirthshaus der Baroneſſe.

Von Elias Berthet. Aus dem Franzöſiſchen von Friedrich Eich.

(Fortſetzung.)

„Der Verwalter des Barons von Saint-Maurice!“ rief der Fremde im höchſten Grade des Erſtaunens aus, „wie, und hier . . . Gaſtwirth? Dann könnten Sie mir wohl ſagen, mein Herr, was Frau und Fräulein von Saint-Maurice geworden ſind?“

„Ich würde es Ihnen ſchon geſagt haben, mein Herr, wenn ich gewußt hätte, welches Intereſſe Sie hätten, dieſe Frage an mich zu richten.“

„Welches Intereſſe! Ich bin Ritter Eugen von Saint-Maurice, und Neffe der Frau Baroneſſe!“

„Ich grüße den Neffen meines ehemaligen Herrn,“ ſprach Claudius, ſich ehrfurchtsvoll verbeugend; „ich bitte ihn indeſſen inſtändig, mich zu entſchuldigen, wenn ich darauf beſtehe, die Urſache ſeines Beſuches zu wiſſen.“

„Sie ſind ſehr kühn, Herr Ex-Verwalter, ich kann nicht begreifen, woher ſich das Recht datirt, das Sie ſich anmaßen.“

„Geſetzt den Fall, ich wäre noch ſo eine Art von Verwalter, der Geſchäftsmann der Frau Baroneſſe, und ſie hätte mich beauftragt, Sie zu fragen?“

„Sie beauftragt! doch, in der That, warum ſollte ich ein Geheimniß aus einer Sache machen, welche, denk' ich, etwas ſpäter Jedermann in dieſer Gegend erfahren wird? Ich komme hierher, mein Herr, um bei meiner Tante um die Hand meiner Couſine, Fräulein von Saint-Maurice, anzuhalten, nach den ausdrücklichen Beſtimmungen eines Teſtamentes unſers gemeinſchaftlichen Oheims, des Großpriors, der vor zwei Jahren im Exil geſtorben iſt, und der mir ein Vermögen von hunderttauſend Franken Renten hinterläßt, jedoch unter der Bedingung, daß ich die Tochter des Barons, ſeines Bruders, heirathe. Ich habe wie ein Sachwalter geſprochen; ſind Sie nun zufrieden, mein Herr?“

Claudius blieb einen Augenblick unbeweglich vor Ueberraſchung, allein er faßte ſich ſchnell wieder.

„Morgen früh ſollen Sie Ihre Tante und Ihre Couſine ſehen, Herr Ritter.“

„Wo denn?“

„Hier!“

„Scherze bei Seite, Herr Wirth; Sie wiſſen bereits, daß ich ſie nicht liebe!“

„Der Herr Ritter können überzeugt ſeyn, daß Frau und Fräulein von Saint-Maurice ſich morgen beeilen werden, das Wort des Wirthes zu halten,“ ſagte Claudius, ſich verbeugend; „und jetzt,“ fügte er nach einer Pauſe hinzu, „muß ich dem Herrn Ritter ankündigen, daß das Nachteſſen in ſeinem Zimmer aufgetragen iſt.“

Er grüßte mit einer kalten und höflichen Miene, und erſchien dieſen Abend nicht mehr.

Der Ritter und Michelin ſahen ſich mit dem höchſten Erſtaunen einander an, und keiner vermochte das Räthſel zu löſen.

3.

Den folgenden Morgen, bei'm Anbruch des Tages, während in Claudius Mignets Herberge noch Alles zu ſchlafen ſchien, war der alte Michelin, wie man es auf dem Lande iſt, ſchon frühzeitig auf den Beinen, und machte ſich in dem Zimmerchen, in dem er eine unruhige Nacht zugebracht hatte, ſchon an ſeine Toilette. Die erſten Strahlen der Sonne, die durch die rothwürfelichten Fenſter-Vorhänge drangen, entfalteten ſich auf dem buntfarbig gedeckten Bette, welches der Greis ſo eben verlaſſen hatte. Während er ſich ankleidete, ſchien er noch lebhaft mit den Gedanken beſchäftigt, die ihn ſeit dem vorhergehenden Abende nicht verlaſſen hatten, und er murmelte mit einer ungeduldigen und zornigen Miene:

„Wahrhaftig, daraus kann ich nicht klug werden! Welch' unbegreifliches Abenteuer! Ein Herr von Saint-Maurice, welcher daher kömmt, wie vom Himmel gefallen, und eine Couſine heirathen will, die er niemals geſehen und die man nirgends kennt! Eine große Dame, die ſeit langer Zeit ohne Zweifel nur wenige Schritte von mir verborgen iſt, ohne daß ich jemals ihr Daſeyn geahnet hätte, und die dieſen Morgen wie durch die Zauberruthe eines Taſchenſpielers auf die Einladung eines armſeligen Speiſewirthes hier erſcheinen ſoll. Das iſt unerklärbar . . . . Doch ſie mögen miteinander fertig werden; das ſind Dinge, die mich nichts angehen . . . . Mein Geſchäft iſt, dieſem kleinen ſtolzen Ritter das Schloß zu verkaufen, das ſeine Vorfahren bewohnten. Ja, wahrhaftig, dieſer Handel muß um jeden Preis zu Stande kommen, denn es iſt durchaus nicht ausgemacht, daß die neue Regierung nicht auf die Güterverkäufe der Emigrirten zurückkomme, und wenn man mir alsdann nicht

mehr zurückbezahlte, als was das Schloß von Saint-Maurice mich gekostet hat? — — Ja, es muß durchaus geschehen. Ich will noch diesen Morgen mit dem Ritter sprechen; denn gestern Abend hatte jene sonderbare Offenbarung von dem Vorhandenseyn seiner Tante und Cousine ihm ganz den Kopf verrückt; er hörte mich nicht an. Heute wird er ohne Zweifel ruhiger seyn, und dann will ich mich auch nicht so scharf mit dem Preise zeigen ... Er, ein Glied der Familie von Saint-Maurice, wird nicht zu fürchten haben, später von dem Gouvernement aus seinem Besitze vertrieben zu werden, während dem ich ...“

Unter solchen Betrachtungen vollendete Michelin seine Toilette und trat an's Fenster, das er in seiner Zerstreuung öffnete. Das Gefilde war frisch und balsamisch, und ein von den Bergen herwehender Wind trug den aromatischen Geruch der Tannen bis zur Wohnung. Am Horizonte stiegen dicke aus den Bergschluchten kommende Nebel langsam nach dem Gipfel des Puy, dessen weiße Spitzen in den Sonnenstrahlen wiederglänzten. Am Fuße der Gebirgskette in der unermeßlichen Ausdehnung des Thales colorirten seltsame Farben, verschiedene Brechungen des Lichtes in tausend Manteren den braunen Basalt, die rothe Lava und den weißlichen Metallschaum, die hie und da aus Stechginster und Haidekraut hervorragten. Man sah schon zahlreiche Rinderheerden langsam in der Ferne nach den reichen Triften ziehen, welche die alten Vulkane bedeckten.

Michelin warf einen gleichgültigen Blick auf diese schöne Landschaft, die er ohne Zweifel schon unter sehr verschiedenen Ansichten gesehen hatte; er warf schnell seine Augen auf den kleinen Garten, der sich unter ihm ausdehnte, und der, wie schon gesagt, noch ziemlich wenig von den Verheerungen der Jahreszeit gelitten hatte. Goldfarbige oder blaue Wucherblumen, jene letzten Blüthen des Herbstes, schmückten noch die Rabatten, der Thau perlte auf den gelben Blättern des Weinstocks und fiel tropfenweise bei jedem Wehen des Windes in die Alleen hinab. Was jedoch die Aufmerksamkeit Michelin's besonders fesselte, das war ein junges, elegant und doch höchst einfach gekleidetes Mädchen; sie kam aus dem an dem andern Ende des Gartens gelegenen Gartenhause und blickte hinter sich, als ob sie von dieser Seite eine Ueberraschung befürchtet hätte; sodann, als sie sich vor jeglicher Beobachtung sicher glaubte, setzte sie sich auf eine ländliche Bank und fing schweigend zu weinen an; man hätte glauben sollen, sie habe die Einsamkeit gesucht, um einem langverhaltenen Schmerze freien Lauf zu lassen. Sie blieb einen Augenblick ganz ihrem Schmerze hingegeben und erstickte mit ihrem Sacktuche das Schluchzen, das gewaltsam aus ihrer beengten Brust aufstieg.

Der alte Notär beobachtete sie mit lebhaftem Erstaunen und von einer großen Ungewißheit geplagt.

„Ja, ja,“ brummte er durch die Zähne, „das muß sie seyn. Das ist sicherlich Fräulein von Saint-Maurice; eine solche Tournüre kann Mignet's Tochter nicht haben; überdies erkenne ich die Züge der Baronesse. — Wahrhaftig, es ist sehr schön, dieses junge Mädchen! Die Damen sind also angekommen? Aber wie? Ich habe keinen Wagen vor der Thür anhalten hören und die nächste Wohnung ist mindestens zwei Meilen von hier entfernt. Das ist auffallend! .. Aber was mag wohl dieses arme Kind zu beweinen haben? Ha, wenn mein Herr Sohn so klug wäre, die Liebe eines solchen Engels zu gewinnen, anstatt sich in eine kleine Bäuerin, wie die Tochter des Gastwirths, zu vernarren, dann würde ich nicht so sehr fürchten, man möchte auf den Verkauf der Nationalgüter zurückkommen!“

In dem nämlichen Augenblicke, wie wenn sein Wunsch von einem guten Genius vernommen worden wäre, der sich beeilt hätte, ihn zu erhören, erschien Ferdinand Michelin plötzlich selbst in dem Garten, stürzte auf das junge Mädchen zu, das einen Schrei des Erstaunens ausstieß, indem es seine Thränen abtrocknete, und mit Lebhaftigkeit Worte an ihn zu richten schien, die der alte Notär der Entfernung wegen nicht hören konnte. Es war indeß durchaus an keine Täuschung zu denken, es war wirklich sein Sohn in seinem militärischen Oberrock und seiner Soldatenmütze, der da stand, und mit Wärme zu der jungen Unbekannten sprach. Michelin war auf dem Punkte, eine Ausrufung des Erstaunens und des Zornes entfahren zu lassen. Ferdinand hatte also die Nacht in der Herberge zugebracht? Woher kam er? Er hätte wohl um Mitternacht von dem Schlosse weggehen müssen, um zu einer solchen Frühstunde bei Mignet anzukommen. Keine von den beiden Annahmen des Greises waren richtig. Die von Thau ganz nassen Kleider des jungen Verliebten gaben hinlänglich zu erkennen, daß er die Nacht ganz im Freien zugebracht hatte.

Unterdessen fand eine sehr lebhafte Scene, jedoch mit leiser Stimme, zwischen den beiden jungen Leuten statt. Auguste hatte eine kalte, würdevolle Miene angenommen, und schien mit Unempfindlichkeit auf die inständigen Bitten zu antworten, welche der junge Michelin an sie richtete. Der Greis wußte nicht, was er davon halten sollte.

„Ah! so!“ sagte er zu sich selbst, „wer mag wohl dieses Mädchen seyn? Hätte ich mich etwa getäuscht? Wäre es vielleicht die Grisette, in die mein Sohn verliebt ist, oder wohl — und wenn sie beides wäre,“ fuhr er fort, indem er sich lebhaft vom Fenster zurückzog; „unmöglich! — — Indessen die räthselhaften Worte Mignet's gestern Abend, die unbegreifliche Gegenwart der beiden Damen in dieser Herberge — Pardieu! die Sache ist wichtig genug, auf daß ich mich von der Wahrheit überzeuge. Dieser unbesonnene Ferdinand hat vielleicht keine so große Dummheit begangen, als ich befürchtete! —“

(Fortsetzung folgt.)

Karl Friedrich Albrecht von Baumer,

k. k. russischer Generalmajor ꝛc.

(Schluß.)

Im Frühling 1815 ging Baumer nach Frankreich zum Ingenieurcommando in das Hauptquartier des Generals Grafen Langeron, sah bei der Hinreise seinen Bruder, auch Darmstadt und dortige Freunde, verweilte einige Zeit in Paris, mit Betrachtung der Bau- und Kunstwerke und mit Studien beschäftigt, und theilte die Beschwerden des Rückmarsches im Winter 1815 auf 1816, von denen ein gichtisch-rheumatisches Uebel bei ihm zurückblieb. Dieß war Veranlassung, daß er, unterdessen zum Ingenieuroffizier, Bibliothekar und Aufseher des Modellsaals in Petersburg befördert, im Jahr 1817, durch Fürsorge seines Chefs, mit dienstlichen Aufträgen die kaukasischen Bäder bei Georgiewsk besuchte, von wo er ganz hergestellt zurückkehrte. Aus dem wun-

derbaren Gebirgslande, von welchem er mehrere Gegenden bis über Baku am caspischen Meere gesehen hatte, schickte er mancherlei aus dem Gebiete der Natur- und Völkerkunde Beobachtetes und Gesammeltes an seinen ehemaligen Lehrer in Gießen, sowie später Sämereien von ihm an den naturforschenden Verein in Mainz gekommen sind; und die philosophische Facultät der Ludoviciana ertheilte ihm zum Dank und zur Anerkenntniß im Jahr 1818 die Doktorwürde in sehr ehrenvollen Ausdrücken. Seit 1819 trat er allmählig als Schriftsteller im Fache des Fortificationswesens hervor, wohin u. a. ein Schriftchen über die Bestimmung und Beschaffenheit der römischen Befestigungen in Deutschland gehört. Im Jahr 1822 empfing er als Hauptmann den St. Annenorden, wurde 1824 Major, weiter Vorsteher des Zeichnen-Comptoirs, der Bibliothek und Oeconomie der Offizierschule, und kam hierbei in Verhältniß mit den höchsten Personen und Chefs. So unterrichtete er 1823 zwei Prinzen von Würtemberg, „sehr schöne deutsche Fürsten", wie er an seinen Bruder schreibt, in den Kriegswissenschaften; 1825 schrieb er auf Befehl des Großfürsten Michael ein Werk über Feldbefestigung, das in Paris (Bulletin universel, sciences militaires, I., 1826) günstig aufgenommen wurde. — Im Frühling 1828 reiste er zum Heere in den türkischen Krieg, nahm an der Belagerung von Brailow Theil, focht mit in den Schlachten vom 3. und 8. Juli, legte vor Schumla Befestigungen an, und war bei der Belagerung und Einnahme von Varna thätig. Dieser Feldzug erwarb ihm den Wladimirorden mit der Schleife, den Obristlieutenantsrang und das Annenkreuz. Im nächsten Winter baute er Schanzen vor Silistria. Damals wüthete die Pest um ihn her, ein Bedienter starb ihm daran, er aber blieb unversehrt und fuhr mitten im Winter mit Befestigungen bei Fundeni fort. Im Anfang des Jahres 1829 befestigte er Kaleh, hierauf das eroberte Turna, dann stand er vor Giurgewo und Ruschtschan, wo abermals die Pest grassirte, folgte im August dem Heere, nahm später an der Expedition gegen den Pascha von Schondra Theil, wobei er die Straße über den dort sehr hohen Balkan schlug, und besorgte im November die Ueberfahrt eines Armeecorps über die Donau. Er hatte im Januar 1830 noch eine Mission an zwei Pascha's nach Neu-Orsowa, bei einem Schnee von 2 bis 4 Fuß, auszurichten. Endlich im Juli frohe Rückkehr. Mit neuen Dekorationen des St. Annenordens mit der Krone und der Feldzugsmedaille kam er nach Petersburg und vermählte sich im November mit Wilhelmine Freiin von Wolframsdorf, Nichte des russischen Finanzministers Grafen Cancarin. — Aber die Zeitereignisse verstatteten ihm nicht den Genuß seines häuslichen Glückes. Er ging im März 1831 schleunig zum Heer in Polen, war bei dem Sturm von Warschau, und empfing, zum Obersten befördert, den goldenen Degen mit der Aufschrift: für Tapferkeit. Während des Feldzugs war ihm von seiner in Riga zurückgebliebenen Gattin ein Sohn geboren worden, aber bald wieder gestorben. Sie folgte ihm nun nach Warschau, und beide hofften jetzt, daß er in Civildienste übertreten und sich von den Mühseligkeiten der Vergangenheit werde erholen können. Doch es war anders beschlossen. Der kaukasische Krieg erforderte tüchtige Führer jeder Art. Baumer wurde im März 1832 zum Chef des Geniewesens bei dem dortigen Heere ernannt, ging, begleitet von seiner treuen Gattin, im Juni dahin ab und kam im August in Tiflis an. Dort erhielt er noch in demselben Jahre die Medaille vom Sturm von Warschau und das Commenthurkreuz des polnischen Ordens: Virtuti militari. Er hatte von da an, die sieben Jahre seines dortigen Aufenthalts hindurch, das sämmtliche Befestigungswesen zwischen Kuban und dem Arares, dem schwarzen und kaspischen Meere zu leiten. Arbeiten und Beschwerden waren da unzählige zu ertragen, viele und große Gefahren zu Wasser und zu Lande, neben den tapferen Gebirgsvölkern auch die Schrecken des Klima's zu bestehen. Die Seinigen mußte unser Baumer jährlich vier bis sechs Monate zurücklassen, und war der fürchterlichen Sommerhitze unaufhörlich ausgesetzt. Diesen Beschwerden erlag endlich seine kräftige, durch leibliche und geistige Mäßigkeit jugendlich erhaltene Natur. Im Sommer 1839 von einem Gallenfieber ergriffen, schleppte er sich mühselig zu Pferd und auf Ochsen- oder Büffelwagen nach Tiflis, wo er den 2. August ankam. Das Fieber wurde bewältigt und er schien zu genesen. Aber nun bildete sich ein Abscess an dem Knie des ehemals verwundeten Beines, der eine Operation nöthig machte. Vergebens kämpfte die Lebenskraft gegen die Gewalt der Krankheit. Nach heftigen Zufällen entschlief der Edle sanft am Abend des 18. Oktober a. St., allgemein geachtet und betrauert, wie sich einer der höchsten Staatsbeamten des russischen Reichs über ihn ausspricht; sein Verdienst selbst von seinem Monarchen bei mehreren Gelegenheiten, auch bei seiner Anwesenheit in der Provinz, anerkannt und belobt. Auf dem Krankenlager hatte er seine Beförderung zum Generalmajor erhalten, früher schon die Anwartschaft auf eine Jahresrente. Seine Wittwe mit den drei in Tiflis gebornen Kindern ist nach St. Petersburg zurückgekehrt. In seinen Söhnen wird sein Name und, wie man hofft, eine Aehnlichkeit seiner schönen Eigenschaften, bei denen aber, die ihn kannten, und deren auch in unserm hessischen Vaterlande noch viele sind, sein Andenken ehrenvoll fortleben.

Frankfurter Theater.

Clavigo. — Th. Döring. — Der Fabrikant.

Wenn Natur und Wahrheit in den Situationen und Charakteren, Einfachheit und klare Abschließung der Handlung, stets gesteigertes Interesse und inneres, geistiges Leben, ein herrlicher, gedankenreicher Dialog, wenn diese Vorzüge in irgend einem Drama vereinigt sind, so sind sie es im Clavigo, diesem Meisterwerke des Goethe'schen Genius. Die Aufführung war eine sehr genügende und würdige. Hr. v. Lavallade gab den Clavigo mit richtiger Auffassung dieses zwischen Willen und That unentschieden schwankenden Charakters und deutete den Widerstreit der Gedanken und Entschließungen im Sinne der Dichtung an; dabei wußte er die frischen Farben der Empfindung wohl zu wählen und seiner Leistung geistiges Interesse zu verleihen. — Hr. Becker gab den Beaumarchais und nahm in dieser mit Würde repräsentirten, mit künstlerischer Einsicht und Kraft ausgeführten, gehaltvollen Leistung von unserer Bühne, welcher er nun nicht mehr angehört, seinen Rücktritt. Becker's Vorzüge und Verdienste als Künstler kennend, wollen wir wünschen, es möge der Theaterdirection gelingen, einen genügenden Ersatz zu finden, was so leicht eben nicht sein dürfte. — Die Damen Frühauf (Marie) und Lindner (Mad. Gibert) entfalteten ein edles, seelenvolles Spiel. — Unser geehrter Gast, welcher die Aufmerksamkeit der Theaterfreunde fortdauernd zu fesseln weiß, zeigte sich als Carlos als geistreicher Darsteller. Ohne die Auffassung und treffliche Ausführung des dargestellten Charakters besprechen zu wollen, erinnern wir nur an die große Scene mit Clavigo im vierten Acte, nach welcher Döring gerufen wurde. In dieser Scene war Alles Leben und Wahrheit und es entfaltete sich eine ungemein anziehende Schilderung jener egoistischen und steifen Gesellschaft, die nach stiller Tugend und Menschenglück wenig fragt. Döring ging mit so viel Geist in die Details ein, zeigte eine so belebte und ausdrucks-

volle Mimik, markirte die Umrisse so klar und bestimmt und gab einen so vollendeten Dialog, daß man ihm die höchste Anerkennung zollen muß. Diese Scene ist ein Prüfstein ächter Künstlerschaft, welche der Gast vollkommen bewährt hat.

Nach Clavigo gab man den armen Poeten, in welcher Rolle Hr. Döring, wie bekannt, sich als Meister im gemüthlichen Genre bewährt.

Am 30. Sept. sahen wir zum Erstenmale: — Der Fabricant, Schauspiel in 3 Acten, nach dem Französischen des Emil Souvestre, von E. Devrient. — Der Inhalt dieses in jeder Beziehung ausgezeichneten, geist- und gemüthreichen Drama's ist in der Kürze etwa folgender:

Herr Havelin (Hr. Grahn), der Besitzer und Dirigent einer großen Baumwollspinnerei unfern Rouen, ist in weitausgreifende Speculationen verwickelt und hat durch wiederholte, unverschuldete Verluste großen Schaden erlitten, so daß er durch ein Fallissement bedroht wird. Havelin, ein unermüdlich thätiger und dabei durchaus biederer und edelgesinnter Mann, arbeitet nun Tag und Nacht, um wo möglich dem drohenden Unfall vorzubeugen; zugleich ist er mit Erfindung einer neuen Spinnmaschine beschäftigt. In Folge so angestrengter Wirksamkeit muß er sich seiner Familie und dem häuslichen Leben entziehen, wodurch sich seine Gattin Eugenie verletzt und vernachlässigt glaubt. Eugenie (Dem. Lindner) ist zwar eine Frau von edler Gesinnung, hat aber einen etwas starken Hang zur Schwärmerei und zur modernen Romantik. In dem jungen Maler Lambert (Hr. v. Lavallade) findet sie Nahrung und Bestärkung für diesen Hang. Lambert ist ein phantastischer Träumer, der, mit sich selber unklar, nicht weiß, was er will und was er soll, einer jener Halbgenies, die sich zu groß für die Alltagswelt halten und doch zu klein für's wahrhaft Große sind, einer jener mit sich selber zerfallenen modernen Künstler, deren es heutigen Tages aller Orten so viele gibt. Eugenie weilt gerne bei Lambert und dieser fühlt für sie eine heftige Liebe. Dies Verhältniß ist nahe daran, für beide gefährlich zu werden, als der Onkel Eugeniens, Herr Cantal (Hr. Döring) noch zu rechter Zeit dazwischen tritt. Cantal, ein Mann, der Kopf und Herz am rechten Flecke trägt, ein Mann von heiterem, ruhigem Gemüth und von entschiedener Willenskraft, sucht nun seine Nichte sowohl, wie auch den jungen Maler auf den rechten Weg zurückzuführen. Unterdessen ist Havelin so weit gekommen, seine Fabrik an die Gläubiger cediren zu müssen und zugleich hat er durch die Unvorsichtigkeit eines in den Gang der Handlung verflochtenen Dieners erfahren, daß Eugenie dem Maler Lambert eine geheime Zusammenkunft verstattet. Havelin fühlt sich nun doppelt unglücklich. Der Oheim Cantal entdeckt jetzt Eugenien die Lage ihres Gemahls, zeigt ihr, wie leichtsinnig und sträflich ihr seitheriges Benehmen gewesen sey, wie sie doch den Maler Lambert nicht liebe, noch lieben könne und wie es nun höchste Zeit sey, zur Besinnung zurück zu kehren. Da erwachen die bessern Gefühle Eugeniens und die Liebe zum Gatten mit aller Macht wieder und sie beschließt, ihren Fehler gut zu machen. Und der Gemahl, welchem sie reuevoll entgegentritt, verzeiht zwar, verbirgt ihr aber nicht, daß er sich tief verletzt fühle. Erst dann, als er mit eigenen Augen gesehen, wie Eugenie den sie um Gegenliebe bestürmenden Maler mit Stolz und Verachtung zurückweist, öffnet er ihr sein volles Herz und umschließt sie mit alter Zärtlichkeit. Der gute Onkel wirft nun sein eigenes Vermögen in die Wagschale, associrt sich mit dem glücklichen Erfinder der neuen Spinnmaschine und führt Alles zum erfreulichen Ende. Selbst Lambert sieht die Verkehrtheit seiner bisherigen Lebensrichtung und sein Unrecht gegen Havelin ein und faßt einen kräftigen Entschluß der Besserung.

Diese Handlung entfaltet sich voll Lebendigkeit; alle Scenen sind reich an Interesse; die Charaktere sind gut durchgeführt und ganz aus dem Leben gegriffen; der Dialog ist frisch und geistreich. Wenn durch dies Drama den praktischen Lebensbestrebungen, welche das Fundament der bürgerlichen Gesellschaft bilden, eine Lobrede gehalten wird, so ist dies eine wohl begründete, und was wäre der Staat, wo bliebe sein gesegnetes Gedeihen ohne jene, freilich oft bespöttelte Bürgertugend, ohne jene Basis der praktischen Wirksamkeit, die man oft Philistrismus nennen hört. Wenn dagegen das unstäte, durch unklare Ansichten getrübte, verschrobene, sich gerne den Anstrich von Genialität geben wollende, in nutzloser, zu jeder That unkräftiger Träumerei herumirrende Thun und Treiben des Malers Lambert und Aller, welche ihm ähnlich sind, als eine Verirrung geschildert wird, so ist diese Schilderung wahr und treffend. Daß aber die Bestrebungen im wahren Interesse der Kunst und Wissenschaft, daß die geistigen Elemente der Gesellschaft nicht herabgesetzt werden sollen, versteht sich von selbst, und wer solche Absicht unterschiebt, hat die Tendenz des Drama's mißdeutet.

Alle Mitwirkenden wurden hervorgerufen; der Erfolg war glänzend und man vernahm nur Eine Stimme der allgemeinen Zufriedenheit. Ueber die Aufführung, welche unserer Bühne Ehre macht, demnächst ein Weiteres. W.

Korrespondenz.

Vom Westerwalde, 28. Sept.

Ein Unglücksfall, den wir gestern in unserer Gegend erlebten, beweist von neuem, daß man die Vorsicht mit geladenen Schießgewehren nicht zu weit treiben kann. Ein junger Arzt, der bei einem Oekonomen in Dorchheim, Amts Hadamar, wohnt, läßt seine mit Schrot geladene Flinte in seinem Zimmer stehen und vergißt, da er eben zu einem Kranken gerufen wird, den Thürschlüssel abzuziehen. Der eilfjährige Knabe des Oekonomen geht in das Zimmer, nimmt die Flinte, zielt zum Scherze zum Fenster hinaus, wo ein 15jähriger Bursche spielenden Kindern zusieht. Das Gewehr geht los und der 15jährige, der die ganze Ladung erhält, stürzt nieder und verhaucht auf der Stelle sein Leben.

Kunstnotiz.

Nächsten Montag, 5. Oktober, wird im hiesigen Schauspielhause Hr. Jakob Eben, Gusikow's Nachfolger auf dem Holz- und Stroh-Instrumente, sich hören lassen. Eine Sammlung von Zeitschriften, in welchen seine Leistungen gerühmt werden, liegt vor uns, und wir entnehmen dem Berliner Figaro Folgendes: »Gusikow weihte seinen Landsmann und Glaubensgenossen Jakob Eben in die Mysterien seines Instrumentes ein. Er hinterließ ihm sterbend sein Bestes, sein Alles — die Holz- und Strohharmonika. Keinen Würdigeren hätte Gusikow sich wählen können; Jakob Eben trägt die Musik im Herzen. Die himmlische Cäcilia hat diesem Naturkinde gelächelt und so sind die Töne der Meister tief in sein Inneres geprägt und die Brust erschließt sich ihnen, wenn er mit dem Griffel die wunderbaren Holzstäbchen berührt und diesen die lieblichsten Töne entlockt. Der Geist Gusikow's scheint über diesem seinem Jünger zu schweben; man glaubt den Mann mit dem schmachtenden, verklärten Blicke, mit den vor seinem Erlöschen noch einmal aufflammenden Augen, der durch sein Spiel die Herzen bewegte und bis zu Thränen rührte, vor sich zu erblicken.« Wir sehen demnach einem anziehenden Kunstgenusse entgegen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 3. Oct. Michel Perrin, Lustspiel in 2 Abth., nach dem Französischen; Michel Perrin: Hr. Döring, königl. würt. Hofschauspieler. Hierauf: Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustspiel in 1 Abth., nach dem Französischen von Th. Hell. Magister Lassenius: Hr. Döring.

Sonntag, 4. October. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Montag, 5. October. Von Sieben die Häßlichste, Lustspiel in 5 Acten, von Angely. — In den Zwischenacten wird Hr. Jakob Eben, Nachfolger des berühmten Gusikow aus Rußland, mehrere Piecen auf dem Holz- und Strohinstrument mit Orchesterbegleitung vorzutragen die Ehre haben.

Redakteur: J. N. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 278. Sonntag, den 4. October 1840.

Der Herbst.

Von

Ludw. Hub.

Die Sommertage sind entschwunden,
Es schweigt der Vögel lust'ger Sang;
Der Herbst, er hat sich eingefunden
Mit seinen Nächten kühl und lang.
Das Tagsgestirn ist schon dem Zeichen
Der Waag' vorbei in seinem Lauf;
Die grünen Farben, sie erbleichen
Und and're Bilder tauchen auf.

Die Meister haben eingeladen
Die rüstige Gesellenschaar,
Die, schmausend jetzt den Lichterbraten,
Bisher zur Nachtzeit müßig war.
Nun bleibt man Abends hübsch zu Hause,
Es hat der ganze Spaß ein End';
Denn in der engen Arbeitsklause
Bis sieben Uhr ein Lämpchen brennt.

Beim kühlen Hauch des Herbstes gehen
Die Kränzchen und Konzerte an
Und Harmonieen und Musen
Verkehren nach dem Winterplan.
Im prachtvoll ausgeschmückten Saale
Empfängt den Städter Festtagsglanz;
Erleuchtet von dem hellen Strahle
Des Gaslichts, schwingt er sich im Tanz.

Der Herbst beschenkt die Erdenkinder
Und gibt der Früchte mancherlei,
Damit im nahen kalten Winter
Gefüllt die Vorrathskammer sey.
Ist tödtlich auch sein Hauch dem Laube,
Doch bringt er noch ein schönes Fest,
An dem man aus der Purpurtraube
Den edlen Göttersaft erpreßt.

Der Landmann fährt, wenn der Oktober
Die Herrschaft übernommen hat,
Von Heu und Stroh gar manches Schober
Und Früchte auch zur nahen Stadt.
Vergnügt sieht er, wie seine Truhe
Sich füllt mit manchem Stückchen Geld,
Dann überläßt er sich der Ruhe
Und feiert froh mit seinem Feld.

Singt Lieder nur dem Lenz zum Preise
Und Sommers Pracht mög't ihr erhöh'n:
Der Herbst, wenn auch in and'rer Weise,
Ist darum doch nicht minder schön.
Auch er ist hoch von uns zu loben,
Der Förd'rer der Geselligkeit,
Der, was der Sommer hat zerstoben,
Eng wieder aneinander reiht.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

Der alte Notär stieg die Treppe hinunter, ging, ohne das geringste Geräusch zu machen, in den Garten, und näherte sich mit verstohlenen Tritten — was, in Betracht seines Alters und seiner Schwerfälligkeit, kein leichtes Stück für ihn war — einem ungeheuern Johannisbeerstrauch, der glücklicherweise noch belaubt genug war, um seine wohlbeleibte Person zu verbergen. Von hier aus konnte er die Unterhaltung der jungen Leute hören, die allzusehr mit einander beschäftigt waren, als daß sie belauscht zu werden vermuthet hätten. Auguste sprach zu dem jungen Michelin in einem Tone, dem sie nicht so viel Festigkeit und Trockenheit geben konnte, wie sie es vielleicht wünschte:

„Ja, mein Herr, ich wiederhole es Ihnen, ich bitte Sie inständigst, mit Ihren Besuchen abzubrechen, die weder den Beifall Ihrer, noch meiner Familie erhalten können. Vergessen Sie, was zwischen uns vorgegangen ist, so wie ich es selbst zu vergessen trachten werde, und besonders geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie es nicht mehr darauf anlegen wollen, mich zu sehen!" —

„Sie nicht mehr zu sehen, Fräulein! Aber, um Gotteswillen, erklären Sie mir die Veränderung, die seit gestern Abend in Ihnen vorgegangen ist! Ich bin diese Nacht nicht nach dem Schlosse zurückgekehrt, um diesen Morgen desto früher meinen Vater zu sehen, ich wollte mich zu seinen Füßen werfen und ihn bitten, daß er heute selbst bei Ihrem Pflegevater um Ihre Hand für mich anhalte, daß er dieses Haus nicht verlasse, ohne mein Glück versichert zu haben, und in dem Augenblicke, wo ich meinen Plan ausführen wollte, erblickte ich Sie hier trostlos und in Thränen schwimmend; — ich lief herzu, allein anstatt mich, wie sonst, mit Güte zu empfangen, stoßen Sie mich mit Verachtung zurück; — o, um Gotteswillen, Auguste, was ist denn vorgegangen? Wie kommt es, daß Sie, gestern so heiter, so sanft und so gut, heute so traurig, so abstoßend, so unbarmherzig geworden sind?"

„Fragen Sie mich nicht, Herr Michelin! begnügen Sie sich damit, zu wissen, daß ich seit gestern ein Geheimniß erfahren habe, das mir für die Zukunft große und dringende Pflichten auflegt. — Bis dahin war ich nur ein unbesonnenes, unvorsichtiges, vielleicht gefallsüchtiges Kind; heute, mein Herr, fange ich ein neues Leben an. Außerdem hat sich ein unübersteigliches Hinderniß, von dem weder Sie, noch ich eine Ahnung hatten, zwischen uns Beiden erhoben. Ich habe es Ihnen gesagt, vergessen Sie mich, und kommen Sie hinfort nicht mehr hierher. Kurz," fuhr das junge Mädchen fort, indem sie eine schmerzliche Anstrengung machte und den Kopf abwandte, „um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich wünsche, ein Verhältniß abzubrechen, das niemals hätte anfangen sollen, — diesen Brief, den Sie an mich schrieben, und den ich meiner Mutter zeigen sollte, wenn eine Heirath möglich gewesen wäre, diesen Brief — hier haben Sie ihn zurück!"

Zugleich reichte sie dem jungen Soldaten das Billet, das er ihr Tags vorher zugestellt hatte; aber Ferdinand stieß sanft ihre Hand zurück:

„Nein, Fräulein, so werde ich nicht auf Sie verzichten, die ich so sehr geliebt habe, die ich noch liebe, ohne zu wissen, aus welchem Grunde Sie mich in dem Augenblicke zurückstoßen, wo ich die meiste Hoffnung zu haben glaubte. Sie berücksichtigen also nicht, daß, um Ihr Gatte zu werden, ich Rang, Vermögen, Zukunft geopfert, daß ich selbst dem Zorne meines Vaters getrotzt haben würde? Ich bitte Sie, sagen Sie mir das Hinderniß, das sich so plötzlich zwischen uns erhoben hat, und das, — ich bin dessen gewiß — nicht unübersteiglich ist. Sie hatten mir zwar niemals gesagt, daß Sie mich liebten, Fräulein; allein ich glaubte eines Geständnisses nicht zu bedürfen .... Sagen Sie mir, ob diese plötzliche Veränderung durch die grausame Ueberzeugung veranlaßt worden ist, daß Sie mich nicht lieben! — Vielleicht auch sind Ihre Mutter und Ihr Pflegevater, beide so geheimnißvoll und streng, die Einzigen, welche dieser uns beiden so sehr erwünschten Verbindung im Wege stehen? So mögen sie uns endlich sagen, warum sie sich meinem und (lassen Sie mich den Thränen glauben, Auguste, die Sie in diesem Augenblicke vergießen) auch Ihrem Glücke widersetzen! — Ich meines Theils, wenn ich Ihrer Liebe versichert gewesen, wäre zu meinem Vater gegangen; so streng und unbarmherzig man ihn auch schildern mag, so hegt er für mich, seinen einzigen Sohn, die tiefste und aufrichtigste Zuneigung, niemals hätte er mich verzweifeln und vielleicht sterben lassen, und wenn ich mich zu seinen Füßen geworfen, wenn ich ihm mit flehentlich bittendem Tone erklärt hätte — —

Hier hielt der junge Mann plötzlich ein und blieb unbeweglich, die Augen auf den treulosen Johannisbeerstrauch geheftet, hinter welchen Michelin sich gestellt hatte. Indem der Greis den Kopf vorstreckte, um die Worte seines Sohnes besser verstehen zu können, hatte er vergessen, daß er eine gute Hälfte seiner umfangreichen Person sehen ließ. Sobald er sich entdeckt sah, ging er aus seinem Verstecke hervor und trat so leichtfertig, als möglich, vor die jungen Leute hin.

Bei dem Anblicke des alten Michelin wollte Auguste entfliehen und Ferdinand senkte sein Haupt mit Verwirrung und Schrecken. Aber der Greis, ein wohlwollendes Lächeln auf den Lippen, gab dem jungen Mädchen ein höfliches Zeichen, um es zu bitten, da zu bleiben, indem er zu gleicher Zeit mit einem gutmüthigen Tone zu Ferdinand sprach:

„Nun, laß sehen, mein Sohn, was hättest Du zu diesem unerbittlichen Vater gesagt? — Wohlan, sprich. Du hast Recht, ich bin nicht so grausam, als man mich schildert, was Teufel!"

Ferdinand, der sich auf einen fürchterlichen Auftritt gefaßt machte, und der schon seinen ganzen Muth sammelte, um dem Sturme zu widerstehen, empfand die angenehmste Ueberraschung bei dem Anblicke dieser Sanftmuth, an die er nicht gewöhnt war. Indessen die Zeit war zu kostbar, als daß er in diesem Augenblicke die Ursache dieser plötzlichen Veränderung untersuchen mochte; er faßte sich schnell wieder, und, indem er sich in die Arme des Greises warf, fuhr er fort:

„Mein Vater, ich liebe sie, und ich wage zu glauben, daß sie mich gleichfalls liebt; erlauben Sie mir, Auguste als Gattin zu nehmen, oder der Schmerz wird mich tödten."

(Fortsetzung folgt.)

Wartburg.

(Von Ludwig Storch.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Mit begeistertem Gruß trat' ich an dich heran, thüringische Sängerburg, Luthers Asyl, heiliges Berghaus, in welchem die ernste Geschichte sich einen steinernen Thron erbaut, in welchem die freundliche Sage sich ein duftendes Blumenbett bereitet hat! Du hast mich als Knaben in deinen Hallen wandeln gesehen, als die erste Ahnung deiner Bedeutung wie ein Blitzstrahl mein junges Haupt traf und mir seltsame Bilder und Gedanken weckte, ich habe von den Bergen meiner Heimath dir fast sehnsüchtige Blicke und stumme Grüße, heilig wie Gebete einer unentweihten Unschuld, zugesendet, nimm mich auch jetzt auf, den Mann, der dir seine Ehrfurcht im vollen Bewußtseyn deines hohen Werthes bringt, und dessen Herz noch jugendlich poetisch, wie das des Knaben für dich erglüht. Ich küsse die Schwelle deiner Pforte und der Geist der Vergangenheit weht mir kühl aus der geöffneten entgegen, aber die Sage, die auf der Schwelle, mich erwartend, sitzt, küßt mich warm auf die Stirn und faßt mich mit zärtlich gelispeltem Willkommen! bei der Hand, um mich durch deine Räume zu leiten. Ich schreite hinein! Gesegnet seyen die Penaten dieses Hauses!

Das Thüringerwaldgebirge hat die Gestalt eines Keils, dessen Spitze in der Gegend von Eisenach auf einem Bogen der Werra aufsteht. Hier an diesem nordwestlichen Ausgang auf einem der Berge, die der nur allmählig sich erhebende Hauptgebirgszug nordwärts als Arme auswirft, ruht als Krone die Wartburg. Sie ist demnach der Anfang des Thüringerwaldes von Nordwesten her, der schönste Eintrittspunkt in das schöne Gebirg, das würdige Vorzimmer seiner prächtigen Hallen, die alte herrliche Pforte in den ewig jungen Pallast, in die grüne Stadt der Berge. Von Eisenach liegt die Wartburg südwestlich in der geringen Entfernung einer halben Stunde Wegs, und der Felsenberg, auf welchem sie sich gelagert und mit dem ihr Fuß im Lauf der Jahrhunderte verwachsen zu seyn scheint, gehört seinen Bestandtheilen nach dem Urgebirge des Thüringerwaldes an, von dessen höhern Hauptzuge er gegen Süden nur durch einen etwas tiefer liegenden Rücken getrennt ist. Alle diese Berge südlich von Eisenach sind aus dem Conglomerat des Todtliegenden, einem Gemenge der verschiedensten Gebirgsarten,*) gebildet, das als consistente Steinmasse an vielen Stellen zu Tage steht und als romantisches Felsengebilde erscheint. Auf einer solchen hohen, länglichen Felskuppe erhebt sich das ehrwürdige Bergschloß, welches der Gegenstand dieser Beschreibung ist. Südlich und nördlich fallen die Wände dieser Felsenstirn so jäh und schroff ab, daß sie zum Theil gar nicht zu ersteigen sind; vorzüglich an der Südseite des Bergs hat das jäh abstürzende Gestein einen wildromantischen Charakter. Stolz und gebieterisch, weitschauend, herrschend und doch mildfreundlich ragt die Burg, an der der Zahn der Zeit fast vergebens nagte, auf der zackigen Felsenstirn empor, ein herrlicher, erhebender Anblick! Von welcher Seite man auch komme, vom waldigen Gebirge oder vom Hügellande der Auen und der Felder, immer grüßt uns die graue Tochter des elften Jahrhunderts von fern und begeistert das Herz des Wanderers. In den stundenweit umherliegenden Gebirgsarmen und Zügen tritt sie oft plötzlich hinter einem Berge hervor in das überraschte Auge, immer gern gesehen, immer froh begrüßt. Es ist einer der beseligendsten Eindrücke, die man auf Fußwanderungen durch den nordwestlichen Theil des Thüringerwaldes und dessen Umgegend empfängt, wenn man in einem grünen Thale oder über ein Kornfeld hinziehend bei einer Wendung des Wegs ungeahnt die ehrwürdige Burg erblickt, die jeder Thüringer wie einen heiligen Tempel, wie ein gemeinsames Vaterhaus betrachtet, oder auch, wenn man über die höhern Berge steigend, sie, vom Sonnenschein vergoldet, unter sich liegen sieht, die eine wahre Sonnenwohnung ist und den hohen, goldenen Gast von früh bis Abend in ihren blitzenden Fenstern beherbergt. Wie oft habe ich die Berge erklimmt, nur um sie zu sehen und zu begrüßen, und meine Arme verlangend nach ihr auszustrecken! wie vielmal habe ich auf den grünen duftenden Waldwiesen gelegen, über mir das grüne, stolze Dachgewölbe einer Buche, neben mir die rieselnde Quelle, und habe sehnsüchtig nach dem alten herrlichen Bergschlosse hinabgeschaut, das aus der Mitte dunkelgrüner Wälder wie ein heller Stern auftauchte und um dessen Zinnen, in dessen Gemächern die heißesten meiner romantischen Jugendträume ihr buntes Spiel trieben, da rief ich wohl in jugendlicher Begeisterung mit Uhlands Hirtenknaben:

»Ich bin der Knab' vom Berge!«

Von drei Seiten ist die Wartburg mit Waldung umgeben und südöstlich erhebt das nach dem Inselsberge aufsteigende Gebirge seine zahlreichen waldbekränzten Häupter immer eins über dem andern, nach Norden allein liegt sie frei, und hier schmiegt sich die freundliche Stadt an die äußerste Spitze ihres Fußes.

*) Granit, Porphyr, Quarz, Jaspis, Hornstein, Hornblende, Gneis, Glimmerschiefer, Feldspat (Sinait, Diorit) und andere primitiven Gebirgsarten, durch einen festen, rothen, sandigen Thon innig mit einander verbunden. Eisenach liegt auf der Grenze des Todtliegenden und der bunten Sandsteinformation, alle Berge nördlich von der Stadt jenseit der Hörsel gehören der letztern an.

Korrespondenz.

Mainz, 30. Sept.

Wegen eines guten Herbstes geht in diesem Jahre eine Hoffnung nach der andern zu Grabe. So glänzend die Aussichten vor drei Monaten waren, so sehr sind sie nun beinah alle verschwunden. Jetzt ist es sogar zweifelhaft, ob wir einen trinkbaren Wein machen; an einen bessern, wie der des verflossenen Jahrs, oder an einen eben so guten, wie Viele meinten, ist gar nicht zu denken. Selbst die sorgfältigste Auslese wird ein solches Resultat nicht erlangen. Auch stellt sich die Fäulniß schon ein, während dem die meisten Trauben noch keine halbe Zeitigung erreicht haben. Rücksichtlich der rothen Trauben soll es jedoch dies- und jenseits des Rheins besser stehen. Diese sind, wie wir erfahren, reif und der Herbst wird in Kürze beginnen. Bei dem hiesigen gegenwärtig so lebhaften Weinhandel erwartet man ein bedeutendes Steigen der Preise. — Einer uns zugekommenen Benachrichtigung zufolge waren viele der bei der letzten Kasteler Versteigerung vorzüglich befundnen Weine in der Gemarkung von Kostheim gewachsen. Dieses wurde uns mit dem Zusatze mitgetheilt, daß werthvolle Kostheimer Weine in dem Handel sehr oft für Hochheimer ausgegeben würden. — Die hiesige Musikalien- und Instrumentenhandlung Bernhard Schott Söhne hat nun in unserer Stadt ein zweites Etablissement in der Fust-Straße gegründet, das, wie wir vernehmen, dem Detailhandel gewidmet ist. Diese Handlung, deren Ruf in beiden Hemisphären verbreitet ist, steht einzig in ihrer Art in Deutschland da. Ihr Verlag an Musikalien, besonders an Opern, die sie von den Compositeurs an sich gebracht hat, ist sehr reichhaltig und ihre musikalischen Instrumente, darunter ihre Forteplano's, werden dermalen den berühmtesten aus Wiener, englischen und französischen Fabriken nicht nur gleichgestellt, sondern oft vorgezogen. Eine so großartige Unternehmung, die schon länger als ein halbes Jahrhundert hier besteht und stets im Zunehmen begriffen ist, zeugt eben so sehr von der Tüchtigkeit, als von der Solidität der Personen, die an ihrer Spitze stehen.

Koblenz, 29. Sept.

Zu dem großen Musikfeste, welches zur Geburtsfeier unseres allgeliebten Königs, zugleich dem Tage der Erbhuldigung in Berlin, hier stattfinden wird, sind dem Comité Seitens der hohen Behörden eines der größten und schönsten Lokale im Schlosse eingeräumt worden. Das Oratorium »Abfalon«, eines der erhebendsten Schöpfungen Friedrich Schneider's, von einem Sängerpersonal von 300 und einem aus 150 Mitgliedern bestehenden Orchester ausgeführt, läßt, den bis jetzt statt gehabten Proben nach zu urtheilen, etwas Ausgezeichnetes erwarten. Die Reihe der Festlichkeiten wird, so wie wir vernehmen, ohngefähr folgende seyn. Am 14. Okt. zur Vorfeier, Abends 5½ Uhr: Geläute aller Glocken, Schießen vom Ehrenbreitstein; Abends 6 Uhr: Aufführung des Oratoriums. Am 15. Okt., Morgens: Glockengeläute, große Parade der gesammten Garnison und Gottesdienst unter freiem Himmel, dann feierliches Hochamt; Mittags 12 Uhr: großes Konzert, Symphonie — die Weihe der Töne — von Spohr, Ouverture zu Beverley von Berlioz, Festhymne von C. Anschütz; Mittags 2 Uhr: Festmahl im großen Kasinosaale und Liedertafel im neuen Parterresaale der drei Schweizer; Abends: Feuerwerk, wahrscheinlich auf dem Rhein, endlich Ball im Kasino und im neuen Gartensaale der drei Schweizer. Friedrich Schneider hat der an ihn ergangenen Einladung, die Leitung des Musikfestes

zu übernehmen, freundlichst entsprochen und wird schon am 15. hier eintreffen, wo ihm die freundlichste Aufnahme bereitet ist. Für die Sopransoli ist die treffliche herzogl. nassauische Hofsängerin Seeland gewonnen, der sich für die übrigen Solopartien ausgezeichnete Dilettanten anreihen. — Als Gäste haben wir Hoffnung, Conradin Kreutzer, Sir Edward Litton Bulwer und Freiligrath bei uns zu sehen.

Von der Lahn, 1. Okt.

Die Ausbesserungen und Verschönerungen des Doms zu Limburg, dieses ehrwürdigen Werks aus dem Anfange des 10ten Jahrhunderts (909) sehen ihrer Vollendung entgegen. Gegen den Monat Novbr. werden alle Arbeiten, deren Gesammtbetrag sich auf 10,000 fl. beläuft, fertig seyn. Das Gebäude hat durch die neuen Fenster über dem Chor, deren jedes mit der eisernen Einrahmung einhundert Gulden kostet, viel an Helligkeit gewonnen und die vielen vergoldeten Altäre und die neuverzierte Orgel werden ihm neue Pracht und Würde verleihen. Man darf erwarten, daß die noch bestehenden alten Fenster in den Seitengängen in den nächsten Jahren ebenfalls durch neue werden ersetzt werden. Der Anblick des Doms und des Felsens, worauf er gegründet ist, hat wirklich, besonders von der Brücke aus gesehen, etwas Imposantes; wir haben im ganzen Herzogthum keine Kirche, die diesen Eindruck machte. Wer auf dem Berge, vor dem schönen Portale stehend, den Dom betrachtet, wird bedauern, daß nicht die ganze Fronte desselben frei und offen vor dem Blicke steht; die Kirchhofmauer, die diesen freien Anblick hindert, müßte weg. Die Architekten werden hier zu rathen wissen. Vielleicht wird die Zeit, wenn sie die Verlegung des Friedhofs nöthig macht, am ersten diesem Mißstande abhelfen.

Mannichfaltigkeiten.

Vom Prof. Reuß in Würzburg wurden unlängst in einer Pergamenthandschrift lateinischer Gedichte grammatikalischen Inhaltes, aus dem vierzehnten Jahrhunderte, mehrere reskribirte Blätter entdeckt, welche einzelne Fragmente uralter Codices des hebräischen Pentateuches und der Digesten (Lib. XLV. Tit. I.) ergaben. Die Auffindung dieser Bruchstücke ist um so interessanter, als Palimpsesten in Deutschland zu großen Seltenheiten gehören.

(Zur Landwirthschaft.) Der gegenwärtig in Würzburg lebende Alfr. Walchner entdeckte vor einigen Wochen im dortigen botanischen Garten neuen Tabak. Derselbe besteht in Anisodus luridus, eine Pflanze, die bekanntlich zur Familie der Solanen gehört und soll, wie dieser versichert, unter allen bisher von ihm geprüften Pflanzen den annähernsten Tabaksgeruch haben. Da Anisodus perennirend ist, unsern Winter gut aushält und sehr zarte, fast rippenlose Blätter trägt, die ungefähr die Größe einer tüchtigen Hand haben, so dürfte diese Entdeckung nicht uninteressant seyn. Derselbe hat bereits die weitere Untersuchung gedachter Pflanze den landwirthschaftlichen Vereinen zu Heidelberg und Karlsruhe überlassen.

(Straßburg.) Wir haben von dem heftigen Sturm gesprochen, welcher den 16. in unserer Umgegend geherrscht und Verheerungen angerichtet hat. Er hat einen sehr sonderbaren Zufall verursacht. Zimmerleute hatten das Gebälk eines in Wantzenheim gelegenen Hauses aufgeschlagen. Im Augenblicke des heftigsten Windstoßes hatte einer von ihnen auf den Balken des Daches einen breiten Dielen unter den Arm genommen, um denselben fortzutragen, als er plötzlich, vom Wirbel ergriffen, in die Lüfte gezogen wurde, indem er mit dem Diele, an dem er sich glücklicherweise aus allen Kräften festhielt, unaufhörlich um sich herumgetrieben wurde. Nach Verlauf einiger Augenblicke kamen Mann und Diele gemach auf das Strohdach eines kleinen Häuschens, wovon der Zimmermann munter und hurtig herabstieg, und nur einige leichte Wunden von seiner Luftreise mitbrachte. (Elsaß.)

Der Chemiker Raspail erklärt, es sey kein Arsenik im Leichnam des Lafarge vorräthig und Orfila irre sich: er schildert seine Zusammenkunft mit der liebenswürdigen, unschuldigen Marie Lafarge, die sogar Göthe in deutscher Sprache liest. Diese chemische Zwistigkeit wird von hohem Interesse, sobald Raspail die versprochene Denkschrift darüber herausgibt.

Noch niemals ist eine Reise auf einer Eisenbahn schneller zurückgelegt worden, als die, welche Prinz Albert am 21. Sept. auf der Bahn von Clarenceehouse zurückgelegt hat. Der Convoi, auf dem sich der Gemahl der Königin Victoria befand, legte in $2^1/_2$ Minuten eine Wegstrecke von 1 Stunde zurück.

Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, Pair von Frankreich, ist am 26. v. M. auf seiner Besitzung Courcelles im Departement Loiret gestorben. Er war 75 Jahre alt. Macdonald wurde 1765 in Sancerre geboren, und stammte von einer schottischen Familie, die mit den Stuarts nach Frankreich gekommen war. Er trat 1783 als Lieutenant in das Regiment Dillon. Bei Jemappes wurde er Oberst und bald darauf Brigade-General. Er eröffnete den Feldzug gegen Holland, indem er über die gefrorne Waal marschirte und mit seiner Infanterie die feindlichen Schiffe wegnahm. Diese unerhörte That machte ihn zum Divisions-General. Nachdem er in der Rhein-Armee und in Italien gedient, wurde er zum Gouverneur des Kirchenstaates ernannt. 1798, als die Franzosen Rom räumten, operirte er mit Glück gegen die Verbündeten. Er lieferte die dreitägige Schlacht an der Trebbia, erhielt mehre Wunden, erzwang sich aber die Vereinigung mit Moreau. Am 18. Brumaire kommandirte er zu Versailles. Nach der Schlacht bei Marengo wurde er als Gesandter nach Dänemark geschickt. Bei seiner Rückkehr 1803 wurde er Groß-Offizier der Ehrenlegion. Bei der Verschwörung Moreau's fiel er in Ungnade und erhielt erst 1809 wieder ein Kommando in Italien. Bei Wagram wurde er zum Marschall ernannt, nachdem er das feindliche Zentrum durchbrochen. 1810, bei seiner Rückkehr nach Frankreich, wurde er Herzog von Tarent und ging mit einem Kommando nach Spanien. 1812 befehligte er das 12. Korps in Rußland. 1813 nahm er ruhmvollen Antheil an den Schlachten bei Lützen, Bautzen und Leipzig. Hier gelang es ihm, durch die Elster zu schwimmen, wo Poniatowski unterging. 1814 befehligte er den linken Armee-Flügel und wohnte in Fontainebleau der Abdankung Napoleons bei. 1815 erhielt er den Auftrag, die Loire-Armee zu entlassen. 1816 wurde er Großkanzler der Ehrenlegion, was er bis 1831 blieb. Er hinterläßt einen erst 15 Jahr alten Sohn.

Auflösung der Charade in Nro. 276.

Brodfrucht.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 4. October. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Montag, 5. October. Von Sieben die Häßlichste, Lustspiel in 5 Acten, von Angely. — In den Zwischenacten wird Hr. Jakob Eben, Nachfolger des berühmten Gustkow aus Rußland, mehrere Pieçen auf dem Holz- und Strohinstrument mit Orchesterbegleitung vorzutragen die Ehre haben.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 279. Montag, den 5. October 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

Das junge Fräulein wandte sich um, um das Schluchzen zu ersticken, das von Minute zu Minute lauter wurde. Michelin sah mit seinem durchdringenden Blicke die beiden jungen Leute an und sprach nach einem sekundenlangen Nachdenken:

„Ah! Du hättest so zu mir gesprochen, mein Herr Liebhaber. Nun, höre, was ich geantwortet haben würde: Da Du mein einziger Sohn bist, verzweifelter Junge, und ich nicht will, daß Du sterbest, weil ich Dir vor Verdruß und Kummer bald nachfolgen würde, so werde ich mich glücklich schätzen, bei der Frau Bar . . ., der Mutter und dem Pflegevater Derjenigen, die Du liebst, um die Hand einer so herrlichen Person anzuhalten . . . .“

„Mein vortrefflicher Vater!“

„So warte denn! . . . um die Hand einer so vortrefflichen Person, die ich um Verzeihung bitte, bis heute so verkannt zu haben. Ja, mein Sohn, so lange ich glaubte, Du hättest Deine Augen auf ein junges, unwissendes, plumpes, Deiner unwürdiges Mädchen geworfen, widersetzte ich mich, ungeachtet Deiner Bitten, dieser Verbindung. Aber heute,“ fügte er hinzu, indem er einen schmeichelnden und wohlwollenden Blick auf Auguste warf, „heute, da ich weiß, wie schön, anmuthig und wohlerzogen Diejenige ist, die Du zu Deiner Frau machen wolltest, wünsche ich so lebhaft, wie Du, eine Heirath, die anstatt eines, mir zwei Kinder zu lieben giebt.“

Vielleicht hatte der Greis in dem ganzen Laufe seines Lebens niemals so viele langen und blumenreichen Redensarten aufgehäuft. Auch hätte Ferdinand unter allen andern Umständen die Sanftmuth, Gefälligkeit und Freundlichkeit des alten Notärs unerklärlich gefunden, allein in mitten solch' fieberhafter Gefühle, die ihn verzehrten, schien ihm diese Nachgiebigkeit freimüthig, natürlich und wahr, wie die Empfindungen, die er selbst ausdrückte.

„Sie hören es, Auguste,“ rief er auf dem Gipfel seiner Freude aus; „wenn Ihre Eltern von Seiten meines vortrefflichen Vaters eine abschlägige Antwort fürchteten, so haben sie sich getäuscht, wie Sie sehen . . . Er widersetzt sich nicht mehr dieser Heirath, er wünscht sie, er bittet selbst um Vollziehung derselben; und wenn Sie es erlauben, so gehen wir in diesem Augenblicke zu Ihrer Mutter und Ihrem Pflegevater . . .“

„Recht gern,“ sagte Michelin mit derselben gutmüthigen Miene.

„Haltet ein!“ rief das arme Kind bestürzt.

Ein heftiger Kampf fand in diesem Augenblicke in ihrer Seele statt, und die Liebe schien unter einer strengen Nothwendigkeit sich zu zerquälen, der sie gehorchen mußte.

„Meine Herren,“ sprach sie mit zitternder Stimme, und nachdem sie bei jedem Worte eine Pause machte, „ich danke Euch Beiden: Ihnen, Ferdinand, für Ihre Liebe, der ich nicht mehr entsprechen kann; und Ihnen, mein Herr, für die Uneigennützigkeit in Betreff eines jungen Mädchens, das Sie für arm und niedrig halten. Aber mein Name allein wird hinreichen, um Ihnen und mir die Unmöglichkeit dieser Verbindung begreiflich zu machen. Die Adoptivtochter eines einfachen Gastwirths hätte mit Dank die Anträge der reichen Familie Michelin annehmen können, aber diese Vorschläge werden beinahe zur Beleidigung, wenn sie an die Tochter des Barons und der Baronesse von Saint-Maurice gerichtet werden!“

Sobald sie diese Worte ausgesprochen, entfernte sie sich rasch, als ob sie in ihrer Verwirrung befürchtet hätte, noch etwas hinzuzufügen, das den Effekt geschwächt haben würde. Ferdinand war so bestürzt, daß er sie gehen ließ, ohne es zu versuchen, sie zurückzuhalten, und erst nachdem sie in das Gartenhaus eingetreten war, fragte er seinen Vater in einer wahren Todesangst: „Was hat sie gesagt? was bedeutet . . . .“

„Das bedeutet in zwei Worten,“ antwortete der Greis mit einer hoffnungslosen Miene, „daß dieses junge Mädchen, das Du für eine kleine Dörfnerin hieltest, wirklich, wie sie Dir so eben gesagt hat, die Tochter und Erbin des Barons von Saint-Maurice ist, dessen Güter zur Zeit der Revolution in meine Hände übergegangen sind; das bedeutet, daß die Mutter und Tochter seit zwanzig Jahren arm und verborgen in diesem Wirthshause gelebt haben, ohne daß Jemand etwas davon wußte, und daß sie heute ohne Zweifel ihren Rang wieder einnehmen werden; das bedeutet, daß Du, den man liebt, schmählich fortgejagt wirst, weil Dein Vater die Thorheit begangen hat, ehedem Nationalgüter zu kaufen, welche Andere gekauft haben würden, wenn er sich nicht eingefunden hätte, und daß man Dir einen zurückgekehrten emigrirten Stutzer vorzieht, den man nicht liebt, aber der sich Ritter von Saint-Maurice nennt, und der gestern expreß hier angekommen ist, um seine Cousine zu heira-

then, und mit ihr die Millionen zu theilen, die ein gemeinschaftlicher Oheim ihnen vermacht hat . . . Begreifst Du nun bald?"

Jedes Wort des Greises war gleichsam ein scharfer Dolch, der in das Herz Ferdinand's drang. Indessen auf einige Minuten siegte das Erstaunen noch ein Mal über den Schmerz.

„Was, mein Vater, so eben, als Sie sich so gütig, so liebevoll gegen sie zeigten, wußten Sie schon . . ."

Michelin antwortete nur durch das kleine spöttische und schweigende Lächeln eines selbstzufriedenen Diplomaten.

„O! ich errathe die ganze, volle Wahrheit, die Offenbarung ihrer Geburt, dieser unerwartete Uebergang von der niedersten Mittelmäßigkeit zu Reichthum und Ueberfluß, die Vortheile einer glänzenden Verbindung mit einem Manne, der einen großen Namen und ein großes Vermögen hat, alles dieses hat diesem armen Kinde den Kopf verrückt, seinen Frauenstolz exaltirt und seine Augen auf eine Minute verblendet! Aber ich bin überzeugt, sie liebt mich. Haben Sie gesehen, Vater, wie sie zu leiden schien? Haben Sie gesehen, wie sie weinte, als sie uns verließ? — O! nein, nimmer wird sie diesem Manne, diesem Fremden angehören können, den sie nicht liebt . . . Aber, guter Gott, was thun, was anfangen?"

In diesem Augenblicke ließ sich das kreischende und gebieterische Stimmchen des Ritters von dem Hause her vernehmen. Er war schon aufgestanden und in elegantem Costume, mit Spitzen und Edelsteinen bedeckt. Er neigte sich an das Fenster des niedern Saales und sprach zu seinem Bedienten, der durch einen kleinen zwischen dem Wirthshause und dem Garten gelegenen Hof ging:

„Fritz, wenn Du den Wagen der Damen, die ich erwarte, ankommen siehst, so laß mich es wissen. Was die Postpferde betrifft, die man gestern bestellt hat, so schicke sie nicht zurück, ohnen meinen ausdrücklichen Befehl."

Ferdinand faßte ungestüm den Arm seines Vaters.

„Das ist er? das ist mein Nebenbuhler, nicht wahr?" fragte er mit leiser Stimme.

Der Greis nickte mit dem Kopfe, und sogleich stürzte Ferdinand mit der Schnelligkeit des Blitzes gegen das Haus hin. Sein Vater wollte ihn zurückhalten, allein er hörte nicht, und Michelin war genöthigt, den Flüchtigen zu verfolgen, indem er unruhig murmelte:

„Wohin läuft denn so eilig die junge Dogge? Ich bin überzeugt, er sucht Händel mit dem Andern! . . . Zum Teufel, haltet ihn doch ab, daß er keine Dummheiten mache. —"

(Fortsetzung folgt.)

Wildbad.

(Blätter der Erinnerung; mitgetheilt von Carl Hanisch.)

Mein verzweifeltes Rheuma, das ich mir in aller Unschuld, wie etwa ein Gesandter durch eine undiplomatische Handlung sich eine Verkältung seines Hofes zuzieht, irgendwo geholt hatte; dieser heimtückische Feind, mit dem ich seit Jahren kämpfe und seiner nicht los werden kann, weil er, wie ein hinterlistiger Parther, im Fliehen mich noch angreift und mir keinen Augenblick der Ruhe gönnt, die ich mit strengen Entbehrungen und Mühen erfochten zu haben glaube, — dieses Rheuma war im vergangenen Winter so siegreich gegen mich, daß ich, erschöpft an Kräften und an Lebensmuth, mich — wie der türkische Kaiser gegen Mehemed Ali, der, politisch-moralisch betrachtet, auch ein Rheumatismus der Pforte ist, — nach einer großen Macht umsah, um diesen zu gewaltig gewordenen Rebellen zu demüthigen oder ganz zu unterdrücken.

„Sie müssen in's Bad!" sagte, auf meinen kläglichen Vortrag, der kunstfertige Vermittler zwischen Leben und Tod — mein Arzt, ein herrlicher Mann, der grob wird, wenn ich jammere, weil er meine Schmerzen nicht fühlt, oder überhaupt kein Gefühl für Schmerzen hat.

„Zum Prießnitz?" fragte ich besorgt.

„Nichts weniger!" war die Antwort; „warm! warmes Bad!"

„Also Carlsbad? Wiesbaden? Baden-Baden?"

„Wildbad!"

„Wildbad? Auch gut. Und glauben Sie, daß es helfen wird?"

„Glauben Sie es nur, dann ist schon halb geholfen."

„Ich glaube!" sagte ich mit Zuversicht; und somit war es beschlossen, mit dem kommenden Frühlinge den Feldzug gegen meinen Peiniger zu beginnen, der sich nach diesem Entschlusse ganz ruhig verhielt, wie Abd-el-Kader zu Zeiten gegen die Franzosen, wahrscheinlich um meinen Badreise-Entschluß zu hintertreiben, der ihm seine Niederlage drohte.

Ich hatte ohnehin den Schwarzwald nur von fern gesehen, aber viel Rühmens gehört von der reinen Luft in den duftenden Wäldern und von dem üppigen Grün in den einsamen Thälern, und ich sehnte mich in Wahrheit, aus meinem allzu taktmäßigen Leben hinaus und auf Wochen in eine Umgebung zu kommen, die, ohne großes Geräusch, was ich nie und nirgend leiden kann, mich mit den geselligen Freuden eines Badortes bekannt machen sollte, dessen Ruf wohl in neuerer Zeit die Gränzen Würtembergs und sogar das Meer überschritten hat. Welcher Genuß, mit Hoffnung der Genesung im Busen, die gewöhnlichen Sorgen und Mühen und Langweiligkeiten des Stadtlebens hinter sich zu werfen und allein sich und der Natur zu leben, welche große Städte flieht, um der Künstlichkeit Raum zu machen, die dort ihre falschen Waaren auslegt, welche Sommer und Winter floriren, ohne zu rühren. Der äußerst milde Januar verkündigte ein baldiges Erwachen der Schlummernden.

Ich sang im Vorgefühl der nächsten lachenden Zukunft mit unserm Uhland:

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sey nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Aber mochte der gute Jüngling Frühling etwas zu voreilig den Fußtapfen seines alten Vorgängers gefolgt seyn, was jungen, raschen Leuten gar leicht begegnet, oder hatte ihn auch ein Rheuma angewandelt, genug, er wandte das freundliche Angesicht von uns ab, gerade zur Zeit, als es gemäß des alten Herkommens lächeln sollte, und meine erwärmte Phantasie, die bereits von der Wonne geträumt hatte, aus der wallenden Saat die erste emporsteigende Lerche jubeln zu hören, überall Knospen und frisches Grün, und Blumen und Blüthen im Festschmucke zu sehen, die rückkehrende Schwalbe an dem gastfreundlichen Hause zwitschern zu hören, wo sie ihr vorjähriges Etablissement unversehrt wieder gefunden, — diese Phantasie sank bis zum Gefrierpunkte und mit ihr die Badelust.

Wäre mein Rheuma in jenem entscheidenden Augenblicke so klug gewesen, sich ruhig zu verhalten, ich hätte Wildbad — Wildbad seyn lassen und unter so leidlichen Umständen mein Geld und das Rheuma behalten. Aber es feierte zu voreilig seinen Triumph durch einige empfindliche Neckereien, und nun erst erhob sich und stand mein Wille fest, dem schlechten Wetter zum Trotze, das sich mit meinem Widersacher alliirt zu haben schien, den Feldzug zu beginnen.

„Was soll ich mitnehmen, Doktor?" fragte ich.

„Gutes Geld und guten Muth."

„Das hab' ich beides; obwohl nicht zum Ueberflusse."

„Und zu Hause lassen Sie Alles, was einem Aktenstücke, einer Rechnung oder einem sonstigen Alltagsgeschäftswische ähnlich sieht. Denken Sie wenig, lesen Sie noch weniger, und schreiben Sie gar nicht; sonst geb' ich keinen Heller für die Wirkung des Bades."

Ich versprach das Beste; packte das Nöthigste ein; warf meine Sorgen hinter mich, dem Zufalle überlassend, wer indessen sie aufheben und Gebrauch davon machen wolle; setzte mich an einem heitern, warmen Junimorgen in den Wagen und ließ mich in süße Träume wiegen, die nur manchmal durch einen sanften Rippenstoß unterbrochen wurden, um mich an die holperige Wirklichkeit zu erinnern, die ich zu vergessen im Begriffe war.

Der Weg senkte sich nach langweiliger Fahrt in's Nagoldthal hinab, und vor mir lagen die dunkeln grünblauen Berge in stiller Ruhe, hinter denen die heiligen Quellen dampften und rauschten, die mich heilen, die mich verjüngen sollten. —

Ich habe sie gebraucht! Die Wunderfluth hat meine welken Glieder umspült, hat schmeichelnd neue Kraft in ihnen hervorgerufen, die im trägen Entschlummern war. Ich habe in dem neuen Hotel des Grafen von Dillen gewohnt, der sich durch dieses Haus und seine köstliche Einrichtung ein schöneres Denkmal gesetzt hat, als er sonst je zu erwarten gehabt hätte. Ich habe den englischen Doktor Granville und den silbernen Ausdruck der Wildbader Dankbarkeit in Gestalt eines Pokals gesehen, den man dem Lobpreiser ihres Bades schuldig zu seyn glaubte; — ich habe viele seiner Landsleute, noch mehr der meinigen gesehen, worüber die Badlisten nähere Auskunft geben. Ich habe — Dank dem Stifter des Hotels, und dem Meister des Hauses, delikat darin gelebt, aber — Dank den Engländern! — auch delikat gezahlt; ich habe dem Rathe des Arztes zufolge wenig, und gewiß nichts Arges gedacht, kein Buch in die Hand genommen, sondern nur in den schönen Augen meiner Tischnachbarin mein Urtheil gelesen, das recht gnädig und wohlgefällig ausgefallen ist; ich habe sonst nichts als ein einziges Billet, und zwar — ich gestehe es — eben an diese Dame geschrieben, was meiner Kur keinen Eintrag gethan, vielmehr sie befördert hat. Aber jetzt, nachdem alles vollendet ist und das Feuer der Gesundheit wieder wie vor meinen Leidensjahren ungestört durch die Adern rinnt, jetzt will ich die Feder zur Hand nehmen und aus dem Taschenbuche meines Gedächtnisses schleunig niederschreiben, was dort in bunten Daguerre'schen Lichtbildern sanft sich eingedrückt hat, um es für mich und für meine Freunde zu retten vor Verwischung oder gänzlicher Zerstörung.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Danksagung von Louis Drucker.

Früher hatte ich noch nicht die Ehre, das Feuilleton der „Aachener Zeitung" zu kennen; sie wurde mir aber, als ich in Nro. 266 der Frankfurter Didaskalia las, und darin einen Artikel aus der Aachener Zeitung abgedruckt fand, der sich mit einer mir sehr nahe stehenden Person beschäftigt, oder vielmehr mich selbst betrifft.

Erstaunt war ich keineswegs, denn ich habe schon Preßbengelhafteres erlebt, beleidigt war ich noch weniger, indem ich selbst die Oeffentlichkeit zu sehr liebe, als daß ich sogar ihre Ausschweifungen nicht entschuldigen sollte; nur das hat mich gar tief gerührt, daß der wackere Verfasser jener Elegie zuletzt ein so erhebendes, wunderbares Bild meiner unwürdigen Person entwirft, mich mit so tragischen Farben schildert, daß bereits ein Dutzend Bühnendichter mich zum Helden einiger grausam schönen Trauerspiele erwählt haben. Dem Urheber solcher Veranlassung nun meinen Dank abzustatten, ist der Hauptzweck dieser Zeilen; Nebenzweck aber, den Würdigen zu bitten: mir bei seiner nächsten Anwesenheit in Berlin nicht seinen ehrenvollen Besuch zu entziehen, wogegen ich das Versprechen leiste, ihm dann nur solche Weine zu verabreichen, die, weit entfernt, nach „langem Credit", vielmehr auf seiner plumpen Zunge nach baarer Münze schmecken sollen.

Freundschaftlicher Gruß.

Berlin, 27. Sept. 1840. Louis Drucker.

Das deutsche Volk.*)

Wie unsere Sprache zu den ältesten Europa's gehört, deren Entstehung man nicht kennt, so ist auch das deutsche Volk nicht aus Vermischung fremdartiger Völker entstanden. Noch immer erkennt man im Innern des Landes und im Norden, vorzüglich in Niedersachsen, Westphalen und Hessen, an dem mehrentheils größeren Wuchse, blondem oder hellbraunem Haar, weißer Hautfarbe und blauen oder hellgrauen Augen den alten germanischen

*) Entnommen aus dem geistvoll geschriebenen geographischen Lehrbuch alter und neuer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte, von Theodor Schacht. 2te vermehrte und verbesserte Auflage; nebst 2 Charten und 3 lithographirten Tafeln. Mainz, C. G. Kunze, welches allen Freunden der Geographie und Geschichte empfohlen werden darf und das sich neben Reichhaltigkeit auch durch billigen Preis, pr. Exemplar fl. 2 12 kr. auszeichnet.

Urstamm. Im Osten findet man Slawisches eingemischt, und im Westen links vom Rhein hat in neuerer Zeit Frankreich physischen und geistigen Einfluß geübt; im Allgemeinen ist aber des Deutschen Art und Charakter eigenthümlich geblieben und leicht von der Natur anderer Völker zu unterscheiden. Er hat nicht das leichte, für den Umgang angenehme, witzige Wesen der Franzosen, aber auch nicht das rohe unterwürfige der Slaven. Nicht so einfach gastlich und offen wie der germanische Stammbruder in Norwegen, ist er doch weit entfernt von der List, Rachsucht und Unzuverlässigkeit, die jenseits der Alpen zu Hause sind. Noch immer, trotz aller Verfeinerung der Genüsse, zeigt sich altgerühmte Biederkeit und Treue im deutschen Volke, worin es den meisten Nationen Europa's, Belgiern und Griechen, Italienern und Franzosen, selbst den Engländern voran steht. Deutschland ist eben die Mitte Europa's, Ost und West, Nord und Süd trennend und verbindend, und so hält auch der Charakter unsers Volks beinah die Mitte in den europäischen Völkercharakteren.

Als Bürger zu freiheitliebend, um sich tyrannischem Joch zu fügen, ist der Deutsche doch zu leidenschaftlos und verständig, um gleich den Franzosen nach dem Luftgebilde der Volksherrschaft zu haschen und sein Lebensglück an die Verwirklichung irriger politischer Lehrsätze zu wagen. Freiheit mit weisem Maaß liegt der Natur des Deutschen besonders nahe, weshalb er weder der Despotie, noch dem Republikanismus helfen wird, in Europa das Uebergewicht zu erlangen. Anhänglich seinen Fürsten, an Tapferkeit keiner Nation nachstehend, die südlichen überbietend, hat er in alter und neuer Zeit sein Vaterland vertheidigt und erhalten. Fleißig, ausdauernd und nachsinnend hat er durch wichtige Erfindungen die Kultur Europa's gefördert, selbst die Reformation der Kirche ist von ihm ausgegangen, da er Forschungsgeist mit Frömmigkeit verband; und wenn ausländische Beobachter ihm zugestehen, daß er tiefes Gemüth, Phantasie und Verstand in sich vereinige, so gründet sich dies sowohl auf unser bürgerliches und häusliches Leben, als auch darauf, daß unsere Literatur an den gediegensten Schriften reich ist und unsere Dichter, Denker und Künstler Werke geschaffen haben, die grade durch jene Eigenschaften vor allen andern hervorleuchten. Eins fehlt uns indeß — wir ehren zu viel das Fremde, zu wenig das Eigne.

Wer es mit dem Vaterlande gut meint, der muß daher solche Landsleute, die nicht wissen, was Deutschland Tüchtiges und Vorzügliches besitzt, darüber belehren und ihnen zeigen, daß, so viel auch von Englands und Frankreichs Vorzügen gerühmt wird, doch das Volk in beiden Ländern nicht so gemüthvoll, nicht so glücklich und im Allgemeinen nicht so gebildet ist als in Deutschland. Wer könnte sagen, daß nicht Gerechtigkeit bei uns walte und daß wir nicht fortschritten in Wissen und Kunst, in Industrie und bürgerlichen Einrichtungen? Wir schreiten vorwärts, doch nicht im wilden Sturm, nicht unter gefährlichen Erschütterungen, sondern mit Ueberlegung, und desto sicherer und erfolgreicher, wenn wir stets dessen gedenken, was unsere Vorfahren gedacht, gethan, geordnet haben. Ihr Fleiß, ihre Wahrheitsliebe, ihre Innigkeit, Treue und Gottesfurcht dürfen nie aufhören, unsere Leitsterne zu seyn.

Mannichfaltigkeiten.

(Karlsruhe, 26. Sept.) Seit einigen Tagen hat dahier die Rheinische Kunstausstellung begonnen, und damit wurde an die Vereinsmitglieder zugleich der Generalbericht für das Jahr 1839 ausgegeben. Nach demselben wurden angekauft: Von den Vereinen: 1) in Karlsruhe für die Verloosung unter die Mitglieder für 2827 fl., für die allgemeine Verloosung 1503 fl., für Privatbesitz 1000 fl.; 2) in Straßburg für die Verloosung unter die Mitglieder 1410 fl., für das Stadtmuseum 1413 fl.; 3) in Mainz für die Verloosung unter die Mitglieder 687 fl., für bleibendes Eigenthum des Vereins 840 fl.; 4) in Darmstadt für die Verloosung unter die Mitglieder 1440 fl., für Privatbesitz 110 fl.; 5) in Mannheim für die Verloosung unter die Mitglieder 1840 fl., für Privatbesitz 971 fl.; zusammen 14,041 fl. Außerdem wurden auf die Vereinsblätter verwendet 4612 fl.; im Ganzen 18,653 fl. Die für den Turnus aufgelaufenen Kosten belaufen sich auf 2200 fl. 46 kr. — Als Preisaufgabe des rheinischen Kunstvereins für das nächste Jahr hat der Verein von Karlsruhe die Summe von 1000 fl. für ein Bild bestimmt, dessen Größe nicht unter 5 Fuß und verhältnißmäßiger Höhe seyn darf, und als Gegenstand gewählt: Die Erweckung der Tabea durch den Apostel Petrus, Apost. Gesch. Kap. 9 V. 36 bis 42. Die Einsendung hat längstens bis zur Ausstellung von 1841 zu geschehen. (Schw. M.)

(Petersburg, 19. Sept.) Die Experimente des Ingenieur-Kapitain Metzer, der ein Privilegium auf einen Dampf-Heizungs-Apparat bekommen, sollen mit großem Erfolge gekrönt worden seyn. Der geniale Erfinder bringt den Dampf mittelst eines unplatzbaren (invulnérable) Kessels zu einem so hohen Grade von Hitze, daß sich dieser Stoff in seine zwei Hauptttheile absondert, nämlich Oxygen und Hydrogen, der erstere oxydirt sich in einer glühenden, eisernen Röhre, während der letztere die Holzstamme zu einem dreifachen Grad von Hitze steigert. Er verbraucht nur die Hälfte des Holzes und heizt nicht nur Zimmer mit seinem Apparate, sondern brennt Ziegeln, siedet Zucker u. s. w.

Dreisylbige Charade.

Die Ersten hat man gern gereinigt
Und liebt sie auch wo möglich ganz;
Die Letzte wird gar oft gepeinigt,
Sorgt sie nicht für der Ersten Glanz.
Es muß das Ganze dienstbar seyn,
Uns von den Ersten zu befrei'n.

Theater-Anzeige.

Montag, 5. October. Cappricciosa, Lustspiel in 3 Akten, von Angely. — In den Zwischenacten wird Hr. Jakob Eben, Nachfolger des berühmten Busikow aus Rußland, mehrere Pieçen auf dem Holz- und Strohinstrument mit Orchesterbegleitung vorzutragen die Ehre haben.

Dienstag, 6. Oct. Der Fabrikant, Schauspiel in 3 Akten, nach dem Französischen, von E. Devrient. (Gastrolle) Cantal: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf folgt: Die Brandschatzung, Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue. Marder: Hr. Döring. — Zwischen dem ersten und zweiten Stücke wird Fräul. Delih mehrere Gesangstücke vorzutragen die Ehre haben.

Redakteur: J. E. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 280. Dienstag, den 6. October 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

„Michelin hatte sich nicht getäuscht; in dem Augenblicke, wo er in dem niedern Saale ankam, hatte sich schon ein sehr lebhafter Wortwechsel zwischen den beiden Nebenbuhlern entsponnen, und Ferdinand schrie aus allen Kräften in einem drohenden Tone:

„Ja, mein Herr, ich wiederhole es Ihnen, Fräulein Auguste kennt Sie nicht und liebt Sie auch nicht; es wäre also Feigheit von Ihnen, ihre mißliche Lage und die Befehle zu benutzen, die ihre Eltern ihr vielleicht geben werden, um ihr Verbindlichkeiten aufzulegen, die, wie ich überzeugt bin, ihrem Geschmacke nicht entsprechen; und ich meines Theils werde nicht dulden, daß man ihrem Willen Gewalt anthue, — ich schwöre es Ihnen!"

Der Ritter sah seinen cholerischen Zwischenredner mit jenem verächtlichen und übermüthigen Blicke an, welchen er auf diejenigen zu werfen pflegte, deren Stand er für geringer, als den seinigen, hielt. Es lag indessen in dem sarkastischen Ausdruck seiner Züge eine deutlich ausgedrückte Nüance von Erstaunen.

„Ah so! mein lieber Herr", sprach er, indem er verächtlich die Lippen kniff, „mit wem haben Sie es zu thun? Wer sind Sie? Was wollen Sie mit mir? Wenn ich nicht irre, so ist es das erste Mal, daß ich das Vergnügen habe, mit Ihnen zusammenzutreffen, und ich begreife nicht . . ."

„Und Sie begreifen nicht, Herr Ritter," sagte der alte Michelin, der ganz athemlos ankam, „daß dieser Muthwillen, dieser Teufelsjunge mein Sohn ist, der nicht zufrieden ist, daß Sie kommen und ihm die Hand eines Mädchens wegnehmen, das er schon als seine Braut betrachtete?"

„Ich die Braut des jungen Herrn Michelin wegnehmen?" sagte der Ritter, indem er in ein lautes Gelächter ausbrach. „Bei allen Teufeln, das ist etwas Neues! Unterlassen Sie, ich bitte Sie darum, diese Späße, gute Leute! Ich weiß, daß Herr Michelin in ein kleines Landmädchen, die Tochter unsers Wirthes, die ich gestern Abend gesehen habe, verliebt ist; ich gestehe, daß ich sie, für ein Mädchen dieses Standes, so übel nicht gefunden, und daß ich, — ich weiß nicht mehr in wessen Gegenwart — meine Meinung ziemlich laut ausgesprochen habe. Wenn man dem Herrn meine Worte wiederholt hat, um der Dirne einen höhern Werth zu geben, so geht mich das weiter nichts an! Jedermann weiß, daß ein Mann von meinem Rang wohl einen gefälligen Blick auf diese kleinen Geschöpfe fallen lassen kann, aber daß er sie darum nicht heirathet."

„Was? Sie kommen nicht, um Fräulein von Saint-Maurice zu heirathen und ihr ein großes Vermögen zu bringen?"

„Es dünkt mir, der junge Mann ist total übergeschnappt," sagte der Ritter, mit den Achseln zuckend.

Ferdinand stürzte sich schon auf ihn zu, um diese Beleidigung zu rächen, aber sein Vater hielt ihn noch zur rechten Zeit fest, indem er lebhaft zu ihm sprach:

„Sachte! sachte! junger Brausekopf, siehst Du nicht, daß der Herr Ritter noch nicht weiß, daß die Baronesse von Saint-Maurice, seine Tante, in zweiter Ehe ihren ehemaligen Verwalter Claudius Mignet geheirathet hat; daß er noch nicht weiß, daß jenes Landmädchen, jene Dirne, jenes Geschöpf, wie der Herr Ritter beliebt haben, Deine Geliebte zu nennen, gerade die Tochter des Barons von Saint-Maurice, die vornehme Cousine ist, welche zu heirathen er gekommen ist?"

„Du lügst. Du lügst! Ihr lügt alle beide!" rief der junge Mann zurückweichend und erbleichend aus, „das ist eine Verläumdung! Die Baronesse von Saint-Maurice kann unserer Familie und unserm Namen keinen solchen Flecken aufgedrückt haben! —"

„Mein Herr! —"

„O! das ist unmöglich", rief der Emigrirte aus, indem er die Fäuste mit Heftigkeit ballte; „die Baronesse von Saint-Maurice kannte zu gut den Werth des Namens, den sie trug, als daß sie nicht selbst den Tod der entehrenden Veränderung, deren Sie dieselbe beschuldigen, vorgezogen hätte. Das ist unrichtig, das ist falsch, sage ich Ihnen!"

„Das ist wahr, Herr Ritter," sagte eine sanfte und melancholische Stimme.

Es war Madame Louise, welche so eben mit Mignet und Auguste in den Saal getreten war. Sie war ruhig, friedlich, und die Sicherheit eines edeln Bewußtseyns war auf ihrem Antlitz gemalt. Bei ihrem Erscheinen entblößten die beiden Michelin ihr Haupt und verbeugten sich ehrfurchtsvoll; selbst der Ritter, ungeachtet der stürmischen Gefühle, die in seiner Seele aufwallten, konnte nicht umhin, durch die Gegenwart einer Frau eingeschüchtert zu werden, die so stark und so muthig gegen das Mißgeschick gewesen war. Er blieb einen Au-

blick verlegen und unentschieden über den Empfang, den er seinen Verwandten bereiten sollte.

„Ritter," sagte die Baronesse, mit einer anmuthigen Einfalt vor ihn hintretend, „ich bin glücklich, eine Person von der Familie meines ersten Gatten zu sehen, ich, die seit langer Zeit glaubte, sie habe mich vergessen, oder, was noch trauriger ist, sie sey nicht mehr am Leben. Erlauben Sie mir, Ihnen meine Tochter, Fräulein von Saint-Maurice, und meinen Gatten vorzustellen." War das Gesicht des stolzen Edelmanns vorher blaß, so wurde es jetzt karmesinroth.

„Das ist ein Schimpf," rief er aus, „den ich von Niemanden anders, als von einer Frau duldete! Weil mir nun aber kein Zweifel über das Unglück unserer Familie bleibt, weil die gehässige Wirklichkeit der Verbindung einer vornehmen Dame mit einem verächtlichen Schenkwirthe alle meine Hoffnungen zerstört hat, so will ich auch keine Sekunde länger hier bleiben, ein Zeuge von der Demüthigung unserer Familie zu seyn, — ich reise ab, ich reise augenblicklich ab! Fritz," fuhr er, sich an seinen Bedienten richtend, fort, „sind die Pferde angekommen?"

„Ja, Herr Ritter."

„So leben Sie denn Alle wohl," versetzte er mit Heftigkeit, indem er hinauszugehen suchte, „und Sie, Madame, im Namen einer ganzen edeln Familie, die Sie entehrt haben — Sie verwünsche ich."

Madame Louise stellte sich vor ihn und antwortete ihm mit Ruhe: „Sie werden nicht hinausgehen, mein Herr, bevor ich zu Ihnen gesprochen habe."

„Und welches Recht, Madame, wollten Sie in Anspruch nehmen, um mich zu nöthigen, Sie anzuhören?"

„Ihnen, die Sie fortan das Haupt der Familie seyn werden, bin ich Rechenschaft darüber schuldig, wie ich den Namen von Saint-Maurice gefährdet habe, und ich habe das Recht, von Ihnen Gehör zu verlangen, wenn ich mich rechtfertigen will. Folgen Sie mir also, mein Herr, und nachdem Sie mich angehört haben, dann steht es Ihnen frei, sich auf immer zu entfernen, wenn sie es alsdann noch wollen."

Ueberwältigt durch eine noch mächtigere Gewalt, als die seines Zornes und beleidigten Stolzes, reichte der Ritter der Baronesse seine Hand, um sie in das Gartenhaus zu führen, wo die geheime Unterredung stattfinden sollte. Claudius und seine Pflegetochter folgten ihnen, und die beiden Michelin blieben allein in dem niedern Saale, ohne daß Jemand der Hinausgehenden an sie zu denken schien; Auguste ausgenommen, die, indem sie sich entfernte, einen Blick voll Traurigkeit auf den armen Ferdinand warf.

„Komm', mein Vater, wir wollen weggehen!" sagte dieser mit Niedergeschlagenheit; siehst Du nicht, daß unsere Gegenwart hier für alle gehässig und lästig ist?"

„Laß uns warten!" sprach der Greis mit Hartnäckigkeit, indem er sich auf eine Bank setzte. „Wer weiß!" —

(Fortsetzung folgt.)

Wildbad.

(Blätter der Erinnerung; mitgetheilt von Carl Hanisch.)

(Fortsetzung.)

Wer zum erstenmale dem Schwarzwalde naht, den überschleicht ein schauerlich banges Gefühl bei dem Anblicke der finstern, waldbedeckten Berge, die in grünem Nebel sich verlieren; aber nun erst eingetreten in den ewig grünenden Naturtempel, von hundert Fuß hohen lebendigen Säulen getragen, die hinaufzuragen scheinen bis an die tiefblaue Kuppel, welche hehr und lieblich durch die wogenden Zweige sichtbar wird, löst sich dieser Schauer in ehrfurchtsvolles Staunen auf, und man wird von Stunde zu Stunde vertrauter mit diesen stillen Hallen, umgeben von der üppigsten Vegetation, die sich sogar der kahlen Felsen bemeisterte und sie zwang, die Mastbäume einer halben Marine zu tragen, oder sie überkleidete mit dem lebendigsten Pflanzengrün.

Ueberall sichtbare frühere Zerstörung des Fundaments; zerklüftete, herabgerollte, fortgeschobene Massen, und zwischen ihnen emporragend mächtige Granitblöcke, gleich stehengebliebenen Warten und Thürmen gebrochener Burgen, die stark genug waren, dem Andrange des feindlichen Sturmes zu widerstehen; aber über die Trümmer hin eine neue, schönere Schöpfung ausgebreitet, die mit dem Schleier der Anmuth das Grauenhafte deckte; durchrieselt von klaren Bächen, die aus den Felsenspalten munter hervorschlüpfen an das Licht des Tages, und leichtfüßig hinabhüpfen in freundlich mattengrüne Thäler, um sie zu wässern, oder stark, wie alle Schwarzwaldgebornen, in die Räder der Mühle zu greifen und sie rüstig zu treiben.

Es ist in diesen Wäldern und Thälern so schweigsam, so heimlich, so traulich, daß man bald wie in sicherer Heimath darin wandelt und nicht mehr hinabkehren will in die tieferliegenden Ebenen des Landes, die mit ihren niedrigen, ästeverschlungenen, verstümmelten Obstbäumen und gleichförmigen Feldern kleinlich, sogar dürftig erscheinen.

Zwar finden sich auf den höchsten Höhen der Gebirge auch öde Flächen, oft von sehr ausgedehnter Größe, wo die Vegetation aufhört und der Sturm hinüberrast über die kahlen Bergscheitel, der keinen Baum, kaum Knieholz aufkommen läßt; wo nur dürftiges Heidekraut die unfruchtbare Erde deckt; — einsame See'n, die aus den Wolken ihre Nahrung empfangen; das Grauen umwohnt sie und schwebt in leichten Nebeln auf dem unheimlichen Gewässer, das ruhig das Bild des Himmels in sich aufnimmt; aber dieses Geheimnißvolle giebt auch diesen Regionen den bänglichen Reiz, der den Besuchenden in eine Mährchenwelt zu ziehen droht, — schauerlich, aber groß.

Wie die Natur, so die Menschen. Je erhabener und ruhiger jene, desto stärker, einfacher, treuherziger diese. Der Sohn des Waldes ist ein kräftiges Naturkind, von Jugend auf an rauhe Luft und rauhe Kost, an saure Arbeit gewöhnte Männer, stark wie die Bäume, aber gutmüthig, wie die Kinder. Je näher der sogenannten Cultur, desto mehr verwischt sich der Urcharakter. Die Rauhen werden abgeschliffen, werden glatt ohne Glanz; die Treuherzigkeit weicht endlich den Spekulationen des Verstandes, der, zum Organ der List herabgewürdigt, am Ende Arglist wird.

Ist es nicht eine Freude, einen Trupp Flößer zu sehen, die ihre Hollunderbäume auf der Enz, auf dem Neckar in den Rhein geleitet haben und nun heimkehren, ihr einfaches Handwerkzeug auf dem Rücken und den prächtigen Appetit im Magen; wie sie sich ihr Schweinefleisch und Sauerkraut schmecken lassen ohne Rumor! Sie sind gewohnt, gut und derb zu essen und eben so zu arbeiten. Der unerschöpfliche Wald sorgt reichlich für ihre einfachen Bedürfnisse, und diese Einfachheit macht und erhält sie wohlhabend, was sich in ihren verständigen und

zufriedenen Gesichtern ausdrückt. Auch die Wildbader tragen im Ganzen noch das Urgepräge des Schwarzwaldes, und man ist versucht, in mancher Gestalt den Abkömmling jenes Hirten zu erkennen, der seinen Landesherrn, den Grafen Eberhard, den Rauschebart, auch Greiner genannt, der mit seinem Sohne Ulrich im Jahre 1367 in Wildbad war, um seinen von Alter und Kämpfen erschöpften Körper zu pflegen und neue Kräfte zu sammeln mit Hülfe der wohlthätigen Quellen, bei einem unvermutheten Ueberfalle der Grafen von Eberstein und Wolf von Wunnenstein, auf seinem Rücken auf geheimen Wegen über das Gebirge trug, um ihn in Sicherheit zu bringen. — Der vermehrte Wechsel des sommerlichen Verkehrs mit Fremden hat dieses Gepräg bereits etwas abgegriffen.

Nichts Lustigeres und Frischeres kann es geben, als die durch eine rasche Wendung des Weges um ein Gebirgseck schnell aufgerollte Aussicht in das Wildbadthal an einem sonnigen Tage, eingeschlossen von hohen, nach hinten sich verengenden Bergen des Schwarzwalds, der in finsterer Majestät über die Klippen hinaufzieht, durchströmt von der jugendlichen Enz, die, kaum entsprungen, schon den Character eines leicht zu Ausbrüchen geneigten Waldstromes trägt; wie der bebende, klare Fluß in sanften Windungen hervoreilt aus dem Hintergrunde der Wälder und welche Werkthätigkeit an sein Erscheinen geknüpft ist. Hier muß er sägen, dort stampfen; hier mahlen, dort pochen; hier Papier, ewiges, endloses Papier machen helfen, das für Processe und orientalische Fragen erfunden zu seyn scheint; — dort auf den jungen Schultern Lasten tragen, deren sich der Neckar, selbst die Donau nicht zu schämen hätten.

Und nun die lachenden, hellgrünen Matten an den Ufern dieses regen, lebendigen Wassers, die nicht nur von diesem, sondern von einer Menge kleiner Quellen befruchtet werden, welche überall aus den Bergen hervordringen und hinabeilen in das Bett der Enz — ein Bild des Lebens, wo der Schwache dem Mächtigern sich anschließt, um ihn noch mächtiger zu machen; das Ganze eines Schweizerthales würdig und ihm ähnlich; durch das dunkle Grün des Nadelwaldes zu noch größerer Lebendigkeit gehoben. Die überall im Thal umher zerstreuten kleinen hölzernen Heuscheunen der Bewohner des Städtchens tragen wesentlich zu dieser Illusion bei.

Die Straße von Calmbach führt am Ufer der Enz, bald näher, bald entfernter von ihr, in das freundliche Städtchen, wo die mit Recht von allen Zungen der Erde zu preisenden Heilquellen inmitten desselben an verschiedenen Stellen aus Spalten des Urgesteins hervorsprudeln und natürliche kleine See'n bilden, die man nur fassen und bedecken durfte, um sie sogleich zu Bädern benutzen zu können.

Durch gelungene Bohrversuche hat man die natürliche Zahl derselben beträchtlich vermehrt und Ueberfluß an Wasser für noch einmal so viel Badende erhalten, als diesen Sommer da waren. Welch' ein unterirdischer Behälter muß das seyn, der eine solche Wassermasse unaufhörlich heraufördert? Man bedenke, daß allein in dem sogenannten Herrenbade, dem zweiten in der Rang-Ordnung, in einer Stunde 789 Cubikfuß oder 63 würtembergische Eimer (10,080 Maaß) zu Tage kommen; und dieser Bäder sind fünf: Das Fürstenbad, das Herrenbad, das Frauenbad, das neue Bad (das kühlste, der Blutwärme am gleichkommendsten) und das Armenbad.

Das Letztere wurde im Jahre 1810 bei Gelegenheit eines Bauwesens am Gasthause zum grünen Baume entdeckt und für kranke Pferde eingerichtet. Erst in neuerer Zeit erhielt dieses Bad eine edlere Bestimmung durch König Wilhelm, der das Haus erkaufen und zu einem Hospitale für die Armen des Landes einrichten ließ, denen das Wildbad sonst unzugänglich war, und die nun hier unentgeldlich Wohnung, Kost und Bäder erhalten und der Sorge eines eigens hiezu angestellten Arztes anvertraut sind, der seine Wohnung in dem nämlichen Hause hat.

Man konnte, als man dieser wohlthätigen Anstalt den Namen Catharinen-Stift gab, sie nicht bezeichnender und würdiger taufen; denn diese, in dem Andenken der Würtemberger unsterbliche Königin wurde von einem Geiste beseelt, der eben so heilbringend und wohlthuend wirkte, wie die lindernde und belebende Wärme dieses Wassers für arme Kranke.

(Fortsetzung folgt.)

Des Sängers Erbe.

Wenn ich einst von hinnen scheide,
Und entronnen dieser Fluth,
Unempfindlich für die Freude,
Kalt das Herz im Grabe ruht:

O dann mögt ihr immer fragen:
Wo erschallt des Goldes Klang?
Wo sein Schatz, den in den Tagen
Seines Lebens er errang?

Keine goldbeschwerte Truhe
Erb' ich und kein reiches Gut;
Frieden erb' ich doch und Ruhe,
Heitern Sinn und regen Muth.

Nie zum Schooßkind auserkoren,
Nahte huldreich Plutus*) mir;
Arm und nackt ward ich geboren;
Arm und nackt scheid' ich von hier.

Doch dagegen gütig nieder
Sah Apoll**) von seinem Thron:
Leier spend' ich dir und Lieder;
Würdig brauch' sie, Erdensohn!

Nur der Schönheit und der Tugend
Sollst du ihre Töne weih'n;
Dieses nur soll deiner Jugend
Schatz und höchster Reichthum seyn.

Sehet, Brüder, hier mein Erbe!
Dies und sonst nichts, nenn' ich mein,
Und dieß Alles, wenn ich sterbe,
Soll auch euer eigen seyn.

Homburg in der bairischen Pfalz.

Karl Aulenbach, stud. theol.

---

*) Plutus, der Gott des Reichthums.
**) Apoll, der Gott der Dichtkunst.

Korrespondenz.

Mainz, 2. Oct.

Eine am Anfange dieser Woche vor dem hiesigen Zuchtpolizeigerichte verhandelte Prozedur bildet noch das allgemeine Stadtgespräch. Ein junger Mann aus dem Rheingau, der hier die Handlung erlernt hatte, errichtete vor einigen Jahren unter erborgter Firma ein offenes Geschäft, lieh dabei gegen wucherische Zinsen auf Pfänder und soll sich sogar auch mancher Prellereien schuldig gemacht haben. Die Behörde, die Kenntniß davon erhielt, stellte eine Untersuchung an und fand, wie man sagt, nicht nur eine Menge verpfändeter Gegenstände, sondern auch den Beweis, daß der Angeklagte gegen sehr hohe Zinsen Geld ausgeliehen habe. Der junge Mann wurde in's Gefängniß gesetzt und die Prozedur mit jener Sorgfalt instruirt, die eine so wichtige Sache forderte. Mehr als 200 Zeugen wurden abgehört und gegen die Mitte des verflossenen Monats war die Untersuchung so weit gediehen, daß eine gerichtliche Verhandlung möglich wurde. Der Beklagte war jedoch unwohl und erst in den letzten Tagen des Monats so weit hergestellt, daß er nach dem Zeugnisse der Aerzte der Sitzung beiwohnen konnte. Diese fand denn auch in dem Assisensaale statt, da der gewöhnliche Sitzungssaal des Zuchtpolizeigerichts die Menge der geladenen Zeugen nicht fassen konnte. Der Angeklagte erschien, schwach und krank, auf den Arm zweier Wärter gestützt, erklärte jedoch nach kurzer Zeit, er fühle sich so unwohl, daß er unmöglich länger im Sitzungssaale verweilen könne. Man sah wohl, daß die Krankheit ernsthaft sey und hob die Sitzung auf. In der Hoffnung, daß der Beschuldigte am folgenden Tage sich besser befände, wurde sie auf diesen verschoben, aber sein Unwohlseyn nahm zu und am dritten Tage verschied er und hinterließ einen nicht beendigten Prozeß und dem Staate eine schöne Summe von Kosten. Sein Vater, der seinem Sohne öfter Vorwürfe über seine Geschäfte gemacht haben soll, hat, wie man sagt, nach dessen Tode erklärt, nicht nur die verpfändeten Gegenstände an die Eigenthümer zurückgeben zu wollen, sondern auch diejenigen schadlos zu halten, die zu hohe Zinsen bezahlt hätten.

Köln, 30. Sept.

Gestern hörten wir Ole Bull, auf dessen Ankunft wir uns schon lange gefreut hatten. Wir lieben keine Vergleichungen des Lebenden und Todten, sonst könnten wir eine Parallele zwischen ihm und Paganini ziehen und uns glücklich preisen, daß wir den Letztern gehört haben. Ole Bull hat ihm die meisten seiner Kunststücke nachzuthun gewußt, aber wir meinen das Angeeignete genau neben dem Eigenthümlichen herauszuhören; all die kühnen Sprünge und Doppelgänge und Doppeltriller und diese sichere Erkletterung der höchsten Tonhöhen geben keine rechte Befriedigung. Es ist wie auf einer Kunstreiterbahn; man staunt und bewundert, und fürchtet doch immer, der kecke Jünger möge fallen, weil er's dem Meister gleich thut. Ole Bull's wahre Region ist das Sanfte und Zierliche, das Herzliche, warm Ergreifende; aber auch wo er tiefer erregen und das Mark der Seele erschüttern will, vermag er's nicht so unkräftig, als der hingeschiedene Meister. Er trug blos eigene Compositionen vor, die an sich als Tondichtungen nicht zählen und nur ein Rahmen seyn sollen, darin die Vollendung des Künstlers erscheint; so ist der Genuß immer ein getheilter, man bedauert die Verschwendung des Genies an etwas durchaus Ungeniales. Männer vom Fache loben in seinem »Quartett für Eine Violine« die treffliche Durchführung der vier Stimmen; bliebe nur dem, der Poetisches in der Kunstleistung sucht, mehr davon im Gedächtniß zurück! Was hat man im Grunde an einem Konzert, das keinen andern Eindruck hinterläßt, als daß der Konzertgeber vielleicht der zweite Violinspieler Europa's ist?

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Höchst beachtenswerth ist die Erfindung eines neuen Darmsaiten-Instrumentes in Form eines Flügels, welche von den Gebrüdern Greiner in Wetzlar gemacht worden ist. Der große Mangel eines Pianoforte, keinen Ton tragen, an- und abschwellen zu können, ist, wenn diese Erfindung sich bewährt und wenn ihr durch fernere Fortarbeit noch größere Vollkommenheit gegeben wird, gehoben. Das Instrument hat, wie schon gesagt, die Form eines Flügels, ist mit Darmsaiten bezogen und wird mit Bogen gestrichen, welche, wie beim Flügel, durch Claves in Bewegung gesetzt werden. Der Umfang ist sechs Oktaven und umfaßt die Tiefe des Basses und die Höhe der Violine. Der Charakter des Klanges ist der der Saiteninstrumente, Contrabaß, Violoncell, Viola, Violine. Der Spieler hat es ganz in seiner Gewalt, den Ton anschwellen oder abnehmen zu lassen, welches durch den tieferen oder weniger tiefen Druck der Claves bewirkt wird. Es sind wohl schon öfter Versuche gemacht worden, ein Instrument der Art zu verfertigen, aber alle fielen mehr oder minder mangelhaft aus. Den Herren Greiner erst ist es gelungen, nach langjährigem Streben und Suchen ein Werk zu Stande zu bringen, welches die höchste Beachtung verdient und sich auch überall die volle Anerkennung aller Kunstverständigen erwirbt. Sie sind gegenwärtig damit hier in Frankfurt und werden es nächstens dem Publikum in einem geeigneten Lokale zur Ansicht ausstellen, worauf wir schon im Voraus aufmerksam machen.

Julius Mosen hat ein Oratorium geschrieben: Hiob; es ist von Otto in Musik gesetzt.

Vor einigen Tagen ist in Straßburg durch eine Unordnung, die sich an dem Mechanismus der Uhr ergab, die ganze Stadt in Bewegung gesetzt worden. Der Hammer der Uhr, der die 1te Stunde angekündigt hatte, fuhr mit verdoppeltem Schlage fort, auf die Glocke zu hämmern, so daß die ganze Bevölkerung glaubte, eine Feuersbrunst wäre ausgebrochen. Alsbald rollten die Spritzen durch die Straßen und Alles lief bald her, bald hin. Glücklicherweise erfuhr man bald die Ursache dieser allgemeinen Bewegung und Jedermann ging lachend nach Hause.

P. P. Ich war lange unschlüssig, ob ich etwas über die Berichtigungen meiner mündlichen Aeußerungen zu Klinger's Leben (gegen Hrn. Heller, siehe Didaskalia und Gutenbergs-Album) sagen sollte, da Alles in der Hauptsache so ziemlich richtig war, und nur in manchen Nebendingen variirte. Daher die Verzögerung! Es sollte mir übrigens sehr leid thun, wenn ich irgend Jemand durch eine oder die andere meiner Aeußerungen unangenehm berührt haben könnte. Ich erinnere mich noch in meinem jetzigen Alter mit wahrem Vergnügen, mit Innigkeit und herzlicher Liebe an Klinger. Er war mein erster Lehrer in den ersten Anfangsgründen des Unterrichts. Es war ein schöner Mann, ernst und mit einem »kein Stolz begabt, der seinen Werth fühlte, aber sich nicht überschätzte, was schon daraus hervorgeht, daß er sich die Herzen seiner Zöglinge zu gewinnen wußte. Ich erinnere mich noch wohl, wie schmerzlich mir sein Verlust als Lehrer war, da er auf die Universität ging.

Hofrath Dr. med. G. F. Hoffmann, sen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 6. Oct. Der Fabrikant, Schauspiel in 3 Akten, nach dem Französischen, von E. Devrient. (Gastrolle) Cantal: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf folgt: Die Brandschatzung, Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue. Marder: Hr. Döring. — Zwischen dem ersten und zweiten Stücke wird Fräul. Deliz mehrere Gesangstücke vorzutragen die Ehre haben.

Donnerstag, 8. October. Die Montecchi und Capuleti, Oper in 4 Abth., Musik von Bellini. Romeo: Dem. Fürth.

Redakteur: J. C. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 281. Mittwoch, den 7. October 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

4.

Als sie in dem Sommerhause des Gartes ankamen, wo die durch Madame Louise veranlaßte feierliche Erklärung stattfinden sollte, hatte der Ritter schon wieder jene Herrschaft über sich gewonnen, die selten einen an Verstellung gewöhnten Weltmann verläßt. Nur bezeugte jedesmal, wenn er einen Blick auf Claudius Mignet warf, der ihnen in einiger Entfernung folgte, ein Nervenzucken in seinem Gesichte, wie verhaßt ihm die Gegenwart des armen Gastwirths war.

Madame Louise setzte sich an ihren gewöhnlichen Platz neben ihre Tochter, und wies ihrem Neffen ihr gegenüber einen Stuhl an; allein ehe der Ritter dieser Einladung Folge leistete, bewegte er sich mehrmals unruhig nach allen Seiten; Blässe und Röthe folgten sich in seinen Zügen rasch nach einander. Seine Lippen zitterten, als hätte er sich bemüht, einen heftigen Unwillen, der auszubrechen bereit war, zurückzuhalten. Indessen es gelang ihm, den Sturm seiner Gefühle zu bemeistern, er setzte sich auf den ihm angewiesenen Platz, so, daß er Claudius Mignet, der sich in den dunkelsten und entferntesten Winkel des Zimmers geduckt hatte, den Rücken kehrte, er bedeckte zur Hälfte das Gesicht mit seinem von Wohlgerüchen und Essenzen überfüllten Sacktuche und sprach zu der Baronesse mit erstickter Stimme:

„Reden Sie, Madame, ich bin bereit, Sie anzuhören."

„Herr Ritter, ich weiß schon, mit welcher Strenge Sie eine Frau beurtheilen werden, die, nachdem sie sich auf dem höchsten Standpunkte des Glücks und des Ansehens befunden, durch entsetzliche Unglücksfälle in die niedere und bedauernswürdige Lage gefallen ist, in welcher Sie dieselbe heute erblicken. Indessen mein Herr, ist es auch billig, daß die Familie, die mich beschuldigt, ihren Namen durch eine Mißheirath entehrt zu haben, wisse, welche Schulden mein Gatte, meine Tochter und ich mitten in den schrecklichen Katastrophen der Revolution und zu einer Zeit contrahirt hatten, wo unsere Familie, unsere Freunde, unsere Partei uns verlassen hatten, und es wird meine Schuld nicht seyn, wenn der einfache Biedermann, den ich zu meinem Gatten gemacht, seit zwanzig Jahren mehr Edelmuth, Anhänglichkeit und Hingebung für uns gezeigt hat, als die erlauchte Familie, der wir einen neuen Glanz geben wollten, als die Partei, der wir uns geopfert hatten, als die legitimen Prinzen, für die der Vater meiner Tochter sein Haupt auf das Schaffot getragen hat!"

Der Ritter machte eine ungeduldige Bewegung.

„Erlauben Sie gütigst, Madame," rief er aus, bedenken Sie, wie lästig es für ein Glied der Familie von Saint-Maurice seyn muß, den Panegyrikus dieses Mannes anzuhören."

Claudius lächelte mit einer mitleidigen Miene und schien durch seine Fassung die Baronesse zu bitten, diese ungebührliche Aeußerung des arroganten jungen Manns nicht weiter zu beachten. Auguste stand schweigend auf, und drückte einen Kuß auf die schwielige Hand ihres Adoptivvaters, um gleichsam durch diese Handlung gegen den im Namen ihrer ganzen Familie auf ihn geworfenen Fluch zu protestiren.

Nun begann Madame Louise die uns bereits bekannte Erzählung von den unglücklichen Ereignissen, welche ihrer Verbindung mit Claudius Mignet vorausgingen. Sie schilderte ihrem stolzen Zuhörer die schreckliche Lage, in der sie sich nach dem Tode ihres ersten Gatten befunden hatte, sie entwickelte bis in die kleinsten Einzelnheiten die Dienste, welche dieser edelmüthige Mann ihr erzeigt hatte; sie ließ diese unter so traurigen Auspicien geschlossene Heirath als eine gebieterische Nothwendigkeit des Augenblicks in die Augen springen. Bei dem Worte „Nothwendigkeit" hüpfte der Ritter noch ein Mal auf seinem Stuhle:

„Die Nothwendigkeit vermag nichts über einen energischen Willen," rief er aus. „Schieben Sie Ihre Schuld nicht auf die Nothwendigkeit, Madame; schieben Sie dieselbe nicht auf Ihre mütterliche Liebe, denn Ihre erste Mutterpflicht war, Ihrem Kinde einen makellosen Namen zu bewahren, und erinnern Sie sich, daß das Schaffot, auf dem der Baron von Saint-Maurice gestorben ist, nichts Brandmarkendes war!"

Madame Louise neigte das Haupt mit Resignation, als ob sie zum Voraus alle Schmähungen, mit denen ihr ungestümer Verwandter sie überhäufte, angenommen hätte; aber Claudius konnte, ungeachtet der dem Anscheine nach gewählten Rolle, bei dieser ernsten Erklärung, deren Gegenstand er war, sich ruhig zu verhalten, seinen Unwillen nicht bemeistern, und sprach zu dem Ritter mit bitterer Ironie:

„Der Herr Ritter vergißt, daß er in jener blutigen Epoche, von der die Frau Baronesse spricht, in voller Sicherheit sich zu Coblenz oder Cöln befand und in Ueberfluß und Vergnügen lebte!"

Der Ritter biß sich die Lippen, ohne zu antworten, und machte bis zum Ende der Erzählung von Madame Louise keine Bewegung mehr. Nach der langen Aufzählung der Wohlthaten des Claudius gegen sie und ihre Tochter Auguste, verglich sie die Undankbarkeit dieser königlichen Familie, für die sie so viel verloren hatte, mit der Aufopferung dieses schlichten und bescheidenen Mannes, und endigte zuletzt, indem sie mit einem ernsteren und melancholischeren Nachdruck der Stimme sagte:

„Nun wissen Sie alles, mein Herr; als nunmehriges Haupt der Familie haben Sie vielleicht das Recht, meine Handlungen zu tadeln; und wenn ich einen Fehler begangen habe, so werden Sie ihn die Tochter des Barons von Saint-Maurice nicht entgelten lassen. Seit langer Zeit erwarten wir Genugthuung für die Vergessenheit, in welcher ihre Verwandten sie gelassen haben; für mich verlange ich nichts, Herr Ritter; aber wenn es, wie Sie zu verstehen gaben, in Ihrer Gewalt ist, diesem armen Kinde den Namen, den Rang und das Ansehen wieder zu geben, zu denen sie durch ihre Geburt berufen ist, so thun Sie es, mein Herr, thun Sie es im Namen ihres Vaters, der, wie Sie wissen, nichts an seiner Familie, noch an seinem Vaterlande verschuldet hat."

(Fortsetzung folgt.)

Wildbad.

(Blätter der Erinnerung; mitgetheilt von Carl Hanisch.)

(Fortsetzung.)

O ja wohl! Mit dem innigsten Wohlbehagen erinnere ich mich des — um mich recht irdisch auszudrücken — des himmlischen Bades, als ich, ein nicht armer — und doch so armer Schelm hineinstieg mit Glaube und Hoffnung, wie in den See Bethesda, und mein Leib umfluthet wurde von den unaufhörlich aufsteigenden Quellen und Quellchen, die sich mitleidig an die kranken Glieder des Geplagten schmiegten, sie streichelten, schmeichelten, wie zärtliche Verwandte ihren leidenden Vetter. Und der Gedanke dabei: dieses Wasser ist nicht gewärmt in gemeinen Kesseln mit gemeinem Feuer, sondern steigt auf, warm und gerade recht, aus dem Schooße der Erde, geheimnißvolle Kräfte enthaltend, die der Chemiker nicht findet, weil während des Zersetzens das Geistige längst entflohen ist und ihm nichts bleibt als der künstliche Niederschlag, den er mit Triumph empfängt, sondert und sondert und immer sondert, bis er endlich die stolze Ueberzeugung gewinnt, ein Element in so und so viel Theile zerlegt, folglich solches eigentlich in Nichts aufgelöst zu haben. O du heiliges Element, welches den Embryo Erde umfloß, als diese, zerstört und in sich selbst chaotisch zusammen gefallen, harrte auf den allmächtigen Hauch zu neuer jugendlicher Wiedererstehung; — auf den Geist des Welterschaffenden, der auf dem Wasser schwebte; so bist du denn kein Element mehr, seit die Gelehrten dich ihrer tiefen Prüfung unterworfen und dich aufgelöst haben, wie ein schlechtes Räthsel? Und mit welcher Hülfe? mit Hülfe deines Erbfeindes, Feuer, das bis jetzt noch seinen alten Namen behauptet, weil sich die Herren an ihm die gelehrten Finger verbrannt haben, und ein Gebrannter das Feuer — nicht das kühlende, sanfte Wasser fürchtet. Indessen, kehrt dieses, obwohl scheinbar in Nichts aufgelöst, empor in den befruchtenden Wolkengürtel der Erde und fällt — als Wassertropfen dem Forscher auf die hochstehende Nase!

Was Element ist, bleibt doch Element,
Ob Ihr es in zehntausend Theile trennt,
Und so und so — und wieder anders nennt!

Mit Freude also gedenke ich des herrlichen zweiten Badraumes, das Herrenbad genannt, den ich benützte: ein Bassin von 1.064 □ Schuhen, Temperatur 28 — 30 Grad nach Reaumur, wärmer, als die übrigen Wasserbehälter. Der wärmste Platz ist in einer steinernen Nische des Beckens, wo die stärkste Quelle fühlbar stoßweise entspringt und von früh her komischer Weise die Hölle geheißen ist; wahrscheinlich, weil man zu damaliger Zeit immer vom Teufel träumte und sich tief unter der Quelle den brennenden Pfuhl des Satans dachte, der hier nolens volens das Bad heizen mußte; der arme und dumme Teufel! — Er hat von seinem Rufe viel verloren, doch kommt er in neuerer Zeit wieder zu Ehren durch Leute, die sich den Himmel nie ohne die Hölle denken können; die mit einem Auge in frommer Seligkeit schwimmen und mit dem andern Thränen vergießen über die Bosheit der Welt, welche solche Frömmigkeit nicht anerkennen will und so gottlos ist, nicht nur Theil am himmlischen, sondern auch am weltlichen Profit anzusprechen.

Fort mit solchen Lebensflecken! Ich kehre in mein Bad zurück, das ich Wasserparadies taufen würde, wenn ich dazu berufen wäre. Ich sitze auf einem immer warmen, glatten Stein; der Fußboden ist, wie in allen übrigen Bassins, mit dem feuchtem Sande bedeckt, wie Sammt anzufühlen, und aus diesem Sande strömt fühlbar das Wunderwasser empor und umfängt schmeichelnd den Badenden. Da sitzt man in Gesellschaft von 20 oder zu 15 Personen, denn für so viele ist Raum in den beiden offenen Abtheilungen des Bassins, und noch ein Badgemach zu vier Personen, und neun Kabinette für einzelne Badende, von denen fünf für das männliche, vier für das schöne Geschlecht bestimmt sind, das Kabinet aber abwechselnd von beiden Geschlechtern benützt wird.

Ein kapellartiges Gebäude umschließt und deckt dieses Wasserbecken, das außer der bereits erwähnten Höllen-Nische an einer Seitenwand noch eine Art von Kanzel enthält, von der in bereits nebelgrauen Zeiten den Badenden auch der kirchliche Segen ertheilt wurde, später zu noch langweiligerer Erbauung die Badgesetze abgelesen wurden, was zum Troste aller jetzigen Badenden nicht mehr geschieht, vielmehr die Kanzel — zum Besten auch derartiger Gäste — zu Tropf-Bädern eingerichtet worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Electro-Magnetische Maschine.

Je mehr die Naturgesetze erforscht und dem Menschen dienstbar gemacht werden, desto mehr thut sich des Geistes Herrschaft in der Technik vorzüglich dadurch kund, daß sie alle Processe abkürzt, alle Werkzeuge vereinfacht und alle Kräfte möglich direct benutzt. Wenn wir nun das Gesagte insbesondere auf Kraft-Maschinen anwenden, so wird dies um so mehr möglich, wenn der mechanische und der dynamische Moment der Ma-

schine möglichst zusammen fällt, d. h. wenn die Kraft-Aeußerung mit dem Mechanismus in unmittelbarer Verbindung steht.

Die zu technischen Zwecken am meisten angewandte Kraft ist die Expansion des Wasserdampfes (die Dampfkraft.) In einem besondern Apparat wird der Dampf erzeugt und ein Mechanismus setzt ihn erst mit der Maschine, die seine Wirksamkeit verwendet, in Verbindung.

Durch die nunmehr von J. Ph. Wagner in Frankfurt vollendete Construction der Electro-Magnetischen Maschine ist aber in physikalischer Hinsicht sowohl als in mechanischer ein bedeutender Fortschritt gemacht und dadurch sind bedeutende Vortheile errungen.

Die Kraft in ihrer Aeußerung ist in Wagners Electro-Magnetischer Maschine das Resultat einfacher Naturprocesse (der Magnetismus, die Electricität, der Chemismus) die, erregt, sich unaufhörlich von Innen anfachen.

Mit der Aeußerung der Kraft steht der Mechanismus in unmittelbarer Verbindung, so daß durch keinen vermittelnden Mechanismus Zeit und daher auch keine Kraft verloren geht, wodurch jede Geschwindigkeit bei beispielloser Stetigkeit der Bewegung möglich wird.

Die Thätigkeit wird einfach erregt und der Bewegung kann beliebig augenblicklich entgegengesetzte Richtung gegeben werden, und da beim Ueberspringen von einer Richtung zur andern im Momente die Kraft entgegengesetzt wirkt, so erfolgt kein Stoß, sondern die Umkehrung tritt schnell, aber allmählig ein.

Aus diesen Vortheilen ergeben sich nun für die Electro-Magnetische Maschine folgende bedeutende Vorzüge vor der Dampfmaschine:

1) Größere Geschwindigkeit nach beliebiger Richtung, und beliebige Unterbrechung und Wiederfortsetzen des Dienstes ohne Zeitverlust und Kostenaufwand.

2) Einfache, durchaus nicht schwierige, in allen Dimensionen mögliche Construction, wobei die Lage, in der die Bewegung erfolgen soll, ursprünglich dem Zwecke gemäß gegeben, und die Kraftmaschine mit dem übrigen Mechanismus auf die zweckmäßigste Art in Verbindung gesetzt werden kann.

3) Die Behandlung derselben ist eben so einfach als leicht und sicher, sie wird mit der größten Leichtigkeit in Thätigkeit gesetzt und erfordert dann bis zur Erneuerung der galv. Batterie, zu der es indeß langer Zeit nicht bedarf, durchaus keine weitere Behandlung.

4) Der Gebrauch ist gänzlich gefahrlos, es droht keine Feuergefahr; keine Beschränkung der Kraft droht durch unzeitige oder unvorsichtige Entfesselung Gefahr, weil die Kräfte sich untereinander beschränken und das Resultat dem Menschen dient.

5) Gewährt die Elektro-Magnetische Maschine, in Bezug auf Wohlfeilheit, bedeutende Vortheile; sie erfordert keine besonderen Anlagen, ihre Construction ist überaus einfach; keine kostspieligen Reparaturen, da die Abnutzung der Maschine an sich fast nicht in Betracht kommt; ihre Unterhaltung erfordert keine bedeutenden Kosten*), da überdies das aus dem Verbrauch entstehende Produkt einen Theil derselben deckt; sie erfordert kein besonderes unterrichtetes Personal zu ihrem Dienste; und endlich gedenken wir

6) der bedeutenden Vortheile, daß die Gesundheit durch den Gebrauch auf keine Weise gefährdet oder belästigt wird. Kein Dampf, kein Rauch, keine Hitze, kein übler Geruch, keine Ausdünstung schädlicher Stoffe, kein lästiges Getöse — dies alles beurkundet immer mehr und mehr, wie die Natur durch eigene Kraft bezwungen und dem Menschen durch diese Entdeckung dienstbar gemacht worden ist.

Fassen wir nun die wesentliche Verschiedenheit der Elektro-Magnetischen Maschine, worauf ihre Vorzüge beruhen, kurz zusammen, so finden wir:

1) daß die benutzte Kraft Resultat von Naturprozessen, somit selbstständig und von äußeren Umständen unabhängig ist;

2) daß sie sich, wenn erregt, von Innen anfacht, in beispielloser Stetigkeit unterhält, beliebig unterbrochen und in der Richtung der Bewegung umgekehrt werden kann;

3) daß der dynamische Moment mit dem mechanischen zusammenfällt, d. h., daß Kraftäußerung und Benutzung zusammenfallen, so daß keine unbenutzte Kraft überflüssige Kosten bringen und Gefahr drohen würde.

Daher der Wunsch, sie bald für die allgemeine Benutzung erworben zu wissen, nur einer seyn kann. A. K.

*) Wir theilen in dieser Beziehung Folgendes aus Dr. M. H. Jacobi, die Galvanoplastik, St. Petersburg, Eggers u. Comp. 1840 mit, welches bei unserer Maschine seine Anwendung findet. Die Kosten lassen sich nach folgenden Angaben leicht bestimmen. Um 40 Pfund Kupfer in cohärenten Platten u. s. w. zu erhalten, bedarf man in runden Zahlen etwa 41 Pfund Zink, 51 Pf. concentrirte Schwefelsäure und eine gehörige Quantität Wasser, welche zusammen etwa 184 Pf. crystallisirten Zinkvitriol geben. Rechnet man das Pud Zink zu 12 Rbl., das Pud Schwefelsäure zu 8 Rbl., so kosten die 184 Pf. crystallischen Zinkvitriols 22 Rbl. 50 Cop. Man sieht also, daß, wenn man das Pud Zinkvitriol, das jetzt etwa 10 bis 12 Rbl. kostet, nur zu 5 Rbl. verkaufte, die Productionskosten vollkommen gedeckt wären.

Korrespondenz.

Mainz, 4. Oct.

Es ist nunmehr entschieden, daß unsere Fruchthalle ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben und künftigen Freitag wahrscheinlich wieder der erste Fruchtmarkt daselbst gehalten wird. Die Ursache, daß dieses nicht früher geschah, lag darin, daß noch keine Bestimmung rücksichtlich des Marktgeldes erlassen war. Diese Frage ist nun in der gestrigen Gemeinderaths-Sitzung entschieden worden. In Zukunft werden die Käufer von jedem angekauften Malter Frucht einige Kreuzer Marktgeld zu entrichten haben, die Verkäufer aber von aller Abgabe frei bleiben. Unser Gemeinderath hat durch diesen Beschluß die schon öfter in Anregung gebrachte Frage, ob unser Markt durch Erhebung einer Abgabe zu Unterhaltung der Fruchthalle nicht leiden würde, auf eine sehr lobenswerthe Weise entschieden. Gestern wurde auf unserer Bühne der Freischütz aufgeführt. Dem. Sähr, eine Frankfurterin, sang die Agathe als ersten theatralischen Versuch. Dieses junge Frauenzimmer hat eine schöne, reine, kräftige Stimme und gab beinah alle Partieen zur Zufriedenheit der Zuhörer. Sie erhielt öftern anhaltenden Beifall. Mad. Schumann (Aennchen) war sehr gut; sie ist stets die beliebteste aller hiesigen Sängerinnen und verdient es auch. — Hr. Heese und mehrere andere unserer Bühnenmitglieder haben uns zu unserm Bedauern verlassen.

Mannichfaltigkeiten.

Bei den Arbeiteraufläufen in Paris, die einen ziemlich drohenden Charakter hatten, war natürlich die ganze Polizei äußerst thätig; einer ihrer Agenten in bürgerlicher Tracht bemerkte in einer engen Straße ein

Individuum von verdächtigem Aussehen; er packt den Verdächtigen am Kragen und will ihn eben einem Stadtsergeanten überweisen, da streckt der Fremde die Hand nach ihm aus — er war gleichfalls ein verkappter Polizeiagent und hatte eben seinen Collegen, seines verdächtigen Aussehens halber, verhaften wollen. Man sieht, beide Herren verstanden sich auf verdächtiges Aussehen.

Als Blücher in Oxford honoris causa zum Doktor der Rechte creirt wurde, soll er sich unter Anderm geäußert haben, daß Kamerad Gneisenau mit eben dem Rechte wenigstens zum — Apotheker befördert werden müsse.

Auf den verstorbenen Consistorialrath und Professor Dr. Gaß machte ein Musensohn folgendes Epigramm:

»Mit Gas erleuchtet man die Kirchen nicht,
Drum ist auch Gaß kein Kirchenlicht.«

(Wie man Jemanden guten Appetit macht.) Die Mönche von Waltham Abbey waren sehr reich und wurden von den ersten englischen Königen sehr begünstigt. Heinrich III. blieb oft einen ganzen Monat bei ihnen. Dieser hatte gehört, der Abt führe einen ausgezeichneten Tisch selbst an den gewöhnlichen Tagen und wann er keine vornehmen Gäste habe. Heinrich legte also einmal die Kleidung eines Yeoman der Garde an und verlangte zur Essenszeit mit dem Abte zu sprechen. Man ließ ihn eintreten und Platz nehmen an dem untern Ende der Tafel, wo er so stark aß, daß er die Aufmerksamkeit des Abtes am andern Ende erregte. »Du hast einen unbegreiflichen Appetit,« rief er ihm endlich zu. Ich gäbe hundert Pfund St. darum, könnte ich eine solche Portion Rindfleisch genießen; mein schwacher Magen verträgt kaum die Brust eines Hühnchens.« Wenige Tage darauf erhielt der Abt eine Aufforderung von dem Könige, sogleich in London zu erscheinen. Der Abt gehorchte und wurde sogleich in das Gefängniß in dem Tower abgeführt, wo er mehrere Tage nichts als Wasser und Brod und auch dieses knapp zugemessen erhielt. Als er hinreichend gefastet hatte, wurde ihm eine Rinderkeule und eine Flasche Wein vorgesetzt, denen er so derb zusprach, wie es kaum ein gesunder junger Pächter im Stande gewesen seyn würde. Er war eben mit seiner Mahlzeit zu Ende, als der König von England in dem Gefängnisse bei ihm erschien und die hundert Pfd. St. für den guten Appetit verlangte. Die Geschichte erzählt, der Abt sey ziemlich erfreut über den fröhlichen Ausgang der unangenehmen Hast gewesen und habe die hundert Pfd. St. ohne Sträuben gezahlt.

Die wundervolle Erfindung Daguerre's hat eine neue wichtige Verbesserung erfahren und es ist eine Aufgabe gelöst worden, mit der man sich schon längst beschäftigte. Einem gewissen Woolcot in London ist es nämlich gelungen, durch das Daguerreotyp Portraits zu erhalten. Die Schwierigkeit bestand bis jetzt darin, daß das Auge das helle Licht nicht aushalten konnte, das nothwendig auf das Gesicht fallen mußte. Woolcot hat statt der Camera Daguerre's einen Metallspiegel genommen und wendet große reflectirende Spiegel an, um die Züge stark genug zu beleuchten. Das Licht wird durch farbiges Glas gemildert, so daß selbst das schwächste Auge dasselbe ertragen kann. Auf diese Weise ist es möglich geworden, ein vollkommen ähnliches Portrait in einer bis vier Minuten zu liefern. Der Erfinder bemühet sich nun um Patente in den meisten Ländern. In London sind bereits öffentlich viele vollkommen gelungene Versuche gemacht worden.

Frankfurt, 6. Oct.

Seit dem letztverflossenen Sonntag ist in dem hiesigen Städel'schen Kunstinstitute ein großes Schlachtgemälde von N. de Keyser aus Antwerpen aufgestellt, »die Schlacht von Worringen« darstellend, welches die allgemeine Aufmerksamkeit der Kenner wie der Nichtkenner auf sich zieht. Dasselbe ist Eigenthum Sr. Maj. des Königs der Belgier, 27' breit und 19' hoch. Es gibt folgende geschichtliche Darstellung: Johann I., der Siegreiche, Herzog von Brabant, gewann am 5. Juni 1288 diese Schlacht über die verbündeten Herre des Erzbischofs Siegfried von Westerburg, Reinald's von Geldern und des Grafen von Luxemburg. Die Ansprüche Brabants und Gelderns auf das Herzogthum Limburg waren die Ursache des Krieges, der schon seit fünf Jahren gedauert hatte. Herzog Johann hatte sich mit seinem Heere vor die Veste Worringen gelegt; seine verbündeten Feinde glaubten den Augenblick günstig, ihn anzugreifen. Ihr Heer war viermal stärker als das seinige. Sie hielten sich daher schon des Siegs gewiß und hatten sogar Ketten und Bande mitgebracht, um die Brabanter und Kölner, die mit dem Herzoge verbunden, zu fesseln. Der Muth der Brabanter und Kölner entschied. Nach dem hartnäckigsten Kampfe, der von Morgens 6 bis Nachmittags 3 Uhr gewüthet hatte, waren Herzog Johann und seine Partei Sieger! Die stolzen Feinde wurden mit ihren eigenen Banden gefesselt. — Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo Herzog Johann die Früchte seines Sieges überblickt. Vor ihm die Gruppe der Gefangenen und unter diesen vorzüglich Erzbischof Siegfried von Westerburg, neben ihm Graf Reinald von Geldern. Im Hintergrunde die Banner von Luxemburg und Berne; rechts bringt ein verwundeter Ritter das Banner von Limburg. Herzog Johann I. hält in der Mitte, der Ritter von Wesemale deutet auf die Gefangenen; hinter ihm hält der Graf von St. Pol, gleich hinter dem Herzoge der Herr von Vianden und der Bannerträger von Brabant, Ritter van der Capellen, mit dem Banner Brabants. In der Gruppe der Fußknechte eilt ein Brüsseler Armbrustschütz herbei mit einem Gewappneten, der als Siegestrophäe das Banner von Geldern bringt. Die Ritter, welche diese Gruppe umgeben, sind des Herzogs Bruder, Gottfried von Arschot, mit hochgehobenem Schwerte, der Graf Arnold von der Mark und ein deutscher Ordensritter; die Banner von Antwerpen, Köln, des Seneschalls von Brabant und von Brüssel schließen die Gruppe. Im Vordergrunde liegt der von einem Knappen unterstützte Graf Heinrich von Luxemburg, dem ein Mönch beisteht.

Museum.

Der erste Museumsabend des Wintersemesters 1840/41 ist auf den 23. October festgesetzt. Diejenigen Personen, welche, ohne Mitglieder der Anstalt zu seyn, an den Museumsabenden Theil zu nehmen wünschen, werden ersucht, sich in Zeiten mit Abonnementskarten versehen zu wollen. Die verehrten Mitglieder haben wohl die Gefälligkeit, Freunde und Bekannte von dieser Aufforderung in Kenntniß zu setzen. Der steigende Kostenaufwand erheischt die äußerste Beschränkung der freien Eintrittskarten, wogegen man sich den hier verweilenden Fremden durch Ausstellung von Karten, die für das laufende Halbjahr gültig sind und mit elf Gulden für die Person gelöst werden, gerne bereitwillig zeigen wird. Da auch zum öftern der Fall sich ereignet, daß Anmeldungen zur Aufnahme als Mitglied in die letzten Monate des Jahres fallen, so wird, zur Vermeidung aller Anstände, bemerkt, daß die neu zutretenden Theilnehmer für das Trimester 1840 den halben Beitrag, dann aber im Januar 1841, den ganzen, für das angefangene Jahr, zu entrichten haben.

Frankfurt a. M., 5. Oct. 1840.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 8. October. Die Montecchi und Capuleti, Oper in 4 Abth., Musik von Bellini. Romeo: Dem. Fürst.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 282. Donnerstag, den 8. October 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

Nach dieser langen Erzählung blieb der junge Saint-Maurice einen Augenblick nachdenkend und gleichsam erdrückt unter der Schwere der Verantwortlichkeit, die auf seinem Haupte lastete. Der Brausekopf war in diesem Augenblicke gänzlich verschwunden, um dem Familienhaupte Platz zu machen. Von Jugend auf von den aristokratischen Principien der Legitimität genährt, hatte er nur die Vorurtheile des Adels als etwas Ernstes betrachtet; der Name, den er trug, war ihm ein Heiligthum, und in der That, in einer gewissen Periode des Zweifels und der Reorganisation konnte dieser Glaube wohl eben so gut seyn, wie ein anderer. Es war also seine aufrichtige Ueberzeugung, wenn er so strenge ein Opfer jener Revolution tadelte, die für ihn so gut, wie nicht geschehen war, und in der er nur eine Sammlung von Verbrechen ohne Moralität und ohne Lehre erblickte.

„Madame," erwiederte er mit einem festen Ton, der den gewöhnlich so widerlichen Klang seiner Stimme fast wohltönend machte, „ich erkenne an, daß, unabhängig von den wirklichen Fehlern, die Ihnen vorgeworfen werden können, eine Art blinder Fatalität Sie in den Abgrund gestoßen hat, in dem ich Sie gefunden. Ich will Ihnen also durchaus keine Vorwürfe machen, welche auch meine Gesinnungen und persönlichen Ansichten seyn mögen, ich will Niemanden mehr fluchen für so grausam gebüßte Fehltritte. Aber ich werde meinerseits verlangen, daß die Vergangenheit durch Zugeständnisse für die Zukunft verwischt werde. Sie hatten Recht, wenn Sie dachten, daß, indem ich hierher kam, ich den Wunsch und die Macht hätte, der Tochter des Barons von Saint-Maurice den Rang und das Vermögen, für das sie geboren war, wieder zu geben; und seitdem ich sie gesehen habe," fuhr er, mit einer zärtlichen Höflichkeit gegen Auguste sich verbeugend, weiter fort, „ist zu diesem Wunsche noch die Achtung und Sympathie hinzugetreten, die ich schon für sie empfinde. Aber damit diese Genugthuung vollzogen werde, Frau Baronesse, damit der Ihrem Namen in den Zeiten der Unruhe und Anarchie aufgedrückte Schandfleck gänzlich abgewaschen werde, so erstaunen Sie nicht, wenn ich zahlreiche und vielleicht schmerzliche Opfer verlange."

„Reden Sie! Reden Sie! Herr Ritter," sagte Louise mit Bewegung. Der Ritter spazierte mit unruhiger Miene im Zimmer auf und ab, und fuhr weiter fort:

„Noch vor einem Augenblicke, Madame, als ich in meinem ersten Unwillen mich auf immer von diesem Hause entfernen wollte, glaubten Sie vielleicht, daß ich, der unbeschränkte Besitzer eines mir allein zukommenden Vermögens, leicht auf die Hand Ihrer Tochter verzichten könnte, und daß ich, fern von ihr, das Recht hätte, mit einer Andern den Namen, den ich trage, und das Vermögen, zu dessen Genuß ich berufen bin, zu theilen. Lassen Sie diesen Irrthum schwinden, Madame; nach den Testamentsbestimmungen des Priors von Saint-Maurice, der vor einigen Monaten zu Cöln starb, gehört dieses große Vermögen zur Hälfte Ihrer Tochter, deren Existenz mein Oheim aus einem Briefe von Ihnen vom Monat Januar 1795 ersehen hat . . ."

„Ja," fiel Madame Louise in's Wort, „einen Brief, den ich ihm schrieb, um seine Hülfe anzuflehen, und auf den er niemals geantwortet hat."

„Sie wissen, Madame, wie schwierig damals die Kommunikationen zwischen dem Auslande und dem Innern von Frankreich waren. Die Antwort kam in Paris an, allein ohne Zweifel zu spät, und seitdem hörte Niemand von uns mehr weder von Ihnen, noch von Ihrem Kinde sprechen. Mein Oheim blieb in Deutschland; ich meines Theils, im Auslande erzogen, hatte keine Mühe, mich an das neue Vaterland zu gewöhnen, das mich aufgenommen hatte. Nach dem Tode meines Vaters blieb ich allein bei meinem Oheim, der geschworen hatte, niemals mehr den Fuß auf französischen Boden zu setzen. Mehrmals hatte er nach Frankreich geschrieben, um Nachricht von Ihnen zu erhalten; allein alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Endlich, die Hoffnung aufgebend, wollte er mich in diese Provinz schicken, um mich nach Ihrem beiderseitigen Schicksale zu erkundigen, als der Tod ihn überraschte. Immer von dem Wunsche beseelt, unsere beinahe erloschene Familie wieder zu heben, wollte er mir sein ganzes Vermögen hinterlassen, auf daß ich würdig unsern ehemaligen Rang wieder einnehmen könnte, allein unter der Bedingung, daß ich sogleich nach seinem Tode nach Frankreich reisen, mich nach Ihnen erkundigen, und Ihre Tochter, wenn dieselbe noch lebte, nach der durch den Anstand erheischten Frist, heirathen müßte. Um sich meiner Bereitwilligkeit, sein glänzendes Vermögen mit der Tochter seines Bruders zu theilen, recht zu vergewissern, setzte der mißtrauische Greis als Bedingung fest, daß, wenn die Tochter des Barons

Menard von Saint-Maurice dem Testamentsvollzieher jemals ein Zeichen ihres Daseyns gäbe, ich genöthigt seyn sollte, unmittelbar das Aufgebot meiner Heirath mit ihr veröffentlichen zu lassen; im Nichtfalle jedoch sollten alle Güter als durch das Testament festgesetzte fromme Schenkungen in andere Hände übergehen."

„Sie begreifen, Madame, welche Idee mein Oheim dabei hatte; er wollte mir, dem jetzigen Haupt der Familie, die Mittel geben, meinen Namen zu behaupten, und zu gleicher Zeit das Schicksal Ihrer Tochter versichern, ohne daß das Vermögen dadurch getheilt zu werden brauchte."

„Sie haben sich nun zu entschließen, Madame, ob Sie dem letzten Willen eines Mannes hinderlich seyn wollen, der vor seinem Tode seine alte Familie wieder aufzurichten und unser gemeinschaftlicher Wohlthäter zu werden wünschte. Ich, für meinen Theil, besitze durchaus kein Vermögen; mein Vater, der in dem Auslande starb, lebte wie ich, von den Wohlthaten des Priors; andererseits, wenn Sie sich weigern, mir die Hand der Fräulein Auguste zu bewilligen, so entgeht mir das ungeheure Vermögen unsers Oheims schon einzig und allein durch den Umstand des Vorhandenseyns der Fräulein und ihrer Weigerung, und ich werde mich genöthigt sehen, ohne Glanz jenen berühmten Namen zu führen, dem wir alles aufopfern müssen."

Die Baronesse lächelte.

„Sie täuschen sich, Ritter; die Verbindung, durch welche der Name von Saint-Maurice wieder hergestellt werden soll, wird nicht hauptsächlich von mir abhängen. Ich meinerseits würde mich glücklich schätzen, zu der neuen Erhebung beizutragen, die ich nicht mehr zu hoffen wagte; aber noch ein Mal," fuhr sie, einen verstohlenen Blick auf Auguste werfend, fort, „ich bin es nicht, die Sie darüber zuerst zu befragen haben."

Der Ritter betrachtete sie mit einer scharfen Aufmerksamkeit, als ob er in den Worten seiner Tante eine listige Absicht gesucht hätte, die doch nicht darin lag.

„Sie verstehen mich nicht, Madame," sagte er endlich, „oder wollen mich nicht verstehen; Sie wissen wohl, daß ich die bewußten Opfer von Ihnen erwarten muß; daß Sie durch muthige Erfüllung derselben das Vergangene wieder gut zu machen haben."

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Ritter?"

„Ich will sagen, daß, ehe ich um die Zustimmung meiner reizenden Cousine nachsuche, ich der Wittwe des Barons von Saint-Maurice zu erkennen geben muß, unter welchen Bedingungen ich die Tochter der Madame Mignet heirathen kann."

Der Schrecken der armen Mutter begann von neuem. „Ach! ich verstehe, mein Herr," sagte sie erblassend; Sie wollen mich von Auguste trennen, — Sie wollen, daß ich sie nie mehr wiedersehe. — Nun, wohlan! wenn es seyn muß, wenn sie einstimmt. — "

„Niemals! niemals!" sagte Auguste mit Wärme.

„Ich hätte nicht den finstern Muth, von Ihnen, Madame, und von Fräulein Auguste ein solches Opfer zu verlangen; übrigens, wenn ich mit meiner neuen Gemahlin in die glänzende Welt eintrete, in der wir hinfort leben sollen, wäre es unpassend, wenn sie ohne eine andere Stütze, als mich, in dieser unbekannten Welt erschiene. Ihre Mutter, die Baronesse von Saint-Maurice, muß sie an der einen Hand führen, während dem ich sie an der andern führen werde — und um dies zu können, muß Madame Mignet hinfort nur noch die Baronesse von Saint-Maurice seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Des Sängers Wunsch.

Monumente mögt ihr immer bauen!
Prahlend grabt den Ruhm in Erz und Stein,
Wo der Wehmuth Zähren niederthauen,
Dort im stillen, kühlen Friedenshain.

Meinen Rasen soll kein Denkmal schmücken,
Das so oft von Stolz und Hochmuth zeugt;
Keine Last soll mein Gebein erdrücken,
Wenn es einst im Schooß der Erde bleicht.

Eine Rose mag im Winde wehen,
Die, von schöner, treuer Hand gepflegt,
Nach des Himmels ewig heitern Höhen
Balsamhauchend ihre Blüthen trägt.

O dann wohl mir, wenn zu meinem Hügel
Liebe sinnend ihre Schritte lenkt,
Und, umfächelt von der Treuer Flügel,
Zärtlich noch des guten Schläfers denkt.

Homburg in der bairischen Pfalz.

Karl Autenbach, stud. theol.

Wildbad.

(Blätter der Erinnerung; mitgetheilt von Carl Hanisch.)

(Fortsetzung.)

Als ich so da saß in der warmen Fluth des Wildbades, die sich stets erneuert, nicht denken wollte, weil es der Arzt verboten hatte, und mir doch von unten herauf Gedanken aufperlten, wie der Pythia auf dem Dreifuße, — so dachte ich unwillkürlich, daß ein wenig Denken nichts schaden könne, und so kam ich denn ganz natürlich zunächst auf den Gedanken, wo die Quellen, die mich umrieselten, entsprängen, und wo der Herd sey, der sie wärme.

Das weiß man nun — wie noch so manches Andere — nicht. Der um die lebende, besonders aber um die Geisterwelt sich so sehr verdient gemachte Dr. Justinus Kerner sagt in seiner Beschreibung des Wildbades sehr richtig, daß die Anatomie und Physiologie der Eingeweide unseres Planeten in einer noch zu tiefen Finsterniß lägen, als daß wir darüber Licht erhalten könnten, — natürlich! weil ohne Licht das Dunkel dunkel bleibt. Dank dem Schöpfer, der seine heiligsten Geheimnisse zudeckt vor den Augen der gelehrten und ungelehrten Forscher, die, so wie überhaupt die Menschheit, ihn hier doch nicht vollkommen verstehen lernen, auch wenn die ganze Welt anatomirt und analysirt, oder das Innere der Erde mit Gas oder bengalischen Flammen beleuchtet würde.

Vermuthungen über das Entstehen der heißen Quellen sind

da, so lange es Vermuther gegeben hat; und jeder Vermuther hat den Muth, die Gründe, mit denen er seine Vermuthungen unterstützt, für die allein richtigen auszugeben. — Sey es Feuer oder Galvanismus, oder sonst eine noch nicht gefundene Urpotenz, welche alle die warmen und heißen Quellen der Erde, bis zum Geyser auf Island, hinaufbereitet; dem zufriedenen Badegaste, der nicht viel denken darf und nicht tief denken kann, genügt zu wissen, daß sie da sind; so wie es uns auch genügt, ein liebenswürdiges Mädchen, einen interessanten jungen Mann kennen gelernt zu haben, ohne zu wissen, wo und wie sie ihre angenehmen Eigenschaften erlangt haben.

Wunderbar ist es allerdings, daß die Quellen des Wildbades seit so vielen Jahrhunderten hervorsprudeln, ohne an Masse und an Temperatur zu verlieren; und es muß denn doch wohl eine ganz andere Art von Kraft seyn, als die von uns vermuthete, welche diese Bäder wärmt. Das ist so meine unmaßgebliche, in meiner diätetischen Denkübung entstandene Meinung, ohne übrigens bestreiten zu wollen, daß es größere Denker geben kann, die es wissen, oder mindestens thun, als ob sie es wüßten.

„Unstreitig," — sagte mein gelehrter Nachbar im Herrenbade, gegen welchen ich den Gedanken laut werden ließ, — „unstreitig hat die Electricität Antheil daran, vielleicht den größten, und man darf annehmen, daß die Wildbader Quellen und alle warme — vielleicht auch die mineralischen kalten Quellen, in näherer oder entfernterer Verbindung mit den Vulkanen der Erde stehen, weil geschichtlich erwiesen und genau beobachtet worden ist, daß bei großen Erdbeben, die, wie bekannt, vulkanischer Natur sind, Veränderungen an denselben sichtbar wurden. So bemerkte man z. B. an dem Strudel zu Carlsbad bei einem in Neapel ausgebrochenen Erdbeben am 26. Juli 1805, daß er mit einemmale ausblieb und zu Befürchtungen Anlaß gab, die glücklicherweise nach Verfluß von sechs Stunden durch sein Wiedererscheinen verschwanden. Gleichermaßen wurde im Jahre 1755 zur Zeit des Erdbebens, das Lissabon größtentheils zerstörte, an der Hauptquelle zu Töplitz dieselbe Erscheinung wahrgenommen, daß die Quelle einige Minuten ganz ausblieb, dann aber mit solcher Heftigkeit ausbrach, daß die Vorstadt mit Kähnen befahren werden mußte; und zu der nämlichen Zeit beobachtete man in unserm Cannstadt an der — inmitten der Stadt, am Präceptoratshause entspringenden Mineralquelle, die dort ein Becken bildet, ein, mehrere Stunden anhaltendes Ausbleiben und Sinken des Wassers. Ueberhaupt läßt sich wohl annehmen, daß, wie alles in der Natur Zusammenhang hat, auch hier ein solcher stattfindet; zumal, wenn wir gewissen Theorien folgen, die unserem Weltkörper — freilich nicht gerade im Sinne thierischer Organisation, Adern und Saftkanäle, Saug- und Absonderungs-Werkzeuge verleihen, die sonach alle mit einander in Wechselwirkung stehen und überall hin bis in die entferntesten Theile verbreitet seyn müssen."

Wunderbar! rief ich aus. So wäre also ein Erdbeben ungefähr das, was in unsern Körpern Blähungen sind, und der Ausbruch eines Vulkans ein Schnupfen, dem heftiges Nießen vorangeht?

„Sie haben mich begriffen," nickte er mir zu.

Und so wäre — fuhr ich fort, auch anzunehmen, daß die heiße Quelle in Baden-Baden mit der Wildbader in Familien-Verhältnissen steht, von denen die bis zur Lauheit entferntere Quelle in Liebenzell unstreitig ein Bäschen ist.

„Allerdings!" war seine Antwort, „und um so wahrscheinlicher, als im Jahre 1824 im sogenannten Geisthale bei Herrenalb, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, eine verschüttete warme Quelle aufgegraben wurde, die sehr reichhaltig und von höherer Temperatur als die des Wildbades war. Sie befand sich von Baden aus in fast gerader Richtung gegen das Wildbad und Liebenzell, auf derselben Stelle, wo früher die jetzt in Gaggenau befindliche Glashütte gestanden ist, und wurde, vor ihrer Verschüttung, nach Aussage alter Leute, zum Abbrühen des geschlachteten Geflügels benützt, was indessen, wenn wir die von Ihnen berührte und von mir längst angenommene Quellenverbindung von Baden bis Liebenzell und ihre stufenweise Abkühlung annehmen, zu bezweifeln ist. Der damalige Besitzer der Glashütte — sagte man mir — soll, in der Befürchtung, bei Bekanntwerdung der Quelle durch ein Bad-Etablissement vertrieben zu werden, die Quelle haben verschütten und große Steine darauf wälzen lassen."

Schade! rief ich aus; — so sind wir um ein warmes Bad ärmer geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dieb und die Tänzerin.

Während des Aufenthaltes der Fanny Elsler in London war sie der Gegenstand der Nachstellungen eines jungen Mannes, der ein Engländer zu seyn schien, aber sehr gut französisch sprach. Sie traf ihn fast auf allen ihren Wegen; er sah sie mit rührender, melancholischer Zärtlichkeit an und Abends befand er sich meist an der Thüre ihrer Loge und versuchte, der Tänzerin ein Liebesbriefchen in die Hand zu spielen.

Die Künstlerin lachte über dieses Abenteuer und als sie sich auf das Schiff begab, das sie nach Hamburg bringen sollte und das Kästchen in der Hand trug, das ihre Diamanten und Papiere von großem Werthe enthielt, reichte ihr ein junger Matrose die Hand, um ihr behülflich zu seyn. Sie erkannte in demselben sogleich ihren schüchternen Anbeter aus London.

Vielleicht fühlte sie sich durch diese ritterliche Ergebenheit des jungen Mannes geschmeichelt, sie ließ sich aber nichts merken und lächelte im Stillen über die Aufmerksamkeit, die ihr der junge Mann erwies, sowie über die liebeschmachtenden Blicke, mit denen er sie fortwährend betrachtete.

In der Nacht schlief sie und wurde durch ein leises Geräusch geweckt. Als sie die Augen aufschlug, erblickte sie einen Mann neben ihr, den jungen Matrosen, ihren Liebhaber, der sie auf die Stirn küßte und im Tone der Leidenschaft sprach: „angebeteter Engel, verzeihen Sie meine Kühnheit, verzeihen Sie meine Liebe. Ich konnte nicht länger leben, ohne Ihnen wenigstens einmal zu sagen, daß ich Sie liebe."

„Entfernen Sie sich," sprach die erschrockene Künstlerin, „oder ich rufe um Hülfe."

Der Unbekannte flüsterte noch fort von seiner Liebe, die Tänzerin aber bemerkte, daß der Mann dabei mit der rechten Hand nach dem Tische griff, auf welchem das werthvolle Kästchen stand.

„Sie wollen mich bestehlen!" rief nun die Tänzerin entsetzt und es entstand ein erbitterter Kampf, in welchem die Künstlerin dem Diebe einen so derben Schlag versetzt haben soll, daß

er rücklings taumelte und stürzte, als eben Leute ihr zu Hülfe kamen.

Bei der bald darauf erfolgten Ankunft in Hamburg wurde der freche Dieb der Behörde übergeben und es fand sich, daß derselbe einer der gefürchtetsten Spitzbuben von London war.

(Allg. Modenztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Dem. Mars hat sich endlich entschlossen, dem aufgehenden Sterne Rachel zu weichen. Sie hat ihren Rücktritt von der Bühne auf den April 1841 angekündigt. — Dem. Georges, welche vor drei Decennien die Zierde der Pariser Bühnen war, und an manchem Abende als Cleopatra, Antonia ꝛc. einen Schmuck von einer Million Francs am Werthe an sich trug, ist gegenwärtig nicht viel mehr als eine Bettlerin. Mit verblühten, blassen und runzeligen Wangen, siechen und gebeugten Leibes, zieht sie jetzt in den kleineren Provinzstädten Frankreichs umher und spielt gegen ein überaus mäßiges Sümmchen die Rollen, in welchen sie einst von Kaisern und Königen bewundert und vom Publicum beinahe vergöttert wurde. Sic transit gloria mundi!

Der Verein für das Hermannsdenkmal hat weitere Nachrichten über den Fortgang des Unternehmens bekannt gemacht. An Beiträgen sind 25,271 Rthlr. eingegangen, und davon bis jetzt 19,443 Rthlr. verausgabt worden. Der von Quadern ausgeführte Unterbau steht in einem Durchmesser von 66 Fuß bereits 21 Fuß über der Erde. Von den zum Standbild erforderlichen 164 Centnern Kupfer sind 104 Centner bereits angekauft und die Kupferplatten größtentheils schon im Rohen verarbeitet. Die nach dem Anschlag für das Ganze erforderliche Summe beträgt 48,600 Rthlr., und der Verein hofft zuversichtlich, daß das hieran noch Fehlende durch freiwillige Beiträge gedeckt werden wird.

Auf der Bahn von Dresden kamen am 24. Sept. sieben Locomotive in Leipzig an, welche in Allem 88 Wagen mit Personen und Gütern führten, und es ist dem Vernehmen nach eine Tageseinnahme von etwa 2700 Thaler gemacht worden. Die seit sechs Monaten in Leipzig eingeführte eigenthümliche Gepäckordnung läßt, wie es scheint, kaum etwas zu wünschen übrig. Die Magdeburger wie die Köthen-Berliner Bahnverwaltungen haben dasselbe Verfahren schon angenommen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß jede andere Eisenbahn es einführen wird, da dasselbe zur Bequemlichkeit der Reisenden außerordentlich viel beiträgt. Es ist wirklich der Mühe werth, zu beobachten, mit welcher Schnelligkeit das Reisegepäck von einer so großen Anzahl nach den verschiedenen Stationen reisender Passagiere übernommen, gewogen, bezeichnet, dem Eigenthümer ein Schein darüber ausgefertigt, und wie rasch, sicher und gewandt solches bei der Ankunft gegen Vorzeigung des Scheins wieder ausgeliefert wird.

Von einem geistreichen deutschen Fürsten erzählt man, daß er einmal — vor noch nicht gar langer Zeit — einer schriftstellernden Dame, die ihm ihre sehr mittelmäßigen Gedichte überreichte, einen goldenen Fingerhut mit der Inschrift: „Ne perd pas le tems!“ habe zustellen lassen.

(München, 3. Oct.) Des glänzenden Erfolgs wegen, der ihr zu Theil ward, muß ich der gestern auf unserm Hoftheater zum Erstenmal aufgeführten Oper: »Die Nacht zu Paluzzi« (Libret nach dem Französischen von Forst) erwähnen. Die Musik dieser Oper, der erste Versuch eines hiesigen jungen Componisten, des Hofcapell-Organisten Xaver Pententieder, brachte den günstigsten Eindruck hervor, und der Tonsetzer und die Darsteller mußten nach jedem Actschlusse erscheinen. Wirklich enthält das Werk einige ausgezeichnet gelungene Nummern, zu denen wir vor Allem den eben so originellen als wirksamen Räuberchor im ersten Acte zählen. Wer mit einem solchen Versuche beginnt, von dem läßt sich für die Folge Bedeutendes erwarten. Die Ausstattung der Oper war einer k. Hofbühne würdig.

Bei Schott in Mainz verließ so eben die Presse: »Die drei Liebchen, Ballade von Wilhelm Speyer, 33stes Werk.« Der Name Wilhelm Speyer hat sich durch die Composition: »das deutsche Vaterlande eine Bahn in der musikalischen Welt gebrochen. Seine Quartetten werden jetzt von den meisten Liederkränzen hervorgesucht. Mit gleichem Glück hat er sich in neuerer Zeit auch der Liedercomposition zugewendet und man greift theilnehmend nach diesen Werkchen. Vor Allem liegt seinen Sachen, nächst dem Hauptprincip gefälliger und populärer Melodieen, eine so geniale als gemüthliche Auffassung seines Dichters zu Grunde. Vorliegendes werthvolle Gedicht von H. Hoffmann hat den Componisten sichtbar inspirirt. Heiter, kräftig und gemüthvoll wechseln die Melodieen und bilden die größte Hälfte dieser Ballade, die sich am Schlusse in eine milde Lyrik auflöst. Die Begleitung ist nicht gerade schwer, allein um sie in den oft abwechselnden Tempi und Rhythmen richtig spielen zu können, dazu gehört sowohl eine Prüfung des Gedichts wie der ganzen musikalischen Anlage, und jedenfalls darf man sich nicht unvorbereitet an das Piano setzen. Auch hier pulsiren volksthümliche Adern, und obgleich der Umfang für jede Kehle berechnet ist, so dürfte sich das Lied doch vorzugsweise für Bariton oder Mezzo-Sopran eignen. Der Druckfehler Pag. 2 auf dem 2ten Liniensysteme von unten, Des statt D, erstes Achtel im 4ten Takt der Begleitung, möchte in einer 2ten Auflage verbessert werden.

Dreisylbige Charade.

Ein Flüßchen eilt dem Maine zu,
Sein Name ist nicht weit bekannt;
Doch wird er weit und breit genannt
Und liefert Redestoff im Nu;
Des Jahres zweiundfünfzig Wochen
Hindurch wird auch von ihm gesprochen.

Kurz tönt daran ein Sylbchen noch,
'S ist weiblich und versetzt uns bald
Aus Gegenden, die rauh und kalt,
In lieblich schöne Triften; doch
Wer hat nicht schon gefühlt mit Lust,
Wie sie uns labet Aug' und Brust?

Das Ganze, lieber Leser, reiht
Sich traut an meine Erste hin;
Es reizt zur Freude unsern Sinn
Durch seine große Fruchtbarkeit.
Auf es ergießt sich reicher Segen,
Steh'n dem die Ersten nicht entgegen.

Auflösung der Charade in No. 279.

Stiefelknecht.

Thea'ter-Anzeige.

Donnerstag, 8. October. Die Montecchi und Capuleti, Oper in 4 Abth., Musik von Bellini. Romeo: Dem. Fürth.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 283. Freitag, den 9. October 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

„Aber was soll aus meinem Gatten werden?" fragte die Baronesse den jungen Saint-Maurice.

„Wollen Sie wohl," rief der junge Mann mit Ungestüm aus, daß ich zugleich mit Ihnen Ihren Mignet in die Salons der Faubourg Saint-Germain einführe, und ihn offiziell den Gästen vorstelle? Glauben Sie, Madame, daß eine solche Heirath, wenn Sie zur Oeffentlichkeit kommt, wohl geeignet sey, jenes Ansehen wieder aufzurichten, das sich forthin an unser Haus anknüpfen soll? Sie, Madame, haben das Wort „Trennung" ausgesprochen; nun wohlan! ich nehme es an. Eine schnelle und heimliche Trennung muß zwischen Ihnen und Claudius Mignet statt finden. Welche auch die Dienste seyn mögen, die er Ihnen erwiesen hat; Sie gehören Ihrer Tochter eher an, als ihm. Wenn er Ihnen wahrhaft ergeben ist, wie Sie sagen, wenn sein ganzes Leben nur Entsagung für seine ehemalige Herrschaft gewesen ist, so hat er hier eine Gelegenheit, den glänzendsten Beweis hievon zu geben; er soll versprechen und schwören, Sie niemals wieder aufzusuchen, Ihnen niemals ein Zeichen der Erinnerung zu geben, das Ihre neue Stellung compromittiren könnte, und ich will ihm die Mittel geben, fern von Ihnen in einem ehrbaren Wohlstande den Rest seiner Tage zu verleben . . ."

„Genug, genug, Herr Ritter," sagte die Baronesse, mit Würde sich erhebend; „wenn sie nur Opfer von mir verlangten, bei denen ich allein zu leiden hätte, und die sich mit den Gefühlen von Ehre und Dankbarkeit vertrügen, die das Gefolge des wahren Adels bilden müssen, so hätte ich nachgegeben, so schmerzlich es mir auch angekommen wäre. Aber den edelmüthigen Mann verläugnen, der mir und meinem Kinde das Leben gerettet und uns von seinem Brode ernährt hat, der für uns des Tages Last und Hitze trug, über seinen Namen erröthen, ihn für einen größeren und glänzendern mit Verachtung zurückstoßen, ihm einen Almosen hinwerfen, wenn Glücksgüter und Ehren zu uns zurückkehren, ihm, der seit zwanzig Jahren gearbeitet hat, um uns einen mäßigen Wohlstand zu erwerben — nein, Herr Ritter von Saint-Maurice, mit nichten! eines solchen Undankes werde ich nimmer fähig seyn; und zur Ehre des Namens, auf den Sie so stolz sind, hätte ich gewünscht daß ein solcher Vorschlag nie aus Ihrem Munde gekommen wäre."

Indem sie so sprach, drückte sich ein edler Unwille in all' ihren Zügen aus. Ihre so reine und so ruhige Stimme hatte sich zu einem wahrhaft zürnenden Tone erhoben. Der Ritter blieb einen Augenblick wie niedergeschlagen durch die Lebhaftigkeit dieser Antwort.

„Madame," versetzte er endlich mit Bestürzung, „Sie sehen wohl, daß ich vor einigen Minuten Recht hatte, als ich vor dieser unangenehmen Erklärung weggehen wollte. Indessen bitte ich Sie, Madame, überlegen Sie den Vorschlag, den Sie so eben vielleicht mit zu viel Uebereilung zurückgestoßen haben, und wenn Ihr — Mignet so edelmüthig ist, wie Sie ihn selbst geglaubt haben . . . ."

Claudius, der, wie gesagt, sich als stummer und ehrerbietiger, keineswegs jedoch gleichgültiger Zuschauer dieser Unterredung entfernt gehalten hatte, trat jetzt zu der Baronesse vor und sprach zu ihr mit jener ernsten und gesetzten Stimme, die ihm eigenthümlich war:

„Ich danke Ihnen, Madame, für das edelmüthige Opfer, das Sie mir bringen wollen, allein ich kann es nicht annehmen. Bedenken Sie, daß ich Ihnen mehr Freund und Beschützer, als Gatte gewesen, und daß die Rolle, die ich bei Ihnen übernommen, so süß belohnend für mich war, daß Ihre vermeintliche Schuld gegen mich abgetragen ist. Jetzt, da der Zufall Ihnen die Gelegenheit darbietet, jenen Rang und Namen wieder anzunehmen, welchen unglückliche Umstände Ihnen genommen hatten, stoßen Sie ihn nicht durch eine übertriebene Delikatesse zurück; mein Amt war, über Sie und Ihr Kind zu wachen, Sie beide zu beschützen, Sie so glücklich zu machen, wie es ein armer und niederer Mann, wie ich, dem nur seine Handarbeit zu Gebote steht, thun konnte. Heute, wo das Glück sich Ihnen mit Glanz und Reichthum darstellt, nehmen Sie es an, denn Sie werden ohne mich an jenes Ziel gelangen, das ich so sehnlichst wünschte, Sie erreichen zu sehen; meine Rolle ist ausgespielt. Sie dürfen sich nicht durch eine so seltsame Heirath gebunden halten, die mitten in den Stürmen der Revolution gegen alle Gesetze der socialen Verhältnisse vollzogen wurde, und die weder Sie, noch ich die Wahl hatten, auszuschlagen. Ich bitte Sie also, Madame, im Namen dieser edeln Familie, die Sie reclamirt, im Namen der Dienste, die ich Ihnen erweisen konnte, im Namen Ihrer Tochter, die Sie in die glänzendsten Verhältnisse erheben werden, willigen Sie

in diese Trennung ein, die der Herr Ritter verlangt. So schmerzlich es auch für mich seyn mag, ich gebe mein Wort zum Pfande, daß ich nie durch meine Gegenwart oder durch ein indiscretes Benehmen . . .“

Madame Louise unterbrach Ihren Gatten durch ein wohlwollendes, in ihrer Weigerung beharrliches Zeichen, und sie murmelte noch, indem sie dem Greise die Hand reichte:

„Ich habe arm mit Dir gelebt, Claudius, ich will auch arm mit Dir sterben.“

Claudius drückte leise ihre Hand, auf die er eine Thräne der Dankbarkeit rinnen ließ. Aber diese Rührung dauerte nur kurze Zeit; er erwiederte bald darauf mit Lebhaftigkeit:

„Nun, Madame, weil Sie denn einmal fest entschlossen sind, mein Schicksal zu theilen — und ich kenne Ihr Herz hinlänglich, um überzeugt zu seyn, daß dieser Entschluß unwiderruflich ist — warum sollte unsere Existenz der Ausführung der Plane des Herrn Ritters hinderlich seyn? Kein Mensch weiß, daß die Baronesse von Saint-Maurice unter einem niedern Namen tief in einer Provinz verborgen ist; und wäre es nicht möglich, durch Vorsichtsmaßregeln Ihre gegenwärtige Lage zu einem für alle Blicke undurchdringlichen Geheimniß zu machen? Wer würde auf der reinen und mit Diamanten bedeckten Stirne der jungen Gemahlin des Herrn Ritters den niedern und unadeligen Namen ihres Pflegevaters und ihrer Mutter lesen? Wer, wenn er sie schön und glänzend auftreten sieht, könnte sich einfallen lassen, daß sie in der Armuth erzogen worden ist, wenn ihre Mutter und ich niemals offenbaren, welche Bande uns mit ihr verbinden?“

„Ja,“ rief der Ritter mit einigem Stocken aus, indem er Auguste ansah, „aber wird Fräulein von Saint-Maurice einstimmen? . .“

„Meine Mutter und meinen edeln Pflegevater zu verläugnen,“ sagte das junge Mädchen mit einem edeln Stolze, „im Reichthume zu leben, während sie fern von mir in der Mittelmäßigkeit lebten, niemals ihren Namen auszusprechen, niemals von ihrer Liebe und ihren Wohlthaten zu reden? . . . O! Sie hatten Recht, mein Herr, wenn Sie dachten, ich würde dazu nie einwilligen. Gestern, als ich noch nicht wußte, daß die Hoffnungen vernichtet sind, die meine Mutter auf die Erkenntlichkeit einer königlichen Familie gesetzt, hatte ich feierlich versprochen, niemals die edelmüthigen Eltern zu verlassen, die mich durch Entbehrungen und Opfer erzogen haben; heute will ich dieses Versprechen halten. Und überdies,“ fuhr sie, die Augen niederschlagend, mit Schüchternheit fort, „so ehrgeizig der Herr Ritter in seinen Planen ist, so hat er vielleicht nicht einmal an die Hindernisse gedacht, die ich dieser Verbindung entgegensetzen könnte, in der er nur eine Gelegenheit, sein Vermögen wieder zu gewinnen, erblickt; er hat nicht überlegt, daß ich vielleicht — ihn nicht lieben könnte. —“

(Fortsetzung folgt.)

Wildbad.

(Blätter der Erinnerung; mitgetheilt von Carl Hanisch.)

(Fortsetzung und Schluß.)

„Die gute Quelle im Geisthale“ — fuhr der gelehrte Nachbar fort — „war zum Untergange bestimmt; denn die in Würtemberg fast allgemeine Ueberschwemmung, auch ein electrisch-hydraulischer Proceß im Herbste 1824, wo das Gewässer auf hohen Bergen, sogar inmitten von Scheunentennen ausbrach, erreichte auch diese Stelle und verschlämmte und drängte die kaum Wiedergefundene in den Schooß der Erde zurück.“

Da ich einmal in ein gelehrtes Thema verwickelt war und fragen leichter ist, als antworten, so bat ich ihn um seine Meinung in Beziehung auf die Kraft, die diese Quellen wärmt.

„Mein Herr!“ sagte er, „das ist eine Frage, über die sich die gelehrtesten Männer schon die Köpfe zerbrochen haben.“

Aha! warf ich lächelnd ein, — daher also so mancherlei und eben so unerklärliche Erscheinungen nach solchen Brüchen!

„Feuer, nach unseren gewöhnlichen Begriffen, das unser Theewasser zum Sieden bringt, unsere Speisen, unsere herrlichen Kaffeechen kocht, solches Feuer kann es nicht seyn; denn das Gewärmte würde in der Temperatur wechseln, oder der wärmende Stoff hätte sich längst aufgezehrt. Ein kalter Proceß, etwa wie Wasser auf Kalk, der durch seine Zersetzung die Wärme bewirkt, kann es auch nicht seyn; denn es findet sich weder in den umgebenden Gebirgen, noch in den Quellen selbst eine Spur — mindestens nur eine ganz geringe von Kalk. Ich gestehe aufrichtig, daß ich hier noch im Dunkeln bin.“

Da saß ich — wie mein gelehrter Nachbar — abermals im Dunkeln, oder vielmehr hoch über dem Dunkeln; denn bei mir war es klar:

Mir eins, was unten kocht und glüh't,
Wodurch der Wärmproceß geschieht,
Wenn nur mein Rheoma bald entflieht!

Und es entfloh! Es ist entflohen! Und ich will hoffen, für immer!

O seliger Augenblick, endlich befreit zu seyn von einer nagenden Pein, die alle Freude scheucht, alle irdische Genüsse verkümmert, die Seele umflort mit immer dichterem und dunklerem Gewebe! Die göttliche Heilkraft des Wassers, die freundliche Umgebung von Personen, die immer werther werden, je näher man sie kennen lernt; der Frohsinn der Gäste, die auch ihre Sorgen zu Hause gelassen haben; der durch Geselligkeit gewürzte Genuß der Freuden der Tafel, die durch Mäßigkeit erhalten und erhöht wurden! Freundlicher lächelte mir mit jedem Tage die Natur, die in den Augen meiner schönen Tischnachbarin noch eins so lieblich sich abspiegelte.

Ja, ich denke mit freudiger Rührung an die Gute, Liebliche! Mit welch' frohem Antheile sie meine zunehmende Heiterkeit wahrnahm und wie sie gar nicht barg, daß ich ihr Wohlgefallen erworben hatte. Meine innige Dankbarkeit prägte sich in allem aus, was Beziehung auf sie hatte. Ich wandelte an ihrer Seite mit dem bescheidenen Muthe eines Mannes, der sich wieder aufgenommen fühlt in die Reihe fröhlicher Wesen, die das Leben schön finden. Die Sonne wirkte wieder wohlthätig auf meinen Körper, wie der Strahl der klaren Augen meiner Freundin auf meine Seele.

Die innigste Freundschaft findet nur zwischen Mann und Weib statt; Männerfreundschaft ist eine Rüstung von Stahl, schützend, aber hart und kalt; Weiberfreundschaft ist ein weicher, baumwollener Panzer, den Pfeilen des Hasses und Neides undurchdringlich, warm und wahrend, ohne zu drücken.

Im Hochgenusse meiner wiedergekehrten Gesundheit und el-

Digitized by Google

ter sie begleitenden süßen Gefühle durchwandelte ich an ihrer Seite die lange, schöne Doppel-Allee von Buchen und Linden, in ihren Augen lesend, die den meinigen antworteten in jener geheimnißvollen Sprache, die nur gleichgestimmte Seelen verstehen. Plaudernd und kosend entflogen uns die Stunden wie Minuten; o sie konnte so aufgeweckt seyn, wie sie gefühlvoll war.

Auf der Promenade kam das Gespräch auf die Merkwürdigkeit, daß es wenige oder gar keine Sperlinge in Wildbad gebe.

„So ist es!" bestätigte sie. — „Im Munde des Volkes geht eine Sage, daß für ein Paar hier nicht Futter genug zu finden sey; deßwegen lebt das Männchen in Wildbad, seinem Gewerbe nachgehend oder besser nachhüpfend, während das Weibchen mit der kleinen Familie in dem nahe gelegenen Orte Höfen ihr Quartier aufgeschlagen hat; und von hier aus giebt sie dem Herrn Gemahl in Mitte des Thales auf halbem Wege ein Rendezvous, oder, im Falle sie durch häusliche Geschäfte abgehalten wird, besucht der Mann die Frau Gemahlin in ihrem Domicilium, — wie es manchem armen Menschenpärchen gehen soll."

Begleite mich, süße Erinnerung, an der Seite der Theuren in die Anlagen, die sich von der Allee hinaufziehen an den Berghängen, weniger anmuthig durch Kunst, welche die Natur mit Tempeln, Hütten, Inschriften und dergleichen zu schmücken bemüht war, die hier keines andern als ihres eignen Schmuckes bedarf. Ueberall frisches, lebendiges Leben von frischen Quellen erweckt und erhalten, die überall zwischen den ungeheuern, zerstreut umher liegenden Felsblöcken hervorrieseln, deren größter der Fürstenstein ist, ein Album, das die ehrwürdigsten Namen — und mit andern auch die unsern trägt. Rauschend und schäumend zieht die Enz hindurch, über die in ihrem Bette lagernden Steinmassen sich hinabstürzend und die mannichfaltigsten Wasserfälle bildend: ein Schauspiel, das den stillen Beobachter einwiegt in jenen glücklichen Halbschlummer, wo das Leben sich in einen süßen Traum auflöst.

Zwar flötet an diesen Ufern keine Nachtigall, nur der Drosseln und Amseln helles Lied schallt herab aus den Wäldern, dem freien Sitze der freiesten Bewohner der Erde; dennoch ist dieses Thal ein Tempe, und in den heißen Sommermonaten sind die Abende, durch das überall strömende Wasser gekühlt, und durchwürzt von dem Aroma der duftenden Nadelwälder, wahrlich bezaubernd schön — im Arm der Liebe ein Paradies.

Kennst du das Thal, wo Heidelbeeren blüh'n,
Aus dunkelm Wald die Nebelstreifen zieh'n,
Ein frischer Hauch vom Waldesstrome weht,
Auf starrem Fels die Riesentanne steht?
Kennst du es wohl? dahin, dahin
Laß uns vereint und gläubig zieh'n.

Kennst du den Quell? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es dampft das Haus, es plätschert im Gemach,
Und freundlich lockend zieht es mich heran:
Hinab! hinein! Um's Uebel ist's gethan.
Kennst du es wohl? dahin, dahin
Möcht' ich mit jedem Jahre zieh'n!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Genesen klimmt der Gast den Felsenweg;
Vernichtet ist der Krankheit gift'ge Brut,
Geheilt hat ihn die warme, heil'ge Fluth.
Mit neuer Kraft ruft er: dahin, dahin,
In's Wildbad, Freunde, müßt Ihr zieh'n!

Gallerie ausgezeichneter Frankfurter.

4.

Paul Johann Anselm von Feuerbach in Bamberg.

Skizzirtes Genrebild von J. Funck.*)

Feuerbach war nicht nur ein großer Jurist, er war, was mehr sagen will, zugleich ein großer Mensch. Von dieser Seite wenigstens lernte ich ihn in den Jahren 1814 und 15 in Bamberg kennen, wohin er als zweiter Präsident des Appellationsgerichts berufen war. Fälschlich bezeichnet die achte Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexicon 1817 als das Jahr seines Bamberger Aufenthalts.

Meines Wissens hat noch Niemand Feuerbach außerhalb seines staatsdienstlichen und wissenschaftlichen Terrains geschildert; ich versuche es daher, so weit mir die äußeren und inneren Lineamente seines Lebens noch im Gedächtnisse liegen und zu beobachtende Discretionen gestatten, in nachstehenden kurzen Umrissen.

Feuerbach war seiner äußern Person nach mehr klein als groß, blassen Gesichts, das jedoch von ein Paar lebhaften, beweglichen, geistverkündenden blauen Augen wunderbar belebt ward. Um seinen zierlich geformten Mund schwebte auf eine nicht wohl zu beschreibende Weise — besonders wenn er lächelte — eben so deutlich ein Zug der Ironie, wie der eines unendlichen Wohlwollens. Was sein Herz im Moment empfand und beschäftigte, Freude oder Schmerz, prägte seine Physiognomie auf eine ganz eigenthümliche Art, durch ein lebhaftes Muskelspiel und zwar so aus, daß der ihm Gegenüberstehende unwillkürlich zur lebhaftesten Theilnahme an seinen Angelegenheiten hingerissen ward. Ein convulsivisches Zucken war zwar zum Theil sein Muskelspiel, wie bei Callot-Hoffmann, es that aber nicht wehe, sondern wohl.

Der ihm inwohnende ächte Welthumor gab sich am sprechendsten durch ein kräftiges lautes Lachen kund; Leiden und Kummer aber (die bei weitem das Uebergewicht während seines Bamberger Lebens hatten) fesselten seine Freunde schon, bevor er ihnen noch die Leiden erzählte; — sie waren bereits deutlich in seinen Gesichtszügen ausgedrückt. Auch hier hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit Hoffmann statt, besonders wenn bitterer Hohn und Spott — was nicht selten geschah — über conventionelle Rücksichtsmenschen mit im Spiele waren.

Feuerbach theilte im Leben eine Eigenschaft mit manchem guten Schauspieler auf der Bühne — die wir nur recht Vielen wünschen möchten — die der Geberdensprache oder körperlichen Beredsamkeit. Schultern, Arme, Hände, Füße sprachen bezeichnend mit, wenn er erzählte, alles an ihm war in Bewegung, nichts todt, selbst im Zustande der Ruhe.

*) Lewald's Europa.

In seiner Kleidung lag nichts Gesuchtes, sie war eher nachlässig, ja selbst salopp; seine Staatsrathsuniform hing um ihn wie sein Schlafrock, und brachte keineswegs die bezweckte imponirende Wirkung hervor, ja, für mich hatte er sogar darin etwas Komisches, wie dieß für Jedermann bei Hoffmann der Fall gewesen seyn soll, den ich nie in Uniform sah, ihn mir aber im Geiste recht gut vorzustellen vermag, so zwar, daß schon beim Niederschreiben dieser Zeilen unwillkürlich ein unziemliches Lachen Platz greifen will.

Feuerbach liebte geistige, aufregende Getränke, unter den Weinen besonders den Champagner, vor allen aber den Punsch. Rhein- und Frankenweine wurden ihm von seinem Arzte, der zugleich sein Freund war, dem seligen unvergeßlichen Marcus, zu trinken untersagt, da sich rheumatische Beschwerden, von denen er, nach seiner Versicherung, früher nie heimgesucht war, in Bamberg einzustellen anfingen und später in förmliche Gicht überzugehen drohten. Marcus, ein entschiedener Verehrer des Punsches, der in der geschickten, verhältnißmäßigen Mischung des Araks mit der Citronensäure wie in der Wärme dieses Getränkes Wunderwirkungen für den Körper erblickte, empfahl Feuerbach, welcher ohne körperliche und geistige Anregung zugleich in den Tagen seines Exils — so bezeichnete er seinen Bamberger Aufenthalt — nicht bestehen konnte, diese Medicin, die er, sein eigener Apotheker, vortrefflich zu bereiten verstand. Sein Arzt, der öfters sein Fabricat versuchte, war mit der Zubereitung desselben immer lobend einverstanden, nicht so aber mit der willkürlich geänderten Gebrauchsvorschrift seines Receptes, die auf den Abend hinwies, vom Patienten jedoch auf den Nachmittag, selbst auf den Morgen ausgedehnt und nach beliebiger Dosis genossen ward.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Viernheim, 6. Oct.) Gestern wurde im Revier Viernheim, Forsts Heppenheim, der in hiesiger Gegend schon längere Zeit sich aufhaltende und wegen seiner öfteren Einbrüche in die Schafpferche berüchtigte Wolf, auf der sogenannten Viernheimer Haide, woselbst zum Abspüren desselben, durch Wundmachen und Eggen des Bodens auf den Schneißen, Vorkehrungen getroffen worden waren, von dem großh. Förster Weyland gesehen und bald darauf fest eingekreis't. Der großh. Revierförster des Reviers veranstaltete sogleich eine Jagd, und nachdem man aus dem Orte und der nächsten Nachbarschaft 20 Schützen und 50 Treiber zusammengebracht hatte, wurde Nachmittags 3 Uhr der junge Kiefernbistrict, in welchem sich der Wolf befand, vorsichtig umstellt und das Treiben begonnen. — Kurz nach dem Lautwerden der Treiber, ging der Wolf in der Dickung auf, rannte der Hauptschützenlinie und der Stelle, wo er hinein gewechselt war, entgegen, wandte sich aber nahe vor den Schützen nach dem linken Flügel, wo er einem der letzten, einem ungeübten Schützen, anlief, auf dessen Schuß aber wieder nach der Hauptschützenlinie umkehrte, dem auf der linken Ecke stehenden Oeconomen Dietz vom Straßenheimer Hof auf 25 Schritte anlief und auf dessen Schuß zusammenstürzte. — Leider war er nicht gut getroffen — augenblicklich erhob er sich wieder, rannte in der größten Flucht in der Kiefernbickung nahe an der ganzen Schützenlinie hinaus, so daß er von sämmtlichen Schützen im Blick gesehen oder doch gehört worden ist, ohne daß geschossen werden konnte, und entkam am entgegengesetzten Eck, wo wegen Mangel an Schützen nur Treiber als Wehrmänner aufgestellt waren, aus dem Treiben. — In der Spur fand man Schweiß, das nächste Gehölz wurde augenblicklich wieder umstellt und mehrmals durchgetrieben, allein der Wolf war, sehr wahrscheinlich in die angränzenden großh. badischen Waldungen, durchgekommen. — Ein weiteres Verfolgen verhinderte die eingetretene Nacht. — Heute wird das Nachspüren fortgesetzt, man zweifelt jedoch, daß der Schuß tödtlich geworden ist. Bemerkenswerth ist noch, daß dieser Wolf von ausgezeichneter Stärke ist und eine mehr hellgraue als gelbliche Farbe hat.

Das neueste Heft des in London erscheinenden »Eisenbahn-Magazins« (Railway Magazine) beweiset, daß keine andere Art, zu reisen, so sicher ist, als die vermittelst der Dampfwagen auf Eisenbahnen. Die Fahrt von London nach Birmingham wurde am 17. Sept. 1838 eröffnet. Bis zum 31. Aug. dieses Jahres legten die Dampfwagen mehrere Millionen englische Meilen zurück, und beförderten weit über 1,250,000 Reisende, ohne daß einer derselben im Geringsten beschädigt worden wäre. Auf der von London nach Südwesten führenden Eisenbahn wurden in 27 Monaten 553,700 Meilen zurückgelegt und 1¼ Million Passagiere befördert; und es kamen nur 10 Quetschungen vor. Auf der Nord-Union-Bahn fand ein ähnliches Verhältniß statt, und so auf allen übrigen. Nun dürfe man doch die Frage stellen: ob irgend eine andere Reisemethode in gleicher Weise Wohlfeilheit, Schnelligkeit und Sicherheit in so hohem Grade darbiete, wie die Beförderung auf der Eisenbahn.

Man hat in England eine neue Erfindung gemacht, um das unfreiwillige Ertrinken zu verhüten; sie besteht in nichts als in einem Hute, der den gewöhnlichen Hüten gleicht und auf den Kopf gestülpt werden kann. Man bedient sich seiner wie eines Rettungsbootes und kann ihn so weit ausdehnen, um zwei oder drei Personen damit zu retten. Er ist sehr leicht und nicht theuer. Die Erfolge dieser Erfindung sollen außerordentlich seyn und die Versuche, die man damit unter der Leitung des Hrn. Williams anstellt, ziehen jedesmal eine große Menge Zuschauer herbei. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Hut auf der Handelsmarine sowohl als auf der Kriegsmarine eingeführt wird.

(Ueber die Hundswuth.) In der Sitzung der Academie der Wissenschaften zu Paris theilte Hr. Brechet die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Art der Fortpflanzung der Hundswuth mit. Er hatte mit Hrn. Magendie von einem an dieser Krankheit sterbenden Manne eine große Quantität Speichel entnommen, und auf einen Hund unterhalb der Rückenhaut übertragen; 38 Tage nach der Einimpfung ward das Thier wüthend, und theilte durch den Biß die Krankheit auch andern Hunden mit, doch bemerkte man, daß die Krankheit sich gar nicht zeigte, oder nur sehr schwer entwickelte, wenn der Giftstoff nach einander durch drei oder vier Thiere gegangen war. Am häufigsten trat die Hundswuth 20 bis 30 Tage nach dem Biß ein, in mehreren Fällen jedoch erst nach drei Monaten. An einigen tollen Hunden entdeckte man keine Wasserscheu, sie tranken vielmehr das ihnen gereichte Wasser begierig, und es scheint somit ausgemacht, daß Hundswuth und Wasserscheu zweierlei sind. Die Hundswuth theilte sich, durch den Biß, auch pflanzenfressenden Thieren, wie dem Pferde und dem Esel, mit, so wie der von diesen entnommene Geifer bei den damit inoculirten Hunden die vollständigste Wuth erzeugte. Kaninchen, Meerschweine starben bald nach der Inoculation, jedoch ohne die charakteristischen Symptome der Krankheit, und dasselbe fand auch bei den Experimenten an Vögeln verschiedener Art statt.

Theater-Anzeige.

Samstag, 10. Oct. Die Herrin von der Else, Schauspiel in 5 Abth.

Redakteur: L. A. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 284. Samstag den 10. October 1840.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, es einen Augenblick vergessen zu haben," sagte der junge Mann mit einem sichtbaren Aerger, indem er seinen Hut ergriff, als wolle er Abschied nehmen; „es ist vielleicht Zeit, eine Unterhaltung zu beendigen, die für Alle, mich ausgenommen, eine Gelegenheit gewesen ist, Edelmuth zu zeigen! Indessen will ich mich nicht entfernen, ohne meinen edeln Verwandten zu bemerken, daß ich, dem man nur ehrgeizige Absichten unterlegt, auf ein ungeheures Vermögen nur deßhalb verzichte, weil ich es nicht unter Bedingungen annehmen kann, die ich für unsern Namen entehrend halte."

„Und warum sollten Sie auf dieses Vermögen verzichten?" versetzte das junge Mädchen mit Würde, indem es ihn mit einer Bewegung zurückhielt; „giebt es denn kein Mittel, Ihnen auch ohne diese unmöglich gewordenen Heirathsplane den freien Genuß dieser Güter zu versichern, die Ihnen Ihr Oheim, als dem Repräsentanten und Haupte der Familie von Saint-Maurice, vermacht hat?"

Alle Blicke richteten sich begierig auf Auguste, die allein das Recht hatte, einen Vorschlag zu machen, den bis dahin Niemand vorzubringen gewagt hatte.

„Mein Herr," versetzte sie, „entschuldigen Sie die Unerfahrenheit eines jungen Mädchens, das die Interesse-Angelegenheiten nicht versteht, und darum vielleicht ein unausführbares Beseitigungsmittel in Vorschlag bringt; aber es scheint mir, daß das Testament des Herrn Großpriors den Fall vorgesehen haben muß, in dem es mir unmöglich wäre, Ihnen meine Hand zu gewähren und . . ."

„In der That, eine Klausel, von der ich es nicht für passend gehalten, Ihnen zu sprechen . . ."

„Und welche wäre es?"

„Der freie Genuß der Erbschaft meines Onkels soll mir in dem Falle verstattet seyn, wenn Sie und Ihre Vormünder durch eine authentische Urkunde auf die Rechtswohlthat des Nachlasses verzichten."

„Sie sollen diese Verzichtleistung haben, mein Herr."

„Um Gotteswillen, bedenken Sie wohl!" sagte der Ritter auf dem Gipfel des Erstaunens, „wissen Sie, daß unser Oheim, in der Furcht, sein Vermögen zu zerstückeln, keine Vergütung für Sie im Falle der Weigerung festgesetzt hat? Wissen Sie daß es sich um ein wahrhaft fürstliches Vermögen, um hunderttausend Livres Renten handelt?"

„Das ist einerlei, mein Herr! ich wünschte, dieses Vermögen wäre noch beträchtlicher, um es meiner guten Mutter und meinem theuern Wohlthäter zum Opfer zu bringen! Ich werde mit ihnen Niedrigkeit und Armuth ertragen, und fürchten Sie nicht, daß ich mich jemals darüber bei meinem reichen Vetter, dem Ritter von Saint-Maurice beklagen werde."

Weder Madame Louise, noch selbst der phlegmatische Claudius, konnten ihre Verwunderung über diese edelmüthige Handlungsweise eines jungen Mädchens unterdrücken, das auf so viele und so glänzende Vortheile verzichtete. Sie schlossen sie in ihre Arme, sie bedeckten sie mit ihren Thränen und Küssen. Selbst der Ritter war nicht unempfindlich für die edle und muthige Resignation seiner jungen Cousine; allein es blieb ihm keine andere Wahl, als einen Vorschlag anzunehmen, der das Ganze vereinfachte, und als der erste Ausbruch der Freude ihrer Eltern sich etwas gelegt hatte, sprach er zu Auguste:

„Mein Fräulein, ich sollte vielleicht ein allzu edelmüthiges Anerbieten ausschlagen; allein Umstände, vor denen sich jeder Wille beugen muß, nöthigen mich, es nicht zurückzustoßen. Heute, wo der so lange zerstreut gewesene Adel sich endlich wieder unter einem väterlichen und legitimen Gouvernement vereinigen kann, ist es die Pflicht aller Häupter der alten Familien, um jeden Preis die Einheit ihrer Häuser wieder herzustellen. Diese Pflicht hat mich genöthigt, mich in Hinsicht der zweiten Heirath Ihrer Mutter streng und unbiegsam zu zeigen; diese Pflicht nöthigt mich ferner, die schöne Uneigennützigkeit zu benutzen, deren, wie ich eingestehe, ich unwürdig erscheinen kann. Im Vertrauen auf Ihr Versprechen werde ich also abreisen."

„Wenn der Herr Ritter uns darum ersuchen wird," sagte die Baronesse, ohne die Hand ihrer Tochter, die sie fest an ihr Herz gedrückt hielt, loszulassen, „soll ihm die authentische Urkunde, mit allen nöthigen Unterschriften versehen, an den Ort, den er bezeichnen wird, zugestellt werden."

„Und Sie geben mir Alle Ihr Wort, daß das tiefste Geheimniß den Aufenthalt der beiden Damen von Saint-Maurice in diesem Hause bedecken wird?"

„Niemand weiß dieses Geheimniß, und Niemand soll es jemals wissen."

„Indessen," versetzte der Ritter mit einem Tone, der ein wenig Aerger verrieth, vielleicht unwillkürlich, „wenn jemals

Fräulein Auguste, nicht so unempfindsam für einen Andern, als für mich, sich zu verheirathen einwilligte, hätte ich zu befürchten, daß ihr Geburtsschein . . .“

„Von dieser Seite haben Sie nichts zu befürchten, Herr Ritter,“ sagte Mignet; „der Akt, welcher zu Paris unter der Schreckensregierung ausgefertigt wurde, führt keine Bezeichnung von Titeln an, und enthält nur den Namen Menard. Ihr Geheimniß wird sonach gut bewahrt seyn, und was die beiden Personen betrifft, die heute in diesem Hause die Wahrheit gehört haben, so glaube ich für ihre Verschwiegenheit stehen zu können. Der Eine ist der alte Notär und der Andere . . .“

„Ah! ja, die Michelin's!“ sagte der Ritter mit einer unruhigen Miene; ohne Zweifel haben sie das Haus noch nicht verlassen, und ich will mich ihres Schweigens zu versichern suchen.“

Der junge Saint-Maurice blieb einen Augenblick nachdenkend, und, ehe er förmlich Abschied nahm, gleichsam verlegen; er schien noch einen Vorschlag auf dem Herzen zu haben, den er jedoch mit Verachtung zurückgestoßen zu sehen fürchtete.

„Fräulein,“ sagte er endlich, „ich bin nun im Begriffe, mich vielleicht auf immer zu entfernen, und durch das Opfer, das sie mir gebracht haben, eine neue Existenz von Glanz und Ehre zu beginnen. Erlauben Sie mir nicht zum wenigsten, Ihnen von diesem Vermögen, das Sie mir, nebst dem Namen unserer gemeinschaftlichen Vorfahren, allein überlassen, einen schwachen Antheil anzubieten, um damit die letzten Lebensjahre Ihrer Mutter zu verschönern, und — —“

„Ich werde nichts annehmen, Herr Ritter,“ antwortete das junge Mädchen mit einer imposanten Energie, „und ich muß Ihnen gestehen, daß ein neues Anerbieten dieser Art eine Beleidigung für mich seyn wird. Wir sind Alle an Niedrigkeit und Armuth gewöhnt, und wir werden unsere Lage, wie sie auch seyn mag, bis an's Ende muthig ertragen. Indessen,“ fügte sie mit einem bittenden Tone hinzu, indem sie mit einer kühnen Gebärde die Hand ihres Vetters ergriff, „wenn Sie mir einen Dank für diese Uneigennützigkeit, von der Sie reden, schuldig zu seyn glauben, so vergönnen Sie, Herr Ritter, ehe Sie uns auf immer verlassen, ein freundliches Wort, ein wohlwollendes Zeichen dem Gatten meiner Mutter, dem unermüdlichen Wohlthäter, der seit zwanzig Jahren . . .“

Während sie so redete, suchte sie die Hand des jungen Edelmannes mit der des alten Claudius Mignet zu vereinigen; aber der Ritter machte sich durch eine ungestüme Bewegung los, ehe sie noch damit zum Ziele kommen konnte, und sprach mit Nachdruck:

„Niemals!“

Darauf grüßte er die Damen mit einer steifen Verbeugung und entfernte sich rasch, ohne nur einen Blick auf den guten Claudius zu werfen, der mit Traurigkeit lächelte.

Madame Louise näherte sich ihm lebhaft.

„Verzeih' ihm, Claudius,“ sagte sie mit einem melancholischen Ton, „Du weißt, daß er das Beispiel der Undankbarkeit von oben her erhalten hat.“ — Und sie wies auf den Umschlag des königlichen Schreibens, das noch auf dem Tische lag.

(Fortsezung folgt.)

Gallerie ausgezeichneter Frankfurter.

4.

Paul Johann Anselm von Feuerbach in Bamberg.

Skizziertes Genrebild von J. Funck.

(Fortsetzung.)

Feuerbach's fast einzige, ihm in Bamberg gebotene Annehmlichkeit war seine Wohnung. Ein palastähnliches Haus*), auf einem Berge gelegen, mit einer köstlichen weiten Aussicht in das Freie, mit einem daranstoßenden sehr großen Garten, entschädigten ihn für so manche Entbehrungen. Gesellschaften, obwohl er zu diesen oft genug geladen ward, mied er gänzlich, er bewegte sich nur in einem engen Zirkel ihm gleichgesinnter Freunde. Im Sommer ging er fast gar nicht aus, sein Garten gewährte ihm hinlänglichen Platz, sich zu ergehen, und im Winter genügte ihm sein Arbeitssaal, in welchem er seine reichhaltige und ausgewählte Bibliothek, besonders im Fache der Geschichte und Belletristik aufgestellt hatte. Ihn beschäftigte damals die Ausarbeitung eines großen Werkes: „Vergleichende Gesetzgebung aller Nationen der Erde“, woran er, wie er mir sagte, schon ein großes Stück seines Lebens gewandt und noch zu wenden gedenke. Großes Vergnügen gewährte es ihm, fast so oft ich zu ihm kam, davon zu sprechen, und mir die aufgespeicherte Manuscriptmasse zu zeigen, die füglich den Raum eines Fuhrmannswagens hätte ausfüllen können. Meines Wissens ist davon nie etwas im Druck erschienen, und eine sich vielleicht belohnende Aufgabe für Juristen und Geschichtsforscher wäre es wohl, nachzuforschen, was mit diesen Schätzen nach seinem Tode geschehen.

Feuerbach's literarisches Leben, sowohl früher als in Bamberg, theilte sich in zwei Hälften. Im Winter lebte er den historischen und juristischen Wissenschaften, und zwar producirend; im Sommer schuf er selbst nichts, sondern las blos, vorzüglich die ausgezeichneteren schönwissenschaftlichen Werke, für die er eine besondere Neigung und Liebe hegte. Göthe, Schiller und Wieland kannte er persönlich von seinem ehemaligen Aufenthalte in Jena her, und liebte sie, wie ihre Schriften. Es war ein seltener Genuß für mich, die scharfe Auseinandersetzung ihrer persönlichen wie schriftstellerischen Charaktere aus seinem Munde in begeisterten Worten, die im Augenblick des Druckes werth gewesen wären, zu vernehmen, und noch ergötzt mich das Andenken daran.

Feuerbach war enthusiastischer Verehrer Jean Paul's. Den „Siebenkäs“ — sein wie mein Lieblingsgericht auf des Unsterblichen literarischem Küchenherde — nannte er die zweite Bibel für gute und die Nießwurz für schlechte Advokaten; „die Rede des todten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sey“, die einzige Offenbarung, welche, außer der Bibel, Gott durch Jean Paul's Mund dem Menschen gesandt habe. Ein eben so großer Verehrer war er — mit Erlaubniß des Herrn Dr. Ruge in Halle sey es gesagt — von Tieck. Mehrmals traf ich ihn zur Sommerszeit, mit dem Zerbino in der Hand, unter einem Baume seines Gartens, im Hemde und Unterkleidung, im Grase gelagert, mit den Füßen vor Freude

*) Das jetzige Dompropstei-Gebäude.

zappelnd und sie in die Höhe schwingend, jubelnd und lachend, ihm zur Seite ein großes Glas warmen Punsches, das er mir, sah er mich von Weitem kommen, jauchzend entgegen hielt, und die so eben gelesene Stelle aus voller Kehle entgegen rief. Während einer mehrtägigen Unpäßlichkeit mußte ich ihm „den gestiefelten Kater" und „Zerbino" an seinem Bette vorlesen, und um ja in dem Genuß nicht gestört zu werden, ertheilte er seinem dienenden Personale die strengsten Befehle, Niemanden, wer es auch sey, vor ihn zu lassen.

Nach dem einstimmigen Urtheile Sachkundiger war Feuerbach einer der größten Juristen aller Zeiten und der größte Criminalist neuerer Zeit. Er war aber auch zugleich Philosoph, Geschichtsforscher, Aesthetiker, ein Mann von eben so viel Gemüth, Phantasie, Geschmack als Geist, Freund der schönen Wissenschaften und Künste, mit einem Worte ein Genie. Und dieß Genie liebte Tieck, den Dr. Ruge in den Staub zu treten wagt. Feuerbach liebte den gestiefelten Kater und Zerbino, die an Humor, Witz, Ironie und Laune nur einem deutschen Schriftsteller nachstehen, nämlich Jean Paul, von denen aber Dr. Rugo (!) sagt: „sie seyen die fadesten, witz- und humorlosesten Productionen, die je eine verdrehte Schulpedanterie geistreich gefunden hätte, und die Fadheit und Hohlheit der Juvenalschen Rhetorschlafmütze erscheine gegen diese salz- und schmalzlosen Satyren Tieck's golden und genußreich."

(Fortsetzung folgt.)

Marschall Macdonald.

Eine verhängnißvolle Stimme prophezeite am Anfang dieses Jahrs, daß im Laufe desselben drei Marschälle von Frankreich sterben würden. Zu zwei Dritteln ist das Verkündete eingetreten: Maison zuerst, jetzt Macdonald, zwei Zierden des republikanischen und kaiserlichen Kriegsruhmes, die würdig bei der kaiserlichen Todesfeier gestanden wären, sind dahin gegangen; wer wird der Dritte seyn, falls die Vorhersagung sich ganz verwirklichen sollte? Die Zahl der Berufenen, diesmal wie die der zu Erwählenden, ist gering, das Häuflein schmilzt, und bald wird von jener Schlachten- und Heldenepoche nur noch die Erinnerung leben, wie sie die Geschichte und das Epos bewahrt. Macdonald, mit den Vornamen Etienne Jacques Joseph Alexandre, Marschall, Pair von Frankreich, Herzog von Tarent, geboren zu Sancerre, in der Provinz Berry, den 17. Nov. 1765, gehörte einer adeligen Familie des schottischen Hochlandes an. Bei der Schlacht von Culloden, die Karl Edward zu Grund richtete, hatte der Vater des französischen Marschalls mit zwanzig andern Macdonald sich dem Prätendenten angeschlossen; die Berichte jener Zeit erzählen, daß er ihn nach der Schlacht sogar während einiger Zeit verborgen habe; später ging er nach Frankreich. Sein Sohn eröffnete seine kriegerische Laufbahn im Jahr 1784, wo er in dem Regimente des Grafen von Maillebois Dienst nahm, das die antioranische Partei in Holland gegen den Statthalter unterstützen sollte. Bald finden wir ihn als Theilnehmer an der revolutionären Bewegung in Frankreich; in der Schlacht bei Jemappes wird er zum Obristen und bald darauf zum Brigadegeneral erhoben; in dieser Eigenschaft diente er bei der Nordarmee, wo er mehreremal die englische Armee unter dem Herzog von York schlug. Im Jahr 1795 machte er unter dem Oberbefehl von Pichegru den bekannten holländischen Feldzug mit, und zeichnete sich an der Waal, deren Eisdecke er, trotz der feindlichen Batterien, siegreich überschritt, so sehr aus, daß er zum Divisionsgeneral ernannt wurde. Von Köln und Düsseldorf, wo er in seiner neuen Eigenschaft den Oberbefehl führte, und nachdem er auch bei der Rheinarmee mit Ruhm gefochten hatte, ging er nach Italien, wo sich ihm ein neues glänzendes Feld eröffnete. Macdonald wurde im Jahr 1798 Gouverneur des Kirchenstaates, und schlug mit Championnet die vereinten Armeen Macks und des Königs von Neapel. Am 14. Dec. 1798 hielt er seinen zweiten Einzug in Rom. Nachdem Championnet abgesetzt worden war, erhielt Macdonald den Oberbefehl über die französische Armee in Neapel. Ueber seine Begegnung mit Suwarow an der Trebia sind die französischen und deutschen Berichte nicht einig; nach den ersten hielt Macdonald mit 35,000 Mann Stich gegen das Heer Suwarow's und Melas', das 50,000 Mann zählte, und zog sich nur zurück, weil ein Kriegsrath, gegen seine Meinung, es also wollte; nach den letzten dagegen ward Macdonald gänzlich geschlagen, er selbst verwundet und mußte nach Toscana zurückweichen. Wie dem auch seyn möge, wir finden ihn bald wieder in Frankreich, wo er die Bonaparte'sche Revolution des 18. Brumaire thätig unterstützte. Nachdem er erst unter Moreau bei der Rheinarmee gestritten und darauf die Reservearmee über den Splügen nach Veltlin geführt hatte, wurde er einige Zeit später, in Folge des Lüneviller Friedens, französischer Gesandter in Kopenhagen. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er zum Großoffizier der Ehrenlegion erhoben, fiel aber bald in Ungnade bei dem ersten Consul, weil er es gewagt hatte, sich der Anklage Moreau's zu widersetzen. Gleichwohl berief ihn der Kaiser im Jahre 1809 zum activen Dienst zurück, und die Schlacht bei Wagram ward Zeuge seines höchsten Kriegsruhmes. Der Kaiser selbst erklärte ihm auf dem Schlachtfelde: „Ihnen und meiner Gardeartillerie verdanke ich den Sieg", und ernannte ihn zum Marschall von Frankreich und zum Herzog von Tarent. Im Jahr 1810 ersetzte Macdonald den Marschall Augereau im Oberbefehl des siebenten Armeecorps in Spanien, wo er, wie bald darauf im russischen Feldzuge, mit gleicher Auszeichnung commandirte. Nach dem Brande von Moskau zwang ihn die Capitulation der preußischen Heeresabtheilung unter York, die er unter seinem Oberbefehl hatte, zum Rückzug, den er über Königsberg ausführte, am 3. Jan. 1813. Auch bei Merseburg, Lützen, Bautzen, Kulmbach, Leipzig und Hanau war Macdonald zugegen, und nahm thätigen und blutigen Antheil an den Treffen zwischen der Marne und der Seine. Macdonald gehört zu denen, welche den Kaiser im Jahr 1814 zur Thronentsagung bewogen, nachdem er vorher bei dem russischen Kaiser verschiedenemale für ihn unterhandelt hatte. Wenn man sich gewundert, daß er sich beinahe unmittelbar nach der Abdankung Napoleon's in Fontainebleau den Bourbonen angeschlossen, so muß man ihm dagegen das Zeugniß geben, daß er seitdem seinen Grundsätzen treu geblieben ist. Nach der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba begleitete er Ludwig den Achtzehnten bis nach Menin, kehrte darauf wieder nach Frankreich zurück, jedoch ohne während der hundert Tage Dienste unter der kaiserlichen Regierung zu nehmen. Im Jahr 1814 schon war er zum Pair von Frankreich ernannt worden. Im Jahr 1815 begab er sich auf seine Güter. Nach der Schlacht von

Waterloo erhob ihn der König zum Kanzler der Ehrenlegion, übertrug ihm den Oberbefehl der Armee an der Loire, die er auflöste, und ernannte ihn zum Generalmajor der Nationalgarde. Seine Gegenwart bei den Verhandlungen der Pairskammer war durch Rechtlichkeit und Freisinnigkeit bezeichnet. Als die Juliusrevolution im Jahr 1830 eintrat, war er einer der vier Majore der königlichen Garde. Seitdem lebte er entfernt von den öffentlichen Geschäften, die ihn nur noch in seiner Eigenschaft als Pair von Frankreich berührten. Sein Tod hat ihn der Nothwendigkeit enthoben, Zeuge des peinlichen Schauspiels vor der Pairskammer zu seyn, bei dem einestheils ein Glied der kaiserlichen Familie, anderntheils sein eigener Schwager Montholon betheiligt ist. (Allg. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

In Szigethar wurde am 7. Sept. das Gedächtnißfest des ruhmgekrönten Niklas Zrinyi und seiner Kampfgenossen zum achten Male gefeiert. Abends zuvor donnerten die Böller. Die in die Festung führende Gasse, so wie das Bild Niklas Zrinyis sammt den 5 Schädeln, welche für Reliquien seiner Kampfgenossen gehalten werden, waren glänzend beleuchtet. Des andern Tages wurde in der von den Türken erbauten Kirche von Ladislaus Juranics, Fünfkirchner Domherrn, dem geschätzten Erben des Namens von Zrinyi's Fahnenträger, unter den Salven der städtischen Bürgermiliz, in Anwesenheit zahlreicher aus der Nähe und Ferne herzugeströmten Andächtiger das feierliche Todtenamt, und vom Pfarrer zu Vors und Segesder Erzpriester die mit historischen Erinnerungen an Szigeth und Zrinyi's und seiner Getreuen Heldentod reich verwebte Predigt gehalten. Dem Gottesdienste folgte eine glänzende Tafel, Abends gab die Schauspieler-Gesellschaft des Gabr. Vaki »Zrinyi Miklos.«

Kürzlich wurde zu München Hofmaler Stieler, während er mit seiner Familie in Tegernsee weilte, mittelst Einbruchs in seine Wohnung zu München bestohlen, und zwar an Geld und Effecten im Werthe von 15,000 Gulden. Glücklicherweise waren die Diebe mehr um seine als um ihre eigenen Sachen bekümmert, und ein Bohrer, den sie zurückgelassen, half der Polizei auf die Spur. Dieser Bohrer war von zwei Soldaten des Leibregiments in einer Münchener Handlung gekauft worden, und da des Tags grade zwei beim Verlesen gefehlt hatten, bei denselben sich überdieß Geld und Sachen von Werth vorfanden, wie sie sonst der gemeine Soldat nicht führt, so war die Untersuchung bald geendigt, und der geraubte Schatz wieder gewonnen.

Als der jetzige geistreiche und allverehrte Monarch Preußens unlängst auf der Reise nach Königsberg durch das Städtchen Landsberg kam, dessen Gasthofsbesitzer jüdischer Religion ist, äußerte ein Magistratsmitglied gegen den König, daß man Verfügung getroffen habe, Sr. Maj. eine andere Wohnung einzuräumen, worauf jedoch der König erwiederte: »Es sey sein Wille, da zu wohnen, wo auch sein seliger Vater gewohnt habe. Er gedenke zwar den jüdischen Gasthofsbesitzer nicht zum Christen zu machen, fürchte aber auch nicht, von ihm zum Juden gemacht zu werden.«

In der Gegend bei Bayreuth lebt die Gattin eines Schneiders, die ihren Mann vom Trinken abzuhalten suchte. Anfänglich machte sie ihm gütliche Vorstellungen, dann ging sie ihm in die Wirthshäuser nach, nahm ihm die Flasche weg, und bat den Wirth, dem Trunkenbolde nichts mehr einzuschenken. Der Mann hatte die Unverschämtheit, der Frau eine Ohrfeige zu geben; die Frau, in Wuth versetzt, warf den Mann unter den Tisch. Darob ergrimmten die Tischgenossen; sie schimpften. — Da warf die Frau einen Schmied, einen Zimmermann und einen Schreiner ebenfalls unter den Tisch, und schrie ganz außer sich, »daß sich Keiner unterstehen möge, je mehr hervorzukommen!« Alles floh bis auf die Wirthin, die die starke Frau bat, ihr doch die Gäste nicht zu vertilgen. Der Schneider, der gar nicht wußte, welch' eine starke Frau er besäße, trinkt seit dieser Zeit nicht mehr. Aber die starke Frau trinkt jetzt in dem Wirthshause, denn sie wird von der Wirthin [illegible]rei gehalten, weil Alles hinläuft, das kräftige Weib zu sehen. Sie hat einen sehr zärtlichen Namen, sie heißt nämlich Wilhelmine; sie mißt fünf Schuh und zehn Zoll, und ist eine — Wienerin.

Hilliger's Kunstblatt zur Erinnerung an die vierte Säcularfeier der Erf. d. Bchdk.

Nachdem unser Frankfurter Gedenkbuch der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst unter allen Ständen freundliche Aufnahme und zahlreichen Absatz gefunden hat, wird jetzt ein anderes rühmliches Unternehmen nicht minder willkommen erscheinen. Es ist dies ein eben vollendetes, in Kupfer gestochenes und interessantes Kunstblatt, dessen Subscriptionsliste bereits in Umlauf gesetzt ist. Die auf dem Blatte gegebene Darstellung ist folgende: Im Mittelgrund des Tableau's sieht man das v. Launitz'sche Monument und um dasselbe ist der Moment seiner Enthüllung dargestellt; man erblickt die Prestthätigkeit, die Sängerchöre, die Rednerbühne und die dichtgedrängten Massen der Zuschauer. Weiter sind die andern wichtigsten Momente jenes Festes, die Abfahrt der Schiffe nach dem Wald, die Ausstellungshalle u. s. w. abgebildet. Um diesen Mittelgrund gewahrt man getreue Abbildungen von sämmtlichen bei der Säcularfeier erschienenen Fahnen und Emblemen. Die einzelnen Theile des Kunstblattes sind mit Genauigkeit und Sorgfalt ausgeführt und gewähren ein vollständiges Bild jenes großartigen Festes. Dies von Hrn. Maler Hilliger, unter freundlicher Mitwirkung der Herren Gerhardt, Tanner und Emden, schön ausgeführte Kunstblatt verdient die beste Empfehlung und wird, unter Glas und Rahmen gebracht, eine Vielen gewiß sehr angenehme Zimmerverzierung abgeben. Da der Preis von 1 fl. 45 kr. sehr billig gestellt ist, so dürften dem Blatte zahlreiche Abnehmer nicht fehlen und es wäre zu wünschen, daß Hr. Maler Hilliger für seine mit vielen Mühen und Kosten verknüpfte Arbeit den verdienten Lohn finden möge. W.

Frankfurt, 7. Oct.

Irrthümlich ist in dem Blatte der Didaskalia von obigem Datum das Bild »die Schlacht bei Worringen« als Eigenthum Sr. Maj. des Königs der Belgier angegeben worden, da es vielmehr vom belgischen Gouvernement acquirirt worden ist. Durch die gütige Vermittlung des belgischen Gesandten, Hrn. Rothomb, und durch das freundliche Entgegenkommen der Administration des Städel'schen Instituts wurde es der Direktion des Kunstvereins möglich, dies Bild zur Anschauung des hiesigen Publikums zu bringen. Der überaus zahlreiche Besuch des Städel'schen Instituts zeugt davon, welch' hohes Interesse die gleichzeitige Ausstellung zweier der bedeutendsten Kunstwerke der deutschen und der belgischen Malerschule erregt.

Theater-Anzeige.

Samstag, 10. Oct. Die Herrin von der Else, Schauspiel in 5 Abth.

Sonntag, 11. October. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., Musik von Auber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 285. Sonntag, den 11. October 1840.

Meeresküste.

Aus dem Französischen des Emil Dechamps, von Florentin von der Fulde.

O düst'res Meer, von deiner Felsen Höhen
Wie seh' ich deine Fischerkähne gern
Und athme deiner Lüfte frisches Wehen
Im Schatten eines Lerchenbaums von fern!
An deinem Strand will ich heut' Abend weilen
Und schweifen lassen meiner Träume Brut;
Dein Lärm vermag mein leidend Herz zu heilen,
Dich lieb' ich bis zu deinem Uebermuth:
Ja, düst'res Meer, mich freut dein wildes Heulen,
Die Zeit ist süß bei deiner bittern Fluth!

O düst'res Meer, gern brächt' ich zu mein Leben,
Zu seh'n, wie schwellend deine Wogen bräu'n;
Die Seele jauchzt, wenn auch die Glieder beben,
Du weißt noch Reiz dem Schrecken zu verleih'n.
Seit mir dies tiefe Meer als schwarzer Schleier
Sich hat entfaltet bei der Blitze Gluth,
Befeelt mehr weder meine Lieb' noch Leier
Der blaue See, deß Spiegel schmachtend ruht:
Ja, düst'res Meer, du Reich so ungeheuer,
Die Zeit ist süß bei deiner bittern Fluth!

Oft, düst'res Meer, entsagend deinem Grimme,
Dein Antlitz unter'm Venusstern sich hellt,
Und lieblich lallet deine starke Stimme
In heil'gen Lauten, dunkel dieser Welt.
Drauf jaget im Galopp, sich wälzend, springend,
Gleich grün bemähnten Rennern deine Fluth
Und wirft zurück sich, das Gestad verschlingend,
Mit einem Tosen wie aus Höllenwuth:
Ja, düst'res Meer, so Pracht als Schrecken bringend,
Die Zeit ist süß bei deiner bittern Fluth!

Sey's, düst'res Meer, wann deine Wasser schäumen,
Sey's, wann du schläfst wie ein beerndtet Land,
Von deiner Größe dehnt sich unser Träumen,
Unendlichkeit spricht hier zu dem Verstand.
Wer läugnete, als Atheist erblindet,
Den Gott der Welt vor dir mit kaltem Blut?
Durch das Gewalt'ge sich der Ew'ge kündet!
Für mich in dir der Himmel auf sich thut —
Ja, düst'res Meer, wo sich mein Glaube gründet,
Die Zeit ist süß bei deiner bittern Fluth.

Das Wirthshaus der Baronesse.

Von Elias Berthet. Aus dem Französischen von Friedrich Eich.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Nun, Mama, sind Sie zufrieden mit mir?" fragte Auguste mit Naivität.

„Ja, mein Kind, ja, meine edle Tochter," sagte Madame Louise, indem sie ihre Liebkosungen wiederholte; „Du hast eine heldenmüthige Probe bestanden, Du hast Deine Eltern dem Reichthum und der Größe vorgezogen, und heute bist Du so niedrig und arm, wie zuvor! Du hast nicht einmal mehr das Recht, den Namen Deines Vaters zu führen; Du hast nichts mehr, meine Tochter, selbst nicht die Hoffnung, die ich bis dahin in dem Grunde meines Herzens genährt hatte!"

Das Mädchen senkte sein Haupt mit verlegener Miene.

„Mutter," sprach sie, „machen Sie mich nicht zu stolz durch Lobsprüche, die ich vielleicht nicht ganz verdient habe ... Sie wissen wohl, daß ich diesen Ritter von Saint-Maurice nicht lieben konnte ..."

„Weil Sie einen Andern lieben, kleine Spitzbübin," sagte der gute Claudius, indem er schalkhaft lächelte; „da haben wir die andere Seite der Sache. Unglücklicher Weise sind, wie Sie wohl wissen, unübersteigliche Hindernisse. — —"

Als er noch im Reden war, sah man durch die halb offen stehende Thür des Gartenhauses die beiden Michelin durch den Garten kommen. Der junge Mensch war blaß und zitternd, der Vater dagegen ging mit einer gewissen Zuversicht vorwärts. Als sie indessen an der Schwelle der Thür angekommen waren, blieben beide zögernd stehen, und der Greis fragte mit einem ehrerbietigen Tone:

„Werden die Frau Baronesse von Saint-Maurice einem alten Bekannten Ihres Gemahls erlauben, seine Aufwartung zu machen?"

Die Baronesse hob lebhaft den Kopf in die Höhe, und konnte

eine Art Widerwillen nicht unterdrücken, den ihr der Anblick des alten Michelin's verursachte. Jedoch verbarg sie jenen ersten Eindruck und antwortete mit sanfter Resignation:

„Treten Sie ein, meine Herren, treten Sie ein; die Baronesse von Saint-Maurice hat nicht mehr das Recht, Jemandes Huldigungen zurückzuweisen."

Vater und Sohn traten nun ein. Bei dem Anblicke Ferdinands hatte sich Auguste, eben so zitternd, wie er, hinter ihre Mutter versteckt. Der Greis bemerkte mit Wohlgefallen diese Zeichen von Sympathie, die ihn in seinem Vorhaben ermuthigten.

„Madame," versetzte er nach einer minutenlangen Pause, „so eben habe ich den Ritter von Saint-Maurice gesprochen, der bereits seine Rückreise nach Paris angetreten hat, und indem er mir Verschwiegenheit anempfahl, theilte er mir zugleich in wenigen Worten mit, was in der hier stattgehabten Unterredung vorgefallen war. Ich bedaure unendlich, Madame, nicht eher erfahren zu haben, daß die Wittwe und Tochter des Barons von Saint-Maurice eine so kurze Strecke von meinem Wohnorte unbekannt lebten. So schlimm auch die Meinung seyn mag, die man von meinem Charakter hat, so würde ich mir eine Pflicht daraus gemacht haben, Ihnen Rath und Beistand zu seyn! Ich habe also wohl Ursache, mich darüber zu beschweren, daß Sie mich so lange Zeit als einen Gleichgültigen oder gar als einen Feind behandelten. Heute indessen, da getäuschte Hoffnungen . . ."

Ferdinand unterbrach plötzlich die Rede des alten Michelin, als ob es ihm unmöglich gewesen wäre, länger die Ungeduld zu bemeistern, die ihn verzehrte.

„Entschuldigen Sie mich, mein Vater," rief er aus; „ist es nöthig, einen so weiten Umweg zu nehmen, um der Frau von Saint-Maurice mitzutheilen, wie sie mein und vielleicht auch ihrer Tochter Glück begründen kann? Ja, Madame," fuhr er fort, indem er sich zu den Füßen der Baronesse warf, „seit langer Zeit liebe ich Auguste; ich liebte sie, als weder sie, noch ich ihren Titel und ihren wahren Namen wußten, als sie ohne Vermögen, und ich im Vergleich zu ihr im Vortheil zu seyn schien! — Diesen Morgen schon, als wir ihren wahren Rang noch nicht kannten, hatte mein Vater, von den Reizen und vortrefflichen Eigenschaften, die er in Auguste ahnte, gerührt, zu dieser Verbindung eingewilligt. Wollen Sie nun, Madame, um einiger nichtigen Geburts- und Adelsvorurtheile willen sich weigern, das Glück zweier Kinder zu begründen, die Sie ihr ganzes Leben lang lieben und verehren werden?"

„Herr Ferdinand," sagte Madame Louise mit Traurigkeit lächelnd, „Sie wissen gut, daß diese Vorurtheile, von denen Sie reden, bei mir nicht mehr bestehen können, . . . und da Sie und Ihr Herr Vater so eben eine Unterredung mit dem Ritter von Saint-Maurice gehabt haben, so wissen Sie wohl auch, daß meine Tochter keinen andern Namen, als den eines armen Gastwirths, und kein anderes Vermögen mehr besitzt, als dieses armselige Wirthshaus, das sie nach uns genießen wird; Sie wissen, daß sie auf Alles verzichtet hat, um uns nicht zu verlassen, daß sie keine Zukunft, keine Hoffnung mehr hat . . ."

„Was hat das zu sagen," rief Ferdinand, „wenn sie mich liebt?"

„Wir wissen es, Madame," sagte der alte Michelin; „und dennoch bitte ich Sie um Augustens Hand für meinen Sohn Ferdinand."

Madame Louise sah starr Claudius Mignet an, als wolle sie seine Meinung errathen.

„Ich habe immer gesagt," begann dieser, um auf die schweigend an ihn gerichtete Frage zu antworten, „daß Ferdinand ein guter und offenherziger junger Mann, voll von Achtung für das Unglück und aufrichtig in seiner Liebe wäre. Indessen . . ."

„Ich verstehe Ihren Scrupel, Herr Mignet," versetzte der ehemalige Notär mit ein wenig Verwirrung. „Sie nehmen vielleicht eben so sehr, wie die Frau Baronesse, Anstand, mit einem Mann leben zu müssen, den Sie verachten . . . . Denn sparen Sie nur alle weitere Ausflucht — ich weiß, daß Sie mich verachten, weil ich ehemals Güter der Emigrirten angekauft habe. Vielleicht haben Sie beide Unrecht, daß Sie mir Spekulationen als ein Verbrechen vorwerfen, deren so viele Andere, gleich mir, sich schuldig gemacht haben; wenn ich, der ehemalige Notär und Freund des Barons von Saint-Maurice, Unrecht that, daß ich seine Güter, wie ich nicht läugne, weit unter dem Preise angekauft habe, so entziehen Sie mir wenigstens nicht die Gelegenheit, diesen Fehler — weil dies ein Mal ein Fehler in Ihren Augen ist — wieder gut zu machen, indem ich der Familie des Herrn Barons zurückgebe, was die Nation ihm mit Unrecht genommen hat. Geben Sie Ihre Zustimmung zu dieser Heirath, Madame, und ich gebe meinem Sohne als Mitgift das Schloß und Gut von Saint-Maurice, das Sie sogleich bewohnen können, und das ich verlassen werde, um nie mehr dahin zurückzukehren . . ."

Diese Vorschläge hatten einen Anschein von Edelmuth, der die Baronesse lebhaft überraschte. Claudius Mignet ging in seinem Mißtrauen etwas weiter, und dachte über den geheimen Zweck nach, den der Greis dabei haben konnte, daß er sich so verschieden von seiner frühern Laufbahn zeigte.

„Meine Tochter," fragte Madame Louise, sich an Auguste wendend, die stets weinte, „es ist also an Dir, zu entscheiden . . . Ist es wahr, daß Du Herrn Ferdinand Michelin liebst?"

Auguste warf sich, ohne ein Wort zu reden, in die Arme ihrer Mutter. Diese Antwort war ausdrucksvoll genug.

„Nun, wohlan denn, meine Kinder," versetzte Madame Louise, „so seyd glücklich, und möge die alte Feindschaft Eurer Eltern in dieser Verbindung untergehen. Ich will lieber, daß meine Tochter ihr Glück einem rechtschaffenen jungen Manne, dem Sohne eines ehemaligen Feindes, als einer stolzen Familie verdanke, die sie verläugne, oder undankbaren Königen, die sie verlassen . . . Herr Michelin, Sie haben mein Wort."

Nach den ersten Ausbrüchen des Entzückens der jungen Leute, die beide auf dem Gipfel der Freude zu seyn schienen, näherte sich Claudius, der endlich das Räthsel gefunden hatte, dem alten Michelin und sagte schalkhaft mit leiser Stimme zu ihm:

„Pardieu, Herr Michelin, Sie müssen verteufelte Angst vor den Gesetzen haben, die das neue Gouvernement ohne Zweifel über den Verkauf der Emigrantengüter erlassen wird?"

Michelin sah ihn mit der enttäuschten Miene eines schlauen Intriguanten an, der seine geheimsten Gedanken in einem Augenblicke verrathen sieht, wo er es sich am wenigsten vermuthete. Da jedoch in Claudius Worten und Manieren durchaus nichts Beunruhigendes für seine Plane lag, so antwortete er mit derselben verschlagenen Miene:

„O! von dieser Seite ist nichts zu befürchten, mein Lieber! Der Ritter hat mir so eben noch gesagt, vermöge seines Ein-

flusses bei Hof stehe er dafür, daß wir von allen Unannehmlichkeiten verschont bleiben würden, wenn mein Sohn Fräulein Auguste heirathete und wir ihm ein Geheimniß unverletzt bewahrten."

„Ich verstehe schon! . . . Alles dies verdanken wir also diesem edelmüthigen Kinde!" —

Heute hat Ferdinand Michelin das Schloß in eine Fabrik umgewandelt und ist einer der reichsten Fabrikanten seines Departementes geworden. Er wurde Deputirter und hilft in der niedern Kammer Gesetze machen, die sein Vetter, der Ritter von Saint-Maurice, als Pair von Frankreich, wieder zu vernichten arbeitet. Keiner von beiden hat sich je seiner Verwandtschaft mit dem Andern gerühmt.

Gallerie ausgezeichneter Frankfurter.

4.

Paul Johann Anselm von Feuerbach in Bamberg.

Skizzirtes Genrebild von J. Funck.

(Fortsetzung.)

Ein solcher unsinniger Ausspruch, wenn man nicht geradezu annehmen will, daß er aus dem Tollhause komme, kann nur durch den gänzlichen Mangel eigenen Gemüths, Humors, Witzes und aller Phantasie einigermaßen erklärt werden. Gutzkow bemerkt in seinem Telegraphen treffend und wahr: „Mit einer solchen polemischen Renommisterei werden wir in der Orientirung über unsere Literatur nicht weit kommen. Die Verirrungen der romantischen Schule liegen klar am Tage,*) sie sind oft mit vielem Geist schon gezeichnet worden, aber diese Art, in den Ueberlieferungen aufzuräumen, gränzt denn doch wahrlich so an den seligen Nicolai, daß man nicht Unrecht hat, wenn man einen Theil der Hegelingen als wiedererstandene Nicolaiten bezeichnet ꝛc."

Wozu überhaupt dies Toben und Wüthen gegen den Romanticismus, dem Herr Ruge mit allen angewandten philosophischen Zangen keine Feder auszurupfen im Stande ist, so wenig als der Natur selbst, der Mutter ächter Romantik, die uns, wohin wir unser Auge wenden, wohin wir unsern Fuß setzen, ihre Felder und Spuren zeigt, und uns etwas Höheres erblicken läßt, als der kalte, nüchterne, berechnende Verstand uns zu bieten vermag. Von jener ausgearteten Hyper-Romantik ist hier natürlich keine Rede. Führen wir Herrn Ruge mit Jean Paul's Worten wieder in das rechte Geleis: „Jedermann von Genie ist ein Philosoph, aber nicht umgekehrt, — ein Philosoph ohne Phantasie, ohne Geschichte und ohne das Vielwissen des Wichtigsten ist einseitiger als ein Politiker, — wer irgend ein System mehr annahm als erfand, wer nicht vorher dunkle Ahnungen desselben hatte, wer nicht vorher wenigstens darnach lechzte, kurz, wer nicht seine Seele als einen vollen, warmen, mit Keimen ausgefüllten Boden, der nur auf seinen Sommer wartet, mitbringt, der kann wohl ein Lehrer, aber nicht ein Schüler der zum Brotstudium erniedrigten Philosophie seyn — und kurz es ist einerlei, welchen Ort man zur philosophischen Sternwarte besteige, einen Thron, oder einen Pegasus, oder eine Alpe, oder ein Cäsars-Lager, oder eine Leichenbahre, — sie sind alle höher als der Katheder im Hör- und Streitsaale."

Ein Glück für Feuerbach war es, daß seine durch und durch poetische Natur ihn in so vielen Mißstimmungen, in die er durch seine amtliche Stellung versetzt wurde, zu trösten und zu entschädigen vermochte. Er war nichts weniger als anmaßend und eitel, doch voll des Selbstgefühls, das in jedem tüchtigen, hohen Menschen wohnen soll. Dies Selbstgefühl innerer Kraft, seines Verdienstes um Wissenschaft und Staat, ließ es ihm drückend fühlen, daß seine sogenannte Beförderung als Vice-Präsident des Appellationsgerichts in Bamberg eigentlich keine, sondern nur eine Zurücksetzung gewesen sey. Ihm, dem Schöpfer eines neuen Strafgesetzbuches für das Königreich Bayern, das ein Jahr vor seiner Versetzung nach Bamberg die königliche Genehmigung erhielt, das zugleich in Würtemberg, Weimar, Oldenburg und andern Ländern bei Bearbeitung neuer Gesetzbücher zu Grunde gelegt, das in's Schwedische übersetzt wurde; ihm, der den „Code Napoléon" auf königlichen Befehl in ein allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für Bayern umarbeitete, und zur Belohnung seiner Verdienste zum Staatsrath erhoben war; ihm, dem gediegenen Schriftsteller, nach dessen Lehrbüchern auf Universitäten fremder Staaten gelesen ward, konnte die untergeordnete Stellung unter einem ersten Präsidenten, über dessen Fähigkeiten er weit hinausragte, wohl nicht genügen, um so weniger, als dieser erste Präsident die Kunst nicht verstand, durch ein feines und geschicktes collegialisches Benehmen dem Gekränkten die Zurücksetzung minder fühlbar zu machen. Aber nur der hohe Mensch kann den höhern begreifen und würdigen, was hier durchaus nicht der Fall war. Feuerbach fühlte das tief und mit ihm auch Andere; indeß, je mehr die öffentliche Meinung der Bessern stieg und festwurzelte, so, daß sie selbst zu den Ohren des Höhergestellten gelangte, je mehr trat das Recht seines Uebergewichts in amtlicher Beziehung hervor und machte sich geltend, wo es konnte.

Feuerbach kränkelte, wie oben bemerkt, fast während seines ganzen Bamberger Aufenthalts, die gichtischen Einflüsse auf seinen Körper vermehrten sich, je mehr der Groll und Grimm in seinem Innern zunahm, und lagerten sich fest in seiner rechten Hand, die ihm oft den Dienst des Schreibens versagte. Monatlanges Zuhausebleiben und das Begraben in wissenschaftliche Studien versüßten ihm einigermaßen seine Tage; aber geschäftige Ohrenbläser, die ihn zu besuchen kamen, verfehlten nicht, ihm Rapporte aus den Senatssitzungen zu hinterbringen, wo die Zweckmäßigkeit und praktische Anwendbarkeit seines Strafgesetzbuches, namentlich bei Diebstahlfällen, in Zweifel gezogen und bestritten ward. Auch ich hatte darüber bereits viel gehört, und durfte bei dem engen, freundschaftlichen Verhältniß mit Feuerbach es mir wohl erlauben, um Aufklärung darüber zu bitten.

(Schluß folgt.)

*) Das bekenne auch ich gern.

Frankfurter Theater.

Hochzeit des Figaro. — Jacob Eben. — Th. Döring. — Emilie Dielitz.

Wenn wir unlängst von der Aufführung einer Mozart'schen Oper — des Titus — wenig Rühmliches zu erzählen hatten, so läßt sich dage-

gen von der jüngsten Darstellung der Hochzeit des Figaro nur Günstigtes berichten. Diese war eine sehr abgerundete und die Musikfreunde befriedigende. Hr. Dettmer sang und spielte den Figaro mit der ihm eigenen Lebendigkeit und Kraft, durch welche er stets effectuirt. Bei dem fortgesetzten Gesangsstudium, den schönen Stimmmitteln und der immer gesteigerten Beherrschung und Mäßigung derselben nimmt Dettmer unter den heutigen Bassisten eine Stellung ersten Ranges ein und das hiesige Publikum hat alle Ursache, sich an den wirklich verdienstlichen Kunstleistungen eines solchen Sängers zu erfreuen. Hr. Dettmer fand den lebhaftesten Beifall und wurde hervorgerufen. — Dem. Capitain sang die Gräfin mit jenem schönen und edlen Ausdruck, mit jener lieblichen und zarten Lyrik, welche ihr eigen sind und trug namentlich die große Arie im zweiten Act vorzüglich gelungen vor. — Hr. Wiegand (Graf), welcher mit der Direction erneuerten Contract abgeschlossen hat und hier bleibt, gab diese zu seinen besten Rollen gehörige Gesangsparthie heute mit besonders günstigem Erfolg. Durch Wiegand's Abgang würden in unserem Opernrepertoir jedenfalls wesentliche Lücken entstanden seyn. — Dem. Kratky sang die Susanne mit bekannter Virtuosität.

Auf Gusikow's seiner Zeit berühmten Holz- und Strohinstrumente ließ sich Hr. Jacob Eben aus Rußland, ein Anverwandter des Erstern, hören. Obwohl man die Fertigkeit seines Spieles anerkannte und mit Beifall belohnte, so konnte er doch den bei Gusikow gewohnten Enthusiasmus nicht erwecken, weil ihm das Originelle und Geniale seines Vorgängers fehlt und weil das Instrument, wie das Spiel desselben, das Beste verloren hat, den Reiz des Neuen und Ueberraschenden. Gusikow war der Schöpfer und der erste und letzte Meister seines Instrumentes. Wie man es vor ihm nicht kannte, wie man es, von ihm mit genialer Eigenthümlichkeit bemeistert, bewunderte, — so will man es nach ihm nicht mehr hören.

Durch die Erkrankung des Hrn. Th. Döring während seines Gastspieles in Mainz ist das hiesige, auf ihn berechnete Repertoir des Schauspiels gestört worden. Wie wir vernehmen, befindet Hr. Döring sich besser und wird demnächst den Cyclus seiner interessanten Darstellungen fortsetzen können, welchem die Theaterfreunde mit Vergnügen entgegen sehen.

Am 6. d. M. hörten wir eine junge, in letzterer Zeit in öffentlichen Blättern öfters beifällig besprochene Sängerin, Fräul. Emilie Dielitz aus Berlin, welche zuletzt unter der Leitung Bordogni's in Paris gestanden. Emilie Dielitz besitzt eine schöne, umfangreiche, sehr gleichmäßige und sowohl für den kräftigen, wie auch für den zarten Ausdruck geeignete Stimme und bewies durch den Vortrag der Arie von Donizetti, daß sie in einer guten, gründlichen Gesangsschule gebildet ist und sich sowohl technische Fertigkeit, wie auch geschmackvollen Vortrag angeeignet hat. Dagegen vermißten wir bei ihrem Gesange Wärme und Lebendigkeit und die erforderlichen Schattirungen der Empfindung. In dieser Beziehung hat Fräul. Dielitz noch Manches zu erstreben und wenn es ihr gelingt, ihren Gesang seelenvoller hervor strömen zu lassen, so dürfte ihr bei ihren Stimmmitteln und der bereits erreichten technischen Ausbildung ein günstiges Prognostikon für die betretene Bahn zu stellen seyn. Ihre Gesangsleistungen wurden durch Aengstlichkeit des Auftretens vor einem fremden, ihr vielleicht als schlimm geschilderten Publikum sichtlich beeinträchtigt; die junge Sängerin fand übrigens recht freundliche Aufnahme.

W.

Mannichfaltigkeiten.

Aus Gladenbach, im Großherzogthum Hessen, wird folgender bemerkenswerthe Vorfall gemeldet: Die Stunde der Entbindung schien für die kränkliche Ehefrau des dortigen israelitischen Einwohners O. die Stunde des Todes zu werden, als vier wackere Aerzte herbeigeeilt kamen und durch den Kaiserschnitt Mutter sammt Kind retteten. Letztere, von hellem Danke erfüllt, trug denselben (welche zum christlichen Glauben sich bekennen) Gevatterstelle an, was diese mit Bereitwilligkeit annahmen. Im festlichen Anzuge erschienen sie am Beschneidungstage in der von Juden und Christen angefüllten Synagoge, wurden mit dem Zurufe »Willkommen im Namen des Herrn!« begrüßt und nahmen nach dem Beschneidungsacte den Knaben abwechselnd auf den Arm, der auch, was unter den Israeliten nicht gewöhnlich ist, die Namen seiner vier Gevatter erhielt. Zum Schlusse ward für das Wohl der Mutter, des Kindes und der vier Gevatter ein Gebet in deutscher Sprache gesprochen. So hat denn auch hier die an dem Gefühl der Dankbarkeit sich erhobene humane Regung des Gemüthes den Sieg über beengende kirchliche Bestimmungen davon getragen.

An der nordamerikanischen Küste wurde vor einigen Monaten ein großer Haifisch gefangen. Als er geöffnet wurde, fand man in seinem Magen eine Flasche, aus welcher man ein Papier hervorzog: »Barke Ontario; sie war dem Versinken nahe auf offener See am 21. März 1840, unter 42 Grad Breite und 69 Grad Länge. Wir steigen in die Boote; möge Gott uns gnädig seyn!« — Auf diese Weise hat man also Nachricht von einem Fahrzeuge erhalten, von dem man nicht wußte, wo es geblieben und was aus ihm geworden war.

Unter dem Postzeichen »Berlin, den 10. Sept.«, ist dem Magistrat von Halle ein Brief zugekommen, der wörtlich Folgendes enthält: »Einem Wohllöbl. Magistrate überschickt ein Nichtswürdiger, der sich dem Tode nahe fühlt, für entzweigeschlagene Laterne und ein Fenster im Rathskeller, — die Summe von 1 Thlr. — Es ist vom Jahr 1826 her. Möge es Gott ihm so wie viele seiner Sünden nicht anrechnen.« R., früher Student in Halle. (Hall. Wochenbl.)

Nächsten Mittwoch, den 14. d. Mts. wird bei aufgehobenem Abonnement die Oper von Gluck — Iphigenia in Tauris — gegeben, welche bei dem klassischen Werthe der Composition und bei der Sorgfalt, welche auf ihre Einstudirung verwendet wurde, den Musikfreunden eine willkommene Erscheinung seyn wird. Die Besetzung ist folgende: Agamemnon: Hr. Pischeck; Klytemnestra: Dem. Kratky; Iphigenia: Dem. Capitain; Achilles: Hr. Chrubimsky; Patroklus: Hr. Ditt; Oberpriester: Hr. Wiegand; Arkade: Hr. Beer.

Räthsel.

Mich ruft die Lieb' in's Leben,
Bisweilen auch die Noth.
Doch kaum beginn' ich aufzuschweben,
Bin ich schon wieder todt.

Sinsheim. Gundelfinger.

Auflösung der Charade in Nro. 282.

Wetterau.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 11. October. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., aus dem Italienischen von Friederike Ellmenreich, Musik von Bellini. Elvire: Dem. Fürth.

Montag, 12. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Döring neu einstudirt): Künstlers Erdenwallen, Lustspiel in 5 Abth., von Jul. von Voß. (Gastrolle) Magister Lämmermeier: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 286. Montag, den 12. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

1.

Es mögen einige Jahre seyn, daß an einem heitern Frühlingsmorgen ein Mann von angenehmem Aeußern und eleganter Tournüre, ungefähr zwei Stunden von Provins entfernt, die Pariser Diligence verließ. Die Stelle, auf welcher er ausstieg, war weder ein Dorf, noch eine unbewohnte Ebene; sondern es lagen der Landstraße zur Rechten und Linken entlang eine große Anzahl Landhäuser, die bald ein Park, bald nur ein Garten umgab, je nachdem es die Verhältnisse des Besitzers gestatteten. Nachdem sich der Reisende einen Augenblick umgesehen, rief er einen jungen Bauerburschen herbei, dem er ein Stück Geld in die Hand drückte, zugleich aber dessen Rücken mit einem ledernen Felleisen belud; und dann auf eine jener ländlichen Wohnungen zuschritt, von deren italienischem Dache vier Gyps-Statuen in die Luft emporragten, welche die vier Jahrszeiten darstellten, und die vier Ecken des Gebäudes auf eine Weise schmückten, die Bernardin de Saint Pierre sehr sinnig genannt haben würde, indem der Frühling gegen Morgen, der Sommer gegen Mittag, der Herbst gegen Abend und der Winter gegen Mitternacht gerichtet standen. Diesen allegorischen Bildern folgend, entging der junge Mann glücklich einem Labyrinthe von Fußpfaden, in das er sonst zuverlässig gerathen seyn würde. Fünf Minuten später langte er vor einem Hause an, dessen Thüre zwei in Thon gebrannte Löwen bewachten, und dessen Gitterthore eine genaue Einsicht in die Lokalität gestatteten. Versichert, sich nicht getäuscht zu haben, wischte er im Grase, das neben den Mauern hervorwuchs, den Staub von seinen Stiefeln, schob seine Halsbinde zurecht, und fuhr mit der Hand durch die Haare, um eine gewisse Unordnung in ihnen zurecht zu machen, die eine Nacht im Postwagen herbeigeführt hatte; mit einem Worte, er machte jene Toilette, die einem Regiment bei dem Einzug in eine Stadt, welche es als Garnison bezieht, vorgeschrieben ist. Dann an der Glocke schellend, fragte er eine Art von Hausknecht, der die Thüre öffnete:

„Wohnt hier Herr Simart?"

„Unser Herr ist ausgegangen," antwortete der Bauertölpel, eine große schwarze Dogge am Halsband haltend, die weniger friedlich aussah, als ihre Nachbarn, die Löwen, und rücksichtslos mit ihrer volltönenden Stimme die beiden Sprechenden zum Verstummen brachte.

Ungeduldig über diesen Lärm, hob der Reisende den in seiner Hand befindlichen Stock empor, und versetzte mit demselben einen Schlag auf die Schnauze des Bellenden. In Folge so unerwarteter Zurückweisung machte dieser einen Sprung, der den Knecht gegen die Thüre warf, und blickte den Angreifenden einen Augenblick an, als hätte er Lust, ihn zu verzehren; allein bei dem Anblick des Stocks, der sich zum zweiten Mal erhob, zog er sich plötzlich zurück und verkroch sich mit herabhängenden Ohren und eingezogenem Schwanze in seine Nische.

„Was hat Euch unser Soliman gethan, daß Ihr ihn todtschlagen wollt?" fragte der derbe Thürhüter mehr in grobem als bestimmtem Tone.

Statt aller Antwort, nahm der junge Mann den ledernen Koffer, unter dessen Gewicht der kleine Lastträger beinahe erlag, und warf ihn mit Schwungkraft in die Arme des betroffenen Bauers.

„Ist auch Herr Simart ausgegangen, so muß doch Herr Tessier zu Hause seyn, führt mich in sein Zimmer, und holt ihn herbei."

Einer Gewalt sich fügend, welche jene gebieterische Sprache, die von physischen Kräften unterstützt wird, auf das gemeine Volk ausübt, gehorchte der Portier, obgleich heimlich vor sich hinbrummend. Um seiner üblen Laune Luft zu machen, versetzte er Soliman, der sich vor seinen Stall hingekauert hatte, einen verächtlichen Fußtritt; allein die in ihrem Domicile beleidigte Dogge sprang wüthend hervor und verwandelte mit einer einzigen Bewegung ihrer Kinnbacken den Rock dessen, der sie reizte, in eine Jacke.

„Das Donnerwetter!" schrie der Bauer, der sich des Unglücks nicht versah, das seinen Sonntagsstaat traf, „läßt sich begreifen, daß Mamsell Cölestine einen solchen Raufer von Hund in Schutz nimmt, von dem man sich auffressen lassen muß, wenn man nicht seinen Platz verlieren will? Ich wollte, daß Ihr ihm mit Eurem Stock die Kinnlade entzwei geschlagen hättet."

„Wie? Mamsell Cölestine liebt die Hunde?" sagte der Reisende halblaut; „wie wird sich das mit Tessier vertragen, der sie nicht leiden kann? Welche Wunder vermag nicht die Liebe!"

Nachdem sie einen Hofraum und ein Vestibüle, in welchem eine kleine Orangerie aufgestellt war, durchschritten hatten, stieg der junge Fremde eine elegante Treppe hinan, und gelangte am

Ende eines Korridors, der den Zimmern der ersten Etage als Eingang diente, an eine Thüre, die er ohne Umstände öffnete, weil ihm sein Führer gesagt hatte: Hier ist es.

Der erste Gegenstand, der ihm beim Eintreten in die Augen fiel, war ein vor einem Schreibtische sitzender Mann, der, die Ellenbogen auf den Pult gestützt, die Stirne in seinen Händen ruhen ließ; hinter dem Ohr steckte eine Feder nach Weise der Schreiber auf Kanzleien, und in tiefes Nachdenken versunken, starrte er ein vor ihm stehendes Dintenzeug an, neben welchem ein Buch Briefpapier lag, das von oben bis unten mit seltsamen Schriftzügen besudelt war.

„Ach, Du bist es!" sagte, den Kopf umwendend, das in Gedanken hinbrütende Wesen; „ich hatte Dich erwartet. Nikolaus, stelle diesen Koffer in jene Ecke und verlasse uns."

„Ich bin es allerdings", antwortete der Reisende, als der Diener sich entfernt hatte; „denn ich eilte Deinem Wunsche gemäß herbei, und befinde mich nun hier, um den Brautschleier zu halten. Wann wird Hochzeit seyn?"

„Morgen, glaube ich, wird der Kontrakt unterzeichnet," versetzte Tessier mit düsterer Miene.

„Du glaubst? Bist Du denn dessen nicht gewiß? Uebrigens darf mich das bei Deinem unentschlossenen Charakter nicht wundern; wußtest Du denn jemals, was Du den folgenden Tag thun würdest?"

„Lieber Dramond, setze Dich, und laß uns plaudern", antwortete, einen Seufzer ausstoßend, der Heirathscandidat. — Du findest mich in der unschlüssigsten Lage, in der man einen Menschen treffen kann. Als ich Dir mittheilte, daß ich Mademoiselle Simart heirathen würde, beseelte mich der höchste Enthusiasmus, indem ich die Zukunft durch eines jener glänzenden Prisma's erblickte, die dem trüben Grund der Wirklichkeit ein rosiges Licht verleihen."

„Damit willst Du wohl sagen, daß Du nun auch die Kehrseite der Medaille gesehen. Nun, und was erblickest Du auf ihr?"

„Einen Teufel!" rief Tessier, an der Feder kauend, die er hinter dem Ohr hervorgezogen hatte.

„Sprichst Du von Deiner Zukünftigen?" fragte Dramond lachend.

„Leiser — diese Wände könnten Ohren haben."

„Zum Henker! Sind wir denn in Nero's Pallaste? So, nun steht Stuhl an Stuhl, nun will ich Dich hören, oder vielmehr höre mich; ich will darauf wetten, daß ich Deine Beichte bereits weiß; Du hast Dich im Heirathsgut verrechnet."

„Im Gegentheil; Mademoiselle Célestine bringt baar sechstausend Livres jährlicher Einkünfte mit, und ihr Vater sagt ihr noch eben so viel zu; indeß ich im Ganzen nur auf neun bis zehntausend Livres gerechnet hatte."

„Solltest Du etwas Verdächtiges in der Familie entdeckt haben: etwa einen Narren, einen Gehenkten, oder sonst einen armen Teufel, der genöthigt ist, sich von dem König der Franzosen kuriren zu lassen?"

„Pfui doch! die Simart's und die Vallon's sind zwei der angesehensten Geschlechter, die geschreutesten und unangetastetsten der ganzen Provinz."

(Fortsetzung folgt.)

Gallerie ausgezeichneter Frankfurter.

4.

Paul Johann Anselm von Feuerbach in Bamberg.

Skizzirtes Genrebild von J. Funck.

(Schluß.)

Er lachte anfangs herzlich darüber und sagte: „Mein gedrucktes Gesetzbuch, wie es vorliegt, sieht dem im Manuscripte ungefähr eben so ähnlich, wie Hoffmann's Phantasiestücke (er hatte die eben erschienenen zwei ersten Bände verlegt) seiner Aktenarbeit in der Warschauer Kammer." Er erklärte mir unumwunden, wie er sich bemüht habe, sein juristisches Gebäude auf philosophische Pfeiler zu gründen und aufzubauen, wie aber im geheimen Rathe zu München, der von der Philosophie so viel verstanden habe, wie er vom Accouchement, bei Durchmusterung jedes einzelnen Gesetzes und Falles an diesen Pfeilern so lang gezupft und gerüttelt worden, daß das ganze Gebäude darüber baufällig geworden wäre. — „Aber zum Teufel!" — herrschte er mich an, nachdem seine gute Stimmung bald in böse Laune übergegangen war, „wollen auch Sie mich todt machen?" (Sein steter Ausdruck, wenn er ennuyirt oder durch Reden belästigt ward.) „Ist es denn nicht genug, daß meine Herren Collegen, die da meinen, sie könnten mich mit nichts mehr als mit juristischen Gesprächen und Fragen — dabei auf meinen Weisheitszahn fühlend — amüsiren, mich zu Tode plagen, müssen auch Freunde wie Sie, mit denen ich ganz andere Dinge zu reden habe, in das alte Fuhrgeleis fahren? Zum Teufel! schenken Sie sich ein Glas Punsch ein, und erklären Sie mir, wie der Aktenmensch Hoffmann den göttlichen Aufsatz über „Don Juan" zu schreiben vermochte? Das ist ja ein ganz unvergleichlicher Kerl — der soll leben!" Hier stieß er an mein Glas und recitirte mir einzelne Stellen dieses Aufsatzes mit Hinzufügung seiner eigenen, freilich lasciven, aber witzigen Bemerkungen. — Nun wurden von ihm neue Schleusen des Fragens über Hoffmann und sein Thun und Treiben in Bamberg eröffnet. Es gewährte ihm nämlich ein großes Vergnügen, sich darüber mit mir zu unterhalten, und selbst zwei und dreimal ihm erzählte Dinge wurde er nicht müde, nochmals zu hören, ja er forderte mich so oft dazu auf, daß ich selbst es zuweilen müde ward, seinen Wünschen zu begegnen. Besonders Hoffmann's Verhältniß zu seiner Julia fesselte ihn. Mit blitzendem Auge lauschte er meinen Berichten hierüber, die ich ihm nicht umständlich und deutlich genug darlegen konnte, und die er bis in ihre kleinsten Details aufmerksam verfolgte. Es war ein ähnliches Verhältniß — wie ich später von ihm erfuhr — das er mit einem weiblichen Wesen geknüpft hatte, was ihm in der Erinnerung zu einem Anziehungspunkte eigener Art ward.

Feuerbach war überhaupt ein großer Verehrer des schönen Geschlechtes; über eine Unterhaltung mit einer Dame, besonders wenn sie geistreich und schön zugleich war, ging ihm nichts! Je jugendlicher der Gegenstand seiner Verehrung, desto lieber war er ihm, und der damals beinahe vierzigjährige Mann vergaß nicht selten seine Jahre. Liebenswürdiger zeigte er aber auch sich nie, als in solcher weiblichen Gesellschaft, wo die Vorzüge seines Geistes, namentlich seines Witzes, strahlen konnten, und

nur eine solche Gesellschaft war es, nach der er strebte und die er selbst gern aufsuchte.

Alltennäimer, die sonst nichts als dieß waren, haßte er, wie schon bemerkt; jene aber, die da zu ihm kamen, um über juridische Gegenstände von ihm Belehrung zu empfangen, konnten ihn zur Verzweiflung bringen. Einige der Art, die ich näher kannte, wußten sein Benehmen gar nicht zu begreifen und suchten sich bei mir über den sonderbaren Mann zu orientiren. Einem derselben aber, einem achtungswerthen, nun verstorbenen Rechtsgelehrten, lag es besonders am Herzen, sich Feuerbach zu nähern und mit ihm bekannt zu werden. Abgeschreckt durch verunglückte Versuche seiner Collegen, forschte er mich aus, wie ihm wohl am besten beizukommen und er zu gewinnen sey. Ich rieth ihm das einfache Mittel an, so wenig als möglich Feuerbach mit juristischen Gegenständen zu behelligen, was ihm leicht werden würde, da er ja selbst ein Mann von vielseitigem Wissen sey, um bequem mit jenem, namentlich aus dem Gebiete der Poesie anzuknüpfen. — Das ließ sich der gute Mann nicht zweimal sagen, und ging eines Nachmittags zu Feuerbach, an welchem auch ich ihn zu besuchen ein paar Stunden später kam. Wenige Schritte vom Hause begegnete mir der von ihm Gekommene, erhitzten Angesichts, sich erschöpfend in Lobeserhebungen über den einzigen, göttlichen Mann, der ihm zwei volle Stunden geschenkt, über den er nun ganz im Reinen sey, und sich schmeicheln dürfe, schon jetzt zu seinen Freunden zu gehören. Ich freue mich darüber — denn der Mann war die Gutmüthigkeit und Naivetät selbst — wünsche ihm Glück, empfehle mich und ziehe die Klingel an vor Feuerbachs Hause. Die Thüre vis à vis seines Wohnzimmers, und nur durch einen großen Hof getrennt, wird geöffnet, mit ihr aber auch zugleich werden die beiden Flügel des Zimmerfensters mit Heftigkeit aufgerissen, aus denen mir Feuerbach aus vollem Halse entgegen schreit: „Juristen! Juristen! Freund! um Gotteswillen schafft mir einen Juristen! eine Welt für den elendesten Juristen!“ —

Ich trete lächelnd in die Wohnstube ein, und Feuerbach, im Begriff, sich anzukleiden, und halb in einem Stiefel stehend, erklärt mir unter den heftigsten und komischsten Gestikulationen, wobei ein Pantoffel rechts, der andere links weit in das Zimmer geschleudert wird, „wie der eben von ihm gegangene, unglückselige Mann, ihn zwei Stunden lang auf eine fürchterliche Weise malträtirt, und beinahe zu Tode gerackert und“ — fuhr er fort — „womit meinen Sie wohl? — rathen Sie! — ach, Sie errathen es nicht! — nicht mit juristischem Zeuge — o, wie wäre das zu ertragen gewesen! — nein! (hier wurde der Schlafrock mit Vehemenz in die äußerste Ecke des Zimmers geschleudert) — — mit Vorlesung eines halben Schockes seiner eigenen, wäßrigen Gedichte! — Beim ersten Dutzend bitt' ich, es bewenden zu lassen, ich habe den Geist davon vollkommen weg!“ — „„Nur ein wenig Geduld, Excellenz, es kommt immer besser und tiefer““, erwiedert er, und liest, erst in monotonster Weise, dann alle Scalen widerwärtigster Declamation durchlaufend, weiter. Ich schütze Ihren Besuch vor. — „„Hat nichts zu sagen, wir kennen einander gar gut““, entgegnet er, und liest getrost fort. — — Ich muß mich anziehen — — „„bitte, sich nicht zu genieren, Excellenz!““ — — Ich muß an einen Ort zuvor, wo keine Vorurtheile herrschen — bitte um Vergebung, — mir ein anderesmal das Vergnügen aus — öffne die Thüre und schiebe ihn hinaus! —

Ich brach, in die Hände schlagend, in ein unmäßiges Lachen aus, in das der Gemarterte nicht umhin konnte, zuletzt selbst mit einzustimmen.

So ungefähr war, und vegetirte zu Baireuth der geheime Staatsrath, Präsident und Ritter Paul Johann Anselm von Feuerbach, der den 14. November 1775 zu Frankfurt am Main geboren, und daselbst am 29. Mai 1833, auf einer Reise nach dem Schwalbacher Bade, starb.

Die Liebe — ein Buch.

1840 — und noch immer weiß man nicht, was die Liebe ist. Es geht mit der Liebe, wie mit mancher Krankheit, man kann, trotz aller Erfahrung und Gelehrsamkeit, nicht beweisen, ob sie ein Miasma oder ein Kontagium sey.

Die Dichter sagen, die Liebe wäre eine Pflanze. Welche, darüber sind sie nicht einig. Der eine meint, sie sey eine Rose, der andere eine Hagebutte — über die Stacheln sind beide einverstanden. — Der Eine nennt sie Tausendguldenkraut,*) der Andere Glockenblume,**) der Eine Engelwurz,***) der Andere Farrenkraut.†)

Ein Linnée würde verlegen seyn, alle diese Arten zu benennen und zu klassifiziren, und in Ewigkeit wird Niemand entscheiden, was für eine Pflanze die Liebe ist. Ja, ich behaupte, die Liebe sey gar keine Pflanze, und chapeau bas — ich bin auch ein Dichter — und habe deshalb eine glaubenswürdige Meinung. —

Ich sage, die Liebe ist ein Buch, welches der große Meister über den Sternen zum Besten seiner Geschöpfe herausgegeben, eine Biblia polyglotta in allen Sprachen, eine Vulgata, von allen Völkern aller Zonen verstanden und geheiligt. Die Liebe ist ein ABC-Buch, woraus die junge Menschheit das Buchstabiren lernt, ein Prämienbuch für alle Erdenkinder, ein Klassiker cum notis variorum.

Dieses Buch ist der Inbegriff aller Wissenschaften, mit Ausnahme der mathematischen. Denn Liebe und Mathematik sind Antipoden, sie verhalten sich zu einander, wie der erquickende Thau zum brennenden Sirocco.

Die größten Kenner dieses Buches sind die Frauen, denn die Frauen sind die geborenen Professoren der Liebe, wir Männer sind bloß die Kandidaten, welche auf den langen Schulbänken des Lebens sitzen und von dem Katheder des weiblichen Herzens uns das hohe Buch der Liebe kommentiren lassen.

Ach, ihr Herren Professoren hoher Wissenschaften, wie wenig gleicht ihr jenen liebenswürdigen Professorinnen! Ihr tragt Eure Professur nur als ein persönliches Lehen, die Professur der Liebe hingegen ist ein Allodialgut der Frauen, und selbst in ihrem höchsten Alter lassen sie sich nicht in Pension setzen. Lord Chesterfield fragte einst eine achtzigjährige Dame, in welchem Alter die Frauen zu lieben aufhörten. „Ich weiß es nicht,“ war die Antwort; „Sie müssen dies eine Aeltere fragen.“ — So sind die Frauen, ihre Geburts- und Sterbestunde sind die beiden

---

*) In der Blumensprache: Glückseligkeit.
**) Thorheit.
***) Begeisterung.
†) Träumerei.

Deckel, in welche das Buch der Liebe gebunden ist, ihre Lebenstage sind die Blätter desselben.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die letztvergangenen Jahrhunderte, um die mannichfaltigen Schicksale dieses Buches zu übersehen.

Das Mittelalter war das goldene Zeitalter desselben, die schönsten Lettern wurden mit unverwüstlicher Schwärze auf unverwüstliches Pergament gezeichnet, die Initialbuchstaben mit den prächtigsten Farben ausgemalt und mit Gold reich belegt, selbst die breiten Seitenränder waren mit herrlichen Bildern geschmückt. Die Gesänge der Troubadours und Minstrels geben Kunde von dem damaligen Glanze dieses Buches. Da wurde die Buchdruckerkunst erfunden und die Manuscripte hörten auf. Das Pergament verschwand, das Papier trat an seine Stelle. Noch immer wurde das Buch, jedoch in groß Folio, edirt mit gothischen Buchstaben und kunstreichen Holzschnitten; bald aber erschien es in Quarto, zwar mit großen Lettern, aber mit schlechten Kupferstichen, später gar in Oktav mit gewöhnlichen Typen und Vignetten, und endlich in Taschenformat mit kleinen Lithographieen. In neuester Zeit sieht man es nur in einer Duodezausgabe mit Petitschrift auf schlechtem Papier ohne alle Kupfer — - - auf dem Titel prangen großgedruckt die Worte: „Wohlfeilste Ausgabe!" — Gewiß, die Liebe wird zuletzt noch ein Pfennigmagazin, eine Olla potrida kleiner Gefühle, ein Kaffeehausblatt, welches man flüchtig durchblättert und — dann bei Seite legt.

Jetzt ist dieses große, an Schönheit und Pracht so reiche Buch nicht mehr vorhanden, sein hoher Sinn, sonst nur von einer kleinen Zahl geweiheter Leser verstanden, wird jetzt von dem großen Haufen mißdeutet und verspottet.

Mit seinem Einbande — der Treue, in den jede Liebe gebunden seyn muß — hat das Buch einen nicht minderen Schicksalswechsel gehabt. Zuerst wurde es in Pergament, dann in Fisch-, dann in Schwein-, dann in Kalbleder gebunden, später bloß in Halbleder, dann in Papierband und endlich nur broschirt. In neuester Zeit liebt man es ungebunden.

(Dampfw.)

Korrespondenz.

Mainz, 9. Okt.

Die jedem Menschen inne wohnenden so mächtigen Gefühle für Vaterland und Heimath sind bei dem Erwachsenen unzertrennlich von den Erinnerungen an seine Jugendjahre, an seine Umgebung, an die Erziehung, die er genossen, an die Lehrer, die den ersten Keim des Wissens ihm eingeprägt und an die Schüler, die Freude und Leid mit ihm getheilt und oft Freundschaft für das Leben mit ihm geknüpft haben. Diese Erinnerungen, diese sympathetischen Gefühle brachten den hiesigen Stadtpfarrer Hrn. Merz auf den schönen Gedanken, alle Mainzer Schüler, die im letzten Decennium des 18ten und im ersten Decennium des 19ten Jahrhunderts die hiesige Domschule, die Franziskaner- und Augustinerschule und das kurfürstliche Gymnasium besucht haben, so wie diejenigen, welche ihre erste Bildung in der lateinischen Schule des Hrn. Professors Webel erhalten hatten, zu einem Mahle einzuladen, das gestern Abend im Volkischen Saale dahier statt fand. Die Idee war schön und obgleich die Ausführung wegen Kürze der Zeit und dem Mangel an Notizen mit mancher Schwierigkeit verknüpft war, so übertraf der Erfolg doch die Erwartung. Beinahe hundert Personen waren anwesend, Männer aller Stände, alle kräftig an Geist und an Körper; alle sich freuend des Wiedersehens, alle sich brüderlich umfassend, ohne Rücksicht auf bestehende Verhältnisse. Jeder, selbst der, welcher dem Glücke Vieles zu danken hatte, benahm sich so herzlich gegen alle Andre, daß man Brüder einer Familie zu sehen wähnte. Der Einzige, der vor Allen ausgezeichnet, der als Gast von einer Deputation abgeholt und wieder nach Hause gebracht wurde, war der in Ruhestand versetzte verdiente Professer Webel, dessen Hr. Bürgermeister Metz auch in dem zuerst ausgebrachten Toaste als des noch lebenden Repräsentanten aller Mainzer Lehrer jener Zeit, die die Gesellschaft feierte, gedachte. Rührend war die Scene, als nach einer danksaren Erwiederung des Hrn. Webel, alle seine im Saale anwesenden Schüler, lauter Männer von ausgezeichnetem Charakter und Bildung, sich erhoben und in einer langen Reihe zu ihm heranschritten, um mit Hand und Kuß ihm ihre Verehrung zu bezeigen. Die Toaste, die Hr. Dr. Pizzala, Hr. Dr. Gröger, Hr. Dr. Leo, Hr. Sieglitz, Hr. Limberger und einige Andere ausbrachten, lieferten den recht augenscheinlichen Beweis, wie groß die Achtung ist, welche Alle für die verstorbenen Lehrer und die Liebe, welche sie für ihre Mitschüler fühlen. Ein Antrag auf geschichtliche Darstellungen der Eindrücke des frühern Lebens von Seiten eines jeden anwesenden Mitgliedes als Stoff zu einer künftigen Geschichte der Stadt Mainz, ausgegangen von einem hochstehenden Geistlichen, und ein anderer auf wiederholtes Zusammenkommen im künftigen Jahre, fanden allgemeinen Beifall. — Die fröhliche Laune der Mehrheit war so hinreißend, daß gestandne, sonst ernste Männer ganz verjüngt schienen; erst spät am Abende trennte man sich, unter bestimmtem Versprechen, künftiges Jahr eine ähnliche Versammlung zu halten und bei dieser keinen einzigen ehemaligen Mainzer Schüler der bemeldeten Zeit ungeladen zu lassen.

Mannichfaltigkeiten.

Nicht blos die großen Mächte Europa's rüsten sich und vermehren ihre Streitkräfte; auch das Leipziger Theater hat unter diesen Umständen geglaubt, es dürfe nicht zurück bleiben und deshalb die »sieben Mädchen in Uniform« auf vierzehn gebracht und das Bajonetfechten bei denselben eingeführt. Das auf diese Weise erneuerte alte Stück fand vielen Beifall.

Als ein Beispiel von den sonderbaren Artikeln, welche nach Leipzig zur Messe gebracht und da verkauft werden, führen wir an, daß in jeder Messe dreißig bis fünfzig Centner abgelegter englischer Uniformen erscheinen. Sie werden reißend schnell verkauft und gehen besonders nach Polen, wo man das feine rothe Tuch zu Mützenbesatz ꝛc. verbraucht.

Ein neues Stück mit allem Aufwande von Pracht in Decorationen und Costumes, mit allen möglichen Maschinerieküsten, Ballet und Musik, »der verliebte Teufel«, macht Furore in Paris.

In England hat man eine neue Art sinnreicher Uhren erfunden, die eine Eisenbahn mit verschiedenen Zügen von Passagier- und Gepäckwagen vorstellen, welche auf den Schienen hin fahren und durch Tunnel zurückkommen.

Theater-Anzeige.

Montag, 12. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Döring neu einstudirt): Künstlers Erdenwallen, Lustspiel in 5 Abth., von Jul. von Voß. (Gastrolle) Magister Lämmermeier: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 287. Dienstag, den 13. October 1840.

Anna von Coburg.

(† 27. Jan. 1613.)

Zu Sonnenfeld im Kloster,
Dem lichten Gotteshaus,
Ruht von der Erdenreise
Manch' edler Pilger aus.
Da steht bei andern Zeichen
Auf einem Leichenstein:
»Von deinem Aug' soll fürder
Gewischt die Thräne seyn.«
Welch' müder Waller weinte
Die Augen sich so roth,
Daß nichts sie konnte heilen
Mehr als der bitt're Tod?
Frau Anna, Hochgeboren,
Ruht wie im Leben hier
Getrennt von ihrem Gatten,
Herrn Johann Casimir.
Sie liebte ihren Gatten
Mit junger Liebesgluth;
Ein Dämon löscht' die Flammen
Mit böser Worte Fluth.
Es welkte Anna's Leben,
Wie eine Rose siecht,
Die, ab vom Stamm gerissen,
Am harten Boden liegt.
Doch wie ein Licht im Sterben
Zur Flamme schnell erwächst,
Wenn du in seine Nähe
Die funkle Kerze steckst:
So ist Frau Anna's Leben
Zu neuer Lust erblüht,
Als Ulrich's *) junge Liebe
Ihr sanft entgegenglüht.
In seines Mitleids Lächeln
Sah Johann Hochverrath,
In Anna's froh'rem Blicke
Des Eh'bruchs Freveltat.
Zum finstern Thurm zog Ulrich,
Zur hohen Festung sie,
Und fortan wärmte beide
Der Freiheit Sonne nie.
Geblf't von Johanns Bruder
Blickt er zur Sonne auf —
Der Blindheit dichter Schleier
Hemmt seiner Blicke Lauf.
Und seiner Liebe Sonne
Hat gleichfalls ihm gefehlt,
Seit unter sie gesunken
Im stillen Sonnenfeld.
Er weinte noch drei Tage
Der theuren Anna nach,
Die trocknen Aug's im Kloster
Schon zwanzig Jahre lag.

*) Von Lichtenstein.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

„Dann kannst Du ferner wahrgenommen haben," fuhr Dramond fort, „daß Mademoiselle Célestinens Corsette-Fabrikantin genöthigt war, wegen einiger heterodoxen Abweichungen die Kunst zu Hülfe zu nehmen!"

„Welche Profanation! Siehst Du dort im Garten jene junge Pappel, die der Wind bewegt? das ist das Bild von Célestinens Taille."

„So hast Du irgend einen hübschen Vetter entdeckt, der Dir ihr Herz geraubt hat?"

„Sie hat nicht mehr Vettern, als das Lämmchen in der Fabel Brüder zählte; ich bin überzeugt, daß sie noch nie verliebt war."

„Ausgenommen in Soliman."

„Du kennst Soliman," rief Tessier aufspringend, „hat er Dich gebissen?"

„Im Gegentheil, ich habe ihn geschlagen."

„Das lohne Dir der Himmel! Dieses Mal hast Du den Fleck getroffen. Das verfluchte Thier ist die Ursache aller meiner Besorgnisse."

„Wie kömmt das?"

„Du weißt, daß mir Thiere im Allgemeinen zuwider sind vorzugsweise aber die Hunde, was dieser ohne Zweifel auf meinem Gesichte gelesen hat; denn seit meiner Ankunft zeigt er einen tödtlichen Haß gegen mich, und versäumt keine Gelegenheit, mir in die Beine zu fahren. Das erste Mal habe ich dazu gelacht; das zweite Mal zog ich ein Gesicht; das dritte Mal aber verlangte ich, daß Soliman in seinen Stall gesperrt werden sollte. Herr Simart würde meiner Forderung gern entsprochen haben; allein Mademoiselle Cölestine, welche Solimans Partei ergriff, warf mir vor, ihn ungerechter Weise seiner Freiheit berauben zu wollen, und erklärte mich als einen ungefälligen, gefühllosen Menschen. Schon eine ganze Woche dauert diese thörigte Fehde, die sich jeden Tag erneuert, und eine Menge kleiner Mißhelligkeiten zur Folge hat, denen ich vergebens zu entgehen suche. Mit einem Wort, dieser Soliman ist ein wahrer Stein des Anstoßes für meine Heirath geworden. Das Bellen wollte ich mir noch gefallen lassen, aber daß er sogar beißt! . . . . . "

„Du bist ein Thor," antwortete Dramond, die Achseln zuckend. „Wegen eines Hundes wirst Du Dich doch nicht mit Deiner Braut entzweien? In einem solchen Fall ist die Verfahrungsweise sehr einfach. Bis zum Hochzeitstage füttert man den Cerberus mit Kuchen, den folgenden Tag aber schickt man ihn, vermittelst einer sichern Kugel, zu seinem Großvater in die Hölle."

„Hieran habe auch ich schon gedacht, und von dieser Seite wäre dem Uebel beizukommen; allein was mich in ein Meer von Zweifeln und Besorgnissen stürzt, ist Mademoiselle Cölestinens Benehmen bei jeder Veranlassung. Du weißt, daß sich der Charakter vorzüglich durch Geringfügigkeiten ausspricht. Ihre Heftigkeit, ihr Widerspruchsgeist, ihre launenhafte Aufregung, sogar einige Leidenschaftlichkeit, von der ich seit mehreren Tagen sprechende Beweise erhielt, erweckten in mir, ich will es nicht läugnen, die beunruhigendsten Betrachtungen für mein künftiges Geschick. Zeigt sie sich schon so vor dem Honigmonat, wie wird sie nach demselben seyn?"

„Hältst Du sie für bösartig?"

„Bösartig? nein, aber für eigensinnig, herrschsüchtig, unüberlegt, in so hohem Grade, als es ein verzogenes Kind seyn kann. Mache ihre Bekanntschaft, dann erst kannst Du sagen, ob mein Bild mit zu starken Farben aufgetragen ist; sie legt ihre Fehler ohne Scheu zu Tage, und ich bin überzeugt, daß Du noch, ehe der Abend hereinbricht, Gelegenheit finden wirst, ein Urtheil über sie zu fällen. Dein Vorsatz, nicht zu heirathen, erspart Dir manche Verdrießlichkeit."

„Heirathen!" rief Dramond, der während dieses Gesprächs seinen Koffer aufgemacht hatte, um sich umzukleiden. „Heirathen! pfui doch! Die Ehe ist ein Hafen, und ich liebe die offene See. Daß Du Dich verheirathest, ist wohlgethan; Du bekömmst einen Bauch, Deine Haare werden dünn, für Dich hat die Ehestandsstunde geschlagen, ich aber stehe noch in voller Blüthe."

„Ei, schaut her, die schöne Rose", bemerkte Tessier kichernd.

In diesem Augenblick hatte Dramond ein Kleid aus seinem Felleisen gezogen, aus dessen Taschen eine getrocknete gelbe Rose auf den Fußboden herabfiel, welche der junge Mann aufraffte, und einen Augenblick überrascht betrachtete.

„Du sprachst von Rosen", sagte er, „hier ist eine solche, ohne daß ich sie vermuthete, und die sich gerade hierher zu verirren schien, um mir zuzurufen, daß ich bis jetzt noch viel zu unwürdig sey, um auf das heilige Sakrament der Ehe Anspruch machen zu dürfen. Du siehst, lieber Aristides, so ausgelassen ich auch scheine, so bin ich doch im Ganzen genommen höchst überlegt. Bin ich einmal verheirathet, so habe ich mir vorgenommen, meine Frau zu lieben und sie glücklich zu machen, ja sogar ihr treu zu bleiben. Um aber einen so wichtigen Schritt zu wagen, muß ich meiner selbst gewiß seyn; vor allem aber scheint es mir nothwendig, den Becher der Junggesellenfreuden geleert zu haben, um nicht der Verführung ausgesetzt zu seyn, wieder zu ihm zurückzukehren; es wäre mir sogar nicht unlieb, etwas Hefe auf seinem Grunde zu finden, denn diese vermöchte den Genuß des Ehestand-Nektars nur zu erhöhen."

„Was hat aber dieser Galimathias mit jener häßlichen, gelben Blume gemein, die Du ohne Zweifel von dem Hute irgend einer sechzigjährigen Frau gestohlen hast?"

„Häßliche Blume!" wiederholte Franz, der Rose wehmüthig nachsinnend, „auch sie hatte sich, wie jene, deren Malesherbes erwähnt, eines Morgens voll Leben und Schönheit zu erfreuen. Nun freilich ist sie farblos und verblüht, doch statt ihres Geruchs haucht sie einen Geist für mich aus, der die reinste Philosophie in mir erweckt. Sie ruft in mir ein Gefühl der Schwäche hervor; ich schöpfe in ihrer Anschauung eine Lehre voll Weisheit und Moral. Mit einem Wort, weißt Du, was sie mir sagt?"

„Hältst Du mich für einen Perser?" antwortete Tessier in geschraubtem Tone.

„Sie sagt mir, lieber Aristides: Verheirathe Dich noch nicht. Doch, ich müßte Dir hierüber eine ganze Geschichte erzählen, und ich will die Rollen nicht vertauschen. Ich kam hierher, um Dein Trauungszeuge, Dein Vertrauter, überhaupt Dein treuer Pylades zu seyn. Du hast daher das Privilegium des Erzählens, des Beschreibens, der umständlichen Mittheilungen und anderer langweiligen Liebesgeschichten. Ich habe mich mit Hiobsgeduld ausgerüstet; setze daher alle falsche Scham bei Seite. Noch hast Du mir nicht ein Mal gesagt, ob Mademoiselle Cölestine schwarze oder blaue Augen hat."

„Nein, erzähle mir vielmehr Deine Geschichte, sie wird vielleicht meine trüben Betrachtungen verjagen. Herr Simart ist noch nicht zu Hause, und Cölestine geht, ich weiß nicht wo, mit ihrer Cousine spazieren; daher hast Du noch vor dem Mittagessen Muße, mir Deine Erzählung mitzutheilen."

„Nun, wohl denn," erwiederte Dramond, welcher, indem er fortfuhr, seine Reisekleidung mit einer eleganteren Toilette umzutauschen, seine Erzählung begann.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. —

Man lies't im Brockhaus'schen Conversations-Lexicon der Gegenwart:

Johann David Passavant, gegenwärtig einer der vorzüglichsten Schriftsteller im Gebiete der Kunstliteratur, wurde im Jahr 1787 zu Frankfurt am Main geboren und für das Geschäft seines früh verstorbenen Vaters zum Handelsstande erzogen. Eine frühzeitige Neigung zog ihn indeß zur Malerei, und als er in dem letzten Befreiungskriege gegen Napoleon, in welchem er als Freiwilliger mitgefochten, auch nach Paris ge-

kommen war, beschloß er, angeregt durch das Betrachten der vielen dort aufgehäuften Kunstschätze, sich ausschließlich der Malerkunst zu widmen. In Paris studirte er noch unter David, dann unter Gros. Im Jahre 1817 reiste er nach Italien, wo er, namentlich in Rom, im befreundeten und bildenden Umgange mit Koch, Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr und den übrigen Mitstiftern und Beförderern der neudeutschen Malerschule, der Ausübung seiner Kunst wie dem Studium ihrer Geschichte sieben Jahre lang lebte. In dem Geiste der neuen Kunstrichtung malte er damals mehre Historienbilder und Landschaften, welche Beifall fanden. Als eine beachtenswerthere Frucht seines italienischen Aufenthaltes ist jedoch eine kleine Schrift anzusehen, die aus der Absicht hervorging, die bereits vielfach angefochtenen Bestrebungen der deutschen Künstler in Rom von dem Standpunkte der historischen Kunstentwickelung aus zu rechtfertigen und denselben somit allgemeinere Anerkennung zu verschaffen, was ihm auch bei dem unbefangenern Theile des Publikums vollständig gelang. Sie erschien anonym unter dem Titel: „Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toscana zur Bestimmung des Gesichtspunktes, aus welchem die neudeutsche Malerschule zu betrachten ist. Von einem deutschen Künstler in Rom" (Heidelb. 1820), und enthält eine Zusammenstellung der ältern italienischen Künstler. Hiermit hatte Passavant den Weg kunstgeschichtlicher Forschung und Schriftstellerei betreten, auf welchem er noch so bedeutende Blüthen pflücken sollte. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, malte er verschiedene Bilder für Privatpersonen und gab bei Gelegenheit der Anlage des neuen Friedhofes Beweise seiner Kenntniß in der schönen und monumentalen Architektur durch Herausgabe seiner „Entwürfe zu Grabdenkmälern." Sein letztes Gemälde, zur Ausschmückung des Kaisersaals seiner Vaterstadt bestimmt, stellt den Kaiser Heinrich II., den Heiligen, vor, wie er, die langersehnte heilige Lanze in der Rechten haltend und mit der Linken auf das Modell des Bamberger Doms hinweisend, den Blick himmelwärts wendet, wie im Gefühle des freudigen Dankes gegen Gott, der ihm zur Erlangung der kaiserlichen Krone wie zur Stiftung des Bisthums Bamberg, dieser beiden für ihn wichtigsten irdischen Angelegenheiten, verholfen habe. Inzwischen hatte Passavant verschiedene, die mittelalterliche und neuere Kunst betreffende Mittheilungen in Zeitschriften veröffentlicht und seine „Kunstreise durch England und Belgien" (Frankf. 1833, mit 10 Abbild.) erscheinen lassen, ein Buch, welches durch die Zuverlässigkeit und Gründlichkeit seiner Angaben für die Kenntniß der öffentlichen und Privatkunstsammlungen, so wie des gegenwärtigen Zustandes der Künste in England Epoche machte, ins Englische übersetzt (Lond. 1836, 12.) und von Dr. Waagen in seinem Buche über „Kunst und Künstler in England" vielfach benutzt wurde. Nach dem Erscheinen dieses museographischen, eine Menge allgemein wichtiger, kunstgeschichtlicher und biographischer Notizen enthaltenden Werkes gedachte Passavant ernstlich daran, eine umfassende, historisch-kritische Darstellung des Lebens und der Werke Rafael's von Urbino zu bearbeiten. Alle seine Studien, Kunstübungen und Reisen waren seitdem nach diesem einen Ziele gerichtet. Er unternahm nur deshalb eine Reise nach England, besuchte Paris zum drittenmale und bereiste auch Italien noch einmal wieder ein halbes Jahr lang. Seiner Selbstanschauung entging kein nur irgend nennenswerthes Rafaelsche's Werk, da er selbst die in Spanien befindlichen großen Gemälde Rafael's bei seinem ersten Aufenthalte in Paris zu sehen Gelegenheit hatte. So entstand jenes classische Werk unter dem Titel: „Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi" (2 Bde., Leipz. 1839, mit 14, den Gang der künstlerischen Jugendbildung Rafael's anschaulich darstellenden Abbildungen), welches nicht blos für die gründliche Kenntniß des Rafael'schen Lebens und Wirkens, sondern auch für die Aufhellung der gesammten damaligen Cultur- und Kunstgeschichte überhaupt von hoher Wichtigkeit ist. Wir sehen darin eine umfassende und erschöpfende, theoretisch-praktische Durchdringung des Gegenstandes mit der besonnensten historischen Forschung Hand in Hand gehen und auf diese Weise die Kunde des merkwürdigsten Abschnitts in der Entwickelungsgeschichte der neuern Kunst in Beziehung auf den Hauptrepräsentanten desselben, man kann fast sagen, zum vollständigen Abschluß gebracht.

Mannichfaltigkeiten.

Man meldet aus Karlsruhe über den Violinvirtuosen H. Wolff: Hrn. Heinrich Wolff's Violinspiel im großh. Hoftheater am 6. Okt. fand bei dem Publikum die beifälligste, ja eine enthusiastische Aufnahme, und sicherte ihm die hohe Achtung der Kenner und Würdiger seines Instruments. Die Wahl des ersten Stück's — das 1. Concerto von C. de Beriot — war wohlgetroffen und ganz geeignet, die Vorzüge des dem Publikum aus eigenem Anhören noch unbekannten Virtuosen in's volle Licht zu setzen und zu zeigen, wie er neben dem Ernst, der Gediegenheit und dem Gefühl des Vortrags auch die Meisterschaft über alle jene Kunstschwierigkeiten oder selbst Kunststücke besitze, ohne die leider heutzutage der ausübende, besonders der vor einer fremden Hörerversammlung sich produzirende Künstler kaum mehr die nothwendige Beachtung vor gewöhnlicheren Kunstgenossen sich erringen kann. Wir wissen nicht — liegt der Grund in der gewählten Komposition oder in der Eigenthümlichkeit des Künstlers, allein sein ganzer Vortrag erinnerte uns auf's Lebhafteste an Meister Beriot selbst: dieselbe Eleganz, derselbe klare, leichte und doch feste Bogenstrich, dieselbe Innigkeit und dann wieder Neckischkeit und Tändelei des Tons. Das zweite Stück, Variationen über ein Thema aus den Hugenotten, von Hrn. Wolff selbst komponirt, sprach im Thema, wie in der Adagio-Variation durch die Empfindung des Vortrags wohlthuend an und ließ in den übrigen Variationen, welche jede einzeln eifrig beklatscht wurden, die eminente Fertigkeit und Gewalt des Virtuosen über sein Instrument bewundern.

König Wilhelm, welcher jetzt den Scepter niedergelegt hat, ist 68 Jahre alt. Er ist geboren 24. August 1772, vermählte sich den 1. Oktober 1791 mit einer Prinzessin von Preußen, übernahm 1793 das Kommando der holländischen Armee bei der Kriegserklärung Frankreichs, eroberte 1794 Landrecies, zog sich nach der Schlacht von Fleurus nach Holland zurück, schiffte sich 1795 mit seiner Familie nach England ein, nahm 1802 von den kleinen deutschen Fürstenthümern Besitz, welche ihm sein Vater abgetreten hatte, erbte 1806 Nassau, befehligte bei Jena den rechten Flügel der Preußen, wurde gefangen, verlor seine Staaten, trat in österreichische Dienste, war 1809 bei der Schlacht von Wagram, wurde 1813 nach Holland zurückberufen, übernahm am 6. Dez. die Regierung. Am 30. März 1814 wurde ihm als Souverain geschworen, er nahm am 16. März 1815 den Titel eines Königs an, proklamirte am 24. August 1815 das Grundgesetz, wurde am 21. Sept. inaugurirt, rief am 5. Okt. 1830 die Holländer zu den Waffen, verlor im Okt. 1837 seine Gemahlin, nahm am 24. März 1838 die 24 Artikel an, unterzeichnete am 26. Mai 1839 den Appellatrakat und proklamirte am 24. Septbr. 1840 die Veränderungen im Grundgesetz. Der jetzige König ist am 6. Dez. 1792 geboren, also 48 Jahre alt.

(Gutenbergs-Anecdote.) In einer kleinen Stadt, wo jedoch auch ein Gutenbergsfest gefeiert werden sollte, hat der Obermeister des

dasigen Fleischhauerhandwerks einem dortigen Gelehrten um die Inschrift auf die neue Handwerksfahne, die beim Zuge vorgetragen werden sollte. Nach kurzer Meditation überreichte ihm der Poet folgende Inschrift:

Wie herrlich strahlest Du im Reich der Geister,
O Gutenberg, als Fleischer-Obermeister!
Laut soll Dein Ruhm, Dein ew'ger Ruhm erschallen:
Die meißten Ochsen sind durch Dich gefallen!

Bei den Feierlichkeiten der Einholung des Königs in Berlin trat ein Eckensteher, um einen sichern Platz zu erlangen, auf einen spitzigen Pfeiler, der nur einem seiner Füße einen Ruhepunkt bot, während der um das Laterneneisen geschlungene Arm das Gleichgewicht erhielt, und in dieser Stellung hielt er in der besten Laune neun Stunden aus. Gleiche Zeit brachte ein Mann, nur durch ein um seinen Körper geschlungenes Seil gehalten, auf der Dachrinne eines hohen Hauses zu. Aus andern Dächern waren einzelne Steine gehoben und durch die so entstandenen kleinen Oeffnungen die Köpfe gezwängt. Zwei Straßenjungen standen, umschlungen wie Orest und Pylades, vom Morgen bis zum Abend auf der Kuppe einer Brunnenröhre und als das non plus ultra bot sich ein weiblicher Heros, stehend auf dem isolirten Schornsteine eines dreistöckigen Hauses, von früh Morgens an bis zum Untergange der Sonne, den erstaunten Anblicken des Publikums dar.

(Alte Stickereien.) So kunstreich und bewunderungswürdig auch die Stickereien sind, welche in unsern Tagen von weiblichen Händen gefertigt werden, so gab es doch auch in alter Zeit Arbeiten dieser Art, welche Bewunderung verdienen. Eines der prachtvollsten Stücke alter Nadelarbeit, das noch existirt und vortrefflich erhalten ist, ist das Staatspallium, das der Fischerinnung in London gehört. Die Endstücke sind gleich und bestehen in einem Bilde des Schutzheiligen, St. Paulus, in Gold und Silber, im bischöflichen Ornate, sitzend auf einem prachtvollen Throne, mit der päpstlichen Tiara gekrönt. In der einen Hand hält er die Schlüssel, die andere streckt er zum Segen aus und zu beiden Seiten steht ein Engel mit einem goldenen Gefäße, aus welchem er Weihrauch über den Heiligen verbreitet. Die Füttige des Engels sind nach der sonstigen Gewohnheit aus Pfauenfedern in den natürlichen lebhaften Farben derselben gemacht; die Obergewänder der Engel sind von Gold mit Hochroth, die untern weiß, mit Himmelblau eingefaßt und die Gesichter fein in Atlas gearbeitet. An den Seitenstücken sieht man verschiedene Gemälde; das am meisten in die Augen fallende und vorzüglichste ist Christus, der die Himmelsschlüssel an Paulus übergibt. Unter den übrigen Verzierungen befindet sich auch das Wappen der Innung von besonders reicher Arbeit, wie die Wappenträger, der Meermann und das Meermädchen, der erstere in goldener Rüstung, die letztere in weißem Atlas mit langen Flechten goldenen Haares. Dieses prachtvolle Stickereiwerk dürfte schwerlich seines Gleichen haben.

(Das Wiesentuch.) In einem Schreiben des königl. preußischen Gesandten am großbritannischen Hofe, Frhrn. v. Bülow, an Alexander v. Humboldt, wird unter Anderm die merkwürdige Thatsache berichtet, daß sich kürzlich auf einer von den Ländereien Lord Radny's ein Wiesentuch gebildet habe, welches fünf Morgen bedeckte, und aus einer bisher so räthselhaften Substanz bestand, die in Deutschland »schlesische Wattee«, auch »Meteorpapier« genannt worden ist. Ein Bauer hat sich, wie es heißt, aus diesem Zeuge eine Weste verfertigen lassen. Die dem Schreiben beigefügte Probe gleicht einer Tuchprobe, ist oben in Folge der durch die Sonnenstrahlen bewirkten Ausbleichung silberweiß, und unten grün. Der von dem berühmten Ehrenberg vorgenommenen Untersuchung dieser Substanz zufolge, besteht sie aus einem Konservengewebe, welches nach vorgenommener Verkohlung in der zurückgelassenen Asche wohlerhaltene Kiesel von neun Bazillariemarten zeigte!

(Karlsruhe, 8. Okt.) Die hiesige Zeitung meldet: Man schreibt aus Heiligenberg, daß der berühmte Pianist J. Rosenhain einige Tage daselbst zubrachte und von Sr. Durchl. dem Fürsten von Fürstenberg, einem hohen Protektor, und der fürstlichen Familie mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde; seine meisterhaften Leistungen auf dem Piano, sein inniges, herrliches Spiel fanden am fürstlichen Hofe die schönste Anerkennung. Von da reiste Hr. Rosenhain nach Donaueschingen, um daselbst ein Konzert zum Besten der Armen zu geben.

Dreisylbige Charade.

Die Erste ist nur dann von Werth,
Wenn's heißt: »Er hat's getroffen!«
Wenn du die Letzten fühlst, darfst du
Genesung wohl nicht hoffen.
Des Ganzen kunstgeübte Hand
Wird hochgerühmt von Land zu Land.

Auflösung des Räthsels in Nro. 285.

Seufzer.

Museum.

Der erste Museumsabend des Wintersemesters 1840/41 ist auf den 23. October festgesetzt. Diejenigen Personen, welche, ohne Mitglieder der Anstalt zu seyn, an den Museumsabenden Theil zu nehmen wünschen, werden ersucht, sich in Zeiten mit Abonnementskarten versehen zu wollen. Die verehrten Mitglieder haben wohl die Gefälligkeit, Freunde und Bekannte von dieser Aufforderung in Kenntniß zu setzen. Der steigende Kostenaufwand erheischt die äußerste Beschränkung der freien Eintrittskarten, wogegen man sich den hier verweilenden Fremden durch Ausstellung von Karten, die für das laufende Halbjahr gültig sind und mit elf Gulden für die Person gelöst werden, gerne bereitwillig zeigen wird. Da auch zum öftern der Fall sich ereignet, daß Anmeldungen zur Aufnahme als Mitglied in die letzten Monate des Jahres fallen, so wird, zur Vermeidung aller Anstände, bemerkt, daß die neu zutretenden Theilnehmer für das Trimester 1840 den halben Beitrag, dann aber im Januar 1841 den ganzen, für das angefangene Jahr, zu entrichten haben.

Frankfurt a. M., 5. Oct. 1840.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 13. Oct. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Fabrikant, Schauspiel in 3 Abth., nach dem Französ. des Emil Souvestre, von E. Devrient (Gastrolle) Cantal: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf folgt: Die Brandschatzung, Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue. Marder: Hr. Döring.

Mittwoch, 14. Oct. (Neu einstudirt): Iphigenie in Aulis, große Oper in 3 Abth., Musik von Gluck. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 288. Mittwoch, den 14. October 1840.

Die Neunzig.

Jüngst klang es von den Sieben
Durch's theu're, deutsche Land,
Verehrung, Kraft und Lieben
War ihnen zugewandt;
Der Klang ist nicht verschollen,
Noch füllt er Berg und Thal;
Doch frisch hervorgequollen
Ist eine zweite Zahl.

Um eine gold'ne Krone
Weht Fahne und Panier,
Es schreiten nach dem Throne
Reichthum und Pracht und Zier;
Im riesenhaften Saale,
Wie reiht sich Tisch an Tisch!
Beim königlichen Mahle,
Wie perlt der Wein so frisch!

Der Wein! Ja, höher schäume
Auch dies mein einsam Glas;
Vor'm Fenster bunte Träume,
Selbst über falbem Gras;
Falb wie das Gras, so war sie,
Die Zeit, die wir durchlebt,
Bis endlich wieder klar sie
Ein bunter Traum durchbebt.

Nein, nicht nur Traum! Ein Wille,
Ein Männerwille, traun!
Durchbrechend tiefste Stille,
Ist nicht als Traum zu schau'n,
Und, wenn als Traum, — auch Träume,
Sie treffen oftmals ein,
Verklären ihre Schäume
Zu Stern- und Sonnenschein.

In dieser Zeit, der trüben,
Thut solcher Schein recht noth;
Rings rüstet, hüben, drüben,
Zerstörung, Graus und Tod;
Rings waffenvolle Schiffe,
Dabei manch Felsenriff; —
Wer führet durch die Riffe,
Deutschland, dein stattlich Schiff?

Sollst du am Riff zerschellen,
Zerstäuben rechts und links?
Bist du ein Raub der Wellen?
Ein Sklave fremden Wink's?
Nein! Zu des Willens Reinheit
Geselle sich die That,
Und zu der kräft'gen Einheit
Der Freiheit frische Saat.

Rings stehen Fürst und Bürger
In diesem Sinne fest!
Rings nahe sich kein Würger
Dem deutschen Adlernest!
Und, wenn er's thut, dann flieget,
Ihr Adler, kühn heraus;
Mit Gott und Freiheit sieget
Ihr auch in diesem Strauß.

Die Neunzig aber seh' ich
Als Brück' zu bessrer Zeit,
Die Neunzig, die so kräftig
Sich um den Thron gereiht,
Und doch dabei gesprochen
Ein Wort zu seiner Zeit; —
Euch, Neunzig, sey recht herzlich
Mein einsam Glas geweiht!

△

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

II.

„Vor ungefähr zwei Monaten entwarfen Beyraud, den Du kennst, Merville, einige andere lustige Gesellen und ich den Plan, auf den Opernball zu gehen, um uns zu vergnügen, wohl gemerkt, um uns zu vergnügen! Um dieses zu bezwecken, mußten wir betrunken seyn, und soll ich der Wahrheit beipflichten, so befanden wir uns auch in diesem Zustande. Doch wenn ich sage betrunken, so täusche Dich nicht, und verstehe darunter jene Trunkenheit von la Courtille, die Folge gemeiner, unedler Orgien, sondern jenen Zustand freudiger Exaltation, jener ungestümen Fröhlichkeit, welche ein köstliches Diner bei Very, das durch Champagner à la glace erhöht wird, bei einem halben Dutzend junger Leute, neben vollkommen physischer und moralischer Haltung hervorzurufen vermag."

„In solch' toller, ausgelassener Stimmung betraten wir auf hochfahrende Weise, mit sprühenden Augen und glühenden Wangen den Opern-Saal, ertheilten den Männern Ellenbogenstöße, zollten den Damen Carnevalsartigkeiten, und jagten, mit einem Worte, nach Abenteuern, gleich dem Wolfe in der Fabel; doch waren wir eher zu entschuldigen als jener, denn er war nüchtern. Du hast vielleicht gehört, daß sich einige von uns, obgleich es den Vorschriften dieses Ortes zuwider lief, den Spaß machten, sich Schnurrbärte mit angebrannten Stöpseln zu malen, und daß Merville und ich, um diese herrliche Idee noch zu vervollkommnen, falsche Nasen aufsetzten, um uns völlig unkenntlich zu machen. So hielt man uns, wie ich vermuthe, für läppische Schneider, die man nicht für würdig hielt, sich mit ihnen in einen Streit einzulassen, und deßwegen durften wir unserer ungezogenen Fröhlichkeit ungezügelten Lauf lassen."

„Ich, für meine Person, war dieses Spaßes bald überdrüssig. Mich meiner Nase eben so schämend, als jener Prinz im Mährchen, der genöthigt war, die seinige auf einem Schiebkarren vor sich herzufahren; aber dennoch nicht wagend, mich ihrer zu entledigen, weil ich fürchtete, erkannt zu werden, verließ ich den Saal und verfügte mich in die Corridors, wo ich die Rolle des Beobachters spielte, indem ich nach und nach meinen Kopf durch jedes Oeil de boeuf steckte. Ich setzte diese sehr nichtssagende Wanderung von Etage zu Etage fort, und schloß sie endlich nur damit, daß ich unter der Thüre einer kleinen Loge stehen blieb, in welcher sich bereits zwei Damen, ganz gleich in schwarze Domino gekleidet, befanden. So viel ich beurtheilen konnte, waren beide klein, und für den ersten Anblick so ähnlich, daß es nöthig war, um die Eine von der Andern zu unterscheiden, auf ein kleines Zeichen zu achten, das sie wahrscheinlich in der Absicht einer kleinen Intrigue angenommen hatten; die Eine trug über ihrem Handschuh einen Ring mit einem Smaragd, die Andere hielt eine gelbe Rose in der Hand."

„Jene Rose dort? nun errathe ich das Uebrige," fiel hier Tessier ein.

„Du erräthst nichts! Zwei Frauen beisammen sind selten anziehend, zumal auf einem Maskenball. Ich war müde, länger zu stehen, insonderheit da mir die Gelegenheit zum Sitzen so einladend schien; überdies stand die Thür offen und schien zu sagen: Treten Sie herein! Bei dem Knarren, das sich durch ihr Zurückschieben erhob, wandten die schwarzen Domino die Köpfe, und einer derselben stieß einen kurzen Schrei aus, der mir eine Herausforderung zu seyn schien. Schnell entschlossen, setzte ich mich, und versuchte, indem ich das Wort an sie richtete, eine gar liebenswürdige Fastnachts-Dienstags-Unterhaltung zu entwickeln, deren Erfolg mich nicht lange in Ungewißheit ließ. So einsylbig und erschrocken die Damen auch anfänglich waren, so wurden sie doch nach und nach herablassender; nachdem sie über Scherze, die ich ihnen gesagt, zusammen geflüstert, ja selbst leise gelacht hatten, antworteten sie mir endlich, und bald war die Unterhaltung in vollem Gange. Vorzüglich der Domino mit der gelben Rose nahm mit einer Lebhaftigkeit an derselben Theil, die auf einem Opernball sogar an Naivität gränzte; mehr Zurückgezogenheit zeigte, wahrscheinlich weil sie älter war, ihre Gefährtin, die ihr von Zeit zu Zeit etwas in's Ohr zischelte, um ihrer Heiterkeit Einhalt zu thun; beide neigten sich später über den Rand der Loge, als suchten sie die Unterhaltung abzubrechen, und ließen mit einer gewissen Unruhe ihre Blicke im Saale umherschweifen."

„Zwischen zwei Masken hält es schwer, eine Wahl zu treffen; die meinige wäre jedoch bereits entschieden gewesen, wenn sich dieses Abenteuer auch nicht seiner Lösung genaht hätte; denn die Unbekannte, die als Embleme eine Blume gewählt hatte, verrieth solche Jugendfrische, ihr Lachen war so unbefangen, ihre Stimme so zart beißend, ihre Bewegungen so lebhaft, ihr Verstand so klar, daß es mir unmöglich vorkam, sie nicht reizend zu finden. Ohne mich im geringsten weiter zu bekümmern, schenkte ich ihr für diesen Abend mein Herz, und fing an, in meinem Innern ihre Gefährtin zu verwünschen, die, ungeachtet ihres eleganten Benehmens, mir doch wie eine alte Duegna vorkam. Mögen auch immerhin die Götter die ungeraden Zahlen vorziehen, die Liebhaber hassen sie mit vollem Rechte. Ich wenigstens, der ich in diesem Augenblick mehr mit der Liebe als mit der Gottheit im Bunde stand, verwünschte bereits von Grund meines Herzens den lästigen Zeugen, von dem ich mich nicht zu befreien wußte, als ein Faustschlag, der beinahe die Thüre sprengte, meine Nachbarinnen auf ihren Stühlen erbeben machte."

„O Jemine! mir auch meinen Theil, sagte zu gleicher Zeit eine Stimme, die miaute wie eine Katze."

„Als ich mich umwandte, bemerkte ich das flammende Gesicht meines Freundes Merville, mit seiner schreckenerregenden falschen Nase, indem er mit einem Sturm durch das Oeil de boeuf zu drohen suchte."

„Machen Sie nicht auf, sagten die beiden Damen."

„Ich würde gehorcht haben, wenn sich mir nicht im nämlichen Augenblick folgende Betrachtung aufgedrungen hätte: Eins und Drei machen Vier, und ist man zu Viere, so ist man auch zu Zwei."

„Ich öffnete also demjenigen, den ich als meinen Alliirten betrachtete, allein bald hatte ich Ursache, meine Thorheit zu bereuen. Seit ich Merville in dem Saal verlassen, hatte er sich so gänzlich betrunken, daß er in jenem Augenblick nicht fähig war, weder ein vernünftiges Wort zu verstehen, noch auszusprechen. Da ich sein rohes Betragen in einem solchen Fall kannte, sah ich eine unangenehme Scene voraus, doch war es nun zu spät, einer solchen zu entgehen. Ohne meine ihm gemachten Andeutungen zu beachten, warf sich Merville auf einen freien Stuhl, lachte einen Augenblick mit einer Miene, die zum Theil Ungezogenheit, zum Theil Dummheit aussprach, athmete

hoch auf, als müßte er Luft schöpfen, und begann eine so anzügliche Anrede, daß sich die beiden Domino sogleich erhoben."

„Oeffnen Sie uns die Thüre, mein Herr, sagten beide zugleich mit einer durch Furcht und Zorn aufgeregten Stimme."

„Ich wandte mich, um zu gehorchen; denn ich setzte gegen Damen, selbst zur Faschingszeit, niemals die Achtung aus den Augen."

„Bist Du toll, sprach Merville mit einer Betonung, aus welcher der Genuß des Weins sprach; welchem Kloster sind diese beiden Prinzessinnen entlaufen? Sind sie häßlich, so mag es hingehen, dann glückliche Reise; sind sie aber hübsch, so dürfen sie einem Junggesellen eine kleine Freude nicht versagen. Ich sterbe vor Hunger und Durst, daher herunter mit den Masken, meine Engelchen."

(Fortsetzung folgt.)

Herbstabendbilder.

Es war ein schöner Octoberabend. Ich nenne ihn schön, weil er es war in seiner Weise, in seinem ächt herbstlichen Charakter; das bleiche Abendroth warf seinen matten Schein durch die Fensterscheiben des Zimmers und erhellte mit scheidendem Lichte den engen Raum. Des Tages Berufsgeschäfte waren beendigt und ich sehnte mich nach Erholung. Wo sie suchen und finden? — Wo anders, als draußen unter des Himmels weiter Wölbung, unter der Bäume halb entblättertem Gezweig und auf der friedlichen Abendflur. — Hätte ich einen Freund besucht, er wäre vielleicht gerade jetzt in übler Laune und nicht in der Stimmung gewesen, mich liebevoll zu begrüßen; aber die Freundin Natur ist zu jeder Zeit bereit, dem, der sie besucht, Erhebung und guten Empfang zu gewähren, und so beschloß ich, mich an sie zu wenden. Bald war ich der Stadt enteilt.

Wie schön war es draußen! Ein anderer Himmel, eine andere Luft, als in der Stadt! Die Sonne war eben untergegangen und malte die herbstlichen Nebelwolken in bunter Schattirung, und es entfaltete sich jene luftige Phantasmagorie, die man so gerne betrachtet. Dort bildeten die Wolken ein weites, auf schlanken Säulen getragenes Thor, durch welches man im Hintergrunde die abendlich-glühenden Spitzen des Taunus hervortreten sah; hier formte sich ein zierlicher Kahn, von blaßgelben Strahlen umflossen, dort gestaltete sich das Gewölk wie eine mannichfaltige Hieroglyphenschrift und hier glich es einem riesenhaften, die Dämmerung durchziehenden Pferde. Der Horizont zeigte eine stets wechselnde Farbenscala von dem dunkelsten Grau bis ins blendende Weiß, von dem feurigen Purpur bis ins zarteste Rosenroth. Die Flur aber bot ein anziehendes Schauspiel ländlichen Lebens. Auf den Feldern beendete man eben die Arbeiten des Tages und füllte die Säcke mit jener prosaischen, aber nützlichen Frucht, deren Ueberbringer aus Amerika ein Monument zu erhalten verdiente. Auch von den Obstbäumen stiegen die rüstigen Sammler nieder, und entledigten sich der schweren Säcke, deren Inhalt man ein weinähnliches Getränk entpressen wird.

Unterdessen war es dunkler geworden. Auf den Aeckern brannten hochlodernde Feuer, die man aus dürrem Stroh und Laubwerk und aus gesammeltem Reisig entzündet hatte und damit nährte. Hoch empor wirbelten Rauch und Flammen; weithin leuchteten die letzteren. Um das Feuer aber lagerten sich die ermüdeten Feldarbeiter und Arbeiterinnen, warfen Kartoffeln in die glimmende Asche, um sie zu braten und stimmten jene Gesänge an, die durch ihre klagende Monotonie den Hörer wehmüthig machen, und deren schneidende, mitunter gestörte Harmonie weithin schallt. Fröhliche Kinder umsprangen das Feuer und schlugen mit langen Stöcken in die Gluth, daß sie emporsprühte, oder haschten mit den Händen nach den Rauchsäulen, um sie festzuhalten, oder sprangen, um ihre Unerschrockenheit zu beweisen, über einen glühenden Aschenhaufen. Ein vierjähriger Knabe drückte sich ängstlich an seine ältere Schwester und fragte, ob diese großen Feuer nicht böse werden, nach der Stadt laufen und das Vaterhaus anzünden könnten. Lächelnd suchte ihn die Schwester zu beruhigen.

Immer weiter schritt ich hinaus in's Gefild. Nur noch wenige, einzelne Lichter blinkten mir entgegen, wenn ich nach der Stadt zurücksah. Jetzt vernahm ich das Brausen und Schnauben des Dampfwagens, welcher, eben noch in weiter Entfernung, nun schon ganz nahe war; es wirbelten die Rauchwolken und ein langer Feuerstreif bezeichnete die Bahn, die er durchlaufen hatte. Kaum blieb mir Zeit, die schwarze, lange Wagenburg anzustaunen, als Alles den Blicken schon wieder entschwunden war. Nach einer kurzen Weile erhob sich im Osten der Mond und durchbrach den Schleier des nun lichter werdenden Gewölkes. Um dem trauten Freunde der Nacht ins Angesicht blicken zu können, kehrte ich nach der Stadt um. Die Feuer auf den Aeckern waren theilweise schon erloschen; singend zogen die Feldarbeiter heimwärts, hinter den mit Säcken schwer beladenen Wagen, deren Knechte ihr Pfeifchen behaglich schmauchten; einzelne Wanderer eilten mir grüßend vorüber und lustig plaudernde Soldaten gesellten sich ihnen bei. Die Luft war erfrischend, der Abend friedlich und das Gefilde von klarer Mondeswelle überflossen.

Neubelebt betrat ich die Stadt wieder. Der Wachposten am Thore schritt langsamen Schrittes auf und ab, beleuchtet von den hellschimmernden Lampen. Die breite Straße war durch das Mondlicht in eine helle und eine dunkle Hälfte getheilt; Tag und Nacht schienen hier verträglich neben einander zu wohnen. Equipagen und Droschken rollten dahin und die Fußwandelnden bildeten stets wechselnde Gruppen. Das noch immer lärmende und geschäftige Leben der Stadt war mir jetzt als Contrast zur stillen Einsamkeit der ländlichen Flur willkommen und ich freute mich seiner. Das Leben in der Stadt hat für den Menschen, der geistige Bedürfnisse kennt, große Vorzüge; aber wenn seine Wogen ihn nicht überfluthen und betäuben sollen, so muß er mit der Natur in freundlicher Verbindung bleiben, mit ihr, welche jederzeit ihrem Freunde Auferbauung, Erheiterung und Trost gewährt. W.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 8. Oct.

Brieflichen Nachrichten aus Neuseeland zufolge, ist unser Landsmann Dr. med. Ernst Dieffenbach aus Gießen daselbst glücklich angekommen und hat seine naturhistorischen Forschungen bereits mit solch einem günstigen Erfolge begonnen, daß er sich schon in den Stand gesetzt sah,

die erste Ausbeute seiner Excursionen, bestehend in interessanten Sammlungen aus den drei Naturreichen, nach London zu schicken. Seine Forschbegierde führte ihn bald in's Innere des merkwürdigen Inselllandes, wo er unter den Eingeborenen die freundlichste Aufnahme fand. Grimmige Menschenfresser ihren Feinden gegenüber, üben sie nichtsdestoweniger die Tugend der Gastfreundschaft, wie unser Landsmann sich vielfach zu überzeugen Gelegenheit hatte, dem sie bei Ersteigung eines mit ewigem Schnee bedeckten, bisher noch unbesuchten Berges allen nur wünschenswerthen Beistand leisteten. Eine Anzahl tüchtiger Insulaner folgte unserem Reisenden dahin, wiewohl nicht ohne eine geheime Scheu, da sie die höchsten Berggipfeln für die Wohnsitze der abgeschiedenen Seelen halten, und nach vierzehntägigen Strapazen auf ungebahnten Wegen (das Dickicht der Urwälder mußte durchdrungen und manches andere Hinderniß überwunden werden) war der Zweck der Reise glücklich erreicht. Die Häuptlinge der Stämme, deren Gebietstheile er berührte, überhäuften ihn mit Freundschaftsbezeugungen, und zum bleibenden Andenken an seinen Besuch legten sie dem von ihm kaum erstiegenen Hochgebirg seinen Namen bei. Bei der Rückkehr nach dem Fort Nicolson, wo Dr. D. wohnt, schied er von ihnen wie von alten Freunden, welche mit thränenvollem Blick ihm glückliche Reise wünschten. Er soll die Absicht haben, drei Jahre lang auf Neuseeland seinem Beruf zu leben, und nach Ablauf dieses Zeitraumes sich nach Vandiemensland einzuschiffen. Aus seinem längeren Aufenthalte in jenen, in naturhistorischer Hinsicht bis jetzt noch so wenig erforschten Ländern dürfte daher manche werthvolle Bereicherung der Naturkunde hervorgehen, und dieß um so mehr, da er mit allen zu seiner Expedition erforderlichen Mitteln hinreichend versehen ist. — Das britische Kolonial-System hat auch auf Neuseeland bereits Fortschritte gemacht, wie unser Landsmann in der Gegend des Forts Nicolson, wo wohlhabende englische Familien sich angesiedelt haben, zu bemerken Gelegenheit hatte. Die natürliche Fruchtbarkeit und Größe des wenig bewohnten Landes (4290 □ M. mit kaum 200,000 Einw.) machen es zur Anlage von Kolonien vorzüglich geeignet. Die höchsten Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt, wie der Pic Egmont, der 14,370 Fuß hoch ist. — Während Dr. D. gegenwärtig in Mitte unserer Antipoden lebt, durchschifft sein Vetter Dr. Friedrich Dieffenbach aus Alzei den ostindischen Archipelagus, theils seinem Berufe als Marinearzt lebend, theils mit der Einsammlung interessanter Naturprodukte beschäftigt, wozu ihm sein Aufenthalt auf den Inseln Java, Sumatra, Celebes, Borneo u. a. hinreichende Gelegenheit darbot. In nicht gar langer Zeit hoffen wir ihn der Heimath, wenn auch nur temporär, wiedergegeben zu sehen. Beide junge Männer gehören derselben durch wissenschaftliches Streben sich auszeichnenden Familie an, aus welcher auch der bekannte Berliner Arzt und Operateur Dr. Friedrich Dieffenbach hervorgegangen ist.

Mannichfaltigkeiten.

Die siamesischen Zwillinge, die vor einiger Zeit in Europa umhereisten und sich für Geld sehen ließen, sollen sich, wie man sagt, von dem Ertrage ihrer Reisen ein Landgut in Nordamerika gekauft haben und dort vergnügt und glücklich leben.

Prießnitzens Wasserheilmethode wird jetzt »Aquatismus« genannt.

Ein Engländer, passionirter Schachspieler, Huttmann, gibt sich viele Mühe, seinen Lieblingswunsch durchzusetzen, es nämlich dahin zu bringen, daß Unterricht im Schachspiele — in allen Schulen gegeben werde, und, wie man versichert, interessiren sich viele einflußreiche Männer dafür.

Ein schönes Festlied (4stimmiger Männerchor mit Solostimmen), zu Ehren des Hoforganisten Rink bei dessen 50jähriger Dienstjubelfeier in Darmstadt gesungen, von Stücker gedichtet, und von dem Kapellmeister Mangold componirt, ist von diesem dem ehrwürdigen Jubelgreise, seinem Lehrer, gewidmet. Beide Dichtungen, die poetische und musikalische, sind recht aus dem Herzen geflossen und daher auch von rührender Wirkung. Diese kleine Cantate ist bei ähnlichen Festgelagen zu benutzen; die persönlichen Beziehungen lassen sich durch kleine Textabänderungen leicht auf Andere übertragen. — Ferner hat der Bruder des Kapellmeisters C. A. Mangold unter italienischem und deutschem Texte eine Canzonette in As dur geschrieben, die für Mezzosopran zu empfehlen ist. Die Melodieen sind lyrisch gehalten und die hineingeflochtenen Melismen sehr anmuthig. Die Klavierbegleitung, nicht für Anfänger, ist desto charakteristischer. Die Vignette, ein schwarzgelocktes Mädchen, schelmisch durch zwei Tulpen blickend, macht sich allerliebst. — Dernière Pensée musicale de Nicolo Paganini (Nice le 25 Mai 1840) ist ein anlockender Titel und die Composition in As dur von Herz dem Publikum überliefert. Mag nun Paganini diesen Gedanken im Traum oder Wachen, im Sterben oder — Erwerben gedacht haben; er ist so schön, daß er verdient, allenthalben nachempfunden zu werden, wo ein Pianoforte steht. Daß das Bild des Verewigten das Titelblatt ziert, versteht sich von selbst. Alle drei Novitäten sind, elegant ausgestattet, bei Schott in Mainz erschienen.

Es lebe die Industrie! — Ein Drechslermeister R. E. hat niedliche Flohfangmaschinen gefertigt; sie haben die Feuerprobe bestanden und Dutzende von den Quälgeistern liefert die Maschine; sie gleicht einem Nadelbüchschen, hat mehrere Löchlein, in denen die Flöhe sich verkriechen; sie wird am Halse hängend getragen.

Aufruf zur Mildthätigkeit.

Nach dem beachtungswürdigen Beispiel früherer Jahre, in welchen es einem allseitigen Zusammenwirken hiesiger Einwohnerschaft gelang, durch Verloosung freiwilliger Gaben erkleckliche Summen zusammen zu bringen, um hiesige Arme durch namhafte Quantitäten Brennholz und Steinkohlen zu unterstützen, beabsichtigt man ein Gleiches für den bevorstehenden Winter. Im Vertrauen auf den schon vielfach erprobten, hier eingebürgerten Wohlthätigkeitssinn, ergeht daher auch in diesem Jahre an die Gesammtheit der Einwohner unserer Stadt die angelegentlichste Aufforderung, zur Erreichung des gedachten Zweckes freiwillig Gaben zu spenden und zum Verkaufe der Loose gefälligst mitzuwirken. Jedes Geschenk, auch noch so gering scheinend, wird dankbar angenommen. Wie im vorigen Jahre, so wird auch über das Ergebniß der diesjährigen Verloosung und die Verwendung der Gelder öffentlich Rechenschaft abgelegt werden. —

In den Behausungen:

Große Eschenheimerstraße Lit. D. Nro. 165, erster Stock,
Große Bockenheimerstraße Lit. E. Nro. 129 u. 130, erster Stock,
Döngesgasse Lit. H. Nro. 151, erster Stock,
Bleichstraße Lit. D. Nro. 1. b., erster Stock,

werden die Geschenke angenommen und Loose abgegeben.

Ueber Zeit und Ort der Geschenk-Ausstellung und Verloosung wird eine fernere öffentliche Bekanntmachung Nachricht geben.

Möge die früher bethätigte Theilnahme auch diesmal segensreich wirken! —

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 14. Oct. (Neu einstudirt): Iphigenie in Aulis, große Oper in 3 Abth., Musik von Gluck. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 289. Donnerstag, den 15. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français)

(Fortsetzung.)

„Als er das Wort in's Werk zu setzen drohte, suchte ich ihn mit einer Hand am Stuhle festzuhalten, indeß ich mit der andern die Thüre öffnete, durch welche die beiden Damen, gleich aufgescheuchten Rehen, hinausstürzten. Wüthend über diese Entwickelung, machte sich der Betrunkene durch verzweifelte Gewalt los, und streckte den Arm den Flüchtigen nach; war es Zufall oder Vorsatz, das weiß ich nicht, kurz und gut, seine Hand griff nach einer ihrer Masken, die er auch herabriß, ohne die Gesetze der Höflichkeit in Betracht zu ziehen, die über diesen Gegenstand in Lucretia Borgia hinreichend auseinander gesetzt sind. Als sich aber der Domino mit der gelben Rose, dieser war es, der die Beleidigung erhalten hatte, rasch umwandte, befand ich mich voll Erstaunen einem Gesichte gegenüber, das von Schönheit, Jugend und Zorn strahlte, und dessen Augen, die schwarz waren, gleich der Kapuze, die es zum Theil noch verhüllte, leuchtende Blitze hervorschossen. Meine Anschauung war jedoch nur von sehr kurzer Dauer; denn die Maske Merville's Händen zu entreißen, dem Unverschämten eine Ohrfeige zu versetzen, welche Marphisse oder Chlorinde nicht mit mehr Grazie ausgetheilt haben würde, mit einem Sprunge die Loge zu verlassen und die Thüre zuzuschlagen, war für die schöne Aufgeregte das Werk einer Sekunde."

„Sechs und dreißigtausend Lichter! . . . . Ohrfeige . . . . mein bester Freund . . . . Zweikampf auf Leben und Tod . . . . Ohrfeige, stammelte Merville, gegen seinen Willen auf seinen Stuhl zurücktaumelnd."

„Ohne auf die unzusammenhängenden Worte meines Gefährten zu hören, dessen Ideen die erhaltene wohlverdiente Zurechtweisung vollends verwirrt hatte, eilte ich auf die Korridors hinaus. Die schöne Demaskirte aber, sowohl als ihre Begleiterin, waren verschwunden. Die Rose, die ich auf einer Stufe der Treppe fand, und die ich in der Eile aufhob, leitete mich auf ihre Spur; allein das Gewühl so vieler sich gleichenden Domino's, die mir bei meinem Eintritt in den Saal den Weg versperrten, machten ein weiteres Verfolgen unmöglich."

„Nach zweistündigem vergeblichem Suchen verließ ich den Ball, ohne mich ferner um meine Freunde zu bekümmern, und kehrte in meine Wohnung zurück, in meinem Innern so ganz mit dem schönen Gesichte beschäftigt, das ich doch nur kaum gesehen hatte, als wäre es das erste Abenteuer gewesen, das ich auf einem Maskenball erlebte."

„Nachmittags trat Beyraud in mein Zimmer, und sagte in ernstem Tone: Bist Du bereit, mich anzuhören?"

„Was giebt es? fragte ich."

„Du hast also vergessen, was vergangene Nacht vorgefallen ist?"

„Nein, denn ich dachte daran, als Du eintratest. Diese kleine Dame hatte die schönsten schwarzen Augen, die ich je gesehen."

„Es handelt sich nicht davon, sondern um die Ohrfeige, die Du Merville gegeben."

„Hier brach ich in Lachen aus."

„Ich sehe nicht ein, was hieran so Spaßhaftes ist, versetzte er, eine Ohrfeige bleibt eine Ohrfeige, wenn selbst der Wein einige Schuld an ihr haben sollte; Du begreifst wohl, daß Merville, ungeachtet seiner Freundschaft für Dich, nicht der Mann ist, jene nur so hinzunehmen, die Du ihm in Deiner Trunkenheit gezollt hast; er betrachtet ein Duell als unerläßlich, und ich komme daher in seinem Namen. Nur ungerne entledige ich mich einer solchen Botschaft, und in jedem andern Fall wirst Du finden, daß ich mich gerne als Versöhner aufwerfe; allein Du wirst leicht einsehen, daß hier alle Vermittlung unmöglich ist. Ich wußte nicht, daß Dich der Wein so zänkisch macht; welche Tollheit bemächtigte sich Deiner? dem armen Leon ist die Backe förmlich angeschwollen."

„Ich lachte aufs neue, und erzählte dann die Geschichte, wie sie sich zugetragen, indem ich dadurch die seltsame Verwechslung widerlegte, die die Verblendung der Trunkenheit in dem Gehirn unseres Freundes hervorgebracht hatte. Beyraud theilte meine Fröhlichkeit, und wir verfügten uns zusammen zu Merville, ganz darauf zählend, ihn, gleich uns, in diese heitere Stimmung zu versetzen. Wir fanden ihn zunächst an dem Kamin, in einem großen Armstuhl sitzend, voll Grimm das Feuer anfachend, als hätte er im Schilde geführt, seinem Holzvorrath einen geheimen Stoß zu versetzen; und ein Kästchen mit Pistolen, das sich neben zwei Degen auf seinem Schreibtische befand, verkündete vollkommen die mörderischen Absichten, die durch die wilden Blicke, mit denen er uns empfing, hinlänglich bestätigt wurden."

„Warum habt Ihr keinen Zeugen mitgebracht? fragte er in barschem Tone."

„Ich versuchte, ihn seiner Täuschung zu entreißen, doch wollte er mich nicht hören; nun nahm Beyraud das Wort, aber auch diesem gebot er Stillschweigen . . . .“

„Ihr wollt mir wohl aufbürden, ich hätte geträumt, brüllte der eigensinnige Mensch, gleich einem wüthenden Löwen. — Haltet Ihr mich für ein Kind? Zwei Damen waren in der Loge, das ist wahr; ich habe einer derselben die Maske abgenommen, das ist ebenfalls wahr; Ihr seht daher wohl, daß ich mich hell und klar erinnere. Den Schlag aber erhielt ich von Dramond, obgleich er ihn jetzt auf Rechnung des kleinen Domino setzen will, und ihm steht es daher zu, mir für denselben Genugthuung zu geben. Wie kann man so etwas behaupten. Was die Ohrfeige einer Frau vermag, weiß ich wohl, eine solche saust, aber verwundet nicht; diese aber hat mir beinahe das linke Auge gekostet. Nur eine Männerhand ist fähig, mit solcher Kraft auszutheilen, und um eine so männliche That auszuführen, war nur Dramond in der Loge, mithin erhielt ich die Ohrfeige von ihm. Ist es nun klar? Ihr werdet vielleicht noch einwerfen, daß wir zu splendid zu Mittag gespeist, daß er betrunken war, daß wir gute Freunde sind. Das ist aber nur um so schlimmer! Weder Freundschaft, noch Trunkenheit vermag eine solche Beschimpfung zu entschuldigen. Meine Wange muß mit Blut rein gewaschen werden. Darum keine Einwürfe; hier sind die Waffen; laßt uns nun noch Beauregard oder Persy abholen, und dann soll der Kutscher nach dem Boulogner Wäldchen fahren.“

„Nachdem man noch eine halbe Stunde vergebens versucht hatte, seinen eigensinnigen Kopf auf den Weg der Vernunft zu bringen, riß mir die Geduld, und nun rief auch ich: Fort, nach dem Boulogner Wäldchen! Vergangene Nacht wurde Deine Ungezogenheit bestraft, und ich will es nun übernehmen, Deine Thorheit zu züchtigen. Du willst mich zu dem verantwortlichen Herausgeber Deiner empfangenen Ohrfeige stempeln, ich will auch als Bürge für denselben einstehen, weil Du noch nicht erhalten hast, was Du verdientest. Komm', um Deine Wange zu baden.“

„Dieser allerliebste Zwist endete mit einem Duell, das noch den nämlichen Tag stattfand, und dessen Resultat Dir bekannt ist. Merville trägt noch den rechten Arm in der Schlinge und seine Wunde hat ihn geheilt. Er ist nun überzeugt, daß der Degenstich, den er mich genöthigt hat ihm zu versetzen, männlich ist, die Ohrfeige aber dagegen unbestreitbar sehr weiblich war; wir sind dennoch gute Freunde geblieben, geschworen hat er aber, niemals wieder mit mir auf einen Maskenball zu gehen.“

„Und der Domino mit der gelben Rose?“ fragte Tessier, der sich bemühte, an der von seinem Freund erzählten Geschichte Antheil zu nehmen, um sich von seinen eigenen Heirathsangelegenheiten abzuziehen.

„Ich sah ihn nicht wieder,“ antwortete der Erzähler, „obgleich ich in der Hoffnung, ihn aufzufinden, drei Wochen hindurch alle öffentlichen Orte besuchte.“

„Du warst also in ihn verliebt?“

„Verliebt! Ja, wie man es in eine Dame seyn kann, deren Bekanntschaft man flüchtig auf einem Maskenball machte.“

„Du weißt also nicht, wer sie ist?“

„Ich hätte sie für eine Tänzerin oder eine Schauspielerin halten mögen, wenn ihre außerordentliche Jugend und frische Blüthe diese Vermuthung nicht gänzlich widerlegten. Denn diese Rose hat noch keine Schminke berührt, dessen bin ich versichert.“

„Das muß ein Engel seyn,“ sagte Aristides spöttisch.

„Trotz allem Anschein ein gefallener. Zwei Damen, die allein einen Opernball besuchen, machen schon dadurch jeden Verdacht gegen sich rege; denn ich fürchte wirklich, daß dieser Engel eines jener reizenden Geschöpfe ist, deren ganzes Vermögen ihre Schönheit ausmacht, ein Kapital, das in das große Buch der allgemeinen Verdorbenheit eingeschrieben wird. Es wäre schade um sie, sie ist so jung, so schön! Aber Paris ist eine unergründliche Hölle. Mag sie immerhin seyn, wer sie will, ist sie eine verheirathete Frau, die kaum der Schule entlaufen ist, oder ein leichtsinniges Mädchen, das seinen Beschützer hintergeht, sie bleibt dennoch das reizendste Geschöpf, das sich denken läßt. Ich habe sie stets vor Augen, wie ich sie demaskirt sah. Ich könnte sie malen! Denke Dir das reinste Original italienischer Schönheit durch Zorn entflammt, in Lichtglanz, gleich einem durch die Sonne erleuchteten Gemälde, mit den Haaren einer Kreolin, der Stirne einer Madonna; bewegliche, Leidenschaft verrathende Nasslöcher, wie jene des Apollo von Belvedere; einen Kindermund, der eine Reihe blendend weißer Perlen zeigte, die sich zu zermalmen schienen; auf den Wangen die volle Frühlingsblüthe, und aus dem Auge den Blick des Löwen!“

„Es liegt außer Zweifel, Du entwirfst Cölestinens Portrait. Auch sie hat zuweilen jenen Löwenblick, und dann darf ich die Segel streichen.“

„Wenn das der Fall ist, kann ich Dir nur gratuliren, dann muß Deine Zukünftige anbetungswürdig seyn; allein ich will Dir wünschen, daß sich diese Aehnlichkeit nicht weiter als auf das Physische erstrecke.“

„Du trittst vielleicht Deiner Unbekannten zu nahe. Allem nach zu urtheilen, ist sie eine tugendhafte Frau! Die Weise, wie sie Merville behandelte, scheint das zu verbürgen.“

„Unschuldig,“ sagte Franz lachend, „welchen Beweis für die Tugend giebt eine Ohrfeige?“

(Fortsetzung folgt.)

Irlands politische und sociale Zustände.

(Von Archibald Alison.)

In dem neuesten Werk des Herrn Alison über Volksvermehrung äußert sich der Verfasser über die Irischen Zustände folgendermaßen:

„Gewiß ist es beim ersten Anblick unbegreiflich, daß so viel, man kann sagen, so beispielloses Elend in einem Lande existirt, welches nicht bloß unter einer christlichen Regierung steht, sondern auch so lange einen Theil der Länder Großbritanniens ausmachte, dessen Institutionen anderswo menschlichen Wohlstand und Fortschritt auf die höchste Stufe gebracht haben, und das nun über vierzig Jahre so eng verbunden ist mit einem Reich, welches, nach allgemeiner Uebereinstimmung, an der Spitze europäischer Civilisation steht (?) *). Die Heftigkeit des Partrigeistes, der dieses Land so lange zerrissen, hat es zur schwierigsten Aufgabe gemacht, sowohl in Bezug auf die gegenwärtige Lage

*) Wenn die höchste Civilisation weiter nichts ist, als die höchste Entwickelung der Industrie, dann wird man dies zugeben, aber auch nur dann.

seiner Bewohner, als die Ursachen ihrer Leiden die Wahrheit festzustellen. Die Größe und Bedeutung des Gegenstandes ist von der Art, daß er in weniger als mehreren Bänden nicht erschöpfend besprochen werden kann. Es soll daher hier nur der gegenwärtige Zustand der großen Masse des Irischen Volks, so wie die Ursachen, aus denen er zu erklären ist, in kurzem angedeutet werden.

Es ist leider überflüssig, für den Nothstand, in welchem sich die städtische sowohl als die ländliche Bevölkerung Irlands befindet, eine Autorität anzuführen. Jeder Reisende, der dieses Land besucht hat, wird von der Größe der daselbst herrschenden Armuth zu erzählen wissen. Trotz der beispiellosen Freigebigkeit der britischen Regierung gegen die Dubliner Armen und der Bewilligung der Summen aus dem Schatz, die sich auf nicht weniger als 175,000 Pfund jährlich belaufen, und trotz der Wohlthätigkeit von Individuen in dieser großen Stadt, ist doch das Volk durch die Abwesenheit des größeren Theils der Grundbesitzer, durch die Ueberfülle der Bevölkerung und den Mangel aller gesetzlichen Abhülfe auf einen solchen Zustand des Elends heruntergebracht, daß die Gesellschaft zur Abschaffung der Bettelei sich zu dem außerordentlichen und vielleicht beispiellosen Auskunftsmittel genöthigt sah, einen Zug von drei bis viertausend Bettlern durch die Straßen Dublins marschiren zu lassen, um durch diese Total-Uebersicht des Elends das Mitleid der Wohlthätigen aufzustachln. In Cork, Limerick, Londonderry und den anderen großen Städten des Landes steht es mit den Armen nicht besser, und ihre Leiden während der großen ansteckenden Fieber von 1817 und 27 (im letzteren Jahre passirten sechzigtausend Patienten nur durch das Fieber-Hospital von Dublin) würden allen Glauben übersteigen, wenn sie nicht durch parlamentarische Autorität über allen Zweifel gestellt würden.

Die Lage des Volks über den größeren Theil von Irland ist gleich traurig, und in der That ist diese schreckliche Anhäufung der Armuth in den großen Städten hauptsächlich die Folge des gänzlichen Mangels sowohl aller Subsistenzmittel als aller gesetzlichen Linderung der Noth im Lande. Die Bevölkerung der Insel beläuft sich gegenwärtig auf ungefähr acht Millionen Seelen, und obgleich das Land dreimal so viel ernähren könnte, wenn die Industrie mehr um sich griffe und überhaupt alle seine Hülfsquellen besser benützt würden, so übersteigt doch jene Zahl bei weitem die Masse derer, die sich unter den gegenwärtigen Umständen ihr Brod verdienen können. Nicht bloß ist der Arbeitslohn außerordentlich niedrig, indem er oft nur der Hälfte desjenigen gleichkommt, der in England gezahlt wird, sondern es fehlt auch während des ganzen Winters an aller Arbeit überhaupt, und die Bauern existiren nur von den kleinen Stücken Kartoffelland, die mit ihren Wohnungen verbunden sind. Sobald der Frühling wiederkehrt, pflanzt das Haupt der Familie seine Kartoffeln, schließt dann in den meisten Fällen sein Haus zu und verläßt seine Heimath, um in der Nachbar-Insel Arbeit zu suchen, während seine Frau den Theekessel, oft ihr einziges Hausgeräth, in die Hand nimmt und, begleitet von einer Schaar zerlumpter Kinder, durch Almosenbetteln auf den Landstraßen und in den Hütten der Pächter ihr Leben fristet, bis die Kartoffel-Ernte reif ist.

Im Jahre 1754 rechnete man in Irland 2,672,634 Seelen, 1797: 4,206,612, und 1840 beträgt die Zahl seiner Bewohner gewiß nicht weniger als 8,500,000. So hat sich binnen neunzig Jahren seine Einwohnerzahl um das Vierfache vermehrt, eine Zunahme, wie sie vielleicht bisher in einem alten Staate ohne Beispiel ist. Seine ländliche Bevölkerung ist bei weitem die dichteste in allen Ländern der Welt; es zeichnet sich nicht durch die Anzahl oder Bevölkerung seiner großen Städte aus, und doch hat es im Verhältniß zu seinem Flächen-Inhalt mehr Einwohner als selbst England, Italien, Flandern, Frankreich oder Holland, Länder, die doch mit den größten und reichsten Städten und Fabrik-Orten der Christenheit übersäet sind. Diese beispiellose Größe der Bevölkerung mit ihrer raschen Zunahme muß um so mehr Erstaunen erregen, wenn man bedenkt, daß Irland, mit Ausnahme der Leinwand-Fabriken im Norden, gar keine große Manufacturen hat, daß seine Ausfuhr, verglichen mit der irgend eines anderen Theils des britischen Reichs, nicht bedeutend ist, daß Dublin und Cork seine einzigen großen Handelsstädte sind, daß sein Ackerbau auf so niedriger Stufe steht, daß es, den besten Autoritäten zufolge, einen Aufwand von 120,000,000 Pfund erfordern würde, ihn auf gleichen Fuß mit dem des benachbarten Großbritannien zu bringen, und daß die Durchschnitts-Rente seines Bodens nur 17 Schillinge auf einen englischen Morgen beträgt."

Die Ursachen, aus welchen Herr Alison diese Zustände erklärt, sind hauptsächlich: die Eroberung selbst, der Charakter der Irländer, der Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus, das dort herrschende Pacht-System und der bisherige Mangel an Armen-Gesetzen. Wir heben darunter besonders den Charakter der Irländer und das Pacht-System hervor. Was das letztere betrifft, so hat es vorzüglich seine Quelle in den Confiscationen von Grund und Boden, die bei jeder Empörung stattfanden und wodurch alles Eigenthum im Lande seinen Herrn wechselte. Wenn die neuen Eigenthümer auf den so erworbenen Gütern selbst gelebt hätten, so hätte sich das Uebel mit der Zeit wieder ausgeglichen; aber statt im Lande zu wohnen, übergaben sie die Bewirthschaftung ihrer Güter Agenten und Verwaltern, die sie um hohe Renten pachteten. Von diesen wurden wieder untere Pächter unter ähnlichen Bedingungen angenommen, und dieses System bekam eine solche Ausdehnung, daß nicht selten zehn Mittelleute sich zwischen den Grundherrn und den eigentlichen Anbauer eindrängten, während der gewöhnliche Ertrag von Kartoffelland für den Letzteren oft nur fünf bis acht Guineen auf den Morgen beträgt.

In Bezug auf den Charakter des Irländers meint Herr Alison, daß dieser selbst Vieles von dem Uebel verschuldet, das dem Lande von außen zugefügt worden. Schon die Thatsache, daß Irland sich so leicht von England erobern und beherrschen ließ, ist nach ihm ein Beweis von Mangel an Energie und Ausdauer in dem Volke. Er vergleicht damit Schottland. „Schottland enthält jetzt weniger als drei Millionen Einwohner und Irland fast neun, und dasselbe Verhältniß geht mit geringen Abweichungen durch die ganze Geschichte beider Länder hindurch. Schottland hat ferner 5,000,000 Morgen Ackerland und 12,000,000 zum Anbau untauglichen Landes, während Irland gerade umgekehrt nur 5,000,000 Morgen Wüste und 12,000,000 Ackerland hat. Nichtsdestoweniger ist Eduard I., als er mit 80,000 Mann in Schottland eindrang, zurückgeschlagen worden, und nicht besser ging es seinen Nachfolgern, welche mit gleicher Heeresmacht den Einfall wenigstens zwanzig verschiedene Male erneuerten. Heinrich II. landete in Irland mit 1100 Bewaffneten und 2000 Bogenschützen und unterwarf sofort das ganze Land, und obgleich seitdem wiederholte Versuche

von den Eingeborenen gemacht wurden, das englische Joch abzuwerfen, so haben sie sich doch niemals dem Erfolg auch nur genähert, und nie gelang es ihnen, eine Macht zusammen zu bringen, welche nicht zehntausend Engländer mit Leichtigkeit zerstreuen konnten. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Allgemeine Versorgungsanstalt im Großherzogthum Baden.

Aus dem Badischen, 27. Sept.

Seit dem Bestehen dieses Instituts (1835) haben wir in diesen Blättern über den Fortgang desselben Mittheilungen gemacht. Diese glauben wir in diesem Jahre um so mehr fortsetzen zu müssen, als die Theilnahme an der Anstalt im Inlande, wie im Auslande fortwährend wächst. — Die fünfte Jahresgesellschaft (1839) besteht aus 4,145 Einlagen mit einem Einlage-Kapital von 243,625 fl. Der Activstand des Gesammtvermögens der Anstalt ist auf die Summe von 2,305,688 fl. gestiegen. Dabei weisen die Rechnungen seit dem Bestehen der Anstalt keinen Kapitalverlust nach, was gewiß einen kräftigen Beweis von musterhafter Verwaltung abgibt. Auch das Vertrauen, welches die mit der Anstalt verbundene Hinterlegungskasse genießt, wächst mit jedem Jahre. Der Stand derselben ergab sich am 23. Mai l. J. mit 500,021 fl. und der muthmaßliche Zinsgewinn ist also mindestens 7,500 fl. jährlich. Dieser kommt nun allen Mitgliedern der Anstalt zu gut und trägt wesentlich zum Steigen der Renten bei. Hierdurch aber auch nur ist es begreiflich, wie die Rente einer vollen Einlage von 200 fl. den Mitgliedern der ältesten Klasse der ersten Jahresgesellschaft abwerfen konnte:

pro 1837	—	10 fl.	24 kr.
» 1838	—	24 »	5 »
» 1839	—	43 »	39 »
» 1840	—	51 »	46 »
		129 »	54 »

Im Jahre 1841 wird diesen die volle Einlage ersetzt. Die Erben der Ablebenden erhalten dann keine weitere Vergütung und das Dotations-Kapital kommt den überlebenden Mitgliedern zu gut. Die neue Jahresgesellschaft 1840, welche mit dem letzten November l. J. geschlossen wird, zählt bereits eine große Anzahl von Mitgliedern mit einem namhaften Einlage-Kapital. Obgleich im Auslande zur Zeit keine Geschäftsfreunde der Anstalt aufgestellt sind, so hat sich dennoch dort eine zunehmende rege Theilnahme gezeigt. Die Jahresgesellschaft 1838 zählt 360 Einlagen aus dem Ausland mit einem Einlage-Kapital von 21,301 fl.; dagegen sind unter den Einlagen der Jahresgesellschaft 1839 schon 890 Einlagen von Ausländern mit einem Einlage-Kapital von 60,534 fl. Darunter sind aus Würtemberg 157, aus Baiern 234, aus den beiden Hessen 341, aus Frankreich 32, aus der Schweiz 35, aus Sigmaringen 19, aus Preußen 11, aus Frankfurt a. M. 52, aus Bremen 2, aus Braunschweig 4 und aus Sachsen 3. Es wird immer mehr anerkannt, daß durchaus keine Privat-Speculation bei dieser Anstalt obwaltet, sondern alle Vortheile den Theilnehmern zu gut kommen. Indem wir in Beziehung auf ausführlichere Nachweisungen und Angaben die Freunde der Anstalt auf den Rechenschaftsbericht verweisen, schließen wir mit den Worten des um die Anstalt hochverdienten Directors derselben, Ministerialrathes Freihrn. v. Stengel, welche er bei Verlegung des Rechenschaftsberichtes für das Jahr 1839 in der am 1. Mai l. J. stattgehabten Generalversammlung sprach: »Möge die Anstalt auf der begonnenen Bahn fortfahren und sich zum Gemeinwohl immer mehr entwickeln, und möge die Verwaltung durch treue Erfüllung der Statuten, regen Eifer für das Beste der Anstalt, Offenheit in ihren Handlungen, angemessene Sparsamkeit bei Administration der ihr anvertrauten Gelder, jenes Vertrauen, mit welchem man ihr bei Errichtung der Anstalt entgegen kam und wodurch ihre seitherigen Bemühungen geehrt wurden, sich fortan bestreben, zu verdienen.«

Korrespondenz.

Darmstadt, 9. Okt.

Gestern Abend erfreuten uns die auch schon in diesen Blättern rühmlich erwähnten beiden Tonkünstler Lidel und Giulio Regondi aus London mit einem Konzerte. Hrn. Lidel's Spiel auf dem Violincello zeichnet sich durch eine sehr glückliche Auffassung der Composition und durch einen schönen Vortrag aus; sein Ton ist voll und ansprechend, weshalb es dem Deutschen auch während eines 15jährigen Aufenthalts in England gelungen, sich zu einem der ersten Violincellisten daselbst emporzuschwingen. Regondi, ein schon durch liebenswürdige Persönlichkeit und geistreiches Wesen sich auszeichnender, 16jähriger Künstler, gehört zu jener kleinen Anzahl wirklich Berufener. Auf der Guitarre spielte er Thalberg's berühmtes Souvenir nach Themen aus Meyerbeer's Hugenotten und wußte eben so gut die Großartigkeit jenes mächtigen Chorals von Luther, wie alle jene bewunderungswürdigen Eigenthümlichkeiten der technischen Vollendung Thalberg's mit solchem Geiste wiederzugeben, daß er den allgemeinen Beifall des zahlreichen Auditoriums davon trug. Gleiche Bewunderung erregte das in Deutschland noch unbekannte Melophon, eine von ihm künstlerisch vervollkommnete Harmonika, welches trotz seiner Unbemerkbarkeit die Töne der Oboe, Clarinette und Flöte, wie der Violine und des Violincello, sowohl an Innigkeit, wie durch Ueberwindung aller technischen Schwierigkeiten ersetzt und zugleich andere hervorbringt, welche jene Instrumente nicht besitzen. — Die beiden Tonkünstler haben vor ihrer Abreise nach Wien und St. Petersburg dem Wunsch des hiesigen Publikums nachgegeben und werden nächsten Montag noch einmal im Hoftheater sich hören lassen.

Mannichfaltigkeiten.

Hr. Prof. E. Durre, öffentlicher Lehrer der deutschen Sprache am collége royal zu Lyon, hat den Schiller'schen Wilhelm Tell zum Gebrauch in französischen Schulen mit Anmerkungen herausgegeben und durch Approbation des conseil royal de l'université ist dieses Buch in seiner 2ten Auflage jetzt zum Schulbuch in Frankreich geworden. Das ist auch eine Art Propaganda, aber eine, die dem Bildungsstande unserer Zeit würdig ist.

Eine Posse, die kürzlich auf der Josephstadt in Wien gegeben wurde, heißt: »der Menschenfresser.«

Auf einer Reise durch Krain wurde der Kaiser Franz von einem Postillon umgeworfen. Glücklicherweise nahm er keinen Schaden. Aber der Postillon in seiner Angst glaubte sich schon des Todes und wußte nicht Worte und Geberden zu finden, um sich zu entschuldigen und Gnade zu erflehen. »Hat Gottlob nichts gemacht,« sprach ihm der Kaiser tröstend zu, »sey froh, daß du nicht den Kreishauptmann umgeworfen hast.«

Vor einigen Tagen wurde von der Mallepost zwischen Paris und Rouen das Briefeisen entwendet. Bereits sind bei der Postbehörde über 600,000 Francs an verlornen Wechseln, Banknoten u. dergl. reklamirt worden.

Der jährliche Gehalt, den Tieck vom Könige von Preußen bezieht, beträgt tausend Thaler. Zugleich bekommt er, so oft er ihn in Sanssouci besuchen will, hundert Louisd'ors Reisegeld. Er hat dafür nur die Verpflichtung, dem Könige einige Dramen vorzulesen, in welcher Kunst bekanntlich Tieck ein Meister seyn soll.

Redakteur: F. L. Hestler. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 290. Freitag, den 16. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

III.

Eine Glocke, die zum Mittagessen rief, denn man speis'te bei Herrn Simart um Ein Uhr, unterbrach die Unterhaltung der beiden Freunde; sie gingen zusammen in den Speisesaal hinab, wo sie den Herrn des Hauses fanden, dem Herr Dramond als Zeuge der bevorstehenden Vermählung vorgestellt wurde. Herr Aristides Tessiers künftiger Schwiegervater war ein dicker, kleiner, behaglicher Mann, dessen flammrothes Gesicht eine strotzende Gesundheit verhieß, welcher der Kultus der göttlichen Flasche auf keine Weise zu schaden vermochte. Er zeigte sich seinen Gästen in dem einfachen Anzuge eines Landwirthes, der sich schon seit lange her mit der Pariser Etikette verfeindet hatte. Ein Ueberrock, dessen Farbe und Stoff gleich schwierig zu bestimmen waren, machte den Haupttheil seiner Kleidung aus, die durch Pantalons von Nankin und eines jener ländlichen Käppchen, die nach einer Strasburger Pastete geformt zu seyn schienen, ergänzt wurde. Herr Simart war ein Pelzhändler, der sich seit einigen Jahren von den Geschäften zurückgezogen hatte, und alle Vorzüge, wie jede Mängel jener achtbaren Klasse besaß.

Wie alle Menschen, deren Wichtigkeit in der menschlichen Gesellschaft in Zweifel gezogen werden kann, hielt er sehr viel auf Handhabung seiner bürgerlichen Rechte; als Wahlmann stimmte er nach dem Losungswort des National, seinem politischen Götzen; als Geschworner erlaubte ihm sein Gewissen, wenn es sich um ein Todesurtheil handelte, eine menschenfreundliche Lüge; daher ihn auch die Behörden bei hauptsächlichen Angelegenheiten gewöhnlich verwarfen; als Nationalgardist hatte er es, nachdem er zuvor Korporal gewesen, bis zum Grade eines Unterlieutenants gebracht; arbeitete er in den Rabatten seines Gartens, so verglich er sich mit Cincinnatus, und der Anblick des Bandes der Ehrenlegion entriß ihm ein bittersüßes Lächeln, denn die Wirksamkeit seines industriellen Lebens und seine Dienste in der Nationalgarde schienen ihm hinlängliche Ansprüche auf eine solche Belohnung zu seyn, die er sich jedoch auf keine Weise zu erbitten vorgenommen hatte. Es ist ein Steckenpferd, wie so viele, sagte er; wirklich giebt man das Kreuz Jedermann, daß es eine größere Auszeichnung ist, es nicht zu besitzen. Um mit wenigen Worten die Skizze seines Charakters zu vollenden muß ich noch sagen, daß Herr Simart früh zu Bette ging und spät aufstand, wie König Pyetot; er verabscheute den Adel, verwünschte die Priester, besuchte niemals die Messe; erzählte bei Erwähnung der Gefängnisse in der Bastille oder der Boudoirs im Hirschpark schauerliche Geschichten; war höchst gerührt bei dem Andenken Lafayette's; weinte über Polen; sprach sein Anathema über den Kaiser Nikolaus, und las die Romane von Paul de Kock. Im Uebrigen hatte der Ex-Pelzhändler, als der beste Mann von der Welt, einen großen Theil seines Lebens seiner Frau gehorcht; seit er Wittwer war, aber die Zügel des häuslichen Regiments Cölestinen überlassen, deren unterthäniger Sklave er war, ungeachtet einiger seltenen Versuchungen zur Insubordination, die gewöhnlich eine nur noch strengere Unterwerfung in die Capricen des jungen Mädchens zur Folge hatten.

„Wie gefällt Dir der Schwiegervater?" fragte Tessier seinen Freund, während Herr Simart mit einem andern Gaste, einem Mann von ungefähr vierzig Jahren, der groß, mager und halb kahl war, sprach.

„Der ist von ächtem Korn und Schrot," antwortete Dramond, sich der Volkssprache bedienend; „ich bin überzeugt, daß er Lotto spielt."

„Nein, er fischt . . ."

„Nun, das ist so ungefähr dasselbe; man kann sich keinen bessern Schwiegervater denken."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, durch die drei Damen in den Speisesaal traten; Franzens Blicke fielen auf die Erste, die alt war; dann verweilten sie auf der Zweiten, einer hübschen Blondine von fünf und zwanzig Jahren; gleich darauf wurden sie aber durch die Letzte gefesselt, die diese ausschließliche Aufmerksamkeit verdient hätte, wenn sie auch nicht die in Rede stehende Braut gewesen wäre. Es war ein so junges, blühendes, schlankes, hüpfendes, kindliches Wesen, daß man bei seinem Anblick unwillkürlich versucht war, nach seiner Puppe zu fragen. Das eben so regelmäßige als niedliche Gesicht vereinigte mit der glühenden Reinheit der römischen Schönheit den koketten Ausdruck, den die Statuen von Coustou und Goysevox in so anmuthigen Modellen darstellen. Augen, welche so zu sagen in doppelter Hinsicht schön zu nennen waren, indem große schwarze Augsterne, aus denen zuweilen ein Blitz hervorsprühte, den fortwährenden Sturm ihres Innern beschworen, ohne dadurch die Durchsichtigkeit der azurblauen Augäpfel zu trüben, die so klar waren, wie bei einem Kinde in der Wiege;

Digitized by Google

diese Mischung flüchtiger Aufwallung und naiver Reinheit, dieser Sitz heftiger Leidenschaften, die die Glorie der Unschuld umfing, gab Célestinens Blick einen so strahlenden Ausdruck, dessen Glanz nur wenige Menschen auszuhalten vermocht hätten. In ein rosenfarbenes Gewand gekleidet, in welchem sich das Incarnat ihrer Wangen zu spiegeln schien; anmuthig, zart, lebendig in allen ihren Bewegungen, wie es zuweilen hübsche Frauen sind, eilte das junge Mädchen vorwärts, als tanzte es einen Galopp, erwiederte den Gruß der Männer durch ein leichtes Kopfnicken, mit dem sich Alle begnügen mußten, ohne ihren Bräutigam, noch den Fremden, der sich besonders gegen sie verbeugt hatte, eines Blickes zu würdigen; setzte sich dann mit der Sicherheit einer erfahrnen Hausfrau zu Tische, indem sie mit einer kleinen, nervigten, weißen Hand den Deckel von der Suppenschüssel hob, aus welcher eine duftende Wolke emporstieg, mit der andern aber kräftig eine Glocke von Vermeil in Bewegung setzte, auf deren Schall augenblicklich der Portier Nikolaus unter der Thüre des Speisesaals erschien, welcher nach der Weise Meister Jakobs mehreren Aemtern in Herrn Simarts Hause vorstand.

Alle Gäste hatten Platz genommen, nur Dramond war mit starren Blicken und offen stehendem Munde nicht von der Stelle gewichen.

„Mein Herr, wollen Sie sich neben meine Tochter setzen," sagte bereits zum zweiten Mal der Hausherr.

Statt zu antworten, verbeugte sich mechanisch der junge Mann, änderte seine Stellung aber nicht.

„Sollten Sie auch bereits schon zu Mittag gespeis't haben," versetzte voll edler Gastfreiheit der etwas taube Ex-Pelzhändler, „so kann man auf dem Lande doch recht leicht zum zweiten Mal essen."

Franz lächelte zerstreut, als wollte er diesem Vorschlag Genüge leisten, allein er bewegte sich nicht, noch sprach er; man hätte sagen können, seine Lippen wären an seinen Zähnen und seine Sohlen am Fußboden angeheftet gewesen. Aller Augen wandten sich nach ihm, und Célestine, die die Suppe ausschöpfte, hielt inne, um den jungen Mann zu betrachten, dessen Anblick auch sie gleichsam versteinert hatte; allein aus Mademoiselle Simarts Gesicht sprach nur eine etwas spöttische Neugierde, die jungen Mädchen so oft eigenthümlich ist.

„Zuverlässig will mich dieser Herr nicht als Nachbarin," sagte sie leise, sich zu der jungen Frau hinneigend, die ihr beinahe gegenüber saß.

(Fortsetzung folgt.)

Die Garde-Zöglinge Napoleon's.

(Von Marco de Saint-Hilaire.)

An einem Sonntage des August 1811, vor zehn Uhr Morgens, drängte sich eine wogende Menschenmasse an den Gittern des Carrousel in Paris. Napoleon sollte um die Mittagszeit eine jener prächtigen Revüen abhalten, welche die etwas stupide Bewunderung der Pariser stets in hohem Grade erregten. An jenem Tage war die Neugier des Volkes noch lebhafter, als gewöhnlich; denn ein ganz neu geschaffenes militärisches Corps, die Garde-Zöglinge (pupilles de la garde), das noch Niemand in Paris gesehen hatte — es war erst gestern Abend von Versailles in der Militär-Schule angekommen — sollte zum erstenmal vor dem Kaiser aufmarschiren.

Das Schicksal, welches Napoleon bis dahin immer hold gewesen, hatte ihm sechs Monate vorher einen Thronerben geschenkt und somit alle seine Wünsche erfüllt. Nachdem er seinem Sohne einen Thron als Wiege und ein Scepter als Spielwerk gegeben, beschloß er, auch eine Leibgarde für ihn zu organisiren, die seinem Alter angemessen wäre. Viele seiner tapferen Soldaten hatten Söhne oder Neffen, die noch zu jung waren, um in die Regimenter einzutreten: Keiner war wohlhabend genug, um diese Knaben in einer Militär-Schule erziehen zu lassen, und außerdem befanden sich unter den Letztern viele Waisen; denn der Kriegsruhm hat bekanntlich auch seine böse Seite, und mancher Triumph, der die Nation verherrlicht, stürzt viele Familien in Trauer und Herzleid. Damit nun der Krieg dem unvermeidlichen Unglück, das er über diese Kinder brachte, einigermaßen wieder abhelfe, kam Napoleon auf den Gedanken, ihnen wieder zu geben, was sie verloren hatten. „In den Reihen meiner Armee", sagte er, „sind ihre Väter gefallen, und dafür soll die ganze Armee ihnen Vater und Vormund seyn."

In Folge dessen war am 30. März 1811 ein Dekret erschienen, welches die Organisirung eines Regiments aus zwei Bataillonen, jedes zu sechs Compagnieen, anbefahl, das den Namen Pupilles de la garde führen sollte. Dieses Corps sollte auf demselben Fuße erhalten werden, wie die junge Garde in Friedenszeiten, den Sold ausgenommen, der geringer war. Jeder in dasselbe aufzunehmende Soldaten-Knabe mußte gesund und wohlgewachsen, jedoch weniger als fünf Fuß hoch seyn*) und die Spuren der Pocken-Impfung vorzeigen können. Er durfte nicht unter zehn und nicht über funfzehn Jahre alt seyn, und außerdem war es unerläßlich, daß er lesen und schreiben konnte. Die Uniform bestand aus einem grünen Rocke mit gelben Schnüren, einem Tschako, grünen Pantalons und Kamaschen. Nur die Unteroffiziere hatten das Recht, einen Säbel zu tragen; der Degen war die Waffe der Offiziere. Die Unteroffiziere — Korporäle, Fourriere, Sergeanten und Sergeant-Majors — wurden nach dem Rechte der Anciennetät gewählt; die Offiziere aber, vom Seconde-Lieutenant bis zum Obersten, ernannte der Kaiser auf Antrag des Kriegs-Ministers.

In Versailles wurde dieses Miniatur-Regiment organisirt. Oberst Bardin erhielt das Kommando desselben, und der Bataillons-Chef Dibbets ward zu seinem Adjutanten ernannt. Die meisten Offiziere wurden unter den Zöglingen der Militär-Schulen von Saint-Cyr und Fontainebleau gewählt. Die kleine Infanterie stieg bald auf 4000 Mann oder Männlein; später vermehrte sie der Kaiser in solchem Maße, daß sie zu Ende des Jahres 1812 acht Bataillone, jedes zu acht Compagnieen, zählte. Die Zöglinge hatten einen besondern Unter-Intendanten, ein Musik-Corps, Pfeifer, Trommler, einen Regiments-Tambour und sogar Sapeurs. Eine einfache Standarte mit den National-Farben vertrat bei ihnen die Stelle der Fahne, da der Kaiser keinem Regiment einen Adler bewilligte, bevor es ihn auf dem Schlachtfelde verdient hatte.

Schon waren die vier Regimenter der alten Garde im Hofe der Tuilerien aufgestellt, als man plötzlich mit Staunen sah,

*) Fünf Pariser Fuß betragen nach unserem Militärmaße 5 Fuß 1 Zoll $8^5/_{12}$ Strich; denn der pied du roi ist $4^1/_{12}$ Strich oder Zwölftheile eines Zolls länger als der rheinländische.

wie ein Regiment kleiner Infanteriſten, von denen der älteſte kaum 14 Jahr zählte, aus dem Pförtchen des Pont-Royal debouchirte und in guter Ordnung heranzog. Ihre Haltung war ſo echt militäriſch, ihr Marſch ſo regelmäßig, daß ſie einem der anweſenden Garde-Corps, wenn man es durch die umgekehrte Lorgnette betrachtete, aufs Haar ähnlich ſahen. Voran ſchritt mit ledernem Schurzfell ein Peloton kleiner Sapeurs, deren glattes Kinn und knabenhafter Blick mit dem furchtbaren Anſehen, das ſie ſich zu geben bemühten, wunderlich kontraſtirten; dann kam ein Regiments-Tambour von fünf Fuß zwei Zoll, der, als er an ſeinem Kollegen von der alten Garde, einem wahren Koloß, vorbeikam, ſeinen Stab wie herausfordernd über dem Kopfe herumſchwang. Ihm folgten ſeine Trommler, die Favorite wirbelnd, jenen berühmten Marſch der alten Garde, der ſo oft in der Schlacht das Zeichen gab, und hinter ihnen die Spielleute, denen nur die große Trommel und der Halbmond mit den Roßſchweifen fehlte, weil Keiner ſtark genug war, ſo gewichtige Inſtrumente zu tragen. Nach der Muſik kam das Regiment, ſeine berittenen Stabs-Offiziere an der Spitze.

Dieſe Helden in der Knoſpe rangirten ſich nun dem erſten Regiment der kaiſerlichen Grenadiere, von denen keiner weniger als zwei Dachſparren auf dem Aermel trug, gegenüber in Reihe und Glied. Die alten Krieger lächelten und flüſterten einander ſpaßhafte Bemerkungen zu, bis der Feldmarſch, die Ankunft des Kaiſers verkündend, Alles ſtumm und unbeweglich machte. Napoleon ritt geradeswegs auf die Garde-Zöglinge los, die ihre Reihen geöffnet hatten, ſtieg vom Pferde, ſagte dem Oberſten Bardin ein paar Worte und begann darauf in Begleitung des großen General-Stabs die Muſterung des Regimentes. Plötzlich faßte er einen Korporal beim Ohr und zog ihn zu ſich heran.

„Wie alt ſind Sie, Herr Gelbſchnabel?“ fragte der Kaiſer in ziemlich ſtrengem Tone. — „„Mein Kaiſer, ich bin am 20. März dieſes Jahres, dem Geburtstage des Königs von Rom, dreizehn Jahr geworden.““ — „Und warum lachten Sie eben, als ich mit Ihrem Capitän ſprach?“ — „„Weil es mir Freude machte, Ew. Majeſtät zu ſehen.““ — „Und wenn ich Dich nun, ſobald ihr wieder in Verſailles ſeyd, auf den Polizeiſaal bringen ließe, um Dich zu lehren, daß ein Unteroffizier in den Reihen nicht lachen darf: wie gefiele Dir das?“ — „„Ich würde mich ſehr glücklich fühlen, Sire, weil ich daraus erſähe, daß Ew. Majeſtät an mich gedacht hätten.““

„Der kleine Kauz hat eine Antwort für Alles,“ ſprach Napoleon; und auf ein Zeichen des Major Dibbets trat der Korporal wieder ins Glied. Nach beendeter Muſterung ließ der Kaiſer die Zöglinge ein paar Schritte vortreten, ſtellte ſich zwiſchen ſie und ſeine Grenadiere und ſagte: „Soldaten meiner alten Garde, dieſe hier ſind Eure Kinder! An Eurer Seite ſind ihre Väter gefallen — Ihr ſollt ihnen Vaterſtelle vertreten. In Euch werden ſie Beides, eine Stütze und ein Vorbild, finden. Euer Beiſpiel wird ſie zu tapferen, Euer Rath zu den erſten Soldaten der Welt heranbilden! Ich habe ihnen die Bewachung meines Sohnes anvertraut, wie ich Euch die meiner Perſon anvertraut habe; und ſie werden mich unbekümmert machen wegen ſeiner, ſo wie Ihr mich wegen meiner unbekümmert macht. Seyd ihnen Freunde und Beſchützer!“

(Fortſetzung folgt.)

Overbeck und de Keyſer.

Zur Beruhigung des Leſers, der nicht Freund von weitläufigen Auseinanderſetzungen in einem Unterhaltungsblatte iſt, am wenigſten von breiten, hinausgezerrten Kritiken, ſey es gleich zum Beginn geſagt, daß das Motto dieſer Zeilen keine Künſtlerparallele einleiten ſoll, noch den lächerlichen Streit wiederholen, den im Felde der Literatur die Parolen Schiller und Göthe hervorgerufen haben, den gemüthlichen, etwas langweiligen Federſtreit der Welfen und Ghibellinen. Ich habe die Namen zur Ueberſchrift gewählt, um den wahrhaft komiſchen Wortkampf zu bezeichnen, der ſeit einigen Tagen auf eine rührend dumme Weiſe in dem altdeutſchen Saale des Städel'ſchen Kunſtinſtitutes von der Kunſt begeiſtertem Anhängerhaufen geführt wird. Sage noch Einer, in unſerer Stadt ſey der Kunſtſinn von den Geldſäcken erſtickt; er gehe zwiſchen 11 und 1 hin auf den Tummelplatz, wie es da hin und her wogt von heißhungrigen Kunſtjüngern; wie ſich ein Wall von Hüten dicht um das koloſſale Bild de Keyſer's lagert; wie ſie ſtudiren und dann rechts und links ihre gefundenen Schätze austauſchen und ein Kampf beginnt, über dem die Bilder ſelbſt faſt vergeſſen werden. „Nun, das ſchlägt doch den Overbeck todt“, ruft da Einer, auf das Blut und Getümmel der Schlacht deutend. „O ja,“ entgegnet verachtend der And're, „Kanonenſchüſſe und Trompetengeſchmetter machen auch die himmliſchſte Muſik verſtummen.“ So geht's hinüber und herüber; immer mehrere kehren dem Overbeck den Rücken und die flatternden Fahnen tragen die Herzen mit fort. Und die Künſtler — ſie lächeln über die Thorheit und ſchweigen. Nun aber erſcheint das Reſultat des Kampfes in derben Ausdrücken in einem geleſenen Blatte; der Sieg der Schlachtenliebenden wird proklamirt; was gedruckt iſt, muß man glauben; und die Künſtler — ärgern ſich und bejammern die verdorbene Kritik. Aber woher denn dieſe leichtfertige, in Phraſen ſich bewegende Kritik? Woher dieſe oberflächliche Glaſur von Kunſtbildung bei ſolchen, die ſich doch berufen glauben und vielleicht auch die Anlagen dazu beſitzen, vermittelnd zwiſchen Künſtler und Publikum zu treten? Mögen nur die Künſtler ſelbſt einen großen, wohl den größeſten Theil der Schuld auf ſich nehmen. Sie wollen keine Vermittlung; ſie wollen keine, ſelbſt nicht die beſcheidenſte, fern von aller Beurtheilung des Techniſchen und Eſoteriſchen gehaltene Kritik. Theils ſtehen ſie oder glauben, zu hoch zu ſtehen, als daß ſie dem gebildeten, nach dem Umgang mit der Kunſt dürſtenden Nichtkünſtler auf dem Wege entgegen kommen und ihn unterſtützen ſollten in ſeinem Beginnen; theils ſind ſie zu kleinlich, um irgend etwas anderes, als unbedingtes Lob hören zu können. Sind ſie der Meinung, das Kunſtwerk bedürfe durchaus keiner Vermittlung für das ſo verſchiedenartig beſchäftigte und gebildete Publikum, wer das Werk nicht verſtehe, der ſolle wegbleiben und ſich im gewöhnlichen Leben halten; ſo würdigen ſie, glaube ich, ihre Herrſcherin, die Kunſt, mehr herab, als leichtſinnige Kritiken es vermögen. Die Kunſt ſoll die ſchroffen, oft verwundenden Gegenſätze des Lebens ausgleichen; je allgemeiner und tiefer ſie in das Geſammtleben eindringt, deſto mehr verherrlicht ſie ſich, deſto näher kommt ſie dem vom Schöpfer ihr geſteckten Ziele. Wo ſie alle Kreiſe des Lebens durchdringt und ſelbſt in die Hütten Licht und Freude bringt, da feiert ſie ihre herrlichſten Triumphe. Ich mag von keiner Kunſt wiſſen,

die nur bestimmt seyn soll, sich dem Blicke weniger Auserwählten zu entfalten. So lange sie nicht, wie Musik und Poesie, von Jedem ergriffen, von Jedem gehegt und geliebt seyn will, so lange wird sie vom falschen Stolze der Künstler in unwürdiger Beschränkung gehalten. Da nun aber, durch äußere Noth und Mißverhältnisse zurückgedrängt, die Kunst Jahrhunderte lang in unsern Ländern verkannt gelegen hat und erst seit wenigen Jahrzehnten wieder in's Leben gerufen worden ist, wie könnte sie schneller wieder Gemeingut werden, als durch die nach dem Wahren strebende Vermittlung begeisterter Anhänger? Daher, meine ich, sollten wahre Künstler, wenn sie anders nicht ganz abgeschlossen von der Welt stehen durch ihr Kunstleben, es nicht verschmähen, bescheiden vermittelnde Bestrebungen anzuerkennen und nach ihrem Sinne zu befördern. Glauben sie aber, sie stünden so ganz einzig da, daß die allein erlaubte Vermittlung die sey, ihre Werke zu bewundern und — zu kaufen und zwar zu kaufen, ohne auch nur den gestellten Preis einer Kritik zu unterwerfen, so kann man nur lächeln über den wunderlichen Glauben dieser verwöhnten Schooßkinder. Sie mögen sich dann wenigstens charakterfest zeigen und ungerührt bleiben bei dem unbesonnenen Tadel der Kritik, die nicht eingeweiht ist in ihr Heiligthum. Ich bin überzeugt, daß Manchem bei den sonderbaren vergleichenden Urtheilen über die beiden neuen Bilder das Herz geblutet hat; aber Keiner hat es gewagt oder der Mühe werth gehalten, ein Wort für Overbeck zu sagen. Und doch bedarf sein Bild, wie es in der Natur der, immer in's Schwerfällige gehenden, Allegorie liegt, einer Vermittlung. Zwar hat der Künstler selbst ein Büchlein dem Bilde beigegeben. Dies möchte aber, wenn man nicht gerade nur die Namenerklärung begehrt, vermöge seines confessionell kirchlichen Charakters, hauptsächlich nur dem von großem Werthe seyn, der es liebt, eine vollständige Charakterzeichnung dieses Mannes zu erhalten. Und doch soll das Bild eine Zierde des Instituts und von Jedem, weß Glaubens er sey, begriffen und gewürdiget werden. Aus dem Heiligthum der Religion, aus dem Schooße der Liebe entkeimt die höchste Blüthe der Kunst; ihre Werke athmen ein höheres, unvergängliches Leben, je wärmer und geistiger die Frömmigkeit ihrer Schöpfer gewesen. Und so in tausend Nüancen schaaren sich um den Mittelpunkt, die Religion, deren innerstes Wesen ja die Liebe ist, die Werke der Kunst und verherrlichen sie in ihren Weisen. Wunderbar klar liegt diese Idee über das ganze Bild ausgebreitet und es bedürfte gar nicht der herrlichen Einzelheiten, der entzückenden Gruppirungen, um diesem Bilde dauernden Werth zu sichern. Nicht schwer wäre es, im Einzelnen die das Ganze durchdringende Einheit der hohen Idee nachzuweisen; es ist aber nicht meine Absicht, eine Kritik zu geben und mich dem Tadel der Künstler auszusetzen. Nur möchte ich schließlich noch andeuten, warum auch bei Unbefangenen das Bild durch seinen großen Nachbar gelitten hat. De Keyser's Bild führt mitten in das bewegteste Leben; es zeigt in Einem Rahmen eine Fülle von handelnden, in den verschiedensten Leidenschaften ergriffenen Personen, wahr und glücklich dargestellt. Das Werk ist mit so hoher Genialität, mit so leidenschaftlichem Schwunge ausgeführt und entwickelt einen solchen Reichthum von physischen und durch das Physische bedingten Seelenkräften, daß der Beschauer, fortgerissen, sich mitten in der Scene glaubt und fast mithandelnd fühlt. Diese Subjektivität aber ist es, die den Menschen auf Augenblicke alles Andere vergessen macht und neben dem dadurch hervorgebrachten Gefühle kein anderes aufkommen läßt. Ließe er das andere Bild unbeachtet, so möchte ihn Niemand tadeln. Aber mitten aus dem Kriegsgewühl hinüberzuspringen in die ruhige Contemplation, die das andere Bild verlangt, das möchte nur Wenigen gelingen, da ja ohnedies die Meisten nur dem Augenblick huldigen und dort nur einen vorübergehenden Genuß zwischen Arbeit und Essen suchen. Wohl kann, wer sich ruhig dem Eindruck beider Bilder hingeben will, in Overbeck's genialer Composition Frieden und geistige Erhebung finden, nach dem beängstigenden Sturme der Schlacht; ohne den Blick nach dem von Oben quellenden Lebensstrome aber mag allerdings das Bild kalt und todt lassen. So möchte ich denn die goldene Mittelstraße rathen, die aber hier nicht gepriesen werden soll, weil sie die bequemere ist, sondern aus dem innigen Bewußtseyn, daß wahre Kunst, wo und wie sie sich äußere, als die Poesie des Lebens warme Anerkennung finden müsse.

Zweisylbige Charade.

Schwarz und finster stellt die Erste
Da sich ein im Augenblick,
Wo, durch dich entfernt, die Zweite
Tritt mit ihrem Glanz zurück.
Nimmer kann die ein' der beiden
Meine And're um sich leiden.
Darum sollte man auch meinen
Nimmer würde sich vereinen
Dieser Sylben feindlich Paar.
Und doch! Füge sie zusammen,
Dann erhältst du stracks den Namen
Jenes Dings, deß lichte Schaar
Dienen muß, um in der Ersten Zeit
Dir zu geben meine Zweit'.

Mühlheim, 6. Okt. 1840. J. Kessel.

Auflösung der Charade in Nro. 287.

Bildhauer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 16. Oct. Der Fabrikant, Schauspiel in 3 Abth., nach dem Französ. des Emil Souvestre von E. Devrient. (Gastrolle) Cantal: Hr. Döring, Königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf folgt: Die Brandschatzung, Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue. Marder: Hr. Döring.

Sonntag, 18. October. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 291. Samstag den 17. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français)

(Fortsetzung.)

„Was fehlt Dir denn, Franz?" sagte nun Aristides Tessier, der das seltsame Benehmen seines Freundes einem plötzlichen Uebelbefinden zuschrieb.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung," sagte endlich jener, sich seiner Betäubung entreißend; „ich habe zuweilen so lächerliche Zerstreuungen."

„Vielleicht Erinnerungen," unterbrach ihn die hübsche fünf- und zwanzigjährige Blondine, voll jener mitleidigen Ironie, die Frauen gewöhnlich der Anblick eines schönen, jungen, zerstreuten Mannes einflößt.

Dramond setzte sich endlich, indem er einen Blick auf die liebenswürdige Spötterin warf, die in diesem Moment ihr Glas zum Munde führte. Diese Bewegung stellte einen Smaragd, den sie am Finger trug, in volles Licht; bei dem Anblick dieses Rings fuhr jedoch Herrn Simart's Gast so heftig zusammen, daß er einen Theil der Flüssigkeit, die sich auf seinem Teller befand, vergoß. Cölestine rückte, um dieser Taufe zu entgehen, vermittelst eines Sprunges, mit der Leichtigkeit einer Gazelle, ihren Stuhl zurück, warf einen besorgten Blick auf ihr Kleid, und gab sich, nachdem sie sich versichert, daß ihre Toilette keinen Schaden genommen, einem herzlichen Lachen hin, das sie keineswegs zu verbergen suchte.

Franz betrachtete seine Nachbarin mit einem sinnenden prüfenden Blick, wandte sich dann zu der blonden Dame hin, und sagte ernst, seine schwarzen Augen fest auf sie heftend, als hätte er gesucht, den magnetischen Erguß der Bezauberung in ihr Innerstes ergießen zu wollen: „Erinnerungen, Madame! — — Vielleicht."

Die junge Frau schien einen Augenblick so erstaunt, als hätte man griechisch oder arabisch zu ihr gesprochen. Endlich sagte sie aber lächelnd, und ohne die mindeste Bewegung zu zeigen: „Ich verstehe Sie nicht."

„Sie jedoch, Mademoiselle, verstehen mich?" versetzte Tessiers Freund, sich zu seiner Nachbarin wendend, indem er seine Stimme fast ironisch betonte.

Cölestine aber, die innerlich überzeugt war, daß der von ihrem Bräutigam erwählte Brautführer etwas verrückt sey, antwortete, ihre strahlenden Augen in ihrer ganzen Größe erhebend: „Wenn das eine Charade ist, so wenden Sie sich an meinen Vater, der wird sie besser errathen, als ich."

„Eine Charade! Laßt die Charade hören," rief Herr Simart, dessen Ohren sich zu spitzen schienen, wie die eines Pferdes, das den Ton der Trompete hört.

„Nach Tische, wenn Sie es erlauben," antwortete Dramond, indeß sein Gesicht den Ausdruck einer unbegreiflichen Ironie behielt.

„Auf meine Ehre, er ist ein Narr," dachte Tessier, höchst verlegen über das sonderbare Benehmen seines Freundes, auf seinen Teller hinstarrend, und gab ihm unter dem Tische mit dem Fuße ein Zeichen, um ihn aufmerksam zu machen, sich passender zu benehmen.

Franz lachte aber stoisch.

Einfaltspinsel, sagte er vor sich hin, Du schlägst Deinen guten Genius! Sie erkennen mich nicht, ich erkannte aber wohl sie, und dieses Mal werde ich sie entlarven! Schätzbare Kartennase, wie segne ich Dich, denn Du verleihst mir über diese beiden Sirenen eine Macht, die ein Zauberer nur durch seinen Talisman erhält. Age quod agis. Jetzt sind wir bei Tische und lassen es uns schmecken, zum Nachtisch will ich ihnen aber eine dramatischere Scene, als nur eine Charade, aufbewahren; denn mein ehrliches Gewissen erlaubt mir nicht, meinem Aristides zu gestatten, eine Nymphe der Opernbälle zu heirathen.

Wenn sich durch den Einsturz irgend einer unterirdischen Höhle, mitten auf der Straße, eine Vertiefung gebildet hat, so umstellt sie die Polizei des Nachts, um Vorübergehende auf diesen Abgrund aufmerksam zu machen, mit Pechpfannen. Vorsichtsmaßregeln scheinen zwar immer zweckmäßig, in gewissen Fällen aber werden sie, wie man mir beipflichten wird, oft Manchen mehr als unleidlich. Erlebt eine Familie einen jener Unglücksfälle, dem väterliche Wachsamkeit nicht immer vorzubeugen vermag; begeht ein Mädchen einen jener unverzeihlichen Fehler, den die Welt mit dem Namen Leichtsinn belegt: so siehe da, was Widersinniges geschieht. Weit entfernt, das Skandal bekannt zu machen, sucht man es vielmehr zu verheimlichen, statt des schwarzen Schleiers, der einer meineidigen Vestalin zu Theil wird, schlingt man lügenhaft um die Stirne der interessanten Gefallenen eher dreifach jene weißen Kränze, welche die Sitte nur der Unschuld als Symbol zuerkennt; man läßt sie verreisen, ja zuweilen wandert die ganze Familie aus, oder die Zeit hüllt den Fehltritt in den Mantel der Vergessenheit. Kömmt

dann noch ein ehrlicher Mann, der eine solche Person, voll des besten Vertrauens, heirathet, so wird er auf diese Art betrogen. Was liegt aber an der Ehre des Mannes. Ist nur die des Mädchens auf's neue wieder hergestellt und durch das Sakrament der Ehe wieder gereinigt! Jedermann billigt eine solche moralische Entwicklung; vorzüglich die Frauen, deren Gemeingeist sich sonst so bewunderungswürdig ausspricht, wenn es sich darum handelt, eine Nebenbuhlerin zu richten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Garde-Zöglinge Napoleon's.

(Von Marco de Saint-Hilaire.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein betäubendes Jubelgeschrei: „Hoch lebe der Kaiser! Hoch lebe der König von Rom!" drang aus den Reihen der Garde. Ein Wink Napoleon's hemmte den Strom der Begeisterung; dann sprach der Kaiser, zu den Knaben gewendet: „Und Ihr, meine Kinder, indem ich Euch meiner Garde attachire, gebe ich Euch eine schwere Pflicht zu erfüllen; aber ich zähle auf Euch, und hoffe, daß man einst sagen werde: diese Kinder sind ihrer Väter würdig!"

Wiederum ertönte ein ohrenzerreißender Jubel, nur dieses Mal aus kleineren Kehlen. Hierauf befahl der Kaiser seinem Adjutanten, dem Grafen Lobau, die Truppen defiliren zu lassen, und das Corps der Garde-Zöglinge marschirte an der Spitze der alten Garde taktfest und in schönster Ordnung vorüber.

Kaum waren die Trommler des ersten Grenadier-Regiments in der Parallele des kaiserlichen Generalstabes angekommen, als ein Soldatenknabe, der ungefähr zehn Jahre zählen mochte, etwas ängstlich auf den Kaiser zutrat und ihm in gewisser Entfernung sein Polizeimützchen reichte, auf dem eine Bittschrift lag. „Aha!" sprach Napoleon lächelnd, „da kommt Einer, der schon Ehrgeiz hat! Das heißt früh anfangen." Darauf sagte er zu einem seiner Adjutanten: „Durosnel, fragen Sie einmal, was der Kleine will." Dieser näherte sich dem Knaben, nahm die Supplik, wechselte einige Worte mit ihm und kehrte zum Kaiser zurück. „Sire, es ist eine Waise." — „„Eine Waise?"" unterbrach ihn Napoleon, „„dann geht die Sache mich an; geben Sie mir das Blatt."" Er entfaltete die Petition eigenhändig und las Folgendes:

An Seine Majestät den König von Rom, in seiner Behausung in den Tuilerien, in Paris.

Sire! Pierre Mouscadet, elf Campagnen alt, ausschließlicher Eigenthümer von fünf Wunden und Grenadier zu Fuß im ersten Regiment der alten Garde Ihres hochverehrten Vaters, der den Unterzeichneten im Lager zu Boulogne mit eigener Hand dekorirt hat, ist so frei, Ihnen anzuzeigen, daß er einen Neffen überkommen hat, aus dem er nichts zu machen weiß. Sire, mein besagter kleiner Neffe ist provisorisch nur ein Beiläufer von der Suite und schon jetzt einer Ihrer größten Bewunderer. Er hat eine blonde Constitution, mißt 1 Metre 33 Centimetres, und ist in bester Form geimpft worden. Der Postulant wird zweifelsohne einen guten Soldaten abgeben. Er kann lesen, schreiben und besitzt Kenntniß von dem Respekte, den man seinen Chefs und insonderheit dem muthmaßlichen Erben des großen Napoleon verschuldet. Weswegen ich, der Reklamant, Sie bitte, die Gewogenheit zu haben, meinen Neffen François Mouscadet, Ueberbringer dieses Schreibens, bestmöglichst in das Corps der Garde-Zöglinge zu insinuiren, dessen Depot bekanntlich in Versailles sich befindet. — Sie werden verzeihen, Sire, wenn ich nur mit ein paar Kreuzen unterschreibe — ich kann es nicht besser. Im Uebrigen erkundigen Sie sich meinetwegen bei Ihrem Herrn Vater, unserem würdigen Kaiser, von dem ich so obenweg gekannt zu seyn die Ehre habe. Ich ersterbe u. s. w.

††† Handzeichen des Pierre Mouscadet.

Bei'm Lesen dieser Supplik hatte Napoleon öfter Mühe, sich des Lachens zu erwehren. Dann las er noch einmal die Adresse: „An Seine Majestät den König von Rom," zuckte die Achseln und sprach: „Dieser Brief ist aber nicht an mich!"

Der Kleine stand da, wie ein armer Sünder. Napoleon winkte ihm und sagte: „Komm näher, Bürschchen. Du heißest also François und bist ein Neffe des Pierre Mouscadet, der als Grenadier in meiner Garde dient?" — „„Ja, Eure Majestät,"" antwortete der Knabe zitternd und rollte dabei sein Polizeimützchen in den kleinen Händen. — „Nun, so sage Deinem Oheim, er sey ein Einfaltspinsel." — „„Ja, mein Kaiser"", sprach der Kleine mit niedergeschlagenen Augen. — „Und sag' ihm ferner, daß er, wenn er hinführo wieder um etwas bitten will, an mich allein sich zu wenden hat. Hörst Du?" — „„Ja, mein Kaiser."" — „Dessenungeachtet," fuhr Napoleon fort, „soll sein Brief pünktlich bestellt werden; denn es wäre doch nicht in der Ordnung, wenn Du für die Albernheit Deines Oheims büßen solltest."

Darauf übergab er seinem Adjutanten die Bittschrift und sagte: „Lauriston, führen Sie den kleinen Bittsteller gleich zu dem Könige von Rom, und bringen Sie ihn dann wieder." Der General führte den kleinen François in das Zimmer der halbjährigen Maj stät, die, von Wärterinnen umgeben, in ihrer Wiege schlummerte. Frau von Montesquiou legte das Papier ehrerbietigst zu den Füßen des Kindes, das alsbald voll übler Laune und mit großem Geplärr erwachte. Jetzt faßte der General, der seinem Auftrag genugsam erfüllt zu haben glaubte, den kleinen François bei der Hand und brachte ihn wieder zum Kaiser, der eben die leichte Artillerie vorbeidefiliren sah.

„Nun, Herr Supplikant", fragte Napoleon, „ist Alles gethan worden, was ich gesagt habe?" — „„Ja, Sire."" — „Was hat denn seine kaiserliche, königliche und römische Majestät geantwortet?" — „„Seine Majestät hat nichts geantwortet"", versetzte François mit unsicherer Stimme. — „Auch gut", bemerkte Napoleon lächelnd; „wer nichts sagt, der willigt ein. Lauriston, Sie werden mir diese Supplik heute Abend wieder vorlegen, damit ich sie signire. Du aber, François Mouscadet, geh' wieder zu Deinen Kameraden und sieh Dich vor, daß Du nicht unter die Pferde der Chevauxlegers geräthst, die ich da unten ankommen sehe." François lief, was er laufen konnte, und war bald im Gewühle verschwunden.

Unmittelbar nach dieser Musterung begannen die Garde-Zöglinge ihren Dienst bei der Person des Königs von Rom. Die Hofdamen der Kaiserin unterhielten sich viel mit den kleinen Soldaten, die sie allerliebst fanden. Sie wogen ihre netten kleinen Gewehre in den Händen, beklagten sie wegen ihrer Strapazen und trösteten sie gar liebreich; und so oft eine abgelöste Compagnie in die Militär-Schule zurückgekehrt war, fanden die

Kleinen in ihren Tornistern neben den Kreiseln und Spielbällen, die sie sorgfältig darin verwahrten, auch Chokolade-Täfelchen, Papilloten und Bonbons von jeder Sorte.

(Mag. f. d. Lit. d. Aus.)

Gallerie ausgezeichneter Frankfurter.

5.

Friedrich Sigismund Feyerlein.*)

(Von einem vertrauten Freunde des Verewigten.)

Friedrich Sigismund Feyerlein, J. U. Doctor und Adv. ordin., auch Gerichts-Procurator in hiesiger Stadt, war geboren am 28. April 1771. Was er als trefflicher Jurist und auch als Schriftsteller leistete, ruht noch im Andenken vieler unserer Mitbürger. Wir übergehen daher hier mitzutheilen, was er in seinem praktischen Beruf ausführte, und verweilen nur bei dem, was er in seinen letzten Lebenstagen zur Wiedererlangung unserer politischen und freien Verfassung beitrug.

Nach Besiegung des Kaisers Napoleon in der denkwürdigen Schlacht bei Leipzig am 18. October 1813, hielt der letzte deutsche Kaiser, Se. Majestät Franz II., am 6. Nov. gedachten Jahres seinen glorreichen Einzug in hiesige Stadt, und nahm sein Hauptquartier im fürstlich Thurn- und Taxischen Palais auf der großen Eschenheimergasse. Noch an demselben Tage versammelten sich die 14 Stadt-Capitaine Frankfurts, um Sr. Majestät dem Kaiser ihre pflichtschuldige Aufwartung zu machen, und baten um Audienz bei Allerhöchstdemselben. Sie wurde ihnen bewilligt. Schnell erwählten sie zu ihrem Sprecher und Consulenten den oben erwähnten Dr. jur. Feyerlein. Diesen an ihrer Spitze, verfügten sie sich Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr in das Taxische Palais, und ließen sich durch den k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Oberstkämmerer Grafen v. Wrbna bei dem Kaiser anmelden. Sie wurden eingelassen, und fanden Se. Majestät in voller Generals-Uniform ganz allein stehend in der Mitte des Zimmers. Nachdem es Dr. Feyerlein bewilligt wurde, seine Worte vorzubringen, hielt derselbe an Se. Maj. den Kaiser folgende Rede:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster und Unüberwindlichster Kaiser und König, Allergnädigster Kaiser und Herr, Herr! Euerer Kaiserlich Königlichen Apostolischen Majestät legen die Capitaine der 14 Stadt-Quartiere, die Aeltesten aus der Frankfurter Bürgerschaft, in eigenem und der ganzen Bürgerschaft Namen die allerunterthänigsten Huldigungen zu Füßen. Sie sind es, die vor 21 verhängnißvollen Jahren bei Euerer K. K. Ap. M. Krönungsfeier das Glück genossen, Empfindungen auszusprechen, die, in jedem Wechsel der Zeiten fortlebend, sich heute in eine Fluth von Gefühlen auflösen, die kein Ausdruck auffassen, keine Darstellung in ihrer Lebendigkeit wieder geben kann.“

„Die Sonne ist aufgegangen, das Heil ist erschienen, die Morgenröthe schöner Tage des Friedens und des Bürgerglücks glänzet über der alten Wahl- und Krönungs-Stadt Euerer K. K. Ap. M., in welcher schon Allerhöchstdero erhabener Ahnherr, weil. Kaiser Rudolph von Habsburg glorwürdigsten Andenkens, die höchste Zierde des Reichs vor mehr als fünf Jahrhunderten annahm. Euer K. K. Ap. M. geruhen, Frankfurts Mauern wieder zu sehen und Allerhöchstsich von der alten, angebornen, unvertilgbaren Liebe und Anhänglichkeit der vormals so glücklichen Reichsbürger an Euere K. K. Ap. M. sowohl wie an das gesammte Allerdurchlauchtigste Kaiserhaus allergnädigst zu überzeugen. Allerhöchstdieselben sendeten den ersten Boten des Friedens — den Sieg — vor sich her, womit der Allmächtige die K. K. und die Waffen der Allerhöchsten Verbündeten in dem heiligen Kampfe für Gott und Vaterland, für Wahrheit und Recht segnend belohnte. Möchten schon jetzt die Segnungen des Friedens in dem Gefolge Euerer K. K. Ap. M. glänzen; möchte das siegreiche Schwert, mit dem Lorbeer umwunden, zum Besten der gesammten Menschheit auf dem beglückenden Oelzweige bald, recht bald, wohlthätig und lange ruhen! Mit diesen allerunterthänigsten Gesinnungen, mit solchen Wünschen, die dem großen menschenfreundlichen Herzen Euerer K. K. Ap. M. so eigen sind, bitten die Aeltesten und Vorsteher der Frankfurter Bürgerschaft — diese und sich selbst der Allerhöchsten Huld und Kaiserlichen Gnade allerunterthänigst anempfehlen zu dürfen. Sie sind das schwache Organ der lebhaftesten Dank- und Freudengefühle der gesammten Bürgerschaft. Darum finden sie ihr größtes Glück, ihren schönsten Lohn an dem Abende ihrer Tage darin, daß ihre Augen Deutschlands Kaiser wieder gesehen haben; diesen erhabenen Monarchen wieder gesehen in der Herrlichkeit der allerglorreichsten Siege, über welche die Mitwelt frohlocket, die Nachwelt staunen und die Geschichte verlegen werden muß, Ereignisse aufzuzeichnen, die in nicht ganz drei Monaten zwanzigjährige Anstrengungen, wie mit einem Zauberschlage, umgestalten und der ganzen Weltgeschichte eine andere Richtung schöpferisch anweisen. Sie vermögen nicht, in einer kurzen Rede alles aufzuzählen, was der Mäßigung und Bescheidenheit des erhabenen Monarchen zusprechen, was dem Ohre nicht mißfällig und doch zugleich der Würde und Wichtigkeit jener Großthaten unserer Tage ein schuldiger Tribut seyn müßte. Sie vermögen nur schwach und in leichten Umrissen die Größe ihrer mannichfaltigen Rührungen, das lebendige Leben ihrer inneren, immer neuen Anregungen herzustammeln; aber ihr in jugendlichem Ungestüm hochaufklopfendes Herz, dieses Auge, in welchem Freudenzähren glänzen, mögen die beredtesten Dolmetscher ihres bewegten Innern seyn. Sie haben nur einen Wunsch, nur einen Ausdruck, in welchem die Aeltesten der Stadt die Summe ihrer und der gesammten Bürgerschaft Empfindungen einzuschließen im Stande sind; es ist der: Hoch und lange lebe und regiere Deutschlands Kaiser!!“

Kaiserliche Majestät geruheten, diese Rede allergnädigst und mit merklicher Anregung anzuhören und sodann darauf mit der nur Allerhöchst Ihnen eigenen Herablassung huldvoll und leutselig zu erwiedern:

„Ich weiß es wohl, daß Sie mich lieben, und die Weise, wie Sie mich empfangen haben, hat mir es von neuem bewiesen. Der Allmächtige hat meiner Alliirten und meine Waffen noch mehr, als ich erwartete, gesegnet. Der Feind ist schon genöthiget, über den Rhein zu gehen, und wir werden Frieden bekommen. Wir werden aber auch Deutsche seyn und bleiben, und Sie und meine Unterthanen müssen wieder glücklich werden. Fahren Sie übrigens und Ihre Kinder und Enkel fort, dem Hause Oestreich ergeben zu bleiben.“

*) Am Tage, an dem wir abermals das Fest unserer Konstitution feiern, wird diese historische Mittheilung — wir zweifeln nicht — von unsern verehrten Mitbürgern gewiß mit Interesse aufgenommen werden.

D. Red.

Die Herren Kapitäne, welche dieser Audienz beiwohnten, und nach vollendeter Rede von dem Kaiser huldvoll entlassen wurden, waren folgende: Groot, aus dem 1ten; die Stelle des Hrn. Kapitän Gröninger, welcher durch Krankheit verhindert war, versah Hauptmann Grimm aus dem 3ten Quartier; Dörr, aus dem 4ten; für Kapitän Claus aus dem 5ten war Hauptmann Rumpf (jetziger Herr Major und Quartiervorstand) anwesend; Bürky, aus dem 6ten; Sprenger, aus dem 7ten; Schiele, aus dem 8ten; Bernoully, aus dem 9ten; Herzog, aus dem 11ten; Vogel, aus dem 12ten; Dörr, aus dem 14ten Quartier. Wegen den Einquartierungsgeschäften in Sachsenhausen konnten die Kapitäne Barensfeld und Roth der Audienz nicht beiwohnen.

Sonntag, den 7. Nov., erschien eine Bekanntmachung, nach welcher Se. Hochfürstliche Durchlaucht der Prinz Philipp von Hessen-Homburg (der jetzige regierende Herr Landgraf) zum Gouverneur des Großherzogthums Frankfurt von den verbündeten Mächten ernannt wurde. Dieser Bekanntmachung gemäß, erachteten es die Herren Capitaine für ihre Pflicht, dem Prinzen im Namen ihres Kollegs und der gesammten Bürgerschaft ihre Glückwünsche darzubringen. An gedachtem Tage, Morgens gegen 10 Uhr, verfügten sich demnach die Herren Capitaine Groot, Bürky, Sprenger, Bernoully und Herzog in die Wohnung Sr. Durchlaucht des Prinzen im Römischen Kaiser, an ihrer Spitze wieder Dr. Feyerlein. Sie wurden von dem Prinzen mit vieler Huld empfangen, und nachdem Se. Durchlaucht in einer kurzen Rede Feyerleins die Glückwünsche und die Empfehlung ihres Kollegs und der Bürgerschaft entgegen genommen, wurden sie „als alte Freunde und Landsleute" gnädigst entlassen.

(Schluß folgt.)

Frankfurter Theater.

Die Herrin von der Else. — Künstlers Erdenwallen. — Th. Döring's Gastspiel.

So wenig literarischen Werth das Lustspiel — die Herrin von der Else — auch haben mag, so bleibt doch die Titelrolle eine schöne Aufgabe und ein Prüfstein für eine jugendliche Darstellerin. Wir sehen darin zuerst das einfache und naive Landmädchen, dann das Gemisch von ländlicher Gutmüthigkeit mit städtischer Bildung, die, als nicht vollendet, den Ausdruck der Verbildung darbietet, später die feine gebildete Dame mit dem Bewußtseyn ihres innern Werthes im Kampfe mit ihrer Liebe und dem beleidigten Stolze ihres gekränkten Herzens und endlich die entschlossene Jungfrau, welche ihre Liebe dem gefaßten Entschluß zum Opfer bringt. Mad. Frühauf hat eine so schwierige Aufgabe mit wahrem Talente glücklich gelöst, den Charakter in eben so richtiger Zeichnung, als in frischen Farben gehalten und besonders die häufig vorkommenden plötzlichen Uebergänge von einer Empfindung zu der andern mit Geist und Einsicht zu motiviren gewußt, so daß diese Rolle als eine ihrer vorzüglichsten gerühmt werden darf. Die Darstellerin fand den lebhaftesten Beifall.

Das alte und veraltete Lustspiel — Künstler's Erdenwallen, von Julius v. Voß — wurde wieder aufgetischt. Was man an diesem Stücke zu bewundern hat, ist die Consequenz der Schlechtigkeit und Trivialität, die es durchzieht. Die Charaktere und Verhältnisse sind aus dem Schlamme der schmutzigsten Gemeinheit und Erbärmlichkeit geschöpft und es kommen Dinge vor, welche mehr an das Leben und Treiben von Gaunern und liederlichen Dirnen, als an das von Künstlern erinnern. Wenn es lustig ist, sich unter so schmutziger Gesellschaft zu bewegen und die Gemeinheit in ihrer ganzen Blöße veranschaulicht zu sehen, so wäre diesem Lustspiel der Preis zuzuerkennen; wenn man aber Wahrheit und Schönheit vereinigt verlangt, so wird man sich mit Abscheu von solchen Trivialitäten wegwenden. Das Publikum schien derselben Meinung. Man möge uns dies Stück nicht mehr vorführen!

Das durch Unwohlseyn gestörte Gastspiel des Hrn. Th. Döring ist nun wieder angeknüpft und wie sehr es Beifall findet, zeigt sich besonders dadurch, daß trotz häufiger, durch Repertoirstörungen veranlaßten Wiederholungen doch das Haus meistens stark besucht und der Beifall ungemein lebhaft ist, so oft Döring auftritt. Wollten wir in die Details seiner interessanten zuletzt gegebenen Rollen des Michel Perrin, Cantal, Magister Lämmermeyer, Zolky, Lorenz Kindlein, Marder, Lassenius eingehen, so ließe sich in allen der vielseitig befähigte und treffliche Künstler nachweisen. Döring's am meisten hervortretende Eigenthümlichkeit ist die geistige Lebendigkeit und Frische, die alle seine Darstellungen durchzieht. In seinem Spiele finden sich keine Momente der Erschlaffung oder der Gleichgültigkeit, sondern er weiß die Zuschauer stets zu fesseln, stets von Neuem geistig anzuregen; selbst da, wo man mit seiner Auffassungsweise nicht einverstanden seyn sollte, wird man von der Energie und Frische des Spieles fortgezogen. Döring gibt seine Rollen aus Einem Gusse, ohne Zerstückelung, mit urkräftigem Künstlerbehagen; in seiner Darstellungsweise liegt etwas Geniales, das nicht zu verkennen ist, und wie ihm der Ton der Empfindung, so steht ihm eben so sehr der Ausdruck des Gedankens zu Gebot; wie er durch den Ernst zu ergreifen, so vermag er auch durch den Humor zu erheitern. Außerdem ist er so sehr Meister in der Mimik und in der Kunst, sich äußerlich umzugestalten, daß oft der tägliche Theaterbesucher nicht im Stande ist, ihn wiederzuerkennen. Solche Vorzüge machen es erklärlich, wie Döring den Zuschauern immer neu und interessant bleibt und wie auch bei uns sein Gastspiel so lebhaften Antheil erweckt.

Ueber die ausgezeichneten und mit außerordentlichem Beifall begleiteten beiden Aufführungen der klassischen, an wahrer Schönheit und Größe so reichen Oper von Gluck — Iphigenie in Aulis — werden wir demnächst berichten.

W.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Dienstmädchen aus Wien reis'te vor Kurzem nach Mähren, um ihre Eltern, die eine Stunde von Brünn wohnten, zu besuchen. In der Behausung ihrer Lieben angekommen, erfährt sie, daß die ganze Familie, bestehend aus Vater, Mutter und zwei Geschwistern, auf das Feld zur Arbeit gegangen sey. Sehnsuchtsvoll eilt das Mädchen hinaus, trotz eines bereits heftig gewordenen Gewitters, und langt eben in den Armen ihrer Theuern an, als die Wuth des Ungewitters den höchsten Grad erreicht. Die Ueberraschten eilen unter einen nahe stehenden Baum, wo sie sich unter den schützenden Aesten in das Gras streckten, und, sich mit des Vaters Mantel eng umhüllend, vor der Gewalt des Sturmes gesichert zu seyn glaubten. Da schlägt plötzlich der Blitzstrahl in den Baum und tödtet alle fünf mit einem Male. Bauersleute sahen von ferne das schreckliche Schauspiel.

Theater-Anzeige.

Samstag, 17. Okt. Die Lichtensteiner, dramatisches Gemälde aus dem 30jährigen Kriege in 5 Abth., nebst einem Vorspiel: Der Weihnachtsabend, in 1 Act, nach van der Velde von J. F. Bahrt. (Gastrolle) Oswald Dorn: Hr. Wilhelm Pohle, vom Königstädter Theater in Berlin.

Sonntag, 18. October. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 292. u. 293. Sonntag, 18., u. Montag, 19. October 1840.

Gallerie ausgezeichneter Frankfurter.

5.

Friedrich Sigismund Feyerlein.

(Schluß.)

Am 8. Dezember 1813 hatten die Herren Capitäne abermals die Ehre, bei Sr. Majestät dem Kaiser Franz zur Audienz vorgelassen zu werden. Sie wurden zu derselben noch von folgenden Stellvertretern begleitet: den Oberoffizieren Fähndrich Dietz aus dem 2ten, Hauptmann Grimm aus dem 3ten, Hauptmann Rumpf aus dem 5ten, Hauptmann Reichard aus dem 10ten, Fähndrich Kißner für das 13te Quartier. Huldvoll empfing sie der Monarch. Der Kaiser geruhte, sich eine halbe Stunde lang mit den Quartier-Vorständen zu unterhalten. Abermals nahte sich der Sprecher Dr. Feyerlein Kaiserlicher Majestät, und überreichte kniebeugend Allerhöchstdemselben folgende von ihm verfaßte Bittschrift:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster und Unüberwindlichster Kaiser und König, Allergnädigster Kaiser, König und Herr, Herr! In der Reihe großer Weltbegebenheiten, die sich seit der Kaiser-Krönung Eurer Kaiserlich Königlichen, Apostolischen Majestät so wunderbar zerstörend bilderisch entwickelten und drängten, verlor auch Allerhöchstderoselben Wahl- und Krönungs-Stadt nach und nach die seit Jahrhunderten aus Allerhöchst Kaiserlicher Machtvollkommenheit, Huld und Gnade ihr zu Theil gewordene Verfassung, ihre Freiheiten und Privilegien. Fremde Gesetze, fremde Einrichtungen, drückende Abgaben unter allerlei Formen wurden eingeführt; das Alte verschwand, nur die alten hergebrachten Abgaben blieben neben den neueren bestehen. Das alte Frankfurt war nicht mehr; ihm blieben nur noch sein Name, das allgemeine National-Gut, die deutsche Sprache und die Herzen seiner biederen Bürger, die fühlen und schlagen durften, wie sie es gewohnt waren, wie es auf sie von ihren Vorfahren, von ihren Eltern vererbt worden war."

„Der erste Jänner 1806 sah Frankfurt zuletzt in seiner allmählig ausgebildeten Vollständigkeit, als Kaiserliche freie Stadt. Der September desselben verhängnißvollen 1806ten Jahres brachte die tausendjährige Reichsstadt um ihre Selbstständigkeit. Zwar erhielt sich der Nachklang ihres Umsturzes in immer schwächeren Pausen bis zum 1. Jänner 1811. Seit dieser Zeit zog das Fremde ein in das alte deutsche Vaterhaus. Es gab eine Zeit des Duldens und Harrens, es soll eine Zeit geben der fröhlichen Wiederbelebung, der Kraft und der thätigen Vaterlandsliebe."

„Eure Kaiserlich Königliche, Apostolische Majestät geruhen, Allerhöchstdero alte Krönungsstadt im Triumphe wieder zu sehen. In demselben Augenblicke glänzte wieder ein alter Glücksstern über Frankfurt, welcher ihm nicht selten in trüben, dunkeldrohenden Gefährlichkeiten geleuchtet hatte. Neue Hoffnungen belebten die älteren Wünsche und lang verhaltene Gefühle in treuer Brust brachen wohlthätig hervor."

„Mit allerunterthänigster Ehrfurcht beobachteten die allerunterthänigst Unterzeichneten die Allerhöchste Verordnung, welche die bestehende Ordnung der Dinge einstweilig beibehalten wissen wollte. Frankfurts Bürger haben es bethätiget, daß sie verstehen, ihre Pflichten auch über ihre heißesten Wünsche herrschen und den Gehorsam unter ihren ersten Tugenden walten zu lassen."

„Weil es sich indessen immer mehr aufhellet, weil selbst die vormalige Schwesterstadt Bremen ihre vorige Verfassung wieder erhalten, weil die Grafschaft Hanau ausgeschieden und ihrem vorigen Landesherrn Allergnädigst zurück gegeben worden, weil selbst, wie verlauten will, die Stadt Frankfurt von dem zermalmenden Drucke des Enregistrements, — eine Anstalt, die fürchterlicher in ihren erschöpfenden Wirkungen bleibt, wie Kopfgeld und Besthaupt und alle dergleichen Erfindungen des Mittelalters, — die der Rechtsverfolgung Fesseln anlegte und die Rechtsvertheidigung zinsbar machte; — weil selbst von dieser Last Frankfurt mit nächstem Allermildest befreit werden soll, weil die Bürger Frankfurts, eben so kühn in ihren Hoffnungen, als bescheiden in ihren Wünschen, von der Allerhöchsten Weisheit und Gnade Eurer K. K. Apost. Majestät alles zu erwarten verpflichtet sind, was zu ihrem Besten gereichet und dem großen Zusammenhange der Begebenheiten und Verhältnisse, die auf niederem Standpunkte kaum erkannt, wie viel weniger durchschaut werden mögen, angemessen erfunden wird, weil der gütige Vater seinen Kindern keine unschuldige Bitte übel zu deuten pflegt: so erachten es die allerunterthänigst unterzeichneten Capitaine ihren Pflichten gemäß, in allerunterthänigster Ehrfurcht vor Eurer K. K. Apost. Majestät Thron bescheiden und leise auszusprechen, was die Lage der Stadt und die allgemeine Stimmung der guten, christlichen Bürger so wünschenswerth macht."

„Sollte nämlich die Auflösung des Großherzogthums Frankfurt beschlossen seyn, und die Allerhöchsterlauchte Weisheit und Kaiserliche Gnade Eurer K. K. Ap. Majestät geruhen wollen,

Allerhöchst Deroselben alte Wahl- und Krönungsstadt mit gnädigem Auge anzusehen und sie wieder aufzunehmen unter den beglückenden Allerhöchsten Kaiserlichen Schutz; so wagen unter diesen allerunterthänigsten Voraussetzungen die allerunterthänigst Unterzeichneten in allertiefster Unterthänigkeit die dreifache Bitte:

1) Die Allergnädigste Wiederherstellung einer Verfassung, in welcher Frankfurt so glücklich, so blühend war, wie sie im Anfange des Jahres 1806 unter Allerhöchst Kaiserlichem Schutze bestanden hat, — somit deutsche Gesetze und Zurückerstattung des veräußerten Stadt-Eigenthums und Kommunal-Vermögens.
2) Die Allergnädigste väterliche Fürsorge für die verschuldete und durch alle Drangsale des Kriegs und der Zeiten erschöpfte Stadt Frankfurt dahin Allergnädigst eintreten zu lassen, daß die Departemente Hanau, Fulda und Aschaffenburg diejenigen Vorlagen nach gepflogener Liquidation wieder erstatten, welche die Stadt Frankfurt, als die sogenannte reiche Schwester, für sie machen mußte, und welche mehr als eine halbe Million Gulden betragen mögen.
3) In der Stadt Frankfurt und deren Gebiete keine Anstellung von Fremden Allergerechtest geschehen, sondern zu allen öffentlichen Stellen und Aemtern nur redliche, gutgesinnte und geschickte Frankfurter Allergnädigst gelangen zu lassen.

„Möchte, was mit der Abreise Eurer K. K. Apostol. Majestät nach glücklich vollzogener Krönungsfeier vor 21 Jahren nach und nach von uns schied und nie wieder zurückzukehren drohete, in dem Gefolge Allerhöchstdero Sieges-Einzuges wieder einkehren in die heimische Stätte und bei uns und unseren Kindern fortan wohnen bleiben."

„Die Wittwe in dem Evangelium suchte den verlornen Groschen wieder; sollten die allerunterthänigst Unterzeichneten weniger thun dürfen, indem sie da, wo gesunden werden kann, ihr verlornes Erbgut wieder suchen!"

„Eurer K. K. Apostol. Majestät Allerhöchste Huld und Gnade, das große menschenfreundliche Herz des erhabenen Monarchen würdigen den Inhalt und den Umfang der allerunterthänigsten Ansuchungen pflichtbeflissener Aeltesten und in dem Drang der Zeiten erhaltener Vorstände der Stadt-Quartiere. Sie beruhiget die Ueberzeugung, ihre Pflicht getreulich erfüllt zu haben; der Ausgang der Sache stehe in des Allmächtigen und Eurer K. K. Apostol. Majestät Hand."

„Mit diesen beruhigenden Gefühlen, mit solchen Hoffnungen und Wünschen schätzen die allerunterthänigst Unterzeichneten das Glück, in der allertiefsten Ehrfurcht unterzeichnen zu dürfen.

Euerer Kaiserlich Königlich Apostolischen Majestät,
Ihres Allergnädigsten Kaisers, Königs und
Herrn, Herrn
allerunterthänigste
die Bürger-Kapitäne und Vorstände
der Stadt-Quartiere."

Nach Ueberreichung dieser Bittschrift, die Se. Kaiserliche Majestät mit Güte und Wohlwollen aufzunehmen schien, geruheten Dieselben mit Huld sich mit dem Sprecher und den Kapitänen zu unterhalten und über das große Anliegen der Stadt sich mit denselben zu besprechen. Der Kaiser äußerte unter Andern: „Wie das Wohl und die Freiheit der Stadt Frankfurt durch Allerhöchstsie auf alle thunliche Weise befördert werden würde; doch hinge die völlige und endliche Entscheidung des Schicksals der Stadt von den Folgen und Entwickelungen des künftigen Friedens ab. Indessen hätten Allerhöchstsie dem Herrn Minister von Albini bereits den Auftrag ertheilt: „„für eine bessere Staats-Wirthschaft besorgt zu seyn;"" die allgemeinste Ursache des Verfalls der Reichsstädte läge in ihrer Unvermögenheit; sollte Frankfurt sich nicht mehr selbst erhalten können, so möchte es vielleicht besser seyn, wenn die Stadt einem Fürsten angehörte."

Hierauf entgegnete Hr. Kapitän Bürky aus dem 6ten Quartiere: „Unter dem Allerhöchsten Schutze Eurer K. K. Majestät wird sich Frankfurt bald wieder aus seinem Verfalle erheben und in Frieden emporkommen können, wodurch wir Alle wieder glücklich werden dürften." Kaiserliche Majestät nahmen diese Aeußerung durch ein Lächeln und Hinneigung nach dem Hrn. Kapitän auf. Viel wurde noch über die fremden Gesetze und den Druck d.s Enregistrements gesprochen. Se. Maj. hatten die Güte, dem Sprecher für das Kollegium Aufmerksamkeit zu schenken, wie er es versuchte, in der Kürze die Nachtheile und den Druck des Privatvermögens durch das Enregistrement lebhaft zu schildern.

Das Erbieten der Herren Kapitäne, über die in ihrer Bittschrift enthaltenen Grundzüge und Andeutungen durch einen Ausschuß aus ihrer Mitte weiteren und vollkommneren Aufschluß zu ertheilen, wurde mit der Gegenäußerung: „das ist mir lieb, ich danke!" aufgenommen. Der Kaiser bemerkte auch noch Einiges über die auffallende Verschönerung Frankfurts und dadurch verborgenen inneren Verfall. Weil die Audienz schon lange angedauert hatte und sehr viel gesprochen worden, erlaubten es die Umstände nicht, von der Reichsstadt Bremen und den Großherzogl. Ministern noch Mehreres hinzuzusetzen und die Herren Kapitäne wurden huldvoll entlassen.

Von Kaiserl. Majestät Hoflager verfügten sich die Herren Kapitäne in das Haus des Hrn. Hauptmann Rumpf, der Hauptwache gegenüber, um Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht dem Hrn. General-Gouverneur Prinzen Philipp von Hessen-Homburg in der Wohnung des Hrn. Handelsmann Muß t aufzuwarten. Weil dieser aber der Kaiserlich russischen Parade beiwohnte, wurde die Stunde zur Audienz um halb 12 Uhr anberaumt.

Zu der bestimmten Stunde warteten die Herren Kapitäne auf, wurden in das Nebenzimmer Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht eingeführt, daselbst empfangen und ließen durch ihren Sprecher eine Abschrift von der Kaiserlichen Majestät zu Füßen gelegten Bittschrift überreichen und deren Inhalt dem Fürsten empfehlen. Der Fürst versprach, das Anliegen der Stadt Frankfurt nach Kräften bestens zu unterstützen und jederzeit seine wohlwollenden Gesinnungen für dieselbe zu bethätigen. Darauf wurden die Herren auf die freundlichste Weise entlassen.

Auf der Heimkehr von diesen beiden Audienzen begegnete der Sprecher Dr. Feyerlein auf der Straße seinem Arzt, dem noch jetzt lebenden Hrn. Hofrath Dr. med. Hoffmann dem Aelteren. Feyerlein war sehr leicht in schwarzem Frack, mit kurzen seidenen schwarzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen gekleidet. Das Nerven- und Lazareth-Fieber wüthete damals in hiesiger Stadt; ein schneidendes naßkaltes Schneegestöber fiel hernieder. Feyerlein, vom Sprechen und patriotischem Enthusiasmus erhitzt, zeigte eine glühende Hitze im Gesichte. Seine

Digitized by Google

Hände, die Dr. Hoffmann ergriff, waren mit einem kalten Schweiß überzogen. Er bat ihn, sich schnell nach Hause zu begeben, und sich warm umzukleiden. Aber schon am Nachmittag wurde erwähnter Arzt zu ihm gerufen. Er fand ihn vom Nervenfieber und im Delirium befallen.

Am 14. Dezember 1813 erschien eine Erklärung der verbündeten Monarchen, in welcher die Einsetzung der Stadt in ihre vormaligen alten Rechte und Freiheiten verkündigt wurde. Friedrich Sigmund Feyerlein aber unterlag seiner Krankheit und starb am 25. Dezember 1813.

Die Unterstützungsanstalt für invalid gewordene preuß. Krieger aus der Schlacht von Belle-Alliance.

Es sind nun 25 Jahre verflossen, daß in unserer Mitte die oben genannte Anstalt gegründet wurde, welche weniger durch Umfang und Bedeutung, als durch den edlen vaterländischen Sinn, der sie hervorrief, noch heute ausgezeichnet dasteht und jedem deutschen Gemüthe ein wohlthuendes Andenken an Tage ist, die unser Volk für ewige Zeiten verherrlichen. Wir glauben, an dem heutigen Feste für dieses Blatt etwas sehr Angemessenes zu wählen, wenn wir nachstehende urkundliche Nachrichten über die Bildung jenes Instituts mittheilen, und dadurch den Stiftern sowohl, wie allen denen, die durch ihre Beiträge die Gründung möglich machten, auch jetzt noch unsere Anerkennung bezeugen.

Die erste Verabredung zu einer solchen Anstalt war zwischen dem nun längst heimgegangenen königl. preuß. Generaldirector der Hospitäler L. v. Voß, einem sehr edlen Manne, und dem Oberhofprediger Breidenstein zu Homburg v. d. H. getroffen worden. Beider Plan ging in Uebereinstimmung mit einigen andern Freunden des Vaterlands und der Menschheit ursprünglich dahin, eine allgemeine Versorgungsanstalt für unheilbar verwundete Krieger aus der Schlacht von Belle-Alliance zu gründen und zwar aus Beiträgen der gesammten deutschen Nation, so daß diese Anstalt neben ihrer wohlthätigen Absicht auch als ein Denkmal nationaler Dankbarkeit dastehe. Schon im Jahr 1805 hatte Hr. Breidenstein bei längerem Aufenthalte in London in der dortigen deutschen Kirche des berühmten und hochverdienten Dr. Steinkopf öffentlich zu Unterstützung der durch den Krieg hart heimgesuchten deutschen Brüder aufgefodert, und diese Auffoderung krönte ein solcher Erfolg, daß schon nach der bei Ulm geschehenen Niederlage der k. österreichischen Armee für die dortigen unglücklichen Bewohner 70,000 fl. nach Augsburg gesandt werden konnten, und nach und nach eine Summe von mehr als 100,000 Pfund Sterl. (1,200,000 fl.) zusammengetragen wurde, welche aber erst während der Jahre 1813 — 1816 zur Vertheilung kamen, da die Franzosen bei diesem Werke der Wohlthätigkeit einen politischen Zweck gearg-wöhnt hatten, so daß Hr. Breidenstein nur durch einen glücklichen Zufall der Arrestation entging.

Durch solche Vorgänge und durch die alle Gauen des Vaterlandes durchdringende Begeisterung ermuthigt, sahen beide ehrenwerthe Männer dem Gelingen dieses schönen Planes mit Zuversicht entgegen. Der zwischen ihnen getroffenen Uebereinkunft trat bald der königl. preuß. Geschäftsträger bei der freien Stadt Frankfurt Hr. v. Otterstedt bei und es wurde nunmehr rasch zur Ausführung geschritten. Unterm 2. Okt. 1815 erließ Hr. Breidenstein einen in der Oberpostamts-Zeitung vom 3. Okt. enthaltenen Aufruf, aus dem hier einige Auszüge mitgetheilt werden:

„Schön und erhebend ist der Gedanke, den mehrere achtungswerthe deutsche Männer nach einander ausgesprochen haben, den tapfern preußischen Kriegern, welche in der ewig denkwürdigen Schlacht von Belle-Alliance, vereint mit andern deutschen und britischen Helden alles Verderbliche, das uns insgesammt zugedacht war, mit beispielloser Selbstverläugnung auf sich nehmend, und mit Gott und Muth siegreich bekämpfend, geblutet haben, und welche durch den unersetzlichen Verlust ihrer Glieder, Kräfte und Gesundheit in die traurige Nothwendigkeit versetzt worden sind, unter dem Glanze unverwelklicher Lorbeern für die Zukunft dankbarer Hülfe zum Leben zu bedürfen, durch freiwillige Beiträge vieler, ja aller Geretteten eine bleibende Versorgung zu stiften und für die späteste Nachwelt ein hellleuchtendes und rührendes Denkmal von deutscher Nationaldankbarkeit zu errichten."

„Daß für diese Unsterblichen außerdem von Staatswegen auf eine ehrenvolle und gewissenhafte Weise, wie sie es verdienen, gewiß und unfehlbar gesorgt werden wird, kann den Einzelnen von der hohen Verbindlichkeit nicht lossagen, seine eigne Schuld an sie abzutragen, und vor Gott gethane heilige Gelübde zu lösen. Und nur der geringste Theil von der großen Summe, die ein Jeder gern und willig für den rettenden Sieg von Belle-Alliance, ehe er mit wankendem Glück und Strömen von Blut erfochten war, hingegeben, und der noch weit größern, welche ihm der böse Feind im entgegengesetzten unglücklichen Falle ausgepreßt haben würde, wird zur Erreichung des angegebenen erhabenen Zweckes verlangt und in Anspruch genommen. Und ist denn nicht Alles, was wir jetzt noch unser nennen, wie geschenkt und gewonnen? — — O! wohlan denn zur Hülfe, wer zu helfen vermag, damit Vertrauen auf Gott und Menschen für immer unter uns erhalten, und damit der Heldenmuth unserer Tapferen zur Befestigung der schwer erkämpften Ruhe und zur Bewahrung unserer wiedererlangten Freiheit mit dem erquickenden Balsam der dankbaren Liebe gestärkt werde! Der Reiche gebe reichlich von seinem Ueberfluß; wer arm ist, reiche wenig mit gutem Herzen; wer auf den Erwerb des Tages mit seinem Leben angewiesen ist, lege den Werth eines Morgen- oder Abendbrodes zu einem Gott wohlgefälligen Opfer auf des Vaterlandes heiligem Dankaltar nieder; und wem anstatt Geld und Vermögen die Gabe der Rede und Vorstellung geworden, bewege Andere zu folgen dem Triebe des Herzens und dem Beispiel der Guten; und wer nichts, gar nichts zu geben vermag, bete zu Gott im Himmel, daß er alle Herzen mit Dank erfüllen möge!" — —

Der Eindruck, den diese Aufforderung machte, war außerordentlich. Einen schönen Beleg dazu liefert aus dem vor mehreren Jahren erschienenen Briefwechsel Rahels ein Brief von Rahel an ihren Gatten, der also lautet:

Frankfurt a. M., im Oct. 1815.

„Hier, lieber August! lies diesen Aufruf des Prediger Breidenstein! Ich gebe sonst nie zu öffentlichen Sammlungen, sondern von Hand zu Hand, wenn meine Augen Elend sehen und ich es beurtheile; weil ich mir immer einbilde, die, welche

ich alsdann so recht elend sehe, sind ausgefallen aus den generellen Anstalten, und daher erst recht beklagens- und hülfewerth. Aber dieses Schreiben verdient jedes Herz und jeden Beutel zu öffnen. Wahr! lieber Prediger, man vergißt seine Gelübde, seine Noth, seine Angst, und läßt sich vom tollen Luxus betaumeln, und von den rasenden Menschen, die ihn treiben. Ich also, lieber August, habe mich gleich bei der Lesung der Breidenstein'schen Ermahnung entschlossen — wie Hamlet der Mutter rathet — den schadhaften Theil meines Herzens wegzuwerfen, und thränenlebendig wurde das, was ich wohl Gutes schon gedacht hatte, in mir; ich gebe sogleich das Einzige, was ich habe, den Ring, den mir M. zu meiner Hochzeit schenkte. Er wird wohl 100 Thlr. werth seyn. Nichts hab' ich sonst von Werth. Wozu auch? Bei Gott! so lange noch die Kriegsträmmern umhergehen, ist keine Zeit zu blinkenden Kämmen in den Haaren oder dgl. Du weißt, welch Gewissen ich immer habe, — die Schlegel sogar wollte mir dies in Wien immer ausreden — Staat zu machen neben Armuth im Lande! — Aber es ist nicht genug, daß wir selbst geben. Ich schicke Dir zwei Exemplare gestriger Zeitungen. Eins schicke meinen Brüdern nach Berlin, mit meinen Worten, und mit der Bitte, es allen meinen und ihren Bekannten herumzureichen, damit sie erschüttert werden und geben; die Brüder sollen sich nicht schämen; sie sollen Prediger Breidenstein's und meine Worte gebrauchen in unserm Namen! Du aber, behalte ein Exemplar in Paris, und spreche dort alle Deutsche an. Laß es sie lesen, Einer dem Andern geben. Jette'n Mendelssohn, Frau von Jordis, den andern Mendelsohns; allen Weibern besonders; die mögen es besorgen. Es sind viele Preußinnen, Berlinerinnen dort. — Ich schicke die Zeitungen für die Brüder Dir, des Porto wegen, Du kannst sie mit einem Kurier schicken. Breidenstein's Ermahnung ist so sehr aus dem wahren Herzen, daß meines helfen soll, daß sie Erfolg hat. Er soll das Glück haben. Adieu, lieber Gust!"

Beiträge strömten von allen Seiten und aus allen Gegenden herzu und beliefen sich schon nach wenigen Tagen auf eine ansehnliche Summe. Noch immer wurde der ursprüngliche Plan festgehalten und unterm 21. Dez. 1815 ertheilte der Staatskanzler Fürst von Hardenberg dazu seine Genehmigung, welche Urkunde hier ebenfalls folgen mag:

„Die Uebereinkunft, welche Ew. Hochwohlgeboren nach Ihrer gefälligen Zuschrift vom 12. v. Mts. mit dem Hrn. Kirchenrath Breidenstein und Baron v. Otterstedt wegen Vereinigung mehrerer zum Besten verwundeter Krieger bereits eingegangenen und noch eingehenden Beiträge mit den zur Errichtung eines Hospitals für unheilbar verwundete Krieger bestimmten Fonds getroffen haben, kann den wohlthätigen Endzweck, welchen Sie dabei vor Augen gehabt haben, nur befördern.

„Indem ich Ihnen über den redlichen und uneigennützigen Eifer, mit welchem Sie diese Angelegenheit betrieben, nicht nur meinen Beifall zu erkennen gebe, sondern auch Ihre desfallsigen Einleitungen hierdurch genehmige, ertheile ich Ihnen wiederholt die Versicherung, daß ich Ihr Unternehmen, sobald sich das Resultat nur einigermaßen übersehen läßt, in der Folge nach Möglichkeit unterstützen, und zur Beförderung desselben die nöthigen Anträge der Allerhöchsten Entscheidung mit Vergnügen unterwerfen werde."

Berlin, den 21. Dezember 1815.

(sign.) C. F. v. Hardenberg.

An den Generaldirektor der Hospitäler Hrn. Ludwig v. Voß und den Hrn. Lieutenant Dorow Hochwohlgeboren. Berlin.

Selbst noch im März 1816 sprach Herr v. Voß die Hoffnung aus, daß dieses Hospital in beabsichtigter Ausdehnung sich in dem Schlosse Barby in Sachsen werde errichten lassen. Bald fing man aber in andern Gegenden an, die dort aufbewahrten Beiträge abgesondert zu verwenden, und so erhielt auch das in Frankfurt bis zu 12,000 fl. aufgewachsene Kapital die Bestimmung, welche es noch hat, nämlich, daß die jährlichen Zinsen unter eine Anzahl preußischer, in der Schlacht von Belle-Alliance invalid gewordener Krieger, jedesmal am 18. Juni vertheilt werden, welche Vertheilung am 18. Juni 1817 zum erstenmale geschah. In dem zu Frankfurt hierzu gebildeten Verein wurde zwar der Vorschlag sehr unterstützt, das Capital auf einmal zu verwenden, jedoch in Folge des entschiednen Widerspruchs von Herrn Breidenstein verworfen, welcher verlangte, daß diese Anstalt, wie man ursprünglich gewollt hatte, auch künftigen Jahrzehnten als ein Denkmal deutscher nationaler Dankbarkeit vorleuchten möge, bis der Tod des letzten jener tapferen Krieger eine andere Verwendung erlaube. Möge sie denn diese schöne Absicht noch manches Jahr hindurch erfüllen, und nicht nur den hülfsbedürftigen Ueberresten jener ruhmwürdigen Heerschaar, sondern auch allen denen ein Gegenstand freudiger Theilnahme bleiben, welchen die Erinnerung an die erhabensten Momente deutscher Geschichte theuer und werth ist.

Kunstnotiz.

Wie wir vernehmen, wird demnächst der Violinvirtuose Hr. Heinrich Wolff im Saale des Weidenbusches ein Konzert veranstalten und zwar mit vollständigem Orchester, was in jüngster Zeit immer seltener wird. Die Kunstleistungen des Konzertgebers, der unter den heutigen Virtuosen des Violinspiels einen ausgezeichneten Rang einnimmt, haben erst neuerlich in Karlsruhe eine glänzende Würdigung gefunden, wie in d. Bl. berichtet worden. Das bevorstehende Konzert wird nicht minder, als die frühern sich der regsten Theilnahme der Musikfreunde zu erfreuen haben.

Auflösung der Charade in Nro. 290.

Nachtlicht.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 18. Oct. (Auf vieles Verlangen): Iphigenie in Aulis, große Oper in 3 Abth., Musik von Gluck. (Bei festlich erleuchtetem Hause.)

Montag, 19. Oct. Zum Vortheil des Hrn. Döring und zum Erstenmale): Schwärmerei nach der Mode, Lustspiel in 4 Abth., von Carl Blum. (Gastrolle) Doctor Rekum: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. J. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 294. Dienstag, den 20. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français)

(Fortsetzung.)

Indem Dramond entdeckte, daß Mademoiselle Cölestine Simart und der Domino mit der gelben Rose ein und dieselbe Person waren, wähnte er zu den Füßen seines Freundes die Fußangel geöffnet zu sehen, von der wir so eben sprachen, und die man die Heirathsfalle nennen könnte. Da er jung und vergnügungssüchtig war, hatte er gewissenhaft das weibliche Personal der öffentlichen Maskenbälle studiert; er wußte daher, was er in diesem Pandämonium zu treffen hoffen konnte; hier ein unschuldiges Wesen zu suchen, wäre so unvernünftig gewesen, als eine reine Alpenblume in einem der verpesteten Sümpfe Afrika's. Cölestinens Besuch des Opernballs erschien ihm als einer jener unauslöschlichen Schandflecke, die einer Frau ihr ganzes Leben hindurch als Brandmal aufgedrückt bleiben; er gelobte sich, dieses Geheimniß zu ergründen, und im erforderlichen Fall die unbarmherzige Leuchte der Wahrheit vor der Ehestandsfalle aufzustellen, in die Tessier sich locken zu lassen schien.

Franzens in Anspruch genommener Geist, und das kindische Mißverständniß, das seit mehreren Tagen zwischen den künftigen Gatten herrschte, verbreitete über das Mittagessen eine Kälte, gegen welche eine bürgerthümliche Dithyrambe, die Herr Simart hinsichtlich der Unglücksfälle von Warschau angestimmt hatte, ohne allen Erfolg blieb. Nach aufgehobener Tafel verfügten sich die Gäste in den Garten hinab. Cölestine faßte die hübsche Blondine unter dem Arm, um mit ihr die Alleen zu durchstreifen, wo beide, sich einer Fröhlichkeit hingebend, welche bis jetzt die Umgebungen nicht gestatteten, unter tausend spöttischen Betrachtungen das sonderbare Benehmen des neuen Ankömmlings durchgingen. Die Freunde, gegenseitig das Bedürfniß fühlend, sich mitzutheilen, gesellten sich zusammen, indeß der Ex-Pelzhändler fortfuhr, sich gegen den Gast mit dem Kahlkopfe in seinen patriotischen und polnischen Angelegenheiten zu ergießen, die er selbst schon Morgens aus der schäumenden Schale des National geschlürft, und die ihm allen Appetit benommen hatten.

„Nun, wie findest Du sie?" fragte Tessier mit unverhehltem Stolze; denn in diesem Augenblick vergaß er über die Reize seiner Braut ihre Fehler, weil in Gegenwart eines Dritten ein Liebhaber vor Allem die Schönheit seiner Erkorenen schätzt.

„Reizend," antwortete Franz kalt; „allein sage mir, wer ist die junge Frau, die mir bei Tische gegenüber saß?"

„Madame Regnault, Cölestinens Cousine und die Gattin jenes großen Mannes, der sich mit meinem Schwiegervater unterhält."

„Sie scheint sehr vertraut mit Mademoiselle Simart."

„Außerordentlich. Sie bringt einen Theil des Sommers hier zu, den Winter aber verlebt Cölestine bei ihr in Paris. Vor ungefähr sechs Wochen befanden sich noch beide dort."

„So! . . . . Die Physiognomie dieser Dame verräth ein sehr empfindsames Herz . . . . Du verstehst mich; und noch dazu hat der Gemahl ein höchst charakteristisches Aussehen."

„Sie leben sehr gut zusammen."

„Das mag seyn."

„Doch, was geht das uns an. Kommen wir auf Cölestinen zurück . . . . Wie findest Du sie?"

„Reizend, das habe ich Dir ja bereits schon gesagt; allein . . ."

„Nun was?"

„Ich rathe Dir nicht, sie zu heirathen."

„Warum denn?" fragte Tessier trocken; denn Unentschlossenheit des Charakters ist mit Widerspruchsgeist nicht unvereinbar, und in diesem Augenblick fand sich der heirathlustige Mann durch den wenigen Enthusiasmus seines Freundes beleidigt.

„Aus mehreren Gründen, die Du selbst entdeckt hast," antwortete Franz. „Hast Du mir denn diesen Morgen nicht selbst gesagt, daß sie eigensinnig, leidenschaftlich, ja sogar heftig sey?"

„Das sind Jugendfehler, die ich leicht heilen werde, wenn ich einmal ihr Gatte bin. Bedenke, daß sie kaum achtzehn Jahre zählt, und vielleicht mag ich auch die Sache übertrieben haben. Wenn Du keinen andern Grund hast?"

„Ich habe einen andern."

„Welchen denn, um's Himmelswillen? Du marterst mich mit Deiner ernsten Miene und Deinen geheimnißvollen Worten zu Tode."

„Ich werde Dir morgen antworten. Bis dahin suche mir mit Deiner Braut eine Unterredung zu verschaffen."

Aristides, der seinen Freund mit immer erstaunterer Miene betrachtete, sagte endlich: „Die Bitte ist originell. Uebrigens thue, was Du willst, ich bin mit Dir nicht eifersüchtig. Behülflich kann ich Dir nicht dabei seyn, das ist unmöglich, da Du ja bemerkt haben mußt, daß Cölestine mit mir schmollt und kein Wort an mich richtet."

Als sie noch eine Weile stillschweigend nebeneinander herge-

gangen waren, fragte plötzlich Franz, dessen Augen nach den beiden Damen gespäht, die so eben den Garten verlassen hatten: „Wo sind sie hingegangen?“

„Ohne Zweifel zum Billard.“

„Nun, so wollen wir auch hin; denn es kömmt mir vor, daß man uns ohnedies nicht sehr liebenswürdig findet.“

„Recht gerne,“ erwiederte Tessier, die Schritte der Wohnung zulenkend.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Geschichte zur Aufklärung des Rastadter Gesandtenmords.

(Mitgetheilt von F. Menk.)

Wir finden in den Annalen der Geschichte aller Völker manche Thatsache, die in geheimnißvolle Schleier gehüllt, trotz aller Bemühungen oft der gewichtigsten, glaubwürdigsten Stimmen, noch unenthüllt geblieben ist. Wer kann die räthselhafte Geschichte vom Mann mit der eisernen Maske, wer das Mährchen vom Prinzen von Modena aufklären? Zu diesen seltsamen Facten gehört auch der Rastadter Gesandtenmord.

In der Geschichte des Revolutionskrieges ist der fruchtlose Congreß zu Rastadt denkwürdig. Er wurde von der Reichsdeputation unter dem Vorsitze des kurmainzischen Direktorialsubdelegirten, Freiherrn v. Albini, in Gegenwart des kaiserl. Bevollmächtigten, des (damals noch) Grafen Metternich, am 9. Dezember 1797 eröffnet, und am 7. April 1799 durch den kaiserlichen Bevollmächtigten mittelst des kaiserl. Commissionsdekrets aufgelöst. Die alte Würde des deutschen Reichs zeigte sich während desselben blos in einer leeren und schwerfälligen Förmlichkeit, mit welcher der beleidigende Uebermuth der französischen Bevollmächtigten den schneidendsten Contrast bildete. Die Deputation übergab ihre Noten in deutscher, die französische Gesandtschaft in französischer Sprache. Man stritt und entzweite sich über die kleinlichsten Dinge, wie das leider schon so oft auf Congressen der Fall gewesen. Die französische Diplomatie verläugnete zu Rastadt jede Form des Anstandes; die deutsche benahm sich oft kleinlich und furchtsam; die Verhandlung selbst war nur ein blinder Kampf mit dem Spiel verborgener Interessen und mit dem Trotz des republikanischen Stolzes. Die Parteien trennten sich in Haß und gegenseitiger Verachtung, und der Kaiser von Oesterreich machte, wie oben erwähnt, den fruchtlosen Deliberationen ein Ende. Die französischen Gesandten Roberjot, Bonnier und Jean Debry begehrten und erhielten ihre Pässe von dem Freiherrn von Albini und reis'ten am 28. April Abends 9 Uhr ab. Kaum 500 Schritte weit von der Vorstadt, auf dem Wege nach Pittersdorf, wurden sie von einem Trupp Barbacz-Husaren überfallen, Roberjot und Bonnier ermordet und nur Jean Debry und dem Secretair Rosenstiel gelang es, obgleich verwundet, nach Rastadt zurückzufliehen.

Das unerhörte Ereigniß war geschehen. Die ganze civilisirte Welt erzählte sich von der Verletzung des heiligsten Völkerrechts. Die fähigsten Köpfe bemühten sich, Lösung des entsetzlichen Geheimnisses zu ergrübeln — umsonst, der Schleier blieb und bis auf den heutigen Tag vermochte ihn keine menschliche Hand zu lüften.

Der Reichstag zu Regensburg ordnete eine Untersuchung an, welche er dem kaiserl. Hofe überließ. Doch ungeachtet der Strenge, mit welcher der Erzherzog Karl die Einleitung betrieb, mußte die Untersuchung doch aus unzureichenden Beweisgründen liegen bleiben. Das Blut der Gemordeten schrie um Sühne; ganz Frankreich war entrüstet, auch Deutschland erhob sich, denn der grade, treue Sinn, das uralte Vorrecht Germaniens, das heilige Gastrecht war beleidigt. Man erschöpfte sich in, oftmals unsinnigen, Hypothesen. Es ist nicht zu läugnen, die französischen Gesandten hatten auf dem Congreß den beleidigendsten Hochmuth zur Schau getragen. Der neue Republikanismus trachtete darnach, sich geltend zu machen und dies geschah auf Kosten der deutschen Pedanterie des vorigen Jahrhunderts! Wir wollen die Stimme nicht hören, wir wollen sie um des deutschen Biedersinnes willen nicht hören, welche damals laut ertönte und die unselige That dem beleidigten Ehrgefühl eines Mannes von heftigem Charakter zuschrieb. Nach dieser Stimme trug die blinde Wuth eines Subalternoffiziers, den jener Mann mit der Vollstreckung des gräßlichen Befehls beauftragte, die ganze Schuld. Gohier in seinen „Memoires du Direct.“ nennt eine vornehme Dame als Urheberin, indem er sich auf den Publicisten Koch beruft; Andere nennen den Grafen v. L.

Der preußische Gesandte von Dohm bemühte sich dagegen, in einem höchst interessanten Bericht, welchen er im Namen aller Gesandten wegen dieses Mordes erstattete, die Meinung zu widerlegen, welche sich damals stark zu äußern begann: französische Emigranten oder die Gegner des so verhaßten Directoriums seyen Urheber der That. Wir lassen es dahin gestellt seyn, inwie fern diese Vertheidigung gelungen ist, allein der unbefangene Leser mag dem deutschen Patriotismus nachstehende Erzählung, welche höchst wahrscheinlich nur Wenigen bekannt, zu gute halten. Sie giebt auch die Veranlassung zu diesem ganzen Bericht.

Schluß folgt.)

Die Schlacht bei Woringen.

Der geschichtliche Moment, den uns das Keyser'sche Gemälde, die Schlacht bei Woringen, vergegenwärtigt, bildet den Schluß einer Fehde, die unser Interesse um so mehr in Anspruch nehmen wird, wenn wir mit den Eigenthümlichkeiten dieses vaterländischen Kampfes vertraut sind. Sämmtliche Völkerschaften des Niederrheins hat diese Fehde vereinigt, angeführt von den merkwürdigsten Männern dieser Gegenden. Der Vater eines deutschen Kaisers und ein späterer deutscher Kaiser selbst sind dabei thätig; die Bewohner Kölns erhielten durch sie ihre durch die weltliche Herrschsucht der Bischöfe fast verlorene Freiheit wieder, und auffallend ist, daß fast alle hervorragende Helden dieses Kampfes, theils in der Schlacht, theils später, ein unglückliches Ende nehmen.

Heinrich, Graf zu Berg und Limburg, trennte auf seinem Sterbebette diese Länder so, daß der älteste, Adolph VI., Berg, der jüngere, Walram, Limburg erhielt. Die Tochter des Letztern, Irmengard, vermählte sich dem Grafen Reinold von Geldern, und als Walram ohne Nachkommen starb, nahm dieser im Namen seiner Gemahlin Besitz von Limburg. Doch auch Irmengard starb bald, ohne Kinder zu hin-

terlassen, und nun erhob sich der Sohn Adolph VI., Graf Adolph VII. von Berg, um als nächster Agnat sein rechtmäßiges Besitzthum auf Limburg geltend zu machen. Als aber Reinold sich weigerte, das wieder herauszugeben, was er schon inne hatte, und selbst der Kaiser Rudolph von Habsburg sein Recht auf Limburg anerkannte, so sah Adolph wohl ein, daß hier nur durch Waffengewalt seine Ansprüche durchzuführen seyen. Weil er aber allein gegen Reinold und seine Bundesgenossen zu schwach war, so verkaufte er sein Recht auf Limburg dem mächtigen Johann, Herzog zu Brabant, der Siegreiche genannt, für 23,000 Mark.

Dieser Johann war einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit. „Trefflich und großartig, gleich einem Löwen; sein Herz schlug ihm, wenn er von einem Kriege hörte, an welchem die Ehre Antheil zu nehmen gebot. Wenn er zürnte, war er furchtbar anzuschauen, aber sein Zorn hatte nicht lange Gewalt über ihn. Er versprach nie, was er nicht hielt, und war ein freigebiger Herr gegen Alle, die ihm dienten. Dem Handel seiner Länder verschaffte er durch sein Ansehen große Vortheile, und nicht nur fremde Kaufleute konnten sein Land, sondern auch die seinigen fremde Länder sicher durchziehen."

Diesem mächtigen Gegner war aber Reinold von Geldern nicht gewachsen. Er sah sich daher eifrig nach Bundesgenossen um, die er auch fand und zwar im Grafen Heinrich von Luxemburg mit seinen Brüdern, im Grafen Heinrich von Westerburg, dem Grafen Adolph von Nassau, an Macht gering, doch groß an Tapferkeit, in Walram von Falkenburg und vielen andern Rittern und Herren. Sein thätigster Helfer aber war Siegfried, Erzbischof von Cöln, und dieser und Johann von Brabant müssen als die Hauptanführer des Streites betrachtet werden. Siegfried, aus dem Hause Westerburg, ein Bruder des vorhin erwähnten Grafen Heinrich, war ein Prälat, wie wir deren wenige unter den geistlichen Kämpen des Mittelalters finden. Eine unbegrenzte Sucht nach weltlicher Macht gab dem kühnen, entschlossenen und unternehmenden Geiste die Hauptrichtung seiner Thätigkeit. Er war gleich unempfindlich gegen Hitze und Kälte und fühlte sich heimisch und wohl mitten in den Anstrengungen der Feldlager. Adolph von Berg hatte schon in ihm den erbittertsten Feind, bevor er Erzbischof geworden, und als er später sogar in seine Haft gerieth, kannte seine Wuth keine Grenzen. Denn Adolph unterstützte seinen Bruder Konrad, der ebenfalls auf der Wahl zum Erzbisthum war, mit seiner ganzen Macht, konnte aber nichts ausrichten, weil Siegfried den größten Theil der Klerisei für sich hatte. Wer es mit Adolph hielt, war ihm verhaßt, darum trat er unbedenklich auf die Seite Reinolds von Geldern gegen Brabant.

Sehen wir jetzt die Stärke des Brabanter Bündnisses, so finden wir außer dem Haupthelden Johann, den mächtigen Adolph von Berg und Graf Eberhard III. von der Mark. Von diesem sind alle Lebensbeschreiber seiner Zeit des Lobes voll. Er nahm aller Herzen durch seine Freundlichkeit, Heiterkeit und Schönheit ein; Eigenschaften, die noch jetzt bei dem kräftigen Menschenschlage der Grafschaft Mark gewöhnlich sind. Eberhard mußte zum Kaiser Rudolph, der nicht traurig seyn konnte, wenn er den Jüngling um sich hatte. Als aber 1277 sein Vater Engelbert von einem Raubritter überfallen wurde, der ihn ins Gefängniß warf, worin er auch an den empfangenen schweren Wunden kurz darauf starb: da eilte Eberhard von der Seite des Kaisers in sein Erbland, und die erste That seiner Regierung war, daß er Rache nahm für jene Grausamkeit. Sein Vater hatte mit Berg, Jülich und andern gegen die geistliche Weltherrschaft sich auflehnenden Rittern ein Bündniß geschlossen, um den Anmaßungen des Erzbischofs Siegfried zu steuern, und deßwegen trat auch Eberhard auf die Seite Brabants, unter dessen vorzüglichen Genossen noch gezählt werden die Grafen Walram von Jülich, Simon von Teklenburg, Arnold von Ros, Otto von Waldeck, Robert von Virnaburg, die Herren von Windeck und von Reifferscheidt und — die Bürger von Cöln. Diese freueten sich des Ungewitters, das sich drohend gegen ihren geistlichen Fürsten erhob, denn schon lange bestand ein hartnäckiger Streit zwischen ihnen und den Besitzern des bischöflichen Stuhles, weil letztere unablässig strebten, ihre weltliche Herrschaft unbegrenzt zu sehen, die Bürger aber kräftig wachten, um die Rechte freier Männer inner und außer den Thoren zu bewahren.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Mainz, im Okt.

Hr. Musikdirektor Messer hat uns kürzlich verlassen. Er hat Mainz mit Frankfurt vertauscht; die Stelle als Musikdirektor der hiesigen Liedertafel und des Damen-Gesangvereins hat er aufgegeben und jene als Musikdirektor bei dem Cäcilien-Verein in Frankfurt dagegen angenommen. Der Verlust, den die beiden Vereine, den selbst die Stadt Mainz dadurch erlitten, ist empfindlich, aber nicht unersetzlich. Wir grollen Hrn. Messer wegen seines Weggehens nicht; im Gegentheile, es folgen ihm unsere besten Wünsche. Mainz nahm ihn als Jüngling auf, es schätzte ihn und ließ es an Beweisen dieser Schätzung nicht fehlen. Daß er als Mann es verläßt, daß er sein Glück anderswo versucht, das liegt so sehr in der Natur der menschlichen Verhältnisse, daß man deswegen nicht ein Wort verlieren möchte. Zudem ist Deutschland reich an tüchtigen Musikern und die Anerbietungen, welche die Liedertafel und der Damen-Gesangverein einem Manne machen, der die Stelle auszufüllen im Stande ist, sind der Art, daß es gewiß an ausgezeichneten Bewerbern dazu nicht fehlen wird. Ein bedeutender fixer Jahres-Gehalt, verbunden mit den Annehmlichkeiten des hiesigen Lebens und dabei nur zehn bis zwölf Stunden Unterricht wöchentlich sind gewiß annehmbare Conditionen. Dagegen verlangt man aber auch die nöthige Fertigkeit im Piano-Spiele und, um die Stelle zu erhalten, muß der Bewerber im Stande seyn, große Oratorien einzuüben und zu dirigiren und Gesangunterricht zu ertheilen. Möchte sich recht bald ein fähiger Mann zeigen, der die Stelle des Hrn. Messer vollkommen ausfüllte!

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 14. Oct.) Bei dem Feste, welches die Stadt Berlin am 17. d. M. dem Königspaare und den Huldigungs-Deputirten gibt, werden Ihren Majestäten auch die eben so kostbaren, als geschmackvoll gearbeiteten Geschenke überreicht werden, die die Stadt in den rühmlichst bekannten Werkstätten des Hof-Goldschmieds Hossauer und des Hof-Juweliers Reiß hat anfertigen lassen. Das Geschenk für Se. Maj. den König besteht aus einem Achillesschild. Er ist von Silber, und hat 29 Zoll im Durchmesser. Sämmtliche auf demselben befindlichen Figuren und Verzierungen sind von ächtem Dukatengolde. In dem Mittelpunkte des Schildes bemerkt man den Genius Preußens mit dem Panier in aufrechter Stellung. Zu seinen Füßen befindet sich das Wappen der Stadt Berlin. Ein Kranz von Granaten umschließt ihn. Die Umschrift lautet: »Sollte des Landes Frieden je gefährdet werden, rufe Dein Volk,

es stehen Alle für Einen Mann!« Diese Inschrift wird von einem Olivenzweige, dem Sinnbilde des Friedens, umgeben, und dieser wiederum von einem Kranze von Smaragden umschlossen. Nun folgt ein Tableau von 12 goldenen, überaus sauber gearbeiteten Figuren, welche die zwölf Stände darstellen, die in folgender Ordnung kreisförmig aneinander gereiht sind: 1) die Theologie; 2) ein Bauer; 3) die bildende Kunst; 4) die Medizin; 5) ein Gewerksmann; 6) ein Kaufmann; 7) ein Hirte; 8) die Poesie; 9) die Jurisprudenz; 10) ein Bergmann; 11) ein Seemann; 12) die Philosophie. Alle diese einzelnen Figuren sind durch zierlich gearbeitete Arabesken mit einander verbunden. Unter der Figur der Theologie befindet sich noch die Unterschrift: »Herr! Erhalte uns den segensreichen Frieden.« Es folgt nun ein Rand von Silber mit ungemein reichen architektonischen Verzierungen, 192 goldenen Rosetten und in jeder derselben ein Türkis. Auf dem äußersten Rande des Schildes sind 24 große Granaten angebracht, deren jede mit besonderen Verzierungen umgeben ist. Diese stellen die Hauptnägel des Schildes dar. Zwischen jedem derselben befinden sich zwei Topasen, welche die kleineren Nägel vorstellen. Die Rückseite des Schildes, woran sich der Griff u. s. w. befindet, ist mit rothem Sammet gefüttert und mit goldenen Nägeln beschlagen. Das Geschenk für Ih. Maj. die Königin besteht aus einer silbernen Schaale von 20 Zoll Durchmesser. Sie ruht auf einem sehr geschmackvoll ciselirten, mit ächten Steinen besetzten Fuße, der die Form von dem untern Theile eines Palmenstammes hat. Dieser Stamm geht durch den Boden der Schaale, nimmt die Form einer Säule an und ist mit Palmenblättern ringsum bedeckt. Am Fuße der Säule befindet sich der Born der Gnade, aus 1300 weißen, lichten Edelsteinen künstlich gebildet. Aus diesem Wasserspiegel tauchen goldene Lilien auf. Goldene Palmblätter, mit Granaten verziert, umgeben den Fuß. Zwischen jedem derselben befinden sich kleine, mit Smaragden besetzte Rosetten. Die Säule wird von 6 goldenen Delphinen getragen. Das Capital derselben ruht auf drei großen goldenen Adlern mit ausgebreiteten Flügeln. Auf der Spitze steht eine goldene Figur, die Charitas vorstellend, von Genien umgeben, über welche sie die Hände ausbreitet, gleichsam vergegenwärtigend das Bild der Landesmutter, welche die Kinder des Landes in ihren Schutz nimmt. Auf dem Boden der Schaale sieht man 18 Genien, in 6 Gruppen vertheilt. Zwischen jeder Gruppe befindet sich ein kleiner Tannenbaum. Innerhalb des obersten Randes ist dieselbe mit farbigen Steinen besetzt, die in Form von Blumenbouquets zusammengestellt sind.

(Koblenz, 17. Okt.) Dem Dirigenten unseres großen Musikfestes, Hrn. Dr. Schneider, wurde gestern Abend von der Koblenzer Liedertafel ein glänzender Fackelzug gebracht. Hr. Dr. Schneider ist heute wieder nach Dessau abgereist. — Der Vorschlag, den Königsstuhl bei Rhense wiederaufzubauen, hat den erwarteten Beifall gefunden und schon hat sich ein Ausschuß gebildet, um die nothwendigen einleitenden Schritte zu thun.

(Darmstadt.) Unser Naturaliencabinet ist durch das liberale Geschenk, welches ihm unser als Rechtsgelehrter und früherer Landtagsabgeordneter bekannter Mitbürger, Oberappellationsrath Höpfner, in diesen Tagen gemacht hat, plötzlich zu einem bedeutenden entomologischen Cabinet Deutschlands erhoben worden. Die von ihm selbst seit vielen Jahren mit großen Kosten gepflegte Sammlung hat einen Werth von mehreren tausend Thalern. Der edle Geber hat durch dieses Geschenk zugleich unserer an gemeinnütziger Gesinnung armen Stadt, wie der jüngst verstorbene Großhändler Fuhr durch seine reichen Legate, ein nachahmenswerthes Beispiel gegeben.

Bei dem Musikfeste in Birmingham kam eine Summe von achtzigtausend Thalern ein. Mendelsohn-Bartholdy führte dabei seinen Lobgesang auf, den er für die Feier des Gutenbergsfestes in Leipzig componirte, und die englischen Blätter sind voll von enthusiastischen Lobes dieses neuen Werkes des Meisters und behaupten, es sey nicht möglich, daß in Tönen Freude und Dank deutlicher und wirksamer angedeutet werde.

Bei Somma schoß jüngsthin ein Fattore (eine Art von Hausinspector) einen Raben, der am linken Fuß einen Ring von Messing trug, worauf die Buchstaben A. V. und die Jahreszahl 1752 gravirt war. Der Rabe wäre demnach 88 Jahre alt gewesen.

An Alphons de Lamartine.

Von Nic. Becker.*)

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrei'n,

So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' sich Herzen laben
An seinem Feuerwein;

So lang' in seinem Strome
Noch fest die Felsen steh'n,
So lang' sich hohe Dome
In seinem Spiegel seh'n!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n;

So lang' die Flosse hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang' ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Fluth begraben
Des letzten Manns Gebein!

---

*) Aus dem binnen Kurzem erscheinenden zweiten Jahrgange des »Rheinischen Jahrbuches. Herausgegeben von F. Freiligrath, C. Mayerath und K. Simrock.«

Theater-Anzeige.

Dienstag, 20. October. Michel Perrin, Lustspiel in 2 Abth., (Gastrolle) Michel Perrin: Hr. Döring, königl. würtemb. Hofschauspieler. Hierauf: Der grade Weg der beste, Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue. Elias Krumm: Hr. Döring.

Mittwoch, 21. October. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 295. Mittwoch, den 21. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français)

(Fortsetzung.)

IV.

Beide Freunde kehrten nun nach dem Hause zurück. Als sie durch den Vorsaal schritten, belehrte sie ein Geräusch von aufeinanderstoßenden Bällen, das sich aus einem benachbarten Saale vernehmen ließ, daß sich Tessier nicht getäuscht hatte. Sie öffneten die Thüre und wurden von Cölestine, die so eben eine Partie gewonnen hatte, fröhlich empfangen.

„Nun werden wir zu Viere spielen!" rief das junge Mädchen mit einer Lebhaftigkeit, die aus allen ihren Bewegungen sprach. — „Ich werde mit meiner Cousine seyn, und diese Herren werden gegen uns spielen; ich hoffe nicht, daß Sie uns die Bälle zurückgeben werden."

„Gegen dieses Arrangement proteſtire ich," antwortete Franz lächelnd; „eine Partie Billard muß gleich einer Quadrille geordnet seyn. Sagen Sie mir, würden Sie mich, wenn wir tanzten, auch dazu verdammen, Aristides Kavalier zu seyn?"

Der Gedanke, daß ihr Verlobter als Dame in einem Contretanz figuriren sollte, erhöhte Mademoiselle Simart's Heiterkeit, und sie beschloß, daß man sich dem Loose unterwerfen solle. Der auf diese Weise zu Rathe gezogene blinde Gott schien einiges Hellsehen zu verrathen, indem er die beiden künftigen Gatten als Partner zu einander führte.

Die Partie begann. Dramond spielte mit der Nachlässigkeit eines Mannes, der das Gefühl der Oberhand hat. Tessier hingegen berechnete jeden seiner Stöße, als wäre es für ihn von großer Wichtigkeit, den Sieg davon zu tragen. Die beiden Cousinen aber schenkten dem Spiel jenes Interesse, das solche Unterhaltungen Damen gewöhnlich einflößen, für die sonst nur Männer das Privilegium zu haben scheinen. Cölestine vorzüglich gab sich der Abwechslung des Kampfs mit einer kindischen Leidenschaftlichkeit hin. Sie war abwechslungsweise besorgt, entmuthigt, triumphirend, ihre Gegner herausfordernd, ihren Verbündeten zankend, die eigene Ungeschicklichkeit nicht schonend, sich ärgernd, wenn sie nicht lachte, und lachend, nachdem sie sich geärgert hatte. Ja, man wäre versucht gewesen zu glauben, das Glück ihres Daseyns hänge gänzlich von dem Verlieren oder Gewinnen dieser Partie ab.

„Das ist wahrlich ein seltsames Wesen zum Heirathen," sagte Franz zu sich selbst, der sich seit geraumer Zeit mehr mit der Spielenden, als mit dem Spiele beschäftigt hatte, und zu zählen vergaß. „Dieser reizende kleine Dämon ist ein Schatz für einen Liebhaber, aber eine Geißel für einen Gemahl."

Der Kampf nahte seinem Ende, und Cölestine tanzte bereits vor Freude. Nur noch drei Points, und die Partie war gewonnen, denn die rothe Kugel, die am Rande eines Loches stand, machte den Sieg unfehlbar. An Tessier war die Reihe zu spielen; er bückte sich langsam und stellte sich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, die ihm eigenthümlich war, zurecht. In diesem Augenblick legte unglücklicher Weise das junge Mädchen, das vor Ungeduld hüpfte, die Finger an das Billardnetz, als wollte sie den Sturz der Elfenbeinkugel beschleunigen. Diese kleine, weiße, bebende Hand machte den Spieler so zerstreut, daß er durch einen kräftigen Stoß seine eigene Kugel in das Netz warf, ohne auch nur die rothe zu berühren, wodurch er der Partie, indem er sie verlor, ein Ende machte.

Cölestine stieß einen Schrei aus, trippelte mit dem Fuße auf dem Boden, und schleuderte dem Ungeschickten einen vernichtenden Blick zu, indem sie sagte:

„Sie sind unerträglich! Eine Partie, die ein Kind gewonnen hätte. Es ist, um rasend zu werden, nicht wahr, darum thaten sie es?"

„Es geschah, weil ich nach Ihnen sah," antwortete Tessier bestürzt.

„Wozu mich ansehen? Ich sehe ja Sie nicht an. Ich behaupte, Sie haben das mit Vorsatz gethan. Spielen Sie gegen mich, so fehlen Sie keine Kugel."

„Wir werden nun die zweite Partie gewinnen."

„Die mögen Sie allein gewinnen, ich spiele nicht mehr."

Mit diesen Worten warf das ungezogene Kind den bis jetzt in der Hand haltenden Billard-Queue auf den Fußteppich und trat an das Fenster, um an den Scheiben zu trommeln. Aristides warf einen bittenden Blick auf Madame Regnault; allein die junge Frau, welche sich das Ansehen gab, die Bitte um ihre Vermittelung nicht zu verstehen, setzte sich auf ein Rohr-Kanapee, das an der Wand stand, von wo aus sie das Billard übersehen konnte.

„Nun freue ich mich darauf," sagte sie, „von den beiden Herren Unterricht zu bekommen."

„Komm, wir müssen die Damen unterhalten," rief Tessier ärgerlich.

Mademoiselle Simart drehte hierauf aber rasch ihren Kopf

mit den Worten: „Sie vermögen keineswegs, mich zu unterhalten," und setzte ihre musikalische Unterhaltung fort.

Tessier, von böser Laune überwältigt, fing nun an, aus Leibeskräften zu spielen. Die wüthendsten Stöße, die unerhörtesten duplirten Bälle, die ungereimtesten Karambolagen, Alles gelang ihm. Boshaft lächelte Madame Regnault vom Kanapee aus, als hätte ihr der Streit der künftigen Gatten eine geheime Genugthuung gegeben.

Dramond ließ sich mit Ergebung schlagen und schaute schielend nach Cölestinen hin, deren Finger fortfuhren, auf den Scheiben die Galopp aus Gustav zu hämmern. Plötzlich öffnete aber das junge Mädchen das Fenster und rief mit lauter Stimme dem Portier, den sie den Hof entlang kommen sah:

„Nikolaus, wer hat Euch befohlen, Soliman an die Kette zu legen? Ihr seyd kühn, mir ungehorsam zu seyn. Macht ihn sogleich los, versteht Ihr mich? sogleich."

Der Bauer stammelte einige unverständliche Worte, und beeilte sich, dem so eben erhaltenen Befehl nachzukommen. Als Soliman sich seiner Kette entledigt fühlte, stürzte er aus seinem Stalle, flog in zwei Sätzen über den Hof, erreichte mit einem Sprung das Fenster, und setzte, schnell wie der Blitz, bis in die Mitte des Billard-Saales.

„Armes Thier!" sagte Cölestine, mit ihrer kleinen weißen Hand die breite schwarze Stirne der Dogge streichelnd, die an ihr emporsprang, um ihr zu danken; „armes Thier, will man einen Sklaven aus dir machen; beruhige dich, dahin lasse ich es nicht kommen."

Bei diesen Worten schoß das junge Mädchen einen mißtrauischen Blick auf den Bräutigam, dessen Stirne sich bei dem Anblick seines Todfeindes in Falten gezogen hatte; jedesmal, so oft ihn die Stellung des Spiels nöthigte, an dem bösartigen Thiere vorüber zu gehen, warf er einen ängstlichen Blick nach ihm hin, und schaute dann besorgt auf seine Beine, eine natürliche Folge der Doppelreihe schreckicher Zähne, welche der Hund, wenn er an ihm vorüberging, gleichsam zum Gruß, fletschend zeigte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Geschichte zur Aufklärung des Rastadter Gesandtenmords.

(Mitgetheilt von F. Menk.)

(Schluß.)

Vor sieben oder acht Jahren lebte zu Coblenz ein Franzose, ein schlichter, verständiger und wahrheitsliebender Mann. Er nährte sich ehrlich von einem kleinen Dienst und war beliebt bei Jung und Alt. Wenn er die Pfeife im Mund, den Schoppen Moselwein vor sich, im Wirthshause saß, erzählte er gern von seinen frühern Lebensereignissen und am allerliebsten von seinen Kriegszügen. Wenn die Rede auf die französische Republik kam, wurde er Feuer und Leben. „Ja, die haben wir mit Schweiß und Blut erkämpft!" hörte man ihn hitzig präconisiren. „Aber wir haben bei all' unserer Mühe und Noth nichts davon getragen. Ventre bleu die Federfuchser, die Rabulisten, wenn diese Spitzbuben nicht gewesen wären — wir befänden uns anders! Da sind sie aber gekommen, haben uns Frieden gemacht, wenn wir Krieg führen mußten, und zündeten hinwiederum die Brandfackel an, wenn wir Ruhe pflegen sollten. Das Direktorium von 1799! — ein Glück, daß es Napoleon im November durch seine Bajonette aus einander treiben ließ — das waren abgefeimte Spitzbuben, die andere Spitzbuben in alle Welt sandten, um Hader und Streit zu stiften. Unser Quartier-maitre, Achtung vor dem Mann, ich weiß nicht, wo er hingekommen ist, der hatte das Herz auf dem rechten Fleck und zudem hatte er sein Vaterland, das schöne Frankreich, lieb. O, er war ein vortrefflicher Mann! Kurz, ich stand im April 1799 in Straßburg in dem dritten Husarenregiment und war ein besonderer Liebling von ihm. Zu Rastadt kanzelten sich dazumal die Franzosen mit den Deutschen herum und es hieß zuletzt gar, der österreichische Kaiser sey des unerträglichen Hochmuths müde und wolle die Friedensunterhandlungen aufheben, um der Sache ein Ende zu machen. Unser Quartier-maitre war darob sehr verdrießlich und ich sah keine fröhliche Miene mehr an ihm. Vielen Andern im Regimente ging es nicht besser, aber Keiner hatte das Herz so auf dem rechten Fleck, wie er."

„Eines Tages rief er mich zu sich in's Quartier, denn er mochte mich wohl leiden. „„Ich habe Dich,"" nahm er das Wort, „„zu einer Expedition bestimmt, die wir heute Abend vornehmen müssen. Willst Du dabei seyn, es hat nicht viel auf sich?""

„Ich fragte nicht lange, denn der Mann war mir lieb und werth. Um zwölf Uhr Nachts also hieß es: versammelt Euch! und wir waren, es mochten unserer vierzehn seyn, pünktlich an Ort und Stelle. Der Quartier-maitre zählte, schritt lange vor der Fronte auf und nieder und machte ein bedenkliches Gesicht. Endlich befahl er: die Uniform wird abgelegt und dafür Negligeewämser angethan. Diese erhielten wir alsbald, ich wußte aber nicht recht, was ich dazu sagen sollte, denn der neue Dellmann war blau und Farbe und Schnitt waren mir bei den Oesterreichern oft freilich nicht allzufreundlich begegnet. Indeß mit dem Quartier-maitre war nicht lange zu capituliren und die Uniformen saßen geschwind. Rasch zu Gaul sprengten wir auf der langen Brücke nach Bischheim zu und fütterten mit dem grauenden Morgen in einem Dorfe seitwärts der Landstraße. Mir kam die Sache wunderlich vor, besonders als der Quartier-maitre absaß und uns gelassen andeutete, wir brauchten fortan nicht zusammen zu halten, sondern könnten einzeln oder paarweise fort immer nach Norden zu reiten. „„Den Weg kennt Ihr Alle"", schloß er, „„sorgt nur, daß wir uns heute Abend um sechs Uhr Alle im Holz bei Iffisheim treffen."" Damit war er fort und meine Kameraden zerbrachen sich nicht lange die Köpfe darüber, was das zu bedeuten habe. Einer ritt da, der Andere dort hin, aß beim Bauer oder beim Bürger, wo er's am besten fand. So war es bald acht Uhr, ehe wir uns Alle im Holz bei Iffisheim nach und nach eingefunden hatten. Die Pferde graseten, die Husaren schliefen oder plauderten. Auf einmal erhob sich der Quartier-maitre, sammelte uns um sich und redete folgendermaßen zu uns: „„Soldaten, Ihr wißt, wie die Spitzbuben in Paris sich der Republik bemeistert haben, wie die Rabulisten, die Federfuchser ihr mitspielen. Ihr wißt, daß wir den Frieden erobert hatten, daß die Spitzbuben aber andere Spitzbuben nach Rastadt geschickt haben, um ihn zu stehlen. Wirklich ist es denen gelungen, durch Grobheit und Unverschämtheit aller Art das Friedensgeschäft rückgängig zu machen. In dieser Nacht kommen sie von Rastadt zurück, um in Paris mit ihren Brüdern im Direktorium neue Schelmenstreiche aus-

zuhecken. Der größte Dienst, den Ihr der Republik erweisen könnt, ist, sie von solchen Vögeln zu befreien. Wollt Ihr mir helfen in dieser Arbeit?""

„Die Husaren und ich mit ihnen besannen sich nicht lange, denn wir waren Alle in unserm Innern fest von des Quartier-maitre Unfehlbarkeit überzeugt. Freudig riefen wir: ja, und nun ging's gleich schweigend nach Rastadt hinunter. Da kamen die Wagen langsam herangefahren. En avant, hieß es, und wir flogen darauf zu. Die Kerls, die in dem ersten saßen, die wurden herausgerissen, und noch freue ich mich, daß ich es war, der den ersten Säbelhieb gab; er fiel in einen breiten, feisten Rücken, der war so wohlgenährt von des armen Volkes sauerm Schweiß. Es waren auch Weiber dabei, denen aber nichts geschah. Kurz, wir sprengten nach Strasburg zurück, und die mehrsten meiner Kameraden mögen wohl längst auf Rußlands Eisfeldern oder in Italien und Deutschland begraben liegen, aber der Quartier-maitre war ein braver Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte."

So weit der Erzähler, dessen Namen ich vorläufig noch verschweige. Es giebt aber in Coblenz viele Personen, die diese Geschichte aus dem Munde des alten Franzosen angehört haben. Ich glaube schwerlich, daß dieselbe vor mir in öffentliche Blätter übergegangen ist; meines Wissens hat sie nur ein hiesiger geschätzter Historiker, Ch. v. Stramberg, in Kürze in einem Werke über die Mosel, welches wenig in's Ausland gekommen, mitgetheilt. (Telegraph f. Deutschl.)

Die Schlacht bei Woringen.

(Fortsetzung.)

So standen die Sachen, als Herzog Johann noch einmal eine gütliche Uebereinkunft wegen Limburg versuchte und deßhalb Reinold, der inzwischen seine Ansprüche dem Grafen von Luxemburg verkauft hatte, im Anfange des Jahres 1288 nach Mastricht einladen ließ. Aber Reinold kam nicht und der Herzog erfuhr, daß seine Gegner auf der Falkenburg versammelt wären, um sich gegen ihn zu rüsten. Das war ihm willkommene Botschaft und schnell brach er mit 1500 Reitern auf, um seine Feinde zu fangen; doch diese wurden zeitig gewarnt und entfernten sich, ein Jeder in seine Heimath.

Johann hatte es besonders auf den Erzbischof abgesehen, der eiligst nach Bonn geflohen war. Er verfolgte ihn bis an den Rhein, freuete sich dieses herrlichsten aller Ströme der Erde, sengte und brennte aber nebenbei, verheerte die Weinberge und schönen Jagdgehege des Bischofs, welche dieser bei Brühl besaß und ließ sogar seine Jagdhunde herführen, um sich in diesem herrlichen Reviere nach Herzenslust dem so lange entbehrten Vergnügen hinzugeben. Bald aber wurde er von den Einwohnern Cölns für ein ernsteres Unternehmen gewonnen. Sie baten ihn nämlich, das in ihrer Nähe liegende Schloß Woringen zu zerstören, worin der Erzbischof eine Besatzung unterhielt, die an den vorbeiziehenden Kaufleuten die schändlichste Unbill verübte, und zwar, wie sie bezeugten, mit dem Willen des Erzbischofs. Johann, der seine Streitkräfte vereinigt hatte, begann die Belagerung, aber seine Stellung war keineswegs eine günstige zu nennen. Das Heer war nicht bedeutend, und zudem abgeschlossen von der Heimath. Das ersah der Erzbischof bald und freute sich dessen. Schleunigst sandte er Boten an seine Bundesgenossen mit folgendem Gleichniß: „Ein ungeheurer Wallfisch, wie ihn diese Gegenden noch nicht gesehen, ist aufs rechte Ufer der Maas geworfen und zappelt im Felde bei Woringen; seyd ihr schnell, könnt ihr ihn fangen." Und als sie kamen, sagte er: „Der Wallfisch, das ist der Brabanter, der berennt Woringen mit einem unerdentlichen Haufen, aber reiche Beute aus meinem Lande haben sie, und der erste Adel Brabants ist bei ihm. Alles ist euer; sorgt nur, daß keiner unsern Händen entwische."

Bei Brauweiler, Angesichts Woringen, ordneten sich die Heere. Die Flügel befehligten Reinold von Geldern, der Falkenburger und der Graf von Luxemburg; die Mitte aber führte der Erzbischof. Seine Hauptstärke bestand in westphälischen Lanzenknechten, die durch ihre herculische Schlagfertigkeit bekannt waren. Die ganze Macht belief sich auf 30,000 Mann.

Herzog Johann nahm seine Brabanter ins Centrum. Die Flügel hatten der Graf von Los und Adolph von Berg. Die Schaar betrug nicht den vierten Theil der erzbischöflichen, aber es waren unter ihnen 1500 Reiter, und die tapfersten Arme. — Es war Samstag den 5. Juni 1288 auf St. Bonifaciitag. Als nun der Erzbischof den Herzog Johann mit seinem ganzen Anhange von neuem in den Bann gethan hatte, und Stricke, Ketten und Handschellen bereit gehalten wurden, um die Gefangenen schnell damit zu fesseln, da geschah der Ruf zum Angriff. Die Trompeten schmetterten, die Banner wehten, und mit der größten Wuth stürzten die Schaaren auf einander. Jeder hatte sich, wie damals die Art war, seinen Mann gewählt, und der erste Zusammenstoß entschied oft schon die Schlacht. Eine Straße mit Graben voll Wasser und Schlamm trennte die Heere, aber Franco, ein Bastard von Wesemälen, stark und außerordentlich kühn, wie gemeiniglich die Menschen dieser Art, rief: „Brabanter Kriegsgenossen, dringen wir hier durch, so ist unser der Sieg." Er stürzte sich hinein und stand bald jenseits mit wenigen Tapfern, umschlossen von der halben erzbischöflichen Schaar. Da nahm das Gemetzel den Anfang und hageldicht fielen nach allen Seiten die gewichtigen Schläge der tapferen Brabanter. Herzog Johann eilte dem bedrängten Häuflein zu Hülfe, und wie die Saat sich beugt vor der Gewalt, des Sturmwindes, so sanken die feindlichen Reihen vor seinem Schwerte. Aber die Kräfte der Feinde waren zu zahlreich; immer größere Haufen wälzten sich heran, als plötzlich der Ruf erscholl, der tapfere Berthold von Mecheln sey neben dem Herzoge gefallen und dieser selbst erwehre sich noch zu Fuß kaum der Uebermacht des andringenden Feindes.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater.

Iphigenie in Aulis.

Die, man darf sagen — enthusiastische Aufnahme, welche Gluck's Oper — Iphigenie in Aulis — gefunden hat und zwar in drei dicht nach einander folgenden Darstellungen, bei deren letzterer das Haus wahrhaft überfüllt gewesen, diese glänzende Aufnahme ist ein Ereigniß von Bedeutung in der Frankfurter Theatergeschichte. Sie liefert von Neuem den Beweis, daß das Vortreffliche und wahrhaft Schöne stets obsiegt und daß die Wärme für's Bessere nicht verloren gegangen ist. Noch lebt der Sinn, noch lebt die Liebe dafür. Bellini, Adam, Donizetti, Caraffa u. A. haben es nicht vermogt, den Geschmack für's Klas-

fische ganz zu verdrängen und unsere Meister Mozart, Gluck, Cherubini, Beethoven können wohl mit Egmont sagen: »Drücken kann man uns, nicht unterdrücken.« — Weiter war der glänzende Erfolg der Gluck'schen Iphigenie die beste Lobrede auf den gegenwärtigen Zustand der hiesigen Operverhältnisse und die Wirksamkeit der Direction. Wo ein klassisches Werk der Tonkunst in solcher Weise gegeben wird, da sieht es so schlimm nicht aus, wie manche Antipoden gerne ausposaunen mögten, da kann von einem Verfalle der Bühne die Rede nicht seyn. Was unser treffliches Orchester, unsere gediegenen Chöre und unser gegenwärtiges Gesangpersonal zu leisten im Stande sind, das würde jeder deutschen Bühne zur Ehre gereichen und nur die offenbarste Animosität könnte es in Abrede stellen. Gluck's geniale Composition betreffend, so sind deren hohe Vorzüge anerkannt, und welcher Freund des Schönen würde nicht ergriffen von der großartigen Haltung des Ganzen, von dem mächtigen Ausdruck der Rezitative, von der Kraft und Fülle der in ihrer Einfachheit herrlichen Melodieen und von der antiken Majestät und Ruhe in allen Theilen. Mag man auch den gedankenreichen Ernst des Werkes nicht gleich erfassen, man kehre nur öfters bei ihm ein und man wird sich stets mehr damit befreunden. Der liebliche Melodieenschmelz eines Rossini schmeichelt sich schnell bei dem Hörer ein, die antike Schönheit einer Gluck'schen Oper wird erst bei ernsterer Beschauung erfaßt. W.

Mannichfaltigkeiten.

Als Se. Hoh. der Erbgroßherzog von Hessen von den Manoeuvres bei Sinsheim und Heilbronn neulich nach Darmstadt zurückkehrte, verweilte er auch kurze Zeit in dem Städtchen Bensheim an der Bergstraße und gab dort der Geistlichkeit, dem Bürgermeister und Gemeinderath die gewünschten Audienzen. Ein für die Bensheimer Schuljugend bei dieser Gelegenheit verfaßtes Gedicht rührt, wie man erzählt, von dem Hrn. Pfarrer Stratmann in Bensheim her. Es folgt hier nachstehend. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die Anfangsbuchstaben beider Strophen die Namen: Ludwig, Mathilde bilden sollen.

Ludwig's des Ersten Thron,
Urlicht im Vaters Sohn
Darmstadt's Sternquell.
Wahlspruch der Liebeglanz,
Juwel in Blüthepflanz,
Großherzog's Ehrenkranz,
Majestät strahl' hell!

Allhöchste Huldesmild
Thronherrlicht Scepterschild
Hassia's Pfand!
Innigkeit wonn'ge frei
Ludewig's wahrheitstreu
Diadem als Wappenleu
Erbsonn'ge Land!

Bensheim, 21. Sept. 1840. Tiefehrerbietigst die Schuljugend.

Die Flöhe sind ihrer Freiheit und ihres Lebens nicht mehr sicher. Im Münchener Tagblatt bietet ein Flohhändiger für das Dutzend guter Art 12 Kreuzer und wenn einer darunter ist, dem man husten hört, 24 Kreuzer.

In Bologna hat ein Mechaniker Regenschirme erfunden, welche man bequem in der Tasche tragen kann. Der Stock ist hohl und läßt sich bis auf die Länge von 8 Zoll in einander schieben, wie ein Perspectiv. Die Decke ist von auf eine neue Art zubereitetem Gummi elasticum, das eine goldgelbe Farbe hat. Wenn man den Schirm aufspannt, so dehnt sich das Gummi auf die ganze Breite aus, und zieht sich, wenn der Schirm zusammengelegt wird, auch wieder bis auf eine kleine Fläche zusammen. Diese Art Schirme sind sehr bequem und beispiellos wohlfeil.

(St. Gallen.) Montags den 5. l. M., Abends vor 6 Uhr, brach zu Rosbrute in der Behausung eines Wahnsinnigen, Egli, genannt Flach, Feuer aus, das in wenigen Stunden neun Wohnungen einäscherte, und dreizehn Haushaltungen ihr Obdach und größtentheils auch ihre Habe und den eingesammelten Sommernutzen raubte. Nur der unermüdeten Anstrengung der zahlreich angekommenen Spritzen und Hülfeleistenden gelang es, bei günstiger Windstille die Nachbarhäuser vor gleichem Unglücke zu bewahren. Ueber die Entstehung des Brandes waltet ein trauriges Geheimniß. »Das hat der unglückliche Flach angestellt,« hieß es gleich Anfangs durch alle Reihen. — Am folgenden Tage wurde seine Leiche aus dem Schutte herausgezogen, noch kenntlich, aber meist zu Kohle verbrannt und verstümmelt; neben ihm Reste seines Strohlagers und das noch unversehrte Vorlegschloß seines Käfichs, in welchem er eng verwahrt worden war.

Vor den Assisen von Rouen wird nächstens ein ähnlicher Fall wie jener der Lafarge verhandelt werden, der einer Frau, die ihren Mann vergiftete. Bereits ist der seit 7 Monaten begrabene Leichnam aus dem Grabe genommen und von Chemikern untersucht worden. — Ein anderes Beispiel von der Demoralisation, die in Frankreich sich mehr und mehr verbreitet, ist das folgende: ein Knabe von zehn Jahren in Louviers sagte, als die Großmutter sich weigerte, ihm ein Ei zu geben, das er verlangte, sie würde es bereuen und eine Viertelstunde darauf zog man ihn todt aus der Seine, in die er sich gestürzt hatte, um sich das Leben zu nehmen. Zwei Tage darauf äußerte ein Spielgenosse dieses Knaben, als ihm ebenfalls ein unbedeutender Wunsch nicht gewährt wurde, er würde es eben so machen, er fürchte sich nicht zu sterben und nach einigen Stunden zog man auch seinen Leichnam aus dem Wasser.

Beirut, jetzt in Aller Munde, ist das alte Berytus der Phönizier, wo das Glas erfunden worden seyn soll. Die Stadt, schon zu Zeiten der Kreuzzüge als Hafen und Landungsplatz berühmt, ist der Stapelplatz für Mittelsyrien, besonders in Seide und Baumwolle und wird deshalb von vielen Schiffen besucht.

Dreisylbige Charade.

Die Erste führet uns zum Ziele,
Das der Beruf bezeichnet hat. —
Bald eng', bald breit, verfehlten Viele
Schon oft die Spur' auf falschem Pfad. —
Du wahrst dich leicht vor dem Vergehen,
Wirst du nur nach dem Ganzen sehen.
Ein Jeder auf der Lebensreise
Verfolgt sie gern nach and'rer Weise
Und glaubt dabei, die Letzten stets zu seyn,
Und huldigt oft der Thorheit nur allein!
Was gilt denn hier als hehres Ganze, — sag' es mir?
Religion und Tugend! damit nenn' ich's dir.

G. — Adolph Otto.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 21. October. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 296. Donnerstag, den 22. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

Cölestine, die von Zeit zu Zeit mit ihrer Cousine ein höchst spöttisches Lächeln wechselte, schien diese Scene zu unterhalten. Endlich konnte aber das junge Mädchen der Sehnsucht nicht mehr länger widerstehen, einen jener muthwilligen Streiche auszuführen, die nur ihr Alter entschuldigten, und die ihrem Charakter eigentlich Bedürfniß waren. In diesem Augenblick wollte Aristides, sich über das Billard hinneigend, dem Ball seines Gegners einen Stoß versetzen, und streifte mit dem Queue langsam an dem Daumen seiner linken Hand hin und her, eine Gewohnheit, die mehr als einem Spieler eigen ist, und immerhin ein Schwanken des Charakters verräth. Auf ein Zeichen seiner Gebieterin sprang Soliman auf das Billard, und fing die Elfenbeinkugel weg. Wüthend, doch so viel als möglich sich bezwingend, wollte Tessier dieselbe den spitzen Zähnen, die sie an Weiße noch übertrafen, entreißen; die Dogge ließ nun zwar den Ball los, doch nur, um nach der Hand ihres Feindes zu schnappen, welche, ehe sie zurückgezogen werden konnte, durch und durch gebissen war, so daß es aussah, als müßten die zwei oder drei Finger in einem Schlunde zurückbleiben, in den sie sich blindlings gewagt hatten. Der Schmerz trug den Sieg über die Geduld davon. Aristides faßte einen Billardqueue am spitzen Ende, wodurch sich eine Keule aus demselben gestaltete, und schlug mit derselben auf Soliman zu; jener jedoch, bösartiger als tapfer, wich bis auf den Rand des Billards zurück.

„Wagen Sie noch vollends ihn zu schlagen, mein Herr!" rief Cölestine mit glühenden Wangen und zornsprühenden Augen, vor den jungen Mann hintretend.

In Tessier's Innern tauchte aber in aller Majestät die Macht des Ehemanns empor, die ihm mit nächstem zugetheilt werden sollte. Zeige ich mich jetzt schwach, dachte er, so wird dies ein Vorgang seyn, der nicht wieder gut zu machen ist; ich muß einen Gewaltstreich wagen.

Billigkeit sowohl als Recht auf seiner Seite fühlend, streckte er sehr ernst seine von Blut triefende Hand seinem Feinde entgegen, und wiederholte mit der andern die Correktion, mit der er schon zuvor bei Soliman begonnen.

Der Hund flüchtete sich aber heulend unter das Billard.

„Abscheulicher!" sagte das junge Mädchen, höchst aufgebracht die kleine Hand erhebend.

„Cölestine!" rief aber im nämlichen Augenblick Madame Regnault, vom Sopha aufspringend.

Nur mit der größten Beherrschung hielt das reizbarste aller verzogenen Kinder einen Schlag zurück, den es zu ertheilen im Begriff stand. Die Wirkung, welche aber dieser Zwang auf sie hervorbrachte, war so heftig, daß er Thränen aus ihren Augen preßte. Als Soliman seine Gebieterin weinen sah, erhielt er wieder Muth, der ihm auf eigene Rechnung fehlte, und sprang wüthend unter dem Billard hervor; aber im Augenblick, als er Aristides bei der Brust packen wollte, faßte ihn Franz mit beiden Händen am Nacken und an der Gruppe, als wäre es nur ein junger Lämmergeier gewesen, und warf ihn zum Fenster hinaus, das er sogleich schloß.

Während dieses Vorfalls eilte Mademoiselle Simart, die ihre Cousine vergebens zu beruhigen suchte, schnell nach der Thüre, die sie aufriß, sich dann noch einmal umwandte, und mit glühendem Gesichte, über welches brennende Thränen herabperlten, ihrem Bräutigam noch zurief: „Sie wissen, daß ich Sie hasse, weil Sie mir Leid zufügen, wo Sie nur können, was Ihnen über alle Maßen gelingt. Soliman zu schlagen! Besser hätten Sie mich geschlagen. Ich verabscheue Sie, verstehen Sie mich? Heirathen werde ich Sie niemals!"

Nachdem Cölestine diese Worte mit höchster Leidenschaftlichkeit ausgestoßen, schob sie Madame Regnault aus dem Saale, folgte ihr dann selbst, und schlug die Thüre mit einer Heftigkeit zu, wie es Kinder zu machen pflegen, wenn sie zornig sind.

Bei dem Anblick seines Freundes, der unbeweglich am Billard stand, das Kinn in die Kravatte gesenkt, die Arme herabhängend, und die Hände ineinander gelegt, brach Franz in lautes Lachen aus.

„Es ist sehr lustig, in der That," sagte Tessier in bitterm Tone, „höchst unterhaltend, das muß ich sagen."

„Nimm es nicht übel; allein Dein Aussehen ist gar zu bestürzt."

„Ich finde diesen Vorfall nicht so erfreulich. Aber hatte ich es Dir nicht vorher gesagt. Nun hast Du ein Pröbchen ihres sanften Charakters. Was hältst Du von ihm?"

„Jugendfehler, die Du leicht heilen wirst, wenn Du einst ihr Gemahl bist", antwortete Diamond ironisch, die Worte wiederholend, deren sich sein Freund wenige Stunden zuvor hinsichtlich Cölestinens gegen ihn bedient hatte.

„Ihr Gemahl! Niemals," rief Tessier heftig. „Du hast gehört, was sie mir sagte, ich werde ihr aber die Mühe ersparen, mich zurückzugeben; ich werde sie nun gar nicht mehr nehmen, sondern die Heirath aufgeben. Ja, ja! ich werde ihr beweisen, daß auch ich Charakter besitze. Ich will mit ihrem Vater sprechen und augenblicklich abreisen. In Paris habe ich die Wahl unter zwanzigtausend Mädchen, die eben so hübsch und eben so liebenswürdig sind, als dieser kleine Dämon. Hast Du gesehen, sie hat die Hand gegen mich aufgehoben."

„Sie hat die Hand aufgehoben," antwortete Franz, in die Lippen beißend und ernst den Kopf schüttelnd.

„Und ich habe einen Augenblick gefürchtet . . . ."

„Auch ich habe schon bereits im Geiste gesehen, daß es Dir erginge wie Merville auf dem Opernballe."

„Sie ist ein Dämon, sage ich Dir, ein wahrer Dämon," rief der junge Mann, dessen Zauber nun gelöst war, mit der Faust auf das Billard schlagend.

Aengstlich und unentschlossen war Aristides, schnell gefaßt aber und bestimmt sein Freund; daher war auch jetzt die Partie des Letztern in ein paar Sekunden ergriffen.

„Flüchtig ist sie, das läßt sich nicht läugnen; daß sie aber auch bösartig ist, wie außer Zweifel liegt, das ist zu viel. Tessier darf keine so thörigte Heirath eingehen. Und da er brechen muß, benutzt er besser diesen Streit, als daß die Erinnerung an die gelbe Rose aufgefrischt und dadurch Erklärungen herbeigeführt werden müssen, die dieses Mädchen sehr bloß stellen könnten."

Ohne sich das unwillkürliche Interesse einzugestehen, das ihm von diesem Augenblick an Célestine einflößte, wandte sich Dramond zu seinem Freund, mit der Frage:

„Bist Du nun entschlossen?"

„Unwiderruflich," antwortete Aristides, jede Sylbe dieses majestätischen Adverbs deutlich hervorhebend.

„In diesem Falle wollen wir Herrn Simart aufsuchen."

„Aufsuchen? . . . Dieser Schritt macht mich aber höchst verlegen."

„Du zauberst schon wieder?"

„Keineswegs; doch Herr Simart ist ein so redlicher Mann; er freute sich so wahrhaft über diese Heirath, und nun soll ich ihm rund heraus, von Angesicht zu Angesicht sagen: Ich will nichts mehr von Ihrer Tochter. Gäbe es kein Mittel, diese Scene zu umgehen? Könnte man diese Angelegenheit nicht schriftlich verhandeln, statt sich die Sache so in's Gesicht zu sagen? . . Ich gestehe . . ."

„Gestehe, daß Deine Unschlüssigkeit bereits wieder hervortritt; übrigens ist nichts leichter, als diesen Schritt zu umgehen; ich will alles übernehmen."

„Wie das?"

Franz rieb sich die Stirne, eine Gewohnheit mancher Menschen, wenn sie über etwas nachdenken; sein Sinnen war aber von kurzer Dauer; denn er war nie in Verlegenheit, wenn es sich darum handelte, etwas durchzuführen.

„Nun ist es schon im Reinen; Du wünschtest das Haus ohne alle Erklärung zu verlassen, um Herrn Simart's Empfindlichkeit nicht zu verletzen, und dann erst schriftlich zu brechen, das ist gut. Nun höre mich also: Dein Onkel Marjolier hat einen Schlaganfall bekommen, und deswegen mußt Du plötzlich nach Paris reisen."

„Mein Onkel Marjolier einen Schlaganfall!" rief Tessier, die Farbe wechselnd.

„Ach nein! Er ist gesünder als wir," sagte Dramond lachend, „siehst Du denn nicht ein, daß ich Deinen Onkel nur sterben lasse, um Deine Abreise zu rechtfertigen?"

„Ich verstehe . . . . allein Du hast mich erschreckt."

„Der Schrecken eines Erben ist bekannt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Woringen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Von persönlichem Hasse getrieben, stürzte sich jetzt der Graf von Luxemburg zu der Stelle, wo das Gedränge um den Herzog am stärksten war; aber die treuen Brabanter schaarten sich dichter zusammen, den geliebten Herrn mit ihren Leibern beschützend und wollten lieber den Tod finden, als den Herzog den Feinden überlassen. Doch der Luxemburger dringt mit seinen Haufen unaufhaltsam vorwärts, er hat schon den Herzog erreicht und wirft sich mit Wuth auf ihn, seinen Hals mit beiden Armen umfassend — als die Hülfe erscheint, die nicht ausbleibt, wenn die Noth am größten ist. In diesem angstvollen Augenblicke nämlich sprengte der tapfere Arnold von Hofstadt aus Löwen sein Streitroß in die dichtesten Haufen der Feinde, spaltet mit jedem Schlage seiner Streitaxt einen feindlichen Schädel und hält die Andringenden zurück. Da bekommt der Herzog Luft, das Pferd des Luxemburgers wird niedergestoßen und Graf Heinrich selbst wird tödtlich getroffen von der Lanze des Walter von Bisthum. Der neue Angriff treibt die Luxemburger auseinander, die, ihres Führers beraubt, die Flucht ergreifen.

Obgleich die Schlacht bereits fünf Stunden gedauert hatte, so waren die Schaaren des Geldrischen Grafen Reinold und die des Erzbischofs noch kaum im Gefechte gewesen. Diese standen jetzt schlagfertig und würden das zum Tode ermüdete Häuflein der Brabanter, die wie Maccabäer gestritten, leicht überwunden haben. Als nun aber der Kampf von neuem entbrannte, da erschienen Graf Adolph von Berg und Arnold von Los im rechten Augenblicke zu Hülfe. Die Morgensterne und andere gewichtige Waffen der Bergischen Bauern und Cölnischen Bürger, die beide der Haß gegen den Erzbischof ins Feld geführt hatte, ertheilen solche kräftige Stöße in die Rücken der Erzbischöflichen, daß diese, von vorn und hinten gedrängt, endlich weichen müssen. Siegfried kämpft zwar wie ein Verzweifelter, aber sein Pferd, dessen Nacken von dem Schlage einer Streitaxt zerschmettert wird, fällt, und Adolph von Berg nimmt ihn gefangen. Auch Reinold von Geldern muß sich der Uebermacht ergeben. Er wird zugleich mit dem tapfern Adolph von Nassau, der in diesem Gefechte fünf der edelsten Ritter mit eigener Hand in den Sand geworfen, dem Herzoge Johann überliefert. Walram von Falkenburg, der schönste Mann seiner Zeit, wirft sich noch einmal dem Strome der Sieger entgegen und macht den Sieg zweifelhaft, aber auch er fällt in die Hände des Grafen von Bochold. Noch beim Untergange der Sonne kämpfte Kuno Suabba mit 110 Limburgern, die es aus Haß gegen andere Limburgische Anführer mit dem Grafen Heinrich hielten, so erbittert, daß er nur mit dreien seiner Ritter dem Tode entging.

Auch der Bruder des Erzbischofs, Heinrich von Westerburg, fiel im Gefechte. Am meisten aber wurde beklagt der Fall des Grafen Heinrich von Luxemburg, der Vater des nachherigen Kaisers Heinrich VII., welcher später zur Versöhnung die Tochter des Herzogs von Brabant, die schöne Margarethe, heirathete.

Als die Gefangenen vor den Herzog Johann gebracht wurden, zog nach dem Erzbischofe der Graf Adolph von Nassau, später deutscher Kaiser, aller Augen auf sich. Im Heldenbuche deutscher Nation vom Jahre 1568 heißt es von ihm: „Adolphus aus der Grafen von Nassauen Stamm erboren, ist in allen Tugenden wol aufgezogen worden. Er hat sich fürnehmlich in allen Ritterspielen geübet, und sich von Jugend an dermaßen gehalten, daß man durch seine große Stärk an Leyb und Gemüt große Hoffnung zu ihm getragen. Wie er nun sein natürlich Landt zu regieren angefangen, kame er mit den Fürsten von Brabant in einen schweren Krieg. In diesem hielt er sich dermaßen mannlich, daß er des Fürsten fünf gewaltige Feldherren nach einander in dem Streit erlegt und überwunden. Zuletzt ward er durch Auffatz gefangen und vor den Fürsten geführet. Wie man ihn gefraget, wer er seye? antwortete er: ich bin der Grave von Nassauw, zwar nit ein großer Herr, aber welcher begehret große Sachen zu vollbringen. Darnach wendet er sich zu dem Fürsten, sprechende: wer bist aber du? der antwortet: ich bin der Herzog zu Brabant, welchen du mit Krieg überzogen, und mir fünf dapfer Feldherren erschlagen. Da antwortet Adolph: es nimmt mich Wunder, wie du noch meinem Schwert entronnen, so ich auf dich gewetzet hab, vorab, weil mein Herz inniglich begehret, dich vor allen andern umzubringen. Als aber der Herzog des Graven freye Red vernommen, hat er ihn aus der Gefangenschaft frei ledig gelassen, reichlich begabet und für einen guten Freund gehalten."

Herzog Johann von Brabant ärntete die vollkommensten Früchte seiner Anstrengung bei Woringen, denn nicht lange besann sich Graf Reinold von Geldern, als Preis seiner Losgebung ihm Limburg mit allen Rechten abzugeben. Aber auch die Bürger Cölns freuten sich über die Maßen des so glorreichen Sieges, weil sie durch ihn eines immer stärker drückenden Joches ledig geworden waren. Denn, als sie dem unablässigen Streben der Bischöfe und namentlich des noch lebenden Siegfrieds, die Stadt aus der unmittelbaren Reichsfreiheit unter ihre eigene Botmäßigkeit zu bringen, fast nicht mehr widerstehen konnten, da wandten sie sich an des Römischen Kaisers Majestät mit der Bitte, die Krone unter den mächtigen und blühenden Handelsstädten seines Reiches in gnädigen Schutz zu nehmen. Rudolph von Habsburg aber, wohl wissend, wie gefährlich es sey, ihr wohlbegründetes Recht mit einem Machtworte anzuerkennen, that den Ausspruch: Wollen die Bürger der Stadt Cöln dem Bischofe die Schlüssel nicht gutwillig überantworten, so sollen sie dieselben zwei Meilen weit in das Feld fahren und allda mit einem offenbaren Streite ritterlich kämpfen, und wer den Streit gewinnet, der soll der Stadt und Schlüssel Oberster seyn. Und die Bürger legten die Schlüssel auf einen Karren wohlverwahrt, und brachten sie in das Feld bei Woringen zum Herzog Johann von Brabant, dem sie den Sieg erringen halfen. Und sie führten ihre Schlüssel mit Freuden nach Cöln und schrieben sich fortan und waren „Herren der Stadt und freie Bürger."

Der Erzbischof Siegfried wurde bald aus der Gefangenschaft gegen einige Entschädigung an den Grafen Adolph von Berg losgegeben. Doch glühende Rache kochte in seiner Brust; und als Adolph eines Tages ohne Arg, dem Frieden vertrauend, nach Deutz kam, ließ ihn Siegfried aufgreifen und in einen eisernen Käfig sperren, wo er, nackt ausgezogen und mit Honig bestrichen, der heißen Sonne und den Stichen der Wespen und Fliegen ausgesetzt war. Als ihm Adolph ein sehr hohes Lösegeld bot, um sich aus dieser elendiglichen Lage zu befreien, erwiederte er: „Sanct Peterskirche hat genug für die Ihrigen, ich will Dich lehren, was es heißt, einen Bischof gefangen halten." Ob Adolph noch lebend dieser Qual entronnen, weiß man nicht.

Johann der Siegreiche fiel 1197 auf einem Turniere im jetzigen Lothringen.

Reinold von Geldern starb in Gefangenschaft, worin er von seinem Sohne, Reinold dem Rothen, gehalten wurde. Adolph von Nassau, der später zum deutschen Kaiser erwählt wurde, endete sein ritterliches Leben in der Schlacht am Hasenbühl bei Göllheim am Tage unserer lieben Frauen, Mittwoch den zweiten Juli 1298, getroffen von der Hand Albrechts von Oestreich, seines Gegners.

Frankfurt. G. A. Helmich.

Korrespondenz.

Kassel, im Okt.

Unsere diesjährige Kunstausstellung, welche vom Publikum sehr zahlreich besucht war, ist am 4. d. Mts. geschlossen worden und es ging die zweite Abtheilung der Gemälde alsbald nach Münster ab, als den letzten Ort der zum diesjährigen Turnus gehörenden Vereine. Schon früher war ein Transport Gemälde dorthin abgegangen, die, nachdem sie eine Zeitlang auf unserer Ausstellung dem Publikum zur Schau gestanden, wegen Mangel an Raum einer andern Abtheilung Platz machen mußten. Es waren diesmal an 600 Gemälde hier angekommen. Der Mangel eines räumlichen Lokales, welcher es nicht zuließ, sämmtliche Bilder gleichzeitig auszustellen, mußte sich daher hier als ein besonderer Uebelstand fühlbar machen, weil das Publikum an der Möglichkeit, die Gemälde unter sich vergleichen und dadurch den Kunstsinn schärfen zu können, verhindert wird: es ist aber auch zugleich eine Beeinträchtigung desselben an seinem wohlbegründeten Rechte, für einmalig bezahlte Entrée auch sämmtliche zur Ausstellung eingegangenen Gemälde in Augenschein nehmen zu können. Hoffentlich wird sich das Comité bemühen, diese und andere Klagen abzustellen und ein Lokal aussuchen, welches Raum genug für die größte zu erwartende Anzahl Gemälde darbietet, wozu vorzüglich die Gallerien unseres sehr gut belegenen Meßhauses sich eignen dürften, wenn man die ersten, keineswegs aber bedeutenden Ausgaben für Errichtung einiger Zwischenwände nach Art der Gemäldesäle im königl. Museum zu Berlin und andere, Absperrung des Lichtes von der gegenüber befindlichen Fensterreihe u. s. w. nicht scheuen wollte. Die Munificenz unserer Regierung würde hier eben so wenig hemmend in den Weg treten, als sie es bei andern Gelegenheiten gethan, wo es die Förderung gemeinsamer Interessen galt. — Auch diesesmal scheint wieder das Publikum nicht überall mit der Auswahl zur Verloosung zufrieden zu seyn, denn es wiederholt sich nun schon seit drei Jahren ein und derselbe zu dieser Unzufriedenheit Anlaß gegebene Mißgriff, unbegreiflich genug, da selbst der leichtkunstkenner manche Wahlen wohl im Interesse der Künstler, keineswegs aber in dem der Actionäre des Vereins belegen erklärt. Daß damit der ursprüngliche Zweck des Vereins, Erweckung des Sinnes für höhere Kunst u. s. w., nicht gefördert wird, vielmehr derselbe auf eine Disturbation auslaufen könnte, bedarf wohl keiner Erwähnung, da mit jedem Jahre die Zahl der Actionaire sich ohnedem schon sehr verringern dürfte. Im ersten Jahre nämlich kaufte man nach vielem Disput ein Gemälde zur Verloosung für die Summe von ungefähr 75 Louisd'ors. Der Gewinner desselben ließ es zu anderweitem Verkauf eine Menge Ausstellungen durchlaufen, stellte zuletzt einen unbedeutenden Preis und den-

noch fand er keinen Käufer, obgleich an diesem Bilde doch wenigstens der technische Theil hervorzuheben war. Einem im darauf folgenden Jahre ausgestellten ebenfalls historischen Bilde fehlte es aber auch so an aller Korrektheit, Grazie und Natur, daß Fortuna von dem Auserwählten für ihre Gunstbezeugung einen freundlichen Blick zu empfangen, schwerlich erwartet haben mag. So allgemein auch die öffentliche Meinung sich gegen dies Machwerk aussprach, die Auswahlkommission wählte es dennoch und zahlte dafür 70 Ld'ors. In der gegenwärtig geschlossenen Ausstellung endlich kaufte man ein Bild ohne Kunstwerth, »Friedrich der Rothbart«, von einem wenig bekannten Künstler zur Verloosung. Dasselbe war ein Zankapfel der Wahlkommission, worin es zu heftigen Debatten gekommen seyn soll. Wie wenig dieses Bild das Publikum angesprochen, kann auch wohl die Thatsache darthun, daß man auf einem demselben vom Publikum angehefteten Zettel den Vorschlag fand: »statt des fraglichen Bildes doch lieber zwischen zwei andern im Preise gleichstehenden Gemälden namhaft guter Künstler zu wählen«, welchem jeder Vorübergehende sein »vollkommen einverstanden« zurief. Offenbar mag das Eigenthümliche dieser Ergebnisse in einer mangelhaften Beschaffenheit der Statuten des Vereins liegen, welche daher einer Revision zu unterwerfen seyn möchten, um solche für immer abzuschaffen; daß es der Meinung vieler Kundigen zufolge rathsam seyn möchte, die Auswahlkommission wenigstens um die doppelte Anzahl Mitglieder zu vermehren, hat insofern allerdings seine Richtigkeit, weil dann Einseitigkeiten um so weniger vorkommen können. Doch glaubt man, daß auch das nicht viel an der Sache ändere, sondern daß man einzelne Geldpreise feststelle, für welche die Kommission die Gemälde nach Stimmenmehrheit auswähle. Daß dabei ein kleiner Spielraum von etwa $^1/_{10}$ gelassen werden und überhaupt auch nicht so sehr auf das gänzliche Aufgehen der Generalsumme zu sehen seyn dürfte, versteht sich wohl von selbst. — An größeren Gemälden von bewährten Künstlern war auch jetzt Mangel. Wie verlautet, hatte zwar das Comité die Künstler zur Konkurrenz zu einem sogenannten Kursbild, wozu 500 Rthlr. ausgeworfen waren, eingeladen. Welcher Künstler von Ruf möchte sich aber wohl zu der Art Hazardspielen herbeilassen? Man sah sich denn auch genöthigt, zu diesem Behufe ein, den Kenner höchst wenig ansprechendes Gemälde von einem hiesigen, in seiner künstlerischen Ausbildung begriffenen, jungen Manne zu nehmen. Dasselbe stellte eine Action aus dem Leben Cid's vor. Die Haltung der Figuren ist indessen steif, Statisten gleich; nichts geistig Großes im Ausdruck; dagegen zeichnet sich das Bild durch brillante Farben vor vielen andern aus. Ein gelungenes Gemälde, nach demselben Gegenstande, sah man von Hopfgarten; allein der schlechte Platz, welchen man ihm gegeben hatte, das rechtwinkelicht einfallende Licht ließ seine Schönheiten kaum bemerken; wir hätten ihm eine eben so gute Beleuchtung gewünscht, als worin sich das vorhin erwähnte Bild befand.

Gernsheim, 18. Oct.

Heute wurde das neue, der Dampfschifffahrt wegen erbaute Restaurations-Lokal am Rheine dahier feierlich eingeweiht. Es ist somit ein wichtiges Bedürfniß der Reisenden befriedigt, die jetzt schon ihre Zufriedenheit desfalls aussprechen. Obschon es nicht als Gasthaus ersten Ranges, des Ortes und der Umstände wegen, erscheinen kann und soll, so hat doch Hr. Kreisbaumeister Krönke eine schöne Idee zweckgemäß realisirt, wobei auch keine Kosten gespart wurden, und nur übertriebene Anforderungen können mehr verlangen. Der damit in Verbindung stehenden Wagenfahrt von hier nach Darmstadt konnte bis jetzt noch kein rechtliches Hinderniß entgegen treten. Nur das Publikum kann durch Concurrenzen der Art gewinnen.

Mannichfaltigkeiten.

Erst in diesen Tagen ist uns die »Controverse über die Nerven des Nabelstrangs und seiner Gefäße, einer sorgfältigen Prüfung unterworfen von J. A. C. Schott, der Heilkunde Doktor und praktischem Arzte zu Frankfurt a. M.« zu Gesicht gekommen. Wir haben sie mit besonderm Interesse und Vergnügen gelesen. Ist doch die Heilkunde diejenige Wissenschaft, wo noch am wenigsten Licht herrscht und wo doch dasselbe am nöthigsten; denn die meisten Tugenden gedeihen leichter in einem gesunden Körper und das Traurigste ist anhaltendes Siechthum! Daher dem Arzte Dank, welcher alle seine Kräfte aufbietet, um seinen Mitmenschen das köstliche Gut, Gesundheit, zu erhalten oder wieder zu verschaffen, und noch besondern Dank, wenn er, wie der geschätzte Hr. Verfasser, die Ergebnisse seiner Beobachtungen zur Erweiterung der Wissenschaft mittheilt. Die Untersuchungen, welche Hr. Dr. Schott über die Nerven des Nabelstranges angestellt, sind anziehend und regen zu weiterem Forschen an. In der Abhandlung über »das Versehen« findet man so viel Klarheit, als in einer so dunkeln Region zu gewärtigen steht. In einem Anhang sind mehrere interessante Augenleiden geschildert. Unter diesen ist wohl das merkwürdigste »die Beobachtung eines lebendigen Wurmes in einem lebenden Auge.« Hr. Hofrath ist der erste Arzt, der diesen Fall beobachtet. Indem wir hiermit auf diese werthvolle Schrift aufmerksam machen, glauben wir, nicht nur Aerzten, sondern auch sonstigen Naturforschern und Gelehrten einen Dienst zu erweisen.

* * *

(Grätz, Anfangs Okt.) Der in unserem Steyermark und den benachbarten Alpenländern so hoch verehrte Erzherzog Johann hat uns ein großartiges Nationalmusikfest bereitet. Er hat, um die so originelle und gemüthliche Landesmusik vor Abweichung und Ausartung zu bewahren, an die Volkssänger und Musiker einen Aufruf ergehen lassen, sich in der Hauptstadt zu einer Production vor sieben Prüfungsrichtern zu versammeln. Achtzig Landleute, Männer und Frauen, meistens aus Ober-Steyermark, folgten diesem Rufe, wobei die bei weitem größere Zahl Instrumentalisten waren, worunter die Cither, Geige, Cimbel und die Schwebelpfeife, eine Art einfaches Piccolo, die Hauptrolle spielten. Der Schauplatz dieses originellen Konzertes, welchem mehrere Tausend Zuhörer beiwohnten, war das erst voriges Jahr erbaute, großartige Colisium. Der Erzherzog bestimmte 300 Conv. Thaler zu Preisen, wovon der erste 50 Thaler betrug und einstimmig der Judenburger Musikgesellschaft zuerkannt wurde. Nur ächt vaterländische Weisen wurden gespielt und gesungen, was in der Absicht des kaiserl. Gönners lag, der selbst mehr als zweitausend derselben gesammelt hat und ein wahrer Kenner derselben ist. Die Einnahme des Konzertes wurde zu gleichen Theilen unter die mitwirkenden Landleute vertheilt, welche mit Thränen des Dankes und der Freude von dannen gingen. Mehrere Tage erhielten sie unentgeldliche Verpflegung im Colisium.

(Freiburg, 18. Okt.) Der Hr. Geh. Hofrath und Professor Dr. Wucherer beabsichtigt, mit Genehmigung der hohen Regierung, einen Gewitterbeobachtungs-Verein, dessen Plan in der heutigen Beilage zur hiesigen Zeitung näher entwickelt ist. Bei dem ungetheilten Interesse, das die Gewittererscheinungen erregen, ist wohl an einer lebhaften Theilnahme nicht zu zweifeln.

Die spanischen Tänzer, die uns von Deutschland her bekannt sind, gastiren jetzt mit Beifall in Stockholm. — »Rubens in Madrid«, Schauspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer, ist von Djurström in das Schwedische übersetzt worden, und Dahlquist, ein beliebter Schauspieler der Hauptstadt, will es zu seinem Benefiz geben.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 22. Oct. Der Pariser Taugenichts, Lustspiel in 4 Abth., von C. Töpfer. Hierauf folgt: Instrumental-Konzert der Herren Giulio Regondi (Guitarre und Melophon) und Joseph Lidel (Violoncello), Tonkünstler aus London.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 297. Freitag, den 23. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

Die beiden Herren verfügten sich nun zusammen in Herrn Simart's Zimmer. Als der Ex-Pelzhändler den unvorhergesehenen Beweggrund erfuhr, der seinen künftigen Schwiegersohn nach Paris rief, kratzte er sich mißmuthig hinter dem Ohre.

„Ei, ei," sagte er dann mit treuherziger Gutmüthigkeit, „um was handelt es sich denn? Madame Regnault erzählte mir so eben Ihren kleinen Zwist mit Cölestinen; denken Sie denn noch an denselben? Die Krankheit Ihres Onkels kömmt so unerwartet."

„Wie alle Schlaganfälle," bemerkte Franz mit der Autorität eines Doktors.

„Gehen Sie, gehen Sie!" versetzte der alte Handelsmann, „wir wollen Alles vergessen. Sie kennen den Charakter meiner Tochter; sie hat das beste Herz von der Welt; auch muß man mit ihren kleinen Muthwillen Nachsicht haben."

„Kleine Muthwillen!" rief Tessier, dem sein Vertrauter durch einen Wink Stillschweigen auferlegte.

„Sehen Sie, Herr Dramond," sagte der ehrliche Simart, „es sind ein paar Kindsköpfe. Cölestine ist ein verzogenes Kind, das gestehe ich, aber Ihr Freund ist auch zuweilen ein Hitzkopf. Im Grunde lieben sich beide wie Turteltauben, wenn sie sich auch manchen Tag um Nichts zanken. Wohlan, Tessier, machen Sie keine Rache geltend; Cölestine ist im Salon, schließen Sie Frieden zusammen."

Franz, der seinen Freund schon in seinem Entschluß wanken und ihn im Begriff sah, Herrn Simart zu folgen, fühlte nun die Nothwendigkeit, einzuschreiten.

„Ich kann es bestätigen, mein Herr," sagte er zu Cölestinens Vater, „daß Aristides durchaus nicht mehr an das Vorgefallene denkt, in diesem Augenblick ist er nur mit dem Unfall beschäftigt, der seinem Onkel zustieß."

„Es ist also kein Mährchen?" fragte der Ex-Pelzhändler.

„Ein Mährchen!" rief Dramond scheinbar beleidigt. „Ich, mein Herr, habe meinem Freunde diese traurige Nachricht überbracht, und hielt es nicht für passend, ihm diese Nachricht noch vor Tische mitzutheilen, zumal da der Postwagen nach Paris erst diesen Abend abgeht, und er daher noch alle Zeit hat, heute dahin abzureisen."

„Herrn Marjolier kenne ich wohl," antwortete Herr Simart. „Er ist groß und mager, noch größer und magerer als mein Neffe Regnault! Wo alle Wetter hat er sich mit einem solchen Naturell einen Schlag geholt? Das will ich mir merken und hinter die Ohren schreiben."

„Verzeihen Sie, mein Herr," antwortete Franz mit einem gefälligen Lächeln, „hier bin ich in meinem Fache, denn ich habe Medizin studiert. Es ist zwar ein allgemein angenommener Irrthum, das gebe ich zu, doch bleibt es immer ein Irrthum, wenn man glaubt, magere und nervigte Naturelle seyen mehr gegen Schlaganfälle geschützt, als vollblütige Konstitutionen; ob der Hals etwas länger ist, und das Gesicht etwas weniger Roth hat, thut nichts zur Sache; ich könnte Ihnen hierüber Beispiele erzählen .... Doch davon ist nun nicht die Rede; es handelt sich um diesen guten vortrefflichen Herrn Marjolier, der vielleicht in diesem Augenblick in den Armen habsüchtiger Miethlinge seinen Geist aushaucht. Bedenken Sie, daß Herr Tessier sein Neffe und sein Erbe ist," fuhr der junge Mann, sich zu Herrn Simart's Ohr hinneigend, fort, als suche er seines Freundes Zartgefühl zu schonen; „denn setzen Sie vor Allem nicht aus den Augen, daß Herr Marjolier eine Haushälterin und einen Beichtvater hat."

„Zwei Uebel, statt Einem," rief der alte Handelsmann, dessen Priesterhaß bei der letzten pfiffigen, eindringlichen Rede plötzlich erwachte. „Ein Beichtvater, ein Jesuit! Ja, ich entsinne mich, Marjolier war von jeher fromm; er ist im Stande, sich durch die schwarzen Soutanen so umstricken zu lassen, daß er sein ganzes Vermögen irgend einem Seminar vermacht. Reisen Sie, Tessier, reisen Sie auf der Stelle, denn mit einem solchen Mann muß man vorsichtig seyn. Ich kenne Ihren Onkel schon von lange her, er hat einen schwachen, beschränkten Geist, er ist ein Abonnent der Quotidienne! Ja, sapreblеu! reisen Sie, was Sie können, hier ist kein Augenblick zu verlieren."

Aristides blieb unbeweglich, und schaute, statt zu antworten, in jede Ecke des Zimmers. Franz, erschrocken über dieses Symptom, so sehr er sich innerlich über den panischen Schrecken des Pelzhändlers freute, faßte seinen Freund am Arm, und sagte, sich zu seinem Wirthe wendend:

„Wir werden bald zurückkehren, denn ich betrachte mich nun ein für allemal eingeladen."

Nach einigem Nachdenken antwortete aber Herr Simart freimüthig und offen:

„Sie können es noch besser einrichten; Ihre Anwesenheit ist

in Paris nicht erforderlich, daher bleiben Sie hier, um mir zu beweisen, daß unter dieser unvorhergesehenen Abreise nicht irgend ein tückisches Vorhaben liege; da Sie Tessiers Trauungszeuge sind, steht Ihnen kein Hinderniß entgegen; wir behalten Sie als Geißel hier bis zu seiner Rückkehr, sind Sie damit zufrieden?"

„Ich bin es zufrieden!" antwortete Franz mit einer Lebhaftigkeit, die man hätte als Freude deuten können, und schüttelte die derbe, ihm vom Ex-Pelzhändler treuherzig dargereichte Hand.

„Vor Allem verlieren nun Sie, Tessier, keine Zeit," erwiederte jener, durch seine getroffenen Anordnungen ganz beruhigt; „dieser Beichtvater schwebt mir stets vor den Augen. Ich will mein Pferd anspannen lassen, das Sie bis zur Landstraße führen soll."

„Nun ist diese drückende Angelegenheit vorüber," sagte Franz, als er mit seinem Freunde allein war.

„Ja wohl," antwortete dieser, „Du schickst mich weiter, aber Du bleibst! So war jedoch die Abrede nicht getroffen."

„Wenn Dir das im mindesten unangenehm ist, reise ich mit Dir ab," versetzte der Vertraute; „ich habe Herrn Simart's Anerbieten nur angenommen, um Dir dadurch dienen zu können. Ich glaubte, es würde Dir angenehm seyn, einen Mandatar hier zu haben, der Dir die Unannehmlichkeit erspare, diese Verbindung selbst aufzulösen."

„Im Grunde hast Du Recht," erwiederte Aristides, durch den Gedanken an eine persönliche Verhandlung erschreckt; „bleibe nur, und bringe Alles in's Reine, so gut Du kannst."

„Du ertheilst mir also unumschränkte Vollmacht?"

„Unumschränkte."

Mademoiselle Simart hatte sich in den Salon verfügt, wo sie ihr Fortepiano auf eine Weise mißhandelte, daß alle Echo des Hauses davon erdröhnten. Als sie aber die Abreise ihres Verlobten erfuhr, schloß sie sich, um dem Abschiede zu entgehen, in einem Ueberrest von Schmollen, in ihr Gemach ein. Aristides mußte sich daher auf den Weg machen, ohne sie zu sehen. Sein Freund begleitete ihn bis zu der Station, wo er den Postwagen erwartete, und verließ ihn erst, als er in den Wagen gestiegen war.

(Fortsetzung folgt.)

Overbeck's Triumph der Religion in den Künsten und de Keyser's Schlacht bei Woringen.

Zwei große Oelgemälde, Kunstwerke, deren Bedeutung jedem Beschauer sich aufdrängt, beschäftigen die Aufmerksamkeit aller kunstliebenden Bewohner Frankfurts. Mannigfach schwankt das Urtheil über den Werth der beiden Werke hin und her.

Die unabweisliche Vergleichung zwischen beiden, die allerdings in eine unverträgliche Nähe gebracht wurden, ängstiget und beirret viele redliche Beschauer.

Diese beiden Bilder sind: Overbeck's Triumph der christlichen Kunst und de Keyser's Schlacht bei Woringen, welche — vielleicht nicht blos durch den Zufall der Beschränktheit des Raumes, in einem und demselben Saale des Städel'schen Institutes ausgestellt sind.

Zuerst erschien Overbeck's Bild. Man trat vor dasselbe, mit der trefflichen, aus dem innersten Gemüthe und der reinsten Wahrheitsliebe des Künstlers hervorgegangenen Erklärung in der Hand, und einstimmig sprach sich die Anerkennung eines Werkes aus, welches man als ein bedeutendes Erzeugniß der neueren christlichen Kunstschule verkündet hatte, und mit Stolz als einen für Frankfurt gewonnenen Schatz betrachtete.

Das Gefühl der Nothwendigkeit, oft vor das Bild zu treten, um sich stets freudiger in selbes vertiefen zu können, so wie der hohe Ernst des Künstlers, schien zwar schon anfänglich hie und da unbehaglich zu drücken, doch lobte man im Allgemeinen noch die Offenheit desselben. Klar und laut sah man in der Erklärung die von ihm als höchste erfaßte Richtung ausgesprochen, und ehrlich Gesinnte fanden in seinen Worten keine Ausschließung anderer Richtungen, sofern sie mit jener höchsten nicht in Kampf und Widerspruch treten.

Bald darauf mußte das Bild des alten Meisters auf die Seite gerückt werden, und das an kolossalem Umfang weit bedeutendere Schlachtengemälde de Keyser's, welches die lange Wand des größten Institutsaales buchstäblich von oben bis unten einnimmt, wurde aufgestellt.

Ein Taumel der Bewunderung ergriff nun die Beschauer. Man zappelte vor Entzücken, und ein Zauber schien Alle vor der neuen Erscheinung fest zu bannen. Aus allen Entfernungen, die leider für die Dimensionen des Bildes nirgends im Saale entsprechend gewählt werden können, strebt man es zu genießen. Wird nun Jemand zufällig bei diesen Wendungen oder im Gedränge gestoßen, des stillen, strengen, mahnenden Werkes Overbeck's wieder ansichtig, so drehet er sich, wie von Zuglust berührt, rasch um, um in der „Naturwahrheit" — „der Farbenpracht" — „der Genialität des Pinsels" — „der göttlichen Leidenschaft" *) — des Schlachtenbildes zu schwelgen. Viele finden nun Overbeck's Bild zwar recht hübsch, doch matt, einseitig, mystisch, geleckt, kurz, tief unter der schönen, jugendgewaltigen, verständlichen und kühnen Schöpfung de Keysers. Man preiset das Genie und die bis zur Vollendung gediehene Entwickelung eines Mannes, der vor zwölf Jahren noch Hirt gewesen seyn soll, und es wurden Stimmen laut, daß die Instituts-Direktion wohl besser gethan hätte, ein Bild dieses auftauchenden Heros, und nicht des Meisters eines veralteten, unserer Zeit nicht mehr angehörigen Kunststrebens zu erwerben. **) —

Die Aufgabe der Kunst ist nicht Nachahmung der Natur, selbst nicht der schönen Natur, denn sonst wäre ein Spiegelbild das schönste Portrait, und eine fleischfarbene, in Wachs modellirte Venus von Medici das vollendetste Kunstwerk.

Diese Behauptung ist so oft aufgestellt, so geistreich erörtert und so allgemein angenommen worden, daß deren Wiederholung fast anekelt. Die Anschaulichmachung einer Idee durch das Medium der, möglicherweise nur von der Natur entlehnten Form, das ist Kunst.

Je tiefer, reiner, ja heiliger diese Idee, desto größer ist die Conception; je schöner, verständlicher und durchsichtiger die Form,

*) Ausdrücke, welche Schreiber dieser Zeilen selbst vernommen hat.

**) Stimmen solcher Leute, die, wie der Kritiker im Frankfurter Conversationsblatte vom 12. Oktober, die Kunst mit der Elle messen, und daher in Overbeck's Bild nur Püppchen sehen, dürften auch dem gepriesenen de Keyser's schlechten Dienst erweisen. Tief verletzt durch diesen Artikel ist wenigstens gewiß Meister Ph. Veit, dessen schönes Frescobild darin rühmend erwähnt ist.

desto trefflicher ist die Ausführung; je inniger vereint beide, desto näher der Vollendung steht das Kunstwerk.

Häufig treten uns Künstler mit Ideenreichthum und Schöpferkraft, häufiger mit großer technischer Durchbildung, selten aber mit der harmonischen Vereinigung beider Grunderfordernisse entgegen.

Komme ich nun auf jene beiden Bilder zurück mit dem Drange, mir darüber Rechenschaft zu geben, so frage ich, welche Ideen sollen sie uns veranschaulichen?

Ihre Benennung spricht dies aus.

Welche Idee ist nun wohl die größere, jene, den Blick in den nothwendigen Zusammenhang der edelsten Bestrebungen der Menschen mit Offenbarung und Christenthum zu erschließen, oder die, einen blutig endenden Kampf, der nicht um irgend ein Heiliges geführt erscheint, zu versinnlichen?

Steht der Frieden der Seele tiefer als die Leidenschaft,*) ist die Betrachtung des Hasses erhebender als die der Liebe? Vor dem einen Bilde fühle ich mich wunderbar beruhigt, getröstet, veredelt, vor dem andern in das Gewühl des irdischen Jammers geworfen.

Wenn nun ein Brabanter, von nationalen Erinnerungen erfüllt, mit Begeisterung die Darstellung des Sieges eines ehemaligen Herzogs von Brabant aufnimmt, und mit Vorliebe bei diesem Bilde verweilt, so kann ich es noch begreifen. Wenn aber andere von diesem Schlachtengemälde, welches keineswegs den Charakter des 13. Jahrhunderts versinnlicht, blos durch die naturwahre Ausführung, die uns die Rosse fast riechen läßt, so geblendet werden, daß sie den Blick für das höhere Werk verlieren, welches, eine tiefe Idee veranschaulichend, mit der schönsten durchgebildetsten Technik vor uns steht, — so fordert dieß zu ernstem und trübem Nachdenken auf.

Woher die erkaltende Freude an dem Schatze, woher die ungemessene Begeisterung für das andere Werk, woher die Unsicherheit, ja der Umschwung des Urtheils und der Theilnahme?

Fliehet Ihr denn so sehr den Ernst und die Mahnung an das Jenseits! Bebt Ihr zurück vor der Selbstverläugnung und vor jeder Bemühung, einzudringen in den Geist des Gebotenen? Gebt Ihr Euch darum rasch und ganz dem Werke hin, zu dessen Verständniß Ihr flüchtig, wie Reisende auf Eisenbahnen, durch einen einzigen Blick gelangen könnet? Ihr erwiedert: Warum sollen uns denn die prächtigen Pferde, die schönen Augen, die herrlich gemalten Waffen und Stoffe, das ganze reiche Leben nicht gefallen? Fern sey es von mir, das riesige Talent des jungen Künstlers zu läugnen, dessen Bild, — wie ein in ganz anderer Richtung wandelnder Meister bemerkte, — so fertig ist, daß man nicht begreife, wie er noch vorwärts schreiten könne; fern sey es von mir, zu läugnen, daß in de Keyser der alte Rubens und der moderne Horace Vernet sich zu spiegeln scheinen, — zu läugnen endlich, daß auch ein Schlachtenbild ein Kunstwerk seyn könne.

Ich will mich mit Euch des Talentes freuen. In tiefster Seele muß es aber empören, wenn Ihr das Auge der Seele dem göttlichen Eindruck verschließet, wenn Ihr an dem Werke Overbeck's mäkelt, und wenn Ihr dasselbe mit erbärmlicher „Duldung", mit jämmerlicher „Erträglichkeit" abfertiget, ein Werk, von welchem der am höchsten gestellte Maler Deutschlands gesagt haben soll: „Wenn alle unsere Bilder untergehen, so wird dieß größte Bild unserer Zeit bestehen und der Nachwelt verkünden, was wir gewollt, und was wir erreichen konnten!"

Ja, ich wage es kühn, auf die Gefahr des Hohnes und Mitleids hin, zu behaupten, daß dieses Bild mit der unwiderstehlichen Gewalt der heiligen Wahrheit siegreich, selbst in jetzt widerstrebende Herzen einziehen, und Tausende zu einer Zeit mild begeistern und erheben wird, in welcher das Schlachtengemälde nur mehr Gegenstand neugieriger Betrachtung und des Erstaunens über die Meisterschaft der Technik seyn wird.

*) Freilich sagte eine hochgefeierte Frau einst: Gott ist die Leidenschaft.

Korrespondenz.

Mainz, 20. Okt.

Nächsten Montag, den 26. d. M. wird die Liedertafel in Mainz nebst dem Damen-Gesangvereine zum Besten der Armen in dem Theatergebäude ein Konzert veranstalten, in welchem das allenthalben mit dem größten Beifalle aufgenommene Oratorium »Paulus« von Mendelssohn-Bartholdy zur Aufführung kommen soll. — Hr. Messer leitet an diesem Abend zum letzten Male den genannten Verein, in dem er so viele Jahre hindurch als tüchtiger und energischer Gesangdirektor rühmlichst gewirkt hat. Ungeachtet der schönsten Bedingungen, wodurch ihn seine hiesigen Freunde für Mainz zu erhalten suchten, hat er doch die auf ihn gefallene ehrenvolle Wahl zum Directer des Cäcilienvereins in Frankfurt angenommen. — Sicherm Vernehmen nach wird der Vorstand der Mainzer Liedertafel nicht vor 6 Wochen über die Wiederbesetzung der vacant gewordenen Gesangdirectorstelle entscheiden, und sich inzwischen durch seinen derzeitigen Präsidenten, Hrn. J. J. Schott, nach einem wackern Nachfolger Messer's umsehen.

Mainz, 21. Okt.

Heute früh hält die Versammlung deutscher Wein- und Obstproduzenten ihre erste Sitzung; ohngefähr 70 Auswärtige hatten bis gestern Nachmittag ihre Theilnahme angemeldet; man erwartet deren jedoch heute noch weit mehr. Vielleicht wären die Anmeldungen zahlreicher geworden, wenn der Eintrittspreis von 2 fl. 42 kr. Vielen nicht zu hoch geschienen hätte; man vernahm deßhalb auch den Wunsch auf Herabsetzung, der unterdessen wahrscheinlich aus triftiger Ursache keine Berücksichtigung fand. Viele und schöne Obstsorten, die dem Comité zugekommen sind, werden aufgestellt und dem Publikum gegen ein geringes Eintrittsgeld zur Beschauung dargeboten werden. — Seit Anfang dieser Woche haben sich hier nun auch Fiacres gebildet; sie stationiren vorerst auf dem Gutenbergs-Platze hinter dem Theater. Die Preise, die sie für den Anfang für halbstündige Fahrten stellen, sind, wie es uns scheint, zu hoch und werden, wenn die Unternehmung prosperiren soll, eine Ermäßigung erfahren müssen; unterdessen ist ein Anfang gemacht, der bei uns immer schwer hält; eben so war es mit den Omnibus, die nun in so gutem Gange sind. — Die früher ausgesprochene Hoffnung auf nunmehrige kräftige Unterstützung des Theater-Instituts von Seiten unserer städtischen Behörde hat sich bis jetzt nicht verwirklicht und doch that sie nie mehr Noth, als in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo das Publikum immer weniger thut und das Vertrauen zwischen den Bühnenmitgliedern und der Direktion sich zu mindern scheint, indem seit Kurzem mehrere der vorzüglicheren abgegangen sind; möchte man es doch nicht zum Aeußersten kommen lassen! Diese gar nicht angenehme Lage, von der wir nur sehr ungern reden, hinderte nicht, daß wir am verflossenen Sonntage wieder eine recht besuchte und gefeierte Vorstellung hatten. »Don Juan von Oesterreich« von C. Delavigne erschien wie ein Lichtstrahl in der Düsterheit, die über unsern theatralischen Zuständen schwebt. Dieses historische Gemälde voll Fassung und Varietät wurde allgemein gut aufgenommen und scheint ein Kassenstück werden zu wollen. — Hr. Hessen vom Königstädter Theater in Berlin gab die Titelrolle; diesem jungen Manne sind ausgezeichnete theatralische Anlagen nicht abzusprechen; er wußte in

glücklichen Momenten seinem Spiele ein Leben, eine Rundung zu geben, die sehr ansprachen. Nach ihm gefielen am meißten Hr. Vogel, Dem. Herbold und Dem. Tönn.

Grabschrift.

Nach Soulié.

Der hier ruht in diesem niedern Grabe,
War kein reichbeglückter Erdensohn;
Aber Schwermuth, edle Wissensgabe
Huldigten an seiner Wiege schon.

Unglück theilen, war sein feurig Sehnen,
Keine Zähre ward durch ihn geweint;
Was er hatte, gab er willig: »Thränen.«
Was er wünschte, ward sein Theil: »ein Freund.«

Seine Tugenden, laß sie in Frieden;
Zürne, Wand'rer, seinen Fehlern nicht.
Voll der Hoffnung, von der Welt geschieden,
Harrt er, bis ihm Gott sein Urtheil spricht.

Friedrich Eich.

Mannichfaltigkeiten.

(Hermannstadt.) Vor einigen Wochen verfiel in Sibiel, einem wallachischen Dorfe bei Szetschel, ein Mädchen von 15 Jahren plötzlich in eine Ohnmacht. Die Muskelbewegung, der Gebrauch der Sinne, das Athmen, die Wärme des Körpers, die Röthe der Haut, das Schlagen des Herzens, kurz, alle Aeußerungen des Lebens fehlten und das Mädchen, das man für todt hielt, wurde in einen Sarg gelegt. Als sich aber nach 2 Tagen viele Leidtragende im Trauerhause versammelt hatten, um ihrer jungen Freundin den letzten Dienst zu erweisen, schlug die Scheintodte mit einem Male ihre Augen auf und stieg aus dem Sarge. Die Furcht der Anwesenden vor dem »von den Todten auferstandenen Mädchen« war allgemein, denn von einem ähnlichen Falle wußte Niemand zu erzählen. Als endlich die Furcht einigermaßen verschwunden war, fing das Mädchen an, zu verkünden, was es in jener Welt gesehen, gehört und gesprochen. Gegenwärtig hält sich das erwähnte wallachische Mädchen allhier, vor dem Elisabeththore, in der Nähe der Pesthäuser, auf, und versammelt durch seine Beschreibung jener bessern Welt täglich eine große Menge leichtgläubiger Wallachen um sich. Die Nachricht über den Zustand eines verstorbenen Bruders wird gut honorirt. Doch beantwortet das Mädchen keine Frage sogleich; es muß wenigstens einmal darüber geschlafen haben!!! (Agram. Ztg.)

(Stuttgart.) Dem. Evers trat, als neuengagirtes Mitglied, in der Susanne im Figaro von Mozart auf. Sie zeigte sich als eine gut musikalisch gebildete Sängerin, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, da dieß oft selbst bei den Renommeen zu fehlen pflegt.

Als Louis Napoleon vor den Pairshof geführt wurde, richtete der Präsident die üblichen Fragen an ihn: »Wie heißen Sie?« — »Charles Louis Napoleon Bonaparte.« — »Ihr Alter?« — »Zweiunddreißig Jahre.« — »Wo wurden Sie geboren und wo halten Sie sich auf?« — »Ich wurde zu Paris geboren und wohne in London.« — »Ihr Gewerbe?« — »Französischer Prinz in der Verbannung.« (!)

Die neueste komische 2aktige Oper Donizetti's, la fille du regiment, hat, als Eigenthum des B. Schott'schen Verlags, so eben die Presse verlassen. Die Handlung, nach dem Französischen der HH. Sal. t. Georges und Bayard von Carl Gollmick übersetzt und in Bezug ihrer politischen Ereignisse auf deutsche Charaktere und Verhältnisse übertragen (die Oper spielt im Jahr 1815, als Murat in Italien gegen die Oesterreicher focht), ist in militärischem Genre, ohngefähr wie Adam's Brauer von Preston gehalten und zeichnet sich durch gefällige Musik, wie durch fließenden Dialog aus. Die vier handelnden Parthieen, der Marie (die Regimentstochter), des Feldwebel Salpiz, des Schweizers Tonio (vom Simplon) und der ahnenstolzen Marchesa von Maggiorivoglio, bewegen sich in den contrastirenden Sphären der Soldateska und der höhern Stände und sind so interessante als dankbare Aufgaben für darstellende Sänger. Die Soldatenchöre, Ensembles und Finales sind von brillanten Wirkungen. Demnach dürfte diese Oper, die in Frankreich ununterbrochene Theilnahme erweckt, sich auch für die deutsche Bühne rentiren. Die gestochene Partitur nebst Stimmen, so wie der vollständige und elegante Klavierauszug sind bei dem Verleger zu beziehen.

Museum.

Am 23. Oktober 1840.

Bettina über Beethoven's Symphonien; mit einem Vorwort vom Vorsteher der ersten Klasse des Museums; gesprochen von Hrn. Lußberger.
Symphonie von Beethoven in A dur.
Bemerkungen über die Emancipation der Frauen; von Hrn. Dr. Th. Creizenach.
Sehergabe; Gedicht von A. Clemens, Musik von Gollmick; gesungen von Dem. Kratky.
Andante für die Violine von Beethoven; gespielt von Hrn. Riesstahl.
Betrachtungen eines Malers über die Bilder von de Keyser und Overbeck; vorgetragen von Hrn. Lußberger.
Arie mit Chor von Kreutzer; vorgetragen von Hrn. Dettmer.
La Mélancolie, von Prume; gespielt von Hrn. Riesstahl.
Ouverture aus der Oper: Der Zigeunerin Warnung von Benedikt. (Zum erstenmal.)

Der Anfang ist um halb Sieben Uhr; der Saal wird nicht früher als um halb Sechs Uhr geöffnet; der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her.

Alle Museumskarten sind nur persönlich gültig; Kinder können nicht zugelassen werden. Die verehrten Mitglieder und Abonnenten sind gebeten, sich mit ihren Eintrittskarten zu versehen, damit die an dem Eingang angeordnete Controlle genau beobachtet werden könne. Die Gastkarten angehend, sieht sich der Vorstand des Museums veranlaßt, im Interesse der Mitglieder die größte Beschränkung eintreten zu lassen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 24. Oct. Eugen Aram, Schauspiel in 5 Abth., von Rellstab. Eugen Aram: Hr. Pohlé, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Redakteur: J. C. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 298. Samstag den 24. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

V.

Als Franz Dramond den Weg zu dem Hause, das Cölestine bewohnte, allein zurücklegte, fühlte er eine gewisse Beruhigung, die er sich, wenn sie ihn auch anfangs überraschte, doch bald durch ein inneres Gefühl von Zufriedenheit erklärte, welche das Bewußtseyn geleisteter Dienste oder erfüllter Pflichten einflößt.

„Ich verlebte meinen Tag nicht unnütz", sagte er zu sich selbst mit einem Lächeln, dessen sich Titus, glorwürdigen Andenkens, nicht geschämt haben würde; „ich fordere die feinsten Diplomaten heraus, ob sie im Stande gewesen wären, diesem Streite eine geschicktere Wendung zu geben. Eines Theils hielt ich meinen Freund ab, eine Thorheit zu begehen, die nicht wieder gut zu machen gewesen wäre; anderer Seits schonte ich die Ehre einer achtbaren Familie, und endlich ein junges Mädchen, bei dem in Ermanglung von Tugend die Schönheit alle Beachtung verdiente."

Aufopferung ist eine schöne Sache, gänzliche Uneigennützigkeit ist es aber noch weit mehr. Das Gefühl eines Mannes, der eine schöne Handlung vollbrachte, neigt sich vermöge einer natürlichen Anziehungskraft der Belohnung zu, die er verdient zu haben glaubt, und Franz gab sich diesem Gesetz des menschlichen Herzens hin, ohne ihm die mindeste Gegenwehr entgegen zu stellen.

„Ich habe wohl einige vergnügte Tage verdient," sagte er zu sich selbst; „warum sollte ich mein Domicil hier nicht für eine Woche aufschlagen? Im Monat Mai langweilt man sich in Paris, und auf dem Lande ist es so schön. Und dann ist, von dem Momente an, da diese Heirath mit Aristides aufgelöst ist, für mich jene kleine Cölestine nicht mehr die Braut eines Freundes; sondern ich erblicke in ihr von nun an nur noch den kleinen, verführerischen, schwarzen Domino, nach dem ich so lange geforscht hatte! Aus welchem Grunde sollte ich daher nicht ein Abenteuer verfolgen, das auf so romantische Weise begonnen?"

Lächelnd, mit heitern Blicken, trat der junge Mann, der durch diese zarte Auseinandersetzung sein Gewissen beruhigt hatte, bei Herrn Simart ein. Da er sich vorgenommen, Jedermann für sich zu gewinnen, machte er sich sogleich ans Werk; mit dem Herrn des Hauses sprach er von Propaganda und Nationalgarde; mit Herrn Regnault, einem Advokaten ohne Prozesse, von Verhaftsbefehlen des Cassationshofes; mit der jungen Blondine, der Besitzerin des Smaragdrings, von Moden, Schauspielen und neuen Romanen; mit der alten Tante von Religion und Arzneikunde, und beschloß endlich den Abend, indem er mit Cölestinen, die die Abwesenheit ihres Bräutigams mit dem größten Stoicismus zu ertragen schien, Nokturnen sang.

Mehrere Tage hindurch beobachtete Franz unausgesetzt, mit eben so tiefem als verborgenem Interesse das junge Mädchen, das sein Freund zu heirathen Willens gewesen war, und dessen anmuthige Schönheit bei ihm selbst eine Verführung geltend machte, die er sich nur halb zu gestehen wagte. Bald waren die Resultate dieses Studiums aufreibende, unleidliche Zweifel. Für solche, die nicht die zartesten Fibern der weiblichen Organisation in ihren unmerklichsten Verzweigungen analysirt hatten, war Demoiselle Simart's Charakter allerdings ein unlösbares Räthsel; denn abwechslungsweise sorglos, gleich einem Kinde, oder tiefdenkend, wie eine gesetzte Frau; ausgelassen Morgens und schwermüthig Abends; ungestüm bis zur Thorheit, oder ernst bis zur Schwermuth; beweglicher als die Welle, sich jedem Sturm überlassend, einen Augenblick später aber in wahrer Himmelsruhe strahlend, bot Cölestine mit einem Worte eines jener belebten zusammengesetzten Bilder dar, vor welchen der schlichte Bürger voll Mißtrauen, der Künstler aber voll Begeisterung verweilt. Franz wußte aber, ungeachtet seines Verstandes und seiner Erfahrungen, doch nicht, welchen Entschluß er fassen sollte.

„Engel oder Teufel," sagte er zu sich selbst, „was von beiden mag sie wohl seyn?"

Eines Abends, drei Tage nach Tessiers Abreise, von dem keine Nachrichten eingelaufen waren, und an welchen, mit Ausnahme Herrn Simart's, Niemand zu denken schien, hatten sich Cölestine, Madame Regnault und Franz in einer kleinen Laube am Ende des Gartens niedergelassen. Beide Damen stickten, der junge Mann aber, zu ihren Füßen sitzend, hielt ein Buch in der Hand, aus welchem er voll Rührung die Leiden Indiana's deklamirte. Gegen seine Gewohnheit löste er diese Aufgabe sehr schlecht, zerstümmelte George Sands fließende Prosa auf erbärmliche Weise, ohne Punkte, noch Comma's zu beobachten; wandte oft zwei Blätter auf einmal um, oder hielt mitten in einer Phrase inne, um Cölestinen anzublicken. Die Augen auf ihre Arbeit geheftet, schien Mademoiselle Simart keineswegs die Fehler des Vorlesers zu bemerken, sey es, daß sie mehr dem

Klang seiner Stimme, als auf die Worte des Buchs lauschte, oder sey es, daß sie ohne Mißfallen die Zerstreuung wahrnahm, deren Ursache sie bereits errathen hatte. Weniger nachsichtig als ihre Cousine, weil sie kein Interesse hatte, es zu seyn, unterbrach Madame Regnault durch ungestümes Lachen einen Satz, in welchem sich Franz so sehr zu gefallen schien, daß er nicht aus ihm herauskommen konnte.

„Ich versichere Sie, daß ich nicht ein Wort von dem verstehe, was Sie lesen; Sie haben aber auch eine höchst sonderbare Methode, vorzulesen; in der Regel sieht man sonst dabei auf das Buch."

„Gut," dachte Dramond, den Band zuschlagend, „diese hat mich durchschaut; noch diesen Abend wird sie Cölestinen Alles mittheilen, und morgen werden mich beide zum Besten haben."

„Die Nacht bricht herein, wir müssen zurückkehren", sagte das junge Mädchen, ihre Stickereien zusammenpackend, als wolle sie dem Spotte zuvorkommen, den sie aus den Augen der hübschen Blondine hervorblitzen sah.

„Du hast Recht," versetzte diese, „wir wollen Musik machen, Herr Dramond hegt vielleicht für Rossini mehr Achtung als für George Sand."

Ohne ihrer Cousine Zeit zu lassen, fortzufahren, zwang sie Cölestine, sich zu erheben, schlang den Arm um ihre Taille, und sie in gemessenen Schritten mit sich fortziehend, mußte diese bis zum Hause einen Galopp mit ihr tanzen.

Franzens Blicke, die diesem anmuthigen Paare folgten, verweilten nur auf der einen Hälfte desselben; dann erhob auch er sich langsam; doch statt nach Hause zurück zu kehren, verlor er sich in einen Laubgang von jungen Hagebuchen, in welchem er mit gerunzelter Stirne, in wild aufgeregter Stimmung so lange auf und nieder ging, bis ihn die hereinbrechende Dämmerung nach und nach seinen Träumereien entriß.

„Ich bin meiner Sache zu ungewiß, ich muß wissen, an was ich mich zu halten habe. Entweder ist sie die reinste oder die verworfenste aller Frauen! Im ersten Fall sind meine Zweifel gegen sie eine Beleidigung, im zweiten hintergehe ich mich selbst durch die Gefühle, die ich für sie nähre. Jenen Opernball kann ich mir nicht aus dem Kopf schlagen, er trübt mir das Vergnügen, sie zu sehen. Diesem Alpdrücken muß ein Ende gemacht werden.

In den Salon zurückkehrend, fand Dramond die Familie versammelt. Die alte Tante und Herr Regnault spielten Piquet; die beiden Cousinen führten eine vierhändige Quadrille aus Pré-aux Clercs aus, zu welcher Herr Simart, in einer Bergère lehnend, in ungetrübter Heiterkeit den Takt schlug.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ramadan.

(Aus Southgates Reisen im Morgenland. London 1840.)

Wie die katholischen Christen ihre Fastenzeit und ihren Carneval, so haben die Mohammedaner ihren Ramadan (oder Ramasan) und ihren Bairam, nur in umgekehrter Ordnung. Während des Ramadans müssen die Armen nothgedrungen arbeiten und dabei den Tag über fasten; Reichere, wenn sie fromm sind, besuchen die Moscheen und lesen den Koran; die Mehrzahl derselben aber findet sich mit ihrem Gewissen ab, indem sie die unbehaglichen Fasttage verschlafen, und erst am Abend aufstehen, wenn die Kanone verkündet, daß die Stunden der Enthaltsamkeit abgelaufen sind. Demzufolge herrscht in jenen Tagen zu Constantinopel, wie in allen mohammedanischen Städten eine Stille wie am englischen Sabbath; gegen Sonnenuntergang aber scheint die ganze muselmännische Bevölkerung zu erwachen. Die Kaffeehäuser, welche den Tag über den Christen überlassen waren, beginnen sich mit Türken zu füllen, welche, die Pfeife in der Hand, schweigend den Donner der Abendkanone erwarten. In den Straßen drängen sich die Gläubigen, nach allen Richtungen hineilend, mit einer sonst ungewöhnlichen Raschheit. Die Häuser der Bäcker sind von Kunden belagert. Die Zuckerbäckerläden bieten ihre, in wohlgefälliger Ordnung aufgestellten Leckereien. Eine Menge ungeduldiger Warter sammelt sich vor den Fenstern der kleinen, mit manchen Moscheen zusammenhängenden, Gebäude, in welchen Uhren stehen, und Alles sucht genau zu erfahren, welche Zeit es ist. Der Hafen ist angefüllt mit Booten, welche zu Hunderten den Landungsplätzen zufliegen. All' diese Bewegung findet statt ohne Getöse. Erst wenn der ferne Donner der den Sonnenuntergang verkündenden Kanone der Ungeduld ein Ende macht, lösen sich die Zungen. Aber auch dann hört man kein lautes Rufen oder Schreien. Kommt man in diesem Augenblick zu Wasser nach der Stadt, so vernimmt man keine andere Aeußerung der Fröhlichkeit, als ein allgemeines Summen.

Wenn die Dämmerung in Nacht übergeht, beginnt die Beleuchtung. Zu diesem Zweck sind bereits vor der Fastenzeit Vorbereitungen getroffen. An Stricken, welche zwischen den Minarets der Moscheen gespannt sind, hängen Lampen, welche vermöge ihrer Anordnung mannichfaltige Figuren bilden. Diese Figuren jedoch erscheinen nur in gewissen Nächten; für gewöhnlich besteht die Beleuchtung nur in Lampenreihen um die kleinen Gallerien der Minarets. Der 21. Dezember 1836, der 13. des Ramadan, war der Geburtstag des Sultans. Die feierliche Stille des Festtags ward zu jeder Gebetstunde durch Kanonendonner unterbrochen, und in der Nacht bot die ganze Stadt ein Bild lebhafterer Fröhlichkeit dar, als in den vorhergehenden Nächten. Jedes Schiff der Flotte war prachtvoll erleuchtet durch Lampen in den Stückpforten und längs des Takelwerks. Dem Admiralitätsgebäude gegenüber stellte die Beleuchtung Anker, Schiffe und sonstige zum Seewesen gehörige Gegenstände vor. Längs der kurz zuvor über den Hafen geschlagenen Brücke waren Lampenreihen, welche, vom Wasser aus erblickt, einen wunderbar prächtigen Anblick darboten. Zwischen den Minarets wiegten sich schimmernde Gestalten der verschiedensten Art: hier ein ungeheurer Halbmond, dort zwischen den stolzen Thürmen der Sulimanieh die Worte: Ya Osmaan, o Osman in riesenmäßigen Buchstaben; auf dem prächtigen, vom Sultan erbauten Tempel eine Barke, gebildet von vielfarbigen Lichtern in derselben Gestalt und Größe wie die, in welcher der Padischah gewöhnlich fuhr.

Doch all' dieser Glanz ward verdunkelt durch den prächtigen Anblick, welchen der Bosporos bot. Längs seiner beiden Ufer, von der Stadt fast bis zum schwarzen Meer schwammen Schlösser, Lusthäuser, Kaffeehäuser und Bürgerwohnungen in einem Lichtmeer, gleich dem Innern eines riesenhaften Schauspielhauses, wie es die Einbildungskraft eines Morgenländers sich

träumen könnte. Die Wirkung des Ganzen ward erhöht durch die tiefe Finsterniß der Nacht. Die Lampenkränze um die Minarets schienen wie goldne Bänder am Himmel aufgehängt. Die über den Moscheen schwebenden Lichtbilder schienen frei in der Luft zu hängen. Die funkelnde Linie der Brücke und die schimmernden Gestalten der Fregatten kamen, da die Gegenstände hinter den Lichtern unsichtbar waren, dem Beschauer wie das Werk eines Zauberers vor. Die Straßen waren ebenfalls beleuchtet, jedoch sparsamer. Die Kaffeehäuser waren gedrängt voll. In einigen erheiterten Mährchenerzähler die Gäste, in andern tändelte Musik, obwohl, gleich dem Tanz, durch die Strenge des Islam verboten, die Stunden der Nacht weg.

Die Fastenzeit endigte mit Sonnenuntergang des 7. Jan. 1837, d. h. mit Anbruch des ersten Tages des zehnten Monats, Schawal. Der nahe Beginn des Festes ward, wie vier Wochen vorher der Anfang der Fastenzeit, durch das Abfeuern der Geschütze einige Stunden vor dem Abend angekündigt. Von diesem Augenblicke an herrscht allgemeine Fröhlichkeit. Die geräumigen Höfe der kaiserlichen Moscheen füllen sich mit Scharen von Moslims, an denen man eine außergewöhnliche Regsamkeit bemerkt. Nach allen Richtungen hin laufen kleine Knaben, schreiend: Bairam! Bairam! Die Armen geben ihren Bitten um milde Gaben Nachdruck durch das Zauberwort „Bairam," dessen Kraft, Herzen und Beutel zu öffnen, sich stets bewährt hat.

Während der nächstfolgenden Tage sind alle Werkstätten und Waarenlager geschlossen und alle Arbeit unterbleibt. Die ganze muselmännische Bevölkerung wogt in den Straßen auf und ab. Jeder Mann, jedes Weib und Kind erscheint in einem neuen Kleid, die Frauen in Gruppen von fünf bis sechs mit ihren Kindern. Die Freunde besuchen einander und wünschen sich einen glücklichen Bairam, oder umarmen sich, wenn sie sich begegnen und küssen sich auf beide Wangen. Geringere küssen die Hand ihrer Vorgesetzten. Die Brücke zwischen der Hauptstadt und Galata ist bedeckt mit Beamten zu Roß und mit den langsamen Ochsenfuhrwerken der türkischen Frauen. Wandernde Schauspieler führen auf offener Straße ihre Stücke auf. Die Verkäufer von Zuckerwerk preisen ihre Leckereien an, und die Bettler verfehlen nicht, ihre Ansprüche im Namen des Bairam zu erneuern. Dies Wort scheint Alles zur Fröhlichkeit und Sorglosigkeit zu stimmen; doch herrscht in all dieser Lust eine gewisse Ruhe; nirgends ein betäubender Lärm, nirgends eine Unschicklichkeit, ein Uebermaß des Jubels, ein lautes Lachen, noch weniger Streit, Balgereien und blutige Köpfe, wie sie so häufig bei Festlichkeiten im gebildeteren Abendland vorkommen. Die türkischen Behörden lassen es sich aber auch besonders angelegen seyn, während des Bairams die Moslims von den Branntweinbuden der Christen fern zu halten. Nur die Knaben geben ihrer Lustigkeit ganz freien Lauf. Man sieht sie zu Zweien auf Eseln reiten, oder auf Pferden daherjagen, oder sich auf Schaukeln wiegen, von denen es zu Constantinopel wenigstens viererlei Arten gibt, oder in den Höfen der Moscheen spielen und Purzelbäume machen, Schwärmer losbrennen und Zuckerwerk naschen.

Bemerkenswerth ist, daß der Türke sich nirgends mehr als Muselmann zeigt, denn zur Zeit der Fasten und des Bairam. Wie nachlässig er auch in den übrigen Zeiten des Jahres in Erfüllung der Gebote seines Glaubens seyn mag, selten oder nie versäumt er den außerordentlichen Gottesdienst, welcher für jene Zeit angeordnet ist, oder bleibt unberührt von der herrschenden Stimmung. Hat er Bekanntschaft mit ungläubigen Franken, so meidet er diese; ist er ein bigotter Moslem, so steigert sich sein Glaubenseifer. Vor etwa funfzehn Jahren noch waren Christen zur Zeit des Ramadan und Bairam Ungelegenheiten ausgesetzt, wenn sie sich sehen ließen, und gingen daher während der Fasten- und Festzeit so wenig als möglich aus. Doch dies hat sich seitdem geändert. △

Napoleon und der Soldat.

„Du bist es, mein Freund?" sagte Napoleon, als er von einem alten Soldaten der Garde angesprochen wurde. „Was willst Du von mir?"

„Sire, es ist mir ein großes Unglück begegnet."

„Eine Ungerechtigkeit, ein Uebersprungenwerden, nicht wahr?"

„Nein, Sire. Ich habe eine gute Frau zur Mutter, die glücklich und zufrieden von dem Ertrage des Soldes lebte, welchen ihre fünf Söhne ihr zahlten, sämmtlich Soldaten, so wie ich. Sie bewohnte eine Hütte, welche abgebrannt ist, und da ihr jetzt nichts bleibt, als 77 Jahre und Thränen, so ist das doch nicht genug."

„Du willst nun eine Pension für sie erbitten? Das ist gerecht. Die Mutter eines meiner Braven darf auf mich rechnen. Ich werde mit dem Minister des Innern sprechen. Bist Du zufrieden?"

„Nein, Sire."

„Der Teufel, Du bist schwierig. Nun, was willst Du denn? Eine Anweisung auf den Schatz?"

„Nein, Sire. Nicht etwa, daß ich Ihre Unterschrift schlecht finde, aber in der Zeit, welche der Commissair dazu braucht, Ihre Anweisung zu registriren, zu stempeln und einzutragen, würde es keine Mutter mehr für mich geben. Hören Sie, mein Kaiser, ich gehe den nächsten Weg. Ich komme, um von Hand zu Hand Geld von Ihnen zu borgen; und damit Sie nicht denken, daß ich Sie betrügen will, habe ich Ihnen hier mein Buch mitgebracht; Sie können die Pension für mein Kreuz einziehen; der Quartiermeister wird sie Ihnen auszahlen."

„Behalte Dein Buch, mein Tapferer; zwischen alten Bekannten, wie wir sind, genügt das Wort; hier ist einstweilen eine Geldrolle (es waren 1000 Francs), Du magst es mir zurückgeben, wenn Du Oberst bist."

„Danke, mein Kaiser; aber in Ihrem eigenen Interesse sollten Sie mich zum Corporal ernennen, um so die Zeit der Rückzahlung näher zu rücken."

Einige Tage später erhielt der alte Soldat die Unteroffiziertressen. (Aus: „Napoleons erste Jahre, von Coston" Leipzig, Paul Baumgärtner, das viel Interessantes und Neues enthält.)

Frankfurter Theater.

Novitäten. — Th. Döring. — Iphigenia in Aulis.

Der nach Souvestre von E. Devrient für die deutsche Bühne bearbeitete Fabrikant hat auf der Frankfurter Bühne den entschiedensten

Beifall gefunden und es wäre zu wünschen, daß er nach Döring's Abreise nicht bei Seite gelegt würde. Die Rolle des Cantal könnte durch Hrn. Weidner oder Hrn. Meck auf's beste besetzt werden. Das Drama ist durch Handlung und Charakter gleich anziehend und greift in die Interessen der Zeit. Ein gedankenreicher und wohl abgerundeter Dialog erhöht seinen Werth. Es gibt der Dramen genug, in welchen den poetischen und idealen Richtungen der Sieg über die praktischen eingeräumt wird, warum nicht auch einmal das Gegentheil, warum nicht einmal jene Wahrheit der materiellen Tendenzen, auf welchen Familienglück und Wohlfahrt des Bürgers beruhen? Wäre solcher Sieg mit groben Farben ausgestattet oder wäre dem Geistigen Hohn gesprochen, so hätte man Ursache, zu verwerfen; aber er ist würdig gehalten und verletzt edle Geistesbestrebungen auf keinerlei Weise. Eine zweite Novität — Schwärmerei nach der Mode — von C. Blum, sprach weniger an, obwohl Th. Döring die Rolle des Doktor Rekum geltend zu machen nichts unterließ und Mad. Frühauf die Gräfin Angelika mit Liebenswürdigkeit ausstattete. — Th. Döring hat sein Gastspiel beendet, nachdem er fünfzehnmal und stets unter der beifälligsten Anerkennung seines vielseitigen Talentes aufgetreten und nachdem sein Gastspiel auch für die Theaterkasse ein ergiebiges gewesen ist.

Wir kommen noch einmal auf Gluck's Iphigenia zurück, auf diese an musikalischen Schönheiten so reiche und großartige Oper. Kann man etwas Schöneres hören als den Chor in C dur im ersten Akt, eine Melodie so einfach und doch so ergreifend, als die erste Arie der Clytemnestra, wo die Oboen so schmeichelnd begleiten und als die Arieen der Iphigenie? In solchen Stücken feiert die Kunst, die wahre, vom Himmel stammende, ihre höchsten Triumphe. Gluck bedarf, um zu rühren, zu erheben, zu begeistern, zu entzücken, keine anderen Mittel als die allereinfachsten. Ihm sind diejenigen, hinter denen unsere heutigen Komponisten ihre Gedankenarmuth verstecken, durchaus fremd. Ein einfaches Quartett, einige Blaseinstrumente, die einige wenige Töne hinzugeben: das ist Alles, damit wirkt er und führt alle Empfindungen, alle Leidenschaften aus, die ihm der Dichter vorgezeichnet. Das ist die Kraft des Genies! Er ist ein wahrhafter Tondichter. — Wir freuen uns, daß ein solches Meisterwerk wieder zu Gehör gebracht wurde und hoffen, daß Hr. Kapellmeister Guhr es nicht bei diesem einen bewenden lassen werde. Die Alceste, Iphigenie auf Tauris, Armide sind Aufgaben, die für unsern jetzigen Opernstand nicht unlösbar sind. Daher rüstig vorwärts, das Gute belohnt sich immer! — Die Aufführung war eine sehr gelungene. Für Dem. Capitain ist die Iphigenie wie gemacht. Ihrer jugendlichen, einfach-edlen Erscheinung sagt dieser Charakter durchaus zu. Auch eignet sich ihre weiche, schöne Stimme ganz für solchen getragenen Gesang. Sie spielte gut und sang ganz vortrefflich, besonders die kleine, aber so wunderbar schöne Arie in D dur. — Dem. Kratky (Clytemnestra) entwickelte in ihrem Spiel mehr tragisches Moment, als man ihr wohl zutrauen sollte. Sie spielte edel und sang dem angemessen. — Hr. Pischeck ist ein Agamemnon, wie ihn wohl, was den Gesang anbetrifft, kaum noch eine deutsche Bühne aufzuweisen hat. Sein Glanzpunkt ist das große Recitativ im zweiten Finale, wodurch er jedesmal das Publikum enthusiasmirte. — Auch der Achilles ist durch Hrn. Chrudimsky sehr tüchtig ausgeführt. Seine schöne, kräftige Stimme wirkt außerordentlich gut. — Hr. Wiegand singt die kleine Parthie des Calchas recht gut.

Schließlich muß wiederholt des Orchesters erwähnt werden, welches sich in dieser Oper in vollem Glanze zeigte und seinen alten Ruhm, eines der besten in Deutschland zu seyn, glänzend rechtfertigte. Man hörte es den Herren vom Orchester an, wie es ihnen wohlgefiel, einmal solche Musik vor sich zu haben. Die Ausführung der Ouvertüre war meisterhaft. W.

Korrespondenz.

Worms, 18. Okt.

Heute Nachmittag fand die Einweihung des gemeinsamen christlichen Friedhofes dahier statt; die Feierlichkeiten waren der Sache angemessen, einfach und prunklos. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, nur Schade, daß die Witterung nicht so ganz günstig war. Man darf nun auch hoffen, daß gleich im nächsten Frühjahre mit der Erbauung des hier so sehr nöthigen Leichenhauses begonnen werden wird. — Obschon wir in Rheinhessen am Vorabende einer neuen Gesetzgebung stehen, so war uns doch das Lehrbuch des französischen Civilrechts von Dr. Ludwig Frey (Mannheim 1840) eine sehr willkommene Erscheinung; es ist ein klares und vollständiges Compendium, welches sich sehr gut zum Leitfaden akademischer Vorlesungen eignen mag. Hr. Dr. Frey war beinahe ein Jahr in Paris, um die bibliothèque du roi behufs der Ausarbeitung seines Lehrbuchs zu benutzen und hat überhaupt nichts versäumt, um seinem Ziele möglichst nahe zu kommen. Er war früher Lehrer des Rechts auf der Universität zu Bern und hielt sich zuletzt in Neustadt im älterlichen Hause auf. Seine zahlreichen Freunde dahier und in der Umgegend freuten sich sehr über die Nachricht, daß er in Heidelberg nun wieder als Rechtslehrer ganz in seinem Elemente wirken könne. Hier ist freilich der Ort nicht, kritische Blicke auf sein benanntes Lehrbuch zu werfen — aber bei flüchtiger Durchlesung des ersten Bandes entstanden die nicht zu unterdrückenden Fragen: wie es denn nach französischem Rechte zu verstehen sey, daß bei mehreren Verlöbnissen das ältere dem jüngern vorgehe? und wie denn der im Art. 155 C. c. bezeichnete Akte (p. 485, Note 18) zu benennen sey, wenn, wie pag. 508 bemerkt wird, jeder Notorietäts-Akte vor sieben Zeugen errichtet werden müsse? — Doch ein Mehreres hiervon bei passenderer Gelegenheit. — Morgen fängt man dahier zu herbsten an, und gewahrt jeden Augenblick mehr, wie viele Hoffnungen rücksichtlich des diesjährigen Herbstes getäuscht worden sind. Unbegreiflich ist es übrigens, warum man wieder so sehr eilt, um die armen Träubchen der lieben Octobersonne zu entziehen. Es ist ja bekannt, daß nur die unreifen Trauben erfrieren und diese mögen in Gottes Namen zum Kukuk gehen! Was übrig bleibt und die Probe bestanden hat, das gibt, wenn auch wenig, doch etwas Gutes.

Mannichfaltigkeiten.

Unter dem Titel — die Heimkehr Napoleon's von St. Helena, von Franz Wigand — ist ein kleines Gedicht erschienen (Edrach bei Carl R. Gutsch), welches sein Thema in recht gelungenen Versen und anziehender Auffassung behandelt.

(Eingesandt.) Der alte Thurm in Sinsheim, unter welchem die Straße von Frankfurt nach Stuttgart, und jene von Langenbrücken nach Aglasterhausen, respective von Karlsruhe nach Würzburg durchzieht, ist für die Passage höchst gefährlich. Bei meiner letzten Durchreise am 17. Oct. gewahrte ich zu meinem großen Entsetzen über meinem Haupte eine vom Mauerwerk fast ganz getrennte Steinmasse, welche jeden Augenblick herunter zu fallen drohte. Ich beeilte mich, durch zu kommen, da bereits der Weg mit herabgefallenen Steinen überstet war. Welch peinliches Gefühl für die armen, darin verwahrten Gefangenen, einzelne Theile des Gebäudes unter sich zusammen stürzen hören zu müssen!

Auflösung der Charade in Nro. 295.

Wegweiser.

Theater-Anzeige.

Samstag, 24. Oct. Eugen Aram, Schauspiel in 5 Abth., von Rellstab. Eugen Aram: Hr. Pohlé, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Sonntag, 25. Oct. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., Musik von Auber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 299. Sonntag, den 25. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

„Kömmt Ihnen nicht das Tanzen in die Füße?" fragte der gemüthliche Wirth Herrn Dramond.

„Das Tanzen macht mir keine Freude," antwortete dieser, mit der allen Verliebten eigenthümlichen Abgeschmacktheit.

Als Cölestine diese Blasphemie hörte, schaute sie um, ihre Finger blieben auf den Tasten liegen, indeß ihre Augen fest auf dem jungen Mann verweilten, der ihr in diesem Moment weniger gefiel, als es bis jetzt der Fall gewesen; dann sagte sie mit betroffener Miene: „Das Tanzen macht Ihnen keine Freude, nun, was lieben Sie denn?"

Dich, dachte Franz, der nur mit Mühe jene einfache Sylbe von seinen Lippen scheuchte, die sein Herz zur Antwort gab; er bekämpfte aber für dieses Mal sein Gefühl, um eine passendere Gelegenheit abzuwarten.

„Ich habe mich nicht richtig ausgedrückt," antwortete er; „ich wollte sagen: ich liebe jene Bälle nicht, wie deren so viele stattfinden, mit ihren eintönigen abgezirkelten Quadrillen. Ein Vergnügen, bei dem die Leidenschaft nicht im Spiele ist, hat wenig Reiz für mich, und in einem Salon darf keine Leidenschaft geltend gemacht werden; auch darf man dort eigentlich nicht das suchen, was Tanzen heißt. Um die elektrische Wirkung kennen zu lernen, die der Tanz auf das Gefühl ausübt, muß man öffentliche Bälle, z. B. Maskenbälle besuchen . . ."

Franzens Blicke prüften mit ängstlicher Sorge die Züge des jungen Mädchens, das diesen Blick keineswegs zu vermeiden schien, und unbefangen der Schutzrede eines so durchaus nicht unschuldigen Vergnügens zuhörte, an welcher sie lebhaftes Interesse zu nehmen schien.

„Aber, mein Herr," fiel sie plötzlich ein, „man tanzt ja nicht auf dem Maskenball."

„Man tanzt nicht?" wiederholte der junge Mann, ungeachtet seiner Angst, keine genauere Frage wagend.

„Nicht wahr, Hortense?" versetzte Cölestine, sich zu ihrer Cousine wendend, „als wir auf dem Opernballe waren, tanzte dort Niemand, und das wunderte mich; heißt es denn ein Ball, wenn man nicht tanzt?"

In diesem Augenblick fühlte Franz sein Herz erleichtert, und die Luft, die er athmete, schien ihm balsamisch. Denn die so eben vernommenen einfachen Worte zertheilten, gleich einem Zauber, jene zweideutige Wolke, durch welche bis jetzt seine Einbildungskraft dieses engelreine Wesen betrachtet hatte. Sich seines Argwohns schämend, fühlte er sich strafbar, kostete aber dennoch diese Gewissensbisse mit einer wahren Wonne. Liebt man, so macht es zuweilen so glücklich, wenn man erkennt, daß man Unrecht hat! Ohne Zweifel verrieth seine Physiognomie auf eine zu ausdrucksvolle Weise sein inneres Glück; denn Cölestinens Augen, die der Sonne getrotzt hätten, vermochten den Blick, der den ihrigen suchte, nicht zu ertragen. Sie neigte verwirrt das Haupt und fühlte zum ersten Mal, daß ihre Wangen jene glühenden Rosen färbten, deren Wurzeln ihren Sitz im Herzen haben.

„Erzählen Sie Herrn Dramond Ihre Heldenthaten auf dem Opernballe, ich bin überzeugt, Sie werden ihn unterhalten," sagte Herr Regnault, ohne seine Piquetpartie zu unterbrechen.

Franz wurde durch diese Aeußerung zu dem kahlköpfigen langen Mann von einem solchen Grad von Freundschaft ergriffen, daß er nicht nur sein Aeußeres angenehm und seinen Geist gebildet fand, sondern daß er im Nothfall selbst Haare auf seinem Scheitel gesehen hätte. Mademoiselle Simart schien gegen ihre Gewohnheit verlegen, und als Madame Regnault sah, daß diese nicht sprach, wandte sie sich an den jungen Mann, dessen wachsende Neigung ihr nicht entgangen war, und sagte:

„Sie haben vielleicht schon bemerkt, daß wir Alle, wie wir uns hier befinden, gehorsame Sklaven dieses jungen Mädchens sind, sie übt eine ziemlich despotische Gewalt über Alle, die in ihre Nähe kommen; ich mache Sie nur darauf aufmerksam, damit Sie auf Ihrer Hut sind; ihre Phantasien sind Gesetze, ihre Launen unwiderrufliche Befehle; mein Onkel hat sie so erzogen, und unsere Schwachheit hat die Fehler dieses schönen Erziehungssystems bestätigt. Ich hoffe, das wird Sie über die ungereimtesten Ideen beheligen, die den Kopf eines auf diese Weise verdorbenen Kindes anfüllen mußten. Unter andern tollen Einfällen hatte sich Cölestine diesen Winter in den Kopf gesetzt, einen Maskenball zu besuchen, und errathen Sie, wo sie hingeführt seyn wollte? — Zu Musard!"

„Ja, meiner Seele, zu Musard," fiel hier der alte Handelsmann ein, in väterlicher Wohlgefälligkeit laut auflachend; „diese kleine Thörin wollte einen Ball von Musard besuchen, was sagen Sie dazu, Herr Dramond?"

„Ich sage, daß Engel selbst in die Hölle ohne Gefahr hinabsteigen können," antwortete Franz begeistert.

Der ehrliche Herr Simart fand diese Phrase sehr schön, ohne sie zu begreifen; Cölestine fand sie aber noch schöner, wahrscheinlich, weil sie dieselbe verstand.

„Ich mache keinen Anspruch, ein Engel zu seyn," versetzte Madame Regnault, jenes Wort mit ironischer Emphase hervorhebend; „auch erschien mir das Vorhaben etwas kühn; allein welches Mittel gab es dagegen? Ich sah mich genöthigt, zu kapituliren, und fühlte mich sehr glücklich, daß es mir gelang, sie für den Opernball zu gewinnen, statt des entsetzlichen Balls, der mir drohte. Dorthin waren wir alle Drei von der Partie."

„Alle Drei," wiederholte Dramond mit einem Rest von Besorgniß; „es begleitete Sie also noch Jemand?"

„Mein Mann," antwortete Madame Regnault; „wer glauben Sie sonst? Mein Mann, dessen Benehmen, ich muß es gestehen, bei dieser Gelegenheit nicht sehr lobenswerth war. Kaum waren wir angelangt, so führte er uns unter dem Vorwand, wegen des zu großen Gewühls, in eine Loge; das Wahre aber an der Sache war, daß er sich ungehindert umhertreiben konnte; dort ließ er uns über eine Stunde allein, und dem widrigsten Abenteuer ausgesetzt."

„Wie? Abenteuer?" fragte Franz mit erheuchelter Neugierde.

„Ja, zwei betrunkene, häßlich entstellte Männer zwangen uns, flüchtig zu werden."

Hier unterbrach Cölestine ihre Cousine: „Der Erste war nicht betrunken, er sprach im Gegentheil sehr anständig. Du hast ja sogar selbst behauptet, er habe sprechende Augen und sehr schöne Zähne."

„Hm! Du hast mir von Deinen Bemerkungen nichts mitgetheilt," rief Herr Regnault seiner Frau zu, indeß Franz in einem Anfall befriedigter Eitelkeit sein Gesicht im Spiegel bezügelte, das ihm der über dem Pianoforte hängende Trümeau zurückstrahlte.

Herr Simart, der sich, wie bekannt, gerne frühe zu Bette legte, machte der Unterhaltung ein Ende, indem er das Zeichen zum Aufbruch gab. Auf sein Zimmer zurückgekehrt, überließ sich Dramond den entzückendsten Betrachtungen über eine Liebe, der er sich zum ersten Mal ohne Mißtrauen hingab. Cölestinens reizendes Bild erschien in allen seinen Träumen, und verbreitete über dieselben eine liebliche Glorie, gleich einem leuchtenden Gestirne am Firmamente. Mit dem einbrechenden Morgen verschwand aber diese himmlische Vision hinter dem keineswegs idealen Gesichte des Portier Nikolaus, der in das Zimmer trat, und einen Brief in der Hand hielt, mit dem Postzeichen von Paris.

„Das ist von Tessier; was in aller Welt kann er mir zu schreiben haben?" sagte Franz, die Epistel erbrechend, in einem Anfall von übler Laune, die als eine Art von Vorhersagung gelten mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kurden.

Zwischen dem südlichen Theil des kaspischen und des schwarzen Meeres, da, wo sich die Gewässer des Euphrat und des Aras (des Araxes der Alten) scheiden, hausen als Hirten, und zum Theil als Räuber, die Stämme der Kurden. Nach dem Bericht des amerikanischen Geistlichen Southgate, welcher in den Jahren 1836 und 1837 Vorderasien in Auftrag der amerikanischen Missionsgesellschaft bereisete, scheinen diese Völkerschaften noch so ziemlich in demselben Zustande zu seyn, wie vor drittehalbtausend Jahren, wo sie zuweilen von ihren Bergen herabstiegen und als Eroberer die Ebenen Mesopotamiens überschwemmten. Southgate gibt folgendes Bild von den Häuptlingen, den Wohnungen und Sitten derselben.

Eine Stunde jenseits des Kisil Tschäi (Rothfluß), der in den Euphrat sich ergießt, machten wir Halt, um zu frühstücken, in einem grünen Thälchen, wo wir Wasser fanden. Kaum hatten wir uns niedergesetzt, so hörten wir, daß man uns von der Höhe herab zurief, und gleich darauf kam ein Reiter mit seinem Diener zu uns herunter. Es war ein junger Kurde in seiner Volkstracht. Seine Brust bedeckte ein rother Wamms, weiße weite Hosen seine Beine. Auf dem Kopfe trug er eine kegelförmige Mütze, um dieselbe einen bunten Turban, in dessen Falten die langen Zöpfe seines braunen Haares eingeflochten waren. Im Gurt führte er ein Paar Pistolen und einen Dolch; vom Gurt herab hing ein Ladstock, ein kleines Pulverhorn, ein Patrontäschchen und vielerlei kleine Werkzeuge zur Reinigung und Ausbesserung seiner Waffen. In der Rechten führte er einen Speer von zehn Fuß Länge, mit einem Knäul schwarzer Federn am obern Ende des Schaftes unter der Spitze. Auf seinem Rücken hing ein kleiner runder Schild, beschlagen mit Kupferplättchen in der Gestalt von Münzen, am Rand mit bunten seidenen Troddeln verziert und mit einer Quaste an der Stelle des Buckels. Seinen Speer in die Erde stoßend, sprang er vom Roß, setzte sich ohne Umstände bei uns nieder, zog sein Brod und Käse heraus und bot uns an, wechselseitig unser Mahl zu theilen. Wir waren es zufrieden und wurden bald gute Freunde. Wir erfuhren von ihm, daß er, obwohl noch bartlos, der Bey eines Dorfes in der vor uns liegenden Ebene von Musch war.

Nach einer unerquicklichen Wanderung über kahle Höhen in der Nähe der Quellen des Araxes erblickten wir plötzlich vom Gipfel eines Hügels herab im Thal eine Anzahl kurdischer Zelte, welche sich wie schwarze Flecken auf dem frischen Gras ausnahmen. Wir ritten stracks darauf zu und machten vor dem ersten Zelte Halt. Einige alte Kurden, welche hier standen, hießen uns willkommen, und Einer lud uns in das Zelt ein. Im Innern ward uns ein Sitz angeboten, und nachdem wir Platz genommen, wiederholten die Anwesenden ihre Begrüßungen. Die Zelte, etwa zwanzig an der Zahl, waren in einer Linie aufgeschlagen, und alle von derselben Bauart. Die Decke bestand aus feinem, schwarzen, wasserdichten Wollentuch. Dieselbe ward an den Ecken von fünf Fuß hohen Pfählen und in der Mitte von einer zehn Fuß langen Stange getragen, so daß die Bedachung sich nach allen Seiten gleichmäßig herabsenkte, das Tuch aber nicht bis zur Erde hinabreichte. Der Zwischenraum zwischen dem Rand des Tuches und der Erde war auf drei Seiten durch ein bemaltes Rohrgitter geschlossen; die vierte Seite war offen. In einer der Ecken standen die Waffen des Eigenthümers: ein krummer Säbel, ein Spieß und ein kleiner runder Schild.

Die Nachricht von unserer Ankunft verbreitete sich bald zu den andern Zelten und versammelte um uns alle Mitglieder der Genossenschaft. Die Knaben setzten sich hinten hin und schauten über die Schultern der Erwachsenen. Die Weiber, alle ohne Schleier, belugten uns durch das Gitter eines benachbarten Zeltes. Jeder Eingetretene nahm Platz im Kreise und

begrüßte uns. All' ihre Förmlichkeiten waren türkisch, und sie waren damit nicht weniger verschwenderisch, als die Türken. Nur das war auffallend, daß sie eine Etikette beobachteten, die im Innern der Türkei nur bei Leuten höheren Ranges gebräuchlich ist. Die Angesehenern saßen mehr nach der Mitte des Zeltes zu; sprach Einer von ihnen, so herrschte tiefe Stille; trat Einer von ihnen ein, so stand die ganze Gesellschaft auf und blieb stehen, bis er Platz genommen hatte. Gleiche Achtung ward den Greisen erwiesen. Die Leute waren gesellig ohne Lärm, und obwohl augenscheinlich ihre Neugier durch unsere Ankunft erweckt worden war, so hielten sie dieselbe doch, so weit es der Anstand erforderte, im Zaum.

Als wir aufbrechen wollten, sagten sie uns, das Essen werde angerichtet, und drangen in uns, mit ihnen zu speisen, was wir als ein Pfand der Freundschaft und des Wohlwollens gern annahmen. Zwei kreisförmige Bretter wurden auf den Boden gelegt, um das eine herum setzten wir uns mit den Angesehensten, um das andere herum die übrige Gesellschaft. Fünf oder sechs verschiedene Gerichte wurden aufgetragen, unter welchen uns besonders in Honig abgequellte Maulbeeren mundeten. Alle diese Speisen, obwohl zum Theil fremdartig, waren rein und vortrefflich zugerichtet. △

Der erste Schüler der Mozartstiftung.

Humoreske von C. Gollmick.

Ihr sucht ihn auf, den Lieblingssohn der Musen,
Den Reformator sinnverwirrter Zeit,
Der, mit Begeisterung im starken Busen,
Dem Ideal der wahren Kunst sich weiht,
Der sich erheben soll, den Staar zu stechen
Und des Geschmacks Versündigung zu rächen
Im kühn erhab'nen Geistesstreit.

O sucht ihn nicht in unser'er deutschen Zone!
Durchzieht das Land bis an das fernste Meer;
Sucht unterm Gluthstrahl ihn von Asiens Sonne
Und wo der Sohn der Freiheit schweift umher.
Nur sucht ihn nicht, wo die Citrone reifet;
Weit eher dort, wo wild der Zobel streifet,
Bis wo in's Eis sich wühlt der Stöhr.

Und habt ihr nach Decennien ihn gefunden,
So hüllet ihn in Decken von Damast
Und haltet ihn mit Macht an euch gebunden,
Daß nicht verlieret ihr die theu're Last.
Und eilt im Sturm der Sehnsucht, ungezügelt,
Durch Dampfeskraft zu Meer und Land beflügelt,
Und bringt ihn her in schneller Hast.

Und unterwegs verstopft ihm beide Ohren,
Und auch das Auge hüllt in Binden ein.
»Glaubt ihr den Geist zum Schaffen auserkoren,
So haltet ihm den Sinn auch kindesrein.«
Und hütet euch vor den befahr'nen Spuren;
Hinweg mit allem Zucker der Kulturen,
Wollt ihr am Salze euch erfreu'n.

Verweis't ihn dann auf eine stille Insel,
Die weit entfernt von unsern Tempeln liegt,
Daß er nicht hör' das welsche Tongewinsel,
Womit man unser deutsches Herz betrügt.
Und dann erst lasset seine Binden fallen!
Er mög' den Gott in seines Busens Hallen
Erkennen, der begeistert spricht.

Dann macht euch auf zu einer zweiten Reise,
Um den zu finden, der ihn würdig lehret,
Der, auferzogen nach der Väter Weise,
Nicht selbst vom Tand der Mode ward bethört,
Der seiner Muse Unschuld nicht verschrieben
Dem Ehrgeizteufel, und dem noch geblieben,
Was ächten Künstlern heilig ist.

Den sucht, deß Feuer keine Brandrakete,
Deß Grübelichkeit nicht schale Grübelei,
Und dessen Künstlerthum die Morgenröthe
Des ahnungsvollen bessern Lebens sey.
Mit einem Wort, der vom Tarantelstiche
Der neuen Lehre sich die eig'ne Psyche
Noch unbefangen hielt und frei.

Doch eilt, bei guter Zeit ihn noch zu finden,
Eh' unsers Zöglings Aug' beim Suchen bricht.
Zieht schleunig hin, des Lebens Stunden schwinden;
Der Urtheilsspruch der Welt, er wartet nicht.
Und hat dann euer regsam wacker Streben
Den neuen Amadeus uns gegeben,
Dann weiche, Chaos, schön'rem Licht!

Korrespondenz.

Mainz, 23. Okt.

Versammlung deutscher Obst- und Wein-Produzenten.

Unsere Zeit hat es erkannt und erkennt es täglich mehr: der Mensch als einzelnes Individuum vermag nur wenig; in Verbindung mit Mehreren kann er viel. Daher die vielen Vereine, die öftern Versammlungen, die bis jetzt so unendlich viel geleistet haben. Auch wir haben von einer Versammlung zu berichten, die im gegenwärtigen Augenblicke in unserer Stadt ihre Sitzungen hält und von deren Untersuchung und Erfahrungen das deutsche Vaterland großen Vortheil erwartet, auf deren Nachforschungen und Beschlüsse daher die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade gerichtet ist. Obst- und Weinkultur gehören zu den vorzüglichsten Produkten deutschen Fleißes. Bis jetzt nur dem Bestreben Einzelner überlassen, leisteten wir schon Vieles. Zu welchen Hoffnungen berechtigt uns nicht das Zusammenwirken so vieler ausgezeichneter Männer! — Ohngefähr 250 auswärtige und hiesige Gutsbesitzer und Oekonomen nahmen an der Versammlung Theil, die vorgestern von dem Hrn. Präsidenten, Frhrn. v. Lichtenberg, dem hochgeachteten Staatsbeamten, der schon länger als 25 Jahre an der Spitze der Verwaltung unserer Provinz steht, mit einer Rede eröffnet wurde, die mit treffenden Worten den Zweck der Versammlung und die Erwartungen, die sich daran knüpfen, auseinandersetzte und das herzlichste Willkommen gegen Jene aussprach, die von nahe und fern hergekommen waren, um für das Wohl Aller zu wirken. Nach beendigtem Vortrage wurde Hr. v. Ritter, ein großer Gutsbesitzer aus dem Herzogthum Nassau, per Acclamation zum ersten Präsidenten ernannt und alle Mitglieder bildeten sich dann in drei Sectionen, die Obst-, die Trauben- und die Wein-Section, die nach Ernennung ih-

rer Präsidenten, der Herren Metzger, Gartenin spektor in Heidelberg, und v. Babo, Gutsbesitzer in Weinheim an der Bergstraße, sich in ihre ihnen angewiesenen Lokalitäten begaben und dort vorgestern, gestern und heute ihre Sitzungen hielten. Unter den bis jetzt gehaltenen Vorträgen zeichnet man besonders aus den des Hrn. Oeconomen Haßloch aus dem Adamsthale, über die Veredlung des Obstes durch Anlegung von Baumschulen, jenen des Hrn. Professor Reeb, über die Qualitäten des Nußbaumes, und den eines Dritten, über die dem Obste schädlichen Insekten. — Heute Abend um 6 Uhr vereinigen sich alle drei Sectionen zu einer Generalversammlung, zu Auseinandersetzung der gepflogenen Arbeiten und der gefundenen Resultate. Nach beendigten Vorträgen wird zur Bestimmung des Ortes der im künftigen Jahre stattfindenden Sitzung und zur Wahl des Präsidenten für dieselbe geschritten werden. Wo Männer wie die beiden v. Gagern, Vater und Sohn, v. Ritter, v. Zwierlein, der allein 228 Sorten Trauben der Versammlung vorlegte, geheimer Rath Schenk, Ernst Em. Hofmann, v. Breidenbach-Bürresheim, Professor Reeb, Oeconomierath Metzger, Pomolog Haßloch und so viele Andere zusammenwirken, was läßt sich da nicht erwarten?

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 23. Oct.) Gestern hörten wir im hiesigen Schauspielhause die beiden Virtuosen Lidel und Regondi aus London. Ersterer errang durch Fertigkeit und geschmackvollen Vortrag den lebhaftesten Beifall und rechtfertigte den in London erworbenen Ruf eines der ersten Violoncellisten; — Letzterer machte Furore, nicht nur durch sein meisterhaftes Guitarrespiel, sondern mehr noch durch seine Virtuosität auf dem von ihm vervollkommneten Melophon. Sein Spiel auf diesem Instrumente, welches nichts weiter ist, als eine verbesserte Windharmonika, entzückt alle Hörer. Der jugendliche Virtuose erhielt stürmischen Applaus und wird nächsten Montag im Verein mit Hrn. Lidel ein zweites Konzert geben, auf welches die Freunde der Musik aufmerksam zu machen wir für Pflicht halten.

Ein Blatt erzählt scherzweise: Zu Immenhausen im Hessischen hat ein Schreiner einen Schreibtisch erfunden, den man mit den größten Reichthümern in einem Walde, wo Räuber hausen, aussetzen kann, es wird nichts daraus verloren gehen. Wer nämlich etwas daraus nehmen will und das Geheimniß nicht weiß, den packen plötzlich eiserne Hände und halten ihn am Tische fest. Gleich darauf ertönt eine lärmende Janitscharen-Musik, welche fünf Minuten dauert; befreit nun in dieser Zeit den Aermsten Niemand, so gehen sechs neben einander stehende Pistolen los, die unfehlbar den Dieb tödten.

Vor einiger Zeit kam folgender seltsame Fall vor einem Friedensrichter in Devonshire vor. Vier Leute hatten gemeinschaftlich einen Maulesel gekauft und jeder ein Bein desselben für sich in Anspruch genommen, um seine Herrenrechte geltend zu machen. Nun erkrankte der rechte Hinterfuß und mußte gebrannt werden. Das mochte wohl dem Maulesel nicht besonders gut thun, denn er riß aus, nahm den glühenden chirurgischen Apparat mit und zündete damit ein Gerstenfeld an, dessen Eigenthümer klagbar wurde. Frage: Wer sollte nun die Entschädigungssumme zahlen? — Der Richter entschied: Die Besitzer der drei gesunden Beine, sintemal diese das kranke mit fortgerissen hätten.

(Aus Darmstadt.) In der Augsburger Allg. Ztg. vom 18. d. M. ist in einem von hier aus geschriebenen Artikel der wohlthätigen Stiftung des verstorbenen Kaufmanns H. Fuhr und der Schenkung des gr. Oberappellationsgerichts-Raths Höpfner an das gr. Naturalien-Cabinet mit dem Anfügen erwähnt, daß diese in unserer »an gemeinnützigen Gesinnung armen Stadt« ein Exempel zur Nachahmung gegeben hätten. — Dieser Artikel kann wohl nur von einem Fremden, oder einer hier ganz unbekannten Person herrühren, sonst würde er sich anderer Worte bedient haben. — Daß gemeinnützige Gesinnungen hier so viel, wie an andern Orten, anzutreffen seyen, davon mögen, außer vielen andern, die wir anführen könnten, folgende Beispiele zeugen: 1) der verstorbene Amtsverweser Koch bestimmte sein bedeutendes Vermögen zu wohlthätigen Zwecken und es wurde namentlich das neue schöne städtische Krankenhaus davon erbaut. 2) Regierungsrath Mai bestimmte sein über 120,000 fl. betragendes Vermögen zur Errichtung einer Schule und besserer Salarirung der Schullehrer in der vormaligen Ober-Grafschaft Catzenellnbogen. 3) Küchenrath Kyritz kaufte das vorige Hospitalgebäude um 6000 fl. und schenkte es der Stadt zum Schulhaus. Dabei bestimmte er sein gegen 60,000 fl. betragendes Vermögen zur Unterstützung armer, ohne Schuld zurückgekommener Bürger. 4) Oberforstrath Rungesser setzte das Waisenhaus und die Freischule zu Erben seines etwa 25,000 fl. betragenden Vermögens ein. 5) Die verwittwete Senator Böhler und ihr vorher verstorbener Sohn legirten einen bedeutenden Theil ihres Vermögens zu wohlthätigen Zwecken, und namentlich wurde ein Capital von 10,000 fl. bestimmt, um von den Zinsen jährlich Holz für Arme und Kranke anzuschaffen. 6) Die Jungfer Jockel bestimmte ihr sämmtliches Vermögen zu gleichem Zweck. — Diese Fälle mögen genügen, darzuthun, daß gemeinnützige Gesinnungen hier nicht zu den Seltenheiten gehörten, und andere gemeinnützige von Privaten unternommene und bestehende Anstalten zeigen, daß sie auch jetzt noch dahier in reichem Maße vorhanden sind.

(Preußen und Frankreich.) Am 15. Okt. 1840, Morgens 9 Uhr, bringt Preußen seinem Könige zu Berlin die Huldigung treuester ungeheuchelter Liebe dar; am 15. Okt. 1840, Abends 6 Uhr, geschieht in Paris der fünfte Mordversuch auf den König der Franzosen.

Der älteste Canonicus Frankreichs und vielleicht der katholischen Kirche, der Abbé de Chamisac zu Perigueux feierte am 1. Oct. seinen hundertsten Geburtstag mit einem großen Gastmahle, wobei er die Honneurs machte und einer der muntersten Tischgenossen war. Er ward mit dem zwanzigsten Jahre Canonicus, verwaltet sein Amt also bereits 80 Jahre lang und ist ein so jovialer rüstiger Greis, daß er die Gesellschaft sogleich für den nächsten 1. Oct. zu Tisch lud.

Räthsel.

Ich bin im Ansehn und in Thaten
Nach meinem Vater nicht gerathen.
Er ist ein gutes, sanftes Kind
Und leider blind;
Ich schieße wilde Seitenblicke
Um mich herum,
Und schaffe manche Mücke
Zu einem Elephanten um.
Er labt der Menschen Herzen
Mit einem Kelch von Freudenwein;
Ich schütte Höllenschmerzen
Und Gift hinein.

Sinsheim. Gundelfinger.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 25. Oct. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., Musik von Auber.

Montag, 26. Oct. Konzert der Herren Lidel und Regondi. Vorher geht: Der lange Israel, oder: Das bemooste Haupt, Lustspiel in 4 Akten von K. Benedix. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 300. Montag, den 26. October 1840.

Die Montecchi und Capuleti.

Ha! ſtrömt ein ander Blut denn durch unſ're Adern jetzt?
Hat nach Verona's Gauen ein Zauber uns verſetzt?
Welch Glück, daß wir nur Bambus und keine Schwerdter tragen,
Und daß wir uns nur Beulen und keine Wunden ſchlagen!

Welch Drängen an der Pforte! Wie ächzt die Treppe ſchwer!
Wohl iſt da im Vergleiche die Himmelspforte leer!
»Ihr war't doch auch ſchon eben, und habt ſie ſchon geſehen?« —
— »Ach, nein!« — »So lauft und eilet! Laßt Eure Suppe ſtehen!« —

Und droben in dem Saale iſt's zum Erſticken ſchwül;
Das lärmet und ſchnattert und plappert, wie Räderwerk in der Mühl';
Hier tritt man Einen nieder im wilden Kunſtempfinden;
Dort ſieht man Zwei, die ſtreiten, im Fluthendrang verſchwinden.

»De Keyſer! Ha! wie göttlich!« — »»Wie fromm der Overbeck!«« — »Hier iſt Natur, wahrhaftig! ſelbſt Blut und Schweiß und Dreck!« — »»Hier kann auf heil'gem Fittig der Geiſt zum Himmel fliegen.«« — »Hier kann ein Blinder ſehen: die Pferde ſind zu riechen.« —

»Wie Puppenſpiel, ſo hölzern!« — »»Ein Schlachthaus ſeht Ihr dort!«« — »Ein Narrenhaus dort drüben!« — »»Welch Ignorantenwort!«« — »De Keyſer, hoch! Verderben dem pfäffiſchen Getriebe!« — — »»Hoch! Overbeck und Deutſchland! Hier gibt es deutſche Hiebe!««

Als ſo die Sachen ſtanden, welch Glück für unſ're Stadt,
Daß man den Keyſerlichen ihr Bild genommen hat! —
Und frägt man jetzo: Redet, wie ſoll die Sache enden?
So heißt's: Sie kamen ſchlechter, die — dreiprocent'gen Renten.

γ.

Die gelbe Roſe.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Fortſetzung.)

„Lieber Freund," ſchrieb an ſeinen Vertrauten Herr Simart's künftiger Ex-Tochtermann, „ſeit den vier Tagen, daß ich Dich verlaſſen, erwartete ich jeden Augenblick einen Brief von Dir, und ließ jeden Abend fragen, ob Du nach Paris zurückgekehrt ſeyſt. Ich geſtehe es, ich begreife weder Dein gänzliches Stillſchweigen, noch Deine lange Abweſenheit; doch bin ich über beides beruhigt, wenn ich auch in einiger Ungewißheit ſchwebe, denn ich erſehe daraus, daß das Geſchäft, mit dem ich Dich beauftragte, noch nicht beendigt iſt. Seit vier Tagen, lieber Franz, erſchöpfte ich mich in Betrachtungen. Eine Heirath, deren Vollziehung ſo nahe und die ſo vortheilhaft war, als die meinige, hätte, wie mir ſcheint, nicht ſo ſchonungslos, nur um einer Kinderei willen, abgebrochen werden ſollen, denn Cöleſtinens Benehmen war nichts anders. Und wahrlich iſt auch das Unrecht mehr auf meiner Seite, als auf der ihrigen; wenn ſie ein wenig eigenſinnig iſt, ſo hätte ich zugeben ſollen, daß ich zu empfindlich bin, wobei mir nichts zur Entſchuldigung bleibt, als die Unbedachtſamkeit meines Alters. Im Billardſaal neulich legten wir beide, glaube ich, ihre Bewegung, durch welche ich mich ſo beleidigt fand, in Folge eines Irrthums unrichtig aus; Cöleſtine hat ein ſehr lebhaftes Gebärdenſpiel, ſie bewegt faſt immer, wenn ſie ſpricht, die Hände; und was wir für eine Drohung hielten, war, ich bin es überzeugt, nur eine ſchlecht berechnete Aktion. Hätte ſie überdies die Abſicht gehabt, die wir vorausſetzten, ſo würde ich ihr verzeihen, denn die Rohheit, die ich geltend machte, indem ich Soliman ſchlug, war ganz geeignet, ſie zu reizen. Da die Sachen nun ſo ſtehen, lieber Freund, bitte ich Dich, die Fäden wieder anzuknüpfen, die Du vielleicht zerriſſen haſt, um meine Inſtruktionen zu befolgen; ich ſetze keinen Zweifel darein, daß Dir dieſes bei den reichen Quellen Deines Geiſtes und Deinem politiſchen Talente etwas Leichtes ſeyn wird. Sage Herrn Simart, der Schlaganfall meines Onkels werde keine gefährlichen Folgen haben, und daß ich mir ſchmeichle, in wenigen Tagen von hier abreiſen zu können. Verſichere Madame Regnault und ihrer Tante meine ausgezeichnete Hochachtung, und Cöleſtinen ſage . . . ."

„Geh' zum Teufel!" rief Franz, als er zu dieſer Stelle kam, und zerknitterte den Brief zwiſchen den Fingern, ohne ihn auszuleſen. „Liebt ihn Cöleſtine, was ich übrigens bezweifle, ſo hat es keinen Advokaten bei ihr nöthig; liebt ſie ihn nicht, ſo würde ich mir ein Gewiſſen daraus machen, auf die Wahl dieſes Kindes einzuwirken; denn er wird ſie nicht glücklich machen, das bin ich überzeugt. Er hat die Partie aufgegeben, um ſo ſchlimmer für ihn; er kannte ja das Sprichwort. Mir blieb kein Zweifel, daß er dieſer Heirath förmlich entſagt habe; erſt

von diesem Zeitpunkt an hatte ich die Freiheit, Cölestinen zu lieben. Ich liebe sie, und werde mein Recht auf sie zu behaupten wissen. Jeder für sich, Gott für Alle!"

Der Gedanke, seinem Freund ein Bein zu stellen, und der Hauptakteur bei einer Heirath zu werden, bei der er anfangs nur Zeuge seyn sollte, erweckte in Dramond's Seele nicht die geringsten Gewissensbisse. Die Leidenschaft sprach zu laut in ihm, als daß er mit seinem Gewissen Rücksprache genommen hätte. Und überdies warf er seinen Zweifeln folgendes Dilemma in den Bart: liebt sie ihn, so heirathet sie mich nicht; liebt sie ihn nicht, worüber kann er sich dann beklagen?

Durch dieses Argument förmlich vor seinem eigenen Innern freigesprochen, und durch die Verheißung von Aristides Ankunft lebhaft gespornt, beschloß Franz, nicht einen Augenblick zu verlieren, um seine Stellung zu befestigen. Nach Tische trat er zu Madame Regnault und bat mit ernster Miene, ihm einen Augenblick Gehör zu schenken. Die hübsche Blondine nahm diese Bitte mit dem spöttischen Lächeln auf, das der gewöhnliche Ausdruck ihres Gesichtes war. Ohne Ziererei gingen sie in den Garten hinab, wo der junge Verliebte ohne Zögerung seinen Wunsch mit jener glühenden Freimüthigkeit eröffnete, wodurch man bei Damen fast immer die gewünschte Nachsicht erlangt.

„Madame," begann er, „ich will Ihnen keineswegs gestehen, daß ich Ihre Cousine liebe, denn das wissen Sie bereits."

„Wirklich, mein Herr?" unterbrach ihn Madame Regnault mit geheuchelter Ueberraschung.

„Sie wissen es, ich bin dessen versichert, denn Sie haben so gut in meinen Augen, als ich in den Ihrigen gelesen. Ich errieth sogar, daß die früher in Rede stehende Heirath von Ihnen durchaus nicht gebilligt wurde, daß Tessier Ihnen mißfiel .... ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht; ich tadle es nicht; im Gegentheil .... Sie sahen ein, daß der Charakter meines Freundes dem Glück seiner Gattin ein geringes Unterpfand gewähren würde; ach, wie sehr hatten Sie Recht! Sollten Sie jedoch für mich günstiger gestimmt seyn, Madame? Ich liebe Cölestine .... Verzeihen sie mir diese Familiarität; Sie wissen, die Liebe kennt nur die Taufnamen; ich liebe Ihre Cousine; es ihr selbst zu sagen, ihr, die so unbefangen, so kindlich ist, wäre ein Vergehen, das fühle ich wohl, obgleich ich versucht bin, diese Sünde zu begehen; allein es hieße, eine Gastfreundschaft entheiligen, die mich so wirthlich aufnahm. Ihre Frau Tante hat längst vergessen, was Liebe heißt; Herr Simart, glaube ich, kannte sie nie, und das Gesicht Ihres Herrn Gemahls, der so ganz in der Lage ist, sie in ihrer Fülle zu genießen, zeigt einen Ernst, der mich zurückstößt. Sie sehen deshalb wohl, daß ich mich nur an Sie wenden konnte, weil Sie allein geeignet sind, mich zu begreifen. Ich flehe Sie an, sagen Sie mir, daß Sie mich verstanden, daß Sie mit dieser ungestümen, so schlecht vorgetragenen Erklärung Nachsicht haben, und daß Sie mir Ihren Schutz angedeihen lassen wollen. Meine Familie ist Herrn Simart bekannt, ich besitze mehr Vermögen als Tessier; Sie sahen mich, meine Denkweise schien Ihnen nicht zu mißfallen, und ich schwöre Ihnen, daß mein Charakter zu den besten von der Welt gehört. Auf Ehre, Madame, es ist nur mein Wunsch, Cölestine glücklich zu machen. Glauben Sie, daß auch sie mich liebt?"

„Wie Sie das Alles zurecht zu legen wissen!" antwortete Madame Regnault, sich eines Lächelns nicht erwehrend, das dieses Mal aber fern von Spott war. — „Sie vergessen nur, daß Herr Tessier Cölestinen mit oder ohne meine Zustimmung heirathen wird."

„Diese Heirath kann nicht zu Stande kommen, und es hängt nur von Ihnen ab, sie zu vernichten. Als Tessier abreis'te, ertheilte er mir den gemessensten Auftrag, sie aufzulösen; neuerlich allerdings hat er seine Ansicht geändert, und mir andere Verhaltungsbefehle gesandt; ich habe aber die erste Sendung übernommen und weise die zweite von der Hand. Die gegen ihn eingegangenen Verbindlichkeiten sind von diesem Momente an aufgehoben; weil er selbst sein Wort zurückgenommen hat, steht es mir frei, um die Hand Ihrer Cousine zu bitten, was hiermit geschieht."

„Ihr Raisonnement ist sehr einleuchtend, obgleich ich fürchte, daß es im Grunde nicht ganz frei von Jesuitismus ist, wie sich mein Onkel ausdrücken würde. Doch was thut das im Ganzen; Sie sind freimüthig und haben Verstand, zwei schöne Eigenschaften, und ich wage es nicht, Ihrem Schritte eine schlimme Deutung zu geben, wenn er schon nicht ganz in der Ordnung ist. Sie haben in meiner Seele richtig gelesen, ich liebe Ihren Freund nicht, und Ihnen ist er, wie mir scheint, auch nicht sehr theuer. Es wird mich freuen, wenn Cölestine dieser Heirath entsagt, und ist es nicht schon zu spät, so verweigere ich meine Hülfe dabei keineswegs."

„Ach, Madame, wie richtig habe ich Sie beurtheilt; wie sehr verpflichten Sie mich zum Dank."

„Lassen Sie das gut seyn," antwortete Madame Regnault, plötzlich ihren scherzenden Ton wieder annehmend; „mein Mann beobachtet uns hier vom Fenster aus; er hat es nicht gerne, wenn ich so lange und so lebhaft mit Jemand spreche."

„Noch ein Wort, ich bitte inständig! Da Sie nun einmal die Rolle meines Schutzengels übernommen haben, ersuche ich Sie, nicht auf halbem Wege zu bleiben, sondern mir zu gestatten, Cölestinen meine Gefühle zu gestehen."

„Was das betrifft," antwortete lebhaft die junge Frau, „das haben ihr Ihre Blicke längst verrathen. Gestern haben Sie sie erröthen gemacht, und das geschah, glaube ich, aus einer solchen Ursache zum ersten Mal."

„Sie erröthete .... sind Sie dessen gewiß?" rief Franz, in seinem Entzücken die Hand der schönen Frau fassend, um sie zu küssen.

(Fortsetzung folgt.)

Meister Dümas.

(Aus den Archiven der Pariser Polizei; von Kathinka Zitz-Halein.)

Als ein merkwürdiger Beleg, welche Mystificationen in früheren Zeiten nicht nur vorkamen, sondern auch das größte Aufsehen erregten und für wahr gehalten wurden, möge die nachstehende, einem französischen Werke entnommene Geschichte dienen.

In dem Hause Franz I., in der Rüe de l'Hirondelle zu Paris, in welchem, wenn ich nicht irre, die Herzogin von Chateaubriant, eine der Maitressen dieses Königs, gewohnt, lebte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein Mann, Namens

Meister Dümas, der ungeheuer reich und ehemals Anwalt am Chatelet war. Seine Familie bestand aus einem Sohne und einer Tochter; außerdem hatte er noch eine Magd, welche jährlich zwölf Thaler erhielt, und dafür außer der Küche, den Zimmerdienst, das Reinigen der Schuhe und der Kleider, die Wäsche und das Ausbessern besorgen mußte; auch gehörte es zu ihren Obliegenheiten, das Brod zu kneten und Wasser aus dem Flusse zu holen; dann mußte sie auch noch ein Maulthier pflegen und füttern, dessen sich bald Meister Dümas, bald sein Sohn bei ihren wöchentlichen Ausflügen bedienten. Auch folgte die arme Margariton der Mademoiselle Dümas, wenn sie ausging, um die Messe in Notre-Dame zu hören, oder um Besuche bei ihren Freundinnen abzustatten.

Meister Dümas war nicht nur reich, sondern er stand auch in dem Rufe, es zu seyn. Man fügte sogar hinzu, daß er der Zauberei ergeben sey, und einen Bund mit dem Teufel habe. Was diesen Gerüchten Glauben verschaffte, war, daß man ihn niemals in der Kirche sah, daß man weder seinen Beichtiger, noch seinen Gewissensrath kannte. Er las viel und hatte sich im oberen Stockwerk sein Hauses ein Zimmer einrichten lassen, in welchem er die Sterne beobachtete, mehr als Astrolog denn als Astronom. Er stellte heimlich die Nativität, und zur Nachtzeit kamen viele Leute zu ihm, die sich Raths erholten.

Jeden Freitag Nachmittag, Schlag drei Uhr, stieg Meister Dümas in sein Zimmer und verschloß sich in demselben; und ebenfalls jeden Freitag, wenig Minuten nachdem Meister Dümas sich eingeriegelt hatte, hörte man in der Straße den schwerfälligen Trab eines ungeheuern Maulthiers, das vor dem Hause des alten, reichen Kauzes still hielt. Dieses Maulthier wäre das schönste Thier der Welt gewesen, hätte es nicht auf der linken Seite des Kreuzes eine klaffende blutige Wunde gehabt, die entsetzlich anzusehen war. Ein Reiter saß darauf, der an Gestalt und Corpulenz dem Thiere keine Unehre machte; es war ein Mann von stolzer imponirender Miene, dessen Stirne aber die Narben von drei Wunden trug, die so roth und lebhaft waren, daß man versucht war, sie für drei in das Fleisch inkrustirte glühende Kohlen zu halten; ihr Anblick erschreckte, und man wendete das Haupt ab, so wie man den Reiter und sein Thier kommen sah.

Beide kamen seit dreißig Jahren (Dümas war bereits neunzig Jahre alt), ohne daß man wußte woher, und gingen wieder weg, ohne daß man wußte wohin, denn da man es versuchte, ihnen zu folgen, und das war ziemlich oft geschehen, so hatte man sie immer in der Gegend des Kirchhofs des Innocens aus den Augen verloren. Wenn der Reiter zu Dümas kam, so blieb das Maulthier, ohne angebunden zu werden, in dem Hof des Hauses. Der Reiter eilte, ohne sich anmelden zu lassen, gradeswegs in das Observatorium, in welchem Meister Dümas eingeschlossen war, öffnete, ohne zu klopfen, die von innen und außen mit Eisen beschlagene Thüre, verschloß sich mit dem ehemaligen Sachwalter, blieb eine Stunde bei ihm, kam dann allein wieder herab, bestieg das Maulthier und ritt im scharfen Trab davon. Gott weiß, wohin er ging. Meister Dümas verließ später sein Kabinet, und zwar nicht eher, als bis die Glocke zum Abendessen ertönte.

Dieses Verfahren gab Veranlassung zu Klatschereien in dem ganzen Stadtviertel. Der Sohn des Meister Dümas war nicht mehr jung, er zählte fünfzig Jahre. Jedes Jahr sprach man davon, daß er heirathen würde, er blieb aber Junggeselle, so wie auch seine fünf und vierzig Jahre alte Schwester ledig blieb, die zudem eine Frömmlerin, zänkisch und intolerant war.

(Fortsetzung folgt.)

Der schönste Tag meines Lebens.

Nie hatte ich sie so friedlich neben einander gesehen. Eine leuchtende Zufriedenheit strahlte aus ihren Blicken, man konnte errathen, daß ein Zufall sich für sie ereignet hatte, der uns nur selten im Leben wiederkehrt.

„Was habt Ihr?" fragte ich.

„Es ist", antworteten sie alle zugleich, „der schönste Tag meines Lebens."

Ich bat sie, sich näher zu erklären.

„Ich", fing der Criminalist an, „bin definitiv zum Criminalrichter ernannt; mein Dekret ist unterschrieben. Ich hatte, auf Ehre, ein schweres Stück Arbeit vor mir; der Advokat des jungen Mädchens war ein alter Practicus und der Kindesmord war in meinen Augen selbst nicht hinlänglich erwiesen. Die Angeschuldigte war überdies schön! Schon glaubte Alles die Sache für sie gewonnen. Ich aber brachte sie in Verwirrung; ich fand Beweise auf, von denen ich jetzt selbst nichts mehr weiß, und machte zu dem geringfügigsten Umstand einen Commentar, daß einem die Haare zu Berge standen. Kurz und gut, mein war der Sieg! Das arme Mädchen muß zwar nun das Zeitliche segnen, allein mein Ruf ist gemacht, und ich sehe mich schon in glänzender Perspektive als Justizminister."

„Kleinigkeit!" fiel ihm der Mediziner ins Wort, „was werdet Ihr erst zu mir sagen? Wißt Ihr, daß ich das organische Prinzip des Blasensteins entdeckt habe? Das ist ein Riesenschritt, und die alte Schule ist durch mich vernichtet. Mein Großonkel ist daran gestorben, nachdem er die schmerzhafteste Operation ausgestanden hat. Ich werde ihn in ein Chlorbad tauchen, um morgen die Widerspenstigen zu verwirren, die bis jetzt ihre namenlosen Dummheiten gegen die Wahrscheinlichkeit meiner Hypothese zu Markte gebracht haben. Boerhave und Bichat sind nichts gegen mich."

„Ich", nahm nun der Schriftsteller das Wort, „bin so eben hinter ein Geheimniß gekommen, das die höchste dramatische Wirksamkeit verspricht. Ich fand nämlich ein Papier eines Bekannten, wodurch zwar seine Familie schwer compromittirt wird, mir aber der originellste Streich bekannt wurde, den man noch jemals auf einem Theater gesehen. Es ist ein untrüglicher Succeß, besonders, wenn ich mir Anspielungen erlaube, wie ich mir schon vorgenommen habe. Doch, Freunde, schwatzt nicht aus der Schule, denn es wäre sonst leicht möglich, daß meine herrliche Idee vereitelt würde. Ist es nicht abscheulich, daß Bekannte mit solchen Geschichten so heimlich thun, da sie doch wissen, daß man durch einen kühnen Wurf sein Talent und seine Kenntniß des Theaters nur allein an den Tag legen kann? Ich will nicht ehrlich seyn, wenn ich nach diesem Stück nicht für den ersten Theaterdichter gelte."

„Ach, was ist das Alles", sprach der Maler, „gegen meine Feuersbrunst, von der ich nur durch den Canal getrennt war. Es waren Töne, wie ich sie nie gesehen! Ein Feuerchen, wie

es mir gar nicht aus dem Kopf kommt. Das Wasser und der Himmel, die Bäume und die Wolken — eines beleuchtete das andere — welche himmlische Reflexe! Ich hatte Zeit genug, sie in ihre ursprünglichen Nüancen zu zerlegen und glaubte eine wahre chromatische Scala für mein nächstes Bild dadurch gewonnen zu haben. Der Schaden wird auf eine halbe Million geschätzt, allein ich habe einen Fortschritt gemacht. So etwas erfreut und erfrischt das Blut."

„Und das nennt Ihr", sprach ich ernst, „den schönsten Tag Eures Lebens?"

„Wie denn anders?" erwiederte der Criminalist, „ich habe einen bedeutenden Rang erhalten."

„Gewiß", sagte der Doktor, „meine Ideen gewinnen Boden."

„Und ich", setzte der Schriftsteller hinzu, „sehe mich in ein paar Wochen aufführen und mit Beifall überschütten."

„Auf Gewissen, mein Freund!" rief der Maler, „entweder ist man Künstler, oder man ist es nicht."

„Nun so hört denn auch mich", nahm ich jetzt das Wort, Ihr seyd zwar Advokaten, Mediziner, Dichter und Maler, aber Menschen seyd Ihr nicht."

Sie lachten mich aus und schwuren mir ins Gesicht, daß ich ein Esel sey.

Ich wünschte, daß sie alle aufgehenkt würden und würde dann, wie ich glaube, mit größerem Rechte ausrufen: „dieß ist der schönste Tag meines Lebens!" (Mnemosyne.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Graf Dejean in Paris hat seine große Insekten-Sammlung, die 24,000 Arten in 118,000 Exemplaren enthält, gegen die Summe von 600,000 Frcs. zum Verkauf ausgeboten. Die bedeutendste Käfer-Sammlung als Privat-Collection besitzt der berühmte Schauspieler Ludwig Löwe in Wien. Wie andere Künstler des Wiener Hofburgtheaters nur nach Lorbeerkränzen Appetit haben, so schnappt Löwe nach Allem, was Käfer heißt. Er sammelt bereits 20 Jahre, und steht mit den meisten europäischen und außereuropäischen Entomologen in Correspondenz.

(Indische Belustigung.) Zu Ende des Jahres 1827 machte der englische Oberfeldherr in Indien, Lord Combermere, eine Reise in die obern Länder. Zu Lucknow war er der Gast des acht Jahre zuvor durch Lord Hastings eingesetzten Königs von Ude, welcher ihm auf alle Art seinen Aufenthalt angenehm zu machen suchte. Eine der zu dem Ende veranstalteten Lustbarkeiten war den Engländern eben so neu als anstößig. Einem Leoparden ward ein Seil um den Leib geschlungen, dasselbe durch einen in der Erde befestigten Ring gezogen und von mehreren Männern festgehalten. Dann ward ein Elephant auf den Kampfplatz gelassen, der sofort mit vorsichtig aufgewickeltem und in den Rachen gesteckten Rüssel auf den Leoparden losrannte. Der Leopard stellte sich zur Wehr, und die Engländer dachten, nun werde das Seil losgelassen werden. Aber im Gegentheil, die Hindu riefen: Halt fest! Zieh' an! und der Leopard ward mit dem Hintertheil zur Erde gerissen, daß der Elephant ihn gemächlich niederwerfen, sich auf ihn knieen und ihn zerquetschen konnte. Die Engländer wurden fast rasend bei diesem Anblick und schrieen: Niederträchtig! Schändlich! Die Hindu dagegen wußten sich vor Freude nicht zu lassen und jauchzten laut auf beim Anblick eines kleinen Thieres, welches wehrlos gemacht und so einem Riesengeschöpf überliefert wurde. Der Elephant selber aber trompetete sein Lob aus, indem er, das Ende seines Rüssels auf die Erde stoßend, den ihm eigenthümlichen gellenden Ton hören ließ.

(Die Kollegen. — Eine Anecdote von Ludwig Devrient.) — Der alte Devrient kam auf einer seiner Kunstreisen in ein sächsisches Dorf, wo ihn der Einbruch der Nacht zum Aufenthalte zwang. Es war seine Gewohnheit, auch in dem unbedeutendsten Ort, der ihm unbekannt war, nach Sehenswürdigkeiten herumzustöbern, deren oft nicht die mindeste vorhanden war. Der Zufall hatte, um den einheimischen Mangel einer solchen zu decken, eine fremde hierhergeführt. Diese Sehenswürdigkeit bestand in nichts Geringerem, als einem Marionetten-Theater. Devrient mußte es besuchen. Er trat in den Vorraum der Kneipe, an deren Thür die Kasse stand, und legte auf selbe einen Thaler hin. Die Frau Prinzipalin, die hinter dem Tische saß, blickte halb erschreckt durch den Anblick eines solchen unerwarteten Silberstücks zu dem Kavalier empor, der es hinwarf, und ruft endlich aus: »Ach Herr Je, wenn ich nicht irre, so sind Sie Herr Devrient?« — »Sie irren nicht, Madame.« — »Nu, das ist recht schön, daß Sie uns auch einmal besuchen. Aber stecken Sie doch Ihren Thaler ein; wir Kollegen werden doch von einander nichts annehmen.«

Bei einer religiösen Versammlung zu Glasgow in Schottland hatte eine Dame ihren Stand auf einer Bank eingenommen, so daß die hinter ihr Sitzenden den Prediger nicht sehen konnten; wiederholte Ermahnungen, daß sie doch herabsteigen und sich setzen möchte, fruchteten Nichts. Endlich erhob sich ein achtbarer ältlicher Herr, und sagte ganz ernst: »Ich glaube, die Dame würde gewiß nicht stehen bleiben, wenn sie wüßte, daß sie in jedem Strumpf ein großes Loch hat.« Dies hatte die gewünschte Wirkung; sie war im Nu von der Bank, und setzte sich. Ein junger Geistlicher, der die Bemerkung gehört, erröthete bis über die Ohren, und sprach: »Mein Bruder, wie konnten Sie sagen, was nicht wahr ist?« — »Nicht wahr?« erwiederte der zur Rede Gestellte; »wie wollte sie denn in ihre Strümpfe kommen, wenn sie nicht in einem jeden ein großes Loch hätte?«

Die Perser haben das Sprüchwort: »Eine schnelle Ungerechtigkeit ist oft besser, als eine langsame Gerechtigkeit.« Die Perser scheinen unsern deutschen Prozeßgang zu kennen.

Der Banquier Wehmuth in ..... war Vorsteher einer auf Aktien begründeten Anstalt, ein Mann, der sich gern sprechen hörte, und bei allen Gelegenheiten dermaßen haranguirte, daß Niemand zum Worte kommen konnte. Die Angelegenheiten der Anstalt standen schlecht, und es wurde beschlossen, eine Generalversammlung der Aktionäre einzuberufen, um sich über die zu ergreifenden Maßregeln zu besprechen, doch kein Mensch konnte vor dem Vorsteher dabei zum Worte gelangen; die Zeit verstrich und die ganze Versammlung ging höchst mißmuthig wieder auseinander, ohne etwas beschlossen zu haben. — Den folgenden Tag las man in dem daselbst erscheinenden Lokalblatte folgende Bekanntmachung: »Die Ergebnisse der gestern abgehaltenen Generalversammlung der Aktionäre der ..... Anstalt waren so betrübend, daß kein Aktionär vor Wehmuth sprechen konnte.«

Theater-Anzeige.

Montag, 26. Oct. Konzert der Herren Libel und Regondi. Vorher geht: Der lange Israel, oder: Das bemooste Haupt, Lustspiel in 4 Akten von R. Benedix. Abonnement suspendu.

Dienstag, 27. Oktober. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 301. Dienstag, den 27. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

„Mein Mann"! .... rief Madame Regnault, ungestüm ihre Hand zurückziehend. „Soll er glauben, daß Sie mir die Cour machen? Gehen Sie, seyn Sie vernünftig, und bedenken Sie, daß ich Ihnen verbiete, mit Cölestinen zu sprechen."

„Doch in Ihrer Gegenwart?" sagte der junge Mann mit bittender Miene.

„In meiner Gegenwart .... Er ist doch nicht aus der Fassung zu bringen. Ich bin zu gutmüthig für Sie," erwiederte sie, nachdem sie einen Augenblick gezaudert .... „Machen Sie kein so trübes Gesicht. Ich bemerke Cölestinen im Pavillon, wir wollen sie aufsuchen, ich kann es ja doch nicht verhindern, daß Sie mit ihr sprechen."

„Sie überheben mich aber, nicht wieder in Indiana lesen zu müssen?"

„Dessen überhebe ich Sie, denn Sie lösen diese Aufgabe in Anwesenheit Ihrer Angebeteten zu schlecht. Ich werde genöthigt seyn, die Kapitel noch einmal zu lesen, die Sie so sehr zerstümmelten. Diese Zeit erlaube ich Ihnen zu Ihrem Vortheil zu benützen, allein merken Sie sich wohl, daß ich das Talent besitze, während des Lesens zu hören."

Franz und Madame Regnault schritten nun den Garten entlang und traten in den Pavillon, wo Cölestine stickte; ihr Ausseben war aber so ernst und so nachdenkend, daß es mit ihren fast kindlichen Zügen einen wahren Contrast bildete. Die Sonne, durch ein offenes Fenster scheinend, an welchem die Marquise aufgezogen war, ergoß ihr helles Licht über ihren italienischen Kopf, dessen schwarze, in glatter Scheitel liegenden Haare in dieser Beleuchtung wie in einem Heiligenschein erglänzten. Als das reizende Mädchen Franz eintreten sah, gerieth es in eine Art von Verschämtheit; sie machte eine Bewegung, als sey es ihr zu helle, vielleicht mochte sie auch glauben, durch dieselbe ihr Erröthen zu verbergen, und sich mit sanfter, fast schüchterner Stimme an den Eintretenden wendend, sagte sie:

„Würden Sie wohl die Güte haben, den Vorhang herabzulassen?"

Er beeilte sich, zu gehorchen. Das Fenster ging in ein kleines Gäßchen, das den Garten auf dieser Seite begränzte; indem sich Franz bückte, um die Schnur loszumachen, die den Vorhang festhielt, bemerkte er einen Mann, der den Mauer-Vorsprung des Pavillons benützte, um bis zum Fenster empor zu klimmen, und erkannte in dem heraufsteigenden Spion Aristides Tessier. Sein erster Gedanke war, ihm einen Blumentopf auf den Kopf zu werfen, der ihm gerade zur Hand stand, und so seinem Rivalen gegenüber die Katastrophe Pyrrhos, Königs von Epirus, zu erneuern; er besiegte jedoch edelmüthig diesen Mordversuch, und ließ den Vorhang herab, als hätte er nichts gesehen, worauf er das Fenster schloß; nach einigem Ueberlegen öffnete er es aber wieder, indem er zu sich selbst sagte: Er mag hören, was ihm beliebt, ich handle gerne offen; auf diese Weise wird er erfahren, woran er ist.

Dann nahm Franz wieder das Tabouret zu Cölestinens Füßen ein, ein Platz, den er auch Abends zuvor eingenommen.

VI.

Seit seiner Rückkehr nach Paris war Aristides Tessier jeden Morgen mit dem festen Vorsatz erwacht, Cölestinen nicht wieder zu sehen; jeder Abend hatte aber einen Entschluß herbeigeführt, der diesem Vorhaben entgegenlief; der vierte Tag jedoch begann für ihn mit seiner gewöhnlichen Abendstimmung. Schmachtend nach der Geliebten, schrieb er an seinen Vertrauten jenen Brief, der zum Theil oben angeführt wurde; einige Stunden später aber führte ihn eine noch erhöhtere Ehestandssehnsucht in die Diligence nach Provins. Die Dauer der Reise dünkte ihm anfangs ein Jahrhundert; allein als er Herrn Simart's Landsitz näher kam, schien es ihm, als erhielten die Pferde Schwingen, ja es bedurfte sogar einiger Zeit, bis er sich entschloß, aus dem Wagen zu steigen. In welcher Eigenschaft sollte er auftreten, welche Stellung sollte er annehmen, welcher Worte sich bedienen, wenn Dramond, wie höchst wahrscheinlich war, seinen Befehl vollzogen hatte? Erschien seine Rückkehr in diesem Fall nicht als eine Schwachheit oder als eine Dreistigkeit? Erschüttert durch diese Alternative, schritt Aristides langsam dem Hause zu; dort angelangt, gebrach ihm aber aller Muth; heimlich schlich er an dem Gitterthore vorüber, dessen thönerne Löwen ihm noch grimmiger vorkamen als gewöhnlich, daß er sich nicht versagen konnte, sie den Engeln mit dem Racheschwert zu vergleichen, die ehedem Eden bewachten. Herabgestiegen von der anerkannten Würde eines künftigen Gemahls, dem alle Thüren offen standen, zu der zweideutigen Rolle eines Mannes, der seine Würde bloßstellt, umkreiste er den Garten, in seinem Innersten die Rathschläge seines Freundes, seine Unentschlossenheit,

die Race der Doggen, den treuherzigen Simart, ja die ganze Welt, allein mit Ausnahme Célestinens, verwünschend, und gelangte bald an den Fuß des Pavillons, in welchem die Ersehnte gewöhnlich nach Tische arbeitete.

Sie ist da, sagte er zu sich selbst; vielleicht denkt sie an mich! Warum suche ich nicht, wenn ich mich einer lächerlichen Verlegenheit entschlage, sie zu sehen und zu sprechen?

Den Muth an den Haaren fassend, wie man es mit der Gelegenheit machen soll, zögerte Tessier nicht mehr, jenen Sturm zu wagen. Das Gäßchen war zu jener Tagesstunde verödet, und der Mauervorsprung bot durch seine Abstufungen eine wahre Diebsleiter, an welcher er sich emporschwang, ohne Hautverletzungen zu befürchten. Franzens Erscheinen war seinem Ersteigen eine Weile hinderlich gewesen, doch als er sich bald überredete, er sey nicht bemerkt worden, verdoppelte er seine Anstrengungen, erreichte endlich das Fenster, suchte sich dort so sicher als möglich zu befestigen, indem er die Füße in ein Loch der Mauer stemmte und sich mit den Händen am Balken festklammerte. Mühsam suchte er sich hinter einem Blumentopf versteckt zu halten, weil sein Kopf ohne diese Vorsicht auf dem durchsichtigen Vorhang einen Schatten geworfen haben würde, und da er keine erwünschte Spalte fand, die ihm gestattete, zu sehen, was im Pavillon vorging, so konzentrirte sich seine ganze Seele in seinen Ohren.

(Fortsetzung folgt.)

Meister Dümas.

(Aus den Archiven der Pariser Polizei; von Kathinka Zitz-Halein.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Meister Dümas erfreute sich einer ungewöhnlichen Gesundheit. Keine Gebrechlichkeit, keine Runzel verkündigte den Augen sein hohes Alter. Er war munter und kräftig; man sagte sogar, er sey ausschweifend; in dem Viertel erzählte man sich eine Menge schlüpfriger Anecdoten von ihm; man wußte, daß er der Tugend der Mädchen sehr gefährlich war, und mehr als einmal hatte der Herr Pfarrer von Saint-André-des-Arts öffentlich gegen ihn geeifert.

Eines Morgens, es war am 30. Dezember 1700, welches ein Mittwoch war, hörte man gegen zehn Uhr den schweren, schnellen Tritt des großen Maulthiers. Meister Dümas war in seinem Observatorium. Wie gewöhnlich ging der Unbekannte, nachdem er sein Thier im Hof festgebunden hatte, ohne sich bei Jemand zu erkundigen, geradeswegs hinauf, und stand unvermuthet vor Meister Dümas, der ihn ohne Zweifel nicht erwartete, denn bei dem Anblick des Fremdlings stieß der Greis einen furchtbaren Schrei aus. Ein Wortwechsel entspann sich zwischen ihnen, jeder sprach mit Heftigkeit; der Streit dauerte lange. Der Mann mit den drei Narben ging endlich fort, und sein Maulthier trug ihn so rasch davon, daß die Nachbarn behaupteten, sie hätten ihm nicht mit den Augen folgen können.

Als der alte Advokat herab kam, hatten seine Kinder Mühe, ihn wieder zu erkennen. Er war nicht mehr der kräftige, feste Greis; der Tod bedeckte sein fahles Gesicht, das schlaff, runzelig und leichenhaft geworden war; seine Augen waren erloschen. Er sagte seinem Sohne und seiner Tochter, daß er nicht mit ihnen speisen würde, und bald schien er zu wünschen, wieder in sein geheimes Zimmer hinauf zu steigen; ich sage schien, denn er vermochte den Wunsch nicht auszudrücken; sein Sohn und seine Tochter faßten ihn, jedes unter einem Arm, und hißten ihn eine Treppe hinauf, welche er gewiß nur mit derselben Hülfe wieder herab steigen konnte: man machte ihm diese Bemerkung, und er erwiederte darauf, daß man ihn um vier Uhr holen solle, und auf seinen Befehl verschloß ihn der Sohn in das Zimmer und nahm den Schlüssel mit sich.

Was ging in diesem Zimmer vor? Keiner vermochte es zu sagen. Um vier Uhr kam ein Gerichtsbote, ein Freund von Dümas, und sein Sohn bat ihn, mit ihm hinauf zu steigen, und ihm zu helfen, den Greis herab zu bringen. Sie öffneten die Thüre, traten hinein, das Zimmer war leer... Meister Dümas war verschwunden. —

Von diesem Augenblicke an suchte man ihn mit der emsigsten Sorgfalt. Man ließ Ingenieurs, Maurer, Zimmerleute und Schreiner kommen; man untersuchte das Zimmer in allen seinen Theilen, aber es fand sich keine Spur von einem geheimen Ausgang, und die thätigsten Nachforschungen der Polizei konnten nichts entdecken in Bezug auf diese ungewöhnliche Entführung.

Jetzt fiel der Verdacht auf die Kinder des Sachwalters. Sie wendeten große Summen daran, um ihre Unschuld zu beweisen, und beide starben, ohne den Trost zu haben, einige Aufklärung über das Schicksal ihres Vaters zu erhalten. Der seltsame Reiter jedoch, welcher seit dreißig Jahren nicht ermangelt hatte, seinen wöchentlichen Besuch abzustatten, erschien nicht mehr, und man endigte damit, diese Begebenheit zu vergessen und sich nicht mehr mit ihr zu beschäftigen. Dennoch war das Andenken an dieselbe nicht gänzlich verloren, und fünfzig Jahre später ereignete sich Folgendes:

Der Marschall von Villeroy, so lächerlich als die dümmste aller Ammen, hatte, statt alle abergläubige Furcht aus dem Geiste seines Zöglings zu bannen, die Einbildungskraft des königlichen Kindes mit dummen Schrecknissen über das Kapitel der Gespenster unterhalten. Die ersten Eindrücke verwischen sich niemals. König geworden, war Ludwig XV. noch immer in der Gewalt des ersten besten Charlatans, der ihn erschrecken wollte, indem er in einer Erzählung irgend eine schreckliche Geisterscene citirte.

Unter die Zahl der fürchterlichen Geschichten, welche den König in seinen jungen Jahren am meisten angesprochen hatten, das heißt, wobei er am meisten gezittert hatte, gehörte auch das Verschwinden des Advokaten Dümas. Oft hatte der König selbst Vergnügen daran gefunden, dieses Ereigniß zu erzählen, um den Eindruck zu beurtheilen, den es bei seinem gefälligen Auditorium hervorbrachte. Eines Tages erzählte er es wieder in Gegenwart des Grafen Saint-Germain. Man kennt diesen seltsamen Mann und seine Ansprüche auf übermenschliches Wissen. Er erbot sich, dem König die Geschichte des Dümas zu erklären, und die dabei geheim gebliebenen Umstände an das Licht zu ziehen. Die Marquise von Pompadour war gegenwärtig, sie interessirte sich für den Vorschlag des Grafen, bat den König, diesem zu erlauben, daß er die geheimnißvollen Dinge, die er zu wissen behauptete, enthüllen dürfe. Die ganze Gesellschaft gab ihren Beifall, und dem Grafen ward erlaubt, seinen Vorschlag auszuführen.

„Augenblicklich, Sire!" sagte er, sich verbeugend; „ich verlange nur zehn Minuten, und ich werde Ew. Majestät gehorchen."

Mit dem größten Ernste fing er nun an, Linien zu ziehen, algebraische und astrologische Figuren zu zeichnen, studirte sie sorgfältig, und bevor die zehn Minuten um waren, trat er wieder auf den König zu.

„Sire", sagte er, „die Arbeitsleute und Ingenieurs, welche die Spur des Advokaten Dümas suchten, waren durch Leute gewonnen, welche dabei interessirt waren, daß diese Spur verborgen blieb, oder sie besaßen nur sehr mittelmäßige Kenntnisse von dem, was bei ihrer täglichen Arbeit nöthig ist. In einem Winkel des Zimmers, neben der Eingangsthüre, ist ein Bret des Fußbodens beweglich, und bedeckt den Eingang zu einer Treppe, welche sich durch alle Fußböden und alle Mauern hinwindet. An dem Ausgang dieser Treppe befindet sich ein Keller; vermittelst eines Trankes, der ihm seine Kräfte wieder gab, ist der Procurator da hinab gestiegen, nahm dann einen starken Schlaftrunk zu sich, und ist nicht wieder aufgewacht."

„Es war also der Teufel, der ihn öfter besuchte?"

„Sire," erwiederte der Graf, „werde Ew. Majestät Rosenkreuzer, und ich werde mich beeilen, den letzten Schleier zu heben, der dieses Geheimniß deckt. Aber jetzt ist es mir unmöglich, auf diese Frage zu antworten, denn indem ich es thun würde, setzte ich mich den größten Gefahren aus."

Der König machte ein verdrießliches Gesicht und fragte den Grafen nicht weiter; allein Frau von Pompadour, welche von der Neugierde mehr als der König gestachelt ward, schrieb an den Polizeilieutenant. Sie theilte ihm die Entdeckungen mit, welche der Graf gegeben hatte, und schärfte ihm ein, eine neue und schnelle Ortsbesichtigung zu veranstalten. Man gehorchte, das geht aus den Verbalprozessen hervor; man fand den beweglichen Theil des Fußbodens, die Wendeltreppe, das unterirdische Gemach, und in diesem mitten unter einer Menge astrologischer und chemischer Instrumente den noch angekleideten Leichnam Meister Dümas. Er lag auf der Erde, an seiner Seite lag eine zerbrochene Achatschale, und eine ebenfalls zerbrochene Crystallflasche, in deren einem Stück sich noch ein Bodensatz von Opium befand.

Dieses Taschenspielerstückchen (denn man behauptete, daß es zwischen der Marquise, dem Grafen und dem Polizei-Lieutenant verabredet gewesen sey) vermehrte das Vertrauen des Königs in den Grafen von Saint-Germain um Vieles. Ward aber Ludwig XV. in dieser Sache wirklich getäuscht, so bleibt das Verschwinden des alten Advokaten unerklärlich.

Elektromagnetismus als Bewegungskraft.

(Zweiter Artikel.)

Wir glauben bei der Wichtigkeit der Sache und bei der allgemeinen Theilnahme, die sie, wie zu erwarten stand, gefunden, in Bezug auf die Mittheilung in diesen Blättern vom 2ten d. Monats unsern Lesern Einiges aus dem interessanten Vortrage, den Herr Dr. Freiherr von Reden, General-Sekretair des Gewerb-Vereins für das Königreich Hannover, in der achtzehnten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Erlangen gehalten, aus dem Allgemeinen Organ für Handel und Gewerbe Nro. 123, 13. Oktober 1840 mittheilen zu müssen.

Herr v. Reden beginnt mit historischen Mittheilungen über Herrn Johann Philipp Wagners Entdeckungen; er macht uns mit dem Gange der Arbeiten, die den wichtigen Erfindungen vorhergegangen, näher bekannt, bezeichnet die in der Mittheilung in diesen Blättern (siehe Frankf. Journal Nro. 275. Beilage, 1. Oktober d. J.*) im Allgemeinen erwähnten Schwierigkeiten, die der Anwendung des Elektromagnetismus als bewegende Kraft bis dahin entgegen standen, näher, deren Ueberwindung Hrn. Wagner als den glücklichen Entdecker wichtiger Naturgesetze beurkunden.

Herr v. Reden beschreibt darauf näher die von ihm in Augenschein genommenen Apparate des Hrn. Wagner und giebt die Vorzüge an, die die Anwendung des Elektromagnetismus vor der Dampfkraft namentlich gewährt.

Indem wir nun in dieser Beziehung den Aufsatz: „die elektromagnetische Maschine" in der Didaskalia v. 7. d. Nro. 281 in Erinnerung zu bringen uns erlauben, können wir nicht umhin, folgender von Hrn. Dr. Frhrn. v. Reden aufgeführter Vortheile bei der praktischen Anwendung hier zu gedenken.

Er macht darauf aufmerksam, daß die Maschine im Zustande der Ruhe nicht konsumirt, und daß der Zinkverbrauch um so geringer ist, je größer die Geschwindigkeit wird; auch bezeichnet er näher, daß die Maschine, außer in den Zapfenlagern, fast gar keine Abnutzung erleidet, und daß die Flüssigkeit, worin die Kupferplatte sich befindet, keiner Erneuerung bedarf, sondern nur die Flüssigkeit am Zink allmähligen Ersatz erfordert.

Auf die Anwendung im Großen wie im Kleinen macht der verehrte Herr Verfasser des Vortrags, auf den wir unsere Leser, die näheres Interesse an der Sache nehmen, verweisen, auch besonders aufmerksam; und am Schlusse sagt derselbe:

„Ist aber die Hoffnung, daß alle diese Vortheile praktisch nutzbar gemacht werden können, daß also in den meisten, wenn nicht in allen Fällen der Electromagnetismus namentlich den Wasserdampf als bewegende Kraft verdrängen werde; ist diese Hoffnung durch den Umfang der bisherigen Entdeckungen gerechtfertigt? Im Gebiete der Naturkunde können lediglich Thatsachen entscheiden. Es ist Thatsache, daß ein electromagnetischer Bewegungs-Apparat erdacht, ausgeführt und in praktischer Anwendung ist, welcher, mit Beseitigung aller früher erwähnten Schwierigkeiten, die oben gedachten Vortheile darbietet. Daß die Kraft desselben um das Fünfzehnfache (also etwa auf zehn Pferde-Kräfte) sich steigern lasse, ist ferner zur mathematischen Gewißheit geworden; eine bei weitem größere Krafterhebung aber zugleich sehr wahrscheinlich gemacht. Halten wir uns, mit Uebergehung der Wahrscheinlichkeiten, für jetzt an die Thatsachen, so steht bereits fest, daß allenthalben, wo geringere Bewegungskräfte genügen, der Electromagnetismus vielfache Vorzüge vor den Wasserdämpfen hat; er wird dieselben also aus diesem Gebietstheile verdrängen. Wie weit sodann der Electromagnetismus zum Nachtheile der Wasserdämpfe sein Reich ausdehnen wird, darüber können bis jetzt nur Vermuthungen geäußert werden; daß es noch ferner geschehen werde, unterliegt kaum einem Zweifel, und der Amerikaner Silliman hat schon vor Jahren sehr mit Recht den Electromagnetismus a new power of great but unknown energy genannt."

---

*) Wir berichtigen hier auch einen Irrthum in jener Mittheilung. Herr Wagner zeigte jenes Modell des Apparats, der den kleinen Wagen zog, nicht am 18. Juni 1837, sondern am 26. August 1838. (Frankf. Ober-Postamts-Zeit. Nro. 234. v. 25. Aug. 1838.)

Die Vorzüge des Electromagnetismus vor jeder bis jetzt bekannten Naturkraft liegen im Prinzipe, was für die Technik von unberechenbarem Vortheile ist. Und wenn jede neue Entdeckung auf irgend einem Gebiete dasselbe erweitert, so läßt sich dieß mit Zuversicht von Wagners Entdeckungen in Bezug auf Physik erwarten, so daß nicht allein die Technik, sondern auch die Wissenschaft wünschen muß, daß dieselben bald Gemeingut werden möchten. A. K.

Korrespondenz.

Mainz, 25. Okt.

Versammlung deutscher Obst- und Wein-Produzenten.

Die vorgestern Abend anberaumte Generalversammlung war sehr besucht. Außer den schon früher angegebenen auswärtigen Mitgliedern bemerkte man noch besonders Hrn. Dr. Cassabeer von Cassel, Hrn. v. Hertling von Schierstein und Hrn. General von Röderer von Stuttgart. Die drei Sektions-Präsidenten erstatteten in derselben Bericht über die Arbeiten ihrer Sektionen während der drei verflossenen Tage. Hr. Gartneinspektor Metzger von Heidelberg berichtete über hunderte von Obstsorten, die untersucht, klassifizirt und mit Namen bezeichnet worden waren; dem hierländischen Tafelobste wurde dabei die erste Stelle angewiesen. — Der Präsident der Weinbau-Sektion, Freihr. v. Babo von Weinheim, erstattete seinen Bericht über die untersuchten, klassifizirten und benamten zahlreichen Traubensorten; eine Arbeit, die mit um so größern Schwierigkeiten verknüpft war, als dieselben Sorten oft in ganz nah gelegenen Gemeinden ganz verschiedenartig klassifizirt und benamt sind. — Der nun folgende Bericht des Präsidenten der Weinmusterungs-Sektion, Hrn. Katz von Karlsruhe, bot vorzüglich interessante Momente rücksichtlich der in unserer Nachbarschaft wachsenden, so sehr schätzbaren Weine dar. Den ersten Rang unter denselben wies die Sektion den auf den Besitzungen des Hrn. Fürsten von Metternich gezogenen Johannisberger Weinen, den Hinterhäuser Rüdesheimern des Hrn. Herzogs von Nassau und den Steinberger Weinen an; die Gräfenberger des Hrn. Mappes von hier, die Geisenheimer Rothenberger des Hrn. G. Dael von hier, die Hochheimer der herzogl. nassauischen Domänendirektion und die Scharlachberger des Hrn. . . . von Bingen wurden als die auf jene folgenden vorzüglichsten Weinsorten erkannt. Unter den moussirenden Rheinweinen erhielten die der Herren Dael, Lauteren und Mappes von hier die erste Stelle; dann kamen jene aus der Fabrik von Hochheim und dann die des Hrn. Bürgermeisters Dietrich von Oppenheim. — Nach Beendigung dieser Vorträge schritt die Versammlung zur Diskussion und Abstimmung über den für das künftige Jahr zu bestimmenden Versammlungsort und vereinigte sich dahin, daß die Zusammenkunft des Jahres 1841 in Würzburg gehalten und Hr. v. Weinbach daselbst ersucht werden sollte, den Vorsitz darin zu führen.

Mannichfaltigkeiten.

(Oggersheim, 22. Oct.) Am 21. d. M. gingen ein Taglöhner und seine Frau aus Oggersheim an ihr Tagewerk auf das Feld. Ihre drei Kinder blieben im Hause, in das Wohnzimmer eingeschlossen, zurück, woselbst unterdessen das Feuer im Ofen noch glimmte. Wie es nun geschah, bleibt zu errathen — es kam Feuer aus, ohne in Flamme aufzulodern, und als in der Mittagsstunde die Mutter zuerst die Thür des Zimmers erschloß, ward sie von einem fürchterlichen Rauchqualm erschreckt und fand ihre drei Kinder erstickt, todt am Boden liegend. Aerztliche Hülfe kam zu spät. Eins der Kinder lag nahe dem Fenster, das zweite an der Thür und das dritte hatte den Kopf in ein Kissen gewickelt, nur — um später zu ersticken. Kann es für fühlende Herzen eine traurigere Geschichte geben? Möge sie wenigstens allen Eltern eine kräftige Warnung gegen Unvorsichtigkeit seyn! Die Sache wird gerichtlich untersucht.

(Karlsruhe, 24. Oct.) Das hiesige artistische Institut von Gutsch und Rupp hat das Verlagsrecht der von A. Lewald redigirten Zeitschrift »Europa« käuflich an sich gebracht. Hr. Lewald, welcher hierher ziehen wird, behält die Redaktion und es läßt sich erwarten, daß die jetzigen Verleger, aus deren Offizin stets Treffliches hervorgeht, Alles aufbieten werden, dieses begünstigte Unternehmen noch mehr zu heben.

In dem gegenwärtigen Jahre sind aus China nach Europa 39 Millionen Pfund Thee gebracht worden.

Man hat berechnet, daß in den letzten fünfundzwanzig Jahren von den Gärtnern aus der gewöhnlichen Maßliebe tausend verschiedene und benannte Varietäten erhalten worden sind.

Der Herzog von Devonshire ließ vor Kurzem einen sehr großen Palmbaum in sein herrliches Schloß Chatesworth bringen. Er wurde von neun Pferden gezogen und man hat berechnet, daß allein die Kosten des Transportes bis an Ort und Stelle sich auf nicht weniger als 7000 Thlr. belaufen werden.

Nachrichten aus Berlin melden, daß das Verbot Friedrich's des Großen, etwas von seinen musikalischen Compositionen zu veröffentlichen, welches bis jetzt befolgt worden ist, endlich aufgehoben werden soll. Es soll demnach zuerst die Partitur einer einactigen Oper erscheinen, die der König componirte, die „il rè pastore" heißt und am 3. Aug. 1747 in Charlottenburg vor der königlichen Familie aufgeführt wurde. Das Werk soll sich durch angenehme Melodieen und eine Instrumentation auszeichnen, welche den kenntnißreichen Contrapunctisten verräth.

In Holland hat man eine Riesenauster gefangen, von der Größe einer Bratenschüssel. Es hatten sich an ihrer Schale noch 30 kleinere Austern, von der Größe eines Thalers bis zu der einer Mundtasse gebildet. Der König, welchem das Monstrum präsentirt wurde, schenkte es dem Naturalienkabinet. — Ein Feinschmecker in Amsterdam war außer sich über diese verfehlte Bestimmung.

Auf der Messe in Bergamo ging in den Caffeehäusern ein Sänger mit der Guitarre herum, der mittelst Kopf- und Bruststimme Duette allein sang. Wenn man ihm in einem Nebenzimmer zuhörte, so war die Täuschung vollkommen und man glaubte wirklich zwei Stimmen auf einmal zu hören. Der Sänger ist der Sohn eines Weinwirths aus Sesto-Calende am Lago maggiore. Man sagt, Simon Mayr, der schon so viele Componisten und Sänger (Donizetti, Rubini, David ꝛc.) bildete, habe sich des jungen Wundermannes angenommen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 27. Oktober. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing. (Gastrolle) Marie: Mad. Kleinschmidt, vom Theater zu Düsseldorf.

Mittwoch, 28. Oct. Der Pariser Taugenichts, Lustspiel in 4 Aufzügen, aus dem Französischen von Dr. Töpfer. Vor und nach dem Lustspiel: Productionen der Dem. Rachelle Gazzaniga und des Hrn. Felix Meersmanns, erste Tänzer vom Theater della Scala in Mailand.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 302. Mittwoch, den 28. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

Cölestine schien gleich tief in ihr Stillschweigen, als in ihre Arbeit vertieft, und wandte keinen Blick von ihrer Stickerei; Madame Regnault griff, ihrem Versprechen treu, nach einem Bande von Indiana, in welchem sie mit gespannter Aufmerksamkeit zu lesen schien. Ein Beobachter jedoch hätte leicht bemerkt, daß die Eine die Blätter im Buche nur sehr selten umschlug, und die Andere noch langsamer ihre Nadel bewegte. Franz, der mit seiner ihm so eigenthümlichen anmuthigen Ungezwungenheit seinen Platz auf dem Tabouret eingenommen, fühlte sich so unbehaglich, als ein Angeklagter auf dem Armensünderstühlchen; seine Blicke, die von dem schönen Mädchen auf die niedliche Frau, und von dieser nach dem Fenster schweiften, verweilten endlich auf den Spitzen seiner Stiefeln, und er versank dann in eine jener Meditationen, in welche sich selbst die entschlossensten Charaktere bei dem Herannahen einer entscheidenden Handlung verlieren.

„Der Akt ist schwerer zu spielen, als ich mir vorstellte," sagte er zu sich selbst. „Ich stellte vor einiger Zeit einen lächerlichen Satz auf, als ich behauptete, wenn man zu Viere sey, sey man auch zu Zwei. Diesen zu rechtfertigen, waltet nun ein ähnliches Verhältniß ob; denn rechnet man, was sich innerhalb und außerhalb des Zimmers befindet, so sind wir Viere. Allein das erste Wort anzuknüpfen, hält gar zu schwer."

Schon geraume Zeit beobachtete Madame Regnault ganz heimlich den jungen Mann, dem sie ihre Fürsprache zugesagt. Jene Unentschlossenheit, die sie in seinem Wesen wahrnahm, erhöhte das ihr eingeflößte Interesse, denn die Schüchternheit wird zur Anmuth, sobald sie nicht zur Eigenthümlichkeit geworden ist, und steht einem kühnen Ritter gerade so gut, wie das Lächeln einem finstern Gesichte. Uebrigens war die Sympathie dieser schönen Frau keineswegs frei von jener sanften Ironie, in welche sie, war es Folge der Klugheit oder der Koketterie, alle ihre Empfindungen kleidete; ihre Rechte als Beschützerin mißbrauchend, überließ sie sich ohne Scheu dem Hang zum Spotte, der in ihr lag; und weit entfernt, ihrem Schützling zu Hülfe zu kommen, gab sie sich der boshaften Freude hin, die auf seinem Gesicht ausgedrückte Verlegenheit noch zu vermehren.

„Haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie von Herrn Tessier Nachrichten erhielten?" fragte sie plötzlich.

Die verrätherische Absicht dieser Worte und das sie begleitende spöttische Lächeln gaben Franz die gehörige Richtung, statt ihn aus der Fassung zu bringen.

Diese Redensart ist wie erwünscht, dachte er bei sich selbst; sie führt mich auf der kürzesten Bahn zum Ziele, und der gerade Weg ist immer der beste.

„Tessier hat mir in der That geschrieben," Madame, antwortete er endlich ernst; „er benachrichtigte mich von seiner Rückkehr, und gab mir den Auftrag, Ihnen dieses mitzutheilen."

„Sein Onkel ist also genesen," versetzte die junge Frau.

„Herr Marjolier war niemals krank; sein Schlaganfall diente nur als schonender Vorwand, um die Abwesenheit meines Freundes zu bemänteln, die er für einige Tage als nöthig erachtete."

Cölestine richtete das Haupt empor, und ihr ausdrucksvoller Blick weilte auf dem jungen Mann.

„Wenn Ihr Freund," sagte sie, dieses Wort besonders betonend, „seine Abwesenheit für nöthig erachtete, so ist dieses durchaus nicht der Fall mit seiner Rückkehr. Das können Sie ihm sogar schreiben."

„Liegt hier keine Rache zum Grunde?" bemerkte Madame Regnault mit angenommener Sanftmuth. „Seine Rückkehr ist ein Beweis, daß er sein Unrecht einsieht; wenn er bereut, wenn er eingesteht, gefrevelt zu haben, wenn er sich Dir zu Füßen wirft, um Deine Gnade zu erflehen, wirst Du denn so grausam seyn, ihm Deine Verzeihung zu versagen?"

Ich halte diese unrichtig beurtheilt, dachte in diesem Augenblick Aristides, fortwährend an der Außenseite des Fensters angeklammert.

Mademoiselle Simart zögerte einige Zeit mit ihrer Antwort, dann sagte sie mit fast unmerklicher Stimme, und ohne den zu ihren Füßen sitzenden Mann anzublicken:

„Sie wollen mich wahrscheinlich warnen, Hortense?"

Franz neigte sich zu ihr hin, indem er sie mit der glühenden Verehrung eines Anachoreten betrachtete, der von einer göttlichen Vision begeistert wird, und flüsterte ihr leise, doch leidenschaftlich zu:

„Nicht ihm müssen Sie verzeihen, sondern mir, der sie so innig liebt, den der Gedanke an diese Heirath schon zur Verzweiflung bringt. Cölestine, theurer Engel, das Glück meines Lebens hängt von Ihrem Ausspruche ab. Ich bitte Sie, erklären Sie sich, daß Sie ihn nicht heirathen werden."

Das junge Mädchen antwortete nicht, allein ihre Hand, die Franz ergriffen, sprach für sie; da der Liebhaber Worte für entbehrlich fand, drückte er sein Gefühl dadurch aus, daß er sich vor ihr auf ein Knie niederließ. Dieses stumme Gespräch und diese ausdrucksvolle Gebärdensprache kamen Madame Regnault ohne Zweifel als eine Uebertretung des Vertrags vor. Denn ärgerlich schlug sie das Buch zu, das sie Anstands wegen in der Hand gehabt hatte.

„Es ist schön, die Angelegenheit eines Freundes zu vertreten," sagte sie mit der schneidendsten Ironie; „allein es könnte mit weniger Enthusiasmus geschehen. Ueberdies ist es nicht artig, leise zu sprechen."

Er spricht für mich; was wird sie antworten? sagte Aristides, der nach und nach seine Stellung lästig fand, ängstlich zu sich selbst.

Cölestine, erröthend und verwirrt, war aufgestanden, und ging mit schüchternen Schritten, gleich einem Kinde, das ausgeschmält wird, im Pavillon auf und ab, sich dann neben ihre Cousine setzend, ihr Gesichtchen an der Schulter dieser reizenden Frau verbergend, welche diese Attitude benützte, um ihrem Schützling mit dem Finger zu drohen . . . .

Franz hatte seine Stellung noch nicht verändert, und es bedurfte nur einer halben Volte, um vor Madame Regnault auf den Knien zu liegen; durch diesen Anblick fühlte sie sich entwaffnet und bewilligte durch ein Lächeln den Frieden.

Da Tessier seit einigen Minuten nichts mehr hörte, und sich dieses Stillschweigen nicht erklären konnte, so versuchte er den Vorhang etwas bei Seite zu schieben, der sich unter seiner Hand wie durch einen Windstoß bewegte. Franz allein begriff die Ursache dieses plötzlichen Aufwehens und eben so sehr die Nothwendigkeit, dieser Scene ein entscheidendes Ende zu machen; er nahm daher eine Stellung an, die dem ihm von seinem Freund vertrauten Auftrag angemessener war, und sagte ganz vernehmbar:

„Erlauben Sie mir, eine Sendung in's Reine zu bringen, mit der ich betraut bin: was soll ich Tessier antworten?"

„Herr Dramond hat Recht," bestätigte nun auch Madame Regnault mit einer Art von mütterlichem Ansehen, „es ist Zeit, eine Partie zu ergreifen. Wenn Du Herrn Tessier liebst, so sind diese Zänkereien kindisch. Liebst Du ihn nicht, so mußt Du mit Deinem Vater sprechen, der Deinem Willen gewiß keinen Zwang auferlegen wird."

„Ich liebe ihn nicht," antwortete Cölestine mit fester Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gewerbverein für das Großherzogthum Hessen.

(Von Dr W. Dieffenbach.)

Der im Jahr 1836 ins Leben getretene großh. hessische Gewerbverein (die erste Generalversammlung war am 15. Nov. d. J.) hat während seiner kaum vierjährigen Wirksamkeit schon sehr viel Nützliches geleistet. Derselbe hat während dieses Zeitraumes Anklang und Theilnahme fast in allen Theilen des Landes gefunden, und selbst da, wo man anfangs von seiner wichtigen Bestimmung weniger überzeugt zu seyn schien, hat man inmittelst seinen hohen Werth kennen und schätzen gelernt. Ohne Zweifel handelt es sich bei der Stiftung eines solchen Vereins weniger von der Bedeutenheit der Geldmittel, die ihm zu Gebote stehen, als von der Befähigung seiner Theilnehmer und dem industriellen und patriotischen Geiste, der sie beseelt. In ersterer Hinsicht glaubten die Stände durch die jährliche Verwilligung einer Summe von 5000 fl. den nothwendigsten Bedürfnissen zu genügen, während sie in letzterer Alles einer zweckmäßigen Leitung und sachkundigen Mitwirkung von Seite tüchtiger Vereinsmitglieder überlassen zu müssen glaubten. Wirklich entsprachen die bisherigen Erfahrungen den Erwartungen, welche man in beiderlei Hinsicht gehegt hatte. Unter dem Präsidium des großh. Ministerialraths Hrn. Eckhardt, und unter Mitwirkung von drei Ausschüssen gewannen die in den periodischen Versammlungen gepflogenen Verhandlungen einen gedeihlichen Fortgang, so daß dieselben in ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung einen sehr befriedigenden Ueberblick gewähren. Drei Jahrgänge sind unter dem Titel „Verhandlungen des Gewerb-Vereins für das Großherzogthum Hessen, redigirt von H. Rößler, Sekretär des Vereins", bereits erschienen. Ihre praktische Tendenz leuchtet überall klar hervor, und wie der Verein seine vaterländische Aufgabe zu lösen gesucht hat, darüber mögen theils die einzelnen Abhandlungen, theils die beigefügten trefflichen Zeichnungen, von dem Lithographen Max. Frommann, Zeugniß ablegen. In diesen Verhandlungen sowohl, als auch in dem seit zwei Jahren erscheinenden Monatsblatt des Gewerbvereins werden alle neuen interessanten Erscheinungen im Gebiete des Gewerbwesens besprochen und in ihrer Anwendbarkeit auf den einen oder andern Industriezweig des Landes gehörig gewürdigt. Was England, Frankreich und andere durch Gewerbthätigkeit sich auszeichnende Länder Neues und Interessantes aufzuweisen haben, entgeht nicht leicht der einen oder andern dieser beiden periodischen Schriften. Die Verfertigung der Daguerre'schen Lichtbilder, der Oelbilderdruck von Liepmann, die technische Anwendung des Asphaltes, die Analyse verschiedener englischer und bayerischer Biere, die Bielefelder Bleichmethode, die Seidenzucht in Frankreich, die Runkelrübenzucker-Fabrication nach Schutzenbachs Methode und hundert andere Gegenstände bilden den Inhalt dieser gemeinnützigen Schriften, welche zur größeren Verbreitung besserer technologischer Kenntnisse unendlich viel beitragen, um so mehr, als ihre gemeinfaßliche Schreibart und die beigefügten erläuternden Zeichnungen auch dem Fassungsvermögen des gewöhnlichen Handwerkers in den meisten Fällen genügen dürften. Da, wo die Praxis aus der Theorie sich minder leicht herleiten läßt, vertreten bisweilen Modelle die Stelle der Zeichnungen, und zwar so, daß der gewöhnlichste Dorfhandwerker nach ersteren arbeiten und mit ihrer Beihülfe neue gewerbliche Einrichtungen herstellen kann. Wir erinnern hier nur an drei Modelle für Kesselfeuerung, von einem Vereinsmitgliede, Hrn. Schröder, in Gyps sehr exact ausgeführt, und gegenwärtig den großherzoglichen Kreisräthen zur geeigneten Verbreitung mitgetheilt.

Zur weiteren Beförderung seiner gemeinnützigen Zwecke ist von dem Gewerbverein im Laufe dieses Jahres die Bildung von Localsectionen eingeleitet und in den Städten Darmstadt und Gießen bereits ausgeführt worden. Diese Localsectionen sind ganz besonders dazu geeignet, die Thätigkeit des Vereins zu erhalten und in ihrem Rayon viel Gutes zu bewirken. Ferner verdankt man den Bemühungen des Vereins die Entstehung der so nützlichen Handwerks-Zeichenschulen, welche jetzt schon in

einer hübschen Anzahl in verschiedenen Theilen des Landes vorhanden sind und meist — so viel uns bekannt — von großh. Kreis-Baumeistern oder Bauaufsehern geleitet werden. Die zu dem Behuf von dem Sekretär des Gewerbvereins herausgegebenen Vorlegeblätter scheinen ihrer Bestimmung vollkommen zu entsprechen. An Gelegenheit und Mitteln zur Belehrung fehlt es so wenig, daß für die in der Residenz wohnenden Mitglieder noch ein besonderes Leseinstitut in dem Bureau des Gewerbvereins errichtet worden ist.

Außer diesen intellectuellen Mitteln, welche die sicherste Garantie für die industrielle Fortbildung zu leisten scheinen, stehen dem Vereine auch noch besondere Aufmunterungsmittel zu Gebote, welche theils in der Aussetzung von Prämien, theils in der Verleihung von Medaillen bestehen. Jene wurden schon öfter bei wichtigen Preisaufgaben, z. B. bei der ausgeschriebenen Bereitung eines bessern Biers ausgesetzt und gegeben, und diese für andere schätzenswerthe industrielle Leistungen bewilligt. Endlich haben die periodisch zu veranstaltenden Ausstellungen vaterländischer Gewerbserzeugnisse noch ein anderes Mittel dargeboten, den besseren Bestrebungen des inländischen Gewerbfleißes vermehrte Anerkennung und ehrende Theilnahme zu verschaffen. — Der Gewerbverein und die übrigen im Großherzogthum Hessen bestehenden industriellen Vereine sind gleichsam eine Fortsetzung oder Vervollständigung des in neuerer Zeit eingeführten Systems des öffentlichen Unterrichts, welches durch die Errichtung der Realschulen eine hohe praktische Bedeutung erlangt hat, und in seiner weiteren Entwickelung für den größeren Flor der Gewerbe und Künste sehr folgenreich zu werden verspricht. — Fragen wir schließlich noch nach der ökonomischen Einrichtung des Gewerbvereins, so genügt schon die Bemerkung, daß der jährliche Geldbeitrag von 3 fl. so niedrig gestellt ist, daß selbst dem minder bemittelten Gewerbsmanne dadurch die Theilnahme nicht erschwert ist. Dieser kleine Beitrag kann nur als eine mäßige Vergütung für die werthvolle Zeitschrift des Vereins, welche jedes Mitglied erhält, angesehen werden.

Eine Herausforderung.

Vor einigen Jahren lebte auf der Insel Bourbon an dem malerischen Ufer des St. Annenflusses in ruhigem Familienglücke ein redlicher Creole, Porphire mit Namen, dem die allgemeine Stimme eine ungewöhnliche Körperkraft zuschrieb, obgleich dieselbe selten geübt wurde, weshalb denn auch einige Personen Zweifel an ihr hegten. Man reizte ihn oft, um sich mit ihm zu messen, oder vielmehr damit er in den Augen Aller seinen Ruf rechtfertige; aber Porphire verachtete all' diese Anreizungen und kannte das Geheimniß seiner Stärke allein. Ein gewisser Christoph, ehemaliger Seemann, der ebenfalls für einen Hercules galt und auf diesen Ruf stolz war, wurde neidisch auf den Ruhm seines Nebenbuhlers und nahm sich endlich eines Tags vor, sich nach dem St. Annenflusse auf den Weg zu machen, um Porphire zu einem Kampfe herauszufordern, in welchem die Kräfte der beiden Nebenbuhler gemessen werden sollten. Er machte die zwölf Stunden, die ihn von seinem Ruhmesconcurrenten trennten, zu Fuße und kam eines Morgens an, als sein Gegner sich eben zum Frühstücke niedersetzen wollte. Nachdem er ihm die Ursache seiner Ankunft mitgetheilt und hinzugefügt hatte, er wünsche, daß der Kampf vor einigen Zeugen vor sich gehe, nahm der ruhige Porphire denselben ohne Zögern an, forderte aber vorher den Gast auf, sein bescheidenes Mahl mit ihm zu theilen, indem er versicherte, er werde ihm darauf vollkommen genügende Satisfaction geben. Ich finde jedoch, setzte Porphire hinzu, mein Frühstück zu gering, um Sie zu empfangen, wie ich es wünschte; ich wollte längst schon ein Schwein schlachten lassen; meine Schwarzen sollen dies jetzt thun, so daß wir ganz frische Wurst bekommen, was meinen Sie dazu? Christoph, dem ein gutes Frühstück immer wohl gefiel, bekämpfte den Vorschlag Porphires nicht und sie begaben sich miteinander dahin, wo sich das Thier befand. Unterwegs sagte der ehemalige Seemann zu dem Creolen, man müsse die Partie auch interessant machen und er setze seine silberne Uhr gegen zehn Piaster, damit Einer von beiden ein Zeugniß seiner Ueberlegenheit erhalte. Der Andere nahm dies an. Nachdem nun Porphire einen Schwarzen gerufen hatte, der ohne Zweifel nicht da war, sagte er zu Christoph, er werde die Sache selbst machen, sprang auch in demselben Augenblicke über die vier Fuß hohe Mauer und ging gerade auf das Thier zu, das wenigstens drei Centner wog. Christoph sah über die Mauer und wunderte sich, wie jener wohl des Thiers werde Herr werden, als Porphire demselben einen Schlag auf den Kopf versetzte und es dadurch todt niederstreckte. „Geben Sie Achtung, Christoph, rief er dann dem Seemanne zu, „fangen Sie es auf." In demselben Augenblicke faßte er das Schwein mit der einen Hand an einem Ohre und schleuderte es über die Mauer. Christoph dachte nach über das, was er gesehen hatte; er war überwunden. Es wurden Würste gemacht und man setzte sich zu Tische. Der Seemann war sehr nachdenklich. Er aß wenig, trank viel und sprach von dem Kampfe gar nicht mehr. Nach dem Frühstücke sagte Porphire zu ihm: „Nun stehe ich Ihnen zu Diensten." — „Lieber Freund," antwortete da Christoph, „wenn man ein so gutes Frühstück gehalten hat, ist es gefährlich, die Verdauung zu stören." — „Ich verstehe," entgegnete der Creole, „da ich aber keine Uhr habe, so sagen Sie doch den Leuten in St. Denis, die den Zweck Ihrer Reise kennen, Sie hätten mir die Ihrige geschenkt als ein Andenken an diesen Tag." Christoph gab seine Uhr, wie es schien, sehr bereitwillig hin und rühmte sich in Folge nie wieder seiner Kraft. (Allg. Modenz.)

Mannichfaltigkeiten.

Wir entlehnen aus dem Journal „le Temps" nachfolgenden Artikel, den schönen Gasthof „des Princes" zu Paris betreffend: Die Straße Richelieu und besonders deren Theil, welcher an den Boulevard des Italiens gränzt, in der Nähe des Opernhauses und der andern vorzüglichen Theater sowohl, als auch nahe bei der Börse und dem hauptsächlichen Handelsverkehr sich befindet, ist unstreitig der Mittelpunkt der Geschäfte und Vergnügungen; er ist daher der Platz, welcher von den die Hauptstadt Frankreichs besuchenden Fremden den Vorzug erhält. Dieser ausgezeichnete Stadttheil von Paris ist bedeutend verschönert worden, und Alles wetteifert daselbst. Unter der Anzahl von Verbesserungen zeichnet sich aber besonders der Gasthof „des Princes" aus, welchem Hr. Privat einen so großen Ruf zu erwerben gewußt hat. Sein Sohn, der jetzt dieses schöne Eigenthum besitzt, wollte dadurch diesem herrlichen Stadttheil einen schnellen Aufschwung geben, daß er noch bedeutende und prachtvolle Gebäude aufführen ließ, um Fremde vom Range aus allen

Ländern aufnehmen zu können. Dadurch suchte er alle Vorzüge einer großartigen Einrichtung zu vereinigen, und ist also auch einzig im Stande, den Bedürfnissen eines genußreichen Lebens zu entsprechen. — Reisende, mit großen und geringern Mitteln versehen, finden auch daselbst große und kleine Zimmer zu bestimmten Preisen. Im Unterhaltungssaale findet man französische und deutsche Journale, neue Broschüren, eine Bibliothek und nützliche Anzeigen für Reisende. Vermittelst der Wärmeröhren wird auch ein großer Theil des Gasthofes geheizt. Man trifft auch daselbst Badeanstalten, eine ausgewählte Restauration, so wie eine zahlreiche und herrliche Tafel d'hôte mit guter Gesellschaft besetzt und überhaupt Alles an, was den Aufenthalt eines Reisenden in diesem Gasthofe angenehm machen kann.

Von den »deutsche Sagen und sagenhafte Anklänge« von Adolph Bube, Gotha, bei J. G. Mullen, 1840, ist die dritte Auflage erschienen. Da wir der frühern in diesen Blättern bereits Erwähnung gethan haben, so bleibt uns nur beizufügen, daß in der gegenwärtigen nicht nur manche Verbesserung angebracht, sondern auch eine Anzahl von neuen und werthvollen Dichtungen hinzugekommen sind. Die Wiederholung der Auflagen spricht am besten für den Werth einer Sammlung, deren Verfasser den einfachen und gemüthlichen Ton der volksthümlichen Sage so glücklich zu treffen gewußt hat.

---

*(Von der Lahn, 18. Okt.) In dem nahe bei Weilburg gelegenen nassauischen Flecken Weilmünster wurden beinahe sieben Kinder das schreckliche Opfer des Todes durch Vergiftung. In der vorigen Woche hatte nämlich einer der dortigen Lehrer seinen Schülern die Beeren der Tollkirsche mit warnenden Beispielen vorgezeigt, weil in einem frühern Jahre in einem andern benachbarten Dorfe mehrere Kinder in Todesgefahr geschwebt und wirklich eines derselben zu Grunde gegangen war, nachdem sie die giftigen Früchte dieser Pflanze genossen hatten. Die vorgezeigten Pflanzen nahm der Lehrer mit sich nach Hause. Die eigenen Kinder des Letztern suchten sich indessen der reizenden Früchte bald habhaft zu machen, und reichten sie den Kindern der Nachbarschaft, sieben an der Zahl, zum Genusse dar. Schon nach einer Viertelstunde hatten sich alle Zufälle der Vergiftung eingestellt, als man es nöthig erachtete, den dort wohnenden Arzt zu Rathe zu ziehen. Derselbe verordnete sogleich die entsprechenden Mittel, namentlich Brechmittel, und die Kinder entleerten zum Schrecken der Eltern die Reste der genossenen Beeren der Tollkirsche. Die Zufälle dauerten bei Einigen mehrere Tage fort. Der umsichtigen und angemessenen Behandlung des dortigen Arztes gelang indessen glücklich die Rettung der dem Tode nahen Kinder. Einige Jahre früher beging in einem benachbarten Orte der dortige Lehrer dieselbe Unvorsichtigkeit, indem er die vorgezeigte Giftpflanze (Belladonna) zum Schulfenster hinauswarf, welche hierauf die Kinder aufhoben, genossen und eins davon die schreckliche Beute eines schnellen und gräßlichen Todes geworden ist. Jedermann denke sich den Schrecken der Eltern dieser Unglücklichen, und er wird den Lehrern und Jedermann die Weisung nicht versagen können, wenigstens bei Kindern mit den Giften vorsichtig zu seyn und Pflanzen dieser Art überall zerstören zu lassen, wo sie nur gesehen werden, vielweniger denn sie unvorsichtig zu zerstreuen. E.

Cursus des Hrn. v. Suzor über französische Literatur.

Es gereicht uns zum Vergnügen, dem verehrten Publikum, welches dem, im vorigen Winter von Hrn. v. Suzor über die neuere französische Literatur dahier gehaltenen Cyklus von Vorträgen so lebhafte Theilnahme zuwandte, hierdurch die Anzeige machen zu können, daß genannter Literat auch in diesem Winter jenen Culturzweig zum Gegenstand seiner Vorträge wählen und schon in den ersten Tagen des künftigen Monats beginnen wird. Die, diesem literarischen Cursus im verflossenen Jahre bethätigte und verdiente freundliche Aufnahme bürgt uns dafür, daß dessen jetzige Fortsetzung sich eines gleich lebhaften Anklangs erfreuen werde. Wir dürfen hoffen, daß diese literarischen Soiréen, in welchen die eminenteren und markanteren Erscheinungen der modernen französischen Literatur, in Bezug auf fragmentarische Darstellungen und daran geknüpfte Reflexion zur Besprechung gelangen sollen, ein eben so glänzendes als zahlreiches Publikum versammelt sehen werden. L.

Deutsche Treue.

(Von J. Pirazzi.)

Dich preise ich auf's Neue,
Obschon du weltbekannt,
Dich Biederkeit und Treue,
Zu Haus im deutschen Land.

Darum ist auch dein Name
So innig uns verwandt,
Darum wird er so gerne
Mit uns zugleich genannt.

Was kann uns schöner schmücken
Als solche ächte Zier!
Gönnt Andern ihren Flitter,
Das Beste haben wir.

Mag sich der Welsche brüsten
Mit seiner Rede Witz,
Mit seinen Flammentrieben,
Mit seines Geistes Blitz.

Die Flammen sind nicht immer
Des Guten reine Gluth,
Und oft schäumt wohl auch über
Die allzu jähe Fluth.

Wie Treue sich bewähret
Im schönsten Wechselbund,
Wie Fürst und Volk sie einet,
That sich in Deutschland kund.

Wie Untreu' sich entehret,
Von blinder Wuth entbrannt,
Wie sie den Sinn verkehret,
Zeigt uns ein fremdes Land.

Dich preise ich auf's Neue,
Obschon du weltbekannt,
Dich, alte deutsche Treue, —
Blüh' fort im Vaterland!

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 28. Oct. Der Pariser Taugenichts, Lustspiel in 4 Aufzügen, aus dem Französischen von Dr. Töpfer. Vor und nach dem Lustspiel: Productionen der Dem. Rachelle Gazzaniga und des Hrn. Felix Meersmanns, erste Tänzer vom Theater della Scala in Mailand.

Donnerstag, 29. Okt. Der Brauer von Preston, komische Oper in 3 Abth., Musik von Adam. (Gastrolle) Effie: Mad. Kleinschmidt, vom Theater zu Düsseldorf.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 303. . Donnerstag, den 29. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

Dramond blickte nach dem Fenster hin, um zu sehen, ob es auch ganz geöffnet sey; ein konvulsivisches Zittern des Vorhangs belehrte ihn jedoch, daß die Deklaration des jungen Mädchens an ihre Adresse gelangt war. Sich dann mit freudestrahlenden Augen und heiter lächelnd umwendend, sagte er, in seinem heuchlerischen Ton beharrend:

„Sie haben aber doch seine Hand angenommen."

„Weil ich jung und einfältig war", antwortete Cölestine mit jener Geringschätzung, welche das Erkennen eigener jugendlicher Unwissenheit solchen Herzen einflößt, die ganz kurz erst der Liebe geweiht wurden; „diese Heirath war meinem Vater anständig; ich freute mich, in Paris zu wohnen, und daher nahm ich Herrn Tessiers Hand an, ohne die Wichtigkeit einer solchen Zusage einzusehen. Er selbst, ich bin es versichert, legte kein größeres Gewicht auf dieselbe .... Glücklicher Weise hat uns die Erfahrung gezeigt, daß wir nicht für einander geboren waren. Ich klage ihn nicht an, sondern gestehe vielmehr, wenn man es verlangt, daß alles Unrecht auf meiner Seite ist. Es scheint, daß ich viele Fehler habe, daß ich eigensinnig, unvernünftig, ja selbst bösartig bin. Zwar hege ich nicht ganz diese Meinung, allein man wiederholt es mir so oft, daß ich es endlich glauben muß. Derjenige, der mich einst heirathen wird," fuhr das junge Mädchen mit etwas schwankender Stimme fort, „muß daher viele Nachsicht gegen mich haben; Herr Tessier hat aber zu wenig gegen mich gezeigt. Ich würde nicht glücklich mit ihm geworden seyn, das bin ich nun überzeugt. Weil ich freimüthig bin, eine Eigenschaft, die man mir nicht absprechen wird, müßte er nur zu bald einsehen, daß ich ihn nicht liebe, und das könnte nicht verfehlen, ihn zu schmerzen; mithin sehen Sie wohl ein, daß ich Recht habe, ihn nicht zu heirathen."

Franz ging bewegt im Pavillon auf und ab.

„Wenn er aber zurückkehrt, wie werden Sie ihn empfangen?"

„Ich werde ihm dasselbe wiederholen, was ich Ihnen so eben sagte."

„Wie? wenn er sich in bittender Stellung plötzlich vor Ihnen befände, würden Sie ihm sagen ...."

„Ich würde ihm sagen: ich liebe Sie nicht, und werde Sie nie heirathen," antwortete Cölestine sehr rasch, denn sie wußte nicht, wie sie die Worte und Blicke seines Vertreters deuten sollte.

Franz hatte sein Manöuvre so gut berechnet, daß er sich gerade in diesem Moment neben dem Fenster befand, durch eine blitzschnelle Bewegung nach der Schnur des Vorhangs griff, und diesen rascher, als es bei einem Theatervorhang geschehen kann, bis zur Decke in die Höhe zog. Der helle Schein der Sonne drang nun in das Zimmer und beleuchtete die Akteure dieser Scene, die hinter der Balustrade des Balkons und zwischen den welken Blättern von zwei Geranien das verlegene Gesicht Aristides erblickten. Madame Regnault, welche einen Dieb zu sehen wähnte, stieß einen lauten Schrei aus; Cölestine, sogleich ihren Verlobten erkennend, blieb unbeweglich, scheinbar wie versteinert, stehen; Dramond aber, der den Ueberraschten so gut als ein Schauspieler auf der Welt spielte, bog sich mit dem gutmüthigsten Gesichte, das man machen kann, zum Fenster hinaus und fragte:

„Ei! Du hier? willkommen, mein Lieber, wie geht es Dir?"

Aristides, matt und erschöpft, dessen Knie vor Anstrengung zitterten und dessen Hände das Eisen des Balkons wund gerissen hatte, empfand bei diesem unvorhergesehenen Theatercoup einen kalten Schauer, der nach und nach durch alle seine Glieder rieselte. In Folge eines letzten Aufflackern seines Muthes versuchte er zu lächeln, dadurch erhielt aber sein Gesicht ein so erbärmliches, jämmerliches Aussehen, daß beide Damen unwillkürlich in ein unmäßiges Lachen ausbrachen, und sich in den Hintergrund des Zimmers flüchteten, nachdem sie vergebens gesucht hatten, sich zu bezwingen. Nur Franz, der eine unvergleichliche Ruhe behielt, sagte zu seinem Freund, ihm die Hand reichend:

„Was tausend machst Du hier? Du prangst ja in der Sonne wie ein Spalierbaum!"

Tessier schwang sich in die Höhe, um das Fenster zu erreichen; allein er fühlte sich durch das Kleingewehrfeuer dieses gewaltigen Lachens, das unaufhörlich aus dem Hintergrund des Pavillons hervorpuffte, zurückgedrängt. Sein Innerstes, von unsichtbaren Kugeln durchlöchert, gedemüthigt noch mehr durch das Lächerliche und Ermüdende seiner Lage, empfand eine allgemeine Abspannung, die ihm nicht länger gestattete, sich zu erhalten. Schnell ließen seine Hände den Balkon los, er glitt hinab, und entfloh, halb todt vor Zorn, des Gäßchens entlang, dessen Krümmungen ihn bald den spöttischen Blicken entzogen, die ihn hätten verfolgen können.

Nun hat er sich verkrochen, sagte Franz zu sich selbst, als er seinen Freund verschwinden sah, und ließ, als das Stück zu Ende gespielt war, den Vorhang wieder herab. Doch als er sich umwandte, fand er sich nur noch Madame Regnault gegenüber, weil Cölestine den Pavillon verlassen hatte.

„Wußten Sie denn, daß er da war?" fragte die hübsche Frau mit erheuchelter Strenge.

„Ich wußte es," erwiederte er weniger ernst.

„Und Sie fühlen keine Gewissensbisse?"

„Ich liebe!"

„Glauben Sie sich aber mit diesem schönen Worte bei einer Frau immer Recht zu verschaffen?"

„Das bin ich überzeugt."

Nach einigem Nachsinnen versetzte Madame Regnault: „Ihr Freund hatte für Cölestine nicht genug Verstand; ich will dadurch keineswegs den Umfang des Ihrigen bezeichnen, um Ihre Bescheidenheit nicht zu verwunden; allein ich muß gestehen, daß mich die Vollkommenheit, mit der Sie Komödie spielen, für das künftige Glück meiner Cousine, vorausgesetzt, daß Sie einst ihr Gatte werden, mit Furcht erfüllt. Lieben Sie sie denn wirklich?"

„Von ganzer Seele!" rief der junge Mann mit einem Ausdruck, den ihm der gewandteste Schauspieler nicht nachzuahmen verstanden hätte.

Madame Regnault konnte sich nicht verhehlen, daß die Stimme ihres großen kahlköpfigen Gemahls nicht diese durchdringende Biegsamkeit hatte; und vielleicht mochte dieser Vergleich die Veranlassung des Seufzers seyn, der ihr wider ihren Willen entschlüpfte.

„Ich will Ihnen glauben," versetzte sie, unter einem Lächeln einen Anflug von Schwermuth verbergend; „nun finde ich aber auch kein Hinderniß mehr, um mit meinem Onkel zu sprechen."

„Sollte es nicht erforderlich seyn, dazu erst die Beistimmung Ihrer Cousine zu haben?" fragte Franz bescheiden; „ich weiß ja nicht, ob sie mich liebt."

Madame Regnault machte den jungen Mann durch einen forschenden Blick verstummen, und kehrte ihm, die Achseln zuckend, den Rücken.

Ungeachtet dieser ironischen Pantomime, gelang es Dramond den folgenden Tag, dennoch diese mündliche Einwilligung zu erhalten, die Madame Regnault, in ihrer weiblichen Einsicht, schon als hinreichend zugestanden erachtete; dann wandte er sich mit seinem förmlichen Antrag an Cölestinens Vater, der anfangs sehr überrascht über denselben war; allein als der gute Mann vernahm, daß Tessier zuerst den Wunsch geäußert, sein Wort zurück zu nehmen, und daß seine Tochter der Substitution eines andern Gemahls kein Hinderniß in den Weg lege, zögerte er nicht lange mit seiner Einwilligung.

„Sie muß heirathen," sagte er, „daher soll sie wählen, ich werde ihr in Nichts entgegen seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kommunikationsmittel in London.

Das „Ausland" gibt in einer seiner neuesten Nummern folgende anziehende Schilderung Londons von Dr. Gambier in Bezug auf die enorm gesteigerten Kommunikationsmittel im Innern der Stadt:

„Die Riesin aller Städte," heißt es daselbst, „die ungeheuere Weltstadt, die zu einer Stadt umgewandelte Grafschaft Middlesex ist im Verhältniß der nun in neuester Zeit etablirten Kommunikationserleichterungen sehr zusammengeschrumpft, wie selbst das Land, das ganze Königreich mit den eröffneten Eisenbahnen nur noch sehr klein zu seyn scheint. In derselben Zeit, welche man sonst brauchte, um London zu umgehen und durchzugehen, kann man nun fast ganz England durchreisen; man denke sich die Reise von Southampton bis York in Einem Tage! Der Dampf hat Wunder gewirkt; unter diesen Wundern ist die sonst nicht einmal geahnte Kommunikationserleichterung das Hervorragendste, um so mehr, da die mit Dampf getriebene Art der Weiterbeförderung (locomotion und conveyance) die schon früher betriebene durch die Konkurrenz gezwungen hat, die allerniedrigsten Preise zu setzen, Preise, welche in England in vielen Fällen gerade gleich Null zu halten sind. Einem Gentleman ist eine Pfennig-Differenz nichts, er nimmt sie nie an, und doch ist fast aller Kommunikationspreis in London auf Pfennige gesetzt. Die Eisenbahnstationen, welche in London in den Norden, Süden, Westen und Osten führen, sind an den äußersten Enden der Stadt; nach dem Süden an der Vauxhallbrücke, nach dem Norden in Eustonsquare, nach dem Westen in Paddington, nach dem Osten bei Holyway, nach Greenwich an der Londonbrücke, nach Blackwell in Fenchurchstreet. Dahin müssen nun die Bewohner wohlfeil befördert werden, wenn die Reise vom Innern der Stadt bis an den Eisenbahnhof nicht fast theurer kommen soll, als ein hundert Meilen ins Land auf der Bahn. Die Omnibusse, oder Busses kurzweg, die schon früher gegen die Kutschen und Kabrioletfuhrwerke in heftige Opposition getreten waren, gingen gleich auf die Sache ein, und beförderten ziemlich wohlfeil die Passagiere an die Bahnhöfe. Allein sie kamen nun unter sich in Opposition, und das Ende von diesem Bieten und Ueberbieten in niedern Preisen war, daß nun die Unzahl von Omnibussen für alle Gegenden der Stadt nur einen Sixpence (18 kr. rhein.) nehmen, sey nun die Entfernung, welche sie wolle, kurz oder lang. Die anderen Fuhrwerke, couches, cabs (welche in neuester Zeit eine ganz neue Gestalt angenommen und sich zu vierrädrigen Sänften aus den gefährlichen zweirädrigen Kabriolets umgewandelt haben), sind immerhin noch theurer, allein sie werden weniger benutzt und sind nur vorzüglich zum Dienste von Leuten, die sich mit ambulanten Rendezvous befassen oder die Omnibusse nicht für fashionable genug halten. Die Anzahl der Fahrten dieser nicht in geringer Anzahl fahrenden Omnibusse den Tag hindurch (wozu natürlich ein guter Theil der zum Tag beleuchteten Nacht gehört) geht in das Hundert-, ja Tausendfache, indem sie immer im stärksten Trab, ja oft im vollen Carriere fahren. Zu diesen Omnibussen hat sich aber noch ein eigenes Kommunikationsmittel in der Stadt gesellt: die zwischen den Themsebrücken hin- und hergehenden Dampfboote, wodurch die allerschnellste Kommunikation in der Stadt wesentlich erleichtert ist. Von Viertelstunde zu Viertelstunde geht von der Londonbrücke bis zur Vauxhallbrücke, ja bis nach Chelsea ein Dampfboot, um den ungeheuer wohlfeilen Preis eines Fourpence (12 kr. rhn.) für den Passagier, jedoch wieder so, daß derselbe Preis, analog mit den Omnibussen, auch für die Mittelstationen gilt, als z. B. nach den bei der Blackfriarsbrücke und der Westminsterbrücke schwim-

menden Bädern. Die Frequenz ist aber auch ungemein stark, indem ein großer Theil der Bevölkerung beständig auf diesen Schiffen ist. Die prächtigsten Punkte der Stadt werden durch diese Kommunikation verbunden, über welche Erleichterung nur Eine Stimme des allgemeinen Lobes herrscht. Sie bildet mit sonst einen ungeheueren Gegensatz, wie mir ein 70jähriger Londoner auf einem Spaziergange schilderte. Seine Notizen waren die merkwürdigsten Memoiren der Culturgeschichte der letzten Jahrzehnte: „kein Prophet," sagte er, „hatte den Muth, sich dergleichen träumen zu lassen; kein Prophet hatte eben an den Dampf gedacht, dieses von jeher verachtete und zur Bezeichnung der Nichtigkeit gebrauchte Element." Der Fremde kann in einem Tage an alle Haupttheile der Stadt gelangen, ja noch eine Spazierfahrt von 30 bis 90 englischen Meilen ins Land hinein obendrein unternehmen. Ich begab mich eines Morgens zwischen 5 und 6 Uhr vom Strand (Somersethouse) nach Eustonsquare, dem Anfang der großen Bahn nach Norden; ich fuhr bis Weeden, 70 englische Meilen, wo ich um 9 Uhr anlangte; um 12 Uhr war ich wieder in London. Ich fuhr nun die ungeheure Strecke zur Londonbrücke mit Omnibus, dort ging ich nach Greenwich, sah mich im Park um, und war um drei Uhr schon wieder zurück, um nach Chelsea zu gehen, wo ich die alten Soldaten im Spitale betrachtete, und in einigen Viertelstunden schon in Mile-end war, um nach Blackwall auf der mit Seilen befördernden Eisenbahnroute zu gehen, und das wegen Schmuggelei in Sequester gelegte Riesendampfboot, the British Queen; zu sehen; nach dieser Tour, nach eingenommenem Essen und einigem Herumschlendern in den Gassen kam ich noch zeitig genug, um der im Haymarket-Theater stattfindenden Vorstellung von Bulwers Richelieu, welche Vorstellung gegen 7 Uhr Abends anfing, beizuwohnen. Welches Tagewerk! Länder jetzt kennen zu lernen, ist Spielerei, während die Möglichkeit einer solchen Kenntniß sonst eine langweilige Sache war. Die Bevölkerung von fast zwei Millionen Menschen (welche Anzahl nach früher beobachtetem Verhältnisse nicht zu bezweifeln ist) wimmelt wie ein Bienenhaufen durcheinander; das ganze Heer der Nobles und Fashionables, die jetzt auf dem Lande sind, wird wenig oder gar nicht vermißt; jetzt kann auch der Arme, zu Wasser und zu Land, in der Riesenstadt fahren, und erlaubt sich dieses Vergnügen, wo es sich thun läßt, und sollte er es sich am Magen absparen. Das ganze Heer der Kinder fährt hin und her, und sollte es nur darum seyn, um einen bequemeren Spielplatz zu suchen. Werden vollends noch die Preise auf den Eisenbahnen in das Land geringer werden, so ist des Gewimmels der Bevölkerung durch das Land kein Ende abzusehen. Die Aussichten sind ungeheuer und übersteigen jetzt alle Bedenklichkeiten der gelehrten Zweifler; Hr. Lardner ist total geschlagen mit allen mathematischen Raisonnements gegen Möglichkeiten, die er als Unmöglichkeiten verschrie, und die sich nun als evidente Wirklichkeiten erweisen. Ist erst noch vollends der Themse-Tunnel hergestellt, so werden die beiden östlichen Theile der Stadt, die von der Londonerbrücke so weit entfernt sind, eng verbunden, und es wird zwischen beiden Themse-Ufern sehr lebhaft werden, welche Lebhaftigkeit ein so schmerzlich vermißtes Bedürfniß war. In diesen Theilen lebt eine eigene Welt, welche bei der besagten großen Entfernung der Brücke und bei der Gefahr, die mit Schiffen besetzte Themse mit Kähnen zu überfahren, immer fast getrennt war; wie der Tunnel (welcher bei einer halben Million Pfd. Sterl. Kosten der wohlfeilste Bau in ganz England ist) sich öffnet, so ist diese Bevölkerung, ja ganz Kent und Esser verbunden. Auch wird sich die Stadt hier vergrößern, ähnlich den Vergrößerungen an andern Theilen."

Rosen.

Seht das held erblühte Mädchen,
Gleicht es nicht der jungen Rose,
Die, beschämt ob ihrer Schönheit,
Sich verbirgt im kuschen Moose?

Seht die glänzende Kokette,
Schwebt sie nicht durch's Leben hin
Gleich der stolzen Centifolie,
Aller Blumen Königin?

Seht das Weib, das schmerzensbleiche,
Das des langen Leidens müd',
Gleicht es nicht der weißen Rose,
Die auf einem Grabe blüht?

Seht die Falsche, die Verrath
An dem Heiligsten begangen,
Trägt sie nicht die gelbe Rose
Auf den ausgehöhlten Wangen?

Seht die gute treue Mutter,
Die ob ihren Kindern wacht,
Gleicht sie nicht der vollen Rose
In der jungen Knospen Pracht?

Oppenheim, 31. Sept. 1840. Kathinka Zitz-Halein.

Korrespondenz.

Mainz, 27. Okt.

Die Obst- und Traubenausstellung, die als Folge der Versammlung deutscher Obst- und Weinproduzenten an den letztverflossenen Tagen im Rondel des hiesigen Schauspielhauses und einem anstoßenden Saale eröffnet war, übertraf an Schönheit, Menge und Reichhaltigkeit Alles, was man in der Art hier je gesehen; mehr als 500 Obstsorten und über 300 verschiedene Arten von Trauben aus der Nähe und Ferne des deutschen Landes waren hier in zahlreichen Exemplaren aufgestellt. Das schönste Tafelobst lieferte unstreitig unsere Gegend, aber das mannigfaltigste und mitunter auch das schönste zur Weinbereitung war aus entfernteren Orten hieher gesendet worden; Darmstadt, Frankfurt, Heidelberg, Bruchsal, Meisenheim, Geinhausen, Wiesbaden, Hanau, das Adamsthal, der Schwarzwald, Schierstein, Neufeld, Oppenheim, Hainchen, Auerbach, Bruchsal und die Umgegend dieser Städte hätten ihre Produkte mit jenen der Stadt Mainz und ihrer Umgebung hier vereinigt. Zu der so reichen Traubenausstellung hatte Hr. Geheimerath Freihr. v. Zwierlein das Meiste beigetragen; seine ohngefähr 240 verschiedene Sorten betragende Sendung war vielleicht die vollständigste, die man noch gesehen; hier fanden sich amerikanische Trauben, die an Geschmack den schwarzen Johannisbeeren gleich kommen, mit rheinländischen, französischen, ägyptischen und marokkanischen zusammen; der Präsident Freihr. v. Ritter von Rüdesheim, Hr. Köpp von Bieber bei Geinhausen, die Herren Nack, Hock, Schmelz, Mann und Schwab von Mainz lieferten gleichfalls viele und darunter manche seltene Exemplare. — Die vor einem zahlreichen Publikum durch die Liedertafel und den Damen-Gesangverein zum Be-

sten der Armen gestern hier veranstaltete Aufführung des großen Oratoriums »Paulus« von Mendelsohn-Bartholdy fiel ganz vorzüglich aus. Der uns nunmehr verlassende Musikdirektor Hr. Messer, der dieselbe leitete, gab uns dadurch einen letzten Beweis seines musikalischen Talents und seines Fleißes bei Einstudirung großer Tonstücke; das Orchester, die Sänger und Sängerinnen erhielten glänzenden Beifall; die Soli's, die von den Damen Kramer, Bendix und Kaufmann und den Herren Uhlein, Kaufmann und Emmerich ausgeführt wurden, erhielten stürmischen Beifall, besonders gefielen die schwierigen Rezitative und ein ausgezeichneter Canon in der zweiten Abtheilung. — Heute früh um 2 Uhr nach Mitternacht wurden wir durch Feuerlärm aus dem Schlafe geschreckt. Das Hintergebäude des auf der Augustinerstraße gelegenen großen Karthäuserhofs stand in hellen Flammen. Dieses Gebäude bestand aus Stallungen und Magazinen, die alle mit Holz, Wellen und andern brennbaren Stoffen angefüllt waren; man war daher nicht wenig besorgt, andere nahe dabei liegende Häuser möchten von dem Feuer ergriffen werden; allein nach einer Stunde der Ungewißheit wurde man des Feuers Meister und concentrirte es auf das brennende Gebäude. Ueber die Ursache der Entstehung des Brandes sind die Angaben verschieden; Unvorsichtigkeit mag wohl Veranlassung dazu gegeben haben.

Darmstadt, 26. Okt.

In dem heutigen Konzerte des hiesigen Musikvereins für Dilettanten hatten wir, neben andern ausgezeichneten Vokal- und Instrumental-Leistungen, die wiederholte Freude, eine kaum 15jährige, dahier geborne und allein dahier unterrichtete Pianistin, Fräulein Mathilde Meyer, zu hören. Schon im März d. J. trug sie ein altklassisches, von Hummel arrangirtes Konzert, von Mozart, mit ungetheiltem Beifalle vor. Heute erfreute sie uns, vereint mit einem unserer ersten Violinisten, Hrn. Leidhecker, durch den Vortrag eines Duos von Beriot und Benedict über ein Thema aus der Nachtwandlerin von Bellini. Die Grazie und Nettigkeit ihres Spiels, so wie die Fertigkeit und Präcision desselben, verbunden mit dem Anschmiegen an die höchst melodischen und zarten Schwingungen des ausgezeichneten Violinspiels, gewährte einen hohen Kunstgenuß, besonders als am Schlusse der ganze Vortrag sich in einen hinreißend schönen Wetteifer ergoß. Möchten einem aufkeimenden Talente in so zartem Alter alle Mittel zu Gebote stehen, wodurch der Aufschwung einer künstlerischen Laufbahn unterstützt und zu einem schönen Ziele geleitet werde! Auch verdient der Verfertiger des Instruments, dessen sich die junge Künstlerin bedient, Hr. Instrumentenmacher Wiemer von Bessungen, eine rühmliche Erwähnung. 9.

Darmstadt, 27. Okt.

Gestern hielt die hiesige Localsection des Gewerbvereins für das Großherzogthum Hessen eine außerordentliche Sitzung, in welcher, wie man vernimmt, die projectirte Vereinigung derselben mit dem schon seit anderthalb Jahren für sich bestehenden hiesigen Localgewerbverein einen Hauptgegenstand der Verhandlungen bildete. Beide Vereine verfolgen gleiche Zwecke und aus ihrem gemeinsamen Wirken kann nur Gutes entspringen. Schon wegen der mannichfaltigen technologischen Bildungsmittel, welche sich hier im Mittelpunkt der Wirksamkeit des Landesgewerbvereins vereinigt finden, ist die vorgeschlagene Vereinbarung höchst wünschenswerth und bereits auch schon von mehreren Seiten als ein bedeutender Fortschritt zum Bessern erkannt worden. — Zu den vielen hiesigen philantropischen Anstalten gehört auch die im Jahr 1826 gegründete Privat-Wittwen- und Sterbekasse, welche während der kurzen Zeit ihres Bestehens schon zu einem ziemlich ansehnlichen Gesellschaftsvermögen gelangt ist. Ihre Auflösung war, in Folge einer statuarischen Bestimmung, in neuerer Zeit von mehreren Seiten angeregt worden. Gestern, wo die hier wohnenden und auswärtigen Mitglieder zu dem Behufe zusammen traten, wurde die Auflösung der Gesellschaft durch Stimmenmehrheit definitiv ausgesprochen. Ueber die Vertheilung des gemeinschaftlichen Vermögens und die Art der Sicherung der aus der Gesellschaftskasse zu zahlenden Pensionen werden weitere Verhandlungen gepflogen werden. — Die verbesserte Gartenkultur gewinnt hier immer mehr Anhänger und Freunde; besonders ist es Hr. Registrator Zehfuß, welcher schon seit einigen Jahren die Anpflanzung und Veredelung von Küchengewächsen mit dem glücklichsten Erfolge betreibt. Auch seine diesjährige Ausstellung ausgezeichnet schöner Gartenerzeugnisse hat hier vielen Beifall gefunden. Der von ihm schon seit zwei Jahren herausgegebene Pflanzkalender wird auch für das Jahr 1841 erscheinen.

Mannichfaltigkeiten.

Aus dem k. würtemb. Forstbezirk Heidenheim berichtet der Schw. Merk. Folgendes: Eine Schauder erregende Frevelthat hat sich vergangenen Dienstag den 20. Okt., Abends, unweit Königsbronn ereignet. Der k. Forstwart Süskind von Königsbronn wurde gestern Vormittag bei einer wegen seines Ausbleibens über Nacht auf ihn gemachten Streife im Staatswalde Gnommenberg, 50 Schritte von dem von Königsbronn nach Bartholomä und Essingen führenden Wege unter einigen Buchen, mit etwas Laub und Reis bedeckt, ermordet gefunden. Durch sicher geführte Streiche wurde der Kopf desselben so fürchterlich zugerichtet, daß bei der Sektion gegen 30 kleinere und größere Stücke des Schädels aus dem Hirn genommen werden konnten. Den Hund des Süskind fand man ebenfalls todt geschlagen neben ihm liegen. Blutspuren bezeichneten die Stelle hart an dem oben bezeichneten Wege, auf der die gräßliche That begangen worden, und außer einigen kleinen Theilen seines zertrümmerten Gewehres fanden sich daselbst, mit Laub bedeckt, zwei mit Blut befleckte Steine, mit welchen dem Unglücklichen die Schläfe eingeschlagen worden sind. Den Leichnam trugen die Mörder noch 50 Schritte seitwärts bergan. Einen etwa 24 Stunden vor der Ermordung Süskind's von Wilderern geschossenen Hirsch fand man 500 Schritte, dem Leichname gerade gegenüber, auf einem Berge. Noch hat man wenig Hoffnung, der Urheber des Mordes, deren es jedenfalls Mehrere gewesen seyn müssen, habhaft zu werden. Schnaitheim, 22. Okt. 1840.

(Berlin, 21. Okt.) Zufolge eines früheren Abkommens fand heute eine Konferenz von Kommissarien der Kunstvereine zu Königsberg, Danzig, Stettin, Breslau und Posen statt. Die bisherige Ordnung der Ausstellungen wurde folgendermaßen geändert: Danzig beginnt dieses Mal Ende Dezembers, dem folgen Königsberg, Stettin, Breslau, Posen, welches Ende Juni 1841 seine Ausstellung hat. Die Fristen der einzelnen Ausstellungen wurden ganz gleichmäßig festgestellt, und zwar wird die Dauer der Ausstellung jeder Stadt auf vier volle Wochen berechnet.

Zweisylbige Charade.

Durch zwanzig theile Letztern Zahl,
Die öfters dienet als Normal,
So wirst du dann die Erste finden,
Und so das Ganze mir verkünden.
Hast du es einmal auch gehört,
Gewiß hast du's kann hochverehrt.

G. Adolph Otto.

Auflösung des Räthsels in Nro. 299.

Eifersucht.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 29. October. Der Freischütz, große Oper in 3 Abth., Musik von C. M. v. Weber.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 304. Freitag, den 30. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

Aufgebracht über die seiner Tochter gedrohten Schmach, schrieb der alte Handelsmann sogleich einen Brief an ihren vorherigen Verlobten, in welchem er ihn förmlich verabschiedete, und schien Franzens Ungeduld zu theilen, der nichts versäumte, um die Heirathspräliminarien abzukürzen. Alle Vorbereitungen wurden mit so bewunderungswürdiger Eilfertigkeit betrieben, daß ungefähr sechs Wochen nach jener Scene im Pavillon der Bund der Liebenden die doppelte Einsegnung erhielt, und Herr Simart, der, zwar seiner Antipathie getreu, anfangs den Wunsch geäußert hatte, sie möchte nur in der französischen Kirche des Abbé Châtel vorgenommen werden, vergoß dann auch eben so sehr Thränen väterlicher Rührung bei der Ermahnungsrede des katholischen Geistlichen. Einige Tage zuvor aber schrieb Dramond folgendes Billet an seinen Freund:

„Lieber Aristides, im Leben wechselt es oft wunderlich; vor zwei Monaten sitztest Du mich von Deiner Heirath in Kenntniß, heute benachrichtige ich Dich von der meinigen; und was noch seltsamer ist, ich erkor mir die zur Frau, der Du entsagtest. Ich hoffe, daß wir uns gegenseitig zu der erwählten Partie Glück wünschen. Komme zu meiner Hochzeit, um mir zu beweisen, daß kein Groll zwischen uns obwaltet, und übernimm die mir früher zugedachte Funktion. Du wirst hier von Allen freundlich aufgenommen werden. Man giebt wohl eine Heirath auf; aber ich hoffe, nichts soll auf das gute Vernehmen störend einwirken, das so lange zwischen uns bestand."

Tessier trat diesen Brief, den er in hundert Stücke zerriß, mit den Füßen, und stieß gegen das Brautpaar die entsetzlichsten Verwünschungen aus, die er mit einem furchtbaren Racheplan begleitete; doch der plötzliche Tod seines Onkels Marjolier, dem die durch Franz ersonnene Geschichte unheilbringend geworden schien, unterbrach den Paroxismus seiner Wuth, indem er ihn nöthigte, nach der Bretagne zu reisen, wo die geldgierigen Beschäftigungen des Erben, sowohl gegen jene schmerzlichen Erinnerungen, als gegen das rachsüchtige Vorhaben des Liebhabers, für einige Zeit eine Ableitung herbeiführten.

Keine Widerwärtigkeit störte das Glück der Neuvermählten; ja der Himmel selbst schien ihnen seine besondere Gunst zugewandt zu haben, indem er sogar den Keim jener kindischen Feindseligkeit vernichtete, der den Bruch mit Aristides hervorgerufen hatte; denn nach einem kurzen Anfall von Wuth starb Soliman den Tod aller andern Hunde. Er wurde von seiner Herrin beweint, dann vergessen, und theilte mithin das Geschick aller Dahingeschiedenen.

VII.

Der Honigmonat ist keine Chimäre. In Ermanglung von Liebe legt sogar die Sitte Neuvermählten eine Einigkeit auf, der sich die unverträglichsten Launen fügen, weil sie keine Anforderungen auf Fortdauer macht. Franz und Cölestine hingegen gaben sich gegenseitig der reinsten Liebe in ihrem ganzen Umfange hin, und gehorchten dadurch vielmehr den Gesetzen ihrer Herzen, als denen der Klugheit. Von einem Glück beseligt, das sie nie geahnt hatte, empfand die junge Frau für ihren Gatten jenen Fanatismus, zu dem sich noch die Dankbarkeit gesellte, und welche nur eine göttliche Macht den Kreaturen ihrer Schöpfung einzuflößen vermag. Auch Dramond fühlte sich zu dem reizenden Wesen, dessen Schicksal ihm anvertraut worden, stets inniger hingezogen. So durch Blumenketten eines an das andere gefesselt, die, um sich zu entfalten, den langen Frühling der Jugend vor sich hatten, schien es unmöglich, daß dieses Daseyn auch nur einen einzigen Tag durch eine Wolke getrübt werden könnte. Die Wolke zog aber dennoch auf, und vielleicht war ihr frühzeitiges Erscheinen wohlthätig; denn Gewitter, die Morgens ausbrechen, sind schneller vorüber.

Franz war zu dieser Heirath durch eine jener unvorhergesehenen raschen Strömungen hingerissen worden, die denjenigen, die in sie gerathen, weder Kraft lassen, um gegen sie anzukämpfen, noch Zeit, um über sie nachzudenken. Erst am Ziele angelangt, kehrte seine Kaltblütigkeit wieder zurück, und mit ihr eine befremdliche Furcht, die nach und nach in seinem Innern um sich griff, gleich einem Wurme, der Blatt für Blatt an einer Blume zernagt. Cölestinens Fehler, die er bei der ersten Bekanntschaft als Kindereien betrachtete, erschienen ihm nun wichtiger, er forschte ihnen daher nach, fand sie aber nicht. Nun hielt er sie unterdrückt, aber nicht für geheilt, und machte sich Sorge über ihr Verschwinden. Ein Geck würde die Veränderungen in dem Charakter seiner Frau seinem eigenen Verdienste zugeschrieben haben; allein ohne zu sehr für ihn eingenommen zu seyn, müssen wir zugeben, daß Dramond kein solcher war. Cölestinens Gleichmüthigkeit und ihre unerschöpfliche Sanftmuth, die an die Stelle ihrer ehemaligen Reizbarkeit traten, entzückten ihn anfänglich, erregten später sein Staunen, erfüllten ihn aber end-

sich mit heimlicher Angst. Nur halb einer Veränderung Glauben beimessend, die er so plötzlich nie zu hoffen gewagt hatte, suchte er dieselbe durch alle erdenklichen Gründe zu erklären, nur fiel ihm der wahre nicht ein, daß die Liebe der untrüglichste aller Reformatoren ist.

„Die Löwin schläft wohl, aber wer bürgt mir, daß sie nicht wieder erwacht?" sagte er zuweilen zu sich selbst, die junge Frau verstohlen beobachtend, deren Augen von nun an, ohne mehr jene feurigen Blitze zu sprühen, schmachtend unter ihren seidenen Wimpern hervorleuchteten.

Die Furcht vor dem Erwachen der Löwin beschäftigte Franz fortwährend, und diktirte ihm nach und nach den Plan zu einem völlig systematischen Benehmen. Da er wußte, daß er lebhaft, ungestüm, ja selbst reizbar war, so bewachte er seine Laune auf das sorgfältigste. Früher ließ er sich oft durch Unbedachtsamkeit hinreißen, daher unterwarf er sich nun dem strengsten Regime von Mäßigung und Klugheit. Er setzte wegen seines feurigen Charakters alle Löschanstalten der Vernunft in Bewegung, um den mindesten Funken zu ersticken, der hätte Veranlassung bieten können, jenen weiblichen Salpeter zu entzünden, dessen Explosion er so sehr befürchtete. Tag und Nacht über der Erhaltung des häuslichen Friedens wachend, suchte er mit der unerhörtesten Aufmerksamkeit alle Elemente, die Uneinigkeit herbeizuführen im Stande gewesen wären, zu entfernen. Die kleinsten Zerwürfnisse, die leisesten Widersprüche vermied er und wurden unmöglich, so sehr bemühte er sich, ihnen zuvor zu kommen. Vermittelst dieser versöhnlichen Politik schritt Cölestine auf dem Ehestandspfade vorwärts, ohne sich weder an Steinen, noch an Dornen zu ritzen. Aber bald erschien es ihr als traurigen Ersatz, daß auch die Blüthen auf demselben seltener wurden. Franz hatte das Ziel überschritten. Seine fortwährende Wachsamkeit gab seinem Benehmen eine gewisse Kälte, und durch das Bekämpfen seiner eigenen Leidenschaften trat bei jeder Gelegenheit eine Reife des Urtheils, eine Seelenruhe hervor, in denen ein inniges Gemüth mehr Vernunft als Zärtlichkeit finden mußte. Den Frauen im Allgemeinen genügt es nicht, sich vernünftig geliebt zu wissen, und zumal einer Cölestine, deren ungestüme Phantasie stets nur die höchsten Wolken suchte, um Schlösser auf sie zu bauen. So sehr sie sich auch eingestehen mußte, daß Franz für sein Alter sehr friedliebend und höchst gesetzt sey, so sehr vermißte sie bei'm Gemahl jene Exaltation, die ihr als natürliches Element der Zärtlichkeit vorkam, und daher erwachte nach und nach jenes Mißbehagen in ihr, das ein Vogel empfindet, der in einer drückenden Luft fliegen soll. Nach Weise der Frauen, die alle mehr List als Durchblick besitzen, urtheilte sie nur nach dem Scheine, indem sie diese Ruhe und diesen Ernst einer Abnahme seiner Neigung zuschrieb, und sich für weniger geliebt hielt. Dieser Gedanke, der sie als Mädchen höchst aufgebracht hätte, versenkte sie in tiefe Trauer, weil sich die Energie, die sich sonst in der geringsten ihrer Bewegungen zeigte, nun ganz in ihrem Herzen concentrirte; denn aus dem Kinde, das unaufhörlich in Aufruhr war, hatte die Liebe eine sanfte Frau gemacht.

Eines Abends, mehrere Monate nach ihrer Vermählung, saßen die beiden Gatten, welche ihren Wohnsitz in Paris genommen hatten, nebeneinander in einer Loge im Theater Feydeau.

Cölestine, sich matt und sinnend an den Rücken ihres Stuhles lehnend, schaute mechanisch nach dem Proscenium hin, ohne die Spielenden zu sehen, noch die Musik zu hören. Franz, an ihrer Seite, schien nicht minder in tiefe Betrachtungen versunken. Seit einigen Tagen hatte er die Traurigkeit seiner Frau bemerkt, doch vergebens nach der Ursache derselben geforscht. Während der ganzen Vorstellung blieben Beide in ihr Nachdenken vertieft, jeden Gedanken sorgfältig bewachend, und nur nach langen Pausen Worte wechselnd; kurz gesagt, es war eine jener gegenseitigen Verstimmungen an ihnen wahrzunehmen, die gewöhnlich die Vorläufer ehelicher Mißverständnisse sind.

Unter den Zuschauern, deren Blicke Madame Dramonds Schönheit auf sich zog, beobachtete vorzüglich ein Mann in schwarzer Kleidung, der auf dem Balkon saß, mit gespannter Aufmerksamkeit, was in der Loge vorging. Es war Aristides Tessier, der seit einigen Tagen aus der Bretagne zurück gekehrt war. Bei dem Anblick der beiden Gatten fühlte er den durch Herrn Marjoliers Hintritt nur momentan eingeschläferten Groll wieder erwachen. Die Traurigkeit, deren Symptome er in Cölestinens Züge zu lesen wähnte, und das bekümmerte Aussehen seines Freundes Franz bereiteten ihm eine jener tückischen Freuden, die die anerkannteste Feindschaft nicht zu rechtfertigen vermochte.

„Sie sehen nicht glücklich aus", sagte er, gleich Jago lächelnd, zu sich selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Die Weser.

Die ersten acht Lieferungen von: „Malerische Ansichten von Hessen, nach Original-Zeichnungen dargestellt und in Stahl gestochen von den besten Künstlern Deutschlands und Englands; mit erläuterndem Text; in Lieferungen, jede Lieferung aus drei Stahlstichen mit Text bestehend. Subscriptionspreis à Lieferung 8 gr." sind bereits erschienen. Sie enthalten: die St. Martins-Kirche zu Kassel; das kurhessische Ständehaus daselbst; die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg; die Löwenburg; Philippsruhe; die Kirche zu Frankenberg; das Schloß zu Wilhelmshöhe; das Museum zu Cassel; Breitenau; Altenburg bei Felsberg; Felsberg; die Kaiserpfalz zu Gelnhausen; die ehemalige Reichsabtei Kaufungen; der Dom zu Fulda; der Friedrichsplatz zu Cassel; Eschwege; Schweinsberg; Boineburg; das Orangerie-Schloß und der Augarten bei Cassel; Marburg; die Pfarrkirche zu Gelnhausen. Sauberer Stich, treffliche Zeichnung und effektvolle Auffassung zeichnen sie aus.

Hessen ist reich an lieblichen und kräftigen Naturschönheiten, und der Künstler hat es verstanden, den Zauber der Wirklichkeit in dem engen Raum eines Bildchens wiederzugeben.

Wenden wir uns zum Texte. Getragen von einem dichterischen Gemüthe und einem klaren Geiste, geht er, ein rüstiger Wanderer, schlank und blühend dahin, ohne sich mit dem Flitter romanhafter Episoden zu behängen, — den Spiegel der Geschichte in der Hand, und das frische freie Gefühl in der Brust.

Der Verfasser des Textes ist Herr Dr. Franz Dingelstedt, welcher in demselben nicht nur eine sehr gewandte Darstellungsgabe, sondern auch gründliches Studium der Geschichte bekundet hat. Ein Auszug aus dem Werke möge es besser empfehlen, als jede Anpreisung.

Wenn jemals eines Sängers Fluch, obgleich ungerecht, vor- und rückwirkende Kraft gehabt hat, so ist es der, welchen Friedrich von Schiller in seinen deutschen Wasser-Xenien auf unsere Weser schleuderte. Sie ist unberühmt, unbesucht geblieben, trotz der Apotheose, welche Frau Hedwig Hülle zu Bremen an ihr versucht hat, und wenn eine Stelle an ihren Ufern literärisch angebaut worden ist, so ist das just nur diese alte Hansestadt, der Eduard Beurmann in seinen „Skizzen" ein dankbarliches Denkmal gesetzt hat.

Solche Dunkelheit ist aber nicht der einzige deutsche Charakterzug in der Biographie der Weser. Ihr ganzes geschichtliches Leben wie ihre Erscheinung tragen ächt deutsches Gepräge, von dem Zeitpunkte an, wo in den Bergwäldern am Wesergestade zum ersten Male der Siegesflug römischer Adler sich ermattet verfing, bis zu dem heutigen, wo hessische, preußische, sächsische, braunschweigische, freie reichsstädtische und Gott weiß, welche Farben alle noch in schöner, deutscher Zerrissenheit an den Silberfaden des gleichmüthig hinfluthenden Stromes aufgereiht sind. Ehemals ein treuer Wächter germanischer Freiheit wie der vielgepriesene, nur im Namen männliche, in Leben, Thaten und Ende entschieden weibliche Rhein, später ein stiller, heimischer Hort für altsächsische Sitte, neuerdings ein geduldig zerstückeltes Eigenthum vieler Einzelnen, bietet die Weser schon in ihrer Historie einen deutschen Mikrokosmos dar, wie ihn kein anderer der sogenannten Hauptströme deutschen Landes zum zweiten Male aufweist. Der Rhein endet niederländisch, die Donau wird türkischer Renegat, die Oder führt mehr slavische, die Elbe mehr czechische Elemente von ihrer Quelle aus in die durchzogenen Länder, — rein deutsch, Vollbluts-Race, ist und bleibt eben nur die Weser, deren beide Arme, Werra und Fulda, den eigentlichen, schönen Kern norddeutscher Lande, das Thüringer- und Frankenland, liebend umfassen, während ihr Hauptstamm in vielen Verzweigungen in das gesegnete alte Sachsen, über den dunkeln Harz und hinab bis zur Meeresküste durch die Ebenen der „edelen freien Friesen" sich ausrankt.

Fürwahr, ein herrliches Stromgebiet, dieses unserer deutschen Weser!

Und ist nicht das ein deutscher, ein rührenddeutscher, Zug in ihrem Leben, daß sie recht patriarchalisch und gemüthlich still aus der ruhigen Vereinigung zweier Flüsse allmählig sich ausbildet, ohne die rauschende Szenerie von stäubenden Cataracten, ohne die bunte Staffage rauschender Dampfschiffe, ohne den romantischen Schmuck zertrümmerter Burgen und melancholischer Ruinen fein bürgerlich dahin lebt? Fulda und Werra bieten sich geschwisterlich die Hand. Jene ein Kind der hohen Rhöne, fromm-katholisch großgezogen, bescheiden in ihren Ansprüchen, an Arbeit gewöhnt durch Hersfelder Industrie, erst in Kassel etwas breiter auslaufend, ihre Duodez-Kauffahrer auf weichem Rücken traut, wenn auch langsam hinunterschaukelnd, so tritt sie bei Münden aus den grünen Bergwäldern hervor, und erröthet, wie eine schüchterne Jungfrau, als die Werra, die raschere Tochter des Thüringer Waldes, in langen, hellen Wogen mit ihr zusammenschießt. Noch lange kann das Auge diese Röthe im Fulda-Wasser verfolgen, wenn es eben einen Blick hat für solche Dinge und nicht lieber die Jupiters-Statue im schönen „Werder" zu Münden bewundern mag. Nun währt bis zur westphälischen Pforte hinab die Poesie des vereinigten Stromlebens, das nicht in der Ausdehnung nach beiden Seiten, sondern in dem stillen, ebenmäßigen Reiz der nächsten Umgebungen seine Freude findet. Bei Minden schließt sich dieses jugendliche Paradies; der Gang der Welle wird gemessener, breiter, fester, Oker, Leine, Aller, Hunte müssen dienstbar ihre Masse vergrößern, der Kunstfleiß auf dem Wasser und zu Lande regt sich geräuschvoller, das nahe Meer kündigt sich in Sitte, Sprache, Reichthum, Gewerbe an, und endlich mündet der ernst und breit gewordene Strom in der ihn mütterlich aufnehmenden Nordsee.

Mit dreihundert Fuß Breite hat er begonnen, mit zwei Meilen endet er; welch' kleines Kapital, und doch welch' schönes Resultat! Acht und sechzig Meilen nur hat er durchlaufen, wenn du ihm eine gerade Linie der Schnur nach ziehst; aber nach seiner Art der Wanderung, gekrümmt, den Höhen ausweichend, hier sein altes Bette eigensinnig verlassend, dort erst ein kleines, zur Seite hüpfendes Wässerlein sparsam an die Hand nehmend, macht er doch seine guten hundert Meilen und darüber, und das Gebiet, welches ihm die Erdbeschreiber zutheilen, beträgt mindestens neunhundert Quadratmeilen.

Korrespondenz.

Hersfeld, 26. Okt.

Die Lulluswoche in Hersfeld.

»Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber« und zurück in das Alltagsgleise ist gekehrt Hersfelds ruhmbekränzte Poesie; die Lulluswoche ist nicht mehr! — Was es mit dieser Lulluswoche für eine Bewandtniß hat, erlauben Sie mir gütigst mit einigen flüchtigen Skizzen hier niederzuschreiben. Lullus, ein Vertrauter des heil. Bonifacius, hat, wie die Sage will, um das Jahr 758 die Stadt Hersfeld gegründet, oder doch zur Stiftung der vormaligen Abtei wesentlich beigetragen. Die dankbaren Bewohner feiern nun seit dieser Zeit die muthmaßliche Woche durch Freudenfeuer, Tanz, Essen und Vergnügungen aller Art. Verschiedene Gebräuche, z. B. das Auswerfen von Nüssen in das Feuer (als symbolische Darstellung der Wohlthätigkeit), das triumphartige Tragen einer Puppe, welche den Bruder Lullus vorstellen sollte, sind — als dem Zeitgeschmack nicht mehr angemessen — abgeschafft worden. Jetzt beschränkt sich die eigentliche Festlichkeit nur noch darauf, daß am 19. Okt. genau zur Mittagsstunde unterm Geläute der Glocken und dem Jauchzen des Volks auf dem schönen Marktplatz ein Feuer angezündet, und dieses durch eigens dazu bestellte Wärter, die in einer daneben stehenden Bude ihr Quartier haben, bis zum 22. d. Mts. genau zur Mitternachtsstunde unterhalten wird. Die Armen werden auf dem Rathhause gespeist. Unzählige Menschen durchwogen die Straßen und der tausendfache Gruß: »Bruder Lull's, Bruder Lull's!« dem der Volkswitz nicht selten den Beisatz gibt: »der Bürgermeister hat kein Holz!« durchhallt die Luft. Dieser Ruf erweckt die Bewohner am frühsten Morgen und begleitet sie zur Ruhestätte. Daß sich der Straßenadel namentlich des Abends im excentrischen Brüllen gefällt, versteht sich von selbst. Die Wirthshäuser sind acht Tage lang überfüllt; Musikbanden aller Quantitäten, gefällige und prüde Harfenistinnen, Drehorgeln, Marktleute, Studenten und Fremde aller Art haben sich hier concentrirt. Die Honoratioren sind indeß nur wenig bei diesem Volksfest betheiligt. Höchstens, daß sie sich einmal in ein Weinhaus verlaufen und, ungewohnt des berauschenden Giftes, die Marseillaise anstimmen, die aber dann ganz ohne alle politische Bedeutung ist. Statt dem revolutionären Text wird ein »La, la« substituirt. Hersfeld ist eine Fabrikstadt und weiß sich zu helfen. Kleine Tanzvergnügen, Thee's dansants ꝛc. sind die ganze Woche hindurch. Am 22. Okt. aber war ein glänzend schöner Ball, zu dessen solenner Ausführung die treffliche fuldaische Regimentsmusik und unser prächtig decorirter Vereinssaal nicht wenig beitrugen. Das getroffene Arrangement macht den »Löwen« Hersfelds alle Ehre. Hochaufloderndé Pechfeuer züngelten in die dunkle Nacht und erleuchteten den Eingang

zum Casino auf eine recht sinnige Weise. Im Salon aber überraschten eine Menge Büsten, reiche Guirlanden, unzählige Wachskerzen und — ein ausgesucht schöner Damenflor. — Der Ball wurde eröffnet und in mehreren ungewöhnlichen, aber sehr exact durchgeführten Tänzen bis zur großen Pause um etwa 11 Uhr zu Aller Befriedigung ausgeführt. Die Pause wurde mit einem jovialen Picknick gewürzt, während welchem häufige Toaste, z. B. dem Bruder Lullus, als dem Veranlasser so vieler Freuden — den Schönen — den thätigen Entrepreneurs ꝛc. ausgebracht wurden. Hierauf wieder Tanz. — Die sechste Morgenstunde trennte die Fröhlichen. — n.

Darmstadt, 25. Okt.

Unsere Winterunterhaltungen beginnen allmählig in Zug zu kommen: das Hoftheater ist bereits eröffnet und das erste Dilettanten-Konzert wird morgen im Saale des Gesellschaftshauses stattfinden. Der erste Ball der vereinigten Gesellschaft war schon zu Anfang dieses Monats, und der zweite wird in der Kürze folgen. Andere geschlossene Cirkel werden mit der Veranstaltung ihrer Winteramüsements nicht lange mehr auf sich warten lassen, und von Seite der Gastwirthe werden ebenfalls schon Vorbereitungen zur anständigen Unterhaltung des vergnügungslustigen Publikums getroffen. Bei Hrn. Fritsch »zur Traube« wird man wieder unter Pauken-, Trompeten- und Posaunenschall essen, trinken und tanzen können, wozu die Sonntags Abends in seinem Saale stattfindende große Restauration und seine Winterbälle die erwünschteste Gelegenheit darbieten. Restauration und Bewegung stehen dabei im engsten Bündnisse, und schwerlich haben sich die Repräsentanten beider Parteien jemals freundlicher die Hand gedrückt. Man muß die Deutschen nur richtig zu behandeln wissen, um sie lenksam und geschmeidig zu machen. Auch im Darmstädter Hof und in andern Gasthäusern werden ähnliche Unterhaltungen statt finden, so daß das gesellige Vergnügen für den bevorstehenden Winter keinen Abbruch erleiden dürfte. Im Vorgefühl der Freuden, die da kommen werden, äußerten neulich einige junge tanzlustige Schönen ihren Beifall über die zum Zwecke der Winterbelustigungen getroffenen Anstalten. Das ist Alles recht schön, erwiederte die sorgsame Mutter, die Brille bedächtig bei Seite legend; allein hätten wir mehr Kartoffeln, so wäre es um so besser. Poesie und Prosa lagen hier so dicht neben einander, daß nur ein tanzlustiges Mädchen darüber hinwegstolpern konnte. Es ist wahr, die Kartoffeln sind theuer, fast noch einmal so theuer, als im Herbst 1839; allein, was thut das! Auf den Bällen genießt man ja Orangen und andere edle Südfrüchte und überläßt die Kartoffel neidlos der Industrie der Branntweinbrenner und dem Landmanne zum Behuf der belobten Stallfütterung. Wer die Zukunft immer im Auge hat, genießt nie die Gegenwart, und wehe dem Menschen, der, mit einer Janusfeele begabt, die Gegenwart an die Zukunft verkuppeln will. Der Kuppelpelz, welchen das Schicksal für ihn aufbewahrt, wird keinen Marktpreis haben, und, am Ziel seines Lebens getäuscht, kann er nur bedauern, sich nicht zur harmlosen Lebensphilosophie unserer tanzlustigen Schönen bekannt zu haben.

Mannichfaltigkeiten.

(Breslau, 22. Okt.) Diesen Nachmittag ereignete sich in unserem neuen Theatergebäude ein gräßlicher Unglücksfall. Ein hiesiger Kunstfreund, der sich für die Entstehung der neuen Anstalt lebhaft interessirte, Hr. Kammerherr und Ritter v. Forcade, befand sich, wie fast täglich, auf dem Bau und stürzte von dem nur noch mit losen Brettern bedeckten Fußboden des Malersaales (also von dem Aufbau des Hauses) herunter bis auf den Fußboden der Keller, eine Höhe von ungefähr 75 Fuß. Der Leichnam wurde mit gänzlich zerschmettertem Kopfe aufgehoben.

Man schreibt uns aus Mainz: Seit Döring's Abreise haben wir einige gute Opernvorstellungen gehabt, in denen Mad. Schumann jedesmal gefiel, auch Hr. Mellinger von Wien, Hr. Freiberg, der als Johann von Paris wieder gastirte und eine junge Frankfurterin, Dem. Sähr, erhielten Beifall. Dem. Sähr ist im Besitze einer kräftigen Stimme von nicht gewöhnlichem Umfange; sie trat als Agathe im Freischütz auf und obgleich sie während der ganzen Vorstellung von Furcht befangen war, es war ihr erster theatralischer Versuch, so ertheilt ihr Talent doch mehrfache Anerkennung und jeder Musikkenner mußte dieser angehenden Künstlerin, der so schöne Mittel zu Gebote stehen, mehr Vertrauen in ihre Kräfte wünschen.

In Offenbach bei Ernst Heinemann sind erschienen: »Geschichtchen für Kinder, welche noch nicht lesen, zu erzählen von Müttern, Geschwistern und Lehrern, von Wilh. Kurtmann. »Von den vielen Kinderschriften dieser Art gewiß eine der vorzüglichsten und eine den Eltern und Kinderlehrern sehr zu empfehlende. Gewöhnlich übersteigen solche Schriften entweder das kindliche Fassungsvermögen, oder sie versinken in's Kindische und Hypernaive. Hier aber ist die goldene Mittelstraße gewählt und der ächt kindliche, gemüthliche und faßliche Ton getroffen. Auch ist alles Erzählte aus dem Bereiche der Kinderwelt genommen. Wäre dies Büchlein äußerlich glänzender ausgestattet, wäre es mit schönen, buntfarbigen Bildern geziert, wäre es der Toilette nach bestechender, es würde gewiß von Hunderten gekauft, die es jetzt vielleicht unbeachtet liegen lassen. Sollte eine zweite Auflage nöthig werden, so möge der Verfasser solche durch neue Geschichtchen vermehren und der Verleger möge sie splendider drucken und weihnachtsmäßiger ausstatten. Unterdessen sey Müttern und Lehrern, welche 4 — 6jährigen Kindern gerne Etwas erzählen wollen, dies treffliche Kinderbüchlein auf's beste empfohlen.

An die durch den Tod des Hrn. Wendelstädt erledigte Stelle eines Inspectors des Städel'schen Kunstinstituts ist Hr. Maler J. D. Passavant ernannt worden. Von Hrn. Passavant, dessen gediegene Kunstkenntnisse und edle Gesinnung bekannt sind, der seit mehreren Jahren als proponirender Secretair unseres Kunstvereins die Kunstausstellungen mit viel Geschmack ordnete, zudem als Lehrer, Rathgeber und Beurtheiler den Künstlern auf das freundlichste zur Seite stehen wird, erwartet man mit Recht viel Gutes für die fernere Kunstentwicklung in unserer Stadt.

Die blinde Sängerin Elisette Leipold wird nächsten Freitag den 30. Oct. im Saale des Hofes von Holland ein Konzert geben, auf welches wir alle Menschenfreunde aufmerksam machen. Abgesehen davon, daß dieselbe durch einen Lachner, Lindpaintner und mehrere andere bekannte Musiker rühmlichst empfohlen und daß ihr durch öffentliche Blätter stets ein rühmliches Zeugniß ihrer angenehmen Stimme gegeben worden, abgesehen von allem dem, ist dies große Leid, von Jugend auf blind zu seyn, gewiß für jeden Menschenfreund eine unabweisliche Aufforderung, sein Scherflein zur Unterstützung der blinden Sängerin beizutragen. Billets à fl. 1. 21 kr. sind bei Hrn. Musikhändler Dunst und Abends an der Kasse zu bekommen. Anfang 6½ Uhr.

Frankfurt, 28. Okt.

Schon seit mehreren Jahren treten um die Zeit des Herbstes mehrere hiesige Frauenzimmer zusammen und stiften eine Lotterie, deren Ertrag dazu verwendet wird, hiesige Arme für den Winter mit Brennholz zu unterstützen. Die Preise bestehen aus Handarbeiten, hauptsächlich aber aus Geschenken neuer Gegenstände aller Art. Auch diesen Herbst ist der Verein wiederum zusammen getreten, wie aus den öffentlichen Anzeigen bekannt ist, und erfreut sich, dem Vernehmen nach, nicht allein eines guten Absatzes der Loose, sondern auch schöner Geschenke. Namentlich haben viele Mitglieder des verehrten Handelsstandes, dem Vernehmen nach, einzelne Gegenstände aus ihren Läden zum Geschenke gebracht und dadurch zur Linderung der Noth der Armen in den kalten Wintertagen beigetragen. Möchten doch viele Andere diesem ehrenwerthen Beispiele folgen und aus ihrem Waarenvorrath ein oder das andere Stück diesem wohlthätigen Zwecke widmen, und dadurch zur Linderung der Noth der Armen in den kalten Wintertagen beisteuern.

Ein Freund der Armen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 305. Samstag den 31. October 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

Tessier brachte die ganze Nacht, auf Racheplane sinnend, hin, und malte sie mit einer Bitterkeit aus, gegen die sich sein sonst bei jeder andern Gelegenheit so redlicher Charakter empört haben würde, nach denen er aber jetzt mit einer wahren Gier haschte, da bekanntlich verwundete Eigenliebe zu einem wilden Tiger macht.

Den folgenden Morgen fand er sich, von oben bis unten in das unsichtbare Gewand der Heuchelei gehüllt, bei Dramond ein, der seinen Freund herzlich willkommen hieß.

„Du zürnst mir also nicht mehr?" fragte lächelnd, doch zugleich etwas spöttisch, der junge Ehemann.

„Würde es etwas helfen, wenn wir uns gegenseitig die Hälse abschnitten?" antwortete Aristides mit angenommener Treuherzigkeit. „Du hast mir einen unverzeihlichen Streich gespielt, allein da ich Dich nicht strafen kann, muß ich Dir verzeihen."

Cölestine, die einen Augenblick nachher in den Saal trat, zeigte bei dem Anblick des Mannes, den sie einst hatte heirathen sollen, keine Verlegenheit, er hatte ja auf ihr Herz so wenig Eindruck gemacht, daß sie ihn mit jenem wohlwollenden Lächeln empfangen konnte, mit dem man jeden ältern Bekannten willkommen heißt. Diese ruhige und freundliche Aufnahme verdoppelte Aristides Wuth, er ließ sie aber nicht merken, sondern schien, einer Frau gegenüber, die ihn so ganz vergessen hatte, jede Erinnerung an die Vergangenheit zu ersticken. Da sich Gleichgültigkeit und Resignation leicht zusammen gesellen, so war Tessier von diesem Besuche an in seines Freundes Hause ein für allemal aufgenommen, der mit der größten Zuvorkommenheit sein an ihm begangenes Unrecht gut zu machen wollen schien. In kurzer Zeit, und in Folge von Ansprüchen, deren Rechtmäßigkeit ihm Niemand streitig machte, wurde er Hausfreund, und zwar in so schlimmen Absichten, als sie sich nur voraussetzen lassen. Um jeden Argwohn bei Franz zu unterdrücken, sprach er ihm oft von einer erdichteten Heirath vor, die ihn sehr in Anspruch zu nehmen schien; bei einem Manne, der kein Mißtrauen hegt, war dies jedoch eine überflüssige Vorsicht, und bei einem Eifersüchtigen würde sie nicht ausgerichtet haben, um ihm die Augen zu verkleistern; denn auf die Ehemänner läßt sich so wenig, als bei Junggesellen, das Sprüchwort anwenden: „Es stiehlt kein Zigeuner in seiner Herberge." In Erwartung seines Jägerrechts, mit dem sich sein rachsüchtiger Sinn schon im voraus nährte, begann Aristides geduldig das Gewerbe des Cicisbeo, und erhielt nach und nach jene kleinen, dieser Stelle eigenthümlichen Verrichtungen; aber an die mit denselben verbundenen Benefizien gab sich dieser Cromwell des Boudoirs nicht einmal das Ansehen nur zu denken. Bald gab es Logenplätze zu miethen, Conzertbillets zu verschaffen, Romanzen abzuschreiben, Stickmuster zu zeichnen, Gänge in Modehandlungen zu machen; kurz, ein undankbares Fach, das den Gemahl langweilt, um welches sich ein wirklicher Liebhaber wenig bekümmert, nach dem aber jene Ratten der Galanterie gierig haschen.

Cölestine nahm anfangs diese Aufmerksamkeiten mit großer Gleichgültigkeit auf; allein einer jener unseligen Gedanken, über welche die Frauen nicht immer den Sieg davon tragen, der Gedanke, durch Eifersucht die Neigung des Gatten zu prüfen, mäßigte plötzlich die eisige Zurückhaltung, welche sie bis jetzt gegen ihren alten Anbeter beobachtet hatte. Tessier bemerkte sogleich diese Veränderung, und ließ sich, vermittelst etwas Liebe und vieler Eitelkeit, hintergehen.

Franz, sagte er jenen Abend bei'm Nachhausegehen zu sich selbst, Du hast mir meine Braut entführt, wenn ich Dir nun Deine Frau entführte, wer von uns beiden wäre dann der Betrogenste?

Der Ehestandskatarakt hatte aber Dramond's Augen mit keinem so dichten Nebel umhüllt, daß er die Schleichwege seines vermeintlichen Freundes nicht wahrgenommen hätte. Nachdem ihm einmal das Licht aufgegangen war, beobachtete er, und von einer Bemerkung auf die andere übergehend, entdeckte er nur zu bald die gegen seine Ehre im Schilde geführte Verrätherei. Nach dieser Entdeckung war sein erster Gedanke, den Treulosen zum Fenster hinaus zu werfen; allein ein hoher Grad von Ueberlegung hielt ihn von dieser schnellen Justiz ab, und diktirte ihm gerade ein entgegengesetztes Benehmen.

Cölestine zählt nicht mehr als achtzehn Jahre, sagte er bei sich selbst, sie ist schön wie die Engel, ist sie aber auch so makellos wie diese? Mir stehen also noch zwanzig gefahrvolle Jahre bevor; zwanzig Jahre, in denen ich jeden Tag einen jener Kämpfe bestehen soll, denen so viele Ehemänner erliegen, die eines bessern Schicksals würdig wären; wie sollte es mir nun anders ergehen? Wir leben nicht in der Türkei, um Cölesti-

nens Gesicht mit einem Schleier und in einem Harem verbergen zu können. Wir sind in Paris, meine Frau geht in die Welt, überall wird sie von Männern gesehen, von denen ihr mehrere ohne Zweifel zu gefallen suchen werden; der Kampf bleibt also unvermeidlich. Ist das nun der Fall, warum soll er nicht noch heute stattfinden? Eine Gefahr, die man kennt, ist schon zur Hälfte vorüber; Tessiers Falschheit kann mir daher eher dienlich seyn, als daß sie mir schadet. Er ist als ein recht präsentables Muster jenes verliebten Gelichters zu betrachten, seine frühern Ansprüche sichern ihm einen glücklichen Erfolg, seine Stellung macht ihn hier wirklich gefährlich. Gerade deswegen soll er aber Cölestinen den Hof machen, ich erlaube es ihm. Man probirt die Stärke einer Waffe, um sicher zu seyn, daß sie nicht am Tage der Schlacht in der Hand zerspringen wird; warum sollte man nicht auf dieselbe Weise mit der Tugend einer Frau verfahren? Sollte, wie ich nicht zweifle, die meinige siegreich aus dieser Probe hervorgehen, so habe ich mir Ruhe und Vertrauen für die Dauer von zwanzig Jahren erworben, und bis dahin bin ich dann alt genug, um ein Auge zuzudrücken.

Vermöge dieses gefaßten Entschlusses, dessen Klugheit nicht in Abrede zu stellen ist, wurde Aristides von Franz wie zuvor empfangen. Zwischen der jungen Frau und den beiden feindlichen Freunden entspannen sich jene geheimnißvollen Debatten, die im engern Zirkel so vielfach vorkommen und eine Art maskirter Dramen sind, in denen jede Person die Lieblings-Devise Ludwigs XI. angenommen zu haben scheint. Je mehr Ruhe Franz zeigte, um so mehr Koketterie affektirte seine Frau; und indem so Eines das Andere zum Besten hatte, war Tessier von Beiden getäuscht, der allein, ungeachtet seiner arglistigen Manöuvres, Niemand hinterging. Cölestine war zuerst einer Verstellung müde, die ihrem Charakter bisher gänzlich fremd war. Die unumstößliche Ruhe ihres Gemahls schien ihr bald eine Schmach, und sie erblickte in dem Vertrauen, das er mit einer Art von Uebertreibung in sie setzte, einen nicht zu entschuldigenden Beweis von Gleichgültigkeit, der sie bis in das Innerste ihrer Seele verwundete. Verzweiflungsvoll, ihm nicht diese wüthende Eifersucht einflößen zu können, welche die Frauen höchst nachsichtsvoll als einen Beweis von Liebe aufnehmen, erlag sie ihrer künstlich angeeigneten Koketterie, die ihr, da sie keinen Zweck mehr hatte, verächtlich vorkam; und bald versank sie in jene düstere Niedergeschlagenheit, die solche Herzen beschleicht, die der Schmerz enttäuschte.

Diese Symptome erfüllten Franz mit Angst, indem er die Traurigkeit seiner Frau Gewissensbissen zuschrieb, welche in einem tugendhaften Herzen die ersten Regungen einer strafbaren Leidenschaft erwecken. Aristides hingegen freute sich über diese Erscheinung; denn indem er eine Taktik auf sie in Anwendung brachte, deren Wirkung sonst bei traurigen Frauen untrüglich ist, schmeichelte er sich, sein Terrain nicht nur erweitert, sondern bereits schon gewonnen zu haben. So oft er eine Wolke auf Cölestinens Stirne oder eine Spur von Thränen in ihren Augen wahrnahm, girrte er gerührt folgende Floskel, die zwar allerdings zuweilen in der Form, doch niemals im Inhalt wechselte:

„Vermag mich etwas zu trösten über das Unglück, Sie verloren zu haben, so ist es der Anblick des Glücks, das Ihnen zu Theil geworden."

Einer Frau, der man zwanzigmal des Tags von ihrem Glücke spricht, muß es endlich nothwendig zweifelhaft erscheinen. Madame Dramond, die bereits schon nicht mehr an das ihrige glaubte, fühlte ihr Herz jedesmal schrecklich bewegt, wenn diese heuchlerische Versicherung wiederkehrte, deren Ironie, so bemäntelt sie auch war, darum nur um so beißender wurde. Endlich empörte sich aber ihr Gefühl gegen diese Tortur.

(Fortsetzung folgt.)

Marie Christine's Heirath mit Munoz.

Marie Christine war Reichsverweserin von Spanien; sie ist es nicht mehr. Ihr Kopf war den verwickelten spanischen Verhältnissen nicht gewachsen, und doch ist sie eine geistreiche, eine willenskräftige Frau. Ihre Lage wurde täglich mißlicher, denn ihr Herz gehörte nicht Spanien und der kleinen Isabella allein an; noch ein Dritter trat ihr nahe und obgleich Spanien nichts von ihm wissen wollte und die kleine Königin keine Ahnung von ihm haben sollte, so zog sie ihn doch so nahe an sich heran, daß er ihr bald mehr als Spanien und Isabella zu gelten schien. Don Fernando Munoz war dieser Dritte; über Marie Christine's Verhältniß zu diesem Manne ist vielfach die Rede gewesen, aber erst ein Artikel, welcher kurz vor ihrer Entsagung erschien, machte aus dem Palastgeheimnisse ein öffentliches. Daß die in dieser Broschüre enthaltenen Verwickelungen eine Haupttriebfeder zu jenem Schritte der Reichsverweserin bildeten, scheint nicht abgeleugnet werden zu können.

Marie Christine's Liebe und Ehe mit Munoz klingt, wie sie ein madrider Journal darstellt, wie die Episode eines am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts spielenden Romans; aber die dargelegten Verhältnisse sind Thatsachen, oder wenigstens bis jetzt noch von keiner Seite her öffentlich in Frage gestellt worden. Wie dem aber auch sey, ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der neuesten spanischen Zustände liegt darin vor und so möge es uns denn gestattet seyn, den Inhalt jener Schrift unverkürzt und treu mitzutheilen.

Zwei Monate nach König Ferdinands VII. Tode — beginnt der Bericht — ließ sich aus unverkennbaren Anzeichen schließen, daß die Königin Christine ihres Wittthumes bereits müde sey. Nun stand ihre Vertraute, die Modistin Donna Teresa Valcaral, in einem Liebesverhältnisse mit dem Garde-du-Corps Don Nicolas Franco. Mit diesem kam Munoz, als Camerad und Freund desselben, einige Male in den Palast, wo ihn die Königin sah und sich in ihn verliebte. Er war der Sohn des Kleinhänders Don Juan und dessen Frau Donna Eusebia in dem Städtchen Tarancon, und stand mit auf der Liste derjenigen, welche bei der Truppenreinigung im Jahre 1832, als des Carlismus verdächtig, aus dem Corps entlassen werden sollten. Daß er im Dienste blieb, verdankte er einzig und allein dem glücklichen Zufalle, daß er grade damals von Madrid abwesend und auf Urlaub in seiner Heimath war.

Da Christine das Ungestüm ihrer Liebe nicht sofort laut werden zu lassen wagte, so veranlaßte sie zu dem Zwecke eine romanhafte merkwürdige Reise. Die Woche, während welcher Munoz im Palaste den Dienst hatte, benutzend, beschloß sie, auf ihr Landhaus Guita-Pesares bei Sta. Ildefonse zu gehen und am 17. Dezember 1833 machte sie sich mit Tagesanbruch trotz des schlechten Wetters auf die Reise. Indeß sah sie sich zur Umkehr aus dem Gebirge genöthigt, weil ihre Kutsche zerbrach

und die, welche in derselben saßen, in große Gefahr brachte. Die Wege waren ohnedieß durch Eis und Schnee unfahrbar geworden. Die Königin ließ sich jedoch durch diesen Unfall nicht irre machen. Sie beorderte Leute aus den umliegenden Dörfern zur Fahrbarmachung der Bergwege; diese arbeiteten den Abend und die ganze Nacht hindurch und am folgenden Morgen, den 18., ging die Fahrt von neuem los, obgleich alle Palastbeamten in Anbetracht der schlechten Wege und der rauhen Jahreszeit die Köpfe schüttelten. Zur großen Verwunderung des Hofes und der Damen, welche den Dienst hatten, reiste sie durchaus ohne alle weibliche Begleitung ab. Marie Christine saß mit dem Generaladjutanten der Garde, Don Francisco Arteaga y Palafox, dem Kammerherrn Carbonelle und Don Fernando Munoz im Wagen und dieser letztere nahm ihr gegenüber Platz.

Bald nach der Ankunft auf Quita-Pesares machte Christine mit Arteaga und Munoz in dem Garten einen Spaziergang; alsbald entfernte sie aber den Adjutanten Arteaga durch einen Auftrag im Innern des Landhauses und blieb mit Munoz allein. Dieser Moment muß, aus den Folgen zu schließen, die bezweckte Erklärung herbeigeführt haben.

Noch an dem nämlichen Tage kehrten sie nach Madrid zurück, und kaum war die Königin in ihrem Zimmer, als ihre Gunst für den Garde-du-Corps Munoz aller Welt, selbst außer dem Palaste, sichtbar wurde. Er wurde zum Gentilhomme de l'intérieur ernannt. Der verstorbene König hatte diese neue Hofstelle zwar kreirt, doch schien sie für eine Frau, welche für ihre allernächste Bedienung Hofdamen, Duennas und Kammermädchen hat, nicht passend und anwendbar.

Noch mehr: der Günstling bekam auf der Stelle einen Prunkwagen, prachtvolle Reitpferde und ein auf Befehl der Königin auf das glänzendste möblirtes Haus. Nach einigen Tagen schon stolzirte Munoz mit Ferdinands VII. Busennadeln und Ringen; er bekam ein eigenes Zimmer im Palaste, war stets bei ihr zu Tafel und begleitete sie allenthalben. Sie setzten sich allein in den Wagen und benahmen sich überhaupt so ganz und gar als Eheleute, daß sie sogar mit einander über die Nationalgarde im Prado Revue hielten. Daß dies das Aufsehen, das schon im Publikum war, noch vermehrte, läßt sich denken; es kam sogar zu Anspielungen in den Zeitungen. Am 4. Febr., als am 40. Tage jenes Liebesverhältnisses, brachte die Chronik (ein Madrider Blatt) die Notiz: „Heute zeigte sich die Königin Regentin in einem offenen Wagen; die Pferde lenkte einer ihrer Bedienten; ihr gegenüber saß der Garde-Hauptmann, Herzog von Alagon." Diese Nachricht wurde von den Hofleuten wahrhaft verschlungen und verletzte die dabei Interessirten schwer, denn jener „Bediente" war kein Anderer als Munoz.

Die Königin forderte für diese Beleidigung Genugthuung und da der Minister Martinez de la Rosa, wie der Polizeichef Satre ihre gehorsamsten Diener waren, so stand ihrem Groll kein Hinderniß im Wege: das Journal wurde ohne Weiteres verboten, der Herausgeber, Don Pietro Ximenez de Haro, wurde aus dem Lande verwiesen und dem Redakteur, Don Angel Ignardi, ging es nicht besser.

Christine's Liebe zu dem neuen Günstlinge konnte nicht von der Kirche gebilligt werden; nachdem sie daher kurze Zeit vertraut mit ihm gelebt hatte, kündigte sie ihm an, sie wolle sich mit ihm trauen lassen. Munoz traute seinen Ohren kaum; als er aber sah, der Königin sey es Ernst damit, griff er mit beiden Händen zu und bot Alles auf, um das Vorhaben der Königin ins Werk zu setzen.

Munoz Verbindungen beschränkten sich auf den Marquis von Herrera, einen Consulatsschreiber Don Miguel Lopez, Asebedo und auf einen Geistlichen Don Marcos Aniamo Gonzalez, welcher sein Landsmann war, sich damals zufällig in Madrid befand, kürzlich erst als Priester ordinirt war und in der kleinen Itagasse krank lag. An diesen letzten wendete sich Munoz und verhieß ihm eine Ehrenkaplanstelle, wenn er Mittel und Wege fände, sie zu trauen und die Königin, welche sich den Geistlichen der königlichen Capelle nicht anvertrauen wolle, Beichte zu hören.

Man suchte nun bei dem Patriarchen um die nöthige Lizenz nach, doch als derselbe von des jungen Geistlichen ungeistlichem Leben hörte und einen geheimen Zweck von Seiten der Zwischenhändler vermuthete, so wies er das Ansinnen rund ab, und der Bischof von Cuenca, den man nun anging, weil Gonzalez zu dessen Diözese gehörte, machte es eben so. Aber der Fall war so dringend, daß man sich bereits vor Ankunft der abschlägigen Antwort an den päpstlichen Nuntius, Cardinal Tiberi, wendete. Auch er wollte als schlauer Italiener anfangs nicht auf die Bitte eingehen, schützte des Bittstellers große Jugend vor u. s. w., bewilligte die Lizenz jedoch für diesen einzigen Fall, nachdem ihm die Königin einen eigenhändigen Brief in der Angelegenheit geschrieben hatte.

Diese Angelegenheit wurde am 25., 26. und 27. Dezember verhandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Originalität englischer Reisenden.

(Nach dem Englischen; von Kathinka Zitz-Halein.)

Die Prinzessin Carolina von Wallis erzählte einst: Ich befand mich zum erstenmale mit Engländern am Theetisch; die Herren waren mir kaum vorgestellt worden, als sie einen Kreis um mich schlossen, und wir zu einer kleinen Gesellschaft in der Mitte einer großen wurden. Die Unterhaltung ward sehr lebhaft, und jede Sentenz, die über meine Lippen ging, ward wie ein Bonmot aufgenommen.

Man sprach von Reisen und von der besondern Leidenschaft der Engländer, außerhalb ihres Vaterlandes umher zu irren.

Es giebt ein altes französisches Sprichwort, sagte ich, nach welchem jedem Vogel sein Nest gefällt. Welches ist denn die Ursache, Lord Montague, warum ihr Engländer durchaus nicht gerne in euren Wohnsitzen bleibt? Ihr scheint sie zu fliehen, und eitel, wie ihr Recht habt, auf euer Land zu seyn, ziehet ihr ihm meistentheils jede andere Gegend, sogar die unfruchtbarste und ödeste Küste auf der Oberfläche des Globus vor. Man hat mir oft gesagt, es sey keine Stadt und kein Dorf in Asien, in Afrika und in der Krimm, wo sich nicht einige Engländer oder ganze englische Familien befänden, welche sich da dem Anscheine nach für den Rest ihrer Tage niedergelassen hätten.

Prinzessin, erwiederte Lord Montague, wir haben alle Gründe, um das Reisen zu lieben; und wenn diese Gründe Ihnen auch nicht in die Augen gefallen sind, so existiren sie darum nicht weniger. Gönnen Sie mir die Ehre, sie Ihnen in wenig Worten auseinander setzen zu dürfen.

Als ich zum Beispiel durch Aegypten reiste, traf ich dort Va-

lentia, den Sie hier vor sich sehen, wie er eben beschäftigt war, einen Jasminstock zu begießen. Mylord, was zum Teufel machen Sie in Aegypten? fragte ich ihn. Das Zusammentreffen ist originell; welch eine Ursache konnte Sie hieher ziehen?

Welche Ursache? sagte er: die Liebe zu den schönen Früchten; sehen Sie, diesen kleinen Garten, den ich mühsam verschönere und ausschmücke, ziehe ich allen Baronieen vor, die ich in England und Irland besitze. Sehen Sie, fuhr seine Herrlichkeit fort, sehen Sie diese schöne Traube an, riechen Sie ihren Duft, kosten Sie ihre Beeren; niemals hat Persien oder Indien etwas Schöneres und Köstlicheres hervorgebracht. Das sind meine Gründe, um meinen Wohnsitz hier aufzuschlagen.

Und für immer? fragte ich.

Unglücklicherweise nein, erwiederte Valentia, ich habe mir die Verpflichtung auferlegt, noch die Inseln des Archipels, die Küsten von Südasien zu besuchen, und nach zehn Jahren, welche ich auf meiner Reise zu verwenden gedenke, in meine verabscheute Heimath zurück zu kehren.

Ein andermal reiste ich von Frankreich nach Spanien (es ist immer der geistreiche Montague, der spricht) und traf meinen Freund Windham, der sich auch hier in Gegenwart Euerer Hoheit befindet; er nistete auf dem Gipfel eines Berges der Pyrenäen, in einem Verstecke, dessen Annehmlichkeiten aufzufinden, sehr schwierig für mich war, denn niemals sah ich eine unwirthbarere Felsengegend, als die Umgebung. Um der Liebe Gottes willen, Windham, sagte ich, was machen Sie hier? oder sind Sie es auch wirklich, den ich hier in dieser Einöde sehe? — Ei freilich, ich bin es selbst, erwiederte er, und habe mich hier festgesetzt, um eine reine Luft einzuathmen.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Napoleon's Asche in Paris.

Ein zeitgemäßer Gegenstand für ernste Betrachtungen, wie nicht leicht ein anderer in der Gegenwart! Während der König der Franzosen seinen Sohn in's ferne Weltmeer aussendet, um die Asche des Mannes, vor dem einst Könige auf ihren goldenen Stühlen gezittert, vom öden Felseneiland, auf dem der gefesselte Prometheus starb, zu holen und sie mitten in einen anderen Ocean zu bringen, in einen stürmischen Ocean von Wünschen und Leidenschaften eines Volkes, wie das französische, in einen Ocean, den nur ein so geschickter Steuermann wie Louis Philipp befahren kann, in die Mitte dieses stolzen Paris mit seiner rastlos wechselnden Ebbe und Fluth, — während dessen durchschifft der Nesse des großen Todten mit einer Handvoll Menschen den Kanal, steigt in Frankreich an's Land und versucht es, den Geist des Kaisers zu beschwören, der sich zürnend weigert, dem Jüngling zu erscheinen. Es ist etwas Tragisches in dieser Komödie des kleinen Neffen; das Tragische der Gegensätze, — der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. O jene Adler, die sich in der Sonne von Austerlitz wärmten und dieser zahme, gefangene, hungrige Adler, der seine Rolle bei der Apotheose bei einem Stück zähen Fleisch einstudirt! Es ist schwer, darüber zu lächeln; man wird dabei eher von Bitterkeit erfüllt, — nicht gerade gegen den kleinen Neffen, der vielleicht einen guten Theaterhelden abgegeben hätte, sondern vielmehr gegen den komödiantischen Sinn, der dem Menschen angeboren zu seyn scheint. Ach, daß so wenige Prinzen ihren Hamlet lesen oder beherzigen! Diese königliche Hoheit war auf einer deutschen Universität gebildet und hatte ziemlich viel Logik profitirt. Doch kehren wir für jetzt von diesen Ausflügen in's Reich der Lüfte und Luftschlösser zu einem praktischen Standpunkt zurück, von welchem der gesunde Hausverstand des Deutschen die Ereignisse der großen Welt zu betrachten pflegt. Es liegt uns eine Broschüre vor, »Napoleon's Asche in Paris«, Ansichten über Zeitfragen, von Dr. J. F. Drinhaus in Brüssel (Darmstadt 1840, Verlag von G. Jonghaus). Der Verfasser dieser Broschüre ist ein Deutscher, welcher seit kurzer Zeit eine angenehme Stellung in Köln gegen einen umfassenderen Wirkungskreis in Belgien, als Professor an der université libre in Brüssel vertauscht, aber, wie aus der Broschüre ersichtlich ist, seine deutsche Gesinnung redlich bewahrt hat. Brüssel ist ein klein Paris und somit steht er jetzt dem Herd des Interesses für Napoleon näher; aber auch in Deutschland ist dieses fortwährend im hohen Grade rege und wird sich gewiß von Jahr zu Jahr noch vermehren, je mehr die Zeit das Bild des Kaisers in eine poetische Ferne rückt und der Perspektive an magischen Tinten zusetzen kann. Denn eben der zunehmende poetische Effekt ist's, der uns Napoleon immer interessanter macht. Der Verfasser betrachtet die Zurückbringung der Asche Napoleons vom deutschen Gesichtspunkte und wirft bei dieser Gelegenheit folgende Fragen auf, deren Lösung den Inhalt seiner Broschüre bilden? »War denn Napoleon groß?« — Er betrachtet den Kaiser von diesem Gesichtspunkt als Feldherrn und als Gesetzgeber, er betrachtet ihn im innigsten Zusammenhang mit seiner Zeit und seiner Nation, — ruhig, vorurtheilsfrei und gerecht. »War das Erscheinen Napoleon's ein Glück für Frankreich? Kann Frankreich heute noch einen Napoleon wollen?« Eine Frage, die so unmittelbar, so wichtig gerade die allernächsten Tagesinteressen berührt und deren Erörterung das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt. Sodann: »Welches werden die Folgen der Beisetzung Napoleon's in Paris seyn?« Unter dieser Rubrik kommen zum Eingang beherzigenswerthe Worte über das richtige Verhältniß von Kosmopolitismus und Vaterlandsliebe vor, die nicht flüchtig verhallen sollen! Die Schlußaussichten des Verfassers scheinen uns eben so richtig zu seyn, als sie tröstlich sind. Und unsere Schluß-Ansicht ist die, daß wir die genannte Broschüre für durchweg so interessant halten, daß wir Jedermann, der sich mit den wichtigen Tagesinteressen beschäftigt, auf dieselbe aufmerksam zu machen uns verpflichtet fühlen. Die in der genannten Schrift vorherrschende deutsche, d. i. klare und unparteiische Gesinnung hat uns sehr wohlgethan in einer Zeit, in welcher es zur Mode zu gehören scheint, den Stempel der Nationalität in der großen Münzstätte des Kosmopolitismus eingeben zu lassen. Und somit können wir nicht umhin, unsern Lesern den Ankauf der oben genannten Broschüre bestens zu empfehlen.

Mannichfaltigkeiten.

Den Versicherungen eines französischen Blattes nach schätzt man die Ausgaben, welche der Transport der Asche Napoleon's von dem Landungsplatze an bis zum Hotel der Invaliden verursachen wird, auf mehrere Millionen Franken.

Von dem bekannten englischen Roman von G. W. Reynolds: »Der Geheimnißvolle, oder Folgen des jugendlichen Leichtsinns« ist bei J. Ebner in Ulm eine deutsche Uebersetzung erschienen.

Das auf den 3. November bestimmt gewesene Konzert des Hrn. Heinrich Wolf ist wegen der Herbsttage auf die darauf folgende Woche verschoben und wird der Tag desselben demnächst angegeben werden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 31. Okt. Die gefährliche Tante, Lustspiel in 4 Abth., von Albini. Vor und nach dem Lustspiel: Productionen der Dem. Rachille Gazzaniga und des Hrn. Felix Meersmanns, erste Tänzer vom Theater della Scala in Mailand.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 306. Sonntag, den 1. November 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français)

(Fortsetzung.)

VIII.

„Mein Glück!" rief Cölestine schmerzlich, als sie sich einst Abends allein mit Tessier befand. „Müssen Sie denn unaufhörlich von meinem Glücke sprechen?"

Aristides bebte vor Freude, gleich einem auf der Lauer stehenden Jäger, der ein längst erwartetes Stück Wild erblickt.

„Sollte ich mich getäuscht haben?" fragte er pathetisch; „sind Sie denn nicht die glücklichste Frau auf der Welt?"

Madame Regnault's Abwesenheit, die mit ihrem Mann in die Schweiz gereist war, beraubte Cölestine jener vertraulichen Mittheilungen, dieses heilsamen Ventils, das, wenn es sich schließt, die Leiden in's Herz zurückdrängt, welches oft nicht stark genug ist, sie zu fassen, ohne zu brechen. Und in diesem Augenblick war ihr das Bedürfniß, sich zu ergießen, um so unwiderstehlicher, da ihr Herz schon seit längerer Zeit gedrückt war. Der heimliche Kummer der jungen Frau verrieth sich, so sehr sie sich bekämpfte, ihn zu verbergen, daher beantwortete sie Aristides Frage mit Schluchzen.

„Um Gotteswillen, was haben Sie? was bedeuten diese Thränen?" fragte der Schurke, das Tuch wegziehend, das ihr Gesicht verbarg.

„Er liebt mich nicht," erwiederte sie, in Verzweiflung in ihren Fauteuil zurücksinkend.

Dieser unbefangene Ausruf gefiel dem Hausfreund nur halb, allein weit entfernt, seinen Verdruß zu zeigen, versetzte er besänftigend:

„Theure Cölestine, ich beschwöre Sie, öffnen Sie mir Ihr Herz. Haben Sie Kummer, wem würden Sie ihn besser vertrauen, als einem ergebenen Freunde, wie mir? Sie sind doch überzeugt, daß ich Ihr Freund bin? Ich fühlte mich zu unglücklich, wenn Sie meine Anhänglichkeit bezweifelten, weil ich nicht den Muth habe, sie Ihnen in ihrem ganzen Umfang zu zeigen. Halten Sie daher Ihre Thränen nicht zurück, und gönnen Sie mir das traurige Glück, sie zu trocknen."

Diese hinterlistigen Worte erreichten ihren Zweck. Cölestine erblickte in dem neben ihr sitzenden Mann nicht mehr den alten beharrlichen Anbeter, sondern nur den Freund, der bereit war, sie anzuhören, ja vielleicht fähig, sie zu verstehen.

„Armer Aristides," antwortete sie, ohne ihren Schmerz länger zurückzuhalten, der überströmte, wie ein bis an den Rand gefülltes Gefäß, das man zum Feuer setzt; „Sie halten mich für glücklich, allein ich bin es nicht. Ihnen Alles zu erzählen, dauerte zu lang. Sie kennen meinen Charakter, Sie wissen, daß ich, ungeachtet meiner Fehler, ein gutes Herz besitze, und daß man Alles von mir erhalten kann, wenn man mich liebevoll behandelt; er aber hat das nicht verstanden, denn ich sage Ihnen, er liebt mich nicht! Sie werden sich wohl erinnern, daß ich, als ich Sie heirathen sollte, oft sehr muthwillig gegen Sie war; das brachte Sie auf; wir zankten uns unaufhörlich; all in unsere kleinen Streitigkeiten ließen keine Bitterkeit in meinem Herzen zurück. Hatte ich Sie gezankt, so war Alles vorüber, ich dachte nicht mehr an Sie, denn ich liebte Sie nicht; aber ihn liebe ich, liebe ihn gränzenlos, Aristides. Bin ich nun nicht unglücklich?"

In diesem Augenblick empfand Tessier, daß das Amt eines Vertrauten nicht ohne Dornen war.

„Er benimmt sich also schlimm gegen Sie?" fragte er, sich in die Lippen beißend.

„Schlimm! wer sagt das? Er ist gut gegen mich, ich besitze sein ganzes Vertrauen; was ich will, will auch er; meine leisesten Wünsche sind erfüllt, ehe ich sie nur auszusprechen vermag, es bleibt mir kein Wunsch übrig; selbst meine Capricen .... Doch ach! ich habe keine Capricen mehr, diese haben nur Glückliche. Seit wir geheirathet sind, hat sich sogar nie der kleinste Streit zwischen uns erhoben; und wenn ich es beim Lichte betrachte, habe ich sogar Unrecht, mich zu beklagen. Allein ich frage Sie, Aristides: vermag ein Herz ohne Liebe zu leben?"

„Ach!" sagte Tessier, die Augen emporrichtend: „Herzen, die Liebe ...."

Cölestine fiel ihm in die Rede, indem sie fortfuhr:

„Wenn Sie wüßten, wie ich anfangs mein Leben so schön und mein Glück so unvergleichbar fand. Meine Liebe zu ihm hatte mich so geändert, daß Sie mich nicht wieder erkannt haben würden; ich kannte mich selbst nicht mehr; mein so unbändiger Charakter war, ohne daß ich es selbst merkte, ganz lenksam geworden; ich, die früher Niemand gehorchte, suchte nur noch seinen Willen in seinen Augen zu lesen; nichts brachte mich mehr auf, ich gerieth nicht mehr in Zorn. Ja, Sie werden mir nicht glauben, ich war sogar nicht mehr muthwillig!

Hätte er mich für das Alles nicht lieben sollen? Sie an seiner Stelle würden es gethan haben."

„Ach!" rief der Hausfreund, ohne Zeit zu haben, mehr zu sagen.

„Trotz alle dem liebt er mich aber nicht," fuhr die junge Frau muthlos fort; „meine Liebkosungen scheinen ihm bisweilen eher lästig als angenehm zu seyn; lege ich mehr Lebhaftigkeit in den Ausdruck meiner Gefühle, so macht es ihn mehr besorgt als glücklich; statt meine Begeisterung zu theilen oder sie noch zu steigern, antwortet er durch einige sehr abgemessene, höchst vernünftige Worte, die mir auf das Herz fallen, gleich einem Stück Eis. Suchte er meine Liebe zu ersticken, wenn er in seinem Herzen nicht die Ohnmacht empfände, sie zu erwiedern? Man wähnt sich niemals zu heiß geliebt, wenn man selbst liebt."

„Sie glauben also, daß er Sie nicht liebt?" sagte Tessier, in verrätherischer Absicht auf diesem Hauptpunkt verweilend.

„Das bin ich überzeugt," antwortete Cölestine heftig, „wollen Sie Beweise? Als Sie das erstemal kamen, um uns zu besuchen, empfing ich Sie mit Herzlichkeit, weil ich mir vorgenommen hatte, Franz zu prüfen, um in seiner Seele zu lesen. Sie müssen nun aber über das, was ich Ihnen ferner sage, nicht ärgerlich seyn, denn einem Freunde darf man ja Alles gestehen. Die Freude, die ich mithin bezeugte, Sie wieder zu sehen, meine Liebenswürdigkeit, ja ich möchte sagen meine Koketterie, die ich entfaltete, alles das galt nicht Ihnen, sondern es geschah wegen ihm, um ihn zu strafen, zu beunruhigen, ihn eifersüchtig zu machen. Gelang mir nicht Alles vortrefflich? Sie konnten sich über mein Benehmen nicht täuschen, das bin ich überzeugt, Sie wußten ja wohl, daß Sie mir gleichgültig sind, daß es mir unmöglich ist, Sie zu lieben; kann er aber den wahren Zustand meines Herzens kennen? Setzte er einigen Werth auf meine Liebe, würde er sich dann nicht fürchten, daß sie ihm ein Anderer rauben könnte? Wäre er nicht eifersüchtig, wenn er mich liebte? Ist er es? Antworten Sie mir. Sie kamen täglich zu allen Stunden zu uns, hat er diese öfteren Besuche nur beachtet? Schien er sich jemals nur zu erinnern, daß Sie mich einst heirathen wollten? Oder zu begreifen, daß eine solche Vertraulichkeit gefährliche Folgen für mich haben könnte? Was bekümmert ihn das? Seit zwei Stunden, die Sie hier sind, bin ich nun allein mit Ihnen, er weiß es, aber glauben Sie, daß er nur daran denkt? Er ging weg, als Sie kamen, und kehrt nicht zurück. Aristides, er liebt mich nicht, und ich liebe ihn doch so innig!"

Dieses Mal suchte der Tröster die Thränen, welche über Cölestinens Wangen herabflossen, nicht zu trocknen; das so aufrichtige und zugleich so grausame Geständniß, das er so eben vernommen, hatte, gleich einem unvorhergesehenen Hauch, das Kartenhaus seiner Liebe zusammengestürzt, so daß er einige Zeit mit gerunzelter Stirne und bebenden Lippen regungslos und stumm da saß. Nach und nach gewann er wieder Fassung, der seiner Eitelkeit zu Theil gewordene Stoß bot seinem Groll neue Nahrung, und leitete ihn auf den dunkeln Pfad, der von der Verläumdung zur Rache führt.

„Ich kenne Franz schon lange her," sagte er plötzlich mit nachdenkender Miene; „jene Kälte und Ruhe, die Sie ihm vorwerfen, habe ich aber niemals in seinem Charakter bemerkt; ich habe ihn im Gegentheil immer sehr leidenschaftlich und für jedes Gefühl empfänglich gefunden. Sollte er Sie wirklich nicht lieben, so liegt hier nicht allein Gleichgültigkeit zum Grunde."

(Schluß folgt.)

Marie Christine's Heirath mit Munoz.

(Fortsetzung.)

Am 28. um 7 Uhr Morgens, zehn Tage nach der Bekanntschaft des Paares, wurde Donna Maria Christina's von Bourbon morganatische Ehe mit Don Fernando Munoz geschlossen und eingesegnet durch den Priester Don Marcos Antonio Gonzalez; als Zeugen waren zugegen Don Miguel Lopez, Asebedo und der Marquis von Herrera; der Assistent des Priesters war Aciselo Ballesteros. Auch Therese Valcarcel und das Kammermädchen der Königin, Antonia, wußten um die Verbindung. Munoz bot fortan Alles auf, um die, welche in das Geheimniß eingeweiht waren, zu beobachten und die Verdächtigen unschädlich zu machen. Die Valcarcel wurde von einem Escribano, den sie in ihre Intrigue mit verwickeln wollte, nach Bayonne entführt, ihr Geliebter, Nicolas Franco, wurde als Oberstlieutenant nach Jorca geschickt und der Kammerherr Carbonnel mußte sich wohl oder übel nach Andalusien zurückziehen.

Die Königin, welche ihres neuen Gemahls möglichst froh werden wollte, zog sich nun, weil Ferdinand Munoz in mehreren Hofzirkeln schon gar nicht anders mehr hieß als Ferdinand VIII., auf die abgelegensten und abgeschlossensten Residenzschlösser zurück. Am 15. März 1834 ging sie nach Aranjuez und von dort am 11. Juni nach Carravanchel unter dem Vorwande, daß die Cholera in la Carolina ausgebrochen sey, und am 18. Juni ging sie plötzlich nach la Granja, weil sich die Cholera in Mora zeigte.

Von la Granja kam sie am 24. Juni zur Eröffnung der Cortes und ihr außerordentliches Embonpoint fiel, obgleich Alles aufgeboten wurde, es zu verheimlichen, allgemein auf. Noch an demselben Tage bezog sie den Palast Rio Frio, hielt hier bis zum 16. Juli Quarantäne und kehrte dann nach la Granja, wo sich ihre Töchter befanden, zurück. Die plötzliche Nachricht vom Ausbruch der Cholera in Segovia vertrieb sie hastig am 29. August in die königliche Residenz, wo sie sich ganz zurückzog und sich mit einem bewaffneten Cordon umgab. Diese Abgeschiedenheit, zu welcher die Cholera einen so passenden Vorwand gab, kam ihr sehr gelegen, damit sie während der letzten Monate ihrer Schwangerschaft von keinem uneingeweihten Auge gesehen würde.

Am 16. November 1834, also gerade elf Monate nach ihrem Einverständnisse mit Munoz, kam sie zwischen 11 und 12 Uhr Nachts mit Gertrude Magna Victoria nieder; ihre Schwiegermutter, Donna Eusebia, war zugegen und ihre Niederkunft ging so glücklich von statten, daß sie neun Tage später, am 26, schon wieder zu la Florida über die zweite Schwadron der Garden, welche für ihre legitime Tochter nach Navarra ins Feld rückte, Revue hielt.

Noch in der Nacht ihrer Entbindung ließ die Königin das neugeborne Kind durch den Schloßverwalter Don Louis und den Wundarzt Don Juan Castillo Throca in einem geschlossenen Wagen in der Nähe von Madrid zu Donna Castanedo, verwittwete Villamil, welcher in la Granja Schloßverwalter war, bringen. Diese Dame zog im nächsten Frühling mit dem Kinde

und einer Amme nach Segovia, um in der Nähe der Aeltern, welche damals noch auf Reisen waren, zu seyn. Auch die Italiener Domingo Ronchi und Ana wurden ins Geheimniß gezogen.

Im nächsten Jahre wiederholten sich die nämlichen Vorfälle und Scenen. Am 4. Mai 1835 ging der Hof nach Aranjuez, von wo die Königin am 29. zur Schließung der Cortes nach Madrid kam und wohin sie noch an demselben Tage zurückkehrte. Am 8. Juli besuchte sie wiederum Madrid und ging drei Tage darauf in der Absicht nach la Granja, sie wolle abgeschlossener und umsichtiger, als das erste Mal, zu Werke gehen. In dieser Absicht wurde wahrscheinlich auch am 17. Juli die königliche Ordonnanz vom Marquis von Valverde, welcher Oberhofmarschall war, abgefaßt; in derselben wurden die allgemeinen Handküsse, wie es hieß, aus Rücksicht für diejenigen, welche dabei zugegen seyn müßten, abgeschafft. Im Palaste wußte man aber besser, was dies zu bedeuten habe, da die Schwangerschaft der Königin hier ein öffentliches Geheimniß war.

Jeden Abend begaben sich Christine und Munoz von la Granja auf das Landhaus Quita Pesares, und stets zu derselben Zeit fuhr auch die Gouvernante Castanedo von Segovia in einem bequemen Wagen mit Amme und Kind dahin. So genossen dann die Eheleute ihr Glück an dem nämlichen Orte, wo sie vor zwei Jahren den kühnen Plan zu demselben entwarfen. Diese täglich stattfindenden Zusammenkünfte, der große Wagen der Gouvernante bei der kleinen Victoria, die Späher, welche jedesmal erst den Weg in Augenschein nahmen, bevor der Wagen von Segovia abfuhr und tausend andere, schlecht verhehlte Nebenumstände machten die Mutterschaft der Königin so offenkundig, daß die Kinder am Wege sogar riefen: Da fährt die Tochter der Königin.

Am 14. August wohnte Christine dem großen Rathe der Minister und Granden bei, welchen Toreno in Madrid nach dem Aufstande der Provinzen hielt; bei dieser Gelegenheit blieb es kein Geheimniß, daß die Königin zum zweiten Male hoch schwanger sey. Am 14. Sept. schloß sie sich im Pardo klösterlich ab; den Vorwand dazu bot der Pfarrer Merino, welcher von Soria anrückte. Die Königin beabsichtigte eine noch strengere Abgeschlossenheit, als im vorhergehenden Jahre. Lange Zeit wurden weder Hofdamen, noch Kammerherren vorgelassen und selbst den Infanten ging es mehrere Male, zum großen Verdruß ihrer Schwester, nicht besser.

In diesem Herbste gebar Christine einen Knaben, welcher bald nachher mit seiner Schwester nach Paris gebracht wurde. Diese Mission wurde dem Großvater der Kinder, Juan Munoz und dem Pfarrer Juan Gonzalez Caboreluz, dem Oheim des Beichtvaters, anvertraut. Letzterer war in Folge der Gnade, in der sein Neffe bei Hof stand, Sekretär der königlichen Bibliothek geworden und ist jetzt Oberhofmeister der Königin Isabella. Die Reise ward im Januar 1836 unternommen, und als Vorwand diente eine Büchercommission, welche Caboreluz für die Bibliothek besorgen sollte. Ein bekanntes Handelshaus zu Aranjuez besorgte die Fonds, welche die Erziehung der Kinder im Auslande nöthig machte.

Bei den Ereignissen in la Granja 1836 wurde der Unwillen gegen Munoz und die Camarilla so laut, daß sogar mehr als einmal der Ruf, sie niederzumetzeln, erscholl. Die am meisten Verhaßten wurden nun versteckt und Christinens Gemahl Ferdinand wurde am 13. heimlich durch die unterirdischen Gänge der Wasserleitungen mit Hülfe des Schloßverwalters Dionys Arias gerettet. Munoz hielt sich nun in Madrid verborgen und ward seitdem mit der Königin nicht wieder öffentlich, ja nicht einmal im Palaste selbst gesehen: er hielt sich in völliger Verborgenheit in dem Zimmer, welches unter dem Namen „Munoz-Käfig" bekannt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Originalität englischer Reisenden.

(Nach dem Englischen; von Kathinka Zitz-Halein.)

(Schluß.)

Konnten Sie nicht, sprach Herr Montague weiter, auf der Höhe von Richmond ebenfalls reine Luft einathmen?

Nein, gewiß nicht, entgegnete Windham; Richmond ist ein Garten, worin überall die Hand des Menschen sichtbar ist; die Natur gab nur den Boden dazu her, und unsere Arbeiten haben der Urzeichnung dieses schönen Amphitheaters zu viel hinzugefügt, haben den Schauplatz zu sehr verdorben. Was mich betrifft, so liebe ich, in den Werken der Natur eben nur die Hand der Natur selber zu sehen, wie Sie sie an diesem wilden, gigantesken Ort beobachten können, in einer Nacktheit, die durch nichts verhüllt wird.

Einige Zeit darauf, erzählte Montague fort, reiste ich im Norden und fand Lord Saint-Helens, den Sie darüber befragen können, da er sich eben bei Euerer Hoheit befindet. Es war in der schönsten Zeit des Jahres. Er war von Kopf bis zu den Füßen in Astrachanpelze gehüllt, und lag nachlässig vor einem großen Feuer auf einer Büffelhaut ausgestreckt. Mylord, sagte ich, ich bitte, haben Sie die Gewogenheit, mir zu erklären, was Sie hierher führen konnte, um Sie in diesen kläglichen Zustand zu versetzen?

Ich genieße die Reize des Clima's, erwiederte er.

Ihre Genüsse scheinen mir sonderbar, nahm ich mir die Freiheit, ihm zu bemerken. Das Eis muß also sehr anziehend für Sie seyn, da es in diesen Gegenden wenigstens neun Monate des Jahres gefriert.

Gleichviel, erwiederte seine Herrlichkeit, ich fühle mich immer so matt und abgespannt in England, und darum bin ich um einen Posten an diesem nordischen Hofe eingekommen; meine Gesundheit ist bedeutend besser, seit ich hier bin. In England hat man drei verschiedene Jahreszeiten in einem Tage, hier gibt es nur eine, von einem Ende des Jahres bis zu dem andern.

Aber Mylord, hob ich wieder an, nach Ihrem kränklichen Aussehen zu urtheilen, hat der Norden Sie nicht gut behandelt. Was sind das für Spuren in Ihrem Gesichte?

Es ist nur zu wahr, sagte seine Herrlichkeit, aber glauben Sie mir, das ist keineswegs die Schuld des Climas; mein Esel von Kammerdiener hatte nur vergessen, in einer der strengsten Winternächte mir den Kopf mit einer Bärenhaut zu bedecken.

Als ich Italien durchzog, liebenswürdige Fürstin, traf ich Thoreton zu Florenz, wo er schon seit einigen Jahren wohnte. Sie werden mich fragen, was er da gemacht hat. Ich will es Ihnen sagen, und er soll mich hier in das Angesicht Lügen strafen, wenn ich mich der mindesten Uebertreibung schuldig mache.

Des Morgens wachte er auf bei dem Schalle der Instrumente von einigen dreißig Musikern, welche eigens zu diesem Zwecke in der Vorhalle seines Hauses versammelt wurden. Um

zwei Uhr speiste er zu Mittag; um drei Uhr trank er seinen Kaffee und streckte sich dann auf ein Sopha aus, um zu schlafen; denn man ist kein wahrer Italiäner, wenn man nicht regelmäßig seine Sizsta nach Tische hält. Um fünf Uhr stand er wieder auf, kleidete sich für den Abend, ging in die Oper, soupirte mit der Graziana, und kehrte um zwei Uhr in der Nacht nach Hause zurück, um sich schlafen zu legen. Das war der ganze Kreis seiner Beschäftigungen zu Florenz.

Was Grey betrifft, den ich zu Mailand getroffen, so fand ich, daß er in dieser Stadt durch den Gesang einer Nachtigall aus Rom festgehalten ward, deren Stimme so viele Reize für ihn hatte, daß er schwur, sich nur im Tode von diesem Vogel zu trennen. Ich gab ihm den Rath, ihn mit nach England zu nehmen, wo es Käfige gebe wie anderwärts. Er befolgte diesen Rath, aber er hat mich seitdem versichert, daß unser nebuleuser Himmel, unsere grobe Atmosphäre verderblich auf Marioucchis Talent eingewirkt hätten, und daß sie, seitdem sie England bewohne, in seinen Augen nicht mehr werth sey, als jede andere Bewohnerin dieser undankbaren Insel.

Aber ich habe Wallace vergessen, fuhr der geschickte Caricaturist fort; seine Memoiren sind bald durchlaufen, und bestehen vorzüglich darin, daß er etwa dreißigtausend gute Guineen ausgegeben hat, um schlechte Kupfermünzen dafür zu kaufen, die einen inneren Werth von ungefähr zehn Pfund Sterlingen haben mögen, und sich eine Sammlung von Muscheln, Käfern und Steinen anzulegen, welche sein Immediaterbe sehr wahrscheinlich eher auf die Straße werfen, als daß er sie für etwas in dem Inventarium zählen wird.

Korrespondenz.

Mainz, 30. Okt.

Künftigen Montag beginnt die Weinlese in den meisten in der Nähe unserer Stadt befindlichen Gemarkungen. In entfernteren Orten nahm sie schon im Laufe der gegenwärtigen Woche ihren Anfang. Ueber das Ergebniß derselben ist man nun im Reinen: nur bei einer sorgfältigen Auslese wird es gelingen, ein mittelmäßiges Produkt zu erzielen, das den Jahrgängen von 1837 und 38 gleich kommen mag. Aeltere Weine sind sehr gesucht. — Ein Unfall, der sich gestern in dem nahe gelegenen Hechtsheim ereignete und so leicht hätte verhütet werden können, wenn man einige Vorsicht gebrauchte (der zweite der Art seit wenigen Monaten), erregt allgemeine Theilnahme. Eine junge Frau ging in die hinter ihrem Hause befindliche Sandgrube, um sich etwas Sand zu holen und wurde von dem herabstürzenden überhängenden Sande lebendig begraben. Nachdem sie zwei Stunden in der Grube gelegen, wurde sie entdeckt. Ihr Körper war nun schon steif und kalt und keine Rettung mehr möglich. Vor einigen Monaten hatte ein Mann dasselbe Schicksal und Fälle der Art sind in Gemeinden, wo man Sandgruben hat, gar nicht selten. Sollte die Ortspolizei durch so vielfältige Unglücksfälle nicht veranlaßt werden, Sorge zu tragen, daß das überhängende Erdreich dieser Gruben entweder unterstützt, oder abgetragen würde? — Ein Diebstahl, der vor wenigen Tagen auf einem mit Schüttfrucht geladenen Rheinschiffe verübt wurde, schlug zum größten Nachtheile der Thäter aus. Der Schiffer Hartmann ließ sein mit Frucht beladenes Schiff unter der Aufsicht zweier Schiffsknechte und eines Schiffsjungen im hiesigen Hafen. Die zwei Knechte benützten diese Gelegenheit, um in Uebereinstimmung mit zwei fremden Schiffern ihren Herrn zu bestehlen. Gegen Mitternacht, als der Schiffsjunge schlief, kamen die fremden Schiffer mit einem Nachen zu dem Schiffe, legten dort an und die zwei Schiffsknechte begannen nun von der auf dem Schiffe befindlichen Frucht in den Nachen zu laden, bis er ganz davon angefüllt war. Als die Diebe eben abfahren wollten, erwachte der Schiffsjunge, sprang auf das Verdeck und schrie aus vollem Halse nach den Dieben; hierdurch entstand Verwirrung auf dem überladenen Nachen, er stürzte um, die vier Schiffer fielen in's Wasser und brachten durch ihr Geschrei um Hülfe die Hafenwächter und Alles, was sonst auf den Schiffen im Hafen war, auf die Beine. Man half ihnen nun zwar aus dem Wasser, nahm sie aber fest und übergab sie den Gerichtsbehörden.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus Preußen, im Oct.) Man hat die in den Jahren 1836 bis 38 eingestellten Rekruten im Lesen, Schreiben und Rechnen geprüft und das Resultat in folgender Uebersicht zusammengestellt. Es sind vom Hundert zum Militairdienst ausgehobenen jungen Leuten ohne Schulbildung befunden worden in den Regierungsbezirken: Stettin 0,46, Stralsund 0,49, Magdeburg 1,07, Merseburg 1,23, Erfurt 2,40, Potsdam 2,51, Münster 2,52, Köslin 2,82, Frankfurt 3,31, Arnsberg 3,41, Liegnitz 3,71, Minden 4,08, Koblenz 4,80, Breslau 5,48, Trier 5,49, Düsseldorf 9,34, Köln 9,96, Gumbinnen 10,49, Königsberg 14,06, Aachen 16,33, Oppeln 21,89, Danzig 24,69, Marienwerder 28,01, Bromberg 39,60, Posen 46,61; oder in den Provinzen: Pommern 1,28, Sachsen 1,40, Brandenburg 2,90, Westphalen 3,38, Rheinprovinz 9,00, Schlesien 10,05, Preußen 18,37, Posen 44,47. Im Großherzogthum Posen und in der Provinz Preußen bliebe daher noch am meisten für den Volksunterricht zu thun übrig; doch darf auch nicht übersehen werden, daß sich aus diesen Ersatzmannschaften nicht eigentlich der heutige Zustand des Volksschulwesens, sondern der einer frühern Periode herausstellt, da die heutigen Ersatzmannschaften die Schulen um 1826 — 34 besuchten, seit welcher Zeit aber schon wieder sehr viel für die Verbesserung der Sache geschehen ist.

(Aufklärung. — Eingesandt.) Zu dem Bericht über die Mainzer Weinmusterung in No. 301 dieser Blätter ist noch zu bemerken, daß die Herren Dael, Lauteren und Mappes den schiedsrichterlichen Ausschuß bildeten.

Viersylbige Charade.

Die erste Sylbe ist des Menschen Traum;
Es sucht sie Jeder in der Welt zu finden;
Des Kindes Wieg' sind wir entlaufen kaum,
Möcht' Jeder schon sie fest sich gründen.
Oft kann die Erste die drei Letzten geben,
Doch meistens gibt sie nicht dies ird'sche Leben:
Im Geist'gen mehr wirst du sie bei dir seh'n;
Bewußtsyn kann sie bringen und vermehr'n.
Und hast die Vier du auf dieser Welt gefunden,
Gilt dir das Leben hin in schönen Stunden.

Steinheim. G. B.

Auflösung der Charade in No. 303.

Dreschock.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 307. Montag, den 2. November 1840.

Die gelbe Rose.

(Von Charles Bernard, aus dem Musée français.)

(Schluß.)

„Ich gefalle ihm leider nicht mehr," sagte traurig die junge Frau.

Aristides schüttelte ungläubig den Kopf mit den Worten:

„Hier steckt etwas Anderes verborgen."

„Nun was denn?" fragte sie, ihn starr anblickend.

Der Vertraute senkte, ohne zu antworten, das Auge zur Erde.

„Nun was denn?" fragte Madame Dramond dringender.

„Ich habe schon zu viel gesagt," wiederholte der Heuchler; „überdies ist es nur eine Vermuthung; wie läßt sich aber glauben, daß man mit einem freien Herzen Sie nicht lieben sollte?"

„Eine Andere! eine Andere!" rief Célestine, mit wüthenden Blicken vom Fauteuil aufspringend.

Das war jenes von Franz längst gefürchtete Erwachen der Löwin.

„Das habe ich nicht gesagt," unterbrach er heftig die Eifersüchtige.

„Nun wollen Sie mich täuschen; allein, Aristides, ich lese in Ihren Blicken. Er liebt eine Andere! Nun ist der Schleier zerrissen. Antworten Sie mir, denn ich bin überzeugt, daß Sie Alles wissen; vielleicht sind Sie sogar sein Vertrauter. Eine Andere! Ich werde sie umbringen. Nein, ich bin ruhig; sprechen Sie nur, Sie sehen ja, daß ich ruhig bin."

Zu weit gegangen, um noch zurück zu können, spähte Aristides in seinem Geiste nach irgend einer hierher passenden Untreue, durch welche er Franz anzuschwärzen und zugleich seiner Rache zu fröhnen vermochte; da er aber gegen seinen Wunsch das Leben des Ehemanns untadelhaft fand, mußte er bis auf die Junggesellenzeiten zurück, und weil ihm die Heftigkeit seiner Rednerin keinen Aufschub gestattete, verweilte er bei der ersten besten Erinnerung, die ihm sein Gedächtniß darbot.

„Ich hege nur Vermuthungen," sagte er voll Mitleiden, „und der Zustand, in welchem ich Sie erblicke . . ."

„Es ist mir nichts, ich weine nicht," antwortete Célestine, sich die Augen trocknend, „aber reden Sie, wenn ich nicht sterben soll."

„Jene Sache, auf die ich unwillkürlich anspielte, ereignete sich noch vor Ihrer Verheirathung, ein Fall, der diese Beleidigung minder strafbar macht; ich entsinne mich, daß mir Franz dieses Abenteuer gerade an dem Tage erzählte, als er bei Ihrem Herrn Vater zum Besuche eintraf, um als Brautführer zu erscheinen.

„Nun!" sagte die junge Frau, hoch aufathmend.

„Er hatte kurze Zeit zuvor auf dem Maskenball eine Dame getroffen, die reizend seyn muß, wenn sie dem von ihm entworfenen Bilde gleicht."

„Auf dem Maskenball?"

„Auf einem Opernball."

„Und diese Frau . . . . wie hieß sie?"

„Das weiß ich nicht, er selbst wußte es damals nicht. Alles, was er mir damals sagen konnte, war: daß er sich mit zwei Damen in einer Loge des dritten Ranges befunden, von denen die Eine einen Ring über dem Handschuh trug, die Andere hingegen eine gelbe Rose in der Hand hatte."

Célestine sprang wie elektrisirt empor, sank aber eben so schnell wieder in ihren Fauteuil zurück, in welchem sie fast ohne Bewußtseyn und regungslos lag.

„Ein Freund von Franz, der hinzugekommen, entlarvte auf rohe Weise den Domino mit der gelben Rose, wodurch Dramond ein so wunderschönes Gesicht zu sehen bekam, daß es ihm an Worten gebrach, es zu schildern."

„Er fand es hübsch?" fragte die junge Frau mit halb erstickter Stimme.

„Hübsch! verführerisch! anbetungswürdig! man mußte ihn selbst hören. Und weil Sie mich zwingen, Alles zu gestehen, er verliebte sich in dasselbe, verliebte sich dergestalt, daß er sich den folgenden Tag mit seinem Freunde duellirte, um die jener unvergleichbaren Frau zugefügte Beleidigung zu rächen."

„Er fand sie hübsch . . . verliebte sich in sie . . . so schnell . . . und duellirte sich für sie . . ." stammelte Célestine mit in Thränen gebadetem Gesichte und mit beseligendem Lächeln auf den Lippen.

Plötzlich ergriff sie Tessiers beide Hände, und diese mit konvulsivischer Stärke drückend, sagte sie zu ihm:

„Wenn Sie mein Leben verlangten, sollten Sie es haben; denn ein Glück, wie Sie mir bereiteten, läßt sich nicht bezahlen."

Aristides, der sie für verrückt hielt, zog sich in seinen Fauteuil zurück. Im nämlichen Augenblick öffnete sich aber die Thüre, und Franz, im ersten Augenblick die Aufregung der beiden Sprechenden wahrnehmend, blieb erbleichend auf der Schwelle stehen, denn er glaubte, das Opfer der seiner Frau bestimmten Prüfung geworden zu seyn.

Bei dem Geräusch der Thüre erhob sich Cölestine, sie fühlte ihre Knie wanken, doch alle ihre Kräfte zusammenraffend, stürzte sie auf ihren Gemahl zu, schlang den Arm um seinen Hals, und umstrickte ihn, als wollte sie ihn ersticken.

„Lügner! Schelm! Heuchler!“ sagte sie, jedes dieser Worte durch einen Kuß unterbrechend. „Ach, Du spielst Komödie; Du findest es unter Deiner Würde, Dein Herz einem Kinde, wie mir, zu erschließen. Seht einmal diesen kalten, weisen Mann, der sich fürchtet, seine Frau zu innig zu lieben, und sich für eine leichtsinnige Maske duellirt!

Bei Dramond's Erscheinen hatte Aristides, wie alle Liebhaber, die durch den Gemahl überrascht werden, nach dem Hute gegriffen. Die unerwartete Wendung der ehelichen Erklärung bewies ihm, daß seine Gegenwart, ja selbst seine Besuche überflüssig wurden. Beschämt, wie der Fuchs in der Fabel, schlich er sich zur Thüre hinaus, und verschwand, ohne daß sein Weggehen bemerkt worden war.

Marie Christine's Heirath mit Munoz.

(Fortsetzung und Schluß.)

In der Mitte des Aprilmonats 1839 kam Christine mit einem todtgebornen Töchterchen nieder, und seit der Zeit wurden die Vorsichtsmaßregeln und das Versteckenspielen mit einer solchen Gewandtheit ausgeführt, daß nichts Bestimmtes mehr zu ermitteln war.

Ein beständiges vertrautes Verhältniß, so viele unvermeidliche Hindernisse bei den Kindbetten, so viele Vertraute, dies Alles, sagen wir, konnte nicht geheim bleiben und die Minister müssen es gewußt haben. Obgleich ihnen die Furcht vor Ungnade und die Aengstlichkeit tausend Schlösser an den Mund legten, so faßten die Räthe der Königin doch zwei Mal den Entschluß, diesem Verhältniß ein Ende zu machen. Im Jahre 1834 vereinigte sich das Kabinet zu diesem Zwecke und wollte mit Christine über diesen für des Landes und der Königin Isabella Schicksal so wichtigen Gegenstand verhandeln; aber man ließ es bei Geschwätz und Studentenwitzen. Als es sich nämlich darum handelte, welcher Minister die Anrede an die Königin übernehmen sollte, schob der eine den Auftrag dem andern zu, weil Niemand ihre Gnade aufs Spiel setzen wollte. Martinez de la Rosa meinte, Zarco del Valle solle die Bolzen abschießen, denn er eigne sich als galanter Kriegsmann am besten dazu, ein so delikates Thema, ohne zu verletzen, zur Sprache zu bringen. Zarco lehnte die Zumuthung ab und meinte, Garelly's jesuitische Strenge sey für diesen Fall wie gemacht. Der Justizminister hingegen versicherte, Niemand eigne sich besser dazu, über Liebe zu sprechen, als ein romantischer Dichter. Garelly und Zarco del Valle, welche nach einander endlich der Königin in dieser Angelegenheit einige schüchterne Vorstellungen machten, fielen auf der Stelle in Ungnade und ihre Nachfolger hüteten sich fortan, von Dingen, welche über ihren Horizont gingen, zu reden; das Wohl des Landes und Isabellas kam bei diesen Rücksichten nicht in Betracht.

Christine's Ehe mit Munoz hat über Spanien so großes Unheil gebracht, daß jetzt guter Rath theuer ist. In den Salons des Palastes wurden Sinnlichkeit und Gemeinheit heimisch; eine Familie ohne Erziehung und Bildung war der Königin rechte Hand und die Camarilla war ein Inbegriff von Krämergeist und Borniertheit. Die arme Isabella ist zehn Jahre alt und kann weder lesen, noch schreiben *); sie hat auch nicht einen Lehrer von Fach und was sie im Umgange mit den Munoz und durch deren Bildung profitirte, wird alles seyn, was sie weiß, wenn sie in zwei Jahren vermählt werden sollte. Eine jämmerliche Krämerin, ein Mädchen, das im Gewürzladen aufwuchs und Verwandte von ähnlicher Qualität, ist das eine Umgebung, welche eine Königin von Spanien erziehen und bilden kann? — Die Camarilla besteht aus folgenden Personen: Munoz Aeltern; deren Tochter Alexandrine, Kammerfrau; Don Josep Munoz, Rechnungsführer der Erbschaft; Don Marcos Aniano Gonzalez, Beichtvater Christine's, Ehrenkaplan, Administrator des Bon-Succès, Pfründner von Lerida und Decan der Havanna; Don Juan Gonzalez Caborcluz, Afrancesado, Gouverneur der Königin Isabella; Don Serafin Valero, Sohn des Schulmeisters in Tarancon, Administrator von Vista-Alegre; Don Miguel Lopez de Arcbado, Münzmeister; Don Antonio Garcia del Castillo, Afrancesado, Administrator der Casa-de-Campo (königlichen Villa), del Alcazard, von Sevilla u. s. w.; der Exjesuit Munoz und andere von ähnlichem Caliber. Eine Königin, welche in solcher Gesellschaft lebt, mit solchen Leuten gemeinschaftliche Sache macht, mit ihnen auf die Erbschaft ihrer Tochter loswirthschaftet, kann eine solche Königin dem Throne und Staate gemäß seyn? — Die Habgier, die natürliche Folge eines solchen Lebenswandels, ist heillos; Vergeudung der Geschmeide, der Gemälde, der Kostbarkeiten, Verkauf alles dessen, was im Pallaste Geldeswerth hat, unanständige Papierspekulation im Namen des Schatzmeisters Gavisia; Käuflichkeit und Corruption, um von den Ministern und allen Contrahenten enorme Summen zu erlangen — dies Alles haben wir mit eigenen Augen gesehen. Die Affaire des Merkurs, welche Toreno so großes Mißfallen zu Wege brachte, wurde nicht blos ihm, sondern eben sowohl Christine rapportirt, und eben deshalb hat Niemand über diese Affaire reine Wahrheit erfahren können.“

Die Broschüre fordert nun die spanische Nation zum Urtheile über diese Thatsachen auf, und schließt mit den Worten: „Ist die Ehe der Wittwe Ferdinands VII. eine ausgemachte Sache — und ist sie bis zur Evidenz erwiesen — so liegt auch die gesetzliche Unmöglichkeit zu Tage, daß sie fortan mehr Regentin und Vormünderin seyn kann. Unsere Gesetze haben diesen Fall vorgesehen: sie gestatten weder, daß die Vormünder das Erbtheil des Minderjährigen, den sie unter Tutelle haben, durchbringen, noch daß die Mutter, welche sich zum zweiten Male verheirathet, länger Vormünderin ihrer Kinder erster Ehe bleiben darf.“ **) (M. Unterh.-Bl.)

*) Der Castellano dagegen sagt, daß die beiden Kinder der Königin, Isabella und Luisa Fernanda, mit der spanischen Grammatik, den Anfangsgründen der Geographie und Naturgeschichte sehr wohl bekannt seyen und aus dem Spanischen ins Französische, wie umgekehrt, sehr gut übersetzen könnten. — Ueberhaupt scheint Manches in obigem Berichte mit sehr starken Farben geschildert und übertrieben zu seyn! D. Red.

**) Der A. Allg. Z. wird über dieses Aktenstück, das in Spanien großes Aufsehen macht, aus Paris geschrieben: Die Broschüre, welche seit Kurzem in Spanien erschienen und alle Privatverhältnisse der Regentin Christine aufdeckt, ist in Paris verfaßt worden, und zwar nach Mittheilungen, welche Niemand geben konnte, als die Infantin Donna Carlota. Der Graf von Parsent spielte dabei die Mittelsperson. Seit langen Jahren waren die beiden Schwestern Todfeindinnen, und so wird also ihre Zwietracht historisch.

Die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg. *)

Einen eigenen, die ganze Seele ergreifenden Eindruck empfängt der sinnige Wanderer, der aus nördlicher Richtung sich Marburg nähert. Wenn er das Dorf Kölbe durchschritten hat, führt ihn der Weg anfänglich zwischen hohen Bergwänden hin, bis diese zur Rechten endlich verschwinden, und sich plötzlich vor ihm ein schönes, ringsum von grünen Höhen eingerahmtes Thal entfaltet, welches gegen Mittag durch das malerische Marburg geschlossen wird. Sein Blick ruht zuerst auf dem alterthümlichen Fürstenschlosse, das von stattlicher Höhe herüberschaut, und gleitet dann zum Thale auf eine bunte Häusermasse herab, aus der zwei schlank emporstrebende Thürme seine ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und schon aus der Ferne die Lage eines Gebäudes bezeichnen, das, indem es den Künstler durch die hohe Einfalt und Majestät seiner Formen, und den Kundigen der Vorzeit durch die an dasselbe sich knüpfenden Erinnerungen fesselt, der ohnedem schon schönen Gegend einen noch höhern Reiz verleiht. Wir meinen die, der heiligen Elisabeth, jener frommen, ungarischen Königstochter und Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen, geweihte Kirche.

Elisabeth gehörte zu jenen bedauernswerthen Menschen, deren Geist schon frühe eine aus krankhafter Schwäche des Nervensystems entsprungene glühende Imagination umschleiert, und welche nur an der Hand eines milden Führers, der die edlen Keime eines wahrhaft schönen Herzens zu erkennen und zu pflegen versteht, sich zur Freude der Menschheit zu entwickeln vermögen

Dem Willen ihres Beichtvaters, Konrads von Marburg, blindlings unterworfen, war Elisabeth schon als religiöse Schwärmerin ausgebildet, als noch ein liebevoller Gatte ihr zur Seite stand. Schon damals sehen wir sie, ihre Pflichten gegen Gatte und Kinder vergessend und den schönen Zweck des weiblichen Daseyns verkennend, durch Kasteiungen ihren Körper zerstören, und wenn auch unermüdet in der Sorge für Nothleidende und Kranke, doch auch oft dabei alle Rücksichten für die Ihrigen aus dem Auge verlieren und ihre Wohlthaten mit unverständiger Verschwendung verschleudern.

Aber sowohl der Tod ihres Gemahls, als das Ungemach, was diesem gefolgt, und das Verfolgung und Undank, Armuth und Elend über sie gebracht, hatten die ohnedem schon gelockerten Bande, durch die sie noch an das Irdische gefesselt wurde, noch mehr gelöst, und in ihre Seele das Gefühl eines Märtyrerthumes gesenkt, das, ihrer Schwärmerei die reichlichste Nahrung gebend, alle Farben des Lebens schwärzte, und sie aus der frischen, blühenden Wirklichkeit in eine phantastische Welt hinüber führte, in eine Welt, in der sogar das am festesten in die weibliche Brust gepflanzte Gefühl der Mutterliebe zu welken und zu ersterben begann.

So ergriff sie denn noch 1228 den Pilgerstab und wanderte, ihre Kinder, von denen das jüngste kaum der mütterlichen Brust entwöhnt war, fremder Obhut vertrauend, in Begleitung ihres Beichtvaters und zwei ihrer Dienerinnen, nach ihrem Wittwensitze an den Ufern der Lahn.

Schon nach drei Jahren ihres s. g. heiligen Wirkens starb sie, noch in der Blüthe des Menschenlebens, in ihrem vier und zwanzigsten Lebensjahre, am 19. Nov. des Jahres 1231. Doch für ihre verkümmerte Jugend und für den verfehlten Zweck ihres Lebens lohnten sie ihre Zeitgenossen mit dem Heiligenscheine.

*) Aus den »malerischen Ansichten von Hessen, nach Original-Zeichnungen dargestellt und in Stahl gestochen von den besten Künstlern Deutschlands und Englands; mit erläuterndem Text; in Lieferungen, jede Lieferung aus drei Stahlstichen mit Text bestehend. Subscriptionspreis à Lieferung 8 gr.«

Beiträge zu einem National-Denkmal für Adam und Eva!

Wenn in unserm Monumenten würdigen Jahrhundert auch ein Denkmal in Erz oder Stein für Adam und Eva projektirt würde, könnte man durch ein ganz neues Manoeuvre bewirken, daß es Geldbeiträge hiezu regnete. Die bis jetzt dem Publikum angelegten Daumschrauben bei Errichtung von Denkmälern, als die lockenden Hinweisungen auf „Nationalgefühle", „Nationalstolz", Nationalehre", sind sehr verbraucht, und wirken nicht mehr. Es müßten andere Gattungen von „Zwangssteuer" festgesetzt werden. Z. B.:

1. Jedes Ehepaar, das sich scheiden läßt, müßte bei der Publikation des Urtheils à Person fünf Thaler für das Denkmal entrichten.

2. Jedes Ehepaar das sich täglich in häuslicher Eintracht herumbalgt, müßte Geldbeiträge liefern nach folgenden Modifikationen:

a) für einen blos mündlichen Austausch verschiedener Ansichten, den man nur drei Häuser weit hört, sechs Groschen;

b) für Gardinenpredigten mit schlagenden Dokumenten, zwölf Groschen;

c) für Scandal-Scenen, die man von einem Stadtthor bis zum andern hören kann, achtzehn Groschen.

3. Jeder deutsche Jüngling, der zu gleicher Zeit zwei oder mehreren deutschen Jungfrauen die Cour macht, für jeden supernumerären Courschnitt einen Beitrag von einem Thaler für das Monument.

4. Jedes Mädchen, das mehr als drei Körbe aus Koquetterie-Kapritze ehrenwerthen Freiern austheilt, müßte zwei Thaler beisteuern, und endlich

5. Bei jeder Heirathspartie, die sich wegen erwiesener Untreue zerschlägt, müßte der schuldige Theil fünf Thaler für das Denkmal als Beitrag entrichten.

Würden diese Zwangssteuern gewissenhaft erhoben und kontrollirt, müßten die Kosten für das Denkmal in den ersten acht Tagen des Beitrag-Erhebens gedeckt seyn.

Iring von Würzburg.
1254.

Herr Iring, Würzburgs greiser Bischof,
Kannt' keine Erdenwünsche mehr:
Als daß an seinen Säcken Goldes
Je noch ein fünfter Zipfel wär'.

Received: 10 October 2000
Revised: 15 January 2001
Accepted: 15 January 2001

*Correspondence to: Dr. Jeffrey Hall, Department of Biology, Brandeis University, Waltham, MA 02454-9110, USA.
E-mail: hall@brandeis.edu

Grant sponsor: NIH; Grant number: GM-33205.

Abstract Mutations in the *period* gene of *Drosophila* affect the circadian rhythm of adult eclosion, and also affect the rhythm of pupal eclosion. Here we show that the *period* gene is expressed in the pupal brain, and that the pupal brain contains a circadian clock that controls the rhythm of pupal eclosion. Pupal brain cells express a rhythm of PER protein that is similar to the rhythm of PER in adult brain cells. Pupal brain cells also express a rhythm of *period* mRNA that is similar to the rhythm of *period* mRNA in adult brain cells

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 308. Dienstag, den 3. November 1840.

San Pietro und seine Gemahlin Donna Vanina Ornano.

(Von S. Maclea.)

Nachdem im sechzehnten Jahrhundert die Insel Corsica eine Reihe von Jahren freiwillig die Oberherrschaft der Genueser anerkannt hatte, aber, hart bedrückt, von denselben keine der Bedingungen erfüllt sah, unter welchen ihre Unterwerfung geschehen, griffen die Insulaner, unter der Leitung des kühnen und tapfern Sampiero, aus dem mächtigen Hause der Ornano's, zu den Waffen, und befreiten sich in kurzer Zeit von dem Joch der Republik. Da jedoch die Corsen bald einsahen, daß sie den Kampf mit der gewaltigen Republik auf die Länge der Zeit nicht bestehen könnten, so wandten sie sich an Cosmus von Medicis, Großherzog von Toskana, welcher damals auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes und seiner Macht stand, und trugen ihm ihre Unterwerfung an, wenn er ihnen Hülfe leisten würde. Da aber der schlaue Fürst von Florenz die angetragene Huldigung der Corsen seiner Politik nicht angemessen fand, und sie auch nicht geradezu abweisen wollte, so suchte er sie mit leeren Versprechungen hinzuhalten. Demnach blieben die Corsen auf sich allein beschränkt, und es entstand nun zwischen ihnen und der Republik ein Kampf auf Leben und Tod, in welchem jedoch zuletzt die Republik den Sieg davon trug.

Unter den Einwohnern Corsica's, welche dazumal ihr Vaterland mit glühendem Patriotismus vertheidigten, hatte die Republik keinen gefährlicheren Gegner, keinen unversöhnlicheren Feind, als San Pietro. Der Haß gegen Genua war die mächtigste seiner Leidenschaften, welche ihn beherrschten; das Verderben Genua's und die Befreiung seines Vaterlandes die einzige Aufgabe seines Lebens; ihr opferte er Ruhe, Glück und Zukunft.

San Pietro, zu Bastia geboren, war von niederem Herkommen. Sein Vater, ein armer Schiffer, fand den Tod durch einen Genueser, ehe sein Sohn noch das Licht der Welt erblickte, und so hatte derselbe schon mit der Muttermilch den Haß gegen Genua geerbt. Und als San Pietro, noch ein zarter Knabe, im Anfange des Kampfes in einem Volksauflauf auch seine Mutter verlor, da erwachte der längst genährte Groll in ihm zu einem brennenden Durst nach Rache. Noch halb ein Kind, mischte er sich unter die Patrioten seines Vaterlandes, kämpfte und mordete, siegte und erlag mit ihnen, wie es des Krieges Glück oder Mißgeschick mit sich brachte.

Unter dem Getöse der Waffen, unter den Gefahren eines wüthenden Kampfes, den Strömen Blutes und dem Sterberöcheln der Erschlagenen, unter den rauchenden Trümmern der verheerten Dörfer und Städte seines Vaterlandes war San Pietro zum Jüngling und frühzeitig zum Manne herangereift. Seine Tapferkeit, sein Alles verachtender Löwenmuth, seine Kenntniß der Kriegswissenschaft, hatten ihn von Stufe zu Stufe gefördert; sein Name war berühmt und gefürchtet; und die Republik Genua suchte vergebens durch glänzende Anerbietungen diesen gefährlichen Gegner zu gewinnen und auf ihre Seite zu ziehen.

San Pietro hatte ein vortheilhaftes Aeußere; ein hoher majestätischer Wuchs, ein fester Gang verriethen den Kriegsheiden; Muth und Kühnheit blitzten aus seinen dunkeln Augen; das sonnverbrannte, doch männlich schöne Antlitz, von einem feinen schwarzen Bart umsproßt, trug das Gepräge eines düstern melancholischen Geistes, und verlieh ihm einen eigenthümlichen Reiz. Es war daher nicht sehr auffallend, daß er das Herz der schönen und reichen Donna Vanina, Tochter des corsischen Anführers Sampiero Ornano, gewann, und sie, trotz seiner niedern Herkunft, zum Altare führte.

Nachdem Sampiero Ornano vor Ajazzo gefallen, der Aufstand unterdrückt, und dem gefürchteten San Pietro Amnestie von der Republik angetragen worden war, hätte er nun, im Besitz einer reizenden Gemahlin und großer Reichthümer, im Kreise seiner Familie, ein ruhiges, unangefochtenes Leben führen können. Aber sein verwildertes Herz, sein unruhiges, heftiges Gemüth hatte keinen Sinn für häusliche Glückseligkeit. Die Neigung zu seiner schönen Gemahlin war bald verflogen, und im düstern Unmuth begegnete er ihr oft hart und rauh. Seinen Haß gegen Genua konnte er nicht zum Schlafen bringen, und immer quälte ihn der Gedanke, die Republik würde ihm ihre Niederlagen nie vergeben und bei Gelegenheit dennoch Rache an ihm üben. Voll endlich von Begierde und neuen Entwürfen, sein Vaterland zu befreien, entfloh er mit Gemahlin und Kindern und einem seiner vertrautesten Freunde, Don Carlo Pirazza, nach Frankreich, wo er dem Hof, während der bürgerlichen Kriege, welche damals das französische Reich zerrütteten, wesentliche Dienste leistete. Durch seinen steigenden Einfluß, und immer noch in Verbindung mit den Unzufriedenen seines Vaterlandes, brachte er manche Pläne gegen die verhaßten Genueser zur Ausführung, und erweckte der Republik viel Verdruß. Aber das genügte ihm nicht. Er wollte sein Vaterland der

Herrschaft Genua's entziehen und wo möglich die Republik ganz verderben.

San Pietro entschließt sich endlich, gemäß eines lang überdachten Planes, nach Konstantinopel zu reisen, dem Großsultan die Unterwerfung Corsica's anzutragen, und ihn zu vermögen, eine Flotte gegen die Genueser zu senden; denn den Corsen dünkte die Herrschaft der Türken leichter, als die der tödtlich gehaßten Republik. Er geht nach Marseille, wo er einen prächtigen Pallast besaß, läßt unter der Obhut seines treuerachteten Freundes, Carlo Pirazza, Gemahlin und Kinder zurück, und besteigt ein nach den Dardanellen gehendes segelfertiges Schiff.

Während nun der unruhige Corse, von seinen finstern Racheplänen getrieben, auf den Wellen des Mittelmeeres dem mächtigen Stambul zueilt, läßt Carlo Pirazza die bisher schlau vorgehaltene Maske fallen, wirft sich vor der reizenden Vanina nieder und gesteht ihr seine Liebe mit aller Beredsamkeit eines Liebhabers, der zu seinem Ziele zu gelangen hofft. Die schöne Dame tritt empört und erzürnt zurück und überhäuft ihn mit Vorwürfen über das Verrätherische seines Benehmens. Aber Pirazza entschuldigt sich mit der Unendlichkeit seiner Leidenschaft; und sich nicht abschrecken lassend von dem Zorn des reizenden Weibes, bestürmt er sie, so oft sich ihm die Gelegenheit dazu darbietet. Und als sie im Unwillen ihn nicht mehr vor sich lassen will, um ihm jede Hoffnung zu rauben, dringt er gewaltsam zu ihr, schwört zu ihren Füßen, Ehre, Leben und sein Seelenheil daran zu wagen, ihre Liebe zu erringen, oder sie zu verderben, wenn sie seine Neigung nicht erwiedere.

Donna Vanina, erschreckt durch die wilde Leidenschaft des Verräthers, in dessen Gewalt sie gewissermaßen durch den Willen ihres Gemahls gegeben war, und von seiner Tücke Alles fürchtend, sann vergeblich darüber nach, wie sie sich am besten dieses gefährlichen Mannes entledigen könne, ohne ihren heftigen Gemahl, der mit blindem Vertrauen an dem falschen Freunde hing, gegen sich aufzubringen. Unvermuthet schien ihr der Himmel einen Weg der Rettung zu zeigen.

Die Republik Genua, welche alle Schritte San Pietro's genau beobachten ließ, und wohl davon unterrichtet war, daß die schöne Vanina Ornano, als Gemahlin des wilden Parteigängers, nicht glücklich sey, hatte kaum Kunde von dessen Abreise nach Konstantinopel, als sie den ihr ergebenen Corsen Michael Beljosi, einen Verwandten Donna Vanina's, welchen sie einst unter allen Männern am meisten ausgezeichnet und dem sie zur Gemahlin bestimmt war, ehe sie Herz und Hand an San Pietro verschenkt hatte, insgeheim an dieselbe absandte, um sie zu überreden, mit ihren Kindern in's Vaterland zurückzukehren. In der That aber war es der Plan der Republik, an der Familie ihres unversöhnlichen Feindes eine Geisel zu haben, um das Thun San Pietro's zu fesseln.

Michael Beljosi kam verkleidet nach Marseille und trat in den Pallast San Pietro's. Antonio, ein alter treuer Diener der Donna, führte ihn auf Begehr zu seiner Gebieterin. Michael Beljosi bemerkte bei seinem Eintritt in den Augen seiner schönen Verwandten Spuren von Thränen, und glaubte, deren Ursache zu errathen. Er gab sich ihr zu erkennen, und entledigte sich nun seines Auftrags mit schlauer Gewandtheit.

Als er sich von den gegenwärtigen Verhältnissen Donna Vanina's genauer unterrichtet hatte, beschwor er sie, nach Genua oder in's Vaterland zurückzukehren, wo sie, in Mitte sie schützender Verwandten, den Verrath und die Intriguen Pirazza's nicht mehr zu fürchten habe und den Falschen entlarven könne. Er wies sich bei ihr aus als Bevollmächtigter der Republik, und sagte ihr in deren Namen die Rückgabe aller ihrer Güter zu, welche bei ihrer Flucht nach Frankreich konfiscirt worden waren, wenn sie freiwillig nach Genua oder Corsica zurückkehre. Dann bewies er ihr, wie dieser zutrauungsvolle Schritt ohnstreitig auch die Begnadigung ihres Gemahls zur Folge haben würde. Michael Beljosi ließ keinen Punkt unberührt, welcher zu dem Zweck seiner Sendung führen konnte; denn die schöne Vanina war ihm noch immer theuer, während er ihren Gemahl aus dem tiefsten Grunde seines Herzens haßte. Es lag ihm daher Alles daran, die Erstere dem Anerbieten der Republik geneigt zu machen; in welchem Falle, wie er wußte, San Pietro entweder in die ihm gelegte Schlinge ging, oder seine Gemahlin nie wieder zu sehen bekam.

Donna Vanina, in deren Erinnerung bei der Erkennung ihres Verwandten alle Bilder einer glücklichen Vergangenheit auflebten, überlegte lange und schweigend den Antrag der Republik. Eine mächtige Sehnsucht ergriff sie nach dem Lande ihrer Kindheit, nach dem Kreis geliebter Verwandten und Freunde. Zwar erhob in ihrem reinen Busen sich ein heftiger Kampf zwischen ihrer Pflicht, ihrem Gemahl zu gehorchen, und dem Verlangen nach dem geliebten Vaterlande. Aber der Kampf entschied sich bald, da sie kein andres Mittel sah, sich der Gewalt Pirazzas zu entledigen, welcher ihre Sicherheit gefährdete, als die Flucht; sie willigte ein.

Es wurde nun zwischen Donna Vanina und ihrem Vetter verabredet, daß Letzterer bei dem ersten günstigen Wind mit einem segelfertigen Schiff nach Genua abgehen sollte, um mit einem wohlbemannten Fahrzeug zurück zu kehren und Donna Vanina an Bord zu nehmen. Der alte Diener Antonio, welcher seiner Gebieterin innigst ergeben war, wurde mit in das Geheimniß gezogen, und da Pirazza sich grade mehrere Tage auf dem Schlosse eines benachbarten Edelmannes aufhielt, so ward seine Abwesenheit benützt, mit Hülfe Antonios, die kostbaren Geschmeide und Silbergeräthe, an welchen Donna Vanina sehr reich war, an Bord des segelfertigen Schiffes zu bringen, damit deren Fortschaffung später ihre Flucht nicht verzögere.

An dem Abend, an welchem Michael Beljosi sich einschiffte, hatte er, in Gegenwart Antonios, noch eine lange Unterredung mit der Gemahlin San Pietro's, welche ihm beim Scheiden noch ihre sämmtlichen Juwelen anvertraute. Beljosi beurlaubte sich ehrerbietigst, die schleunigste Zurückkunft versprechend, und Antonio brachte ihn nun durch denselben verborgenen Gang, durch welchen er ihn herein geführt, wieder aus dem Pallast. Beljosi ging sogleich an Bord und gelangte, mit Donna Vanina's Schätzen und erfüllt von sanguinischen Hoffnungen, binnen kürzester Zeit glücklich in den Hafen der Republik.

(Fortsetzung folgt.)

Die Springfluth zu St. Petersburg.

Wie schon oft, sind erst kürzlich wieder einzelne Stadtviertel von St. Petersburg von Ueberschwemmungen heimgesucht worden, und wir nehmen davon Veranlassung zur Mittheilung der Schilderung eines solchen Moments, welche Alex. Dumas in der „Revue de Paris" entwirft.

„Katharina," sagt Dumas, „behauptete, zu St. Petersburg gäbe es keinen Winter und keinen Sommer, sondern bloß zwei Winter: einen weißen und einen grünen Winter. Der weiße Winter rückte mit großen Schritten ins Feld, und ich war sehr gespannt auf den mir fremden Gast; denn ich sehe die Länder gern in ihren charakteristischsten Zeitpunkten. Wer St. Petersburg nur im Sommer und Neapel im Winter sah, der wäre besser zu Hause geblieben, denn er hat nichts gesehen.

Wir waren also bei dem 9. Nov. 1824 angelangt. Dicke Nebelmassen umhüllten die Stadt, und seit drei Tagen bereits wehte ein naßkalter Südwest so heftig vom finnischen Meerbusen daher, daß die Newa brauste wie ein wildbewegtes Meer. Auf dem Kai standen trotz des scharfen, schneidenden Windes viele Menschengruppen, betrachteten ängstlich das Fluthgewühl und das Steigen des Wassers. Manche glaubten, es werde so schlimm nicht werden, während Andere meinten, der Fluß werde mindestens bis in die ersten Etagen der Häuser steigen. In der Stadt stieg die Furcht; die Fontainen und Brunnen ergossen sich in dickeren, schäumenden Wassermassen, als würden sie von einer fremden Macht getrieben. Die Gesichter wurden immer länger, die Angst gewann mit jeder Minute mehr die Oberhand, und als die Nacht endlich anbrach, lag auf der ganzen Bevölkerung dumpfe Niedergeschlagenheit und Bekümmerniß.

Mit Sonnenuntergang wurden die Signalwachen verdoppelt. Ein furchtbarer Sturm brach los. Es war Befehl ertheilt, die Schiffe durch die Brücken hindurch so tief ins Herz der Stadt hinein zu schaffen, als möglich sey. So drängte sich denn die ganze Nacht lang auf der Newa Schiff nach Schiff hinauf, gleich bleichen Gespenstern, um vor der Festung Anker zu werfen.

Als ich nach Hause kam, war noch Niemand zu Bette. Ein laufender Brunnen auf dem Hofe trat schon seit zwei Stunden über und drang ins Erdgeschoß ein. An andern Stellen, hieß es, seyen sogar die Pflastersteine vom Wasser in die Höhe getrieben worden, und so ein Quell am anderen entstanden. Die ganze Straße entlang kam es mir wirklich vor, als hebe das Wasser die Steine in die Höhe; da ich jedoch an keine Ueberschwemmung glaubte, weil ich eine solche Gefahr noch nicht kannte, so ging ich ruhig auf mein Zimmer, welches im zweiten Stocke und also ziemlich gesichert lag. Mehr in Folge der Angst und Aufregung, welche ich bei Anderen gewahrte, konnte ich anfangs nicht zur Ruhe kommen; nach und nach aber schlief ich bei dem einförmigen Brausen des Windes ein.

Um acht Uhr Morgens weckte mich ein Kanonenschuß; ich sprang auf, warf den Schlafrock über, und trat ans Fenster. Die Straßen zeigten eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit. Schnell kleidete ich mich an und eilte hinunter. Auf der Treppe kam mir Jemand entgegen.

„Was bedeutet der Kanonenschuß?" fragte ich. „Das Wasser steigt!" war die Antwort, und wie im Fluge eilte er an mir vorüber.

Als ich in's Erdgeschoß kam, ging mir das Wasser bereits bis an die Knöchel, obgleich der Fußboden des Hauses drei Stufen über dem Niveau der Straße stand. Ich lief zur Thürschwelle; schon stand die Mitte der Straße unter Wasser.

Die Kanonenschüsse folgten immer schneller aufeinander, und vom Admiralitätsplatze sausten die Lohnwagen nach allen Seiten fort durch die Straßen. Die Kutscher hofften gute Geschäfte zu machen, als sie sahen, wie das Wasser immer heftiger durch die Pflastersteine hervorbrach, und fuhren deßhalb auf ihren gewöhnlichen Sammelplatz. Jetzt, durch das Austreten des Flusses zur Flucht getrieben, schrieen sie, wie rasend durch die Straßen jagend: „Das Wasser steigt! Das Wasser steigt!" Und in der That zeigte eine Springwelle, als wolle sie die Kutschen verfolgen, ihr grünliches Haupt über dem Kai, brach sich an einem Bogen der Isaaksbrücke und sprühte den Schaum weit um, sogar bis zum Fuße der Statue Peters des Großen.

Und als ob diese Woge von der ganzen Stadt gesehen worden sey, gerieth Alles in Furcht und Schrecken. Die Newa trat aus.

Bald nach dem allgemeinen Schrei des Entsetzens füllte sich die Terrasse des Winterpallastes mit Uniformen.

Der Kaiser stieg mit seinem Generalstabe herab, um selber Befehle zu geben, da die Gefahr von Minute zu Minute größer wurde.

Als der Kaiser von hier aus sah, daß die Wellen bereits bis über die Mitte der Festungsmauern emporschlugen, gedachte er der unglücklichen Gefangenen, welche in den nach der Newa hinausgehenden Gewölben saßen. Der Eigenthümer einer Barke erhielt auf der Stelle Befehl, den Kommandanten im Namen des Kaisers aufzufordern, daß er die Kerker sogleich öffnen und die Gefangenen in Sicherheit bringen lasse. Aber der Barkenführer kam zu spät; in der allgemeinen Verwirrung waren die Eingekerkerten vergessen worden .... sie kamen alle um.

Jetzt wurden oberhalb des Winterpalastes die Masten der kaiserlichen Yacht sichtbar; sie sollte im schlimmsten Falle dem Kaiser nebst der kaiserlichen Familie zum Zufluchtsorte dienen. Bereits riß das Wasser die Quadersteine am Kai einen nach dem andern los, und wir schwossen von einer Kutsche, welche auf der Straße mit den Fluthen auf Tod und Leben rang, daß die Straße bereits nicht wohl mehr zu passiren sey. Der Kutscher sprang endlich vom Bocke und rettete sich durch Schwimmen auf einen Balkon."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(München, 30. Okt.) Hr. Oberbaurath Gärtner wird nächsten Sonntag den 1. Nov. seine Reise nach Athen antreten, um daselbst die Ausschmückung der neuen Residenz zu leiten; zu diesem Zwecke folgen ihm dahin die Architekten Bürklein, Beischlag, Fr. Gärtner, Klump, Langenmantel und Riedl, dann die Historienmaler Halbreiter, Kranzberger und Schraudolph, wie auch der Decorationsmaler Schwarzmann mit zehn Gehülfen. Hr. Oberbaurath Gärtner wird bis nächstes Frühjahr hieher zurückkommen.

Am 22. Okt. ist von dem Revier-Jäger zu Groß-Deutschen, k. preuß. Kreutzburger Kreises, ein Steinadler geschossen worden, der mit ausgedehnten Flügeln über 4 Ellen maß.

Da wir jetzt ziemlich lebhaft von außen her an die Jahre 1813—15 erinnert werden, hört vielleicht Mancher nicht ungern die damals sehr wohlbekannte Stimme Jahn's. Ich sende Ihnen deshalb eine Anrede, die derselbe an eine Gesellschaft hielt, mit der er den 18. Oct. durch Feuer feierte: »Wir alle hier am Feuer Versammelte, von verschiedenem Alter, Stand und Geschlecht, aus mancherlei Gauen unseres herrlichen Vaterlandes, hegen doch jetzt nur Ein Gefühl, sind von gleicher Gesinnung beseelt, gedenken des vergangenen Tages und lauschen der kommenden Nacht. Unser Feuer ist angezündet als Sinnbild des Gewesenen und des sich vielleicht bald wieder Ereignenden, als ein Denkfeuer vaterländischer Großthaten, als ein Wachtfeuer für die dunkle Zukunft, als ein

Leuchtfeuer für unsere getreuen Freunde und Nachbarn, daß wir auf dem Posten stehen, uns nicht in gefährlichen Schlummer wiegen und verschlafen meuchlings abthun lassen. Die Flamme, von geringen Stoffen genährt, wie sie Jeder zur Hand hat, ohne künstliche und köstliche Bereitschaft, nicht von Einem geliefert, von Mehren zusammengesteuert, glänze als Morgenstrahl von Gemeinwillen und Einmuth. Unvermuthet, urplötzlich der Dunkelheit entlodert, gelte sie als Wahrzeichen der Begeisterung, so 1813 das Vaterland gerettet und wiederum schirmen wird, wenn die Weltgewitter erblitzen.«

Deutscher Volksgesang.

Nach der Melodie des alten Liedes: »Die Welt ist unser ꝛc.«

Chor: Der Rhein ist unser, ist unser,
Ja unser ist der Rhein!
Solo: Ihn raubt uns Feder nicht und Schwert
Und fallen muß, wer sein begehrt!
Chor: Der Rhein ist unser, ist unser,
Ja unser ist der Rhein!

Chor: Des Rheines Fluthen, die guten,
Schickt uns die freie Schweiz.
Solo: So lang die Welt steht, rauschet er
Als freier Strom durch Deutschland her!
Chor: Der Rhein ist unser, ist unser,
Uns ist der deutsche Rhein!

Chor: Am Rhein wohnt Liebe und Treue,
Und Freundschaft wohnt am Rhein.
Solo: Zu deutscher Treu und Redlichkeit
Sind durch die Väter wir geweiht.
Chor: Am Rhein wohnt Liebe und Treue,
Die Freundschaft wohnt am Rhein!

Chor: Am Rhein wohnt Stärke, ja Stärke
Und Eintracht wohnt am Rhein!
Solo: Das Herzblut, schwört's bei unserm Wein,
Wir lassen's lieber, als den Rhein!
Chor: Uns ist die Eiche, die Eiche,
Die Rebe und der Rhein!

Chor: Der Rhein ist unser, ist unser,
Ja unser ist der Rhein!
Solo: Ihn raubt uns Feder nicht und Schwert
Und fallen muß, wer sein begehrt!
Chor: Der Rhein ist unser,
Ja unser ist der Rhein!

C. Vorholz.

Erläuterung

zu dem, in der Didaskalia Nro. 295 abgedruckten, Sinngedichte.
(Eingesendet.)

Der Buchstabe tödtet, der Geist belebt. Der Kranz von den erhabenen Ideen, welche dem Buchstabenlaufe von Ludwig und Mathilde angereihet erscheinen, trägt die bedeutungsvolle Weihe eines Geistes an sich, der sich nicht durch Wortformen beengte, sondern, durch Wahrung eines tiefliegenden Inhalts, sein Wortgewand frei wählte; daher keineswegs die wohlbekannten Fassungsregeln der Dichtung verkennen mochte, vielmehr den, für alle Ideen ausdrucksfähigen Bildungsgeist der deutschen Sprache formreich walten ließ.

Der Geist dieses Namensgedichtes erweiset sich für Unbefangene schon klar und deutlich in folgenden Grundzügen:

Die wahre Würde von Regenten sowol, wie auch von Erbprinzen, basirt sich in dem göttlichen Gnadengrunde, diesem unerschaffenen Gotteslichte der ewigen Wahrheit, worin die edelsten Geister leben, wirken und dasind. Daß nun ein solcher religiöser Grundgeist, als die Würde von Gottes Gnaden, in den Regenten, wie in Ludwig, dem Ersten, als Großvater, sich herrlichte, so in Ludwig, dem Zweiten, als Vater, noch obwaltet, und im Erbprinzen, als Sohne, sich gleichfalls bewähren werde; sichert der Gottesquell, aus dem solche Würdesterne einzig hervortreten, und über ein Land, dargestellt in dessen Residenzcentrale, auch im Glanze der Liebe, als dem Edelsten aller Wählung, fortstrahlen.

Diese Grundlage pflanzet in die Schönheiten der heranblühenden Regentenwürden den köstlichsten Juwel. Ein dergestaltiger Ehrenkranz, gewunden aus so erfreulichen Familienblüthen, bleibt bewahrt und ergänzt allsichtig in solcher religiösen Majestät.

Daß nun eine, so nachgewiesene, allhöchste Milde, geflossen aus religiöser Huld, auch eines Thrones Schild und Zepter nachhaltig verherrliche, gereichet zum zuversichtlichsten Pfande für die Wohlfahrt der sämmtlichen Landeskinder.

Wenn demnach die Vereinigung dieser unwandelbaren Wahrheit, wie sie ein reiner Ausfluß der Gottheit ist, mit eingehaltener Treue zur erleuchtenden Führung des freien Willens gewonniget erscheint, dann bekundet die unbesiegbare Löwenkraft eines so herrlich erglänzenden Diadems den vollen Deutungssinn, daß die Fürstenwürden, wie Landessonnen, im Wahrheitslichte der ewigen Weisheit, und in Liebeswärme der beseligenden Tugend sich überallhin wohlthätigen, und diesen beglückenden Segen auf ferne Zeiten forterben.

Wer sonach anders reinen Willens genug ist, das nur sehen und fassen zu mögen, was des Darstellers Absicht, wohl in dreifacher Offenlegung, jedoch andeutungssicher, für Weisheitsblicke, dargelegt hat, dem wird diese Erläuterung genügen, um sein klares Auge nicht durch leidenschaftliche Färbung berücken zu lassen. Für andere sonstbeliebige Ansichten ein noch so provozirtes Wort weiter verlieren zu mögen, halte ich für vergebliche Mühe; da ich nicht mit Behauptungen zu rechten gedenke, die in vermeintlicher Abgeschlossenheit der Formen des Geistes freie Mannigfachheit ausgeschlossen wähnen.

Dieß blos zur Rechtfertigung, warum hierseits kein Anstand genommen worden, einen so verfaßten Ausdruck ehrfurchtsvoller Gefühle aus dem einfach religiösen Herzen der noch unbornirten Schuljugend darreichen zu lassen, da auch ich minder auf die Form als auf den Geist desselben meine hierinfalls zulassende Beachtung richtete.

Was übrigens mit den vielseitigen Entstellungen und Verfälschungen des bemeldeten Gedichtes, sogar in Beziehung auf mich, eigentlich beabsichtigt werde, überlasse ich ruhig ihren Urhebern, und dem Wahrheitsblicke des Ewigen, der auch die Herzen erforscht und einmal richtet. Es kann das um so weniger mich befremden, als ja der Göttliche selbst jeder mißkennenden Verunglimpfung blos mit dem schonenden Mitleide seiner Liebe begegnete, einfach erklärend, wohin die wahren Perlen nicht gehören.

Bensheim, 24. Okt. 1810. J. Stratmann.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 3. Nov. Das Irrenhaus zu Dijon, Schauspiel in 3 Abth., von H. Carl. (Gastrolle) Eberard: Hr. Pohlé, vom Königstädter Theater zu Berlin.

Donnerstag, 5. Nov. Die Puritaner, Oper in 3 Acten, von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 309. Mittwoch, den 4. November 1840.

Bei der Lampe.

(Von Wilh. Wagner.)

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
Goethe.

Schön ist's, wann die Saaten reifen
Und wann Sommerlüfte wehen,
Unterm Schattendach der Bäume
Auf umgrüntem Pfad zu gehen;
Schön ist's, vom besonnten Hügel
Zu begrüßen Wald und Au'n,
Oder in der Blumenkinder
Buntes Bilderbuch zu schau'n:

Doch auch schön ist's bei der Lampe,
Die mit ihrer trauten Helle,
Eine Winterabendsonne,
Leuchtet in erwärmter Zelle,
Die der Liebe und der Eintracht
Friedlich stillen Raum bescheint
Und die Blüthen der Gedanken
Und Gefühle wieder eint.

Bücher, bei dem Schein der Lampe
Steigt herab von euern Sitzen,
Kommt mit eurern reichen Gaben,
Mit Humor und Geistesblitzen;
Seyd uns Freunde und Begleiter
In der Wissenschaft Gebiet;
Scheucht die traurigen Gedanken
Durch der Dichtkunst heit'res Lied!

Auch Musik, die Himmelstochter,
Die Vertraute schöner Seelen,
Die Erheiterin des Lebens,
Darf nicht bei der Lampe fehlen.
Sey gegrüßt, du Liederbronnen,
Quelle frischer Poesie,
Und erquick' uns mit den Wogen
Unentweihter Harmonie!

Freunde, bei dem Schein der Lampe
Laßt uns im vertrauten Kreise
Unter heiteren Gesprächen
Ausruh'n auf der Lebensreise!
Von vergang'nen schönen Tagen
Blieb uns die Erinn'rung kaum
Und die leidensvollen Monde
Schwanden, wie ein schwerer Traum.

Wann wir in die Kinderseelen
Erste Saat des Wissens streuen,
Wann wir uns der ersten Knospen
Ihres jungen Geistes freuen,
Wann wir ihrem Blick entfalten
Eine bunte Mährchenwelt,
Dann sey freundlich, traute Lampe,
Unser Hausaltar erhellt!

Und wann wir in späten Stunden
Einsam mit uns selbst verkehren,
Wann wir uns zum Kampf für's Gute
Stärken durch erhab'ne Lehren,
Wann die Geister edler Menschen,
Die dem Höchsten nachgestrebt,
Uns umgeben, o dann seyen
Diese Räume glanzbelebt!

Schön ist's auf besonnten Auen,
In des Waldes kühlem Schatten,
Schön ist's an den Sprudelquellen
Und am Bach begrünter Matten,
Doch auch schön ist's, in der stillen
Zelle bei der Lampe Schein
Sich den häuslichen Penaten
Und dem Musendienst zu weih'n.

San Pietro und seine Gemahlin Donna Vanina Ornano.

(Von S. Mattea.)

(Fortsetzung.)

Nun hatte es der schlimme Zufall gewollt, daß Jeannot, eine Zofe Donna Vanina's, und Lorenzo, ein zurückgelassener Diener Pirazza's, eine zärtliche Zusammenkunft verabredet und dazu den kleinen abgelegenen Salon erwählt hatten, in welchem San Pietro's Gemahlin ihren Vetter empfangen wollte. Die Verliebten waren daher kaum einige Minuten beisammen, als sie, durch die Tritte der Kommenden gestört, sich schnell hinter die Tapetenthüre eines kleinen angrenzenden Kabinets zu verbergen gezwungen waren. Hier vernahmen sie nun die ganze Unterredung Beljosi's und Donna Vanina's, und mit Erstaunen hörten sie den Plan zur Flucht.

Lorenzo brannte sogleich vor Begierde, seinem Herrn diese wichtige Entdeckung mitzutheilen, wofür er eine ansehnliche Belohnung zu erwarten hatte; doch ließ er seine Geliebte nichts von seinem Vorhaben merken. Er schärfte ihr, um sie sicher zu machen, das tiefste Stillschweigen über dieses Geheimniß ein, und schwur ihr zu, dasselbe zu beobachten. Kaum jedoch graute der Morgen, als Lorenzo sich aus dem Pallaste stahl, auf ein Pferd setzte, und dem Schloß des Edelmannes zueilte, in welchem er seinen Herrn zu treffen hoffte.

Die zurückgebliebene Jeannot, welche aus Erfahrung die Habsucht ihres Geliebten nur zu gut kannte, wurde von einer peinlichen Unruhe befallen, als sie dessen Abwesenheit bemerkte. Obgleich leichtfertige Französin im höchsten Grade, war doch das Gefühl noch nicht in ihr erstorben, das man Gewissen nennt; sie zitterte vor den bösen Folgen, welche ein Verrath Lorenzo's für ihre Gebieterin haben könnte. Als der Mittag herannahte, und sie zur Ueberzeugung gelangt war, daß Lorenzo die Stadt verlassen, konnte sie ihrer Angst nicht mehr Herrin werden. Sie warf sich ihrer Gebieterin zu Füßen, und bekannte unter Schluchzen und einem Strom von Thränen, auf welche Weise sie und Lorenzo zu ihrem gefährlichen Geheimniß gekommen seyen, und sie nun allen Grund zu glauben habe, daß ihr Geliebter seinen Herrn davon benachrichtigen werde.

Donna Vanina, welche so unerwartet ihr Vorhaben entdeckt sah, war äußerst bestürzt. Sie sah sich ganz in die Hand Pirazza's gegeben, wenn Lorenzo seinen Verrath vollführte, wie nicht länger zu zweifeln war. Nur ein schneller Entschluß konnte sie retten. Sie ließ daher durch die Zofe sogleich den treuen Antonio zu sich rufen, und entdeckte ihm unverhohlen ihre ganze kritische Lage.

„Wir müssen fliehen, Excellenzza, wir können die Zurückkunft Don Michaels, Ihres Vetters, nicht mehr erwarten; der Schelm Pirazza würde uns jeden Weg zur Flucht versperren", sagte entschlossen der alte Diener. „Eben jetzt bietet sich eine günstige Gelegenheit dar. Mein Neffe, ein junger, rüstiger Schiffer aus Genua, welcher eine Ladung saftiger Trauben aus Syrakus und süßer Orangen von Neapel hierher brachte, liegt im Hafen zur Abfahrt bereit. Lassen Sie uns noch heute sein kleines Fahrzeug besteigen, und mit Gottes Hülfe nach Genua steuern, wo Sie auf jeden Fall sicherer sind, als hier in Marseille in Ihrem Pallast.

„Aber meine Kinder?" fragte händeringend Donna Vanina. „Kann ich sie zurücklassen? Kann ich sie dem Zorn des wiederkehrenden San Pietro's, meines Gemahls, preisgeben, der sie vielleicht in seinem Zorne mißhandelt, tödtet, wenn er seine Rache nicht an ihrer unglücklichen Mutter ausüben kann?"

Antonio überlegte. „Wir nehmen sie mit uns," erwiederte er entschlossen. „Ich übernehme es, sie unbemerkt, und ohne Aufmerksamkeit zu erregen, an Bord des Fahrzeugs zu bringen. Sie, meine gnädige Frau, folgen uns in einiger Entfernung, von Ihrer treuesten Zofe begleitet, und in unscheinliche Gewänder gehüllt. Auch die Kleinen sollen schlechtere Kleider anziehen, damit wir der Aufmerksamkeit der Neugierigen entgehen."

„Aber kann ich mein Theuerstes, meine Kinder, einem so schwachen Fahrzeug, Wind und stürmischen Wogen anvertrauen?"

„Sorgen Sie nicht, Excellenzza. Mein Neffe ist ein kühner, gewandter Schiffer, der schon oft in einer schwachen Barke Sturm und Wellen getrotzt hat, und die Heiligen werden uns schützen und schirmen," antwortete der Alte zuversichtlich.

Donna Vanina ergab sich endlich auf das Zureden Antonio's in die unabwendbare Nothwendigkeit; denn sie wollte um keinen Preis von ihren Kindern lassen.

Der alte Diener hatte schnell für das Nöthige gesorgt, und unbemerkt hatten sie Alle den Pallast verlassen und glücklich den Hafen und das zur Aufnahme bestimmte kleine Schiff erreicht. Der Küstenfahrer lichtete schnell den Anker, spannte mit Hülfe zweier Gefährten die Segel, und alsbald schaukelte das gebrechliche Fahrzeug auf den unruhigen Wellen des Meeres.

Anfangs ging die Fahrt gut von statten, der Wind blies frisch und lustig in die Segel, und sie legten in kurzer Zeit eine große Strecke zurück. Donna Vanina hatte mit ihren Kindern und einer treuen Kammerfrau, welche ihr gefolgt war, in dem engen Winkel Platz genommen, welchen der Schiffer seine Kajüte nannte; ihr Herz schlug ängstlich und unruhig, und eine düstere Ahnung fing an, sich ihrer zu bemächtigen.

Die Nacht war hereingebrochen und die Sterne spiegelten sich auf dem tanzenden Gewässer. Aus der Ferne, vom Strande her, glänzten die Leuchtthürme mit ihrem ruhigen klaren durchdringenden Lichte. Kein Laut des Lebens ließ sich auf der weiten öden Wasserfläche vernehmen, und nur das Rauschen der Wellen, welche sich am Kiel des dahin fliegenden kleinen Fahrzeugs brachen, unterbrach die tiefe Stille.

Als bereits der Morgen zu dämmern begann, bemerkte Antonio's Neffe, daß sich aus der Gegend, wo Marseille lag, ein glänzender Punkt ihm nähere; er wußte sogleich, daß es eine Schiffslaterne war, und legte noch ein Segel bei, da er Verfolger fürchtete. Da sich das Licht immer mehr näherte, so weckte er seinen alten Oheim, welcher ruhig zwischen einigen Getraidesäcken eingeschlafen war. Dem alten Manne, als er das Licht sah, ward es nicht wohl zu Muthe; er dachte an die Möglichkeit einer Verfolgung, an Seeräuber, und beides erfüllte ihn mit Entsetzen. Zum Unglück fing jetzt der Wind an, sich zu drehen, und trieb sie immer weiter hinaus in die hohe See. Bald war es völlig Tag, und sie erblickten nunmehr ein französisches Schiff von beträchtlicher Größe, welches mit vollen Segeln auf sie losteuerte. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken.

Als der Franzose sich auf Schußweite genähert hatte, gab er dem genuesischen Fahrzeug ein Zeichen, die Segel zu streichen, und da der Genuese sich nicht gleich dazu verstehen wollte, sor-

dern immer noch durch kühnes Laviren zu entfliehen suchte, begrüßte ihn der Franzose mit einem Zwölfpfündner, welcher durch das mittlere Segel schlug und ein großes Loch riß.

Antonio's Neffe, welcher nun fürchtete, bei längerer Weigerung in den Grund gebohrt zu werden, strich die Segel und erwartete das weitere Beginnen des feindlich angreifenden Schiffes.

Donna Vanina hatte, von dem Schuß und dem erhobenen Geschrei der genuesischen Schiffer erschreckt, die Kajüte verlassen, um zu sehen, was es gäbe, da ihr die Gefahr jetzt verheimlicht worden war. Antonio stand an Bord gelehnt, und deutete zitternd auf das französische Schiff, von welchem aus so eben ein wohlbemanntes Boot auf sie zuruderte.

„Es ist Don Carlo Pirazza, der uns verfolgt. Ich erkenne seine Gestalt inmitten der Barke," sagte Donna Vanina erbleichend.

„Ich fürchte, so ist es," stammelte bebend der alte Diener.

Und sie hatten sich nicht getäuscht. Pirazza, von Lorenzo benachrichtigt, war ihnen nachgeeilt; das Glück war ihm günstig, er hatte die Flüchtigen erreicht.

Vergebens verbarg sich Donna Vanina mit ihren Kindern und dem alten Diener in der engen Kajüte. In wenigen Augenblicken hatte das bemannte Boot das genuesische Fahrzeug erreicht und fuhr nun mit demselben Bord an Bord.

„Wohin die Fahrt, Schiffer?" fragte Pirazza.

„Nach Genua," versetzte keck Antonio's Neffe.

„Wie ich bemerkte, habt Ihr noch mehr Leute an Euerm Bord, außer Euern beiden Gesellen da."

„Ja."

„Wer sind sie?"

„Geringe Leute, Signor, welche in Marseille waren, und nun zurück in ihre Heimath wollen."

„Wir wünschten sie zu sehen," erwiederte Pirazza mit schadenfrohem Lächeln, und stieg mit einem Theil seiner Begleitung in das genuesische Fahrzeug, ohne daß der Schiffer es verhindern konnte, und ging auf die Kajüte los.

(Fortsetzung folgt.)

Die Springfluth zu St. Petersburg.

(Schluß.)

„Durch diesen Anblick war unsere Aufmerksamkeit einen Augenblick von der Newa abgezogen; als wir aber wieder hinsahen, gewahrten wir zwei Barken auf dem Admiralitätsplatze; so hoch war das Wasser nun schon angewachsen, daß sie die Brustwehren passiren konnten. Die Barken hatten Befehl, die einzeln umherschwimmenden Menschen aufzufischen und zu retten. Drei andere kamen ihnen zu Hülfe. Unwillkürlich sahen wir nach dem Wagen, dessen Kutscher sich gerettet hatte; von der Kutsche sahen wir noch den obersten Theil, das Pferd war versunken. Sechs Fuß hoch stand das Wasser in den Straßen; die Lärmschüsse hörten auf, und wir schlossen daraus, daß die Ueberschwemmung die Wälle der Citadelle erreicht habe.

Jetzt kamen bereits die Trümmer von den elenden Holzbaraken im Stadtviertel der Newa angeschwommen; die Brandung riß sie mit den unglücklichen Bewohnern in das Wogengewühl hinab. Ich sah, wie die Barke einen Menschen auffischte; doch er war schon todt. Der Eindruck, welchen der Anblick dieser ersten Leiche auf uns machte, läßt sich nicht beschreiben. Mit rasender Schnelligkeit stieg das Wasser jetzt höher und höher. Aus den drei Kanälen, welche die Stadt umgeben, wurden die mit Steinen, Lebensmitteln und Holz beladenen Barken in die Straßen geschwemmt; hie und da erreichte ein Mensch eine solche schwimmende Insel und winkte den Rettungsbarken zu, aber letztere hatten durch das in den Straßen brausende Fluth- und Trümmergewoge einen so schweren Stand, daß der Unglückliche oft versank, bevor die Rettung kam, oder diejenigen, welche er als seine Retter betrachtete, vor seinen Augen verschlungen wurden.

Schon bebte unser Haus in den Grundfesten; die Ueberschwemmung trat aus dem Erdgeschoß in die erste Etage, und wir fürchteten alle Augenblicke, unter den Trümmern des einstürzenden Hauses begraben zu werden. Der Kaiser schien in Verzweiflung zu seyn; der Gouverneur von St. Petersburg, Graf Milarodowitsch, stand neben ihm und empfing die Befehle, welche, so gefährlich sie oft auch waren, mit bewundernswürdiger Schnelligkeit ausgeführt wurden. Die Nachrichten, welche gebracht wurden, lauteten immer schrecklicher. In einer Caserne rettete sich ein ganzes Regiment aufs Dach, doch das Haus stürzte ein, und alle ertranken.

Während dem Kaiser dieser Unfall erzählt wurde, sah man eine Schildwache in dem Schilderhause, das ihr bis dahin als Barke diente, auf dem Kamme einer Woge daher schwimmen; als der Soldat den Kaiser auf der Terrasse erblickte, richtete er sich auf und präsentirte das Gewehr: in demselben Moment schlug das Schilderhaus um, und der Soldat ward von den Fluthen verschlungen. Der Kaiser schrie laut auf vor Entsetzen und schickte rasch einen Nachen nach ihm aus; zum Glück konnte der Mensch schwimmen, die Rettung kam noch früh genug, und wie im Triumphe ward er in den Palast gebracht.

Jetzt nahm Alles einen so wild-chaotischen Charakter, daß das Einzelne in dem allgemeinen Unglück gar nicht mehr auffiel. Schiffe wurden zerschmettert, ihre Trümmer wogten mit Balken und Brettern, Möbeln und todten Menschen und Thieren durcheinander; sogar Särge und Todtengebeine vom Kirchhofe wurden gesehen, und ein Crucifix von einer Gruft ward — ein böses Vorzeichen — in des Kaisers Schlafgemach getrieben.

Zwölf Stunden stieg die Fluth; allenthalben erreichte das Wasser die erste, in manchen Stadttheilen selbst die zweite Etage der Häuser; mit dem eintretenden Nordwinde fiel das Wasser endlich, da die Newa, der sich das Meer bis dahin wie eine Mauer entgegenstämmte, nun wieder münden konnte. Hätte der Westwind noch zwölf Stunden angehalten, so wäre Petersburg von der Erde verschwunden. Während der Schreckenszeit wichen der Kaiser Alexander und die Großfürsten Nikolaus und Michael nebst dem Gouverneur der Stadt, dem Grafen Milarodowitsch, nicht von der Terrasse des Winterpalastes, und der weibliche Theil der kaiserlichen Familie warf Geld aus den Fenstern in die Rettungsboote, um auch dadurch anzufeuern und zu belohnen.

Als die Ueberschwemmung aber zu Ende war, kam die Noth in anderer Gestalt. Alles war zerbrochen und beschmutzt, und an Nahrungsmitteln und trockenem Brennmaterial herrschte großer Mangel.

Dieß war die dritte große Ueberschwemmung, von welcher

Petersburg in hundert Jahren vom Wasser heimgesucht ward, und wodurch es ein Seitenstück zu Neapel bildet, welches stets vom Feuer bedroht wird. (Erheiterungen.)

Mannichfaltigkeiten.

So eben ist bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienen: »Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine, nebst einem Anhang von Stimmen über H. Heine's letztes Buch aus Zeitblättern.« Außer einer Reihe von noch ungedruckten Briefen Börne's, welche sich namentlich mit H. Heine beschäftigen, enthält dies zeitgemäße Heftchen gesammelte Kritiken über Heine's letzte Schrift aus dem Telegraphen von Gutzkow, den Rosen von Heller, dem Pilot von Mundt, der Kölner und Elberfelder Zeitung, den Mainzer Unterhaltungsblättern, der Oidaskalia, der Zeitung für die elegante Welt und dem Planeten.

(Ein Rennpferd.) In einem englischen Werke über die Geschichte der Wettrennen lesen wir folgende Anecdote von einem Pferde, Aura, das einem gewissen Phidolas in Corinth gehörte und den Reiter bei dem Wettrennen (bei den olympischen Spielen) abwarf, aber immer fortlief, als säße der Reiter noch auf ihm, seinen Lauf bei dem Schalle der Trompeten noch mehr beschleunigte, zuerst an dem Ziele anlangte und sich sodann zu den Kampfrichtern begab, als wisse es, daß es den Preis gewonnen. Es wurde auch wirklich für den Sieger erklärt gegen die jetzige bei solchen Fällen gebräuchliche Sitte.

(Wie man eine Wette gewinnt.) Ein fashionabler Pferdekenner hat eine besondere Vorliebe dafür, die Leute von dem Pferde abwerfen zu sehen, und, um dieses Vergnügen häufiger zu genießen, nachstehendes Mittel erdacht. Er läßt ein Pferd von einem Burschen von etwa vierzehn Jahren vorreiten und wettet dann mit einem gewandten Reiter, daß er dieses Pferd nicht reiten würde. Die Wette wird natürlich angenommen. Kaum hat sich der Reiter in den Sattel geschwungen, so wird das Pferd wüthend, bietet Alles auf, um den Reiter abzuwerfen und wälzt sich sogar. Warum? In dem Sattel des Pferdes sind Stahlspitzen angebracht, die es nicht berühren, wenn ein Knabe darauf sitzt, die aber durch einen schweren Mann ihm eingedrückt werden.

(Der Winter vor hundert Jahren.) In einer schlesischen Chronik lesen wir: Es hat wohl nie einen strengeren Winter auf Erden gegeben, als der verflossene (von 1740 auf 1741) war. Kein Zimmer war bei uns zu erheizen; während der Ofen glühte, fror die Flüssigkeit am nahen Fenster zu Eis. Wer dem schneidenden Winde nur tausend Schritte weit entgegen ging, war an allen Gliedern erstarrt und lahm, und bekam Blasen im Gesichte, welche nur dann vergingen, wenn man sie lange mit Schnee einrieb. Wasser vom dritten Stockwerke hinabgegossen, langte als klingender Eiszapfen am Boden an; selbst der Speichel, den man im Freien auswarf, gefror, ehe er die Erde erreichte. Todtengräber mußten erst ein großes Feuer über dem Platze anzünden, wo sie ein Grab aufwerfen wollten, denn die Erde war über drei Ellen tief zu Stein gefroren. Wasserröhren, die nicht über drei Fuß tief lagen, froren ein und zersprangen wie fast alle andern Behälter von Flüssigkeit. In Böhmen und Mähren froren alle Teiche bis zum Grunde, und um die armen Fische war es geschehen. Rinder und Schafe erfroren in den Ställen, das Wild in den Wäldern, die Vögel in der Luft. In Schweden erfroren über 3000 Personen, in Ungarn über 80,000 Ochsen. Die Lustbarkeiten der Fastnacht wurden fast überall in Schrecken und Traurigkeit verwandelt.

Das Münchener »Unterhaltungsblatt« schließt einen Aufsatz über die Entstehung der Kaffeehäuser so: »Im Jahre 1717 wurde in der freien Reichsstadt Augsburg die Zahl der Kaffeehäuser auf 3 evangelische und 3 katholische beschränkt. In und um München gibt's dermalen gegen 50 Kaffeehäuser, aber selten einen Kaffee.«

In Brüssel kündigt sich ein gewisser F. Bon als auteur de plusieurs ouvrages classiques an, so wie ein gewisser Maler sich auf einem Anschlagzettel celèbre peintre nennt. Das heißt doch die Charlatanerie in etwas zu weit getrieben.

Bisher war es in Berlin Gebrauch, das Repertoir des Hoftheaters dem König zur Genehmigung vorzulegen. Als dies zum Erstenmale auch bei dem jetzigen Monarchen geschah, soll er es lächelnd dem Intendanten mit den Worten zurückgestellt haben: »Lassen Sie geben, was Ihnen gefällt, oder was dem Publikum recht ist; dieses hat darüber zu entscheiden.«

Jüngster Tage löste ein Berner Oberländer, der 80jährige Gerichtssäß, Fahrni von Hornbach, im Teufenthale, abermals ein Patent für die Gemsjagd, die der kraftvolle Mann auch in den letzten Jahren auf den höchsten Alpen mit gutem Erfolg betrieben hat.

Eine Genter Zeitung kündigte vor einigen Wochen in einer Konzert-Anzeige an: L'ouverture de Jubel par Carl Maria von Weber — zu deutsch: Jubelouvertüre von C. M. v. Weber. — Und in Gent spricht man flamändisch!! —

Den 9. d. M. wird zum Vortheil des Hrn. Hassel, eines vieljährigen und stets beliebten Mitgliedes unserer Bühne, zum Erstenmale aufgeführt: Doktor Faust's Hauskäppchen, oder: die Herberge im Walde, Posse mit Gesang in 3 Acten, von Nestroy, Musik von Kapellmeister Hebenstreit.

Charade.

Die beiden Ersten nennen euch die Thränen,
Die niederthau'n aus unsichtbaren Augen;
Die alte Mutter pflegt mit heißem Sehnen
Als süßen Himmelstrost sie einzusaugen.
Die beiden Letzten wölben über Wellen
Und Höh'n und Straßen sich in leichtem Buge,
Auch dienen sie, den Tod umher zu schnellen;
Der Künstler führet sie mit leisem Zuge.
Das Ganze senkt, gleich einer Zauberbrücke,
Vom Himmel sich herab zum Erdgefilde,
Und mit Entzücken weiden sich die Blicke
An seines Farbenspiegels Wundermilde.

R. H.

Auflösung der Charade in Nro. 306.
Glückseligkeit.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 5. Nov. Die Puritaner, Oper in 3 Acten, von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 310. Donnerstag, den 5. November 1840.

San Pietro und seine Gemahlin Donna Vanina Ornano.

(Von S. Maclea.)

(Fortsezung.)

„Welches Recht habt Ihr, mein Schiff zu durchsuchen?“ fragte der Genueser mit flammendem Blick, und vertrat ihm den Weg.

„Das Recht des Stärkern,“ versetzte Pirazza kalt.

„So werde ich Gewalt mit Gewalt vertreiben!“ rief Antonio's Neffe, und schwang ein scharfgeschliffenes Beil.

„Werft den Hund über Bord, wenn er noch eine Miene macht, sich zu widersetzen,“ befahl der Corse. „Ich bin nun gewiß, hier finden wir die, welche wir suchen.“

Die Begleitung Pirazza's machte Miene, den Schiffer anzugreifen.

„Halt! keine Gewaltthat geschehe wegen meiner!“ rief Donna Vanina und trat aus der Kajüte, indem sie mit einem Blick voll Hoheit ihren Feind maß. „Suchen Sie mich, Don Carlo Pirazza? Wer gab Ihnen das Recht, mich zu verfolgen und meine friedliche Reise zu unterbrechen?“

„Verzeihen Ew. Excellenz,“ erwiederte Pirazza mit dem Ausdruck tiefster Ehrerbietung, „mit meinem Leben habe ich mich bei Ihrem Gemahl für Ihre Sicherheit verbürgt. Sie wollen mit Ihren Kindern nach Genua entfliehen? Die Gemahlin San Pietro's nach Genua — welches ihn haßt und auf den Tod verfolgt? Ohne Grund verließen Sie Ihren sichern Pallast in Marseille – muß ich nicht Alles fürchten? —“

„Ich werde meine Gründe meinem Gemahl mittheilen, der allein ein Recht danach zu fragen hat,“ entgegnete stolz Donna Vanina. „Führt mich nun zurück, Signor, wenn es Euch gefällt, da ich Eurer Argliſt nicht entrinnen konnte. Doch ich werde mir vom Parlament Schutz gegen Eure Anmaßung und Zudringlichkeiten erbitten.“

Pirazza biß sich die Lippen. „Dieser Schutz soll Ew. Excellenz nicht fehlen, wenn Ihnen meine Freundschaft für Ihren Gemahl als eine Zudringlichkeit erscheint; es geschehe, wie Sie befohlen.“

Donna Vanina bestieg mit ihren Kindern und ihrem kleinen Gefolge das französische Schiff, während das genuesische Fahrzeug schleunigst das Weite suchte.

Carlo Pirazza, dessen Absicht es anfangs nicht gewesen war, Donna Vanina zu verderben, konnte jetzt, da die Flucht der vornehmen schönen Corsin öffentlich bekannt geworden war, sein schlimmes Verhältniß mit derselben nicht mehr ausgleichen. Er kannte das wilde, rachedürstige Gemüth San Pietro's, dem er preisgegeben war, sobald derselbe den wahren Bestand der Sache erfuhr. Er beschloß daher, das Weib, dessen hohe Tugend ihn so tief beschämte, die in ihrem Unglück noch stolz auf ihn herabblickte, zu opfern. Er begleitete sie deshalb nach dem benachbarten Aix, und übergab sie dem Schutz und der Aufsicht des dortigen Parlaments. Den treuen Antonio ließ er in Marseille in festem Gewahrsam.

Wenige Tage nachher kreuzte auf der Rhede von Marseille ein wohlgerüsteter Genueser, und mit ihm fast zugleich ein venetianisches Fahrzeug, welches in den Hafen einlief. Auf ersterem befand sich Michael Beljosi, auf letzterem San Pietro.

Finster und innerlich ergrimmt über seine zu Konstantinopel fehlgeschlagenen Hoffnungen, betrat San Pietro seinen Pallast. Das weitläufige Gebäude war wie ausgestorben; die Dienerschaft hätte sich bei seiner Ankunft zitternd verkrochen; Niemand wollte der Bote schlimmer Nachrichten seyn, da Jeder das wildaufbrausende Blut des Gebieters kannte, und Jeder sein Leben liebte. Vergebens donnerte seine Stimme durch die öden Säle und Corridore. Er stürmte nach den Gemächern seiner Gemahlin — sie waren verlassen und leer.

„Treibt die Hölle ihr Spiel mit mir?“ knirschte er ingrimmig vor sich hin, und wollte aus dem Zimmer stürzen, da trat Carlo Pirazza herein.

„Was ist's, Carlo? auf Deinem Gesicht sitzen die Teufel zu Gericht,“ keuchte San Pietro, vor Wuth seiner Sprache kaum mächtig. „Wo ist mein Weib? meine Kinder? Was hast Du mit meinem Weib gemacht? für jedes Haar auf ihrem Haupte hastest Du mir mit Deinem Leben. Ist mein Haus ausgestorben? ist Donna Vanina todt?“ —

„Sie lebt, doch beklage ich Dich, San Pietro!“

„Du beklagst mich? Tod und Hölle! bin ich zu beklagen? Wer beklagt den San Pietro? Kein solches Wort mehr, oder ich möchte vergessen, daß Pirazza mein Freund ist!“ rief San Pietro, und schlug trotzig an seinen Degen. „Was ging hier vor? wo ist mein Weib?“

„Donna Vanina befindet sich zu Aix, unter der Aufsicht des Parlaments,“ erwiederte Pirazza gelassen.

San Pietro starrte ihn an wie einen Wahnsinnigen. „Zu Aix? unter der Aufsicht des Parlaments? Donna Vanina, mein

Weib? — Antwortet mir Carlo Pirazza, oder die Zunge eines Tollen?"

„Die Antwort kommt von Carlo Pirazza, Deinem Freunde."

„Und wirst Du mir endlich einmal sagen, wie das Alles zusammenhängt?" rief San Pietro ungeduldig, und stampfte wild auf den Boden.

„Wohlan denn," seufzte Pirazza, und nahm eine bekümmerte Miene an; „ich kann Dir kein Geheimniß mehr daraus machen, was als offenkundig man sich in Marseille und zu Aix erzählt, und bald in ganz Frankreich erzählen wird. Wisse also, Donna Vanina hielt nächtlicher Weise verbrecherische Zusammenkünfte mit einem Genueser, oder mit einem Manne, welcher der Republik wenigstens sehr ergeben zu seyn scheint. Nachdem ihr der begünstigte Liebhaber mit List alle ihre Juwelen, Gold- und Silbergeräthe abgelockt hatte, machte er sich eiligst davon. Donna Vanina suchte kurz darauf in einem kleinen elenden Fahrzeug, und in die Lumpen einer Obstverkäuferin gehüllt, ihm zu folgen. Sie wollte lieber sich mit ihren Kindern der lauernden Republik überliefern, als von dem geliebten Buhlen lassen. Noch zu rechter Zeit erhielt ich Nachricht von dieser unglaublichen Flucht, jagte ihr nach, und mein gutes Glück traf auf ihren bösen Stern. Ich führte sie zurück und übergab sie, auf ihr eigenes Verlangen, dem Parlament zu Aix. Das Schlimmste weißt Du nun."

Während dem Bericht Pirazza's, welcher Wahrheit und Lüge geschickt durcheinander gemischt hatte, stand San Pietro starr und bleich; dann stieg eine dunkle Röthe in sein Gesicht, seine Stirnadern schwollen zu einer fürchterlichen Dicke. „Wo ist Antonio?" fragte er mit rollenden Augen.

„Ich ließ ihn einsperren und streng bewachen, damit Du bei Deiner Rückkunft selbst über ihn richten mögest," versetzte Carlo, nicht ohne einige Furcht, da er die heftige Bewegung San Pietro's bemerkte.

„Schaff ihn mir zur Stelle."

In wenig Minuten stand der alte Diener vor seinem strengen Gebieter.

„Ah, Antonio, Du hast Deinem Herrn treu gedient, wie ich höre. Ist dem nicht so?" fragte San Pietro, indem er den Diener drohend vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete.

„Mein gnädigster Herr, ich bin alt, und meine Tage sind ohnedem gezählt. Ich flehe Sie nicht um Schonung an, wenn es Ihnen gefallen sollte, mich für die Treue, mit der ich meiner edlen Gebieterin anhing, zu strafen," antwortete Antonio mit der Ruhe eines Mannes, der mit der Welt abgeschlossen hat; „aber schonen Sie Ihrer tugendhaften Gemahlin, die keinen andern Weg der Rettung aufzufinden wußte, als die Flucht. Don Carlo Pirazza —"

„Gut, daß Du mich an meine tugendhafte Gemahlin erinnerst," unterbrach ihn San Pietro, indem er ein Gelächter ausstieß, das dem Alten durch Mark und Beine drang. „Sage an, wer war der Mann, der es wagte, nächtlicher Weise das Haus des San Pietro's zu betreten, und der sich der Gunst Deiner Gebieterin erfreuen durfte?"

„Der Gunst meiner Gebieterin?" erwiederte der alte Diener entrüstet. „O ich höre, mein gnädiger Herr, daß Sie leider Ihr Ohr der Verläumdung nicht verschlossen haben. Kein Begünstigter war jener Mann; es war ein Verwandter Ihrer bedrängten Gemahlin, der sie aus den Händen dieses schändlichen Mannes, den Ihre Excellenz Freund nennen, zu retten kam; es war Don Michael Beljosi."

Pirazza schrak bei der unvermutheten Kühnheit des Dieners sichtlich zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den neuen Mordversuch gegen Ludwig Philipp. *)

Darmès, der neue Königsmörder, hat bei seiner Verhaftung, wie Möros zu Dionys, geäußert, er wollte den „Tyrannen" ermorden.

Ludwig Philipp ein Tyrann! — Bei Gott, die Republikaner selbst lachen darüber. Hat Frankreich, haben die Franzosen zu irgend einer Zeit größere Freiheiten genossen, als unter der Regierung dieses „Tyrannen"? Etwa unter der Republik, wo Tausende und aber Tausende ohne alle Form Rechtens, jedenfalls aber ohne ernstlichen Prozeß hingerichtet, ermordet wurden; wo die Aeußerung einer Meinung, welche auch nur um eine Fingerbreite von der der Machthaber abwich, unfehlbar den Tod brachte? Oder unter Napoleons Eisenscepter, der Alles ihm Entgegenstrebende wie Thon zerschlug? Unter dem Kaiserreiche, wo durch Kabinetsbefehle Militärkommissionen die Bürger richteten, die Preßfreiheit vernichtet, die Nationalvertretung nur ein Possenspiel war? Oder zur Restaurationszeit, unter der von fremden Bayonnetten eingesetzten Regierung, die sich von der Pfaffenpartei in's Schlepptau nehmen ließ? Welches Land Europa's hat eine unbeschränktere Preßfreiheit, eine einflußreichere Volksvertretung, eine mächtigere Volksbewaffnung, ein freieres Gerichtsverfahren, als Frankreich? Wo ist auch der niedrigste Unterthan sich seiner Rechte stolzer bewußt, wo hat er weniger, als in Frankreich, einen Obern über sich zu erkennen? — Aber was dieses schlechte Gesindel Tyrannei nennt, ist die Herrschaft der Gesetze, die Zügelung wilder Leidenschaften, die Ordnung der staatlichen Gesellschaft. Das Joch der Moral und des Rechtes, welches allein den Menschen sittlich frei macht, möchten sie zerbrechen, und darum ist Der, der es vertheidigt, ein Tyrann.

Welch' eine trübe Zeit, welch' eine trostlose Verwirrung aller Begriffe, wo ein Mann, ausgerüstet mit allen Tugenden, ein Fürst voll Geist und Scharfblick, großmüthig und edel gegen seine Todtfeinde bei tausend Gelegenheiten, ein treuer Bewahrer der Verfassung des Landes, ein Beschützer der Künste und Wissenschaft, gebildet in der Schule der Leiden, erprobt während eines schweren, verhängnißvollen Jahrzehnts, wo ein Fürst wie Ludwig Philipp täglich und stets wiederholt den Dolchen und Musketen der Meuchelmörder blos gestellt ist! Die redlichen Männer aller Parteien kann nur eins dabei trösten: die sichtbare, unläugbare Thatsache, daß eine höhere Hand, die Hand Gottes, das Leben dieses Fürsten schützt; daß alle Meuchelmörder und Höllenmaschinen kein Haar auf seinem Haupte krümmen können, und daß der Herr, der die Weltgeschichte leitet, seine Macht manifestirt an diesem edlen Monarchen, die Waffe in den Händen der Mörder zerschlägt — daß Er es besser meint mit den Menschen, als diese selbst.

*) Karlsruher Zeitung.

Aber warum gerade das Verbrechen des Königmords in Frankreich so viel häufiger vorkömmt, als in andern Ländern, und gerade jetzt mehr, als früher, dürfte unschwer zu erklären seyn.

Die Julirevolution hatte die Leidenschaft tief aufgeregt, und doch war die Nation in Masse in hohem Grade besonnen geblieben. Sie war eine Revolution für moralische Interessen, und die materiellen der Klassen, durch deren Arme sie hauptsächlich bewerkstelligt worden, fanden die erträumte Befriedigung nicht. Der König war in Wirklichkeit und ist noch der Schlußstein der gesetzlichen Ordnung in Frankreich, während man dem Volke vorspiegelte und zum Theil noch den Wahn einflößt, die Dinge würden sich weit vortheilhafter für es gestalten, herrschte ausschließlich die jeweilige Laune der Volksmeinung, d. h. der Führer und Leiter einer zufällig und für den Augenblick die Volksgunst besitzenden Faktion. Dahin geht im Grunde die Argumentation aller Blätter der republikanischen Partei und der ihr verwandten Presse, und in so fern ist der Vorwurf, der ihnen in Frankreich selbst gemacht wurde, wenigstens indirekt die moralischen Urheber der Attentate gegen die Person Ludwig Philipps zu seyn, allerdings begründet. Vor jedem Friedensrichter verlangen sie Achtung, aber vor dem großen Friedensrichter Frankreichs und Europa's wagen sie nicht einmal Ehrfurcht zu fordern, weder vor der hohen Würde, die er bekleidet, noch vor den hohen Eigenschaften, die ihn zieren. Sie glauben Wunder viel gethan zu haben, wenn sie den Königsmord mit dem gemeinen Mord auf gleiche Linie stellen, und aus ihrer Sprache geht dann noch hervor, wie sie jedenfalls die zugleich politische Natur des Verbrechens doch als „circonstances atténuantes" betrachten. Wenn nun ohnehin ein sittenloser, irreligiöser Pöbel täglich predigen hört, der König allein sey das Hinderniß der Freiheit, und anderseits solche verschämt tadelnde Bemerkungen über den Königsmord, ist es dann zu verwundern, wenn die Mordversuche gegen Ludwig Philipp sich so häufig wiederholen? Wie viele hunderte diesseits oder jenseits verlorne Menschen werfen sich jährlich in die Seine, ersticken sich mit Kohlendampf, erschießen und erhängen sich zu Paris. Statt sich selbst umzubringen, läßt sich so ein Bursche eben so gern guillotiniren, und nimmt noch die niederträchtige Satisfaktion mit, ganz Frankreich, ja ganz Europa eine Zeitlang mit seiner infamen Person unterhalten zu haben. Die einzige Religion, welche diese Klasse des französischen Pöbels besitzt, ist die Religion der „gloire", und deßhalb freut sich solch' ein Mörder, wie Darmès, Alibaud, Meunier, Fieschi u. s. w. der traurigen Berühmtheit, die er erlangt.

Sicherlich sind wir weit entfernt, dem französischen Volke diese gräulichen Verbrechen aufzubürden. Es ist ein großherziges, für alles Gute und Edle lebhaft fühlendes Volk, und sein Feuereifer und seine Energie sind ein nothwendiges, ja im höhern Sinne sogar konservatives Element des alten, abgespannten Europas. Aber wie man es oft in edlen Naturen findet, ist dieses Volk zwar schwärmerisch für Alles, was ihm gut und edel scheint, aber zugleich von einer oft unbegreiflichen Schwäche gegen die schlechten und niedrigen Leidenschaften und Handlungen. Dem französischen Feuerkopf imponiren alle Extreme, wenn sie nicht persönlich auf ihm lasten; physischen Muth hat er stets, den moralischen aber scheint er — vielleicht aus übel verstandener Großmuth — mehr zu besitzen, wenn er in einer Minorität, als wenn er in der Majorität sich befindet. Dadurch wird aber die Kraft der Regierung nothwendig gelähmt, und die schlechten Gesinnungen ermuthigt.

Wir sind Feinde des Pfaffenwesens in allen Religionen, denn es gibt keine Kirche, die nicht an diesem Erbübel litte. Aber einen größern Theil gesunder, reiner Religionsbegriffe, einen tiefern, innigern Glauben an Gott, Unsterblichkeit und moralische Weltordnung wünschen wir allerdings unsern westlichen Nachbarn. Das Bewußtseyn der sittlichen Freiheit im Gehorsam gegen das höhere Gesetz erlangt das Volk nicht durch Zeitungslektüre, noch durch politische Diskussionen, sondern durch wahre Gottesfurcht allein. Dächte König Ludwig Philipp mehr an sich und seine Erhaltung, als an Frankreichs und Europa's Wohl, so würden Thaten, wie die des Darmès, ihn leicht zu Krieg bewegen können, um die unruhigen Köpfe durch den Kampf mit dem Auslande zu beschäftigen, und die schlechten Leidenschaften abzuleiten. Aber eben weil er zu hochsinnig dazu ist, und seinen erhabenen Beruf nicht verkennt, selbst wenn die Erfüllung desselben sein Leben bedroht, wird die Geschichte ihn einst hochstellen unter den edelsten und ehrwürdigsten Fürsten aller Zeiten.

Quodlibet für Witz und Laune.

Ein alter Soldat auf dem Todtenbett und sein Arzt.

S.: Sie zucken bedenklich die Achseln. Doktor, haben Sie einen technischen Ausdruck dafür, wie mein Puls schlägt?

A.: Nein, eigentlich nicht.

S.: Wohl, so will ich die Wissenschaft damit bereichern Mein Puls schlägt den Todtenmarsch.

Ein Kutscher und sein Herr.

K.: Herr, ich muß Ihnen den Dienst aufkündigen.

H.: Warum willst Du mich verlassen?

K.: Wenn wir ausfahren, so muß ich immer hören, wie die Leute auf der Straße sagen: Da fährt der Spitzbub; da weiß ich nun nicht, wen's angeht, und das kränkt mich.

Ein armer Theolog ehelichte ein Mädchen von bösartigem Gemüth, das aber mehrere Tausende zur Aussteuer erhielt. Der arme Teufel, äußerte Jemand, ist nun zeitlebens glücklich! — Gewiß, versetzte ein Anderer, wenn eine Reiche mit Gift (reiche Mitgift) glücklich macht.

Ein Bauernbursche, der sehr schwer krank war, gestand unter anderm auch, daß er seinem Nachbar ein Stück Leinwand gestohlen habe. Der Nachbar rief: nein, das ist zu grob! „Ihr habt Recht," erwiederte der Bursche, „die Mutter hat auch gesagt, ich hätte eine feinere nehmen sollen."

Ein italienischer Edelmann hatte sich, erzählt man, 14mal geschlagen, um seine Behauptung zu rechtfertigen, daß Dante ein größerer Dichter sey, als Arioste. Auf seinem Todtenbette aber bekannte er seinem Beichtvater, „daß er weder den einen, noch den andern je gelesen habe."

Der Präsident de la M. war sehr dickleibig. Als er einst im Parterre war, beklagte sich Jemand, dem er Platz und Aussicht verengte, mit den Worten: „Wer so dick gebaut ist, sollte nicht hierher kommen."

„Mein Herr", erwiederte der Präsident, „es ist nicht Jedem vergönnt, platt zu seyn."

Ein Müller bekam mit einem Rauchfangkehrer einen Streit. Beide gingen zum Richter klagen. Der Müller klagte den Kaminfeger an, er habe ihn schwarz gemacht; der letztere klagte, der Müller habe ihn weiß gemacht. Der Richter entschied für den Müller, weil er Schwarz auf Weiß habe.

Literatur.

Jahrbücher des deutschen National-Vereins für Musik und ihre Wissenschaft.

Dieses in unserer Didaskalia bereits vortheilhaft erwähnte Journal unter der Redaction des Hrn. Hofrath Dr. Schilling erfreut sich fortwährend günstiger Aufnahme. Eine Zeitschrift, die »den tüchtigsten und würdigsten unter den Künstlern und Musikgelehrten zum Organ dient«, deren Wahlspruch: „Omnia ad majorem dei gloriam" ist, und deren Tendenzen: »Förderung wahrhafter ächter Kunst, Läuterung des Geschmacks und Verbreitung allgemeiner gründlicher Kenntnisse in musikalischen Dingen« sind, einer solchen Zeitschrift kann jeder Gebildete seine Achtung nicht versagen. Doch müssen wir bemerken, daß die darin enthaltenen Aufsätze nicht genug das Gepräge des Nationellen an sich tragen, um dem Volke selbst zum Bedürfniß, d. h. zur Lectüre für das Leben zu werden, zur Lectüre, woran es sein Herz erlaben, seinen Geist aufklären und am Ende zu einem klaren und selbstständigen Urtheil gelangen müßte. Um sich aber durch solch nationelles Gepräge von allen übrigen Geschwister-Blättern am bündigsten zu unterscheiden, müßte der Ton darin populärer gehalten seyn. Deshalb werden diese Jahrbücher größtentheils nur geistiges Eigenthum der musikalischen Gelehrten und solcher Musiker bleiben, die sich überhaupt mit musikalischer Literatur befassen. Was nun, hiervon abstrahirt, die sowohl philosophischen als reflectirenden und kritischen Abhandlungen an sich betreffen, so hieße, sie hier weitläufig besprechen zu wollen, ein weit größeres Volumen in's Leben rufen, als vor uns ausgebreitet liegt. Wir begnügen uns nur, zu sagen, daß der musikalischen Welt hier Arbeiten gegeben sind, nicht wie sie eben der Zufall einer Redaction in die Hände spielt, sondern solche, die, planmäßig geordnet, den gebildeten Liebhaber und Künstler über viele vage oder sonst oberflächlich behandelte Gegenstände der musikalischen Literatur aufklären, und daß sich in der Sprache der Kritik, so lange sie parteilos bleibt, mit der Zeit eine Schule entwickeln dürfte. Die Korrespondenzen sind nur auf Ausgezeichnetes der sie betreffenden Localitäten gerichtet und die Necrologe streng und unparteiisch. Die weit aus und durchgreifende Kritik ist größtentheils von Kastner, Schilling und Berlioz besorgt. Die Feuilletons geben Personalnachrichten aller Arten, sind aber nicht von bitterer Stachelrede (woraus sich die frühern Censurlücken erklären lassen) frei. Auffallend sticht darin der gereizte und leidenschaftliche Ton der Frankfurter Korrespondenz hervor, und noch auffallender die Bereitwilligkeit der Aufnahme. Wenn die jedenfalls trivialen Ausfälle, welche z. B. die Blätter Nro. 5 (Privatbriefe), Nro. 8, 10, 15 in den Feuilletons über Frankfurter Oper und Publikum ausschütten, »zum Ruhme Gottes« beitragen, oder die rücksichtslosen Schmähungen gegen Guhr »von der Verachtung aller kleinlichen Persönlichkeit« zeugen sollen, so sind wir wahrscheinlich in den Begriffen von diesen Dingen noch weit zurück. Wir glauben aber, daß eine Redaction, die sich der tüchtigsten und würdigsten Mitarbeiter rühmt, in einem unbedingten Vertrauen ihrer Korrespondenz doch etwas vorsichtiger seyn sollte, damit die moralisch-ästhetische Abrundung ihrer Artikel nicht so grell gestört werde. C. G.

Mannichfaltigkeiten.

Die Berl. Voss. Ztg. berichtet ausführlich über die seit einigen Tagen in Berlin eröffnete merkwürdige Gewerks-Ausstellung. Es sind nämlich in dem zu dem städtischen und dem Ritterschaftsfeste erbauten interimistischen Saale die sämmtlichen Arbeiten, Embleme und Fahnen der Gewerke aufgestellt, deren geschmackvoller Reichthum den Festzug am 21. Sept. zierte. Mit Erstaunen aber nimmt man jetzt erst wahr, welch ein: Mannichfaltigkeit der schönsten, feinsten, saubersten Arbeiten, die das Handwerk förmlich der Kunst vermählen, zu jenem denkwürdigen Tage geliefert wurde! Weit über zehntausend einzelne Gegenstände erfüllen den Saal. In diesen ist das Trefflichste, oft auch zugleich wahrhaft Schöne, dem Auge Ergötzliche geleistet worden, was die Handarbeit nur hervorzubringen vermag. Es hat ein fast beispielloser Wetteifer der Gewerke untereinander, der Gesellen von jedem besondern Gewerk, stattgefunden. Es ward auch der vollständigste Beweis geführet, daß die Gewerbefreiheit im Ganzen den Standpunkt der Intelligenz und Geschicklichkeit unermeßlich gesteigert hat, wenn gleich einzelne Nachtheile derselben nicht verkannt werden können, denen aber durch geringe Abänderungen, zu denen die Erfahrung geführt hat, leicht Abhülfe zu gewähren ist. So ist denn diese Ausstellung ein wahrhaftes Ehrendenkmal unseres ehrenwerthen Handwerkstandes. Die Einrichtung des Saales ist auf das zweckmäßigste getroffen, um aus den überwältigenden Massen einen vereinfachenden Ueberblick zu gewinnen. Die großen Räume sind in fünf breite Gänge getheilt, durch die man in einer Schlangenlinie an allen einzelnen Gewerken vorüber geführt wird, deren Fahnen, Embleme und Erzeugnisse zur Seite, aufs mannichfaltigste gruppirt, sich aufgestellt finden. Eine Tafel bezeichnet jedes Gewerk und vertritt so die Stelle eines Katalogs.

Alle über Napoleon geschriebenen Bücher, Memoiren, Biographien und Charakterschilderungen würden, wären sie beisammen, eine größere Bibliothek bilden, als es die alexandrinische war. Eine neue Schrift — Das Leben Napoleon's, von Dr. J. Kolb, in der G. L. Lang'schen Buchhandlung in Speier 1840 — umfaßt auf 172 Seiten die Geschichte des Kaisers kurz und faßlich, mit Berührung aller wichtigen Momente, ohne Partei für oder wider zu nehmen, populär und gedrängt. Der Verfasser ist bereits durch ähnliche Schriften aus dem Gebiete der populären Geschichtschreibung vortheilhaft bekannt.

(Ein Wink für Bücherverleiher.) Eine englische Dame von Rang schreibt seit einiger Zeit oben auf das Titelblatt aller ihrer Bücher, die sie an ihre Freunde verborgt: »Gestohlen von Lady E. F. B.« Dies hat eine außerordentliche Wirkung. Gegen alles Herkommen werden die Bücher zurückgegeben, sobald sie gelesen sind.

Die Herren Ricciardi, Tenor der Oper in London und Paris, und Lambeletti, Konzertmeister am Theater St. Carlo in Neapel, werden demnächst in Frankfurt a. M. ein Konzert veranstalten, für welches die Künstler bereits zahlreiche Unterschriften aus unserer vornehmen Welt sich zu erfreuen haben. Wir glauben, die Musikfreunde auf dies Konzert aufmerksam machen zu müssen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 5. Nov. Die Puritaner, Oper in 3 Acten, von Bellini.

Samstag, 7. Nov. Konzert der Herren Libel und Regondi. Vorher geht: Herr Hampelmann im Eilwagen, Lokalposse in 6 Bildern.

Redakteur: J. L. Heller. Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 311. Freitag, den 6. November 1840.

San Pietro und seine Gemahlin Donna Vanina Ornano.

(Von S. Maclea.)

(Fortsetzung.)

„Oho! Du beichtest mir mehr, als ich wissen wollte, alter Kuppler!" rief San Pietro. „Michael Beljosi, sagst Du? der feile Sklave Genua's? der Jugendgeliebte der tugendhaften Donna? — Es ist gut — ich weiß genug! — Werft diesen grauen Sünder nun wieder in sein Gefängniß," befahl er seinen Leuten; „ich will meine Hände nicht mit seinem hündischen Blut besudeln; doch den morde ich mit eigenen Händen, der es wagt, ihm nech einen Bissen Brodes oder einen Tropfen Wasser zu reichen."

Der alte Diener wurde in ein kleines, wohlverwahrtes Zimmer gebracht, welches bisher seinen Kerker gebildet hatte. Um Mitternacht war er eine kalte Leiche. Schrecken, Kummer und Sorge um seine edle Gebieterin hatten das morsche Gebäude seines hinfälligen Körpers zusammengerüttelt und sein treues Herz gebrochen.

Während San Pietro und Carlo Pirazza auf schweißtriefenden Rossen die Straße nach Aix verfolgten, war Michael Beljosi im Hafen von Marseille gelandet, um Donna Vanina an Bord seines Schiffes zu bringen. In das Costüm eines Matrosen verkleidet, begab er sich in ein nächst dem Pallaste San Pietro's gelegenes Wirthshaus, um die günstige Stunde zu erwarten, wo er unbemerkt in den Pallast zu Antonio sich begeben konnte. Wie bestürzt war er aber, als er, unter den Gästen sitzend, von Donna Vanina's vereitelter Flucht, von ihrem dermaligen Aufenthalt zu Aix, und der Zurückkunft San Pietro's sprechen hörte; als er vernahm, daß bereits San Pietro, in Begleitung seines Freundes Carlo Pirazza, nach Aix geeilt sey, und man nichts Gutes von dem heftigen Charakter des Corsen erwarte.

Beljosi durchschaute sogleich die Bosheit Pirazza's, dessen sträfliche Absichten ihm Donna Vanina früher angedeutet hatte. Er beschloß, sich ebenfalls schleunigst nach Aix zu begeben, um wo möglich die unglückliche Vanina der Rache San Pietro's zu entziehen; oder, wenn ihm dieses nicht gelingen sollte, von Pirazza, mit dem Degen in der Faust, blutige Rechenschaft zu fordern.

San Pietro zu Aix angekommen, begab sich sogleich zum Präsidenten des Parlaments, in dessen Pallast Donna Vanina wohnte, und forderte von demselben seine Gemahlin zurück. Der Präsident, welcher von der Wuth des heftigen Mannes alles Schlimme befürchtete, weigerte sich standhaft, sie ihm auszuliefern, trotz seiner Versicherung, daß er sich ruhig mit seiner Gemahlin besprechen wolle. Als jedoch Donna Vanina die Ankunft ihres Gemahls erfuhr, und sie, über alle Furcht erhaben, selbst verlangte, wieder mit ihm vereinigt zu seyn, konnte man ihrem Begehren keine weiteren Hindernisse in den Weg legen. San Pietro schien auch anfangs das Vertrauen seiner Gemahlin zu rechtfertigen; er betrug sich ruhig, ja freundlich gegen sie, und beredete sie leicht, mit ihm nach Marseille zurückzukehren.

Carlo Pirazza, welcher San Pietro besser kannte, und wohl wußte, welch' verderblicher Vulkan unter dieser scheinbaren Ruhe wüthe, blieb in Aix zurück, um nicht vielleicht Zeuge vorauszusehender schlimmer Auftritte seyn zu müssen. Er bemitleidete halb die Unglückliche, und bereuete fast, daß er die Sache zu weit hatte gedeihen lassen; doch, er konnte nicht mehr umlenken, ohne die ganze Rache San Pietro's auf sich herüber zu wälzen. Indessen auch er entging seinem Schicksal nicht; ein Rächer der unglücklichen Vanina war ihm nahe; es war Michael Beljosi.

Als Donna Vanina an der Seite ihres Gemahls ihren Pallast zu Marseille wieder betrat, überfiel sie ein bängliches Gefühl; eine düstere Ahnung sagte ihr, daß sie ihr Grab betrete. San Pietro war ruhig und in sich gekehrt, aber zwischen den zusammengezogenen Augenbraunen thronte das Gewitter, welches bald losbrechen sollte. Sie betraten die Gemächer, welche Donna Vanina sonst bewohnte. San Pietro sah finster um sich her.

„Euer Excellenz haben eine weise Sparsamkeit in Ihrem Haushalt eingeführt, wie ich bemerke. Ich vermisse mit Wohlgefallen die prunkenden Geräthe, welche sonst Ihre Gemächer so verschwenderisch zierten," hob er langsam an, indem er einen durchbohrenden Blick auf sie richtete. „Wo haben Sie doch den Brautschatz, den Sie einst dem San Pietro mitbrachten, aufgehoben?"

Donna Vanina bebte an allen Gliedern. „Mein Gemahl —"

„Nun, warum zögern Sie? — doch ich weiß schon. Sie haben sie in die Schatzkammer von Genua geschickt, da Sie sie in dem Hause Ihres Gemahls nicht mehr für sicher hielten. Ist dem nicht so? —"

„O mein Gemahl, erlauben Sie, daß ich reden darf."

„Nein, nein! Es ist besser, wenn Sie schweigen. Sehen

Sie nicht, daß mich die Wuth packen will? und ich möchte doch nicht gerne vergessen, daß Sie die Tochter des Sampiero Ornano sind. O, ich weiß es ja, daß San Pietro gehaßt ist von der ganzen Welt, und verrathen von seinem Weibe!"

„Ich muß reden, Euer Herrlichkeit, und wenn Sie mich auf der Stelle tödten," entgegnete Donna Vanina mit thränengefüllten Augen. „Don Carlo Pirazza, den Sie Freund nennen, der Ihnen so viel gilt, dessen Worten Sie blindlings vertrauen, hat Sie hintergangen, getäuscht. Er wagte es, Ihrer Gemahlin unziemlich zu nahen; ihr mit seiner Rache zu drohen, als sie ihn entrüstet und mit Verachtung von sich wies. Gnädiger Herr, ich war ein wehrloses Weib, in die Hand gegeben mit meinen Kindern einem Verräther, dessen Bosheit und Tücke zu jeder Gewaltthat fähig war. Da erschien hier, in meiner härtesten Bedrängniß, Don Michael Beljosi, mein Vetter. —"

„Unglückliche! warum nennen Sie diesen Namen, und verlangen doch, daß ich Ihnen Glauben beimessen soll," fuhr San Pietro wild auf. „Auf Ihr plump ersonnenes Mährchen war ich vorbereitet; Sie müßten es in der Kinderstube erzählen, um ihm Glauben zu erwerben. — Bereiten sich Euer Excellenz, Sie müssen sterben."

„Gnade, Gnade, mein Gemahl! ich bin unschuldig!" jammerte die Unglückliche und umfaßte seine Knie.

„Unschuldig, sagen Sie, unwürdige Tochter Corsica's? Unschuldig? — Was Sie auch gegen den Gemahl verbrochen haben mögen, ich will es in dieser harten Stunde vergessen; daß Sie sich aber mit den Feinden des Vaterlandes in ein Einverständniß einließen; daß Sie sich in die Hände Genua's geben wollten; daß Sie vergaßen, daß Sie die Tochter eines glorreichen Patrioten sind und meine Gemahlin — das verzeiht Ihnen San Pietro nicht. Heda! Sklaven!"

Zwei Sklaven, welche der Corse von Konstantinopel mitgebracht hatte, traten mit gezückten Dolchen in das Gemach.

(Schluß folgt.)

T o l l y.

(Eine Gerichtsscene.)

Eine der rührendsten Scenen aus dem gerichtlichen Leben möchte wohl unstreitig die folgende seyn, die vor nicht langer Zeit an einem französischen Tribunale vorfiel.

Der Lehrer der Schule einer kleinen Stadt hatte nämlich einen der begütertsten Bürger des Orts verklagt, der Nichtzahlung des Schulgeldes wegen. Allgemein wunderte man sich über den Vorfall, denn keiner wußte sich denselben zu erklären, und so drängte denn alles, was nur irgend konnte, an dem Morgen, wo das Verhör stattfinden sollte, zu dem großen Saale des Stadthauses sich hin.

Der Richter wandte sich, nach Vorlesung der Klage, zu dem reichen Eigenthümer und fragte, selbst erstaunt: Aber wie kommen Sie denn dazu, dem Herrn Lehrer das Schulgeld zu weigern?

Ruhig antwortete der Gefragte: Weil mein Sohn den Preis nicht erhalten hat.

Lehrer: Das wäre mir denn doch ein schöner Grund zum Nichtzahlenwollen. Wenn ich von all' den Eltern, deren Söhne keine Preise bekommen, auch kein Schulgeld bekäme, da wollt' ich doch wahrlich lieber Hundejunge seyn. (Gelächter.)

Der Bürger: Oho, das wißt ihr Herren Schulmeister schon zu machen. Die schönen Preise gebt ihr klüglich nur den Söhnen von tüchtig gesalbten Leutchen, die euch dafür wieder salben und Champagnerflaschen und Geflügel in Masse nach eurem Hause wandern lassen, wenn ein Namenstag bei euch zu feiern ist. (Gelächter.) Meinem Jungen aber, dem wollt' ihr was, weil er euch nur ein paar Tauben geschenkt. (Neues Gelächter.)

Lehrer: Wäre das wahr, dann müßten die reichen jungen Herren auch auf den Universitäten die bedeutendsten lumina seyn, aber —

Richter zum Angeklagten: Ich sehe wohl ein, mein Freund, daß das wohlthuende Gefühl, einen geehrten Sohn zu haben, Ihr väterliches Herz in etwas zu weit geführt, und ich kann das doch nichtsdestoweniger nur ehrenwerth nennen. Aber am Ende kann ja doch nicht jeder den Preis haben und somit kann das auch keine Ursache für Sie seyn, kein Schulgeld zahlen zu wollen.

Bürger: Ja, ganz recht, und ich würde dann auch zufrieden seyn, aber mein Sohn hat den Preis ja doch verdient. Er hatte eine herrliche Composition gemacht, sage ich Ihnen, ganz ohne den allerkleinsten Schnitzer, und hat dennoch nicht einmal ein Accessit erhalten. Mit dem Unterlehrer habe ich, ich selbst, seine Arbeit durchgesehen, und sie ist gut, sehr gut, sage ich Ihnen.

Lehrer: Ich versichere Ihnen, mein Herr, daß es mir sehr leid thut, Ihren Herrn Sohn des Preises nicht würdig zu finden, aber ich versichere Sie zu gleicher Zeit, daß an seiner Arbeit kein gutes Wort ist. Ist es Ihnen recht, ich habe den Aufsatz bei mir, dann lese ich ihn dem Tribunal vor, und man wird gewiß meine Unparteilichkeit anerkennen.

Bürger: Ganz gut. Ich hab' auch eine Copie in der Tasche von der Composition, und die Herren mögen dann nur richten.

Richter: Aber, meine Herren, was war denn das Thema?

Bürger: Die Beschreibung des Schiffbruches der „Meduſa."

Lehrer: Hier eine Probe. Die Mannschaft war zusammengepreßt, wie eingemachte Häringe.... sie hatte kein Kreuzerbrödchen mehr.... der größte Theil hatte schon die Ueberröcke verzehrt, andere sich mit ihren Hosen genährt....

Bürger (nach der Copie suchend): Nichts da, nichts, nichts davon.

Lehrer (fortfahrend): Nachdem sie also ihre Siebensachen verschlungen hatten, bemerkten sie erst, daß sie ganz nackt waren.... da wurde ihr Hunger fürchterlich arg. Hier saß ein Mann, der an seinen Fußsohlen nagte, dort ein Schiffsjunge, der in die Schulter eines Wamses biß, als wär's die fetteste Hammelskeule. Da erschien die Rettung natürlich der ganzen Schiffsbesatzung fern und leckend, wie ein Sechspfundbrod. (Allgemeines Gelächter.)

Bürger (der seine Copie unterdessen gefunden): Nichts da! Alles nichts! schändliches Zeug! Hier, hier ist die wahre, leibliche Copie.

Der Richter nimmt das Papier und liest den Aufsatz dem Lehrer halblaut vor.

Lehrer: Das ist allerdings die Handschrift Ihres Sohnes, aber die Arbeit des Schülers, der den Preis erhielt.

Bürger: Nicht wahr! nicht wahr!

Lehrer (mit Würde): Herr! Lügen ist meine Gewohnheit nicht,

und ich sage es noch einmal, das ist die Arbeit Ihres Sohnes nicht. Hier ist ein Irrthum im Spiele. Wo ist Ihr Sohn?

Bürger: Hier steht er.

In diesem Augenblicke tritt ein 15jähriger Knabe, der sich bisher versteckt gehalten, weinend an die Schranken vor.

Bürger, zu seinem Sohne: Tony, ist die gute Arbeit von Dir?

Tony (weinend): Ja, Papa. (Bewegung.)

Lehrer: Tony, ist die schlechte Arbeit hier von Dir?

Tony (weinend): Ja, Herr Lehrer. (Allgemeines Gelächter.)

Richter: Weine nicht, mein Sohn, und sag' mir nur offen, hast Du die gute oder schlechte Arbeit gemacht?

Tony (schluchzend): Alle beide.

Richter: Dann erkläre mir einmal, wie so denn das.

Tony: Da bin ich aber zu bang, denn Papa wird mit mir zanken.

Bürger: Nein, Tonychen, nein, ich sage Dir kein Wort. Und Du weißt, ich halte mein Versprechen.

Tony: Ja, ich hatte erst die Arbeit gemacht, die den Preis erhielt, und die hatte ich dem Papa gezeigt, ehe ich sie eingab, und Papa sagte, sie wäre gut, und als ich nun in die Classe kam, da trat der Viktor, der Vetter von dem Bäcker gegen unserm Hause über, zu mir und weinte, weil er seine Arbeit nicht machen hatte können, und sagte zu mir, ich geb' Dir, was Du willst, denn mein Oheim ist reich — und — da hab' ich ihm die Arbeit gegeben.

Richter: Und was hat er denn Dir gegeben?

Tony: Jeden Tag ein zweipfündig Brod. (Gelächter.)

Richter: Was hast Du denn damit gethan? Bekommst Du denn nicht satt zu Hause?

Tony: Ja, aber das war nicht für mich, das war für eine andere.... Papa ist von Mama geschieden, und sie hat nur 600 Franken von ihm, ich wollte ihr damit helfen und ihr wenigstens das Brod frei halten, und darum hab' ich dem Viktor die Arbeit gegeben — aber, ich will es ja nicht mehr thun. Papa, verzeih' mir auch ja, Papa. (Er weint.)

Bürger, auf Tony stürzend und ihn küssend: Nein, nein, Tonychen! Herr Richter, ich bezahle das Schulgeld, eher zehnmal wie einmal, und wenn mein Tony auch nicht den Preis hatte.

Richter (bewegt): Sie haben Recht, mein Herr, aber Ihr Sohn hat kein Schulgeld mehr nöthig, und auch keinen Preis. Ein so edles Herz kann dessen entbehren. J.

Der deutsche Reisende Schomburgk.

Frankfurt, 4. Nov. 1840.

Vor dreizehn Jahren verließ ein junger Deutscher, Robert Hermann Schomburgk, sein Vaterland als Kaufmann, um sich auf dem neuen Kontinent den Namen zu erwerben, den er sich bei Allen, die Interesse an Länder- und Völkerkunde nehmen, erworben hat. Nachdem Herr Schomburgk einige Jahre in den vereinigten Staaten verweilt, verließ er diesen Theil Amerika's, und ging nach Westindien, wo er zuerst durch die hydrographische Aufnahme der Insel Anegada, die bis dahin wegen ihrer zahllosen Felsenriffe und Korallenbänke für die Schifffahrt so gefährlich war, mit der Admiralität von England, und durch diese mit der geographischen Gesellschaft zu London in Verbindung kam.

Längst schon hatte es in dem Plane dieser hochverdienten Gesellschaft und der britischen Regierung gelegen, den für England, wie überhaupt für Europa, noch fast ganz unbekannten Länderstrich von Südamerika, zwischen dem Coreatyn und Orinoco, wissenschaftlich bereisen zu lassen, und Herr Schomburgk erhielt den Auftrag, dieses Unternehmen im Interesse Englands und der Wissenschaft auszuführen. Er trat 1835 seine Reise dahin an, und kehrte 1839 nach England zurück, um diesem die gewonnenen Resultate seiner Forschungen vorzulegen. In wie weit er seinen Auftrag erfüllt, darüber herrscht nur Eine Stimme bei alle denen, die ein solches Unternehmen beurtheilen können. Am deutlichsten dafür aber spricht, daß er als Belohnung seiner hohen Verdienste und als Zeugniß der allgemeinen Achtung dieses Jahr die königl. Medaille erhielt, und ihm von Seiten der britischen Regierung der Auftrag wurde, die bisher so wenig gekannte und doch so wichtige Besitzung Englands zu mappiren, und die unbestimmten Gränzen vom britischen Guiana festzustellen.

Doch nicht allein in England ward ihm die so wohlverdiente Anerkennung für jahrelange Mühen und Entbehrungen, nicht allein dort wurde er von Allen mit der größten Auszeichnung empfangen, auch sein Vaterland wußte einen solchen Mann zu belohnen. Als er im Laufe des Septembers auf kurze Zeit nach Deutschland zurückkehrte, um die Seinigen nach dreizehnjähriger Trennung wiederzusehen, und von da aus den Mann persönlich kennen zu lernen, der ihm von jeher ein hohes Vorbild gewesen war, wurde ihm nicht allein in Potsdam von diesem die liebevollste Aufnahme, sondern er hatte auch das Glück, durch Humboldt zweimal dem König und der Königin vorgestellt und von ihnen mit dem rothen Adlerorden dritter Klasse und einer werthvollen Brillantdose beschenkt zu werden, wie ihm auch später noch der König schriftlich seine Theilnahme zu erkennen gab. Dieselbe herablassende Theilnahme ward ihm auch in Dresden zu Theil. Der König unterhielt sich mehrere Stunden über seine Reisen, namentlich über seine botanischen Entdeckungen mit ihm, und ließ ihm, als Zeichen seiner Anerkennung, ebenfalls eine werthvolle Tabatiere überreichen.

Schon vor mehreren Wochen war Herr Schomburgk bei seiner Durchreise nach Thüringen, seiner Heimath, einige Tage hier anwesend, und machte die persönliche Bekanntschaft mit unserm berühmten Mitbürger Herrn Dr. Rüppell, wie mit andern um die Geographie verdienten Männern. Jetzt, wo er unsere Stadt auf seiner Rückreise mit einem seiner jüngern Brüder, der ihn im Auftrage der preußischen Regierung nach Guiana begleitet, um für den botanischen Garten in Berlin, wie für die übrigen naturhistorischen Institute zu sammeln, wieder berührt hat, glauben wir diese kurzen Bemerkungen den Lesern dieser Blätter nicht vorenthalten zu dürfen, da es gewiß jedem Deutschen von hohem Interesse seyn muß, wie es auch in diesem Theile von Südamerika wieder ein Deutscher ist, der seinen Namen unzertrennlich mit demselben verknüpft hat.

Der Abschied der Königin Christine von Spanien von ihren Kindern.

Die Königin Christine befindet sich jetzt zu Marseille, wo sie der Gegenstand der größten Neugierde ist. Sie geht oft zu Fuß aus, und wird dann immer von einer solchen Volksmenge umwogt, daß ihre Begleitung nur mit Gewalt ihr eine offene Gasse machen kann. Man ist besonders von ihrer Schönheit und Grazie entzückt. — Ueber ihre Scheidung von ihrer Tochter, der jungen Königin Isabella, enthält ein Madrider Blatt folgenden Bericht. In der Nacht vor ihrer Abreise von Valencia ließ sie ihre Kinder rufen und kündigte ihnen an, daß sie am nächsten Morgen sie verlassen und nicht mehr sehen werde. Bei diesen Worten brachen die kleinen Prinzessinnen in Thränen aus, und die trostlose Mutter weinte mit ihnen. Endlich sagte Christine zu ihnen, der Zustand ihrer Gesundheit nöthige sie, die Luft zu ändern, und fragte sie, ob sie wollten, daß sie sterbe? Die Kinder schwiegen nun. Hierauf schloß sie die kleine Isabella in ihre Arme, gab ihr vortreffliche Lehren und empfahl ihr vor Allem, dem Volke, das so große Opfer für sie gebracht habe, eine lebhafte Dankbarkeit zu bewahren. Sie küßte sie mit Schmerz und die Augen in Thränen gebadet. Die Königin Isabella rief nun aus: „Mutter, wir wollen mit dir gehen, sonst werden wir ganz allein bleiben!.... Doch wenn du gehst, wann wirst du wieder kommen, uns zu besuchen?" Bei dieser Frage fiel Christine in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen, versicherte sie ihre Töchter, sie werde bald wiederkommen, und die Personen, denen sie sie anvertraute, verdienten ihr ganzes Vertrauen, sie sollten ihnen nur gehorchen und während ihrer Abwesenheit sie achten. Sie sagte ihnen nun ihr letztes Lebewohl, gab ihnen ihren letzten Mutterkuß und preßte sie dann lange an ihre Brust, als wenn sie nimmer sich von ihnen losmachen wollte. Man mußte ihr die Kinder entreißen. Die unglückliche Mutter stürzte zu Boden und verfiel in Nervenzuckungen und Ohnmacht, so daß ihr Zustand die lebhaftesten Besorgnisse einflößte. Endlich krönte eine letzte Scene dieses Trauerspiel. Die Königin wollte vor ihrer Abreise zum Letztenmale ihre Töchter sehen; allein in Betrachtung dessen, was ihre Kinder noch leiden würden, begnügte sie sich, sie, die im Schlafe der Unschuld im Bette lagen, zu betrachten, und convulsivisch rief sie aus: „Liebe Kinder! Mögen Gott und die Spanier euch glücklich machen! liebet euere Mutter, wie sie euch liebt!" Sie betrachtete sie, immerfort in Thränen schwimmend, von neuem. Endlich rief sie entschlossen: „Fort von hier!" und entfernte sich. — Von drei Uhr des Morgens an rief der Trommelschlag Nationalgarde und Linientruppen unter die Waffen; um 6 Uhr bestieg die Königin-Mutter mit Espartero's Gemahlin und der Gräfin v. Santa-Cruz den Wagen; in anderen Kutschen folgten Espartero, die Minister und die Municipalität. Abtheilungen der königl. Garde eröffneten und schlossen den Zug. Um acht Uhr Morgens langte man in dem Hafen an. Dort drängte sich eine ungeheuere Volksmenge. Die erhabene Wittwe, unaufhörlich weinend, brach in lautes Schluchzen im Augenblicke der Abreise aus. Alle Zeugen dieser Scene waren tief ergriffen. Ihr Lebewohl, das sie dem General Espartero sagte, war herzzerreißend. Ihre letzten Worte waren: „Espartero, trage Sorge für meine Kinder!" Jetzt drückte sie ihr Gesicht in ihre Hände. Espartero war nicht im Stande, zu antworten; er vermochte nur ihre Hände zu küssen und mit Thränen — der Reue vielleicht — sie zu baden. Einige Minuten später war sie fern von dem erstaunten und gerührten Volke.

(Aschaffenb. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 30. Okt.) Wie auch in dem gewerbreichsten Lande Spitzbübereien und Mordthaten vorfallen, das bewähren mehrere Ereignisse in unserer Nähe. Ein Fuhrmann, welcher in Lugga bei Oschatz Geld von einem anderen Fuhrmann empfängt, der seine Fracht übernimmt, wird Abends zwischen Machern und Göriashain, welche Dörfer zwischen Leipzig und Wurzen liegen, erdrosselt. Die Pferde laufen bis an den Göringshainer Gasthof, wo der Hausknecht mit Entsetzen den in der Schoßkelle sitzenden und geknebelten Fuhrmann entdeckt. Der Unglückliche hatte in dem Dorfe Deuben die Unvorsichtigkeit begangen, zu erzählen, daß ihm 10 Rthlr. abgezogen worden wären. Er hatte an 400 Rthlr. bei sich, doch hatte der Mörder des Geldes nicht habhaft werden können. Der Mörder ist noch nicht entdeckt. Ein anderer Fall ereignete sich noch näher bei Leipzig. Ein hiesiger Lohnkutscher geht mit mehreren hundert Thalern auf die benachbarten Dörfer, um Pferde zu handeln, aber ohne Erfolg. Zuletzt ist er in Zschocher, einem benachbarten Dorfe. Plötzlich vermißt man denselben. Sein Leichnam soll bereits im Holze aufgefunden seyn. Auch der Leichnam eines erschlagenen Mädchens ist jetzt im Holze bei Connewitz aufgefunden worden.

Museum.

Am 6. November 1840.

Symphonie aus F moll, von H. Esser.

Ueber die Unsicherheit des literarischen Urtheils. Vom Vorsteher der ersten Klasse des Museums. (Hr. Dr. Th. Creizenach wird die Gefälligkeit haben, diese Abhandlung vorzulesen.)

Der Mai und die Liebe, Lied von C. Gollmick; } gesungen von
Das Ständchen, Canzone von Pepoli, deutsch von C. Gollmick, Musik von Benedikt; } Fräul. Capitain.

Getilgte Schuld, Duettine; } vorgetragen von Fräulein
Die Wahrsagerin aus Calabrien, Duettine, von Cabasso; } Capitain und Fräulein Kratky.

Die Löwenbraut, Gedicht von Chamisso; } gesprochen von Hrn.
Hut und Mütze, Gedicht von Reußler; } v. Lavallade.

Concertino für zwei Horn; vorgetragen von den Herren Gebrüder Grimm, Herzogl. Nassauischen Hofmusici.

Ferdinand's des Siebenten Tod, Gedicht von Pfizer; gesprochen von Hrn. Lußberger.

Der Sommernachtstraum, Ouverture von Mendelsohn-Bartholdy.

Der Anfang ist um halb Sieben Uhr; der Saal wird nicht früher als um halb Sechs Uhr geöffnet; der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her.

Alle Museumskarten sind nur persönlich gültig; Kinder können nicht zugelassen werden. Die verehrten Mitglieder und Abonnenten sind gebeten, sich mit ihren Eintrittskarten zu versehen, damit die an dem Eingang angeordnete Controlle genau beobachtet werden könne. Die Gastkarten angehend, sieht sich der Vorstand des Museums veranlaßt, im Interesse der Mitglieder die größte Beschränkung eintreten zu lassen.

Redakteur: J. K. Heller. Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 312. Samstag den 7. November 1840.

An Allerseelen.

Es ist ein frommes Wandern
Am Allerseelentag
Zum wohlbekannten Grabe,
Das uns're Freuden brach.

Da weinen sich die Herzen
Noch einmal zärtlich satt,
Man zählt die ganze Liebe,
Die man verloren hat.

Da kniet die fromme Gattin
Auf ihres Gatten Grab:
»Ach! deine Waisen drücken
»Mich fast zu dir hinab!«

Dort sieht die bleiche Mutter
Ihr frommes Kind zurück,
Das kleinste Häufstein Erde
Verschließt ihr größtes Glück.

Da pflegt mit treuen Händen
Die Braut der Myrthe Grün:
»Dort ewig!« spricht sie leise
Und pflückt sich Rosmarin.

Am jüngsten Grabe härmet
Ein alter Vater sich:
»Mein Sohn! mein Sohn! ich komme
»Und leg' mich neben dich.« —

Es ist ein frommes Wandern
Am Allerseelentag
Zum wohlbekannten Grabe,
Das uns're Freuden brach.

E. Lyncker.

San Pietro und seine Gemahlin Donna Vanina Orsano.

(Von S. Maclea.)

(Schluß.)

„Lassen Sie mich nur noch einmal meine Kinder umarmen," bat Donna Vanina mit rührender Stimme.

„Es ist billig, daß man Ihnen diesen Wunsch gewähre," erwiederte San Pietro. „Man bringe ihr die Kinder."

Als die Kinder erschienen, umarmte sie, heftig schluchzend, die unglückliche Mutter, welche in der Blüthe ihrer Jahre eines gewaltsamen Todes sterben und von denen sich trennen sollte, die ihr überaus theuer waren. Unter tausend Thränen schloß sie noch einmal die geliebten Kinder an die stürmisch pochende Brust, und überhäufte sie mit allen süßen Namen, welche zärtliche Mutterliebe nur ersinnen kann. Die Kinder liebkosten sie und weinten mit ihr, ohne daß sie eine Ahnung von dem grauenhaften Schicksal ihrer bejammernswerthen Mutter hatten. Es war ein erschütternder Auftritt. Selbst die sonst gefühllosen Sklaven waren ergriffen, und Thränen rollten über ihre harten Züge. San Pietro wandte sich weg; seine Augen waren naß, aber sein Sinn starr wie Eisen.

Endlich brachte man die Kinder weg, und San Pietro gab den Sklaven ein Zeichen, welche zögernd ihre Dolche erhoben und sich der Unglücklichen nahten.

„Halt!" rief jetzt Donna Vanina gefaßt. „Gewähren Sie mir die letzte Bitte, mein Gemahl. Wenn Sie meinen Tod unwiderruflich beschlossen haben, so lassen Sie mich wenigstens nicht durch diese Elenden sterben. Der Tod von Ihrer Hand sey mir willkommen."

Eine Pause des Grabes trat ein.

„So sey es!" erwiederte San Pietro entschlossen. Die Tochter Sampiero's soll nicht durch Sklavenhände sterben. Entfernt euch!" befahl er den Sklaven, „und haltet Wache vor der Thüre. Ihr seyd des Todes, wenn sich Jemand naht."

Die Sklaven traten vor die Thüre, froh, ihres blutigen Auftrags enthoben zu seyn. Aufmerksam lauschten sie auf jeden Laut, welcher in dem Gemach sich erhob; sie hörten nur die rührende Stimme der Verurtheilten; die Stimme San Pietro's war verstummt. Jetzt kam ein Mann eilig, und wie es schien sehr erhitzt, auf sie zu. Es war Lorenzo, der Diener Pirazzo's, ein versiegeltes Schreiben in der Hand haltend.

„Wo ist euer Gebieter?“ rief er schon von weitem den Sklaven zu. „Ich muß ihn augenblicklich sprechen.“

„Zurück! wenn Du Dein Leben liebst!“ riefen die Sklaven, und traten mit ihren blitzenden Dolchen ihm entgegen.

„Bringt mich zu euerm Herrn. Ich habe ein Schreiben zu übergeben, an welchem das Leben seiner Gemahlin hängt. Ich habe ein Pferd zu Schanden gejagt, um nicht zu spät zu kommen. Führt mich zu euerm Gebieter.“

„Horcht!“ rief jetzt einer der Sklaven erschrocken, und der Redende verstummte.

Aus dem Innern des Gemaches ließ sich ein unterdrückter Schrei, dann ein schwerer Fall vernehmen, welchem eine schaudervolle Pause folgte.

„Es ist geschehen. Du kommst zu spät,“ flüsterte furchtsam der eine Sklave dem Boten zu.

Die Thüre ward aufgerissen. Erdfahl, mit emporgesträubtem Haar und umstät rollenden Augen, schwankte San Pietro heraus.

„Herr, hier ist ein Schreiben, welches Ihnen Don Pirazza, Ihr Freund, übersendet,“ wandte sich Lorenzo an den Grauenerregenden. „Er liegt auf den Tod verwundet zu Aix und wird den morgenden Tag nicht mehr erleben. Er hatte einen Zweikampf mit dem Michael Beljosi, dem Vetter Eurer Herrlichkeit; und als er demselben erlag und der gewisse Tod auf seiner Zunge saß, ließ er von einem Franziskaner-Mönch seine Beichte schriftlich aufsetzen, worin er bekennt, daß Ihre erlauchte Gemahlin unschuldig ist; daß er selbst sie zu verderben getrachtet hatte, und daß er sie selbst zur Flucht gezwungen habe, um seinen gewaltsamen Anschlägen zu entgehen. Hier übergebe ich Eurer Excellenz das Schreiben, worin Sie meine Worte bestätigt finden werden. Mögen die Heiligen es verhüten, daß ich zu spät komme. Ich selbst und die Zofe Jeannot können Ew. Gnaden bezeugen, daß die Zusammenkunft Ihrer tugendhaften Gemahlin mit ihrem Vetter Don Michael Beljosi in allen Ehren geschah.“

San Pietro riß das Schreiben auf und durchflog es mit stieren Augen; dann drückte er den Brief ergrimmt zusammen und schlug sich vor die Stirne. „Sie ist unschuldig — todt — von meiner Hand ermordet — und den Verräther entreißt mir die Hölle aus der rächenden Hand,“ murmelte er dumpf zwischen den Zähnen. „Vaterland — ich habe dir Alles — Alles geopfert! Der elendeste Bettler ist im Vergleich zu mir ein glücklicher Mann.“ Und fort stürzte er aus seinem Pallast, um ihn nie mehr zu betreten.

Marseille, ganz Frankreich, und selbst den königlichen Hof zu Paris erfüllte die blutige That San Pietro's mit Grausen und Abscheu. Nur seinen Verdiensten um den Staat, seiner hohen Stellung und seinem großen Ansehen bei Hof hatte er es zu danken, daß ihn der König begnadigte, und er nicht die Strafe eines gemeinen Mörders erlitt. Doch um seinen innern Frieden war es auf immer geschehen. Stets glaubte er die blasse Leiche seiner unschuldig gemordeten Gattin vor sich zu sehen. Ihre blutige Gestalt scheuchte Nachts den Schlaf aus seinen Augen, oder quälte ihn im Traume; sie folgte ihm zu den Freuden des Festes und in das Getümmel der Schlacht, in welcher er sehnlichst den Tod suchte und endlich fand.

Ferdinand Eßlair*)

stammt aus dem adeligen Geschlechte der von Khevenhüller, und wurde 1772 zu Essek in Slavonien geboren. Erst in seinem 23. Jahre betrat er die Bühne zu Insbruck, ging bald darauf nach Passau, 1793 nach Prag, 1800 nach Augsburg, 1806 nach Nürnberg, 1807 nach Stuttgart, hiernach nach Mannheim, 1814 wieder nach Stuttgart als Regisseur des Hoftheaters und endlich 1818 als solcher nach Münchner, wo er als pensionirter Hofschauspieler noch lebt. — Eßlair gehört unstreitig zu den Coryphäen der Bühnenkunst und sein Name verdient in den Annalen derselben einen der würdigsten Plätze. Eine Heroengestalt, ein klangvolles, biegsames, alle Töne der Scala umfassendes und dabei kräftiges Organ, regsame sprechende Augen, beredtes Mienenspiel, alle diese äußern Vorzüge stempelten ihn schon von Natur aus zu einem glücklichen Bühnenkünstler. Weniger tiefes Studium als ein richtiges, selten sich täuschendes Gefühl beim Erfassen eines Charakters, verbunden mit echter Empfindung und sicherm Takte beim Wiedergeben desselben, verschafften ihm den Ruf eines hochachtbaren Schauspielers. Eßlair war wie Fleck bestimmt, nur die von Natur ihm zugetheilten Kräfte in Anspruch zu nehmen, um den Kunstweg nie zu verfehlen; daher schadete ihm in spätern Jahren der durch verschrobene Kunstkrittler geweckte Versuch, durch Verstandesgrübeleien, die zu keiner rechten Spitze und Schärfe es bringen konnten, den Werth einer Rolle erhöhen zu wollen. Dergleichen lag ganz außer den intellectuellen Kräften und Kreisen Eßlairs und Lewald hat vollkommen Recht, wenn er bemerkt: „Mehr als je ein anderer Schauspieler von so großem Rufe, war Eßlair darauf hingewiesen, seinem innern Instinkt allein zu folgen; aber eine unerklärbare Manie, das zu durchdringen, was ihm seiner ganzen Natur nach undurchdringlich bleiben mußte, führte sein Talent auf Abwege, wodurch die bedauerlichsten Resultate zu Tage gefördert und die schönsten Ergüsse eines angebornen Talents vereitelt wurden.“ — Wer Eßlair ein und dieselbe Rolle, namentlich Tell und Wallenstein, in ein paar Jahrzehent auseinanderliegenden Epochen darstellen sah und die verschiedenen Auffassungsarten im Allgemeinen, wie in einzelnen Scenen, zu bemerken Gelegenheit hatte, wird von der Wahrheit des Gesagten durchdrungen seyn. So war sein Tell der frühern Jahre der echte Naturſohn des schweizerischen Paradieses, und wie sein Land ein poetisch-anregendes, so er selbst. Diese Auffassungsweise gab zu öffentlichem Lobe, aber auch zu sektionsmäßigen Auseinandersetzungen des Spiels willkommene Veranlassung. Berauscht vom Lobe, verwirrt gemacht durch Winke, wie das und dies anders zu sagen oder zu gestalten, um zur reinsten, natürlichsten Natur zu werden, verlor sich Eßlair so sehr in Verbesserungen, daß dadurch dem Naturſohn alle poetische Federchen ausgerupft wurden, so daß er zuletzt splitternackend vor uns dastand. — Auf ähnliche Weise ging es mit dem Wallenstein, worüber man Tiecks Abhandlung über Eßlairs Darstellung in seinen dramaturgischen Blättern vergleichen wolle. Einzelne große Momente in beiden Rollen blieben dem Künstler allerdings bis für die letzten Tage, aber der gesunde kühne Stamm war benagt und verwundet. — Eßlair, für tragische Helden geboren, war auch am größten darin, wie sein Hugo in Müllner's Schuld, Ingurd,

*) Aus dem »allgemeinen Theater-Lexikon, herausgegeben von R. Blum, K. Herloßsohn, H. Marggraff. 3 Band. 2. Heft. Altenburg und Leipzig, 1840.«

Carl Moor, Tell, Wallenstein, Otto von Wittelsbach, Macbeth, Lear und Belisar bewiesen. In seinem declamatorischen Vortrage, wie in seiner Körperhaltung, erinnert er oft an Talma. Doch gab er, ein echt deutscher Künstler, überall einen großen tragischen Zusammenhang, nahm in seinem tiefen Gemüthe jeden Charakter ganz auf, und wird von ihm in allen Theilen seines eigenen Wesens berührt und durchdrungen, wodurch jene echt künstlerische Identität entsteht, welche das innerste Geheimniß der mimischen Kunst ist. Die Aehnlichkeit Eßlairs mit Talma trat ganz besonders in Darstellung des Theseus in Phädra hervor, die wir als die sublimste tragische Rolle Eßlairs, als seine Glanzpartie bezeichnen möchten. — Aber auch im bürgerlichen Drama, in den sogenannten sentimentalen Partien, versuchte sich Eßlair in spätern Jahren mit großem Glücke, namentlich als Oberförster, Abbé de l'Epée, Wittburg in Clementine, Essighändler ꝛc.; jedoch von allen steht sein Dallner in Iffland's Dienstpflicht als Prototyp für dergleichen Rollen da, von dem Tieck bei Gelegenheit von Eßlairs Gastspiel in Dresden sagt: „Jene alte große Schule unserer deutschen Schauspielkunst hat mir Eßlair im Dallner vor die Seele geführt. Dies war wieder einmal ein lebendig gewordenes Theater, Spiel und Rede statt des Hersagens und Herbetens unserer jüngern Declamatoren, Wahrheit, Natur und Größe, die höchste Täuschung, deren wir jetzt so oft entbehren müssen, ja die uns jüngere Kritiker wohl gar als etwas Ueberflüssiges schildern möchten. Meine höchste Bewunderung erregte es, daß der treffliche Mann dies so ohne Anstrengung und ohne viele Mittel hervorbrachte, so einfach Alles und naturgemäß, daß wir alle vom ersten bis zum letzten Augenblick der Ueberzeugung waren, es könne und dürfe gar nicht anders seyn. Vielmehr vergaß Jedermann den Schauspieler, und die Rührung und Erschütterung am Schlusse des 4. Actes werde ich so wenig, wie Alle, die zugegen waren, jemals vergessen. Diese Momente, gestehe ich ohne Zurückhaltung, gehören zu den größten, die ich nur jemals in einem Theater erlebt habe." — Der Unparteilichkeit zu genügen, dürfen wir eine Manier nicht vergessen, die Eßlair sich sehr oft zu Schulden kommen ließ, worüber Tieck sich weitläufig in den schon erwähnten dramaturgischen Blättern verbreitet, und die Z. Funck in seinen „Erinnerungen" kurz so bezeichnet: Das manirirte, bald über die Maßen gedehnte, bald eben so beflügelte Recitiren mehrerer Prunkverse glich dort einer Jakobsleiter, die man zu ersteigen, hier einer Eisenbahn, auf der man sich zu befinden glaubte." — Eßlair war drei Mal verheirathet. Seine erste Gattin, die 1806 schon starb, hat das Theater nicht betreten. Von der zweiten, einer geb. Elise Müller, die schon früher auf mehreren Theatern sich einen vortheilhaften Ruf erworben hatte, und mit der er Kunstreisen nach Stuttgart, Mannheim, Frankfurt, Leipzig u. s. w. unternahm, wo sie mit Beifall in den Rollen der Orsina, Lady Milfort, Octavia, Isabella in der Braut von Messina ꝛc. neben ihrem Gatten auftrat, ließ er sich scheiden und heirathete die dritte, eine geb. Ettmaier, mit der er 1818 bei einem Gastspiel in Mannheim zusammentraf. Sie war als Künstlerin nicht ausgezeichnet. Auch mit einer aus der zweiten Ehe erzeugten Tochter — ebenfalls kein hervortretendes Talent — besuchte Eßlair mehrere Bühnen. Sie spielte neben ihrem Vater eine Phädra, Jerta in der Schuld u. s. w. Die zahlreichen Gastspiele Eßlairs können wir hier nicht anführen, da es nicht leicht eine bedeutende Bühne gibt, auf der er nicht spielte.

Die Frau mit den Spinnen.

Ein für Aerzte und Psychologen nicht unmerkwürdiger Fall ereignete sich kürzlich in dem Hospitale zu Tours; er beweis't aufs neue, wie sehr die Heilung Irrer oft von der glücklichen Gabe des Arztes, auf ihre fixen Ideen eingehen zu können, abhängt. — In der Abtheilung jenes Hospitales, die für Irre bestimmt ist, saß seit mehren Jahren eine Frau, die in dem Wahne befangen war, sie würde von Spinnen gequält. Jedem, der es hören wollte, erzählte sie, sie hätte, als sie an einem Brunnen ihren Durst gelöscht, drei Spinnen mit hinunter geschluckt; diese hätten sich nun ihren Magen zur Wohnung gewählt, und sich dort so behaglich gefunden, daß sie ihr Geschlecht vermehrt und eine Anzahl Familien gegründet, die sich auf das schrecklichste vervielfältigten. Diese Spinnen verursachten der Frau, ihren Angaben nach, die heillosesten Schmerzen in allen Gliedern, ein ewiges Zwicken, Stechen, Reißen und Beißen, das kaum zu ertragen sey. Wagte es Jemand, ihr freundlich zu widersprechen und ihr zu beweisen, wie sehr sie sich irren müsse, so antwortete sie ihm mit den schmählichsten Vorwürfen über die Arroganz, mit der er eine leider nur allzu wahre Thatsache in Zweifel ziehen wolle. — In beständiger Aufregung, die sich mehrfach bis zur Verzweiflung steigerte, verlebte die Arme wahrhaft furchtbare Tage; zwei, drei Mal verhinderten die Wächter ihre Versuche, sich zu erhängen, und einst stürzte sie sich selbst aus dem Fenster, jedoch glücklicher Weise ohne sich Schaden zu thun.

Endlich kam der Arzt, der sie behandelte, und der ihre fixe Idee bis jetzt ohne allen Erfolg durch Vorstellungen zu entfernen gesucht hatte, auf einen glücklichen Gedanken. Er schlug ihr vor, er wolle sie operiren, und die gefährlichen Spinnen vertilgen. — Die Kranke ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein, in dem sie das herrlichste Mittel sah, die quälerischen Geschöpfe ein für alle Mal los zu werden, und konnte kaum die Stunde erwarten, wo ihr, dem Versprechen des Arztes nach, der Leib aufgeschlitzt werden sollte.

Wirklich machte ihr der Arzt zwei leichte Einschnitte in der Magengegend; die Kranke fühlte sich merklich erleichtert. Einige Tage wurde diese Operation noch wiederholt, zu der sich die Frau immer mit der größten Freude bequemte. Endlich, heißt es, soll die letzte Operation unternommen werden; man zeigt ihr etwa fünfzig Spinnen, die nach und nach aus ihrem Magen und ihren Eingeweiden hervorgeholt wurden. Die Frau ist seitdem vollkommen geheilt und spürt nichts mehr von den Schmerzen, von denen sie früher, ihrer Einbildung nach, auf das ärgste heimgesucht wurde. (Lewald's Europa.)

Korrespondenz.

Mainz, 3. Nov.

Am verflossenen Sonntage wurde auf der hiesigen Bühne „Cardinal Richelieu", ein großes Schauspiel von Sir E. L. Bulwer, zum Erstenmale aufgeführt. Die Hauptpersonen, die darin auftraten, sind sich noch fremd, das merkte man der Aufführung an, die schläfrig ging und nicht aus einem Gusse geformt erschien. Das Stück hielt, dieses Mangels ungeachtet, die Aufmerksamkeit der großen Menge von Zuschauern bis an's Ende gefesselt. Daß die Entwicklung sich auf eine den Meisten unerwartete Weise machte, wird wohl das Meiste hiezu beigetragen haben. Der Beifall wurde nur spärlich gespendet; das uns wieder gewonnene Theatermitglied, Hr. Vogel, der den Cardinal gab, erhielt ihn in

vollem Maße. Man sah es wohl, daß Hr. Vogel seinen Helden nicht allein aus seiner Rolle, sondern auch aus andern Quellen kannte. Hr. Hessen, dessen wir bei der Aufführung des Juan von Oesterreich lobend erwähnten, war als Ritter Mauprat nicht ganz, was man von ihm erwartet hatte. Dem. Fürst, vom Hoftheater zu Stuttgart, zeigte sich als Julie von Mortemart als routinirte Schauspielerin, aber ihre Sprache war oft undeutlich. Hr. Steinmüller (Barabas) hatte nicht gut memorirt und Hr. Gildenberg (Ludwig XIII.) war nicht an seiner Stelle.

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig.) Saupe, der Mörder der alten Frau, welche das Häuschen in Gohlis bewohnte, in welchem der Dichter Schiller eine Zeit lang gelebt und gedichtet hat, wird in Kürze zu Gohlis hingerichtet werden. Der Mörder des hiesigen Bäckermeisters Wieske hat, obschon die schlagendsten Beweise für seine Schuld da sind, doch nicht eingestanden und ist deshalb auf das Zuchthaus nach Waldheim geschafft worden.

Man schreibt aus Neapel vom 24. Okt., daß die seit zwei Monaten aus dem Vesuv hervorqualmende Rauchwolke bedeutend zugenommen, auch die trichterförmige Oeffnung, die sich nach dem vorjährigen Ausbruch bildete, sich erweitert hat, und sich mit glühenden Massen anfüllt, so daß über kurz oder lang ein Ausbruch zu erwarten ist.

In London erschien unlängst eine Karrikatur, den John Bull darstellend, wie er das Anliegen, das spanische Darlehen zu garantiren, abweiset. Eine große Partie der alten spanischen Bons — verschollenen Andenkens — liegt in einem Winkel, und wird von Ratten angefressen. Die Erklärung sagt: Die Ratten wären daran, die Bons zu rattifiziren.

Die deutschen Komponisten in Wien regen sich sehr. Von Reuling wird eine Oper erwartet: »Alfred der Große«; von Geiger (Klavierlehrer) eine dito: »Wlasta.« Beide Opern sind vom Hoftheater bereits angenommen. — Von Hoven soll später erscheinen eine Oper: »Die Jungfrau von Orleans«, von Dessauer eine andere: »Walladmor«, von einem Hrn. Nazer ein »Thurm von Gothenburg.«

Der Verleger der neuen Ausgabe von Göthe's sämmtlichen Werken, sagen die Zeitungen, zahlt den Erben des Dichters 75,000 Thlr. — Und dennoch trachtet wurde unlängst in den Zeitungen gebettelt, das »liebe Publikum solle zusammensteuern und Göthe's Haus sammt allem Gerümpel kaufen, um es für neugierige Besucher in Weimar offen zu halten, was dessen Erben nicht könnten!« Was doch dem »lieben Publikum« alles angemuthet wird!

(St. Petersburg, 27. Okt.) Hiesigen Blättern zufolge, hat ein Musikliebhaber in St. Petersburg ein Instrument erfunden, welchem er den Namen »Tonograph« gibt und vermittelst dessen die auf einem Flügel, an welchem es angebracht ist, gespielte Musik sofort niedergeschrieben wird, so daß die Noten hernach mit der größten Genauigkeit copirt werden können.

Einem Madrider Blatt zufolge ist kürzlich in Madrid ein Mann, Namens Lucero, 103 Jahre alt, gestorben. In seinem 80sten Jahre verheirathete er sich zum zweiten, und in seinem 89sten zum dritten Male.

Aus Saint Hubert in Belgien, das nach dem Schutzpatron der Jäger benannt ist, wird gemeldet: In unserer kleinen Stadt hört man jetzt kaum noch von etwas Anderem als von einer großen Jagd, die in den Waldungen unserer Stadt nächstens beginnen soll. Der Baron d'Hogvorst, der Senator Duval de Beaulieu, der Oberst Capiaumont, und etwa zwanzig andere Jagdfreunde wollen hier längere Zeit Krieg mit dem Wilde führen; mehrere Damen der höchsten Stände gedenken, sich ihnen anzuschließen. Die Jagd soll am 9. Nov. beginnen und etwa vierzehn Tage dauern; eine feierliche Messe in der Hauptkirche von Saint Hubert wird sie einleiten.

(Kunstnotizen.) Die Vorstellung der Novität von Restroy — Doktor Faust's Hauskäppchen, zum Vortheil des Hrn. Hassel, wird erst nächsten Mittwoch, den 11. d. Mts. stattfinden.

Nächsten Montag, den 9. d. Mts. wird Hr. Heinrich Wolff im Saale des Weidenbusches, unter Leitung des Hrn. Kapellmeister Guhr mit vollständigem Orchester und unterstützt von den Damen Fürth und Holzhäuser und den Herren Ricciardi, Lambelletti, Hecht und dem Pianisten Hrn. Schröder, sein bereits früher angekündigtes Konzert geben.

Erklärung.

Ich hatte in der Didaskalia vom 26. Juli d. J. den Hrn. Pfarrer Richter zu Praunheim, wegen eines unanständigen Ausfalls in seinem christlichen Beobachter vom 11. Juli (Nro. 14) auf eine von mir herrührende Kritik des Gutachtens der Berliner theologischen Facultät in der bekannten Altenburger kirchlichen Streitigkeit, auf anständige Art zur Rede gestellt. Hr. Pfarrer Richter hatte bisher dazu geschwiegen. Erst in seinem christlichen Beobachter vom 31. Okt. (Nro. 22) kommt er auf mich zurück; denn den Inhalt meiner Arbeit hat er nie mit einem Wort berührt. Diesmal, muß ich zu seinem Ruhme melden, hat er nichts gegen den Anstand gesagt. Dagegen hat er gegen die Wahrheit um so offener verstoßen. Er sagt nämlich: »Zwar äußerte unlängst in einem Frankfurter Unterhaltungsblatte ein gewisser Hr. A. Boden, indem er sich als Verfasser einer in dem, nunmehr in Leipzig erscheinenden (evangelischen) Lichtfreunde enthaltenen sogenannten Widerlegung des Berliner Gutachtens bekannte, diese seine Widerlegung werde gewaltigen Rumor machen« u. s. w. Ich hatte so etwas gewiß nicht gesagt. Die Worte meiner Erklärung in der Didaskalia vom 26. Juli, die Hr. Richter mit solcher exegetischen Freiheit gedeutet hat, sind: »Ich möchte aber wissen, ob Männer, wie Twesten und Neander, die jenes Gutachten leider mit unterzeichnet haben, meinen Aufsatz eben so verachten werden, wie der christl. Beobachter.« ꝛc. Ich hatte also nicht einmal behauptet, daß die Herren Neander und Twesten meinen Aufsatz nur lesen würden, ich behaupte aber noch jetzt: »Wenn sie ihn gelesen haben, so haben sie ihn nicht verachtet.« Was Hrn. Pfarrer Richter betrifft, den ich zu kennen gar nicht die Ehre habe, den ich also auch nicht beurtheilen will, so kann ich wenigstens mit Recht behaupten, daß die guten Eigenschaften, die ich gerne bei ihm voraussetze, sehr gewinnen würden, wenn noch Anständigkeit im Reden über Andere und Wahrhaftigkeit hinzukämen. So beweis't auch er den Satz: »Alles Menschliche ist unvollkommen.« Aber sollte ihn das nicht auch milder und gerechter gegen Andersdenkende stimmen?

Frankfurt a. M., im Nov. 1840. Aug. Boden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 7. Nov. Komm' her! eine dramatische Aufgabe in 1 Act, von Elsholz. Hierauf folgt: Herr Hampelmann im Eilwagen, Lokalposse in 6 Bildern. Zwischen beiden Stücken: Konzert der Herren Lidel und Regondi.

Sonntag, 8. Nov. Robert der Teufel, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Redakteur: J. L. Heller. - Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 313. Sonntag, den 8. November 1840.

Das Vaterland.

(An Nikl. Becker. *)

Es schallt weithin durch deutsche Gauen
In ernster Zeit der Donnergruß!
Das stolze Frankreich hör's mit Grauen,
Wend' rückwärts den Erobrerfuß:
»So weit die deutsche Zunge klinget,
»Wo Eide schwört der Druck der Hand,
»So weit der Deutsche Lieder singet,«
Steht fest das deutsche Vaterland.

Was einst in trüber Zeit gesungen,
Hell flammt's empor bei neuem Streit;
In's Herz des Volkes tief gedrungen,
Stählt es den Arm, der kampfbereit.
Von Alpenhöh'n bis zu dem Meere
Fügt sich zur Kette Hand in Hand.
Versucht es nur, ihr fränk'schen Heere;
Umsonst droht ihr dem Vaterland.

Mein deutsches Volk! halt' rein den Segen,
Den ein Jahrtausend dir errang.
Laß jung den Aar die Flügel regen,
Dieß Kraft Europa einst bezwang.
Laß ihn den freien Flug entfalten,
Dem blöde Angst die Schwingen band;
Nicht zu erobern, nein zu halten,
Umschweb' er unser Vaterland.

Ihr Fürsten, die ihr treu und bieder
Das Volk mit deutschem Herzen führt,
Kommt, steigt in uns're Reihen nieder,
Nehmt ein den Platz, der euch gebührt.
Wem's Herz erglüht zu Deutschland's Preise,
Dem reichen wir die deutsche Hand.
Doch sey verbannt aus unserm Kreise,
Wer's wagt, zu schmäh'n das Vaterland.

Was ist's, wenn's draußen stürmt und wüthet
Die Feind' nach blut'gen Lorbeer'n geh'n?
Das Mutterhaupt ist wohl behütet,
Wenn alle Kinder für sie steh'n.
Dann, wenn kein Einz'ger sich läßt finden,
Der treulos dir entzieht die Hand,
Dann wirst du herrlich überwinden,
Mein freies, deutsches Vaterland.

Dr. H. Weismann.

*) Verfasser des (früher in der Didaskalia mitgetheilten) Volksliedes: »Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein ꝛc.«

Das Geheimniß.

(Nach dem Französischen des Paul de Kock, von C. Gabé.)

Nathalie von Hauteville zählte zwei und zwanzig Jahre, und war schon Wittwe. Sie gehörte zu den schönsten Frauen von Paris; eine reizende Brünette mit großen schwarzen Augen, voll unbeschreiblichen Zaubers. Ihr gefälliges Antlitz, worin sich vereint die Lebhaftigkeit der Italienerin, die glühende Seele der Spanierin und die Grazie der Französin spiegelten, trug jene feinen und geistreichen Züge, welche mehr noch durch ihren Ausdruck, als durch ihre Regelmäßigkeit anziehen.

Mit achtzehn Jahren einem Mann vermählt, der fast dreimal so alt war, hatte der noch kindliche Sinn Nathaliens einzig nur an das Vergnügen gedacht, eine große Toilette machen, ein Sträußchen von Orangeblüthen tragen zu können, und „Madam" genannt zu werden. Herr von Hauteville war reich; er hatte seine Gattin mit Geschenken überhäuft. Ein Jahr verfloß unter Festen und Vergnügungen. Da raffte plötzlich eine Krankheit in wenig Tagen Herrn von Hauteville weg, und die junge Frau war Wittwe. Sie betrauerte ihren Gatten, wie man einen Freund, einen Beschützer betrauert.

Aber mit achtzehn Jahren schwindet der Kummer schnell - das Gemüth hat noch zu frische Illusionen und Gefühle. Frau von Hauteville sah sich überall beliebt, eingeladen; die große Welt bedurfte ihrer; sie war durch ihr Vermögen, durch ihre Stellung berufen, eine Zierde der Gesellschaft zu seyn. Indessen fühlte Nathalie wohl, daß sie noch zu jung sey, um ohne Mentor leben, um allein die glänzenden Bälle, wo sie sich so sehr gefiel, besuchen zu können. Sie bat also ihren Onkel, Herrn von Blaincourt, bei ihr zu wohnen.

manne, der jeden Tag seine Zimmer reinigen und lüften und Nachts im Schlaf- und Bibliothekszimmer des Advokaten, neben Cujazius und all' dessen gelehrten Collegen, die je über das römische Recht geschrieben haben, schlafen sollte.

Nach sechs Wochen eines freien Lebens, ohne Clienten und Huissiers, gedachte der Advokat wieder nach Bordeaux zurückzukehren, und schickte seinem Hausverwalter ad interim einen Brief, worin er ihm Tag und Stunde seiner Ankunft angibt, und ihm aufträgt, ihn zu erwarten.

Bald darauf kommt er zurück; es ist etwa acht Uhr Abends, als er in seine Wohnung will; zu seiner großen Ueberraschung findet er sie verschlossen. Es bringt ihn nicht in Verlegenheit; „der Wächter wird mich nicht so früh erwartet haben und noch im Wirthshause sitzen", denkt er, und geht in ein Gasthaus, dort zu Abend zu essen. Er bleibt lange bei der Flasche sitzen, und will dann, da es sehr spät geworden ist, im Hotel übernachten; aber morgen ist Messe, und alle Zimmer sind besetzt. In drei verschiedenen Gasthöfen, wo er ein Zimmer haben will, hört er dieselbe Antwort; die Meßfremden haben alle Betten in Beschlag genommen.

„Vielleicht ist der Wächter jetzt nach Hause gekommen, und ich kann noch im eigenen Bette schlafen", denkt der Mann des Gesetzes, als er müde und matt vor seiner Thüre steht. Er klopft und klopft lange, aber vergeblich. — In seiner Verzweiflung weckt er einen Schlosser, der ihm öffnen soll. Als es halb zwölf Uhr schlägt, kann sich der Advokat, Dank den Dietrichen des Schlossers, in sein Bett legen.

Müde von der Reise und dem langen Umherlaufen in der Stadt, schläft er rasch ein; nach einer Weile kommt sein Wächter, süßen Weines ziemlich voll, um als wachsamer Mann an der gewohnten Stätte zu schlafen. Er will mit seinem Hauptschlüssel öffnen, aber, ach! die Thür will nicht aufgehen, es hat Jemand den Riegel von innen vorgeschoben. Dem Armen steigt das Blut zu Kopfe; — gewiß, drinnen sind Diebe: er hört die Brecheisen klappern, Schränke und Kisten werden erbrochen, Gold, Silber, Alles, was zu stehlen nur Gewinn bringt, wandert in die Taschen der Diebe. Der ausgeschlossene Wächter macht seinem gepreßten Herzen durch lauten Jammer Luft; ein menschenfreundlicher Unbekannter geht vorbei und holt ihm, gerührt durch seine Klagen, einen Polizeikommissär und vier Mann Wache sammt einem Corporal. Jetzt soll's an ein Fangen der Diebe gehen.

Das Haus ist umstellt, der Polizei-Commissär klopft mit Macht an die Thür: „Im Namen des Königs macht auf!" — Der Name des Königs bleibt ohne alle Wirkung. „Im Namen des Gesetzes öffnet!" — Wieder bleibt im Hause Alles stumm. — Flintenkolben werden jetzt aus allen Kräften gegen die Thür gestoßen, aber der Advokat schläft noch immer ruhig. — Endlich wird ein anderer Schlosser geweckt, und noch einmal muß die Thüre der Anstrengung eines solchen Gewerbsmannes weichen.

Die vier Soldaten werden in verschiedene Zimmer postirt, und der Polizeicommissär, gefolgt von dem Corporal und dem Hauswächter, tritt in das Schlafzimmer, wo sie den Schlupfwinkel und das Hauptquartier der Diebe vermuthen. Jetzt erwacht endlich der müde Schläfer; er hört Tritte ganz nahe an seinem Bette und springt auf. Ein Kampf entspinnt sich: der Commissär und seine Leute wollen ihn festnehmen, während er wie besessen „Diebe, Mörder!" schreit. Endlich erkennt man sich gegenseitig, und es ergibt sich, daß der Advokat schneller in seinen Wohnort zurückgekehrt war, als der Brief, den er seinem Wächter geschickt hatte. (Lewald's Europa.)

General Friedrich von Schöler.

*** Berlin, 3. Nov.

Die Nachricht von dem Tode unsers Gesandten am hohen Bundestage, Hrn. von Schöler, Excellenz, traf in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag durch eine Stafette hier ein, und sie hat hier um so mehr Theilnahme erregt, als der Verstorbene bei uns einen großen Kreis von Verehrern hat, die ihm theils im Geschäftskreise, theils im geselligen Leben nahe gestanden haben. Wie bekannt, besaß die Armee zwei Generäle der Infanterie dieses Namens, nämlich den jetzt verstorbenen Bundestags-Gesandten, Friedrich von Schöler und den gegenwärtig hier lebenden General der Infanterie, Moritz von Schöler, jüngerer Bruder desselben, der vor einigen Jahren von dem Posten eines Direktors des allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium auf sein Ansuchen, nach langem ehrenvollen Wirken, in den Ruhestand versetzt worden ist. Der Vater beider ehrenwerthen Generäle stieg im Ingenieurkorps bis zum General-Major und Brigadier der Provinzen Mark, Magdeburg und Westphalen, war 1806 Kommandant von Hameln, und starb im Jahre 1817. Derselbe war vom König Friedrich II. am 21. März 1769 als Kapitain in den Adelstand erhoben worden. Der nun verewigte General der Infanterie, Friedrich von Schöler, hatte zuerst in einem Infanterie-Regiment gestanden, und war in dem verhängnißvollen Jahre 1806 Adjutant des unglücklichen Herzogs von Braunschweig, der, am Schlusse seiner Feldherrnbahn, des Augenlichtes beraubt, mit schwerem Kummer im Herzen, in Ottensee bei Altona eine Zufluchtstätte und bald darauf auch den Tod fand, welcher seine Leiden endete. Zu verschiedenen Missionen schon nach dem Tilsiter Frieden gebraucht, hatte Hr. von Schöler in diplomatischer Beziehung vielfache Gelegenheit, seinem Könige und seinem Vaterlande nützlich zu seyn. In dem Befreiungskampfe befand sich derselbe im Hauptquartiere des damaligen Kronprinzen von Schweden, in welcher Stellung er mit großem Eifer die gute Sache zu befördern bemüht war. Dieses ehrenvolle Wirken trat besonders am Tage der Schlacht von Dennewitz hervor, und das eiserne Kreuz wurde dem General als Anerkennung der geleisteten Dienste. Nach dem Frieden erhielt der General von Schöler den wichtigen Posten eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am Hofe von St. Petersburg. Der ehrenwerthe Verstorbene erwarb sich in dieser Eigenschaft die besondere Achtung und das innigste Vertrauen des Kaisers Alexander. Erst nach einer langen Reihe von Jahren, die er in St. Petersburg zugebracht hatte, erfolgte seine Zurückberufung und darauf seine Ernennung zu der neuen hohen diplomatischen Stellung, die er bis zu seinem, in diesen Tagen erfolgten Tod mit hohen Ehren und zur größten Zufriedenheit des hochseligen, sowie des jetzt regierenden Königs Majestät bekleidet hat. Der schwarze Adlerorden, sowie die höchsten russischen Orden schmückten die Brust dieses Mannes, in der ein wohlwollendes, menschenfreundliches Herz schlug. Sein noch lebender, von uns oben erwähnter Bruder ist bei uns nicht minder durch die Vorzüge seines Geistes, wie seines Herzens verehrt.

Mannichfaltigkeiten.

Madrider Blätter vom 23. Okt. schreiben: Kürzlich litt das Kadizer Paketboot Schiffbruch. Als vier Tage lang keine Hülfe kam, baute die Mannschaft einen Floß, auf welchem aber blos die Stärksten Platz fanden. Man schlug sich, um Aufnahme darauf zu finden. Von den Passagieren erzwangen sich blos zwei Aufnahme; die übrigen 60, darunter eine Tochter des Generals Narvaez, kamen um. Ein Neger, der, mit dem Kind seiner Herrin auf den Schultern, sich Zutritt auf dem Floß erkämpft hatte, wurde mit dem Kinde in die See geworfen. Acht Tage lang wurden die auf dem Floß Befindlichen auf der See umhergeworfen. Endlich gelangten sie nach Guanaja, nachdem vorher sieben von ihnen im Wahnsinn gestorben waren.

(Aachen, 3. Nov.) Gestern Abend gegen 11 Uhr wurden die Bewohner des benachbarten Gutes Schönthal durch Schüsse, die in der Nähe dieses Hauses fielen, aufgeschreckt, und kaum hatten mehrere derselben einige hundert Schritte in's Freie gethan, als man ihnen von dem nahe gelegenen Hofe »neuen Haus« zurief, man sey hier eben einem wahrscheinlich beabsichtigten Räuberanfall entgangen, und habe einen der Räubersführer durch einen Schuß niedergestreckt. Als man sich nun insgesammt der bezeichneten Stelle nahte, gewahrte man hier einen menschlichen, jedoch über und über mit Blut überströmten Körper. Die Dunkelheit der Nacht, das Grausenvolle der Lage gestattete keine nähere Beschauung, und während Einige zu dem nächsten Wundarzt eilten, Andere den Pfarrer herbeizuholen sich bemühten, ward der Verwundete, zwischen Stroh gebettet, in die Scheune des Hofes gebracht. Hier angelangt, staunte man indessen nicht wenig, in dem Opfer ein Frauenzimmer wahrzunehmen, das aber schwer verletzt, gänzlich bewußtlos war. Das Erstaunen steigerte sich noch, als wenige Stunden nachher Leute aus der Nachbarschaft erschienen und in der Verwundeten eine arme Irre erkannten, die, ihrer Obhut angehörend, von ihnen seit mehreren Stunden vermißt und vergebens gesucht worden. Die Arme war, wie wohl aus dem Ganzen hervorgeht, Abends verschwunden, dann einige Zeit im Dunkeln herumgestreift, und gelangte so gegen 11 Uhr an dem benachbarten Hofe an. Sie versuchte hier, ohne auf die aus dem obern Fenster an sie ergehende Aufforderung zu achten, durch fortdauerndes Rütteln an der Thüre sich Eingang zu verschaffen. Der traurige Erfolg ist bekannt; das arme Wesen wird die Fahrlässigkeit auf der einen und die übermäßige Furcht auf der andern Seite wohl mit ihrem Leben bezahlen.

Man sieht jetzt wieder in Preußen bei dem neuen Titel Sanitätsrath, daß die guten Titel durchaus lateinisch seyn müssen. Wie lautet doch das »Frau Geheime Sanitätsräthin« ganz anders, als Frau Gesundheitsräthin. Bei den Männern könnte man ohnehin bei dem Gesundheitsrath an andere Gesundheiten denken.

In Bath ist eine Georgine, genannt »das Mädchen von Bath«, für den ungeheuren Preis von 100 Pfd. Sterl. verkauft worden.

Frankfurter Theater.

Unsere Vaterstadt dürfte hinsichtlich ihres Bildungsstandes keiner andern von Deutschland nachgesetzt werden. Sie, ein Landhaus an der europäischen Heerstraße, ist von den Repräsentanten aller Nationen fortwährend besucht und belebt; ihre Bewohner dagegen, durch großartige Handelsverbindungen weit ausgreifend, sind überall heimisch und eilen oft genug von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Dieser Länder- und Völkerverkehr ist die Hauptquelle des in Frankfurt stets frischen geistigen Lebens. Ihm haben wir jenen Wohlstand zu danken, welcher es möglich macht, uns die erforderlichen Bildungsmittel zu verschaffen, an welchen hier kein Mangel ist. Auf unsern Lesegesellschaften und Kollegen findet man die besten Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes; unsere Buchhandlungen und Leihbibliotheken liefern alles Neue, was erscheint. Vereine der verschiedensten Art fördern Bildung und Wissenschaft; Bildergallerien, Naturalienkabinette, polytechnische Vereine, Industrie- und Gewerbsausstellungen, Museum, Konzerte, Gesangvereine u. a. wirken mit dem besten Erfolge zur Verbreitung des Wissens unter allen Ständen. Daß unter solchen Verhältnissen auch an das Theater gesteigerte Anforderungen gestellt werden, versteht sich von selbst. Das hiesige Theaterpublikum hat das Vorzüglichste aus allen Gebieten der Kunst gesehen und sich darnach einen Maßstab gebildet, nach welchem es viel verlangt, ja oft mehr, als es nach den der Direktion zu Gebote stehenden finanziellen Mitteln verlangen könnte.

Was nun das Personal unserer Oper und des Schauspiels betrifft, so ist ersteres gegenwärtig ein genügendes, wofern es noch gelingt, eine dem Publikum zusagendere Primadonna zu acquiriren. Mit solchen Gesangskräften kann bei gehöriger Verwendung derselben Befriedigendes geleistet werden. Das Schauspiel hat durch den Abgang des Hrn. Becker wesentlich gelitten und Hr. Pohlé, welcher gegenwärtig gastirt, dürfte wohl nicht geeignet seyn, seinen Vorgänger zu ersetzen. Wir wollen weder die Mittel, noch die Befähigung dieses Schauspielers in Zweifel ziehen. Sein Organ ist wohlklingend, nicht ohne Umfang und des nöthigen Ausdrucks fähig; er besitzt Bühnengewandtheit, und manche schöne Intension, wie auch mancher wirklich gelungene Moment in seinen Darstellungen, denen übrigens im Ganzen die nöthige Abrundung fehlt, sind nicht zu verkennen. Ob Hr. Pohlé auch den strengeren Anforderungen der Kunstkenner genügen werde, vermögen wir bis jetzt noch nicht zu entscheiden, da er nur in Stücken aufgetreten ist, in welchen die höheren geistigen Eigenschaften eines Darstellers wenig geltend zu machen waren. Wäre das Fach eines jugendlichen Liebhabers erledigt, so dürfte sich Manches zu Gunsten des Gastes hervorheben lassen; aber für Helden, ernstere Charakter- und Männerrollen, oder für dasjenige Fach, welches Hr. Becker bekleidet hat, ist Hr. Pohlé weder hinsichtlich seiner Figur, noch seiner Kunstmittel geeignet und es wäre daher zu wünschen, daß man sich mit dem Engagement dieses Gastes nicht allzu sehr beeilen möge. Ueber den Erfolg des Engagements des Hrn. C. Schneider möge das Publikum entscheiden, dessen Meinung wir nicht vorgreifen wollen. Hr. Schneider scheint zwar ein verständiger und wohl erfahrener Schauspieler, jedoch gehören die ihm zu Gebot stehenden Mittel keineswegs zu den glänzenden und er besitzt jene Eigenschaften nicht, durch welche das Interesse des Publikums gewonnen und gefesselt wird; seine Leistungen bewegen sich in einer indifferenten Mitte und es mangelt ihnen die anregende Frische und Lebendigkeit. Die Stellung der beiden genannten Herren dürfte unter den obwaltenden Theaterverhältnissen eine schwierige werden, da, wie wir oben angedeutet haben, unser Frankfurter Theaterpublikum an diejenigen, welche erste Fächer bekleiden oder bekleiden sollen, bedeutende Anforderungen macht und durch häufige Gastspiele von ausgezeichneten Künstlern in letzterer Zeit verwöhnt worden ist.

W.

Auflösung der Charade in Nro. 309.

Regenbogen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 8. Nov. Robert der Teufel, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Dienstag, 10. Nov. Das Nachtlager zu Granada, romantische Oper in 2 Abth., Musik von Conradin Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 314. Montag, den 9. November 1840.

Das Geheimniß.

(Nach dem Französischen des Paul de Kock, von C. Gabs.)

(Fortsetzung.)

Um dem lieben Onkel einen Gefallen zu thun, hatte Nathalie versucht, das Spiel, welches er so sehr liebte, zu erlernen; doch die junge Nichte setzte es nicht durch; sie war zu leichtsinnig und zu zerstreut, um ihm die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken. Der liebe Onkel murrte, und Nathalie warf Würfel und Becher bei Seite: „Weiß der Himmel! lieber Onkel, ich kann das Spiel nicht begreifen."

„Desto schlimmer!" entgegnete Herr von Ablaincourt, „dies Spiel würde Dir sicher sehr gefallen, und ich wollte es Dir nur lehren, um Dir ein Vergnügen mehr zu verschaffen."

So standen die Dinge, als man bei einer glänzenden Soirée, wo Nathalie die Bewunderung Aller durch ihre Anmuth, ihre Reize und den Zauber ihrer hinreißenden Toilette auf sich zog, Herrn von Apremont, einen Schiffskapitain, anmeldete. —

Nathalie erwartete einen alten, rohen, ernsten Seemann zu sehen, wenigstens mit einem hölzernen Beine und einer schwarzen Binde über dem Auge; allein zu ihrem größten Erstaunen trat ein Mann ein von höchstens dreißig Jahren, von schöner Gestalt, dessen hoher Wuchs und kriegerische Haltung keineswegs der Anmuth entbehrten, und der weder hölzernes Bein, noch schwarze Binde über dem Auge hatte.

Armand von Apremont war sehr frühe in Dienst getreten; leidenschaftlich für das Seewesen eingenommen, war er, obgleich noch sehr jung, zum Grade eines Kapitains gelangt. Schon reich von Hause aus, hatte er sein Vermögen noch bedeutend vergrößert. Unterdessen war er dreißig Jahre alt geworden. Seit fünfzehn Jahre befuhr er die Meere, und er fühlte manchmal das Verlangen nach Ruhe. Man rieth ihm, sich zu vermählen; aber bis dahin hatte der Kapitain nur über die Liebe gelacht, die er als eine des Seemanns unwürdige Leidenschaft ansah. —

Der Anblick Nathaliens änderte auf einmal die Ansichten des Kapitains; eine plötzliche Umwälzung ging in ihm vor. Er sah die junge Wittwe tanzen, und konnte seine Blicke nicht mehr von ihr wenden. Er folgte allen Bewegungen der Frau von Hauteville, deren anmuthiger und leichter Tanz ihn bezauberte. Er sah nur sie, und hatte für die übrigen Frauen kein Auge. Endlich wandte sich Armand an einen der Umstehenden: „Wer ist diese reizende Frau, welche mit so viel Anmuth tanzt?"

„Es ist Frau von Hauteville, eine junge Wittwe. Sie finden sie hübsch, nicht? Kapitain!" . . .

„O ja! . . . Ich finde sie . . . bezaubernd."

„Sie ist eben so geistreich, als reizend; fordern Sie sie zum Tanze auf; Sie können sich mit ihr unterhalten und darnach urtheilen."

„Ich sie zum Tanze auffordern? . . . ich? . . . ich kann ja aber nicht tanzen."

„O, das ist schlimm!" . .

Das erste Mal in seinem Leben bereute Armand, nicht tanzen zu können; er schweifte um die reizende Frau herum und suchte einen Vorwand, um eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen; allein wenn er ihn gefunden zu haben glaubte, da nahm ein junger Herr Nathalien bei der Hand und führte sie zum Tanze. Herr von Apremont biß sich in die Lippen und mußte sich für dieses Mal begnügen, die reizende Tänzerin zu bewundern. — So ging die Soirée vorüber. Der Kapitain wagte nicht, Frau von Hauteville anzureden, aber er verlor sie keinen Augenblick aus den Augen.

Nathalie bemerkte das Benehmen des Kapitains; die Frauen sehen ja sehr schnell den Eindruck, den sie hervorbringen. Aber sie schien nicht darauf zu achten, obgleich sie sich innerlich dadurch geschmeichelt fühlte; denn im Gespräche über Herrn von Apremont hatte man geäußert: „Er ist ein wenig liebenswürdiger Mann im Umgange mit Frauen; man hat nie gehört, daß er ihnen eine Artigkeit gesagt hätte." — Da dachte Nathalie bei sich: „Es sollte mir doch Vergnügen machen, zu hören, wie er mir den Hof machte."

Apremont, der, ehe er Nathalien gesehen, sehr wenig in die „Welt" ging und überhaupt auf die Bälle, versäumte jetzt nie mehr, alle Orte zu besuchen, wo er die reizende Wittwe zu treffen hoffen konnte. Er fand Gelegenheit, sie zu sprechen, und strengte sich aus allen Kräften an, liebenswürdig zu seyn. Man bemerkte die Veränderung im Betragen des Kapitains, wie er stets suchte, in Nathaliens Nähe zu seyn, und rieth ihm: „Seyn Sie auf Ihrer Hut und lassen Sie sich nicht entflammen. Frau von Hauteville ist kokett; sie wird Sie mit Ihrer Liebe zum besten haben und sich an Ihren Seufzern ergötzen."

Andererseits sagte man wieder zu Nathalien: „Der Kapitain ist ein Original, ein Bär, mit allen Fehlern eines Seemannes, er ist zornig, aufbrausend; er raucht und flucht; Sie werden es nie dahin bringen, daß er liebenswürdig wird."

Trotz dieser christlich-liebreichen Warnungen, welche vielleicht nur die Wirkung der Eifersucht und des Neides waren, machte es dem Seemann und der Kokette doch großes Vergnügen, sich öfter zu treffen. Wenn Apremont sich vergaß, und einen zu seemännischen Ausdruck fallen ließ, blickte ihn Nathalie mit einer leichten Bewegung der Augenbraunen an; sogleich hielt der Kapitain inne, stotterte und wagte nicht, weiter zu reden, so sehr besorgte er, die reizende Gestalt einen Ausdruck von Ernst annehmen zu sehen. Man wundere sich nicht über diese Schüchternheit bei dem Seemanne, die Liebe wendet die Charaktere um, sie thut Wunder; haben wir nicht hundert Beispiele hievon seit Simson, der Geißel der Philister, bis auf Herrn Coradin, den Tyrannen der komischen Oper? . . . .

Es war Einiges von der neuen Eroberung seiner Nichte dem Onkel zu Ohren gekommen. Herr von Ablaincourt hatte wenig Gewicht darauf gelegt, in der Voraussetzung, es werde diesem Verehrer eben so gehen, wie den andern, und es ihm ein Leichtes seyn, ihn in Ungnade zu bringen. Doch jeden Tag mußte er etwas hören, und als gar einmal Nathalie ihm ankündigte, sie habe den Kapitain eingeladen, da gerieth der Alte beinahe in Zorn und machte seiner Nichte Vorwürfe: „Sie haben sehr unrecht gethan, Nathalie; Sie handeln zu voreilig, ohne mich um Rath zu fragen; man sagt, der Kapitain von Apremont sey auffahrend, tölpelhaft, zänkisch . . . Ich habe ihn immer nur hinter Ihrem Stuhle gesehen . . . Er hat sich noch nicht ein einziges Mal bei mir nach meinem Befinden erkundigt . . . Es war nicht nöthig, ihn einzuladen . . . Nur in Ihrem Interesse spreche ich, meine Nichte; doch Sie sind zu leichtsinnig und unbedachtsam."

Nathalie, in der Furcht, unüberlegt gehandelt zu haben, stand auf dem Punkte, dem Kapitain sagen zu lassen, ihre Soirée fände nicht statt; doch der liebe Onkel verlangte dies nicht; denn er dachte, er würde schon zu verhindern wissen, daß der Kapitain häufiger käme.

Aber woran hängen die wichtigsten Wendepunkte, die folgereichsten Ereignisse in unserm Leben? oft an einer Kleinigkeit, an einem Nichts, möchte ich sagen, das der Zufall uns in den Weg führt; hier war das Triktrakspiel die Ursache, daß die reizende Nathalie Frau von Apremont wurde.

Der Kapitain war ein guter Triktrakspieler; er ließ einige Worte hierüber fallen, sogleich schlug ihm Herr von Ablaincourt eine Partie vor; Apremont nahm sie an. Sie dauerte beinahe den ganzen Abend, da der Seemann eingesehen, man müsse sich vor Allem Nathaliens einflußreichen Onkel gewinnen. — Nach der Soirée beklagte sich die junge Wittwe über den Kapitain, den sie wenig galant gefunden, und der sich beinahe gar nicht um sie bekümmert hatte: „Sie haben Recht, lieber Onkel," klagte sie, „die Seeleute sind ganz und gar nicht liebenswürdig, und es thut mir leid, Herrn von Apremont eingeladen zu haben."

„Im Gegentheil," antwortete der Alte, „dieser Kapitain ist äußerst liebenswürdig, überaus wohl erzogen; wir haben ihn schlecht beurtheilt . . . ich habe ihn sogar eingeladen, öfter uns zu besuchen und mit mir eine Partie zu spielen, das heißt, Dir den Hof zu machen . . . . er ist ein sehr geistreicher, gefälliger Mann; kurz ein Mann von feinem Ton."

Nathalie sah, daß Armand ihren Onkel gewonnen hatte. Sie verzieh ihm gerne, daß er sich weniger um sie beschäftigt hatte. Von Apremont kam wieder; Dank dem Triktrakspiel, er wurde gleich vom Herrn von Ablaincourt in Beschlag genommen. — Der Kapitain bewies sich überhaupt gegen die junge Wittwe so liebreich, gegen ihren lieben Onkel so gefällig und willfährig, daß er das Herz Nathaliens fesselte; und eines Morgens sagte sie erröthend zu ihrem Onkel: „Herr von Apremont hat um meine Hand angehalten . . . . was rathen Sie mir, lieber Onkel? . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief aus Venedig.

Das rheinische Taschenbuch auf das Jahr 1841, herausgegeben von Dr. Adrian, Druck und Verlag von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M., auf dessen anziehenden und mannichfaltigen Inhalt wir bereits aufmerksam gemacht haben, enthält Briefe aus Triest und Venedig von Dr. Adrian, welchen wir den nachstehenden entnehmen.

Venedig, im September.

Ich nehme mir die Freiheit, Herrn Danieli und sein Gasthaus allen zu empfehlen, die Venedig besuchen wollen und einiges Geld auszugeben haben, denn theuer ist der Aufenthalt hier, man wohne wo man wolle; aber namentlich in den großen, schön gelegenen Gasthöfen, deren Einrichtung allerdings auch den besten, am Rhein z. B., nicht nachsteht, ja, in mancher Hinsicht sie noch übertrifft. Die Aussicht auf das Meer, auf die Inseln und auf die belebte Riva, — die frische, gesunde Seeluft, die ich athme, — die lebendige Gesellschaft, die durch das große Gebäude schwirrt — das alles ist gar nicht zu bezahlen, aber auch nur von dem zu schätzen, der diesen Genuß kennt.

Wenn du mich hier besuchen willst, so frage Morgens nur in einer der Kirchen nach mir, und Nachmittags werden dir die Leute auf der Piazzetta sagen, welchen Weg meine Gondel eingeschlagen hat. Jede Kirche hier ist eine Art Kunstgallerie und man kann die ersten Stunden des Tags nicht lehr- und genußreicher hinbringen, als an diesen Orten, wo die Blätter der Kunstgeschichte sich beleben. Dann kömmt das Gondelfahren — Stunden, halbe Tage lang, tief in die Nacht hinein. O, wie das prächtig ist!

Mein Gondolier ist nur ein Knabe von sechzehn Jahren, aber er ist gewandt, redselig, liebenswürdig und ehrlich. Seine Gondel hat die Nummer 68, und du darfst ihn allen empfehlen, die hierher kommen. Unter fünfzig ähnlichen Burschen von der Piazzetta habe ich mir ihn ausgesucht. Sein ärmliches Aussehen, seine treuherzige Miene zogen mich an, und die wahrhaft rührende Sorgfalt und Liebe, welche er seiner Gondel weiht, gewannen ihm mein Herz nun vollends ganz und gar.

Ich hörte zu, wie ein Engländer, der den Canalazzo befahren wollte, mit ihm feilschte. Simone bat so rührend, ihm den geforderten geringen Preis zu geben, da er den Morgen noch nichts verdient und eine arme Mutter mit zwei jüngern Brüdern zu Haus habe. Der Engländer willigte endlich ein und sprang in das Boot, daß die Rippen des gebrechlichen Dinges erbebten. Simone wurde ganz blaß und sagte bebend — „bitte, langsam, Signor!" — Der Engländer sah den Burschen starr an; er begriff eine solche Sorgfalt, eine solche Liebe zu dem Boot nicht, das eine Familie nährte, an dessen Erhaltung das

Leben von vier Menschen sich knüpfte. Ich sagte Simone meine Stunde. Sein ganzes Gesicht lachte — er mochte wohl sehen, daß ich sein geliebtes Boot schonen würde.

Denke dir unter Simone's Gondel kein Prachtwerk mit bunter Malerei, und allenfalls einer vergoldeten Venus oder Wassernixe hinten; dergleichen hat man hier nicht. Aber auch keine schwarze Leichengondel mit dem Trauerbaldachin; dies ist gar zu trübselig; auch keinen gestreiften Himmel, keine Fenster hat sie, wie man deren wohl hier sieht, und keine Ottomane, keine Kissen, überhaupt nichts Luxuriöses. Es ist eben eine ganz einfache Gondel mit der blauen Himmelsdecke über ihr und mit Holzbänken, aber auch mit der freiesten Aussicht nach allen Seiten hin und in das spiegelhelle Wasser unter mir und Simone's freundliches Gesicht am Spiegel. Er erhält für die Stunde — sey es bei Tag oder bei Nacht — ein Vierundzwanzigkreuzerstück — eine Münzsorte, die hier viel mehr im Gange ist, als du wohl denkst.

Meine Lieblingskirchen sind St. Marco und SS. Giovanni e Polo (hier sagt Niemand Paolo). Beide bieten Stoff zu monatlangen Studien. Beschrieben sind sie tausendmal, aber alle diese Schilderungen sind Bettelei. Man muß sehen, und je länger man sieht, desto weniger wagt man eine Schilderung zu beginnen, desto weniger entspricht eine Beschreibung der Wirklichkeit. St. Marco ist ein Wunder von außen und von innen. Die griechische, die römische, die byzantinische, die später christliche Zeit — alles ist hier wie Mosaik zu einem ungeheuern Bilde verschmolzen, in einander gewachsen — das Verschiedenartigste ist harmonisch geworden — das Heidnische christlich — das Groteske schön — das Anmuthige erhaben. Die goldene Decke blendet das Auge — die Gemälde, die daraus hervortreten, geben ihm Ruhe. Marmor aller Farben und aller Länder tragen den Geist in weite Fernen zurück. — Die Phantasie fliegt auf den ehernen Wunderrossen von Byzanz nach Venedig — von da nach Paris — und wieder nach St. Marco zurück. — Dandolo's Denkmal läßt die ganze glanzreiche Periode Venedigs lebendig werden und die Schöpfungen der Künstler des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts werfen ihr Zauberlicht über diese Begebniß- und Enthusiasmusreiche Zeit.

Empor mit mir auf den Campanile! Stadt, Meer, Inseln, schneeige Alpen, sanfte grüne Bergeshöhen, Klöster, Villen, Dörfer, und unten die belebten Kanäle, die menschenvollen Plätze und Calli, die Kirchen, die Paläste. Ich werde es nicht versuchen, eine solche Aussicht beschreiben zu wollen.

Folge mir nach SS. Giovanni und Polo, diesem Marmorwunder, diesem Tempel Gottes und der Kunst! du bist hier in einer Art Westmünster, denn ein Marmordenkmal reiht sich an das andere, und ganz andere Leute als Ebantrey und Consorten haben hier den Meisel versucht. Die Capelle der Madonna del Rosario ist gewissermaßen hier, was dort Heinrichs des Siebenten Capelle ist. Aber Architektur und Bildhauerkunst, wie mächtig sie auch wirken, stehen hier nie vereinzelt; die Malerei tritt zu ihnen und eröffnet das wunderbare Reich venezianischer Farben. Ueberall Wunder des hiesigen Pinsels, dessen Leben und Frische den Verwüstungen der Zeit und der Barbarei Trotz bietet, wie man an dem herrlichen Gemälde Luigi Vivarino's in der Sakristei, an dem Altarblatte, Petrus den Märtyrer vorstellend, einem der edelsten Werke Tizians, und Anderer sieht.

Ueber alle diese Dinge ist jedoch schon so viel Schönes und so viel Albernes geschrieben worden, daß man einen mäßigen Saal damit ausfüllen kann. Ich darf dir unsern alten Maier stets noch als ein treffliches Buch zum Nachschlagen empfehlen, und freue mich, so oft ich Daru's Geschichte von Venedig aufschlage, daß er unserm biedern Landsmanne Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Aus der Theaterwelt.

Ein Reisender erzählt von der Truppe in einem französischen Städtchen, die ihm einen genußreichen Abend verschaffte, Folgendes:

Im ersten Akte ereignete sich ein kleiner Unfall: der Held, der die erste Eigenschaft eines Helden, eine sehr weittönende Stimme, hatte, zieht sein Schwert, aber der Griff bleibt ihm in der Hand und die Klinge poltert in den Souffleurkasten — einerlei, ein Held geräth niemals in Verlegenheit; er bringt seinen Feind mit dem Griffe des Schwertes um.

Im zweiten Akte passirte der Heldin etwas Unerwartetes: ihr Kleid bleibt an einem alten Baume, vom Decorationsmaler sehr künstlich dargestellt, hängen, sie schreitet doch im tragischen Dublirschritt weiter, das ungetreue Kleid zerreißt — sie spielt die Scene weiter, und bleibt auch im Unterrocke noch Heldin. — Der Intriguant und Erzböserwicht im Drama hatte seinen Schnurrbart recht fest geklebt, aber es war nun einmal ein Unglückstag: als er der Soubrette vorgeschriebenermaßen einen Kuß raubt, werden ihre Lippen mit seinem schwarzen Barte geschmückt. — Es regnete förmlich Freudenthränen im Publikum über das Drama, das durch allerlei so dramatische Unfälle nicht recht zur Entwickelung kommen wollte.

Im vierten Akte sollte ein Hund auftreten; man half seinem Talente mit verschwenderisch gespendeten Fußtritten nach; da bellt endlich das gequälte Thier; oben, vom letzten Platze her, antwortet ein vierfüßiger Bruder; zwischen beiden entspinnt sich ein so lautes Bellduett, daß dem Helden seine besten Reden, der Geliebten ihr schönster Jammer verloren gehen.

Im fünften Akte ging Alles gut; da hat eine Schauspielerin die unglücklichen Worte auszusprechen: „Ach, schon seh' ich neues Unheil kommen", und ein allgemeiner, ironischer Beifallruf unterbricht sie, bis endlich der Regisseur hervoreilt, und demüthigst das Publikum um Verzeihung für all' die unglücklichen Zufälle bittet.

„Laßt's nur gut seyn", ruft man ihm gutmüthig von allen Seiten zu, „'s ist nun heute einmal ein Unglückstag, und der Vorhang mag fallen!" Aber selbst der unglückliche Vorhang wollte nicht kommen, und als man heftig an den Strängen riß, polterte er endlich herab, und hüllte die Schauspieler in eine ungeheure Staubwolke. (Lewald's Europa.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 6. Nov.

Die von dem Spenglermeister Benkler zu Wiesbaden erfundene neue Oellampe läßt, was den Grad der Helligkeit betrifft, kaum etwas zu wünschen übrig, soll aber, wie man hört, in einer gegebenen Zeit weit mehr Oel consumiren, als die bis jetzt bekannten, für den häuslichen Gebrauch bestimmten Lampen. Inzwischen übertrifft auch die hohe Inten-

stät ihres Lichtes bei weitem die Lichtstärke der Stearin- oder Wachskerzen, und von letzteren würde man wenigstens drei anzünden müssen, um die Helligkeit, welche eine Benkler'sche Lampe erzeugt, hervorzubringen. Dieselbe wird von hiesigen Spenglermeistern für den Preis von zwei preuß. Thlrn. geliefert. *) Wie man hört, so ist der Erfinder dermalen damit beschäftigt, seiner Lampe eine solche Vorrichtung zu geben, daß der Oelverbrauch minder kostspielig ist, ohne Nachtheil für die Beleuchtung. — Da die oben erwähnten Stearinkerzen jetzt sehr beliebt sind, so möge hier die Bemerkung eine Stelle finden, daß, angestellten Versuchen zufolge, die Leuchtkraft derselben nur drei Viertel von jener der Wachslichter beträgt, sohin auch deren Preis drei Viertel des Preises der letzteren nicht übersteigen dürfte, wenn die eine, wie die andere Art von Beleuchtung in gleichem Grade ökonomisch eingerichtet werden soll. — Auch die von dem Mechanicus Loth zu Paris gemachte neue Erfindung hat man sich hier bald anzueignen gewußt. Sein neues Spinnrad, die niedlichste und einfachste Maschine, welche man nur sehen kann, wird von dem hiesigen Drechslermeister Geuder für den Preis von drei preuß. Thlrn. verfertigt. Wenn unsere Damen sich erst mit dem Mechanismus und dem Gebrauch dieses eleganten Werkzeugs gehörig vertraut gemacht haben werden, so dürfte leicht die Sitte bei ihnen entstehen, statt des Strickzeugs lieber ein solches Spinnrad mit in die Theegesellschaft zu nehmen, wodurch einestheils dem Hauswesen mehr genützt, anderntheils aber manche Lücke der Conversation durch eine productivere Beschäftigung besser ausgefüllt werden würde.

*) Auch hier in Frankfurt werden diese neuen vortheilhaften Lampen von den Spenglermeistern Gebrüder Koch und Seifermann neu verfertigt und alte Lampen mit der neuen Einrichtung versehen.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Liepmann's Oelbilderdruck. Man wird sich erinnern, daß der Maler Liepmann zum ersten Versuch mit seinem Oelbilddruck das Bildniß Rembrandt's gewählt, welches sich auf dem hiesigen Museum befindet, 1 Fuß 9½ Zoll hoch und breit 1 Fuß 6 Zoll, den Künstler auf dunkein Grund in einem Kleide von schmutziger Farbe darstellend. Die eigenthümliche Beschaffenheit dieses Bildes gab dem Einwande Raum, daß die neue Erfindung nur bei Vervielfältigung ähnlicher sich bewähren, bei der von andern in geringerer Dimension und feiner gemalt, aber als unanwendbar erweisen würde. Zur Widerlegung dessen wählte der Erfinder des Oelbilddrucks nun gerade ein in der technischen Behandlung in dem Rembrandt'schen Kopfe entgegengesetztes kleines Porträt, das des Franz Mieris, gleichfalls vom hiesigen Museum, ein Bildchen in saubersier Ausführung, nur 4½ Zoll hoch und 3⅓ Zoll breit, und der Druck ist ihm eben so gut gelungen, als der des Rembrandt. Man sieht eine große Anzahl von Abdrücken bei ihm, die hievon Zeugniß ablegen, und für welche man den Preis von 3 Thlrn. bestimmt hat, bei welchem er unmöglich bestehen könnte, wenn diese Copien anders als auf mechanischem Wege erzeugt wären, wenn er den einzelnen Exemplaren auch nur eine leise Nachhülfe mit dem Pinsel hätte geben müssen. Die erwähnten Abdrücke sind auf Leinwand gemacht, und da Hr. Liepmann sich für jetzt zu einer sehr dünnen Grundirung entschlossen, so sah er sich für den Abdruck zur Wahl einer ziemlich feinen Leinwand genöthigt, die während des Drucks auf Pappe schwach aufgezogen und nach bewirktem Abdruck von der Pappe wieder losgelöst wird. Dies ist hauptsächlich darum nothwendig, weil die Leinwand ohne eine steifere Unterlage sich während der Pressung des Bildes darauf verziehen würde. Die Druckmaschine wird in einigen Wochen beendigt seyn, und dann in Gegenwart jedes Schaulustigen operirt, so daß die weiße Leinwand, vor den Augen der Zuschauer in die Presse gebracht und mit dem Bilde bedruckt, aus derselben hervorgehen soll.

Einer meiner Freunde aus Schweden, der mich soeben verläßt, hat in Schleswig Gelegenheit gehabt, den edlen unglücklichen Tegner im dortigen Irrenhause zu sehen und nähere Erkundigungen über dessen Gesundheitszustand einzuziehen. Es wird gewiß manchen Verehrer des Dichters freuen, zu erfahren, daß nach diesem Bericht eines Augenzeugen Tegner's Zustand sich eher bessert als verschlimmert, und daß Hoffnungen vorhanden sind, ihn vielleicht bald geheilt und in sein Vaterland zurückkehren zu sehen. Bekanntlich war das Leben des Dichters mannichfach von Unglücksfällen heimgesucht und wie in seiner Familie schon öfter Fälle von Geisteszerrüttung vorkamen, die fast auf Erblichkeit schließen lassen, so ist noch besonders zu bemerken, daß die in seinem Zustande jetzt vorherrschende Melancholie vielleicht ihren Ursprung in dem beklagenswerthen Brande von Werid hat, der vor etwa zwei Jahren, wie es allgemein hieß, durch die Unvorsichtigkeit eines nahen Verwandten des Dichters veranlaßt wurde.

Mad. Lafarge und deren berühmter Prozeß, welche um so mehr Theilnahme hier fanden, als eine geistreiche Dame der höhern Gesellschaft der unglücklichen Frau nahe verwandt ist, werden binnen Kurzem eine neue Anregung dadurch erhalten, daß eine Untersuchung ihrer Schuld nach preußischem Criminalrechte hier erscheinen wird. Einer unserer ausgezeichnetsten Criminalisten, der Inquisitoriats-Director Criminalrath Temme hat den Auftrag dazu aus Paris empfangen und ist in Verbindung mit dem Stadtgerichtsrath Körner mit dieser interessanten Arbeit beschäftigt. Es soll der Beweis geliefert werden, daß Mad. Lafarge nach preußischem Recht entweder vollständig oder mindestens ab instantia freigesprochen seyn würde.

Die »gewesene Leibwäscherin am königl. griechischen Hofe« wascht in München jetzt am Türkengraben in eigener Behausung nach griechischer Art, was es nur immer ist.

Der Marquis von Waterford, Erzfeind aller Nachtwächter in England und Norwegen, lebt gegenwärtig der Jagd auf seinen Gütern in einem der wildesten Bezirke der irischen Grafschaft Tipperary. Er ist hier sehr beliebt bei dem Volke. Wohin er geht, begleiten ihn Schaaren von Landvolk, und wo er sich zeigt, wird er laut und herzlich begrüßt. Er will nichts von Politik wissen, aber sein gutes Herz und seine Großmuth gewinnen ihm die Liebe seiner Landsleute, zu deren Herzen Güte der einzige Paß ist.

Englische Blätter melden von einer jener Tragödien des Privatlebens, wie sie in großen Städten nur allzu häufig vorkommen. Am 26. Okt. Morgens stürzten sich von der Waterlooebrücke in London zwei Schwestern von 19 und 20 Jahren in die Themse und ertranken. Der Vater der beiden unglücklichen Mädchen besaß noch vor zwei Jahren in der Nachbarschaft von Manchester ein großes Geschäftshaus; dort wurden seine beiden Töchter verführt, nach London entführet und hier verlassen. Die Mutter starb drei Monate nach dem Entweichen ihrer Kinder vor Gram.

Man liest in dem »Sun« (einem Londoner Journale) vom 1. Nov.: »Der famose für die Königin Victoria als Geschenk bestimmte Käse, welcher aus der Milch von 750 Kühen bereitet werden soll, geht seiner Vollendung rasch entgegen. Der Meierhof des Hrn. Dunkerton zu Westpennard, wo er ausgestellt ist, wird täglich von einer Menge Neugieriger besucht. Man hat den Tag noch nicht festgesetzt, wo dieses seltsame Produkt Ihrer Majestät übergeben werden soll. Es heißt, man habe das Vorhaben, diesen Riesenkäse durch acht der schönsten Kühe Westenglands nach London ziehen zu lassen.«

Heute, Montag, 9. Nov., Abends 6 Uhr, findet in dem Salon des Mülhens'schen Hauses, große Eschenheimergasse, die zweite Vorlesung des Hrn. Suzor über französische Literatur statt.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 10. Nov. Das Nachtlager zu Granada, romantische Oper in 2 Abth., Musik von Conradin Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 315. Dienstag, den 10. November 1840.

Das Geheimniß.

(Nach dem Französischen des Paul de Kock, von C. Gabl.)

(Fortsetzung.)

Herr von Ablaincourt überlegte einige Minuten: „Wenn sie abschlägt, wird von Apremont nicht mehr zu uns kommen . . . kein Triktrak mehr. Wenn sie ja sagt, gehört er zum Hause, und ich habe ihn dann immer unter der Hand, um mit ihm eine Partie machen zu können."

Und die Antwort lautete: „Du wirst sehr gut daran thun, wenn Du dem Kapitain Deine Hand reichst."

Nathalie verlangte nichts mehr, denn sie liebte den Kapitain wirklich. Doch, da eine Frau nicht so leicht einwilligen darf, so ließ sie den Kapitain rufen und diktirte ihm ihre Bedingungen:

„Lieben Sie mich wirklich?"

„O, Madam! ich schwöre bei Allem . . . ."

„St! . . . . lassen Sie mich gefälligst reden; wenn Sie mich wirklich lieben, muß ich Beweise dafür haben."

„Alles, was Sie verlangen; ich . . . ."

„Aber, mein Herr, unterbrechen Sie mich doch nicht immer . . . . Sie dürfen nicht mehr fluchen . . . wie Sie dies noch öfters thun; denn in Gegenwart eines Frauenzimmers ist dies sehr unschicklich; dann dürfen Sie . . . und darauf sehe ich besonders . . . nicht mehr rauchen, denn ich hasse den Geruch der Pfeife . . . des Tabaks überhaupt . . . kurz, ich will keinen Gatten, welcher raucht."

Ein Seufzer entschlüpfte dem Seemann; allein er antwortete gefaßt: „Ich unterwerfe mich völlig Allem, um Ihnen zu gefallen . . . Ich werde nicht mehr rauchen."

„Nun denn, nehmen Sie meine Hand! . . ."

Die Hochzeit wurde bald gefeiert; von Apremont stand auf dem Gipfel seiner Wünsche; Nathalie erwiederte die innige Liebe ihres Gatten. Als sie sich nach ihrer Vermählung wieder öffentlich sehen ließen, sagte man: „Wie, diese vornehme Dame konnte einen Seemann ehelichen? . . . Ist's möglich, dieser ernste Seemann ließ sich durch die Koketterie der jungen Wittwe verführen? Das ist sicher eine schlecht gewählte Verbindung."

Schlecht beurtheilt das menschliche Herz, wer glaubt, die Charaktere müßten sich gleichen, um sich lieben zu können. Im Gegentheil, die Gegensätze bringen die glücklichsten Wirkungen hervor; der Schatten bedarf des Lichtes, die Kraft muß die Schwäche stützen, laute Fröhlichkeit die Schwermuth verscheuchen; aber vereint man zwei ähnliche Temperamente, was entsteht? Sic caecus caecum ducat.

Die ersten Monate der Ehe verflossen ganz gut. Doch mitten unter Vergnügen, mitten im Glück, das Armand an der Seite der jugendfrischen, reizenden Nathalie genoß, wurde er manchmal bekümmert, seine Stirne trübte sich, eine gewisse Unruhe ließ sich in seinen Augen lesen; doch nur für einzelne Augenblicke; einer Wolke gleich, flog es spurlos vorüber. Die junge Frau nahm lange nichts davon wahr. Indessen wurde nach einiger Zeit dieser momentane Trübsinn, diese Unruhe häufiger, und Nathalie merkte es.

„Was hast Du denn, mein Theurer?" sagte sie eines Tages zu ihrem Gatten, als sie ihn verdrossen mit dem Fuße auf die Erde stampfen sah. Was verursacht Dir üble Laune . . . . Langweile?"

„Mir? . . . Nichts . . . Ich versichere Dir!" entgegnete der Kapitain, gleichsam sich schämend, nicht Herr über sich gewesen zu seyn. „Ich fühle nie Langweile . . . nie üble Laune . . . Gegen wen, meinst Du, soll ich üb.l gelaunt seyn?"

„Bei Gott, mein Theurer, das weiß ich nicht; aber sieh, ich glaubte manchmal bemerkt zu haben, Du hättest Etwas . . . Wenn ich Dich, ohne mein Wissen, beleidigt habe, sage es mir, damit es mir nicht mehr begegnet."

Der Kapitain küßte seine Gattin zärtlich und wiederholte ihr, sie täusche sich gewiß; und wirklich entschlüpften ihm während einiger Tage keine der Bewegungen, welche Nathalien so sehr beunruhigten; allein bald kehrten sie wieder; Armand vergaß sich von neuem, und seine Gattin zerbrach sich den Kopf, um die Ursache der traurigen Augenblicke ihres Gemahls zu enträthseln.

Nathalie theilte ihre Bemerkungen dem Onkel mit. „'s ist wahr," sagte dieser, „ich glaube, Armand hat Etwas . . . schon einige Mal sah ich ihn bei'm Spiel mit unruhiger Miene um sich blicken, mit der Hand über die Stirne fahren . . . und dann . . . machte er Schnitzer über Schnitzer."

„Mein Gott! was bedeutet das mysteriöse Wesen? Mein Gemahl hat ein Geheimniß, das ihn drückt . . . das ihm Kummer verursacht; ich bin dessen gewiß, und er will es mir nicht anvertrauen!" . . . Sie weinte.

„Das ist möglich . . . Es giebt Dinge, die man seiner Frau nicht sagen darf . . ."

„Die man seiner Frau nicht sagen darf! . . . Darauf höre

ich nicht! Mein Gemahl soll mir Alles sagen; er soll kein Geheimniß vor mir haben . . . ich habe ja auch keines vor ihm . . . ich kann nicht glücklich seyn, wenn der, dem ich mein Herz geschenkt, ein Geheimniß hat."

Herr von Ablaincourt versprach, Alles aufzubieten, um die Ursache von Armand's sonderbarem Benehmen zu erfahren; allein er beschränkte sich darauf, ihn öfter zum Spiele zu bewegen, ein herrliches Mittel, nach seiner Ansicht, um die gute Laune zu erhalten.

Der Sommer rückte heran. Man verließ Paris und begab sich auf eine anmuthige Besitzung des Kapitains in der Umgegend von Fontainebleau. Apremont schien noch immer seine Gattin zu lieben; er gab sich alle Mühe, sich ihr gefällig zu erweisen und ihren leisesten Wünschen entgegenzukommen. Doch, da Nathalie die Ruhe dem Spaziergange vorzog, bat ihr Gatte um die Erlaubniß, sich nach dem Essen ein wenig auf dem Felde ergehen zu dürfen. Diese Bitte war zu natürlich, als daß man sie hätte abschlagen können. Jeden Tag nach Tisch, man mochte Gesellschaft haben oder nicht, verschwand Armand, um seinen Spaziergang zu machen; wenn er dann zurückkehrte, hatte er die herrlichste Laune von der Welt, und die momentane Traurigkeit, Ungeduld und Langweile waren ganz und gar verschwunden. Dessen ungeachtet war Nathalie nicht zufrieden; sie schöpfte von neuem Verdacht: „Mein Gatte sieht nicht mehr so finster, so bekümmert aus, wie zu Paris; aber erst seitdem er jeden Abend nach Tisch ausgeht . . . Wo geht er hin? . . . er geht lieber allein . . . in seinem Betragen liegt etwas Geheimnißvolles. Ich kann nicht glücklich seyn, bis ich dieses Geheimniß entdeckt habe."

Einige Mal wollte Nathalie ihrem Gemahle nachgehen lassen; doch sie schämte sich einer solchen That. Diener in ihr Vertrauen zu ziehen, die Schritte eines Mannes belauschen zu lassen, der nur darauf bedacht war, ihr zu gefallen, das wäre nicht schön gewesen; die junge Frau fühlte dies wohl und unterließ es. Nur dem Onkel vertraute sie ihre Unruhe; allein dieser erwiederte nur: „Dein Gatte spielt weniger Trictrac mit mir, das ist wahr, aber er spielt doch noch, und ich kann es nicht unternehmen, ihm auf seinen Spaziergängen zu folgen. Meine Beine sind in schlimmem Zustande, und er ist herrlich auf den Füßen, ich würde mich unnütz ermüden."

Eines Tages hatte Frau von Apremont Gesellschaft; da sagte ein junger Herr lächend zum Herrn des Hauses: „Was, zum Henker, triebst Du denn gestern, lieber Armand, als Bauer verkleidet, am Fenster der kleinen Hütte, eine Viertelstunde von hier? . . . Wäre mein Pferd nicht im besten Laufe gewesen, so hätte ich Dich gefragt, ob Du vielleicht hier eine Heerde hütetest . . ."

„Mein Gatte . . . als Bauer verkleidet?" fragte Nathalie, ihren Gemahl erstaunt anblickend.

„Eduard täuscht sich," antwortete der Kapitän, die ziemlich sichtbare Verlegenheit zu verbergen suchend, „ich war es nicht, den er gesehen . . ."

„Du warst es nicht? Möglich," sagte der junge Herr, dem es um den Eindruck leid war, welchen seine Worte auf Nathalien hervorbrachten, und da er bemerkte, daß er unbescheiden gewesen; „ich kann mich sehr leicht getäuscht haben."

„Wie war denn dieser Mensch bekleidet?" fragte Nathalie, „wo liegt denn diese Hütte?"

„Meiner Treue, Madame, ich würde schwerlich die Gegend wiederfinden, denn ich bin auf dem Lande wenig bekannt. Was den Mann betrifft, so hatte er eine blaue Bluse an . . . eine Art Kappe auf . . . Ach! ich weiß gar nicht, wie ich nur denken konnte, es sey der Kapitain; wir leben doch, weiß der Himmel, nicht im Carneval! . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Das Ensemble.*)

Jedes in sich abgeschlossene Kunstwerk kann nach seinem Ensemble beurtheilt werden, d. h. in Bezug auf seine Gesammtwirkung, ohne Rücksicht auf die einzelnen Theile desselben. Kein Kunstwerk bietet aber für diesen Standpunkt der Beurtheilung so auffordernde Seiten dar, als das dramatische, sey es nun das Werk des Dichters, ohne Rücksicht auf scenische Darstellung, oder diese Darstellung als selbstständige Vollendung und Abgeschlossenheit des Dichtungszweckes, weil die in sich selbst verschiedensten Materialien an Personen und Dingen zu einem bestimmten Zwecke zusammenwirken. Im concreteren Sinne versteht man unter Ensemble das Zusammenspiel der Schauspieler, so wie das Gelingen einer Darstellung in allen ihren Theilen bis auf das scenische Beiwerk herab. Dies wird nach den Grundsätzen der Theaterschule des Conservatoire in Paris dadurch erreicht, daß alle auf der Bühne anwesenden Personen dazu beitragen, die Kraft und Bedeutung des Vorgehenden zur Anschauung zu bringen. Hierin liegt allerdings die ganze Aufgabe des Ensemble's, doch reichen die Mittel an Personen und Dingen nur bei wenigen Bühnen zu, dies zu erreichen. Wenn die Persönlichkeiten der Darsteller vollständig zu ihren Aufgaben passen, keiner durch sein Spiel seiner Aufgabe eine größere Bedeutung verleiht, als ihr im Verhältniß zum Ganzen zusteht, die Rollen vollständig gewußt werden, durch Proben eine bestimmte Fertigkeit erreicht worden ist, und durch längeres Zusammenwirken die Schauspieler gegenseitig ihre Intentionen herauszufühlen oder auf die Nüancen des Mitspielers einzugehen gewohnt sind; auch das Beiwerk an Statisten, Decorationen, Costüm u. s. w. nicht stört, sondern die Gesammtwirkung unterstützt, so ist ein gutes Ensemble erreicht. Selten, sehr selten ist dies Ensemble unbedingt in allen Vorstellungen selbst der ausgezeichnetsten und reichbegabtesten Bühne zu finden; denn bei dem täglichen Wechsel der Aufgaben ist es unmöglich für Alle, eben immer nur das Geeignete zu finden. Dagegen findet sich im Einzelnen oft ganz unerwartet höchst Beachtenswerthes. So hatte das National-Theater in Berlin unter Iffland ein vortreffliches Ensemble für das Familiengemälde, Hamburg in den Jahren 1820 bis 25 ein ausgezeichnetes Ensemble im feinen Lustspiel, das Theatre des Variétés immer ein merkwürdiges Ensemble für die Pariser Volkspoſſe, das königstädter Theater in Berlin zur Zeit der Sonntag ein vielbesprochenes Ensemble für die italienische und leichte französische Oper. Das Ensemble ist auch häufig die Folge der Wirksamkeit eines bedeutenden Schauspielers, nach dessen Art die Umgebung sich unwillkürlich bildet. Viel zu einem guten Ensemble kann die Regie thun, doch wird sie sich meist,

*) Aus dem »allgemeinen Theater-Lexikon, herausgegeben von R. Blum, K. Herloſſsohn, H. Marggraff. 3. Band. 2 Heft. Altenburg und Leipzig, 1840.«

Lewis Carroll, the mathematician, the author of the two books of Alice in Wonderland, and the Hunting of the Snark, was a man of many parts. He was a mathematician, a logician, a humorist, a photographer, a writer of nonsense verse, and a writer of prose. He

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 2. Nov.) Schon seit längerer Zeit beschäftigen sich mehrere der hiesigen Literaten mit der Anordnung eines Schillerfestes, und mehrere Versammlungen wurden deshalb veranstaltet. In der am 27. Oct. abgehaltenen wurde ein Festcomité gewählt, welches aus den Herren Robert Blum, Theatersecretär und Literat, Philipp Düringer, Regisseur, O. Linné Erdmann, Dr. und Professor, Robert Friese, Buchhändler, Fr. W. Götz, Oberzollinspector, Karl Löwe, Messerschmied, und dem Stadtrath Dr. Seeburg besteht. Nach einem als vorläufig bezeichneten Programme wird das Fest am 9. und 10. Nov. d. J. stattfinden, und zwar die eigentliche Festfeier am 9. Nov. in den Sälen des Hotel de Pologne. Die Jubelouverture von Maria v. Weber wird das Ganze eröffnen, dann wird R. Blum eine Festrede halten und Hymnen von Julius Hammer, componirt von Schmidt, aufgeführt werden. Mad. Dessoir wird ein Gedicht Schiller's sprechen und ein Lied des Gefeierten, als Quartett von Lortzing componirt, vorgetragen werden. Eine Scene aus Don Carlos und Schiller's Lied an die Freude werden den geistigen Theil der Feier schließen und hierauf eine Abendtafel stattfinden, bei welcher sich die Mitglieder des Comité in die Toasts getheilt haben, ohne hindern zu wollen, daß Einer oder der Andere sich in bedeutungsvoller Rede ergehen könne. — Am 10. Nov., Schiller's Geburtstage, findet im Theater die Vorstellung des ersten Werkes unseres großen Dichters: »Die Räuber« statt, welcher ein von Karl Beck gedichteter und von Mad. Dessoir gesprochener Prolog vorangehen wird. (Leipz. Z.)

In der starkgelesenen »Schlesischen Chronik« brach dieser Tage ein Streit darüber aus, ob die Zöglinge in den Schullehrerseminarien von den Lehrern mit »Du« oder mit »Sie« angeredet werden sollen. Bisher ist das »Sie« gebraucht worden, weil es sich für Jünglinge von 19—24 Jahren wohl zieme. Nun sollen aber, wie wir aus den dunkel gehaltenen Artikeln sehen, plötzlich ein paar Seminarien das »Duzen« eingeführt haben. Dadurch fühlt sich der Lehrerstand gekränkt und weist das »Du« als unschicklich zurück, da der Gymnasiallehrer schon von Tertia an das »Sie« gebrauche. Wir wollen sehen, wie das enden wird. Charakteristisch ist es in jedem Fall.

Im Jahre 1826 schenkte ein Unbekannter die Summe von 3200 Thlr. in königl. preuß. Staatsschuldscheinen dem Schullehrerseminar zu Freiberg. Der Name des edlen Gebers wurde nicht bekannt, weil er denjenigen, welchem er gedachte Summe für den bemerkten Zweck übergab, zur Bedingung machte, seinen Namen vor seinem Tode nicht zu nennen. Erst jetzt ist es bekannt geworden, daß jener Unbekannte der am 20. Sept. 1840 in Freiberg verstorbene Apotheker Sigismund Wilhelm Ehrenfried Jokusch, geboren in Gisleben am 21. Mai 1776, gewesen ist. Sein Geschenk ist, weil ein besonderer Zweck nicht angegeben worden, dazu bestimmt worden, daß von den Zinsen desselben Freitische für arme Seminaristen errichtet und überdies noch andere Zwecke des Seminars befördert worden sind.

Für den kalten Winter können wir den Lesern ein warmes, treffliches Buch empfehlen, das Leben des noch immer frischen, kräftigen, geist- und gemüthreichen Arndt in Bonn: Erinnerungen aus dem äußern Leben von E. M. Arndt, Leipzig 1840. Das Buch hat in einigen Wochen eine zweite Auflage erlebt und verdient. Es enthält viele herrliche Worte. Uns Allen aber wünsche ich das jugendliche Alter des 70jährigen Arndt. (Dorfz.)

Zu Weilburg im Nassauischen hat sich in diesen Tagen ein höchst tragischer Vorfall zugetragen, der, wie folgt, erzählt wird: Bei Gelegenheit des Vermählungsfestes eines Hauptmanns der dortigen Garnison nahm ein bei diesem Feste anwesender Offizier den Platz eines der andern Gäste (H. v. A.) zwischen zwei Damen ein, den letzterer zeitweilig verlassen hatte. Nach wenigen Minuten von H. v. A. aufgefordert, ihm den Platz einzuräumen, weigerte sich dessen der Offizier, mit einer galanten, doch nur im Scherze gemeinten Redewendung. H. v. A. begab sich nunmehr in ein Seitenzimmer, entnahm von dem daselbst befindlichen Büffet ein zugespitztes Dessertmesser, mit dem er einen Apfel durchstach, kam zu dem Offizier zurück, und forderte ihn unter Bedrohungen nochmals auf, ihm den Platz zu räumen. Dieser betrachtete die Drohworte um so mehr als Scherz, da beide sonst gute Freunde waren. Doch unmittelbar darauf erfolgte nun die blutige That, H. v. A. durchstach dem Offizier die linke Brust und als dieser, den Stich fühlend, sich vom Stuhl erheben wollte, entströmte das Blut der Todeswunde und der Getroffene war eine Leiche. (So erzählt ein Korrespondent der Breslauer Zeitung. Allein die ganze Erzählung klingt etwas unglaubhaft.)

Am 14. Okt. wurden die Shetland-Inseln von einem furchtbaren Sturme heimgesucht, bei welchem viele von den braven Seeleuten und Fischern jener Eilande in den Wellen umkamen, und nicht weniger als 14 arme Familien durch den Tod ihrer Väter oder Söhne ihre einzige Stütze verloren haben. Der Sturm im J. 1832, in welchem 18 Boote mit mehr als 100 Menschen, zu Grunde gingen, war nicht so furchtbar wie dieser; arme Frauen mußten am Ufer stehend mit ansehen, wie ihre Angehörigen im Kampfe mit den Elementen erlagen. Zugleich hat der Sturm zu Lande alle noch auf den Feldern befindliche Frucht verheert, so daß die Einwohner der bittersten Noth für den Winter entgegensehen.

(Musik bei der Bestattung der Ueberreste Napoleon's.) Thiers hat sich viele Mühe gegeben, die Bestattung Napoleon's in Frankreich so feierlich als möglich zu machen und war namentlich auch für die Musik bedacht. Auber soll einen heroischen Marsch componiren und man hat ihm fünfhundert Musiker zur Disposition gestellt. An Rossini aber schrieb er: »mein lieber Rossini, ich weiß, daß Sie ein Stabat componirt haben, das vollkommen für die Ceremonie der Beisetzung der Ueberreste des Kaisers Napoleon passen würde. Sie werden sich, wie ich zu hoffen wage, nicht weigern, Ihren Namen den Huldigungen beizugesellen, die Frankreich diesem großen Gedächtnisse bringen will. Sie würden dadurch ein würdiges Zeugniß davon ablegen, daß Sie ein Land noch nicht vergessen haben, das Sie stets bewundert und eben so sehr, als es Sie liebt, bedauert, Sie verloren zu haben. Durch die günstige Aufnahme meiner Bitte würden Sie mir ein kostbares Andenken an unsere frühere Freundschaft geben. Genehmigen Sie, mein lieber Rossini, den Ausdruck ausgezeichneter Hochachtung und meiner aufrichtigen Anhänglichkeit.

A. Thiers.

In Berliner Zeitungen wird zur Stiftung eines »Vereins zur Verminderung des Tabakrauchens auf den Straßen, auf den Promenaden, so wie im Freien überhaupt« aufgefordert. Wird diese zartsinnige Aufforderung Erfolg haben? (!!)

Nächsten Freitag, den 13. d. M. wird Hr. Fagottist Lindner, Mitglied des Frankfurter Orchesters, im Saale des Weidenbusches ein Konzert geben, mit vollständigem Orchester und unter gefälliger Mitwirkung erster Mitglieder der hiesigen Oper. Das Nähere wird der Anschlagzettel bekannt machen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 10. Nov. Das Nachtlager zu Granada, romantische Oper in 2 Abth., Musik von Conradin Kreutzer.

Mittwoch, 11. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel und zum Erstenmale): Doktor Faust's Hauskäppchen, oder: Die Heuberge im Walde, Posse mit Gesang in 3 Abth., von Nestroy, Musik von Kapellmeister M. Hebenstreit. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. · Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 316. Mittwoch, den 11. November 1840.

Das Geheimniß.

(Nach dem Französischen des Paul de Kock, von C. Gabl.)

(Fortsetzung.)

Frau von Apremont sagte nichts weiter; aber sie beharrte auf der Ueberzeugung, ihr Gemahl sey gesehen worden, und da er sich verkleiden mußte, so war er sicher in eine ganz außergewöhnliche Intrigue verwickelt. Die junge Frau weinte: „Wie bin ich doch so unglücklich, einen Mann zum Gatten genommen zu haben, der Geheimnisse vor mir hat."

Die Eifersucht ließ nicht lange auf sich warten; denn von dem Augenblicke an, wo man vor den Frauen Geheimnisse hat, sind sie überzeugt, daß es sich um Untreue handelt, als wenn wir keine anderen Geheimnisse vor ihnen haben könnten!

Frau von Apremont wollte in die Stadt zurückkehren. Immer gewohnt, den leisesten Wünschen seiner Gattin nachzukommen, geleitete sie der Kapitain schleunigst nach Paris zurück. Hier erneuerten sich nach einiger Zeit die Ungeduld und Langweile in Armand's Betragen; da sagte er eines Tages zu seiner Gattin: „Theure, der Spaziergang des Abends that mir sehr gut . . . ich befand mich sehr wohl darauf, während unseres Aufenthaltes auf dem Lande. Du siehst wohl ein, daß ich, als alter Seemann, nothwendig mir Bewegung machen muß, und daß ich nicht gleich nach der Mahlzeit in einem Salon oder Theater eingeschlossen bleiben kann."

„Ja, mein Herr, ja, ich verstehe sehr wohl," entgegnete Nathalie, sich vor Aerger in die Lippen beißend. „Gehen Sie spazieren, da es Ihnen wohl bekommt."

„Indessen, meine Liebe, wenn Dir's nicht angenehm seyn sollte . . ."

„Nein, mein Herr, nein . . . gehen Sie spazieren . . . Ich habe nichts dagegen."

Der Kapitain machte jeden Abend zwei Stunden lang seinen Spaziergang, und seine gute Laune kehrte wieder, während die momentane Unruhe und Traurigkeit von neuem verschwanden.

„Mein Gatte spinnt eine Intrigue . . . . er liebt eine Andere und kann nicht umhin, sie zu sehen," seufzte Nathalie, im Stillen weinend, „das ist das ganze Geheimniß seiner üblen Laune, seines sonderbaren Betragens, seiner Spaziergänge . . . Ach! ich bin sehr unglücklich . . . um so unglücklicher, da er sich immer so liebreich gegen mich zeigt, und ich nicht weiß, ob ich ihn für ein Ungeheuer . . . einen Treulosen halten soll. Ich muß es ihm vorhalten; es tödtet mich sonst! . . . Aber wenn ich vorher unumstößliche Beweise seiner Treulosigkeit haben könnte? Ja! ja! ich muß durchaus Beweise haben . . ."

Nathalie suchte ihren Onkel auf; mit schwerem Herzen und rothgeweinten Augen klagte sie ihm: „Ach! ich bin die unglücklichste der Frauen!" Lautes Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Nun, was giebt's?" fragte der Alte, sich behaglich in seinen Lehnstuhl streckend, „was ist geschehen?"

„Mein Gatte geht jeden Tag nach Tisch spazieren . . . das dauert zwei Stunden . . . wie auf dem Lande, und er kommt immer heiter, liebenswürdig zurück . . . ist immer guter Laune und überhäuft mich mit tausend Liebkosungen, schwört mir, daß er mich anbete, wie am Tage unserer Vermählung . . . Ach! lieber Onkel, ich kann das nicht länger ertragen . . . Sie sehen, dies ist nur Falschheit, Untreue . . . Armand hintergeht mich, spinnt eine Intrigue . . ."

„Er spielt weit seltener Triktrak mit mir, das ist wahr, indessen . . ."

„Lieber Onkel, wenn Sie mir nicht behülflich sind, dieses Geheimniß zu entdecken . . . (sie weint) . . . sterbe ich vor Gram . . . richte ich ein Unglück an . . . lasse ich mich von meinem Gemahl scheiden . . ."

„Aber, meine Nichte . . ."

„Lieber Onkel, Sie sind so gut, so gefällig; thun Sie mir noch diesen Dienst, daß ich wenigstens erfahre, wo mein Gemahl jeden Abend hingeht."

„Ohne Zweifel erweise ich sehr gern Dienste . . . ich habe damit mein Leben hingebracht . . . allein ich sehe nicht, wie . . ."

„Ich wiederhole es Ihnen, lieber Onkel, ich muß dieses Geheimniß durchdringen, oder . . . Sie haben keine Nichte mehr."

Herrn von Ablaincourt war viel daran gelegen, seine Nichte und selbst seinen Neffen zu behalten; er sah wohl voraus, daß ein Bruch zwischen den beiden Gatten nothwendig das friedliche Leben trüben würde, das er in Nathaliens Haus genoß. Also entschloß er sich, zum Scheine einige Schritte zu thun, um den Frieden herzustellen. Er folgte scheinbar dem Kapitän auf seinen Spaziergängen, aber da ihn dies ermüdete, so kam er ganz langsam zurück, wenn er ihn aus dem Gesichte verloren hatte, und berichtete seiner Nichte: „Ich bin mehr als sechsmal Deinem Gatten nachgegangen; er geht ganz ruhig und ganz allein spazieren."

„Wohin denn, lieber Onkel?"

„Bald dahin, bald dorthin; Dein Argwohn hat also nicht den geringsten Grund."

Nathalie ließ sich durch diese Antwort nicht irre machen; scheinbar schenkte sie ihr Glauben; aber fest entschlossen, Alles aufzubieten, um die Wahrheit zu erfahren, ließ sie einen Commissionär zu sich rufen, welcher an der Ecke ihres Hauses seinen Stand hatte, und dessen Tauglichkeit sie schon einige Mal hatte loben hören. Als sie sich überzeugt, daß er ihren Gemahl kannte, sagte sie: „Herr von Apremont geht jeden Abend aus."

„Ja, Madame."

„Morgen gehst Du ihm nach und gibst genau Acht, wo er hingeht... dann kommst Du gleich und sagst es mir.... vor Allem sehe recht und täusche Dich nicht."

„O Madame, Sie können ruhig seyn."

Nathalie erwartete den andern Tag mit einer Ungeduld, welche nur ein Eifersüchtiger begreifen kann. — Endlich kommt der Augenblick: der Kapitän ist ausgegangen, und man muß ihm auf der Spur seyn. — Die junge Frau zählt die Minuten, die Augenblicke, sie brennt und zittert vor Ungeduld und kann kaum ihren Commissionär erwarten. Drei Viertelstunden verfließen; endlich kommt er, mit Schweiß und Staub bedeckt, ganz außer Athem.

„Nun? nun?" ruft sie ihm mit aufgeregter Stimme entgegen, „was weißt Du? sprich ... sage mir Alles ... vergiß nicht das Geringste."

„Madame, ich ging also dem Herrn nach und nahm mich wohl in Acht, damit ich unbemerkt blieb. Der Herr führte mich ziemlich weit, bis in den marais, bis in die vielle rue du temple; endlich trat er in ein Haus ... nicht gar schön ... ich weiß nicht die Nummer, aber ich kann es leicht wiederfinden; es hatte keinen Thürsteher."

„Keinen Thürsteher? ... O Schrecken! Dann? ..."

„Ich trat auch ein, einen Augenblick nach dem Herrn; ich hörte ihn immer höher steigen, bis er im obersten Stock, drei Stiegen hoch, stille stand ... hier öffnete er eine Thüre ..."

„Er öffnete selbst? .. er klopfte nicht? bist Du dessen gewiß? ..."

„O ja! Madame."

„Das Ungeheuer! .. er hat einen Schlüssel! und mein Onkel nimmt ihn noch in Schutz! .. Doch weiter ..."

„Als ich die Thüre wieder verschließen hörte, stieg ich ganz sachte hinauf und lugte durch das Schlüsselloch; da nur zwei Thüren auf den Gang gehen, so hatte ich diejenige bald entdeckt, durch welche der Herr eingetreten war ...."

„Du bekommst zwanzig Franken mehr; weiter! ..."

„Ich sah, wie der Herr in dem Zimmer eine große Kiste öffnete ..."

„Eine Kiste?"

„Dann entkleidete er sich ..."

„Er entkleidete sich? .. Mein Gott! wie unglücklich bin ich! Dann? .."

„Ich konnte nichts weiter sehen; allein nach einem Augenblick erblickte ich den Herrn wieder; er war in eine graue Bluse gekleidet und hatte eine griechische Mütze auf dem Kopfe ..."

„Jetzt eine graue Bluse? ... Aber, mein Gott, was macht er denn mit all' diesen Blusen? ... und dann?"

„Dann, Madame, glaubte ich, es sey Ihnen schon genug, dies zu wissen; ich lief also schnell hierher, um es Ihnen zu sagen."

(Schluß folgt.)

Das Hauswesen der guten alten Zeit.

Wie es draußen in der Welt aussieht, das berichten alltäglich die politischen Zeitungen; wie es aber im Innern unserer Städte aussieht, welchem Geschmacke gegenwärtig die bürgerliche Baukunst folgt, welche Gestalt sie unsern Häusern im Einklange mit dem Zeitgeiste giebt, das lies't man nirgends, und doch ist dies nicht minder beachtungswerth zur richtigen Beurtheilung unserer Zeit. Das Stuttgarter Morgenblatt sagt hierüber sehr treffend: „Jede Stadt, die nicht von gestern ist, bietet in ihren Gassen einen Commentar zur alten Stadtchronik. Hier und da stehen noch einige Ueberbleibsel, an denen wohl auch eine Welle des dreißigjährigen Krieges vorübertobte. Spitzig, gewöhnlich mit Einschnitten an den Kanten versehen, laufen die Dächer zu; die Fenster sind unregelmäßig zerstreut und gleichen noch etwas den Schießscharten in der Stadtmauer; im Parterre des Hauses sind große Räume zur Aufnahme von Vorräthen bereit, als mache man sich noch immer auf langwierige Belagerung gefaßt. Man sieht diesen Häusern an, daß sie zur Wohnung und zur Vertheidigung dienten. — Eine gewisse Absonderung der Insassen von der Außenwelt giebt sich in diesem Styl der Häuser kund. Eckſteine lehnen sich stützend an, der Zugang der Hausthüre bildet sich in der Regel durch eine eigentliche Bastion von vielen freiliegenden Treppenstufen; die Hausthüre selbst ist schwer mit Eisen beschlagen; kurz, man erkennt leicht eine civilisirte Nachbildung ehemaliger Burgen, zuoberst bewacht von einer emsig ausschauenden, heiser berichtenden Wetterfahne statt des Thurmwächters. — Namentlich aber der Erker mahnt an die Eckthürme der alten Burgen, von wo sie die Junker, wenn sie Stadtpatrizier wurden, herabgebracht haben mögen. Auch in der Stadt noch beherrschten sie die Umgegend, den Bereich der Straßen. Hier, vom heimischen Winkel aus erging sich die Beobachtung des Großvaters, den die alten Füße nicht mehr über das holprige, tückische Pflaster trugen; von hier aus lebte er noch in dem öffentlichen Treiben der Stadt, konnte den festlichen Aufzügen, wie vordem, anwohnen: er befand sich in einem bequemen Guckkasten auf die offene Straße. Unsere Zeit hat den Erker aufgegeben, wie überhaupt die Abschließung. Sie hat dies aufgegeben, wie sie die unzähligen deutschen Territorien und Schlagbäume, wie sie die Reichsstädte und ihre Privilegien aufgab. Niemand hat mehr das Recht, dem Andern den Genuß der öffentlichen Straße zu verkümmern; darum fallen die Erker, die Hausthürenbastein weg, die Häuser werden nach der Schnur, nach Quadraten gebaut, machen Front, folgen anscheinend alle Einer Idee, der der Gleichheit vor dem Gesetz. Anscheinend, sage ich, denn es ist lauter Trug; vielmehr ist ihr Charakter absperrender geworden denn je, wie ich gleich zeigen will. Betrachten wir einmal eine alte Gasse. Da lehnen die Häuser so freundnachbarlich an einander, als wollten sie sich gegenseitig unterstützen, und wenn eines schläfrig geworden, es halten. Wie alte Bekannte und Gevattern stecken sie oben

die bemoos'ten Häupter zusammen. Die Haushaltungen, die sich gegenüber wohnen, bilden gewissermaßen nur Eine; denn was drüben gethan und gesprochen wird in Freud' und Leid, das wird hüben gesehen, gehört und mitempfunden; eine unsichtbare Zugbrücke verbindet oben die beiden Wandungen, während unten in der Straße die fremde Masse durchwogt. Einer meiner Bekannten mußte in seiner Kindheit an regnigten Sonntagmittagen seiner Frau Großmutter aus der Bibel vorlesen; die Fenster gradüber wurden von den Gevatterinnen besetzt und so ein theologisches Collegium bei Kaffee und herüber und hinüber gebotenem Backwerke gehalten, ohne daß die Matronen sich drei Treppen hinunter und drei Treppen bei der Nachbarin hinauf hätten bemühen müssen, was, den Rückweg eingerechnet, eine Gebirgskletterung von zwölf, mitunter gefährlichen Stiegen gegeben hätte. — Das war Nachbarschaft! — Heutzutage verschwindet dieser Begriff immer mehr aus dem geselschaftlichen Leben. Wo möglich läßt man jetzt Zwischenräume für Hof und Garten zwischen den Häusern; da ist von keinen Gängen mehr die Rede, welche von einem Hause mittelst einer durchbrochenen Wand in das Nebenhaus führen, entstanden aus nachbarlichem Mittheilungsbedürfnisse; da giebt es keine Durchgangshäuser mehr, deren Parterre so zu sagen dem Publikum angehört. Vorhänge rauschen jetzt zu, wenn je ein naseweiser junger Mensch gradüber mit der Lorgnette sich aufdrängt, während früher in ähnlichem Falle die Hausfrau den Damian über die Straße hinüber gradezu tüchtig abgekanzelt hätte, unterstützt durch die Stimmen aller Nachbarinnen von der Fistel bis hinunter zum wohlklingenden Baß. — Jetzt kann man, in größeren Städten wenigstens, Jahre lang neben einander wohnen, ohne auch nur dem Namen nach sich zu kennen. Keine Steinbank vor dem Hause ladet zu nachbarlichem Abendbesuche, keine eiserne Brüstung vor den Parterrefenstern mehr zu vertraulicher, bequemer Besprechung zwischen Levkoien und Rosen. Die Hausthüre ist in der Regel geschlossen, das Paterre zu hoch, um die Vorbeiwandelnden in das Familienleben darin blicken zu lassen. Auch die Thürglocke bietet dem Besucher nicht mehr den handfesten, offenen Griff, sondern nur noch den kleinen Finger als einen horizontalen messingenen Zug. Jedes Haus hat jetzt wo möglich seinen Garten, in welchen die Bewohner sich zurückziehen, während man bei den alten Häusern, die hinter sich nichts hatten, als ein finsteres Höfchen, auf die Gasse und an den Nachbar gewiesen war. Auch die Hausbewohner unter sich selbst sind fremd geworden, die Stockwerke sind abgeschlossen, Keller und Holzstall mißtrauisch abgetheilt, ein paar Besuche des Jahrs das Surrogat der alten Hausgenossenschaft. — Sogar bis in die Familie selbst hat sich das Absonderungs-Prinzip vorgeschoben. Wo ist die große Stube, die sonst die Bewohner des ganzen Hauses versammelte, wo in einer Ecke der Hausvater im Sorgenstuhle saß, Rechnungen, Briefe schrieb, oder den deutschen Reichspostreiter las, während in der andern Ecke die Mutter strickte und den Kindern Geschichten erzählte, während in einer dritten Ecke die Mägde spannen oder Linsen und Erbsen säuberten? Wo ist der deutsche Kachelofen, der sonst als ein gutmüthiger, vierschrötiger Hausgeist dastand, der, Wärme ausstrahlend, oben in der eisernen Kachel die Suppe gahr kochte, zugleich die Windeln trocknete, die Bettflasche erwärmte, Aepfel briet und gelbe Rüben für den Kaffee röstete? Wo ist der stattliche Kater, der darunter ausgestreckt im höchsten Wohlbehagen auf und ab spann, als wollte er, heimgekehrt vom Waidwerk des Tages, auch Geschichten erzählen, der Sperlingsjäger? — Wo sind die mächtigen Betthimmel, das Allerheiligste im Heiligthum des Hauses? Wo die freundlichen Vorrathskammern, die weitläufigen Keller? Alles das braucht man heutzutage nur in verjüngtem Maßstabe; der Markt, das Wirthshaus helfen aus; ob aber die auf dem Markte erhandelten Eßwaaren ekelerregend gereift, ob die Weine gefälscht wurden, danach fragt man nur selten. So viel möglich Alles zu nutzen, ist das leitende Prinzip. Alles wird eingetheilt, abgetheilt, verwendet, verliehen, verzinst. Keine weiten Räume mehr, allen Hausbewohnern gemeinsam: man mißtraut, will allein seyn, besonders wohnen, man zahlt seine Hausmiethe, spricht seinen Theil dafür an und lebt so gewissermaßen wie im Wirthshause, wo man seine Wohnung bezahlt, dafür aber das Recht hat, fremd, nöthigenfalls grob zu seyn. — Diese Art der Häuslichkeit unserer Tage folgt im Allgemeinen der Tendenz unserer Zeit, möglichst viel auf möglichst kleinem Raum auszurichten, folgt also dem Motiv der Fabriken, der Telegraphen, der Dampfwerke. Aller Platz im Hause soll verwendet werden, denn er soll rentiren! — Beklagenswerthe Zeit!"

Das Heerwesen des deutschen Bundes, mit besonderer Rücksicht auf das 8. deutsche Armeekorps.

(Von W. Bern.)

Das Manöver bei Heilbronn zog wohl mit Recht die größte Aufmerksamkeit aller Staaten auf sich. Es war das erste Mal, daß die Bundestruppen der kleineren Staaten ihr Probestück ablegten, und viele, die diese Truppen sahen, versicherten uns, daß sie zu den tüchtigsten gerechnet werden müssen. Wir kennen nur die badischen und hessischen, und können versichern, daß sie den Rheinbundskorps unter Napoleon, die bekanntlich zu seinen besten Truppen gehörten, in nichts nachzustehen scheinen. Bei den hessischen Truppen erinnert auch noch die Uniform, welche, wie ihre ganze Organisation, unter allen Truppen, am meisten französisch geblieben ist, an jene Zeit, aus der noch sehr viele Offiziere die Truppen führen. Die alten Unteroffiziere haben ganz die Haltung der französischen in der Garde, und man rühmt besonders das Reiterregiment, das, wie es uns scheint, mit Unrecht den Namen Chevaurlegers trägt, da es eben so gut, wie die kräftigsten Drogoner agiren kann. Würtemberg, Baden und Hessen, über 3 Millionen Seelen enthaltend, können, wenn es seyn muß, zum deutschen Bundesheer leicht eine Linien-Armee von 45 bis 55,000 Mann aufstellen und ernähren. Die Finanzen dieser Länder sind in völlig geordnetem Zustande, sie haben wohl unter allen Staaten am meisten während des Friedens von ihren Schulden abgetragen, und sind überhaupt die drei ähnlichsten Staaten im Staatenbunde nach ihren innern Einrichtungen. Es ist daher vom höchsten Interesse, ihre Militäreinrichtungen, welche sich aller Verbesserungen der neuern Zeit bemächtigt haben, kennen zu lernen, und man kann hoffen, daß, wo sie etwa besser seyn mögen, als die anderer deutschen Länder, letztere sich dieselben zum Muster nehmen werden, so wie umgekehrt diese Länder gern das Bessere anderer Länder bei sich einführen. In dieser Hinsicht hat man natürlich dem Kriegsgenius Napoleon das Meiste zu danken. Ihm verdankt man die zweckmäßige Kleidung, die Abschaffung der engen Beinkleider,

des gezwängten Rocks, die bequemere Fußbekleidung, die Einheit des Kalibers, das kürzere Kommando, die leichtere und schnellere Gliederung und Beweglichkeit und die Abwesenheit der steifen Schritte. So ist wenigstens die hessische Armee, die jetzt noch der jungen Garde Napoleons in der Kleidung und wohl in manch' Anderm ähnlicher ist, als selbst die französischen Regimenter es sind. Die deutschen Bundestruppen haben jedoch bessere Verpflegung, besseres Medizinalwesen und bessere Besoldung als die damalige französische Armee. Doch ist zu wünschen, daß bei künftigen — hoffentlich öftern — Manövern der kleinen deutschen Staaten für den Sold der Truppen noch etwas mehr aufgewendet würde, da bei solchen Gelegenheiten alle Lebensmittel steigen und bei schlechten Lebensmitteln leicht mehr für Medizin aufgewendet werden müßte, als der erhöhte Sold betrüge. Bei diesem äußerst beschwerlichen Manöver gab es aber ausnehmend wenig Kranke.

Wir lieben es, daß, wenn eine Einrichtung, die an sich unbedeutend ist, z. B. ein Uniformstück, nachgeahmt werden soll, dies eher aus der napoleonischen Armee geschehe, weil sich daran kräftigere Erinnerungen knüpfen, als wenn solches z. B. der russischen nachgebildet wird; das Zweckmäßige muß man aber natürlich überall herholen. So gefallen uns, um nur Weniges zu berühren, die russischen Kappen nicht, weil sie sich schwer transportiren lassen, während die französischen zweckmäßig gegen Feuchtigkeit und beim Transport waren. So scheinen uns die Tschakos zu schwer, und die Schilde zu viel auf der Stirn anliegend, was den Augen schadet und heiß macht. Eben so wenig billigten Veteranen die Abänderung der gewohnten Aufschläge.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Mainz, 9. Nov.

Die schon früher einmal angekündigte und wieder zurückgestellte Oper »Othello, der Mohr von Venedig« kam am verflossenen Samstage hier zur Aufführung. Eine mit bedeutendem Kostenaufwande hergestellte neue Garderobe gab dieser Vorstellung einen ungewohnten Glanz. Orchester und Chöre fanden Anerkennung, ein Horn-Solo sogar lebhaften Beifall. Hr. Mellinger vom Theater von Grätz sang den Jago mit Kraft und Gefühl, Mad. Michalesi gab die Desdemona so gut, als man sie hier lange nicht gehört hat. Dem. Söhr von Frankfurt, die zum Erstenmale als engagirtes Mitglied auftrat, befriedigte als Emilie durch Gesang und Spiel. Ein Gast vom Mannheimer Hoftheater, Hr. Wüstenberg, sang den Othello. Man konnte ihm einige glückliche Momente dabei nicht absprechen, aber die Kraft zu einer solchen Rolle fehlte. — Eine neue jugendliche Sängerin ist, wie man sagt, hier eingetroffen und wird morgen zum Erstenmale auftreten.)

Mannichfaltigkeiten.

(Von der hessisch badischen Gränze, 8. Nov.) Gestern wurde abermals im Revier Biernheim der mehr erwähnte Wolf eingespürt, nachdem derselbe Nachts auf dem Schindanger, unweit Biernheim, an einem crepirten Gaule seinen Fraß gehalten hatte. Er hatte sich in eine nahe gelegene Kiefernbickung gestreckt, welche er aber, noch ehe dieselbe mit den schnell zusammengerufenen Schützen aus Lorsch, Lampertheim, Mannheim, Straßenheim und Biernheim umstellt werden konnte, wieder verlassen hatte und weiter getrabt war. Einige Waldabtheilungen der Biernheimer Haide, in welche man den Wolf frisch hinein- und nicht herausspürte, wurden alsbald umstellt und durchgetrieben — aber ohne Erfolg. Es ergab sich hieraus, daß das schlaue Raubthier, zwar zuweilen seine verrätherischen Spuren auf die zum Abspüren hergerichteten Waldschneißen eingedrückt hatte, großentheils aber durch einen mächtigen Sprung über die Schneißen in andere Waldtheile, ohne Spur zu hinterlassen, entkommen war und auf diese Weise die Jäger getäuscht hatte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Wolf sich ferner noch in den Waldungen der hiesigen Gegend aufhalten und nunmehr hoffentlich recht bald seiner Raubgierde durch den ununterbrochenen Eifer der hiesigen Jäger ein Ziel gesetzt werden wird. (Hess. Z.)

Die aus Preußen ausgewanderten Altlutheraner sind in Amerika noch mehr unter sich zerfallen und streiten sich, ob der preußisch-lutherische oder der sächsisch-lutherische Katechismus der rechte, ob nicht die Ohrenbeichte herzustellen sey u. s. w. Der bekannte Pastor Grabau aus Erfurt predigte neulich in Buffalo: »die Kirche Christi ist mit uns aus Deutschland über das atlantische Meer nach Amerika gekommen; sie hat Deutschland, das ihrer nicht mehr werth ist, verlassen, und kam nach Amerika, und ist jetzt in Buffalo unter diesem Dache. Alle andern Kirchen sind böse abgefallene Rotten, sie heißen, wie sie wollen; ihre Lehre führt zur Hölle!« Also über Buffalo führt der einzige Weg zum Himmel.

Den 2. November, um ein Viertel nach 7 Uhr, wurde Elisabide auf dem Platz Aquitain zu Bordeaux, in Beisein einer großen Volksmenge, wobei die Weiber und Kinder in Menge waren, hingerichtet. Der Verurtheilte, der mit Resignation die Vorbereitungen aushielt, hat bis zum letzten Augenblick viel Vertrauen gezeigt. Am Schaffot angelangt, hat er auf den Knieen neben seinem Beichtvater ein kurzes Gebet verrichtet, dann hielt ihm derselbe das Crucifix vor, welches er küßte.

(Breslau, 4. Nov.) Wie gefährlich in den engen und verkehrreichen Straßen hiesiger Stadt das weit ausbauchende Laden der Frachtwagen werden kann, hat sich leider am 31. v. M. abermals erwiesen. — Ein hiesiger Bäckermeister wurde von einem solchen Frachtwagen, der, als er auf der Hummerei einem andern Wagen ausweichen mußte, in Folge seiner zu breiten Ladung, nicht mehr Raum für die Fußgänger frei ließ, dergestalt an ein Haus gedrückt, daß ihm dadurch fünf Rippen gebrochen wurden.

(London, 31. Okt.) Unter den Deutschen, welche an der letzten Versammlung der britischen Association in Glasgow Theil nahmen, werden Dr. Ettling aus Gießen, Dr. Varrentrapp aus Frankfurt a. M., Dr. Rettenbacher aus Oestreich, Dr. Mohr aus Coblenz und Dr. Jobst aus Stuttgart genannt. Es wird berichtet, daß diese jungen Chemiker sich in der chemischen Sektion durch die gründlichen Arbeiten, welche sie vorlegten, ausgezeichnet und daß Männer von Fach mit wahrer Begeisterung von der Tüchtigkeit ihres Strebens gesprochen haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 11. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel und zum Erstenmale): Doktor Faust's Hauskäppchen, oder: Die Herberge im Walde, Posse mit Gesang in 3 Abth., von Restrey, Musik von Kapellmeister M. Hebenstreit. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 317. Donnerstag, den 12. November 1840.

Die Steckenpferde.

Von

Ludwig Hub.

Schon seit langen, langen Jahren,
Wenn auch wechselnd die Gestalt,
Sind der Steckenpferde Schaaren
Hochbeliebt bei Jung und Alt.
Ja, so viel auch Menschen wohnen
Auf der kinderreichen Erd',
Unter allen Himmelszonen,
Jeder hat sein Steckenpferd.

Bettelmann und Kronenträger,
Kamtschadale, Brite, Mohr,
Alterthümler, Sonntagsjäger,
Dichter, Philosoph und Thor,
Vogelfänger, Pfeifennarren,
Leckermäuler, wohlgenährt,
Sammler blanker Silberbarren,
Jeder hat sein Steckenpferd.

Und weil wir denn all' hienieden
Freund' von Steckenpferden sind,
Laßt den Nachbar auch in Frieden,
Wenn er seinen Ritt beginnt;
Ruhig zieh' er seine Straße,
Die sich ihm als gut bewährt.
Rümpfet vornehm nicht die Nase:
Jeder hat sein Steckenpferd.

Sagt man euch von Menschenkindern,
Die ein Käfer hoch entzückt,
Und von jenen frohen Findern,
Die ein Kieselstein beglückt,
Hört ihr, wegen was für Sachen
Mancher flieht den heim'schen Herd,
Dann bezähmet euer Lachen:
Jeder hat sein Steckenpferd.

Jener steckt sein Geld in Pfeifen,
Dieser hat Gemälde gern;
Jener liebt's, umher zu schweifen,
Dirser haßt die weite Fern';
Jener greift zum Gläschen selten,
Das ein And'rer täglich leert;
Keinen müßt ihr lieblos schelten:
Jeder hat sein Steckenpferd.

Wenn im kühnen Selbstvertrauen
Der Franzose schwadronirt,
Wenn die schönsten deutschen Gauen
De Lamartine reclamirt,
Wenn im Feuer des Poeten
Er nach unserm Rhein begehrt, —
Laßt die guten Leutchen reden:
Jeder hat sein Steckenpferd.

Einer kann ein Liedchen singen,
Glaubt schon Virtuos zu seyn;
Wieder Andere verbringen
Ihre Zeit mit Liebelei'n;
Noch ein And'rer wähnt, als Dichter
Hab' er einen hohen Werth;
Seyd da nicht gleich strenge Richter:
Jeder hat sein Steckenpferd.

Selbst der Autor, der im Leben
Hundert Verse kaum gemacht,
Trägt, um sie herauszugeben
Bändchenweise, gleich Bedacht;
So ging mir's denn auch! Mein Büchlein
Ward für fertig heut' erklärt.
Richtet's mild und denkt an's Sprüchlein:
»Jeder hat sein Steckenpferd.« *)

*) Der Buchdrucker Georg Weil dahier hat eine Ausgabe meiner gesammelten Gedichte veranstaltet und das typographisch schön ausgestattete, 12 Bogen starke Werkchen, elegant broschirt, an die hiesigen Subscribenten bereits ausgegeben. Wer noch Exemplare zu haben wünscht, möge sich an genannten Drucker wenden. — L. Hub.

Das Geheimniß.

(Nach dem Französischen des Paul de Kock, von C. Gabé.)

(Schluß.)

„Genug, genug . . hole schnell einen Fiaker; er soll unten warten; Du setzest Dich neben den Kutscher und läßt ihn an dem bezeichneten Hause halten."

Der Commissionär holte eine Kutsche. Nathalie setzte in der Eile einen Hut auf, warf einen Shawl um und stürzte zu ihrem Onkel: „Ich bin verrathen . . . ich habe Beweise dafür . . . Armand ist in diesem Augenblicke bei seiner Maitresse . . . er hat eine graue Bluse an . . . auf dem Lande ward er in einer blauen gesehen . . . aber ich will ihn überraschen . . ."

„Und dann?"

„O! dann . . . . . sehen Sie mich nicht mehr! . . ."

Der Alte hatte nicht Zeit zu antworten und seine Nichte zurückzuhalten. Schon war sie fortgestürzt, in den Fiaker gestiegen, und der Commissionär saß bereits neben dem Kutscher.

Man hält in der vielle rue du temple. „Da ist's," sagt der Commissionär, und Nathalie steigt bleich und zitternd aus, kaum im Stande, sich aufrecht zu halten. „Soll ich mit Ihnen hinaufgehen, Madame?"

„Nein, es ist nicht nöthig; ich will allein gehen. Du sagtest im dritten Stock?"

„Ja, Madame, die Thüre links."

„Gut, gut."

Die junge Frau hält sich am Stiegengeländer, denn sie kann sich kaum aufrecht erhalten. Sie steigt eine enge und finstere Stiege hinauf; endlich erreicht sie den dritten Stock. Da steht sie nun vor dem Zimmer, worin sich der Treulose befindet. Sie fühlt ihre Kräfte schwinden, und ist nur noch im Stande, sich gegen die Thüre zu stürzen:

„Oeffne mir, ich bitte, oder ich sterbe."

Die Thüre öffnet sich, der Kapitain fängt seine Gattin mit den Armen auf, und Nathalie erblickt im Zimmer nichts außer ihrem Gemahl, in grauer Bluse, eine griechische Mütze auf dem Kopfe und . . . . . aus einer prächtigen türkischen Pfeife rauchend.

„Theure Gattin!" ruft Armand, erstaunt Nathalien anblickend.

„Ja, Ihre Gattin, mein Herr, welche weiß, daß Sie sie verrathen, daß Sie sich verkleiden . . . und die einmal das Geheimniß Ihres Betragens durchschauen will."

„Aber um Gotteswillen, Nathalie, wie konntest Du nur glauben, ich liebte eine Andere? Das Geheimniß meines Betragens? gut; sieh her! (und der Kapitain hielt ihr seine Pfeife hin). Vor unserer Vermählung hattest Du mir das Rauchen verboten, und ich hatte Dir zu gehorchen gelobt; aber Du weißt, was es mich kostete; es fehlte mir Etwas . . . ich hatte Augenblicke übler Laune, momentane Traurigkeit befiel mich, die ich nicht überwinden konnte . . . meine Pfeife, meine gute Pfeife suchte ich vergebens, nach ihr schmachtete ich. Endlich, auf dem Lande, konnte ich es nicht mehr über mich gewinnen. Ich entdeckte in einer Hütte einen Landmann, welcher rauchte. Ich fragte ihn, ob er mir nicht eine Bluse und einen Hut leihen könnte; denn ich wollte um jeden Preis rauchen, aber ohne daß Du es merken solltest, und hauptsächlich an die Kleider hängt sich der Tabaksdampf; für den Mund weiß ich tausend Mittel, um den Tabaksgeruch zu vertreiben. Alles war bald fertig gemacht zwischen mir und dem Landmann. Ich ging zu ihm, wechselte die Kleider, setzte selbst eine Mütze auf, um meine Haare zu bewahren, und, Dank meiner Vorsicht, Du hast nichts gemerkt. Du wolltest nach Paris zurück; ich mußte einen andern Ausweg suchen, um im Geheimen rauchen zu können. Ich miethete also dieses Zimmer in einem dem unsern entlegenen Stadtviertel, brachte selbst einen Anzug zum Wechseln hierher, und verschloß, bevor ich rauchte, mit der größten Sorgfalt meine Kleider, welche ich abgelegt, wohl hermetisch in eine Kiste. Da hast Du das ganze Geheimniß, theure Nathalie; vergieb mir, daß ich ungehorsam gewesen; Du siehst, ich that mein Möglichstes, um es Dir zu verheimlichen."

Nathalie lag schon in den Armen ihres Gatten und küßte ihn zärtlich. „Er konnte sich . . . . Nein! . . . . ach! wie bin ich so glücklich! . . . O! von jetzt an, Herzens-Armand, sollst Du rauchen . . . sollst Du rauchen zu Haus, so viel Dir gefällt . . . ich werde nichts mehr, gar nichts mehr dagegen einwenden, und Du sollst nicht mehr nöthig haben, Dich deßwegen zu verbergen!"

Nathalie eilte zu ihrem Onkel zurück, strahlend vor Freude: „Er liebt mich noch immer, lieber Onkel; er betet mich an . . . er rauchte, das war Alles . . . aber er soll jetzt so viel rauchen, als er immer will; ich bin ja so zufrieden!"

„Es giebt ein Mittel, Alles in Ordnung zu bringen," setzte Herr von Ablaincourt hinzu, „Dein Gemahl soll rauchen, wenn er mit mir Triktrak spielt." — „So," dachte der Alte, „kann ich sicher jeden Abend meine Partie machen."

„Theure Nathalie," sprach jetzt der Kapitain, „Du hast mir die Erlaubniß ertheilt, rauchen zu dürfen; doch ich werde immer Sorge tragen, daß es Dich nicht belästigt, und werde zu Hause dieselbe Vorsicht, wie draußen, anwenden."

„O Lieber! Du bist wirklich zu gut . . . allein ich bin schon überglücklich, da ich weiß, daß Du nicht untreu bist! Ach! es scheint mir fast, als liebte ich jetzt den Tabaksgeruch."

Das Heerwesen des deutschen Bundes, mit besonderer Rücksicht auf das 8. deutsche Armeekorps.

(Von W. Bern.)

(Schluß.)

Auch fehlen noch überall den Offizieren leichte Mäntel. Dagegen ist die Bagage noch geringer als bei der französischen Armee, die Gespanne besser und die Einrichtung der Pulverwagen zweckmäßiger. Sämmtliche Truppen sind trefflich exerzirt und ihre Bewegungen sind schnell und richtig. Jeder Mann trägt mit Waffen und Gepäck über 52 Pfund, also etwa 18—20 Pf. weniger als früher der Römersoldat. Fürwahr das ist viel! — An der Spitze der hessischen Division ritt bei Heilbronn der Erbgroßherzog von Hessen, dessen kräftige Gestalt alle Augen auf sich zog. Er überragte wie ein Chattenherzog alter Zeit alle Kriegergestalten, welche durchschnittlich größer sind als die Bayern; man muß überhaupt gestehen, daß das gesunde Aussehen und die kräftige Gestalt der Soldaten die Klagen nicht ganz rechtfertigten, als ob sich unsere Generation schwächte. Unter 100 Hessen rechnet man 65 tauglich zum Militär, unter 100 Badenern 61, unter 100 Würtembergern 67.

Die Militärverfassung des deutschen Bundes ist unter allen seinen Einrichtungen bis jetzt die am weitesten geförderte, und hat auch überall den lebhaftesten Beifall der Nation gefunden; es läßt sich hoffen, daß durch öftere Manöver, welche so viel dazu beitragen, daß sich die Krieger verschiedener Staaten kennen lernen, auch eine völlige Gleichheit des Kommandos erwirkt wird. Die Militärverfassung des Bundes ist zwar noch nicht ganz, aber doch so weit vollendet, daß eine Armee keine sonderliche Verschiedenheit im Kriege finden wird.

Die badischen Dragonerregimenter zeichneten sich bei Heilbronn durch den Glanz ihrer Uniformirung aus, und obwohl alle Reiterregimenter treffliche Pferde hatten, so gab man doch den würtembergischen Regimentern, lauter Lanzenreitern, hierin den Vorzug, was natürlich ist, da das Schwabenland treffliche Gestüte hat, und das Volk selbst die Pferdezucht liebt. Ihr König ritt ein Pferd, das Aller Augen auf sich zog. An den würtembergischen Truppen rühmte man auch die Einfachheit der Uniformirung, welche ihren Vortheil im Kriege hat. So konnte man ihnen gegenüber die Offiziere in der Linie nicht unterscheiden, da sie keine Epaulettes tragen, Scharfschützen also, die hierauf ihr Augenmerk richten müssen, werden ihren Hauptzweck verfehlen. An ihrer Infanterie lobte man allgemein, daß sie durchaus mit Pistongewehren versehen war, fürwahr ein umsichtiges Militärwesen. Alle Truppen standen in der besten Kameradschaft, und die Bewohner bewiesen ihnen die herzlichste und freundlichste Aufnahme. Da eine Kavallerie ihre Hauptstärke in der Dressur und Handhabung des Pferdes hat, die Deutschen aber bekanntlich sich viel mit Pferdezucht abgeben, und in Verbindung mit den Regimentern der Ungarn, diesen gebornen Reitern, in letztern die besten Reiter der Welt besitzen, so hat Deutschland mit Ungarn und den Reitern des Königreichs Preußen und Posen Reiterei in Menge, an 130,000 Mann. Selbst Rußland kann ihm keine an Zahl und Schule gleiche Reiterei entgegenstellen. Die Artillerie ist Sache des Fleißes und der Kenntnisse; daß es hieran nicht fehlt, wissen wir alle. Dagegen steht unsere Infanterie, so kräftig sie an Körper, so ausdauernd und abgehärtet auch der Deutsche ist, darin wohl den südlichen Nationen nach, daß der Südländer schneller und leichter marschirt. Bekanntlich ist z. B. die außerordentliche und unübertreffliche Fußkraft der Spanier, was die Engländer oft gefühlt haben. Ebenso ist die französische Infanterie außerordentlich fußgewandt, was wohl die Gewöhnung an Holzschuhe im Innern Frankreichs bewirkt, welche den Fuß leicht macht, sobald diese Fußlast fehlt. Darin unterstützt diese Nationen die Mäßigkeit im Essen. Unser germanischer Magen bedarf des Reizes wie der Masse mehr, als die keltischen Mägen. Vorzüglich kann kein Süddeutscher so lange hungern, wie der Kelte, wohl aber der Norddeutsche, wenn er von der Appetit erregenden Seeluft seiner Niederungen entfernt ist.

Der germanische Volksstamm hat nicht, wie Montesquieu sagt, deswegen, weil er nördlicher wohnt, dickere und größere Nerven, sondern weil es in seiner Race liegt. Aber es ist falsch, daß, was derselbe Schriftsteller sagt, sie eben deshalb stärkere Nerven hätten; die Nerven südlicherer Nationen sind wegen des Raceunterschieds, nicht wegen des südlichen Landes reizbarer, aber doch vertragen sie hohe Hitze- und Kältegrade, wie die slavischen (nicht aber die finnischen Völker, die mit den Deutschen eine Race bilden) länger, als Germanen, während ihnen geringere Kälte zwar nicht schadet, aber empfindlicher ist als den daran gewöhnten Germanen. Rheumatische Uebel finden sich, wie die Skrofeln, viel mehr unter Germanen, als unter Slaven, Kelten und Italienern — dagegen leiden diese mehr an Leber- und Milzkrankheiten — der russische und spanische Feldzug lieferten hiezu vielfache Beweise. Dagegen ist die geistige Abhärtung, wenn man so sagen darf, bei Germanen, und die Unempfindlichkeit bei Slaven stärker, als bei jenen südlichen Völkern.

Den Franzosen hält die Ehrbegierde, die Kameradschaft, die Phantasie lebhafter, fast ebenso den noch ausdauernden Italiener, den Spanier hält noch der Volksstolz und der unüberwindliche Trotz seiner Race. Aber gegen die Uebel der Langeweile, den Unmuth der Belagerung und der Beiwachten, gegen Nässe und sonstiges Mißgeschick im Feld, gegen alle Uebel des Wechselglücks und des Rückzugs schützt jene nichts, während die deutsche Ruhe, die Ausdauer, das Wartenkönnen und die Unerschütterlichkeit in Noth und Unglück vieles vor jenen voraus haben, da auch den Deutschen weder der Stolz der Fahne, noch die Treue, noch die freundliche Kameraderei und die stolze Freude an Sieg abgeht. Bei Eil- und Gewaltmärschen werden daher die Südländer, in Schlachtenbewegungen die Deutschen überlegen seyn. — Hinsichtlich der körperlichen Gesundheit wünschten wir für deutsche Truppen, da ohnehin jetzt seit der Cholera der Krankheitstoff mehr den Unterleib angreift, und der Ueberrock der Taktik und des Marschirens wegen unmöglich für Fußvolk geworden ist, daß mehr gegen Nässe gethan werden könnte, so wie daß der Leib durch einen Wollenbesatz besser geschützt werden möchte.

Was uns aber an franz. Regimentern stets freute, ist die Ungenirtheit der Truppen, sobald sie frei von Waffen sind. Diese Freiheit, dieses Aufleben und dieses Bewußtseyn, daß sie jetzt aller Lust sich hingeben können, ohne daß es oben mißdeutet würde, ist frei von allem Kamaschendienste, es sprudelt wie losgelassene Bäche heraus, ist Leben und Wohlseyn. Der Deutsche ist ruhig alsdann, es kommt wohl zum Theil aus seinem Temperamente, zum Theil aber auch aus Pedanterie und Schule. Das sollten wir ablegen, jenes von den Franzosen lernen.

(Rh.- u. Mosel-Ztg.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 6. Nov.

Schon seit länger als 15 Jahren hat der hiesige Kaufmann Hr. Karl Metz mit unermüdlichem Fleiße und nicht zu verkennender Sachkenntniß dem von ihm ausgegangenen Vorschlag zur Einführung der Seidenzucht im Großherzogthum Hessen Beifall und thätige Unterstützung zu verschaffen gesucht. Hatte auch seine den Ständen des Großherzogthums vor etwa 10 Jahren überreichte, von den zur Einführung des Seidenbaues erforderlichen Mitteln handelnde Schrift nicht den gehofften Erfolg, so fuhr er nichtsdestoweniger fort, durch Lehre und Beispiel sein Lieblingsprojekt fortwährend zu pflegen und ihm Freunde und Gönner zu erwerben. Geraume Zeit hindurch machte er, ganz allein stehend und ohne alle äußere Mitwirkung, in hiesiger Gemarkung Anpflanzungen von Maulbeerbäumen, als dem ersten und nothwendigsten Erforderniß der Gründung des Seidenbaues. Die nicht unbedeutenden Kosten, die damit verknüpft waren, bestritt er aus eigenen Mitteln und fuhr damit so lange beharrlich fort, bis hier eine Anzahl achtbarer Männer, sein patriotisches Streben würdigend, zusammen trat und eine Seidenbau-Gesellschaft gründete. Zunächst war es aber auch für den in neuerer Zeit in's Leben getretenen Gewerbverein für das Großherzogthum Hessen eine seiner würdige Aufgabe, die einmal angeregte Idee des Seidenbaues nicht fallen zu lassen, sondern zu ihrer Realisirung thätig mit-

zuwirken. In der Generalversammlung des erwähnten Vereines vom 21. Dezbr. v. J. hielt Hr. K. Reß einen ausführlichen Vortrag, in welchem er, unter Hinweisung auf die zweckdienlichsten Beförderungsmittel zur Einführung der Seidenzucht, die Mitwirkung des Gewerbvereins zunächst in Anspruch nahm, zugleich auch der Hoffnung Raum gebend, daß wegen der ungemeinen Wichtigkeit des proponirten Industriezweigs wohl auch von Seite der Regierung aus Staatsmitteln ein Beitrag zur Aussetzung von Prämien, besonderen Belohnungen u. dgl. erwartet werden dürfe. In letzterer Beziehung hat der Gewerbverein seine diesfälligen Wünsche bereits zur Kenntniß der höchsten Staatsbehörde gebracht und überdies seine besondere Theilnahme an dem gemeinnützigen Projekt noch dadurch bewiesen, daß er 1) eine Summe von 150 fl. als Reisestipendium für denjenigen jungen Mann bestimmte, welcher mit Erfolg einen Kursus der praktischen Seidenzucht in einer vorzüglich angelegten Magnanerie machen wird, in der Absicht, die erlangten Kenntnisse zum Vortheil des Großherzogthums zu verwenden, und 2) eine silberne Medaille als Preis für das Jahr 1841 für denjenigen aussetzte, welcher zuerst 100 Pfd. getödteter, vollkommen ausgebildeter fleckenloser Cocons zieht. Damit wäre nun schon in so ferne viel gewonnen, als der Gewerbverein dadurch seine thätige Theilnahme an der Einführung der Seidenzucht an den Tag gelegt hat. Die zu dem Behuf eigens ernannte Commission wird demnächst einen ausführlichen Bericht darüber erstatten.

Mannichfaltigkeiten.

(Theatrum mundi.) In London wird aufgeführt: »Frau, schau, wem?«; in Paris: »Die beiden Füchse«; in Spanien: »Der Wirrwarr« und »Die Königin von 16 Jahren.« Espartero hat den »Militärbefehl« aufs Repertoire gebracht. In Ancona hat man »Die Schreckensnacht im Schlosse Paluzzi« probirt; in Mexico wird »Hynko, der Freiknecht«, dargestellt; in Rio Janeiro: »Die Vormundschaft«; in Alexandrien: »Das letzte Mittel«; in Konstantinopel: »Allzu scharf macht schartig«; in Petersburg: »Der Diplomat«; in Rom: »Der hundertjährige Greis«; in Holland: »Die Leibrente.«

Das Pariser Journal l'Artiste enthält die ausführliche Beschreibung des Degens, welchen der Pariser Stadtrath dem Grafen von Paris zum Geschenk bestimmt. Der Stoff ist von Gold und Eisen; ein Saphir, ein Brillant und ein Rubin zieren den Griff. Die Schale stellt den Grafen von Paris in der Wiege dar, mit der Inschrift: »Gott wird Dich leiten.« An der Wiege stehen zwei Figuren, die Stadt Paris und Frankreich darstellend. An beiden Seiten des Griffes befindrn sich die Symbole der Stärke und Gerechtigkeit, und oberhalb des Degenknopfes die Krone des jungen Prinzen, von vier kleinen Figuren getragen. Die Klinge ist mit eingelegten Verzierungen in Gold versehen, auf der einen Seite erscheint der Krieg, eine allegorische Vorstellung von wenigstens 40 Personen, und die Inschrift: »Dem Grafen von Paris seine Geburtsstadt.« Auf der Rückseite „Urbs dedit; patriae prosit" (die Stadt hat ihn gegeben; möge er dem Vaterlande nützen). Die Degenscheide ist von Stahl, aus einem Stücke, mit eingelegten Verzierungen der mannichfachsten Art, und mit dem Namenszug des Prinzen. Seit der Zeit der Renaissance (sagt das genannte Journal) hat kein Versuch der Inkrustation und Ciselirung eine so vollendete Arbeit und solchen Reichthum der Verzierungen dargeboten. Es ist ein in seiner Art einziges Meisterwerk. Hr. Klagmann, ein junger, talentvoller Bildhauer, hat in der Zeichnung und dem Modell des Degens sich selbst übertroffen; Hr. Vechte, einer der besten Ciseliers in Paris, hat die Figuren in Gold ausgeführt; Klinge und Scheide sind aus den berühmten Werkstätten des Hrn. Lepage, Büchsenmacher des Königs; die Bijouterieарbeit und den Griff verdankt man Hrn. Fossin, einem unserer ausgezeichnetsten Goldarbeiter.

(Boppard, 4. Nov.) Die Wasserheilanstalt, die Hr. Dr. Schmitz auf dem nahen Marienberg gegründet, erfreut sich unter der Leitung dieses geschickten und thatkräftigen Arztes eines Fortgangs, der alle Erwartungen übersteigt. Obgleich die Anstalt erst voriges Jahr ins Leben getreten, zählt die dritte diesjährige Kurliste, die bis zum 1. November reicht, schon 165 Gäste, ungerechnet der großen Zahl durchreisender und nur kürzere Zeit auf Marienberg verweilender Fremden. Das Interesse, welches das Publikum für dieses Heilverfahren wie für das Institut an den Tag legt, ist in fortwährendem Steigen begriffen. Viele Aerzte aus Deutschland und den benachbarten Ländern haben die Anstalt besucht, um sich mit dem Heilverfahren, das hier wie anderwärts so glückliche Resultate erzielt, vertraut zu machen, und einstimmig rühmen alle die trefflichen Einrichtungen der Marienberger Anstalt, so wie das freundliche Entgegenkommen ihres Vorstehers. (Rh.- u. Moselztg.)

Frankfurt a. M., 11. Nov.

Vorlesungen des Hrn. v. Suzor.

Seit einer Reihe von Jahren wird den Freunden der französischen Sprache und Literatur während der Wintermonate Gelegenheit geboten, sich mit denselben in lebendigem Rapport zu erhalten und zwar durch interessante Vorlesungen, welche zuerst durch Hrn. Pessier, dann durch Hrn. Durand und jetzt durch Hrn. v. Suzor gehalten wurden und fortgesetzt werden. Letzterer hat für die gegenwärtige Wintersaison seinen Kursus vor einem zahlreichen und ausgewählten Auditorium eröffnet und erfreut sich erneuert der bereits gewonnenen Achtung und Anerkennung. Seine Vorlesungen zeichnen sich durch Reichhaltigkeit, geistvolle Auffassung und Lebendigkeit des Vortrags aus und haben noch den besondern Vorzug, daß sie frisch in die Gegenwart eingreifen und die Ideen und Fragen der Zeit zur Besprechung bringen. Indem nämlich die Werke und Geistesrichtungen der neuesten französischen Dichter und Schriftsteller beleuchtet werden, reihen sich Betrachtungen, die uns nahe liegen, an. Hr. v. Suzor weiß mit jenem, dem gebildeten Franzosen eigenen Takte glücklich zu vermitteln, dem Alten seine Geltungen und dem Neuen sein Recht zuzugestehen und Alles zu vermeiden, was irgend Anstoß geben, oder Mißbehagen erwecken könnte. Auszüge, welche zur Charakteristik der Autoren und ihrer Werke gehören, werden vorgeführt und als Belege der Ansichten des Vorlesers benutzt. Unterhaltung und Belehrung sind auf diese Weise vereinigt und der Zweck der Vorträge wird erreicht. Da Hr. v. Suzor weniger für die Gelehrten von Fach und mehr für die gebildeten Freunde der Literatur spricht, so ist es lobend anzuerkennen, daß er wissenschaftliche Weitläuftigkeit und systematische Abhandlungen vermeidet. Nach einem raschen, aber inhaltreichen Ueberblick der französischen Literatur von ihrem Anbeginn bis auf die neueste Zeit, las Hr. v. Suzor in der ersten Soirée anziehende Fragmente von Alphonse Karr und ging in der zweiten zu Casimir Delavigne über, von welchem ebenfalls Auszüge mitgetheilt wurden. Er schilderte den Dichter der Schule der Alten und der Messenierinnen mit besonderer Vorliebe als talentvollen Vermittler zwischen dem Classischen und Romantischen, als einen um Ausbildung und geschmackvolle Behandlung der Sprache hochverdienten und als einen durch seine Grundsätze hervorragenden Mann von Ehre, welcher für das Wohl seines Vaterlandes unablässig gewirkt und sich die Hochachtung seiner Gegner selbst erworben. Nach der Theilnahme, welche diese Vorträge gefunden haben, sieht man den folgenden mit Vergnügen entgegen und ist überzeugt, daß sich die Anzahl der Zuhörer noch vermehren werde. Jeden Montag, Abends von 6 bis 8 Uhr, finden die Vorträge im Saale des Mühlens'schen Hauses statt. W.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 12. Nov. Hans Sachs, Schauspiel in 4 Abth., von Deinhardstein. (Gastrolle) Kunigunde: Mad. Schneider, vom Theater in Zürich.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 318. Freitag, den 13. November 1840.

Soneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Wer auf dem schnaubenden Dampfboote die Rheinreise von Bingen bis Coblenz machte, erinnert sich wohl noch, wie stolz und keck die Burgruine, deren Namen diese Erzählung an der Stirne trägt, auf ihrem Felsen zwischen den Dörfern Heimbach und Drechtingshausen liegt, als bewährte Vorhut des gewaltigen Waldes, der den Namen Son trägt, und von dieser Ruine bis weit hinauf gen Sonscheidt, an die Gränze des mächtigen Hochwaldes sich zieht. Die Berge treten bei Soneck etwas vom Rheine zurück und bilden einen kleinen Bogen, indem sie im Tiefgrunde dem Rheine gestatteten, fruchtbares Land anzuhäusen.

Will man die Ruine Soneck besteigen, so muß man eine kleine Strecke von der Rheinstraße über bebautes Land wandern und tritt alsdann am Fuße des Berges in die Region der Hecken und des Gestrüppes ein, das aus grauen Schieferfelstrümmern hervorwächst. Ein Blick nach der Ruine zeigt, daß man nur von einer Seite sie erreichen kann; das ist die südliche, wo ein schmaler Thaleinschnitt, den felsiges Gerölle fast ganz bedeckt, von einem frischen klaren Quellbächlein durchrieselt wird. Dies Bächlein machte in früheren Zeiten die Gränze des Trach- und Nahegaues. Von diesem Thale aus ermißt erst das Auge ganz die schwindelmachende Höhe, auf der die Ruine ruht, und läßt ahnen, wie schwer es seyn mochte, sie, zur Zeit ihres Glanzes, zu erobern.

Der Felsen ist imposant, der ihr zum Fundamente dient. Epheu umrankt ihn, und Flechten und Moose geben ihm eine höchst malerische Bekleidung.

Arbeitet man sich, dem murmelnden Bächlein folgend, durch die Hecken und über das Steingerölle glücklich weg, so erreicht man nach mühsamem Klettern endlich das Niveau der Burg, deren Thor auf dieser Seite lag. Trümmer haben den Graben gefüllt, der hier in den Felsen gehauen war. Das Fallthor und sein Thurm ist gebrochen. Vom Burghause am Burgthor sind nur noch wenige Reste übrig. Sie dehnten sich an die hohe Warte, die auch bis zur Erde hin weggetilgt ist. Ein zweiter Hochthurm lehnte sich an das noch stehende Hauptburghaus. Vom Thore aus liefen in Windungen die Mauern hin, und bildeten einen Eingangsweg zwischen hohen Mauern, geschützt durch Thürme. Ist man auf diesem Wege fortgewandelt, so tritt man endlich in den Kreis des Burghofes, und hier erhebt sich in mächtiger Höhe das Burghaus im Viereck, dessen Ecken oben vier kleine Lugthürme zieren, von denen die beiden vorderen, gegen Osten nämlich, noch stehen. Alles Eingebäude hat das gierige Element des Feuers und die zerstörende Menschenhand ganz vertilgt. Oede ist Alles und schauerlich stille; nur unter dem Boden hallt es dumpf; denn da ziehen sich die Felsenkeller und Verliese hin, wo neben der goldenen Quelle bacchantischer Lust der Kummer des Eingekerkerten wohnte, und die Qualen lichtlosen Alleinseyns trug. Hat aber der Wanderer diese Höhe erklettert, so wird alle Mühe reich belohnt.

Tritt man nämlich an den Rand der äußern Mauer, so entfaltet sich eins der reizendsten Landschaftsbilder, welche der Rhein nur zu bieten vermag. Ringsum, wohin auch der Blick sich wendet, schließen hohe Berge den Gesichtskreis ab, hier bewaldet vom Fuße, den der Fluß bespült, bis zum Gipfel, der sich im Aether badet, dort von der Reben frischem Grüne, wie vom Sammte bekleidet, und oben mit Fruchtbäumen und Ackerland gekrönt, das sich an friedliche Dörfchen und Weiler reihet. Ueberall aber tritt der rauhe und nackte Grauschieferfels in pittoresken Zacken zu Tage, und bietet so dem Auge einen Wechsel, der eben so malerisch als unterhaltend ist.

Tief im Süden, wo die grünliche Fluth des Rheines aus den bewaldeten Bergen hereintritt in den schönen Thalkessel, erblickt das Auge den weißen Punkt des freundlichen Schlößchens auf dem Niederwalde. Dunkelgrün ist der Berge Gewand und der Fleiß der Menschenhand wird nur hin und wieder sichtbar.

Folgt der Blick dem Nassauischen Ufer, so begrüßt er erst recht im Bodenthale die Spuren menschlichen Fleißes; und war er so klug, der Wanderer, sich mit einer Flasche des köstlichen Bodenthälers zu versehen, ehe er heraufstieg, so trinkt er jetzt die goldene Fluth mit doppelter Begeisterung und bringt dem Fleckchen ein Hoch, wo sie gewachsen. Weiter abwärts reihen sich Reben an Reben, bis der Blick auf Lorch weilt, dessen Häuser sich am Rheinufer hinziehen und in's Wisperthal hinauf und amphitheatralisch sich um die hochgelegene Pfarrkirche reihen. Seltsam nimmt sich das alte von Sohler'sche Ritterhaus am Ufer gegen die modernen Gebäude seiner Nachbarschaft aus. Es repräsentirt Lorchs großartige Vergangenheit. Von zwei Burgen beschützt, deren eine nur noch in kärglichen Ruinen sichtbar ist, war es im zwölften

und dreizehnten Jahrhundert, und selbst noch bis zur Reformation hin, einer der ansehnlichsten Orte des untern Rheingaus, an dessen Gränze es lag. Ein zahlreicher Adel wohnte hier und in der burgreichen Nachbarschaft des Sauerthales und Wisperthales; das Stift seiner Kirche besaß eine zahlreiche Priesterschaft. Seine Präsenz war reicher als irgend eine andere, und seine Schuljunkerschaft bot Bildung dem Adel in einer Zeit, wo diese so selten gefunden wurde. So nahe dem Rheinweinstapelorte, blühte sein Weinbau, besonders seit man hier die Rebe aus Frankreich baute, die den rothen oder fränkischen Wein brachte. Das lustigste Leben am Rhein hatte hier seine Stätte. Weiter abwärts scheint sich das Dörfchen Lorchhausen, einst eine vorgeschobene Colonie des reichbevölkerten Lorch, verbergen zu wollen. Reben umranken seine Mauern gegen den Rhein, und hoch an seine Felsenwände pflanzte es seine Weinberge. Mauern und Thürme machten es seiner Zeit wehrhaft. Die Gegenwart hat sie großentheils niedergebrochen.

Es ist ein mächtiger Bergstock, der hier vortritt, der Berg der Wirbellai, an dessen Fuß ungeheure Tiefe gähnt und in Wirbeln aufbrodelt.

Der Fluß ist hier zum See abgeschlossen. Die Heilighseninsel, wo einst Gustav Adolph über den Rhein ging, schließt ihn mit ihrem Felsenwehr und ihrem blendenden Sommerhäuschen ab; auf diesem Felsenwehr stand und stehet noch, jetzt in die Tiefe gesenkt, durch das Erheben des Rheinspiegel, der Altar des Bacchus, wo einst die Ubier und Römer ihre Libationen darbrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Die orientalische Frage.

(Frankfurt, 11. Nov.) In dieser Zeit, wo ein Monat folgenreicher werden dürfte als sonst ein Jahr, glauben wir Einiges über die, durch die zur europäischen gewordene orientalische Frage umgestaltete Weltlage bemerken zu dürfen.

Fassen wir zuerst diese Frage selbst ins Auge, wie sie sich aus den bekannt gewordenen Actenstücken herausstellt, so dürfte sie sich in Kürze dahin wiedergeben lassen, daß die vier alliirten Großmächte die Integrität des türkischen Reichs beabsichtigen, Frankreich den Fortbestand der muselmännischen Herrschaft in dem betreffenden Theile des Orientes will. Setzt man den, wenn auch noch so unwahrscheinlichen, doch denkbaren Fall, daß der Sultan zu Gunsten Mehemed Ali's dem Throne entsagte, so müßte dies eine friedliche, ja, die friedlichst mögliche Lösung der Frage herbeiführen. Frankreich wäre zufrieden gestellt, und die Allianz hätte ihren ausgesprochenen Zweck, die Integrität des türkischen Reichs, aufs vollständigste erreicht. Würde sie sich aber dabei beruhigen? von sämmtlichen alliirten europäischen Mächten läßt sich dieses gewiß nicht behaupten. Daraus folgt, daß zum Theil wenigstens entweder der Streit wegen Personen und Familien geführt wird, um Abdul Meschid und Mehemed Ali und deren Nachkommen, oder der Allianz andre Absichten zum Grunde liegen als die angegebenen. Ueberdies hat Mehemed Ali sich jeder Zeit als Vasall der Pforte anerkannt; Aegypten und Syrien würden daher auf keinen Fall aufgehört haben, zum türkischen Reiche zu gehören. Wendet man dagegen ein, daß dieses nur dem Wortlaute und Scheine nach sich so, in Wirklichkeit aber ganz anders verhalten haben, Mehemed Ali nämlich von der Pforte unabhängig geworden seyn würde, so kömmt aber auch in Betracht, was sonst aus Syrien werden soll. Am besten läßt sich dies aus der begonnenen Kriegführung in diesem Lande beurtheilen, die unläugbar insbesondere auf den Aufstand der dortigen christlichen Bevölkerung berechnet ist. Daß es dieser um die Integrität des türkischen Reichs zu thun seyn werde, läßt sich nicht annehmen, deren Absicht dürfte wohl die Befreiung von muselmännischer Herrschaft, gleichviel welcher, seyn. Syrien, der Pforte wiedergegeben, würde den Charakter der Moldau und Wallachei oder Serbiens annehmen. Würden aber diese Provinzen bei einem Angriffe Rußlands, z. B, der Türkei von Nutzen seyn, würden sie nicht vielleicht gar offen Partei gegen sie nehmen, wäre es nicht jedenfalls ein Leichtes, Unruhen in diesen Ländern zu erregen, welche jede Theilnahme zu Gunsten der Türkei ihnen unmöglich machte? Grade so würde es mit Syrien werden, jedoch nach der geographischen Lage viel gefährlicher, weil alsdann sich auch auf der asiatischen Seite, gleichsam im Rücken der Türkei eine solche zweifelhafte Provinz, und die Aussicht auf Unterstützung zu Lande aus Aegypten ꝛc. wo nicht ganz abgeschnitten, doch erschwert finden würde. Dem Muselmanne als solchem konnte der Ausgang des Streites zwischen Mehemed Ali und dem Sultane allein ganz gleichgültig seyn, bei dem gegenwärtigen kann er nicht anders als für den Ersten sich interessiren. Auch wäre eine Verständigung zwischen Konstantinopel und Alexandrien längst erfolgt, wäre es nicht durch zwei Großmächte verhindert worden, von denen doch nicht anzunehmen, daß ihnen die türkischen Interessen mehr am Herzen liegen als dem Divane zu Konstantinopel selbst. Die vollständige Abhängigkeit der Pforte von den europäischen Seemächten, insbesondere von England und Rußland, hat sich in dieser letzten Zeit so offen kund gegeben, daß es für sie besser gewesen wäre, einen unruhigen und übermächtigen Vasallen zu behalten, als sich selbst als Vasall zu bekennen. Das türkische Reich, dessen Integrität man garantirt, steht und fällt mit der gegenseitigen Eifersucht der Seemächte; kömmt es zwischen diesen zum Kampfe oder zur Verständigung, hört jenes auf. Vorzüglich dem Umstande, daß man sich im übrigen Europa noch nicht daran gewöhnen kann, Rußland im Besitze Konstantinopels zu wissen, überhaupt hinsichtlich des sogenannten europäischen Gleichgewichts die alten Ansichten fahren zu lassen, verdankt das türkische Reich noch seine armselige Existenz, es steht aber sein Ende nahe bevor, was auch die Diplomaten beschließen, denn der Macht der Verhältnisse ist mit Noten und Protocollen nicht beizukommen. Es ist aber sehr zu bezweifeln, daß der Versuch mit einem arabischen Reiche, wie ihn Frankreich beabsichtigte, die Vorderasien bevorstehende Umwandlung abzuwehren oder nur aufzuhalten im Stande gewesen wäre.

Die Gründe, welche zum Abschlusse des Vertrages vom 15. Juli Veranlassung gegeben, lassen sich nur muthmaßen, scheinen jedoch für die verschiedenen Paciscenten verschieden gewesen zu seyn.

Rußland ist dabei von einer durchdachten und consequenten Politik geleitet worden. Man braucht nur einen Blick in die Karte zu werfen, um zu finden, von welchem Werthe für Rußland der Besitz Konstantinopels, eigentlich der Dardanellen ist, um ein Debouché aus dem schwarzen Meere zu haben; man

Table of Contents 1
Introduction 2
Chapter 1: Getting Started 3
Chapter 2: Basic Concepts 15
Chapter 3: Advanced Techniques 42
Chapter 4: Troubleshooting 78
Appendix A: Glossary 95
Appendix B: Resources 102
Index 110

auf die Thaten und auf die Fehler unserer Vorfahren zu lenken, damit in künftiger Zeit das Volk durch die Erinnerung an seine Geschichte zum Großen begeistert werde, und Thaten thue, die des deutschen Namens und des neunzehnten Jahrhunderts würdig sind!

Korrespondenz.

†† Leipzig, 9. Nov.

Heute beginnt das Schillerfest. Als eine sehr einfache Feier würde es gerade nicht viel Stoff zu öffentlichen Mittheilungen hergeben, wenn nicht einige merkwürdige, die hiesigen Verhältnisse bezeichnenden Umstände sein Entstehen begleitet hätten. Ursprünglich wurde es von hier weilenden Literaten angeregt. Ein Theil des Publikums wirkte demselben, wenn nicht offen, doch versteckt und vornehmlich durch die Insinuation entgegen, diese beabsichtigte Feier sey zur Revange für die bekannte Ausschließung beim Gutenbergsfest bestimmt. Ja, diese Hindeutung wurde sogar in der preuß. Staatsztg. gedruckt. Dem war aber nicht also, drum, so viel man weiß, war die Idee zu einer Schillerfeier schon seit mehreren Jahren unablässig verfolgt worden. Als, ungeachtet dieser Umtriebe, die Sache ihren Fortgang hatte und ein provisorisches Festcomité bereits gebildet worden war, hieß es auf einmal: das Fest verdient gefeiert zu werden, nur stehen nicht die rechten Leute an der Spitze. In die letzte Generalversammlung, wo das definitive Festcomité gewählt werden sollte, eilten nun ganz andere Personen, als die ursprünglichen Berathenden, und das definitive Comité wurde aus ihnen gewählt, so wie das frühere fast ganz beseitigt. An und für sich erregte dies natürlich keinen Widerspruch von Seiten der Anreger des Festes, allein die weniger lebendige Tendenz, welche die später Hinzugetretenen der Feier zu geben bemüht waren, mußte zu Mißhelligkeiten führen. Weniger wurde die Anordnung der bei der heutigen Abendtafel stattfindenden Toaste besprochen, wenn schon dieselbe, so wie die verlangte Anmeldung etwaiger Vorträge ꝛc. bei Verschiedenen Unbehagen erregte. Das meiste Aufsehen erregte die Kunde, daß ein Prolog, gedichtet von dem Sänger der gepanzerten Lieder, Karl Beck, welcher am 10. Nov. der Aufführung von Schiller's Räubern vorhergehen sollte, von der Behörde verboten worden sey. Da die Behörde genannt wurde, so vermuthete man Censurhindernisse und beruhigte sich dabei. Allein mit einem Male erschien heute eine Erklärung Karl Beck's, wodurch derselbe bekannt macht, daß der von ihm verfaßte Prolog (eine Anrede an die deutsche Jugend) nicht, wie es Anfangs geheißen, von der Behörde, sondern von dem freisinnigen Comité selbst zurückgewiesen worden: 1) weil die kriegerische Begeisterung des Prologs nicht geeignet sey, von einer Dame (Mad. Dessoir) gesprochen zu werden; 2) weil die »Räuber«, als ein stürmisches Stück, mit einem versöhnenden Prolog eingeleitet werden müßten; 3) weil Karl Moor nicht das Spiegelbild der deutschen Jugend sey. Was den letztern Punkt betrifft, so erklärt der Dichter, daß er erst nicht näher zu erörtern habe, wie er die deutsche Jugend nicht mit dem Räuber Karl Moor, sondern mit dem Jüngling Moor verglichen habe, »dem man sein Recht genommen« und den das Schicksal »mahnt, zu schreiten auf den schweren Eisensohlen.« Daß diese gedruckte Erklärung Beck's hier sehr besprochen wird, können Sie sich leicht denken; allein ungeachtet dieser Mißtöne dürfte dieses Fest in dem Sinne, wie man es hier nimmt, ein sehr heiteres werden, wenn schon mancher Ordner desselben denken dürfte: Beatus ille, qui procul a negotiis etc.

Mannichfaltigkeiten.

Das Danziger Dampfboot schreibt aus Danzig vom 3. Novbr.: Vor Kurzem starb hier ein gelehrter Sonderling, der Gymnasial-Direktor Blochmann. In scheuer Menschenfeindlichkeit hatte er seit sieben Jahren weder Zimmer noch Bett verlassen, und nur, von einer alten Frau bedient, seinen Büchern und literarischen Arbeiten gelebt, die jedoch ein Gewirr von Citaten und Verkehrtheiten bilden. Er lag völlig entkleidet im Bette und hielt das Waschen für ein Vorurtheil. Sein Zimmer wurde Sommers und Winters geheizt. Das Haar hing dem gelehrten Einsiedler wild um den Scheitel und der Bart lang und wirr bis über die Brust hinab. Von dem Schmutze und der Unsauberkeit hatte sich in seinem Zimmer ein so pestilenzialischer Geruch eingenistet, daß sein Arzt erklärte, er müsse seine Besuche einstellen, wenn er sich nicht in ein anderes Zimmer bringen ließe. Auf vieles Zureden gehorchte er und gab auch zu, daß er am ganzen Körper abgewaschen wurde. Dabei meinte er, das erquicke ihn! Er schrieb stets im Bett, indem er die Kniee in eine erhöhte Lage brachte und das Papier darauf legte; in dieser Lage schlief er auch, und so waren die Kniegelenke so verwachsen, daß man die Beine nicht mehr gerade ausstrecken konnte. Der Todte mußte mit gebogenen Knieen in den Sarg gelegt werden.

(Die Thiere unsere Lehrmeister.) Wird das Wiesel (Frettchen in Ostindien) von einer giftigen Schlange gebissen, frißt es Raute als Gegengift; die Einwohner lauschten ihm das Geheimniß ab. Der Storch brachte uns auf die Theorie der Klystirre, der Hirsch auf die Pfeffermünze als flüchtiges Reizmittel. Die Schwalben heilen die Augen ihrer Jungen mit Schellwurz (Chelidonium), das wilde Schwein purgirt sich mit Epheu, der Bär mit Ameisen, und die Vögel, wenn sie keinen Appetit haben, mit Lorbeeren. Der kranke Hund heilt sich durch Fasten und Ruhe; das vollblütige Pferd beißt sich die Ader auf, die angeschossene Gemse stopft ein balsamisches Kraut in die Schußwunde, der Fuchs beißt sich ein krankes Glied ab, ehe noch der Brand hinzukömmt ꝛc.

(Brambach im sächs. Voigtlande, 6. Nov.) Nachdem schon während des letztverwichenen Sommers und bis jetzt hier häufige und heftige Erderschütterungen verspürt wurden, so hörte man auch insbesondere heute kurz nach 12 Uhr drei schnell hintereinander folgende, von Nordwest nach Südost gehende, von donnerähnlichem Geräusch begleitete Erdstöße, welchen 1 Uhr 20 Minuten Nachm. ein anderer in gleicher Richtung mit solcher Vehemenz folgte und die Gebäude dermaßen erschütterte, daß die Fenster klirrten und höher stehende Gegenstände herabgeworfen wurden. Sechs Uhr Nachmittags wurde ein dem letzteren an Stärke ziemlich gleicher und während des Abends noch mehrere, etwas schwächere vernommen.

(Dresden, 8. Nov.) In theatralischer Hinsicht haben wir einer neuen Oper vom königl. Kammermusikus Dotzauer (Buch vom königl. Hofschauspieler Kriete nach Körner's »Hedwig, die Bandittenbraut«) Erwähnung zu thun, welche zweimal mit vielem Beifall bereits über die Bühne ging. Dem Vernehmen nach, wird noch in diesem Jahre, es heißt am 2. Weihnachtsfesttag, das neue Schauspielhaus, und zwar mit Tasso, eröffnet werden.

(Erklärung.) Als Antwort auf das in fast allen deutschen Blättern und auch in dem unsrigen enthaltene patriotische Gedicht von Niclas Becker sind uns bereits mehr als ein Dutzend Erwiederungen und Gegengrüße in Versen und in Prosa zugegangen. So sehr wir nun den Ausdruck deutscher Volksstimmung und deutscher Vaterlandsliebe ehren und obwohl unter den eingesendeten Dichtungen und prosaischen Aufsätzen sich manches Werthvolle befindet, so können wir doch die bezeichneten Mittheilungen nicht veröffentlichen, da wir durch den Raum beschränkt sind und unsern Lesern des Guten allzu viel ermüdend werden würde. Wir danken daher für das Eingesendete und bitten, uns weitere Artikel dieser Art nicht zusenden zu wollen. Die Red.

Redakteur: J. C. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 319. Samstag den 14. November 1840.

Sonneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Auf dem linken Ufer streben die Felsenwände der Vogtswiese zu namhafter Höhe, in deren Klüften der Schuhu noch wohnt. Bacharachs spitzer Thurm steht ihnen nahe. Er ist der nördliche Gränzthurm der hochbethürmten Mauern dieser einst so berühmten Stadt, von dem, einen spitzen Winkel bildend, die Mauern zum Rheine und zum Steeger-Thale sich hinabziehn zu den gewaltigen Thorthürmen hin, deren einer leider gefallen ist.

Am Rheinufer liegt die alte Stadt, deren Häuser sich um die byzantinische Kirche reihen, über deren Thurm am Felsen die schönen Ruinen der gothischen Wernerskirche trauern. Hoch oben liegt weitherrschend Staleck, die Wiege des Pfälzergeschlechts, die hohe, mächtige Burg, in Trümmern. Hermanns von Staleck Geist wandelt hier, seit der Kummer über das Hundtragen des Körpers Hülle brach. Die Schatten der Wittelsbacher und Staufen umschweben diese weiten Trümmer.

Und dort unten sammelten die Weinmärkte und Gabelungen einst die zahlreichen Käufer und Verkäufer, und das regste Handelsleben füllte den Hafen der Stadt, die im Mauerkranze so sicher ruhte. Aber auch der Krieg wüthete oft hier, bis Louvois das Vernichtungswort sprach und der blutriefende Montal es ausführte.

Weiter aufwärts versteckt sich das in Ruinen liegende Klösterlein Fürstenthal in die Berge und Baumesgrün; und während Rheindiebachs Häuser verdeckt sind, sieht die Warte von Fürstenberg über die Höhen weg. Hier war es, wo einst ein Stein einen Kaiser zum Tribute zwang.

Auf dem Dorfe Heimbach weilt der Blick. Die Ruinen von Heimburg, erbaut auf den Trümmern des römischen Castrums, das die hier ausmündende Römerstraße deckte, sind fast verschwunden. Ueber Weinberge schweift der Blick, um endlich auf dem Dorfe Drechtingshausen auszuruhen.

Wie herrlich ist dies Panorama! Wie ruht der Rhein zu den Füßen des Beschauers in stiller Majestät, hier ganz eingeschlossen wie ein See! Wie reich ist der Stoff, der sich dem Denker aufdrängt, der hier auf den verwitternden Ruinen einer reichen Vergangenheit steht, und unten den stolzen Repräsentanten der Gegenwart vorüber brausen sieht, das rauchende Boot mit seinen Touristen.

Nun wir heimisch geworden sind auf Soneck's Ruinen, fragen wir wohl nach den Geschicken der Burg, aus denen uns die Sage eine reiche Episode mittheilen will. Wir lauschen noch einen Augenblick dem erzählenden Munde der Geschichte, ehe wir uns ganz dem Eindrucke jener wechselnden Begebenheiten hingeben.

Es liegt auf der Zeit, in welcher die Burg erbaut worden seyn mag, leider ein tiefes Dunkel, wie auch auf dem, der zuerst den Gedanken in sich trug, hier auf dem steilen Felsen, an der Brust des hohen Berges eine Burg zu erbauen. Nur so viel läßt sich mit einiger Gewißheit annehmen, daß einer der ritterlichen Erzbischöfe von Mainz im Laufe des zwölften Jahrhunderts die Burg gründete zum Schutze des Gebiets, welches Churmainz und die Stifter des Doms und der Kirche Sanctae Mariae virginis ad gradus hier besaßen. Vielleicht aber auch, daß die reiche Abtei Corneli-Münster im Cölner Erzstift sie erbaute. Auch für diese Meinung sind Gründe genug vorhanden, denn schon vor der Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ist diese Abtei im Besitze der Burg, und Werner von Bolanden ist ihr Burgmann in ihr. Nach seinem Tode erbte sie dessen Bruder Philipp von Bolanden, genannt von Hohenfels, sammt der Schirmvogtei über die Güter der Abtei Corneli-Münster. Von dieser Zeit an vergaßen die Burgmannen ihres Zweckes, denn sie wurden Räuber im weitesten Sinne des Wortes. Es sind Glieder des weitästigen Stammes der Ritter von Waldeck, deren Stammhaus im Wisperthale, deren Burghaus in Lorch lag, welche in dieser Zeit hier Burgmänner sind, vielleicht Afterlehensträger Bolandens, der sich mehr auf dem nahen Reichenstein aufhielt. Niemanden wurde dieser Räuber Treiben nachtheiliger, als den Kaufherren von Mainz, Trier und Cöln und den Klöstern, die reich begütert umher lagen. Schamlos war das Treiben der Ritter. Es gereichte gewissermaßen ihnen zur Ehre, wenn sie so recht frech raubten und sich des Raubes im üppigsten Leben freuten. Die Unsicherheit war so groß am Rheinesufer, daß fast Niemand mehr wagte, die Straße zu ziehen, und die Kaufleute ihre Schiffe mit Reisigen besetzten, um Angriffe abtreiben zu können.

Die Noth gebar den Städtebund, Arnold Salmann, der Walpode von Mainz, wurde sein Stifter. Schnell wuchs und kräftigte er sich, und schon 1254 rückte das Heer

des Bundes vor Soneck und Reichenstein, und beide Burgen wurden erobert und zerstört. Philipp von Bolanden-Hohenfels wüthete und schwur glühende Rache im Bunde mit den Waldecken, deren Familie mächtig und groß war; doch kam es zum Frieden und Wiederaufbau der Burgen, die wahrscheinlich nicht völlig zerstört worden waren, und es schien, als sey der böse Geist von ihnen gewichen; allein nicht lange währte dies, so brach er wieder hervor in seinem ganzen Ungestüm, in seiner maßlosen Zügellosigkeit. Der Wehruf der Unterdrückten und Mißhandelten drang zum Ohre Rudolphs von Habsburg. Er zog heran wie ein dräuend Wetter, und in Würzburg traf ihn der Churfürst von Mainz, der ihn zum Rächen des Frevels rief. Soneck wurde belagert. Auf Fautsberg wohnte der Kaiser. Nach hartem Kampfe fiel die Burg, und Alle, die sie vertheidigten, wurden gehenkt, sie selbst weggetilgt von der Erde. Erst im vierzehnten Jahrhundert erscheint sie urkundlich wieder; doch erst um die Hälfte dieses Jahrhunderts wurde die Burg von den Waldeck, Marschällen von Soneck, wie sie sich nannten, und auch schon früher vorkommen, wieder erbaut. Sie wurde erweitert. Späterhin kamen durch Anheirath auch die Breidbach in die „Ganerbschaft" oder Erbgemeinschaft von Soneck und erbten es ganz, als die Waldecke von Soneck in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ausstarben. Wahrscheinlich zerstörten im Verheerungskriege der Pfalz 1688 die Franzosen die Burg. Sie blieb im Besitze der Familie von Breidbach-Bürresheim, welche jedoch keinen Werth auf die Ruine legte, keine Steuern zahlte, so daß sie durch Verjährung an die Gemeinde Drechtingshausen überging, welche sie an den jetzigen König von Preußen, damaligen Kronprinzen, und die übrigen Prinzen, Söhne Sr. Majestät des verstorbenen Königs, verkaufte, in deren Besitz sie noch ist.

Nach diesem kurzen Ueberblick der Geschichte der Burg kehren wir zu den Begebenheiten zurück, welche wir erzählen wollen, und welche unmittelbar in die Jahre 1281 und 1282 fallen, in jene verhängnißvolle Zeit, wo Soneck ein weitberüchtigtes Raubnest war, und Rudolph von Habsburg das schwere Gericht hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Die orientalische Frage.

(Fortsetzung.)

Die von England befolgte Politik ist nicht so klar und einfach wie die Rußlands. Sein Haupt-Beweggrund war die Besorgniß, der Sultan möchte sich genöthigt sehen, eine russische Armee zum Beistande nach Konstantinopel zu rufen. Kurz nach der Schlacht bei Nisib hatte es Frankreich vorgeschlagen, mit der vereinten Flotte die Dardanellen zu passiren, theils um Konstantinopel gegen die Aegyptier zu schützen, theils um die Russen von da entfernt zu halten. Wäre Frankreich auf diesen Vorschlag eingegangen, statt ihn abzulehnen, so hätte die orientalische Frage eine andere Lösung erhalten. In dieser Unthätigkeit konnte aber England auf die Dauer nicht bleiben, wollte es nicht sein ganzes Ansehen in Vorder-Asien verlieren. Von der einen Seite stand der Armee Ibrahims nichts im Wege, auf Konstantinopel zu marschiren, und sie ward nur durch französischen Einfluß davon abgehalten, auf der andern bot Rußland dem Sultan Hülfstruppen an, die dieser in solcher Bedrängniß um so mehr annehmen konnte, als der im Tractate von Unkiar Skelessi vorgesehene casus foederis wirklich eingetreten war. Die gemeinschaftliche Note der fünf europäischen Großmächte, wonach die Angelegenheit in London erledigt werden sollte, hatte weder zu den russischen noch zu den französischen Intentionen gestimmt; Rußland hätte es vorgezogen, sie allein zu schlichten, und Frankreich, sie zwischen dem Sultane und Mehemed Ali ohne fremde Dazwischenkunft geordnet zu sehen; ersteres trat nur ungern in die Gemeinschaft und Frankreich ersetzte gar seinen Botschafter, der die Note mit unterzeichnet hatte. Die Schuld oder das Verdienst des Juli-Tractats, die errungenen Vortheile und begangenen Fehler dürften aber weniger Lord Palmerston als Lord Ponsonby beizumessen seyn. Dieser scheint die Kräfte und Mittel Mehemed Ali's richtiger gewürdigt zu haben, wenigstens ist aus Berichten Reisender bekannt, daß er weder sie, noch ihn selbst sehr hoch anschlug. Die Umstände hatten aber nothwendig gemacht, ihm eine große arbitraire Gewalt anzuvertrauen, so daß selbst eine Seemacht zu seiner Verfügung gestellt ward, die in Malta seiner Weisungen harrte. Dem Lord Ponsonby erschien die momentane Suprematie Englands in Vorderasien, welche zugleich die eigne war, als höchste Aufgabe, wie einem jeden, der Jahre lang sich ein Ziel gesteckt, und solches im Schweiße seines Angesichts verfolgt hat; über das, was in späterer Zeit und im übrigen Europa überhaupt erfolgen würde, dachte er entweder gar nicht nach, oder beruhigte sich doch darüber. In Alexandrien hatte Frankreich festen Fuß gefaßt; auf dessen Geheiß waren die siegreichen Schaaren Ibrahims nicht weiter vorgedrungen; Mehemed Ali war nicht nur für ihn, Ponsonby, unzugänglich, sondern arbeitete ihm in Konstantinopel geradezu entgegen; er mußte fürchten, sich von ihm im Serail und im Divan überflügelt zu sehen, kein Wunder, wenn er ihn persönlich haßte. Wie sich daher die Conferenzen in London in die Länge zogen, und Mehemed Ali im Laufe des Sommers unter Mitwirkung Frankreichs dem Sultan Anerbietungen zur unmittelbaren Ausgleichung machte, mußte er alles aufbieten, deren Erfolg zu hindern. Lange schon scheint er Verbindungen in Syrien gehabt zu haben, zum wenigsten ward nicht geläugnet, daß seine Emissarien beim Aufstande der dortigen Bevölkerung zu jener Zeit besonders thätig gewesen. Zugleich war ein Schiff von Malta mit Waffen für die Rebellen expedirt worden und nur zu spät angekommen, weil der Aufstand bereits unterdrückt war. Wir sagen der kürzeren Bezeichnung halber Rebellen, sie dürften jedoch nicht als solche anzusehen gewesen seyn, da Mehemed Ali sich blos im factischen Besitze Syriens befand, auch war Lord Ponsonby weit entfernt, sie als solche zu betrachten, ja, es scheint, daß er deren Aufstand niemals als unterdrückt und blos als gedämpft ansah, weshalb er es wohl gewesen, der die Schiffs-Abtheilung des Commodore Napier aus Malta an die syrische Küste beorderte, und dessen Befehle dieser befolgte. Er theilte dem englischen Cabinete wahrscheinlich den Aufstand in Syrien, seine Mitwirkung dabei und die französisch-ägyptischen Bemühungen in Konstantinopel zur Herbeiführung einer unmittelbaren Ausgleichung zugleich mit. Einerseits war er eigentlich schon gegen Mehemed Ali feindselig aufgetreten, und man konnte in London nicht wissen, wie weit er inzwischen gegangen war, da er die zu seiner Verfügung gestellte britische

Seemacht schon requirirt hatte oder doch requirirt haben konnte, anderseits betrachtete man die von Frankreich mit Umgehung der Conferenz unterstützte directe Ausgleichung als einen Winkelzug, der zum wenigsten Vertrauen und Offenheit auszuschließen schien; unter solchen Umständen glaubte Lord Palmerston den Tractat unterzeichnen zu müssen, ohne Frankreich davon zu präveniren. Es hätte leicht geschehen können, daß Commodore Napier, den Befehlen Ponsonby's folgend, ägyptische, mit Kriegsbedarf für die Armee in Syrien beladene Schiffe weggenommen hätte, ehe noch der Traktat unterzeichnet war, begreiflich aber konnte er sich an die ihm zum wenigsten nicht officiell bekannten Fristen desselben nicht halten, die der von der englischen Regierung unmittelbar beauftragte Admiral Stopford gewissenhaft einhielt; in den dortigen Gewässern befand sich damals eine getheilte, nicht sub-, sondern coordinirte britische Seemacht unter den Befehlen des Commodore Napier und des Admirals Stopford, die ganz verschiedenen Instruktionen folgte; später erst stellte sich ersterer unter letztern. Hätte zu jener Zeit ein französisches Schiff es versucht, der Armee Ibrahims Munition zuzuführen, so wäre es vielleicht von Napier weggenommen, zum wenigsten angehalten worden, was ernste Conflicte nach sich hätte ziehen können; und nichts konnte treffender seyn, als die damalige Aeußerung des französischen Gesandten: nous dependons des incidens et des subalternes. Noch in späterer Zeit sehen wir Ponsonby durch die herbeigeführte gänzliche Entsetzung Mehemed Ali's seine Vorgesetzten, denen es nicht wohl möglich, ihn zu desavouiren, in nicht geringe Verlegenheit bringen. Man kann sich die Selbstzufriedenheit Lord Ponsonby's in diesem Augenblicke denken, wo der französische Gesandte in Konstantinopel sich bei Seite hält, der russische aber, gewöhnlich sein Gegner, ihn nicht nur gewähren läßt, sondern sich ihm gleichsam unterordnet, und die Operationen in Syrien so guten Erfolg haben.

(Fortsetzung folgt.)

Himmel und Hölle.*)

Was eilet das Mädchen so ängstlich und bleich,
An Schnelle dem Rehe, dem flüchtigen, gleich,
Den wogenden Busen von Locken umwallt,
Umrauschet vom Röcklein die schöne Gestalt?
Der lüsterne Junker im frevelnden Sinn
Jagt hinter ihr, spornend den Rappen, dahin!
Er treibt sie entathmet zum dampfenden Moor,
Dort hebt sie die Hände zum Himmel empor:
»Du Gott des Erbarmens, o hilf mir geschwind,
»Entreiße der nahenden Schande Dein Kind!«
Sie setzet das Füßchen, so blendend wie Schnee,
Flugs auf den morastigen, bräunlichen See;
Da springt ihr ein Knopf im metallenen Schein
Vom Mieder und drückt in die Fläche sich ein.
Sie aber, entschwebend wie Nebel so leicht,
Hat sturmschnell die Grenze des Moores erreicht,
Indessen der Reiter, mit Peitschengeknall,
Mit Fluchen ihr folgend vom schilfigen Wall,
Wie eine gewaltige, bleierne Last,
Versinket im tiefen, erregten Morast.
Als spähend sie rückwärts die Blicke geschickt,
Und nirgends das Roß und den Junker erblickt,
Wohl aber, wo beide versunken, die Spur
Inmitten der dunklen, zerwühlten Flur,
Da hat sie Gebete dem Himmel geweiht,
Der sie von dem Diener der Hölle befreit.

*) Aus: »Deutsche Sagen und sagenhafte Anklänge von Adolf Bube. Dritte Auflage. Gotha, im Verlag von J. S. Müller.«

Mannichfaltigkeiten.

(Schneeberg, 2. Nov.) Das alljährlich in allen Bergstädten Sachsens von der Bergknappschaft gefeierte Reformationsfest wurde in diesem Jahre am 31. Oct. hier mit der dritten Säcularfeier der Hauptkirche verbunden. Diese Kirche, eine der schönsten und die größte im Königreiche Sachsen, war von 1516 — 1540, größtentheils unter der Leitung des »Meisters Hanns« (Friedrich Ochwang), aus eignen Mitteln der Stadt Schneeberg erbaut worden, und ist der Zeit nach die erste protestantische Kirche Sachsens. Sie besitzt treffliche Altargemälde von Lucas Kranach.

Wie bedeutend die Konkurrenz deutscher Waaren auf den amerikanischen Märkten mit den englischen ist, geht aus folgendem Handelsschreiben aus Fernambuc in Brasilien vom September an ein englisches Haus hervor: »Es war uns noch nicht möglich, über Ihre Stahlwaaren zu verfügen; die Anbote waren erbärmlich, wir befürchten aber, daß wir die niedern Preise werden annehmen müssen, da zu eben diesen Preisen ganz ähnliche Artikel neuerlich von deutschen Häusern verkauft wurden. In der That sind sie nahe daran, uns den Markt abzuschneiden.«

Ein armer Beinsammler in Agram fand am 17. Oct eine Brieftasche mit 90 fl. CM. und 9 fl. WW., die ganze Barschaft einer Höckerin. Während der Finder Tags darauf ging, die amtliche Anzeige über seinen Fund zu machen und die ganze Barschaft bei sich trug, borgte er, um seinen Hunger zu stillen, von einem Kameraden 3 kr. auf Brod. Wohl ein Beispiel seltener Redlichkeit!

(Der Stich gereizter Bienen.) Das Monatblatt (Nro. 8) für die gesammte Bienenzucht erzählt uns folgenden merkwürdigen Vorfall: »In dem Dorfe Ackering bei Freysingen ließ sich im verflossenen Sommer ein vom eignen Bienenstand abgeflogener Schwarm bei der nicht weit entfernten Hundshütte nieder, in welcher ein ziemlich großer Hund an einer Kette befestigt war. Der Hund, durch die Bienen geängstigt, fing zu bellen und zu toben an, allein je größere Bewegung er machte, desto ungestümer fielen die Bienen über ihn her, in der Meinung, seine Wuth sey gegen sie gerichtet. Als die Bäurin die Angst und das Toben des Hundes sah, wollte sie ihm zur Hülfe kommen und versuchte es, ihn von der Kette zu lösen; allein die Bienen fielen alsogleich auch über sie her, zerstachen sie jämmerlich und richteten sie so übel zu, daß sie es aufgeben mußte, den Hund zu retten. Der Hund streckte in seiner Wuth und Pein die Zunge heraus, und das brachte ihm den Tod, denn er bekam mehrere Stiche an der Zunge, und diese schwoll dergestalt an, daß er ersticken mußte. Auch die Bäurin schwoll am ganzen Leibe so auf, daß man die Kleider von ihr reißen und schneiden mußte — doch kam sie mit dem Leben davon.

(Würzburg, 9. Nov.) Kürzlich meldete sich bei den Aufnahmsprüfungen in das hiesige Gymnasium ein Schüler zur Aufnahme in die oberste Classe, der bereits in Freiburg (Schweiz) nächstes Semester zur Philosophie zugelassen worden wäre. Obwohl die Professoren, da sie selbst, wie die Jesuiten in Freiburg mit allem Eifer und so weit es ihnen möglich ist, eine katholische Erziehung der Jugend bezwecken, ihn bei der Prüfung so nachsichtig als möglich behandelten, so mußte er dem-

noch abgewiesen werden, da man ihn nicht einmal für eine untere Classe vorbereitet fand. Es wird dies nicht gesagt, um der Anstalt in Freiburg nahe zu treten, sondern um das Publikum aufmerksam zu machen, daß nach den Anforderungen, welche unsere Schulordnung an die Abiturienten macht, ein Schüler dieser Anstalt in Baiern nicht bestehen kann. (D. Post.)

Der großen Zahl von Männern, welche auf dem Gymnasium zu Weilburg den Grundstein wissenschaftlicher Bildung gelegt haben und sich jener Bildungszeit mit eben so viel Vergnügen, als mit dankbarer Empfindung erinnern, wird eine Schrift des hochverdienten Dr. Niclas Gottfried Eichhoff gewiß sehr willkommen seyn. Sie führt den Titel: »Geschichte des herzogl. nassauischen Landesgymnasiums in Weilburg. Bei L. C. Lanz, Weilburg, 1840,« — und bringt auf 224 Seiten eine vollständige, nach den Quellen bearbeitete, sehr anziehend geschriebene und vom Geist wahrer Humanität durchzogene Geschichte einer Lehranstalt, deren Ruf weit verbreitet und deren segensreiche Wirksamkeit anerkannt ist.

Ueber die Vorbereitungen zur Bestattung der Asche Napoleon's wird Folgendes berichtet: »Der Leichenwagen ist 30 Fuß hoch, hat vier Räder und besteht aus einem Sockel mit Basreliefs. Darüber befindet sich ein anderer Sockel, drapirt mit violettem mit Bienen besäeten Sammet und gestickten Adlern mit Kronen. Vierzehn Karyatiden tragen eine Art Sims von Lanzen und Wurfspießen, auf dem sich der Sarkophag mit dem Kaisermantel, dem Scepter und der Krone befinden wird. Hinter dem Wagen werden die Fahnen der besiegten Völker angebracht. Ueber das Ganze wird sodann ein großes schwarzes Krepptuch geworfen, das bis an den Boden reicht. Vierundzwanzig Schimmel mit Decken von violettem Sammet mit dem Wappen des Kaisers ziehen den Wagen. Vor dem Triumphbogen de l'Etoile, den man mit Guirlanden schmückt, sollen sich offene Zelte befinden, in denen die Geistlichkeit und die städtischen Behörden den Wagen erwarten. Zunächst folgen ihm die Geistlichkeit und alle alten Soldaten in der Uniform des Kaiserreichs. Dann kommen die Marschälle des Reichs, die den kaiserlichen Degen und die fünf in Gold gedruckten Gesetzbücher begleiten. Darauf folgen die Pelotons der kaiserlichen Garde, die Fahnen aller französischen Regimenter, die Civil- und Militärschulen, die gelehrten Gesellschaften, die Banner der 86 Departements ꝛc. Von der Brücke von Neuilly bis zu den Invaliden wird der Weg des Wagens durch Candelaber erleuchtet, die Pfannen mit bunten Flammen tragen. In der ganzen Länge der Champs elysées werden ungeheure Trophäen aufgestellt seyn und vor den Invaliden die kolossale Statue Frankreichs von Pradier. Rechts und links am Wege will man Estraden für das Publikum errichten. Eine Brücke von 7 Bogen wird über die Seine gebaut und an den beiden Enden will man vier Säulen mit vier Ruhmgestalten aufstellen. Auf der Esplanade der Invaliden sollen die 32 Statuen der berühmtesten Könige stehen, die dem vorüberfahrenden Kaiserwagen Kronen darbieten. Die ganze Invalidenkirche wird ausgeschlagen.«

Die Königin Victoria erhält manchmal sonderbare Präsente. Einmal schickt eine alte Dame auf dem Land Ihrer Majestät ein Käschen, dann wieder eine Bäuerin ein paar Spanferkel. Neulich traf der Capitän des Dampfbootes Braganza in Windsor ein, um Ihrer Maj. ein paar Marmousets, oder brasilische Affen, als Geschenk Ihrer kaiserl. Maj. der Herzogin von Braganza, zu überreichen. Die zierlichen Aeffchen, kaum größer als Wiesel, lagen, in Flanell eingewickelt, in einem schönen Mahagonykästchen; »sie wurden« meldet der Windsor Expreß, „most graciously received by her Majesty.“ Eben jetzt wird in West-Pennard, auf dem Pachthof eines Hrn. Dunkerton, ein ungeheurer Käse, wozu nicht weniger als siebenhundert fünfzig Kühe das Material geliefert haben, als ein Geschenk für Ihre Majestät zubereitet. Patrioten aus allen Theilen des Landes strömen dahin, um das Wunder anzustaunen. Wie der Riesenkäse, mit welchem in Englands neuerer Geschichte nur Hrn. C. Attwoods berühmte Chartistenpetition verglichen werden kann, nach London gebracht werden soll, ist noch nicht entschieden, wahrscheinlich aber werden acht der schönsten Kühe, die man in Westengland auftreiben kann, den Transport übernehmen. Das für diese feierliche Gelegenheit gedichtete Lied besagt, daß fünfzig flinke Milchmädchen sich zu dieser idyllischen Großthat vereinigt haben.

Vom Göthe'schen »Götz von Berlichingen« kam unlängst eine französische Uebersetzung heraus. Ueber die Treue des Uebersetzers gibt schon der Titel einen genügenden Beweis; er lautet: „Idöl de Berlichingo“!!

(Florenz, 22. Oct.) Sonntags am 11. d. Mts. ist endlich die langerwartete Oper des Fürsten Joseph Poniatowski in dem Theater della Pergola zur Aufführung gekommen. Die Musik ist der gelungene Versuch eines vielbegabten Anfängers: dies ist das Urtheil des Florentiner Publikums. Der Fürst wurde achtmal herausgerufen. Die Ausführung, Talenten ersten Ranges, wie Fräul. Unger, Ronconi und Musich anvertraut, gewährte hohen Genuß, die äußere Ausstattung war glänzend. Fürst Poniatowski soll bereits eine neue Oper fertig im Pulte liegen haben. — Maler Amerling aus Wien, einer der ersten jetzt lebenden Porträtisten, ist angekommen und wird bei uns überwintern.

Frankfurt a. M., 11. Nov.

Konzert des Hrn. Heinrich Wolff.

Wir stehen nun wieder in der Saison der langen Winterabende, der Musen, geselligen Zirkel, Soupers und Konzerte, und so fand am 9. d. M. das Konzert des Hrn. Heinrich Wolff im Saale des Weidenbusches statt. Gleich den früheren war es sehr zahlreich besucht, indem der Konzertgeber der Verehrer und Freunde viele zählt, auch wurde es mit vollständigem Orchester gegeben, was in den letzteren Jahren fast zur Seltenheit geworden ist.

Hr. Heinrich Wolf spielte zuerst ein großes Konzertstück von Mayseder, dann eine Introduction und Rondo und zuletzt Variationen über ein Thema aus den Hugenotten, beides Pieçen seiner eigenen Composition. Der treffliche Violinist bewährte seinen bekannten Ruf. Vor Allem sind es die Reinheit und Schönheit seines Tones, welche jeden Hörer ansprechen. Zu diesen gesellen sich Delicatesse und Anmuth des Vortrags, geglättetes, trefflich abgerundetes Spiel, die größte technische Fertigkeit und eine gediegene Schule. Auch die Wolff'schen Compositionen für die Violine sind als werthvolle Konzertstücke zu bezeichnen. Die Virtuosität des Konzertgebers fand jene Anerkennung, welche nur vorzüglichen Leistungen gespendet wird.

Von dem Pianisten Hrn. Schröder hörten wir ein brillantes Rondo von Hummel. Die Anforderungen an einen Klavierspieler sind heutigen Tages, wo man einen großen Meister nach dem andern hört und wo mittelmäßige Leistungen gar nicht aufkommen können, auf's höchste gesteigert. Hr. Schröder besitzt eine technische Fertigkeit, die alle Schwierigkeiten überwindet, einen schönen, kräftigen Anschlag und einen abgerundeten, ausdrucksvollen Vortrag. Sein Ruf als bedeutender Pianist ist von den hiesigen Musikkennern anerkannt und seine Kunstleistungen werden immer mit Vergnügen entgegen genommen. Auch heute fand sein treffliches Spiel den allgemeinsten Beifall.

Außerdem wirkten in diesem Konzerte die Herren Lambeletti, Ricciardi und Hecht, so wie die Damen Fürth und Holzhäuser beifällig mit.

Theater-Anzeige.

Samstag, 14. Nov. Iphigenie in Aulis, große Oper in 3 Abth., Musik von Gluck.

Sonntag, 15. Nov. (Zum Erstenmale wiederholt): Doctor Fausts Hauskäppchen, Posse in 3 Abtheil., Musik von Kapellmeister Hebenstreit.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 320. Sonntag, den 15. November 1840.

Heut zu Tage.

(Scherzgedicht von J. W. Reußler.)

Die allerschlimmste Plage
Liegt wohl, in dieser Welt,
Im Ausdruck: Heut zu Tage,
Der Bitt'res meist enthält.

Viel Unheil und Vergehen
Entsprießen oft daraus,
Wie wir fast täglich sehen
Im wüsten Weltgebraus.

Es wird damit entschuldigt
Wohl manche Schurkerei,
Und oft damit gehuldigt
Der frechsten Narrethei.

Spricht einer Hohn der Sitte,
Und folgt dem Laster roh',
Thut's in Pallast und Hütte:
»'S ist heut' zu Tage so.«

Die Frau spricht zu dem Manne:
»Es muß heut' Fete seyn,
»Den Geiz mir nun verbanne,
»Und sorg' für guten Wein.«

Und spricht er tief bekümmert:
»Durch ew'ge Gasterei
»Wird unser Glück zertrümmert,
»Es folget bitt're Reu' — «

Antwortet sie mit Lachen:
»Mach' dir doch keine Pein,
»Das sind jetzt Modesachen,
»Muß heut' zu Tage seyn.«

Die tollen Speculanten
Ergreift jetzt wahre Wuth,
Hat man nicht reiche Tanten,
So schwindet Ehr' und Gut.

Die Mutter spricht zum Kinde:
»Schon wieder auf den Ball,
»Zu viele Lust ist Sünde,
»Und führt zum Tugendfall.«

Sie sagt: »o Mutter, bitte,
»Geheimenraths geh'n auch,
»'S ist heut zu Tage Sitte,
»Ich übe nur den Brauch.«

Ein Knabe von zehn Jahren,
Er rauchet schon Tabak,
Und ist schon wohl erfahren
Im sittenlosen Schnak.

Mag auch der Lehrer eifern,
Mit bitt'rem Ach! und O!
Papa sagt: »Laß ihn geifern!
'S ist heut zu Tage so.«

Noch kaum der Schul' entlaufen,
Fängt man schon an zu frei'n,
Muß Shawls und Uhren kaufen
Für's holde Liebchen fein.

Und schreit man: »Welch ein Wandel!
Du wirst ein Höllensohn.«
Es bessert nicht den Handel,
'S ist heut zu Tage Ton.

Ist klar auch die Pupille,
Und sieht man wie ein Falk,
Es trägt dennoch die Brille
Ein sechszehnjähr'ger Schalk.

Und sagt man: »lieber Kleiner,
»Das steht ja gar nicht fein,«
So spricht er: »wegen meiner,
»'S muß heut' zu Tage seyn.«

Ein Knabe im Theater
Befleiß't der Kritik sich,
Spielt den gelehrten Kater,
Und tadelt fürchterlich.

Und fragt man solch ein Närrchen:
»Warum den Lärm, mein Sohn?«
So drummt das kleine Herrchen:
»'S ist heut zu Tage Ton.«

Der Schuster und der Schneider
Sieht aus wie der Baron,
Es spricht ein Jeder leider
Der Gottesordnung Hohn.

Und forschet man im Leben
Nach jeglichem Tumult,
Es wird sich klar ergeben:
Das heut zu Tag' ist schuld.

Sonneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

1.

Der Weg, welcher von Rüdesheim nach Assemannshusen, wie man es damals nannte, führte, war Anno 1281 bei weitem nicht so breit, nicht so geebnet und durch Dämme gegen die Fluth geschützt, wie er das heute ist; vielmehr bestand er lediglich in einem Pfade, welchen die Saumrosse der Halfer (Helfer) getreten hatten; der bald an die plätschernde Welle reichte, bald aber sich in eine ansehnliche Höhe hinaufzog, absonderlich, wenn Felsen am Ufer sich erhoben. Wer nicht in einem Kahne auf dem Rheine herab von Rüdesheim fuhr, mußte diesen Weg gehen, oder, wie das junge waghalsige Ritter thaten, reiten. Am schlimmsten war er unterhalb der Burg Ehrenfels und dem Mausthurm, da, wo eben das Bingerloch seine Untiefe hat. Bei weitem so steißig, wie heute, war damals der Berg nicht angebaut. Nur zwischen Ehrenfels und Rüdesheim zogen sich die edeln Weinberge hin. Abwärts von erstgenannter Burg reichten Hecken und Gestrüpp bis unmittelbar an die Fluth des Rheines, und im Geklüfte hausten Füchse genug, um den Winzern lästig zu werden.

Die Herbstlese des Jahres 1281 war eine der günstigsten des Jahrhunderts. Alle Chroniken stimmen darin überein, daß nicht blos in Hinsicht der Fülle (die Reben bogen sich unter ihrer Traubenlast), sondern auch in Rücksicht der Güte des Mostes kein Jahr des ganzen Seculums ihm glich; denn der Sommer war glühend heiß gewesen, und zu gehöriger Zeit hatte warmer Regen die Erde erquickt, und ihre Ausdünstungen die Trauben ungemein edel gemacht. Ueberdies hatte auch der Erzpriester Bodo zu Lorch, ein Mann von tiefem Wissen, und kundig des Laufes und der Erscheinungen der Gestirne, längst einen außerordentlichen Wein geweissagt, denn es hatte sich im Januar und Februar des mehrgedachten Jahres ein gar sel sam Gestirn gezeigt, das einen Schwanz hatte gleich einem feurigen Kehrbesen, und schauerlich in die Welt hereinleuchtete zum Entsetzen der Leute. Plötzlich war es gekommen, und plötzlich verschwand es. Bodo hatte Recht. Der Wein wurde köstlich, denn der feurige Besen hatte die Luft wunderbar rein gekehrt.

Die Lese war denn auf den 12. Oktober des Jahres 1281 festgesetzt worden.

In Lorch war dazumal ein groß Gejubel. Die Ritterschaft strömte da zusammen, und der Vicedom des Rheingaus war Willens, ein gewaltig Bankett zu halten in Lust und Kurzweil, mit Tanz und Spiel, in seinem Burghause, dazu denn alle Welt geladen war.

Am Tage vor der Herbstlese zu Lorch schaukelte sich ein schöner Kahn auf den Wellen des Rheines von Rüdesheim herab. Er war überdeckt mit einem großen Zelttuche, gleich einem Gemache eingerichtet, und drinnen saßen drei Personen. Die eine war der hochwürdige Domscholaster von Mainz, der Bruder des Erzpriesters Bodo in Lorch, der eben einmal den Bruder heimsuchen, den Zehnten seines Herrn überwachen, die Schuljunkerschaft prüfen, die Präsenz reformiren — und sich des Lebens freuen wollte in der lieben Vaterstadt. Der Domscholaster war ein gewaltig dicker Herr, der die rothe Nase nicht vom Winde und den Schmeerbauch nicht vom vielen Fasten hatte. Aus seinen Augen lachte die Freude und die gutmüthigste Heiterkeit. Die zweite Person im Schifflein war ein großer stattlicher Mann im schwarzen Sammtkleide, der eine Pelzmütze auf dem weißen Haupte trug. Das Antlitz war gefurcht, ernst und fest. Hinter den Falten der Stirne wohnte Strenge, und im Auge blitzte, trotz des schneeigen Haares, ein Feuer, das, traf es den Rechten, ihn erbleichen machte. Man sah es auf ein Haar der Gestalt an, daß sie sich nicht viel zu beugen gelernt, wohl aber gewohnt war, daß Andere sich vor ihr beugten. Er trug eine güldene Kette um den stolzen Nacken, mit einem güldenen Schaustück dran und ein kurzes, aber sehr breites Schwert an seiner Seite. Das war der Stifter des Städtebundes, Arnold Salmann, der reiche Kaufherr und Patrizier, aber auch Walpode von Mainz, des Domscholasters anderer Bruder, den der Erzbischof ihm zugegeben hatte, um seine Geschäfte in Lorch vollziehen zu helfen. Und die dritte Person im Nächelein war ein Mädchen, so schön wie die Nixe, die drunten an der Lurelai jedes Auge und Herz bezaubert, so schön, wie je ein Mainzer Kind war im Frühlingsschmucke der Jugend. Das war Hedwig, die Tochter des Walpoden und die Nichte des dicken Domscholasters und des Erzpriesters Bodo in Lorch.

Während sie unter traulichen Gesprächen dahinfuhren und das Mägdlein so recht achtzehnjährig und sehnsüchtig in die grünliche Fluth des Stromes blickte, nahten sie sich dem Mausthurm. Von Ehrenfels schallte die Zollglocke; vom Mausthurm rief der Wächter das Fahrzeug an — allein beide verstummten, als der Steuermann eine Flagge aushing, in deren Felde das Rad von Mainz erglänzte und den Zollwächtern zu erkennen gab, hier reiseten Bedienstete des Erzbischofs von hohen Würden.

Sie fuhren jetzt ganz nahe am Ufer hin.

„Sind wir nicht bald an dem gefährlichen Loche von Bingen, wo schon so manches Schifflein seinen Untergang fand?“ fragte das Fräulein.

Der Walpode verzog zum höhnischen Lächeln den stolzen Mund.

of the Bank of England, and the Governor of the Bank of Ireland, and the Governor of the Bank of Scotland, and the Governor of the Bank of Wales, and the Governor of the Bank of the Isle of Man, and the Governor of the Bank of the Channel Islands, and the Governor of the Bank of the Falkland Islands, and the Governor of the Bank of the British Virgin Islands, and the Governor of the Bank of the Cayman Islands, and the Governor of the Bank of the Turks and Caicos Islands, and the Governor of the Bank of the British Indian Ocean Territory, and the Governor of the Bank of the Pitcairn Islands, and the Governor of the Bank of the Ascension Islands, and the Governor of the Bank of the Tristan da Cunha Islands, and the Governor of the Bank of the South Georgia and the South Sandwich Islands, and the Governor of the Bank of the British Antarctic Territory, and the Governor of the Bank of the Sovereign Base Areas of Akrotiri and Dhekelia, and the Governor of the Bank of the Gibraltar, and the Governor of the Bank of the Hong Kong, and the Governor of the Bank of the Macau, and the Governor of the Bank of the Bermuda, and the Governor of the Bank of the Anguilla, and the Governor of the Bank of the Montserrat, and the Governor of the Bank of the Saint Helena, and the Governor of the Bank of the Saint Helena, Ascension and Tristan da Cunha

Staatsmannes nicht trüben. Abgesehen davon, daß er von irrigen Unterstellungen ausging, wäre sein Benehmen noch weniger zu rechtfertigen gewesen, wenn sie Grund gehabt hätten. Es galt zu handeln und sich zu verstellen, nicht zu lärmen und sonst nichts zu thun. Während Rüstungen angeordnet und mit augenscheinlicher Uebertreibung ausposaunt wurden, ward Mehemed Ali von jedem kräftigen Handeln abgehalten, die Flotte aus den syrischen Gewässern zurückberufen, überhaupt jeder Anlaß zur Collision vermieden, so daß es klar ward, daß man ein Einschüchterungs-System befolge, erst um die Ratification des Vertrages, dann um dessen Ausführung zu verhindern, was nothwendig erfolglos bleiben mußte und der von Frankreich vertretenen Sache nur schaden konnte. Je fester man vom Bruche der Allianz mit England überzeugt war, desto mehr mußte man sich das Ansehen geben, einen solchen gar nicht für möglich zu halten; je ernstlicher die Rüstungen waren, welche man glaubte machen zu müssen, desto mehr war Grund vorhanden, sie zu verheimlichen oder ihnen einen falschen Vorwand zu geben. Frankreich war nicht in der Lage, dem ganzen übrigen Europa den Krieg zu erklären, wohl aber, sich ihm als anscheinend ruhiger, aber gerüsteter Zuschauer furchtbar zu machen. Es war das Prävenire zu spielen, Ibrahim Pascha mußte unverzüglich vorrücken, den Sultan für in seiner Hauptstadt gefangen erklären, und alle Muselmänner auffordern, zu dessen Befreiung mitzuwirken. Dann hätte eine russische Armee zur Deckung Konstantinopels nach Klein-Asien kommen müssen, und England so viel mit Beobachtung dieses Alliirten zu thun gehabt, daß es an Coërcitiv-Maßregeln an der syrischen Küste nicht hätte denken können. Die französische Flotte wäre in den dortigen Gewässern geblieben, angeblich um dem Sultane hülfreiche Hand zu leisten, hätte, um die christliche Bevölkerung zu schützen, auf einzelnen Küstenpunkten Syriens und auf Candien Truppen ans Land gesetzt, alles ohne zu interveniren, gleichsam in vermittelnder Absicht. Dadurch wäre das englische Cabinet in Verlegenheit gebracht, seine Politik unpopulär und unhaltbar geworden; so wie nun Hr. Thiers, hätte wahrscheinlich Lord Palmerston aus dem Ministerium treten müssen, und die Angelegenheiten wären für Mehemed Ali vortheilhafter und für Frankreich ehrenvoller ausgeglichen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In der neuen Welt weiß man die Kunst zu schätzen, am höchsten aber die der untern Extremitäten. Die berühmte deutsche Tänzerin Fanny Elsler setzt das ganze zahme Amerika durch ihre Füße in Entzücken. Jetzt ist sie nach Havanna, wo die guten Cigarren herkommen, eingeladen, um alle drei Tage ein Stündchen zu tanzen, und bekommt für 4 Wochen 100,000 Frcs. Dafür tanzt mancher Ehemann sein Lebtag.

Zu der Niederkunft der Königin von England werden alle Anstalten getroffen. Die Amme, die Frau eines Arztes, erhält 11,000 fl., ohne was sich sonst zuträgt.

(Leipzig, im Nov.) Am 16. v. M. fand hier die diesjährige Hauptversammlung der Gesellschaft zu gegenseitiger Hagelschäden-Vergütung statt, bei welcher verfassungsmäßig die Resultate des letzten Verwaltungsjahres und ein vorläufiger Rechnungs-Abschluß vom Direktorium vorgelegt wurden. Hieraus ergab sich, daß die Summe der Versicherungen im Jahre 1840 9 Millionen 247,145 Thlr. und die der Schäden-Vergütung 8334 Thlr. betrugen, und daß von dem nach Abzug aller Entschädigungs- und Verwaltungskosten verbleibenden Kassenüberschusse den dermaligen Gesellschaftsmitgliedern 76 pCt. der vorausgezahlten Prämien gutgeschrieben werden, was um so erfreulicher ist, als hierdurch die großen und schmerzlichen Opfer des vorletzten Jahres wenigstens theilweise den Interessenten wieder erstattet werden.

Die Elberf. Zeitung theilt auf achtbaren Wunsch Folgendes aus dem Buchhändler-Börsenblatt mit: In der Leipz. Allg. Ztg. heißt es in einem Artikel über Immermann: »Wir bleiben Bänkelsänger in Deutschland!« sagte Immermann damals zu wiederholten Malen und nicht ohne herben Grimm. »Da haben sie geschrieben und gelobt von Süden und Norden die Epigonen und den Münchhausen, daß man denken sollte, in jeder Dorfschenke müßten die Bücher zu finden seyn, und wenn wir es in der Meßrechnung besehen, so haben einige dreißig Millionen Deutsche an 500 Exemplaren genug gehabt!« — Ja das ist der Jammer in Deutschland! Auf der einen Seite entsetzliche Pauvreté, auf der andern Seite ein wahrer Abscheu gegen das Bücherkaufen. Welcher Buchhändler hat nicht schon Leute gekannt, die beständig von und über Litteratur schwatzen, die es auch ganz in der Ordnung finden, an einem Abende Summen in Champagner zu vertrinken, allein einige Thaler für ein gutes Buch auszugeben, kommt ihnen nie in den Sinn, ja das ist bei ihnen ein Ding der Unmöglichkeit. Nein, in dieser Beziehung ist's in England und Frankreich besser. Da erfordert es der Anstand, die Werke der besseren und geachteten Schriftsteller als Eigenthum zu besitzen; dort würde sich Jeder, der zu der höhern Klasse der Gesellschaft rangirt, schämen, wenn man ein neues Werk Brougham's, Th. Moore's, Bulwer's, Lamartine's, Delavigne's, Victor Hugo's auf dem Tische sähe, welches einer Leihbibliothek entnommen worden. In Deutschland werden solche Anforderungen nicht gemacht; da genirt man sich nicht in den höchsten und feinsten Cirkeln, wenn dort von dem neuesten Werke Tieck's, oder Steffen's, oder Heine's, oder Laube's die Rede ist, zu sagen, man habe es noch nicht vom Leihbibliothekar bekommen können, weil so Viele darauf abonnirt seyen.

(Braunschweig, 3. Nov.) Rottecks oft aufgelegte »Weltgeschichte« ist durch den hiesigen thätigen Verlagshändler G. Westermann von den Erben der Herderschen Buchhandlung zu Freiburg zu dem bedeutenden Preise von 12,000 Thalern angekauft worden und wird demnächst in einer neuen eleganten Auflage und wahrscheinlich mit einer, vom Verfasser selbst besorgten, bis auf unsere Tage herabreichenden Fortsetzung im Verlage des neuen Besitzers erscheinen.

Am 8. d. M., Abends, ereignete sich in Berlin folgender höchst beklagenswerthe Unglücksfall: Der 18jährige Lehrling eines Handwerkers hatte nämlich die Absicht, sich in der Wohnung seiner Eltern zu erschießen. Er begab sich zu diesem Zwecke mit einem geladenen Pistol in eine Kammer. Hier traf ihn sein älterer Bruder. Dieser, sich bemühend, den Schuß zu verhindern, rang mit ihm um das Pistol. Unglücklicherweise entladete sich bei dieser Gelegenheit der Schuß, fuhr dem ältern Bruder in den Unterleib und verletzte ihn dergestalt, daß er schon nach wenigen Stunden seinen Geist aufgab. Er wurde so das unglückliche Opfer der in bester Absicht versuchten Bruderrettung.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 15. Nov. (Zum Erstenmale wiederholt): Doctor Fausts Hauskäppchen, Posse in 3 Abtheil., Musik von Kapellmeister Hebenstreit.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 321. Montag, den 16. November 1840.

Soneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Eben nämlich, als sie um die scharfe Ecke schifften, welche dort der vorspringende Berg bildet, erblickte das Fräulein einen Reiter, der mit unsäglicher Keckheit den schmalen Fußweg von Lorch daher kam. Seine schmucke hellfarbige Kleidung, der Sammthut mit den wallenden Federn, das lange Schwert an der Seite und das wunderherrliche Roß, welches er ritt, kündigte ihn als einen Edlen des Landes, die schlanke edle Gestalt als einen jungen Mann an. Obwohl Hedwig seine Züge noch nicht unterscheiden konnte, so pochte doch ihr Herz stärker als vorher, und die Einbildungskraft arbeitete mächtiger, weil eine Erinnerung früherer Tage mit ihrem ganzen Einflusse sich geltend machte.

Das raschere Ziehen des Stromes und das Spornen des Rosses brachte beide schnell einander näher. Eben als sie sich nicht ohne Erröthen gestand, der junge Mann sehe dem Bilde, das ihre Einbildungskraft so lebhaft beschäftigt, so ähnlich als Junker Gisbald vom Burgthore von Soneck sich selbst, bäumte sich das Roß gerade an einer Stelle, wo die Hufe der Halferpferde und die leckende Fluth den Schiefelfels spiegelglatt geschliffen. Der Reiter faßte kräftiger die Zügel, setzte sich fester im Sattel, bohrte den spitzen Stachel, der seine Ferse bewaffnete, tiefer in die Weichen des jungen Thiers, um es mehr in seiner Gewalt zu haben und es über die Felsen hinauf zu treiben, allein die wehende Flagge mit dem Rabe von Mainz machte das Thier scheuer; es bäumte sich höher auf und sprühte Feuer aus seinen Augen, während es mit aufgeworfenen Nüstern wild und heftig schnob. Als es nun der Reiter mächtiger herauf warf, glitt sein Hinterhuf aus. Umsonst schlug es den Vorderhuf in den Felsen. Mit einer mächtigen Wucht stürzten Reiter und Roß in die aufschäumende Fluth, daß das Aufschlagen der Wellen fast den Kahn umwarf und ihn weit in den Rhein hinausschleuderte.

Dies ganze Ereigniß war das Werk weniger Minuten. Hedwig rang die Hände unter den Lauten der schmerzlichsten Angst und Bangigkeit.

Arnold Walpode wandte sich gleichgültig ab. „Warum so schreien?“ fragte er strafend. „Erntet der Bube nicht, was er gesäet? Verloren ist ohnehin nichts an ihm; denn es ist einer von dem Diebsgesindel, das diese Gegend zu einem Schlupfwinkel seiner Verworfenheit macht.“

„Pfui, Arnold,“ rief jetzt der dicke Scholaster recht eifrig aus. „Ist das christlich gedacht? Siehst Du nicht, wie der junge Mensch mit den Wellen ringt? Wie das Roß gerne das Ufer erreichen möchte und nicht kann? — Ich kann nicht schwimmen, kann nicht helfen, weil ich untergehen würde, und ohnedies nasse Kälte fürchten muß, wie den Tod; aber Du bist ein Schwimmer, wie einer in Mainz.“

Der Walpode sah ihn spöttisch an und wandte nun den Blick dem Jünglinge zu, während Hedwig in starrer Angst auf ihren Knieen lag und betete, und ihr stierer Blick jede Bewegung des Ringenden verfolgte.

Lange schon hatte dieser versucht, das Pferd zu einer Stelle zu leiten, wo es Grund gewinnen könnte; allein das wollte nicht gelingen, und die überspannte Kraft des Thiers begann nachzulassen. Mit jeder Minute wuchs seine Gefahr.

„Laßt das Thier los,“ rief der Steuermann dem jungen Ritter zu. „Ihr ertrinket sonst mit ihm in der Tiefe!“

Der Ritter vernahm den Ruf, sah seine Richtigkeit ein und machte sich aus den Bügeln los; allein der Schreck und die Kälte des Elements hatte schon in dem Grade erstarrend auf ihn gewirkt, daß er nicht im Stande war, lange schwimmend anzukämpfen gegen die Wuth des Wassers, die sich im Bingerloche brach, zu dem ihn die reißende Macht hingezogen hatte. Eine rasche Wendung des Kahns brachte jetzt denselben dem Jünglinge nahe, der nur noch schwachen Widerstand leistete. Da hing sich Hedwig weit hinaus über das niedere Bord des Kahns, streckte den weißen Arm dem Schwimmenden zu, und dieser ergriff ihn und drohte, die Liebliche hinab zu sich zu ziehen.

„Halt, halt, um aller Heiligen willen!“ schrie der Scholaster seinem Bruder zu. „Wir sind Alle verloren — rette! rette!“ Er hing seine ganze Last an Hedwigs schlanke Gestalt, und jetzt erst faßte Arnold mit Riesenkraft den Jüngling und hob ihn in den wankenden Kahn, auf dessen Boden er ihn jetzt niedersinken lassen mußte. Nur noch einen Blick warf der Jüngling auf Hedwig, und sein Auge schloß sich in einer tiefen Ohnmacht.

Der Scholaster schrie in wilder Todesfurcht nur immer dem Schiffer zu, daß er den Kahn umwende, weil sie eben jetzt die gefährliche Stelle erreichten.

Dieser war aber ein erfahrner Schiffer, aus Rüdesheim gebürtig, und des Fahrwassers kundig. Er brachte durch einen

mächtigen Ruderschlag den Kahn wieder in den Strom, und pfeilschnell warf ihn das Wasser durch das Loch.

„Brav, Anton Forschner!“ rief der Domscholaster, das Paternoster unterbrechend, das er in der Angst seines Herzens halblaut gebetet hatte. „Du erweisest Dich als ächtes Rüdesheimer Blut. Das war ein Meisterstück. In Lorch sollst Du aber auch dafür mehr als eine Kanne Zehntwein zur Erfrischung haben. Jetzt setz' aber auch ein. Wir müssen schnell Lorch erreichen.“

„Wenn Ihr warten wollt, bis wir Lorch erreichen, geistlicher Herr Bruder,“ sprach Arnold mit der Ehrerbietung, die stets der Laie dem geweiheten Bruder zu zollen pflegt, „so ist der da oben Eure Hülfe erhoben, das heißt, er hat das Zeitliche gesegnet, um in Eurer Weise zu reden, oder ihm geflucht.“

„Todt? sagst Du,“ rief der geistliche Herr halb mit dem Tone des Mitleids, halb mit dem des Entsetzens, das er von jeher vor Leichnamen hatte. „Nein, dann schnell bei Assemannshusen angelegt.“

Hedwig lag derweile über dem Ohnmächtigen. Sie hielt seine Hand in der ihrigen gepreßt, um ihr Wärme mitzutheilen, und neigte ihr Ohr an die bleiche Lippe, um dem schwachen Ziehen des Athems zu lauschen.

Bald landete der Kahn vor dem Orte.

„Anton Forschner,“ rief der Domscholaster, „hilf mir heraus, denn mir wird schwach von dem Jammer, und meine Krüge sind leer. Der letzte lief mir aus, als der Kahn schwankte, indem er umfiel, ohne daß ich's merkte.“

Der Schiffer reichte ehrerbietig dem Würdenträger die harte Hand, hob dann Hedwig heraus, und ergriff mit einigen Burschen den Ohnmächtigen, um ihn in das Pfarrhaus zu tragen, wohin der dicke Herr seine Schritte gelenkt hatte.

Die Ankunft der hohen Herren rief das Volk des Dörfleins zusammen. Alle erstaunten, als sie den Ohnmächtigen sahen, denn sie hatten ihn für todt gehalten, da sie sein triefendes, zurückeilendes Roß gefangen hatten. Dem edlen Thier war es gelungen, mit Anstrengung seiner letzten Kraft, eine sandige Stelle zu finden, wo es sich glücklich den Wellen entriß.

Arnold folgte den Trägern des Jünglings.

2.

Der dicke Domschelaster hatte sich bereits bis zu der bescheidenen Wohnung des Pfarrers von Aßmannshausen fortgeschoben. Wenn ihm auch sonst ein solcher Weg viele Mühe und eine weit längere Zeit gekostet hätte, so war es diesmal der Wunsch, dem Jüngling Hülfe und sich selbst eine erquickende Labung zu verschaffen, welcher ihn die Schwierigkeiten seines Umfangs und Gewichtes und das unerfreuliche Zwicken kaum überwundenen Zipperleins muthig überwinden machte.

Kaum war er an dem Hause angelangt, als seine Stentorstimme erschallte: „Aufgemacht, geistlicher Herr, aufgemacht! Es kommt ein lechzender, müder Mann, der sich nach einem Krüglein Eures franzischen Weines sehnet, wie der Säugling nach der Mutterbrust!“

Ueberrascht von dem seltenen und hohen Besuche, stürzte der Pfarrer herbei und verbeugte sich unzählige Male vor dem hochwürdigsten Herrn, der abwehrend ihn am Arme ergriff und sein bedeutendes Gewicht mit solcher Vehemenz daran hing, daß der schmächtige Priester des Dörfleins zur Erde gezogen worden wäre, hätte er nicht schnell hinwiederum den Arm seiner eben so korpulenten als stammhaften Köchin erhascht, wodurch er einen Haltpunkt, und mühsam zwar, doch sicher, das Gleichgewicht wieder gewann. Den gemeinsamen dienstwilligen Anstrengungen des Dorfpriesters und seiner Köchin gelang es denn auch sofort, den Herrn Domscholaster in das Gemach zu bringen. Hier stand eben ein frisches Krüglein edlen Gewächses dieser gesegneten Berge, welches zur Labung des Priesters dienen sollte. Ohne Weiteres setzte es der Würdenträger an die wulstige Lippe, und schneller, als der Gedanke, floß sein geistiger Inhalt durch die weite Gurgel des Lechzenden. Als er es hohlklingend niedersetzte, schien erst das Leben und mit ihm die Erinnerung zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Die orientalische Frage.

(Fortsetzung.)

Hr. Thiers war aber zu sehr Journalist und Parteimann, um als Diplomat gute Dienste leisten zu können. Vom ersten hatte er noch die Geschwätzigkeit und das Zutrauen in Zeitungsartikel, vom zweiten den Trieb zur Aufregung nach innen. Er war überdies nicht frei von der lächerlichen Eitelkeit und dem närrischen Dünkel der Franzosen, die da glauben, sie brauchten sich nur irgendwo blicken zu lassen, um Herren und Meister zu seyn. Wenn Hr. Thiers seine Journale vom im Oriente gestörten europäischen Gleichgewichte sprechen ließ, so mußte er sie consequent folgern lassen, Frankreich sollte Syrien, Candien oder Aegypten besetzen, denn nach dorthin war eine Vergrößerung anderer Mächte zu besorgen; was aber die Rhein-Provinzen damit zu schaffen hatten, ist nicht abzusehen. Mit gleichem Rechte und mit mehr Aussicht auf Erfolg hätte Deutschland Elsaß und Lothringen in solchem Falle zurückfordern können. Nur die unbegreifliche Ignoranz der Franzosen läßt sie glauben, das Deutschland von heute sey noch das von 1790; nur ihr bekannter Leichtsinn läßt sie den in Paris fabricirten Correspondenz-Artikeln aus Deutschland über die Sympathie für sie Glauben schenken, wiewohl eine solche da gewiß nirgendwo zu verspüren ist. Wir möchten ihnen nicht rathen den Versuch zu machen, sie dürften sonst leicht eine dritte Visite in ihrer Hauptstadt erhalten. Hätte Hr. Thiers diese Eitelkeit seines Volkes selbst auch nicht getheilt, so hat er zum wenigsten solche anzuregen und in ihr eine Stütze gesucht, was bei seinen eigentlich friedlichen Bestrebungen ein um so größerer Fehler war, als er dadurch Frankreich gegen das Ausland keine festere, sondern eine schwankendere Haltung annehmen ließ. Was den Staat nach innen schwächt, kann ihn unmöglich nach außen kräftigen; daß aber der Kriegslärm die Hoffnungen der verschiedenen Factionen im Inlande wieder anfachte und neuerdings belebte, kann nicht geläugnet werden. Von einem solchen in seinen Grundfesten erschütterten, innerlich zerrissenen Staate hat das Ausland wenig zu fürchten, wohl aber wird er so seinem eigenen Untergange entgegen geführt.

Wenn wir bisher allein des Conseilpräsidenten und gar nicht Ludwig Philipps Erwähnung thaten, so geschah es deshalb, weil sich letzterer durch den Juli-Tractat gleichsam paralysirt fand.

Wenn er mehr als irgend Jemand es ist, dem man die Erhaltung des Friedens in Europa während der letzten zehn Jahre zu verdanken hat, so war dies ihm doch nur dadurch möglich gewesen, daß er sich die Sympathieen des Auslandes zu gewinnen wußte und seine Politik auf diese stützte, wie er denn auch bei diesem weit mehr als bei seinem eignen unruhigen Volke Anerkennung findet; so bald die übrigen Großmächte durch Abschluß des Julivertrages zum wenigsten den Anschein hatten, ihm ihre Sympathieen entzogen zu haben, verlor die von ihm bisher befolgte Politik ihren eigentlichen Schwerpunkt, und er mußte geschehen lassen, daß die entgegengesetzte, sich auf die Volks-Sympathie stützende Politik des Hrn. Thiers befolgt ward. Auch diesen für den Frieden Europa's so sehr bedrohlichen Umstand hatte man nicht vorhergesehen oder nicht gehörig beachtet, und in so fern hatte Ludwig Philipp sich vielleicht mit gleichem Rechte über Oestreich und Preußen zu beklagen, als sein Minister über England. Daß dies wirklich geschehen, und zwar in unmittelbaren Schreiben und Sendungen desselben, ist wahrscheinlich, vielleicht ist dabei auch von Abdication die Rede gewesen, worin eine ganz andere Drohung als in den Thiers'schen Zeitungs-Artikeln gelegen hätte. Wie sich jedoch das eigentliche Bewandniß mit dem Julivertrage herausstellte, wie es ihm klar ward, daß er die Sympathieen der Cabinete von Oestreich und Preußen nicht verloren hatte, fand seine Politik auch ihren Schwerpunkt wieder, und er stand nicht länger an, ein Ministerium zu verabschieden, das so große Verwirrung veranlaßt hatte, und die Zügel wieder selbst zu ergreifen, oder, um parlamentarisch zu reden, Minister zu wählen, die seine Ansichten theilten. Man wünscht und hofft, daß es ihm abermals gelingen möge, die Factionen niederzuhalten und den beschwornen Dämon des Unfriedens zu bannen, worin es Pflicht der Cabinete ist, ihm durch einige für Mehemed Ali ausgewirkte Concessionen beizustehen; denn soll er gleichsam als Vermittler zwischen seinem entzündbaren Volke und dem übrigen Europa dastehen, darf er weder selbst die öffentliche Achtung einbüßen, noch zugeben, daß das National-Gefühl wirklich beleidigt werde. Seine Aufgabe ist so wenig eine leichte als seine Stellung eine beneidenswerthe, man darf beide nicht noch erschweren.

Wenn wir uns von Frankreich zu Oestreich wenden, so ist's, als ließen wir den Blick von einer stürmisch bewegten See auf eine stille Flur schweifen. Oestreich brauchte im Oriente nur seine allgemeine Politik zu befolgen, um Partei für den Sultan gegen Mehemed Ali zu nehmen; es war sich auch in Beziehung auf Griechenland consequent geblieben und hatte sich in so fern nichts vorzuwerfen. Die Befürchtungen wegen Rußland theilte es mit England, an dessen Politik es sich ruhig glaubte anschließen zu können. In dem Juli-Vertrage und den in Folge desselben vorgenommenen Operationen erscheint Oestreich überdies zum ersten Male als Seemacht, ein schmeichelhaftes, folgenreiches Anerkenntniß. Man dachte nicht entfernt daran, sich von der bisher in der Politik sonst befolgten Linie zu entfernen, und war wohl nicht weniger als in England über die Recriminationen Frankreichs verwundert. Sie konnten jedoch von der Ratification und Ausführung des Vertrages nicht abhalten, theils weil man sie für grundlos hielt, theils weil sie unter Drohungen auf ungeeignete Weise vorgebracht waren.

(Schluß folgt.)

Böhmens Glasfabrication.

Das inner-österreichische Industrie- und Gewerbe-Blatt berichtet Folgendes über Böhmens Glasfabrication: „Böhmen ist durch seine günstige geognostische Gestaltung und seinen Waldreichthum gleichsam von der Natur zu diesem Industriezweige bestimmt, der in seinen verschiedenen Verzweigungen hier mit seltener Intelligenz cultivirt wird. Die Producte von den in allen Landesgegenden, besonders an den Gränzen, vertheilten 75 Glashütten, wovon mehrere zu den großartigsten Fabrik-Anstalten gezählt werden müssen, und von 22 Etablissements, die sich bloß mit dem Raffiniren (Schleifen, Schneiden, Poliren ꝛc.) von gekauften oder bestellten Hütten-Producten befassen, gewähren mehr als 3500 Familien Verdienst und Nahrung, und versorgen nicht nur den größten Theil der Monarchie mit diesem Artikel, sondern versenden auch bedeutende Quantitäten davon nach der Levante, Mittel- und Süd-Amerika, Italien, Spanien und Deutschland. Von den 75 böhmischen Glashütten erzeugen 13 selbst raffinirtes Hohl- und Tafel-Glas, 14 bloß rohes Hohl- und 11 bloß Tafel-Glas; 12 erzeugen Tafel- und Spiegel-Glas, und 8 andere bloß Spiegelglas, dessen Verschleifung zum Theil hier, zum Theil auf 6 ausschließend mit Spiegelschleifen beschäftigten Anstalten erfolgt. Mehrere Hütten erzeugen auch Perlen, Hyalith, Stängelgläser, Lustersteine und Uhrgläser neben den genannten Producten, während mit jenen auch einige Hütten sich ausschließend befassen. Die Quantität und der Werth der jährlichen Glas-Erzeugnisse läßt sich dem Gewichte nach nicht mit Bestimmtheit angeben, da der Umfang und die Art des Schliffes und Schnittes auf die kostbaren, aber nicht immer schweren Stücke Einfluß äußert. Erwägt man aber den größtentheils durch böhmisches Glas, besonders in den kostbaren Hohlglassorten, gedeckten, so bedeutenden Glasbedarf der Monarchie, welchen Luxus und Wohlstand im steten Zunehmen erhalten, und der auch in den ordinären Sorten durch die umfangreiche Darstellung chemischer Producte von Tag zu Tage größer wird, daß ferner noch jährlich über 25,000 Centner Glas, meist verfeinerte, durch Schnitt, Schliff, Vergoldung und Färbung im Werth erhöhte Glaswaaren in das Ausland gehen, so kann man sich einen ungefähren Begriff von dem Umfange der Leistungen machen, und, ohne einen Fehlgriff zu besorgen, das Minimum des Gesammtwerthes der Glasproduction jährlich zu sechs Millionen Gulden Conv.-Münze annehmen. (Mehr als den dritten Theil der englischen und die Hälfte der französischen Productionen.) Betrachtet man, was in technischer Gestaltung in Ansehung der großen Mannichfaltigkeit, Güte und Ausstattung der Glaswaaren geleistet wird, so ist Böhmen darin noch von keinem Lande übertroffen worden."

Korrespondenz.

Leipzig, 11. November.

Unsere bessern Litteraten tragen wohl zum Theil selbst die Schuld, daß in auswärtigen Blättern oft so verkehrte Nachrichten aus Leipzig und namentlich über die hiesigen literarischen Verhältnisse mitgetheilt werden. Sie geben sich zu wenig damit ab, über unsere Ereignisse Bericht zu erstatten, und dadurch geräth dies Geschäft in falsche Hände.

Wir wollen hier nicht von mehreren eclatanten Beispielen dieses Correspondentenunfugs reden, der in neuerer Zeit recht lästig und bemerkbar wird, sondern nur erwähnen, daß sich hier eine gewisse, wenig geachtete literarische Persönlichkeit öffentlich damit brüstet, die Leipziger Berichte für die A. A. Ztg., für Berliner, Nürnberger und Hamburger Blätter zu liefern — und wahrhaftig, wenn man manche Nachrichten aus unserer Stadt in jenen Journalen liest, so muß man glauben, die betreffenden Redaktionen seyen wirklich manchmal so übel berathen. Die preußische Staatszeitung, die sonst immer aus den besten Quellen schöpft, und der wir einen Irrthum gröberer Art desto höher anrechnen dürfen, theilte vor einigen Tagen die Nachricht mit: mehrere Leipziger belletristische Zeitschriften, — unter welchen, seltsam genug, der Altenburger: »Eremit« und die Dresdener »Abendzeitung« aufgezählt wurden! — sollten mit dem neuen Jahre eingehen, oder die Redakteure wechseln. Nun aber ist der »Eremit« seit langer Zeit wirklich schon eingegangen, es kann also bei ihm von einer Absicht dazu nicht mehr die Rede seyn; die »Abendzeitung« von Theod. Hell hingegen das Eigenthum ihres Redakteurs, der sicher nicht daran denkt, sich selbst zu entsetzen und eines der am weitesten verbreiteten Blätter Deutschlands. Was die in Leipzig erscheinenden belletristischen Journale anlangt, so ist die Lage der Stadt für die Herausgabe literarischer Zeitschriften viel zu günstig, als daß sich ein gut redigirtes Blatt nicht bald einen ansehnlichen Wirkungskreis verschaffen könnte. Uebrigens stehen sich auch die einzelnen Journale nicht im Wege, denn ein jedes, von Gersdorf's Repertorium bis zur Leipziger Fama hinab, verfolgt eine andere Richtung. »Komet«, »Rosen«, »elegante Welt« bestehen nicht nur recht gut neben einander, sondern sie ergänzen sich gegenseitig, weil jede Redaktion ihre eigene Bahn einschlägt. Wenn die Leipziger Journalistik daher Veränderungen mit dem neuen Jahre zu erwarten hat, so kann hiermit versichert werden, daß diese Umgestaltung keines der genannten geachteten Blätter trifft. — Das Schillerfest, welches wir gestern und vorgestern feierten, hat den erfreulichsten Eindruck auf die Theilnehmenden zurückgelassen. Bei solchen Gelegenheiten sieht man recht deutlich, wie tief die Verehrung für unsern größten Dichter und zugleich die Liebe zum deutschen Vaterlande in den Herzen aller Gebildeten wurzelt. — Ole Bull, dessen Ankunft man seit Wochen hier angemeldet hatte, zögert noch immer, zu erscheinen. Fürchtet er Leipzig?

Darmstadt, im November 1840.

Das hiesige Gymnasium erfreut sich fortwährend einer besondern Berücksichtigung unserer höchsten Staatsbehörde. Es ist noch nicht lange her, daß selbst eine fürstliche Hand zur Aufmunterung einen Zuschuß gab, um die Zahl der Prämien zu vermehren. Vor Kurzem wurde der Direktor dieser Anstalt, Oberstudienrath Dr. K. Dilthey, mit dem Orden Philipps des Großmüthigen geschmückt, und wenn man diese Auszeichnung auch nicht als eine Demonstration annehmen will, die mit frühern Kämpfen für und gegen die Gymnasien in Verbindung stände, so bleibt sie immer sehr erfreulich, da solche Ordensverleihungen nur selten im Stande des Gymnasiallehrers vorkommen. Herrn Dilthey's Ansicht von der zeitgemäßen Stellung unserer höheren Lehranstalten, die von vielen seiner Gegner nicht recht begriffen wurde, wird sich nun um so sicherer beurtheilen lassen, als er seine letzte Aktusrede dem Druck übergeben *) und dadurch trefflich gezeigt hat, welche Bedeutung er den Naturwissenschaften in der Sphäre der Gymnasialbildung zugestanden wissen will. Fügt man noch die Bemerkung bei, daß der Unterricht in ältern und neuen Sprachen immer mit gleichem Eifer betrieben und für die religiös-sittliche Erziehung der Schüler dieser Anstalt noch durch besondern Gymnasialgottesdienst gesorgt wird: so läßt sich die Blüthe und der Zuwachs derselben leicht begreifen. Wie man hört, soll demnächst noch eine Vorbereitungsklasse errichtet werden, wozu wohl gerade jetzt der günstigste Zeitpunkt wäre, da die ohnedies kleine Zahl von Privatinstituten sich um eins zu vermindern scheint. Candidat Jäger, als Mensch und Erzieher gleich geachtet, ist vor einigen Tagen gestorben, und wenn auch sein Institut für den Augenblick nicht aufgelöst wurde, so dürfte dies doch bald erfolgen, da sich schwerlich ein Unternehmer finden möchte, der des Verstorbenen Liebe, Tiefblick und Aufopferung vereinigt.

*) Ueber einen zeitgemäßen Fortschritt in der höheren Bildung, Rede von K. Dilthey. Darmstadt, 1840. Hofbuchhandlung von G. Jonghaus. 24 S. gr. 8.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 7. Nov.) Ein belgischer Gelehrter, Hr. v. Wolfers, Direktor des öffentlichen Unterrichts im Ministerium des Kultus, befindet sich jetzt, wie einst Cousin, hier, um das preußische Unterrichtswesen kennen zu lernen. Er wird von den betreffenden Behörden mit großer Aufmerksamkeit empfangen, und ihm jeder zur Erreichung seines Zweckes nöthige Vorschub geleistet. Herr v. Wolfers ist überrascht von den herrlichen Erziehungs-Resultaten, die hier zu Tage gefördert sind, und spricht lebhaft sein Bedauern darüber aus, daß es, aus nur zu bekannten Ursachen, niemals möglich seyn werde, in Belgien etwas Gleiches zu schaffen; doch sey es die Absicht der Regierung, so viel nur irgend möglich, alle Hindernisse zu besiegen, und die Wohlthat eines systematischen Unterrichts dem Geringsten im Volke zu Theil werden zu lassen, damit das Licht der Wahrheit hell leuchte zu seiner Zeit.

(Die Ermordung des Geographen Schultz.) Seit der Ermordung des Geographen Schultz in Kurdistan haben nur wenige Reisende es gewagt, ihren Weg in dieses Land zu lenken. Zu diesen Wenigen gehört der amerikanische Missionär Southgate, der in der Beschreibung seiner Reise durch Armenien, Kurdistan u. s. w. über jenes traurige Ereigniß folgende Spezialitäten nach der Erzählung des Pascha's zu Van mittheilt: »Schultz hatte Van mehrere Jahre vor mir besucht und einen Monat auf seine Nachforschungen in dieser Stadt und deren Umgebung verwendet. Der Pascha beschrieb ihn seiner Gestalt nach als den längsten Mann, den er je gesehen habe. Er reiste im Lande wie ein Lord und machte allenthalben glänzende Geschenke. In dieser Weise ging er nach Kurdistan, wo das, worauf er seine Sicherheit baute, gerade sein Verderben herbeiführte. Die Entfaltung seines Wohlstandes reizte die Habgier eines kurdischen Bei's, der ihn beherbergte. Sein Wirth entließ ihn bei seiner Abreise mit einer starken Wache, dem Anscheine nach als Zeichen der Hochachtung und Ehre; allein im Geheimen hatte er dem Geleite Auftrag gegeben, ihn unterwegs zu ermorden. Am zweiten Tage der Reise lud ihn der Anführer des Zuges ein, seitwärts abzulenken, unter dem Vorwande, einige naheliegende Ruinen zu besichtigen. Sobald man einen passenden Platz erreicht hatte, fiel die Wache unerwartet über ihn her und streckte ihn zu Boden, ohne daß er irgendwie Widerstand zu leisten vermochte.«

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 17. Nov. Der Liebestrank, komische Oper in zwei Abtheilungen; Musik von Donizetti. Nach der Oper l'Ns do trois, ausgeführt von Hrn. Meersmanns und den Damen Gazzaniga und Krause d. ä.

Mittwoch, den 18. Nov. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Der Nasenstüber, Posse in drei Abtheilungen von Raupach. Herr Leißring, pensionirtes Mitglied der hiesigen Bühne, hat für die Anstalt die Gefälligkeit gehabt, die Rolle des »Schelle« zu übernehmen. Hierauf folgt: Das schlecht gehütete Mädchen, komisches Ballet in einem Akt; in Scene gesetzt von Hrn. Felix Meersmanns. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. E. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 322. Dienstag, den 17. November 1840.

Sonneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

„Höret an," sprach der Domscholaster, „es wird alsbald mein Bruder, der gestrenge Walpod, hier eintreffen bei Euch, und einen Halbertrunkenen bringen oder vielmehr Anton Forschner, der Schiffer, rüstet einen Warmwein zu, Jungfer Köchin, aber vergesset mich nicht dabei; denn das Schlücklein hier war nur ein Tropfen auf einen glühheißen Stein."

Die durch die Herablassung des hohen Herrn geschmeichelte Köchin, die bis jetzt ihren Schürzenzipfel in ihres Herzens preßhaftem Zustande weiblich zerknittert hatte, flog nun hinaus in die Küche. Bald loderte die Flamme keck in den Busen des Rauchfangs und im Kessel brodelte der Wein schon, als Forschner den Jüngling hereintrug. Langsam folgte der Walpod und sein Töchterlein, das, weiß wie Schnee, am Arme des Vaters daherwankte.

Der Domscholaster, welcher bereits hinter einer großen zinnernen Ehrenkanne saß und in mächtigen Zügen den herrlichen Rothen genoß, hatte bereits dem Priester die Weisung ertheilt, den Scheintodten in ein anderes Zimmer zu bringen, und ihn, der die Sorge für diesen übernahm, von allen Rücksichten des Wirthes entbunden. Der gutmüthige Mann eilte nun auch schnell zu dem, der seiner Hülfe so sehr bedurfte, indeß er seiner Dienerin befahl, Alles aufzutragen, was Küche und Keller Leckeres in sich schlössen. Mit dem ehrlichen Forschner begann er nun die geschickte Behandlung des Unglücklichen.

In der festen Zuversicht, daß es den Bemühungen des menschenfreundlichen Priesters gelingen würde, den schwachen Funken des Lebens wieder in dem Jünglinge anzufachen, überblickte lächelnd der Domscholaster die herrlichen Trauben, die leckern Zwiebelküchlein, den lockenden Käse und die geräucherte Zunge, welche derweile die sorgliche Magd des geistlichen Herrn auftischte, verbunden mit kräftigem Brode und frischer Butter und Honig. Für das Fräulein kredenzte sie Milch.

Ohne sich zu besinnen, griff der geistliche Herr nach dem, was ihm am meisten zusagte, der saftigen Zunge, und that so wacker Bescheid, als er früher der Weinkanne gethan.

Arnold maß schweigend das Gemach mit großen Schritten. Ihn wandelte die Lust nicht an, zuzulangen, so wenig, als die bleiche Hedwig, in deren Herzen die Angst noch wohnte.

Arnold's Herz schien einen Kampf zu bestehen. Das bessere Gefühl und der Haß gegen die Raubritter, deren Nester er zertrümmert, die sie aber wieder aufgebaut, rangen um die Herrschaft. Sollte er hinüber gehen und nach dem Verunglückten sehen, oder ruhig die gewähren lassen, die die Christenpflicht übten? Ein Blick auf seinen, auf beiden Backen kauenden geistlichen Bruder endete diesen Kampf und löste ihn in ein ironisches Lächeln auf, das seinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Wirklich konnte man kein vollendeteres Bild des mit Leib und Seele Essenden sehen, als das, welches eben der dicke Domscholaster dem Beschauer bot. Mit beiden Händen arbeitete er, die Stücke nach dem breiten Munde zu fördern, während seine Zähne mit einer ruhmwürdigen Gelenkigkeit das zermalmten, was sich ihnen nahte. Das Auge war stier auf den Teller gerichtet, und auf der Stirne standen helle, dicke Schweißtropfen. Der ganze Ausdruck des Gesichtes aber gab das größte Behagen kund, welches er in hohem Grade empfand. Die Außenwelt trat immer mehr für ihn in den Hintergrund, während die Rinderzunge den ganzen Vordergrund einnahm. Trotz dieser anstrengenden Arbeit vergaß er nicht, die Kanne nach dem Munde zu führen, um dem Werke der Zähne die Bahn zu ebenen.

Arnold betrachtete mit der Ironie, welche einen sprechenden Zug seines Antlitzes bildete, die auf Lebenserhaltung und Genuß gleichmäßig abzielende Thätigkeit seines Bruders, ohne daß dieser zu ahnen schien, daß ihn Jemand beobachten könnte. Ganz anders sah es im Herzen des Fräuleins aus. Eine Angst, wie sie niemals empfunden, preßte ihre Brust, die fast keine Luft finden konnte, und die, verbunden mit der größten Wehmuth, jeden Augenblick drohte, die Thränen aus ihren schönen Augen hervorbrechen zu lassen. Reden hätte sie nicht gekonnt, und wenn auch der strenge Vater tausend Fragen an sie gerichtet hätte. Dieser ahnete auch nichts von ihrem Seelenzustande. Nur die freundliche Köchin des Priesters schien den Zusammenhang zu begreifen. Sie eilte hinaus und kehrte bald zurück mit dem Worte, das sie Hedwig zuflüsterte: „Der Junker Gisbald lebt!"

Mit diesem Worte kehrte Leben in ihre Brust zurück. Sie drückte die Hand der mitleidigen Bötin der Freude, und wagte es nun erst, aufzublicken.

Alsbald trat nun auch der Priester herein, und verkündigte die Botschaft, daß Gisbald lebe.

spät erfolgte. Die reife Frucht muß gebrochen seyn, sonst löst sie sich selbst vom Baum.

Die orientalischen Angelegenheiten haben die spanischen in den Hintergrund gerückt, wiewohl diese ernst genug sind, und bald die europäischen Cabinete mehr beschäftigen dürften als jene. Das Zerwürfniß zwischen Frankreich und England bietet, wenn es länger andauern sollte, der Sache des Don Carlos unvorhergesehene günstige Chancen, und Cabrera könnte noch Espartero in Spanien verdrängen und ersetzen.

Kaum scheint es nöthig, schließlich zu bemerken, daß uns weder besondere Mittheilungen geworden, noch besondre Mittel zu Gebote gestanden, und wir die Thatsachen, in so weit sie nicht sonst bekannt, als bloße Muthmaßungen geben.

(Nachschrift, 16. November.) Dieser Aufsatz war in den letzten Tagen des vorigen und in den ersten dieses Monats geschrieben. Was wir seitdem Neues erfahren, verändert im Wesentlichen nichts an den in solchem aufgestellten Vermuthungen und Ansichten. Wenn wir jedoch früher glaubten, Mehemed Ali würde der Pforte bei einem Kriege derselben gegen eine europäische Macht von großem Nutzen gewesen seyn, so hatten wir dabei seine moralische Macht zum wenigsten eben so viel, als seine Kriegsmacht im Auge, erste ist nun aber mehr noch als letzte gebrochen und seine Forteristenz in Aegypten dürfte der Pforte kaum zu einem denkbaren Nutzen gereichen. Wir glauben daher nicht, daß Rußland Grund hat, sich derselben ernstlich zu widersetzen, und wenn dies nichts desto weniger geschehen sollte, so wäre es in Folge aus Konstantinopel erhaltener Berichte und Anreizungen, oder weil dieses Cabinet angemessen fände, die bisherige Passivität einzigweise aufzugeben und seine wahre Politik durchblicken zu lassen, was jedoch wenig wahrscheinlich. Lord Palmerston's Note an Lord Granville vom 2ten d. zeigt, daß er seiner Sache in Konstantinopel in dieser Hinsicht nicht gewiß ist, dies scheint er erst nach inzwischen vom dortigen Gesandten erhaltenen Berichten inne geworden zu seyn, weil es sonst unerklärlich wäre, warum diese Note nicht gleichzeitig mit der diesem gegebenen Instruktion am 15. v. M. erlassen worden. Es dürfte dies eine weitere Folge der verketzten Stellung dieses Cabinets gegen den eigenen Gesandten zu Konstantinopel sowohl als gegen Rußland seyn, da man doch nicht wird glauben machen wollen, die Pforte habe irgend einen eignen Willen; in so fern ist die Note Lord Palmerston's ein Bekenntniß des eigenen Unvermögens, und zwar ein ganz überflüssiges, da er doch mehr nicht thun konnte, als sich für die Beibehaltung Mehemed Ali's in Aegypten verwenden, und die Schuld auf den Fall des Mißlingens immer noch zeitig genug der Pforte aufbürden konnte. Die vorgerückte Jahreszeit hat den Operationen in Syrien ein Ende gemacht und wird auch eine strenge Blokade des Hafens von Alexandrien unmöglich machen, wenn solche wirklich beginnen sollte; da diese nämlich dem englischen Handels-Interesse nachtheilig ist, so wäre es möglich, daß man sich hierin nachgiebig zeigte, und die Blokade auf Kriegsbedarf beschränkte. Inzwischen gewinnt man allenthalben Zeit, Ibrahim, sich zu concentriren, was er bisher zu seinem großen Nachtheile nicht gethan; Mehemed Ali, neue Demonstrationen zu machen, und die europäische Diplomatie zum Unterhandeln; dieser Aufschub behütet wahrscheinlich Mehemed Ali vor dem gänzlichen Untergange und Europa vor einem Kriege.

Die französischen Kammern sind eröffnet worden, und in der Deputirten-Kammer hat die Politik Ludwig Philipps Anerkennung gefunden, das neue Ministerium nämlich eine bedeutende Mehrheit bei der Wahl des Präsidenten und der Adresse-Commission erhalten. Die in seinem Büreau bei letzter Gelegenheit von Hrn. Thiers über die von ihm befolgte Politik gegebenen Erläuterungen bestätigen unsere Ansicht, daß er die Sache allzu persönlich genommen, und jeder Zeit allein darauf ausgegangen, eine Concession von den andern Cabinetten zu erhalten, angeblich für Frankreich, das einer solchen zur Rettung seiner Ehre und seines Ansehens bei gehöriger Vertretung und richtiger Würdigung der Verhältnisse nicht bedurft hätte, eigentlich für sich, damit sein kostspieliges und sonst nicht zu rechtfertigendes Einschüchterungs-System zum wenigsten eine, wenn auch noch so unbedeutende Frucht trage. Wenn es nun dem neuen Ministerium, das dieses unglückliche Journalisten-System verlassen, gelänge, diese von Hrn. Thiers so eifrig, wiewohl vergeblich begehrte Concession wirklich zu erhalten, was leicht geschehen könnte, so wäre selbst nach Ansicht des Hrn. Thiers aller Streit beigelegt und kein Grund zu vergrößerten Rüstungen und Ausgaben für Frankreich vorhanden. Wenn Hr. Thiers bei den Debatten in der Kammer keine bessere Gründe vorzubringen weiß als bei diesen, so hat sich nicht leicht ein Minister mit weniger Ehre zurückgezogen als dieser sonst so ausgezeichnete Mann.

Zwei Punkte bleiben besonders aufzuklären übrig, ob nämlich England anfangs Frankreich wirklich den Vorschlag gemacht, mit den vereinigten Flotten die Dardanellen zu passiren, was in einem Memorandum von Hrn. Thiers behauptet, bei den Debatten in den Büreaux aber von Hrn. Remüsat, einem gewesenen Collegen desselben, als unwahr bezeichnet worden, und wie weit die Eröffnungen der östreichischen und preußischen Gesandten zu London wegen der Belassung Syriens an Mehemed Ali auf Lebenszeit gegangen.

Korrespondenz.

Mainz, 14. Nov.

Gestern Nacht starb dahier Hr. Dr. med. Sturm, ohne vorhergegangene Krankheit, so zu sagen plötzlich. Noch am Abende vorher hatte er mehrere Krankenbesuche abgestattet. Er war noch ein junger Mann, der, wenn er auch schwächlich aussah, nie über Unwohlseyn klagte. Man kann sich daher denken, welches Aufsehen die Kunde von diesem Trauerfalle in der ganzen Stadt erregte. Seit ohngefähr 10 Jahren als praktischer Arzt hier angestellt, wußte der Verblichene durch glückliche Kuren, durch anspruchloses freundliches Benehmen und durch seine medizinischen Kenntnisse sich das Zutrauen seiner Mitbürger in hohem Grade zu erwerben und gehörte, seiner Jugend ohngeachtet, zu denjenigen hiesigen Aerzten, welche sich einer stärkeren Praxis erfreuen. Wer Gelegenheit hatte, seinen Scharfblick in Erkennung der Krankheiten und die vorsichtige Behandlung seiner Patienten zu beobachten, so wie sein ganzes Benehmen an dem Krankenbette, der ist im Stande, den Verlust, den unsere Stadt durch sein so frühes Hinscheiden erlitten hat, zu beurtheilen. Alle zeigten sich seine Kenntnisse in einem schönern Lichte, als in dem verhängnißvollen Winter von 1838, wo bei Erkrankung des Hrn. Medizinalraths Größer Hr. Sturm die große Praxis dieses bewährten Arztes und mit ihr zugleich die Besorgung der städtischen Krankenanstalten übernahm. Damals, wo das hier herrschende, so bösartige Nervenfieber so viele Opfer forderte, hatte Hr. Sturm die Genugthuung, die meisten derjenigen, die er zu behandeln hatte, am Leben zu erhalten.

Die dankbare Erinnerung an seine menschenfreundliche Handlungsweise, die hier in so vielen Gemüthern noch lange fortleben wird, möge seiner hinterlassenen trauernden Wittwe als Trostgrund zu Ertragung ihres unersetzlichen Verlustes dienen. — Am verflossenen Dienstag trat die neu angekommene jugendliche Sängerin, von der ich Ihnen in einem früheren Berichte schrieb, Dem. Elise Bennecke, vom Hoftheater in Detmold, als Amine in der Nachtwandlerin von Bellini zum Erstenmale hier auf. So schwer es ist, bei dem ersten Erscheinen auf einer Bühne ein kompetentes Urtheil zu fällen, so wagen wir doch, der Debütantin eine stete gute Aufnahme von Seiten des hiesigen Publikums vorher zu sagen. Ihre Stimme hat zwar keinen großen Umfang; sie scheint auch mehr für deutsche als für italienische Musik zu passen; allein ihre Intonation ist rein, ihr Gesang fest, jede Note wird gehörig ausgeführt, sie hat Manier, ist dabei jung und hat ein angenehmes Aeußere. Hr. Mellinger, als Graf Rudolph, und Mad. Michalesi, als Lise, gefielen; die Oper ging gut. In Johannes Gutenberg, der am Donnerstag gegeben wurde, war Hr. Klemann vom Kölner Theater in der Titelrolle, Dem. Fürst als Katharine und Mad. Stein als Bertha vortrefflich, letztere erhielt den meisten Beifall.

Mannichfaltigkeiten.

(Ausgebrütete Engländer.) In Aubigny kam am 16. Oktober ein Fall vor, welcher so närrisch ist, daß er selbst die Insassen unserer Irrenanstalten zum Lachen bringen könnte. Ein Mensch, mit dessen Verstande es längst nicht weit her war, verschwand plötzlich und wurde bereits acht und vierzig Stunden in und außer dem Hause vergeblich gesucht. Schon gab man ihn auf, als ihn endlich der Hausknecht, welcher auf den Speicher stieg, um Futter für die Pferde zu holen, entdeckte. Der arme Teufel saß oben auf dem Heu in einer Ecke und hatte sich zwanzig Hühnereier untergelegt, auf welchen er mit dem Ernste und der Geduld einer guten Henne dasaß. Als er gefragt wurde, was er vorhabe, antwortete er mit verschmitztem Lächeln: »Ich brüte Engländer aus!« — Der Narr, welcher ein alter Junggesell ist, versprach sich von dieser zahlreichen Nachkommenschaft so große Vaterfreuden, daß er auf dem Neste Essen und Trinken vergaß und durchaus nicht eher, als bis die Eier ausgebrütet wären, fort wollte.

(Ruhm und Gold für ein kleines Gedicht.) Der Ruhm des englischen Dichters Campbell beruht hauptsächlich auf seinen »Freuden der Hoffnung«, das nur 920 Zeilen oder 9200 Sylben hat, wie Jemand berechnete. Dieses Gedicht brachte ihm einen großen Ruhm, viel Geld und einen Jahrgehalt von 2000 Thlrn ein. Diesen Gehalt hat er 37 Jahre bezogen, so daß er bis jetzt 74,000 Thaler, von dem Buchhändler etwa 15,000 Thaler, — in Summa 89,000 für sein Gedicht bezog, das sonach wahrscheinlich das am theuersten bezahlte ist, das jemals geschrieben wurde.

Den klügsten Einfall, wohlfeiles Feuerungsmaterial auf bequeme Weise zu erhalten, hat neulich ein Engländer gehabt, der — in ganzem Ernste — vorschlägt, man solle einige Kohlengruben in Brand stecken, von dort nach London Röhren legen, um das Gas dahin zu bringen und dieses, wie das Leuchtgas, in jede Küche zu vertheilen, so daß es hier zum Kochen und Braten gebraucht werden könnte, ohne daß man irgend eine andere Mühe mit dem Feuerungsmateriale habe, als die Gasröhre aufzudrehen.

Der jetzige Minister Guizot hat alle seine Habseligkeiten auf dem Dampfschiffe Phönix verloren, das durch Zusammenstoß mit einem andern unterging. Er soll gesagt haben: es ist mir nichts übrig geblieben, als ein Taschentuch, um das Uebrige zu beweinen.

Nach den englischen Journalen ist in diesen Tagen eine große Symphonie, die der Prinz Albert componirt hat, im Theater Haymarket mit großem Beifall aufgeführt worden.

In Paris soll eine große neue Kirche ganz in gothischem Style erbaut werden und zwar für 3 Millionen Francs in drei Jahren. Da nun aber weder die Zeit noch das Geld ausreichen würde, alle die gothischen Schnörkel ꝛc. von Stein zu fertigen, so hat man den Entschluß gefaßt, nur das Gerippe der Kirche von Stein aufzuführen, alle Schnörkel und Verzierungen aber von Gußeisen machen zu lassen.

Die Buchdruckerkunst hat so eben einen unermeßlichen Fortschritt gemacht. Le Normand, Mechaniker in Paris, hat nämlich eine Presse erfunden, auf welcher mit einem Cylinder der Bogen auf beiden Seiten zugleich bedruckt und so im Vergleich zu den Leistungen der bis jetzt bekannten Druckmaschinen eine doppelte Schnelligkeit (die neue Presse liefert 4000 Abdrücke in einer Stunde) erzielt wird. Der Moniteur parisien wird auf einer solchen neuen Presse gedruckt.

Wir Deutschen sind gründliche Leute, wir thun nie etwas ohne einige Kritik! Eine Zeitung, deren Redakteur wahrscheinlich sogar Hübners Zeitungslexicon auf seinem Bureau stehen hat, hat glücklich herausgebracht, daß es im Waadt kein »Montereau« gibt, wie ein Frankf. Blatt schrieb, »Montereau sey ein Städtchen von 4000 Einw. im Dep. der Seine und Marne ꝛc. der Geburtsort von Ferdinands VII. Nachfolger in Christinens Herzen dagegen heiße Montreur, und sein Name »Monod« verdorben durch die spanische Aussprache in Munoz!« — Gott erhalte uns bei unserer Gelehrsamkeit und das Publikum bei seinem Geschmack und seiner Geduld! (Drutsch. Post.)

(Küraß für Kriegsschiffe.) Wie uns der „Courier belge“ nach einem Briefe aus London berichtet, so hat ein amerikanischer Ingenieur die überaus wichtige Erfindung gemacht, die Kriegsschiffe gegen feindliche Kanonenkugeln zu schützen. Das Fahrzeug wird nämlich mittelst eines durch Dampf getriebenen Schiffswenders (virebord) stets so gestellt und gehalten, daß immer nur das Vordertheil dem Feuer gegenüber steht. Dieses Vordertheil des Schiffes aber ist mit einer Art Küraß umpanzert, der aus starkem Eisenblech gemacht ist, dem noch ein elastisches Futter unterlegt wird, wodurch die anschlagenden Kugeln links und rechts ins Meer abgelenkt werden. Die Wendung des Schiffes kann in einer einzigen Minute geschehen, und der ganze Apparat kostet nicht mehr als 10,000 Franken. Die Admiralität der Union soll sich bereits erklärt haben, diesen Mechanismus bei ihren Linienschiffen in Anwendung zu bringen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 17. Nov. Der Liebestrank, komische Oper in zwei Abtheilungen; Musik von Donizetti. Nach der Oper Pas de trois, ausgeführt von Hrn. Meeresmanns und den Damen Gazzaniga und Krause d. ä.

Mittwoch, den 18. Nov. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Der Nasenstüber, Posse in drei Abtheilungen von Raupach. Herr Leibring, pensionirtes Mitglied der hiesigen Bühne, hat für die Anstalt die Gefälligkeit gehabt, die Rolle des »Schelle« zu übernehmen. Hierauf folgt: Das schlecht gehütete Mädchen, komisches Ballet in einem Akt; in Scene gesetzt von Hrn. Felix Meeresmanns. Abonnement suspendu.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 323. Mittwoch, den 18. November 1840.

Sonneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

„Lachet nicht, gestrenger Herr," fuhr gereizt der Priester fort. „Euer hochwürdiger Herr Bruder Bodo in Lorch ist sehr krank. Er wußte, daß Ihr in Rüdesheim seyet und verlangte daß nach Euch. Da ritt Gisbald diesen gefährlichen Weg, um Euch an das Krankenbette seines getreuen Pflegevaters zu rufen. Doch laßt Euch das vom Junker selber erzählen."

Dieser trat in diesem Augenblicke, gestützt auf den ehrlichen Forschner, in das Gemach. Sein Aussehen war bleich. Blaue Ringel umgaben noch das sonst so lebenvolle, jetzt so matte Auge. Er war kaum im Stande, aufrecht zu stehen. Der Priester schob ihm schnell einen Sessel hin, in welchen er sich niederließ. „Ich komme," hob er an, „um Euch, Herr Walpode, meinen Dank für die Rettung meines Lebens abzustatten." Diese Worte brachte er nur mit Mühe heraus. Aller Augen ruhten mitleidig auf ihm; aber auch nur dies Mitleid war im Stande, das Komische seines Aufzugs des allmächtigen Reizes auf die Lachmuskeln der Beschauer zu berauben; denn der kräftig gebaute Jüngling war in die Kleider des Priesters eingepfercht, der nicht nur um Vieles kleiner, sondern auch an Umfang sehr bedeutend dünner war, als er. Ueberdies stand das wallende Haar gar seltsam zu dem dunkeln Priesterrocke.

„Ich erlasse Euch Euern Dank gerne," entgegnete kalt und schnedend der Walpode. „Nehmt Euch nur die Lehre zu Herzen, die Ihr bekommen, und hütet Euch vor tollkühnen Streichen, die nicht immer so gut ausgehen wie dieser."

Ueber das todtbleiche Gesicht des Junkers flog eine tiefe Röthe. Heiß wallte es von der Brust hinan. Er richtete sich auf und sah mit einem durchbohrenden Blick den Mann an, den sein Stand glühender haßte, als je ein Mensch gehaßt wurde; den er selbst nie geliebt hatte, so oft er ihn auch in seiner Kindheit gesehen.

„Die Lehren des reiferen Alters," sprach er, „nimmt die Jugend gerne an, wenn sie mit Liebe ertheilt werden. Sie gleichen dann dem lieblich mundenden Honig; mischt aber Galle darunter, so erregt er Abscheu und Ekel."

„Knabe!" donnerte der jähzornige Walpode. —

„Es ist nicht ehrenhaft," fuhr Gisbald fort, „gegen den Ohnmächtigen sich also zu benehmen. Wäret Ihr von ritterlichem Stamme, Ihr fühltet das, ohne daß man es Euch sagen müßte."

Der Walpod erbleichte in maßlosem Zorne. Seine Lippe bebte, sein Auge rollte und schoß Blitze. Die Ader seiner Stirne war dick angelaufen und die buschigen Augenbraunen senkten sich tief herab über das wilde Auge.

„Genug des unnützen Haders," rief jetzt der Domscholaster, und erhob sich mühsam hinter dem Tische. „Wozu und woher dieser ungleiche Streit? Zähme Deinen Zornmuth, Arnold, der nimmer thut, was vor Gott recht ist; und Du, Gisbald, Pflegesohn meines guten Bruders, sprich, wie steht es um ihn, der Dich sandte? —"

„Nicht sandte, hochwürdiger Herr," antwortete Gisbald, „denn er weiß leider nichts mehr von sich. Ich eilte, Euch zu holen, weil ich sein Ende fürchtete."

„Gott lohn's, Gott lohn's, Du treuer Sohn," fiel ihm der Domscholaster in die Rede und wandte sich dann schnell an den Schiffer: „Gehe hin, Anton Forschner, und löse Deinen Kahn, auf daß wir schnell hinab rudern gen Lorch. Nimm Dir noch Ruderknechte, so viel Du willst, ich will Dir's getreulich lohnen. Du aber, Gisbald, rüste Dich, daß Du uns begleitest."

„Mit nichten," sprach dieser. „Mein Roß ist geborgen. Ich werde mich seiner bedienen, und Euch nicht beschwerlich fallen, am wenigsten Eurem Herrn Bruder, dessen Groll wieder losbrechen müßte. Gott geleite Euch! Mich wird er auch heimführen, wenn meine Kleider getrocknet sind."

Arnold schwieg, aber es war mehr die Scham, als irgend ein anderes Gefühl, das ihm den Mund schloß. Umsonst verlor der alte Domscholaster viele Worte an den Jüngling. Dieser bestand auf seinem Entschlusse, trotz der bittenden Blicke, welche ihm verstohlen die Tochter des harten Mannes zuwarf.

Hedwig litt bei dem Auftritte mehr, als alle Andern, obwohl der Unwille Alle erfüllte gegen den stolzen und unbeugsamen Walpod. Sie fühlte ihr Herz getheilt. Hier der Vater, dort der Geliebte. — Doch das fordert, daß der Erzähler einige Jahre, ja fast zwei Jahrzehnte zurück geht, um die Zustände dieser geschilderten Augenblicke durch die Vergangenheit zu beleuchten.

Wie überall in jener Zeit, so war auch das Geschlecht der Ritter von Waldeck, Marschälle von Soneck, sehr ausgedehnt, und dadurch nach dem alten Canon: „Viele Brüder, schmale Güter", das Erbtheil sehr geringe geworden. Sie zogen daher hinaus in die Ferne, um Kampf und — Brod aufzusuchen

Hans von Soneck war als Jüngling von neunzehn Jahren nach dem heiligen Lande gezogen; war fünf Jahre später zurückgekommen und brachte sich eine reiche Erbin aus der Schweiz als Gattin mit, auf die seine männliche Schönheit bezaubernd gewirkt. Im Burgstalle zu Soneck war nicht Raum für drei Familien, selbst wenn keine Nachkommen da gewesen, an denen die Ritter keinen Mangel litten. Hans sah daher kein anderes Mittel, als sich links vom Burgthor von Soneck ein Burghaus, geschützt durch einen stattlichen Frit, zu erbauen zu seiner Wohnung und seinem Bedarfe überhaupt. Das Gebäude stieg schnell empor; denn des Ritters Geld arbeitete mit vielen Händen. Derweilen lebte Frau Ursula, seine Gattin, in Lorch im Burghause der Waldecke, wo Hans noch Ganerbschaft hatte, doch nicht genug, um ständig dort wohnen zu können. Hier genas sie eines blühenden Söhnleins, das den Namen Gisbald in der heiligen Taufe empfing. Die Freude der glücklichen Gatten kannte keine Gränze; allein in den Becher der Wonne floß ein bitterer Tropfen — Frau Ursula kränkelte, seit sie Wöchnerin gewesen. Dieser Zustand wuchs, und sie sah das Wohnhaus nicht mehr, das sie als glückliche Mutter bewohnen sollte; sie starb.

Der Ritter Hans empfand seinen Verlust tief, und es wandelte ihn oft der Gedanke an, als sey doch der Volksglaube nicht ohne allen Grund, daß wenn der Käfich fertig geworden, der Vogel sterbe.

Niemand widerlegte öfter und mit triftigeren Gründen diese Ansicht, die jedoch auf einer dunkeln Ahnung beruhte, als der Erzpriester Bodo, des Ritters treuer Freund. Und als das Haus auf Soneck endlich zum Bewohnen fertig worden war, und Hans von Soneck, der sich nun vom Burgthor zubenamsete, eine kräftige Gesundheit genoß, da lachte Bodo herzlich über des Ritters Wahn; allein er lachte zu frühe; denn Ritter Hans stürzte mit dem Pferde und brach den Hals.

Da war denn der kleine Gisbald eine hülflose Waise, und um so beklagenswerther, als die Verwandten der Mutter im fernen Alpenlande wohnten, und die Sippe des Vaters eben nicht geeignet war, für das Kind zu sorgen, da sie sich wüstem Räuberleben und Wegelagerung hingegeben hatten.

Bodo wurde sein Vormund. Bei einer armen, aber redlichen Familie in Rüdesheim, bei dem Schiffer Forschner, brachte er ihn unter, bis er einige Jahre alt war, und er ihn dann zu sich nahm, um ihm Vater zu seyn. Und er war es dem verwaiseten Knaben in der edelsten Weise, und sorgte für seine Bildung und Erziehung mit einer aufopfernden Hingebung.

(Fortsetzung folgt.)

Höchstes Gut.

Das Leben raubt uns nimmer,
Was es nicht wieder gibt!
Stirbt dir die treue Freundin,
Die dich so heiß geliebt:
So wohnt im Herzen Liebe,
Die nicht mit jener stirbt,
Und lebst und willst du wieder,
Das neue Liebchen wirbt.

Und so ein Herz getränket
Von dir ein flüchtig Wort:
Tritt, lebst du, noch Versöhnung
Wohl an des Haders Ort.
Und wenn du schwer geduldet,
Und dich Verzweiflung faßt,
Grüßt Freude wohl dein Leben
Noch als willkomm'ner Gast;
Und wen des Lasters Schmeicheln
Vom rechten Weg verführt,
Der ward vor Lebensende
Zu bess'rem Sinn gerührt.
So hängt an Leben Tugend,
Und Lieb' und Fried' und Lust:
D'rum bin ich mir des Lebens
Als höchsten Gut's bewußt!

Franz Schmidt.

Noch Etwas über die orientalische Frage.

Der geistreiche Alphons Karr spricht sich über diese Frage auf folgende Weise aus:

„Ich habe eine Menge von Zeitungen aller Farben aus dem Inn- und Auslande gelesen; ich habe die Memoranden, die Tractate und Alles, was über die orientalische Frage geschrieben worden ist, geprüft. Um meinen Lesern dieselbe Mühe zu ersparen, gebe ich hier das Resultat meiner Forschungen. Frankreich ist wiederholt eingeladen worden, sich bei der Conferenz, welche von den vier vereinigten Mächten gehalten wurde, repräsentiren zu lassen; man hat es von Allem, was vorgegangen ist, in Kenntniß gesetzt. Hr. Thiers hat den Gegenstand für nicht sehr wichtig gehalten, hat sich eingebildet, daß ohne ihn nichts geschehen könne, und hat von den ihm gemachten Andeutungen wenig Notiz genommen. Als endlich der Tractat unterzeichnet war, hat er von Verrath und einer Beschimpfung Frankreichs gesprochen, und wir stehen nun auf dem Punkte, in einen Krieg verwickelt zu werden, welcher den Handel, die Industrie, den Staatscredit und das öffentliche Wohl in Verderben bringen würde, und die traurigsten Folgen haben könnte. Ich weiß recht wohl, daß in den Vaudevillen oft behauptet wird, ein Franzose sey so viel werth, als vier Engländer oder vier Deutsche. In St. Petersburg heißt es, ein Russe sey so viel werth als vier Franzosen oder vier Engländer. Jeder sagt mit Stolz: ich bin ein Deutscher, bin ein Engländer, bin ein Franzose. Wann eines Tages die Sonne das Gewölke durchbrechen und auf den Spitzen der Lanzen und der Bajonette einer zur Schlacht bereit stehenden Armee erglänzen würde, so würde man zu den Franzosen sagen: seht da die Sonne von Austerlitz! — zu den Engländern: das ist die Sonne von Malplaquet! — und zu den Schweizern: das ist die Sonne von Morgarten! — schöne Redensarten, um welche sich die liebe Sonne gar nicht kümmert. Sie zieht ruhig ihre ewige Bahn und bringt die Aepfel und das Getreide aller Länder zur Reife. Wenn die Fortschritte des Gedankens und der Aufklärung keine Chimäre sind, so muß man in Frankreich von solchen und ähnlichen Redensarten abstehen, zugeben, daß es überall tapfere Männer giebt, und eingestehen, daß die Civilisation unserer Zeit Besseres zu thun hat,

als einige Großthaten aus der Vergangenheit heraufzubeschwören. Die wirkliche Macht und Größe eines Landes besteht heutigen Tages nicht mehr in der kleineren oder größeren Ausdehnung des Gebietes, sondern in der Industrie, in dem Wohlstande des materiellen Lebens, in den moralischen Fortschritten. Es ist mehr werth, eine zehn Meilen lange Eisenbahn im eigenen Lande angelegt, als 50 Meilen vom Gebiete eines fremden Landes erobert und verwüstet zu haben; und eine Erfindung, wie diejenige des Webstuhles von Jacquard, ist wichtiger, als der glänzendste Sieg. Es giebt eine Menge von großartig klingenden Liedern, deren Refrain dahin lautet, die Furchen mit dem Blute und den Leichnamen der Feinde zu düngen. Da aber ein jedes Land seinen Patriotismus und seine patriotischen Gesänge besitzt, so folgt daraus, daß unsere Feinde nichts Geringeres gegen uns im Schilde führen, als wir gegen sie. Will man die Vaterlandsliebe bei sich bewundern, so muß man sie auch bei den andern anerkennen, — und so würde am Ende die ganze Erde mit Blut und Leichnamen gedüngt, was vielleicht eine recht gute Ernte geben könnte. Wer aber würde übrig bleiben, um diese Ernte einzusammeln? Es muß durchaus unsere Aufgabe seyn, die Gränzlinien zwischen Ländern und Völkern mehr und mehr zu verwischen, nicht aber, sie nur stärker hervorzuheben. Du bist ein Gränzbewohner, und kannst keine Linie ziehen, die nicht zur Hälfte dem Nachbarlande angehört, und du hast gewiß mehr Aehnlichkeit der Lebensbedürfnisse und der Empfindungen mit deinem Gränznachbar, als mit deinem Landsmanne, welcher hundert Meilen von dir im Innern Frankreichs wohnt. Wenn nun auf dieser Gränze ein Büschel Gras oder ein fruchtbarer Baum wächst, genährt von derselben Scholle und von demselben Regentropfen, willst du darum mit deinem Gränznachbar streiten? oder wenn ein Kieselstein auf der Gränze liegt, wollt ihr diesen unter euch theilen, und euch mit den Hälften die Köpfe zerschlagen? Wie vertrüge sich dies mit den Ideen jener Aufklärung, auf welche wir uns so viel zu gut thün. Wenn ein Traktat die Zerschneidung oder Abtretung eines Landestheiles zur Folge hat, so wird der abgetretene Theil, der vor wenig Tagen noch zum theuren Vaterlande gehört hat, plötzlich zum Feindesland. Wollt ihr nun dies Land verheeren und seinen Bewohner, vor wenig Tagen noch euer Landsmann, jetzt als euern Feind verfolgen? Gewiß nicht, — und die Völker fangen an, solche Barbarei aufzugeben und endlich einmal zu Verstande zu kommen; sie wollen nichts mehr wissen von jenen Kriegen, in welchen man sie aneinander hetzt, wie blutgierige Doggen, und ihnen antwortet, wenn sie nach der Ursache des Krieges fragen: Es! Es! beißt euch! Während Herr Thiers und Herr Palmerston nicht einig werden können, rettet eine englische Corvette die Matrosen eines französischen Schiffes, und umgekehrt; in Todesnoth auf dem Meere oder bei einer Feuersbrunst ist Einer der Bruder des Andern. Englische Capitalisten sind im Besitz von französischen Staatspapieren, und französische Kaufleute haben in London ihre Geschäftsfreunde. Wollt ihr nicht endlich einsehen lernen, daß wir alle uns an derselben Sonne wärmen, dieselbe Erde bebauen, dieselbe menschliche Bedürfnisse haben, und daß es nur Ein großes Vaterland, nur Einen gewaltigen Herrscher über Allen giebt? Wie kleinlich ist jener Nationalstolz, der sich an die Steuerregister hält, und der in den Vorurtheilen einer mißverstandenen Ruhmsucht befangen ist! Wahrhaftig, die Menschen gleichen den bösen Thieren, und es scheint oft, als hätten sie das Wort Vaterland nur darum erfunden, um einen Vorwand zu haben, ihren Brüdern den Kopf zu spalten! Sollte einmal eine Nation durch eine andere wirklich beschimpft werden, oder sollte eine der andern feindlich ins Land fallen, dann ist noch immer Zeit genug, zum Schwerte zu greifen und aus der traurigen Nothwendigkeit eine Tugend zu machen. Bis dahin wollen wir in Friede bleiben, und unser schönster Ruhm sey der, die heiligen Angelegenheiten der Menschheit liebevoll und friedlich befördern. W.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Baden.

In Nro. 289 dieses Blattes hat ein geehrter Korrespondent eine erfreuliche Mittheilung über die allgemeine Versorgungsanstalt im Großherzogthum Baden niedergelegt. Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, das Innere dieser Anstalt, welche seit wenigen Jahren so bedeutende Fortschritte gemacht hat, beleuchtet zu sehen. Die Grundidee der allgemeinen Versorgungsanstalt im Großherzogthum Baden, welche nach dem Vorbilde des Wiener Instituts, jedoch mit verschiedenen Abänderungen, im Jahre 1835 in Karlsruhe errichtet worden ist, liegt darin, daß der einzeln stehende Inhaber kleiner Kapitalien immer nur die landesüblichen Zinsen aus seinem Vermögen beziehen kann, während er in Vereinigung mit vielen Andern in gleicher Lage Beständliches von Jahr zu Jahr steigende Renten erhält, wenn sich der Verein dahin ausspricht, 1) daß zwar die Zinsen der zusammengeschossenen Summen unter sämmtliche Mitglieder vertheilt, 2) daß aber die ältern muthmaßlich zuerst mit Tod abgehenden Mitglieder einen größern Theil dieser Zinsen erhalten sollen, als die jüngern Mitglieder, 3) daß die ursprünglichen Einlagen der mit Tod abgehenden Mitglieder deren Erben zurückbezahlt werden, jedoch mit Ausnahme einer Summe, welche dem Betrag aller bis dahin auf diese Einlage baar ausbezahlten Renten gleichkömmt, 4) daß diese zurückbehaltene Summe bis dem Kapitalstocke verbleibt und die Zinsen daraus den Renten der überlebenden Mitglieder zugelegt werden. Dies die Grundidee! Nun versteht es sich aber von selber, daß eine Erbschaft in der bezeichneten Art nur dann statt finden kann, wenn sich die ursprüngliche Zahl der Theilnehmer allmählig vermindert, wenn also für die abgehenden Mitglieder keine neuen eintreten. Darum bilden auch alle in ein und demselben Jahre eintretenden Mitglieder eine für sich abgeschlossene Jahresgesellschaft. Je mehr Mitglieder eine solche Jahresgesellschaft zählt, desto höher wird einst die Rente der am längsten lebenden steigen. Da sie aber, wenn ein Mitglied das außergewöhnliche Alter von 100 Jahren und darüber erreichen würde, zu einem enormen Betrag ansteigen könnte, während sich die meisten andern Mitglieder, denen eine kürzere Lebensfrist bestimmt war, mit geringen Renten begnügen müßten, so hat man festgesetzt, daß die höchste Rente von einer ursprünglichen Einlage, welche 200 fl. beträgt, nicht über jährliche 300 fl. steigen darf. Wenn nun sämmtliche Mitglieder einer Jahresgesellschaft gestorben und deren Erben in der oben angedeuteten und am Schlusse der gegenwärtigen Darstellung näher bezeichneten Weise befriedigt sind, so wird noch ein Theil der ursprünglich zusammengeschossenen Einlagen übrig seyn, welcher der Anstalt auf immer verbleibt und dessen Zinsen den noch lebenden spätern Jahresgesellschaften nach Verhältniß ihres Kapitalvermögens zugetheilt werden. Also beerben sich nicht nur die Mitglieder einer Jahresgesellschaft, sondern auch die Jahresgesellschaften selbst. Die ältern Mitglieder einer Jahresgesellschaft haben muthmaßlich nicht das Glück, die Renten ihrer eingeschossenen Einlagen so lange zu genießen, als die jüngern Mitglieder, oder mit andern Worten: sie haben wenig Aussicht, die jüngern Mitglieder zu beerben. Zur Ausgleichung dieses Mißstandes müssen sich die letztern mit einem geringern Zinse begnügen und da von jeder Einlage à 200 fl. ursprünglich 4% mit 8 fl. vertheilt werden, so kommen auf die jüngsten Mitglieder, welche die I. Klasse bilden, nur 3 1/2% oder 6 fl. 24 kr.; auf die II. Kl. 3 2/3% oder 6 fl. 48 kr.; auf die III. Kl. 3 1/2% oder 7 fl. 12 kr.; auf die IV. Kl. 3 3/4% oder 7 fl 36 kr.; auf die V. Kl. 4 1/2% oder 8 fl. 48 kr.; auf die VI. Kl. aber, bestehend aus Mitgliedern, die über 60 Jahre alt sind, 5 1/2% oder 10 fl.

24 kr. Nach diesen ursprünglichen Verhältnißzahlen, auf welche hin unter Zugrundlegung eines 4% Zinses für jede Klasse ein ideales Kapital mit dem Ausdruck »Rentenkapitale« gebildet wird, werden die jedesmaligen Erbschaften oder andere Zuschüsse vertheilt.

(Schluß folgt.)

Darmstadt, 15. Nov.

Es gibt einen Zweig der Journalistik, der zwar nicht glänzend, aber doch sehr nützlich ist, wenn man ihn gehörig zu behandeln und gemeinnützig zu machen versteht; ich meine nämlich die sogenannten Wochen- und Intelligenz-Blätter, wenn ihnen ein solcher Plan unterliegt, daß sie nicht blos die Bedürfnisse des allgemeinen Verkehrs befriedigen, sondern zugleich auch einen geistigen Genuß gewähren, der gewöhnlich aus der gedrängten Erwägung localer oder anderer Tagesfragen geschöpft zu werden pflegt. Was mit solchen Blättern Gemeinnütziges zu erstreben und durchzuführen sey, wußte recht gut der berühmte Franklin, der in seiner früheren gesellschaftlichen Stellung als Buchdrucker seine Gedanken und Einfälle durch die periodische Presse schnell zur Kenntniß seines Lesepublikums brachte. Niemand hat besser als er die schöne Kunst verstanden, das höhere Wissen gleichsam zum Gemeingut Aller zu machen. — In vielen Städten Deutschlands scheint man bis jetzt nur jene althergebrachten Wochen- oder Intelligenzblätter zu kennen, welche, außer den Polizeitaxen und Bekanntmachungen, nur noch die Statistik der Bevölkerung und die Uebersicht der angekommenen und abgereisten Fremden enthalten. Um so mehr verdient es daher Anerkennung, wenn solche Blätter sich aus ihrem alten Häringslak emporarbeiten, oder wenn neu gegründete den gesteigerten Forderungen des Publikums entgegen zu kommen und dieselben zu befriedigen suchen. Mit Rücksicht darauf erscheint seit dem 1. Juli d. J. in der Hofbuchdruckerei von Ernst Becker der »Darmstädter allgemeine Anzeiger«, welcher einestheils allen Anforderungen an ein gewöhnliches Intelligenzblatt entspricht, anderntheils aber durch das beigefügte »Plauderstübchen« noch einen besonderen Reiz erhalten hat. Nach einigen Andeutungen zu schließen, sollen darin hauptsächlich locale und andere dem Beobachtungsgeist seiner Leser nahe liegende Interessen besprochen werden. Der Plan ist ohne Zweifel gut, und in der Art der Ausführung ist bisher schon manches Lobenswerthe geleistet worden; nur wäre sehr zu wünschen, daß die populäre Richtung so viel als möglich beibehalten werden möge. Der hiesige allgemeine Anzeiger erscheint viermal die Woche, an den Tagen nämlich, wo das Wittich'sche Frag- und Anzeigeblatt, welches Mittwochs und Samstags herauskommt, nicht erscheint. Beide Blätter, obschon für sich bestehend, befriedigen dadurch ein fortlaufendes und täglich wiederkehrendes Bedürfniß des Publikums, was gewiß für Viele höchst angenehm und erwünscht ist. Von der Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung ist hier Jedermann überzeugt. Die typographische Ausstattung des neuen »Darmstädter allgemeinen Anzeigers« ist so schön, als sie bei einem Blatte der Art nur gewünscht werden kann.

Mannichfaltigkeiten.

An die Stelle des von der Leitung der Mainzer Liedertafel abgetretenen Hrn. Messer soll ein talentvoller junger Musiker und Componist, Hr. Esser vorgeschlagen worden seyn. Auf solche Weise würde die Mainzer Liedertafel bei dem Wechsel nicht viel verloren haben.

Die Trauung des Grafen Demidoff mit der Prinzessin von Montfort wurde in Florenz vollzogen und das neuvermählte Paar hat sich nach Rom begeben, um dort den Winter zuzubringen. Dem Bischof brachten die Traugebühren ein Rittergut ein und der Papst erhielt ein Brevier, dessen Schale aus lauter Edelsteinen besteht. Der Brautschatz, den der zum Fürsten erhobene Bräutigam gab, beträgt 2 Millionen.

Für die Sittengeschichte von Frankreich ist folgender Vorfall sehr bezeichnend; es erhing sich am 8. d. M. in Paris eine elegante Dame aus Liebeskummer mit einem Schnupftuch, das an den untersten Fensterreif bei geknüpft war, indem sie sich auf die Knie warf, um mit aller Kraft des Leibes die Schlinge zuziehen zu können. Als der Polizeicommissär zur Besichtigung des Thatbestandes kam, fand er auf dem Boden ein Büchlein: »Ueber die beste Art, sich zu erhängen«, was die Scharteken-händler im Palais royal unter der Hand verkaufen.

(Frankfurt, 17. Nov.) Am vorigen Sonntag ward im Saale des Weidenbusches der neue Winter-Vauxhall eröffnet. Die weiten Räume des schönen Locals waren geschmackvoll decorirt, mit frischen Blumen und Laubwerk verziert und brillant erleuchtet. Das treffliche hiesige Linienmilitär-Musikcorps, unter Leitung des Hrn. Musikmeisters Funck, executirte die beliebtesten älteren und neueren Opernpiecen und Volksmelodien, und ärntete rauschenden Beifall. Auch der Alpensänger Bagall sang seine heimathlichen Lieder mit dem glänzendsten Erfolge. Der Andrang der Besuchenden war außerordentlich und man unterhielt sich aufs beste. Nächsten Donnerstag, 19. Nov., wird der zweite Vauxhall statt finden und zwar in ähnlicher Weise, und an Freuden belebter Unterhaltung wird es eben so wenig fehlen wie das letztemal.

Zweisylbige Charade.

(Erste Sylbe.)

Den Sternen dort am Himmelszelt
Ist sie zur Richtschnur beigegeben;
Erblickt der Mensch das Licht der Welt,
Ist sie sein Führer durch das Leben.
Sie führt zum Frieden, führt zur Ruh',
Und führt auch dem Verderben zu.

(Zweite Sylbe.)

Sie ist ein wohlbekannter Raum,
Oft voll von fröhlichem Gewimmel;
Sie ist, mein Freund, du glaubst es kaum —
Nicht selten hoch am Sternenhimmel;
Die großen schließt sie ein mit Pracht,
Und wird auf Bällen oft gemacht.

(Das Ganze.)

Es ist als Novität bekannt,
Entstanden durch der Menschen Hände;
Von einem mächt'gen Zauberband
Ist es der Anfang und das Ende.
Willst du mit Windeseile fort,
So suche schnell das ganze Wort.

Dürkheim. G. Baab.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 18. Nov. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Der Rasenstüber, Posse in drei Abtheilungen von Raupach. Herr Leisring, pensionirtes Mitglied der hiesigen Bühne, hat für die Anstalt die Gefälligkeit gehabt, die Rolle des »Schelle« zu übernehmen. Hierauf folgt: Das schlecht gehütete Mädchen, komisches Ballet in einem Akt; in Scene gesetzt von Hrn. Felix Meersmanns. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 324. Donnerstag, den 19. November 1840.

Soneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

In dieser Zeit war es, wo sein Bruder, der Walpode Arnold, oft in Lorch weilte im Auftrage seines Herrn, des Churfürsten und Erzbischofs von Mainz, und zum Genusse der erquickenden Landluft seine Gattin mit seinem Töchterlein, der kleinen, lieblichen Hedwig, lange Zeit in Lorch bei dem Bruder ließ. So kam es denn, daß sich die Kinder enge an einander anschlossen und sich ganz unentbehrlich wurden. Spätere Jahre schieden sie wohl äußerlich, aber was im Innern lebte, das konnten keine Verhältnisse erkalten machen und keine Zeit altern lassen; vielmehr wuchs die Liebe mit der Zeit, und wenn auch oft Jahre vergingen, ohne daß sie sich sahen, ihre Liebe blieb mächtig und innig. Darum ergriff Hedwig das Ereigniß bei dem Bingerloche doppelt; allein eben der Umstand, daß Gisbald längst sein Erbe auf Soneck angetreten, hatte ihn den Andern ganz unkenntlich werden lassen.

Der Auftritt im Pfarrhause zu Aßmannshausen aber schnitt ihr blutige Wunden in die Seele; denn sie sah, wie ein unbesiegbarer Feind für ihre Liebe, gleich einem riesigen Gespenste, aufstieg; sah ihres Vaters alten Groll und Gisbald's Haß gegen den, der seine Burg gebrochen — und bebte im Innersten ihres Wesens.

Ihre flehenden Blicke hatten indessen so viel über den Jüngling vermocht, daß er schwieg und nicht weiter dem Grolle Nahrung gab. Umsonst aber flehte ihr angstvoller Blick, daß er mit ihr den bergenden Kahn besteige. Alles Selbstgefühl des Jünglings sträubte sich dagegen. So fuhren sie denn ab, und Gisbald bestieg sein Roß, um gen Lorch zu reiten, nachdem er sich vollends erholt hatte.

Erst auf diesem Ritte, wo er so ganz sich seinen Gedanken und Empfindungen überließ, traten die Begebnisse der letzten Stunden lebendig vor seine Seele. Erst jetzt fühlte er tiefer des Walpodens Härte und Schonungslosigkeit, aber auch des Domscholasters Güte und — Hedwigs Liebe strahlte wie eine erwärmende Sonne in dies abstoßende Bild. Er sah im Geiste voraus, daß es im Hause Bodo's oft die allerunangenehmsten Berührungen zwischen ihm und Arnold geben müsse — und er wankte einen Augenblick in seinem Entschlusse, nach Lorch zurück zu kehren; aber durfte er das? Konnte er, ohne den schnödesten Undank zu beweisen, den treuen Pflegevater verlassen in der Krankheit, und ihn liebelosen Miethlingen oder leichtsinnigen Dienern überantworten? — Und — Hedwig war in Lorch! Ein Jahr war hinabgesunken in den Schooß der Zeit, und er hatte sie nicht gesehen. Durfte er nicht hoffen, daß die Pflege Bodo's ihn und sie näher zusammen führe? Blühte nicht so neben dem Frieden, den die Pflichterfüllung verhieß, auch das selige Glück der Liebe? — Sein Entschluß war gefaßt. Er setzte den Stachel in des Pferdes Weichen, und das edle Thier flog im Strahle der sinkenden Herbstsonne, die wundervoll des Rheines gekräuselte Wellen vergoldete, dem Städtchen zu.

3.

Die Krankheit des ehrwürdigen Erzpriesters Bodo hatte, eben als Gisbald wegritt, den höchsten Punkt erreicht, und die noch ungeschwächte Kraft des Greises brach ihre Macht. Er lag in einem sanften Schlafe, als die Brüder ankamen. Sie eilten an sein Lager; allein sie verließen es beruhigter, als sie sich ihm genahet, denn das war der Schlaf der Genesung. Der Domscholaster, so sehr er auch seinen Bruder liebte, fand es denn doch unbehaglich in seinem Hause, und zwar erstens, weil er Ansteckung fürchtete, und vor dem Gedanken erbebte, er könne sterben; zweitens, weil, im besten Falle, das Leben in des Bruders Siechhause keine weiteren geselligen Reize bot, die sonst in Lorch eben recht zu Hause waren; und drittens, weil der Kranke Ruhe bedurfte, und der edle Domscholaster Anstand genommen haben würde, in der Nähe des Kranken viel zu trinken. Er nahm daher gerne das Anerbieten des Vicedoms an, bei ihm zu wohnen. Arnold dagegen blieb in des Bruders stillem Hause, weil Hedwig erklärte, sie werde in keinem Falle den leidenden Ohm fremder Pflege überlassen, und er überdies den alten Vicedom Hohenfels glühend haßte. Am wirksamsten war jedoch für sein Bleiben die Ankunft Gisbald's, denn der alte Walpode kannte das Menschenherz, obwohl er nicht ahnete, daß bereits die beiden sich längst gefunden.

Bei aller Vorsicht war es dennoch unthunlich, so scharfe Aufsicht zu führen, daß nicht die Liebenden irgend es ermöglicht hätten, sich zu sehen, sich zu sprechen, und den Bund inniger zu knüpfen, den einst eine harmlose Kindheit keimen und gedeihen sah.

Konnte es anders seyn, als daß es bei der Pflege des Oheims Stunden gab, wo sie sich ungestört sahen? Da flossen dann die Herzen über; da sank dann das liebende Mädchen,

überwältigt von der Macht ihrer Gefühle, an des Jünglings Brust und hörte mit seliger Freude die Schwüre seiner Lieb' und Treue.

Arnold war oft abwesend in seinen Geschäften. Der Domscholaster kam wohl oft zu dem Bruder, der sich bei der Pflege seiner Lieblinge zusehends erholte. Auch er lobte dann die Treue Beider, und schien selbst Freude daran zu haben, wenn Gisbald's glühender Blick die schwebende Jungfrau auf Schritt und Tritten begleitete. Die Lese war derweile in vollem Gange und der Herbstsegen floß in reichen Strömen den Winzern zu.

Lust und Kurzweil herrschte in den Rebenbergen, wo der edelste Wein das Herz abwechselnd mit der duftenden Traube erfreute. Alle Ritter der Nachbarschaft strömten mit ihren Frauen und Töchtern in Lorch zusammen, und nicht selten erfreute der Tanz an den Abenden die lustige Sippschaft. Nur Gisbald fehlte. Man lachte und spottete seiner allzustrengen Sorgfalt, und meinte, des verhaßten Walpod's Töchterlein habe mehr Antheil an seiner Zurückgezogenheit, als Bodo's Gepreßte. Doch hatten die Ritter gerade an Arnold den Stein des Anstoßes gefunden. Sie haßten ihn aus ihrer Herzen Grunde, und wo er sich zeigte, da zeigte sich auch dieser Haß so klar, so bestimmt und so argdrohend, daß es zuletzt dem Walpoden, obwohl er keine Furcht kannte, denn doch unheimlich wurde.

Darum besuchte er auch das Bankett nicht, das der Vicedom gab, wo aber Gisbald erschien und fröhlich im Tanze sich ergötzte, obwohl die fehlte, an die seine Lieb' ihn band.

So ungehemmt er sich auch der langentbehrten geselligen Lust hingab, zu der die Stadtpfeifer von Bingen so lockend einluden, so bemerkte er doch unter den Jüngern des Ritterstandes ein seltsam heimlich Treiben.

Besonders war es des Vicedoms Sohn, Philipp, der Jüngere, von Hohenfels, der auf Reichenstein hauste, Hans und Kurt von Waldeck, von Soneck, seine lustigen und wilden Vettern, Rudolph von Heppenhoest und andre der Jüngeren aus der Gegend des Wisperthales und jenseits des Rheines. Es schien, als hätten sie irgend eine Absicht, die sie vor ihm geheim zu halten suchten.

Ein Argwohn stieg in seiner Seele auf, als könne es dem verhaßten Walpod gelten. Er wußte keinen Grund für diesen Argwohn als eben den allerseits tiefgewurzelten Haß gegen einen Mann, der einst die Seele derer gewesen war, die die Burgen gebrochen, und der in trotzigem Uebermuthe den Rittern seinen glühenden Haß zu jederzeit fühlbar zu machen suchte.

Müde vom Tanze, stand er im Grunde des Erkers, der den Saal zierte, wo die lustige Welt sich freute. Der Glanz der Lichter hatte bereits nachzulassen begonnen, und grade in der Tiefe des Erkers war ein dunkler Schatten, der seine Gestalt barg. Er dachte an Hedwig, die nun daheim am Siechbette des Oheims saß, wohin sie heute des Vaters Eigenwille mehr als die Noth des Leidenden fesselte. Sein Herz sehnte sich nach ihr. O wie hätte er es wünschen mögen, mit ihr des Festes Freuden zu theilen! Aber der Seufzer seiner Brust machte die Umstände nicht anders.

In den Nebengemächern klangen die Pokale, und die schweren Zungen gaben Zeugniß von der Fülle des genossenen Weines, den heute der alte, stolze Vicedom in Strömen fließen ließ.

Während Gisbald in seinem dunkeln Erker stand, und der Reigen die Paare wieder an ihm vorbeirauschen ließ, traten zwei Ritter grade vor ihn hin. Es war der wilde Hans von Waldeck von Soneck, sein Vetter, und der noch wildere, zu jedem Streiche aufgelegte Rudolph von Heppenhoest. Sie wandten ihm den Rücken zu und flüsterten anfangs leise; ihr Gespräch wurde aber nachgrade durch das Schallen der Pfeifen lauter, also daß er, ohne es zu wollen, jedes ihrer Worte deutlich vernahm.

Es muß gelingen, sprach, vom Weine erhitzt, Hans Soneck; wie könnte uns der Prahlhans entgehen? Will er zu Schiffe hinauf, so ist er unser; will er Land, so wird er den Weg durch den Kammerforst nehmen, und er muß in unsern Hinterhalt fallen, den ich von der Burg Waldeck aus schon so schlau legen will, daß seine Stadtnase nichts wittern soll, bis der Fuchs in der Falle und das Prellen unser ist.

(Fortsezung folgt.)

Das Schillerfest in Leipzig.

(Leipzig, 11. Nov.) Das begeisterte Gefühl, mit welchem eine sehr zahlreiche Versammlung in den schönen Sälen des Hotels de Pologne an dem Schillerfeste — dem ersten in Leipzig — am Vorabende von Schillers Geburtstage, Theil nahm, war zugleich das vollgültigste Zeugniß der öffentlichen Dankbarkeit für die einfache und würdige Veranstaltung, sowie für die höchst gelungene Ausführung der ganzen Feier. Hr. Lortzing hatte die musikalische Leitung übernommen; mit der Tonkunst führten Rede, Dichtung und Gesang den Reigen. Ein Hochgefühl beseelte die Geber und Vollzieher des Festes, wie es die Hörer und Empfänger mit gleicher Kraft durchdrang. Nach Maria von Weber's Jubelouvertüre gab Hr. R. Blum in seiner Festrede, die mit Goethe's Nachruf an Schiller begann, eine die Hörer tief ergreifende Charakteristik des großen Dichters, und der allgemeinste Beifall unterbrach ihn durch begeisterte Zustimmung bei der Stelle, wo der Redner des sterbenden Attinghaus Zuruf: Seyd einig, einig, einig! auf die Feuerprobe unseres deutschen Nationalwillens gegen Ueberziehung des Vaterlandes durch fremde Gewalt mit kräftigen Worten anwandte. Dann wechselten Gesänge und Vorträge. Mad. Dessoir recitirte das Gedicht: die Weltalter, und bekränzte die Büste Schillers; die HH. Schmidt, Lortzing, Berthold und Pögner sangen die Hymne von Hrn. Julius Hammer, componirt von Hrn. Schmidt; ein geistvoller Erzähler, Dr. Ferd. Gustav Kühne, führte seine Zuhörer in Schillers Wohnung zu Weimar und an sein Grab; Gedichte von Ungenannten, eines aus Dresden — auf einem Weinberge zu Lorschwitz, wo Schiller gelebt hatte, an seinem Schreibtische gedichtet, begleitet von einer Weinrebe und einem Tischtrunke dortigen Gewächses — und ein anderes aus Altenburg trug Hr. D. Z. J. Götz vor; dann sangen Mad. Düringer, Dem. Günther, die HH. Schmidt und Pögner Schillers Lied: Das Mädchen aus der Fremde, von Hrn. Lortzing als Quartett componirt; hierauf folgte die Scene aus Don Carlos: Posa (Hr. Düringer) und Philipp (Hr. Wollrabe) mit dem Schlußworte: Gedankenfreiheit! Das Lied an die Freude — von Schiller in Gohlis, mit dem Gefühle einer edlen That gedichtet — wo die Versammlung in den Chorgesang einfiel, beschloß die sinnvoll geordnete Feier.

Jenes durch Schillers Lied erhöhte Gefühl der Freude beseelte auch die Festtafel, an welcher gegen 300 Personen Theil nahmen. Prof. Erdmann verband mit dem Bewußtseyn dieses Gefühls der Freude und des Friedens, im Besitze der großen Güter der Gesellschaft: einer gerechten, weisen und milden Regierung, den Toast auf unsern König; Hr. Düringer sprach den Toast auf Schiller und die herrlichen Schöpfungen seines Genius, auch theilte er einen Brief von Schiller an den noch lebenden Veteranen Graff mit, der den Wallenstein in Weimar zuerst dargestellt hat; Hr. Dr. Seeburg sprach den Toast auf die Preßfreiheit, welche der Vernunft gebührt. Dichter und Sänger feierten im anmuthigen Wechsel Schillers Andenken; vor allen unser trefflicher Sänger Schmidt, das von ihm componirte Volkslied: „Sie sollen ihn nicht haben, den deutschen freien Rhein," tönte aus begeisterter Brust durch die weiten Säle hin. Als nun der Pokal mit dem Rebensafte, den eine Verehrerin des Dichters in Dresden aus ihrem Schillers-Weinberg zu Loschwitz gespendet, die Tafeln umkreis't hatte, ward in demselben eine Sammlung zu einer Gedenktafel für das Haus, das Schiller einst in Gohlis bewohnte, veranstaltet, und sein Gesang an die Freude vollendete den harmonischen Cyklus des schönen Abends um Mitternacht.

So war unser Schillerfest, von Leipzigs Literaten zuerst in Vorschlag, dann für jeden Verehrer Schillers aus allen Ständen, von Künstlern, Gelehrten, Beamten und Bürgern zur Ausführung gebracht, ein allgemeines Fest. Wie aber der Sänger des deutschen, gedankenreichen Gemüths in dem Herzen unseres Volkes fortlebt, davon zeugte in schlichten Worten das einfache Gedicht eines hiesigen Bürgers in dem Leipz. Tageblatte vom 9. Nov.

Am 10. Nov., des Dichters Geburtstage, wurden im hiesigen Stadttheater Schillers Räuber bei sehr vollem Hause aufgeführt, welcher Darstellung ein mit Beifall aufgenommener und von Wilhelm Gerhard gedichteter Prolog vorherging. Madame Dessoir sprach denselben als Germania, und gab in eine Tafel des Gefeierten Namen ein, der alsbald in transparenter Beleuchtung erschien, während zahlreiche sinnig geordnete Gruppen von Landleuten, Winzern ꝛc. diesem Namen ihre Huldigung darbrachten. (Leipz. Ztg.)

Frankfurter Theater.

Zum Vortheile des Hrn. Hassel wurde gegeben: Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: die Herberge im Walde, Posse in 3 Abth., von Fr. Hopp, Musik von Kapellmeister Hebenstreit, — und wenige Tage darauf wurde dasselbe Stück wiederholt. Bei beiden Aufführungen war das Haus überfüllt und der Beifall lebhaft. Hr. Hassel gehört zu den glücklichen Benefizianten und hat seit einer langen Reihe von Jahren bei solchen Veranlassungen sich stets eines wohlklingenden Resultates zu erfreuen gehabt. Als Künstler gerne gesehen und in seinen bürgerlichen Beziehungen allgemein geachtet, besitzt Hr. Hassel viele Freunde und Verehrer, und dies um so mehr, als seine Kunst eine erheiternde ist und er, unter uns ganz heimisch, den Geschmack und die Liebhabereien seines Publikums kennt und sie trefflich zu benutzen versteht. Bei dieser Orts- und Menschenkenntniß, bei vielseitiger Bildung und bei einem produktiven Humor konnte es nicht fehlen, daß er unser beliebter Lokalkomiker wurde und in dieser Eigenschaft hat er uns schon so oft erheitert nach den Mühen und Sorgen des Tages, daß wir ihm zu Dank vielfältig verpflichtet sind und demnach an seinem Benefizabende nicht fehlen dürfen.

Was die genannte Novität betrifft, so hat sich auch hier die alte Erfahrung bewährt, daß man sich während der Aufführung solcher Stücke bestens amüsirt und nach derselben sich über das Amüsement ärgern zu müssen glaubt. Es wird dann kritisirt, geprüft und verworfen; Jeder weiß etwas Anderes vorzubringen; Jeder meint, solche Possen seyen für unser aufgeklärtes Jahrhundert nicht geistreich genug. Nichts destoweniger stellt man sich nächstens wieder ein und so bringt die geschmähte Neuigkeit ein Dutzend volle Häuser. Der erste Eindruck ist aber der richtige. Wir sollten es machen, wie die Wiener, die sich solchem ungestört hingeben und die, wo sie froh und vergnügt waren, nicht weiter nach Grund und Ursache fragen. Im Gebiet des Lustspiels und der Posse muß der Augenblick sein Recht behaupten und es kann hier der Maßstab der strengeren Kunstkritik nicht angelegt werden. Uebrigens ist die neue Piece nicht werthloser als viele andere dieser Art, als Lindane, der Diamant des Geisterkönigs, Lumpacivagabundus, zu ebener Erde und erster Stock, Staberle u. A. Die dem Hauskäppchen zu Grunde liegende Idee ist recht artig. Wer das Käppchen trägt, kennt die Gedanken und Gefühle Anderer und sie müssen ihm, was sie denken und fühlen, offenbaren. Dies Motiv gibt die Triebfeder der Handlung und wird mit Bühneneffekt, wenn auch nicht gerade immer geistreich, geltend gemacht. Viele Situationen sind ungemein komisch, die Dialoge theilweise recht launig und witzig, ebenso die meisten Couplets. Im letzten Acte hätte der Verf. das Interesse etwas mehr steigern und frischer erhalten sollen; denn der Eindruck des Schlusses nimmt den Zuschauer am meisten in Anspruch. Die Aufführung, bei Pieçen der Art eine Hauptsache, war abgerundet und ansprechend. Hr. Hassel (Andreas Pimpernuß) bewegte sich ganz in seiner Sphäre und war bei rosenfarbener Laune. Er wurde mehrmals hervorgerufen. Hr. Meck, als Schloßinspector Schusselmann, theilte mit Hrn. Hassel die Krone des Abends. Eine ergötzlichere Figur als diesen Merkurius bei der Festlichkeit des Landvolks läßt sich nicht erfinden und ausführen. In komischen Rollen dieser Art darf Hr. Meck den ausgezeichnetsten Darstellern zur Seite gestellt werden und sein ruhiger trockener Humor macht stets die größte Wirkung. Hr. Wiegand, als Advokat Drehpfiff, hatte sich dermaßen umgewandelt, daß man nicht im Stande war, ihn wieder zu erkennen; er wußte die kleine Rolle zur Bedeutung zu erheben. Hr. Löwe, als Chevalier Silberpappel, stattete die Figur eines zuckersüßen Gecken mit Laune aus, schien aber etwas zu übertreiben. Dem. Kratky verschmäht es nicht, auch in kleineren Parthieen freundlich mitzuwirken, und bleibt darum nicht minder die erste Sängerin unserer Oper. Andere minder gefällige Künstler und Künstlerinnen mögen im Interesse der Bühne ein Gleiches thun, und bedenken, daß auch in der kleinsten Rolle Bedeutendes geleistet werden kann. W.

Korrespondenz.

Mainz, den 16. November.

Industrie und Gewerbe haben bei uns seit zwanzig Jahren einen merklichen Aufschwung genommen, früher vorhandene haben sich sehr vervollkommnet und ausgedehnt, und andere, von denen man nichts wußte, sind neu entstanden. Unsere Möbelfabriken sind längst berühmt, unsere Sattlan- und Lederwaaren sind auf allen Märkten hochgeschätzt, unsere Chaisenfabrikanten versorgen viele Hauptstädte Deutschlands, und senden Wagen nach Paris und London, unser Dampfmühlmehl geht nach West- und Ostindien und nach der Südsee; und wenn wir der Prachtliebe unserer Fürsten und dem Stolze unseres reichen Adels manchen schönen Pallast verdankten, so erreichen die in neuerer und der neuesten Zeit hier aufgeführten Gebäude, besonders das mit so vielem Geschmack erbaute Hotel de l'Europe, diese früheren Werke nicht nur, sondern sie übertreffen sie an gefälligen Formen und Schönheit des Styls. Diese Fortschritte verdanken wir der Betriebsamkeit einzelner unserer Mitbürger; wie viel größer werden sie aber seyn, wenn durch das Zusammenwirken mehrerer großartige Unternehmungen begonnen und, durch sie unterstützt, ausgeführt werden. Der erste Schritt zur Lösung dieses Problems wurde durch die vor einigen Jahren stattgefundene Errichtung eines großherzogl. hessischen Gewerbevereins in Darmstadt gethan. Vielfach war man freilich der Ansicht, Darmstadt, eine Hof- und Residenzstadt, sey der Ort

der Gewerbe nicht. Unterdessen ist nicht abzuläugnen, daß eben die Anwesenheit des Hofes manche Hülfsquellen darbietet, die sich anderswo nicht vorfinden. Dieser Gewerbverein hat unter der Leitung seines würdigen Vorstands schon Manches gethan, was auch bei uns wohlthätig empfunden wurde, und eine für uns besonders wichtige Maßregel, deren eine Bekanntmachung in dem vorgestern erschienenen Wochenblatte Erwähnung thut, und die segenreich für uns wirken muß, ging von ihm aus, oder trat mit seiner Gutheißung in's Leben. Herr Karl Denninger, ein Mann, dem unsere Industrie schon so Vieles verdankt, ladet inländische und auswärtige Gewerbtreibende und Freunde der Industrie zum Beitritte zu einer in Mainz errichteten Lokal-Sektion des großherzogl. hessischen Gewerbvereins ein. Diese Anstalt ist bestimmt, die Industrie unserer Stadt zu heben und das Interesse des Gewerbstands zu befördern. Sie bildet einen Bestandtheil des großherzogl. Gewerbvereins in Darmstadt, und Niemand kann in dieselbe aufgenommen werden, der nicht diesem Vereine angehört; er hat aber auch vorerst keinen Beitrag zu leisten, als die üblichen 3 fl. jährlich in die Vereinskasse. Unsere städtische Behörde hat der Lokal-Sektion ein eigenes Lokal angewiesen, in dem jeden Donnerstag Abend eine Sitzung gehalten werden soll. Sonntags Morgens von 8 bis 12 Uhr sind Zeitschriften, Bücher und Zeichnungen zur Benützung der Mitglieder in dem Lokale aufgelegt; es soll ein Lesezimmer eröffnet und, einem Gerüchte zufolge, eine Abendschule damit in Verbindung gesetzt werden. Einrichtungen, die unserer Industrie großen Vorschub leisten, und sie zu jenem Grade der Vollkommenheit bringen werden, die bei der Intelligenz eines großen Theils unserer Industriellen zu erwarten ist.

Aus dem Großherzogthum Baden.

(Schluß.)

Diese anfänglichen Renten der ältesten Jahresgesellschaft sind nun gestiegen, daß im laufenden Jahre von 200 fl. Einlage bezahlt werden

für die	1.	Klasse	7 fl.	8 kr.
» »	2.	»	7 »	21 »
» »	3.	»	7 »	32 »
» »	4.	»	7 »	45 »
» »	5.	»	12 »	30 »
» »	6.	»	51 »	46 »

Damit nun dieses fortwährende Steigen nicht durch Verluste an Kapitalien und Zinsen unterbrochen werden kann, hat man einen Reservefond gebildet, der jedoch nicht über 4% des Gesammtrentenkapitals betragen darf. Die Mittel zu diesem Reservefond waren gleich gefunden, weil die Anstalt an ihre Mitglieder nur 4% Zinsen bezahlt, während alle Kapitalien im Durchschnitt zu einem höhern Zins ausgeliehen sind. Was der Reservefond von diesen Zinsüberschüssen nicht braucht, wird zur Bestreitung der Verwaltungskosten benutzt. Da aber zu gleichem Zwecke von allen Einlagen und Nachzahlungen der Zins, der vom Tag der Einzahlung bis zum Schluß des darauffolgenden Kalenderjahres, ferner das Eintrittsgeld, welches von jeder vollen oder theilweisen Einlage 1 fl. beträgt, endlich neben zufälligen Einnahmen auch der Gewinn, welchen die mit der Anstalt verbundene Hinterlegungskasse abwirft, verwendet werden kann, so ergeben sich nach den seitherigen Erfahrungen jedes Jahr Ueberschüsse über den wirklichen Verwaltungsaufwand. Sie haben im Jahr 1839 betragen 18,953 fl. 39 kr.; 1838 16,221 fl. 8 kr.; 1836 und 1837 23,155 fl. 2 kr. Alle dergleichen Ueberschüsse, soweit sie nicht dem Reservefond angehören, werden nach dem Verhältniß der Rentenkapitalien unter diejenigen Jahresgesellschaften vertheilt, welche schon zwei Jahre lang Renten empfangen haben. Der Gewinn der Hinterlegungskasse, welcher der Versorgungs-Anstalt ungeschmälert zu gut kommt, ist sehr bedeutend. Die hinterlegten Gelder betragen nämlich im Durchschnitt eine halbe Million; hievon erhalten die Hinterleger nur 3 bis 3½% Zinsen, während die Anstalt die Gelder zu 4% und darüber ausleiht. Sämmtliche Kapitalien sind gegen doppeltes gerichtliches Unterpfand oder auf zureichendes Faustpfand ausgeliehen. Das reine Vermögen der Anstalt (also über Abzug der genannten hinterlegten Gelder) beträgt dermalen 2,031,697 fl. 24 kr.; die Zahl aller Mitglieder beläuft sich auf 24,443. Man mag sich einen Begriff von der Solidität der Verwaltung machen, wenn man die Jahresrechnungen durchgeht und daraus ersieht, daß die Anstalt seit ihrem Bestehen noch keinen Kreuzer Verlust an Zinsen oder Kapitalien, die dermalen in 990 Posten ausgeliehen sind, erlitten hat! Zur Erleichterung des Beitritts zur Anstalt für minder Bemittelte setzen die Statuten fest, daß das Recht, Mitglied der Anstalt zu seyn, nicht nur durch volle Einlage von 200 fl., sondern auch durch theilweise Einlagen von mindestens 10 fl. erworben werden kann. Letztere können durch beliebige Nachzahlungen von mindestens 2 fl. ergänzt werden. Solche theilweise Einlagen wachsen durch alljährliche Zinsgutschrift und nehmen verhältnißmäßig Theil an dem Gewinn, der sich bei Sterbfällen ꝛc. für die Gesammtheit ergibt. Mit dem Augenblick der Ergänzung einer ursprünglichen theilweisen Einlage auf den Betrag von 200 fl. durch Nachzahlung oder Zinsgutschrift wird eine solche theilweise Einlage der ursprünglichen vollen Einlage in allen Rechten gleich. Frägt man zuletzt: was erhalten denn die Erben eines Mitgliedes bei dessen Ableben aus der Anstalt zurück? so antworten die Statuten: »a) Bei einer theilweisen, noch nicht auf 200 fl. ergänzten Einlage: den vollen Betrag der theilweisen Einlage und alle Nachzahlungen. b) Bei einer vollen Einlage: den Betrag der Baarzahlung nach Abzug der sämmtlichen schon bezogenen Renten. Knüpft man hieran die weitere Frage: was kann denn hiernach eigentlich verloren gehen? so muß die Antwort dahin lauten, daß im ersten Falle nur die Zinsen verloren gehen, im zweiten Fall aber nur dann ein Verlust und zwar gleichfalls an den Zinsen eintritt, wenn die bezogenen Renten nicht den Betrag der Einlage mit Zinsen erreichten; daß aber dagegen bei längerem Leben des Mitgliedes ihm von dem Zeitpunkt an, wo die bezogenen Renten seine Einlagen mit Zurechnung der Zinsen erreicht haben werden, eine von Jahr zu Jahr steigende Rente als reiner Gewinn zufließt. Also viel Gewinn für diejenigen, denen ein langes Leben vergönnt ist; kein Verlust für einen schnell Abgerufenen, dessen irdische Güter lachende Erben unter sich theilen; nur Zinsenverlust für die trauernden Erben eines Mitgliedes, dessen Lebensfaden die unerbittliche Atropos zu frühe durchschneidet!

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart.) Mad. Wittmann ist von ihrer Kunstreise nach Wien zurückgekehrt; sie war dort in dem sentimental-naiven Fache, für das sie ein ausgezeichnetes Talent besitzt, auf dem Burgtheater aufgetreten, und errang den Beifall eines Publikums, dessen Stimme in Deutschland als eine sehr competente geachtet wird, in hohem Grade.

(Lewald's Europa.)

In Italien wird das Theaterjahr in drei Abschnitte getheilt; der erste ist im Frühling, der andere im Herbst, der dritte im Winter, zur Carnevalszeit.

(Geistreiche Replik.) Eine schöne, aber zum Langweilen geschwätzige Frau beklagte sich eines Tages gegen die Frau von Sévigné, daß sie von ihren Liebhabern schrecklich geplagt würde. »O, Madame!« antwortete diese lächend, »die Leute können Sie leicht los werden, Sie brauchen nur mit ihnen zu reden.«

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 19. Nov. Doktor Faust's Hauskäppchen, oder: Die Herberge im Walde. Posse in 3 Abth. von Fr. Hopp. Musik von Kapellmeister Hebenstreit.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 325. Freitag, den 20. November 1840.

Soneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

„Den Hinterhalt vertrau' mir an, Hans," bat jetzt der Heppenhoeft. „Ich hab' noch ein Bildchen mit ihm von dem Frohnleichnamsfeste her, wo er mich, der ich in Mainz auf der Ritterstube guter Dinge gewesen, in die Martinsburg in Haft bringen ließ, weil ich den Schenken geprügelt, die Tische zerschmissen und einem feisten Domherrn auf der Straße eine Backpfeife gegeben haben sollte; was aber alles erlogen war, weil ich davon keine Probe weiß. Da möcht' ich ihn auch noch ein wenig liebkosen, ehe er in das Verließ kommt, wo er fasten lernen soll, bis er es so wohl versteht, daß er keine Speise mehr braucht." Heppenhoeft lachte über den letzten Witz herzlich, und der Soneckter stimmte ihm bei in einem Tone, der den Grad des Rausches Gisbalden deutlich zu verstehen gab. Diesen durchrieselte ein kalter Schauer, als er Heppenhoeft's Redeschluß vernahm. —

„Das soll Dir werden, Rolf," entgegnete Hans Soneck, „vorausgesetzt, daß Du ihn uns lebend lieferst. Wüßten wir nur, wie der Gisbald denkt! Von dem wär's ein Leichtes, den Tag seiner Abreise gehörig voraus zu erkunden, da er mit ihm unter einem Dache wohnt."

„Wie der denkt? Alle Pest über ihn, wenn er nicht denkt wie wir!" rief Heppenhoeft fast laut. „Hat er nicht so gut Ursache, den Walpod zu hassen, wie wir auch? —"

„Freilich; aber er minnt des Walpod's Töchterlein," versetzte der Soneckter.

„Das ist schlimm," sprach ruhiger Rolf von Heppenhoeft; „denn die Minne macht so einen jungen Kerl zum Narren und bringt ihn zu den tollsten Streichen. Indeß glaub' ich, der Gisbald ist klug genug, zu glauben, daß ihm der Ritterfeind niemals das schöne Täubchen giebt. Er soll ohnehin, wie mir der Pfaff von Aßmannshausen gesagt hat, sein schnödes Wesen schon erfahren haben, und nicht mit ihm auf einem guten Fuße stehen. — Wie dem sey, überlaß das mir. Ich will's ihm schon herauslocken, wenn der Alte wegzieht; aber was macht Ihr dann mit dem dicken alten Säufer, dem Domscholaster, der bei ihm ist? Den müßt Ihr schon mit in den Kauf nehmen. Wollt Ihr ihn ausbraten? Schmalz giebt's genug!"

Das Hinzutreten eines Dritten machte den vertraulichen Aeußerungen der beiden Ritter ein schnelles Ende. Sie folgten dem Rufenden in das Trinkgemach, wo die Würfel rasselten und der Wein floß.

Das Gespräch hatte in Gisbald's Herz eine lodernde Fackel geworfen, die mit einem Male ganz dunkle Räume durch ein blendend Schlaglicht erleuchtete. Er liebte Hedwig. Das war ihm, obwohl die Liebe seine ganze Seele erfüllte und beherrschte, noch nicht zum klaren Gedanken gekommen. Erst jetzt erkannte er die Richtigkeit dessen, was die Ritter gesprochen; er erkannte die ganze Fülle der Gegenliebe, die er im schönsten Herzen fand; aber er war auch lebhaft von der Wahrheit dessen überzeugt, was Jene von Arnold's Abneigung sprachen, ihn durch Hedwigs Hand einst zu beglücken. Er sann lange nach, und es schien ihm, als solle er um des Mädchens willen das Gefühl der eigenen Brust bemeistern.

Am Tanze und der Lust überhaupt konnte er keinen Antheil mehr nehmen. Ernste Stimmung hatte sich seiner bemeistert; daher verließ er still und unbemerkt den Saal, und nur die Fräulein sahen sich umsonst nach dem schönen und gelenkigen Tänzer um, den sie jedoch vergeblich suchten und erwarteten. Die schwerer werdenden Köpfe der Ritter ließen ohnehin nicht zu, seine Entfernung zu bemerken.

Eine schlaflose Nacht folgte diesem Abend, der einen schroffen Uebergang von Freude zum trüben Ernste, ja zu stiller Trauer hervorgebracht; das aber stand am andern Morgen in seiner Seele fest, es gälte jetzt, seine Lebensrettung durch Arnold mit Gleichem zu vergelten.

Er trat darum schon frühe in das Gemach desselben. Ein unfreundlicher Empfang, wie er ihn erwartet hatte, wurde ihm, der aber auch Gisbald's edles Selbstbewußtseyn aufrief.

„Was bringt Euch so frühe schon zu mir?" fragte mit stolzem und wegwerfendem Tone der Walpode den Jüngling, der mit dem edeln Stolze, der ihn in entscheidenden Momenten stets auszeichnete, leicht grüßend vor ihn hintrat.

„Ihr kennt Euch wohl denken, Herr Walpode, daß das, was ich bringe, nicht mich angeht; denn ich will nichts von Euch, am wenigsten, wenn Ihr so unfreundlich mir begegnet."

Arnold biß sich in die Lippen. „Soll ich vielleicht Euch freundlich seyn, der Ihr mein schuldlos Kind bethöret?" donnerte der Walpode, und sah ihn dabei an mit dem durchbohrenden und fast zermalmenden Blicke, den ihm gegenüber selten Einer ertrug; aber der Jüngling, wenn er auch von diesem unerwarteten Vorwurfe sich betroffen fühlte, richtete sich nur noch stol-

zer auf. Seine Wangen färbten sich höher, sein Auge strahlte mächtiger, und die Hand ballte sich krampfhaft, als habe sie den Schwertgriff und solle die Klinge ziehen und rüstig sie schwingen.

Der gereizte Walpode fuhr fort: „Meint Ihr, mir sey es unbekannt, daß Ihr Euch des Kindes Zuneigung erschleichet, und Euch nicht blödet, mit ihm zu minnen? Das ist die Ritterehre, die Ihr und Eures Gleichen so gerne im Munde führt, die Ihr ohnehin auch am Raube so wacker bethätigt."

Gisbald hatte mit Ruhe ihm zugehört; aber jetzt brach der wildeste Grimm los. Er stampfte auf den Boden, daß die runden Scheiben der Fenster rasselten, wie wenn der Westwind brüllt.

„Die Pest über Euch!" rief er aus. „Wäre nicht Euer Haupt hier im gastlichen Hause mir geheiligt, ich würde — doch nein," fuhr er, sich wunderbar mäßigend, fort, „Ihr redet im Jähzorne und ohne Besonnenheit, und sollt mich nicht zu gleicher unlöblichen Weise nöthigen. Hört mein Wort, und macht und denkt dann, was Ihr wollt; mir kann's und soll's ganz gleich gelten. Ich war mit Eurer Hedwig Kind. Eure selige Hausfrau, Gott gebe der Edlen Frieden! — hielt sich oft lange hier auf, wie Ihr wisset. Da senkte sich der Keim einer gegenseitigen Liebe schon tief in uns're Herzen. Hedwig liebt mich und ich sie. Das ist kein Geheimniß; am wenigsten vor Euch; denn unsere Liebe hat sich nicht nöthig zu verbergen, weil sie lauter und rein ist; allein es ist verruchte Lüge, daß ich sie bethört. Habt Ihr es gehört, Herr Walpode? — Sie zu lieben, könnt Ihr mir nicht wehren, und Niemand kann es; aber ich würde auf der Stelle das Haus verlassen, hätte ich nicht etwas Anderes, was mich zu Euch führt. Wißt, daß Euer Verderben beschlossen ist. Ihr seyd des Ritterstandes ärgster Feind. Wenn Ihr als Stifter des unseligen Spießbürgerbundes ihnen verhaßt seyd, so ist das eben so natürlich, als daß Euer stolzer Uebermuth vollends Alle mit Haß gegen Euch erfüllt. Sie sind verbündet, Euch zu fangen und — schrecklich! — ergreifen sie Euch, so ist Hungertod Euer Loos. Reiset Ihr auf dem Rheine, so ergreifen sie Euch; kehrt Ihr über das Gebirge heim, so fallet Ihr in Hinterhalt. Ich habe es Euch gesagt; thut, was Ihr wollt!"

Er drehte dem Walpod den Rücken und ging.

Arnold blieb in einer sehr gemischten Stimmung zurück. Sein Jähzorn war verraucht. Er empfand über die Art und Weise, wie er den Jüngling gewissermaßen angefallen, eine beschämende Reue; denn der Jüngling stand, ihm, dem gereiften Manne, überlegen, ruhig und würdevoll da. Ueberdies war die Mittheilung über des Adels Gesinnung gegen ihn, der den Jüngling wahrhaft mißhandelt hatte, so edel, für ihn aber zugleich so beugend, daß er fast rathlos im Gemache umher rannte, und im Widerstreit zahlreicher Entschlüsse es gar nicht wahrnahm, daß die Stiege herauf ein kolossaler Fußtritt sich vernehmen ließ. Die Thüre wurde bald darauf mehr aufgerissen als aufgemacht, und herein trat, keuchend und heftig pustend, und den rinnenden Schweiß wegwischend, der dicke Domscholaster.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Heirath.

(Anekdote.)

Während des für die Franzosen so unglücklichen spanischen Kriegs, wo Napoleons Stern schon anfing zu erbleichen, war ein französischer Soldat in einer kleinen Stadt einquartirt, welche nahe bei dem schönen und verführerischen Sevilla lag. Er verliebte sich in die Nichte eines reichen Alcaden, der natürlich nie in eine Heirath eingewilligt hätte, denn wenn er auch seinen Franzosenhaß vergessen wollte, so war doch Paul Daverne ohne Vermögen. Indeß der Pariser Grenadier scheuete weder List, noch sorgfältige Bewachung, um sich Donna Ines zu nähern. Die Liebenden sahen sich selten und suchten sich dafür durch Briefe zu entschädigen.

„Mein hübscher Paul", sagte das junge Mädchen in seinem Schreiben, „warum hast du meinem Onkel nicht gesagt, du seyst eben so reich, als du jung und schön bist? Du kommst von Weitem her und könntest es ihm vorlügen, diese Unwahrheit wäre ja unschuldig, weil sie unsere Liebe begünstigte. Er ist oft erstaunt, daß du so geläufig spanisch sprichst und den Horaz ohne Stocken übersetzest, auch weiß er wohl, daß Euer Kaiser alle junge Franzosen in seine Regimenter steckt. Deine Aeltern sind geachtet in der Gesellschaft, mache sie auch reich, mein Freund, und Du befreist unsere Liebe von einer Sorge mehr."

„Schöne Ines," antwortete der junge Grenadier, „unser Kaiser ist größer, als es Cäsar und Hannibal je gewesen sind, und deßhalb keine kleine Ehre, einer seiner Soldaten zu seyn; seine Lieutenants sind mächtiger als Könige und obgleich Deine Landsleute unsere Feinde, so wissen sie doch, daß die französischen Anführer eben so tapfer sind, als es Euer Cid war. Frankreichs junge Männer folgen freiwillig der militärischen Laufbahn, weil sie die ehrenvollste und glänzendste ist, wenn man Napoleon folgt. Ich liebe Dich wie meine Fahne, aber ich müßte erröthen, wenn ich Deinetwegen Jemand betrügen sollte."

Uebrigens predigten nicht alle seine Briefe diese strenge Moral, und in andern bot er viel Beredsamkeit auf, um sich Ines liebenswürdig zu zeigen und sie zu bestimmen, ihren verdrießlichen Onkel zu verlassen und mit ihm zu entfliehen. Am Ende verlangte er nur zwei Monate, um ihrer würdig zu erscheinen, den einen, um eine glänzende That zu thun, wonach er das eiserne Kreuz zu erlangen hoffte, und den andern, um sich die Epauletten eines Unterlieutenants zu erkämpfen. Als aus diesem nichts wurde, verließ er sich, muthig und verliebt wie er war, auf sein gutes Glück. Ines war zu ängstlich, um ihren Vormund zu verlassen und einem französischen Soldaten zu folgen; aber als ächte Spanierin wunderte sie sich, daß ihr Geliebter nicht des Nachts die Mandoline unter ihrem Fenster spielte, und daß er noch nichts von der seidenen Leiter gesprochen, welche sich jede Spanierin zu verschaffen sucht und die sie an ihrem Balkon befestigt. Bald ward indeß der Franzose mit diesen Dingen bekannt und zögerte natürlich länger nicht, sich eine Gunst zu erbitten, die ihm gern bewilligt wurde, und die folgende Nacht ward gleich zum Rendezvous bestimmt.

Es war eine heiße und dunkle Nacht, als Paul, in einen spanischen Mantel gehüllt, unter dem Fenster seiner Angebeteten das Herunterlassen des seidenen Stricks erwartete. Er wußte, daß das Balkonfenster zu einem Vorzimmer gehörte, welches an einen Hausgang stieß, an dessen Ende sich das Zimmer seiner

Ines befand. Der Onkel wohnte über ihr. Nach einer Stunde freudigen Harrens erschien das schöne Mädchen auf dem Balkon, befestigte die Leiter und bald hatte er das Ende in der Hand und wollte sich hinaufschwingen, als er trotz der Dunkelheit einen Schatten in der Straße auf- und abgehen sah; er ging, den Degen in der Hand, auf den Verwegenen zu weil er fürchten mußte, durch einen Nebenbuhler oder einen Feind erdolcht zu werden. — „Gehen Sie hier weg, Cavaliere", sagte er auf spanisch, „dieser Gang gehört heute mir zu."

„Ich weiß es, Verehrtester!" antwortete man.

„Sie wissen es? Was wollen Sie hier?"

„Dasselbe, was Sie wollen."

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Jünglinge.

Die Elegans selbst nennen sich Dandys und ihre Eleganz Fashion; sie haben eine Equipage, Tilbury genannt, und ihren Bedienten tituliren sie Groom. Ein Ausbund von Eleganz heißt Lion und sein Stiefelputzer Tigre, seine Abendzirkel sind fashionable Clubs, die Einrichtung seines Zimmers ist komfortable; kurz nach der jetzt herrschenden Anglomanie hat in dem Leben eines rechten Elegans nichts einen französischen Namen. Die aus dem Englischen herübergeholten Worte werden wunderlich französirt; so sagen die Pariser Dandys: entraîner un cheval für das Dressiren der Pferde zum Wettreiten, weil train im Englischen Dressiren heißt. Die Einbürgerung englischer Worte und Redensarten wäre an und für sich gerade kein Unglück, sondern vielmehr ein Verdienst um die Bereicherung des armen französischen Sprachschatzes, wenn sich nicht mit diesen fremden Worten zugleich Ideen, Begriffe und Ansichten vom Auslande her einschlichen, welche die Liebenswürdigkeit, wodurch sich die französische Nation von jeher auszeichnet, die Zartheit und Feinheit des geselligen Lebens, die holden Züge der Galanterie, kurz das ganze zierliche Gewebe der französischen Nationalsitten und Weisen zu vernichten drohten. Fashionable Clubs und Männergesellschaften, wo man nach englischer Weise den Hut auf dem Kopf behält und Cigarren raucht, verdrängen immer mehr die Salons und Damencirkel, wo sonst der Petitmaitre herumflatterte; man sucht kein Glück mehr bei den Wetten; die Pariser Kavaliere traben nicht mehr mit allerlei Kapriolen und Schwenkungen neben der Karosse der gefeierten Modeschönheit hin und her, sondern spekuliren bei den Pferderennen auf dem Marsfelde und bei den steeple chases im Thal der Bièvre. Viele Merveilleux ziehen ein schönes Rennpferd einer schönen Frau vor, was sehr beruhigend für die Ehemänner ist. Wenn man noch von pariser Koketten, von vornehmen Damen liest, die eine Heerde an ihrem Winke hängender Sklaven um sich haben, so ist das als poetische Uebertreibung zu nehmen. Die Haushaltungen haben nur noch untergeordnete Verführer zu befürchten; es gibt wenig oder gar keine eleganten Intriguen mehr. Besitzt ein junger Pariser nicht die Mittel, den Dandy zu spielen, so wählt er die Rolle des Antony: er affektirt Blässe und Magerkeit, läßt Haare und Bart mit kokettirender Wildheit wachsen, wirft menschenscheue Blicke um sich, plagt seine Familie, verabschiedet seine Geliebte, seufzt zum Monde und zu den Sternen empor, wie wenn ihm ein tiefer, unheilbarer Gram am Herzen fräße, während er wie ein Geier über den Häuptern schöner und reicher Erbinnen seine drohenden Kreise zieht. Kunstmäßig ächzt er seine sentimentalen Lügen hervor, er thut, als wäre er von der ganzen Welt verlassen, von einer unerbittlichen Fatalität umstrickt, und spannt allermittelst seine treulosen Netze aus. Einige müßige, neugierige und lüsterne Weiber, die nie die süßen Nachtigallentöne der reinen Liebe vernommen, gehen ins Garn, und lassen sich durch diese feierlichen Grimassen und Schwüre bethören. Wir kennen Pariser Antonys, welche auf diese Weise gute Partien gemacht, einträgliche Stellen erhalten, sich zu den Doktrinärs oder Conservateurs geschlagen und es bis zur Deputirten-Kammer gebracht haben. So wie die melancholischen und von brennenden Leidenschaften ausgehöhlten jungen Fante so ihr Glück gemacht haben, grünen und blühen sie wieder auf, bekommen rothe Wangen und einen runden Bauch, kurz die Natur tritt in alle ihre Rechte wieder ein und es geht im Leben dieser edlen Individuen eine glückliche Revolution vor, welche den effektvollen Stoff zu einem bürgerlichen Lustspiel in zwei Akten liefern könnte.

(Mnemosyne.)

Korrespondenz.

† Leipzig, im Nov.

Nicht blos in materieller Hinsicht ist das Wachsthum unserer Stadt bemerkbar, sondern auch in Bezug auf ihre geistigen Kräfte. Und daß von Seiten der städtischen Gemeinde Alles, was in ihren Kräften steht, gethan wird, um die Grundlagen, auf denen sich die Letztern entfalten sollen, immer mehr und mehr zu befestigen, das beweist neben vielen andern, daß im Laufe eines einzigen Jahres vier neue, herrlich für die Bedürfnisse der Jugend ausgestattete Schulhäuser innerhalb unserer Mauern entstehen konnten. An trefflichen Leitern unseres Schulwesens fehlt es nicht, und ein Rückblick auf dasselbe erinnert uns recht lebhaft an den Mann, der — es wurden am 7. Nov. gerade 10 Jahre, daß er nach Leipzig kam — in einen Zweig desselben ein neues Leben brachte, ja, man möchte sagen, diesen Zweig in Leipzig erst schuf. Wir meinen August Schiebe, den Gründer unserer Handelsschule in geistiger und disciplinarischer Hinsicht, der bis jetzt sie auf einer Stufe zu erhalten wußte, die dem gesammten sächsischen Vaterlande Ehre macht. Diese dankbare Erinnerung ist im Sinne aller Verständigen, welche die Schwierigkeiten, die Schiebe durch seine Energie auf seiner hiesigen Laufbahn besiegen mußte, wohl erkannt haben. Viele, bereits würdige Mitglieder des Handelsstandes sowohl im Inlande, als auch im entferntesten Auslande verdanken diesem trefflichen Manne ihre Ausbildung.

Mainz, 18. November.

Die Wintervergnügungen werden, allem Anschein zufolge, bei uns in diesem Jahre viel spärlicher ausfallen, als sonst. Der umwölkte politische Horizont und einige Trauerfälle in angesehenen Familien sind Ursache, daß die Thées dansants, deren man auch beinahe überdrüssig war, unterbleiben. Mit Ausnahme der Soirées bei dem Hrn. Biegouverneur und dem Hrn. Festungskommandanten und den Spielkränzchen in einigen Familien, werden vier Bälle während der Karnevalszeit auf dem Kasino zum Gutenberge und wöchentliche Abendunterhaltungen daselbst mit Zuziehung von Damen ohngefähr alle Belustigungen bilden, die uns bevorstehen. Ob die Karnevals-Gesellschaft wieder Lebenszeichen von sich geben werde und worin diese bestehen, darüber hat man im Publikum noch nichts erfahren. Bleiben die Aussichten zu Erhaltung des Friedens auf dem dermaligen Stande, so wird wohl etwas geschehen. Schade wäre es, wenn das so schön Begonnene nicht fortgesetzt würde! — Die Bälle auf dem Kasino zum Gutenbergshofe werden glänzend werden, da sie so zu sagen den einzigen Versammlungspunkt unserer jungen und schönen Welt bilden und von Seiten der Direktion nichts versäumt wurde, um

den Aufenthalt in diesem Gebäude so angenehm als möglich zu machen. Von außen und innen auf das geschmackvollste hergestellt, bietet dasselbe nunmehr einen geräumigen, erwärmten, zu öffentlichen Vergnügungen sehr passenden Ort dar. Die Aufnahmen in die Gesellschaft haben sich in der neuesten Zeit ungewöhnlich vermehrt. Jeder, der Anspruch auf höhere Bildung macht, wünscht die Aufnahme in einen Cirkel, der sich durch Anstand und ungezwungene Geselligkeit auszeichnet. — Ob in dem Kasino zum geselligen Vereine in diesem Winter Bälle gegeben werden, scheint noch unentschieden. Diese Anstalt erfreut sich seit einiger Zeit der großen Theilnahme nicht mehr, wie am Anfange ihres Entstehens. Ihre so glänzenden Soirées haben so sehr abgenommen, daß man ihrer beinah nicht mehr erwähnt. Der Fortbestand dieses Kasino's ist noch auf drei Jahre gesichert, da seine Mitglieder sich auf fünf Jahre anheischig gemacht haben. Das dritte Kasino, von dessen Entstehen und provisorischer Auflösung in Ihrem geschätzten Blatte einigemal die Rede war, ist so sehr in Vergessenheit gerathen, daß man nicht einmal weiß, ob die höhern Orts nachgesuchte Ermächtigung zu seiner Constituirung erfolgt ist, oder ob sie verweigert wurde.

Mannichfaltigkeiten.

»Das Buch deutscher Parodieen und Travestieen. Herausgegeben von Z. Funck. Erster Cyclus. Erlangen, 1840, in der Palm'schen Verlagsbuchhandlung.« Eine Sammlung von Parodieen deutscher Dichter gehört mit zur Geschichte der deutschen schönen Literatur. Z. Funck hat durch sein Werk einen doppelten Zweck erreicht, und nicht nur den Literaten selbst, die Alles, was in dem parodischen Literaturzweige geschehen, kennen und zusammengestellt wissen wollten, sondern auch allen Freunden einer aufheiternden Lectüre einen sehr willkommenen Dienst geleistet. Der Leser findet hier ausgezeichnete Parodieen und Travestieen von F. G. Wetzel, Claus Harms, Bretschneider, Reuffer, Sophie Mereau, Kosegarten, Schlechta, Reinhardt, Röller, Saphir, Schütz, Matthy, R. Roos, Herloßsohn, F. Rork, Wichman, Lebrün, Schneidereit u. A. Durch die Fortsetzung dieses Werkes wird sich der Verf. den Dank aller Freunde der schönen Literatur erwerben. Indem wir das benannte Werk bestens empfehlen, fühlen wir uns verpflichtet, auch die äußere Ausstattung und den billigen Preis desselben zu beloben. Dr. Schn.

(Koblenz, 14. Nov.) Welche riesige Fortschritte das Maschinenwesen und der Schiffsbau in einem Jahrzehnt gemacht haben, davon gibt uns das gestern Nachmittag hier eingelaufene Dampfschiff Nro. 14 der Kölnischen Gesellschaft einen treffenden Beweis. Als im Jahre 1826 die Dampfschifffahrt auf dem Mittelrheine eröffnet wurde, brauchten die Schiffe zur Fahrt von Köln hieher 12 bis 14 Stunden. Das Schiff Nro. 14 hat den Weg bei der gestrigen Probefahrt in 7 Stunden 49 Minuten und zwar bei der jetzigen gewaltigen Strömung des Rheines zurückgelegt. Es verließ Köln um 6 Uhr 48 Minuten, fuhr an dem schnellsegelnden Schiffe Viktoria der Düsseldorfer Gesellschaft vorbei und erreichte Koblenz um 3 Uhr 2 Minuten, wobei dasselbe 25 Min. Aufenthalt auf der Reise hatte. Die Strecke von Neuwied hieher wurde in 1 Stunde 22 Minuten zurückgelegt. (Siehe die heutige Journal-Beilage Art. Bonn.)

Aus Stuttgart wird gemeldet: »Die Sängerin Dem. Zerr hat ihr Gastspiel beendet und Hr. Tenorist Rauscher ist für die Stuttgarter Hofbühne engagirt. Seine Stimme hat die Frische verloren, die Schule aber ist gut. Am 8. d. M. wurden Auber's Falschmünzer, welche bereits die Runde durch ganz Deutschland gemacht haben, zum Erstenmale aufgeführt. Die Musikfreunde klagen über Einseitigkeit des Repertoirs und über Bevorzugung der italienischen und französischen Opern vor den deutschen.« Aehnliche Klagen werden auch bei andern Bühnen vernommen.

Am 27. d. Mts. wird der junge Pianist Hr. Conrad Baldenecker ein Konzert geben zum Vortheil der hiesigen Irrenanstalt und unter Mitwirkung der Herren Mayer, Hornist aus Wiesbaden und Heinefetter, Violinecellist aus Mannheim, wie auch mehrerer hiesigen Tonkünstler. Bei dem löblichen Zweck bedarf es keiner weiteren Anpreisung, um die Theilnahme der Menschenfreunde in Anspruch zu nehmen.

Frankfurt, im Nov. 1840.

In dem Verlage unseres thätigen Mitbürgers, Hrn. J. D. Sauerländer, sind für den bevorstehenden Jahreswechsel, der immer in allen Familienkreisen so reichen Anlaß zu herzlichen und aufrichtigen Glückwünschen gibt, Neujahr-Billete erschienen, die an Geschmack und Eleganz der Erfindung, an kunstreicher Ausführung Alles in dieser Art seither Vorgekommene übertreffen, und die dem kunstsinnigen Verfertiger derselben (Hrn. Carl Naumann dahier) gewiß allerwärts neue Lobsprüche einernten dürften! Es sind dieselben in sogenannter Chromcelithographie ausgeführt; die schönsten Früchte-, Blätter- und Blumengezweige, in dem feinsten Farbenschmuck und den zartesten Schattirungen, zieren sie, und etwas Aehnliches der Art zu so billigem Preise (25 Stück solcher Neujahrskarten von einer oder mehreren Sorten kosten nur 2 fl. 42 kr.) und mit verschiedenen Devisen hat bis jetzt unseres Wissens noch nicht existirt. Wir können sie daher recht angelegentlich allen Freunden solcher kunstsinnigen Arbeiten empfehlen!

Museum.

Am 20. November 1840.

Ueber Beethoven's C moll Symphonie, von E. T. W. Hoffmann; vorgelesen von Hrn. Lußberger.
Symphonie von Beethoven, aus C moll.
Der Bergknappe. — Columbus. — Gedichte; gesprochen von Dem. Lindner.
Lieder von Lachner; gesungen von Dem. Holzhäuser.
Le retour de Londres, Rondeau für das Pianoforte, von Hummel; gespielt von Hrn. Schröder.
Lieder von Proch; gesungen von Hrn. Pischeck.
La folle de Waterloo, Poésie; recitée par Mr. de Suzor.
(Zum Erstenmal) Ouverture von Mendelsohn, für Blasinstrumente.

Bei der Ausstellung im Museum kommen diesmal mehrere Portraits, gemalt von Hrn. Becker, vor, worunter das vorzüglich gelungene des königl. würtembergischen Hofschauspielers, Hrn. Döring, der Beachtung besonders zu empfehlen ist.

Der Anfang ist um halb Sieben Uhr; der Saal wird nicht früher als um halb Sechs Uhr geöffnet; der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her.

Alle Museumskarten sind nur persönlich gültig; Kinder können nicht zugelassen werden. Die verehrten Mitglieder und Abonnenten sind gebeten, sich mit ihren Eintrittskarten zu versehen, damit die an dem Eingang angeordnete Controlle genau beobachtet werden könne. Die Gastkarten angehend, sieht sich der Vorstand des Museums veranlaßt, im Interesse der Mitglieder die größte Beschränkung eintreten zu lassen.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rozm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 326. Samstag den 21. November 1840.

Sonneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Der Domscholaster warf sich, fast außer Athem, in den weichen Lehnstuhl. Nach einigen Minuten rief er, immer noch nicht recht bei Luft: „Weißt Du es schon, Arnold? Weißt Du, daß die Ritter auf Dich fahnden und Dich verderben wollen, Dich, Dein Kind und mich? — Bei Dir haben sie Grund; aber was habe ich, der Mann des Friedens, ihnen gethan? Ich weiß nicht Rath. Seit gestern Abend, wo ich es erfuhr, schmeckt mir kein Tropfen Markebronner mehr. Ich habe Johannesberger versucht, aber auch der mundet nicht, und der köstlichste Auerhahn, den der Vicedom aus dem Forst auf dem Windmantel erhielt, war wie Stroh unter meinen Zähnen. Ich brachte ihn nicht klein, und er schmeckte mir wie ein altes Huhn. Auch regt sich aus Schrecken mein Zipperlein wieder. Ich verlassener, unseliger Mann! Was soll aus mir werden? Ausbraten wollen sie mich, wie der Heppenhoeft gesagt hat, und mit meinem Schmalze ihre Lederriemen anschmieren! Hast Du je so etwas erhört? Meint man nicht, es seyen Sarazenen?"

Trotz dem, daß es Arnold unheimlich war, konnte er denn doch das Lachen nicht bergen. Es brach in unverhaltenem Strome hervor.

Zornglühend fuhr der geistliche Herr auf. „Wie, Du lachst? Unsinniger, der Du mich mit in Dein Verhängniß hinabziehst? Ist das die Achtung, die Du mir schuldest, kecker Laie? Ist das die Art und Weise, sich zu gehaben, wo der Strick an Deinem Halse schon kitzelt? Und Du stößest noch den Einzigen von Dir, der uns retten kann, den guten Gisbald? — Forschner, der Schiffer, meint, zu Wasser sey es nicht thunlich, hinaufzufahren. Und im Kammerforst würden sie uns schon einen wehrhaften Hinterhalt legen. Einer nur könne uns retten, der sey Gisbald, der alle Schluchten im Forste kenne, wie ein Fuchs, weil er seit langen Jahren darin gebürscht habe und völlig kundig sey. Und der begegnet mir unten im Hause und glüht vor Zorn über die Weise, wie Du ihn behandelt? —"

Arnold war wieder zur Besinnung zurückgekehrt. Der Lachreiz, den er bei dem Anblicke und der Anhörung seines geistlichen Bruders empfand, war so unwiderstehlich, daß er ihm um kein Gut der Erde hätte gebieten können, so sehr auch in ihm die verschiedensten Empfindungen wogten, die alle gleich weit von der Fröhlichkeit waren, deren Ausgeburt das Lachen zu seyn pflegt.

„Verzeiht," sprach er, die letzten Zuckungen in seinen Mundwinkeln beherrschend, „verzeiht, Herr Bruder, daß der Anblick Eurer Angst, das Loos des heiligen Laurentius zu theilen, mich zum Lachen hinriß. Ich erkenne recht wohl an, daß Ihr Grund zur Sorge habt, so gut als ich; allein mit dem Braten hat es einstweilen noch keine Gefahr."

„Wie?" schrie der Priester heftig. „Weißt Du denn nicht, daß der Heppenhoeft geschworen hat, seine Stiefel mit meinem Schmalze zu tränken? Kennst Du den Menschen noch nicht, so wisse, daß er und die Sonecker und Reichensteiner gestern, so zu sagen unter unsern Augen, ein Schiff drunten, nahe am Galgen, unterhalb Bacharach, wo der Rheingau mit dem Pfälzer gränzt, überfallen, es ausgeplündert und alsdann versenkt haben? Was aus den Schiffern wurde, weiß man so recht nicht. Wahrscheinlich haben sie sie versenkt mit dem Schiffe."

Bei dieser Nachricht erstarrte der Walpode. Alles Blut schien sich in seine erste Werkstätte, in das Herz, zurückgezogen und ein Starrkrampf ihn ergriffen zu haben. Er regte sich nicht. Nur das Auge rollte, wie ein Feuerrad in seiner Höhle, und schleuderte Blitze.

„Wie steht's nun?" fragte der Domscholaster. „Als es meine Person galt, lachtest Du; jetzt, wo es sich um die Güter Deiner Krämergilde handelt, erstarrst Du? Erkennst Du bald, wie bei dieser Keckheit der Wegelagerer unsere Sache steht? Ich trage keine Lust, mich braten zu lassen, selbst nicht auf die Gefahr hin, ein Märtyrer zu werden. Für solche Ehre habe ich gar keine vorherrschende Neigung. Ich werde mich dem Gisbald anvertrauen. Siehe Du zu, wie Du wegkommst!"

4.

Während oben im Hause diese Scenen sich ereigneten, badete sich ein Stockwerk tiefer das schönste Auge in hellen, heißen Thränen. Hedwig hatte die Unterredung mit angehört, die Gisbald mit dem guten Domscholaster geführt. Sie kannte also theilweise die Auftritte, doch von dem, was ihre Liebe betraf, wußte sie nichts. Ach, wie tief beugte sie der Gedanke, daß die Menschen, die ihr die theuersten auf Erden waren, im wildesten Hasse erglühten! Daß sie keine Mittel kannte, sie zu versöhnen; daß sie, wider Willen, dem eigenen Vater Unrecht geben mußte! Der tiefste Schmerz erfüllte sie. Da sank sie

nieder auf ihre Knie und betete. Alle ihre Gefühle flossen in dem der tiefsten Andacht zusammen. Von Ihm, an den sie sich wandte, konnte sie ja nur Hülfe erwarten. Er konnte ja allein die feindseligen Herzen einigen, sie aus der Gefahr retten und Hülfe senden. So rang sie lange im heißesten Gebete. Und je inniger und gläubiger es wurde, desto mehr Ruhe kehrte zurück, desto lebendiger wurde ihr Vertrauen, desto klarer wurde sie sich dessen bewußt, was sie zu thun habe in diesen wichtigen Augenblicken.

Sie erhob sich und eilte, Gisbald zu suchen. Sie fand ihn bei dem leidenden Oheim.

Diesem hatte Gisbald sein Herz eröffnet, seine Liebe bekannt, sein Zwiegespräch mit Arnold mitgetheilt und die Gefahr nicht verschwiegen, die diesem drohte.

Jetzt trat Hedwig ein, deren rinnende Thränen Zeugniß gaben von ihrer Kenntniß des Standes der Sache.

Bodo nahm ihre Hand. „Weine nicht, meine Tochter," sprach er. „Deine Liebe zu meinem Gisbald ist Gott und Menschen wohlgefällig, nur nicht Deinem störrigen Vater. Bleib' ihm treu, wie er Dir, und vertrauet beide Gott, der wird Alles wohl machen. Meinen Segen habt Ihr."

Die Liebenden umarmten sich vor dem edlen Greise, und es strömte Hoffnung und Frieden in ihre Brust.

„Du aber, Gisbald, erkenne es als eine heilige Pflicht, die Du gegen mich zu erfüllen hast," fuhr er fort, „daß Du alle Drei morgen auf den Pfaden, die Dir wohl bekannt sind, gen Rüdesheim geleitest, von wo es leichter ist, mit wehrhaftem Geleite der Dienstmannen des hohen Erzstifts gen Mainz sonder Gefährde zu kommen."

Willig legte Gisbald seine Rechte in des edlen Priesters welke Hand.

„Und Du hastest mir dafür, daß sie glücklich nach Rüdesheim gelangen?" fragte er.

„Mit meinem Leben, so wahr mir Gott helfe im Sterbestündlein!" sprach feierlich Gisbald.

Da trat der dicke Prälat ein, der Gisbald ebenfalls suchte.

„Der da droben," rief er seinem Bruder Bodo zu, „hat wieder seinen bösen Tag heute. Klag' ich, so lacht er; erzähl' ich ihm aber von der Raubritter Frevel, dann wüthet er oder wird starr, wie eine Bildsäule. Nein, Bodo, ich bin nicht nach Lorch gekommen, um meine Haut zu Markte zu tragen und mich braten zu lassen, wie den heiligen Laurentius die Heiden brieten. Ich will's gerne in aller Demuth bekennen, daß ich noch lange kein Heiliger bin; auch sehe ich dabei eben so wenig Vortheil für unsere heilige Kirche, als für mich."

Selbst über Bodo's edle, ernste Züge zuckte ein Lächeln, das der Ironie so ähnlich sah, wie ein Regentropfen dem andern. Dies mochte jedoch dem Prälaten unbemerkt geblieben seyn; er fuhr fort:

„Ich rechne auf Dich, mein Sohn. Der ehrliche Forschner, der Dich wohl kennet, hat mir vertraut, wie Du alle Schluchten des Waldgebirges kenntest, absonderlich im Kammerforste. Du führst mich und Hedwig nach Rüdesheim. Von Arnold habe ich mich losgesagt. Er mag sehen, wie er durchkommt."

„Verzeiht, hochwürdiger Ohm," rief jetzt Hedwig aus, „ohne meinen Vater geh' ich nicht."

„Auch gut," versetzte der Würdenträger, so salvire ich mich alleine. Gisbald, auf morgen! Bodo's Maulthiere sind für uns."

(Fortsetzung folgt.)

Alarich.

409.

Wer klopft so stürmisch, Roma,
An deinen Thoren an?
Herr Alarich, der Gothe,
Will spät noch Einlaß han.
Es treten Roma's Bürger
Zu ihrem Gast hervor,
Was er noch wünsche, forschend.
Er sprach gar kurz: ins Thor!
Sie warnten: Volk ist innen
Zahllos, weißt du auch das?
Es sprach gar kurz der Gothe:
Leicht mäht sich dichtes Gras.
Da zagten fast die Römer,
Und fragten ihn aufs neu,
Was, wenn er weiter zöge,
Bedingt des Abzugs sey.
Es sprach gar kurz der Gothe:
Ihr gebt mir, was ihr habt.
Da hat die Rede wenig
Der Römer Ohr gelabt.
Sie seufzten bang: was bliebe
Denn selbst uns übrig doch?
Es sprach gar kurz der Gothe:
Euch bleibt das Leben noch.
Da schlossen zu die Römer
Dem bösen Gast das Thor;
Doch stand der junge Gothe
Nicht lang umsonst davor.
Er ritt herein im Sturme
Mit seiner Sichel schwer,
Und mit dem Gold das Leben
Nahm er dem Römerheer.

Franz Schmidt.

Eine Heirath.

(Fortsetzung und Schluß.)

Paul ging mit dem Säbel dicht auf seinen Rivalen los. Dieser hielt ihn auf. „Halten Sie ein; verständigen wir uns erst. Sie sind also Paul Daverne, Grenadier im dritten Regiment? und lieben Signora Ines de Guardia, welche hier wohnt? Sie sehen, daß ich Sie kenne. Ich bin der arme Theodor, der Kammerdiener unsers Richters, und Sie werden einsehen, daß es mir leicht gewesen wäre, in größerer Begleitung zu kommen; aber Gott bewahre mich, ich will Ihre Liebe nicht stören, wenn Sie die meinige unterstützen wollen."

„Der Ihrige, Theodor", unterbrach ihn Paul und sah ihn

groß vom Kopfe bis zu Fuße an, so gut es in der Dunkelheit ging. Es war ein brauner Mann, dessen schwarzer Schnurrbart fast das halbe wohlgebildete Gesicht bedeckte. Er trug einen eleganten, aber ziemlich unordentlichen Anzug. „Sie haben eine Liebe in diesem Hause?" setzte der Grenadier hinzu.

„Ja, ich liebe Pepita, das Kammermädchen der Donna Ines, und ohne Ihrem Geschmack zu nahe zu treten, so versichere ich Sie doch, daß ich sie hundertmal schöner finde, als ihre Gebieterin. Die Liebe verschönt Alles, und die Frau, die man liebt, findet man auch am bezaubernd'sten. Pepita hat mich von Ihrem Rendezvous unterrichtet und Sie erlauben gewiß, gnädigster Herr, daß ich nach Ihnen auch hinaufsteige?"

Der galante Franzose konnte nicht nein sagen. „Stille und verschwiegen müssen Sie aber seyn!" sagte er. Paul schwang sich hinauf, erreichte glücklich das Zimmer seiner Geliebten und überließ die Leiter dem Kammerdiener.

Man kennt die Zusammenkünfte zweier Liebenden, die Schwüre, die sie wechseln, die schönen Träume für die Zukunft; man ist erst jung und schön, dann ernster und würdiger durch das fortschreitende Alter und endlich beschließt man sein Leben in Eintracht, wie Philemon und Baucis. Ines war schon ganz Französin und schmückte ihren Geliebten mit jeder Auszeichnung in seiner militärischen Laufbahn. Als die Sterne nach und nach erblaßten und der Tag graute, während dieser geträumten Götterzukunft, mußten die Liebenden endlich daran denken, sich zu trennen, da die Vormünder einen sehr leisen Schlaf haben und die Bewohner einer kleinen Stadt des Morgens früh bei der Hand sind.

„Apropos", sagte Paul beim Abschied, „wir sind nicht die einzigen Glücklichen in diesem Hause und Pepita....

„Pepita?"

„Höre, Geliebte, es steht uns nicht an, zu streng zu seyn, habe Nachsicht mit Pepita; sie hält unsere Liebe geheim, laß uns auch ihre beschützen; übrigens muß ich Dir gestehen, daß ich beinahe ihr Mitschuldiger bin."

„Mein Freund, ich verstehe Dich nicht."

„Hier das Verständniß: Pepita hat einen Liebhaber, einen hübschen Jungen, der sie sehr zu lieben scheint und dem sie ein Stelldichein gegeben hat."

„Pepita", antwortete Ines, „ist nicht meine Vertraute; sie ist schon gestern wegen eines Auftrags in die Meierei meines Onkels gegangen und gerade während ihrer Abwesenheit gestattete ich Dir den Zutritt."

„Ach, großer Gott, was hab' ich da gemacht! Ein Mann hielt mich in der Straße auf, er sprach von Dir, von sich, von Pepita, von seiner Liebe: ich glaube ihm auf sein Wort und laß ihn nach mir heraufsteigen."

„So sind wir verloren! es ist ein Dieb!"

„Es ist der Kammerdiener des Richters."

„Nicht weiter: es ist wahr, Pepita hat einen Geliebten, aber er ist Aufseher auf dem Pachthof meines Onkels und er hat sie gestern selbst abgeholt."

Es war ausgemacht, man hatte die Leichtgläubigkeit Pauls benutzt und ein sehr verdächtiger Mann hatte sich ins Haus geschlichen. Wenn es ein Dieb war, was war aus dem Onkel geworden; vielleicht lag er ermordet in seinem Zimmer!

Sobald dieser Gedanke in Ines aufstieg, wollte sie, bleich und halbtodt vor Schrecken, in sein Zimmer eilen, aber Paul litt nicht, daß sie allein ging, aus Angst, es möchte ihr da was zustoßen; er folgte ihr unwillkürlich, obgleich dadurch das Verständniß der jungen Leute zur Gewißheit wurde. Sie erwachten erst aus ihrer Betäubung, als sie vor dem Bette des Alcaden standen, der fest geknebelt darin lag, ein Schnupftuch in dem Mund hatte und sich weder bewegen, noch schreien konnte. Paul beeilte sich, seine Fesseln zu zerschneiden, Ines war bemüht, ihm wieder zu Athem zu verhelfen und der Alcade konnte endlich seinen Befreiern danken.

„Sie sind es, Herr Franzose", sagte der Alcade, „o Himmel, wie ist es möglich, daß mich ein Spanier berauben konnte!" Er erhob sich, lief in das anstoßende Kabinet und kam mit entstellten Zügen zurück. — „Der Räuber," sagte er, „hat mir alles genommen, auch deine Mitgift, meine Nichte. Du hast gar nichts mehr und kannst jetzt nur diesen Herrn heirathen! Er wird kein spanisches Geld nach Frankreich mitnehmen."

Nun kam die Reihe an Paul Daverne und er wurde um seine Anwesenheit in dem Hause gefragt; Ines übernahm es, trotz der üblen Laune des Onkels, den Dienst, den er ihm erwiesen, so hinzustellen, daß er es dankbar anerkennen mußte.

Der Franzose lief indeß voller Wuth über den Räuber, der ihn so betrogen hatte, in die Caserne und nachdem er seine Abenteuer seinen Kameraden erzählt hatte, forderte er sie auf, ihm zu helfen, Theodor ausfindig zu machen. Dann ging er zum Richter, erzählte ihm, wie man seinen Namen mißbraucht hätte, um den Alcaden, seinen Freund und Amtsbruder, zu bestehlen. Einen Augenblick nachher waren alle spanischen Soldaten des kleinen Städtchens auch auf den Beinen und zum ersten Mal sah man sie denselben Zweck verfolgen, wie die französischen Grenadiere. Man klopfte an alle Barraken an, alle versteckten Oerter wurden durchstöbert und Theodor ward nicht gefunden. Endlich nach vielen vergeblichen Nachsuchungen und im Augenblick, als es beinahe zur Gewißheit wurde, daß der Dieb mit seiner Beute schon entflohen war, hörte Paul, sein heftigster Verfolger, eine Stimme, welche ihm bekannt schien; er legte das Ohr an die Thür eines Hauses, wo er grade allein stand und vernahm ganz deutlich die Worte:

„Nun, hübsche Zigeunerin, noch einen Kuß und ein Glas Madera, dann fort nach Barcelona, wo ich Dir so viel französische Stoffe kaufen werde, daß Du sie in zehn Jahren nicht verbrauchen kannst; thue das Gold in meinen Leibgurt, und dann brechen wir auf."

Die Thüre mit einem Fußtritte einstoßen und den Dieb spanischen Soldaten, welche ihm auf dem Fuße folgten, überliefern, war für den Franzosen das Werk eines Augenblicks. Trotz dem bemerkte er, daß der Bandit einen guten Geschmack hatte, und daß seine Zigeunerin wirklich weit jünger und schöner war, als Pepita.

Paul heirathete seine Ines und der Alcade versprach, ihm freiwillig das spanische Geld seiner Nichte zu geben, wenn die französische Armee Spanien verlassen würde. Ines wurde ganz Französin und nachdem die Bourbons auf den Thron kamen, verlangte und erhielt der Hauptmann Daverne seinen Abschied.

(Telg. f. Deutschl.)

Korrespondenz.

Weilburg, im Nov.

Zur Berichtigung der aus der Breslauer Zeitung in Nro. 315 der Didaskalia übergegangenen Mordgeschichte diene Folgendes: Der Lieutenant B. wurde allerdings am 21. Oct. früh 1 Uhr auf der Hochzeit eines jungen Bürgers mit der Tochter des Hauptmanns K. von dem Amtsaccessisten v. A. durch einen Messerstich schwer verwundet; allein er befindet sich jetzt wieder wohl und man sieht mit Spannung dem Resultate der Untersuchung entgegen. Die Urtheile im Publikum sind sehr verschieden, mitunter sehr schief, weil man entweder über die Thatsache oder das Recht, oder beides zugleich, schlecht unterrichtet ist. Aber immerhin bleibt es den Bekannten des v. A. ein Räthsel, wie dieser besonnene und höchst achtungswerthe junge Mann im Weinrausche zu einer solchen Unthat konnte hingerissen werden. Möge die Landesregierung, das nach unsern Gesetzen einzig competente Strafgericht, von milden Rücksichten geleitet, nicht außer Acht lassen, daß dem frühern Lebenswandel, die moralischen und dienstlichen Eigenschaften, die der zu Strafende vor vielen Andern seines Standes besitzt, zur Compensation müssen gebracht werden.

Ein Unparteiischer.

Literatur.

Die kaufmännische Buchhaltung, theoretisch und praktisch dargestellt von B. Cassel, Buchhalter und Lehrer der Handlungswissenschaften in Mainz.

Mit Vergnügen empfehlen wir dieses sorgfältig ausgearbeitete, vorzüglich dem süddeutschen Münzsystem angepaßte Lehrbuch zum Unterricht und zur Selbstbelehrung. Die Buchhaltung ist ein wichtiger Zweig der kaufmännischen Wissenschaften, und viele junge Handlungsbeflissene, welche sich zu bereden suchen, daß man sie genügend aus der Comptoirpraxis erlerne, erkannten durch wiederholte Fehlgriffe, wie unwahr diese Behauptung ist. Nur darin sind oft die Klagen der Lernenden gerecht, daß sie durch die Ausarbeitung fingirter großartiger Geschäfte wenig Klarheit erhalten, und daß ihr späteres Noviciat dadurch um eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Zeit abgekürzt werde. Der Hr. Verf. hat sich dadurch veranlaßt gefunden, dem von ihm entworfenen Geschäfte eine den Ueberblick sehr erleichternde Einfachheit zu geben, jedoch so, daß keine am Rhein und am Main oft vorkommende Speculation darin vermißt wird. Das Werk zerfällt in sieben Hefte, welche alle, mit Ausnahme des Memorials, nach der Methode der doppelten Buchhaltung angeordnet sind. Möge eine beifällige Aufnahme den Hrn. Verf. für seine verdienstliche Arbeit belohnen! C.

Mannichfaltigkeiten.

Wir haben vor einigen Tagen gemeldet, daß der Tod Eßlair's in der Nähe von Innsbruck erfolgt sey. Ein Schreiben aus München vom 15. Nov. setzt demselben folgenden Grabstein: »Am 10. d., Abends, erloschen am deutschen Theaterhimmel ein Stern, der, wenn er auch in den letzten Jahren matt und trüb erschien, doch zu denen erster Größe gezählt werden muß. Ferdinand Eßlair ist nicht mehr; der müde Greis ist hinübergeschlummert in das Land, wohin ihm Garrick und Talma und Ludwig Devrient vorangingen. Vor 20 Jahren, wo der Heros noch in voller Kraft stand, wäre sein Tod ein Ereigniß gewesen, jetzt — ist ein alter Mann gestorben, der den Künstler überlebt hatte, und nur noch von der Vergangenheit zehrte. Die reichen Summen seiner Kraft waren ausgegeben, und die Reste, die er noch gutwillig bot, gewannen ihm mehr Mitleid als Dank. »Du hättest nicht so alt werden sollen, Gevatter Lear!« Und doch — beim Gedanken an seinen Hintritt erfaßt uns Wehmuth, die Geister erinnern uns der schönen Stunden, die seine Kunst früher geschaffen. Nicht Eßlair allein ist gestorben, auch Tell und Macbeth und Wallenstein, und die Bilder alle, denen er Leben gab, sie liegen matt und farblos vor uns. Die deutsche Camöne weint um ihren »letzten Ritter.« »Ist kein Eßlair da?« sollte künftig jeder Bühnenvorstand ausrufen, wenn er die Rollen einer Tragödie vertheilt. Der Verstorbene war einer der letzten Repräsentanten der älteren Schule.«

Aus Freiburg vom 13. Nov. meldet die »Schildwache am Jura«: Vor einigen Tagen ist der Graf Georg v. Zeil, Ritter des Johanniterordens und Sohn des Fürsten v. Waldburg-Zeil-Trauchburg, hier durchgereis't, um sich nach Brieg in den Orden der Jesuiten zu begeben. Die Gesellschaft Jesu gewinnt an diesem Jünglinge ein Mitglied, eben so ausgezeichnet in Hinsicht seines Herzens und Geistes, wie durch seine hohe Geburt.

Nach dem Humoristen hat Dem. Luzer eine jubelnde, anmuthige, an Kühnheit der Bravour das Höchste bezweckende Vortragsweise und Mad. v. Hasselt-Barth eine empfindungreiche, von dem reitzendsten Helldunkel des Energischimponirenden erfüllte Gesangswahrheit?!

Hr. Franz Grüner, vor wenigen Jahren noch der gewaltige und imponirende Intendant des Frankfurter Nationaltheaters ist dermalen bei dem Hofburgtheater in Wien als Bücherverschließer mit einem Gehalte von 800 fl. angestellt.

(Schulwesen in Nassau.) Unterm 17. Juli 1839 ist von der herzoglichen Landesregierung in Nassau an die Schulinspectoren des Herzogthums ein Generalrescript erlaßen worden, welches gewiß auch von großem Interesse für die Bewohner anderer Staaten seyn wird. Diese Verfügung ist folgende: »Zur Fortbildung der männlichen Jugend vom 14. bis 18. Lebensjahre sollen in den Gemeinden Sonntags- oder Abendschulen errichtet werden. Die Bedürfnisse für diese Anstalten, als Holz, Licht, Tinte, Bücher ꝛc. haben die betreffenden Gemeinden zu bestreiten. Den Unterricht besorgen in der Regel die Elementarlehrer unter Aufsicht der Schulbehörden. Das Unterrichtslokal ist das Schulzimmer der Gemeinde. Je nach den örtlichen Verhältnissen der Gemeinde findet der Unterricht am Abend, oder nach dem Schlusse des Gottesdienstes, am Sonntage statt. Der von den Lehrern mit Umsicht zu entwerfende Lehrplan hat sich auf Gesang, Sprachlehre, insbesondere Geschäftsaufsätze, Rechnen und Schreiben zu beschränken. In größeren Gemeinden kann noch technisches und freies Handzeichnen und Meßkunde hinzukommen. Der Unterricht ist möglichst praktisch und gründlich zu betreiben.« — Durch die Errichtung dieser Nachschulen soll einem lange und tief gefühlten Bedürfnisse hinsichtlich der Fortbildung der erwachsenen Jugend abgeholfen werden, und es ist nicht wohl zu bezweifeln, daß auf diese Weise bei entsprechendem Fleiße der Lehrer und Schüler das während der Schuljahre mit so großer Mühe errungene Gute bei den Schülern erhalten, befestigt und erweitert werde.

Berichtigung. Die Preisangabe der Neujahrwünsche in der gestrigen Didaskalia beruht auf einem Irrthum; die einzelne Karte kostet 12 kr.; in größeren Parthieen billiger.

Theater-Anzeige.

Samstag, 21. November. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Sonntag, 22. Nov. Der Verschwender, Originalzaubermährchen in 3 Abth., von Raimund. (Gastrolle) Flottwell: Hr. Pohle, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 327. Sonntag, den 22. November 1840.

Vergessen und Entsagen.

Von

Wilh. Wagner.*)

Beneidenswerth, wer leicht entsagen,
Wer leicht und bald vergessen kann!
Durch's Leben wird er hingetragen,
Als ein vom Glück erkor'ner Mann.
Der Gram, der düstere Geselle,
Die Wehmuth mit gesenktem Blick
Vermeiden seines Hauses Schwelle
Und mehren And'rer Mißgeschick.

Voll Jugendgluth für alles Schöne
Erwähltest du zur Braut die Kunst;
Doch ach die launige Kamöne
Versagte ihrer Liebe Gunst.
Wie du auch glaubensvoll begonnen,
Wie auch dein Herz begeistert schlug,
Bald war der schöne Traum zerronnen
Und abwärts führte dich der Flug;

Und du, erfüllt mit großen Planen,
Im Geist besiegend eine Welt,
Dem sich inmitten seiner Bahnen
Ein steiler Fels entgegen stellt,
Hier wird sich deine Kraft zerschlagen,
Wie du auch stark und kühn begannst;
Beneidenswerth, wenn du entsagen
Und wenn du leicht vergessen kannst!

Wie leicht umdüstern sich die Sterne
Der Freundschaft, jahrelang gepflegt,
Wie leicht rückt uns ein Bruder ferne,
Wann Eigennutz sich tückisch regt,

Wie oft hat Liebe schon betrogen
Durch ihre Unbeständigkeit,
Wie oft, von Todesnacht umzogen,
Welkt ihre Blüthe vor der Zeit;

Wie Mancher, von der Heimath scheidend,
Greift schmerzbewegt zum Wanderstab,
Wie manche Mutter, krank und leidend,
Weint an des theuren Kindes Grab,
Wie oft zerbricht der Siegeswagen,
Der glänzend seinen Lauf begann;
Beneidenswerth, wer leicht entsagen,
Wer leicht und bald vergessen kann!

Es hat der Feinde Uebelwollen
An dir, der niemals sie betrübt,
Dem sie aus Neid und Mißgunst grollen,
Wohl bitt'res Unrecht ausgeübt;
Es hat die Welt dein bestes Streben,
Dein liebevollstes Werk verkannt,
Statt Anerkennung dir zu geben,
Dich einen Thoren wohl genannt;

Oft, wann in einer schönen Stunde
Der Freudebecher überschwoll,
Kam plötzlich eine Trauerkunde,
Und dein Gemüth ward sorgenvoll;
Doch darfst du nur die Andern fragen,
Ob ihnen nie ein Glück zerrann?
Beneidenswerth, wer leicht entsagen,
Wer leicht und bald vergessen kann!

D'rum strebe immer, festzuhalten,
O Freund, das wechselnde Geschick!
Es flieh'n die düsteren Gestalten,
Es flieht der heit're Augenblick.
Sey mäßig, Freund, in deinen Klagen,
Knüpf' gern die neue Hoffnung an,
Beneidenswerth, wer leicht entsagen,
Wer leicht und bald vergessen kann!

*) Unter dem Titel: »Licht- und Schattenbilder, von Wilh. Wagner; Darmstadt, bei Jonghaus« ist eine Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen eben erschienen und versendet worden, auf welche seine Freunde und Gönner aufmerksam zu machen sich erlaubt der Verf.

Soneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Gisbald gerieth in Verlegenheit. Bodo jedoch entriß ihn derselben, indem er aufmerksam machte auf das Thörichte, sich zu vereinzelnen. „Ihr müßt zusammen reisen. Ich will mit Arnold schon reden."

Gisbald stimmte dem bei. „Es möchte leicht seyn," sagte er, „daß einer dieser beiden Züge in die Hände der lauernden Feinde fiele. Der erste könnte gelingen, allein der zweite könnte durch die Spuren schon den Weg verrathen. Uebrigens, Herr Domscholaster, dürfte es nicht überall möglich seyn, zu reiten. An vielen Stellen kann nur zu Fuße der Weg gemacht werden. Mögt Ihr Euch einstweilen mit Muth waffnen! —"

Der dicke Herr sank in einen Stuhl und ächzete, indem er die Hände über dem fetten Bauche faltete. „Ich Armer!" rief er fast weinend aus. „Seit ich das Zipperlein habe, ist mir das Gehen die schwerste Arbeit, zumal bei meiner Wohlbeleibtheit!"

„Nur Muth!" fuhr Gisbald fort. „Es wird schon gehen. Denkt an den Rost des heiligen Laurentius, und jedes Opfer wird Euch leicht."

„Du hast Recht, mein Sohn; aber bedenke, was das Gehen für mich heißt! Bedenke, daß ich wohl nicht einmal hinlängliche Herzstärkung werde mitnehmen können!" versetzte der Hartbedrohte.

„Das wird sich schon finden," meinte Bodo; „Du hast ja Deinen ehrlichen Anton Forschner, den Du als Sackesel beladen magst."

„Vortrefflich!" rief der Prälat. „Laß nun Deine Vorschläge hören, mein kluger Gisbald."

„Sie sind einfach," erwiederte dieser, „und gründen sich zunächst auf die Morgennebel. —"

„Gott möge mir helfen!" schrie bei diesem Worte der Domscholaster. „Ich habe nichts mehr zu fürchten als feuchte Nebel und Kühle — weißt Du keinen bessern Rath?"

„Keinen, Hochwürdigster!" sprach Gisbald. „Warten wir den Aufgang der Sonne ab, so stehe ich für nichts. Wir müssen um diese Zeit schon die Höhe des Gebirges erklommen haben."

Tiefe Seufzer rangen sich aus der Brust des Domscholasters hervor; allein er schwieg, als er den festen Ton seines klugen Führers vernahm, und berechnete, daß allerdings der Nebel ein unsichtbarmachender Mantel für sie Alle sey.

Gisbald fuhr fort: „Alsdann muß das Gerüchte ohne alles Aufsehen ausgesprengt werden, Ihr reisetet erst einige Tage später ab; und ich muß Euch durch Gründe und Gebirgsschluchten führen, die freilich keineswegs zu den bequemen Wegen werden zu zählen seyn, an die Ihr in Mainz und im Rheingau gewöhnt seyn möget. Bedenkt indessen, daß es ein großes Lösegeld, harte Mißhandlung, vielleicht selbst den Tod von Euch fern hält!"

Das letzte Argument war zu schlagend, um seine Wirkung zu verfehlen. Er willigte in Alles ein. Jetzt kam auch Arnold. Gisbald verließ sogleich das Gemach. Arnold sah ihm mit einer Regung von Mißvergnügen nach.

„Das ist Deine Schuld," rief der Prälat ihm zu. „Stelle Deinen Uebermuth, Deine Härte ein. Es thut Noth; denn Gisbald allein rettet uns." Sie theilten ihm nun den Plan mit, den er gut fand.

So wurde denn Alles zur Reise bereitet. Bodo war bereits so weit in der Genesung fortgeschritten, daß es keine Gefahr mit ihm hatte. Es stand nichts mehr im Wege.

Gisbalden wurde es leicht, das Gerüchte auszusprengen, der Walpode reise erst einige Tage später von Lorch ab, und werde die Reise auf dem Rheine machen. Anton Forschner stellte seinen Kahn her, deckte ein Zelttuch darüber, um Schutz vor der ungünstigen Herbstwitterung zu gewähren, und dingte einen Halfer, daß er sein Roß vorspanne. Die verschworenen Ritter vernahmen die Kunde fröhlichen Herzens; denn er lief ihnen so recht eigentlich in die Falle. Auf Soneck besonders wurde nun Alles vorbereitet. In der kleinen Bucht, welche die Mündung des Bächleins bildete, lag stets unter überhängenden Weiden ein Kahn, der mit Segel und Takelwerk, Hand- und Steuerrudern gehörig versehen war, um mit Blitzeseile die Fluth zu theilen und den Raub zu erhaschen, der sich ihnen darbot. Mit Knechten wurde der große Kahn, der wenigstens ihrer fünfzehn bis zwanzig ganz bequem fassen konnte, bemannt, und die Ritter standen als Kämpfer bereit, Jeden, der es wagte, sich zu widersetzen, niederzuschlagen. Dieser Kahn wurde in der Stille hergerichtet zum Angriff.

Auf der Burg selbst waren diejenigen vereint, welche zum Bubenstücke die rächerische Hand boten, als ein Kahn von Lorch die breite Fläche des Stroms durchschnitt. Es war Heppenhoeft, der bald darauf in das Gemach zu den Soneckern und Hohenfels trat.

„Was bringst Du Neues?" fragten Alle, wie mit einem Munde.

„Nichts weiter," antwortete heitern Antlitzes der Gefragte, als daß der Walpode und sein fetter Bruder mit dem lieblichen Töchterlein übermorgen abreisen, und zwar zu Wasser. Es ist nun ganz gewiß; denn der alte Bodo ist fast wieder völlig genesen!"

„Woher weißt Du das?" fragte der Ritter Hans von Soneck.

„Aus dem Munde des Schiffers, der ihn fährt;" entgegnete der Ritter. „Meinem Knechte hat er's arglos erzählt. Der Walpod ahnet nichts."

„Auch nicht mein Vater?" fragte der wilde Hohenfels.

„Auch nichts; ich sprach ihn so eben noch," versetzte Heppenhoeft. „Er läßt Euch zu einer Jagd einladen, die er im Kammerforste halten will. Nun, denke ich, ist dort der Hinterhalt überflüssig; und Ihr laßt mich Theil nehmen an Eurer Jagd, deren Wild mir besser gefällt. —"

„Trauet dem Fuchs nicht!" bemerkte Kurt Waldeck von Soneck; „wer leistet uns Bürgschaft, daß der Pfaffenknecht Gisbald, dessen Schlauheit Ihr Alle kennet, nichts von der Sache weiß? Der hat Ohren, wo man sie gar nicht erwartet. Und um sich eine fette Suppe zu verdienen, verräth er uns, und führt den Walpoden sichere Wege, die er wohl kennt."

„Wohlan!" sprach Heppenhoeft, „ich will den Hinterhalt im Kammerforste übernehmen, vorausgesetzt, daß ich am Lösegeld meinen Antheil erhalte."

Man ging auf diese Bedingung ein, und das Nöthige wurde nun besprochen. Heppenhoeft sollte sich an einer der höchsten Stellen des Gebirges auf dem Wege lagern, der nach Rüdesheim über das Gebirge leitet, während die Andern bei Reichenstein Wache hielten, daß ihnen der Verhaßte nicht entweiche.

(Fortsetzung folgt.)

Zweiter Jahresbericht
des
Verwaltungs-Ausschusses der Mozart-Stiftung
an
den löblichen Liederkranz dahier
über
den Bestand und Fortgang der Mozartstiftung in dem abgelaufenen Geschäftsjahre 1839 — 1840.

Das zweite Geschäftsjahr des Verwaltungs-Ausschusses der Mozartstiftung war bereits am 27. August dieses Jahres abgelaufen, und wenn sich derselbe erst jetzt beehrt, dem löblichen Liederkranze über den Bestand und Fortgang der Stiftung in dem erwähnten Geschäftsjahre statutengemäß Rechnung abzulegen, so wolle diese Verspätung gefällig dadurch entschuldigt werden, daß wegen einer im Abschluß begriffen gewesenen hypothekarischen Kapital-Anlage die Ziehung der Bilanz nicht früher bewirkt werden konnte.

Nachdem dies nun geschehen, schreiten wir mit um so größerem Vergnügen zur Darlegung unserer Verwaltung, als die Hoffnungen, die wir wegen Eröffnung der Wirksamkeit der Stiftung in unserm ersten Jahresberichte aussprachen, im Laufe dieses Jahres auf das erfreulichste erfüllt worden sind.

Wenn Vermehrung des Stiftungsfonds fortwährend eine unserer Hauptaufgaben seyn muß, so haben wir es hierzu an fortgesetzter Thätigkeit nicht fehlen lassen. Die Erwartungen, die wir hierbei zu den deutschen Bühnen-Direktionen hegten, sind leider nicht in Erfüllung gegangen; denn bis jetzt hat, außer der hiesigen, keine der auswärtigen unsern deßfallsigen Ansuchungen entsprochen. Die hiesige löbliche Theater-Direktion war aber nicht nur sehr bereitwillig, zu dem von Hrn. Musik-Direktor **Molique** von Stuttgart, zum Besten der Stiftung dahier gegebenen Concerte das Theater zu überlassen, sondern sie verband damit auch die Aufführung einer Oper, und der reine Ertrag von Beidem ist mit 493 fl. 31 kr. unserer Kasse zu gut gekommen. Dem gütigen Concertgeber, so wie der löblichen Theater-Direktion sprechen wir hierfür öffentlich nochmals unsern aufrichtigsten Dank aus.

Ergiebiger noch war das von dem Liederkranze, nach Vorschrift der Statuten, veranstaltete große Concert, dessen Reinertrag sich auf 1115 fl. 25 kr. belief. Hierbei müssen wir rühmend bemerken, daß die Herren **Pietzsch** und **Schmidt** den Saal des Weidenbusches mit Beleuchtung unentgeldlich zu dem schönen Zweck uns überließen.

Dankbar müssen wir sodann auch erwähnen, daß der löbliche Cäcilien-Verein dahier, selbst nicht ohne eignes nicht unbedeutendes Opfer, ein großes Oratorium für unsere Stiftung zur Aufführung brachte, und daß derselbe seine fernere Mitwirkung am Aufbau unseres Denkmals mit rühmlicher Bereitwilligkeit zugesagt hat.

Auch mit Geschenken sind wir wieder reichlich bedacht worden, und wir halten uns verpflichtet, der folgenden hier besonders rühmend und dankbar zu erwähnen. Wir erhielten nämlich:

1) Von Hrn. J. **Rosenhayn** dahier eine Composition, deren Erlös 4 Friedrichsd'or betrug.
2) Von Hrn. **Ferdinand Hiller** dahier ein Heft Lieder, deren Verwerthung derselbe selbst übernommen hat, und wovon wir dem Resultat noch entgegen sehen.
3) Von Hrn. Pfarrer **Sprüngli** zu Thalweil in der Schweiz, als einstweiligen Erlös einer von demselben zum Besten unserer Stiftung herausgegebenen Liedersammlung 500 fl. Außerdem übersandte derselbe für jedes der verehrlichen Mitglieder des Liederkranzes ein Frei-Exemplar dieser Liedersammlung, und sodann an uns noch 50 Exemplare und 20 Partituren zum Commissions-Verkauf.
4) Von Frau **Johannette Strauß**, geb. **Wohl** dahier, ein Geschenk aus Ludwig Börne's Nachlasse von 100 fl. Ferner von derselben, als Beitrag zu dem Fond der Stiftung, das Manuscript einer noch nicht gedruckten Rede von L. Börne.
5) Von dem Musik-Direktor, Hrn. **Carl Amadäus Mangold** zu Darmstadt ein Heft Gesänge, deren Erlös 44 fl. betrug.
6) Von dem Maler, Hrn. J. B. **Zwecker** dahier, ein Oelgemälde, das nach des Gebers Wunsche verlost wurde, und wovon der Reinertrag 200 fl. betrug.

Außerdem hat das verehrliche Ehrenmitglied Hr. **Schnyder von Wartensee** sechs Dukaten zu dem Zweck verehrt, um damit die Gründung eines besondern Fonds zur demnächstigen Erwerbung klassischer Musikalien zu beginnen.

Sodann haben wir von den, vom hiesigen Sängerfeste noch vorräthigen Albums, durch die angebotene Vermittlung der Herren **Metzger** und **de Bary** zu Barmen, 300 Stück nach Philadelphia gesendet und hoffen wir, durch deren dortigen Absatz eine nicht unbedeutende Summe unserer Kasse zuzuwenden.

Durch die erwähnten beträchtlichen Zuflüsse erreichte das Stiftungskapital, nach kaum zwei Jahren des Bestehens der Stiftung, eine Höhe, daß es einen jährlichen Zinsen-Ertrag von 400 fl. liefert. Da nach Eintreten dieses Zeitpunkts, in Gemäßheit § 6 der Statuten, die Stiftung in Wirksamkeit treten soll, so ermangelten wir nicht, dem löblichen Liederkranze hiervon zur geeigneten Verfügung schuldige Anzeige zu machen. Derselbe hat hierauf, wie bekannt, in einer öffentlichen Versammlung, am 28. Juli d. J., die Mozartstiftung feierlich für eröffnet und ihre Wirksamkeit beginnend erklärt, und demgemäß, durch Beschluß vom 6. August d. J. den unterzeichneten Verwaltungs-Ausschuß ermächtigt, nunmehr die deßfalls erforderliche öffentliche Bekanntmachung und Einladung zur Anmeldung zu dem zu vergebenden ersten Stipendium zu erlassen. Wir haben diese Bekanntmachung sofort unterm 1. August d. J. nicht nur in den hiesigen Zeitungen, sondern auch in den vorzüglichsten auswärtigen deutschen Blättern erlassen, und den darin anfänglich bis zum ersten November d. J. vorberaumten Anmeldetermin, um der Concurrenz möglichst Raum zu lassen, nunmehr bis zum 1. Februar 1841 prolongirt. Bereits haben sich hierauf bis jetzt sieben beachtungswerthe Kompetenten bei uns angemeldet, und wir sind gegenwärtig mit der Prüfung der Legitimationspapiere derselben beschäftigt.

Nach Darlegung dieser erfreulichen Resultate beehren wir uns nunmehr, die über die Gesammteinnahme und Ausgabe unserer Stiftung im abgelaufenen Geschäftsjahre von unserm Herrn Buchführer gezogene und von uns geprüfte und genehmigte Bilanz in der Anlage zur gefälligen Einsicht und Prüfung vorzulegen. Es geht daraus hervor, daß das Kapital-Vermögen in diesem

Augenblick fl. 10,708. 49 kr. beträgt, und daß der größte Theil desselben statutengemäß auf erste gerichtliche Hypotheken angelegt ist.

Der verehrliche Liederkranz wolle nunmehr aus seiner Mitte, nach Vorschrift des §. 24 der Statuten, zur Revision der Rechnungen drei aktive Mitglieder erwählen, denen wir alsdann sofort die Dokumente, die Kasse, die Belege und Bücher zur vorschriftsmäßigen Prüfung vorzulegen nicht ermangeln werden.

Indem wir schließlich dem rühmlichen Eifer des verehrlichen Liederkranzes das fernere Wirken für das Gedeihen unserer Stiftung auf das angelegentlichste empfehlen, und alle Freunde des Schönen, und namentlich alle Verehrer Mozarts und seiner unvergänglichen Werke, zu gleicher verdienstlichen Mitwirkung ergebenst ersuchen, zeichnen wir mit der Versicherung unserer vollkommensten Hochachtung und freundschaftlichen Ergebenheit.

Frankfurt a. M., den 29. Oktober 1840.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozartstiftung
und in dessen Namen
Der Präsident: W. Speyer.
Vdt. Dr. A. Jost,
Sekretär.

Korrespondenz.

Leipzig, 16. Nov.

Seit vier Wochen sind zwei Raubmorde in der Entfernung weniger Stunden von hier auf offener Heerstraße an einem Fuhrmanne und auf preuß. Gebiete an einem Obsthändler begangen worden, die der eigenthümlichen und übereinstimmenden Umstände wegen vermuthlich von ein und derselben ruchlosen Hand verübt wurden, ohne daß bis jetzt zum Ziele führende Entdeckungen gemacht zu seyn scheinen. Eben so ist ein hiesiger Lohnkutscher, welcher mit Geld zum Pferdekaufe nach einem benachbarten Orte ging, bis dato spurlos verschwunden, was Aengstliche mit einem sonst in hiesiger Gegend nicht gewohnten Gefühle von Unsicherheit erfüllt. Ob durch die am 18., bei dem eine halbe Stunde von hier gelegenen Gohlis vorgehende Hinrichtung eines Raubmörders, Namens Saupe, — eines Handarbeiters von einem nahen Dorfe, der vielfache Diebereien begangen, deshalb bestraft worden, 6 Jahre Zuchthaus bestanden und dennoch zuletzt eine bejahrte Schenkwirthin erschlagen und beraubt hat, — der bessernde Zweck für die Moral der Menge gefördert werden wird? ich mag es hier nicht beantworten. Allein jedenfalls hätte die Hinrichtung nicht in den Tagen angesetzt werden dürfen, wo in diesem Dorfe die von Städtern vielbesuchte Kirmeß gehalten wird. Frohe Zungen reden schon von Richtschmauß in Bezug zu derselben und es kann kaum fehlen, daß der Tag, an welchem der Unglückliche den Sühntod stirbt, ein recht einträglicher für die Gastwirthe und zahlreich besuchter Kirmeßtag wird. Daß es mit dem Pussingsystem in Deutschland noch nicht recht fort will, haben wir neuerdings an der von Weimar aus in der Augsburger Allg. Ztg. hochgepriesenen, angeblich sogar von einer Gesandtschaft der Leipziger Conzertdirection aus Paris erbetenen Sängerin Elise List erlebt, deren hier versuchtes Auftreten sehr wenig glücklich und erfreulich war. — Becker's »Sie sollen ihn nicht haben«, findet auch bei uns allgemeinen Anklang und ist schon in viererlei Kompositionen ausgeboten. Es ist auch das ein Beweis, wie wenig man auf so abgeschmackte Aeußerungen zu geben hat, wie jüngst von Dresden (?) aus in der Augsburger Ztg., wo von den noch bei uns vorhandenen »widerwärtig« Napoleonsgesinnten die Rede ist. — Gestern fand hier seit Einführung der Gasbeleuchtung die erste, zum Glück nicht bedeutende Explosion in einem Kellerlokal statt, wo beim Verlöschen der Gasflammen die Röhren nicht gut verschlossen worden waren und am Morgen, als Jemand mit Licht eintrat, das ausgeströmte Gas sich entzündete und mit heftiger Detonation verbrannte, auch Fenster und einige andere Gegenstände zertrümmerte.

Mannichfaltigkeiten.

* Das »Journal des Debats« veröffentlicht einen Auszug aus einem Briefe aus Cairo, wovon wir unsern Lesern Folgendes mittheilen: »Hr. Cremieux hat hier vor Kurzem zwei jüdische Schulen gegründet, die eine für Knaben, die andere für Mädchen. Das elende Aussehen dieser Kinder war sehr rührend. Sie waren fast Alle nackt oder in Lumpen und ohne Fußbekleidung. Sie litten durchgängig an der Augenkrankheit und andern Uebeln. In einer Synagoge waren ungefähr 150 Knaben beisammen. Auf ein Zeichen traten 20 aus der Menge, setzten sich auf abgenutzte, schmutzige Strohmatten oder auf das Pflaster, und übersetzten Alle zu gleicher Zeit die Bibel in's Arabische — aber in welches Arabische! — Man lehrte diese Kinder besser übersetzen, und versprach ihnen Bänke, worauf sie sich setzen konnten. — Hr. Cremieux trug Sorge, sie unverzüglich von Kopf bis Fuß kleiden zu lassen. Es wurde ein Comité aus 12 israelitischen Einwohnern der Stadt gebildet, um mit den Unterstützungen, die aus dem Occident kommen werden, für die Ausgaben der neuen Schulen zu sorgen. Hr. Cremieux hat sich verpflichtet, jährlich 6000 Frcs. zu verschaffen. Die Knaben werden Hebräisch, Arabisch, Französisch, Italienisch, Rechnen und etwas Geographie lernen, die Mädchen: Hebräisch, Arabisch, Italienisch und Französisch; diese beiden letztern Sprachen aber nur beiläufig. Die Hauptbeschäftigung für sie wird in weiblichen Arbeiten bestehen. — Die meisten Krankheiten dieser Kinder entstehen aus Mangel an Pflege. Man hat nun dafür gesorgt, daß es ihnen in Zukunft hieran nicht fehle und die Kranken die nöthige ärztliche Sorgfalt erhalten. Clot-Bey hat sich aus eignem Antriebe, mit der ihm gewöhnlichen Hingebung dieses Liebeswerk auferlegt. Er wird unentgeldlich Arzt der Schulen bleiben. — Im Hofe einer jeden Schule wird für Brunnen gesorgt werden, wo sich die Kinder täglich mehrmals waschen, und ein großes Wasserbecken errichtet, wo sie sich dreimal wöchentlich baden. Das Etablissement wird sie zweimal im Jahre mit neuen Kleidern versehen. Die Kinder werden auch in der Schule zu Mittag essen, aber sich dazu nicht, wie es im ganzen Oriente der Brauch ist, ihrer Finger, sondern nach europäischer Weise der Gabeln bedienen. Das Lokal der Schulen ist schön, gut gewählt und hat eine sehr gesunde Lage. Alle Gemächer sind luftig und geräumig. Mehrere ausgezeichnete Männer aus Frankreich, welche Cairo bewohnen, haben versprochen, für das Etablissement Sorge zu tragen. Wir nennen besonders die Herren Linant, Lambert, Dozol, Mengin und Geoffroy, den Kanzler des Consulats. Um diesen Schulen bei der jüdischen Bevölkerung Eingang zu verschaffen, ließ Hr. Cremieux die armen Familien in die Synagoge bescheiden. Hier machte er sie auf den Nutzen eines guten Unterrichts aufmerksam, sagte ihnen, dieser werde vom Gesetze geboten, und die Juden im Abendlande verdankten einer besseren Erziehung die bürgerlichen Rechte, welche sie in den gebildetsten Landen Europa's genießen. Diese Worte wurden von Hrn. Munk, einem trefflichen Gelehrten israelitischen Glaubens, sogleich in's Arabische und Hebräische übersetzt und mit dem lebhaftesten Danke aufgenommen. Der Oberrabiner und Hr. Adda, ein angesehener Mann aus Cairo, unterstützten den Hrn. Cremieux mit vieler Wärme. Zugleich wurde eine Schulordnung in arabischer und französischer Sprache entworfen, welche durch die Einsicht, die Geduld und die edle Wärme des Hrn. Munk, im Einverständnisse mit den neuen Lehrern, schnell zu Stande kam.« — Die Reise des Hrn. Cremieux wird also mehr als eine Frucht getragen haben, und die von den dortigen Juden erlittenen Verfolgungen werden, indem sie die Sympathieen des Abendlandes nach dem Oriente geleitet haben, in Aegypten eine Bildung veranlassen, welche die dortigen Israeliten in jeder Hinsicht heben muß.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 22. Nov. Der Verschwender, Originalzaubermährchen in 3 Abth., von Raimund. (Gastrolle) Flottwell: Hr. Pohle, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 328. Montag, den 23. November 1840.

Sonck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

5.

Die Jahreszeit war in den letzten Tagen übler geworden; sie hatte den neblichen, naßkalten Charakter angenommen, welcher in der Regel als Mittelglied und Uebergang zwischen dem schönen Herbst und dem eisigen Winter steht, beiden die Hand bietend, und doch keinem angehörend. Jeden Morgen lagerte sich ein undurchdringlicher, alles verhüllender Nebel über Berg und Thal. Er herrschte bis gegen 10 Uhr, auch oft bis gegen Mittag, wo die Strahlen der Sonne ihn zu weichen zwangen. Oft aber wogte er, bald höher sich an den Bergwänden empor ziehend, bald wieder in die Tiefe der Thäler sinkend, bis zum Abend, und fiel dann, zur Nachtzeit sich aufziehend, am folgenden Tag als dichter Regen nieder.

Es war ohngefähr gegen zwei Uhr des Morgens, an einem dieser durch Nebel ihrer Helle beraubten, höchst unfreundlichen Tage, als mehrere in Mäntel gehüllte Gestalten nach und nach einzeln aus der Thüre der erzpriesterlichen Wohnung zu Lorch, welche neben der Kirche und den Gebäuden der Schuljunkerschaft lag, heraustraten und so leise als möglich neben der Kirche weg, der Wisper zu eilten. Es waren ihrer Viere, von verschiedener Größe und Umfang.

Jenseits des Thores gegen das Wisperthal zu, und in einer angemessenen Entfernung von demselben, hielten vier Männer, alle mit Morgensternen wohl bewaffnet. Einer derselben führte zwei Maulthiere, die zum Reiten geschirrt waren, ein anderer ein drittes, welches Gepäcke und einen Flaschenkeller trug, dessen Besitzer entweder auf vielen Durst oder auf eine weite Reise gerechnet zu haben schien.

Als die vierte der vermummten Gestalten, welche aus dem Pfarrhofe geschlichen waren, diese Gruppe erreichte, und sich durch das, wie es schien, wohlverstandene Erkennungszeichen, einen leisen Pfiff, als Zugehörigen zu erkennen gegeben hatte, faßen bereits zwei auf den Maulthieren. Das waren Hedwig und ihr keuchender und die Strauchritter verwünschender feister Oheim. Der Dritte stand mit verschränkten Armen nebenbei und gab kein Zeichen von sich.

„In Gottes Namen denn voran!“ sprach leise der Zuletztgekommene und schritt voraus, den Weg in das Thal nehmend.

„Halt, um aller Heiligen willen, halt!“ rief der Domscholaster. „Herr Gisbald, meinst Du, mit einem solchen Stoßgebetlein könne man eine solche Reise antreten? — Ich bin erschöpft und meine Knie wanken. Das Warmbier meines geistlichen Bruders hat bei mir nicht die mindeste Wirkung gehabt. Ich zittere vielmehr wie eine Espe im Winde vor Frost. Anton Forschner, ehrliche Schifferseele, Du hast menschlichere Empfindungen, als der Eisenfresser von Junker, denn ich höre Dich an dem Flaschenkeller nesteln. Gott vergelte Dir's, wie ich Dich segne ob Deiner Menschenfreundlichkeit. Ja, mein Sohn, reiche mir her den festen Steinkrug im vordersten Gefache, das ist ein alter Landsmann von Dir, ein Rüdesheimer; der hat Feuer, und wird es auch mir mittheilen für diese Reise, die sich von einer Höllenfahrt nur dadurch unterscheidet, daß sie aufwärts führt. Gieb her, Kind der Treue, braver Rheingauer! Den Becher trage ich hier bei mir. So! — Ach, das labt! Das wärmt! — So! nun stecke den Krug wieder hinein, mein Sohn. Alte Leute, wie ich, bedürfen der Erwärmung. Ihr jüngern,“ setzte er, seine ungastliche Art entschuldigend, hinzu, „Ihr habt noch Jugendfeuer bei Euch!“

„Nun zu denn, in Gottes Namen! —“

Unter heimlichem Lachen der Führer, an dem diesmal auch Gisbald Theil nahm, setzte sich der Zug in Bewegung. Der dicke Prälat spornte sein Maulthier, daß er an die Seite Gisbald's kam.

„Aber ich hoffe doch,“ hob jetzt dieser an, „Ihr werdet nicht für immer glauben, daß unser Jugendfeuer den Labetrunk unnöthig mache, hochwürdiger Herr!“

„Bei Leibe, nein!“ versetzte begütigend der dicke Alte. „Ich weiß recht wohl, was einem Menschen Noth ist; nur glaube ich, daß doch meine Voraussetzung ganz richtig ist. Siehe, Euer Blut ist noch um Vieles wärmer. — Euere — Halt, was war das, was so mächtig im dürren Laube raschelte? —“

Gisbald hätte laut aufgelacht, denn ein Eichhorn kletterte eben behende den Baum hinauf; doch hielt er aus Vorsicht an sich.

„Seht Ihr den Feind,“ sagte er schmunzelnd, „der uns drohte? Waffnet Euch mit Muth! Solcher werden uns viele heute noch aufstoßen.“

Sein Blick suchte die Gestalt seiner theuern Hedwig; doch das Dunkel der Nacht, im Bunde mit dem Nebel, machte jeden Versuch vergeblich.

Der Alte nahm wieder das Gespräch auf. „Du scherzest, Gisbald; allein Du bedenkst nicht, daß ich nicht zu jenen Prie-

stern gehöre, die neben dem Schwerte des Geistes auch noch das von Stahl zu führen gewohnt sind, zu denen selbst unser Herr, der Erzbischof, gehört. Ich habe jederzeit den Frieden geliebt und nur die Künste des Friedens geübt, als da sind Weisheit und so weiter. —"

„Daran thatet Ihr gewiß wohl," entgegnete Gisbald, „denn Krieg, Jagd und Fischerei, das sind weltliche Dinge, die unser Einem passender sind, als dem Priester."

„Freilich, mein Sohn, freilich!" fiel ihm der Domscholaster in die Rede. „Doch bist Du gewiß nicht geneigt, uns auszuschließen, wenn es sich von den Früchten dieser drei ritterlichen Uebungen handelt. Die Früchte des Kampfes sind zuerst Friede; dann aber auch Beute an Land und Gut. Ihr Ritter aber saget: Frieden ist ein unnütz Ding; selbst dem Pfaffen im Kloster und Stifte ist er nicht gut, weil er zu fett wird. Man muß also Krieg mit ihnen führen. Das ist ein höllischer Gedanke! Frieden thut uns Noth, damit wir erstlich in Ruhe essen, trinken und schlafen, dann aber auch unsere geistlichen Uebungen halten und des Amtes warten können, für Euch Welt- und Sündenkinder zu beten. Die Früchte der Jagd sind Braten, Freund! und was geht über einen Braten? Wir haben einen lustigen Domherrn, der würde mir gleich einfallen und sagen: Zwei; allein ich will jetzt nicht Witzreden treiben, sondern fahre fort: Braten, Freund, das sind die Strebepfeiler der Gesundheit und Kraft. Da spießet Ihr Hirsche, Rehe, Säue, Hasen — fanget Rebhühner und Wachteln; erleget Auerhähne und dergleichen. Soll denn da der Priester leer ausgehen, der um Segen betet? — Die Früchte der Fischerei sind Salmen, das sind Könige des Wassers, und ihr rothes Fleisch ist schöner, denn das Roth auf den Wangen einer Jungfrau."

„Mit nichten!" rief Gisbald halblaut.

„Nun, Närrchen," sprach liebreich und gemüthlich der Prälat, „das war nur so ein Gleichniß. Du weißt ja noch aus Deiner Lehre in der Lorcher Schuljunkerschaft, daß alle Gleichnisse hinken. Ich könnte Dir das Sprüchlein lateinisch sagen; aber ich will nicht gelehrt mit Dir reden, sondern Dir nur beweisen, was uns zukommt. Ich will lieber einen andern Gang wählen und sagen: Salmen, das sind die Prälaten des Wassers; sie trinken, aber sie morden nicht. Ihr Gang ist aufwärts; sie lieben nicht das stürmische Meer, sondern den Frieden eines Bächleins. So sollten alle Prälaten seyn, und ich habe sehr oft mir ein Beispiel am Salmen genommen. — Da fanget Ihr Hechte; das sind so wahre Ritternaturen; sie morden und rauben, aber ihr Fleisch mundet gut. Da fanget Ihr Karpfen, friedliche Mönchsnaturen, stumm wie Karthäuser, die sich im Teiche so gut befinden als im Strom, ja dort noch fetter werden, wie Mönche im Kloster. —"

Die halblauten Töne eines unterdrückten Lachens störten den eifrigen Redner. Er hielt ein wenig ein und brach dann kurz ab: „So wenig ich dafür also bin, daß wir geistliche Herren weltliche Geschäfte treiben sollen, so sehr bin ich dafür, daß wir uns der Früchte aller dieser Geschäfte freuen sollen."

„Dagegen," sprach Gisbald, „habe ich auch gar nichts einzuwenden; nur meine ich, der Hauptfehler läge darin, daß Ihr Alles wollet, und uns nichts bleiben soll."

„Da irrest Du," gegenredete der Prälat. „Ich will Dir gleich das Gegentheil beweisen. Da habe ich meinen Flaschenkeller, zum Beispiel. Du wirst begreifen, daß ich bei seiner Füllung zuerst an mich selber gedacht habe, und allermeist an mich selber; allein, Du sollst gleich sehen, wie ich es meine; Forschner, nestle auf, und reiche mir den angebrochenen Krug."

„Laßt das um aller Welt willen jetzt!" rief Gisbald. „Wir müssen trachten, so rasch vorwärts zu kommen, als es nur möglich ist. Ueberhaupt thut es Noth, daß wir jetzt ganz stille voranziehen. Habt darum die Güte, und gebet Euren Gedanken Raum! —"

(Fortsetzung folgt.)

Der poetische Schuhflicker.

(Englische Gerichtsscene.)

Mistres Muggs, eine so dicke als kleine Frau, etwa 40 Jahr alt, erscheint als Klägerin vor einem Londoner Polizeigericht. — Sie näherte sich dem Sitz des Richters, und indem sie denselben mit ausdrucksvollem Blicke ansah, redete sie ihn mit bewegter Stimme an:

Wenn es Ew. Lordschaft vielleicht gefällig wäre...

Nach diesen Worten hörte sie auf und verharrte im Stillschweigen.

Richter: Was wünschen Sie?

Mistr. Muggs: Ew. Lordschaft — ich — ich (abermaliges Stillschweigen. Die Klägerin bedeckt sich mit tragischer Gebärde das Gesicht mit dem Taschentuch. Sie schwimmt in Thränen.)

Richter: Drücken Sie sich etwas verständlicher aus, sonst muß ich Sie abweisen.

Mistr. Muggs: Der Angeklagte ist mein Mann.

Richter: Gut! nun weiter!

Mistr. Muggs: Er versohlt altes Schuhwerk.

Richter: Ist dies etwa der Grund Ihrer Klage?

Mistr. Muggs (tief aufseufzend): Ich habe ihn vor sechs Monaten geheirathet.

Richter: Zum letzten Male, wollen Sie sich deutlich erklären oder nicht? Worüber haben Sie sich zu beklagen? Was haben Sie Ihrem Manne vorzuwerfen?

Mistr. Muggs: Erst nachdem ich ihn geheirathet, machte ich die entsetzliche Entdeckung, — daß er — daß er — ich kann das entsetzliche Wort nicht aussprechen! — (Sie ist angegriffen und bricht in Thränen aus.)

Richter: Nun, welche Entdeckung haben Sie gemacht?

Mistr. Muggs: Ach! — Gott — daß er — ein — Dichter ist, Ew. Lordschaft. — (Dies Geständniß bringt allgemeine Heiterkeit hervor.)

Richter: Nun, es ist kein Verbrechen, nicht einmal ein Vergehen, ein Dichter zu seyn, so viel ich weiß.

Mistres Muggs ist durch diesen Ausspruch sichtbar erleichtert und ermuthigt, und erzählt nun dem Tribunal, wie ihr Mann, der Dichter, ihr ganzes Vermögen aufzehrt, und wie er sie nun schlage, da sie ihm nichts mehr geben könne. — Man sieht in ihrem Gesichte noch die Spuren der erlittenen Mißhandlung. — Nach der Klägerin tritt der Polizeibeamte vor, welcher den Schuhmacher auf frischer That betroffen und arretirt hatte. Er erklärte dem Richter, daß er dem Muggs

Vorstellungen gemacht und ihn gefragt habe, weßhalb er seine Frau denn so prügele, worauf ihm dieser geantwortet:

Allerdings hab' ich sie geschlagen,
Und sie darf sich nicht darüber beklagen;
Denn ich bat sie, eine Kron' mir zu schenken,
Sie aber that durch Verweig'rung mich kränken.

Und als ich ihn arretirte, setzte er hinzu:

Belieben Sie Ihre Eile zu hemmen,
Erst will ich mich nur schnell waschen und kämmen;
Dann bin ich gerne zu folgen bereit,
Daß ich Sie aufhalte, thut mir sehr leid.

Der Richter ließ jetzt den Schuhflicker vortreten und fragte ihn, was er zu seiner Rechtfertigung vorzubringen habe. Der Angeklagte antwortete:

Gern geb' ich zu, daß ich je zuweilen
Etwas brutal bin, doch das muß sie heilen.
Sie hat mich einen Dummkopf gescholten,
Solches hab' ich mit Schlägen vergolten.
Ganz rasend hat sie mich durch Grobheit gemacht,
Das hat ihr die derbe Tracht Prügel gebracht.

Richter: Sie scheinen sehr auf Dichterehre zu halten, aber gehört es auch zur Poesie, seine Frau zu mißhandeln?

Der Schuhflicker antwortete:

Ohne Zweifel; und wenn Sie befehlen,
Werd' in zwei Versen ichs Ihnen erzählen:
Die Weiber zu züchtigen, d'ran zweifeln Sie nie,
Das nennt man die »Handlung« in der Poesie!

Die Sache ging zu Ende, wie diese Art von Prozesse immer zu enden pflegt. In dem Augenblick, wo der Richter das Urtheil der Strafe aussprechen wollte, stand die Klägerin von der Klage ab, und bat um Nachsicht für ihren Mann. Nachdem der Richter des Schuhflickers Freilassung angekündigt hatte, drückte derselbe die zärtliche Gattin gerührt an seine Brust und versprach sogar, daß er in Zukunft nicht mehr „dichten" wolle. Sie weinte an seinem Herzen; doch indem er das Polizeibureau verließ, sagte er ihr noch halblaut ins Ohr:

Rosalchen, mein Engel, jetzt können wir lachen,
Im Herzen fühl' Liebe ich für dich erwachen,
Du hast mich besiegt — die Hand geb' verloren,
Die zumal dich prügelt — dies sey dir geschworen!
Nein, Salchen, dein Muggs wird dich nimmer betrüben,
Treu' wird bis zum letzten Hauch er dich lieben.

(Zeitschw.)

Frack und Oberrock.

In meines Kleiderschrankes Enge
Hört' ich vor Kurzem viel Geschrei.
Ich lauschte in die Fern' und Länge,
Was wohl das Ziel des Lärmens sey,
Und da vernahm ich von den Beiden,
Von Frack und Oberrock ein Streiten
Um Vorrang, viel und mancherlei.

»Mich«, sprach der Frack, »trägt man zum Feste,
Ich bin das wahre Feierkleid.
Für Hochzeit- und für Kindtaufsgäste
Bin ich zu heil'gem Schmuck geweiht.
Wer wollte wohl in dir sich zeigen,
Um supplicando sich zu neigen?
Doch mich erwählt man allezeit!«

»Mir«, sprach der Oberrock, »verdanken
Mußt du dein luft'ges Kreuz und Quer.
Dein Name, ohne nur zu schwanken,
Von vestis fracta kommt er her.
Hab' ich auch viel deßhalb gelitten,
Aus mir hat man dich zugeschnitten,
D'rum gieb der Einsicht doch Gewähr.«

»Ja«, sprach der Frack, »ich laß' es gelten,
Doch du warst zu konservativ,
Bis mich die Herrscherin der Welten,
Die Mode in das Leben rief.
Es hat der Anstand mich erkoren,
Bei Hof und Ball bist du verloren,
Und kämst du, säh'n die Blicke schief!«

»Meine«, rief der Oberrock, »ich nütze;
Du zierst nur und in eitlem Wahn.
Ich wandere durch Schnee und Pfütze
Als treuer Schutzherr meine Bahn,
Und bei des Regensturmes Wüthen
Muß ich dir meine Arme bieten,
Denn mich zieht über dich man an!«

»Still«, rief ich mit des Richters Miene,
»Und um den Vorrang nicht geprahlt!
Wer mir von euch am treusten diene,
Habt ihr euch noch nicht ausgemalt.
Den Streit kann ich nicht länger dulden,
Denn überseh' ich meine Schulden,
Seyd Beide ihr noch nicht bezahlt!«

Korrespondenz.

Wicker, unweit Hochheim, 18. Nov.

Der lange Winter naht. Starke Winde und Regengüsse, welche nur spärlich von einzelnen freundlichen Sonnenblicken unterbrochen werden, sind seine Vorboten und selbst der Landmann, den man sonst so häufig und rührig, jetzt aber so selten im Freien sieht, sagt: daß die Mutter Erde bald ihren sanften Winterschlaf beginnen wird, um auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln für die Segnungen eines künftigen Jahres. An ihnen hat es im Allgemeinen in diesem Jahre nicht gemangelt. — Der erste Erlös des Landmannes ist der aus Kohlsaamen. So hoffnungsvoll derselbe im vorigen Herbste und in der ersten Hälfte des verwichenen Winters stand, so sehr verritelte die letzte Hälfte desselben diese schöne Hoffnung. Fast alle damit bestellten Felder mußten mit andern Früchten, meistens mit Kartoffeln, auf's Neue besäet werden. Diese sind in d. J. durchschnittlich bei uns nicht so reichlich wie im vorigen Jahre gerathen, deshalb schon jetzt theuer und gesucht. — Halmfrüchte gab es reichlich. Sie waren kurz nach der Ernte gesuchter und theurer, als jetzt, und Mancher, der beim Verkaufen nicht »Ja« sagen kann, reibt sich jetzt die Stirne, weil er damals das Mltr. Waizen für 9 fl. verkau-

sen konnte, jetzt aber nicht 8 fl. erhalten kann. Die Futterkräuter sind, mit Ausnahme des Heues und Klee's, ziemlich gerathen; letztere Hauptfütterungsmittel sind gesucht und theuer. Der Weinstock, auf den im ganzen Jahre Aller Augen gerichtet sind, der die Gläubiger befriedigen und ein heiteres Herz bereiten soll, hat die genährten Hoffnungen nicht erfüllt. Die Schuld liegt bei uns mehr außer, als in ihm. Der in diesem Herbste gemachte Aepfelwein, mit dem sich auch die hiesigen Wirthe ihre Fässer füllten, wirkt nachtheilig auf Absatz und Preis des 1840er. Obgleich er an Güte seinen jüngern Vorgängern nicht nachsteht und seine ihm eigenthümlichen guten Eigenschaften erst später zur Genüge entwickeln wird, so ist er nicht gesucht und der Preis, 50 — 60 fl. das Stück, zeigt abermals, daß die goldenen Zeiten hinsichtlich des rentirlichen Absatzes vorüber und die guten Jahre 1811 und 1834 höchst selten sind. Mancher Weinbergsbesitzer macht ein grämliches Gesicht. Doch bleibt ihm die Hoffnung, im nahen Winter seinen Wein selbst trinken zu dürfen. Je näher diese Jahreszeit kömmt, desto stiller wird es bei uns und in unserer Nähe. Die ländlichen Vergnügungen, welche uns unsere benachbarten Orte, der nahe Weilbacher Schwefelbrunnen mit seinen Annehmlichkeiten und das freundliche Hochheim in seinem letzten Jahrmarkte, welcher diesmal, ungeachtet des unfreundlichen Wetters, reichlich besucht war, spenden — sind verschwunden. Unsere Kirchweih, welche den 22. d. M. beginnt, und die letzte in diesem Jahre ist, macht für 1840 mit allen unsern Vergnügungen den Beschluß. Wer sich ihrer mit Anstand und in Ehren freut, dessen Erholungen und Belustigungen nehmen ein gutes Ende und — Ende gut, Alles gut.

Mannichfaltigkeiten.

(Dresden, 15. Nov.) Kürzlich bediente man sich der Eisenbahn, und zwar zum Erstenmale, die Leiche einer in Leipzig gestorbenen Tochter eines hiesigen Bürgers hierher zur Beerdigung zu bringen. Welche Umstände machte solch ein Leichentransport vor 30 Jahren, und mit welchen Kosten war er verknüpft, da die Geistlichkeit jedes Ortes, durch welchen der Conduct ging, sich diesem bis zum Ende des Orts anschloß, und dafür gut bezahlt werden mußte! Jetzt ist davon nicht mehr die Rede. Es heißt jetzt mit Bestimmtheit, daß unser neues Schauspielhaus am zweiten Weihnachtsfeiertage eröffnet werden soll. Schon eilt man, sich einen Platz zu sichern, selbst von Leipzig sind Bestellungen darauf eingegangen, allein noch werden dergleichen nicht angenommen, bis der Eröffnungstag bestimmt ist. »Tasso«, von Göthe, ist zur ersten Aufführung bestimmt.

In der Nacht auf den 16. Nov. wurde in die Sakristei der ehemaligen Jesuitenkirche zu Straubing gewaltsam eingebrochen und achtzehn der reichsten Meßgewänder, drei Kelche von vergoldetem Silber, ein silbernes Herz und 4 Gulden Meßgelder entwendet. Ein Versuch, in den Tabernakel einzubrechen, um sich der Monstranz und des Ciboriums zu bemächtigen, mißlang. Aus den Fußtritten erkannte man, daß Mehrere vereint die That verübten, doch hat man keine weitere Spur von ihnen.

Die neu erschienenen Liebesnovellen von Ph. Otto v. Münchhausen (Kassel, bei Th. Fischer, 1841) enthalten: — Lothar, Richmond, noch eine romantische Liebe, ein Ball-Intermezzo, eine Saison im Bade Kissingen. Sie sind in gefälliger, moderner Manier geschrieben und unterhalten leicht und angenehm. Ob es unter der Legion unserer Erzählungen und Novellen auch solche ohne Liebe gibt, möchten wir bezweifeln und darum ist der gegenwärtige Titel ohne sonderliche Bedeutung.

(Benefizanzeige.) Am 30. Nov. wird zum Erstenmale auf der Frankfurter Bühne gegeben werden: Werner, Drama von K. Gutzkow. Es ist bereits über viele unserer deutschen Bühnen geschritten und verdient schon insofern der besondern Beachtung, als sein Verf. den geistreichen Schriftstellern des Tages beigezählt wird. Die Handlung dieses Drama's bewegt sich innerhalb des bürgerlichen Lebens, und schildert Verhältnisse von allgemeinem Interesse. Die Vorstellung ist zum Benefiz einer Künstlerin, der Dem. Lindner, deren seltenem Talente wir seit Jahren eine Reihe der schönsten Kunstgenüsse verdanken, weßhalb wir, auf dies Benefiz aufmerksam zu machen, für Pflicht halten.

Frankfurt, im November.

Mit dieser Woche werden die von der Verwaltung des Gewerbvereins angeordneten Versammlungen der Gewerbtreibenden wiederum beginnen, und zwar wird wegen des Buß- und Bettages die erste Versammlung Mittwoch den 25. November statt finden, die späteren aber an den nachfolgenden Freitagen. Es haben dieselben zum Zweck: die Verbreitung technischer Kenntnisse durch gegenseitige Mittheilungen und Besprechungen, die Publikation neuer gewerblicher Erfindungen, Verbesserungen und den uneigennützigen Austausch der Ansichten und der im Gebiete der Technik gemachten Erfahrungen. Besonders werden die Gewerbtreibenden gebeten, gelungene Arbeiten, Werkzeuge, Instrumente ꝛc. vorzuzeigen. Von Zeit zu Zeit wird eine fortlaufende Uebersicht alles dessen, was die technischen Journale Neues bringen, gegeben werden. Die Versammlungen werden jedesmal um 7½ Uhr ihren Anfang nehmen, Vorträge um 8 Uhr beginnen. Mittwoch, 25. Nov. wird vorgezeigt: Modelle für Holzconstruction (von der Gesellschaft zu einer Modellsammlung angeschafft), Platten von verschiedenen Farben für Fußböden und Rosetten für Ofenrohre von Hrn. Häfnermeister Benkard, Tafeltuch und Theer-Servietten von Hrn. Leinenweber Habermehl. Vorträge über: Umwandlung der geraden Bewegung in kreisförmige, nach einem Modell von Dr. Mohr in Coblenz; das Schallrohr, angewandt in Kutschen, um Mittheilung an Kutscher und Bedienten gelangen zu lassen.

Logogryph.

Zum Schutz und für die Eitelkeit
Hält, was das Wort sagt, man bereit.
Vor langer und in jetz'ger Zeit
Erregt's bei Damen Freud' und Leid;
Denn eine Frau, nach Gellert's Sagen,
Hätt' bald den Tod daran getragen.
Nimmst du von ihm das erste Zeichen,
Dann wird's dich stets zu früh erreichen.
Auch ist ein Merkmal inn'rer Reu'
In meinem Wörtchen so dabei.
Das zweite Zeichen noch hinweg,
Dann zeigt sich uns ein schmaler Steg,
Der zu der Wahrheit führen soll,
Man geht darauf vertrauensvoll.

E. Adolph Otto.

Auflösung der Charade in Nro. 323.

Bahnhof.

Theater-Anzeige.

Montag, 23. Nov. Das bemooste Haupt, oder: Der lange Israel, Schauspiel in 4 Abth., von R. Benedix. Hierauf folgt (zum Erstenmale wiederholt): Das schlecht gehütete Mädchen, komisches Ballet in einem Akt, in Scene gesetzt von Felix Meersmann, Balletmeister.

Redakteur: J. L. Hellwer. Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 329. Dienstag, den 24. November 1840.

Sonneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Während der Unterredung beider waren die Uebrigen stille gefolgt. Sie konnten sie nur theilweise verstehen; denn der Domscholaster sprach keineswegs so laut, daß man ihn weiter hinten hätte verstehen können. Nur Hedwig vernahm die Rede, denn sie ritt in der Mitte des Zuges. Ihr Maulthier wurde von einem Diener geleitet, indeß Arnold und die beiden Andern den Rücken deckten.

Gisbald, der noch immer der Thalsohle gefolgt war, und auch noch jetzt diesen Weg behielt, wußte es möglich zu machen, daß er die Stelle mit diesem Diener unvermerkt einige Augenblicke tauschte.

Selbst in der dichten nonnenartigen Verhüllung erröthete die Jungfrau, die wohl den Wechsel ihres Führers wahrnahm.

„Wie ist es Dir, Geliebte?" flüsterte der Jüngling. Sie drückte leise die kräftige Hand des Junkers, der eben so schnell, wie er gekommen war, wieder von der Seite der Lieblichen wich und mit einem Winke seinem Diener seinen Posten wieder anwies.

Jetzt waren sie bei der Stelle angekommen, wo sie nicht weiter den Krümmungen der Wisper folgen durften, ohne daß sie Gefahr liefen, Leuten von der Burg Waldeck zu begegnen. Gisbald hielt an.

Kaum war dies geschehen, so nestelte schon Forschner, dem es darum zu thun war, die Gunst des geistlichen Herrn zu behalten, den Flaschenkeller auf, und reichte diesem den Krug edlen Rüdesheimers.

„O Du treue Seele!" rief halblaut der geistliche Herr, „wenn ich Dir das jemals vergesse, so will ich keinen Rüdesheimer mehr trinken." Indeß Gisbald mit einem seiner Leute, der die genaue Kenntniß der Gegend mit ihm theilte, sich leise besprach, war schon der Becher aus der Tasche geholt und die goldene Fluth glitt die Gurgel hinab. Erst jetzt dachte der Zufriedene daran, auch den Uebrigen eine Labung zu reichen. Sie tranken. Plötzlich aber rief Gisbald: „Ich höre Pferdegetrappel!"

Schnell ergriffen die Diener die Zügel der Maulthiere und eilten blindlings in das Dickigt des Waldes zur linken Seite des Wegs, wo ein Seitenthälchen ausmündete. — Es war ein Glück, daß das scharfe Ohr Gisbald's den Schall von ferne her vernahm, daß der moosbedeckte Boden des Waldes den Tritt der Maulthiere nicht verrieth, und noch Zeit übrig war, sie so weit zu entfernen, daß nicht zu befürchten war, es möge der Geruch der Thiere irgend sie veranlassen, einen Laut von sich zu geben. Die Knechte waren so klug, schnell ihre Mäntel über die Köpfe der Thiere zu werfen, als sie in einer angemessenen Entfernung anhielten, um Gisbald abzuwarten, der hinter eine Buche getreten war.

Die Reiter kamen näher. Es waren zwei Reisige von der Burg Waldeck, die offenbar auf Kundschaft in das Thal gesandt waren, aber sich einem traulichen Gespräche hingaben, statt den Weg zu erforschen, ob er nicht frische Spuren zeige. Hätten sie dies gethan, so dürften sie, trotz Dunkelheit und Nebel, dennoch auf die Flüchtlinge aufmerksam geworden seyn.

Ihre Rosse gingen im Schritte, und die Stille der Nacht verursachte, daß Gisbald jedes ihrer Worte verstehen konnte.

„Es ist ein Narrenstreich," sagte der Eine zu dem Andern, „uns in der Frühe da heraus zu jagen. Wie gut hätten wir noch schlafen können."

„Freilich," entgegnete der Zweite; „aber ich möchte doch lieber hier reiten und auch wieder zurück, als droben bei der dicken Eiche liegen und wachen, wie der Ritter Heppenheest. Am Ende ist's doch noch umsonst!"

„Du hast Recht, Hans," versetzte der Erste. Noch dazu an der Stelle. Es ist nicht just dort, und oft haben mir die Köhler erzählt, wie da der feurig gehe, der dort einst einen Priester erschlagen."

Sie waren jetzt gegen Gisbald gekommen. Die Pferde wurden unruhig und schnaubten, indem sie die Ohren spitzten und nach der Eiche sahen, wo Gisbald stand.

„Hu!" rief der eine der Reisigen, „wie doch so ein Thier verständig ist! Hier hat sich einst einer erhenkt, und es soll der Selbstmörder hier umgehen! Laß uns vorüber eilen!"

Er gab seinem Pferde den Stachel, und wie von Geistern gejagt, flogen die Reiter dahin.

„Gottlob," sprach Gisbald zu sich selbst, „jetzt ist es mir ein Leichtes, die Stelle zu meiden und weiter unten vorüber zu ziehen und so die Geliebte zu retten. Und doch, hätte sich dies nicht gefügt, gerade jene Stelle würde ich als Uebergang über das Gebirge gewählt haben."

Er verließ seine Stelle und eilte in der Richtung davon, in der er seine Schützlinge zu finden hoffte.

die Reflexion vor, und nur Einzelnheiten sind poetisch, wenn er z. B. sagt: „Es gibt nur noch Franzosen, kein Frankreich mehr," oder wenn er die „abtrünnigen Priester" vom Teufel mit einer Peitsche treiben läßt, die aus den Eingeweiden des Verräthers Judas geflochten ist. Will man Reboul lieb gewinnen, so muß man sich an seine kleinern Gedichte halten, besonders an diejenigen, welche er an seine Geliebte richtete, zum Beispiel: „Sie ist krank"; „Die Erscheinung" u. s. w. Auch die eigentlich religiösen Gedichte sind von einem wahrhaften Gefühl eingegeben und werden Leser, die in der katholischen oder pietistischen Anschauung stehen, erbauen und erfreuen; störend und unpoetisch ist darin das stete Rücksichtnehmen auf die frivole Welt, die nicht glaubt, und so will es fast scheinen, als ob ein durchaus unbefangener gläubiger Katholicismus in unsern Tagen nicht einmal mehr bei einem schlichten Bäcker in dem erzkatholischen Nismes möglich sey.

Der Graf von Scharfenstein. *)

Wie stolz die Mauern ragen
Der Veste Scharfenstein!
Sie schloß seit zwanzig Tagen
Der Kaiser Rudolf ein.
Ein Schreckbild aufzustellen,
Will er den frechen Grafen
Und seine Raubgesellen
An Gut und Leben strafen.

Er führt sein Heer zum Sturme,
Doch lächelt ihm kein Glück;
Es flieht von Wall und Thurme
Nach heißem Kampf zurück.
Der Graf und die Genossen
Ha'n sich die Hand gegeben,
In Treue festgeschlossen
Zu steh'n auf Tod und Leben.

Beim Hinblick auf die Todten
Faßt Rudolf einen Plan;
Er sendet einen Boten
Zum Herrn der Burg hinan:
»Gern schenk' ich dir das Leben,
»Will hoch im Reich' dich stellen,
»Sobald du übergeben
»Mir deine Raubgesellen.«

Der Graf in Zornesgluthen
Erwidert kurz und derb:
»Nein, mir das anzumuthen,
»Ach, das ist allzu herb!
»Ein Mann, ein Wort! dem Spruche
»Folg' ich bei meinen Thaten;
»Nie werd' ich, mir zum Fluche,
»Der Freunde Schaar verrathen.«

Er wendet von dem Boten
Sich festentschlossen ab,
Der, als ob Teufel drohten,
Läuft aus der Burg hinab.
Des Scharfensteiners Worte
Verkündigt er dem Kaiser;
»So stürm' ich Wall und Pforte,«
Zürnt Rudolf, »nur noch heißer!«

»So laß ich auch den Grafen,
»Den Raubgesellen gleich,
»Auf dem Schaffot bestrafen —
»Doch, was stimmt mich so weich?
»Sein Spruch hat mich umwoben!
»Muß Allen d'rob verzeihen,
»Doch soll er mir geloben,
»Sich meinem Dienst zu weihen.«

Ein Bote naht im Jagen
Sich drauf der Veste Thor;
Das, was ihm aufgetragen,
Erfreut des Grafen Ohr.
Auch seine Raubgenossen
Sind froh ob solcher Gnade;
Sie folgen auf den Rossen
Ihm in das Thal die Pfade.

Der Kaiser im Gefilde,
Allwo er harrend stand,
Begrüßt den Zug mit Milde,
Und nimmt des Grafen Hand.
»Ein Wort, ein Mann! Ich diene
»Dir treu zu allen Stunden,«
Spricht der mit biedrer Miene,
Und ward stets treu befunden.

*) Aus: »Deutsche Sagen und sagenhafte Anklänge von Adolf Bube.«

Korrespondenz.

Kassel, im Nov.

In unserer Stadt wurde im Laufe dieses Jahres eine allgemeine Privat-Pensions-Anstalt für Wittwen und Waisen errichtet, an welcher die Bewohner sämmtlicher deutscher Bundesstaaten Theil nehmen können. Bis zum Ablaufe des Stiftungsjahres 1840 werden alle Personen ohne Unterschied der Religion, des Ranges und Standes darin aufgenommen, insofern solche das 55ste Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben und durch ein vorgeschriebenes Attest ihren Gesundheitszustand nachweisen. Theilnehmer, welche bis zum 31. Dez. 1840 das 35ste Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, treten ganz frei ein, während vom Beginne des 36sten Lebensjahres an, nach dem steigenden Alter, bestimmte Nachzahlungen statt finden. Vom 1. Jan. 1841 hören die gewährten außerordentlichen Vortheile auf, die Nachzahlungen beginnen schon mit dem vollendeten 30sten Lebensjahre und die Aufnahmsfähigkeit geht mit dem 45sten zu Ende. Die Anstalt ist auf Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit begründet und die Directoren, an deren Spitze ein Mitglied des kurhessischen Gesammtministeriums (Staatsrath Koch) steht, verwalten diese Stellen als Ehrenämter unentgeldlich. Um den Beitritt für alle Stände möglichst zu erleichtern, bestehen 8 Klassen und zwar von 2 Rthlr. bis zu 24 Rthlr. jährlichem Beitragsgelde und die Pensionen sind vorerst auf den sechsfachen Betrag festgestellt, so

daß also von 12 bis 144 Rthlr. jährliche Pension erhoben werden kann. Die Statuten sind unentgeldlich von dem Sekretär der Anstalt, Hrn. D. A. Geeh auf frankirte Briefe zu beziehen.

Mainz, 22. Nov.

Die in Bingen bestehende Real- und höhere Bürgerschule hat durch den Abgang des seitherigen Directors Arzberger einen schmerzlichen Verlust erlitten. Doch ist für die Erhaltung und den gedeihlichen Fortgang der Anstalt dadurch sicherm Vernehmen nach Vorsorge getroffen, daß der dortige Decan Schneider als Direktor der Anstalt, und der dasige Badearzt Dr. Schmitt als Lehrer der Naturwissenschaft in Aussicht genommen ist. Wie sehr in unserm Großherzogthum die realistische, gewerbliche und polytechnische Bildung im Fortschritte begriffen ist, davon ist ein neuer Beweis dieses, daß auch kürzlich in Alzei eine Realschule errichtet worden, und von der Stadt Worms nicht nur eine ähnliche Anstalt projectirt ist, sondern sogar schon die Mittel dazu bewilligt sind. Wir besitzen jetzt solche Anstalten, die sich zu einem hohen Grad der Blüthe entwickelt haben, in Mainz, Darmstadt, Gießen, Offenbach, Alzei, Bingen und Michelstadt.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Trost.) »Ich werde glücklich sterben«, sagte ein Mann auf dem Sterbebette zu seiner Frau, die pflichtmäßig weinte, »wenn du mir versprechen willst, nicht den Gegenstand meiner fortwährenden Eifersucht, deinen Vetter, zu heirathen.« — »Darüber sey ganz ruhig, lieber Mann,« schluchzete die Frau, »ich habe mich mit seinem Bruder versprochen.«

Die vereinigten Staaten von Nordamerika besitzen gegenwärtig 2270 M. Eisenbahn; 2346 Meilen sind noch im Baue begriffen. In New-York hat der Capitän Carson eine neue Dampfmaschinenspritze erfunden, die nur 25 Centner schwer ist und in der Stunde 3000 Litres Wasser 105 Fuß hoch spritzt.

Die Sängerin Gabrielli ließ sich in Palermo lieber zwölf Tage ins Gefängniß setzen, als daß sie bei einem Feste, welches der Vicekönig gab, ordentlich gesungen hätte. Sie brummte die Arien bloß zwischen den Zähnen, und antwortete auf Bitten und Drohungen weiter nichts, als: »Man kann mich wohl zum Schreiben, aber nicht zum Singen bringen.« Im Gefängnisse gab sie Gastmahle, und bezahlte die Schulden armer Leute, welche deßhalb im Arrest waren, und ihr, als sie wieder frei war, mit Freuden und Dankgeschrei nachfolgten, so daß ihr Auszug aus dem Gefängnisse einem Triumphzuge glich.

(London, 16 Nov.) Der Dover Herald erzählt, daß die französische Thronrede, welche am Donnerstag Nachmittag gehalten wurde, am Freitag Morgen mit Tagesanbruch in Dover war. Die Strecke von Dover nach London, 72 Engl. Meilen, wurde in 3½ Stunden zurückgelegt. Von Dover nach Canterbury, 16 Meilen, ritten drei Postillons in 40 Minuten. Eine größere Schnelligkeit von Mann und Pferd ist vielleicht kaum zu erreichen.

(Beredsamkeit.) Oliver Cromwell stritt sich einst mit einer Dame über Beredsamkeit, von welcher diese behauptete, daß sie nur durch frühzeitiges und lange fortgesetztes Studium erlangt werden könnte. Der Protector Englands meinte hingegen, sie entspränge im Herzen: da, wenn ein Gegenstand alle unsere Wünsche, unsere Neigungen vereinigte, Gedanken und Worte uns dermaßen zuströmen, daß der Ungelehrte es dem gübtesten Redner, im Vertrage darüber, gleich thun würde. So lange sie die Sache hin und her wendeten, trennten sie sich dennoch, ein Jeder bei seiner Meinung verharrend. Nach einigen Tagen ward die Dame durch die unerwartete Verhaftung ihres Mannes, den man als einen Verräther in den Tower führte, in Verzweiflung gestürzt. Die bis zur Todesangst erschreckene Gattin fliegt zu dem Protektor, dringt durch alle Wachen, stürzt zu seinen Füßen, und betheuert mit der hinreißendsten Beredsamkeit, mit dem glühendsten Schwunge die Unschuld ihres Gatten. Cromwell blieb in seinem unerschütterlichen Ernst, bis die Unglückliche, von Schmerz erschöpft, verstummte. Jetzt verbreitete sich ein Lächeln über sein finsteres Gesicht, er reichte ihr den Befreiungsbefehl ihres Mannes und sagte: »Ich denke, alle Zeugen dieses Auftrittes werden mir in dem Streite, den wir jenen Abend zusammen hatten, Recht geben. Sie haben bewiesen, daß die Beredsamkeit des Herzens, die mechanische, welche das Studium erwirbt, bei weitem übertrifft.« Einen so unmenschlichen Beweis seines Satzes konnte sich nur ein Cromwell verschaffen.

Die Hildburghauser Dorfzeitung hat eine Subscription für die Ueberschwemmten in Südfrankreich eröffnet. »Es ist freilich«, sagt sie, »in Frankreich, jenseits des Rheins, den sie uns nehmen wollen; — der Dorfzeitung sagt Niemand nach, daß sie französisch gesinnt seyz aber es sind sehr unglückliche Menschen und vielz der Rhein und der Krieg sind nicht Gränzen der Menschlichkeit. Wären wir die Unglücklichen, so würde uns ein Fünffrankenstück über den Rhein herüber doppelt freuen; für die näheren Bedürftigen bleibt schon auch noch ein deutscher Gulden übrig. — In demselben kleinen Quart-Blättchen heißt es: Wir haben größeres Dorfzeitungs-Papier zurecht gelegt. Man erwartet eine Masse von Nachrichten aus China, wie das Land von der englischen Flotte erobert, der Kaiser abgesetzt worden ist, und alle Chinesen, um England zufrieden zu stellen, Opium rauchen, so viel sie nur können.

Robert der Teufel trägt noch immer der Pariser großen Oper zwischen 9 und 10,000 Franken ein. Die letzten Vorstellungen waren die 203. und 204.

Von Julius Mosen wird jetzt auf dem schön bewegten und mannigfach wechselnden Dresdener Repertoire »Wendelin und Helene«, ein Drama aus der Zeit des deutschen Bauernkrieges, erscheinen. Es ist eine ältere Arbeit des Dichters; sein neuestes Werk heißt: »die Braut von Florenz.«

Um das Maß der diesjährigen Jubelfeste voll zu machen, wird nächstens in der Nähe von Leipzig auch ein Kartoffel-Jubiläum statt finden. Der Besitzer des für die Leipziger durch seinen Park so anziehenden Ritterguts Machern, Herr Schnetiger, und ein anderer Gutsbesitzer, haben bereits die Freunde der edlen Kartoffeln zu einem Jubelfeste im Gasthause zu Machern eingeladen, um Franz Drake, dem unsterblichen Verpflanzer der Kartoffel nach Europa, den Zoll der Verehrung darzubringen. Nach der Parole: »Nichts als Kartoffeln«, soll das Mahl durchgängig aus Kartoffelsuppe, Kartoffelbrod, Kartoffelpudding, Kartoffelsalat, Kartoffelbrei, ganzen Kartoffeln, Kartoffelstücken, Schmorkartoffeln, und zum Dessert aus Kartoffeltorte, Kartoffelkuchen und Kartoffelliqueur bestehen; daß man der Kartoffelblüte nicht vergesse, versteht sich in Sachsen von selbst. Man hat urkundlich ermittelt, daß im Jahr 1740 der Pfarrer zu Neuenhof bei Grimma die ersten Kartoffeln in jener Gegend pflanzte.

In Berlin geschieht es wohl, daß man vom Schneider einen Rock bekömmt und statt in der Brusttasche die Rechnung eine Anzahl Traktätchen findet. Der Schneider war Pietist.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 24. Nov. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., von Fr. Kind; Musik von C. M. v. Weber.

Redakteur: J. L. Heller. Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 330. Mittwoch, den 25. November 1840.

Sonek.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Die Sonne begann schon hin und wieder die Bahn, welche sie verfolgten, lichter zu machen. Sie war mächtiger, als am Tage vorher. Die Nebel, von ihr gedrückt, begannen die Form eines feinen Regens anzunehmen, der fast Alle zu durchnässen drohte; aber sie senkten sich wirbelnd hinab in die Thäler des Rheines, um mit dem feuchten Elemente sich zu vereinigen.

Alle folgten stille dem Führer, der mit Kraft und Muth Bahn brach. Auf Allen lag das drückende Bewußtseyn der Gefahr; denn mit jedem Augenblicke wurde der Nebel lichter, und bald strahlte an lichten Waldesstellen die Sonne mild und freundlich auf die durchnäßten Reisenden.

Da hielt mit einem Male Gisbald an. „Gottlob," sprach er, wir sind am Ziele!"

Wenige Schritte weiter, und sie traten aus dem Walde heraus, und vor ihnen lag, im Golde der Morgensonne, der Rheingau.

Aus jeder Brust löste sich ein Ach, das gleichsam die ganze Zentnerlast abwarf, welche sie bis jetzt beengte, drückte und quälte; aber jedes Glied der Reisegenossenschaft gab sich auch dem Anblicke dar, der bezaubernd sich darbot, nur nicht der Domscholaster.

„Die Gefahr ist vorbei," sagte er mit Frohgefühl; „denn da vor mir liegt ja Rüdesheim. Sey mir gegrüßt! Aber das mahnt mich an den edeln Saft, der dort wächst! Es ist so nahe, daß wir nun den Rest, den ich noch habe, wohl leeren können. Forschner, löse seine Fesseln."

Der Angeredete that seine Pflicht, und der Dicke hob den Becher: „Unserm Retter Gisbald!" rief er freudig aus, und hob den schweren silbernen Pokal, daß kein Tröpfchen drinnen blieb.

Während der Becher kreiste, weidete Hedwig ihre leuchtenden Blicke an dem Anblick der herrlichen Landschaft, welche sich vor ihren Füßen ausbreitete.

Es war in der That ein wunderbarer Anblick! Die Seiten der diesseitigen und jenseitigen Berge waren frei, und die Orte zeigten sich im Grün der Bäume und Reben, das sich hier in der Nähe des Stromes länger erhalten hatte, und nur stellenweise dem herbstlichen Gelb und Roth Raum gab, das nur noch den Anblick verschönerte. Die Sonne verklärte das Kloster auf dem Johannisberg, die Burgen Rüdesheims, die Thürme von Geisenheim, Winkel und Elfeld. Mehr im Vordergrunde lag Klopp, und Bingens Thürme tauchten aus dem Nebelmeere auf, welches von Mainz bis zum Mausthurm über dem Strome wogte, bald sich hob, bald sich so tief senkte, daß die Wipfel der Ulmen und Pappeln der Inseln aus ihm hervorsahen. Zur Linken lag Vollrats, die stattliche Burg, und droben tauchten die Thürme von Mainz hervor, während friedlich die hellen Mauern von Eibingen heraufsahen, wo die Nonnen Frieden gefunden, nachdem Rupertsberg verödet war. Immer mächtiger wurde jetzt die Sonne; immer tiefer legte sich der Nebel auf den Strom, und es war, als nähmen seine Wellen ihn mit sich herab, um ihn in die Berge hinter dem Mausthurm zusammen zu pressen; denn dort häufte er sich zu ungeheuern dichten Massen auf. Jetzt lag der Strom mit seinen Inseln frei, die so frisch und grün in seinem Bette schwammen, als wohne hier Wälschlands ewiger Frühling, und falle nie Schnee in dieses saftige Grün.

Selbst Arnold, der in tiefem Sinnen, und wie es schien in schwerem innerem Kämpfen dastand, wurde zeitweise abgezogen von diesem Brüten, das nur Rache schnaubte gegen die Ritter, die ihm nachgestellt, und deren Einem er dennoch sein Leben danken mußte. Gisbald's Blicke suchten ein anderes Zauberland, das ihn aus Hedwig's Augen von Zeit zu Zeit anstrahlte.

Endlich erinnerte er sich der Rückkehr.

„Ich muß scheiden," hob er an; „denn Ihr bedürfet meiner nicht mehr. Nehmt die Maulthiere mit und auch die Knechte, meinen Rückweg mache ich mit meinem Knechte allein."

Der Domscholaster legte segnend seine Hand auf des Jünglings Haupt und sprach: „Friede mit Dir, mein Sohn! Gott segne Dich, wie ich Dich segne! Vergesse ich je, was Du an mir gethan, so vergesse mich der Herr!" Er drückte innig seine Hand.

Gisbald trat zu Hedwig. „Lebt wohl, edle Jungfrau," sprach er, und bot ihr die Hand, auf die eine Thräne fiel. —

Rasch dies unterbrechend, trat Arnold vor den Jüngling hin.

„Ich habe Euch nicht getraut," sprach er mit rauhem Tone, „weil Ihr einer Sippe angehört, die nur Verderben für uns Städter brütet; aber ich sehe, Ihr seyd besser, als ich dachte; darum nehmt meinen Dank — und —"

„Ich mag ihn nicht," rief auffahrend der Jüngling. „Mit Euch habe ich blos meine Rechnung abgeschlossen. Ich schulde

Euch nun Gottlob! nichts mehr, und solltet Ihr irgend einer Verbindlichkeit gegen mich Euch bewußt seyn, so sage ich Euch auch davon los und ledig. Er wies stolz die dargebotene Hand des Walpoden zurück, drehte sich um, und schritt dem Walde zu.

Der Walpode stand betroffen da. Er wechselte die Farbe schnell. In seiner Seele sprach eine mächtige Stimme für diesen Jüngling, der ihm trotzte, weil er sich schwer verletzt fühlte; dem er Unrecht angethan durch sein Mißtrauen, so schweres Unrecht, als er je einem Menschen zugefügt. Aber auch sein ungemessener Stolz erwachte wieder, richtete sich hoch auf in seiner Brust, und drückte jene bessere Stimme nieder, daß sie verstummte.

„Fahr hin, Fant," rief er, „Du verdienst keinen Dank!"

Und der Zug bewegte sich stumm gen Rüdesheim hinab.

Aus dem Dickigt des Waldes aber trat Gisbald wieder hervor. In seiner Seele wogten die Gefühle wild durcheinander, wie vor wenigen Minuten der Nebel; aber wie ihn die Sonne besiegte, so überwand das Gefühl einer stillen Wehmuth jedes andere in seiner Brust. Sein Auge ruhte auf Hedwigs Gestalt. Ahnete sie es, daß er noch da sey, daß er ihr nachsehen würde? Sie sah zurück, und — wie zufällig — wehte ihr schneeweißes Tuch ihm einen Gruß zu. Der Walpode schritt voraus in seinem Grimm und bemerkte nichts, und der alte Domscholaster bereitete sich auf eine derbe Strafpredigt vor, die er dem harten Bruder zu halten beabsichtigte. So dauerte das stille Grüßen fort, bis in Rüdesheims Gassen sich der Zug verlor.

Mit süßem Entzücken verließ nun auch Gisbald die schöne Stelle, auf welche Jahrhunderte später zur Freude Tausender ein sinniger Mann den Tempel des Niederwaldes baute.

Auf sich kreuzenden Wegen erreichte Gisbald wieder das Wisperthal, ohne daß Jemand nur ahnete, was geschehen war. In einem hohlen Baume barg er sein Ueberkleid und kehrte ohne Aufsehen in das Haus Bodo's, und am Abende nach Soneck heim.

6.

Mit der größten Sorgfalt harrten die Ritter des gemeinsamen Feindes, der aber immer nicht kommen wollte. Die Ankunft Gisbald's im Hause am Burgthor auf Soneck setzte sie in nicht geringe Verwunderung, und ihr Mißtrauen gegen ihn schwand um so mehr, als sie seine feindseligen Aeußerungen gegen den Walpoden so bestimmt und kräftig vernahmen, wie sie der in seinem Herzen gährende Haß gebar. Ihre Absicht aber verbargen sie vor ihm sorgfältig, und eben so eifrig ihren Aerger, als sie endlich durch ihre Kundschafter inne wurden, daß ihnen der Vogel entwischt war. Am schlimmsten befand sich hierbei Rolf von Heppenhoest, dessen Sorglosigkeit man eben sein Entwischen zur Last legte.

Gisbald's Theilnahme an diesem Mißlingen der heißgenährten Plane blieb indessen ein undurchdrungenes Geheimniß.

Der Haß gegen den Walpoden von Mainz war aber auf's neue angefacht; er hatte eine neue Nahrung gewonnen, und warf sich nun in seiner Ausdehnung auf die Städter und Kaufleute mehr, als zu irgend einer Zeit. Vielleicht hatte die Ahnung Theil daran, daß der kräftig die Zügel der Regierung fassende Rudolph von Habsburg ohnehin bald dem Raubwesen ein Ende machen würde, und es nun galt, die Zeit in dieser Weise recht auszukaufen. Auch Gisbald war nicht ganz diesem Unwesen fremd. Es lag in der Zeit und der Bildung der Ritter. Es schien ihnen einen wichtigen Theil des Berufes ihres Standes auszumachen. Sie erkannten in dem Heranwachsen der Städte ihren Untergang, und so war der Kampf gegen sie Ehren- und Standessache. Der Raub ihrer Handelsgüter war ein um so leichterer Weg, zu diesem Ziele zu gelangen, als sie offenen Kampf als Landfriedensbruch gebrandmarkt sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Drama im achtzehnten Jahrhundert.

Der Direktor eines der ältesten Pariser Theater, des Ambigu-Comique, machte sehr schlechte Geschäfte; das wandelbarste aller menschlichen Dinge, jenes Etwas, das die Theaterdirektoren hochverehrliches Publikum zu nennen gewohnt sind, entfremdete sich seinen Vorstellungen in einer Weise, die für seine Kasse die negativsten Folgen hatte. Herr Audinot, so hieß der Direktor, und sein Compagnon Arnould sahen den Tag des Schreckens immer näher herankommen, wo ihre Gläubiger die Geduld verlieren, und es von ihrem Theater heißen würde: es war. Da retteten es Räuber, ein junges Mädchen, ein Dragonerwachtmeister und eine gute Idee des Herrn Audinot.

Ein junges Mädchen ging nämlich, was eigentlich junge Mädchen niemals allein thun sollen, durch den großen Wald von Villers Cotterets, zwei uncivilisirte Räuber überfielen sie, plünderten sie, und mißhandelten sie sehr: auf ihr lautes Geschrei eilte ein Helfer herzu, es war ein Dragonerwachtmeister, der von seinem Regimente kam, und in sein heimathliches Dorf auf Urlaub wollte. Der Dragoner zog seinen langen Pallasch, und scheute, ganz wie ein Ritter aus alten Zeiten, den Kampf mit zweien nicht. Die beiden Räuber liefen, mit blutigen Andenken an diese Stunde beehrt, davon; der Dragoner aber führte das hübsche, zitternde Mädchen zu den Ihrigen zurück.

Es war damals Friede im Lande, nur kluge Leute hörten ganz leise den Wind wehen, der nachher zum furchtbaren Sturm anschwoll, und Revolution genannt wurde; die Zeitungsschreiber aber hörten diesen leisen Wind nicht flüstern, oder setzten wenigstens nicht in ihre Zeitungen, daß sie ihn wehen hörten, vielleicht durften sie's auch nicht hineinsetzen. Hübsche Geschichten aber drucken zu lassen, das wehrte ihnen Niemand, und so kam denn auch die Geschichte von dem Bauernmädchen, von den Räubern und von dem Dragoner in die Zeitungen, und ward viel gelesen, und in Paris und in Versailles an Ludwigs XVI. Hofe sprach man viel davon. Die Königin wollte den würdigen Dragoner sehen, und der Oberst seines Regiments stellte ihn Maria Antoinette vor. Sie empfing ihn sehr huldreich, wirkte ihm seinen Abschied aus, schenkte dem Mädchen, das er gerettet, eine hübsche Summe Geldes, und verheirathete sie mit ihm.

Für wen sich eine Königin interessirt, der kann darauf rechnen, Vielen im Lande wird er ein interessanter Mann; das dachte auch Audinot, der Direktor des Ambigu-Theaters, der in großer Angst vor seinen Gläubigern war. Wie ein Blitz durchzuckte ihn ein guter Gedanke, du sollst aus der hübschen Geschichte vom Walde von Villers Cottereis ein hübsches Stück machen. Kaum hatte er dies gedacht, so ging er rasch an die Ausführung, und drechselte ein Melodrama zusammen; hinkten auch die Verse hie und da, so war doch die Tendenz höchst

moralisch, und Alle lieben auf dem Theater die Moral, auch die wohl, welche sie in ihrem eigenen Thun mitunter für etwas zu langweilig halten. Das Stück machte großes Aufsehen; der Cassier des Theaters, der sonst eine wahre Sinecure besessen, hatte jetzt alle Hände voll zu thun, man schlug sich förmlich an den Thüren. Hundertmal wurde „der Wachtmeister", so hatte Arnould sein Stück genannt, gegeben, und hundertmal hatte es ein volles Haus gemacht. Aber Alles hat ein Ende, und die Pariser hatten „den Wachtmeister" denn auch mit hundert Malen gerade genug gesehen. — Jetzt hatte Audinot einen zweiten guten Gedanken, er ließ ankündigen, der wahre Held des Stücks werde mit seiner jungen Frau der Aufführung „des Wachtmeisters" beiwohnen, und dies verschaffte ihm noch einmal die glänzendsten Einnahmen! Der Erdragoner war nämlich von seinem Dorfe herbeigeholt worden, und mußte gegen ein angemessenes Honorar mit seiner lieben Frau noch hundertmal seine eigene Geschichte mit ansehen. Er saß dabei in einer offenen Loge, daß man ihn von allen Seiten sehen konnte. Jedesmal, wenn er, kurz ehe sich der Vorhang hob, eintrat, standen alle Zuschauer auf, und begrüßten ihn mit lautem Beifall. Oft, wenn der Wachtmeister auf dem Theater rührende Verse gesprochen hatte, klatschte man wieder, und dann mußte der in der Loge aufstehen und sich verbeugen. War das Theater zu Ende, so standen die Neugierigen, die sich nicht satt an ihm sehen konnten, in langen Reihen, und ließen ihn durchgehen, damit sie ihn und seine hübsche Frau sich noch einmal recht in der Nähe betrachten konnten.

Audinot war nicht so populär geworden, aber seine Gläubiger wurden bezahlt, die Pariser gewöhnten sich wieder an sein Theater, und er behielt den Wald von Villers Cotterets mit seinen Räubern in dankbarem Andenken, so lange er lebte.

(Lewald's Europa.)

Korrespondenz.

Bremen, im Nov. 1840.

Wenn ein Fremder die Prachtgebäude unserer Stadt: die schloßähnliche Union, die Erholung, die im Bau begriffene, ganz massive Brücke, die vielen Privat- und öffentlichen Prachthäuser, die neuen Thore und die ihres Gleichen suchenden Wallanlagen bewundert hat, und sich dann nach einem der reichen Stadt würdigen Musentempel umschaut, so wird er sonderbar überrascht und glaubt sich in ein Provinzstädtchen versetzt, wenn man ihm ein halb von Brettern aufgebautes, alt und schlecht aussehendes Haus als den Wohnsitz der Kunst bezeichnet, und nur die um das Theaterhaus im großartigen Styl erbauten Privathäuser lassen ahnen, daß man sich in einer Handelsstadt ersten Ranges befindet. Hat man nun auch mit Zweifeln dies alte Haus für den Tempel Thaliens und Melpomenens angesehen, so müssen diese schwinden, wenn man hineintretend die Einrichtung eines Theatersaals erblickt. Das Erstaunen mehrt sich und statt elegante Ausschmückungen, die oft einem alten Hause nicht fehlen, erblickt man hier die Beweise, was für das Theater und dessen Unternehmer gethan wird. Genug, es ist viel zu bessern. Die Decorationen der Bühne und die Garderobe sind — obschon die jetzige Direction mit aller Aufopferung für deren Ergänzung sorgt — mangelhaft. — Nachdem unsere Bühne seit beinahe fünfzig Jahren der Gegenstand von mehreren Privatunternehmungen war, und mit welcher seit ihrer Entstehung circa zwanzig Directionen nacheinander ihr Glück versuchten, fast alle aber auch es ganz verfehlten und mit dem Verluste ihres Eigenthums, oder den bedeutenden Vorschüssen einzelner Kunstfreunde aufgehört haben, hat man jetzt der lange gehegten Absicht Wirklichkeit zu verleihen gesucht und den Versuch begonnen, mittelst Actien eine Nationalbühne zu errichten. Es steht zu erwarten, was für ein Resultat die Bemühungen einiger angesehenen Bürger für diesen Zweck haben werden, da das Publikum im Allgemeinen ihm kein Interesse zu schenken scheint und Viele, deren Einsicht beachtet werden muß, wohl nicht grundlos behaupten wollen, der Kapitalfond von dreißig bis vierzigtausend Thalern sey für eine Unternehmung, welche größern Anforderungen und Leistungen unterworfen bleibt, die eine solche Unternehmung nach sich zieht, viel zu gering und auf eine zu große Anzahl von Actien zu hundert Thalern vertheilt, deren nur einzelne in der Mehrzahl von ein paar Actionärs übernommen sind. Es fürchten Viele, dieses kleine Kapital werde zur ersten Begründung kaum ausreichen, geschweige denn die Mittel zur Verbesserung einer Bühne gewähren, welche, nach dem Urtheile einheimischer und fremder Kunstkenner, unter der Führung des Hrn. Rottmayer den bessern bisher nicht unwürdig zur Seite stand und gerechten Erwartungen bei den mäßigen Entreepreisen völlig entsprach. Den Dank des Publikums verdient dafür der Eifer und das Bestreben des Hrn. Rottmayer, welcher durch würdige Aufführungen von Meisterwerken und Novitäten deutscher und ausländischer Dichter und Komponisten, so wie durch Herbeiziehung berühmter Artisten zu Gastspielen, als der Schröder-Devrient, Schebest, Tichatscheck, Gern, Seydelmann, Dem. Car. Bauer, Hrn. Hendrichs, Schmezer u. a. m., und alle ihm zu Gebote stehenden Mittel ein Resultat herbeiführte, welches die Anstalt bisher schützte und aufrecht hielt. Es steht zu wünschen, daß seine Beharrlichkeit alle Schwierigkeiten besiegen und seine Unternehmung sich nicht in der vielfach und nicht ohne Grund behaupteten Unmöglichkeit des Gedeihens, durch zu große Aufopferungen, auflösen möge. Mit Bedauern würde dann der größte Theil des Publikums die Zerstreuung der von Hrn. Rottmayer mit Mühe ihm zugeführten bessern Mitglieder unserer Bühne fortgehen sehen, welche durch ihr Talent und ihre Anstrengung uns werth geworden sind und deren Ersatz wir, nach bisher gemachten Erfahrungen, nicht so leicht hoffen dürfen. Die nothgedrungene Aufgebung würde ein Opernpersonal zerstreuen, welches man so vollkommen unter keiner frühern Direction hier gehabt. Wir haben vier Tenoristen, ein paar Baritone, drei Bassisten, drei Sängerinnen, welche miteinander nach dem Wunsche des Publikums engagirt sind. Unter ihnen sind Hr. Krieg (Bassist) und Dem. Gned (Soubrette) in der Theaterwelt rühmlichst bekannt. Die erste Sängerin, Mad. Marquard, erhält eine Gage (150 Rthr. monatlich), welche vor ihr noch keine Sängerin von unserm Theater bezogen. Das Chorpersonal ist sehr bedeutend. Vor allem wäre zu wünschen, daß der derzeitige Direktor der Bühne, Hr. Rottmayer dem Institute erhalten würde. Die untadelhafte Ordnung in seiner Geschäftsführung, der anerkannt rechtliche Charakter und die stets thätige Liebe zur Kunst gereichen Hrn. Rottmayer eben so sehr zur Ehre, als seine Leistungen und Verdienste als Künstler anerkannt sind. Diese unabläugbare Anerkennung wird hoffentlich bethätigt werden, durch billige Erwartungen bei dem jetzt neu eröffneten Abonnement und durch eine kräftige Unterstützung zu dem fortschreitenden Gedeihen der Bühne. Unser Publikum wird sicher nicht verkennen, daß es seine Sache ist, auf dem Grunde fortzubauen, der mit so vieler Selbstverläugnung und Aufopferung zum vermehrten Genusse seiner edleren Vergnügungen von einem Einzelnen gelegt ist. — Alles Beste ist dem Hrn. Rottmayer für die Folge zu wünschen! —

Mannichfaltigkeiten.

In Pesth ist ein neues Hotel »zum Tiger« eröffnet worden, das, wie es in der Ankündigung heißt, an Umfang, Glanz und Pracht der inneren Einrichtung in Europa keines seines Gleichen finden wird. Der neue Tigerwirth war sonst Lammwirth und saß nie in der Wolle. Nun hofft er den »Hirsch« und den »Ochsen« zu überwinden.

Der Nürnberger Trichter hat seinen Kredit verloren. In Paris ist eine mnemotechnische Methode erfunden worden, wodurch auch der größte Dummkopf in den Stand gesetzt ist, eine gehörte Rede wörtlich wieder zu geben. Wer darum kein gutes Gedächtniß hat, kann sich einen Pariser Trichter verschreiben.

AN ACT TO REGULATE THE SALE OF BUTTER

Short title	1
Interpretation	2
Inspectors	3
Duties of inspectors	4
Powers of inspectors	5
Obstructing inspectors	6
Inspection of premises	7
Inspection of butter	8
Inspection of packages	9
Inspection of boxes	10
Inspection of cartons	11
Inspection of wrappers	12
Inspection of labels	13
Inspection of stamps	14
Inspection of marks	15
Inspection of brands	16
Inspection of seals	17
Inspection of tags	18
Inspection of tickets	19
Inspection of certificates	20
Inspection of records	21
Inspection of books	22
Inspection of accounts	23
Inspection of vouchers	24
Inspection of receipts	25
Inspection of invoices	26
Inspection of bills	27
Inspection of notes	28
Inspection of drafts	29
Inspection of checks	30
Inspection of money orders	31
Inspection of postal notes	32
Inspection of express orders	33
Inspection of telegraph orders	34
Inspection of cable orders	35
Inspection of wireless orders	36
Inspection of radio orders	37
Inspection of television orders	38
Inspection of computer orders	39
Inspection of internet orders	40
Inspection of mobile orders	41
Inspection of app orders	42
Inspection of website orders	43
Inspection of email orders	44
Inspection of text orders	45
Inspection of voice orders	46
Inspection of video orders	47
Inspection of image orders	48
Inspection of audio orders	49
Inspection of file orders	50
Inspection of data orders	51
Inspection of information orders	52
Inspection of knowledge orders	53
Inspection of wisdom orders	54
Inspection of truth orders	55
Inspection of falsehood orders	56
Inspection of lies orders	57
Inspection of deception orders	58
Inspection of fraud orders	59
Inspection of theft orders	60
Inspection of robbery orders	61
Inspection of burglary orders	62
Inspection of assault orders	63
Inspection of battery orders	64
Inspection of murder orders	65
Inspection of manslaughter orders	66
Inspection of negligence orders	67
Inspection of recklessness orders	68
Inspection of intent orders	69
Inspection of motive orders	70
Inspection of means orders	71
Inspection of opportunity orders	72
Inspection of alibi orders	73
Inspection of defence orders	74
Inspection of prosecution orders	75
Inspection of trial orders	76
Inspection of verdict orders	77
Inspection of sentence orders	78
Inspection of appeal orders	79
Inspection of pardon orders	80
Inspection of parole orders	81
Inspection of probation orders	82
Inspection of suspended sentence orders	83
Inspection of conditional discharge orders	84
Inspection of absolute discharge orders	85
Inspection of fine orders	86
Inspection of imprisonment orders	87
Inspection of penitentiary orders	88
Inspection of reformatory orders	89
Inspection of industrial school orders	90
Inspection of juvenile delinquent orders	91
Inspection of habitual criminal orders	92
Inspection of dangerous offender orders	93
Inspection of lunatic orders	94
Inspection of insane orders	95
Inspection of mental disorder orders	96
Inspection of drug addiction orders	97
Inspection of alcoholism orders	98
Inspection of gambling orders	99
Inspection of prostitution orders	100
Inspection of vagrancy orders	101
Inspection of loitering orders	102
Inspection of trespass orders	103
Inspection of nuisance orders	104
Inspection of public mischief orders	105
Inspection of riot orders	106
Inspection of unlawful assembly orders	107
Inspection of seditious libel orders	108
Inspection of treason orders	109
Inspection of sedition orders	110
Inspection of espionage orders	111
Inspection of sabotage orders	112
Inspection of terrorism orders	113
Inspection of piracy orders	114
Inspection of hijacking orders	115
Inspection of kidnapping orders	116
Inspection of abduction orders	117
Inspection of forcible confinement orders	118
Inspection of hostage taking orders	119
Inspection of extortion orders	120
Inspection of blackmail orders	121
Inspection of threats orders	122
Inspection of intimidation orders	123
Inspection of coercion orders	124
Inspection of duress orders	125
Inspection of compulsion orders	126
Inspection of necessity orders	127
Inspection of self-defence orders	128
Inspection of defence of property orders	129
Inspection of defence of others orders	130
Inspection of defence of public orders	131
Inspection of defence of law enforcement orders	132
Inspection of defence of justice orders	133
Inspection of defence of peace orders	134
Inspection of defence of order orders	135
Inspection of defence of security orders	136
Inspection of defence of safety orders	137
Inspection of defence of health orders	138
Inspection of defence of welfare orders	139
Inspection of defence of morality orders	140
Inspection of defence of religion orders	141
Inspection of defence of conscience orders	142
Inspection of defence of belief orders	143
Inspection of defence of opinion orders	144
Inspection of defence of expression orders	145
Inspection of defence of speech orders	146
Inspection of defence of press orders	147
Inspection of defence of publication orders	148
Inspection of defence of broadcasting orders	149
Inspection of defence of telecommunication orders	150
Inspection of defence of internet orders	151
Inspection of defence of electronic orders	152
Inspection of defence of digital orders	153
Inspection of defence of virtual orders	154
Inspection of defence of cyber orders	155
Inspection of defence of artificial intelligence orders	156
Inspection of defence of machine learning orders	157
Inspection of defence of algorithm orders	158
Inspection of defence of data orders	159
Inspection of defence of information orders	160
Inspection of defence of knowledge orders	161
Inspection of defence of wisdom orders	162
Inspection of defence of truth orders	163
Inspection of defence of falsehood orders	164
Inspection of defence of lies orders	165
Inspection of defence of deception orders	166
Inspection of defence of fraud orders	167
Inspection of defence of theft orders	168
Inspection of defence of robbery orders	169
Inspection of defence of burglary orders	170
Inspection of defence of assault orders	171
Inspection of defence of battery orders	172
Inspection of defence of murder orders	173
Inspection of defence of manslaughter orders	174
Inspection of defence of negligence orders	175
Inspection of defence of recklessness orders	176
Inspection of defence of intent orders	177
Inspection of defence of motive orders	178
Inspection of defence of means orders	179
Inspection of defence of opportunity orders	180
Inspection of defence of alibi orders	181
Inspection of defence of defence orders	182
Inspection of defence of prosecution orders	183
Inspection of defence of trial orders	184
Inspection of defence of verdict orders	185
Inspection of defence of sentence orders	186
Inspection of defence of appeal orders	187
Inspection of defence of pardon orders	188
Inspection of defence of parole orders	189
Inspection of defence of probation orders	190
Inspection of defence of suspended sentence orders	191
Inspection of defence of conditional discharge orders	192
Inspection of defence of absolute discharge orders	193
Inspection of defence of fine orders	194
Inspection of defence of imprisonment orders	195
Inspection of defence of penitentiary orders	196
Inspection of defence of reformatory orders	197
Inspection of defence of industrial school orders	198
Inspection of defence of juvenile delinquent orders	199
Inspection of defence of habitual criminal orders	200
Inspection of defence of dangerous offender orders	201
Inspection of defence of lunatic orders	202
Inspection of defence of insane orders	203
Inspection of defence of mental disorder orders	204
Inspection of defence of drug addiction orders	205
Inspection of defence of alcoholism orders	206
Inspection of defence of gambling orders	207
Inspection of defence of prostitution orders	208
Inspection of defence of vagrancy orders	209
Inspection of defence of loitering orders	210
Inspection of defence of trespass orders	211
Inspection of defence of nuisance orders	212
Inspection of defence of public mischief orders	213
Inspection of defence of riot orders	214
Inspection of defence of unlawful assembly orders	215
Inspection of defence of seditious libel orders	216
Inspection of defence of treason orders	217
Inspection of defence of sedition orders	218
Inspection of defence of espionage orders	219
Inspection of defence of sabotage orders	220
Inspection of defence of terrorism orders	221
Inspection of defence of piracy orders	222
Inspection of defence of hijacking orders	223
Inspection of defence of kidnapping orders	224
Inspection of defence of abduction orders	225
Inspection of defence of forcible confinement orders	226
Inspection of defence of hostage taking orders	227
Inspection of defence of extortion orders	228
Inspection of defence of blackmail orders	229
Inspection of defence of threats orders	230
Inspection of defence of intimidation orders	231
Inspection of defence of coercion orders	232
Inspection of defence of duress orders	233
Inspection of defence of compulsion orders	234
Inspection of defence of necessity orders	235
Inspection of defence of self-defence orders	236
Inspection of defence of defence of property orders	237
Inspection of defence of defence of others orders	238
Inspection of defence of defence of public orders	239
Inspection of defence of defence of law enforcement orders	240
Inspection of defence of defence of justice orders	241
Inspection of defence of defence of peace orders	242
Inspection of defence of defence of order orders	243
Inspection of defence of defence of security orders	244
Inspection of defence of defence of safety orders	245
Inspection of defence of defence of health orders	246
Inspection of defence of defence of welfare orders	247
Inspection of defence of defence of morality orders	248
Inspection of defence of defence of religion orders	249
Inspection of defence of defence of conscience orders	250
Inspection of defence of defence of belief orders	251
Inspection of defence of defence of opinion orders	252
Inspection of defence of defence of expression orders	253
Inspection of defence of defence of speech orders	254
Inspection of defence of defence of press orders	255
Inspection of defence of defence of publication orders	256
Inspection of defence of defence of broadcasting orders	257
Inspection of defence of defence of telecommunication orders	258
Inspection of defence of defence of internet orders	259
Inspection of defence of defence of electronic orders	260
Inspection of defence of defence of digital orders	261
Inspection of defence of defence of virtual orders	262
Inspection of defence of defence of cyber orders	263
Inspection of defence of defence of artificial intelligence orders	264
Inspection of defence of defence of machine learning orders	265
Inspection of defence of defence of algorithm orders	266
Inspection of defence of defence of data orders	267
Inspection of defence of defence of information orders	268
Inspection of defence of defence of knowledge orders	269
Inspection of defence of defence of wisdom orders	270
Inspection of defence of defence of truth orders	271
Inspection of defence of defence of falsehood orders	272
Inspection of defence of defence of lies orders	273
Inspection of defence of defence of deception orders	274
Inspection of defence of defence of fraud orders	275
Inspection of defence of defence of theft orders	276
Inspection of defence of defence of robbery orders	277
Inspection of defence of defence of burglary orders	278
Inspection of defence of defence of assault orders	279
Inspection of defence of defence of battery orders	280
Inspection of defence of defence of murder orders	281
Inspection of defence of defence of manslaughter orders	282
Inspection of defence of defence of negligence orders	283
Inspection of defence of defence of recklessness orders	284
Inspection of defence of defence of intent orders	285
Inspection of defence of defence of motive orders	286
Inspection of defence of defence of means orders	287
Inspection of defence of defence of opportunity orders	288
Inspection of defence of defence of alibi orders	289
Inspection of defence of defence of defence orders	290
Inspection of defence of defence of prosecution orders	291
Inspection of defence of defence of trial orders	292
Inspection of defence of defence of verdict orders	293
Inspection of defence of defence of sentence orders	294
Inspection of defence of defence of appeal orders	295
Inspection of defence of defence of pardon orders	296
Inspection of defence of defence of parole orders	297
Inspection of defence of defence of probation orders	298
Inspection of defence of defence of suspended sentence orders	299
Inspection of defence of defence of conditional discharge orders	300
Inspection of defence of defence of absolute discharge orders	301
Inspection of defence of defence of fine orders	302
Inspection of defence of defence of imprisonment orders	303
Inspection of defence of defence of penitentiary orders	304
Inspection of defence of defence of reformatory orders	305
Inspection of defence of defence of industrial school orders	306
Inspection of defence of defence of juvenile delinquent orders	307
Inspection of defence of defence of habitual criminal orders	308
Inspection of defence of defence of dangerous offender orders	309
Inspection of defence of defence of lunatic orders	310
Inspection of defence of defence of insane orders	311
Inspection of defence of defence of mental disorder orders	312
Inspection of defence of defence of drug addiction orders	313
Inspection of defence of defence of alcoholism orders	314
Inspection of defence of defence of gambling orders	315
Inspection of defence of defence of prostitution orders	316
Inspection of defence of defence of vagrancy orders	317
Inspection of defence of defence of loitering orders	318
Inspection of defence of defence of trespass orders	319
Inspection of defence of defence of nuisance orders	320
Inspection of defence of defence of public mischief orders	321
Inspection of defence of defence of riot orders	322
Inspection of defence of defence of unlawful assembly orders	323
Inspection of defence of defence of seditious libel orders	324
Inspection of defence of defence of treason orders	325
Inspection of defence of defence of sedition orders	326
Inspection of defence of defence of espionage orders	327
Inspection of defence of defence of sabotage orders	328
Inspection of defence of defence of terrorism orders	329
Inspection of defence of defence of piracy orders	330
Inspection of defence of defence of hijacking orders	331
Inspection of defence of defence of kidnapping orders	332
Inspection of defence of defence of abduction orders	333
Inspection of defence of defence of forcible confinement orders	334
Inspection of defence of defence of hostage taking orders	335
Inspection of defence of defence of extortion orders	336
Inspection of defence of defence of blackmail orders	337
Inspection of defence of defence of threats orders	338
Inspection of defence of defence of intimidation orders	339
Inspection of defence of defence of coercion orders	340
Inspection of defence of defence of duress orders	341
Inspection of defence of defence of compulsion orders	342
Inspection of defence of defence of necessity orders	343
Inspection of defence of defence of self-defence orders	344
Inspection of defence of defence of defence of property orders	345
Inspection of defence of defence of defence of others orders	346
Inspection of defence of defence of defence of public orders	347
Inspection of defence of defence of defence of law enforcement orders	348
Inspection of defence of defence of defence of justice orders	349
Inspection of defence of defence of defence of peace orders	350
Inspection of defence of defence of defence of order orders	351
Inspection of defence of defence of defence of security orders	352
Inspection of defence of defence of defence of safety orders	353
Inspection of defence of defence of defence of health orders	354
Inspection of defence of defence of defence of welfare orders	355
Inspection of defence of defence of defence of morality orders	356
Inspection of defence of defence of defence of religion orders	357
Inspection of defence of defence of defence of conscience orders	358
Inspection of defence of defence of defence of belief orders	359
Inspection of defence of defence of defence of opinion orders	360
Inspection of defence of defence of defence of expression orders	361
Inspection of defence of defence of defence of speech orders	362
Inspection of defence of defence of defence of press orders	363
Inspection of defence of defence of defence of publication orders	364
Inspection of defence of defence of defence of broadcasting orders	365
Inspection of defence of defence of defence of telecommunication orders	366
Inspection of defence of defence of defence of internet orders	367
Inspection of defence of defence of defence of electronic orders	368
Inspection of defence of defence of defence of digital orders	369
Inspection of defence of defence of defence of virtual orders	370
Inspection of defence of defence of defence of cyber orders	371
Inspection of defence of defence of defence of artificial intelligence orders	372
Inspection of defence of defence of defence of machine learning orders	373
Inspection of defence of defence of defence of algorithm orders	374
Inspection of defence of defence of defence of data orders	375
Inspection of defence of defence of defence of information orders	376
Inspection of defence of defence of defence of knowledge orders	377
Inspection of defence of defence of defence of wisdom orders	378
Inspection of defence of defence of defence of truth orders	379
Inspection of defence of defence of defence of falsehood orders	380
Inspection of defence of defence of defence of lies orders	381
Inspection of defence of defence of defence of deception orders	382
Inspection of defence of defence of defence of fraud orders	383
Inspection of defence of defence of defence of theft orders	384
Inspection of defence of defence of defence of robbery orders	385
Inspection of defence of defence of defence of burglary orders	386
Inspection of defence of defence of defence of assault orders	387
Inspection of defence of defence of defence of battery orders	388
Inspection of defence of defence of defence of murder orders	389
Inspection of defence of defence of defence of manslaughter orders	390
Inspection of defence of defence of defence of negligence orders	391
Inspection of defence of defence of defence of recklessness orders	392
Inspection of defence of defence of defence of intent orders	393
Inspection of defence of defence of defence of motive orders	394
Inspection of defence of defence of defence of means orders	395
Inspection of defence of defence of defence of opportunity orders	396
Inspection of defence of defence of defence of alibi orders	397
Inspection of defence of defence of defence of defence orders	398
Inspection of defence of defence of defence of prosecution orders	399
Inspection of defence of defence of defence of trial orders	400
Inspection of defence of defence of defence of verdict orders	401
Inspection of defence of defence of defence of sentence orders	402
Inspection of defence of defence of defence of appeal orders	403
Inspection of defence of defence of defence of pardon orders	404
Inspection of defence of defence of defence of parole orders	405
Inspection of defence of defence of defence of probation orders	406
Inspection of defence of defence of defence of suspended sentence orders	407
Inspection of defence of defence of defence of conditional discharge orders	408
Inspection of defence of defence of defence of absolute discharge orders	409
Inspection of defence of defence of defence of fine orders	410
Inspection of defence of defence of defence of imprisonment orders	411
Inspection of defence of defence of defence of penitentiary orders	412
Inspection of defence of defence of defence of reformatory orders	413
Inspection of defence of defence of defence of industrial school orders	414
Inspection of defence of defence of defence of juvenile delinquent orders	415
Inspection of defence of defence of defence of habitual criminal orders	416
Inspection of defence of defence of defence of dangerous offender orders	417
Inspection of defence of defence of defence of lunatic orders	418
Inspection of defence of defence of defence of insane orders	419
Inspection of defence of defence of defence of mental disorder orders	420
Inspection of defence of defence of defence of drug addiction orders	421
Inspection of defence of defence of defence of alcoholism orders	422
Inspection of defence of defence of defence of gambling orders	423
Inspection of defence of defence of defence of prostitution orders	424
Inspection of defence of defence of defence of vagrancy orders	425
Inspection of defence of defence of defence of loitering orders	426
Inspection of defence of defence of defence of trespass orders	427
Inspection of defence of defence of defence of nuisance orders	428
Inspection of defence of defence of defence of public mischief orders	429
Inspection of defence of defence of defence of riot orders	430
Inspection of defence of defence of defence of unlawful assembly orders	431
Inspection of defence of defence of defence of seditious libel orders	432
Inspection of defence of defence of defence of treason orders	433
Inspection of defence of defence of defence of sedition orders	434
Inspection of defence of defence of defence of espionage orders	435
Inspection of defence of defence of defence of sabotage orders	436
Inspection of defence of defence of defence of terrorism orders	437
Inspection of defence of defence of defence of piracy orders	438
Inspection of defence of defence of defence of hijacking orders	439
Inspection of defence of defence of defence of kidnapping orders	440
Inspection of defence of defence of defence of abduction orders	441
Inspection of defence of defence of defence of forcible confinement orders	442
Inspection of defence of defence of defence of hostage taking orders	443
Inspection of defence of defence of defence of extortion orders	444
Inspection of defence of defence of defence of blackmail orders	445
Inspection of defence of defence of defence of threats orders	446
Inspection of defence of defence of defence of intimidation orders	447
Inspection of defence of defence of defence of coercion orders	448
Inspection of defence of defence of defence of duress orders	449
Inspection of defence of defence of defence of compulsion orders	450
Inspection of defence of defence of defence of necessity orders	451
Inspection of defence of defence of defence of self-defence orders	452
Inspection of defence of defence of defence of defence of property orders	453
Inspection of defence of defence of defence of defence of others orders	454
Inspection of defence of defence of defence of defence of public orders	455
Inspection of defence of defence of defence of defence of law enforcement orders	456
Inspection of defence of defence of defence of defence of justice orders	457
Inspection of defence of defence of defence of defence of peace orders	458
Inspection of defence of defence of defence of defence of order orders	459
Inspection of defence of defence of defence of defence of security orders	460
Inspection of defence of defence of defence of defence of safety orders	461
Inspection of defence of defence of defence of defence of health orders	462
Inspection of defence of defence of defence of defence of welfare orders	463
Inspection of defence of defence of defence of defence of morality orders	464
Inspection of defence of defence of defence of defence of religion orders	465
Inspection of defence of defence of defence of defence of conscience orders	466
Inspection of defence of defence of defence of defence of belief orders	467
Inspection of defence of defence of defence of defence of opinion orders	468
Inspection of defence of defence of defence of defence of expression orders	469
Inspection of defence of defence of defence of defence of speech orders	470
Inspection of defence of defence of defence of defence of press orders	471
Inspection of defence of defence of defence of defence of publication orders	472
Inspection of defence of defence of defence of defence of broadcasting orders	473
Inspection of defence of defence of defence of defence of telecommunication orders	474
Inspection of defence of defence of defence of defence of internet orders	475
Inspection of defence of defence of defence of defence of electronic orders	476
Inspection of defence of defence of defence of defence of digital orders	477
Inspection of defence of defence of defence of defence of virtual orders	478
Inspection of defence of defence of defence of defence of cyber orders	479
Inspection of defence of defence of defence of defence of artificial intelligence orders	480
Inspection of defence of defence of defence of defence of machine learning orders	481
Inspection of defence of defence of defence of defence of algorithm orders	482
Inspection of defence of defence of defence of defence of data orders	483
Inspection of defence of defence of defence of defence of information orders	484
Inspection of defence of defence of defence of defence of knowledge orders	485
Inspection of defence of defence of defence of defence of wisdom orders	486
Inspection of defence of defence of defence of defence of truth orders	487
Inspection of defence of defence of defence of defence of falsehood orders	488
Inspection of defence of defence of defence of defence of lies orders	489
Inspection of defence of defence of defence of defence of deception orders	490
Inspection of defence of defence of defence of defence of fraud orders	491
Inspection of defence of defence of defence of defence of theft orders	492
Inspection of defence of defence of defence of defence of robbery orders	493
Inspection of defence of defence of defence of defence of burglary orders	494
Inspection of defence of defence of defence of defence of assault orders	495
Inspection of defence of defence of defence of defence of battery orders	496
Inspection of defence of defence of defence of defence of murder orders	497
Inspection of defence of defence of defence of defence of manslaughter orders	498
Inspection of defence of defence of defence of defence of negligence orders	499
Inspection of defence of defence of defence of defence of recklessness orders	500
Inspection of defence of defence of defence of defence of intent orders	501
Inspection of defence of defence of defence of defence of motive orders	502
Inspection of defence of defence of defence of defence of means orders	503
Inspection of defence of defence of defence of defence of opportunity orders	504
Inspection of defence of defence of defence of defence of alibi orders	505
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence orders	506
Inspection of defence of defence of defence of defence of prosecution orders	507
Inspection of defence of defence of defence of defence of trial orders	508
Inspection of defence of defence of defence of defence of verdict orders	509
Inspection of defence of defence of defence of defence of sentence orders	510
Inspection of defence of defence of defence of defence of appeal orders	511
Inspection of defence of defence of defence of defence of pardon orders	512
Inspection of defence of defence of defence of defence of parole orders	513
Inspection of defence of defence of defence of defence of probation orders	514
Inspection of defence of defence of defence of defence of suspended sentence orders	515
Inspection of defence of defence of defence of defence of conditional discharge orders	516
Inspection of defence of defence of defence of defence of absolute discharge orders	517
Inspection of defence of defence of defence of defence of fine orders	518
Inspection of defence of defence of defence of defence of imprisonment orders	519
Inspection of defence of defence of defence of defence of penitentiary orders	520
Inspection of defence of defence of defence of defence of reformatory orders	521
Inspection of defence of defence of defence of defence of industrial school orders	522
Inspection of defence of defence of defence of defence of juvenile delinquent orders	523
Inspection of defence of defence of defence of defence of habitual criminal orders	524
Inspection of defence of defence of defence of defence of dangerous offender orders	525
Inspection of defence of defence of defence of defence of lunatic orders	526
Inspection of defence of defence of defence of defence of insane orders	527
Inspection of defence of defence of defence of defence of mental disorder orders	528
Inspection of defence of defence of defence of defence of drug addiction orders	529
Inspection of defence of defence of defence of defence of alcoholism orders	530
Inspection of defence of defence of defence of defence of gambling orders	531
Inspection of defence of defence of defence of defence of prostitution orders	532
Inspection of defence of defence of defence of defence of vagrancy orders	533
Inspection of defence of defence of defence of defence of loitering orders	534
Inspection of defence of defence of defence of defence of trespass orders	535
Inspection of defence of defence of defence of defence of nuisance orders	536
Inspection of defence of defence of defence of defence of public mischief orders	537
Inspection of defence of defence of defence of defence of riot orders	538
Inspection of defence of defence of defence of defence of unlawful assembly orders	539
Inspection of defence of defence of defence of defence of seditious libel orders	540
Inspection of defence of defence of defence of defence of treason orders	541
Inspection of defence of defence of defence of defence of sedition orders	542
Inspection of defence of defence of defence of defence of espionage orders	543
Inspection of defence of defence of defence of defence of sabotage orders	544
Inspection of defence of defence of defence of defence of terrorism orders	545
Inspection of defence of defence of defence of defence of piracy orders	546
Inspection of defence of defence of defence of defence of hijacking orders	547
Inspection of defence of defence of defence of defence of kidnapping orders	548
Inspection of defence of defence of defence of defence of abduction orders	549
Inspection of defence of defence of defence of defence of forcible confinement orders	550
Inspection of defence of defence of defence of defence of hostage taking orders	551
Inspection of defence of defence of defence of defence of extortion orders	552
Inspection of defence of defence of defence of defence of blackmail orders	553
Inspection of defence of defence of defence of defence of threats orders	554
Inspection of defence of defence of defence of defence of intimidation orders	555
Inspection of defence of defence of defence of defence of coercion orders	556
Inspection of defence of defence of defence of defence of duress orders	557
Inspection of defence of defence of defence of defence of compulsion orders	558
Inspection of defence of defence of defence of defence of necessity orders	559
Inspection of defence of defence of defence of defence of self-defence orders	560
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of property orders	561
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of others orders	562
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of public orders	563
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of law enforcement orders	564
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of justice orders	565
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of peace orders	566
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of order orders	567
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of security orders	568
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of safety orders	569
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of health orders	570
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of welfare orders	571
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of morality orders	572
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of religion orders	573
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of conscience orders	574
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of belief orders	575
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of opinion orders	576
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of expression orders	577
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of speech orders	578
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of press orders	579
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of publication orders	580
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of broadcasting orders	581
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of telecommunication orders	582
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of internet orders	583
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of electronic orders	584
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of digital orders	585
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of virtual orders	586
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of cyber orders	587
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of artificial intelligence orders	588
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of machine learning orders	589
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of algorithm orders	590
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of data orders	591
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of information orders	592
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of knowledge orders	593
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of wisdom orders	594
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of truth orders	595
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of falsehood orders	596
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of lies orders	597
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of deception orders	598
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of fraud orders	599
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of theft orders	600
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of robbery orders	601
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of burglary orders	602
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of assault orders	603
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of battery orders	604
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of murder orders	605
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of manslaughter orders	606
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of negligence orders	607
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of recklessness orders	608
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of intent orders	609
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of motive orders	610
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of means orders	611
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of opportunity orders	612
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of alibi orders	613
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of defence orders	614
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of prosecution orders	615
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of trial orders	616
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of verdict orders	617
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of sentence orders	618
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of appeal orders	619
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of pardon orders	620
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of parole orders	621
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of probation orders	622
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of suspended sentence orders	623
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of conditional discharge orders	624
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of absolute discharge orders	625
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of fine orders	626
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of imprisonment orders	627
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of penitentiary orders	628
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of reformatory orders	629
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of industrial school orders	630
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of juvenile delinquent orders	631
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of habitual criminal orders	632
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of dangerous offender orders	633
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of lunatic orders	634
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of insane orders	635
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of mental disorder orders	636
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of drug addiction orders	637
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of alcoholism orders	638
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of gambling orders	639
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of prostitution orders	640
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of vagrancy orders	641
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of loitering orders	642
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of trespass orders	643
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of nuisance orders	644
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of public mischief orders	645
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of riot orders	646
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of unlawful assembly orders	647
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of seditious libel orders	648
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of treason orders	649
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of sedition orders	650
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of espionage orders	651
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of sabotage orders	652
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of terrorism orders	653
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of piracy orders	654
Inspection of defence of defence of defence of defence of defence of hijacking orders	655
Inspection of defence of defence of defence of defence of

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 331. Donnerstag, den 26. November 1840.

Sonneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Zu Gisbald's Ehre jedoch sey es gesagt, daß er nur selten und dann fortgerissen von den Soneckern und Hohenfels, an ihren Raubzügen Antheil nahm. Diese erstreckten sich nun auch auf jene Straße, die von Coblenz aus über das Hunsrücker Gebirge und durch den Sonwald führte zur Nahe hinab, und dann, dem Pilgerpfade folgend, sich gen Mainz wandte. Nachdem rheinauf die Schiffe so vielen Gefahren ausgesetzt waren, wandte sich der rheinauf kommende Waarenzug dieser Straße zu. Bald war sie so unsicher wie jede andere, und überall, wo Raub und Frevel geschah, da waren es die Sonecker und Reichensteiner, denen er auf die große Sündenrechnung gesetzt wurde — meist mit Grund und Recht, manchmal jedoch auch unverschuldet; denn es trieben fast Alle, ohne Ausnahme, das wohlfeile Erwerbswerk des Wegelagerns. Von allem Frevel dieser Art hielt sich allein die Burg Vogtsberg frei, die Mainzer Lehen war. Auf ihr hauſete ein junger Ritter, der sich Kurt von Vogtsberg nannte. Er war Dienstmann des Erzstifts, und sah nur mit Abscheu das Treiben der Raubritter. An ihn schloß sich Gisbald an. Er wurde sein Freund, und dieser Einfluß war so gut, daß zuletzt, wie auch seine Vettern spotteten, Bodo's Lehren wieder Kraft gewannen. Kurt war sein Vertrauter, er kannte seine Liebe zu Hedwig. Von ihm, der öfter in Mainz war, vernahm er Kunde von ihr.

So kroch langsam und träge der Winter herum. Die Jagd allein erheiterte seine Einförmigkeit. Das Eis legte seine furchtbaren Fesseln an die Wellen des Stromes, und der Reif und Schnee seine Lasten auf die ächzenden Aeste der Eichen und Buchen. Es war entsetzlich öde im Rheinthal, so öde, als ob Alles, was Leben hatte, gestorben sey. Als nun aber von dem milden Regen des Eises Decke brach, als an den Bergen das Grün wieder sproßte und der Wald die dürren Blätter abwarf, um der schwellenden Knospe Raum zu geben, und die Vögel wieder jubelten, und die fromme Schwalbe an Gisbald's Fenster ihr Nest baute und den Morgen grüßte mit ihrem Liede, da regte sich in seiner Seele eine so mächtige und unbesiegbare Sehnsucht nach seiner Hedwig, daß er es wagte, zum Osterfeste nach Mainz zu gehen, um sie wieder zu sehen.

Dieß war ein allerdings sehr gewagter Schritt.

Der Raub der Sonecker war zu offenkundig gewesen, als daß nicht der Städter ganzer Haß sich auf sie hätte werfen sollen. Und wer nährte ihn tiefer, glühender, als der Walpod Arnold Salmann? —

Wie oft tobte er seinen Grimm aus, wenn er heimkehrte vom Rathhause der Stadt, wo er neue Unbild erfahren! Wie strömte da sein Grimm gegen Gisbald aus! Das waren blutende Stiche in Hedwigs Herz. Mehrmals wagte sie es, auf die Versicherung des Vogtsbergers und seiner Gattin trauend, die sie in einem befreundeten Hause getroffen, seine Rechte zu vertheidigen; aber der furchtbare Zorn des gereizten Löwen warf sich auf sie. Und sie hatte da nur noch Thränen und den schönen Glauben ihres Herzens.

Der Walpode arbeitete längst daran, einen entscheidenden Schlag gegen seine Erbfeinde zu führen. Mit Sehnsucht sah er Rudolf von Habsburg entgegen. Auf ihn baute er seine Rachepläne so sicher und so fest, daß er an ihrem Erfüllen nicht zweifelte. Als der König, gefolgt von dem Adel der Schweiz und Oberdeutschlands, hinab gen Aachen zog, Carls des Großen heilige Krone aus der Hand des Churfürsten von Cöln zu empfangen und in Mainz weilte, wußte er ihn für seine Plane zu gewinnen, und das Wetter zog sich eng und enger zusammen über den Häuptern der Frevler; aber noch mußte er harren der ersehnten Stunde.

Gisbald's Zug nach Mainz war ein langsamer. In den befreundeten Burgen weilte er längs der Gestade des schönen Stroms. So geschah es, daß während dieser Zeit die Sonecker einen ganzen Zug Waaren aufhoben auf der Straße im Sonwald. Nicht genug an diesem Frevel — auch ein Schiff, das in Lorch übernachtete, raubten sie aus und ersäuften die Schiffer, welche es wagten, sich ihnen zu widersetzen. Die Kunde kam gen Mainz, und ein Schrei der Rache entwand sich jeder Brust. Tausendfacher Fluch traf die Raubmörder, und in jedem Herzen glühte die Rachsucht.

Schnell ließ der Walpode ein Schreiben an den König Rudolf abgehen und ihm klagen die Drangsal und bitten um Hülfe in solcher Noth.

In der steten Erwartung dessen, was Rudolf erwiedern würde, flossen mehrere Wochen hin. Da erschien die Zusage, er werde kommen und mit Heeresmacht tilgen die Feinde öffentlicher Sicherheit und des gemeinen Rechts. Diese Kunde war mit der Weisung begleitet, die Städte möchten sich rüsten zur Beihülfe.

Diese Nachricht machte Niemanden glücklicher als den Walpoden, aber ein Herz bebte in schwerer Sorge und Angst ob des Geliebten.

Hätte es Hedwig geahnet, daß es der Tollkühne wagen könnte, die Stadt zu betreten, wo Haß und Feindschaft, Rache und Wuth ihm überall entgegenschnaubte, sie würde noch mehr gezittert und gezagt haben.

So kam das Osterfest mit seiner Pracht. Der Dom strahlte von tausend Kerzen. Die Glocken riefen wieder zum Preise des Auferstandenen die Gläubigen, und zu der ehernen Pforte des Tempels strömten Menschenwogen ohne Ende. Die Räume waren alle voll. Auch die fromme Hedwig kniete betend in den Reihen. Jetzt begann das Hochamt. Sie erhob ihren Blick und — siehe da stand vor ihr der Geliebte, und sein glühend Auge sprach so beredt, daß sie in den Tod erbleichte und sich tief herabbzugen mußte, um sich nicht zu verrathen. Wie pochte das Herz! Ihr Athem stockte fast in der Brust. Und doch, wie machte sie das Bewußtseyn seiner Nähe wieder so glücklich. Es währte lange, bis sie Muth gewann, ihn ansehen zu können. Doch er kam, dieser Muth, und auch in ihrem Auge lag die Seele. Es gelang selbst dem nichts scheuenden Liebenden, bis an ihre Seite vorzudringen. Worte können das Glück nicht schildern, welches sie empfanden. Leise flüsterten sie lange, und zu frühe endete der Gottesdienst. Sie mußten scheiden.

Die Glücklichen sahen nur sich. Sie dachten nicht daran, daß auch Andere sie konnten beobachtet haben. Dies war aber wirklich. Auch der Walpode war im Dome an einer Ehrenstelle unfern des Altars. Sein scharfer Blick fand bald die geliebte Tochter, welche in der Blüthe jungfräulicher Reize stand. Mit Vaterfreude ruhte sein Blick auf ihr. Da dünkte es ihm, er sähe sie erbleichen. Er erschrak. Schärfer sah das Auge der Vaterliebe. Jetzt wieder sah er sie sich aufrichten in tiefer Gluth und — war das nicht Gisbald? fragte er in sich hinein, und seine Faust faßte krampfhaft den Stab, welchen er als Zeichen seines Amtes trug. Er erkannte ihn endlich bestimmt; sah, wie er sich an ihre Seite drängte, wie er mit ihr sprach. Er hätte verzweifeln mögen, daß er nicht, ohne das größte Aufsehen, von seiner Stelle konnte.

Auch ein Dritter war Zeuge jenes Auftritts, nämlich Anton Forschner, der ehrliche Schiffer, der sich so meisterhaft in des Domscholasters Eigenheiten zu finden gewußt hatte, daß er ihm unentbehrlich wurde und als Leibdiener bei ihm blieb. Er hatte für den Jüngling eine herzliche Zuneigung gefaßt, und war Zeuge dessen nicht nur, was bei den Liebenden vorfiel, sondern er beobachtete auch durch einen glücklichen Zufall die Mienen des Walpoden, den er von seinem Standpunkte aus auch sehen konnte. Was diesen bewegte, das las sein Blick in seinen Zügen. Er erkannte die Gefahr, welche Gisbald drohte, und zupfte ihn leise am Aermel, als er aus dem Stuhle trat.

Nicht ohne Erstaunen betrachtete ihn Gisbald.

„Kennt Ihr mich nicht mehr?“ fragte Anton Forschner, und nannte dem Verneinenden seinen Namen. „Doch, Junker,“ fuhr er fort, „folgt mir, so schnell Ihr könnt, denn Euch droht Verderben. Ich habe in des gestrengen Herrn Walpoden Angesichte gelesen, daß er Euch verhaften wird. Wehe dann Euch! Keine Macht kann Euch retten.“

Gisbald erschrak. Er kannte seinen unversöhnlichen Feind zu gut, um nicht die Wahrheit dessen einzusehen, was Forschner sagte. Er folgte ihm also möglichst schnell.

In weitem Umkreise brachte ihn endlich der ehrliche Forschner zur Hinterpforte eines großen und stolzen Gebäudes. „Hier,“ sagte er, „seyd Ihr für's Erste sicher; aber ich bürge Euch nicht eine Minute dafür, daß er Euch nicht auch hier findet.“ Er drückte ihn in die Pforte und schloß sie hinter sich ab.

„Wo bin ich?“ fragte Gisbald besorgt.

„Im Hause Eures besten Freundes, des Domscholasters,“ versetzte Anton; „doch wollt Ihr ganz sicher seyn, so zieht diese Kleider an und eilt zum Thore hinaus. Euer Pferd will ich Euch besorgen, nennt mir nur die Herberge, wo es steht.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Wassersnoth.

»Ach, Mutter, lieb' Mutter, wie schön ist es d'raus,
»Das Wasser steht nun schon rings um unser Haus.
»Nun nehm' ich mein Netzchen und fange dir Fisch',
»Die backst du, und bringst sie uns dann auf den Tisch.
»Hör' nur, wie sie läuten, die Glocken so hell,
»Vom Dorfe schallt's drüber; selbst Hundegebell'
»Vernimmt man. Horch', Mutter, nun schießen sie d'rein,
»Sollt' denn wohl da drüben heut' Kirchweih' gar seyn?
»Sag', Mutterchen, warum antwortest du nicht,
»Und wendest sogar von mir weg dein Gesicht?
»Hab' ich dir denn heut' schon was Leides gethan?
»Du weinest ja gar — sag' bin ich schuld d'ran?«
Schwrig' still, liebes Kind, du vermehrst mir den Schmerz,
Ein jedes der Wort' ist ein Dolchstich in's Herz.
Das Wasser — es freut' dich? Es raubt unsre Hab',
Das Wasser — es ist vielleicht bald unser Grab. —
Das Läuten der Glocken, die schallen so hell,
Ist Angstruf; — dazwischen das Hundegebell —
Das Schießen — das Alles bedeutet die Noth;
Wohl Mancher fand nun in der Well' schon den Tod!
»Ach, Mutter, wo bleibt denn der Vater so lang,
»Mir wird jetzt auf einmal so angst und so bang?«
Der Vater, er band früh' den Nachen schon los;
Zu retten, gibt gern der Gefahr er sich blos.
O wüßt' er, wie noth uns die Rettung jetzt thut,
Wie arg uns nun dränget die drohende Fluth!
Komm, Kind, komm' und lasse uns beten zu Gott,
Er hat uns ja oft schon befreit aus der Noth.'
Sie knieen am Bild des Gekreuzigten hin —
Sie beten mit kindlich vertrauendem Sinn. —
Doch bald vernimmt gräßliches Rauschen ihr Ohr,
Das Wasser dringt aus allen Fugen hervor. —
Sie eilen die niedrige Stiege hinauf;
Vergeblich! bald nimmt es auch dahin den Lauf.
Los reißet nun zitternd die Mutter ein Fach
Und flüchtet sich mit dem Kind auf das Dach.
Da scheinet die Sonne so freundlich und warm,
Sie fühlt nicht der Mutter tief nagenden Harm.
Ihr Auge, so trüb, blickt zum blendenden Glanz:
»O Vater dort oben, verläßt du uns ganz?«
Und höher und höher jetzt steiget die Fluth

Mit stiller, mit schaudererregender Wuth.
Es löst sich vom Häuschen das morsche Gestein,
Fällt dumpf in das trübe Gewässer hinein.
Es schwanket und wankt tief im Fundament,
Der Dachstuhl vom alten Gemäuer sich trennt.
Die Arme der Mutter umklammern mit Hast
Noch stärker ihr Kind jetzt — zum Tode gefaßt! —
Was ist in der Ferne der grauliche Fleck?
Ists schwimmend Gebälke, ist's Baum oder Heck'?
Ein Schifflein erkennt man, noch winzig und klein,
D'rin steuert und rudert ein Mann ganz allein.
Wie ist er ermüdet, die Arme erschlafft,
Ein Blick aber vorwärts gibt ihm neue Kraft!
»Ach, Mutter, lieb' Mutter, erheb' das Gesicht,
»Ein Nachen! — der Vater! — siehst du ihn denn nicht?«
Ja, wahrlich, — er ist es! — Gott sey benedeit!
Er schickt ihn zur Hülfe — ach! es ist wohl Zeit! —
Bleich sitzet der Vater im rettenden Kahn,
Stumm lenkt er zum Dache des Häuschens heran;
Und zitternd umfaßt er sein Weib und sein Kind,
Er hebt sie in Nachen und rudert geschwind. —
Da krachet es schrecklich; — sie schauen zurück —
Verschwunden ist's Häuschen auf immer dem Blick!
Die Veilchen nur sieht man noch sanft sich dort dreh'n,
Und ruhig ist alles, als sey nichts geschch'n.
Da brechen die Thränen des Dankes hervor,
Sie heben die Arme zum Himmel empor;
Zu schwach ist die Sprache — zu voll ist das Herz,
Die Freude zu groß nach unsäglichem Schmerz!
Doch oben dort ist ein allsehendes Aug',
Vor ihm liegt ja offen das Menschenherz auch:
»O Vater, du führtest die Rettung uns zu —
Wohl fort ist die Habe, doch weiter hilfst du!«

R., im Nov. 1840. . . . . r.

Les nuits blanches.

Les nuits blanches, so nannte man die glänzenden und mit Geschmack und Reichthum in gleichem Maße ausgestatteten Feste, welche die Herzogin von Maine in ihrem Schlosse zu Sceaux zu geben pflegte.

Im Jahr 1712 machte die Herzogin bei einem dieser Feste, um die sie Frau von Maintenon, die doch über eines Königs Mittel gebieten konnte, sehr beneidete, die Honneurs. Da trat Lord Stair zu ihr, und bat sie um die Gunst, ihr noch diesen Abend seine Schwester, die Marquise von Clanricarde, vorstellen zu dürfen. Ein anmuthiges Lächeln war die Antwort der Herzogin.

Die Marquise von Clanricarde war die schönste Frau, war die wahre Königin des neuen Hofes von England. Ihr Ruf war auch über ihres Landes Gränze und bis nach Frankreich gedrungen. Jetzt hatte sie dorthin eine Reise unternommen, um, wie sie sagte, mit eigenen Augen sich von dem Geiste und der Liebenswürdigkeit der französischen Jugend zu überzeugen.

Es war also natürlich, daß die Blüthe des Hofes und Adels von Frankreich, die sich bei den Festen der Herzogin versammelte, sich ihr in ihrem höchsten Glanze zu zeigen strebte, und man erfuhr, was den Eifer der Hofherren noch erhöhen mußte, die Marquise habe erklärt, sie wolle sich, wenn sie einige Stunden dem Balle zugesehen, und die Elite der jungen Männer kennen gelernt habe, aus ihnen einen Ritter wählen, der sie zum Souper führen dürfe.

So hatten sich denn alle jene Herren im Empfangssaale versammelt, unter ihnen Lauzun, der alte Sieger über so viele Herzen, Lauzun, der zweiundsiebenzig Jahre zählte, der aber noch sich einer Autorität in allen Dingen der Mode rühmen durfte, die nur wenige zu bestreiten wagten. Lauzun nahm nun so das Wort: „Ihr jungen Herren, was Ihr unternehmen wollet, ist des besten Muthes wohl würdig, und wer den Preis erringt, auf wen die Wahl der schönen Marquise fällt, der ist sehr beneidenswerth. Aber mit Unwillen sehe ich Euch hier mit stolzen Sammetkleidern, mit Gold und bunten Bändern, mit Stickereien und Federhüten prangen. Wollt Ihr denn Euern Reiz nicht Euch, nur Euren Röcken und der Kunst Eures Schneiders verdanken? — Ich will Euch einen Vorschlag machen: wir wollen uns rasch umziehen, und, so wie die Marquise kommt, in schwarzen Dominos, das Gesicht mit Masken verhüllt, erscheinen. Dann sind unser aller Waffen gleich, und der Liebenswürdigkeit allein wird der neidenswerthe Sieg bleiben . . .“

Lauzun's Vorschlag fand viel Widerspruch; man sah recht wohl, es war ein Rath, wie ihn der alte Fuchs in Lafontaine's Fabel gibt, dem eine sehr wesentliche Zierde fehlte; Lauzun wollte nur alle Vorzüge, die jüngeres Alter geben können, frischen Ausdruck der Züge, Glanz des Auges, schlanke Taille, vom Schauplatz entfernen.

Aber der junge Fronsac, den sein Vater, der Herzog von Richelieu, erst vor Kurzem an den Hof gebracht hatte, stimmte ihm bei, die andern ließen sich auch überreden, und das bunte Hofkleid ward von Allen mit dem ernsten, schwarzen Domino vertauscht.

Als die Marquise von Clanricarde erschien, schwieg die Musik, die Tänzer hielten inne, die heimlichen Gespräche verstummten, Alles sah nur auf sie. Sie erfreute sich eine Weile des unwillkürlichen Triumphes, der ihr wurde; dann sah sie mit Befremden die Masse von Domino's, die sich um sie drängte. Die Herzogin von Maine, ihre Wirthin, flüsterte ihr den Grund dieser seltsamen Erscheinung zu, sie lächelte, und ging anmuthig auf den Scherz ein, den Lauzun's Schlauheit bewirkt hatte. Jeder Domino nahte sich ihr, und unterhielt sie eine Weile mit jenem Vorrath geistvoller Worte, der damals seinen Cavalieren zu Gebote stehen mußte. Dann gab der Haushofmeister das Zeichen zum Souper, und Alles rüstete sich zum Aufbruch in den Speisesaal.

Die Marquise nahm den Arm zweier Herren; der ganze Hof Frankreichs sah es erfreut, die Engländerin hatte zwei Edelleute ihrer Wahl gleich würdig gefunden. Die Beiden nahmen ihre Masken ab, es waren der alte Lauzun, der junge Fronsac.

Ob die schöne Marquise ihre beiden Cavaliere vom Ball während ihres ganzen Aufenthaltes in Paris behielt, oder ob sie sich mit dem liebenswürdigen und jungen Fronsac allein begnügte, darüber schweigt die Geschichte. (Erwalds Europa.)

Frankfurter Theater.

Durch wiederholte Unpäßlichkeiten und Erkrankungen ist das Repertoir der letzten Wochen öfters gestört und unterbrochen worden. So unangenehm solche Störungen, so sind sie doch unvermeidlich. Die Krankheiten von Bühnenmitgliedern zerfallen aber in zwei Arten, in wirkliche und in erkünstelte. Die letzteren sind ein großes Uebel und ihrer Quellen gibt es viele. Ein Wortwechsel mit einem Kollegen, eine verdrießliche Rezension in einem Blatte, eine Rolle, die der Künstler für zu unbedeutend und effektlos hält, ein kleines körperliches Unbehagen, eine geniale Künstlerlaune, Nervenschwäche, Zwischenträgereien, Wichtigmacherei und Anderes mehr veranlassen diese erkünstelten Krankheiten. Es wäre sehr zu wünschen, daß sie bei unserer Bühne nur selten vorkommen möchten. Das Publikum verlangt ein abwechselndes und anziehendes Repertoir und hat das Recht, dies zu fordern. Oft aber wird es der Direktion bei dem besten Willen und bei der größten Thätigkeit unmöglich, diesen Wünschen zu entsprechen, indem die wirkliche oder erkünstelte Unpäßlichkeit eines einzigen Mitgliedes die Aufführungen einer ganzen Woche, ja oft eines Monates in Unordnung bringen kann.

Wie wir vernehmen, ist Dem. Meck abgetreten. Sie hatte mit Partheien zu kämpfen, welche es sich nicht ausreden ließen, daß sie auf Unkosten Anderer protegirt werde. Dies war aber ungegründet. Die Wirksamkeit dieser jungen Schauspielerin sollte und wollte keine andere seyn, als eine anspruchlose und untergeordnete. Wir haben sie nur in kleinen Rollen gesehen, welche doch auch besetzt seyn müssen und für welche eine jugendliche Persönlichkeit, eine, wenn auch noch nicht ausgebildete, Befähigung und der nöthige Fleiß hinreichen. In diesen Beziehungen hätte Dem. Meck immerhin genügen können und es werden ja bei allen Bühnen die kleinen weiblichen Rollen durch Anfängerinnen in der Kunst repräsentirt. Um indessen jeden Anstoß zu entfernen, hat es Dem. Meck vorgezogen, ihre Entlassung zu nehmen. Dagegen ist Mad. Schneider engagirt worden, die wohl mehr Theaterroutine, dagegen aber den Empfehlungsbrief der sechzehn Jahre und der damit verknüpften Jugendlichkeit nicht besitzt.

Auch im Laufe dieses Winters werden wieder fünf Maskenbälle gegeben werden. Da diese Vergnügungen im vorigen Jahre so allgemeine Sensation erregt und sich nur in den Gränzen anständiger Heiterkeit bewegt haben, da sie durch Mannichfaltigkeit und Eleganz der Masken und Kostüme anziehend gewesen sind, so steht nicht zu bezweifeln, daß ihnen diesmal eine gleiche Beachtung zu Theil werden wird. Von Seiten der Theaterdirektion wird nichts versäumt, um diese Bälle so glänzend als möglich auszustatten. Der Anfang derselben wird demnächst bestimmt werden.

W.

Korrespondenz.

Mainz, 20. Nov.

Ueber unsere theatralischen Zustände im Allgemeinen habe ich Ihnen immer noch wenig Erfreuliches zu berichten, obgleich einzelne Vorstellungen gut gehen. Die Kritik beschuldigt Hrn. Direktor Schumann, wir dagegen die Kritik. Gleich bei dem Beginne der Schumann'schen Direktion stellte sie übertriebene Forderungen an die neu gebildete Truppe; die Oper sollte wie auf Hoftheatern sehr vorzüglich seyn; klassische Stücke, denen das Personal noch nicht gewachsen war, sollten aufgeführt werden; die Kritik verfolgte mit ungemessenem Tadel die vorzüglicheren Subjekte, verscheuchte sie dadurch oder benahm ihnen allen Muth, dem Publikum flößte sie Mißtrauen ein und von dieser Zeit an wurde das Theater weniger besucht. Je mehr die Einnahmen sich verminderten, desto höher spannte die Kritik ihre Anforderungen, sogar Privatleidenschaften kamen dabei in's Spiel und nicht selten wurde eine Sängerin als schlecht bezeichnet, ehe sie noch aufgetreten war. Das Abonnement in dem gegenwärtigen Winter stellte sich ungewöhnlich gering, viele Logen im ersten Range und beinahe alle im zweiten blieben unbesetzt und hätte Hr. Schumann nicht anderweitige Hülfsquellen, hätte er nicht ein Ehrgefühl, das über jeden Zweifel erhaben ist, er hätte die Direktion im vorigen Monate niedergelegt; aber er wird bleiben bis zum künftigen 1. April, wo er einem kürzlich abgeschlossenen Kontrakte zufolge nach London geht, um dort auf dem Drurylane-Theater deutsche Opern zu geben und Mainz wahrscheinlich für immer Lebewohl zu sagen. Was wird dann geschehen? Wird man wieder einen Direktor finden, der auf gut Glück ein so schwieriges Unternehmen beginnt? Oder werden wir ohne ständiges Theater gleich Landstädtchen uns behelfen? Sollte das kunstsinnige Mainz hinter Aachen, Köln und Basel zurückbleiben wollen? hinter Aachen, dessen Bewohner in einer Stunde sich auf alle Theaterplätze für ein Jahr abonnirten? hinter Köln, dessen städtische Behörde sich an die Spitze des Unternehmens stellte? hinter Basel, wo ein reicher Privatmann es that? — Wenn unser verehrter Regierungspräsident, wenn unser Bürgermeister, unsere Stadträthe sich der Sache annähmen, wenn der so geachtete Hr. Vicegouverneur und der Hr. Festungskommandant zur Mitwirkung ersucht würden, würden dann Garnison und Bürgerschaft zurückbleiben? Mainz hat 300,000 fl. für ein Schauspielhaus ausgegeben, sollte es im äußersten Falle nicht einige Tausende für die Bühne opfern können? — Am 13. d. M. gab die 12jährige Pianistin Henriette Röckel von London, eine Nichte des großen Hummel, unterstützt von ihrer Mutter und andern hiesigen Künstlern, ein brillantes Konzert im hiesigen Schauspielhause. Alle musikalischen Autoritäten zollten der jungen Künstlerin die Anerkennung ihres ausgezeichneten Talents, welches zu großen Erwartungen berechtigt.

Mannichfaltigkeiten.

(Der alte Schäfer.) Das »Zweibrücker Wochenblatt« enthält folgende Wetterprophezeiung: Der diesmalige Winter tritt spät ein, bringt viel Schnee und wird im Ganzen genommen mehr gelinde als streng seyn. Man wird lange Jahre keinen angenehmern Frühling erlebt haben, und der Sommer wird sehr heiß werden. Obgleich es aber öfters an Regen fehlen wird, so werden doch alle Getreidearten mit Ausnahme einiger Hülsenfrüchte in reichlichster Fülle gerathen. Wein wird es nicht nur viel geben, sondern er wird auch vortrefflich seyn. Auch die Bienenzüchter mögen sich freuen, so viel Honig und Wachs werden dieselben lange Jahre nicht erhalten haben. Für das Eintreffen dieser Vorhersagung verbürgt sich der vom vorigen Jahre her bekannte

alte Schäfer.

Der ehrwürdige Vater Rhein soll eine Adresse an die deutschen Lyriker geschickt haben, die Bitte enthaltend, sie möchten doch keine Gedichte mehr an ihn richten, er hätte in letzter Zeit durch den anhaltenden Regen ohnehin Wasser genug in sich aufgenommen: wollten sie übrigens mit ihren Ergießungen fortfahren, so müßte er wirklich davon laufen — vor ihren Poesieen!

Mozartstiftung.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozartstiftung hat am 5. Nov. d. J. dem Liederkranz über den Bestand und Fortgang dieser Stiftung in dem abgelaufenen Geschäftsjahre 1839 — 1840 seinen Rechenschaftsbericht erstattet. Die demselben beigelegte Bilanz ist hierauf von den aus dem Liederkranz hierzu erwählten Mitgliedern, den Herren Wm. Backes, Louis Hessemer und Jb. Falta revidirt und mit Büchern, Kapitalbriefen und Baarschaft übereinstimmend gefunden worden.

Die unterzeichnete Direction übergab diese revidirte Bilanz, nach Vorschrift der Statuten, in Nro. 330 der Didaskalia der Oeffentlichkeit und empfiehlt bei dieser Veranlassung die Mozartstiftung dem ferneren Wohlwollen des geehrten Publikums.

Frankfurt a. M. den 20. Nov. 1840.

Die Direktion des Liederkranzes.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 332. Freitag, den 27. November 1840.

Sonneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Ein merkwürdiges und höchst auffallendes Getümmel wurde in diesem Augenblicke hörbar.

Forschner eilte hinaus und kam, bleich vor Schrecken, zurück. „Er hat Euch ausgewittert und ist mit Mannschaft da, Euch zu fassen!“ so rief er aus. „Nun muß daß Letzte versucht werden!“

Er öffnete eine Thüre und schob Gisbald hinein.

Der Domscholaster, eben aus dem Dome zurückgekehrt, und ärgerlich, seinen Leibdiener nicht zu finden, erstaunte nicht wenig, seinen Bruder mit Söldnern in sein Haus dringen zu sehen. Als dieser ihm sagte, daß Forschner Gisbald ihm entzogen und im Hause verborgen habe, meinte der gutmüthige Würdenträger, daran habe Anton wohlgethan. Er verwies seinem Bruder strenge diesen Gewaltstreich am ersten heiligen Festtage, und war eben daran, diesem den Text auf's allerbeste zu lesen, als eine Seitenthüre geöffnet und Gisbald gewaltsam hereingedrängt wurde.

Alle Dreie starrten sich verblüfft an und standen eine Minute regungslos da.

Arnold gewann zuerst seine Fassung wieder.

„Seht, hier ist er!“ rief er seinem geistlichen Bruder zu. „Es ist Pflicht, den Räuber mir auszuliefern.“

Der sonst lenksame und schwache Domscholaster aber richtete sich stolz empor. „Meinst Du, auch das Haus eines Dieners der Kirche habe kein Asylrecht mehr? Weiche auf der Stelle!“ donnerte er dem Walpoden zu, daß dieser zurückfuhr und fluchend von dannen eilte, um bei dem Churfürsten sich das Recht zu erwirken, ihn verhaften zu dürfen.

„Mein Sohn,“ so wandte sich der Alte jetzt zu Gisbald, „Du hast viel gewagt, zumal Du weißt, was Du verüben halfst. Eile, daß Du aus der Stadt kommst. Ich fürchte sehr, daß ich Dich vor der Wuth der Bürger nicht schützen kann.“

Gisbald betheuerte und bewies seine Unschuld an den letzten Freveln; allein er erkannte selbst die Noth, zu fliehen. Mit Hülfe Forschners kleidete er sich um, erreichte seine Herberge und floh, schnell wie der Blitz, zum Thore hinaus, nachdem er dem ehrlichen Menschen noch Grüße an Hedwig aufgetragen hatte.

Kurze Zeit, nachdem Gisbald die Stadt verlassen hatte, wurden die Thore besetzt, und der Walpode erschien, bleich vor Wuth, im Hause seines friedliebenden Bruders mit dem Befehle des Churfürsten, den Frevler auszuliefern.

„Arnold, Arnold!“ rief der Domscholaster, „hast Du vergessen, daß dieser Jüngling Dich und Dein Kind rettete, als Dir das Schwert der Verfolger schon an der Kehle saß? Ist keine Dankbarkeit in Deiner Seele übrig, so sollte die Achtung vor Deinem Bruder Dich abgehalten haben, öffentlich dies Aergerniß zu geben.“

„Habt Ihr bedacht,“ gegenredete heftig der Walpode, „daß das Gebot der Pflicht über jedes andere geht? — Gerade Ihr solltet mich das lehren, statt mich davon abzubringen. Uebrigens solltet Ihr erwägen, was ein Vater fühlt, wenn solch' ein Gelbschnabel sein Kind bethört; denn darum ist er hier, weil er einen Liebeshandel mit Hedwig unterhält. Und ich sollte das dulden? Ich, der ich jeden hasse, der dem Stande angehört, der nur vom Schweiße Anderer zehrt und in fremdem Gute zu schwelgen gewohnt ist. Noch ein Mal, gebt ihn im Namen des Churfürsten heraus, den Strolch!“

Der Domscholaster zog ein langes Gesicht. „Wenn das so ist, so ist es schlimm,“ sagte er; „allein dann suchst Du ihn doch umsonst, er ist längst jenseits des Dörfleins Castel. Sein gutes Roß trug ihn, schnell wie der Blitz, von dannen.“

Der Walpode fluchte und tobte wie unsinnig. Sein ganzer Zorn wandte sich gegen Hedwig, die Schweres zu erdulden hatte, aber gerne trug, weil sie ihn gerettet wußte. Der treue Forschner hatte seinen Auftrag bereits ausgerichtet.

In des Domscholasters Seele war plötzlich ein helles Licht aufgegangen. Er entsann sich der Auftritte im Hause Bodo's, er rief sich das Verschwinden Gisbald's von seiner Seite in's Andenken, als sie in jener Fluchtnacht durch den Wald zogen — jetzt erst erinnerte er sich, daß ihm Gisbald von seiner Liebe zu Hedwig und ihrer Liebe zu ihm gesprochen, ohne daß er damals in der Angst seines Herzens darauf geachtet hatte. Darum leuchtete also Hedwigs Auge so, wenn von Gisbald die Rede war?

Der Domscholaster dachte an seine Jugend zurück, und noch jetzt in seinem hohen Alter drängte sich ein Seufzer aus seiner Brust hervor. Auch er hatte ja einst geliebt, und mußte das schönste Gefühl aus seiner Brust scheuchen.

„Wohlan!“ sagte er, „ich habe geschworen unter Gottes freiem Himmel, ich wollte nie vergessen, was er in jener gräulichen Nacht an mir gethan, so will ich ihm vergelten und seiner Liebe Schützer seyn.“ Er ergriff seinen Pokal und leerte ihn

in einem männlichen Zuge, gleich als wolle er alle Erinnerungen hinabschlucken, die in seiner Seele aufzutauchen Miene machten.

7.

Der Ruf, der König Rudolf sey in Würzburg auf dem Schlosse angelangt, und werde dort weilen, bis er am Maine den Landfrieden aufgerichtet und die Wegelagerer gerichtet habe, war nicht sobald nach Mainz gelangt, als sich auch schon der Churfürst mit glänzendem Gefolge erhob, um den König zu begrüßen und des Rheines Elend durch die Wegelagerer ihm vorzustellen. Er ließ den Walpoden, der sein sonderliches Vertrauen besaß, alsobald zu sich bescheiden.

„Du bist beredt, Arnold," sprach der Churfürst und Erzbischof, „wie Wenige, darum magst Du uns begleiten gen Würzburg, und dort das Wort für uns thun vor dem Könige. Der ist gerecht und weise, von Gott und Menschen geliebt, und wird helfen, daß des Elends ein Ende werde."

Durch Arnolds Seele strömte ein wunderbares Feuer. Das war längst sein glühender Wunsch gewesen. Nun sah er ihn so nahe, seiner Erfüllung so gewiß, daß er seiner Freude kaum Herr werden konnte.

Die Reise wurde mit großer Schnelligkeit angetreten und fortgesetzt.

Arnold schwelgte in dem Gedanken, seine Plane vollständig in's Werk setzen zu können. Seine Einbildungskraft erschöpfte sich in Vorstellungen über den König und seine Person.

Wie erstaunte er, als er bei dem Eintritte in den Saal die Umgebung des Königs im vollen Glanze, ihn selbst aber in einem einfachen braunen Tuchwamms, mit Lederkoller, erblickte. Ein breites und schweres Schwert hing an seiner Linken und ein ganz einfacher Sammthut deckte sein Haupt. Es war eine sehr hohe Gestalt von sehr schlankem Gliederbau. Sein Antlitz war bleich; eine mächtige Nase beherrschte es. Seine Stirne war hoch und edel, und der Schädel von der Stirne an fast ganz seiner Haare beraubt. Nur am Hinterkopfe zeigte sich noch starkes Haar. Ein fast strenger Ernst ruhte auf diesen Zügen; aber redete er mit Jemand, es sey hoch oder geringe gewesen, so überstrahlte eine Freundlichkeit das Antlitz, die jedes Herz gewann und das unbedingte Zutrauen einflößte.

Als der Churfürst mit seinem Gefolge eintrat, erhob sich König Rudolf und ging ihm mehrere Schritte entgegen, indem er sein Haupt neigte und um den Segen des Oberhirten bat, den dieser bereitwillig ertheilte. Er hatte sein Haupt entblößt, und bedeckte es erst nach empfangenem Segen wieder.

Nachdem der Erzbischof, nebst seinen Räthen, sich niedergelassen, trat auf den Wink seines Herrn der Walpode vor und sprach mit Feuer und Kraft über die zügellosen Räuber am Rheine, wie sie jedes Recht mißhandelten und mißachteten, keinen Herrn über sich erkenneten, frei und fesselos walteten, wie es Rohheit und Habsucht eingäbe, und Raub und Mord an Kirchen, Klöstern und Leuten ihr Tagewerk sey. Absonderlich seyen dies die Ritter von Soneck und Reichenstein. Er flehte den Kaiser an, zu helfen in dieser Bedrängniß, und stellte in Aussicht, daß die rheinischen Städte Alles aufbieten würden, die Burgen brechen zu helfen.

(Fortsetzung folgt.)

M. G. Saphir.*)

Dieser bekannte Journalist, namentlich Calembourgist, gegenwärtig in Wien, ist 1794 zu Pesth geboren und jüdischer Abkunft. Er hatte bereits längere Zeit in Wien gelebt, als er 1825 von der Regierung die Weisung erhielt, Oestreich zu verlassen, worauf er sich nach Berlin begab. Die Politik war damals flau, die deutsche Literatur mit wenigen Ausnahmen zur bloßen Unterhaltungsliteratur herabgesunken und das Theater fing an, alle andern Interessen zu verschlingen. Dies war der Boden, auf dem ein Talent wie Saphirs gedeihen mochte. Er begann die Herausgabe der „Berliner Schnellpost für Literatur, Theater und Geselligkeit"; seine leicht beweglichen, oft pikanten Witz- und Wortspiele gefielen; die in Berlin damals noch ziemlich neue Manier, Persönlichkeiten in das Gebiet der Polemik zu ziehen, trug dazu bei, ihm ein großes Publikum zu verschaffen; Saphir war bald in Berlin eine von Vielen gefürchtete und gehaßte, immer aber gelesene schriftstellerische Notabilität. Der ehrbare norddeutsche Charakter läßt sich aber mit dem bloßen Witze auf die Dauer nicht zufrieden stellen; man merkte bald, daß es Saphirs literarischen Unternehmungen an einem ernsten Hintergrunde, einem moralischen Halt fehlte; auch war auf seine übermäßige Anstrengung, witzig und pikant zu erscheinen, zuletzt Erschöpfung gefolgt. Seine industrielle Tendenz offenbarte sich schon darin, daß er neben der „Schnellpost" (1826—29) noch den „Berliner Courier" von ähnlicher Tendenz gründete, welcher von 1827 — 29 bestand. Schonungslos, wie er verfuhr, meist nach persönlichen Beweggründen, hatte er allmälig alle Besseren, endlich selbst das große Publikum sich entfremdet; doch hielten eine Zeit lang seine Streitigkeiten mit zum Theil tüchtigen Schriftstellern Berlins, die unbesonnen genug waren, sich mit ihm in eine Fehde einzulassen, das Publikum in Spannung und ihn selbst aufrecht; er schien damals der Verfolgte und der allgemeinern Theilnahme würdig zu seyn, da er es zugleich mit dreyßig Bühnendichtern und einem Taschenspieler, Habitt aus Moskau, zu thun hatte. Vergleiche hierüber seine Vertheidigungsschrift: „Der getödtete und dennoch lebende Saphir" (Berl. 1828), seine Broschüre: „Kommt her! oder Liebes Publikum, schau, trau, wem?" (Berl. 1828) und die resumirende Broschüre: „Der lebende und dennoch maustodte Saphir" von J. Curtius (Berl. 1828.) Saphirs Gegner meinten es ehrlich und gut, aber sie fehlten in ihren Mitteln und Angriffswerkzeugen; seitdem man Saphir in Ruhe ließ, nutzte er sich selbst ab. Diese Ueberzeugung, die Unannehmlichkeiten, in die er sich durch sein rücksichts- und haltungsloses literarisches Verfahren verwickelt sah, veranlaßten ihn, Berlin zu verlassen. Während seines Aufenthaltes in Berlin ließ er auch noch mehre andere Schriften erscheinen, deren Titel schon den nach pikanten und gesuchten Wendungen haschenden Schriftsteller verrathen. Von Berlin begab sich Saphir nach München, wo er abermals zwei Zeitschriften: „Der deutsche Horizont" (1831 — 33), später noch eine Zeit lang von Bacherer fortgesetzt, und „Bazar für München und Baiern" (1830 — 33) gründete, und den Titel eines Theater-Intendanturraths erhielt, ohne doch bei der Leitung der Bühne irgend einen Einfluß zu haben. Auch in München

*) Aus dem »Conversations-Lexikon der Gegenwart. 4. Band. Achtundzwanzigstes Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1840.«

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 333. Samstag den 28. November 1840.

Soneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Rudolf hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört. Man sah es ihm an, daß die Rede einen sehr tiefen Eindruck machte. Als der Walpode geendet, reichte ihm Rudolf seine derbe Hand und dankte ihm für das männliche Wort, was er für Recht und Ordnung gesprochen, wandte sich aber dann gegen den Erzbischof und sprach:

„Mit der Krone des deutschen Volkes hat mir Gott das Strafamt überantwortet über Alles, was Unrecht ist. Ich will mit Gottes Hülfe den Landfrieden aufrichten und erhalten, die Frevler unnachsichtlich strafen, und so dem Rechte, der Ordnung und der Zucht eine freie Bahn machen."

Und zu den Herren gewendet, setzte er hinzu: „Es ist eine Schmach für das Ritterthum, daß es also ausgeartet ist, und seiner Bestimmung so schnöde vergessen hat. Eben darum aber auch müssen die, die seine Satzung so frevlerisch übertreten, die herbste Strafe erleiden. Sie sind keine Ritter mehr; sie sind Räuber, und verdienen nur des Räubers Strafe."

Seine Stimme wurde bei diesen Worten drohend, wie rollender Donner, und er schlug an sein Schwert. „Bei meinem guten Schwerte, das nie für Unrecht focht, schwöre ich es," sprach er in höchster Erregung; „ich will kommen und Gericht halten, und will sie hängen lassen wie räudige Hunde!"

Die Vorstellung war zu Ende; aber das Wort des Königs zeigte sich alsbald wirksam. Er zog Heeresmacht an sich. Aus den Städten strömten sie herbei, die fehdelustigen Bürger, und bald sah Rudolf ein stattlich Heer um sich, das mit jedem Tage, gleich einer Lawine, wuchs.

Die Ritter, stolz auf ihre festen Burgen, lachten über die Gefahr. Sie hielten es nicht einmal für möglich. Als aber die Gerüchte sich mehrten und häuften, da dachten sie ebenwohl an ihre Sicherheit. Schnell wurden die Burgen hergestellt, wo etwa Fehler waren. Aus den benachbarten Orten raubten sie Vieh und Lebensmittel, bis hinlängliche Nahrung vorhanden war.

Gisbald war nach seiner Flucht aus Mainz außer sich vor Grimm und Zorn gegen den Walpoden und die Städter überhaupt. Nun zauderte auch er nicht länger und schloß sich den Räubern an. Jeder Waarenzug wurde geraubt; kein Schiff blieb ungefährdet.

So stand es, als an einem Frühmorgen das Rheinthal von Bewaffneten wimmelte, welche gegen Reichenstein und Soneck anrückten.

Auf Vogtsberg (dem jetzigen Rheinstein) aber war ein Tummeln über die Maßen; denn dort hatte König Rudolf mit dem Erzbischof und dem Walpoden, der an der Spitze der Städter stand, Quartier genommen. Die Burgen wurden eingeschlossen. Wie ein Rasender schleuderte Hohenfels seine Steinkugeln aus Reichenstein auf die Feinde; aber meist fruchtlos. Die Sonecker dagegen waren klüger. Die Burg schien wie ausgestorben. Niemand zeigte sich auf den Mauern, und keinerlei Wehr von innen verrieth das Daseyn von Streitern.

„Trauet ihnen nicht," sprach der Walpode, „sie sind schlauer als der Hohenfels, und sparen ihre Wehr, bis wir stürmen." So war es denn auch. Die Burg war fester als Reichenstein. Sie hatte hinlänglich Mundvorrath und Kriegsbedarf. Auch an Reisigen fehlte es nicht. Sie konnten ruhiger den Angriff erwarten, und thaten es.

Die Kunde aber von Rudolf's Wort in Würzburg hatte sich denn doch, zumal Thatsachen es bewährten, weithin Schrekken erregend verbreitet. Am schmerzlichsten traf es Johann von Waldeck, Marschall von Soneck, den Alten; denn er hatte zwei Söhne und einen Enkel auf der Burg. Er trat daher die Reise nach Vogtsberg an, um die Gnade des milden und frommen Königs anzuflehen, daß nicht die Todesstrafe sie treffe, wie gemeine Diebe, da solches der König geschworen. Der Greis wußte, wie der alte Domscholaster seinen Enkel liebe; daher bat er ihn auch, für die Sonecker sich zu verwenden, unter denen ja auch Gisbald mitbegriffen war, da ihn Soneck's Mauern jetzt wie die Andern einschlossen.

Der Bote, welcher die sichere Kunde dem Domscholaster brachte, traf mit einem zweiten zusammen, den Bodo an den Bruder sandte zu gleichem Zweck; denn die Gefahr seines Gisbald's zerriß fast Bodo's Herz. Auch den guten Domscholaster ergriff diese Nachricht sehr.

„So bist Du kaum den Klauen des Unversöhnlichen entgangen, um ihm jetzt als Opfer zu fallen!" rief er schmerzlich aus, und maß, trotz seiner Corpulenz, sich unruhig die Stirne reibend, das Gemach.

„Was soll ich thun?" fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Soll ich schreiben? Das fruchtet nicht. Soll ich selber hinreisen, ich, der Mann des Friedens in das Getriebe des Kriegs, wo man seine Ruhe, seine Pflege nicht findet? Ach, das ist

auch ein schweres Opfer! Einmal bin ich kaum mit dem Leben davon gekommen. Mir sind Reisen allezeit bedenklich in ihren Folgen gewesen. —" Er fuhr mit der Hand in die Haare, wie Einer, der keinen Rath, keine Hülfe weiß.

Da wurde die Thüre des Gemaches stürmisch aufgerissen. Entsetzt fuhr der Domscholaster herum, meinend, die Reisigen hätten ihn schon, und schwängen über seinem geweihten Haupte Streitärte und Morgensterne. „Wer stürmt mein friedlich Kloset?" rief er angstvoll aus.

Aber siehe, es war kein Feind, der stürmend eindrang, sondern die lieblichste Mädchengestalt, die man nur sehen konnte. Es war Hedwig; aber ihr Anblick erschütterte dennoch den greisen Oheim; denn es lag die Blässe des Todes auf diesen sonst so rosigen Wangen. Das sonst so wundersüß lächelnde Auge, dem man umsonst zu widerstehen versucht hätte, schwamm in Thränen. Sie rang verzweifelnd die Hände.

„Oheim, Oheim!" rief sie, „rettet, rettet! Er ist verloren, denn der König hat geschworen, sie alle hängen zu lassen, die er in der Burg fände, und — Gisbald ist dort; Gisbald, der Euch und uns das Leben rettete! Ach, mein Vater haßt ihn grimmig. Nur in seinem Blute wischt er seinen Haß ab. Helft, o helft, sonst mögt Ihr auch mich begraben!"

Sie sank nieder in des Alten Lehnstuhl.

„Ich geschlagener Mann!" rief der Domscholaster aus. „Ist denn Alles vereint zu meinem Verderben!"

„Ach, laßt mich klagen!" rief das liebende Mädchen — und in demselben Augenblicke deckte das gesättigte Roth der Scham die Wangen, die erst todtenbleich waren.

Aber der geistliche Oheim hörte es nicht, wie er denn in solchen Momenten, wo ihm selbst eine Gefahr drohte oder seine Person in irgend bedenkliche Conflikte gerieth, weder hörte noch sah, wenn nicht gerade die ganze Kraft seiner Seele auf diesen Einen Punkt hingerichtet war.

Obwohl der Schweiß in dicken Tropfen auf seiner Stirne stand, und er gewiß lange nicht so viel seine Beine in Bewegung gesetzt hatte, als seit er die beiden Boten erhalten, so rannte er immer schneller auf und nieder. Dann stand er plötzlich stille.

„Ja, Hedwig, Du hast Recht; Alles will ich überwinden, selbst die Beschwerden der Reise nach Vogtsberg, um Gisbald zu retten; aber Du mußt mit mir, Du mußt nur den König anflehen, und es wird uns gelingen."

Hedwig erschrak. Sie überdachte schnell Alles, was Sitte und Weiblichkeit dem entgegenstellte; aber sie erkannte es, daß er verloren sey, wenn nicht Alles aufgeboten würde — und sie sagte dem Oheim zu.

„Gut, meine Tochter," sprach er, „so eile heim und rüste Alles, was Noth ist, damit uns nichts hemme, am morgenden Tage abzureisen."

(Fortsetzung folgt.)

Emir Beschir.

(Malta, 1. Nov.) Am 27. Oct. ist am Bord des englischen Kriegsdampfschiffes Cyclops, welches am 21. Oktober von Saida abgesegelt, Emir Beschir mit seiner Familie und einem zahlreichen Gefolge, 126 Personen in Allem, hier eingetroffen. Seine Familie besteht aus seiner zweiten Frau mit ihren zwei kleinen Töchtern, seinen drei Söhnen aus seiner ersten Ehe, der Gemahlin des ältesten Sohnes mit einer Tochter, und endlich den fünf Söhnen des zweitgebornen Sohnes. Emir Beschir ist ein Mann von etwa 75 Jahren, in die Tracht seines Landes gekleidet, ohne jedoch irgend eine Auszeichnung zu tragen, welche seinen Rang andeutete; seine Gesichtszüge verrathen den despotischen Charakter, welchen man ihm beimißt; eine Adlernase, hohle und wild umherblickende Augen, eine dunkelgelbe Gesichtsfarbe und ein barbarisches Aussehen vollenden das Gemälde des Drusenfürsten. In seiner Rede ist er kurz und bündig, läßt kaum mehr als drei Worte hintereinander vernehmen und sucht etwas Majestätisches und Hochtönendes in seine Rede zu legen. Den ganzen Tag bringt er auf dem Divan ausgestreckt mit Rauchen zu; während seiner Reise von Saida hierher auf dem Dampfschiffe hielt er sich beinahe stets auf dem Verdeck auf. Er ist außerordentlich bigott; kaum war er hier eingetroffen, als er sogleich die Messe zu hören und ein Gelübde, das er der Madonna del Carmine gemacht, zu erfüllen verlangte. Bevor er nämlich sich dem Schutz Englands anvertraute, that er das Gelübde, diesem Muttergottesbild ein Kleinod von großem Werthe zu schenken, und er freut sich bereits auf den Augenblick, wo er diesem Gelübde genügen kann. Er ist von einem armenischen Geistlichen, Stephan Abasul, einem Zöglinge der Propaganda in Rom, begleitet, der den Titel eines Kaplans Sr. Hoheit führt und der Einzige unter seinem ganzen Gefolge ist, der etwas Französisch und Italienisch versteht. Weder Emir Beschir, noch die Mitglieder seiner Familie, noch einer aus seinem Gefolge verstehen etwas Anderes als Arabisch und ein wenig Türkisch. Der Minister und Secretair des Emir Beschir ist ein gewisser Pietro Coramen, wegen seiner Talente sehr gerühmt; doch auch er versteht keine andere Sprache als das Arabische und Türkische. Außer diesen beiden hohen Beamten befinden sich unter seinem Gefolge noch ein gewisser „Marquis" Musa-Dahda, Secretair der Gemahlin des Emirs, Mozuni Cheuri, „Kammerherr" Emir Beschirs, und Area-Bei, Secretair seines Sohnes Assim. Die genannte Gemahlin des Drusenfürsten, Eva-Gehan, ist eine schöne Georgierin mit schwarzen Augen und herrlich gewölbten Augenbrauen; sie mag gegen 22—23 Jahre alt seyn; in ihrem Umgang ist sie höchst liebenswürdig und scheint eine viel bessere Erziehung genossen zu haben als ihr Gemahl, der nicht den geringsten Funken von Talent oder Bildung verräth. Jedoch lebt die Fürstin sehr zurückgezogen und erscheint stets mit einem Schleier bedeckt, der nur die Augen sehen läßt; auch sie spricht nur Arabisch. Sie hat, wie oben erwähnt, zwei Töchter, die Prinzessinnen Sahed und Sahud. Die Gemahlin des Erstgeborenen des Drusenfürsten, mit Namen Kulbahan, wird nur mit Excellenz angeredet; sie lebt nicht so zurückgezogen, besitzt aber auch nicht die Vorzüge der Fürstin Eva-Gehan, sie zeigt sich öfterer und weniger verschleiert wie jene. Emir Beschir trägt stets die Convention bei sich, welche Admiral Stopford im Namen Englands mit ihm eingegangen, als er sich den Engländern ergeben; oft legt er die Hand darauf und erklärt, er hoffe, daß er in seine Herrschaft wieder eingesetzt werden würde, wobei sein Kaplan hinzufügt, daß sich kein besserer Herrscher für sein Land finden lasse. Er wird wahrscheinlich den ganzen Winter über hier bleiben, und auf dem Lande richtet man bereits eine Wohnung ein, die er mit seinem ganzen Gefolge be-

wohnen wird. In Bezug auf die Schätze, die Emir Beschir mitgebracht haben soll, hat noch nichts Gewisses verlautet; nur hört man, daß er viele kostbare Edelsteine und Kleinodien besitzt.
(Leipz. Allg. Ztg.)

Allotria und Glossen.

Mitgetheilt von Einem, der hinter dem warmen Ofen gerne lacht.

2.

A. (Mit Pathos): Es ist doch außerordentlich, was in unseren Tagen für das Licht geschieht!

B.: Gewiß; das zeigt sich klar in der Erfindung der vielerlei Lampen.

A. (Aergerlich): Mißverstehen Sie mich doch nicht! Sind Sie denn blind, daß Sie nicht sehen, was für Lichtverbreitung in allen Ständen gethan wird?

B.: Wahrlich, nein! Wenn es nur nicht so viel Oel kostete!

A. (Empfindlich): Ach, Sie wollen mich ärgern!

B.: Gewiß nicht! Ich erkläre mich entschieden für die neueste Erfindung, nämlich, die Lampen mit Luftdruck!

Bei der Huldigung in Berlin sagte Einer, der von der Feier tief ergriffen war: Das sind Saatkörner jewesen, die janz sicher zu Jarben reifen! Das kann nicht fehlen, versetzte ein Anderer, denn sie sind auf der Stelle vom Regen anjefrischt worden.

Hobn's a g'lesen, daß d' ganze Nordbahn is vor Gricht g'ladn word'n? fragte ein Wiener sein Vis à vis im Kaffeehause. Jo; entgegnete der Gefragte: S'is a sokrisch G'schichten. Dös wird a langen Prozeß geb'n!

Es ist in der That charakteristisch für die Deutschen, daß man in Sachsen das schöne Lied Beckers: „Sie sollen ihn nicht haben" ꝛc. die Colognaise genannt, und diesen Namen als Gegensatz gegen die Marseillaise vorgeschlagen hat! Abgesehen von dem, was drinnen liegt, um einen Deutschen schamroth zu machen, müßte man, ächt deutsch genau, darauf antragen, das Lied die Geilenkirchaise zu nennen; denn der Dichter ist aus Geilenkirchen und lebt, wie man sagt, auch dort. Daß wir Deutschen uns doch immer, wenn wir einmal national werden wollen, dem gerechten Spotte bloß stellen müssen!

Das Becker'sche Lied ist nun schon im Süden, Norden, Osten und Westen von Deutschland in Musik gesetzt worden. Wir fragen hinter'm Ofen in unserer demüthigen Beschränktheit: Welche ist denn nun die Nationalmelodie? Es wird vorgeschlagen: Die Compositionen alle zur Prüfung nach Paris zu schicken und uns von dorther die schönste angeben zu lassen. Dann ist schnell Rath gefunden in sothanem Zweifelfalle!

Korrespondenz.

Mainz, 25. Nov.

Unser Kunst- und Literatur-Verein hat eine Kommission zur Revision seiner Statuten ernannt. Im verflossenen Jahre schon beauftragte er einige seiner Mitglieder, ihm Anträge zu passenderen Aenderungen an denselben zu machen. Er nahm auch, so viel wir wissen, die ihm gemachten Vorschläge an; allein der Zweck, dem Vereine mehr Leben zu verschaffen, bei dem Publikum größere Theilnahme zu erwecken und ihn dadurch in Stand zu setzen, mit den Vereinen der Nachbarstädte die Konkurrenz auszuhalten, scheint nicht erreicht worden zu seyn, weil man sich zu neuen Maßregeln genöthigt sieht. Der hiesige Kunstverein, der älteste in Deutschland, hat schon sehr viel geleistet und hat sich, obwohl er mit manchen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, stets auf einem achtungswerthen Standpunkte erhalten. Er verdient daher Berücksichtigung bei Allen, für die Künste und Wissenschaften einen besondern Werth haben und die höhere Bildung, die von ihm vorzüglich befördert wird, zu schätzen wissen. Von den an der Spitze des Vereins stehenden Männern und von jenen, welche mit der Revision der Statuten beauftragt sind, läßt sich allerdings erwarten, daß sie den bisherigen Mängeln Abhülfe verschaffen, wenn sie vom Publikum unterstützt werden — Gestern wurde auf unserer Bühne »die Zauberflöte« gegeben. Ein neuer Tenor, Hr. Steiner vom Königstädter Theater in Berlin, von dem man sagt, daß er für unsere Oper gewonnen werden solle, sang den Tamino. Hr. Steiner hat eine schöne Bruststimme; diese Töne thaten allen Zuhörern wohl; er hat Umfang, singt rein und Mozartische Musik scheint ihm besonders zuzusagen; er erhielt lebhaften Beifall. Dem. Benecke, vom Hoftheater zu Detmold, war als Pamina brav; Hr. Mellinger (Papageno) und Mad. Schumann (Papagena) gefielen ungemein; das Papageno-Duett mußte wiederholt werden. Hr. Emmerich (Sarastro) erfreute Alle mit seiner schönen Baßstimme und Mad. Michaelesi (Königin der Nacht) sang manche Parthieen ausgezeichnet.

Darmstadt, 21. Nov.

Konzert der Fräul. Henriette Röckel aus London im Hoftheater zu Darmstadt.

Unsere Theaterintendanz, die uns schon mehrmals während dieser Saison mit dankenswerther Berücksichtigung ausgezeichneter musikalischer Talente manchen Genuß bereitete, bot uns auch am vergangenen Freitag Gelegenheit, das Klavierspiel der zwölfjährigen Fräul. Röckel zu bewundern. Sie ist zu Aachen geboren, ist die Nichte des berühmten Hummel und hatte das Glück, von dem Sonntagskinde der Kunst und des Glücks, der jetzigen Gräfin Rossi, aus der Taufe gehoben zu werden. Ihr Spiel zeigte vor Allem jene wohlthuende Korrektheit, welche man jetzt so häufig bei frühreifen Virtuosen vermißt; sie zeigte in dem E dur-Konzerte ihres Oheims, noch mehr aber in Thalberg's »Moses in Egypten« die Kraft und Fülle einer männlichen Hand, Reinheit und Präcision des Anschlags und so viel Schönheit in der Auffassung des Charakters der beiden Konzertstücke, daß auch das hiesige kunstsinnige Publikum ihr jene Bewunderung zollte, die sie schon seit drei Jahren in London, namentlich von Seiten einer kunstsinnigen Königin, in den großen Städten der drei vereinigten Königreiche, neuerdings auf einer Schweizerreise und jüngst in Mainz, Aachen und Wiesbaden geerntet hat. Ihr Vater hat um die deutsche Musik, und damit um die deutsche Kunst und Wissenschaft in Frankreich und England (denn die deutsche Musik ging der deutschen Literatur voran und bahnte der letztern den Weg, schneller gewürdigt und anerkannt zu werden) große Verdienste. Denn er war es, der bereits vor 12 Jahren die deutsche Oper in Paris und London einführte und durch unendliche Anstrengungen einheimisch machte.

Mannichfaltigkeiten.

Ochsen gibt es bekanntlich überall, allein der Auerochse (bos urus) findet sich jetzt nur noch in Rußland in der belowesch'schen Einöde. Der

Kaiser hat die Allerhöchste Erlaubniß ertheilt, für das Naturalienkabinet zu Mainz einen Auerochsen zu schießen.

Am 18. Nov. hat in Berlin die feierliche Eröffnung des jüdischen Schullehrerseminariums stattgefunden. Hr. Dr. Veit hielt im Namen der Gemeindeältesten eine vortreffliche Rede, in welcher er auf die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit einer solchen Anstalt aufmerksam machte.

In den letzten Tagen kamen drei Individuen, die sehr verdächtig aussahen, in ein Wirthshaus zu Paris. Der Wirth benachrichtigte insgeheim die Polizei. Als einige Polizeidiener im Hause sich einfanden, und jene Bursche dies bemerkten, versuchten sie ein eigenes Mittel, um zu entkommen. Sie gaben sich das Ansehen verfolgter Republikaner und schrieen zu dem sich versammelnden Volke: »Es lebe die Freiheit! nieder mit Ludwig Philipp! — befreiet die Patrioten!« Die Anwesenden waren aber so verständig, der stattfindenden Verhaftung ganz ruhig zuzuschauen.

(Der amerikanische Taucher) Die Londner, die so schaulustig sind als die Mannheimer, drängten sich unlängst in unabsehbarer Masse am Ufer der Themse, um den amerikanischen Taucher Jam Scott seinen ungeheuren Sprung von der Spitze des Mastbaumes einer Brigg herab in die Fluthen der Themse machen zu sehen. Trotz des heftigen Sturmes amüsirte der vermessene Mensch das Publikum über eine Stunde lang mit seinen Kunststücken. So stellte er sich unter Anderm auf dem Maste auf den Kopf. Mein Schädel, rief er dem staunenden Publikum zu, ist hart wie Eisen, und um einen Beweis davon abzugeben, stieß er seinen Kopf mit solcher Gewalt gegen den Mastbaum, daß dieser erzitterte. Er stürzte sich dann auch wirklich von dieser schwindlichen Höhe in die Themse. Das Wasser spritzte mehrere Ellen hoch in die Höhe an der Stelle, wo er in die Themse fiel, wenige Minuten später sah man ihn wieder auf der Oberfläche und dem Ufer zuschwimmen. (D. Post.)

(Dresden, 22. Nov.) Kürzlich fand beim Abfahren des Dampfwagens einer der Conducteure den Tod, indem er beim Nachsehen der Billets der Abfahrenden fehl trat, an eine Mauer gedrückt ward, und einige Tage darauf starb. — Unsere Prinzessin Amalie hat den fünften Band ihrer deutschen Schauspiele zu einem wohlthätigen Zwecke erscheinen lassen. Derselbe enthält die Unbelesene, die Stieftochter, und Pflicht und Liebe. Auch sahen wir jüngst ein neues Lustspiel der hohen Verfasserin, Capitän Firnwald, das unlängst schon in Berlin gegeben worden ist.

In dem von Hrn. Fagottisten Lindner, einem ehrenhaften Mitgliede des Frankfurter Orchesters, veranstalteten Konzerte hörten wir dessen Tochter, Dem. Karolina Lindner, also eine Vor- und Zunamensverwandtin unserer vielgepriesenen Schauspielerin Lindner, ein Concertino brillant für das Pianoforte von Aloys Schmitt vortragen. Obwohl durch die ängstliche Befangenheit eines ersten öffentlichen Auftretens beeinträchtigt, berechtigt sie doch zu erfreulichen Hoffnungen. Möge sie eifrig fortstreben; denn heutigen Tages gehört wahrlich viel, ja sehr viel dazu, ein Klaviervirtuose zu heißen. Die junge Klavierspielerin fand den lebhaftesten Beifall, welchen sie als Aufmunterung zu weiteren Kunststudien hinnehmen möge. Auch die Kunstleistungen des Hrn. Lindner erfreuten sich des Beifalls, ebenso zwei Lieder von Hrn. C. Gollmick, dessen Compositionen in dieser Gattung in jüngster Zeit wieder oft und mit Vergnügen vernommen wurden, da sie sich durch schöne Einfachheit und Ausdruck empfehlen. C. Gollmick's Lied — die plaudernden Lüftchen — ist sehr beliebt und wird viel gekauft. Das Konzert war zahlreich besucht.

Frankfurt, im Nov.

Unsere an musikalischen Anstalten so reiche Stadt erfreute sich schon vor vielen Jahren eines Gesang-Vereines unter der Leitung des ersten Fagottisten unseres Theaters, des Hrn. Heinrich Düring. Während noch Niemand hier und in der ganzen Umgegend an Singvereine dachte, hatte Hr. Düring ein kleines Häufchen Kunstliebender um sich versammelt, das sich allmählig zu einer größeren Gesellschaft ausdehnte und mit welcher derselbe dann die gediegensten musikalischen Werke alter und neuer Zeit zur Aufführung brachte. Was Hr. Düring mit seinem Vereine leistete, wie viele genußreiche Abende er damit verschaffte, ist hinlänglich bekannt. Daß die musikalische Ausbildung in hiesiger Stadt durch diesen Mann bedeutend gefördert wurde, erwies sich am deutlichsten, als der Cäcilien-Verein ins Leben trat, welcher, sowie der später entstandene Liederkranz, in den Düring'schen Sängern seine vorzüglichste Stütze fand. Doch wie in der Welt Alles vergeht, so erlosch auch der Düring'sche Verein ohngefähr ums Jahr 1832, nachdem er zwanzig Jahre geblüht hatte.

Aber in den Herzen der frühern Theilnehmer dauerte die Anhänglichkeit an den ehemaligen Verein, die Liebe zu dem früheren treuen Lehrer fort. Nur eines leisen Anklanges bedurfte es, um, so zu sagen, alle ehemaligen Schüler zu dem alten Freunde wieder zu versammeln und einen Abend wieder hervorzuzaubern, wie ihn früher die Jugend in dem Reiche der Tonkunst herrlich durchlebte.

Der Cäcilientag wurde ehemals von dem Düring'schen Verein immer festlich begangen; der Vorabend desselben, der 21. Nov. wurde daher zu der beabsichtigten Feier bestimmt. Der Saal des »Holländischen Hofes« war festlich ausgeschmückt mit Blumen und Guirlanden und das aufgehängte Bildniß der Cäcilie mit dem herkömmlichen Epheukranz. Durch eine Deputation wurde der Hr. Düring in einem Wagen abgeholt und bei seinem Eintritte in den Saal mit einem Chore aus Judas Maccabäus von Hendel, mit hierzu eigens unterlegtem Texte empfangen, worauf ein Mitglied einen warmen, herzinnigen Prolog vortrug. Die Wirkung war ergreifend, und bei der Stelle, wo Blasinstrumente von der Höhe des Saales, jedoch ungesehen, herab, ein Lied ertönen ließen, was vor langer Zeit Capellmeister Witt seinem Bruder, dem Hrn. Düring zum Geburtstage componirte, füllten sich viele Augen mit Thränen.

Nach Endigung dieser Empfangs-Feierlichkeit betrat nun Hr. Düring aufs neue seinen Direktionspult, um das Oratorium: Der leidende Heiland, componirt von Capellmeister Witt, zur Aufführung zu bringen.

Wie dieselbe gelang, darüber kein Wort. Einen solchen Totaleffect erinnert sich Referent seit langer Zeit nicht. Freilich, wo künstlerische Ausbildung unter einem so tüchtigen Dirigenten mit solcher Lust und Liebe zusammentrifft, da kann, da muß Außerordentliches geleistet werden.

Nach dem Conzerte vereinte man sich zu einem fröhlichen Mahle, an welchem auch Hr. Capellmeister Guhr Antheil nahm. Ernste und heitre Trinksprüche wechselten mit munterem Gesange, und vergnügt saß der alte Meister im Kreise seiner ehemaligen Schüler, deren mancher auch schon graue Haare trägt. Ueberrascht und gerührt aber wurde derselbe, als bei dem Klange eines Quartettgesangs von der blühenden Tochter zweier ehemaligen Vereinsmitglieder, im Geleite von andern Frauen demselben im Namen der ehemaligen Vereinsmitglieder eine geschmackvoll gearbeitete silberne Dose auf sammtenem Kissen mit Blumen umkränzt überreicht wurde, als ein sichtbares Zeichen, daß viele Jahre die Anhänglichkeit an ihren treuen Lehrer nicht verwischen, ihre Liebe zu ihm nicht erkalten konnten.

Unter Sang und Musik schwanden schnell einige Stunden dahin und fröhlich schied man dann mit dem Wunsche, daß dieses Fest nicht das letzte dieser Art gewesen seyn möge.

Theater-Anzeige.

Samstag, 28. Nov. Präciosa, Schauspiel mit Gesang in 4 Abtheilungen, von Wolf, Musik von C. M. v. Weber.

Montag, 30. Nov. (Zum Vortheil der Dem. Lindner und zum Erstenmale): Werner, oder: Herz und Welt, bürgerliches Schauspiel in 5 Aufzügen, von Carl Gutzkow. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 334. Sonntag, den 29. November 1840.

Türkenmarsch.

(Von Victor Hugo, übersetzt von Wilh. Wagner.)

Es trieft von dunkelm Blut der Dolch an meiner Seite,
Und dräuend hängt die Axt an meinem Sattelbogen.

Ich lieb' den Kriegsmann, der, ein Schrecken Belials,
Im weiten Turban stolz die düstre Stirne zeiget,
Und doch sich vor dem Bart des Vaters küssend neiget.
Er liebt sein altes Schwerdt; — er liebt es, wie sein Kind; —
Ihn schmückt ein Dollmann, der, durchbohrt von hundert Stichen,
Der buntgeflickten Haut des Tigers wird verglichen,
Des Tigers mit dem grimm'gen Haupt.

An seinem Arme glänzt und tönt ein Kupferschild,
Roth, wie der Nebelmond, der glühet überm Hügel;
Sein wiehernd Roß zerbeißt den schaumbedeckten Zügel
Und wirbelt hoch empor den Staub mit flücht'gem Huf.
Wann er vorübersprengt, bleibt man verwundert stehen,
Um ihn, den Ritter aus dem Maurenland zu sehen,
Und Jeder blickt ihm lange nach.

Es trieft u. s. w.

Wann bei dem Klang des Horns die wilden Glauren nahn,
So fliegt er auf sie zu und die Trompete schmettert;
Erschrocken stehn sie da, wie wenn es stürmt und wettert,
Und in dem Kampfe wächst sein kriegerischer Muth.
Es thürmen Leichen sich, die wilden Glauren weichen,
Gedrängt von seinem Roß und seines Schwerdtes Streichen;
Als Sieger geht er aus dem Kampf.

Ich seh' es gerne, wenn, heimkehrend aus der Schlacht,
Er seine Sclavin küßt auf Mund und Augenlieder;
In den Moscheen sinkt der Iman betend nieder
Und bringet unterdeß dem Allah seinen Dank.
Auch hör' ichs gerne, wann er singt in rauhen Klängen
Der Stimme, heischer noch von krieg'rischen Gesängen,
Din Hauris und der Liebe Glück.

Es trieft u. s. w.

Er sey bereit und rasch, zu rächen jede Schmach,
Und ziehe immer vor das blut'ge Spiel der Waffen
Jed' nied're Kunst. — Nur es soll Ehre ihm verschaffen.
Sagt, was bekümmert ihn die Wissenschaft der Welt?
Was kümmern Meere ihn und wandelnde Gestirne?
Es eilen ja bei ihm den Runzeln auf der Stirne
Zuvor die Narben in der Schlacht.

So ist, ihr Reiter, ihr Lehnsritter, so der Mann,
Der wahre Mann des Kriegs! — Doch wer nie ohne Bangen
Nach seinem Schwerdte greift, wann ihn die Schlacht umfangen,
Wer ungern kämpfet in den stolzen Vorderreih'n,
Und, wann man eine Stadt dem Feinde abgenommen,
Nicht auch zu reicher Beut' des Sieges ist gekommen,
Die seines Wagens Achse drückt; —

Es trieft u. s. w.

Wer nur mit Weibern schwatzt zu eitlem Zeitvertreib',
Wer nicht, wann man ihn fragt bei lärmenden Orgien,
Von edeln Rossen kennt die Genealogien,
Wer nicht dem eignen Arm, der eignen Kraft vertraut,
Wer auf dem Divan gern in tiefen Schlaf versinket,
Den gold'nen Copperwein aus Frömmigkeit nicht trinket
Und ihn den Christen überläßt:

Der ist ein feiger Mann und nicht ein Kriegesheld;
Vergebens sucht man ihn im Kampf auf einem Pferde,
Das wild empor sich bäumt mit zürnender Geberde
Und das er stachelt mit dem Dolch und mit dem Sporn.
Ein solcher Feigling mög' ein Maulthier nur bestiegen,
Und, brummend in den Bart, dem schwatzen Priester gleichen,
Der schläfrig zum Gebete zieht. —

Es trieft u. s. w.

Soneck.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

8.

Schon waren bei Reichenſtein alle Vorkehrungen zum Sturme getroffen, als ein Freund in das Zelt des Walpoden trat. „Eins,“ ſagte er, „ſcheint mir unbegreiflich, nämlich, daß der Vicedom des Rheingau's ſchweigt, während ſeinen Sohn das ſchmachvolle Gericht des Stranges erwartet. Er hat keine Bitte noch eingelegt.“

„Ich geſtehe, daß ich das nicht begreife,“ entgegnete der Walpode, „obwohl ich glauben möchte, die Bitte wäre fruchtlos, denn der König hat ſo beſtimmt und entſchieden geſprochen, daß kaum irgend etwas zu hoffen ſtünde. — Doch er iſt mild, und wer könnte einem Vater eine ſolche Bitte abſchlagen?“

„Auch iſt mir dieſe Rache zu hart. Ich will die Burgen vertilgen, daß keine Spur mehr bleibe und ſelbſt folgende Geſchlechter die Stellen vergeſſen, wo ſie ſtanden; ich will die Räuber beſtraft wiſſen mit Haft und Ketten, obwohl ſie mir nach dem Leben ſtanden; aber nach Blut dürſte ich nicht. Was indeſſen der König geſprochen, iſt unwiderrufbar; denn ein Königswort iſt heilig.“

Der Freund ſah ihn erſtaunt an, und wußte nicht, wie er das Wort deuten ſollte, da er des Walpoden Geſinnung kannte. Der Befehl zum Sturme unterbrach die Unterredung. Wie Wüthende fielen die Streiter des Königs die Burg an. Die Vertheidigung war wacker — aber gegen Abend war ſie erſtürmt. Die Flammen loderten wild zum Himmel auf, die Reichenſtein verzehrten. Was die Flamme übrig ließ, zerſtörten am folgenden Morgen die Krieger. Reichenſtein war, als die Strahlen der Mittagſonne es beſchienen, ein furchtbarer Trümmerhaufen, an deſſen völliger Zerſtörung mit unerſättlicher Wuth die Reiſigen arbeiteten.

Aber unter den Gefangenen, die man auf der Burg machte, war Hohenfels nicht. Er hatte durch einen unterirdiſchen Gang, der an das Rheinufer führte, zu entkommen gewußt.

Der Walpode knirſchte vor Zorn, daß ihm dieſer Feind entgangen war, den er für den Schlimmſten erkannte, während die Sonecker mehr den Namen hergegeben hatten. Er war der Schlaueſte, der Keckſte von Allen; auch wohl der Grauſamſte. Doch ergötzte es ihn, daß Heppenhorſt unter den Gefangenen war.

Der folgende Tag zeigte ein fürchterliches Schauſpiel. Alle Gefangenen hingen an den Eichen des die Burg umgebenden Waldes. So hielt Rudolf ſein fürchterliches Wort.

„Es muß ein ſchreckend Beiſpiel gegeben werden,“ ſprach er, „ſonſt wird morgen wieder, wenn ich werde geſchieden ſeyn, der Landfrieden gebrochen und die Zügelloſigkeit herrſchend ſeyn. Ein König muß ſein Richterwort halten.“

Dieſe Nachricht erſchreckte die Sonecker heftig, und ſtellte ihnen nur eine zweifache Wahl, ſich unter den Mauern ihrer Burg ehrenvoll begraben, oder als Diebe hängen zu laſſen. Dieſe verzweifelte Ausſicht aber konnte ſie nur einen Augenblick ſchrecken. Im nächſten kehrte auch ihr Muth wieder und ihre Todesverachtung, die ſie ſo oft in den Fehden an den Tag gelegt und erprobt hatten.

Die Stunde kam aber, wo dies nothwendig wurde.

Da, wo das Kapellchen ſtand, unweit Vogtsberg, wurde ein Zelt für den König Rudolf errichtet. Er wollte das Ungemach ſeiner Streiter theilen und ſtets bei dem Kampfe ſeyn können. Näher rückte das Heer gegen Soneck an. Auf die Höhe, welche die Burg beherrſchte, ſtellte der Walpode ſeine Wurfgeſchoſſe und ſchleuderte gewaltige Steinkugeln hinab auf die Burg, welche manchen Kämpen erſchlugen und den Mauern und Gebäuden großen Schaden brachten.

Schon am zweiten Tage wurde der Sturm unternommen, aber die Ritter ſchlugen ihn mit ungeheurem Verluſte der Stürmenden ab. Sie goſſen ſiedendes Oel und Waſſer auf ſie herab und mäheten ſchrecklich mit dem Schwerte unter ihnen. Leichenhaufen lagen um die Sturmleitern und rings um die Mauern der Burg, die ſtolz, wie ein Adlerhorſt, auf ihrem hohen Felſen lag.

Die Erbitterung war ſchrecklich auf beiden Seiten. Dort oben kämpfte die Verzweiflung, hier unten eine Wuth, die auf's ärgſte geſteigert war.

Rudolf ſelbſt war außer ſich, als er die Haufen der Todten, die große Zahl der Schwerverwundeten und noch gar keinen Vortheil erkämpft ſah. An ihn ſelbſt war der Tod nahe genug heran getreten. Ein Pfeil fuhr in ſein Lederkoller, gerade über dem Herzen; aber er war matt, ehe er ſein wohlgewähltes Ziel traf.

Die Belagerten hatten verhältnißmäßig eben ſo viel gelitten. Viele Todten lagen hinter den Mauern, und des Walpoden Wurfgeſchoſſe ſpieen, ohne zu ermüden, Tod und Verderben in die Burg. Das Burghaus am Thore, Gisbald's Wohnung, war zu einer Ruine geworden. Es ſchien, als richte der Walpode gerade dorthin die ganze Macht ſeiner Geſchoſſe. Gisbald ſelbſt war verwundet. Er trug den linken Arm in der Binde, denn eine Steinkugel hatte ihn ſchwer verletzt; dennoch aber war er der Erſte auf der Mauer, der Letzte, der ſich die Ruhe gönnte.

Rudolf erkannte die Nothwendigkeit, ſein Heer ruhen zu laſſen, und erſt am dritten Tage den Kampf zu erneuern.

Es wurde freilich hier auch den Belagerten Zeit gegönnt, ſich zu erholen, Zerſtörtes herzuſtellen und ſich für den neuen Anfall zu rüſten.

Der Tag des Sturmes kam. Rudolf ſelbſt führte ſeine Schaaren an zum Sturme.

War der erſte wild geweſen, ſo wurde es der zweite in noch erhöhetem Maße. Vom frühen Morgen an dauerte der Kampf. Schon war es Mittag, und immer noch kein Gewinn für die Stürmenden; denn die Belagerten ſtritten mit dem Todesmuthe kalter Verzweiflung, die den ſichern Tod vor Augen ſah.

Rudolf ſelbſt trat jetzt in die Reihen der Kämpfer auf's neue ein, und ſeine Nähe begeiſterte zur ungeheuerſten Kraftanſtrengung. Allmählig wurde die Vertheidigung der Burg ſchwächer. Es zeigten ſich auf den Mauern große Lücken in der Reihe der Vertheidiger.

„Hinauf zum Sturme!“ ſchrie der Walpode den Mainzern und Oppenheimern zu, die er führte. Jetzt kletterten die Kühnſten die Leitern hinan. Es wimmelte auf allen Seiten. Ein Jubelgeſchrei verkündete auf der nördlichen Seite den Sieg. Alles ſtimmte ein. Der Schrecken lähmte die Arme der Vertheidiger.

Rudolfs hohe Geſtalt zeigte ſich auf der Mauer — die Burg war erobert, aber noch war der Kampf nicht geendet;

denn in den Thurm hatten sich die Vertheidiger zurückgezogen. Von der Höhe herab strömte das heiße Oel und die Wurfmassen zerschmetterten die Kämpfer.

„Steckt die Burg in Brand!“ schrie der Walpode. „Mögen die Strolche, wenn sie keine Salamander sind, lebendig verbrennen! —“

Der Ruf wurde befolgt. Aus allen Theilen der Gebäude stieg jetzt die gierige Zunge des Feuers auf und leckte an den Wänden des Thurms, ihn in eine fürchterliche Rauchsäule einhüllend.

Der Anblick war schauderhaft! Ueberall hörte man das Röcheln Sterbender, den Hülferuf der Verwundeten. Aber an ein Ergeben war nicht zu denken.

Da ließ der Walpode die höchsten Leitern zusammen binden. Sie reichten bis zur Thurmthüre.

Bald war diese erreicht. Sie brach unter den Streichen der Aexte und Streitkolben. Die Sieger drangen ein und der Kampf war geendet. Sonecks letzte Stunde hatte geschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wunsch des Eremiten von Ganting.

(Ein Heiraths-Antrag aus Münchener Blättern.)

Ich habe in einer schönen Gegend im bayerischen Walde, umgeben von Bergen und schönen Wiesen, durchschlängelt vom Regenfluß, in einem reizenden Thal, wo die Stadt Cham mit ihren alten Thürmen, und mehrere Burgen alter Ritter, und Thürme und Ruinen aus dem grauen Alterthum die Ansicht mit poetischem Gefühle fesseln, eine Hofmark mit einem neuen Schloß und viele schöne große Zimmer, Wälder, Jagden, Fischereien, Wiesen und Aecker zum Erbschafts-Geschenk erhalten. Allein wie artig es auch in Kammereck seyn mag, um nach Virgil, Horaz und Delille die Fabeln über die Freuden des Landlebens zu lesen, so finde ich es doch sehr langweilig, in den schönen Zimmern Niemand wie mich zu finden, und selbst in den Spiegeln mich nur allein zu sehen. Ich habe also beschlossen, nach dem Beispiel anderer Narren mich zu verheirathen, und weil man sagt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, und es eine Lotterie sey, so will ich versuchen, was der Himmel mir zu geben beschlossen hat, und welche Schöne mir der Glückshafen zuwirft. Ich will daher durch die Zeitung meine Wünsche allen Mädchen anzeigen.

Diejenige, welche ich heirathe, muß von sechzehn bis zwanzig Jahre alt seyn, schöne Haare, schöne Zähne, und schöne kleine Füße haben, sie muß von ehrlichen, braven Eltern abstammen und ihr Ruf ohne allen Makel seyn. Sie muß sich sehr schön und einfach in Seide oder Sammt kleiden, aber durchaus in keine andern Stoffe, auch darf sie keine Ohrengehänge, Ketten, Ringe oder dergleichen Unsinn tragen, auch keine Pantoffeln, Hauben, Bänder, falsche Haare u. d. gl. und nie ihre Kleider nach der bestehenden Mode machen lassen, da es nichts Dümmeres geben kann, als dem Kühgang anderer Menschen zu folgen. Sie soll die Kleider nach ihrem eigenen Geschmack machen lassen und tragen, unbekümmert, was der Weiber Modepöbel darüber sagt. Sie muß reiten und fahren können, oder es erlernen. Sie darf nie stricken, weil dieses Fingerspiel eine Maske gegen die Dummheit ist. Sie darf nur Musik machen, wenn sie es zur Virtuosität gebracht hat, da es unangenehm ist, das dumme einfältige Geklimper anzuhören, womit die Alltäglichkeit in so vielen Häusern die Besuchenden langweilet. Sie ist im Hause und über alle Ehehalten unumschränkte Herrin; so wie ich selbst Vergnügen daran finde, mich nach ihrer vernünftigen Laune zu fügen, da mir das dumme sklavische Gehorchen und die Unterthänigkeit, worin die Kirche den Keim zu allem Streit und Mißvergnügen gelegt hat, höchst zuwider sind. Sie muß mich aber überall auf Reisen und, wo ich hingehe, begleiten, weil es in meinem Gefühl eine Schande für die Männer ist, den Tag und den ganzen Abend umherzulaufen, und in Wirthshäusern zu schwelgen, indem die Frau allein zu Haus der Langeweile übergeben ist. Dann darf sie nicht, wie in den meisten Ehen geschieht, ihre Weiblichkeit vergessen, und sich herablassen, ihren Mann zuerst zu liebkosen, wie manches schöne, edle Weib gezwungen ist, zu thun, um ihren Tölpel bei guter Laune zu erhalten. Alles, was oben mit dem Worte muß gesagt worden, ist nicht Unterthänigkeit, sondern Contrakt, Uebereinkunft, und ganz allein zu ihrem höchsten Vortheil. Sie erhält am Tage der Hochzeit in russischen oder preußischen Staats-Obligationen dreißig tausend Gulden, wovon sie aber die Zinsen jährlich nach ihrem Willen verzehren muß, weil nichts abscheulicher ist, als das schändliche Laster des Geizes. Sie darf nach Absprache nie tanzen, weil ich meine Frau nicht wie eine Närrin umherhüpfen sehen will. Wenn sie Vermögen hat, so will ich es nicht angeheirathet haben, sie kann damit machen, was sie will, so wie mit den Zinsen ihrer Morgengabe; es dürfen die Zinsen nur nicht nach den Grundsätzen der Geizigen capitalisirt werden, weil es nichts Dümmeres in der Welt geben kann, als für Andere zu sparen. Die Freuden des Lebens in ewiger froher Laune zu genießen, ist mein Grundsatz und Lebensweisheit.

Ich will nun auch von mir sprechen. Nach dem Kalender bin ich 70 Jahre alt, nach den Kräften aber erst 25. Immer froher Laune, suche ich die Freuden überall, wo die strengste Ehre es erlaubt. Wenn es nun ein schönes Mädchen gibt, welches sich mit einem alten Mann, der noch frisch auf den Knochen ist, zu Pferd, zu Haus und auf Reisen herumtaumeln will, so kann sie mir schreiben und ich komme bis auf hundert Stunden von München, aber nicht weiter, um sie zu sehen und mich sehen zu lassen, wobei ich dann auf mein Ehrenwort verspreche, daß ihr Name nie genannt werden wird.

München, im Schwarzen Adler, am 15. Nov. 1840.

Theodor Frhr. v. Hallberg zu Broich,
Commenthur des Michaeli-Ordens, Ritter des St. Anna-Ordens, Feld-Obrist-Hauptmann am Rhein und der Maas.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 26. Nov.

Wem es bekannt ist, wie wenig man hier, besonders zur Winterszeit, unter dem gebildeten Publikum — von den sogenannten Spießbürgern ist keine Rede — wahre Geselligkeit findet, den kann es nur freuen, daß es einige der hiesigen Gelehrten unternommen haben, wöchentlich vor den Mitgliedern des Vereins für Naturkunde — zu welchen Versammlungen auch durchreisenden Fremden und sonst gebildeten Personen der Eintritt gestattet ist — naturwissenschaftliche Vorträge zu

halten; und wurde dieser Winter-Cyclus gestern Abend mit einem lehrreichen Vortrage des Hrn. Zimmermann — Secretair an der herzogl. nassauischen Landesbibliothek — »über die naturgemäße Ausbreitung der Kulturpflanzen mittelst der verschiedenen Völkerwanderungen ꝛc.« eröffnet, worin derselbe so manches Raisonnement aus dem Bereiche der Humanität einzuflechten verstand. Eine ausführliche Statistik über die gegenwärtige Kultur der Cerealien, der Weinrebe ꝛc. beschloß diese Abhandlung, deren Veröffentlichung — wie wir vernehmen — das lesende Publikum bald entgegen sehen darf.

Stuttgart, 25. Nov.

Für unsere Oper sind endlich, Dank der ermüdeten Geduld des Publikums, frische Gesangeskräfte gewonnen worden: Hr. Rauscher, vom Mannheimer Theater, als Tenorist, zwar nicht mehr im Besitz einer jugendlichen klangvollen Stimme, dagegen in der Kunst, zu singen und in dramatischem Ausdruck des Spieles wohl routinirt; Fräulein Evers, von der Hofbühne in Wiesbaden, als erste Sopranistin. Diese, nebenbei gesagt, sehr schöne Dame, hat eine so reiche Ausstattung von Mitteln durch die Natur erhalten, daß sie bei ihrer großen Jugend, dem innerlichen Berufe zu ihrer Kunst und dem thätigen Streben nach Fortschritten, unserer deutschen Oper einen Ersatz geben könnte für die Sterne, die an ihrem Himmel allmählig einer nach dem andern erblichen. Die jetzigen Sängerinnen betrachten den Gewinn einer Hofstelle mit der Aussicht auf lebenslängliche Pension als eine Art von Sinecure, auf welcher sie für ihr Leben ausruhen können. In den wenigsten brennt die Flamme des Künstlergenius, die nie im Dienste der Schönheit und Wahrheit erlischt. Fräul. Evers scheint uns zu diesen Auserwählten zu gehören, und wenn gleich die Kritik ihre Leistungen noch nicht unbedingt loben kann, so freut sie sich darüber, weil sie weiß, daß ihre vollkommene Anerkennung nicht ausbleiben wird. Leider erfährt die junge Dame auch hier die hinterlistigen Intriguen des Neides, der Mißgunst und jener cliquenhaften Mittelmäßigkeit, welche besonders in Stuttgart ihr schmutziges Handwerk treibt. Eine zurückgesetzte Sängerin, Antike an Gesang und Jahren, aber trotz dem der Mignon des einflußreichen Generalhabers bei der Oper, muß sich für die verlorne Gunst des Publikums durch die Süßigkeit ihrer Privathandlungen entschädigen. Dieser Faden der Ariadne ist so lang, als das Labyrinth der Kabale und er geht durch viele Hände, bevor er an denjenigen oder diejenige kommt, bei welchen er hängen bleibt. Hr. Karl Evers, Bruder der genannten Sängerin, der in ganz Norddeutschland und am Rhein durch die Fertigkeit und Gediegenheit seines Klavierspiels ungetheiltesten Beifall fand, auch als Liedercomponist, wovon mehrere Hefte in Verlag gekommen sind, vortheilhaft bekannt ist, beabsichtigte, in diesen Tagen bei uns ein Konzert zu geben. Es war dazu schon Alles vorbereitet, die Intendanz hatte die Mitwirkung der k. Hofkapelle und einiger Theatermitglieder, eine Hülfe, die übrigens der Konzertgeber mit vier Louisd'ors bezahlt, bereits förmlich zugesagt, die Ankündigungen in den Blättern waren geschehen, die Zettel gedruckt, und die Theilnahme unseres Publikums war um so eifriger, als in dem Konzert zugleich Becker's Rheinlied, hier öffentlich noch nicht gehört, nach einer recht gelungenen Composition des Hrn. Evers aufgeführt werden sollte. Eine gewisse Verdrossenheit des Hrn. Lindpaintner, zu dirigiren, war, aus ganz eigenen Gründen, nicht zu verkennen, und eine Partei, an deren Spitze ein Hofrath Schilling stehen soll, mochte sich gegen das Rheinlied erklären. Natürlich konnten sie aber ihrem Unmuth keine äußerliche Wirkung geben. Da, wie ein Deus ex machina, erscheint Hr. Ernst, der Violinspieler. Plötzlich ändert sich der Prospect. Die Intendanz läßt den Hrn. Evers wissen, sie habe zwar ihr Wort gegeben, ihm die Kapelle zu seinem Konzert für den bestimmten Abend zu gewähren, aber bedauere, davon abgehen zu müssen, Ernst sey da, und werde zur selbigen Zeit im Theater spielen; es wäre daher die versprochene Unterstützung nicht möglich, weil dieser sie bedürfe; ja man verbot sogar seiner eigenen Schwester, im Konzerte ihres Bruders zu singen! Es ist nicht nöthig, von dem Eindruck zu sprechen, welchen eine derartige Behandlung auf den jungen Künstler hervorbrachte, das ganze Publikum müßte davon aufgeregt werden. Man ging selbst zu Hrn. Ernst und erfuhr zu größtem Staunen, wie demselben wissentlich verschwiegen wurde, daß an dem Abend, wofür er sein Konzert angesetzt hatte, ein anderes concurrire, ja man ihm sogar denselben Tag empfohlen habe. Mit größter Verwunderung sey es ihm erst aus der Zeitung bekannt geworden. Zwei Konzerte an einem Abend sind in Stuttgart rein unmöglich und es bleibt daher dem Hrn. Evers nichts übrig, als der höhern Gewalt zu weichen, und, da er in kürzester Zeit nach Wien reist, auf das Vergnügen verzichten zu müssen, hier ein Konzert geben zu können. Hr. Ernst, der gebeten wurde, das seinige um einen Tag zu verlegen, schlug es rund ab.

Mannichfaltigkeiten.

Eine Stunde östlich von der würtembergischen Stadt Sulz hat man mittelst des Bohrens, in einer Tiefe von mehr als 400 Fuß, ein Steinsalzlager entdeckt, das sich schon 20 Schuh mächtig gezeigt hat und dessen Ende noch nicht gefunden ist.

Wie in London der Prozeß der Mad. Lafarge zu einem Bühnenstücke benutzt worden, ist in Leipzig bereits ein dreibändiger Roman von Chowniz: »Marie Capelle« erschienen. In Paris soll eine Art Oratorium aus dem Prozesse gemacht werden.

Der Dorfztg. ist der Plan zur Begründung einer neuen deutschen Colonie in Amerika, und zwar in Michigan, zugekommen. Der Plan geht von Schwarzenberg im sächsischen Erzgebirge aus und die Briefe derer, welche Theil daran nehmen wollen, sollen mit 2 Thlr. Einlage dahin adressirt werden. Jedes Mitglied zahlt 100 Thaler zur Colonikasse ein.

(Leipzig, 23. Nov.) Der hier bestehende Kunstverein, welcher seit einiger Zeit in dem bekannten Reichelschen Garten seine Ausstellungen eingerichtet hat, erfreut sich einer regen Theilnahme Seitens aller Klassen der Bewohner. Neuerdings sind mehrere große Cartons von Gemälden Lessing's, Völkert's und Hennig's von Düsseldorf hier angelangt und aufgestellt worden.

Die dem Ibrahim Pascha in dem Treffen vom 10. Okt. abgenommene Fahne, die vom Oberst Hodges nach Konstantinopel gebracht worden war, ist auf dem Grabdenkmale des Sultans Mahmud niedergelegt. Man behauptet, es sey dies dieselbe Fahne, die zu Konieh und Nisib auf dem Zelte des ägyptischen Generalissimus wehete, und daß der Erstere sein Glück an derselben befestigt glaubte.

(Seltene Naturerscheinung.) Auf dem Agram benachbarten Gute Csarjevo, unweit von Novi-Marhof im Kreutzer Comitate, hat am 3. Nov. l. J. eine Kuh 4 lebendige und gesunde Kälber zur Welt gebracht, und zwar zwei des männlichen und zwei des weiblichen Geschlechts, wovon drei noch bis zur Stunde beim Leben sind, da ein Kalb zufälliger Weise in eine Senkgrube gefallen und dort den Tod gefunden hat. Dieses Ereigniß ist um so merkwürdiger, da eben dieselbe Kuh, welche vor 2 Jahren 2 gesunde Kälber gegeben, das darauf folgende Jahr unfruchtbar blieb, und nun dafür heuer einen so reichlichen Ersatz lieferte.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 29. November. Der Postillon von Lonjumeau komische Oper in 3 Abth., Musik von Adam.

Montag, 30. Nov. (Zum Vortheil der Dem. Lindner und zum Erstenmale): Werner, oder: Herz und Welt, bürgerliches Schauspiel in 5 Aufzügen, von Carl Gutzkow. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. C. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 335. Montag, den 30. November 1840.

Soneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

9.

Hedwig war kaum aus dem Hause ihres Oheims getreten, als auch schon Forschner zu dem ältesten der Kapelläne des Erzbischofs eilte, ihn zu seinem Herrn, dem Domscholaster, des eiligsten zu bescheiden.

Die Hast des Dieners brachte schnell den Kapellan zu dem Erwartenden. Herzlich empfing ihn der Domscholaster.

„Nicht wahr, Ihr seyd ein Schweizer?" fragte er ihn.

Der Kaplan bejahte.

„Und Ihr waret's, der einst mit dem Hochwürdigsten dem Grafen von Habsburg begegnete, als Ihr einem Kranken den letzten Trost bringen wolltet?"

„So ist es," sprach freudig bewegt der Priester. „Als er sah," fuhr er fort, „wie ich eben die Schuhe lösen wollte, um den Giesbach zu durchwaten, da schenkte er mir das Roß, daß es künftig dem Dienst der Kirche geweiht sey, und kehrte zu Fuße heim. Der so fromm und demüthig war, ist nun unser König *)."

„Gott segne ihn!" sprach gerührt der Domscholaster.

„Und Ihr," fuhr er fort, „truget durch unsern Herrn das Meiste bei, daß die Wahl auf Herrn Rudolf fiel?"

„Ich that's, weil ich es für meine Pflicht hielt, dafür nach Kräften zu wirken, daß Deutschland eines tüchtigen und frommen Herrn sich erfreue!" So sprach der Kapellan.

„Gott lohn's Euch!" war des Domscholasters Gegenrede. „Weiß das der König?"

„Er weiß es!" antwortete Jener.

„Gut; so ist er Euch verpflichtet," fuhr der Domscholaster fort. „Und darauf bau' ich eine schöne Hoffnung." Er erzählte nun dem Kapellan den ganzen Zusammenhang der Geschichte Gisbald's und des königlichen Schwurs. Er verschwieg selbst die Liebe der Tochter seines Bruders zu dem Jünglinge nicht, nicht den gränzenlosen Haß dieses selbst, und forderte ihn dann auf, ihn nach Fautzberg zu begleiten, um das Letzte zu versuchen, indem er ihm versprach, die Erlaubniß des Erzbischofs zu erwirken.

Der Kapellan stimmte augenblicklich zu, und der Domscholaster eilte, ihm die Erlaubniß zu verschaffen.

So segelte dann mit günstigem Winde am andern Morgen ein wohlverwahrter Kahn ab aus dem Hafen von Mainz gen Bingen, in dem Dreie saßen, wie einst früher, als zuerst nach Jahren wieder der Domscholaster gen Lorch fuhr. Er war es selbst, und der Kapellan und ein Herz, das fast in der Angst um den Geliebten brach, das aber, alle kindische Furcht von sich werfend, zum höchsten Heldenthum der Liebe sich erhoben hatte, nämlich, Alles geringe zu achten gegen das Eine: den Geliebten zu retten. Wie pfeilschnell auch der Kahn flog, er ging ihr zu langsam. Wie lebhaft auch die beiden Männer sprachen, sie vernahm der Worte keines; denn ihre Seele war dort auf der steilgelegenen Burg, wo Gisbald war. Wie sie auch das arme bangende Kind trösteten, sie konnten ihr keine Gewißheit geben, und so lange die fehlt, hat das Herz keinen Frieden und kann ihn eher nicht und nirgends gewinnen.

Endlich lag das Brausen des Bingerloches hinter ihnen, und auch die Stelle, wo einst der Jüngling von ihrem Vater war gerettet worden. Allmählig trat Fautzberg hervor, und bald die Landspitze, wo Sankt Clemens Kirche hernachmals erbaut wurde. Dort stand das Zelt, wo Habsburgs Fahne wehte — dort mußten sie landen.

Aber je näher sie kamen, desto furchtbarer wuchs Hedwig's Angst, desto heftiger schlug ihr Herz, desto bleicher wurde ihre Lippe und ihr Antlitz.

„Kind," rief der Domscholaster, „nimm einen Trunk Wein, Du stirbst mir ja!"

Aber sie wehrte es ab, und ihre Thränen rannen in Strömen.

Schon sah man deutlich, was um das Zelt des Königs vorging. Menschen drängten sich dort in Haufen; meistens waren es Bewaffnete, reisige Männer der Städte oder Rudolfs. Sie waren von Soneck zurück. Die muthigen Vertheidiger waren im Thurme endlich zu Gefangenen gemacht worden, aber erst, nachdem sie Alle bis zur Wehrlosigkeit verwundet worden waren. Die Flamme hatte die Burg ganz verzehrt, und Rudolf den furchtbaren Spruch gethan: **Soneck solle keine Urständ mehr sehen!**

Als man ihm die heldenmüthige Vertheidigung der drei Son-

*) Johannes von Müller erzählt nach Tschudi, daß der Priester, dem Rudolf einst sein Pferd geliehen, Kaplan des Erzbischofs von Mainz geworden, und viel zu Rudolfs Wahl beigetragen habe. Schweiz. Gesch. III. 173. Anmerk. 22.

ecker meldete, sprach er fast wehmüthig: „Schade um sie! Sie waren eines bessern Looses würdig!“

Ohne weiter die Gefangenen anzusehen, kehrte Rudolf in sein Zelt zurück und mit ihm der Walpode und die Ritter und Herren seines Gefolges. Auch die Reisigen verließen die Burg, nachdem sie reiche Beute gemacht, um die Flamme wüthen zu lassen, ehe sie das Werk der Zerstörung vollendeten. Sie führten die Gefangenen mit sich im wildesten und rohesten Triumphe.

Als die Gefangenen dem Zelte naheten, bot ihr Anblick wirklich etwas Entsetzenerregendes dar. Es war Gisbald, Johann und Kurt von Soneck, nebst Knappen und reisigen Männern, ihrer in allem noch dreizehn. Gisbald's Arm war gelähmt; doch auch der rechte hing blutend herab, denn er war von des Walpod's Schwert hart getroffen. Ueber seinem Haupte war ein tiefer Hieb. Das Blut rann über das Gesicht, daß es kaum kenntlich war; und doch ging er noch so stolz einher, als sey er der Sieger und jene die Besiegten. Auch seine Vettern waren verwundet; aber in ihnen ging das schlechte Gewissen über den männlichen Rittermuth. Es stand die Todesfurcht recht leserlich in ihren Zügen.

(Schluß folgt.)

Die Engländer in Aden.

Ein englisches Journal enthält nachstehende briefliche Schilderung eines neuen Angriffs der benachbarten Araberhorden auf die jetzt von den Engländern besetzte Feste Aden: „Wie gewöhnlich, wurden wir auch diesmal vor Tagesanbruch, Gott weiß von wie vielen jener Wilden angefallen, welche zur Zeit der Ebbe vom Festland herüber wateten, ihre Luntenflinten hoch und trocken tragend, ihre Pistolen zwischen den Zähnen, ihre Patronen in ihren Turbanen — verzweifelte Bursche, die bei Mohamed geschworen haben, uns in Aden keine Ruhe zu lassen, sondern in jedem Monate wenigstens einmal mit den verwünschten Feringis anzubinden. Dießmal jedoch fanden sie neue Brustwehren, Redouten und andere christliche Hindernisse in ihrem Weg, und nachdem sie uns zehn unserer Soldaten hors de combat gesetzt, und etwa 150 der Ihrigen verloren hatten, gaben sie den Angriff als einen schlechten Spaß auf, und überließen das Feld dem Capitän Tapp. Ich sage, etwa 150, denn die Araber trugen gute Sorge dafür, daß wir ihren Verlust nicht zählen konnten, indem sie Verwundete, Sterbende und Todte vom Kampfplatz und durch das Wasser fortschleppten, während ein Kanonenboot, ein Feldgeschütz und 300 Musketen zugleich auf sie losprasselten. Um gerecht gegen sie zu seyn, muß ich sagen: es sind recht gute Kameraden, die mit ihren Luntenflinten nur allzurichtig zielen, und verzweifelte Wagehälse, wo sie ihren Feind in das Bereich ihrer Dolche bekommen. Als ihre Hauptmacht sich über den Hügel zurückzog, um wieder an's Meer zu kommen, ward ein Haufe von 200 Abdallahs, der zu weit vorgegangen war, von uns abgeschnitten und gefangen genommen. Das war für beide Theile etwas Neues. Die Araber ertrugen es jedoch mit einem „Gott will es!“ sehr ruhig, und alle bis auf ihren Anführer setzten sich nieder. Auf gegebenes Zeichen zur Entwaffnung der Gefangenen trat ein Artillerist zu dem arabischen Anführer hinan und sagte in derbem John-Bull-Ton: „Komm, alter Junge, mit dir fangen wir an. Gib her dein Messer und deine Pistolen!“ Der Anführer, der wahrscheinlich eine höflichere Behandlung von den Feringis erwartet hatte, streckte den braunen Leib stolz in die Höhe, daß er sieben Fuß groß aussah, und wir waren neugierig, was nun folgen würde. Der Kanonier, der sich wenig um den arabischen point d'honneur kümmerte, und nur einen „trotzigen Heiden“ vor sich sah, wiederholte sein Begehren gebieterischer: „Komm, verdammt seyen deine Augen! gib deine Waffen her, alter Kerl, oder ich will es dich lehren!“ Jetzt verstand der Häuptling die Beleidigung vollkommen, und legte zornig die Hand an's Messer. Der Kanonier gab ihm eine Ohrfeige, und der Araber stieß ihm sein Messer in den Hals. Allah, il Allah! die 200 Abdallahs standen, Schwert und Dolch in der Faust, augenblicklich auf den Füßen, und stürzten sich stechend und hauend wie eben so viele losgelassene Teufel auf unsere Reihen, um ihren Anführer zu rächen. Als dieser unter Kugeln und Bajonetstichen gefallen war, machten sich die zweihundert Tiger mit seiner Leiche davon, uns die Zähne zeigend, ob wir es wagen würden, sie aufzuhalten. Die Verwundeten schleppten sie auf dem Rücken fort; nur ein schwarzbrauner Kerl, von einem Kolbenschlag betäubt, blieb auf dem Platze liegen. Das Plötzliche des Angriffs hatte uns ganz verdutzt; als wir zur Besinnung kamen, schickten wir den Fliehenden, indem sie den Hügel hinaufklitterten, eine Salve nach, dann eine zweite und dritte, denn wir waren zu fürchterlicher Wuth aufgeregt: nicht weniger als 15 todte Kameraden lagen mit abgeschnittenen Hälsen oder klaffenden Dolchwunden in der Brust zu unseren Füßen, und 35, darunter 3 Offiziere, waren verwundet, viele gräßlich. Auch unsere Kanonen sandten dem Feind ihre Kugeln nach. Wie viele, oder richtiger wie wenige von den 200 davon gekommen sind, kann ich nicht sagen, da sie keinen zurückließen, uns darüber zu berichten, den betäubten Burschen ausgenommen, der nichts davon wußte. Niemand wollte diesen kaltblütig tödten — das war christlich; Niemand wollte ihn durchsuchen — das war dumm; denn nachdem er etwa eine Stunde im Wachthaus auf gekreuzten Beinen gesessen und wahrscheinlich darüber nachgedacht, wie viele Todesarten er zur Rache für die von seinen Stammgenossen erschlagenen Feringis werde sterben müssen, sprang er plötzlich auf, und hieb mit einem Messer, das er verborgen hatte, verzweifelt um sich, so daß er nicht weniger als 20 Soldaten verwundete, bis er unter Bajonetstichen den Geist aufgab. Dieß war der „eine Gefangene“, von welchem in dem offiziellen Bulletin über dieses Gefecht zu lesen ist; unser Verlust aber wird nicht amtlich der Wahrheit gemäß bekannt gemacht, denn in diesem Falle würden die Besuche unserer arabischen Nachbarn noch häufiger werden. Wir haben hier zu Unterhaltung der Ein- und Umwohner von Aden eine arabische „Gazette“, und es thut immer gute Wirkung, wenn unsere arabischen Freunde in unseren zu ihrer Belehrung übersetzten Schlachtberichten lesen, daß wir jedesmal um das Zwei-, ja Dreifache weniger verlieren als sie. Sie in England dürfen schon die „nichtoffizielle“ Wahrheit erfahren. Ich muß leider beifügen, daß auch die Bewohner von Aden uns nichts weniger als hold sind, vielmehr es gern sehen würden, wenn ihre Nachbarn vom Festland an einem schönen Morgen von der Stadt und Festung Meister wären. Die Weiber hassen uns so herzlich wie die Männer, lassen sich zwar herab, Geschenke von uns anzunehmen, rümpfen aber doch die Nase und schelten uns „Christenhunde.“

„Was Spaziergänge im Mondschein, Serenaden und dergleichen orientalische Romantik betrifft, so ist das der gefährlichste Geschmack, dem man in Aden nachhängen kann. Schon eine Wanderung durch den Bazar am Abend ist sehr gefährlich."

Börne's Leben, von Karl Gutzkow.

Börne ist ein Charakter, an dem wenigstens schon jetzt die Jugend unverholen tieferes Interesse nimmt, als man von einem, der im Leben durch das Jahrhundert in den Vorgrund der Parteien gedrängt wurde, vermuthen möchte. Aber die Jugend, in der Börne, wie alle großen Männer, die Zukunft des Vaterlandes erblickte, liebt es, das Edle und Freie zu erforschen, und läßt sich nicht täuschen von den kleinen Zufälligkeiten, die einem Charakter anfliegen, der im Kampfe mit den Menschen für die Menschheit fällt. Es klingt fast kleinlich, wenn man sich fortwährend verwahrt, man wolle den thatsächlichen Raisonnements des ungestümen Mannes nicht beipflichten, wenn man auch geneigt sey, seinen Namen einzuschreiben in das Gedächtniß der Nation; aber es hält schwer, schon jetzt über einen edlen Todten ein edles Wort zu sagen, ich meine ein Wort, das der Wahrheit in jeder Hinsicht die Ehre giebt, wenn dieser Todte überall noch, hier von den Regierungen, dort von den Parteien, als ein Stein des Anstoßes angesehen wird, als ein Name, der durch jede Feier leicht eine praktische Bedeutsamkeit erhalten könne. Indeß jene sind überall mild und tolerant und vor allen Dingen versöhnlich geworden, während sich diese der Ehrerbietung vor dem gefallenen Helden nicht entschlagen können, dem Einzigen vielleicht von Vielen, die schrieben und starben, welcher auf seinem Schilde zu Grabe getragen wurde; und somit war denn allerdings die Zeit vorhanden, über einen großen, edlen Geist ein großes, edles Wort zu sagen. Das konnte aber nicht wohl geschehen, ohne diesem bewegten Leben in seinen tiefsten Beziehungen nachzuspüren und es von der Wiege bis zum Grabe zu verfolgen. Daher Börne's Leben, von Karl Gutzkow. Wir glauben, daß sich diese Biographie an Ernst, Würde und heiliger Gluth, an Allgemeinem und Besonderem, kurz, an jenen Eigenschaften, die eine Biographie über ihre Unmittelbarkeit erheben, mit dem Besten im biographischen Fache messen kann. Es gehörte die ganze Feinheit Gutzkow'scher Darstellungsweise und die ganze Feinheit Gutzkow'schen Scharfsinns dazu, um von einem ihm persönlich Unbekannten, dessen Charakter nur von Augenzeugen, aus Ueberlieferungen und aus seinen freilich sehr klaren Werken geschöpft werden konnte, ein so lebendiges und denen, die dem Verstorbenen näher standen, aus der Seele geschriebenes Bild zu entwerfen, dessen Hintergrund weder Partei noch Parteivorurtheile sind, sondern Philosophie, Geschichte und Kritik, ein Hintergrund, den die Liebe zu warmem Leben verklärt. Wenn der Referent dieses Herrn Heine in der Eleganten Zeitung zu erklären und zu entschuldigen versuchte, so erinnert er diejenigen, die nicht genug Schimpf und Schmach auf jenen herabbeschwören können, nur daran, daß Männer, die solche Biographen finden, wie Gutzkow, Biographen, die ihren moralischen Werth in ihren Werken an den Tag legen, der Nachwelt gegenüber dem Spott und der Satyre überhoben seyn werden, die ein moderner Aristophanes über sie verhängte und die nur deßhalb einigen Nachdruck erhalten, weil man nicht genug Worte über sie machen zu können glaubt, zum Besten eines Todten, der hoch über dem kleinen Gewirre der Persönlichkeiten, der Genrebilder und der Medisance steht. Karl Gutzkow ist in dieser Hinsicht mit seinem Leben Börne's gerade zu rechter Zeit in die Literatur eingetreten. Mögen sich nun auch die allzu persönlichen Freunde Börnes beruhigen; denn es steht zu erwarten, daß, wenn man nach hundert Jahren Heine lesen wird, Gutzkow's Buch nicht minder auf jene Unsterblichkeit Anspruch machen kann, die dem Wahren und Schönen stets zu Theil werden wird, wäre nicht Börne schon aus seinem Leben, seinem Wirken und seinen Werken als Charakter gerechtfertigt.

—m.

Korrespondenz.

Berlin, 23. Nov.

Neue soziale Zustände, Theater, Gasthöfe.

Während in vieler Beziehung schon Wahres und Halbwahres viel von den Veränderungen gesprochen und geschrieben worden ist, die sich unter der neuen Regierung in Beziehung auf die Politik, die Administration und die Wissenschaften zugetragen haben oder noch zu erwarten sind, ist noch wenig über das gesprochen worden, was wir an Veränderungen in geselliger Beziehung zu erwarten haben. Ganz besonders für die höhere Welt geht der Gang der Vergnügungen und die Richtung der Unterhaltung in einer Residenz von oben herab aus, und die persönlichen Neigungen und der Sinn des Monarchen üben nicht minder im Bereich der geselligen Freuden, wie im Ernste des Staats- und Geschäftslebens ihren Einfluß auf das Ganze aus. Es war somit manche Veränderung in geselliger Beziehung schon darum zu erwarten, weil an die Stelle eines greisen Königs ein Monarch im kräftigen Alter seines Lebens getreten ist, dem eine jetzt sich wieder der vollkommenen Gesundheit erfreuende Königin zur Seite steht. Doch würde man sich, wenn man die Sache von diesem Standpunkt aus allein betrachtete, leicht irren; denn in Beziehung auf die Hoffeste behielt der hochselige König unausgesetzt, auch während des letzten Winters seines Lebens, die frühere Art und Weise, den Hof zu repräsentiren, bei. Obgleich er niemals ein Freund des Spiels und schon seit dreißig Jahren kein Theilnehmer des Tanzes war, auch selbst bei großer Vorliebe für einzelne Speisen, und namentlich für Früchte, wie sie die Jahreszeit bot, niemals den eigentlichen Tafelfreuden fröhnte, sondern gern schnell servirt und die Sache bald abgethan sah, so fehlte es dennoch nicht in seinem Palais oder in dem, demselben zunächst belegenen Prinzessin-Palais (der Wohnung der Fürstin Liegnitz) an größeren und kleineren Diners, Dejeuners, Dinatoires, Danssants, Bällen und Konzerten. Bei allen diesen Festen war der sonst so ernste König nicht allein stets sehr heiter, sondern auch für die Zufriedenheit und das Vergnügen aller seiner Gäste besorgt und es herrschte immer neben allen nöthigen Formen eine gern gesehene Fröhlichkeit bei diesen Hoffesten. Allgemein ist es bekannt, daß der hochselige König ein besonderer Beschützer des Schauspiels und des Ballets war. Vorzüglich aber sah er für seine Person gern die Darstellungen der komischen Muse, und so fand denn auch, wenn es auch nicht klar ausgesprochen war, die sekundäre Bühne, die der Königsstadt, ihren Protector in ihm. Was diese verschiedenen Beziehungen anbetrifft, so wird erst die nun herannahende Zeit der Winter-Hoffeste uns davon belehren, in wie weit die Gegenwart der Vergangenheit auch hierin entweder vorgezogen oder gleich gesetzt werden wird. Es ist nicht zu läugnen, daß gerade auch hier von den damit beauftragten hohen Hofchargen und deren Individualität viel abhängt. Die Ultra-Theaterfreunde lebten in nicht geringer Besorgniß, daß der Tod Friedrich Wilhelm's III. ihrem Vergnügen einen bedeutenden Abbruch thun würde, und unter der Unzahl von Anecdoten, die man in der ersten Regierungszeit des jetzigen Monarchen rezitirte, waren auch einige, die auf eine sehr geringe Theilnahme desselben an den Vergnügen des Theaters hätten schließen lassen. Es scheinen sich aber diese Aeußerungen, wenn sie anders wirklich gemacht worden sind, nur auf die Trauerzeit bezogen zu haben; denn im Ganzen sind bis jetzt wenige oder gar keine Veränderun-

gen im Tempel der Musen und mit ihren Jüngern vorgenommen worden. Die eminentesten Talente gehören ihm nach wie vor an und auch unsere gefeierte, sehr gern gehörte Löwe bleibt, nach den neuesten Nachrichten, die Unsrige. Auch der Bühne in der Königsstadt schrint der ihr so nöthige Anziehungspunkt nicht entzogen, ohne den sie nächst Beckmann's Wirken unter der beibehaltenen Leitung schwerlich bestehen würde. — Was die Vergnügungen der mittleren Stände betrifft, so eröffnet sich ihnen, nächst dem Theater, wieder jetzt das in Beziehung auf die äußere Ausstattung in seiner Art merkwürdige Colosseum, dessen eigentliche Gesellschaft jedoch nur von der höhern und gebildetern Welt, namentlich von Seiten der Damen nur von den Balkons herab, beobachtet wird. Sehr gern gesehen, ja bewundert wurden die Vorstellungen des Sennor Averino. Derselbe hat uns aber verlassen, um einem Rufe nach Kopenhagen und Petersburg zu folgen. — Unsere Gasthöfe erster Klasse fangen nach und nach an, den Anforderungen mehr zu entsprechen und sich nach der Frankfurter Schule einzurichten. Ganz besonders zieht die brillante Einrichtung und vortreffliche Wirthstafel des Hotels vom »Könige von Portugal« durch seinen sehr gewandten jungen und neuen Wirth ein größeres Publikum an sich. Das Hotel »de l'Europe« ist ebenfalls sehr elegant und bequem eingerichtet und der »Rheinische Hof«, der kürzlich erst eröffnet worden ist, ist in einem großartigen Maßstabe angelegt und verspricht ebenfalls in die Reihe der besten Hotels zu treten.

Literatur.

Dorsche Haddoroth, oder Entwickelungsgeschichte des mosaischen Ritualgesetzes. Von Dr. M. Creizenach. Frankfurt, Andreä'sche Buchhandlung, 1840.

Der gelehrte Verfasser, der als theologischer Schriftsteller, wie als Prediger, seit vielen Jahren es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Judenthum mit der unter den Israeliten rasch fortschreitenden Civilisation in Einklang zu bringen, hat in dem Werke »Tharing« durch Gegeneinanderstellung der thalmudischen Deutung der Bibelstellen, aus welchen die angeblichen 613 Gebote und Verbote hergeleitet werden, mit der wortgetreuen Uebersetzung derselben dem denkenden Laien den Weg zur Prüfung der biblischen Begründung des thalmudischen Judenthums gezeigt; in seinem »Schurath Haddin« hat er versucht, denjenigen Rabbinen und Religionslehrern, welche den Thalmud als religiöse Autorität nicht verwerfen wollen oder können, die Methode anzudeuten, wie man, das Verfahren der Thalmudisten zur Norm nehmend, bedeutende Erleichterungen in das israelitisch-religiöse Leben einführen könne; in dem vorliegenden Werke gibt uns nun der Verfasser — was wir noch nicht besitzen — eine Entwickelungsgeschichte des jetzigen Judenthums von den frühesten Zeiten bis auf den Schluß des Thalmud's. Der Verfasser hat sich dabei auf den Standpunkt des buchstabengläubigen Supernaturalismus gestellt und den ganzen Pentateuch als von Moses durch göttliche Inspiration niedergeschrieben betrachtet. Mit großer Gelehrsamkeit hat der Verfasser die Quellen benützt, dieselben mit denkendem Geiste durchforscht und in einer edel-populären Darstellung den Gang gezeichnet, den das Judenthum, besonders seit dem Exil, unter der Hand der Schriftgelehrten genommen, welcher Mittel sich dieselben bedient haben, um ihren Satzungen nach der Zerstreuung der Juden Eingang zu verschaffen und welchen Einfluß die äußern Umstände dabei ausgeübt haben. Da das rabbinische Judenthum ein im Laufe der Zeit Gewordenes ist und seine jetzige Gestalt erst nach und nach, in einem Zeitraume von mehr als achtzehn Jahrhunderten, erlangt hat, so gibt es kein wirksameres Mittel, dem Laien die Augen zu öffnen und ihn Menschensatzungen und zeitliche Anordnungen von den ewigen Grundlagen unterschieden zu lehren, als die Religionsgeschichte vor ihm aufzurollen, und ihm zu zeigen, auf welche Weise der hohe Gottesgedanke von den Menschen in das irdische Leben eingeführt und endlich bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde. Der unbefangene Leser wird dann dem beistimmen, was der Verfasser in der Vorrede sagt: »Es ist dahin gekommen, daß der Thalmud die jüdische Religion in den tiefsten und schmählichsten Verfall bringen muß, wenn nicht alle jüdischen Volkslehrer laut erklären, daß sie ihn wohl zweckmäßig benützen wollen, aber seine Satzungen für blos menschliche halten, die der Prüfung und Aenderung unterworfen sind.« — Möge das Werk in einem weiten Kreise von Lehrern das Gute stiften, das der achtungswürdige Verfasser bezweckte.

Dr. M. Heß.

Des Deutschen Tracht.

Wir tragen zwar Röcke vom Engelsmann
Und Höschen gemacht für den gallischen Hahn;
Doch tragen wir auch ein Herz im Leib,
Das schlägt noch treu für Ehre und Weib.
Wir tragen nicht Schild und Panzer mehr,
Und dennoch schreiten wir fest einher;
Wir tragen die Kraft in unserm Schwert,
Wie's uns der alte Herrmann gelehrt,
Wir tragen auch scheckige Farben am Kleid,
Wie's unsere scheckigen Nachbarn freut:
Doch brauset das Blut in uns noch so roth,
Wie wir es getragen zu Varus Tod.
Und tragen wir fremd Geschmeide noch,
So tragen wir doch kein fremdes Joch;
Denn frei und selber der Teutsche steht;
So in der Schlacht, so bei dem Gebet!
Wir tragen wohl Hütchen zierlich gemacht,
Wie fremde Laune sie eben erdacht;
Doch reizt uns fremde Laune zur Wuth,
Dann tragen wir Alle nur Einen Hut!

L. Schr.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Ein Ereigniß, welches das ungetheilte Interesse des Publikums beschäftigte, ist, wie man hört, zur allgemeinen Zufriedenheit beseitigt worden. Dem. Sophie Löwe war nämlich bei dem nahe bevorstehenden Ablaufe ihres Contracts mit der Theater-Intendantur wegen ihres ungewöhnlich hohen Gehalts in Zwiespalt gerathen, der nunmehr dadurch ausgeglichen, daß ihre Gage zwar auf dem Etat der königl. Oper reducirt, ihr dagegen aus der königl. Chatulle eine besondere Zulage von 2000 Rthr. als Kammer-Sängerin gewährt worden ist. Wenn somit diese Künstlerin auch das für hiesige Verhältnisse sehr starke Einkommen von ungefähr 6000 Rthr. hat, so bleibt auf der anderen Seite nicht zu läugnen, daß sie, ohngeachtet aller tadelnden Kritik, doch im hohen Grade fashionable ist, stets volle Häuser macht und daher gute Theater-Einnahmen herbeiführt, welche die Gage ausreichend decken. Schließlich wollen wir der ersten Aufführung der »Belagerung von Grüneberg«, von Raupach, Erwähnung thun; da dem Dichter bei seinen letzten Werken schon Aehnliches begegnet ist, und er immer wieder mit neuen Productionen auftritt, so schrint origineller Weise ein für das Publikum allerdings lästiges Privilegium zum Grunde zu liegen. (H. C.)

Heute, Montag den 30. Nov., wird die fünfte literarische Vorlesung des Hrn. v. Suzor gehalten werden.

Theater-Anzeige.

Montag, 30. Nov. (Zum Vortheil d.r Dem. Lindner und zum Erstenmale): Werner, oder: Herz und Welt, bürgerliches Schauspiel in 5 Aufzügen, von Carl Gutzkow. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 336. Dienstag, den 1. December 1840.

Ein Blümchen auf K. v. Rotteck's Grab.

Edler Mann, auch du bist hingegangen,
Wo das Leben nimmer wiederkehrt;
Doch dein Namen lebt in deutschen Herzen,
Und für alle Zeit, was du gelehrt.
Wenn sich zu dem Aug' die Thräne dränget,
Gilt sie nicht dem wahnerschaffnen Glanz —
Gilt sie einem Freund der Menschenrechte,
Einem Freunde unsres Vaterlands.

Habt die Trauerkunde Ihr vernommen?
Unser bied're Rotteck ist nicht mehr.
Ehrt den Todten nur durch Eure Thaten,
Und gelobet, deutsch zu seyn, wie Er!
Alles, Alles, was er that und dachte,
Seines reichen Lebens schönste Zeit,
Was als Opfer er nur bieten konnte,
Hat er seinem Vaterland geweiht.

Kleine Gabe bring' ich, edler Todter,
Wie sie bietet noch der erste Schmerz;
Nicht der langen Klage reiche Worte
Hat das schwere, leiderfüllte Herz,
Das in guten wie in bösen Tagen
Nie von deiner treuen Mahnung wankt;
Eingedenk schon längst entschwund'ner Jahre,
Dir noch heute Vieles, Vieles dankt!

H. Ludewig.

Soneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Eben als die Flamme aus Soncks Mauern schlug, läutete in Lorch das Todtenglöcklein. Es galt dem alten Landmarschall von Waldeck von Soneck, dem Vater Johann's und Kurt's, dem Großvater Gisbald's. Der Schlag hatte ihn getroffen bei diesem Anblick. Er war bei dem Könige gewesen und hatte knieend gefleht um Gnade für seine Söhne; aber der König hatte geantwortet:

„Hättet Ihr als Vater Eure Pflicht gethan, nimmer würden Eure Söhne Räuber geworden seyn, nimmer Euern Stamm und Namen befleckt haben. Nun aber hemmet nicht den Weg der Gerechtigkeit! Lasset die Räuber ihren verdienten Lohn ärnten; denn es sind keine Ritter, sondern die lasterhaftesten Diebe und Räuber, welche die Armen mit Gewalt unterdrückten, den Frieden gewaltsam brachen und die geheiligten Rechte des Reichs mit Füßen traten. Der wahre Adel hält Treu' und Glauben, pflegt der Tugend, liebt Gerechtigkeit, beleidigt Niemanden, fügt keinem Unrecht zu. Wer wahrhaftig adelig ist, vertheidigt die Gerechtigkeit bis zum letzten Blutstropfen. Er macht sich keines Diebstahls schuldig, nimmt nicht Theil am Raube. Sparet also Eure Worte, wenn Ihr ein Ritter seyd, und höret auf, für die Räuber zu bitten, die Eure Söhne nicht mehr sind, die, und wären sie auch Grafen und Herzöge, so wahr ich Richter bin, der Strafe nicht entgehen sollen, die sie verdienen. Keinem Ritter ist es anständig, die Armen gewaltsam zu unterdrücken, sondern es ist seine Pflicht, sie auf alle Art zu schützen. So ist es meine Pflicht, und ich will sie erfüllen, indem ich die Räuber strafe!"

Da wankte der Greis hinaus, getroffen von der Macht dieses Wortes, und eilte hinüber nach Lorch, wo ihn der Tod ereilte. Aber das Volk rief ein jubelnd Hoch dem Könige, der Recht und Gerechtigkeit handhabte.

Das erzählte man dem erbleichenden Domscholaster, und Hedwig war nahe daran, eine Leiche zu werden.

„Muth! Muth!" rief der Kapellan. „Vertrauet Gott!" Er zog sie zum Zelte und drängte die Umstehenden weg. Als sie dem Zelteingange sich naheten, sah sie der Walpode, der unfern des Königs stand, der eben Gericht hielt über die Gefangenen.

Auch Bodo trat an ihre Seite, als er sie sah, denn er war auch eben angekommen, um das Letzte zu versuchen.

„Was wollen die Priester und die Jungfrau dort?" fragte der König, und ein Ritter eilte hinweg, sie zu befragen. Aber der Kapellan schritt herein in das Zelt, und die Uebrigen folgten.

„Gott segne Euch, Herr König!" sprach der Kapellan, und Rudolf entblößte sein kahles Haupt. „Als ich Euch vor Jahren zum ersten Male grüßte," sprach er, „da war es in den Bergen meiner und Eurer Heimath. Ihr beugtet Euch damals

genheit gehabt, habe ich mich immer mehr in der Idee bestärkt gefunden, in Ihnen einen Mann zu besitzen, der mir dereinst durch seinen Biedersinn, richtige Beurtheilung, natürlichen Verstand, festen Charakter, und die erprobteste Rechtschaffenheit ganz vorzügliche Dienste zu leisten im Stande seyn wird. Mit Recht setze ich nun mein ganzes Vertrauen auf Sie, und zwar aus oben angeführten Gründen. Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können und um nicht befürchten zu müssen, bei aller Vorsicht, von unredlichen Menschen hintergangen zu werden; ihm muß daher ein jeder guter Rath, sobald er redlich gemeint, willkommen seyn. Diesen guten Rath nun erwarte ich aber vorzüglich von Ihnen und zwar abermals aus oben angeführten Ursachen. Ich bitte Sie daher, bleiben Sie immer mein Freund, so wie Sie es bis jetzt gewesen, verändern Sie nicht Ihre Art gegen mich zu denken und seyn Sie überzeugt, daß ich immer derselbe bin, mag sich auch mein Titel verändern, wie er will. In meiner künftigen Lage brauche ich einen wahren Freund und Rathgeber, mehr als jeder andere. Nichts ist aber alsdann schwerer, als einen solchen zu finden. Wie oft und wie vielfältig haben sich nicht hierin manche gute Herren geirrt, und wie unglücklich sind nicht öfters ihre Wahlen dabei ausgefallen. Dies kann bei Ihnen nicht der Fall seyn; ich kenne Sie zu gut, und bin daher meiner Sache gewiß. Allein erlauben Sie mir eine Frage. Werden Sie auch immer so bleiben, wie Sie jetzt sind? — immer so denken, so handeln? — O thun Sie dieß, lassen Sie sich durch nichts verblenden, bleiben Sie immer auf dem graden Wege, lassen Sie sich weder durch falsche Ehrbegierde, noch durch Eigennutz verblenden, lassen Sie sich nicht durch falsches Einreden und unrichtige Vorspiegelungen überlisten! Meiden Sie die Parteilichkeit und handeln Sie beständig nach Ihrer innern Ueberzeugung, das heißt, nach Pflicht und Gewissen. Meinen Sie nicht, wenn Sie dieses lesen, als ob ich den geringsten Argwohn hätte, daß Sie auf diese Abwege gerathen könnten. Nein, wahrlich nicht; ich halte es bei Ihnen für unmöglich; allein die Erfahrung lehrt nur allzusehr, wie die besten Menschen, wenn sie bis zu einer gewissen Stufe gekommen, oft schwindlich geworden und gar nicht mehr die nämlichen geblieben. Wenn Ihnen also gleich Ihre innere Ueberzeugung die Unmöglichkeit einer solchen Veränderung bei Ihnen versichert, so verabsäumen Sie demohnerachtet nicht, Ihre Handlungen nach jenem Probirstein zu prüfen, und denken Sie immer daran, daß Sie Mensch sind, also fehlen können. Daß Sie Menschenkenntniß besitzen, das heißt, daß Sie selbige nach ihren Handlungen, ihrem Thun und Lassen richtig zu beurtheilen vermögen, dieses habe ich bei Ihnen zu prüfen Gelegenheit gehabt. Auch hierin müssen Sie mir also inskünftige beistehen. Niemand irrt sich mehr in Beurtheilung der Menschen, als ein Fürst, und dieses ist ganz natürlich, denn Jedermann ist beeifert und gewohnt, sich selbst in dem besten Lichte vorzustellen, seine Höcker und Fehler weislich zu verbergen und immer im Angesicht des Fürsten anders zu erscheinen, als er wirklich ist, und zwar so, wie er seine Absichten am besten erreichen zu können glaubt. Man lernt sehr bald die Launen und Lieblings-Neigungen eines Fürsten kennen, und alsdann wird es dem gewitzigten Menschenkenner nicht schwer, seine Maske, in welcher er erscheinen will, darnach zu formen. Von Ihnen also erwarte ich, daß Sie sich ohne Geräusch und ohne besondere Absichten merken zu lassen, nach braven, rechtschaffenen und einsichtsvollen Männern umsehen und zu prüfen bemüht sind, wie und auf was für Art man sie besser zu brauchen oder zu belohnen im Stande wäre. Sodann haben Sie sich gleichfalls zu bemühen, die öffentliche Meinung, so man gegen mich und meine Anstalten und Absichten hegt, auszuforschen, die Urtheile, die man darüber fällt, zu prüfen, und, wenn sie Ihnen richtig zu seyn scheinen, darüber im Vertrauen mit solchen Personen zu sprechen, von denen Sie glauben, daß sie unparteiisch reden werden, und die Sache aus dem rechten Gesichtspunkt zu beurtheilen im Stande sind. Nun haben aber alle Dinge eine gute und eine böse Seite, es muß also nur abgewogen werden, ob das Gute oder das Böse derselben das Uebergewicht behält, um im ersteren Fall es zur Ausführung zu bringen, im letzteren es zu unterlassen. An schiefe und unrichtige Beurtheilungen, an denen es nie fehlt, darf man sich nicht stoßen, am wenigsten, wenn solche von Personen kommen, die keine richtige Einsicht der Sache haben, oder die etwa partheiisch, oder sonst eine Absicht dabei haben mögen, oder wohl gar nur urtheilen, um zu urtheilen, um sich ein gewisses wichtiges und gescheutes Ansehen zu geben. An solche Urtheile, sage ich, hat man sich nicht zu stoßen, oder man bringt nichts zur Ausführung und gelangt nicht zu dem Zwecke, den man sich vorgenommen, denn solche Urtheile sind unausbleiblich. Man handle also nur nach innerer Ueberzeugung und nach Recht und Gerechtigkeit, so wird sich zuletzt Alles fügen. Wenn Sie nun solche Dinge ausgeforscht, so erwarte ich von Ihrem Biedersinn, daß Sie mir selbige bei Gelegenheit vorhalten und mir Ihre Meinung darüber zu erkennen geben. Ich werde gewiß nie die gute Absicht hierbei verkennen, vielmehr bemüht seyn, davon Gebrauch zu machen. Nun noch ein wichtiger Gegenstand, bei dem ich Sie zu gebrauchen Willens bin. Nach vielem Hin- und Hersinnen und nach meiner innern Ueberzeugung weiß ich kein besseres Mittel, um die Zerrüttung in den Finanzen wieder herzustellen, und ein auf Ordnung ruhendes festes System der Staatsverwaltung einzuführen, als wenn ich die erfahrensten und geschicktesten Staatsmänner anhero berufe und eine Commission niedersetze, welche alle Branchen der innern Staatsverfassung durchgehe und prüfe, um sodann die Mittel zu deren Verbesserung und zu Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche ausfindig zu machen, mir selbige sodann vorlegen zu lassen, selbst zu untersuchen und dasjenige, was ich für richtig und anwendbar finde, einzuführen. Bei dieser Untersuchungs-Commission nun ist es von der allergrößten Wichtigkeit, daß bei den Mitgliedern derselben die größte Einigkeit herrsche, daß sich keine Partheilichkeit hinein mische, und daß einzig und allein das Wohl und das Beste des Staats sie leite und als der Zweck ihrer Zusammenberufung ihnen beständig vor Augen bleibe. Nun aber lehrt leider die Erfahrung, daß talentvolle Männer selten miteinander harmoniren, woraus denn wie natürlich gar viel Uebles und Nachtheiliges entsteht. Der gute Zweck wird vergessen und die Caprice der einzelnen Mitglieder verdirbt das Ganze und hat die übelsten Folgen. Da nun aber bei einem Gegenstande von so großer Wichtigkeit dergleichen Capricen mehr als irgendwo anders vermieden werden müssen, und, um einen so guten Zweck zu erreichen, alles ins Werk zu setzen ist, weshalb alle Nebenbeschäftigungen, so dem wahren Zweck entgegenstehen, zu entfernen sind, um das Bestreben sämmtlicher Mitglieder nur auf den einen vorbenannten Punkt zu vereinigen, so halte ich eine Mittelsperson hierbei für höchst nothwendig. Zu einer solchen Mittelsperson aber schickt sich keiner so gut wie

Sie. Sie besitzen ganz den Charakter und den Humor, der hierzu erforderlich ist, daher auch meine Wahl sogleich auf Sie gefallen, und werden Sie Folgendes dabei beobachten. Bei allen Konferenzen haben Sie zugegen zu seyn, um au fait der Verhandlungen zu seyn und mir davon im Kurzen rapportiren zu können. Sie kennen meine Denkungsart; sollten Sie daher bemerken, daß man hier oder da zu weit ginge, oder die gute Absicht, die ich dabei habe, verfehlt würde, oder auch Beschlüsse abgefaßt würden, die Sie Ihrer innern Ueberzeugung nach für unrecht hielten, so können Sie Ihre Meinung über einen solchen Gegenstand denen übrigen mittheilen. Kann man Sie nicht durch Beweise von der richtigen Procedur überführen, so haben Sie darauf anzutragen, mir die Sache zur Entscheidung vorzulegen, nochmals aber mit gescheuten Männern darüber zu sprechen und mir deren Urtheil zu hinterbringen. Sollten Sie Uneinigkeit, heimlichen Haß oder Caprice unter den Mitgliedern entdecken, so sind Sie berechtigt, sie in meinem Namen auf den Zweck ihrer Zusammenberufung aufmerksam zu machen und dahin zurückzuführen, die Gemüther zu beruhigen und sie zu vereinigen zu suchen. Ihr richtiger gerader Verstand, gute Beurtheilung und Kaltblütigkeit werden Ihnen hiezu die besten Mittel an die Hand geben, und besitzen Sie auch hierzu die erforderliche ungekünstelte Beredtsamkeit. Aus allem diesen werden Sie ersehen, daß Sie einen großen Geschäftskreis inskünftige werden zu besorgen haben. Bleiben Sie daher immer der nämliche redliche Mann, der Sie bisher gewesen, und geben Sie mir allezeit guten Rath als ein ehrlicher Mann. Meinerseits haben Sie sich alsdann der vollkommensten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu versichern und andererseits haben Sie zu bedenken, daß Sie mich nicht allein persönlich verbinden, sondern daß ich Sie gewissermaßen im Namen des Staats auffordere, wirksam für selbigen zu seyn, und daß Sie alsdann dereinst die süße Ueberzeugung und Beruhigung behalten werden, nicht wenig zum Wohl und Besten des Ganzen mitgewirkt und dadurch den Dank jedes wohldenkenden Patrioten verdient zu haben. Für einen Mann von wahrer Ehre und Ambition kann wohl keine süßere Belohnung seyn.

Uebergeben den 16. November 1797.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

Korrespondenz.

Mainz, 29. Nov.

Die Konkurrenz der Bewerber um Messer's Stelle bei der hiesigen Liedertafel vermehrt sich täglich. Nach einigen erfolglosen Versuchen verschiedener Personen, die wieder abgereis't sind, befinden sich gegenwärtig drei Bewerber hier, die, wie man sagt, Hoffnung haben, die Stelle zu erhalten, oder doch bei ihren Bemühungen kräftig unterstützt werden. Es sind die Herren Eschborn und Esser von Mannheim und Hr. Schmitz von Barmen. Die Liedertafel übereilt sich nicht und zwar, wie es uns dünkt, mit Recht. Ein Direktor, wie Messer, ist nicht leicht zu ersetzen und wenn eine Wahl getroffen ist, so läßt sie sich nicht wieder ungeschehen machen. Man erwartet in Kürze noch einige sehr befähigte Subjekte, die ihre baldige Hieherkunft gemeldet haben sollen. — Gestern wurde auf der hiesigen Bühne die »Normae von Bellini aufgeführt. Hr. Steiner trat als Sever auf und erhielt wieder großen Beifall. Musikkenner wollen jedoch behaupten, italienische Musik sage seiner Stimme weniger zu, als deutsche. Mad. Michaelesi (Norma) und Mad. Schumann (Adalgisa) waren sehr brav, ebenso die Chöre und das Orchester. Steiner trat zwar noch als Gast auf, soll aber engagirt seyn.

Mannichfaltigkeiten.

(Halle, 21. Nov.) Dr. Förstemann ist, 44 Jahre alt, gestorben. Unter seine Lieblingspläne gehörte die Herausgabe eines umfassenden Urkundenwerkes aus dem Reformations-Zeitalter, für welches Förstemann seit Jahren gesammelt, und zu dessen Veröffentlichung ihm Se. Maj. der jetzt regierende König durch Bewilligung einer bedeutenden Unterstützung die Möglichkeit eröffnet hatte.

(Lyon, 23. Nov.) Zu der Wassernoth kommt noch eine neue Landplage, die Ratten, welche aus allen Magazinen und zusammengestürzten Häusern in die stehengebliebenen sich flüchteten, und hier in Kleidern und allem Zernagbaren hausen. Die Halsübel greifen bereits epidemisch um sich; auch spricht man von Blattern. Nervenfieber möchten sich erst im Frühjahre als Epidemie zeigen. Wir erwarten mit Angst das Ende des Monats, wo die Protestationen gegen Wechselzahlung regnen werden. In dem allen liegt freilich eine Mahnung zum Frieden, aber eine sehr schlimme Zukunft für die inneren Zustände. Ohne Ausnahme gehört in Frankreich fast Jeder, der sein Vermögen verloren hat, zur Opposition.

(Alsfeld, im Nov.) Im hiesigen Wochenblatte wird eine kreisräthliche Bekanntmachung, die Förderung des Vereins zur Verbesserung des Zustandes der Israeliten betr., publizirt.

Der berühmteste Veteran unter den dramatischen Sängern Deutschlands, und der namentlich auch als unübertroffener Liedersänger in Aller Erinnerung lebende Vogel ist in Wien im 72sten Lebensjahre gestorben. — Die Stelle eines Hofburgtheater-Direktors ist bis jetzt noch nicht vergeben, und wird wahrscheinlich wieder vom kaiserl. Oberstkämmerer, Grafen Czernin, übernommen werden.

(Vom Rhein, 28. Nov.) Es gibt kein gutes Gedicht, das nicht auch seine Parodie fände (denn die schlechten sind eben gemischt von Kehrseite und rechter Seite), und daher kann es nicht auffallen, daß Becker's Lied seine witzige Parodie fand. Die Darmstädter lassen schon eine Zeit lang ihren Humor beim guten Schoppen aus, und da der linksrheinische Wolf absolut die rechte Rheinseite behauptet, und mehrere Jäger seiner nicht habhaft werden können, so sang ein witziger Kopf:

»Sie sollen ihn nicht haben,
Den Wolf im Forcher Wald'e

Das ganze Gedicht soll eine Persiflage der Jäger seyn, und so ist zu hoffen, daß sie ihn bald erwischen mögen, denn was die 50 fl. Schußgeld nicht thun konnten, thut der Witz. (Rhein- u. Moselz.) (Andern Nachrichten zufolge hat man im Odenwalde einen großen Metzgerhund, statt des vermeintlichen Unthiers, gejagt und erlegt.)

Theater-Anzeige.

Dienstag, 1. Dez. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abtheilungen, Musik von Auber.

Redakteur: J. C. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 337. Mittwoch, den 2. December 1840.

Mister Snow und Master Hay.

Ein Capriccio.

Der uns in form und weiß, als es ihm gut bedunckt, schafft wie ein hafner sein geschirrimo.

Fischart's affentheurliche, naupengeheurliche Geschichtklitterung ꝛc.

Als ich vor einigen Jahren die Schweiz bereis'te, mußte ich, eines plötzlichen Schneefalles wegen, mehrere Tage auf der Wengeri-Alp verweilen.

Das Wirthshaus auf dieser Alp, der majestätischen Jungfrau gegenüber, zählte damals vier oder fünf zusammengetriebene Reisende, die, verschiedenen Ländern angehörig, sich die Langeweile auf verschiedene Weise vertrieben. Wir alle sehnten uns nach dem Anblick der Jungfrau, aber diese blieb spröde, hüllte sich in ihren Nebelschleier und setzte ihre Dormeuse von Wolken immer tiefer in's Gesicht.

Das Fremdenbuch hatten wir schon durchphilosophirt, verbessert und vermehrt, im Domino-, Mühlen- und Damenspiel wechselseitigen Unterricht ertheilt, auf einem alten Alphorn aus dem Fenster getutet, den regenschirmbewaffneten Sennen zugeschaut, wie sie ihr brüllendes Vieh bergab trieben, und manchen Schuß aus des Hausknechts Katzenkopf gethan, dessen Knall den Donner der Gebirge weithin weckte und durch die Einsamkeit unheimliche Kunde von der verhüllten Riesen Nachbarschaft gab.

Am meisten schien indeß ein Engländer an Langeweile zu leiden. Mr. Lillywhite, so nannte ihn das Fremdenbuch, schlief bis elf Uhr und beschäftigte sich mit seiner Toilette bis um Eins; bis zwei Uhr frühstückte er, dann aber kam er zu uns herab, schürte das Kaminfeuer, setzte sich einen Stuhl zurecht, schlug den rechten über den linken Fuß, steckte beide Daumen in die Armlöcher der Weste und sah nun in die Flammen. Um drei Uhr wechselte er mit der Lage der Füße, und legte den linken über den rechten; so blieb es bis vier Uhr, dann wechselte er wieder und ruhte bis um Fünf, wo dinirt wurde. Nach Tisch ging er hinauf, rannte eine Stunde lang in seiner Zelle herum, kam dann wieder herab, bereitete sich eine Bowle Punsch, die bis Abends elf Uhr geleert war, und darauf ging's zu Bett. Außer diesen Beschäftigungen that er täglich dreimal den Mund auf, um: Frühstück — Dinner und Pönsch herauszustoßen.

Einige Versuche, ihn in's Gespräch zu ziehen, mißglückten gänzlich, und so ließen wir ihn gewähren, und hatten schon drei Tage in gedachter Weise zusammen zugebracht.

Am frühesten Morgen des vierten Tages aber hörte ich, zu meinem größten Erstaunen, des Inselsohnes Thüre knarren und seine Tritte die Treppe hinab und aus dem Hause schallen. Obgleich von Natur nicht neugierig, wollte ich doch gerne wissen, was ihn zu dieser ungewöhnlichen Promenade bewegen mochte; ich nahm Mütze und Alpenstock, folgte seinen Spuren durch den tiefen Schnee, und bemerkte ihn bald im Nebel auf dem Weg nach der kleinen Scheideck.

Etwas seitwärts vom Pfad hielt er an, stieß seinen Alpenstock in den Boden und hing über denselben einen braunen Ueberrock, eine Reisemütze, Pantalons und Stiefeln, welche Kleidungsstücke er aus seinem Nachtsack nahm, und eins nach dem andern gehörig übereinander zog und mit Schnee füllte, so daß gar bald ein wohlgeputzter Schneemann ihm gegenüber stand; — er stopfte nun noch ein Paar Glacé-Handschuhe mit Schnee aus, die er an die Puppe fügte; zog eine Perrücke aus der Tasche, setzte diese auf einen großen Schneeball, den er sorgfältigst abrundete und dann, mit einer Wachslarve, einem schönen Gebiß, Glasaugen, Schnauzbart und Mütze versehen, auf den Rumpf stülpte.

Selbstgefällig lächelnd, trat er jetzt einige Schritte zurück, betrachtete sein Machwerk, steckte beide Daumen in die Weste und gähnte recht herzlich; aber wer schildert mein Erstaunen, als der Schneemann dieselben Manövres machte, die Daumen eben so einsteckte und wo möglich noch herzlicher gähnte, als sein Schöpfer. Mr. Lillywhite schien hierüber keineswegs befremdet, sondern sprach lächelnd: „Well, Mr. Snow, are You, ready?" und der Scheinmensch erwiederte: „Yes, Dad I'm!" — „Come then, my boy," fuhr Lillywhite fort, faßte Mr. Snow unter den Arm und dahin zogen sie, unserm Wirthshause zu, jeder Zoll ein Gentleman.

Ich aber stand da, als habe ich geträumt, und auf Umwegen zurückkehrend, beschloß ich, die ganze Geschichte vorerst geheim zu halten, theils weil ich nicht als ein neugieriger Beobachter fremden Thuns erscheinen wollte, hauptsächlich aber, um zu sehen, wie weit dieser Schneemann ein Mensch werden und sich als solcher betragen könne.

„Wissen Sie schon, daß wir jetzt statt einem Engländer deren zweie haben?" begrüßten mich meine Reisegefährten vom Frühstücktisch, und der Wirth kam, das Fremdenbuch unter'm

Arm, herunter, des Ankömmlings Name zeigend, der sich eingeschrieben hatte: Capt. Snow, R. N.

„Die Puppe spricht, die Puppe schreibt," dachte ich, „nun, das nenne ich doch ein Abenteuer erster Qualität."

„Ich möchte nur wissen, wo sich der Capitän die letzten drei Tage herumgetrieben?" sagte Professor Schmeer aus Cöln, und strich eine dicke Lage Honig auf sein Brod, „in dem Schnee und Nebel kann er doch nicht gewandert seyn!"

„Da werde einer klug daraus," meinte hereintretend Monsieur Enavantdeux, ein Champagnerreisender, „ich hörte den „neuen Gast oben zu unserm englischen Fisch sagen: er habe gestern und vorgestern am Abhang vor der kleinen Scheideck gelegen! Denken Sie sich, meine Herren, zwei Tage liegt der Mensch am Abhang vor der kleinen Scheideck und guckt in den Nebel und Schneesturm, während wir hier Kamin und Ofen nicht genug heizen können, und kaum die Nase aus den Fenstern stecken mögen!"

„Hm," meinte der Signor Moscada, ein italienischer Naturforscher, „Gewohnheit, meine Herren, thut alles; ich vermuthe, daß der Capitän eine der Norapol-Expeditionen mitgemacht hat, vielleicht war er mit Roß oder Parry, und eine solche Reise kann leicht Liebhaberei an Schnee und Kälte erzeugen; wer in der Prinzregent-Bay unter'm 71. Grade nördlicher Breite überwintern konnte, warum soll der nicht gerne ein Mal ein paar Tage auf den Alpen im Schnee liegen?"

„Nein, Herr Moscada, das ist zu toll!" sagte unser Wirth, der ehrliche Schreiber, „zwei Tage bei diesem Wetter vor der Scheideck zu liegen, das hat noch kein Christenmensch gethan; ich kann's nicht begreifen!"

„Ich wohl," dachte ich, und wischte die Fensterscheiben ab.

(Schluß folgt.)

Saint Jean d'Acre.

Akka, Saint Jean d'Acre, früherhin Ptolomais genannt, Stadt, Hafen und Festung an der syrischen Küste, hat durch mehrere Kriegsthaten aus der älteren und neueren Zeit jene öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, welche es durch seine Lage und Wichtigkeit verdient. Sitz des Paschaliks gleichen Namens, das 251 Quadratmeilen groß, 420,000 Einwohner zählt, hat die Stadt selbst 16,000 Einwohner und ist der Stapelplatz für die syrische Baumwolle, welche aus dem Hafen ausgeführt wird.

Letzterer war zu der Zeit, in welcher aus dem Streite zwischen Abendland und dem Orient die Levante hervorging, ein Hauptlandungsplatz der Kreuzfahrer, nach dem Fall von Jerusalem aber der Sitz der Ritter vom Spital zum heiligen Johannes.

Als die Eroberung von Jerusalem 1187 durch Saladin das Zerwürfniß der Christenheit zum Schweigen gebracht und diese sich 1189 zu dem dritten Kreuzzug erhoben hatte, erschienen zuletzt Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England im Jahre 1191 in Syrien, bei Saint Jean d'Acre ans Land steigend. Diese Festung, schon seit beinahe zwei Jahren belagert, sollte eben ernstlich angegriffen werden, als der am 13. April angekommene König Philipp seines bisherigen Feindes und jetzigen Waffenbruders Richard Ankunft zu erwarten erzwang. Richard langte am 8. Juni im Lager an. Am folgenden 13. Juli ward St. Jean d'Acre erstürmt. Der Herzog von Oestreich und Steiermark, Leopold VI., der Tugendhafte genannt, seit dem Tode des Kaisers Friedrich I. Oberbefehlshaber der Deutschen im Heer, erstieg mit den Seinigen zuerst die Mauern der Stadt, und pflanzte auf einem der eroberten Thürme sein Banner auf. König Richard, später dort angekommen, ließ dasselbe herabreißen, und an dessen Stelle das seinige wehen. Herzog Leopold, in sein Lager zurückgekehrt, befahl statt des Banners seinen von Blut getränkten und nur unter der Leibbinde weiß gebliebenen Wappenrock aufzuziehen, dessen Farben, weiß und roth, seither jene Oesterreichs sind. Sie haben in allen Kämpfen für die Erhaltung des Rechts und der Civilisation gewebt, deren Schlachtfelder von da an in andere Gegenden versetzt wurden.

Dzezzer Pascha, der am Ende des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts das seinem Vater verliehene Paschalik mit großer Grausamkeit und Strenge verwaltete, verschönerte Saint Jean d'Acre mit Prachtgebäuden und befestigte es nothdürftig. Diese Festung, von den Franzosen unter General Bonaparte 1799 angegriffen, ward der Wendepunkt seines Siegeszugs in der Levante, und verschloß seinen weltstürmenden Plänen den Orient. Am 18. März erschien er vor Saint Jean d'Acre. Dzezzer Pascha, unterstützt von englischen Schiffen unter Sir Sidney Smith, setzte ihm eine unerwartete Gegenwehr entgegen. 18 Tage nach der Eröffnung der Laufgräben, nach einem ungeheuern Verlust an Menschen, blieb seinem Unmuth nichts übrig, als den Rest der Munition der Armee durch ein unnützes Bombardement zu verbrauchen, welchem alle Bauten Dzezzer Pascha's erlagen. 61 Tage nach der Berennung des Platzes traten die Franzosen, von der Pest durch die Wüste begleitet, von den Engländern längs der Küste beschossen, den Rückzug nach Aegypten an.

Von dieser Zeit an bis 1832 war Saint Jean d'Acre der beschränkte Schauplatz der Zwangsherrschaft eines unabhängigen Pascha's. In jenem Jahre tritt es von neuem in das Gesichtsfeld der europäischen Politik. Nach einer achtmonatlichen Belagerung mit einer zahlreichen Armee, man sagt von 40,000 Mann, bemeisterte sich Mehemed Ali der Schöpfung und der Feste Dzezzer Pascha's. Im Besitz dieses Schlüssels des türkischen Reichs in Asien gegen Aegypten, erschien auf dem Gebiete der Politik das Phantom eines arabisch-ägyptischen Reiches, welches das osmannische erkräftigen oder ersetzen sollte, aber in der That das letztere an den Rand des Verderbens brachte und zum Spielball aller weitaussehenden politischen Machinationen herabwürdigte. Das Vorrücken Ibrahims nach Kutahia führte russische Truppen nach Scutari und stirte die Flotte der beiden Seemächte an den Dardanellen.

Dieser gewaltsamen gefahrdrohenden Stellung ein Ende zu machen, erfolgte ein Verständniß zwischen der Pforte und den europäischen Mächten. Der Tractat von London vom 15. Juli bezeichnete die Gränzen, innerhalb deren die Existenz des Friede wollenden Pascha's mit jener des türkischen Reiches verträglich schien. Die Bedingungen des Großherrn, Aegypten erblich, Saint Jean d'Acre lebenslang, unterstützt von den Agenten der Mächte; wurden von Mehemed Ali verworfen, dessen Armee Konstantinopel noch immer bedrohte, wie man in Frankreich wähnte, und der selbst so viel von dieser Macht hoffte, als sie von ihm zu befürchten schien.

Die englisch-ottomannische Flotte, mit 5000 Mann türkischer Landtruppen an Bord, erschien am 10. September an der syrischen Küste. Ein Monat, Tag für Tag von der Landung bei Dschunieh bis zur Einnahme von Beirut, genügte, um das Blendwerk der ägyptischen Macht zu zerstören, und die Bevölkerung des syrischen Gebirgslandes von der ägyptischen Zwangsherrschaft zu befreien.

Am 3. Nov. 1840 ward Saint Jean d'Acre von der verbündeten türkisch-englisch-österreichischen Flotte angegriffen. Der mit abendländischer Intelligenz und Mitteln befestigte Schlüssel Asiens in der Hand Mehemed Ali's, den Hunderte von Kanonen vertheidigten, erlag einer dreistündigen Beschießung.

Einer schwachen Abtheilung österreichischer Marinesoldaten, den Erzherzog Friedrich, Sohn des berühmten Feldherrn aus den zwanzigjährigen Revolutionskriegen, an der Spitze, war es vom Schicksal vergönnt, zuerst in die Ringmauern der Stadt einzudringen, das Castell zu ersteigen, und dort die Fahne des Großherrn und neben ihr die Banner Oesterreichs und Englands aufzupflanzen, welche der ganzen Flotte bei Sonnenaufgang am 4. die Einnahme der Festung zeigten, und sogleich von ihr mit friedlichem Feuer begrüßt wurden. (Oester. Beob.)

Johann Heinrich Merck, Goethe's Freund.

Darmstadt, den 28. Nov.

„Ehre ist ein bloßer Leichenstein, und so endigt mein Katechismus," läßt Shakespeare seinen John Falstaff sagen. Belege zu diesem Ausspruche Falstaff'scher Lebensphilosophie lassen sich auch in Deutschland in Menge auffinden. Sehen wir uns blos in der Nähe um, so bemerken wir mit Erstaunen, daß man in Darmstadt erst in neuerer Zeit die überraschende Entdeckung machte, daß daselbst vor einem halben Jahrhundert ein ausgezeichneter Mann gelebt habe, der durch Geist, Bildung und Schriftstellertalent sich eine hohe Stellung unter seinen Zeitgenossen erworben, und namentlich mit den ersten literarischen Notabilitäten Deutschlands in den engsten Beziehungen und freundschaftlichsten Verbindungen gestanden hatte. Es war dies der landgräfliche Kriegszahlmeister, Johann Heinrich Merck, von Goethe in seinem Leben als Kriegsrath angeführt, und von dem großen Dichter in einer Weise geschildert, daß man schon daraus allein die Bedeutenheit unseres Landsmannes, der zu etwas ganz anderem, als einem rechnenden Kriegszahlmeister bestimmt zu seyn schien, beurtheilen lernen konnte. Nachdem Goethe die Aufmerksamkeit auf J. H. Merck, dessen tragisches Ende wir aus seiner falschen Stellung im Leben erklären zu können glauben, gelenkt hatte, tauchten die Erinnerungen an den längst Verschollenen auch in seiner Geburtsstadt wieder auf, und zwar in solch einer Stärke, daß man seine zürnenden Manen durch die Herausgabe seines inhaltreichen Briefwechsels mit Goethe, Herder, Wieland und anderen Heroen der deutschen Literatur wieder zu versöhnen suchte. Merck war plötzlich aus dem Dämmerlicht der Erinnerung in das helle Tageslicht der neuesten Literatur getreten, welche interessante Erscheinung noch dadurch an Werth gewonnen hat, daß erst kürzlich die ausgewählten Schriften dieses Mannes zu Oldenburg erschienen sind. Diese und die vorerwähnten Briefe enthalten wichtige Beiträge zur umfassenderen Kenntniß und Würdigung der wichtigsten Epoche der deutschen Literatur. Merck's selbstständiges Schaffen und Wirken im Gebiete der schönen Künste ist seiner und seiner literarischen Freunde ersten Ranges vollkommen würdig. Nicht leicht wird sich in einer seiner Arbeiten das Genie ihres Urhebers verläugnen. Man lese nur seine ergötzliche Schilderung einer Landhochzeit und frage dann, ob Merck ein Mann von Geist gewesen sey, ob er Beobachtungsgabe, Laune und Darstellungstalent besessen habe. Seine geistige Auferstehung wird von Allen freudig begrüßt werden, welche alles Schöne und Gute unserer Literatur eifrig gepflegt und bewahrt wissen wollen.

Musikalische Soirée von Conrad Baldenecker.

Wie weit es auch Sänger und Sängerinnen in neuester Zeit in Ausbildung von Kehlenfertigkeit gebracht haben und wie sie auch mit ihren Stimmmitteln Künste und Kunststücke ausführen, die wahrhaft in Erstaunen setzen, so wird doch hinsichtlich der Fortschritte der Instrumentalbildung noch mehr geleistet und man sollte wirklich glauben, es bliebe Nichts mehr zu thun übrig, wenigstens nicht hinsichtlich der technischen Fertigkeit. Jedes Instrument hat seine Heroen, und wenn man einen Ole Bull oder Liszt Könige der Virtuosität nennt, so gibt es nach ihnen der Fürsten, Grafen und Herren noch genug. Am zahlreichsten aber wäre der Hofstaat des Klavierspiels, welcher nicht nur überzählig ist an tapfern Rittern und Edelleuten aller Art, sondern auch an liebenswürdigen Hoffräuleins und Ehrendamen. Während zum Kriegs- und Friedensdienste der andern Instrumente nur die männliche Ritterschaft zugelassen wird, kämpfen unter den Fahnen des Pianofortes fast mehr weibliche Streiterianen, als männliche. Alles ist erschöpft, das Außerordentlichste ist geleistet, alle Schwierigkeiten sind beseitigt und der Kenner vermag kaum noch zu entscheiden, worin die Vorzüge des Einen gegen den Andern bestehen. Die Klaviervirtuosen sind übrigens zu beklagen; denn sie müssen ein halbes Leben von anhaltendem Fleiß und Studium daran setzen, um die heutigen Tages erforderliche technische Fertigkeit zu erlangen. Die Anforderungen des Publikums sind auf's höchste gestiegen. Man will nur bewundern und anstaunen, und was bleibt nach den Eroberungen eines Liszt und Thalberg noch zu erobern übrig?

Der junge Pianist Hr. Conrad Baldenecker aus Frankfurt a. M. wird den bedeutenden Klavierspielern beigezählt und hat nicht nur hier, sondern auch an andern Orten und namentlich auf seiner vorjährigen Kunstreise in Holland Sensation erweckt. Die Federkraft und Stärke seines Anschlags, wie seine technische Ausbildung, mit welcher er die größten Schwierigkeiten leicht überwindet, sein abgerundeter, präciser und energischer Vortrag traten in dem Konzerte vom 27. Nov. abermals glänzend hervor; er spielte eine Fantasie brillant und eine große Fantasie mit Variationen von Döhler mit so viel Gediegenheit und Virtuosität, daß ihm von den anwesenden Musikfreunden reicher und wohlverdienter Beifall gespendet wurde.

Hr. Mayer, herzogl. nass. Kammermusikus, trug mehrere Piecen auf dem chromatischen Horn vor. Es ist in der musikalischen Welt genugsam bekannt, daß Hr. Mayer zu den ersten Virtuosen dieses Instrumentes, welche wir gegenwärtig besitzen, zu zählen ist und daß schöner Ton, Fertigkeit und seelenvoller Vortrag sich bei seinem Spiele harmonisch vereinigen. Er fand außerordentlichen Beifall. Ebenso Hr. Pischek, dessen herrliche Stimmmittel und vortreffliche Gesangsbildung bei allen hiesigen Musikfreunden in zu gutem Andenken stehen, als daß sie weiterer Anrühmung bedürften. — Das Konzert war um so zahlreicher besucht, da der Ertrag desselben zu einem menschenfreundlichen Zwecke bestimmt gewesen. W.

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen, 19. Nov. — (Verspätet.)

Die Verhandlungen deutscher Wein- und Obstproduzenten am 21. Oct. in Mainz betreffend.

Man hat bisher mit jedem Tag einer offiziellen Bekanntmachung (welche die Mainzer Ztg. in einem ihrer letzteren October-Blätter alsbald zu geben versprach), so wie auch dem Erscheinen der besonders abgedruckten Verhandlungen (wovon jedem betheiligten Mitgliede ein Exemplar zugeschickt werden soll) der am 21. vorigen Monats in Mainz stattgehabten Versammlung deutscher Wein- und Obst-Producenten, vergeblich entgegen gesehen. Bis jetzt also wissen wir von diesen Verhandlungen noch weiter nichts, als was uns in einem Privat-Korrespondenz-Artikel der Didaskalia in Nro. 301 vom 25. Oct. und einer Aufklärung desselben in Nro. 306 des genannten Blattes darüber gesagt worden ist. Da aber der Erstere blos unserer Nachbarschaft — des Rheingaues, welches vorzüglich interessante Momente rücksichtlich seiner so sehr schätzbaren Weine dargeboten habe — erwähnt und den Schloß-Johannisberger, Rüdesheimer Hinterhäuser, den herzogl. nassauischen Steinberger und Hochheimer Weinen den ersten Rang, den Gräfenberger des Hrn. Mappes, und den Geisenheimer Rothberger des Hrn. Dael den zweiten angewiesen hat, so mußte uns dies um so auffallender erscheinen, als darin unserer rheinhessischen Weine (außer einem 35r Scharlachberger, dessen Eigenthümer nicht genannt wurde) auch mit keiner Sylbe gedacht wird, — und dieses um so mehr, als es von jeher bekannt ist, daß jene Producte des ersten Rangs sich als solche stets behauptet haben, daß es aber auch eben so bekannt ist, welchen hohen Aufschwungs die Weinkultur in der Provinz Rheinhessen und insbesondere in den Rheinerten von Mainz aufwärts bis inclusive Oppenheim sich seit 10 bis 15 Jahren zu erfreuen hat, daß seit jener Zeit von den tüchtigsten Gutsbesitzern daselbst nunmehr Weine produzirt werden, welche jene des zweiten Ranges nicht allein übertreffen, sondern sich auch wohl mit manchen des ersten Rangs, insbesondere was seine Gähre (Aroma) und wirkliche Delicatesse anlangt, in einen Wettstreit einlassen, oder ihnen doch wenigstens zur Seite gesetzt werden dürften. Der Einsender des obigen ersten Korrespondenz-Artikels scheint überhaupt nicht bedacht zu haben, daß er bei seinem Bericht der Bescheidenheit etlicher Herren vom beurtheilenden Comité sehr nahe getreten ist; denn solche würden gewiß in einem sehr zweideutigen Lichte erscheinen, wenn man auch nur im entferntesten annehmen könnte, daß dieselben ihre eigene Weine auf Kosten der Uebrigen erwähnt und bevorzugt haben sollten, und wird das noch zu erwartende amtliche Urtheil des Comité gewiß anders abgefaßt erscheinen.

Mannichfaltigkeiten.

(Karlstadt in Kroatien, 3. Nov.) Gestern wurden hier zwei des Straßenraubs und Mordes überwiesene Individuen hingerichtet. Einer der Hingerichteten ist bereits der **sechste** aus **einem** Familienhause, dem dieses traurige Loos, ähnlicher Verbrechen halber, beschieden wurde.

(Frankfurt.) Wie man vernimmt, hat Thorwaldsen auf die Anfertigung des großen Göttedenkmals verzichtet und es dürfte nun eine freie Concurrenz dafür ausgeschrieben werden. Die von Thorwaldsen vor Monden eingesendeten beiden Modellskizzen hatten auch nicht angesprochen. — Hr. v. Launitz soll bereits das Gutenberg-Fust-Schöffer-Monument begonnen haben.

(**Gedenkrahmen, oder Blüthen aus dem Leben, in Sprüchen der besten Schriftsteller.** Frankfurt a. M. J. B. Meidinger. J. C. Vogel.) Obwohl sich der Titel über das, was hier geboten wird, deutlich ausspricht, so dürfte doch eine weitere Andeutung nicht überflüssig seyn. Ein kleiner schwarzer und mit geschmackvollen Golddruckverzierungen versehener Rahmen ist so eingerichtet, daß Blätter von gleichem Format hineingeschoben und wieder herausgenommen werden können. Diese Blätter liegen bei. Sie bestehen aus schönem, feinem Papier in allen Farben und jedes einzelne Blatt ist mit einem klassischen Kernspruche bedruckt. So bildet das Ganze einen Gedenkrahmen, nebst den dazu gehörigen Devisen oder Sprüchen. Dieser soll als Zimmerverzierung aufgehängt werden und zugleich dazu dienen, jene geist- und gemüthvollen Worte dem Beschauer oft vorzuführen und einzuprägen. In ähnlicher Weise waren sonst die Vasen, Geschirre und Pokale gziert und unsere frommen Vorfahren liebten sie sehr. Der angekündigte Gedenkrahmen erneuert in anderer Gestalt die alte Sitte. Den Freunden derselben empfehlen wir die Novität, da sie auf's geschmackvollste ausgestattet ist und die dazu gehörigen Sitten- und Lebenssprüche gut gewählt sind. Wohlhabende Leute verzieren ihre Zimmer mit so Manchem, warum nicht auch mit diesem Gedenkrahmen, welcher goldene Regeln der Wahrheit und der Tugend lehrt? Würde dies Ornament, das für ein freundliches Weihnachtsgeschenk sich eignet, Beifall finden und Mode werden, so könnte es manches Gute stiften und namentlich auf jugendliche Gemüther vortheilhaft einwirken.

Das Journal des Debats macht folgende Schilderung der **Königin Christine**: »Die Königin Christine ist von mittlerer Größe. Sie hat einen schönen Kopf. Ihre Augen haben eine merkwürdige Lebhaftigkeit. Der Ausdruck ihres Gesichts ist von sanftem Stolze und reizender Anmuth zusammengesetzt. Die stolze Ruhe und die bewunderte Feinheit, die aus allen ihren Zügen schimmert, erklären, wie diese Frau während 10 Jahren mit der Keckheit, der Bosheit und der Arglist, die heute Spanien auszumergeln, zu kämpfen vermochte, warum diese Königin vorgezogen hat, die Gewalt niederzulegen, als sie in ihren Händen herabgewürdigt zu sehen.

(Wallis.) Eine eigene Executionsmanier hat der Staatsrath gegen einige Gemeinden des Bezirks Mörell angewendet. Dieselben sind nämlich noch den Betrag für einige öffentliche Bauten schuldig. Der Staatsrath beschloß nun: »Es soll den Gemeinden auf so lange kein Salz verabfolgt werden, bis sie die betreffende Schuld werden abgetragen haben.«

(Straubing.) Am 18. Nov. Nachmittags stürzte an einem Neubaue vor dem untern Thore das Gerüst ein. Acht Maurer, die sich darauf befanden, fielen herab; zwei wurden lebensgefährlich verletzt, drei brachen sich die Füße an den Knöcheln, und die andern beschädigten sich mehr oder minder an verschiedenen Theilen des Körpers. Einer dieser Bedauernswerthen, Vater vieler Kinder, hatte schon vor drei Jahren das Unglück, daß ihm ein schwer beladener Wagen über beide Füße ging. — Am Abende des nämlichen Tages entsprang aus der hiesigen Frohnveste der Inquisit Joseph Weinzierl von Schwarzach. Als er sich verfolgt sah, stürzte er sich in die dermal hochangeschwollene Donau und schwamm unter der Brücke durch. Ob er sich an's Ufer gerettet oder ob er im Strome ertrunken, konnte man wegen Dunkelheit der Nacht nicht wahrnehmen. (Augsb. Abendz.)

Merkwürdig ist, daß, während man aller Orten über große Nässe und Ueberschwemmungen klagt, an den östlichen Pyrenäen eine furchtbare Dürre herrscht, die Flüsse sind ausgetrocknet und die Saaten verdorren.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 3. Dez. (Zum Erstenmale wiederholt): **Werner**, oder: **Herz und Welt**, Schauspiel in 5 Abth., von Gutzkow.

Redakteur: J. C. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Fohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 338. Donnerstag, den 3. December 1840.

Mister Snow und Master Hay.

Ein Capriccio.

(Schluß.)

Die Unterhaltung stockte, eine Lawine donnerte von der Jungfrau herab, und der Engländer zog die Klingel.

„Was mag er nun wollen?“ sagte Schreiber, „geh' hinauf, Katti, und frag'; der Mann ist, wie es scheint, durch den Capitän aus seiner schönen Ordnung herausgebracht!“

„Ja, eine Ordnung war's,“ meinte der Professor, „aber schön war sie nicht!“

Katti kam zurück und meldete: Die Herren wollten draußen im Freien frühstücken. Dem Capitän wäre es zu heiß im Zimmer, und oben habe er das Waschbecken in's Kamin gegossen, die Fenster aufgerissen, und speise jetzt mit großem Appetit den Schnee von den Fensterbrettern, worüber sich Herr Lillywhite sehr zu freuen scheine.

„Ich habe gewiß recht,“ betheuerte Moscada, „der Mann war bei der Nordpol-Expedition.“

Das Wetter fing an freundlicher zu werden, und durch den weicherdin Nebel wurde der Fuß der Jungfrau sichtbar; abermals rieselte eine Lawine, wie ein glänzender Wasserfall, herab, und wir besetzten die Fenster, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Der tiefe Schnee wurde vor dem Hause an einer Stelle weggekehrt und ein Tischchen mit einem englischen Frühstück bedeckt. Lillywhite und der Capitän nahmen ihre Plätze ein, doch genoß der Letztere keinen Thee, schlürfte aber einige Gläser Rum mit wahrem Wohlbehagen, und veranlaßte unsern Moscada zu dem erneuerten Ausrufe: „Gewiß war er am Nordpol!“

Als nun die Witterung schöner, der Himmel blau und die Jungfrau sichtbar wurde, mahnten unsere Führer zum Aufbruch; wir genossen den erhabenen Anblick und packten dann fröhlichen Herzens unsere Tornister. Auch die Engländer rüsteten sich, und Moscada war so artig, sie aufzufordern, sich ihm und seinem Führer anzuschließen.

„Danke, mein Herr,“ erwiederte Lillywhite, „der Capitän weiß hier alle Wege!“

„Nun, das ist curios,“ murmelte der Wirth, „alle Wege will er wissen, und ich habe ihn hier noch nie gesehen!“

Langsam zog nach einer Stunde unsere Caravane durch den tiefen Schnee hinab nach dem Lauterbrunner-Thal. Die freigewordenen Eisberge, die beschneiten Wälder, der über den Tiefen wogende Nebel, dann die Matten, von Sonnenblicken überglänzt, bildeten eine entzückende Landschaft. Eine Lawine donnerte zu unserer Rechten, links flog ein aufgeschreckter Geier auf, und bei einer Krümmung des Weges sahen wir plötzlich die beiden Engländer auf zwei Schimmeln weit vor uns.

„Der Capitän muß die Wege genau kennen,“ meinten die Führer; „aber wo haben die Leute die Pferde her?“

„Vermuthlich auch aus Schnee gemacht!“ entfuhr mir.

Die Gesellschaft lachte, und Niemand ahnte, wie ernstlich ich es gemeint.

Unweit des Staubbach's sahen wir Mr. Lillywhite wieder, wie er zu Fuße und allein den Weg nach Unterseen rasch einschlug. Der Capitän war verschwunden.

Am andern Morgen besuchten wir das reizende Interlaken- und wer kam uns in der großen Allee entgegen? Niemand anders, als Mr. Lillywhite, an jedem Arm einen rothbäckigten Burschen von 12 bis 14 Jahren. Wir begrüßten ihn, und er stellte uns seine Begleiter als Master Hay und Master Graß vor. Als wir nach dem Capitän fragten, bezeichnete er ihn als einen whimsical fellow, der wieder hinauf nach dem Faulhorn gezogen sey.

„Sie legten den Weg bequemer als wir zurück,“ sprach halb neugierig Moscada.

„Ja,“ erwiederte abbrechend der Engländer. „Capitän Snow hat gute Pferde!“

Und dahin zog er mit Master Hay und Master Graß, wie ein aufmerksamer Tutor.

Nach einigen Tagen trafen wir wieder zusammen, wie das auf einer Reise durch die Schweiz so oft zu geschehen pflegt. Es war in Thun. Mr. Lillywhite saß hinter einer englischen Zeitung, hinter der nur sein Gesicht und seine Stiefeln hervorsahen. Seine beiden jungen Freunde waren im Fremdenbuch angeführt.

Kaum hatten wir uns bei einer Flasche Wein niedergesetzt, als schallendes Gelächter uns an die Fenster lockte. Da sahen wir im Hof das sonderbarste Schauspiel.

Ein tüchtiges Pferd hatte Master Hay bei'm Hosenbund

erwischt und zog ein Maul voll Heu nach dem andern aus dessen Eingeweiden; Master Graß aber stand dabei, hielt beide Hüften und lachte aus vollem Hals.

Bis wir den Engländer aus seinen politischen Betrachtungen erweckt, ihn von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, und Mehrere in Schreck und Staunen die Treppe hinab eilten, lag Mr. Hay schon da wie eine ausgesogene Fliege, zusammengesunken wie ein welkes Blatt. Mr. Graß lachte noch immer, aber mitten im Gelächter sprangen ihm einige große Heuschrecken aus dem Munde.

„Never mind," sprach Lillywhite, „tis all' humbug!" und er packte die Kleider seines Zöglings zusammen, trieb Master Graß vor sich her die Treppe hinauf, und sperrte sich mit ihm und seiner Zeitung ein.

Der Wirth und einige Gerichtspersonen zischelten mit einem Kapuziner (un des cosaques de l'église) in der Saalecke zusammen. Später hörten wir, daß das Pferd geschlachtet und untersucht worden sey, der Engländer aber allen Schaden vergütet, und die Weisung, den Kanton zu verlassen, erhalten habe.

Unserm guten Moscada machte der ganze Vorfall viel Kopfbrechens. Er sprach auf einem Spaziergange in Bern's Nähe den räthselhaften Engländer nochmals an, als dieser sich gerade mit Master Graß auf einer Bank der Promenade schnäbelte, um seine Havannah-Cigarre an der des Jünglings anzuzünden.

Moscada meinte, daß es doch angenehmer hätte seyn müssen, in Gesellschaft durch's Oberland zu reisen und unsere Führer zu benutzen.

„Zounds!" fuhr Lillywhite auf, „wenn ich Gesellschaft oder Führer brauche, so mache ich sie mir selbst, Herr!"

„Verdammter Hexenmeister, wer bist Du? stehe mir Rede!" schrie Moscada, gleichsam beschwörend.

Lillywhite aber rief: „Come, my boy!" setzte sich rittlings auf die Bank, die sich schüttelte, die Beine hob und mit ihm und Master Graß die Anhöhe hinauf galoppirte.

Moscada und wir Andern liefen ihm hastig nach, aber er verschwand bald unsern Blicken. Oben am Hügel fanden wir ein Büschel zerrauftes Gras, daneben eine halbgerauchte Cigarre. Im Thal aber galoppirte Lillywhite einsam auf einem hohen Falben.

Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen.

Werner, bürgerliches Schauspiel von C. Gutzkow.

Am 30. November wurde dies Drama hier zum Erstenmale aufgeführt. In einer Stadt, in welcher der Verfasser mehrere Jahre gelebt, in welcher er als geistreicher Kritiker und Journalist an den Zeitschriften Phönix und Telegraph gewirkt, und auch durch einige hier erschienene Bücher, sein reiches Talent glänzend bekundet hat, wo ihm Viele durch literarische und persönliche Beziehungen nahe gestanden, oder auch mit ihm befreundet worden sind, in Frankfurt a. M., wo noch in jüngster Zeit sein treffliches Werk über Börne so lebhafte und freudige Sensation erweckt, und wo sein Name, was auch einzelne Gegner einwenden mögen, in bestem Klange steht, hier mußte ein neues Geistesprodukt desselben doppelt interessant erscheinen, um so mehr noch, als es zum Benefiz einer Künstlerin gegeben wurde, auf deren Besitz unsere Bühne stolz seyn darf. So konnte es nicht fehlen, daß die erste Aufführung von Gutzkow's Werner ein volles Haus machte, und daß das zahlreich versammelte Publikum dem Drama jene Aufmerksamkeit schenkte, deren es im vollen Maße würdig ist. Wenn über Richard Savage die Meinungen getheilt waren, und wenn das größere Publikum sich mit jenem Charakter nicht gehörig befreunden konnte, obwohl man den herrlichen Dialog und die Geistesblitze desselben, wie auch viele schöne Momente der Dichtung selber würdigte, so wird dagegen der Erfolg des Werner nicht nur ein größerer, sondern gewiß auch ein dauernderer seyn. Das neue Drama ist mehr aus dem Leben gegriffen, erweckt mehr Sympathien, ist reich an Natur und Wahrheit, und muß als ein unverkennbarer Fortschritt seines Verfassers auf dem dramatischen Felde bezeichnet werden. Die Aufgabe des bürgerlichen Schauspiels ist hier mit entschiedenem Glück gelöst; Charaktere und Situationen liegen jedem Beschauer nahe und sind jedem verständlich, und der Eindruck des Ganzen kann die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen. Wir wollen unsern Lesern die Hauptzüge des Inhaltes kurz andeuten.

Werner ist der Sohn bürgerlicher Eltern. In der Zeit seiner academischen Laufbahn und seines jugendlich überströmenden Lebens hat er die Bekanntschaft eines liebenswürdigen jungen Mädchens gemacht und sich dieser mit der ganzen Innigkeit und Schwärmerei eines jungen Herzens hingegeben. Marie Winter hat diese Neigung mit gleicher Wärme erwiedert. Der Seelenbund der ersten Liebe sollte fürs ganze Leben, ja noch über das Grab hinaus dauern. Doch im Buche des Schicksals war es anders beschlossen. Werner tritt in die Welt hinaus, aus der Heimath des Herzens in die Fremde der Menschen und Verhältnisse. Sein Ehrgeiz wird rege und sein feuriges Temperament reißt ihn fort. Getrennt von Marien, drängen sich hundert Dinge zwischen ihn und sie, Kopf und Herz gerathen in Widerstreit; die Ideale trüben sich und andere Verhältnisse rufen andere Gedanken, andere Wünsche hervor. Wie oft ist es den Besten nicht besser gegangen, als unserm Werner; die langsam, aber sicher zerstörende oder doch ablösende Zeit löst auch Werners Liebesblüthen ab, stellt sie wenigstens in den Hintergrund. Die einst duftige Blume erbleicht und verglüht. Für Werner hat sich eine glänzende Laufbahn eröffnet. Er ist ein geistreicher, liebenswürdiger und talentvoller Mann. Der Präsident von Jordan erkennt Werners Vorzüge und Befähigung, nimmt ihn erst an Kindesstatt und beschenkt ihn zuletzt mit der Hand seiner einzigen Tochter, deren Zuneigung der junge Mann gewonnen hat. Werner wird ein glücklicher Gatte und ein glücklicher Vater. Aber die Wege des Herzens sind nicht minder wunderbar als die Wege des Schicksals, und beide haben ihre wunderlichen Launen. Man wird es auffallend, aber nicht unwahrscheinlich finden, wenn, gesättigt von dem neuen Besitze, alte Wünsche und Träume, alte, liebe Erinnerungen wieder aufwachen, und dazu kommt noch, daß Werner zu jenen Menschen gehört, deren es viele giebt, welche schwankenden Schrittes durchs Leben gehen und in welchen die nimmer ruhende Phantasie stets neue Kämpfe bereitet. Werner ist ein unentschiedener, aber ein sehr interessanter Charakter, und gern blickt man mit dem Dichter in die Tiefen eines stillen Seelenlebens, wie man gerne, von der breitgetretenen Straße ablenkend, über verschlungene Pfade durch die Waldeinsamkeit wandelt. Werner ist nicht mehr glücklich. Aus vergangnen Maientagen tönt ein Pfingstgeläute her-

über, das ihn wehmüthig und immer wehmüthiger stimmet, und dieser Schmerz wird stärker, als sich Reue und Vorwurf ihm zugesellen und als die guten Geister seliger Jugendtage ihm zuflüstern: du hast ein edles Herz gebrochen und diejenige von dir gestoßen, welche dir das Beste gab, was sich Menschen einander geben können. Julie von Jordan, Werners Gattin, die ihn zärtlich liebt, bemerkt seinen unruhigen Gemüthszustand, betrübt sich darüber und ahnt ein Geheimniß, dessen Schleier zu lüften sie nicht wagt.

Wenden wir uns nun zu Marien. Ihre Eltern sind gestorben. Allein und ohne Vermögen in der Welt stehend, muß sie ihre Kenntnisse und Talente dazu anwenden, sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Wäre sie ein gewöhnliches Mädchen, so würde sie die Bewerbungen von Freiern angenommen und als brave, bürgerliche Hausfrau vergessen haben, was hinter ihr liegt. Doch in ihrer Seele ist die heilige Flamme ihrer ersten Liebe nicht erloschen, wie auch die Zeit ihre Asche und ihren Schutt darüber geworfen. Unter Menschen, die sie nicht verstehen, geht sie einsam und mit nagendem Kummer in der Brust dahin. Auf dieser stillen Wanderung kömmt sie nun auch an das Haus der Frau von Jordan, die eben eine Erzieherin für ihre Kinder sucht und wird hier als geistige Magd aufgenommen. Werner erkennt die frühere Geliebte, und sie erkennt ihn. Marie will umkehren, um die Ruhe eines edlen Weibes nicht zu stören, um selber alter Gluth nicht neue Nahrung zu geben. Werner beschwört sie, zu verweilen. Sie solle in seinem Hause einen Hafen des Friedens und der Ruhe finden. Er will seiner Frau Alles enthüllen; er rechnet auf die hohe, edle Gesinnung seiner Julie, auf ihre Vergebung und Zustimmung; er fühlt sich geläutert und stark genug, sie als liebe Freundin und Schwester willkommen zu heißen. Marie, von wundersamer Macht gefesselt, bleibt, und so wird ein Spiel gewagt, dessen Ausgang ungewiß und gefährlich ist.

Werner wird jetzt von Tag zu Tag heiterer. Eine solche Aenderung mußte, wie natürlich, Niemanden mehr auffallen, als seiner Gemahlin. Zu gleicher Zeit greift der Assessor Wolf in den Gang der Begebenheiten ein. Dieser nämlich hatte sich schon früher um Mariens Liebe beworben, war aber zurückgewiesen worden. Ihm ist das frühere Verhältniß Werner's zu Marien nicht unbekannt, und jetzt, wo er ein Wiedererwachen der alten Empfindungen befürchtet, hält er es für rathsam, gegen Julien den theilnehmenden Freund zu spielen, und sie mit der Gefahr bekannt zu machen, an deren Abgrund sie stehe. Man kann sich denken, wie gewaltsam Frau von Jordan erschüttert wird. Noch zweifelt sie, ob den Worten des Zwischenträgers Glauben zu schenken sey, als ein Auftritt zwischen ihrem Gemahle und dem Assessor Wolf ihr vollends die Augen öffnet. Werner untersagt diesem den ferneren Eintritt in sein Haus, und zwar mit so viel Heftigkeit, daß es auch dem Unbefangensten hätte auffallen müssen. Bei dieser Gelegenheit kommt es zu Explicationen, nach welchen Frau von Jordan das befürchtete Liebesverhältniß enthüllt sieht. Ihr Gemahl erzählt ihr mit aller Freimüthigkeit, was zwischen ihm und Marien vorgegangen, und beschwört sie, ihre edle Gesinnung nicht zu verläugnen und die frühere Geliebte als Freundin aufzunehmen; er wendet alle Beredsamkeit und alle Gründe der Vernunft auf, aber sie scheitern, und die neuen schmerzlichen Eindrücke sind zu heftig, als daß Frau von Jordan sie bewältigen könnte. Sie glaubt sich betrogen und verrathen, entzieht sich allen weiteren Erklärungen Werners und eilt zu ihrem Vater, ihn von Allem, was vorgefallen, in Kenntniß zu setzen. Der Präsident von Jordan ist ein Mann von Welt, ein kalter, stolzer Egoist, welcher jedes Aufsehen, jeden öffentlichen Scandal fürchtet, und dessen Rath dahin läuft, man solle die Hofmeisterin schnell entfernen, und von der allerdings unangenehmen Geschichte nicht zu viel Erhebens machen. Daß jetzt erschütternde Scenen folgen müssen, ist begreiflich. In einer derselben, zwischen Julien und Marien, entrollt die Letztere die Fäden ihres ganzen Lebens, und eröffnet zugleich den Blick in die innersten Geheimnisse ihrer Seele. Julie ist tief ergriffen und kann Marien ihre Achtung nicht vorenthalten. Diese Scene gehört zu den Glanzpunkten des Drama's. Wie aber, so wird man fragen, sollen die Verwickelungen enden, und wie soll der poetischen Gerechtigkeit genügt werden? Unter den Bewerbern Mariens, — sie ist noch immer schön und liebenswürdig, — befindet sich auch der Referendar Fels, ein wackerer Mann. Ihm reicht Marie ihre Hand; denn sie hatte seit längerer Zeit sich in Freundschaft zu ihm hingeneigt, und sie hofft, es werde die alte Wunde mit der Zeit und durch ihren lindernden Balsam heilen und vernarben. Durch diese Verlobung kehrt das Glück bei Werner und seiner Gattin wieder ein, und Alles wird zu befriedigendem Ende geführt. In diesen Hauptfaden der Handlung sind noch andere Fäden verflochten, wodurch das Ganze den nöthigen Wechsel der Personen und Situationen erhält. Nach der zweiten Aufführung werden wir uns über das Drama weiter aussprechen. W.

Karl Wenzeslaus v. Rotteck

war am 18. Juli 1775 zu Freiburg im Breisgau geboren, wo sein Vater, Karl Anton v. Rotteck, Professor der Medizin und Protomedikus der vorderösterreichischen Staaten war. Seine Mutter, Charlotte Poirot d'Ozeron, stammte aus Lothringen. Die Schulen und Unterrichtsanstalten, so wie die Universität seiner Vaterstadt, boten ihm hinreichend Gelegenheit zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Im Jahre 1798 wurde er zum ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Freiburg ernannt, und in den folgenden Jahren unternahm er einige Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien. Im Jahre 1818 trat er von der philosophischen Fakultät zur juristischen über, indem er von jetzt an, statt Geschichte, Naturrecht und Staatswissenschaften vortrug. Als im Jahre 1819 in Baden die vom Großherzog Karl gegebene Constitution in's Leben trat, ward Rotteck von der Universität zu ihrem Abgeordneten in die erste Kammer erwählt und besuchte die Landtage von 1819, 1820 und 1822 — 23, wo er auch das Amt eines Secretärs bekleidete. Im Jahre 1831 ward er von 5 Wahlbezirken zugleich zum Abgeordneten in die zweite Kammer gewählt und sein eifriges Verfechten liberaler Ideen zogen ihm, so wie seinem Freunde und Kollegen Welker bald darauf die Pensionirung zu. Vor Kurzem jedoch waren sie rehabilitirt worden. Rotteck litt seit mehreren Wochen an krankhaften Zuständen der Harnwerkzeuge; hinzugetretene Entzündung, die zuletzt in's Nervöse überging, führte am Abend des 26. Nov. seinen Tod herbei. Nicht leicht hat ein Todesfall in Freiburg so große Theilnahme erweckt, als der Rotteck's. Er hinterläßt eine zahlreiche Familie.

(S. M.)

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 339. Freitag, den 4. December 1840.

Montefiore und Cremieux.

Scheiten wir den Osten nimmer,
Dunkelt's dort auch noch so sehr,
Strahlt' des Lichtes erster Schimmer
Uns doch einst von Osten her.

Zwar vermodert und vergiftet
Ist die alte Wunderpracht;
Selbst die Blumen sind verdüftet
Aus den Tausend-Einer-Nacht.

Und der Herr, der Licht gespendet,
Der dem Lande Heil verhieß,
Hat sein Antlitz abgewendet
Von der Väter Paradies.

Doch sein allgerechtes Walten,
Unergründlich, wunderbar,
Kann aufs neue umgestalten,
Was einst groß und mächtig war.

Und sein Machtgebot kann bannen
Jene Nacht, die schwer und dicht
Auf dem Lande ruht, von wannen
Ausgestrahlt das erste Licht.

Und den alten Wundergarten
Kann beleben frisch sein Hauch,
Wo zuerst sich offenbarten
Seine Wort' im Dornenstrauch.

Läßt er dem bedrängten Volke
Sichtbar auch sich nimmer sehn,
Feurig strahlend, in der Wolke,
Donnernd, wie auf Sinai's Höhn, —

Sendet er doch aller Orten
Seine Friedensboten hin,
Daß vor ihren Segensworten
Rasch die nächt'gen Nebel flieh'n.

S.

Das Haus der Gestorbenen.

Eine moderne Geistergeschichte. Von Carl Hanisch.

Im Hotel zum Widder saßen mehrere Herren, die gewöhnlich zusammen kamen, um nach gehaltenem Nachtessen bei einem Glase Wein die Tagsneuigkeiten zu besprechen, oder sonst ein Thema zu verarbeiten, das in Vorwurf gebracht worden.

Heute verhandelte man zufällig einen Gegenstand, der bei heiteren Gesellschaften seltener zur Sprache kommt, der aber — einmal ergriffen, unwillkürlich die Theilnahme für und wider erregt, weil Zweifel und Glaube darin ein weites Tummelfeld ohne Schranken und Ziel finden, auf welchem die Meinungen raschen Fluges entgegen- und davonjagen, um wieder neu anzugreifen und den Gegner zu überflügeln; bis endlich sämmtliche Streitgenossen, des unfruchtbaren Kampfes müde, einsehen, daß sie mit stumpfen Lanzen im Nebel gefochten haben, weil jedem der Beweis gebricht, das Behauptete zur allgemein anerkannten Wahrheit zu erheben.

Sie hatten sich nämlich auf die schauerliche Haide der Geistererscheinungen verirrt, und von der Mehrzahl wurde die Möglichkeit derselben bestritten, weil sie gewöhnlich auf Täuschungen beruhten, die dem Furchtlosen und Besonnenen sogleich als das erschienen, was sie wirklich seyen.

Die Ungläubigen setzten den Geistergläubigen den, ihrer Meinung nach, schlagenden Satz entgegen, daß sie bisher, und Tausende mit ihnen, keine Erscheinung dieser Art gehabt hätten, und wohl auch nie haben würden.

Dagegen wurde eingewandt, daß das so viel heiße, als einen Mondregenbogen wegläugnen, der nur deswegen nicht in ihrem Anschauungsvermögen liege, weil er selten sey, und sie ihn stets verschlafen hätten.

„Wenn Männer, die unsere Achtung verdienen," sagte einer der Aelteren, — „nicht nur die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit solcher Erscheinungen vor der Welt zu behaupten sich getrauen und Data und Zeugen aufführen, die nicht zu verwerfen sind, so muß doch, alles Abläugnens ungeachtet, etwas Wahres an der Sache seyn, sonst ginge aller historische Glaube und überhaupt der Glaube an redliche Ueberzeugung verloren."

„Gott verzeihe allen Doctoren und Professoren, und wie sie sonst betitelt seyn mögen, daß sie der Welt weißmachen wollen, was nur sie zu sehen sich eingebildet und Andere zu sehen überredet haben," fiel ein Jüngerer ein; — „ich meines Theils

zweifle so lange, bis meine vier Sinne, den Geschmack ausgenommen, überführt werden, daß sie wirklich etwas sehen, hören, riechen und fühlen, was in der Regel auf Erden mit ihnen sonst nicht wahrzunehmen ist."

„Aber, lieber Herr," entgegnete der Aeltere, „es giebt Dinge auf Erden, die wir, trotz unserer Sinne und unseres stolzen Verstandes, nicht begreifen, und die doch existiren. Denken Sie, meine Herren, an sympathetische Kuren, eine Sache, die von den Ungläubigen, von den Zweiflern als Aberglauben und Betrug kurzweg verworfen wird, während die merkwürdigsten Heilungen durch diese geheime Kraft gelungen sind, die wir nicht kennen, und die doch hervorgerufen wird und wirkt, durch einfache, oft lächerlich scheinende Formeln und Manipulationen von Leuten, die selbst nicht wissen, worauf eigentlich das so wohlthätig wirkende Geheimniß beruht. Soll ich Ihnen Beispiele anführen?"

„Sie würden mich so wenig bekehren, als alle die Beispiele von Geistererscheinungen und Besessenseyn, die nichts beweisen, als daß sogar gescheute Leute sich in einen Wahn verstricken können, der sie endlich glauben macht, wirklich zu sehen, was nicht gesehen werden kann. Es ist eine sanfte Manie, welche die durch Selbsttäuschung oder Täuschung Anderer hervorgebrachten Ausgeburten der Phantasie als wirklich Daseyendes nimmt; wie ein gewisser, übrigens ganz kluger Mann, den ich kannte, den Hühnern überall aus dem Wege ging, aus Furcht, gefressen zu werden, weil er sich einbildete, ein Gerstenkorn zu seyn. Die Einbildung ist eine Tyrannin, die den Schwachen alles zu glauben zwingt, was sie ihm vorgaukelt; die unsere Sinne auf so unbegreifliche Weise gefangen nimmt, daß man einen alten Weidenstrunk für einen Mann ohne Kopf ansieht."

„Ad vocem, Mann ohne Kopf," fiel einer der Gesellschaft ein, „und als Bekräftigung der Wahrheit des so eben Gesagten, erlaube ich mir, eine Geschichte zu erzählen, die meinem Vater, einem sehr vorurtheilsfreien und beherzten Manne, selbst begegnet ist, und aus dessen Munde ich sie habe. Er war ein rüstiger Fußgänger, welcher, der gesunden Bewegung wegen, öfter Besuche auf dem Lande bei Bekannten machte, in Begleitung seines Hundes, eines äußerst lebhaften und anhänglichen Thieres. — Bei einem solchen Besuche hält er sich länger, als er gewollt hat, auf, und der Abend dämmert schon, als er den Rückweg antritt. Es war Spätherbst, die Blätter schon größtentheils gefallen, und als er den Wald erreichte, durch den ihn der Weg führte, war es Nacht geworden. Marat, so hieß der Hund, hatte sich inzwischen in dem dürren Laube herumgetummelt, war voraus gejagt, wie die Hunde zu thun pflegen, um wieder zu seinem Herrn zurückzukehren, bei dem er endlich, des Jagens müde, blieb, und nur ungefähr zwanzig Schritte voraus ruhig fortlief. Es war eine vollkommene Stille in dem Walde, die immer etwas Unheimliches hat; mein Vater schritt auf dem Fußwege, der hart an der Fahrstraße fortlief und nur durch einen Graben von ihr getrennt war, ruhig fort, wie man so zu sagen pflegt, an nichts, d. h. an hundert Dinge, nur an keine Ueberraschung oder Gefahr denkend, der Hund in gleicher Entfernung vor ihm her laufend, als dieser mit eins stehen bleibt und die Ohren spitzt. Mein Vater, durch den Hund aufmerksam gemacht, horcht auf, und vernimmt ein Rauschen in dem dürren Laube, das immer näher kommt. Der Hund, sonst nicht furchtsam, und leicht zum Bellen geneigt, hört dem Geräusche eine Weile zu, kehrt dann mit eingezogenem Schweife zum Herrn zurück und schmiegt sich zitternd an seine Füße, was er noch nie gethan hatte. Bekannt ist, daß die Thiere sehr scharfe Sinne haben, aber auch, daß sie bei außergewöhnlichen Gegenständen, statt des Lautes der Wachsamkeit, stille Zeichen der Angst geben; das war hier der Fall, und mein Vater —

Der Mann, der nie gebebt in seinem Leben,
Die Angst des Hundes macht den Vater beben!

Ihm fiel die Sage ein, daß in diesem Walde auf diesem Wege zu Zeiten ein Reiter ohne Kopf sich sehen lassen soll, und das zunehmende taktmäßige Rascheln in dem dürren Laube kündigte die Ankunft eines solchen an. Mein Vater, der das unwillkürlich sich seiner bemächtigende Gefühl unterdrücken will, schreitet beherzt vorwärts, seinen natürlichen Muth mit der Betrachtung aufrichtend, daß es nichts Uebernatürliches in der Welt gebe, und treibt den Hund an, vorauszugehen; dieser aber ist nicht von der Stelle zu bringen. Mittlerweile hat sich das Geräusch so genähert, daß man wirklich einen Reiter unterscheiden kann, der — denken Sie sich das Entsetzen meines Vaters! der wirklich keinen Kopf hat. — Einen Augenblick kämpft die Vernunft mit dem Wahne, der durch die Anschauung zur Wirklichkeit erhoben werden soll, als der Reiter ruft: „woher so spät, Landsmann?" und den Mantelkragen zurückschlägt, den er der kühlen Abendluft wegen über den Kopf gezogen hatte. Mein Vater beantwortete leichteren Herzens die Frage des Mannes, der nun einen recht sichtbaren Kopf zeigte, der einem Verwalter aus der Gegend gehörte, und wünschte ihm Glück auf den Weg, wie jener ihm. Mein guter Hund aber empfing als Gratial für seine Geisterseherei einen tüchtigen Gedankenstrich mit dem Wanderstabe des Vaters, der sich schämte, dem Thier mehr Glauben als der Vernunft geschenkt zu haben, das von diesem Augenblicke an seine Gunst verloren hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Stavoren.

(Aus den deutschen Volkssagen, zunächst aus den Rheinlanden, von A. Benedix, Wesel bei J. Bagel. 1840.)

Von den, unter vorstehendem Titel herausgegebenen deutschen Volkssagen sind nun die vier ersten Bändchen erschienen, deren zwei erste wir vor längerer Zeit bereits gebührend gewürdigt haben. Wir besitzen ähnlicher Sammlungen in Poesie und Prosa zwar sehr viele und darunter auch vorzügliche; aber jeder bewegt sich mehr oder minder in eigener Weise. Die Einen behandeln den Gegenstand mehr von der antiquarischen und wissenschaftlichen Seite, die Andern verarbeiten den Stoff in gedrängten Romanzen und Balladen, und Jene reihen ihn ihren Ortsbeschreibungen und Wanderbildern an. R. Benedix erzählt uns die alten Volkssagen in vollständiger Ausführlichkeit, als kleine Novellen und in einer Weise, welche sie ungemein anziehend macht. Er geht in die Schilderungen der Details ein, malt die Charaktere und Situationen aus, verweilt bei den anziehenden Momenten und vereint mit klarer Zeichnung ein frisches und lebendiges Colorit. Die Sammlung verdient auf's beste empfohlen zu werden, und es steht nicht zu bezweifeln, daß die Verlagshandlung Aufmunterung finden wird, um noch

höchste. Sein Auftreten wurde jedesmal mit einem hier kaum erhörten Beifallssturme begleitet, welcher stärker, als es unsere Worte vermöchten, die Bewunderung aussprach, die man der bis ans Unbegreifliche und Unerklärbare gränzenden Meisterschaft seines Spiels zollte. — Ein längerer Kunstbericht aus München vom 25. Nov. in der »Allg. Ztg.« theilt mit, daß vor Kurzem vierzehn große Fenster mit Malereien für eine Kirche in England bei der hiesigen Glasmalereianstalt bestellt wurden, und die k. Erzgießerei den Guß der 18 Fuß hohen Bildsäule des verstorbenen Großherzogs Ludwig von Hessen-Darmstadt, dann die Ausführung des Mozartdenkmals für Salzburg (beide bekanntlich nach Schwanthaler's Entwurf) übernommen habe. Kurz vor seiner Abreise hat nach eben diesem Berichte Schwanthaler die Modellskizze zu dem Denkmal des ehemaligen kurbaierischen Staatskanzlers Frhr. v. Kreitmayr vollendet. Dies Denkmal, in Erz gegossen, soll seine Stelle zwischen den Bäumen des Promenadeplatzes erhalten und ihm gegenüber ein anderes (wahrscheinlich Westenrieder's) zu stehen kommen. Der k. Hofmedailleur Voigt hat das Brustbild von Cornelius so eben in Wachs vollendet, um es behufs einer auf diesen Meister zu prägenden Münze in Stahl zu schneiden. In der Erzgießerei sieht man den Gypsguß der Bavaria vollendet; doch wird der Erzguß erst innerhalb 9 Jahren vollendet werden können. Das Standbild Jean Paul's soll schon bis zum 18. Nov. 1841 (dem Sterbetag des Dichters) in Baireuth enthüllt werden. Von den zwölf für den Thronsaal bestimmten wittelsbachischen Ahnenbildern sind sieben vollendet.

Die von Kiß geschaffene »Amazone im Kampf mit einem Tiger«, welches Bildwerk seiner Zeit in den öffentlichen Blättern vielfach besprochen worden ist, befindet sich nun, wo es durch Schenkung des k. preußischen Hofes in den Besitz des Herzogs von Orleans gekommen, auf einer Seine-Insel des Neuillyparkes in einem kleinen Tempel, dessen Bauart derjenigen des Tempels gleicht, welcher die Cascaden von Tivoli krönt. Von diesem Neuillytempel aus bietet sich einer der weitesten und herrlichsten Aus- und Ueberblicke der Stadt Paris dar.

(Aufbau der Häuser vermittelst Dampfes.) Hr. Jobard von Brüssel, bekannt durch seine industriellen Kenntnisse, erzählt aus einer neuerlich nach England gemachten Reise Folgendes: »Nahe am Hafen von Liverpool erhebt sich gegenwärtig ein ungeheures Gebäude von Quadersteinen. Es ist zum Zollhause bestimmt. Da ich keine Arbeiter sah, fragte ich, weßhalb man nicht arbeite; man erwiederte mir aber, daß allerdings gearbeitet werde, und alle Arbeiter anwesend seyen; einer stand oben auf der Mauer, ein anderer unten an einem Krahn, und der dritte hielt den Hahn einer Dampfmaschine, und diese drei Leute thaten so viel als 300 Maurer, die Backsteine legten. Steine von 4000 Pfund Gewicht wurden in die zweite Etage hinaufgehoben an die Mauer, wo der Arbeiter sich befand; dieser empfing, manipulirte sie ohne Anstrengung, und auf ein gegebenes Zeichen wurden sie an ihren gehörigen Platz hingesetzt. Man baute in der That vermittelst des Dampfes. Man hatte damit angefangen, den Bauplatz mit einer Eisenbahn von einer einzigen Schiene zu umgeben, und auf derselben einen ungeheuren Krahn von 200 Fuß Höhe aufgestellt; dieser Krahn überragt das Gebäude, und ungeheure, in großer Entfernung befestigte Taue halten ihn aufrecht. Er hat dreierlei Bewegungen, nach Rechts und Links, gerade vorwärts und aufwärts. Nichts läßt sich mit der Genauigkeit und der Folgsamkeit dieser von Dampf getriebenen Maschine vergleichen, die nach dem Kommando die schwersten Lasten hebt und senkt bis auf eine Linie Unterschied. Die ersten Vorbereitungen, um mit Dampf zu bauen, sind etwas kostspielig, aber im Ganzen beträgt der Vortheil an Taglohn 50 Prozent.«

Ein junger Hirtenknabe, der wunderbare arithmetische Anlagen besitzt, wurde vor einigen Tagen in der Akademie der Wissenschaften zu Paris gehört. Arago, der einige Fragen in Bereitschaft hatte, fragte ihn, was das Quadrat von 756 sey? Nach einer Viertelminute, während welcher der Knabe mit halber Stimme seine Berechnung machte, antwortete er: 571,536, eine Zahl, die wirklich das Quadrat der erstgenannten Zahl ist. Eine zweite Aufgabe war noch schwieriger. Unser Präsident, sagte Arago, ist 52 Jahre alt; wie viel Minuten hat er gelebt? Nach etwa einer Minute antwortete der Knabe: 27,381,600 Minuten und, setzte er hinzu, 1,639,873,000 Sekunden. Beide Zahlen sind richtig; Arago hatte über eine Viertelstunde gebraucht, um die Rechnung auf dem Papier zu machen.

M. Perrot hat bekanntlich die nach ihm benannte Druckmaschine »Perrotine« zum Behufe der Kattundruckerei erfunden, und sich damit einen großen Namen gemacht. Nunmehr hat der ausgezeichnete Mechaniker eine Presse für die Lithographen construirt, womit ein einzelner Arbeiter in zehn Stunden 3600 bis 4800 gute Abdrücke liefern kann, während die gewöhnliche Presse nur 5 — 600 liefert. Durch ein Pferd können drei solcher Maschinen in Bewegung gesetzt werden, wozu ein einziger Aufseher nöthig ist, und man im Stande seyn würde, in zehn Stunden 18,000 gute Abdrücke zu erhalten.

Wir vernehmen, daß Hr. C. Hausmann, Kammer-Virtuose Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Cambridge, aus London, gesonnen ist, im Laufe December hier ein Conzert zu veranstalten. Dürfen wir den Aussprüchen englischer Blätter, welche den Namen Hausmann oft mit dem größten Lob erwähnt haben, so wie dem Urtheile vieler Frankfurter Kunstkenner, welche Gelegenheit hatten, ihn vor mehreren Monaten in Privat-Zirkeln zu hören, glauben schenken, so gehört Hr. Hausmann zu den ausgezeichnetsten Cellisten. Das musikalische Publikum sieht demnach einem großen Genusse entgegen.

Museum.

Am 4. Dez. 1840.

Simphonia eroica von Beethoven.

Ueber die literarische Ausländerei; verfaßt und vorgelesen von Hrn. Dr. Th. Creizenach.

Arie aus der Oper: „Der Zweikampf", von Herold; gesungen von Dem. Fürth.

Eine Zeitbagatelle, Scherzgedicht; gesprochen von Mad. Frühauf.

Conzert für Pianoforte, aus E dur, von Moscheles. Erster Satz; gespielt von Hrn. Lutz.

Die Sonntagskinder; die goldene Zeit; Sprüchwörter; Gedichte von Ludwig Hub; nebst einem Vorwort über Individualpoesie; vorgelesen von Hrn. Lußberger.

Lieder von Thalberg; gesungen von Dem. Fürth.

Variationen für den Contrebaß; componirt und vorgetragen von Hrn. Sachar.

Ouverture zur Fingalshöhle von Mendelsohn.

Der Anfang ist um halb Sieben Uhr; der Saal wird nicht früher als um halb Sechs Uhr geöffnet; der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her.

Alle Museumskarten sind nur persönlich gültig; Kinder können nicht zugelassen werden. Die verehrten Mitglieder und Abonnenten sind gebeten, sich mit ihren Eintrittskarten zu versehen, damit die an dem Eingang angeordnete Controlle genau beobachtet werden könne. Die Gastkarten angehend, sieht sich der Vorstand des Museums veranlaßt, im Interesse der Mitglieder die größte Beschränkung eintreten zu lassen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 340. Samstag den 5. December 1840.

Das Haus der Gestorbenen.

Eine moderne Geistergeschichte. Von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

„Dieses Beispiel," nahm einer das Wort, „beweis't höchstens, wie leicht Menschen und Thiere von den natürlichsten Dingen, die ungewöhnlich sich darstellen, getäuscht werden können; aber es soll doch den Satz nicht umstoßen, daß die Geisterwelt hereinragt in unser Leben? ein Satz, der wohl unläugbar ist, und für den alle Zeiten Beweise lieferten und liefern."

„Zu allen Zeiten," warf der jüngere Mann ein, „gab es Köpfe, die sich täuschen ließen oder Andere täuschten. Ich behaupte, ein furchtloser, kräftiger Mann wird solchen Erscheinungen bald auf den Grund kommen, deswegen läßt man auch solche selten hineinblicken in das geheimnißvolle Reich, wo eine Thorheit der andern die Zeit bietet. Ein halbes Jahrhundert lang hat man sich alle mögliche Mühe gegeben, den Aberglauben unter dem gemeinen Volke auszurotten, und jetzt treten Männer auf, die, vermöge ihres Standes, zu den unterrichteten Leuten gezählt werden, und suchen uns aus dem kaum aufgegangenen Lichte in die alte Finsterniß zurückzuführen, nicht etwa, um Andere zu täuschen, sondern weil die Selbsttäuscher sich wirklich einbilden, in diesem mysteriösen Reiche zu einer Kenntniß gekommen zu seyn, die sie über die andern Ungläubigen erhebt, die nun Glasköpfe und wer weiß was noch seyn müssen, weil sie die Lehre der neuen Propheten belächeln oder zürnend von sich weisen."

„Wir streiten wohl um den Bart des Kalifen," unterbrach ein Dritter das Gespräch. „Es scheint mir, als ob die Geisterseher überall Geister finden, wie der Mißtrauische überall Falschheit und Verrath erblickt. Ich gestehe recht aufrichtig, daß mir das Leben zur Last würde, wenn ich jeden Augenblick gewärtig seyn müßte, mit einem Verstorbenen in Rapport zu treten, zumal mit solchen gemeinen Sündern aus der Hefe des Volks, die noch alle Unarten ihres Lebens an sich tragen und sich mitunter höchst unmanierlich aufführen. Das Letztere macht die behaupteten Erscheinungen am meisten verdächtig, wiewohl anzunehmen ist, daß auch unter vornehmen, hochgebildeten Leuten arme Sünder aus der Welt gegangen sind, denen man nichts Besonderes machen, sondern sie auch auf der Erde sich herumtreiben lassen wird, bis endlich ein frommer Leinweber oder Schäfer sie erlöst; von diesen aber sind, meines Wissens, noch keine erschienen. Wir wollen daher die Sache beruhen und Jeden glauben lassen, was er will, was wir ohnedies nicht hindern können. Wenn ich je an Geister und an Spuk glaube, so ist es der, den der Wein in den Köpfen treibt; das ist ein angenehmer, lieber Geist, der uns das Leben erheitert und nur dann in den Sumpf führt, wenn wir ihn zu mächtig über uns werden lassen, was Jeder zu verhüten im Stande ist."

„Können Sie den Magnetismus, den Somnambulismus erklären?" nahm der Vertheidiger das Wort.

„Nein, mein Herr!" entgegnete der Gefragte, obwohl auch damit viel Unfug getrieben worden ist; aber das sind Geheimnisse der Natur, der lebenden, schaffenden Natur, die zu wirken aufhört, sobald der Tod die Lebensfasern durchschnitten hat. Zwischen hier und jenseits ist, nach einem unverwerflichen Ausspruche, eine Kluft befestigt, die nicht überstiegen werden kann, und zurück bleibt keiner, um hier die Lebenden zu belästigen, das ist mein Glaube; denn gutmachen kann der arme Schlucker doch nicht mehr, was er hier Schlimmes angerichtet hat.

„Werther Freund," spöttelte jener, „wenn es auf Begriffe ankommt, so ist freilich gar Manches unmöglich in der Welt; das beweist aber nur gegen das Begreifungs-Vermögen, nicht gegen die Sache. In der Schöpfung reiht sich Alles aneinander, warum sollte zwischen hier und jenseits eine Lücke stattfinden? Aber freilich ist es bequemer, kurz abzusprechen, als das Begriffs-Vermögen anzustrengen."

Während der ganzen Debatte, die jetzt allgemeiner und heftiger wurde, hatte ein Fremder unfern von den Streitern Platz genommen, der wenig Theil an dem Gespräche zu nehmen schien, und nur bei gewissen Behauptungen den Mund ironisch verzog oder mit dem Kopfe nickte. Es war ein Mann in den dreißiger Jahren, ansehnlicher Größe, vollen belebten Angesichtes, das von der Sonne stark gebräunt war oder einem andern Klima angehörte, von Muth und Erfahrung zeugend.

„Wenn Sie erlauben, meine Herren!" wandte er sich mit Bescheidenheit an die Gesellschaft, bei welcher ein kurzer Waffenstillstand eingetreten war, „so möchte ich doch in die unbedingte Verwerfung aller in das Geisterreich gehörigen Erscheinungen nicht einstimmen; denn auch die dagegen Kämpfenden würden sich bald in den Glauben fügen, daß es unerklärliche Dinge in der Welt giebt, sobald ihnen der Glaube, wie man zu sagen pflegt, in die Hand käme, was ja noch geschehen kann. Ich selbst habe diese Ueberzeugung durch eigene Erfahrung gewonnen."

Die Geisterseherpartei erhob bei diesen Worten das Haupt, den Fremden neugierig anblickend, der ihnen Succurs brachte, indeß in den Gesichtern der Andern eine Mischung von Unwillen und Hohn über die Anmaßung des Unbekannten sichtbar wurde, der es wagte, gegen ihre Meinung aufzutreten.

Dieser aber ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen, sondern blickte mit einer sanften Neigung des Kopfes die Zweifler an, und ein leichtes Lächeln spielte um den feinen Mund, der nur auf die Erlaubniß zu harren schien, sich öffnen zu dürfen.

„Sie haben eigene Erfahrungen in dem besprochenen Gebiete gemacht?" fragte einer der Läugner mit spottendem Tone und Blick.

„Allerdings, mein Herr!" erwiederte der Unbekannte, sich emporrichtend und den Frager ernst ansehend.

„Da wäre ich doch neugierig," versetzte jener, „obgleich ich nicht läugnen kann, daß ich im Voraus zweifle, von meiner Meinung abgebracht zu werden, ohne jedoch Ihrem Worte zu nahe zu treten."

„Das Letztere hoff' ich, auch wenn Sie geneigt wären, Ihre Meinung in dieser Angelegenheit gegen alle Beweise des Gegentheils zu behaupten. Erlauben Sie mir, vorläufig zu bemerken, daß ich in früherer Zeit auch ein sehr starker Geist war, der an nichts sonst als an seinen eigenen Geist glaubte und alles Uebrige wegdisputirte, wie es in der Jugend geht, wo man Anderes zu thun hat, als nach Dingen zu forschen, die gewöhnlich über den Horizont reichen. Ich hätte übrigens diese meine Meinung gegen männiglich vertheidigt mit Schwert und Lanze, mit Degen und Pistolen, ohne mich um die mögliche oder nichtmögliche Existenz der Geister zu bekümmern, denen mein Geist jedenfalls überlegen war, weil ich Muth genug hatte, alle Geister neben mir zu ignoriren. Denn giebt es wohl für einen jungen, aufgeweckten, aufgeklärten Mann etwas Einfältigeres, als die neueren Beschreibungen von Geistererscheinungen, die ein vernünftiger Mensch kaum lesen, geschweige glauben kann?"

„Sie sprechen meine Meinung aus!" rief der junge Herr.

„Sie war die meinige," versetzte der Fremde, „so lange ich nicht eines Bessern belehrt worden. Mit dem glauben und nicht glauben ist das so eine Sache. Es sagt Mancher, wenn er endlich mit der Nase auf den Gegenstand gestoßen wird: „Das hätte ich nicht geglaubt!" — Mir ist es eben so gegangen."

„Und haben sich überzeugt?" fragte jener.

„Ueberzeugt, wie ich Sie zu überzeugen gedenke, wenn mir die Herren erlauben, einen Vorfall aus meiner Lebensgeschichte zu erzählen, gegen den alle Geistermuckereien des gegenwärtigen Jahrhunderts nur Puppenspiel sind."

(Fortsetzung folgt.)

Stavoren.

(Aus den deutschen Volkssagen, zunächst aus den Rheinlanden, von R. Benedix, Wesel bei J. Bagel. 1840.)

(Fortsetzung.)

2.

Das Fest.

Im Hause der Jungfrau Richberta war ein reges Leben. Der große Saal des Palastes war von tausend Kerzen erleuchtet, die Tische waren mit silbernen und goldenen Geschirren besetzt, mit den schönsten Blumen aller Himmelsstriche geschmückt, und eine Menge Gäste in den reichsten und kostbarsten Kleidern saßen daran. Die hohen Spiegel an den Wänden ließen die ungeheure Pracht doppelt und dreifach sehen, vom Ende des Saales schallte lärmende Musik und begleitete den Jubel der Gäste, Diener liefen emsig ab und zu, und schleppten die herrlichsten Speisen herbei, Leckerbissen aus allen Gegenden der Welt, die feurigsten Weine aus Griechenland und Spanien. Obenan an der Tafel saß die Wirthin des Hauses, Jungfrau Richberta. Ihr Gewand war von seidenem Stoffe, der damals einen großen Werth hatte, ihren Hals umschlossen Ketten von den größten morgenländischen Perlen, in ihrem Haare schimmerten und blitzten die schönsten Diamanten. Ihr Gesicht aber war nicht lieblich anzusehen. Zwar war sie schön, doch ihre Schönheit war nicht von freundlichem Lächeln belebt. Stolz und Uebermuth war in den kalten Zügen zu lesen und ihr Auge wandte sich niemals freundlich auf einen Andern.

Als im Jubel des Festes eben eine Pause eingetreten war, kam plötzlich ein Diener und sagte der Jungfrau Richberta etwas in das Ohr. Einen Augenblick staunte sie über das, was sie gehört hatte, dann fing sie höhnisch an zu lachen, wandte sich zu der Gesellschaft und rief: „meine werthen Gäste, so eben kommt mir eine seltsame Botschaft zu. Unten in meinem Hause steht ein alter, bettelnder Pilger und begehrt, daß ich ihm Gastfreundschaft erweise, ein Nachtlager und einen Imbiß gebe. Wahrlich, es ist weit gekommen mit der Unverschämtheit des Bettelvolks! Doch ich bin begierig, den Zudringlichen zu sehen, der es wagt, in meinem Hause Zutritt zu begehren. Wenn es meinen werthen Gästen genehm ist, lasse ich den Bettler herauf kommen, der ein seltsamer Kauz seyn muß, da er zu mir zu kommen sich unterfängt, und der uns vielleicht mit tollen Schwänken vergnügen wird." Die Gäste stimmten lachend ein, denn sie versprachen sich viele Kurzweil von den Neckereien, mit welchen sie den Pilger überhäufen wollten, und so ertheilte Jungfrau Richberta Befehl, ihn herauf zu führen. Es geschah, wie sie sagte, und bald trat der Pilgersmann ein. Es war ein Mann mit schneeweißem Kopfe, mit ernsten und doch unendlich milden Zügen, aus seinen Augen sprach Frömmigkeit und sein ganzes Wesen gebot Ehrfurcht, so daß Jungfrau Richberta ihren Gast doch anders empfing, als sie anfangs gewollt hatte. Ruhig schritt der Greis durch den kerzenhellen Saal auf sie zu, die ihm als Herrin des Hauses bezeichnet worden war, und sprach: „der Herr segne euch, meine Tochter." Jungfrau Richberta mochte wohl von ihren Freunden andere, als solche fromme Grüße gewohnt seyn, sie rümpfte die Nase und sprach: „vielen Dank für den frommen Gruß, der wohl in die Kirche passen mag, aber nicht zu den Festlichkeiten in meinem Hause." Der Greis schüttelte den Kopf und erwiederte: „wehe dem Hause, in welchem der Gruß des Herrn nicht willkommen ist. Ich muß glauben, daß ihr nur scherzt mit solchen Worten." Die hochmüthige Jungfrau warf den Kopf zurück und sagte: „ich mag keine Sittenpredigten hören, wenn ich mit meinen Freunden vergnügt bin, darum spart eure schönen Worte. Ich will sie euch zu Gute halten, denn ihr scheint mir ein seltsamer Kauz zu seyn, da ihr es wagt, bei mir, der vornehmsten Dame dieser Stadt, Herberge zu begehren." Der Pilger erwiederte: „es gibt vor Gott dem Herrn keinen Vornehmen und Geringen, denn vor ihm sind wir alle nur Staub. Ich bin begriffen auf der Reise nach dem Lande der heidnischen Preußen, um dort

das Wort Gottes zu lehren, wie es unser Herr befohlen hat, als er sagte: gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden. Auf meinem Wege habe ich überall Gastfreundschaft gefunden, wo ich anklopfte. Zu euch aber bin ich gekommen, nicht, weil mir nach kostbaren Speisen oder weichem Lager gelüstet, sondern weil ich meine, daß von eurem reichen Tische am leichtesten ein Brosamen für einen alten Pilger abfällt." Richberta wurde ungeduldig über die Rede des Alten, denn sie hatte geglaubt, mit ihm ihren Muthwillen treiben zu können, zu ihrer und ihrer Gäste Belustigung. So aber fand sie in dem Pilger anstatt eines kecken Abenteurers, wie sie vermuthet hatte, einen frommen Greis, dessen ganzes Wesen ihr eine unwillkürliche Ehrfurcht abnöthigte. Sie sprach daher: „genug, frommer Vater, mit diesen Reden. Wir sind hier versammelt, um fröhlich zu seyn, und dazu paßt der Ernst eurer Worte gar schlecht. Obschon es sonst meine Art nicht ist, Bettler bei mir aufzunehmen, so habe ich doch bei euch einmal eine Ausnahme gemacht. Darum setzt euch ruhig an jenen Tisch und genießt, was meine Diener euch bieten werden, stört uns aber nicht länger mit euren Reden." Der Greis schwieg und setzte sich in eine Ecke des Saales. Die Diener brachten ihm kostbare Speisen, Braten, Geflügel, Fische aller Art, die feinsten Früchte und köstlichsten Weine. Der Pilger schüttelte den Kopf und sprach: „was soll ich mit Wein und Braten? Gebt mir ein Stück Brod und einen Trunk Wasser, denn solcher Kost bin ich gewöhnt." Da lachten die Diener höhnisch und riefen: „Brod ist nicht in diesem Hause zu finden. Es mag eine Speise für die Armen seyn, aber nicht für die Leute im Hause der Jungfrau Richberta." Der Alte schwieg und sättigte sich an dem, was ihm gebracht worden, worauf sich Niemand weiter um ihn bekümmerte.

(Fortsetzung folgt.)

Neue, höchst wichtige Erfindung im Fache der Stereotypie.

Darmstadt, 3. Dez.

Das Jahr 1840, in welchem die 400jährige Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt a. M., Mainz und andern Städten Deutschlands mit großem Pompe gefeiert wurde, sollte nicht vorüber gehen, ohne der Kunst, deren Ursprung und Entwickelung es feierte, ein sehr werthvolles Vermächtniß zu hinterlassen. Dasselbe besteht in einer wesentlichen Verbesserung der Stereotypie, welche dem in den Fächern der Xylographie und Typographie unermüdet thätigen Hofkammer-Sekretär Pfnorr zu Darmstadt letzthin auf eine höchst befriedigende Weise geglückt ist. Bekanntlich läßt das bisherige Verfahren, Gußplatten zum Behufe des Stereotypdrucks zu verfertigen, noch gar viel zu wünschen übrig, weil es einestheils mühsam und zeitraubend, anderntheils aber in Absicht des jedesmaligen Gelingens nicht zuverlässig genug ist. Allen diesen erheblichen Nachtheilen begegnet Hr. Pfnorr durch seine neue Erfindung, indem er Gußplatten von jeglicher Größe in wenigen Minuten darzustellen im Stande ist. Der zur Matrize dienende Gegenstand — aus zwei wesentlich verschiedenen Körpern zusammengesetzt, — ist, vermöge der mit ihm bei seiner Fabrication vorgenommenen chemischen Behandlung, zur Aufnahme wie Beibehaltung jeder erhabenen Bildfläche, sey diese Schriftsatz, Holzschnitt, Medaille ꝛc. durch den gewöhnlichen Druck einer Buchdruckerpresse aufs vollkommenste geeignet. Die so erhaltene Matrize kann augenblicklich zum Gusse dienen, ihre Darstellung kann nicht mißglücken, es kann in ihr weder etwas ausbrechen, ausspringen ꝛc., noch bedarf sie einer Trocknung oder Erhitzung zur Erzielung eines reinen Gusses. Aus ihr sind mehrere Gußplatten zu erhalten, ihre Größe bleibt unverändert vor wie nach dem Gusse. Die Gußplatte selbst entspricht in Bezug auf Schärfe und Größe vollkommen jener des Originals. — Die Matrize wird in eine von dem Erfinder entworfene Gießflasche an richtiger Stelle eingelegt, der Guß kann dann augenblicklich vorgenommen werden. Pfnorr hat Gußplatten von 8, 5 Pariser Zoll Länge und 4, 6 Zoll Breite zwischen zwei Sandsteinplatten — wegen mangelnder Gießflasche — vollkommen gut dargestellt, obgleich die zur Matrize verwendeten Materialien in sehr rohem, unvollkommenem Zustande sich befanden. Ein Mißglücken des Gusses könnte nur bei allzuraschem Eingießen des flüssigen Schriftmetalles, wodurch ein Austreten der im Gießraume befindlichen Luft unmöglich wäre, stattfinden, da die Gußplatte selbst rasch erstarrt. Letztere ist in jeder beliebigen Dicke zu erhalten; sie bedarf nicht des Abdrehens auf der Rückseite, und kann augenblicklich zum Drucke dienen. Die Rubrikation der zur Matrize dienenden Masse kann auf vollkommen genügende Weise nur im Großen stattfinden; die Matrizenmasse wird aber dann, in jedem beliebigen Formate dargestellt, einen Handelsartikel bilden, sobald die Erfindung selbst Gemeingut geworden ist. Pfnorr hat durch seine Erfindung dem Stereotypendruck unstreitig einen großen Dienst geleistet, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß der Erfinder gegen eine entsprechende Entschädigung in den Stand gesetzt werden möge, das Geheimniß seines Verfahrens recht bald veröffentlichen zu können.

Korrespondenz.

Mainz, 3. Dez.

Eine von unserer Forstbehörde ausgegangene Anordnung, die in dem gestrigen Wochenblatte bekannt gemacht wurde, verdient Anerkennung und weitere Verbreitung, denn sie hat den Zweck, einem täglich mehr um sich greifenden Uebel, der Beschädigung und Verwüstung junger Waldstrecken und dem so sehr überhand nehmenden Holzfrevel, Schranken zu setzen, was, wie die Erfahrung gezeigt hat, durch hohe Strafen allein nicht möglich ist. Der Gebrauch, zu Weihnachten Christbäume zu putzen, gab in frühern Jahren hier stets Anlaß zur Vertilgung einer Menge junger Fichten- und Tannenbäume. Man hieb die Kronen ab, riß sie oft mit der Wurzel aus und richtete, um wenige Kreuzer zu erhalten, einen unersetzlichen Schaden an. Verbote halfen nichts; im Gegentheile, je strenger die Aufsicht war, desto größer der Gewinn, weil nun die Waare theurer wurde. Die Forstbehörde hat daher sehr klug gethan, daß sie dadurch, daß sie selbst Christbäume hauen und sie auf dem Markte zu billigen Preisen feil bieten läßt, dem Uebel entgegentritt; denn nun hört die vorzügliche Anlockung, die zu großem Verdienste, auf. Dadurch aber, daß die hiesige Polizeibehörde angewiesen ist, Jeden, der Christbäume zum Verkaufe anbietet, anzuhalten, sich durch Zeugniß der Forstverwaltung oder seiner Bürgermeisterei über deren rechtlichen Besitz auszuweisen und im Falle er dieses nicht darthun kann, ihn als Frevler den Gerichten zuzuweisen, wird es rein unmöglich werden, aus einem Diebstahle der Art noch irgend einen Vortheil zu ziehen. — Endlich ist es der hiesigen Theater-Direktion gelungen, eine Primadonna für unsere Bühne zu gewinnen, die die Anforderungen des Publikums vollkommen zu befriedigen im Stande ist. Fräul. Schrickel, erste Sängerin des Theaters St. Fe-

nice in Venedig, eine Schülerin des Conservatoriums in Paris, sang vorgestern die Amine in der Nachtwandlerin von Bellini. Fräul. Schrickel ist im Besitze einer schönen, umfangreichen, höchst beweglichen, runden und vollen Stimme. Sie hat eine gute Schule, viel Coloratur, genug, sie ist Bravourſängerin im vollen Sinne des Wortes; dabei ist sie noch jung, ihr Spiel ist lebhaft und sie verbindet Anstand und Grazie mit gefälligen Manieren. Daß sie gefiel, bewies der vielfache Beifall und daß sie nach jedem Akte gerufen wurde. Durch diese Sängerin, Mad. Schumann, Mad. Michaleſi, Hrn. Steiner, Hrn. Mellinger und Hrn. Emmerich ist, wenn wir sie behalten, unsere Oper auf einen respectablen Fuß gestellt und wir haben nun alle Hoffnung, daß, wenn eine oder zwei neue Opern, Robert, der Schnee und Faust zu den bisher gegebenen auf das Repertoire kommen, die bisherige Theilnahmlosigkeit sich in eifrigen Theaterbesuch umändern und die schönen Tage wiederkehren werden, wo eine halbe Stunde vor dem Beginne der Vorstellung oft schon keine Plätze mehr zu bekommen waren.

Mannichfaltigkeiten.

Aus Wolfenbüttel schreibt die Braunschweiger »Deutsche Nationalzeitung« unterm 29. Nov.: Im Monate März d. J. sammelte in hiesiger Stadt der Hr. Doctor der Philosophie, Ignaz Hub aus Würzburg, Pränumeranten auf seinen unter dem Titel Odeon für das Jahr 1840 bereits herausgegebenen Almanach. Er war auch, gestützt auf einige Zeugnisse bekannter Gelehrten, glücklich genug, von mehr als sechzig hiesigen Einwohnern die erbetene Vorausbezahlung mit einem Thaler zwölf Gutegroſchen zu empfangen. Da nun aber Niemand von diesen Pränumeranten das versprochene und bezahlte Büchlein erhalten hat, so wird der Hr. Doctor Hub es nicht unangemessen finden, wenn er, da man seinen Aufenthaltsort nicht kennt, auf diesem Wege an die baldige Erfüllung seiner Verpflichtung erinnert wird. Man bittet die verehrlichen Redaktionen, besonders rheinischer Blätter, diesen Artikel, der dem Hrn. Doctor Hub wichtig seyn muß, — da er wahrscheinlich längst die Absendung der nicht angelangten Exemplare besorgt hat — in ihren Columnen aufzunehmen. *)

Das Frankfurter Konversationsblatt enthält folgendes Urtheil über »Gesammelte Gedichte von Ludwig Hub. Frankfurt a. M., Verlag von Georg Weil«: Diese Dichtungen, welche nicht einen Schriftsteller von Fach, sondern einen Schriftsetzer zum Verfasser haben, sind darum um so werthvoller, als sie beweisen, wie Talent und Befähigung sich überall Bahn brechen. Sie verdienen nach Inhalt und Form gleiche Anerkennung und haben solche bereits auch gefunden. In ihnen spiegeln sich die Erscheinungen des praktischen Lebens auf poetische Weise wieder; sie verlieren sich nicht in phantastischen Regionen; ihr Ideenkreis ist kein großartiger, aber ein klarer und freundlicher; ihre Empfindungen sind wahr und unerkünstelt. Man könnte diese Sammlung einem Strauße von ländlichen Blumen vergleichen, der nicht sowohl Erstaunen und Bewunderung erregt, als vielmehr einen wohlthuenden Eindruck macht. Auch hat L. Hub jenen populären Ton getroffen, der Jedem verständlich ist, ohne sich in's Triviale zu verlieren. Seine Verse sind korrekt und fließend, seine Bilder gut gewählt und klar. Vor Allem aber muß gerühmt werden, daß diese Dichtungen das Gepräge einer Eigenthümlichkeit an sich tragen und sich von Nachäfferei anderer Produktionen frei erhalten. Gedichte, wie: Die Sonntagskinder — Gedankenflüge — Der Täufling — Sprüchwörter — Die Grüße — Nichts Neues unter der Sonne — Contraste — Der Schriftsetzer — Das Siebengestirn u. s. w., wird gewiß jeder Unbefangene mit Vergnügen lesen. — Der billige Preis des Werkchens sichert demselben einen großen Absatz, besonders da auch die äußere Ausstattung lobenswerth ist.

Von dem Fürsten Pückler erschien in diesen Tagen der erste Band eines »südöstlichen Bildersaals.« Der »Verstorbene«, der sich später zu einem »Semilasso« umgewandelt hatte, tritt uns auf dem Titel dieser neuesten Skizzen und Notizen als der »Vergnügling« entgegen, der mit einem Phantasuspasse die Länder durchreise, vom Aufgang zum Niedergang, und Alles durch sein Zauberglas sehe.

In Rußland werden sogar Städte versetzt. Nach einer Verfügung des Kaisers soll die Stadt Selenginsk im Gouvernement Irkutzk (Sibirien) vom rechten Ufer des Flusses Selenga, durch dessen Austreten sie öfters zu leiden hatte, vier Werste weiter auf das linke Ufer verlegt werden.

(Augsburg, 26. Nov.) Gegenwärtig befindet sich hier ein Tischlermeister, Namens Riger aus Nördlingen, welcher das Modell einer von ihm erfundenen Kriegs-Maſchine zeigt, die hauptsächlich beim Eindringen in Quarre's anwendbar seyn dürfte. Dieselbe stellt einen Munitionswagen vor, in welchem eine kleine Zahl Mannschaft verborgen ist, die mit Leichtigkeit den Wagen in Bewegung setzt und die übrigen Vorrichtungen dirigirt. Die dabei angebrachte Mechanik in Betreff des Selbstladens, Richtens und Abbrennens der Schießgewehre, resp. Kanonen, verrichtet alles dieses mit größter Geschwindigkeit und läßt sich auch bei großen Kriegsschiffen anwenden. Vielleicht ließe sich dieses Fortschaffungssystem auch auf Eisenbahnen anwenden.

(Darmstadt, 2. Dez.) Am 30. Nov. fand das sehr besuchte zweite diesjährige Dilettanten-Konzert in dem großen schönen Saale der Vereinigten Gesellschaft statt, welchem auch ein Theil des Hofes beiwohnte. Am Schluß ward nach einer Composition des Directors dieses Musikvereins, des Hrn. C. A. Mangold, eines höchst talentvollen Mannes, mit kräftiger Orchesterbegleitung, Becker's deutsches Rheinlied gesungen und mit gleicher Begeisterung, wie überall, aufgenommen. Laute vielfach wiederholte Lebehochs erschallten dem deutschen Fürsten und dem theuern deutschen Vaterlande!

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. Dec. Belisar, große Oper in 3 Akten, der dritte in zwei Abth., 1. Akt der Triumph, 2. Akt das Exil, 3. Akt der Tod, von Salvator Cammarano. Musik von Donizetti. Antonina: Dem. Fürth.

Sonntag, 6. Dec. Doktor Faust's Hauskäppchen, oder: Die Herberge im Walde; Posse in 3 Abth., von Hopp. Musik von Hebenstreit.

Montag, 7. Dec. Zum Vortheil der Dem. Frühauf und zum Erstenmale: Erziehungs-Resultate oder: Gut und schlecht er Ton, Lustspiel in 2 Aufzügen, frei nach einer Operette des Decembrouſſe von Carl Blum. Hierauf folgt: (neu einstudirt) Zwei Worte, oder: Das Abenteuer im Walde, Oper in einem Akt, nach dem Französischen. Musik von d'Alayrac.

*) Man hat mir, namentlich in letzterer Zeit, sehr häufig die Ehre erwiesen, mich mit dem in Rede stehenden Hrn. Doctor der Philosophie Ignaz Hub zu verwechseln. Ich befinde mich im Besitze einer schönen Sammlung pikanter Briefe, die alle, an mich adressirt, meinem mir gänzlich fremden Namensvetter, dem Hrn. Doctor Ignaz, zugedacht waren und zum größten Theil ungeduldige Pränumeranten aus den Rhein- und Maingegenden zu Verfassern haben. So schmeichelhaft es nun auch einem Schriftsetzer seyn muß, für einen Doktor gehalten zu werden, so bestimmen mich doch verschiedene Gründe, unter denen die Furcht vor einer Vermehrung der gedachten Briefsammlung nicht den letzten bildet, hiermit öffentlich zu erklären, daß ich nicht der in Wolfenbüttel 60 Pränumeranten zählende Hr. Doctor der Philosophie Ignaz Hub aus Würzburg, sondern der Schriftsetzer Ludwig Hub aus Zweibrücken in Pfalzbaiern bin, dessen Gedichte zwar von Georg Weil auf Subscription angekündigt, den Unterzeichnern aber auch zugesendet worden sind.

Frankfurt a. M. Ludwig Hub.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 341. Sonntag, den 6. December 1840.

Die zwei Leichen.

(Von Dr. G. Zirndorfer.)

Da fahren sie zwei Leichen
Zur letzten Ruh' hinaus,
Die eine kommt aus dem großen
Und reichen, prächtigen Haus.

Der Tod selbst ist vergoldet,
Mit Pracht und Flimmer umhängt,
Seht, wie das gold'ne Schnitzwerk
Sich auf dem Sarge drängt.

Drin grinzt aus eitlem Flimmer,
Aus herrlichem Todtenkleid,
Ein furchtbares Todtenantlitz
In aller Schrecklichkeit.

Es blickt uns starr entgegen,
Lichtlos der Augenstern,
Er konnte das Auge nicht schließen,
Er schied von dem Reichthum nicht gern.

Und hinter dem Sarge schreitet
Ein reiches Trauergeleit,
Zu Fuße und zu Wagen,
Da drängt es sich weit und breit.

Man hält in schönen Phrasen
Den rührendsten Sermon,
Doch kaum ist die Rede geendet,
Gilt man zum Ausgang schon.

D'rauf ein paar Tage später
Setzt einen Marmorstein
Mit einer großen Inschrift
Man auf sein modernd Gebein.

Die lachenden Erben verzehren
Sein Geld in Saus und Braus.
Doch zu dem prächtigen Grabmal
Geht selten Einer hinaus.

* * *

Dort eine and're Leiche
Zieht still und verlassen hinaus,
Es folget kein Trauergeleite
Zum öden Todtenhaus.

Es ruht im einfachen Sarge
Ein abgehärmtes Gesicht,
Es kannte des Lebens Leiden,
Doch seine Freuden nicht.

Die Todtengräber scharren
Ihn schnell und schweigend hinab,
Und beten ein kurz Vaterunser
Hinunter ins düstere Grab.

Doch eine in ärmlicher Kammer
Da sitzt mit verweintem Gesicht,
Die treue Gattin des Armen,
Sie folgte der Leiche nicht.

Doch früh am andern Morgen,
Da geht sie zum Grab' hinaus,
Bekränzt es mit frischen Blumen,
Und weint sich herzlich aus.

Wohl einen langen Monat
Ist er schon eingescharrt,
Da hat sie erst ein paar Gulden
Zu einem Kreuze erspart.

Und wenn der Frühling nahet,
Erblüht ein Blumenwald
Am stillen, einsamen Grabe,
Zu dem die Gattin wallt.

Des reichen Mannes Leben
War stets von Rosen umweht;
Dem armen blühen nur Rosen,
Wenn er zu Grabe geht.

Das Haus der Gestorbenen.

Eine moderne Geistergeschichte. Von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Die Geistergläubigen erhoben auf's neue das Haupt, den Triumph im Voraus feiernd, ihre Gegner in den Staub geworfen und ihre Meinung zur Wahrheit erhoben zu sehen.

„Zudem," fuhr der Fremde fort, nachdem er eine Prise genommen, „müssen wir bedenken, daß es stets Geistererscheinungen gegeben hat, von Saul an, dem der Samuel erschien, bis auf die zwölf schlafenden Jungfrauen von Spitz und die Weinsberg-Prevorster Exempel, die ganz ausführlich darthun, daß zwischen Geist und Geister ein verzweifelter Unterschied stattfindet; und es ist jetzt dadurch klar erwiesen, daß man durchaus keines Geistes bedarf, um Geister zu sehen, daß vielmehr im Gegentheil diese Geister den menschlichen Scharfsinn scheuen, und sich lieber an Solche wenden, die das Ueberirdische besser begreifen, als das Irdische."

Die Geisterläugner klatschten lachend in die Hände.

„Ich mache mit dieser Behauptung mir selbst kein Kompliment," sprach der Fremde weiter; „ich müßte denn hier eine Ausnahme gelten lassen, die wahrscheinlich deswegen gemacht wurde, weil in dem Augenblicke kein anderer Zeuge gegenwärtig war, und die Eitelkeit des Geistes, auch des nichtswürdigsten, ihn treibt, wie im Leben, so nach dem Tode sich sehen zu lassen. Halten Sie davon, was Sie wollen, meine Herren! Ich habe die Absicht, Ihnen mit der ungeschminkten Erzählung meines Abenteuers zu beweisen, daß es wirklich Geister giebt, obwohl die Geistlosen solche zu läugnen wagen."

Die Geisterseher gaben sich beifällige Zeichen über den Hieb auf die Gegner, welche, etwas confus gemacht, sich fragend anblickten.

„Sie erlauben," sagte der Fremde, „daß ich meine Pfeife stopfe, mit der ich, wie der Ungar und Tyroler, in die Schlacht zu gehen pflege."

Er zog einen schönen Meerschaumkopf heraus und plauderte während des Füllens desselben: „Ich habe mich in der Welt schon eine geraume Weile herumgetummelt, meine Herren! das dürfen Sie mir glauben; habe Manches erfahren, was man zu Hause nicht erfährt, und Dinge gesehen, die mir bei der Mama nicht im Traume eingefallen wären, aber alles in seiner natürlichen Natürlichkeit. Ich bin bei Tag und Nacht in Gesellschaft und allein durch dichte Wälder, durch Wüsteneien gezogen, habe in Palästen und in Haidekrügen, in den schönsten Hotels und in Schäferhütten, sogar oft im Freien übernachtet, ohne Furcht und Grauen, weil ich an Geister und Gespenster nicht glaubte, und in anderer Beziehung der Meinung war, es könne mir nichts geschehen, sobald ich selbst dabei sey. Ich darf aber auch rühmen, daß mir damals nichts zugestoßen ist, was diesen Glauben hätte wankend machen können; und so wurde ich denn immer dreister, und lachte über alles, was bei anderen Leuten Furcht erregte, namentlich über Geistererscheinungen, die ich, wie ein Theil dieser Herren, vornweg für Tollheiten und Hirngespinnste erklärte, bis mir endlich der Glaube inoculirt wurde."

Der Erzähler sprach dem edlen Weine zu, um sich zum Vortrage zu stärken, zündete dann die Pfeife an, und begann:

„Ich machte vor Kurzem eine Reise durch das Oberland theilweise mit dem Eilwagen, und wandte mich dann von der Landstraße ab, um den Aufenthaltsort eines Freundes zu Fuße zu erreichen, weil keine Poststroute dahin führte. Es war ein trüber Novembertag; auf Bergen und Wäldern lagerte der Nebel, wie graue Papierstreifen, und drohte, jeden Augenblick aufzusteigen und als Regen herabzufallen. Schlecht Wetter macht schlechte Gedanken, sagt man, und der Weg trug durch seine Schlechtigkeit das Seinige bei, mich herabzustimmen. Ich blies, dem Nebel zum Trotze, dichte Rauchwolken aus meiner Pfeife, in mancherlei Betrachtungen vertieft, die bei schönem Wetter gar nicht zum Vorschein kommen, aschgraue, dumme Gedanken, wie die Herren sie auch schon gehabt haben werden. Ich tröstete mich endlich mit der Hoffnung, bald ein Wirthshaus zu erreichen, um dort festen Fuß zu fassen und Leib und Seele zu erquicken, die beide wechselsweise litten; aber der Weg dehnte sich unerträglich, wie eine Kautschukschnur; der Tag wurde immer trüber, oder, besser gesagt, er war, seiner Trübseligkeit sich schämend, abzugehen im Begriffe; die Nebelstreifen hatten sich gehoben und eine Central-Regen-Commission niedergesetzt, die sogleich ihr Wasser auf mich armen Wanderer herabfallen ließ. — So brach die Nacht herein; auf unbekanntem, schlüpferigen Wege, mehr rutschend als gehend, keine zehn Schritte vor sich sehend, ohne Schirm und Schild, wer je in einer solchen Situation war, wird wissen, wie einem zu Muthe ist, und wie man sich unter Dach und Fach sehnt, wäre es auch eine der schlechtesten Herbergen. Um mindestens eine solche zu erreichen, mußte ich, wollend oder nicht wollend, forttappen und gleiten während des angenehmsten Tropfbades, bis endlich — o des erfreulichen, erhebenden Anblicks! — in einiger Entfernung ein Licht sichtbar wurde. Ich fühlte neue Kraft in meinen Gliedmaßen bei dieser tröstenden Erscheinung; denn woher konnte die fröhliche Leuchte anders kommen, als aus den Fenstern des ersehnten Wirthshauses, wo ich mir's in Gedanken schon recht wohl seyn ließ. Aber Licht und Flamme täuschen in Absicht auf die Entfernung bei der Nacht sehr leicht; gewiß eine gute Viertelstunde hatte ich noch zu gehen, bis ich endlich vor einem einzelnen Hause stand, das — so weit es zu erkennen möglich war — ein sonderbares, hochgiebeliges Aussehen hatte und ganz isolirt stand. Das Licht schien in den Zimmern herumzuwandeln, denn bald wurde es hier, bald dort sichtbar, um wieder auf Minuten ganz zu verschwinden. Ich suchte die Hausthüre, um Einlaß zu begehren, sie war nur angelehnt. Ich besann mich einen Augenblick, ob ich hinein sollte, weil ich in dem ganzen Gebäude keinen Laut vernahm; aber es regnete wo möglich noch stärker als vorher, und hier war ich doch im Trocknen."

„In dem Augenblicke erschien oben an der Treppe das Licht, um mir hinaufzuleuchten, aber kein Lichtträger ward sichtbar. Ich stieg demungeachtet hinauf, öffnete die erste, beste Thüre und trat in ein Zimmer, das durch den Schein, der mir den Weg heraufgezeigt hatte und nun voraus hineingeschlüpft war, wie von Mondlicht erhellt wurde."

„Das ist eine eigene Gasbeleuchtung, dacht' ich, den Schimmer betrachtend, der an den Wänden herumzuschweben schien, etwa so, wie man das Sonnenlicht durch einen beweglichen Spiegel in entfernte, im Schatten liegende Gemächer leitet und darin herumfahren läßt. Ich war in der sonderbarsten Lage von der Welt, weil ich mir das herumgaukelnde Licht nicht erklären konnte, das auf etwas Außerordentliches deutete; denn

in einem gewöhnlichen Gasthause hätte mindestens ein Hausmädchen die Beleuchtung dirigirt. Auch als Scherz betrachtet, war mir die Sache bedenklich."

(Fortsetzung folgt.)

Stavoren.

(Aus den deutschen Volkssagen, zunächst aus den Rheinlanden, von R. Benedix, Wesel bei J. Bagel. 1840.)

(Fortsetzung.)

Das Fest nahm ferner ungestört seinen Fortgang. Nachdem das schwelgerische Mahl beendigt war, begaben sich die Gäste in die anstoßenden Säle und es begann der Tanz, der die Nacht hindurch währte. Da nun Niemand kam, der dem Alten eine Schlafstelle angewiesen hätte, denn keiner dachte seiner mehr, hatte ihm ja doch nur eine augenblickliche Laune der Herrin den Eintritt in das prächtige Haus verschafft, so schlummerte der Greis, ermüdet von der Wanderung des Tages, auf seinem Stuhle ein. — Als er erwachte, leuchtete der Morgen schon in die hohen Fenster und doch wurde jetzt eben erst das Fest beendigt und die Gäste schickten sich an, nach Hause zurückzukehren. Um das Haus zu verlassen, mußten sie durch den Saal gehen, in welchem der Alte saß, und in dem Getümmel bemerkte ihn ein junger Fant, der augenblicklich ausrief: „sieh' da, unser weiser Sittenprediger! Er hat sich gestern wohl im Stillen ein Räuschchen getrunken und hat es hier auf dem Sessel wieder ausgeschlafen." Die aufgeregten, übermüthigen Gäste sammelten sich um den Stuhl des Pilgers und von mehreren Seiten erschallten neckende Worte. Auch Jungfrau Richberta trat herzu und sagte: „ihr könnt euch einer seltnen Ehre rühmen, denn niemals noch war mein Haus die Herberge eines Bettlers. Ihr mögt aber gehen und erzählen von der Pracht der reichen Richberta, denn nimmer habt ihr wohl ein Haus gesehen, das sich dem meinigen vergleichen könnte an Schmuck und Zierde. Gold und Silber und kostbare Zeuge, wie sie alle Welttheile bieten, sind in reicher Fülle hier verschwendet und nichts fehlt darin, was sich ziemt für vornehme und reiche Leute." Da erhob sich der Greis aus seiner gebückten, demüthigen Haltung, sein ganzes Wesen zeugte von hoher Würde und er sprach: „was ihr thut an der Geringsten Einem, habt ihr mir gethan, sagt unser Herr und Heiland, aber dieses Wort wird nicht an euch in Erfüllung gehen. Ihr habt mich gespeist und meinem Haupte ein Obdach gegeben, aber nicht weil ihr mitleidig und erbarmend seyd gegen den Armen, sondern weil euch die Laune dazu trieb, darum wird es euch nicht angerechnet werden. Euer Haus, sagt ihr, ist den Bettlern verschlossen, aber die Bettler sind eure Brüder und ihrer ist das Himmelreich, denn die Schrift sagt: selig sind die Armen. Euer Herz ist hart, euer Sinn ist verstockt, euer Treiben ist eitel Hochmuth und so wird es wahr werden an euch, was der Herr sagt: es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich komme. Darum sage ich euch: hängt das Herz nicht an die Schätze dieser Erde, denn sie sind ein eitles Gut und können verschwinden, daß ihr arm werdet und von Thüre zu Thüre ein Almosen heischen müßt. Ihr prahlt mit dem Reichthum eures Hauses, ihr seyd stolz auf die Kostbarkeiten, die es schmücken, ich sage euch aber: das Edelste und Beste, was die Erde hat, fehlt in eurem Hause." Bei diesen Worten wandte sich der Pilger zum Gehen, und die Gäste, von seiner Rede betroffen, machten ihm Platz, daß er ungehindert durch ihre Mitte schritt und bald verschwunden war.

3.

Der Auftrag.

In dem Vorzimmer der Jungfrau Richberta stand Herr Molinger, ein tüchtiger, bewährter Schiffsmeister, der so eben von einer weiten Reise zurückgekehrt war, und wartete, bis die Herrin ihn rufen ließe, daß er ihr Rechenschaft ablege von seiner Fahrt. Ruhig schritt er in dem Gemache auf und ab, während die Diener hin und her liefen, und nach dem großen Feste des vorherigen Tages alles wieder in Ordnung brachten. Als nun Herr Molinger das Durcheinandertreiben sah, rief er einen Diener an und sprach: „wie ich sehe, ist gestern hier ein großes Fest gewesen und es mag wohl seyn, daß Jungfrau Richberta noch der Ruhe pflegt. Deßhalb werde ich wieder kommen zu gelegenerer Zeit." „Dem ist nicht so, mein werther Herr," entgegnete der Diener, „Jungfrau Richberta hat längst ihr Lager verlassen, und sieht in böser Stimmung die Pergamente und Schriften durch, auf welchen ihr Vermögen verzeichnet ist. Ob sie aber euch jetzt sprechen wird, vermag ich nicht zu sagen." Während der Diener noch so sprach, trat ein anderer herein, der Herrn Molinger aufforderte, zu der Herrin zu kommen. Dieser gehorchte der Aufforderung und fand Jungfrau Richberta in ihrem Gemach, auf einem Ruhebette sitzend, den Kopf in die Hand gestützt. Er trat zu ihr und begann: „edle Jungfrau, ich bin gekommen, euch zu melden, daß ich zurück bin von meiner weiten Reise und euch Rechenschaft abzulegen von dem Erfolge derselben. Hier diese Schriften enthalten das Verzeichniß dessen, was ich aus Phönizien mitgebracht, hier sind die Rechnungen über den griechischen Wein, hier stehen die herrlichen Spezereien und Gewürze aus Indien aufgeschrieben, die ich in Alexandria geladen. Befehlt nun eurem Waarenmeister, daß er die Ausladung besorge und die Waaren in eure Speicher schaffen lasse." Richberta hatte kaum gehört, was der Schiffsmeister gesprochen; jetzt sprang sie hastig auf, durchschritt einige Male das Gemach und sagte endlich: „ihr kommt mir just zur rechten Stunde, Herr Molinger. Ich kann euch keine Ruhe gönnen nach der langen, mühseligen Seefahrt, denn ihr müßt aufs neue fort, sobald eure Ladung in meinen Speichern liegt." „Befehlt, edle Herrin", erwiederte der Schiffsmeister, „ich bin bereit, und wäre es diese Stunde, wieder abzureisen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Fulda, im Nov.

Schon einige Male sind in bairischen Zeitungen Aufsätze gegen das hiesige Gymnasium erschienen. Diejenigen, gegen welche sie zunächst gerichtet waren, haben aus edlem Stolze geschwiegen. Wir hatten es für Pflicht, auf einen dem 19. Nov. im Fränk. Courier erschienenen Artikel dießesmal Einiges zu erwiedern, theils um den Verdacht abzulehnen, als seyen wir im entferntesten mit irgend einer Klage über Dinge, an denen wir leiden sollen, einverstanden, anderntheils, um Ununterrichtete über gewisse Verhältnisse aufzuklären. Der Vorwurf, daß bisher nur 4 — 5 Schüler gewöhnlich die Prüfung der Reife bestanden, hat seinen Grund

darin, daß nicht Mehrere zu prüfen waren. So oft indeß von diesen Wenigen Einige das Examen nicht bestanden, namentliche Solche, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, hat sich der Direktor des Gymnasiums mit Erfolg dafür verwendet, daß sie dennoch das Zeugniß der Reife erhielten. Auch hat derselbe noch jüngst durch ausnahmsweise Versetzung von vier Schülern nach Prima einen neuen Beweis geliefert, wie sehr er bemüht ist, jene Leere in der obersten Klasse auszufüllen. Den Grund davon, daß so Wenige sich dem geistlichen Stande widmen, findet der Verfasser jenes Artikels in dem Verschwinden des ächt katholischen Geistes, seitdem die Schüler des hiesigen Gymnasiums nach dem modernen Aufklärungsstyl gebildet würden. Daß die Aufklärung dem ächtkatholischen Geist entgegen sey, wird der Verf. jenes Artikels nicht behaupten wollen, sondern die moderne. Den Gegensatz wird die altfränkische bilden. Da nun am hiesigen Gymnasium keine Vorträge über moderne Aufklärung gehalten werden und der Bildungsstyl ganz derselbe ist, wie er an jedem höherstehenden Gymnasium herrscht, so hält man es einestheils für überflüssig, auch nur ein Wörtchen über diesen Gegenstand zu verlieren, anderntheils für die Ehre der katholischen Religion beeinträchtigend. Daß früher der ächtkatholische Geist am hiesigen Gymnasium mehr geherrscht habe, müßte hauptsächlich seinen Grund in veränderten Einrichtungen in religiöser Beziehung haben. Und da sind denn allerdings drei Dinge verändert worden. Statt daß früher jeder Schüler die namentlich im Winter ungesunde Gymnasialkirche besuchen mußte, besuchen die meisten der katholischen Schüler jetzt freiwillig eine andere der Frühkirchen, wo ihre Gesundheit nicht leidet; an die Stelle des raschen Hersagens eines lateinischen Vaterunsers an jedem Morgen ist ein deutsches Gebet des Lehrers getreten, und außerdem hat der Direktor eingeführt, daß am Schlusse jeder Woche sich sämmtliche Schüler zu gemeinsamem Gesang und Gebet vereinen. — Der Verfasser jenes Artikels fährt fort, aus den Schülern sey die Vorliebe zum geistlichen Stand verdrängt, seitdem an die Stelle des christlich-religiösen Elements das sogenannte plastische des heidnischen Alterthums getreten sey. Daß solche eifernden Worte eines früheren Jahrhunderts eine Stelle gefunden haben in einer Zeitschrift, welche doch wohl auf den Namen einer gebildeten Anspruch macht, ist schwer zu begreifen. Bekannt sind die angestrengten Bemühungen des Direktors zur Erweckung und Hebung ächtchristlicher Bildung unter den Schülern des Gymnasiums. Bemerkt hat der Verfasser jenes Artikels, daß hier im Jahre nur einmal die Maturitätsprüfung statt findet, nicht bemerkt hat er, daß dieses auch zu den gepriesenen Zeiten, die fern vom modernen Aufklärungsstyl waren, der Fall war. Hierauf schließt der Verf.: »Scheint es nicht, als ob man darauf hinziele, die Zahl der katholischen Theologen absichtlich zu vermindern?« Wahrscheinlich, denn es ist solchen künftigen Theologen, die das Examen nicht bestanden hatten, noch jedesmal die ausnahmsweise Anerkennung der Reife erwirkt worden. Aber scheint es nicht auch, als ob der Verf. mit dieser Frage jedem etwas streng gläubigen Katholiken das Kreuz auf die Schulter heften wollte? Zum Schlusse mag bemerkt werden, da doch einmal vom »scheinen« die Rede ist, daß auch dem Redakteur des Fränk. Courier etwas scheint, nämlich, es werde doch wohl, nachdem so manche Klagen über das Wesen am Fuldaer Gymnasium von ihm vernommen worden seyen, nun bald gehörigen Ortes mit Nachdruck eingeschritten werden müssen.

Darmstadt, im Dec.

Der blinde Dichter Constantin Möllmann aus Dinslaken bei Wesel war kürzlich in unserer Stadt und hat auch hier eine seiner würdige Aufnahme gefunden. Die neueste Ausgabe seiner Gedichte (bei Ed. Klönne zu Wesel erschienen) enthält, außer schon Bekanntem, auch neue Zugaben, in derselben Lebensfrische und gemüthlichen Heiterkeit wie seine früheren Productionen gedichtet. Möllmann's Muse ist ganz dazu geeignet, denkende und gefühlvolle Gemüther anzusprechen, und in seiner Eigenschaft als Naturdichter wird man ihm Beifall und Anerkennung nicht versagen können. Gleichsam als einleitendes Vorwort steht an der Spitze seiner Gedichte ein gedrängter Abriß seiner Lebens- und Bildungsgeschichte, welche wir mit dem größten Interesse gelesen haben, und in welcher des Dichters Individualität sich in dem sanften Farbenschmelz einer ergebungsvollen und zufriedenen Seele abspiegelt. Nächst der Poesie beschäftigte ihn auch die Musik, in welcher er es so weit brachte, daß er Mehreres componirte und Unterricht auf dem Klavier ertheilte. Der verstorbene König von Preußen setzte dem Dichter einen kleinen Jahrgehalt aus.

Mannichfaltigkeiten.

Bei der Beleuchtung, womit Breslau den 15. Okt. feierte, las man an den Fenstern des Redacteurs des Breslauer Beobachters folgende Transparent-Aufschrift:

Der König ist ein Redacteur
Wie keiner Seinesgleichen,
Sein Censor ist der liebe Gott
Und findet — Nichts zu streichen.

Heirathslustige Frauenzimmer, die Männer suchen, brauchen sich nur an Hrn. Auernheimer jun. in Regensburg zu wenden; derselbe hat ein vorzüglich sortirtes Lager von diesem Artikel, nämlich: »Einen 26jährigen Apotheker, körperlich und wissenschaftlich gebildet, 3 Kaufleute, Conditer, Bräuer, Oekonomiebesitzer, Wittwer, Lithographen. Portraits derselben und alle Verhältnisse nebst noch über andere 339 Heirathsgesuche auf frankirte Briefe.«

(Luftschifffahrt.) Hr. Eugene de Freene in Paris hat für Frankreich und England ein Patent auf eine Erfindung genommen, mittelst welcher er im Stande zu seyn glaubt, den Luftballon nach Willkür zu leiten. Hr. Arago und andere berühmte Männer sollen sich beifällig über den ihnen vorgelegten Apparat ausgesprochen haben; wir werden sehen, was in praxi damit ausgerichtet wird. Die Erfindung beruht angeblich auf einer Verbindung der bekannten Prinzipien der archimedischen Schraube (hier in Gestalt eines Flügelrades) und der geneigten Ebene; man nennt sie Moteur atmosphérique und spricht von der wichtigen Entdeckung eines Stützpunkts in der Luft; doch lauten die französischen Anpreisungen etwas lustig.

(Ehrenauszeichnung.) Die Royal Society in London hat in ihrer jährlichen Sitzung vom 3. November dem Professor Liebig in Gießen, in Anerkennung seiner Entdeckungen in der organischen Chemie und insbesondere für die Entwickelung der Theorie der zusammengesetzten Radikale, die Copley-Medaille bewilligt. — In Folge einer über ein Jahrhundert alten Stiftung sind nämlich der Royal Society die Zinsen eines Capitals zur Ertheilung einer goldnen Medaille zur Verfügung gestellt, welche demjenigen zuerkannt werden soll, der, in allen Theilen der Erde zusammengenommen, die wichtigste Entdeckung gemacht hat. Es ist dies die älteste und größte Auszeichnung, welche von dieser berühmten Gesellschaft gewährt werden kann. (Hess. Z.)

Theater-Anzeige.

Sonntag, 6. Dec. Doktor Faust's Hauskäppchen, oder Die Herberge im Walde; Posse in 3 Abth., von Hopp. Musik von Hebenstreit.

Montag, 7. Dec. Zum Vortheil der Mad. Frühauf und zum Erstenmale: Erziehungs-Resultate oder: Gut erund schlechter Ton, Lustspiel in 2 Aufzügen, frei nach einer Operette des Decemberousse von Carl Blum. Hierauf folgt: (neu einstudirt) Zwei Worte, oder: Das Abenteuer im Walde, Oper in einem Akt, nach dem Französischen. Musik von d'Alayrac.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 342. Montag, den 7. December 1840.

Die Königin Victoria an der Wiege ihres Kindes.

Flüstert leiser, Abendlüfte,
Rausche leiser, blaue Fluth,
Denn auf weichem Sammetkissen
Schlummernd hier mein Kindlein ruht.

Süßes Kind, an deiner Wiege
Bin ich keine Königin;
Ach! ich fühle tief im Herzen,
Daß ich hier nur Mutter bin.

Was sind, Indien, deine Schätze
Gegen einen Liebesblick
Aus dem Augenstern des Kindes,
Das mein Leben, das mein Glück?

Süßes Kind ꝛc. ꝛc.

Englands stolze Leoparden,
Meines Thrones Baldachin
Können dich, mein Lieb', nicht schützen,
Nur auf Gott bau' ich, auf ihn.

Süßes Kind ꝛc. ꝛc.

Großer Gott! vor dir im Staube
Betet nicht die Königin,
Nur die Gattin, nur die Mutter
Fleht zu dir mit frommem Sinn.

Süßes Kind ꝛc. ꝛc.

Sende deine Engel nieder
Aus des Aethers lichten Höh'n,
Daß sie meinen Engel schützen,
Schirmend ihm zur Seite stehn.

Süßes Kind, an deiner Wiege
Bin ich keine Königin,
Ach! ich fühle tief im Herzen,
Daß ich hier nur Mutter bin.

M. Tenelli.

Das Haus der Gestorbenen.

Eine moderne Geistergeschichte. Von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

„Ich rief dem Wirth mit lauter Stimme; ich rief seinen Leuten; ich begleitete endlich diese wiederholten Rufe mit einigen soliden Flüchen, weil mir die Geduld ausgehen wollte; wer aber nicht kam, war der Wirth und seine Angehörigen, und wer mich im Finstern sitzen ließ, war das Gaslicht, das plötzlich erlosch. — Da bist du in ein braves Wirthshaus gerathen! dacht' ich, und visitirte mit dem Stock um mich herum, wenigstens einen Sitz zu finden, meinen armen Leichnam einstweilen ruhen zu lassen, bis ein Bewohner des Hauses sich zeige; ich traf auf etwas Hartes, das bei näherer Untersuchung ein Tisch war, auf dem ich, behutsam herumgreifend, einen Leuchter entdeckte. Im Augenblicke erinnerte ich mich meiner Kapsel mit Schnellzündhölzchen, noch dazu geräuschlose, und in zwei Sekunden hatte ich Licht; in dem Leuchter steckte glücklicherweise eine halb abgebrannte Kerze, die aber seit langer Zeit nicht mehr gebraucht worden zu seyn schien, denn das Docht wollte lange nicht anbrennen, und das Unschlitt sah gelb aus."

„Mein Erstes war, das Zimmer zu beaugenscheinigen. Da sah es nun wahrhaft unsauber aus, denn überall bedeckte der Staub die Gegenstände, und die Spinnen schienen hier eine Manu- oder sonstige Faktur angelegt zu haben, denn überall hingen und flatterten ihre Gewebe. Das Möbelwerk bestand aus dem schon erwähnten alten Tische à la Rococo und einigen dergleichen Sesseln, welche früher die Füße gebrochen hatten und schlecht kurirt worden waren. Ein altes Ruhebett, aus Strohsack und Hauptpolster bestehend, bot allenfalls eine Schlafstätte für einen Genügsamen, der nicht auf dem Felde übernachten wollte, dar, aber sonst war nichts von Bequemlichkeit zu finden. Von dem ganzen Lokal mußte seit Jahren kein Gebrauch gemacht worden seyn, denn sogar die Luft in diesem Raume schien einige Jahre alt zu seyn."

„Sie können sich denken, meine Herren, daß diese Entdekkungen nicht geeignet waren, mich guten Humors zu machen. Ein müder Wanderer, der Erquickung bedarf und sich stundenlang darauf gefreut hat, will seine Wünsche, wenn auch nur nothdürftig, in Erfüllung gesetzt sehen, und hat und kennt kein anderes Ziel. Ich konnte nicht begreifen, welche heillose Wirthschaft in einem Hause obwalte, das doch nicht gar so abgelegen

von der übrigen Welt war, und mein Grimm, vom Hunger gestachelt, kehrte sich gegen den Schuft von Wirth, der so wenig Rücksicht auf seine Gäste nahm."

„Ich ergriff das Licht, eine Wanderung nach der Küche anzutreten, die jedenfalls etwas zu liefern vermögend war, wenn auch das übrige Haus von Kranken eingenommen seyn mochte; denn eine andere Ursache der unerklärlichen Stille in diesem weitläufigen Gebäude fiel mir nicht ein. Ich trat in das Atelier des Geschmacks; aber hier hatte seit langer Zeit kein Feuer gebrannt; das Wasser war überall in den Gefäßen vertrocknet und grüner Schimmel hatte sich in denselben angesetzt. Keine Wurst, kein Schinken zierte diese öde Stätte; der Speisekasten sperrte den Mund weit auf und zeigte einen einsam stehenden Milchtopf, in welchem keine Milch, sondern eine todte Maus lag, die ihr Gelüste mit dem Leben gebüßt hatte. — Aus der ganzen Untersuchung ging die traurige Ueberzeugung hervor, daß ich auf ein Nachtessen mir keine Hoffnung machen durfte, und diese Gewißheit wirkte auf meinen Magen mit einer Niedergeschlagenheit, die sich meinem ganzen Wesen mittheilte. Was ist der Mensch ohne Essen und Trinken, meine Herren? Beantworten Sie mir diese Frage, und Sie werden sich in meine Lage versetzen können. — Schon wollte ich den trostlosen Aufenthalt verlassen, als ich in einem Winkel einen Gänsestall, und in demselben — o Freude! eine Gans erblickte. Aber sie war eine Mumie, und wäre, auch gebraten, ungenießbar gewesen. Die arme Vergessene hatte der Hunger getödtet! Mich überlief es eiskalt. Ich stellte meine Untersuchungen ein, denn wie hier, mochte es im Keller und überall aussehen. Ich kehrte, ermüdet von des Schicksals Schlägen, die meinen Magen getroffen, in mein Zimmer zurück, stopfte meine Pfeife, die Trösterin in der Noth, rückte den Tisch an das Lager, warf mich, angekleidet, wie ich war, darauf hin, und hörte dem Winde zu, der ungenirt durch das Haus strich, pfiff und heulte und den Regen an die Fensterscheiben jagte, von denen der Zahn der Zeit bereits mehrere herausgenagt hatte. Mein Licht war bis auf ein kurzes Stümpfchen niedergebrannt, ich eilte, es auszulöschen, um für den Nothfall es nicht ganz entbehren zu müssen; doch vorher sah ich auf die Uhr, es war noch zehn Minuten bis Elf."

„So in der Finsterniß, allein und verlassen liegend in dem unwirthlichen Hause, das kaum ein trockenes Obdach gewährte, machte ich mir allerlei Gedanken, und kam im Verlaufe derselben auf die Idee: wie, wenn dieses Gebäude gar nicht bewohnt, sondern der Schlupfwinkel irgend einer Räuberbande wäre? Ich griff nach meinem Eichenstocke, der in der Nähe stand, und legte ihn zu meiner rechten Seite, fest entschlossen, mit der köstlichen Waffe, die keines Ladens bedurfte, um jeden Augenblick loszugehen, mich bis auf den letzten Hauch zu vertheidigen. Der Schlummer löste endlich die Bande meiner müden Glieder, und schon war ich im Begriffe, recht fest einzuschlafen, als über mir sich ein Getöse erhob, als ob der Satan mit seinen Jungen Haschemann spielte. Der Lärm erstreckte sich über das ganze obere Stockwerk, entfernte sich und kam wieder mit einer Schnelligkeit, die alles übertraf, was ich je der Art gehört hatte. Ich nahm meinen Stock fest in die Hand, um auf jeden Fall bereit zu seyn. Jetzt geschah ein dumpfer Schlag, daß die Zimmerdecke bebte, und darauf ward es so still, daß ich mein Herz schlagen hörte, das, wie Sie wohl denken können, bei der höllischen Jagd lauter klopfte als gewöhnlich. — Erlauben Sie mir, meine Herren, hier eine kleine Pause zu machen und mich zu stärken, denn nun kommt wohl der wichtigste Theil der Geschichte."

Man folgte dem Beispiele des Erzählers, heimlich flüsternd, wohl auch die Köpfe schüttelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Stavoren.

(Aus den deutschen Volkssagen, zunächst aus den Rheinlanden, von R. Benedix, Wesel bei J. Bagel. 1840.)

(Fortsetzung.)

Noch immer wandelte die Jungfrau Richberta auf und nieder, ihren Unmuth bekämpfend. „O der Schmach, die mich getroffen," rief sie aus, „der bittern Schmach, die mir die Lust vergällt an Allem, was ich habe. Fort, Herr Molinger, fort, durchsegelt alle Meere, durchforscht mir alle Länder, und schafft mir das Edelste, das Beste, was die Erde hat." „Beliebe es euch," entgegnete der Schiffer, „auch deutlich mir zu sagen, was ich soll. Das Edelste, das Beste verlangt ihr, was meint ihr damit?" Die Jungfrau blickte ihn zornig an und rief: „weiß ich es selbst, was es ist? Ihr fragt vergebens, ich vermag es euch nicht zu sagen." Herr Molinger schüttelte verwundert den Kopf und fragte: „soll ich euch Perlen holen, wie sie in den indischen Meeren gefischt werden und zu finden sind auf den Märkten von Constantinopel und Alexandria? Soll ich euch Seide, Diamanten, Straußfedern, Bernstein, goldene Gefäße von griechischer und italienischer Arbeit holen? Sprecht es aus, die Märkte von Genua und Venedig bieten euch, was ihr immer verlangt." „Bin ich nicht schon längst im Besitz alles dessen," erwiederte die Herrin, „speisen nicht meine Gäste von Gold und Silber, sind nicht meine seidenen Gewänder geschmückt mit Perlen und edlen Steinen? Nein, das alles ist es nicht, es gibt noch etwas, das edler und besser ist als Gold und Edelsteine, und du mußt es mir schaffen." Der Schiffer blickte sie zweifelnd und ungewiß an, sie aber fuhr fort: „Gestern war ein Pilger bei meinem Feste. Was nur reich und vornehm ist in Stavoren, war bei mir versammelt und alles bewunderte und beneidete meine Pracht und meinen Reichthum. Nur der Pilger sah das gleichgültig an und sagte ruhig: das Edelste, das Beste, was die Erde hätte, fehle in meinem Hause. O, der bittern Schmach, die mich mit diesen Worten traf. Mit Hohn und Schadenfreude verließen mich meine Gäste, ich bin beschämt und gedemüthigt vor ihnen, vor der ganzen Stadt, denn etwas fehlt in meinem Hause, und dieses Etwas ist das Edelste und das Beste. Was nützen mir meine Schätze und mein Reichthum, wenn ich das nicht erlangen kann? Aber ich muß es haben, muß es erlangen, um jeden Preis. Darum mache dich auf, mein treuer Schiffsmeister, durchforsche die Meere bis auf den tiefsten Grund, ob sie noch Edleres enthalten, als Perlen; durchsuche alle Länder, durchsuche das Innere der Erde, ob ihre Eingeweide Besseres enthalten denn Gold und edles Gestein; gehe keinen Hafen, keinen Markt auf deinem Wege vorüber, lasse keinen unbefragt, der dir Auskunft geben könnte, was das Edelste und Beste sey; und hast du es gefunden, so schaffe mir es, und solltest du die Hälfte meiner Habe dafür verschreiben." Die Jungfrau schwieg, Herr Mo-

linger aber versprach zu thun, was er könne und ging von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Assisengericht des niederrheinischen Departements zu Strasburg, am 2. December.

Vergiftungs-Prozeß.

Vom frühen Morgen an war heute die Straße nach dem Justizpallaste sehr belebt. Alles drängte sich, um in dem Assisensaale ein gutes Plätzchen zu erlangen, denn ein wichtiger Prozeß war an der Tagesordnung. Man hatte für heute die politischen Neuigkeiten, welche aus Paris kamen, hintangesetzt, um einer gerichtlichen Debatte beizuwohnen, welche auf den heutigen Tag anberaumt war. Gegen neun Uhr hatten sowohl die Geschwornen, als auch die verschiedenen Beamten ihre Sitze eingenommen. Die Plätze für die Zuhörer waren besetzt, und die Flügelthüren des Saales mußten geöffnet werden. Der Angeklagte trat ein und nahm auf der gewöhnlichen Sünder-Bank seinen Platz ein. Hinter ihm waren vier Gensdarmen placirt. Der Namensaufruf der Zeugen, deren Anzahl nicht weniger als acht und zwanzig war, ging vor sich, und der Anklageakt wurde zuerst in französischer, dann in deutscher Sprache verlesen. Benois Grooß aus Niederbrann war einer Vergiftung, welche er an fünf verschiedenen Personen verübt haben sollte, angeklagt. Es war schrecklich, den Akt der Beschuldigung mit anzuhören, denn der Verbrecher sollte es auf das Leben seiner Mutter, seiner Schwester, seines Schwagers, eines Knechtes und einer Taglöhnerin abgesehen haben. Von den fünf Opfern, welche er für seine Rache und seine Habsucht auserlesen hatte, war eines derselben — sein Schwager — eine Beute des Todes geworden. Grooß, welcher eine nicht unbedeutende Summe von seinen Eltern als Mitgabe erhalten hatte, zur Zeit, als er sich verheirathete, stand in der ganzen Gemeinde im Rufe eines liederlichen Menschen. Und in der That hatte er sein Vermögen sehr bald verschwendet. Er brachte seine Zeit in den Schenken zu, und während seine ganze Familie von jeher ein Muster der Thätigkeit war und sich durch einen soliden Lebenswandel auszeichnete, vergeudete er seine Habe, ergab sich dem Trunke und vielen anderen bösartigen Leidenschaften. Dieser Umstand hatte einen Bruch mit seiner ganzen Familie zur Folge. Er suchte Streitigkeiten aller Art anzufachen, um in den Besitz einigen Geldes zu gelangen. Seine Mutter, eine gutmüthige Frau, unterstützte ihn, so lange ihr das möglich war, da sie aber selbst ihr Vermögen ihrer Tochter abtrat, von welcher sie ernährt werden mußte, so reichten ihre Mittel nicht mehr hin, den ungestümen Forderungen ihres Sohnes zu willfahren, und dieser wandte sich nun an seine Schwester. Aufgebracht über den liederlichen Lebenswandel desselben, wies sie ihn zurück, indem sie ihn auf seine Arbeitsscheu aufmerksam machte. Grooß, dem es indessen um Geld zu thun war, sann auf alle mögliche Mittel, und wußte sich Arsenik zu verschaffen. Unter dem Vorwande, seine Pfeife anzurauchen, begab er sich am 23. April d. J. in das Haus seines Schwagers, ging in die Küche, wo er in die zum Essen bereitstehenden Lebensmittel, so wie in das Salz, Arsenik zu mischen suchte. Diese Freveltat gelang ihm auch wirklich, und die nächste Folge davon war, daß sämmtliche Glieder seiner Familie heftig erkrankten, ja sein Schwager nach einem kurzen Krankenlager starb. — Der Verbrecher hatte auf ein Mal die Rolle des Gutmüthigen übernommen. Er, der stets mit Flüchen und Drohungen aller Art der Schrecken der Seinigen war, und sogar seiner Mutter, mit einem scharf geschliffenen Messer in der Hand, die heftigsten Erklärungen machte, war am andern Morgen an das Lager der Letztern getreten, die sich indessen kalt und lieblos von ihm wandte, da sie das Bewußtseyn in sich trug, daß er und kein Anderer diese Erkrankungen veranlaßt hatte. Unmittelbar darauf begab er sich in ein Wirthshaus, trank drei Schoppen Weines, sprach von Rechtfertigungen, Gift und gerichtlichen Verfolgungen. Ein allgemeiner Verdacht, der auf ihm haftete, hatte die Behörde veranlaßt, ihn gefänglich einzuziehen. Die ärztliche Untersuchung in den Eingeweiden des plötzlich Verstorbenen hatte das Resultat, daß derselbe durch Arsenik vergiftet wurde, indem sich noch eine hinlängliche Quantität in den inneren Theilen vorfand. Auch die Untersuchung in dem Salze ergab, daß es mit demselben Gifte gemischt war. In dem Verhöre zeigte sich zwar nicht, daß der Angeklagte wirklich Arsenik gekauft hatte, dennoch aber ergab sich, daß er in dem Wirthshause in Gegenwart vieler Zeugen äußerte, er könne sich in den Besitz dieses Minerals setzen; auch ward erwiesen, daß er wahrscheinlich von einem Bauern, der um jene Zeit ein halbes Pfund dieses Giftes in einer Apotheke zu Hagenau gekauft hatte, einen Theil desselben empfing. — Materielle Beweise lagen keine gegen den Verbrecher vor, dennoch aber zeigten alle Thatsachen die Schuld desselben. Von sämmtlichen abgehörten Zeugen sprach nicht einer zu seinen Gunsten. Ja, es bot einen schmerzlichen Anblick, als seine eigne Mutter, die allenthalben die größte Achtung genießt und im Rufe eines ächt biedern Weibes steht, gegen ihren Sohn auftreten mußte, wie seine Schwester mit wehmüthigem Herzen Geständnisse abzulegen genöthigt war, die ihren Bruder eines Verbrechens ziehen, das ihn nothwendiger Weise aus der Gesellschaft stieß. Alles sprach gegen den Angeklagten. Vom frühen Morgen hatten die Debatten, eine kurze Unterbrechung in der Mittagszeit abgerechnet, bis um fünf Uhr des Abends gedauert. Der königliche Prokurator sprach in eben so herzergreifenden als das Gesetz repräsentirenden Worten bis gegen sechs Uhr. Seine Rede schilderte das Verbrechen in den grellsten Farben, und wies hauptsächlich auf die Aussagen der Mutter des Angeklagten hin. Nach diesem sprach eine volle Stunde der Vertheidiger, und erst um sieben Uhr zog sich die Jury in das Berathungszimmer zurück. Sie hatte fünf Fragen zu beantworten. Eine Stunde später traten die Geschworenen wieder ein und die Hunderte ungeduldig Harrenden mußten das schuldig vernehmen. Sämmtliche Fragen wurden zu Ungunsten des Verbrechers beantwortet, jedoch hatte die letzte Antwort den Zusatz mit „mildernden Umständen." — Der Verbrecher ward zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und einstündiger Ausstellung auf dem Marktplatze in Strasburg verurtheilt.

Frankfurter Theater.

Werner, von Karl Gutzkow.

Aus dem unsern Lesern in Nro. 338 d. Bl. bereits mitgetheilten Inhalte des Werner werden diese gesehen haben, daß er ein anziehen-

der ist. Wenn wir das neue Drama in seine Einzelnheiten verfolgen, so treten uns die Vorzüge desselben nur um so klarer entgegen. Die Exposition im ersten Akte ist schön und gedrängt und wird durch die anziehende Schilderung der Hausfreunde von Jordans belebt. Schön gehalten ist der einfache Schluß des Aktes. — Im zweiten Akte bildet die meisterhaft behandelte Erzählung Heinrich's den Glanzpunkt und gibt dem Schauspieler Gelegenheit, auf das Publikum zu wirken. Die Scene zwischen Heinrich und Marien und der darauf folgende Monolog des Erstern sind mit eben so viel Geist als Bühnenkenntniß bearbeitet. Bei dem ersten Anblick mag es Manchem auffallend erscheinen, daß Heinrich dem Eintritte seiner früheren Geliebten in sein Haus sich nicht nur nicht widersetzt, sondern ihn sogar gleichsam erzwingt. Bei weiterer Prüfung wird sich die Situation genügend erklären, indem sie im Charakter und der Empfindungsweise von Jordans begründet ist. Dies Verfahren, wenn es auch im wirklichen Leben in gleicher Weise nicht vorkommen sollte, hat doch die poetische Wahrscheinlichkeit für sich, und somit genügt es den Anforderungen des Drama's. — Der dritte Akt ist der effektreichste und anziehendste des Ganzen und zeigt, wie Gutzkow bereits die Bühne und was auf derselben zu wirken vermag, kennt. Die Schlußscene dieses Aufzuges ist meisterhaft und wird überall den lebhaftesten Beifall finden. — In der vierten Abtheilung wird durch das Erscheinen des Präsidenten ein neuer Ideenkreis eröffnet. Die Unterredung zwischen Julien und Marien dürfte diejenigen, welche an des Verfassers warmer und tiefer Empfindung zweifeln, am besten widerlegen. Hier wird den Darstellerinnen ein weites Feld eröffnet und wenn erzählt wird, Dem. Peche in Wien habe die Rolle der Marie für zu unbedeutend gehalten, so wäre dies ein schlechtes Kompliment für ihre Künstlerschaft. — Der letzte Akt schließt die Handlung nebst deren Episoden genügend ab und die Schlußscenen des Ganzen bieten für den Darsteller Heinrichs noch einen höchst glänzenden und schönen Moment. So gerne wir nun dem Verfasser zugestehen, daß die Entsagung Mariens und ihre Verlobung mit dem Referendar Fels von gutem Bühneneffekt seyn mag, so würde es uns doch besser gefallen haben, wenn Marie zu dieser Entsagung nicht gekommen wäre. Ein liebendes Mädchen, von so zarter und schöner Empfindung, das sich in den Gegenstand ihrer Liebe ganz hinübergelebt, das wir noch immer mit Schwärmerei an den Idealen jener seligen Maientage hangen sehen, ein solches Mädchen kann jedes Opfer bringen, um den Freund ihrer Seele zu beglücken, nur das Opfer ihrer Liebe nicht, und wenn sie es dennoch könnte, so hätte sie in demselben Augenblicke aufgehört, in idealer Schönheit vor uns zu stehen. Hier scheint uns die poetische Wahrheit verletzt, wenn auch praktische Erfahrungen für den Fall sprechen mögen. Werner konnte dem Gedanken an seine erste Liebe untreu werden, denn er ist ein Mann, von wechselnden Gedanken und Empfindungen durchzogen und als solcher vom Dichter geschildert; — Marie dagegen konnte es nicht; sie hätte müssen in ein Kloster gehen, in den Wittwenschleier der Erinnerung als fromme Dulderin sich einhüllend, oder, da die Klostergeschichten nicht mehr Mode sind, so hätte der Dichter sie auf irgend eine andere Weise, aber ohne den neuen Verlobungsring, abfertigen müssen. Sollte es nicht so kommen, so mußte Gutzkow seine Marie durch das ganze Stück weniger in das Blau der Veilchen und Vergißmeinnicht kleiden.

Was nun die Charaktere dieses Schauspiels betrifft, so sind sie klar und bestimmt gezeichnet und mit frischen Farben ausgemalt; sie sind aus dem Leben gegriffen und tragen in den meisten Momenten das Gepräge der Wahrheit; auch sind sie mit jenen geistreichen Details ausgestattet, welche ihnen tiefere Bedeutung verleihen. Aus diesem Grunde gewinnen sie an Interesse, je aufmerksamer man sie betrachtet. Nicht minder widerlegen sie den Vorwurf, Gutzkow dichte nur mit dem Kopfe, nicht mit dem Herzen. Hier sind Herz und Empfindung, aber nur da, wo sie hingehören; der Verstand bleibt der Regulator des Ganzen und verdrängt jene verschwommene Sentimentalität, in der so Manche sich gefallen. Werner ist kein großer, imponirender, wohl aber ein psychologisch-interessanter Charakter; er repräsentirt den Kampf zwischen Welt und Herz, zwischen Ehrgeiz und Liebe, zwischen hochstrebenden Gedanken und zaudernden Neigungen. Julie bringt uns ein Bild bürgerlicher Frauentugend und feiner Sitte und Marie, poetisch verklärter und mehr lyrisch gehalten, ist ganz geeignet, selige Jugendschwärmerei zu veranschaulichen. Der Präsident von Jordan steht dem Doctor Fels gegenüber; jener repräsentirt die Ansichten der Aristokratie, dieser diejenigen der Bürgertugend und Herzensgüte. Assessor Wolf, das böse Princip des Stückes, gehört zu jenen Intriguants, wie man sie aus vielen Dramen kennt und wie sie in keinem fehlen dürfen. Referendar Fels, ein klarer, lebensfroher Mann, welcher die Dinge von der praktischen Seite betrachtet, dürfte in den ersten vier Acten etwas hervortretender gehalten seyn, da er im letzteren eine so wichtige Hauptperson wird. Die kleineren Rollen sind zwar als Episoden, aber klar und bestimmt gezeichnet. Was nun außer den Charakteren und Situationen den Dialog betrifft, so ist er reich an Geist und feinen Beziehungen und man freut sich nicht wenig, eine solche Sprache von der Bühne herab zu vernehmen. Man ist zur Erwartung berechtigt, daß Karl Gutzkow bei fortgesetzter Wirksamkeit eine der ersten Stellen unter den dramatischen Schriftstellern der deutschen Bühne gewinnen und behaupten wird.

Die Hauptrollen wurden durch Hrn. Pohle (Heinrich von Jordan), Hrn. Weidner (Präsident von Jordan), Hrn. Lußberger (Assessor Wolf), Hrn. Meck (Doktor Fels), Hrn. Grahn (Referendar Fels), Dem. Lindner (Julie) und Mad. Frühauf (Marie) mit einer Sorgfalt und Liebe dargestellt, welche bekundeten, wie sehr die Darsteller die Vorzüge des neuen Drama's zu würdigen wußten. Das Stück, wie dessen Aufführung fanden lebhaften Beifall. Wir werden Gelegenheit nehmen, auf die letztere zurück zu kommen. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Der junge Bildhauer Wendelstädt arbeitet an der kolossalen Figur Karls des Großen, und der kunstfertige Zwerger an dem großen, für unsern Friedhof bestimmten Kruzifix. Auch das neue Börsengebäude wird treffliche Bildhauerverzierungen von dem Meissel einheimischer Künstler erhalten. — Veit arbeitet an einem Altarblatte — eine Madonna — das für eine Kirche Lüttichs bestimmt ist, und es läßt sich von seiner Meisterhand etwas Vollendetes erwarten. (N. C.)

Die im Jahre 1835 entstandene erste Windhetz-Gesellschaft in Ungarn hat am 9. und 10. Nov. zu Pesth ihr Windhetzrennen abgehalten, wobei auch der Graf Stephan Széchenyi anwesend war. Den Vereinspokal gewann der englische Windhund des Grafen Richard Guyon, Namens Walthiop, und den Stephan Széchenyi'schen Preis der gleichfalls englische Windh und des Baron Lad. Wenkheim, Namens Maggi.

Die Kinder des Königs Leopold von Belgien bekommen eigene Taufscheine. Nach dem dortigen Gesetze müssen die Taufscheine von dem Vater, dem taufenden Geistlichen und dem Bürgermeister unterschrieben seyn. Daher ist der Taufschein des Kronprinzen von Belgien von einem protestantischen Vater, einem katholischen Kardinal und dem jüdischen Bürgermeister von Laeken unterzeichnet.

Heute, Montag, 7. Dez., wird die sechste literarische Vorlesung des Hrn. v. Suzor gehalten werden.

Theater-Anzeige.

Montag, 7. Dec. Zum Vortheil der Mad. Frühauf und zum 1 Erstenmale: Erziehungs-Resultate oder: Gut und schlechter Ton, Lustspiel in 2 Aufzügen, frei nach einer Operette des Decomberousse von Carl Blum. Hierauf folgt: (neu einstudirt) Zwei Worte, oder: Das Abenteuer im Walde, Oper in einem Akt, nach dem Französischen. Musik von d'Alayrac.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 343. Dienstag, den 8. December 1840.

Das Haus der Gestorbenen.

Eine moderne Geistergeschichte. Von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

„Ich blieb," fuhr der Erzähler nach einer Weile fort, „bei der Stille stehen, die mich umgab, und schon glaubte ich, nicht mehr beunruhigt zu werden, als ich in meinem Zimmer Schritte hörte, die meinem Lager sich bald näherten, bald entfernten. Ich richtete mich auf und horchte: ein tiefer Seufzer traf mein Ohr. — Wer ist da? rief ich; ein noch stärkerer Seufzer antwortete. Ich griff so leise als möglich nach meinem chemischen Feuerzeuge, das ich neben den Leuchter gelegt hatte, und wollte Licht machen, aber die sonst nie versagenden Hölzchen zündeten nicht. Wer Du auch bist, rief ich zornig mit kräftiger Stimme, der Du hier im Zimmer wandelst und Seufzer ausstößest, die mich inkommodiren, gieb Dich mir kund, oder ich springe auf und schlage mit meinem Stocke Dich und Alles, was ich treffe, kurz und klein! Abermals ein dicker Seufzer, statt Antwort, nur wurde der Schein wieder sichtbar, der mir hereingeleuchtet hatte, der aber jetzt wie eine erhellte Nebelwolke von Mannshöhe erschien, in welcher eine matt beleuchtete männliche Figur sichtbar wurde, die sich immer deutlicher präsentirte. — Ich vergesse das lange, bleiche Gesicht in meinem Leben nicht mehr; die ansehnliche Schnabelnase, die tiefliegenden kleinen Augen mit den buschigen Augenbraunen, das spitzige Kinn und das dünne, unter einer schwarzen, goldgestickten Sammetmütze hervorstechende graue Haar — ein Gesicht, das mir schon hundertmal unter die Augen gekommen zu seyn schien, und das mir doch nicht speciell bekannt war, ich mochte mich besinnen, wie ich wollte. Die Gestalt trug eine Art Schlafrock nach ziemlich moderner Form, ich glaube mit Pelz gefüttert, tartarische Hallstiefel, so weit sie mir sichtbar wurden, wogegen ich von den Unterkleidern keine Nachricht geben kann, weil ich sie nicht sah."

„Sie können denken, meine Herren, daß es mich, aller Courage ungeachtet, nicht übel schüttelte, als ich das Bild vor mir stehen sah, das unstreitig dem Leben nicht mehr angehörte; indessen nahm ich mich zusammen und fragte, wer er sey und was er von mir wolle."

„Der gute Herr seufzte wieder tief, machte mit den Händen die Bewegung des Geldzählens, blickte mit halbgehobenem Kopfe scheu aufwärts und zuckte die Achseln."

„Hatte er sich irgendwo verzählt, oder zu viel oder zu wenig ausgegeben oder eingenommen, oder zu viel oder zu wenig zurückgelassen auf Erden — ich konnte aus der Pantomime nicht klug werden; und doch sah er mich so kläglich an, und schien ungeduldig, daß ich nicht verstand, was er ausdrücken wollte."

„Es blieb mir nichts übrig, als nochmals zu fragen oder vielmehr ihn auszuforschen, weil er entweder stumm war, oder nicht reden durfte. Aber wie und wo sollte ich das Verhör anfangen? Ich glaubte es recht klug zu machen, und begann mit der Frage, ob er in Geldnoth sey?"

„Er machte eine Bewegung, als wenn es ihn schauderte und schüttelte mit dem Kopfe."

„Desto besser! ich hätte ihn aus dieser Verlegenheit doch nicht reißen können. Also weiter: Haben Sie zu viel Geld?"

„Er verneinte abermals stumm und seufzte dazu."

„Oder haben vielleicht im Keller einen Schatz vergraben?"

„Gleichfalls nein!"

„Habe ich die Ehre, mit dem wirklichen oder vorigen Besitzer des Hauses zu sprechen?"

„Er nickte zweimal bejahend."

„Jetzt kam die verfängliche Frage: sind Sie gestorben?"

„Er bejahte wieder seufzend."

„Da ich mich gleich am Anfange seiner nebelhaften Erscheinung mit diesem Gedanken vertraut gemacht hatte, so überraschte mich die Bestätigung desselben nicht über die Maßen, und mein Muth wuchs mit der Gewißheit, daß ich mit einem Abgeschiedenen zu thun hatte, der sehr timide war. Da ich aus den neuesten Geisterschriften ungefähr ersehen und mir behalten hatte, wo die Herren gewöhnlich der Schuh drückt, und wie man ihnen beikommen kann, dieser Geist obendrein, nach den tartarischen Stiefeln zu urtheilen, zu der vornehmeren Klasse gehörte, und, was mir eine gute Meinung von ihm beibrachte, nicht roch, so glaubte ich am besten zu thun, wenn ich gerade auf's Ziel zusteuerte; denn jedenfalls wollte er erlöst werden; und es fragte sich nur, auf welche Weise. Auch plagte mich die Neugierde mächtig, zu erfahren, was er auf Erden getrieben und womit er den Nichteinlaß dort oben verwirkt hatte; das mußte aber natürlich mit aller Schonung geschehen, um den Gedemüthigten nicht noch mehr zu demüthigen."

„Sie wünschen wahrscheinlich eine Aenderung Ihres Zustandes, der, wie man zu sagen pflegt, weder Gix noch Gax, weder gehauen noch gestochen ist; — Sie werden verstehen, was die Artigkeit mir verbietet zu sagen?"

„Er nickte ganz freundlich und hüpfte im Nebel herum.“

„Kann ich vielleicht hiezu beitragen?“

„Er hüpfte noch höher, beruhigte sich dann wieder, hob die Hände auf und legte sie zusammen.“

„Sie wollen beten?“

„Er wurde dunkel und schüttelte mit dem Kopfe.“

„Das wäre unmaßgeblich und nach allgemeinen Begriffen das Gescheuteste von Ihnen in Ihrem Zustande.“

„Er schlug die Augen nieder, ließ die Arme lang herabhängen und seufzte.“

„Oder soll ich beten?“

„Er wurde ganz hell und freundlich, und nickte oft bejahend.“

„Ja, lieber Herr, sagte ich, — Gott verzeih' mir's, aber da haben Sie sich nicht an den rechten Mann gewendet. Mein Gebet reicht kaum für mich selbst hin, und noch für einen Andern mit Erfolg zu beten, der wahrscheinlich eines tüchtigen Beters bedarf, läßt meine Bescheidenheit mich bezweifeln.“

„Er bedeckte das Gesicht mit den Händen, streckte sie dann gegen mich aus und sah mich erbärmlich an.“

„Sie dauern mich! Wissen Sie was? Ich will mich für Sie bei einem Herrn verwenden, der sich besser auf die Sache versteht, als ich. Dazu ist aber nothwendig, eine kleine Biographie von Ihnen zu besitzen, um ihn über Personalien und Fakten in's Klare zu setzen. Es ist recht schade, daß Sie stumm sind, dann wären wir überhaupt früher mit einander im Reinen.“

„Er öffnete den Mund, bewegte die Lippen und deutete auf den Leib, als ob da das Hinderniß läge; dann zeigte er auf meinen Stock und machte die Bewegung, als sollte ich denselben gegen ihn gebrauchen.“

„Nun, dacht' ich, wenn ihm ein Gefallen damit geschieht, und wenn er die Sprache dadurch erlangen sollte, so könnte ich mich wohl entschließen, ihn gegen alle Artigkeit in seinem eigenen Hause ein wenig durchzugehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Stavoren.

(Aus den deutschen Volkssagen, zunächst aus den Rheinlanden, von R. Benedix, Wesel bei J. Bagel. 1840.)

(Fortsetzung.)

4.

Das Edelste und Beste.

Kaum war die Ladung des Schiffes, welches Herr Molinger befehligte, in die Speicher gebracht, kaum waren die nöthigsten Ausbesserungen an dem Schiffe gemacht und einige neue Leute geworben, als Herr Molinger die Anker lichten ließ und seine Reise antrat. Wohin aber sollte er steuern? Die Frage war schwer zu beantworten. Wußte er doch nicht, was er suchen solle, viel weniger also, wo er es finden könnte. Der wackere Schiffsmeister dachte bei sich selbst: „ich habe auf meiner letzten Reise das mittelländische Meer durchschifft, habe die Häfen von Aegypten, Syrien, Griechenland und Italien besucht; wenn es dort etwas Edleres und Besseres gäbe, als ich mitgebracht, hätte ich davon gehört. Wohlan denn, so will ich meinen Lauf nach Norden richten, vielleicht daß ich dort finde, was ich suchen soll.“ So also fuhr er immer nordwärts und gelangte über Schottland hinaus und sogar nach Island. Doch die Kostbarkeiten dieser Länder bestanden in Eiderdunen, in Fischbein, in Thran und der Beute des Fischfanges. Diese Dinge aber konnten das Gesuchte nicht seyn, auch waren sie längst Handelswaare und die Speicher der Jungfrau Richberta waren voll von denselben. Weiter hinauf gen Norden vermochte er aber nicht zu dringen, denn ihn hinderte das treibende Eis des Nordmeers. Darum wandte er den Kiel seines Schiffes wieder südwärts und fuhr längs der norwegischen Küste herunter. Allein dort sah er, wo er auch landete, nichts als arme Fischer und nur dürftigen Anbau, daß er nicht hoffen durfte, da zu finden, was er suchte. Als er nun immer der Küste entlang fuhr, gelangte er an die Küste von Schweden und kam durch den Sund in die Ostsee. Siehe, da war es lebendig in diesem Meere. Vielen kleinen Schiffen begegnete er, die lustig bei ihm vorbei fuhren und ihren Weg nach den dänischen und schwedischen Küsten nahmen. Herr Molinger aber dachte bei sich selbst: „alle diese Schiffe kommen von einer Richtung; sie sind schwer beladen und steuern nach allen Seiten. Also müssen sie von einem Punkte kommen, wo viel Handel getrieben wird, vielleicht daß ich dort finde, was ich suche.“ Also merkte er sich die Richtung, von welcher die Schiffe her kamen, und fuhr denselben Weg. Nach mehreren Tagen gewahrte er eine flache, lang sich hinstreckende Küste, und als er dieser entlang fuhr, kam er nach einer großen Stadt, in deren Hafen er eine Menge kleiner und großer Schiffe sah. Er ging vor Anker und begab sich an das Land. Ueberall gewahrte er am Strande reges Leben und Getümmel. Die Straßen, die nach dem Hafen führten, waren mit Wagen voll gedrängt, die nach demselben ihre Ladung hinbrachten und leer wieder zurückkehrten. Mühsam drängte sich Herr Molinger durch und gelangte endlich auf einen großen, freien Platz, wo er sich etwas umsehen konnte. Menschen in allerlei Trachten bewegten sich da vor seinen Blicken. Viele trugen die Kleidung, die ihm als die polnische beschrieben war, und von ihrer Sprache verstand er kein Wort. Andere trugen ganz kunstlose Kleider, rohe Schafpelze und grobe Mäntel; auch deren Sprache war ihm unverständlich. Wieder andere wandelten dazwischen herum in schönen, kostbaren Kleidern; wenn er aber Jemand anredete, so vermochten sie ihn nicht zu verstehen, eben so wenig, als er ihre Worte faßte. Endlich gewahrte er einige deutsche Ritter, die er an ihrer Ordenstracht erkannte. Freudig ging er auf sie zu, denn er verstand Deutsch und redete sie an, indem er ihnen von seiner Reise und deren Zweck erzählte, und sie bat, ihm Auskunft zu geben, ob er vielleicht hier finden möge, was er so mühsam suchte. „Bei meinem Schwerte“, rief der eine Ritter, „eure Herrin hat euch Scherzes halber in der Welt herumgeschickt, oder sie hat einen verborgenen Sinn in ihren Auftrag gelegt und will euren Scharfsinn prüfen, ob ihr errathen könnt, was sie meint. Doch will ich euch einen Rath geben, mein guter Herr. Vor wenigen Wochen ist ein frommer Mönch hierher gekommen, den unser Orden berufen hat, den wilden Preußen das Christenthum zu predigen. Das ist ein alter, weiser Mann, der viel gereist in seinem Leben und euch vielleicht die verlangte Auskunft geben kann. Ihr findet ihn in der Herberge, im zweiten Hause der ersten Gasse linker Hand.“ Herr Molinger dankte für den Bescheid und ging, den Mönch aufzusuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Vater Rhein an seine Kinder.

Kehrt doch an meinen ruhigen Gang,
So ähnlich dem guten Gewissen.
Ich fließe so ruhig dem Ufer entlang,
Von Habsucht und Neid nicht zerrissen.
Der Saft meiner Reben
Gibt Freude im Leben,
Erwecket nur edlere Triebe,
D'rum, Kinder, umfaßt euch mit Liebe.
Die ganze Welt
Sich heute gefällt
In Hader und trotzigem Streite.
Ihr Kinder des Rheins,
Seyd alle doch eins
Und legt doch die Zanksucht bei Seite,
Und liebet den Frieden; dem Nachbar seyd gut
Und will er mich nehmen, dann kämpft bis aufs Blut;
Dann zeige sich Jeder als kernhafter Mann.
Bis dahin trinket
Den Rheinwein, und winket
Dem Nachbar, und stoßet als Freund mit ihm an!

Ein Rheinländer.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 5. Dez.

Vorgestern starb dahier allgemein und tief betrauert der herzogl. nassauische Oberstabsarzt Seebach. Er begleitete die nassauischen Truppen in ihren Feldzügen nach Preußen, Spanien und Frankreich, begrüßt von den leidenden Kriegern als ein Engel des Lebens. »Das Trauerspiel nahet sich seinem Ende; — der Held marschirt bald ab« waren seine letzten Worte. Als denkender Arzt stets forschend, nie befriedigt, war Seebach ein treuer Priester der Natur. Ernst und besonnen, ein unverdrossener Beobachter am Krankenbette, wußte er überall Achtung und Zutrauen einzuflößen. Gleich verhaßt waren ihm Pedanterie und Anmaßung; er blieb ein geschworener Feind jeder Art von Charlatanerie, die sich der mystischen Heilkunst so gerne zugesellt. Sanft von Charakter, zur Heiterkeit gestimmt und Andern sich gern mittheilend, gewährte das Glück, seine Freundschaft zu besitzen, einen hohen Genuß. Sit ei terra levis! — Wie sehr unsere Polizei bemüht ist, Volkszucht und Volksordnung aufrecht zu erhalten, beweis't der vielbesprochene Fall, in welchem ein hiesiger Bürger, der sich erlaubt hatte, den guten Namen einer unbescholtenen Frau durch üble Nachrede anzutasten, zu einer mehrtägigen Gefängnißstrafe verurtheilt worden ist. — Ueber den eigentlichen Sinn des bekannten Oxümorons: Summum jus summa injuria (das höchste Recht ist das höchste Unrecht) gibt ein Aufsehen erregender Prozeß zwischen der Wittwe Reinhard von Hasenlohr und einem äußerst achtbaren Mainzer Bürger, einem Veteranen der alten Kaiserarmee, L..r, nähern Aufschluß. Vernunft und Gewissen fordern, ohne einen Widerspruch mit sich selbst, daß, wenn Jemand sein Recht ausübt, er es nicht nur auf keine widerrechtliche, sondern auch auf keine lieb- oder gewissenlose Art ausübe. Daher heißt der obige Satz eigentlich: Summum jus interdum fieri potest summa ini quitas (injuria) nämlich dann, wenn das Recht auf eine liebloſe Weise ausgeübt oder mit Härte verfolgt wird. Sapienti sat!

Heidelberg, 5. Dez.

Die Wintervergnügungen scheinen für diesen Winter seltener in unserer Stadt werden zu wollen. Besonders das Theater, welches oft angenehme Unterhaltung verschaffte, wird vermißt. Hoffentlich werden wir zum nächsten Winter ein neues Lokal dazu besitzen, und ein tüchtiger Theater-Direktor dürfte eine ganz gute Existenz hier finden. Die Winterbälle dagegen scheinen sehr glänzend zu werden. Schon zwei hatten in den beiden neu dekorirten Sälen, im Museum und Prinz Max, statt, welche sehr besucht waren. Auf denselben zeichnete sich besonders Hr. Iffland mit seinem Orchester aus, welchem wir das Lob zuerkennen müssen, daß er mit seiner Gesellschaft durch den unermüdlichen Fleiß, welchen er bei Bällen und sonstigen Vergnügen an den Tag gibt, die Freuden der Geselligkeit sehr zu erhöhen versteht.

Mannichfaltigkeiten.

Zu Ziegenhain wurde am 15. Nov. ein Jubiläum eigener Art gefeiert. Es war nämlich an diesem Tage vor 200 Jahren (also während des 30jährigen Kriegs, daß der feindliche kaiserliche General von Breda von dem dasigen Bürger und Metzger Velten Mahly durch einen Schuß aus seiner Büchse, welche er trefflich zu handhaben verstand, am Ende des Waldes von Ziegenhain nach Riebelsdorf zu getödtet, sein Leichnam auf seinem Pferde von den Ziegenhainer Schützen nach Ziegenhain transportirt, sein Heer aber überwältigt und in die Flucht geschlagen worden. Zum Andenken an diese Begebenheit zog nun die ehrenwerthe Ziegenhainer Bürgergarde das sechs Fuß lange Schwert des gedachten Generals, welches auf dem Rathhause aufbewahrt wird, mit sich führend nach der Stelle, wo Breda erschossen war, manövrirte daselbst in Gegenwart zahlreicher Zuschauer, zog dann gegen 7 Uhr Abends mit Musik und Fackeln zurück, sang auf dem Paradeplatze ein Lied, und brachte dann, ehe sie auseinanderging, den Herren Beamten und Geistlichen ein dreimaliges Lebehoch aus.

Herr Eduard Devrient, Neffe des berühmten Ludwig Devrient und eines der achtbarsten Mitglieder der Berliner Hofbühne, hat so eben eine Broschüre publizirt, die über die Einrichtung von Theaterschulen handelt und gewiß die Aufmerksamkeit der betreffenden Behörden verdient.

Als vor einigen Tagen der Mörder Saupe in Gohlis bei Leipzig hingerichtet wurde, hieb der Scharfrichter zweimal mit seinem Schwerte und traf nicht recht; endlich warf er den Stuhl um und schnitt den Kopf vollends ab. (Dorfz.)

Man baut jetzt in England an einer der längsten Eisenbahnen, die 117 Meilen betragen wird. Um schneller darauf fahren zu können, liegen die Schienen nicht, wie gewöhnlich 4 bis 5 Fuß, sondern 7 Fuß aus einander, damit größere Locomotive angewendet werden können. — Man hofft, bald 65 Meilen in der Stunde, und von London nach Edinburg in 8 Stunden fahren zu können. — Zweckmäßig ist die Einrichtung eines wandernden Postbureaus. Einer der Wagen auf der Eisenbahn ist eine Posterpedition. Während des Fahrens werden an jedem Ort, ohne zu halten, die Postbeutel hinausgeworfen und die von draußen herein in einem Netz aufgefangen und sofort expedirt. So kann Jemand an seine Base 60 Meilen weit schreiben, und in einigen Stunden schon Antwort haben.

Schiller's Statue, der man, wie ein Gerücht erzählte, bisher einen Ehrenplatz in dem neuerbauten Theater in Dresden verweigert haben sollte, wird dort allerdings aufgestellt werden. Sie soll bereits der Vollendung nahe seyn.

(Breslau.) Das große Loos, welches in der letzten Ziehung nach Breslau bei Schreiber, in neun Ziehungen zum fünften Male, fiel, ist unter eine Menge armer Leute vertheilt worden: ein Paar Nachtwächter, ein Schuhmachermeister mit seinen Gesellen, eine in Breslau durch ihr Embonpoint allgemein bekannte Hökerfrau, mehrere Krankenwärter, Tagearbeiter und ein Hausknecht sind die Glücklichen. Letzterer ward

aber dadurch im höchsten Grade unglücklich. Als armer Hausknecht spielte er nur für 15 Sgr., die er zu jeder Klasse dem Inhaber des Looses durch seine Frau schickte. Als er nun von dem Gewinn seiner Nummer hörte, lief er sogleich zu dem Inhaber des Looses, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, und als er sich zugleich erkundigte, wie viel er auf seinen Theil bekomme, erstaunte er nicht wenig, zu hören, daß seine Frau jedes Mal nur 9 Sgr. gebracht habe. Wüthend rannte er nach Hause, fragte seine Frau, ob sie wirklich stets nur 9 Sgr. abgebracht und was sie mit dem Uebrigen gemacht, und da diese erwiederte, es sey ihr bei ihrer Armuth zu viel für's Spiel vorgekommen und sie habe für die 6 Sgr. jedes Mal ihren Kindern Etwas gekauft, ergriff er ein Stiefelholz und schlug so rasend auf die Arme los, daß sie todt auf den Boden stürzte. Auf ihr jämmerliches Geschrei waren mehrere Nachbarsleute, jedoch zu spät, herbeigeeilt. Durch ärztliche Hülfe wurde die Frau zwar noch einmal in's Leben zurückgerufen, starb aber einige Tage später. Der Mann ist in Verwahrsam gebracht und zwei kleine Kinder sind bei einer Frau in Kost gegeben. (??) (Danz. Dampfb.)

Frankreich ist wider seinen Willen höchst gastfrei. Es befinden sich gegenwärtig auf französischem Boden 31,800 politische Flüchtlinge, worunter 28,400 Spanier. Der Unterhalt dieser Gäste kostet monatlich 350,000 Fr.

Für die preußische Armee werden 50 Millionen Patronen angefertigt, es arbeiten täglich 1600 Mann daran. Der geneigte Leser kann ausrechnen, wie lange sie zu thun haben, wenn er weiß, wie viel jeder täglich verfertigt. Die Schneider und Schuster haben auch guten Verdienst, denn es gibt Monturen und Schühe vollauf zu machen.

Französische Blätter fordern Frankreich auf, sich mit Deutschland aufs innigste zu vereinigen und sich namentlich dem deutschen Zollverein anzuschließen. Nur so könne es England bekämpfen.

(Hildburghausen, 2. Dez.) Von Sr. Durchl. dem Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen ist vor einigen Tagen ein Akt ächtfürstlicher Freigebigkeit und ein neues leuchtendes Zeugniß für dessen hohen Wohlthätigkeitssinn ausgegangen. Derselbe hat aus seiner Privatkasse der Stadt Sondershausen zur Anlegung eines Armen- und Krankenhauses die Summe von 10,000 Thlr. preußisch Courant und den Schullehrern der Unterherrschaft als Beitrag zu deren neu errichteter Wittwenkasse 50 Louisd'or geschenkt. Heil dem Lande, über dessen Wohl eine Regentenfamilie wacht, die unablässig bemüht ist, Hand in Hand nach allen Richtungen hin Segen zu spenden. Mit- und Nachwelt wird sie preisen. (Dorfztg.)

In manchen Gegenden Englands haben die Eisenbahnen den Kanälen großen Abbruch gethan. So stehen z. B. die Actien des Grand-Junctionkanals, die vor einigen Jahren mit 340 Pf. St. notirt wurden, auf 130, und die Dividende ist von 13 auf 8 Pf. St. gefallen. Es sind bei diesem Unternehmen 11,500 Aktien ausgegeben worden, an denen seit der Concurrenz der Eisenbahn 2,415,000 Pf. St. verloren gingen.

Die beiden Operncomponisten Auber und Halevy sind beauftragt worden, Trauermärsche für die Asche Napoleon's zu componiren. Der eine soll geblasen werden, wenn der Aschenwagen durch Frankreich zieht, der andere, wenn die Asche feierlich in Paris beigesetzt wird. Es sind 30 Trompeten von ungeheurer Größe dazu angefertigt worden. Das Musikkorps besteht aus 200 Mann. Saphir hat ein Aschenlied gedichtet, das man in's Französische übersetzen will.

(Spanisches.) In Madrid wollten neulich einige Mitglieder der Oper einen Journalisten, der über den Vortrag des einen von ihnen Ungünstiges geschrieben hatte, mißhandeln. Darin liegt nun nichts Spanisches, wird man sagen, dergleichen geschieht auch anderwärts. Einige Tage später las man in den Madrider Blättern folgende Erklärung: »Ich verkenne und verkannte nie, daß dem Publikum und der Presse das Recht zusteht, über das Verdienst eines Künstlers zu richten, und blos ein Moment der Verblendung konnte mich's vergessen lassen. Ich bin diese Genugthuung dem Autor des Artikels in ꝛc. und dem Publikum schuldig, welches meine Bemühungen stets mit so viel Wohlwollen aufnahm, und ich gebe sie freiwillig in der Ueberzeugung, daß der Mensch nie ehrenwerther handelt, als wenn er einen unfreiwillig begangenen Fehler wieder gut macht. Joaquin Reguer.« Das klingt allerdings etwas spanisch; solche Selbsterkenntniß und Besserung wird nicht allerwärts gefunden.

(Aus dem Rudolstädtischen.) Am 2. Nov. trug sich in Blankenburg ein schmerzlicher Unglücksfall zu. Ein Schulknabe, der mit mehren andern zur Betstunde läuten sollte, wurde von der einen Glocke in die Luft geschleudert, ihm der Hirnschädel schwer verletzt, ein Bein gebrochen und aus einem Arme ein Stück Fleisch herausgerissen. Noch lebt zwar der Knabe, und es ist Hoffnung vorhanden, daß es der Kunst der Aerzte gelingen werde, ihn beim Leben zu erhalten; ob er aber je wieder ganz hergestellt werden wird, ist sehr zweifelhaft. Es dringt sich hierbei die Frage auf: Warum wird nicht dem gefährlichen und schändlichen Mißbrauch abgeholfen, der noch in den meisten Orten unsers Landes u. s. w. stattfindet, wo Schulkinder das Geschäft des Läutens besorgen müssen, da doch schon so häufig Unglücksfälle, wie der erwähnte, vorgekommen, und überdies viele Glocken durch ungeschicktes Läuten zersprungen sind? (Dorfz.)

(Militär-Gymnastik.) Daß geregelte, die Gesammtausbildung des Körpers bezweckende Leibesübungen gerade für denjenigen Stand von dem entschiedensten Nutzen sind, welchem die Vertheidigung des Vaterlandes obliegt; daß der Krieger erst dann den an ihn mit Recht zu machenden Anforderungen vollständig zu entsprechen vermag, wenn sein Körper durch vielseitige Ausbildung abgehärtet und gewandt gemacht worden ist, hat man in mehreren Staaten (Bayern, Königreich Sachsen, Anhalt, Nassau, Dänemark, Frankreich, Rußland ꝛc.) nicht allein anerkannt, sondern auch durch Anordnung geeigneter Uebungen bei den Truppen thatsächlich gewürdiget. Leider fehlte es bei diesen Uebungen bisher an einer umfassenden, auf die besonderen Bedürfnisse des Militärstandes berechneten Anleitung, und es war den Lehrmeistern überlassen, sich aus den vorhandenen Turnbüchern, Fechtanleitungen, Exerzier- und Bajonnettir-Reglements u. s. w. mit vieler Mühe eine zweckmäßige Schule der Leibesübungen für den Soldaten selbst herauszubilden, wobei Mißgriffe und Lücken bei dem Unterrichte um so weniger ausbleiben konnten, als es überall anfänglich an tüchtigen Instructorin gebrach. Dem Direktor der herzoglich Anhalt-Dessauischen gymnastischen Akademie und der gymnastisch-orthopädischen Heilanstalt zu Dessau, dem durch mehrere Schriften über Gymnastik bekannten Professor Dr. Werner gebührt das Verdienst, durch Abfassung eines ausführlichen Werkes (Militär-Gymnastik oder zweckmäßige Leibesübungen, wie sie der Soldat jeder Truppengattung in seinem militärischen Berufsleben unbedingt nothwendig hat; Dresden und Leipzig, bei Arnold, 1840) diesem Mangel abgeholfen zu haben. Dasselbe umfaßt folgende Theile der Gymnastik: freie Ausbildungen des Körpers auf der Stelle, Balanciren, Stab- und Hantelübungen, Wendungen, Marschiren und Laufen, Voltigiren, Schwimmen, Schieben, Heben, Tragen und Ziehen, Klettern, Rundlaufübungen, Barren- und Reckübungen, Fechten auf Hieb und Stoß und mit Cavallerie-Säbel, Fechten mit der Lanze und dem Bajonnet. Die großen Verdienste des Hrn. Prof. Werner um die Gymnastik und seine Tüchtigkeit in diesem Felde sind zu bekannt, als daß obiges Buch nicht überall als eine willkommene Erscheinung betrachtet und bei dem Unterrichte in Anwendung gebracht werden sollte.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 8. Dez. Von Sieben die Häßlichste, Lustspiel in 3 Acten, nebst einem Vorspiel, nach Told's Erzählung von L. Angely.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 344. Mittwoch, den 9. December 1840.

Das Haus der Gestorbenen.

Eine moderne Geistergeschichte. Von Carl Hanisch.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Er mochte ahnen," fuhr der Erzählende weiter fort, „welche Gefälligkeit ich ihm so eben zugedacht hatte. Er schüttelte mit dem Kopfe und deutete, daß ich ihm mit meinem Stockknopfe auf den Bauch stoßen sollte."

„Auf den Magen also — sagte ich mir selbst — auf das Organ, mit welchem die Hellsehenden Briefe lesen; vielleicht ist er ein Bauchredner."

„Ich stieß mit dem Stockknopfe herzhaft nach diesem Theile; es war, als wenn ich in Butter oder in Letten stieße. Im Augenblick hustete er, räusperte sich und sagte: ich danke ganz ergebenst! — was ich mit: recht gern geschehen! beantwortete."

„Nun war der Kanal der Mittheilung eröffnet. Er nannte mir seinen Namen, einen recht bekannten Namen, den aber die Discretion nicht zu nennen erlaubt; er erzählte, daß er früher in Aemtern und Würden gestanden; daß er ein wenig parteiisch gerichtet, alle Händel zu seinem Vortheile geschlichtet, das Nehmen für seliger als das Geben gehalten, daneben mit dem erschlichenen und erpreßten Gelde gleichsam als Versuchsexperiment gewuchert, die Armuth sanft gedrückt, damit es nicht bis zum Schreien gekommen. Kurz, er war der honetteste Mann vor der Welt, wie es viele Tausende giebt, und stand sogar im Geruche der Frömmigkeit, weil er für alle dergleichen Zwecke überall kollektirte und mit bescheidenem Pompe die Gutthat veröffentlichte, zu der er selbst nichts baar beigetragen hatte. Er resignirte von seinen öffentlichen Stellen noch zu rechter Zeit und sicherte sich damit den Ruf eines ehrlichen Mannes, den er bei näherer und gründlicher Untersuchung zuversichtlich verloren hätte. Er zog, um etwaigen Nachfragen auszuweichen, mit seiner Familie auf das Land, in dieses Haus, um in Ruhe und entfernter von den Aufsichtsbehörden seine Geldpraxis fortzusetzen und die armen Bäuerlein auszubeuten, die Noth und Zufall in seine liebevollen Hände führte."

„Er erzählte alles dieses anfangs mit aller Schonung gegen sich selbst, und wußte seine Thaten recht artig zu verbrämen, bis ich ihm auf die Wahrheit half und ihm begreiflich machte, daß in seinem Zustande das Beschönigen eine größere Selbsttäuschung und strafbarer sey, als alle seine Vergehen zusammen genommen; daß er aus seiner Amtspraxis wohl wissen werde, daß Läugnen allezeit die Schuld erhöhe; daß, so lange er noch etwas zu verbergen, durchaus nichts zu hoffen hätte. Er wurde auch endlich so aufrichtig, daß ich Dinge von ihm erfuhr, von denen meine arme gute Seele bisher keine Ahnung gehabt hatte."

„Ich fragte nach seiner Familie. Der brave Mann war auf der Welt verheirathet gewesen, hatte zwei Töchter gehabt, wovon die eine längst zur Ruhe eingegangen, die älteste aber mit Vater und Mutter auf dem oberen Boden allnächtlich herumrasaunen mußte, weil Madame nicht nur die Mitschuldige aller schlimmen Streiche ihres Herrn Gemahls war, sondern obendrein ihn selbst betrogen, ein Satan gegen ihre Dienstboten gewesen, und dem lieben älteren Töchterlein zu allen Teufelein der Eitelkeit und Ueppigkeit die Hand geboten hatte."

„Eine epidemische Krankheit raffte die Bewohner dieses Hauses unvorbereitet schnell nacheinander hinweg, beladen mit den Flüchen Aller, die ihre nähere Bekanntschaft gemacht hatten."

„Die Erben ließen die Gestorbenen begraben, nahmen den Mammon und zogen ab. Das Haus, sammt Gütern, wurde vermiethet, aber kein Mensch konnte es darin aushalten vor dem furchtbaren nächtlichen Getöse, das alle Ruhe scheuchte."

„Wünschen Sie vielleicht — sagte er mit einiger Zurückhaltung — die Bekanntschaft meiner Frau und Tochter zu machen?"

„Ich war gar nicht begierig, und er mochte das merken. Dennoch erschienen zwei Nebel ihm zur Seite, weniger hell, als der seinige, und in ihnen entdeckte ich Madame und Mademoiselle, beide ein paar gemeine Gesichter, wovon das jüngere seiner Zeit nicht übel gewesen seyn mochte, die Züge des älteren aber ein verzerrtes Abbild aller Leidenschaften waren."

„Es wird Ihnen daran gelegen seyn, daß auch diese Ihre Angehörigen in den Erlösungsplan aufgenommen werden? sagte ich zu ihm."

„Die beiden Frauenbilder streckten die Hände hoch in die Höhe, während der Mann ein sehr gleichgültiges Gesicht machte."

„Sie sind sehr lieblos gegen die Ihrigen, warf ich ihm vor."

„Nach dem Tode freit man nicht und läßt sich nicht freien, sagte er — thun Sie, was Ihnen gut dünkt, nur behalten Sie mich vor allen andern im Auge."

„Ich versprach dem Egoisten, mein Möglichstes zu thun, bat aber, mir von nun an im Hause Ruhe zu gönnen, um mich auf die Reise in seinen Angelegenheiten stärkend vorzubereiten. Der Mann nickte freundlich mit dem Kopfe, die Frauenzimmer machten tiefe Knixe, die Figuren wurden immer undeut-

licher, die Nebel bleicher, und zogen sich an der Wand hinauf gegen die Decke, wo sie verschwanden. Nun wiederholte sich dasselbe Getöse über mir, wie anfangs, und raste fort, bis es sich in weiter Ferne verlor."

„Ich bedurfte, nachdem es ruhig geworden war, einiger Minuten, um eigentlich zu mir selbst zu kommen. Eben war ich im Begriffe, mich dem Schlafe zu überlassen, als ein neues Geräusch mich aufmerksam machte, und ein niedrigerer Schimmer als die vorigen unten an meinem Lager sichtbar wurde, aus dem ein deutliches Miau! herausscholl."

„Gehörst Du auch zur Familie? fragte ich, etwas verdrießlich über die neue Erscheinung, die übrigens meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, weil ich, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, in keiner der neuen Schergeschichten ein ähnliches Beispiel gefunden habe."

„In dem Augenblicke präsentirte sich eine große graublaue Katze, die einen zierlichen Buckel machte, den Schwanz wie einen Spiral bewegte und das Miau wiederholte."

„Bist du auch ein Geist, der gern aus dem Nebel heraus möchte? fragte ich weiter."

„Miau! miau! antwortete sie ganz kläglich."

„Hast wahrscheinlich recht genascht und gestohlen, statt Mäuse und Ratten zu fangen?"

„Ach! Miau! miau! Ich war Haushälterin hier und wo möglich noch ärger als meine Herrschaft; ich mauste, wo ich etwas erhaschen konnte. Deswegen muß ich als Katze wandeln. O miau! miau!"

„Nun, ich will sehen, was auch für Dich zu thun ist, sagte ich; aber nun lasset mir Ruhe, oder —"

„Das arme Vieh von Haushälterin machte einen freudigen Katzensprung, fuhr wie besessen an der Wand hinauf und verschwand, den übrigen nachrasselnd."

„Ich drehte mich auf die andere Seite und schlief ungestört bis zum hellen Morgen; eilte sodann, das Haus der Gestorbenen zu verlassen und bei den Lebenden das verfehlte Nachtessen mit einem doppelten Frühstücke nachzuholen. Geschäfte haben mich bisher gehindert, mein Versprechen zu lösen, aber nun bin ich auf geradem Wege nach Weinsberg, um den seltenen Fall dort mitzutheilen und hiemit Stoff und Gelegenheit zu einem neuen Buche zu geben, das wo möglich noch geistreicher werden wird, als die vorangegangenen. Ich rechne vor der Hand auf Ihre Verschwiegenheit, meine Herren!"

Ein Ohrenzeuge dieser seltsamen und merkwürdigen Geschichte glaubte die Discretion nicht zu verletzen, wenn er unter dem nämlichen Siegel der Verschwiegenheit sie mir mittheilte, und ich meine, dem zu erwartenden Buche eher zu nützen, als zu schaden, wenn ich vorläufig das Publikum auf die neue Erscheinung aufmerksam mache.

Stavoren.

(Aus den deutschen Volkssagen, zunächst aus den Rheinlanden, von R. Benedix, Wesel bei J. Bagel. 1840.)

(Fortsetzung.)

Herr Molinger fand an dem ihm bezeichneten Orte den Mönch und trug ihm sein Anliegen vor. Dieser hörte ihn ruhig an und erwiederte darauf: „ihr kommt aus Stavoren, gesandt von der Jungfrau Richberta?" „So ist's", antwortete verwundert der Schiffsmeister, „wie könnt ihr das wissen?" „Ich konnte mir's denken", sagte der Mönch, „war ich es doch selbst, der das in eurer Herrin Hause vermißte, was ihr zu suchen ausgezogen seyd. Ihr scheint mir aber ein kluger, verständiger Mann zu seyn, und solltet nicht wissen, was das Edelste und Beste ist, was die Erde hat? Wohlan denn, folgt mir, ich will es euch zeigen. Ihr seyd gerade an den rechten Ort gekommen, um eine reiche Ladung davon einzunehmen. Der Schiffsmeister folgte dem Greise, der seinen Weg nach dem Hafen nahm und an einem Orte stehen blieb, von wo aus man das rege Getümmel ganz überschauen konnte. Dann zeigte er dem Meister die vielen kleinen und großen Schiffe, das Gedränge der Wagen, den emsigen Fleiß der Schiffer und Fuhrleute und sprach: „was ihr sucht, es liegt vor euch. Alle diese Schiffe laden es ein, alle diese Wagen bringen es herbei. Es ist das Getraide. Köstlicher als Gold und Edelgestein ist der Segen des Himmels, der den Menschen nährt, edler als Seide und Diamanten ist die Frucht, die die liebende Erde unerschöpflich neu hervorbringt, ihre Kinder, die Menschen zu erhalten, besser als Perlen und Kostbarkeiten ist das edle Getraide, das den Hunger des Armen stillt, das der Reiche nicht entbehren kann, das Gott allen seinen Kindern unentbehrlich machte und in reicher Fülle gab. Als unser Herr Jesus Christus betete, bat er: unser täglich Brod gib uns heute, nicht aber um Gold und Perlen. Und der Herr und Heiland wollte immer nur das Beste für seine Menschen. Schauet hin auf die Männer in Schafspelzen, es sind die preußischen Bauern die ihren Waizen zu Markte bringen; schaut hin auf die Männer in polnischer Tracht, sie kommen tief aus dem Lande Polen und bringen ihren Waizen hier zum Verkauf. Und dann schaut hin auf die unzähligen Schiffe, die mit der edlen Frucht beladen werden. Sie bringen diese nach Dänemark, nach Norwegen und Schweden, weiter selbst nach England und Schottland, wo die Erde reicher an andern Dingen ist, als an Getraide. Und alle diese Länder zahlen ihr Gold dafür, geben ihr Köstlichstes her, um Waizen zu erhalten — was gibt es denn wohl Edleres und Besseres?" Herr Molinger schwieg, getroffen von der Wahrheit dieser Worte, der Greis aber fuhr fort: „im Hause eurer Herrin habe ich es vermißt, denn als ich um ein Stückchen Brod bat, konnten sie mir es nicht reichen, was ich doch in der Hütte des Aermsten erhalten habe. Darum ist in dem Hause eitel Hoffahrt zu finden, Uebermuth und Hartherzigkeit, das Edelste und Beste aber fehlt darin." Der Greis schwieg, Herr Molinger aber rief aus: „wahrlich, frommer Vater, ihr habt ein wahres und gutes Wort gesprochen. Als uns der Sturm ins offene Meer verschlagen hatte, als unsre Vorräthe verdorben und verloren waren und wir bittern Mangel leiden mußten, hätte ich alle Kostbarkeiten, mit denen unser Schiff beladen war, für Brod hingegeben, denn alles Andere läßt sich entbehren, das aber niemals. Habt Dank für eure weisen Worte, ich werde nach ihnen handeln." Also schied der Schiffsmeister von dem Greise.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Journalisten-Aufopferung.

Als vor einigen Jahren ein Mann wegen politischen Verbrechens in Paris hingerichtet werden sollte, wurde streng verboten, Jemanden in den Kerker des Schuldigen oder in die Nähe des Schaffots zu lassen. Trotz dem las man den Tag nach der Hinrichtung in einem Blatte die ausführliche Schilderung aller Vorgänge bei diesem gräßlichen Schauspiele, was der Verbrecher zuletzt gegessen, was er gesprochen ꝛc. Nur der Nachrichter konnte diese Angaben geliefert haben und derselbe wurde deßhalb zu dem erzürnten Generalprocuratur beschieden. Der Mann läugnete durchaus, mit Jemanden über die Sache gesprochen zu haben, gestand aber endlich, kurz vor der Ceremonie sey ein Mann zu ihm gekommen, der ihm ein Glas Wein und seinen Dienst angeboten habe. Er habe Durst gehabt, einen zweiten Gehülfen nothwendig gebraucht, jenen vorurtheilslosen Mann also mit in den Wagen und auf das Schaffot genommen, wo ihm derselbe die wesentlichsten Dienste geleistet. Dieser vorurtheilsfreie Mann, der sich zu einem Freunde des Scharfrichters gemacht hatte, war kein anderer als der Berichterstatter einer Zeitung, der dies alles — ein seltener Journalistenmuth! — gethan hatte, um eine authentische Beschreibung für sein Journal zu bekommen.

Gleichen Heldenmuth in anderer Art zeigte ein anderer Berichterstatter. Bei einer Emeute wagte er sich an die gefährlichste Stelle, um seinen Bericht von den Ereignissen so genau als möglich liefern zu können. Als endlich das Militär energisch einschritt und mehrere Schüsse unter die Unruhestörer abfeuerte, wurde auch der Journalist von einer Kugel getroffen. Ein Chirurg eilte sogleich herbei, um seine Wunde zu untersuchen und ihn zu verbinden. „Das Verbinden", sagte aber der Journalist, „ist nicht die Hauptsache; ich kann nicht mehr schreiben; erst helfen Sie mir da; schreiben Sie: man zählte unter dem Volke drei Verwundete und einen Todten." — „Einen Todten? Ich sehe keinen", entgegnete der Chirurg; „wo ist er?" — „Ich bin es," antwortete der Journalist, und er sank nieder und starb, starb wie Epaminondas auf dem Schlachtfelde, wie Moliere auf dem Schauplatze seiner Thaten. (Allg. Modenz.)

Korrespondenz.

Mainz, 7. Dez.

Heute Abend findet die erste Zusammenkunft der Theilnehmer der Carnevals-Belustigungen des künftigen Jahres zur Wahl eines Ausschusses statt. Es sind Einladungen an die Mitglieder des verflossenen Jahres ergangen und man erwartet einen zahlreichen Besuch. Die Vortheile, die mit diesen durch einen Verein geregelten Lustbarkeiten verknüpft sind, fallen Jedem, der die frühern Verhältnisse kannte, zu sehr in die Augen, als daß er nicht für das Fortblühen der Gesellschaft die wärmsten Wünsche darbrächte. — Hr. Schumann hat die Theater-Direktion gekündet. Mit dem 1. April künftigen Jahres, wo er nach London geht, verzichtet er auf jeden fernern Antheil an derselben, natürlich unter den bisher bestandenen Verhältnissen. Er macht dadurch von einer in seinem Kontrakte ihm zugestandenen Befugniß Gebrauch und Niemand wird ihm dieses Verfahren verübeln. Wir werden nun während des kommenden Frühlings und Sommers ohne Theater seyn. Das verschmerzen wir leicht; aber im darauffolgenden Winter? Bis dorthin wird sich schon eine Aussicht darbieten. Die Hauptsache ist, daß wir keinen Zuschuß zu machen nöthig haben. Man spricht von dem Versuche zur Vereinbarung mit einer Nachbarstadt; das passendste, wenn wir mit eigenen Mitteln nicht ausreichen können. — Am verflossenen Freitage trat Fräul. Schrickel bei aufgehobenem Abonnement und vollem Hause als Rosine im Barbier von Sevilla auf. Was ich Ihnen früher über ihren Gesang gemeldet, bestätigte sich bei dieser Vorstellung nicht nur wieder, sondern in zwei Arien, die sie einlegte, einer italienischen und einer deutschen (von Zimmermann) leistete sie, was Umfang der Stimme und Coloratur angeht, weit mehr. Sie stieg auf der Tonleiter zu einer schwindelnden Höhe hinan, verweilte hier in einem langen, reinen, feurigen Tone und durchlief hierauf mit sieben Variationen zwei Oktaven in einem glänzenden Portamento; diese Gesangfigur wiederholte sie einigemal und immer in derselben Weise, daß man wohl hörte, es sey nicht ein einmal gelungener Versuch, sondern einstudirtes Thema, dem ihre Stimme gänzlich gewachsen ist. Stürmischer Beifall und wiederholtes Rufen folgten auf diese ausgezeichneten Partieen. Hr. Mellinger (Figaro), Hr. Seyler (Graf Almaviva) und Hr. Herbold (Doktor Barth) waren sehr brav.

Leipzig, 5. Dez.

Ole Bull, der sich hier lange erwarten ließ, hat am Montage im Konzertsaale und am Mittwoch im Theater gespielt und eine glänzende Aufnahme gefunden. Sie gebührt nicht anders der Vollendung seiner Virtuosität, wohl der ersten nach Paganini. Seinen Ton müssen wir jedoch weniger voll als z. B. bei Ernst und auch andern großen Geigern bezeichnen. Auch Hr. Eicke, Ole Bull's Begleiter, welcher vor einigen Jahren bei unserm (jetzt schmählich im Argen liegenden) Theater angestellt war, und mit seinem wohlgeschulten und ansprechenden Bariton ein Lied von Rücker (Frühlingswanderschaft), so wie eine Romanze von Gläser vortrug, erhielt die verdiente Anerkennung. — Das Rheinlied ist nun in 22 Compositionen gedruckt, ohne daß eine volksmäßige Melodie sich herausgestellt hätte. Dies hat ein hiesiges Musikchor veranlaßt, bei einem morgen stattfindenden, öffentlichen Konzerte das Publikum zur Bezeichnung derjenigen von acht der besten aufzufodern, die aufgeführt werden sollen, welches durch Abstimmen geschehen wird. Endlich hat auch noch »Kantharos« *) der von Köln ausgegangenen epidemischen Wasserpoeterei erliegen müssen und hat hier ein »Neues Rheinlied« herausgegeben, für das er zugleich, da er ohnedies keinen Componisten außer dem Setzer gefunden haben würde, die Weise des »Am Rhein, am Rhein, da wachsen ꝛc.« angenommen. Den Ertrag desselben hat er wohlmeinend zur Beförderung des vollständigen Ausbaues des hohen Domes in Köln bestimmt. Dieser Zweck ist nun ein anerkennenswerther und guter, allein er hat den ehrenwerthen Verfasser verleitet, zum ersten Male in die Fußstapfen der Jesuiten zu treten, bei denen der Zweck bekanntlich die Mittel heiligt. — Von hiesigen literarischen Neuigkeiten möchte noch eine Miniaturausgabe der »Tausend einen Nächte mit charmanten Stahlstichen, besonders in Bezug auf die Weihnachtszeit, der Erwähnung verdienen, zumal sie auch eine vermehrte und vorzüglich gut übersetzte ist.

Wiesbaden, 24. Nov.

Die neue, in unserer Stadt gemachte Erfindung des Herrn Benkler ist der Art, daß es um so mehr von allgemeinem Interesse seyn dürfte, auch aus hiesiger Stadt etwas Näheres über den von Benkler erfundenen Beleuchtungsapparat, zu vernehmen, als bereits in mehreren öffentlichen Blättern dieser ins Leben eingreifenden neuen Erfindung gedacht ist. Schade, daß der Erfinder noch keine der eigentlichen Benklerischen Lampen ausgibt, obgleich sich ein bedeutender Vorrath derselben in seinem Magazin befindet. Da aber Benkler noch Patente oder Privilegien einiger Staats-Regierungen zum ausschließlichen Verkauf erwartet, und bis dahin sein Geheimniß nicht mitzutheilen Ursache hat, sodann allzusehr davon überzeugt ist, daß (wie dahier in Wiesbaden angestellte Versuche ergeben haben) das Licht der anderer Orten gefertigten sogenannten Oel-Gas-Lampen mit den Benklerischen Lampen keinen Vergleich aushält, und da endlich bei den Benklerischen Lampen nie die Gläser zerspringen können, während dies bei den Oel-Gas-Lampen häufig vorkommt, so ist dieser Vorzug und die Ruhe des Erfinders, mit welcher er das demnächstige Urtheil des Publikums ab-

*) Prof. Krug.

wartet, erklärlich. Da jedoch in dem letzten herzogl. nass. Verordnungsblatt vom 21. d. M. schon ein Privilegium für Benkler abgedruckt ist, so dürfte der Zeitpunkt nicht mehr ferne seyn, wo er seine Erfindung gemeinnützig macht. — Obgleich nämlich die Prinzipien, auf welchen der Bau des Benkler'schen Beleuchtungs-Apparates beruhet (und welche vielleicht auch einen Dritten, jedoch erst nach längeren Versuchen das Resultat der Benkler'schen Lampen finden lassen dürften), nicht völlig verborgen bleiben konnten, und darauf hin man schon jetzt sich einer bedeutenden Verbesserung durch die Oel-Gas-Lampen erfreuet, so ist es doch dem Erfinder gelungen, bis jetzt noch sein eigentliches Geheimniß — das Ergebniß jahrelanger Versuche — für sich zu behalten und er bewahrt es um so sorgfältiger, als die Vorrichtung durchaus einfach und ohne künstliche Construction ist, so daß in der Folge dieselbe leicht in jeder Werkstätte gefertigt werden kann. Nach dem Gutachten eines großen Chemikers wird die Erfindung des Hrn. Benkler als eine der größten Verbesserungen, welche seit Argand in der Construction von Lampen gemacht worden ist, betrachtet. Hr. Benkler verdient die volle Anerkennung des Publikums, der Regierungen und Stadtbehörden, welche sich beeilen werden, aus dieser wichtigen Erfindung Nutzen zu ziehen. Es ist aufrichtig zu wünschen, daß der Erfinder in dem Schutze für seine Erfindung, den er von den betreffenden Staatsregierungen nachsucht, alle Entschädigung für die jahrelange Ausdauer findet, die erforderlich war, seiner Erfindung den Grad der Vollkommenheit zu geben, den sie besitzt. p.

Mannichfaltigkeiten.

Von der kleinen englischen Kronprinzessin wird schon sehr viel Interessantes erzählt, wie sie vor dem versammelten Geheimenrath zum Erstenmal ihre königliche Lunge probirt habe, dann in Flanell eingewickelt und allgemein bewundert worden sey.

Mit dem Loose der Theaterschriftsteller in Deutschland scheint es endlich doch besser werden zu wollen, und, seltsam genug, geht der Impuls dazu nicht von einer Hof-, sondern von einer Volksbühne aus. Hr. Pokorny, Direktor und Eigenthümer des Josephstädter Theaters, bietet den dramatischen Autoren folgende Bedingungen an: Jeder Dichter ohne Ausnahme erhält für sein Stück nach erfolgter Zensur 50 fl. KM., ferner von der vierten bis zur zwanzigsten Vorstellung 3 pCt. der täglichen Brutto-Einnahme, dann bei der einundzwanzigsten Vorstellung (die Darstellung mag unterbrochen worden seyn oder nicht) eine halbe Einnahme. Geht ein Stück ununterbrochen dreißig Tage (plötzliches Erkranken eines Mitgliedes oder sonstige Zufälligkeiten werden als keine Unterbrechung angenommen), so erhält der betreffende Dichter außer den 50 fl., den Prozenten und der halben Einnahme, annoch ein Separat-Honorar von 100 fl. KM.; geht es vierzig Mal, so gehört die halbe Einnahme der einundvierzigsten Vorstellung wieder dem Autor. Der schriftliche Bescheid über die Annahme oder Zurückgabe eines Stückes wird dem betreffendem Verfasser längstens nach Verlauf von vier Wochen zugestellt.

Den Grund der ungeheuren Ueberschwemmung im südlichen Frankreich hat man in den ungewöhnlichen Regengüssen, die vom 27. Oct. bis zum 2. Nov. statt gefunden haben, gesucht. Man hat berechnet, daß in diesen 7 Tagen so viel Regen gefallen ist, als sonst in 7 Monaten.

Frankfurt, 8. Dez.

Unterm 22. Nov. war uns von Mainz aus, mit dem dortigen Poststempel versehen, ein Artikelchen über Personalveränderungen an der Real- und Bürgerschule in Bingen zugekommen, dessen anscheinend ganz harmloser Inhalt uns veranlaßte, dasselbe in Nro. 329 der Didaskalia aufzunehmen. Allein der Einsender desselben war ein Falsarius, der unter einer anscheinend ganz unschuldigen Mittheilung, mittelst erborgtem Namen, einen malicibsen Witz versteckte, und damit beabsichtigte, ehrenwerthe Männer, ja eine ganze Gemeinde, resp. deren Vorstand, auf ehrenrührige Weise zu compromittiren. Hat der Hr. Falsarius noch einen Funken von Ehre in sich, so möge er sich uns jetzt mit seinem wahren Namen nennen, und der Wahrheit die Ehre geben, denn nur Falsches hat er in seinem Berichte mitgetheilt. Nach verlässigen Mittheilungen dürfte der Verlust für die Real-, vielmehr höhere Bürgerschule in Bingen durch den Abgang des Hrn. A. wahrscheinlich nicht so sehr schmerzlich seyn. Daß der Verfasser jenes Mainz-Binger Berichtes aus dieser Quelle sein »sicheres Vernehmen« für den Fortbestand der Anstalt durch die Ernennung des Decans Schneider zum Direktor der Anstalt, und des Dr. Schmitt als Lehrer der Naturwissenschaft an derselben geschöpft, worin er seinen falschen Namen aufgefischt haben mag, ist als sicher anzunehmen. Die Redaktion.

Zweisylbige Charade.

(Erste Sylbe.)

In der Ersten weiten Räumen
Weilt so gern die Phantasie;
Laß das Denken, laß das Träumen,
Dein Verstand ermißt sie nie. —
Wissen, Liebe, Gold und Ehre
Sind ein mächtiger Magnet;
Daß das Glück sie ihm bescheere,
Mancher in die Erste geht. —
Und er kehrt betrübt zurücke
Zu dem heimathlichen Herd:
»Erste, bist voll Falsch und Tücke,
»Bist nicht meiner Liebe werth!
»Fasse dich, mein Herz, schlag' leise,
»Heitre dich, mein trüber Blick;
»In der schönen Ersten Kreise
»Blüht mir ja ein stilles Glück.«

(Zweite Sylbe.)

In der Zweiten weiten Räumen
Weilt so gern die Phantasie;
Laß das Denken, laß das Träumen,
Dein Verstand ermißt sie nie.

(Das Ganze.)

Dein Verstand ermißt es nie —
Laß das Denken, laß das Träumen,
Weilt auch gern die Phantasie
In des Ganzen weiten Räumen.

Dürkheim. E. Baab.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 328.

Kleid.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 10. Dez. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abtheilungen, Musik von Auber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 345. Donnerstag, den 10. December 1840.

Die Gefangenen des Kaukasus.

(Von Xavier de Maistre; aus dem Musée français.)

Die Berge des Kaukasus sind schon lange her in dem russischen Reiche eingeschlossen, ohne ihm anzugehören. Ihre wilden Bewohner, durch Sprache und verschiedene Interessen getrennt, bilden eine Menge kleiner Völkerschaften, welche, so wenig politischen Verkehr sie auch unter sich haben, doch sämmtlich von der gleichen Neigung für Unabhängigkeit und Plünderung beseelt sind.

Eine der zahlreichsten und gefürchtetsten ist die der Tschetschengen, welche die große und kleine Kabarda bewohnen, Provinzen, deren weite Thäler sich bis in die Mitte des Kaukasus erstrecken. Die Menschen dort sind schön, voll Muth, gescheut, aber dem Raube ergeben und grausam, und beinahe fortwährend mit den Truppen der Linie im Kriege *).

Zwischen jenen gefährlichen Horden, und gerade im Mittelpunkte dieser ungeheuern Bergkette, hat Rußland eine Verbindungsstraße mit seinen Besitzungen in Asien errichtet. Aber obgleich von Ort zu Ort erbaute Schanzen die Straße bis nach Georgien sichern, darf es dennoch kein Reisender wagen, die Räume, die sie trennen, allein zu durchstreifen. Zweimal wöchentlich escortiren eine Abtheilung Infanterie und Artillerie, nebst einer beträchtlichen Anzahl Kosacken, die Reisenden und Depeschen der Regierung. Eine dieser Schanzen, am Ausgange des Gebirges liegend, ist zu einem kleinen, sehr bevölkerten Marktflecken geworden. Seine Lage hat ihm den Namen Wladi-Caucase **) ertheilt, er dient als Residenz des Commandanten jener Truppen, die den lästigen, so eben erwähnten Dienst zu versehen haben.

Major Kaskambo, vom Regiment Wologda, ein russischer Edelmann, von griechischer Familie abstammend, erhielt die Bestimmung, die Commandantschaft des Postens Lars in den Engpässen des Kaukasus zu übernehmen. Ungeduldig, sich auf seinen Posten zu begeben und tapfer bis zur Kühnheit, beging er nicht nur die Unvorsichtigkeit, diese Reise nur mit der Escorte von fünfzig Kosacken zu unternehmen, die zu seiner Verfügung waren, sondern die noch größere Unklugheit, von seinem Vorhaben zu sprechen, und sich der Ausführung desselben zu rühmen.

Die nächst der Gränze wohnenden Tschetschengen, welche die friedlichen Tschetschengen genannt werden, sind russische Unterthanen, die folglich mit Mosdok freien Verkehr haben; allein die meisten unterhalten Verbindungen mit den Gebirgsbewohnern, und theilen diesen sehr oft die Plünderungen mit denselben. Diese Letztern von Kaskambo's Reise und selbst von dem Tage seines Aufbrechens unterrichtet, verfügten sich in großer Anzahl auf seinen vorhabenden Weg, um sich dort in Hinterhalt zu legen. Ungefähr zwanzig Werste von Mosdok, als er um einen kleinen mit Gesträuch bewachsenen Hügel lenkte, wurde er von siebenhundert Mann zu Pferde angegriffen. Der Rückzug war unmöglich; die Kosacken stiegen ab und schlugen den Angriff mit vieler Festigkeit zurück, indem sie von den Truppen einer nicht weit entfernten Schanze auf Hülfe hofften.

Die Bewohner des Kaukasus, obgleich einzeln sehr tapfer, sind unfähig, in Masse anzugreifen, und folglich für Truppen, die gute Haltung haben, nicht sehr gefährlich; doch haben sie gute Waffen und schießen sehr gut. Bei dieser Gelegenheit machte aber ihre große Anzahl das Gefecht ungleich. Durch ein anhaltendes Kleingewehrfeuer wurden mehr als die Hälfte der Kosacken getödtet oder zum Gefechte unfähig gemacht; die übriggebliebenen aber hatten sich, vermittelst der erschossenen Pferde, einen kreisförmigen Wall errichtet, hinter welchem sie ihre letzten Patronen abschossen. Die Tschetschengen, welche bei ihren Expeditionen immer russische Deserteure bei sich haben, deren sie sich als Dollmetscher bedienen, ließen den Kosacken zurufen: „Liefert uns den Major aus, oder ihr seyd bis auf den letzten Mann verloren.“ Kaskambo, den gewissen Untergang seiner Leute vor Augen sehend, beschloß, sich selbst auszuliefern, um den Uebrigen das Leben zu retten; er übergab den Kosacken seinen Degen und trat den Tschetschengen allein entgegen, deren Schießen auch bald nachließ, da ihr einziger Zweck war, ihn lebendig gefangen zu nehmen, um Lösegeld zu erhalten. Kaum hatte er sich den Feinden ausgeliefert, so erschien das gesandte Hülfskorps; doch es war zu spät, denn die Räuber entfernten sich mit großer Schnelligkeit.

Sein Denchik *) war mit dem Maulesel, der die Equipage

*) Mit diesem Worte wird die Reihe der durch russische Truppen besetzten Plätze bezeichnet, welche sich zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, von der Mündung des Terek bis zu der des Cuban hin erstrecken.

**) Wladi-Caucase wird vom russischen Worte wladi hergeleitet, was befehlen, herrschen heißt.

*) Militärischer Bedienter.

des Majors trug, zurückgeblieben, um in einer Schlucht verborgen den Ausgang des Gefechts abzuwarten, als ihm die Kosacken begegneten und ihm das Unglück seines Herrn berichteten. Der brave Denchik, sogleich entschlossen, das Schicksal seines Herrn zu theilen, machte sich nach der Seite hin auf den Weg, nach welcher sich die Tschetschengen zurückgezogen hatten, indem er, seinen Maulesel führend, der Spur der Pferde folgte; und als er diese endlich in der Dunkelheit verlor, begegnete er einem feindlichen Nachzügler, der ihn zum Sammelplatz der Tschetschengen führte.

Es läßt sich kaum eine Idee von dem Gefühle machen, das der Gefangene empfand, als er seinen Denchik herbeikommen sah, um freiwillig sein Schicksal zu theilen. Die Tschetschengen bemächtigten sich sogleich der ihnen zugeführten Beute, indem sie dem Major nur eine Guitarre überließen, die sich unter seinem Reisegeräthe vorfand, und welche man ihm mit Spott überreichte.

Iwan (so hieß der Denchik) ergriff sie, und weigerte sich, sie wegzuwerfen, wie ihm sein Herr befahl. „Warum den Muth verlieren?" sagte er zu ihm; „der Gott der Russen ist allmächtig *) Es liegt in dem Interesse der Räuber, uns zu erhalten, daher werden sie uns auch kein Leid zufügen.

(Fortsetzung folgt.)

Stavoren.

(Aus den deutschen Volkssagen, zunächst aus den Rheinlanden, von R. Benzdir, Wesel bei J. Bagel. 1840.)

(Fortsetzung.)

5.

Die Heimkehr.

Wiederum stand der Schiffsmeister im Vorzimmer der Jungfrau Richberta, um seine Heimkehr zu melden. Nicht lange brauchte er diesmal zu warten, bis er vorgelassen wurde, denn kaum hatte die Herrin seinen Namen vernommen, als sie gebot, ihn herein zu führen. „Ihr seyd rasch zurück", rief sie dem Eintretenden entgegen, „das ist ein gutes Zeichen daß ihr gefunden habt, wonach ich euch aussandte. Jetzt gebt mir Bericht, bringt ihr mir das Edelste und Beste, was die Erde hat?" „Ich bringe es", entgegnete Herr Molinger, „mein ganzes Schiff ist reich damit beladen." „So wartet eurer ein reicher Lohn", entgegnete Richberta, „denn ihr habt mir den heißesten Wunsch meiner Seele erfüllt. Kommt, führt mich nach dem Schiffe, daß ich es sehe, was es sey." „Dessen bedarf es nicht," war des Schiffsmeisters Antwort, „ich habe euch eine Probe davon mitgebracht." Bei diesen Worten zog er ein kleines Säckchen aus dem Busen, öffnete es und schüttete dessen Inhalt auf den Tisch, indem er sagte: „seht her, den schönsten Waizen, der auf der Erde wächst, ich habe ihn geholt aus Danzig, wo der reichste Verkehr mit Gottes Segen getrieben wird." Staunend stand Richberta, kaum traute sie ihren Ohren und frug endlich zornig: „treibt ihr euren Spott mit mir, Herr Molinger? Ich sende euch nach Kostbarkeiten aus, die noch Niemand hat, ich sende euch darnach, damit ich sie allein besitze und alle Uebrigen mich darum beneiden. Aber ihr bringt mir verächtlichen Waizen, der in der Hütte jedes Bettlers zu finden ist." „Ihr sandtet mich nach dem Edelsten und Besten, was die Erde trägt", entgegnete ruhig Herr Molinger. „Ich habe die ganze Erde bereist, alle Länder gesehen und alle Häfen und Märkte besucht, aber nirgends etwas gefunden, das edler und besser wäre als der Waizen." Darauf erzählte er ihr die Worte, die der fromme Mönch gesprochen, beschrieb ihr das Getümmel im Danziger Hafen und sagte ihr zuletzt offen und gerade, diese Begebenheit sey ein Wink des Himmels, daß sie erkenne, nicht Reichthum und Schätze seyen das Ziel des menschlichen Strebens, sondern es gebe noch ein anderes und höheres." Richberta aber schaute ihn zornig an, ging einige Male in dem Gemache auf und nieder und fragte dann kalt: „von welcher Seite habt ihr euer Schiff geladen, Meister?" Herr Molinger wußte nicht, was darauf folgen sollte, und entgegnete ruhig: „von der linken!" „Wohlan denn", erwiederte ihm die Herrin, „so werft eure Ladung über den rechten Bord ins Meer!" Einen Augenblick stand der Schiffsmeister zweifelnd, ob er recht gehört, dann sagte er: „wie, den Segen Gottes wollt ihr verachtend wegwerfen? Vernichten wollt ihr, wovon sich Tausende sättigen könnten? Nimmermehr, das kann euer Ernst nicht seyn!" Zornig rief die Herrin: „so wahr es euer Ernst gewesen, daß ihr mir elendes Getraide als das Edelste mitgebracht, so wahr wird das jetzt in das Meer geworfen." Herr Molinger bat die Jungfrau, davon abzustehen, vergebens; er stellte ihr vor, wie sündlich es wäre, den Segen Gottes zu vernichten, vergebens; er bat, sie möchte doch die reiche Ladung den Armen schenken, vergebens; sie blieb bei ihrem Willen. Streng wiederholte sie ihren Befehl und sagte, sie würde am Nachmittage selbst kommen und sehen, ob er vollzogen wäre.

Bekümmert ging Herr Molinger von dannen. Aber er konnte sich nicht entschließen, zu gehorchen, sondern er ging in die Hütten der Armen und sagte ihnen, es sey ein Schiff voll Waizen im Hafen, sie möchten die Jungfrau Richberta bitten, es ihnen zu geben, denn sie wolle ihn in das Meer werfen lassen.

Als nun Richberta zur bestimmten Zeit in den Hafen kam, war eine große Menge armer Leute versammelt, welche Säcke und Karren mitgebracht hatten, in der Hoffnung, den Waizen zu erhalten. Sie drängten sich um die hochmüthige Jungfrau, baten, flehten, weinten, aber vergebens. Richberta befahl ihren Dienern, ihr Raum zu machen, sie stieß selbst mit der Hand ein armes altes Mütterchen von sich, die kniend ihr Gewand erfaßt hatte, und bestieg das Schiff. Noch einmal wandte Herr Molinger alles an, sie andern Sinnes zu machen, als sie aber hart und unerbittlich blieb, rief er: „es wird die Zeit kommen, wo ihr einseht, daß Waizen köstlicher ist als eure Schätze — ich mag sie aber nicht erleben, denn ich verlasse eure Dienste." Damit wandte er sich und ging von dannen. Höhnisch lachend befahl jetzt Richberta den Schiffsknechten, sie sollten die Ladung ins Meer werfen. Auf die Kniee sanken die Armen am Ufer, flehend streckten sie ihre Arme gegen das Schiff, und laut weinend baten sie immer fort, ihnen den Waizen zu geben. Aber unerbittlich blieb die Jungfrau. Die Knechte gehorchten ihren Befehlen und unter dem Jammergeschrei der Armen am Ufer wurde die reiche Ladung in das Wasser geworfen.

(Schluß folgt.)

*) Eine den Russen bei Gefahren eigenthümliche Redensart.

Frankfurt a. M., d. 8. Dez. 1840.

Die Freimaurer-Loge zum Frankfurter Adler dahier hat dem auf der Rückreise von Alexandrien nach Paris eben hier anwesenden Hrn. Adolph Cremieux als einen Beitrag zu der von ihm in Cairo gegründeten Schule die Summe von tausend Franken, begleitet von folgendem Schreiben, zustellen lassen.

Die Mitglieder der Freimaurer-Loge zum Frankfurter Adler haben sich mit regem Eifer den Huldigungen angeschlossen, welche Ihnen von der hiesigen israelitischen Gemeinde in ihrer Gesammtheit dargebracht worden sind. Wie hätte nicht das Allen gemeinsame Gefühl der Bewunderung auch sie ergreifen sollen bei dem Anblick des Heldenmuthes, der dazu gehörte, Unglückliche, von Unwissenheit und Fanatismus verfolgt, den Martern zu entreißen, welche Vorurtheil und Aberglaube ihnen bereiteten? Wie hätte nicht die heilige Flamme der Begeisterung sie ergreifen sollen bei dem Anblick Ihrer Beharrlichkeit im Kampfe für Wahrheit und Recht gegen Arglist und Tücke?

Ja, edler Mann, Ihre standhafte und unbegränzte Hingebung für eine so heilige Sache entzündet alle Herzen, reißt alle Gemüther mit sich fort. Der Sieg, den Sie erfochten, ist der Triumph der wahren Humanität. Der Beistand, den Sie den unglücklichen Schlachtopfern empörender Willkür und Grausamkeit gebracht, ist ein der Gesittung, dem Jahrhunderte, der ganzen Menschheit geleisteter Dienst.

Aber nicht zufrieden, Vertheidiger der Unterdrückten, Schutzengel der Verfolgten, Retter der Unschuldigen zu seyn, haben Sie diesem schönen Titel, der Ihnen in den Herzen der Wohlgesinnten und auf den Tafeln der Geschichte für alle Zeiten gesichert ist, den noch schöneren Titel: „Verbreiter des Lichtes" hinzufügen wollen.

Indem Sie in Cairo eine Schule gründeten, indem Sie einem in geistige Finsterniß gehüllten Lande eine Quelle des Lichts eröffneten, haben Sie Ihrem edlen Werke die Krone aufgesetzt. Ihr Name wird den spätesten Geschlechtern ein gesegneter seyn! Denn in einen Boden, der bis dahin nicht urbar gemacht worden war, haben Sie mit wohlthätiger Hand den Samen der Belehrung ausgestreut und die Keime der Civilisation getragen, und dieser Same wird fortwirken und sich verbreiten und Früchte tragen zum Heile der Menschen und zur Freude ihres himmlischen Vaters. Das Licht der Aufklärung wird die mächtigste Schutzwehr des Rechtes und der Wahrheit seyn.

Wir aber, die Mitglieder der Freimaurer-Loge zum Frankfurter Adler, von Liebe und Verehrung für Sie durchdrungen, von dem Wunsche beseelt, ein so frommes, Gott wohlgefälliges Werk fördern zu helfen, und Ihnen noch einen besonderen Beweis davon zu geben, wie mächtig Ihre edeln Bestrebungen für Recht und Menschenwohl in unsern Herzen wiedertönen, wir bitten Sie, die Summe von tausend Franken, als einen kleinen Beitrag für die von Ihnen in Cairo gestiftete Schule, gütigst annehmen zu wollen.

Möge der allgütige Vater, der Wohlgefallen findet an den Gebeten, die aus reinem Herzen zu ihm emporsteigen, Ihren Pfad mit Freuden bestreuen, und das Füllhorn seiner reichsten Segnungen über Sie ausgießen!

Korrespondenz.

Aus Bierstadt bei Wiesbaden.

Zu den um das herzogl. nassauische Schulwesen hochverdienten Männern gehört Hr. Kirchenrath Schellenberg in Bierstadt. Im Jahre 1836 machte dieser geachtete Schulmann der Regierung in einer sorgfältig bearbeiteten Schrift bemerkbar, daß das trefflich organisirte Schulwesen so lange nicht die gehofften Früchte tragen würde, wenn nicht noch weitere kräftige Fürsorge für eigentliche Fortbildungsanstalten stattfände. Wohl verließen alle Kinder beiderlei Geschlechts die Volksschulen am Ende des 14ten Jahres oder nach der kirchlichen Confirmationszeit mit schätzbaren Kenntnissen und Gefühlen geschmückt; allein nun begännen die für das ganze Leben entscheidenden Jahre vom 14ten bis zum 18ten oder 20sten Jahre, oder wie Jean Paul Richter in seiner Levana sich witzig ausdrückt, die sogenannten Flegeljahre, besonders für die Jünglinge des Landvolkes, weniger jedoch für die Jungfrauen, die gleich nach dem 14ten Jahre zu allen Arbeiten des stillen häuslichen Lebens angehalten würden. Wohl müßten auch die Jünglinge sich nach der Art ihres Berufes in dem bezeichneten Alter für das künftige Geschäftsleben vorbereiten; allein sie stünden doch eigentlich still und verlernten die in den Schulen gewonnenen Kenntnisse und Fertigkeiten unter dem Drucke ihrer practischen Lehrherren. Vielmehr benutzten sie die müßigen Stunden zu Schwärmereien auf den Straßen, zu Ausschweifungen in den Wirthshäusern, zum verderblichen Kartenspiele und zum Jagen nach den Belustigungen des Amors. Die Polizei könnte nicht allein dieses früh begonnene Verderben verhindern. Es müßten diesen Jünglingen in ihren entscheidenden Charakterjahren fromme Mentoren zur Seite stehen, die sie weiter bildeten und leiteten. Die Väter und Mütter des Landvolkes, wie sie jetzt wären, verständen eine solche Ausübung ihrer Pflichten ganz und gar nicht. — Diese Vorstellung wirkte. Seit dem 1. Nov. 1839 sind für alle Jünglinge unseres Landes Abendschulen eingerichtet, in welchen sie in allen, ihrem Leben nöthigen Wissenschaften und Fertigkeiten practisch weiter gebildet werden, und zugleich ihr Wille für Beförderung des Gemeinwesens, besonders durch Gesang angeregt wird. Hier zu Bierstadt ist diese Einrichtung schon im vollen Gange und wirkt segensreich. Die Polizei klagt nicht mehr über den Unfug der Jünglinge; sie sind in den Mußestunden gehörig und weise beschäftigt und geleitet. Doch bei dieser Einrichtung blieb Hr. Kirchenrath Schellenberg noch nicht stehen. Er ordnete auf seine Kosten, weil die Gemeindekasse bei den getroffenen Anordnungen nicht wenig in Anspruch genommen ist, eine Gemeindelesebibliothek der nützlichsten Volksschriften an. Sie zählt schon über 60 Schriften; allein diese Zahl reicht nicht für das Bedürfniß der Leser hin. Alle Bewohner wollen nun lesen. Wie wichtig ist dies! Es bezeichnet den Weg, unter denselben in kurzer Zeit eine bedeutende Masse der wichtigsten Kenntnisse zu verbreiten. Aber zum Anschaffen solcher Bücher fehlt es an Geld. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß Freunde der Aufklärung sich für den fraglichen Gegenstand interessiren und ihn entweder durch Geldbeiträge, oder durch Geschenke von nützlichen Schriften thätig unterstützen und diese Unterstützung auch auf andere Dorfbibliotheken ausdehnen möchten. Zur Förderung solcher gemeinnützigen Zwecke sollen gegenwärtige Zeilen ihr Scherflein beitragen.

Mainz, im Dez.

Ein in Ihrem vielgelesenen Blatte vor Kurzem erschienener Korrespondenzartikel von Mainz stellte die Behauptung auf, es würden während des gegenwärtigen Winters in dem Kasino zum geselligen Vereine wahrscheinlich keine Bälle gegeben werden. Der Einsender dieses Artikels scheint mit den Verhältnissen der in Rede stehenden Gesellschaft gänzlich unbekannt zu seyn, sonst hätte er gewußt, daß Bälle und der Art Belustigungen zu den gesuchtesten dieses Vereins gehören und daß die Mitglieder weit entfernt sind, sich dieselben versagen zu wollen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich die verehrliche Redaktion auf das Bestreben des geselligen Vereins aufmerksam machen, sich stets mehr seiner Bestimmung, einfache und anständige Vergnügungen zu cultiviren, zu nähern, und wenn auch während des verflossenen Sommers dieses Bestreben sich etwas weniger öffentlich kund that, so ist es in den letzten Tagen, besonders seit der Generalversammlung, wo sich der Geist der Eintracht in einem so hellen Lichte zeigte, auf das entschiedenste bethätigt worden. Alle Mitglieder der Gesellschaft haben sich nun um den neu gewählten Vorstand

gereicht, sie haben sich ihm auf das engste angeschlossen und werden hoffentlich darthun, wie sie es schon dargethan haben, daß sie der höhern Bildung eben so wenig fremd sind, wie andere Vereine. Obgleich für die Bälle noch keine Subscriptionsliste in Umlauf gesetzt ist, so kann ich vorläufig versichern, daß am Sylvesterabende und während der Carnevalszeit deren wenigstens 4 und höchstens 6 gegeben werden, wobei Freundlichkeit und Anstand, wie ich zu hoffen mich berechtigt glaube, alle Anwesenden beseelen werden. So weit erstrecken sich bis jetzt die Beschlüsse des Vorstands, der aber in diesem Augenblicke noch über Manches berathschlagt, was zur Veröffentlichung noch nicht geeignet ist, wovon ich Ihnen aber, wenn Sie meine Mittheilungen der Aufnahme werth finden, später zu berichten mich beehren werde. ...y..l.

Mannichfaltigkeiten.

Von Scribe ist ein neues Lustspiel erschienen: »ein Glas Wasser, oder Ursache und Wirkung«, das mit ungeheuerm Beifall aufgenommen wurde und zu dem Besten gehören soll, was der fruchtbare Dichter je geschrieben hat. Es behandelt einen geschichtlichen Stoff aus Marlboroughs Leben.

(Leipzig, 5. Dec.) Nächstens wird eine musikalische Gesellschaft hier eintreffen, die es wohl verdient, schon im voraus erwähnt zu werden. Vor etwa 9 Jahren errichtete eine wohlthätige Gesinnung zu Bagneres de-Bigorre in den Oberpyrenäen eine Schule für arme Hirtenknaben. Als wirksames Bildungsmittel für die natürlichen Anlagen dieser Kinder erschien auch der musikalische Unterricht, und der Erfolg dieser Bemühung war so günstig, daß vor etwa zwei Jahren 40 Zöglinge dieses populäre Conservatorium verließen, um auf einer Kunstreise durch Europa ihren Genossen im Vaterlande neue Hülfsmittel zur Bildung und Sittigung zu verschaffen. Ueberall wurden diese originellen Natursänger mit dem lebhaftesten Beifall empfangen. In Paris, in London, in Brüssel, im Haag, in Kopenhagen, in Oldenburg und in Schwerin sangen sie selbst im engsten Kreise bei Hofe. Ueberall wurde ihrer Anwesenheit mit dem größten Lobe gedacht. In Schwerin wurden sie, wie das dort erscheinende Abendblatt berichtet, vom Großherzoge zu einem prachtvollen Gastmahle geladen, wo derselbe einen Toast, den der Direktor auf das Heil Mecklenburgs ausbrachte, selbst erwiederte. Jetzt sind sie aus Hamburg nach Berlin abgereist, wo sie schon im voraus zu einem Concert im Opernhause engagirt waren. Von dort aus werden sie wahrscheinlich direct in Leipzig eintreffen; das Ziel ihrer Reise ist Rom und Neapel.

Einem Reskript des königl. Ministeriums des Innern zufolge soll wegen der schädlichen Einwirkung des weißen Häuseranstrichs auf das menschliche Auge in allen Städten und Märkten Baierns bei dem ersten Anstrich der Gebäude oder Auffrischung des alten nicht die reine Kalkweiße angewendet, sondern eine milde, dem Auge unschädliche Farbe gewählt werden. Gleiches ist auf dem Lande bei den den Schulzimmern gegenüber liegenden Häusern zu beobachten.

Frankfurt, 8. Dez.

Das Museum fährt fort, uns Kunstgenüsse zu bereiten, namentlich musikalische, bei denen jedoch eine größere Abwechselung zu wünschen wäre. So vortrefflich die herrlichen Symphonien von Beethoven und Ouverturen von Mendelsohn-Bartholdy sind und so gerne man zu ihnen zurückkehrt, so werden sie doch allzu oft geboten und ein reicheres Repertoir wäre um so zweckmäßiger, da auch andere Componisten gediegene und klassische Tonwerke geschaffen haben. Das alte Variatio delectat bleibt immer ein goldener Spruch. In der letzten Museumssitzung wurde der Vortrag des Liedes einer Sängerin mit Zeichen des Mißfallens begleitet, welches von Vielen ungern wahrgenommen wurde, da man an diesem Orte laute Mißbilligungen nicht gewohnt ist und da auch der Vortrag nicht so mangelhaft war, um solche Rüge zu verdienen. Hr. Schar spielte Variationen für den Contrebaß mit bekannter Virtuosität. Hr. Lutz trug ein Konzert (E dur) von Moscheles vor. Er gehört zu den bedeutendern unserer jüngeren hiesigen Pianisten und mit Vergnügen konnte man wahrnehmen, daß er seit seinem vorjährigen Auftreten schöne Fortschritte gemacht hat; obwohl Befangenheit sein Spiel etwas beeinträchtigte, so waren doch sowohl seine technische Fertigkeit, als sein dem Tonstück angemessener Vortrag nicht zu verkennen und das Publikum nahm die Leistung des jungen talentvollen Pianisten recht beifällig auf. Wir dürfen Hrn. Lutz als einen strebenden Künstler bezeichnen, welcher Befähigung und Fleiß vereinigt und somit des Erfolges gewiß seyn darf. Ein Vortrag von Hrn. Dr. Th. Creizenach und mehrere Gedichte von L. Hub repräsentirten den literarischen Theil der Soirée.

An ein spielendes Mädchen.

Du schließest noch so fröhlich
Die klaren Aeugelein,
Erwachst gestärkt und selig
Beim frühen Sonnenschein.

Den goldnen Werth des Schlummers
Vergällt die Reue nicht;
Noch beugt dich keines Kummers
Zermalmendes Gewicht.

Wohl Puppen, bunte Bänder
Gewähren dir Genuß,
Mehr als beim Tausch der Pfänder
Der süße Feuerkuß;

Mehr noch als Assembleen
Und Opernspiel und Tanz,
Mehr als die Siegstrophäen
In holder Damen Kranz.

Du lebst in heitern Jahren,
Wo noch das Spiel vergönnt,
Und arglos, unerfahren,
Das Herz nicht Täuschung kennt.

Einst wechseln deine Zeiten,
Einst dunkelt deine Bahn,
Und mit der Liebe Freuden
Hebt auch der Kummer an.

Pfalz. Karl Aulenbach, stud. theol.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 10. Dez. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abtheilungen, Musik von Auber.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 346. Freitag, den 11. December 1840.

Die Gefangenen des Kaukasus.

(Von Xavier de Maistre; aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

Als sich die Horde nach einem mehrstündigen Halt wieder in Marsch setzte, eilte einer ihrer Leute mit der Anzeige herbei, daß die Russen fortwährend vorrückten, und daß sich wahrscheinlich die Truppen der andern Schanzen mit ihnen vereinigen würden, um sie zu verfolgen. Die Anführer hielten Rath; denn es handelte sich darum, ihren Rückzug zu verbergen, nicht allein um ihren Gefangenen zu verheimlichen, sondern um den Feind von ihren Dörfern abzuwenden und Repressalien zu entgehen. Die Horde theilte sich auf verschiedenen Wegen. Zehn Mann zu Fuß erhielten die Bestimmung, die Gefangenen zu geleiten, indeß wohl hundert Pferde beisammen blieben, um in der entgegengesetzten Richtung von der zu marschiren, die Kaskambo nehmen sollte. Man zog ihm seine mit Eisen beschlagenen Stiefel aus, weil sie auf der Erde hätten eine kenntliche Spur zurücklassen können, und sowohl er als Iwan wurden genöthigt, einen Theil des Morgens mit entblößten Füßen zu marschiren.

Bei einem Flusse angelangt, legte die kleine Eskorte längs des Ufers die Strecke einer halben Werste auf dem Rasen zurück, und stieg an einer Stelle, wo das Ufer am steilsten war, durch dornige Hecken herab, um sorgfältig zu vermeiden, eine Spur ihres Uebersetzens zurückzulassen. Der Major war so ermüdet, daß man ihn unterstützen mußte, um ihn durch den Bach zu bringen; und da seine Füße bluteten, wurde beschlossen, ihm seine Fußbekleidung wieder zu geben, um die Strecke, die noch zu machen war, vollends zurückzulegen.

Als sie das erste Dorf erreichten, schien Kaskambo, der mehr aus Verdruß, als Ermattung krank war, seinen Wächtern so schwach und so entkräftet, daß sie Furcht für sein Leben hegten und ihn menschlicher behandelten. Man gönnte ihm einige Ruhe und gab ihm zum Marsch ein Pferd; um aber die Russen von den Nachforschungen abzubringen, die sie zu machen im Stande gewesen wären, und um es dem Gefangenen selbst unmöglich zu machen, seinen Freunden den Ort seines Verstecks anzuzeigen, transportirte man ihn von Dorf zu Dorf, und von einem Thal zum andern, indem man sich sogar der Vorsicht bediente, ihm verschiedene Male die Augen zu verbinden. Er passirte auf diese Weise einen beträchtlichen Fluß, den er für den Sonja hielt. Auch wurde er während dieser Streifzüge sehr geschont, indem man ihm hinreichende Nahrung und die nöthige Ruhe bewilligte. Als er aber das entfernte Dorf erreicht hatte, in welchem er festgehalten werden sollte, änderten die Tchetchengen plötzlich ihr Benehmen gegen ihn, und ließen ihn jede Art schlechter Behandlung erdulden. Man fesselte ihm nicht nur Hände und Füße, sondern man legte ihm auch eine Kette um den Hals, deren Ende an einem eichenen Klotz befestigt war. Der Denchik wurde weniger streng behandelt; denn seine Ketten waren so leicht, daß er im Stande war, seinem Herrn einige Dienste zu leisten.

In dieser Lage, durch schmerzliche Erfahrungen ganz gebeugt, besuchte ihn ein Mann, der russisch sprach, und der ihm rieth, an seine Freunde zu schreiben, um sein Lösegeld zu erhalten, das man auf zehntausend Rubel festgesetzt hatte. Der Unglückliche, außer Stande, eine so bedeutende Summe zu bezahlen, setzte seine ganze Hoffnung auf die Regierung, die vor einigen Jahren auch einen Obristen losgekauft hatte, der, gleich ihm, in die Hände dieser Räuber gerathen war. Der Dollmetscher versprach ihm, Papier herbei zu schaffen und seinen Brief weiter zu befördern; nachdem er aber die Zustimmung des Majors erhalten, erschien er einige Tage hindurch nicht, und diese Zeit wendete man dazu an, den Gefangenen mit einem Uebermaß von Qualen zu überhäufen. Man beraubte ihn der Nahrung, entzog ihm die Matte, auf der er schlief, so wie ein Kosacken-Sattelpolster, das ihm als Hauptkissen diente; und als endlich der Vermittler wiederkehrte, kündigte er ihm auf vertrauliche Weise an, daß die Tchetchengen beschlossen hätten: wenn die Linie die verlangte Summe abschlüge, oder mit der Zahlung zögere, sich von ihm zu befreien, um dem Aufwand und der Mühe überhoben zu seyn, die er ihnen verursache. Der Zweck ihres grausamen Benehmens war nur, ihn anzuspornen, dringender zu schreiben. Endlich gab man ihm Papier, und nach tartarischer Sitte ein zugeschnittenes Schilfrohr, und löste die Ketten, die seine Hände und seinen Hals fesselten, damit er ungehindert schreiben konnte. Als aber der Brief geschrieben war, mußte er dem Vorsteher übersetzt werden, der es übernahm, denselben an den Commandanten der Linie zu befördern.

Von nun an wurde er weniger hart behandelt, und nur noch mit einer einzigen Kette belastet, die ihm den Fuß und die rechte Hand fesselten.

Sein Wirth oder vielmehr sein Wächter war ein Greis von sechzig Jahren, von gigantischem Wuchse und wildem Aussehen, das sein Charakter nicht widerlegte. Zwei seiner Söhne waren

in einem Treffen gegen die Russen umgekommen, ein Umstand, weshalb man ihn vor allen Bewohnern des Dorfes zum Wächter des Gefangenen gewählt hatte.

Die Familie dieses Mannes, Namens Ibrahim, bestand aus der fünfunddreißigjährigen Wittwe einer seiner Söhne, und aus einem siebenjährigen Kinde, das Mamet hieß. Seine Mutter war eben so boshaft und noch eigensinniger, als der alte Wächter. Kaskambo hatte viel von ihr zu leiden; allein die Liebkosungen und das zutrauliche Wesen des jungen Mamet wurden ihm in der Folge nicht nur eine Zerstreuung, sondern sogar eine Stütze in seinem Unglück. Dieses Kind faßte eine so große Neigung zu ihm, daß die Drohungen und die schlechte Behandlung seines Großvaters es nicht zu verhindern vermochten, mit dem Gefangenen zu spielen, so oft es die Gelegenheit dazu finden konnte. Der Knabe nannte Letztern Koniak, ein Wort, das in der Landessprache Gast oder Freund heißt. Er theilte heimlich alle Früchte mit ihm, die er sich verschaffen konnte, und während der gezwungenen Fasttage, die man dem Major auferlegte, wußte der junge Mamet, von Mitleiden gerührt, geschickt die augenblickliche Abwesenheit seiner Verwandten zu benützen, um ihm Brod oder in Asche gebratene Kartoffeln zu bringen.

Seit Absendung des Briefes waren einige Monate ohne irgend ein bemerkenswerthes Ereigniß verstrichen. In dieser Zwischenzeit hatte Iwan das Wohlwollen der Frau und des Alten zu gewinnen, oder sich ihnen doch wenigstens nothwendig zu machen gewußt. Er besaß vollkommen die Kunst, die in der Küche eines auf Detaschement liegenden Offiziers in Anwendung gebracht werden kann. Er verstand wundervoll Kislitchi*) zu brauen, Salzgurken zu bereiten, und hatte überhaupt seine Wirthsleute an eine Menge kleiner Annehmlichkeiten gewöhnt, die er in ihrem Hause einführte.

Um mehr Vertrauen zu gewinnen, hatte er sich ihnen als Spaßmacher gezeigt, indem er, um sie zu unterhalten, täglich neue Scherze erfand. Ibrahim vorzüglich sah ihn gerne Kosack tanzen. Kam irgend ein Bewohner des Dorfes, um sie zu besuchen, so wurden Iwan seine Ketten abgenommen, und er mußte tanzen, was er jedesmal mit vieler Anmuth ausführte, und immer noch einige lächerliche Sprünge hinzufügte. Er hatte sich durch dieses gleichmäßige Benehmen die Freiheit verschafft, im Dorfe umher zu gehen, dessen entlang er gewöhnlich durch eine Schaar Kinder verfolgt wurde, welche seine Narrenspossen herbeizogen, denn da er die tartarische Sprache verstand, hatte er auch bald die Landessprache gelernt, die ein verwandter Dialekt derselben ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein russisches Getränk, eine Art Bier aus Mehl bereitet.

Ein treffliches Mittel, die Namen der großen Männer des Vaterlandes zu ehren.

Wenn ich in einem frühern Schreiben gesagt habe, „daß Deutschland in den letzten 25 Jahren größere Fortschritte in volksthümlicher Entwickelung gemacht habe, als je vorher in einem solchen Zeitraume", so habe ich hierbei auch an die Denkmäler gedacht, die sich im Norden und im Süden als Ehrensäulen unseres Volkes erheben.

Hermanns große und heilige Gestalt wird bald emporsteigen auf dem durch seine That der Unsterblichkeit geweihten Boden, und es wird eine Zeit kommen, wo jeder Deutsche einmal in seinem Leben eine Pilgerfahrt an die Weser macht, um sein Herz an dem großen Bilde dieses ersten und schönsten Helden unserer Geschichte zu erlaben.

Die Ehrenschuld gegen Luther, gegen Franke, Schiller, Gutenberg, Möser, Hebel und andere ist abgetragen, und bald werden wir auf der Wanderung durch das Vaterland als in einem einzigen Ehrentempel großer Dichter, Denker und Helden einhergehen. —

Wir wollen uns indessen die Wahrheit, auch wo sie bitter ist, frei und offen gestehen, und uns nicht verhehlen, daß die Deutschen im Vergleiche mit Engländern und Franzosen am allerwenigsten ihre Geschichte kennen. Der Verfasser dieser Zeilen hat Deutschland in allen Gegenden bereist, und er war, mit Sterne zu reden, an inquisitive traveller. — Da hat er nun mit Schmerz und zuweilen mit Entrüstung wahrgenommen, daß der Voigtländer nichts von Anhalt wußte, der Hannoveraner nichts von Würtemberg, und der Bayer nichts von Preußen; ja, was ihm das Empörendste gewesen, daß der Rheinländer auf seinem eigenen Grund und Boden ein Fremdling war.

Ehre den treuen Schwaben, den Bayern, den Sachsen, den Westphalen, aber die Rheinlande von Graubündten bis ins Meer sind die Wiege unserer Geschichte. Zu Füßen des heiligen Vaters Rhein ruhet die Asche unserer Kaiser, da stehen unsre gothischen Dome, da leben unsere schönsten Sagen und geschichtlichen Ueberlieferungen, da ist der größte und herrlichste Theil unserer Vergangenheit. Und wir Rheinländer sind Fremdlinge auf diesem Boden! Wir haben vergessen die Namen Erwin von Steinbach, Franz von Sickingen, Frauenlob, Wilhelm von Cöln!!

Mein Mittel, die großen Namen unseres Landes in dem Munde des Volkes zu beleben, die Erinnerung an unsere Geschichte zu erhalten, ist zugleich das einfachste und doch das wirksamste, was man finden kann. Auf dem Rhein fahren täglich 20 bis 30 stolze Dampfschiffe auf und nieder. — Sie führen Namen, aber meistens unpassende und zuweilen alberne, denn was will z. B. der Name Graf von Paris auf einem deutschen Schiffe bedeuten? Man tilge diese unsinnigen und schlecht gewählten Benennungen aus, und ersetze sie durch solche Namen, die allen Reisenden auf dem Rheine einen Namen aus der deutschen Geschichte ins Gedächtniß rufen, und sicherlich, wir haben nicht viele Mühe nöthig, um die verdientesten zu finden. —

Will man weiter gehen und es wäre schön, ehrenwerth und löblich, es zu thun, so entferne man in allen Städten des Rheines von den großen Gasthöfen die abgeschmackten Benennungen „Hotel de Russie", „Hotel de Hollande" ꝛc. ꝛc. und nenne sie mit guten deutschen Namen, welche eher verdienen, mit großen glänzenden Buchstaben von Metall in den Straßen deutscher Städte zu glänzen und den Reisenden zu sich einzuladen.

Ein letzter Schritt kann dadurch geschehen, daß Mainz, Speier, Worms, Köln, Bonn, Frankfurt ꝛc. dem schönen Beispiele Berlins und Nürnbergs folgen, und wie die erste dieser Städte den Namen des großen Humboldt einer schönen

Straße und die letzte die Namen ihrer Mitbürger Albrecht Dürer, Grübel und Hans Sachs ihren öffentlichen Plätzen verliehen, so sollten auch diese Städte, die stolz sind auf so viele bedeutende Männer, ein Gleiches thun.

Der wirkliche Nutzen liegt unendlich nahe, und was der Dank gegen Wohlthäter des Volkes verlangt und die Liebe zum Vaterlande eingegeben, wird nicht mit dem Vorwurf der Schwärmerei beschimpft werden können von dem, der in andern Ländern die Wirkungen solcher Maßregeln mit eigenen Augen gesehen und ihren unermeßlichen Einfluß auf den Geist des Volks begriffen hat!

Stavoren.

(Aus den deutschen Volkssagen, zunächst aus den Rheinlanden, von R. Benedix, Wesel bei J. Bagel. 1840.)

(Schluß.)

6.

Stavoren?

Im Korne liegt der Keim des Lebens. Wenn seine Zeit kommt, bricht der Keim auf, denn seine Bestimmung ist, hervorzugehen aus der Nacht des Todes an das Licht. Nichts kann diese Bestimmung hindern, denn sie ist das Wort Gottes und das steht unerschütterlich fest. Und bärgst du noch so tief den Keim in die Erde, er bricht sich Bahn und kommt zum Lichte.

Auf dem Boden des Meeres lag der edle Waizen, und die Wellen bedeckten ihn mit Sand und Schlamm. Als aber die Zeit kam, wo die Körner keimen sollten, brachen sie auf, und lustig wuchs die reiche Saat auf dem tiefen Grunde der See, ein reicher Wald von Halmen. Ehe die Halme aber Körner ansetzten, trieb das Meer wieder Sand darüber, der, zwischen den dichten Aehren festen Halt findend, zu einer festen Bank wurde. Die Aehren aber konnten nicht bedeckt bleiben von Erde und Sand, sie mußten heraus nach ihrer Bestimmung und wuchsen wiederum höher. Und wiederum setzte sich der Grund des Meeres zwischen ihnen fest, und wiederum wuchsen sie höher, und so ging es fort, eins durch das andere, bis die Aehren die Oberfläche des Meeres erreicht hatten und an die Luft und das himmlische Licht gelangten. Und siehe, da war eine unabsehbare grüne Fläche auf der See, anzuschauen wie ein Saatfeld im Frühjahr. So war der Waizen in die Höhe gekommen, aber er trug keine Früchte und seine Aehren blieben ewig taub, denn sein Wuchs war gegen die Natur.

Als aber das nächste Mal die Schiffe der Jungfrau Richberta nach Hause zurück kehrten, konnten sie nicht in den Hafen, denn vor ihm lag das große Saatfeld, das im Grunde auf einer ungeheuren Sandbank wurzelte. Da sie nun nicht wußten wohin und vor dem Hafen Anker werfen mußten, kam in der ersten Nacht ein Sturm und versenkte die Schiffe mit ihrer Ladung in das Meer.

Fortan konnte kein Schiff mehr in den Hafen von Stavoren, denn er war versandet. Da war es vorbei mit dem Handel und Reichthum der Stadt; alle Schiffe der Jungfrau Richberta verschlang das Meer, denn sie fanden den heimischen Hafen verschlossen, und hatten keine Rettung mehr vor Sturm und Ungewitter. Und so gingen die Worte des wackern Schiffsmeisters und des frommen Mönchs in Erfüllung. Richberta verarmte gänzlich. Sie mußte ihr großes Haus am Bettelstabe verlassen, und wankte zuletzt von Thüre zu Thüre, als Almosen ein Stückchen Brod begehrend, den Hunger zu stillen, zu spät bereuend, wie thöricht sie gewesen.

Das Meer konnte es aber nicht verschmerzen, daß seinen Wellen eine Bucht verschlossen worden war. Und in einer Nacht, wo ein gewaltiger Sturm tobte, brach es hinein in das Land, seinen Grund und Boden wieder zu gewinnen. Es wußte aber in seinem Ungestüm kein Maß zu halten und riß einen ungeheuern Landstrich in die Fluthen, mit Städten, Dörfern und Menschen.

Wo dieses geschehen ist, findet man heut' zu Tage die Zuydersee, und Schiffe fahren heute dort, wo noch vor 600 Jahren der Pflug ging.

Die Stadt Stavoren aber ist ganz versunken, sie steht noch heute auf dem Grunde des Meeres. Der Fischer will noch die Gassen, die Thürme, die hohen Gebäude sehen, wenn er darüber hinfährt, und behauptet das Läuten der Glocken zu hören, wenn ein Hecht oder Lachs durch die Thürme streicht. Und noch heute sind ganze Strecken der Zuydersee mit grünem Meergras bedeckt, das keine Früchte trägt und im Sande wurzelt. Das ist die Frucht des Waizens der Jungfrau Richberta.

Literatur.

Wallerstein L. (Lehrer der Mathematik und der kaufmännischen Rechenkunst in Frankfurt) Handbuch der praktisch-kaufmännischen Rechenkunst nach der kürzesten und leichtesten Methode, so wie nach den neuesten Angaben der Wechselcourse, mit verschiedenen Courstabellen und der Rentenberechnung. Zum Gebrauch für Schulen, Privatlehrer, Selbstunterricht für Handlungsbeflissene und Geschäftsleute. gr. 8. 10 Bogen stark, in Umschlag geheftet. fl. 1 48 kr. Frankfurt a. M. bei Karl Körner erschienen.

Der Verf. sagt im Vorwort: »Zeitersparniß ist für Geschäftsleute von der größten Wichtigkeit.« Solche scheint auch derselbe bei Ausarbeitung seines Werkes im Auge gehabt zu haben, denn obschon die Dezimalbrüche nichts Neues darbieten, so kann man doch die deutliche Darstellung und kurze Ausführung nicht verkennen. Was die März- und Wechselreduktionen betrifft, so sind dieselben durch Beispiele sehr verständlich erläutert; auch die Arbitragen sind gut ausgeführt. Ueberhaupt ist das Werk rein praktisch und daher für jeden jungen Kaufmann und Geschäftsmann gewiß eine sehr willkommene Gabe. Druck und Papier sind schön.

Korrespondenz.

Bensheim a. d. Bergstraße, 8. Dez.

Den anerkannten Werth würdigend, welcher dem Tanzunterricht als ästhetisch-gymnastischem Unterrichtsmittel bei der Jugendbildung mit Recht gebührt, haben viele der gebildeteren Eltern unserer Stadt ihre Kinder einem gerade hier anwesenden, für sein Fach eben so befähigten, als sittlich rühmlich bekannten, bejahrten Tanzlehrer zum Unterricht in der Tanzkunst anvertraut, wie dies seither fast jährlich ohne irgend einen Widerspruch geschehen ist. Zum größten Erstaunen der betheiligten Eltern ist vor Kurzem ihren zum Theil noch die Elementarschule besuchenden Kindern, nicht — wie wir lobend erwähnen müssen —

von Seiten der, die Zeit und ihre Bedürfnisse kennenden braven Lehrer, sondern durch einen unserer jungen Geistlichen der fernere Besuch der Tanzkunden auf den Grund hin in der Schule verboten worden: weil solcher (hört! hört!) sündlich, unsittlich ꝛc. ꝛc. und deshalb von Seiten des Schulvorstandes wenigstens der Schuljugend bei scharfer Strafe untersagt werden sey. Kann sich das Aufsichtsrecht des Schulvorstands hinsichtlich des Unterrichts der Schuljugend vernünftiger Weise nur so weit erstrecken, als die Unterrichtszweige der Schule vermöge des festgestellten Lehrplans reichen, welcher indessen den Tanzunterricht nicht umfaßt; steht sonach den Eltern das unbestreitbare Recht zu, ihre Kinder auch über die Gränzen des der Bürgerschule gesteckten Schulplans hinaus durch Privatunterricht einer umfassenderen sittlichen und zeitgemäßen socialen Bildung entgegen zu führen, ohne deshalb irgend eines Consenses zu bedürfen: so können wir unmöglich glauben, daß gedachtes Verbot auf einem Beschluß des Schulvorstandes beruhe. . . O . .

Darmstadt, 8. Dez.

Das in Berlin, Heidelberg und Mailand (in letzterer Stadt durch Professor Cantoni) gegebene Beispiel der Heilung schielender Augen hat auch hier Beifall und Nachahmung gefunden. Der junge praktische Arzt Dr. Küchler dahier, der schon mehrere, zum Theil schwierige Augenoperationen an jüngeren und älteren Personen mit dem glücklichsten Erfolge vollbrachte, hat kürzlich ein dreizehnjähriges schielendes Mädchen so gut hergestellt, daß dasselbe nunmehr zum gleichmäßigen Gebrauche beider Augen gelangt und jetzt keine Spur des früheren Fehlers äußerlich mehr zu bemerken ist. Bei dem unermüdet thätigen Streben, welches Dr. Küchler im Fache der Augenheilkunde unverkennbar an den Tag legt, läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß er im Interesse der Wissenschaft und der leidenden Menschheit für die Folge noch recht viel Ersprießliches und Rühmliches leisten werde.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 4. Dec.) In der Augsburger Abendzeitung wurde der Sorgfalt des Hrn. Dr. Fritz, k. k. Regimentsarztes und Vorstandes der Naturheilanstalt in Mühlau, gegen unsern unersetzlichen Eßlair erwähnt und heute können wir aus einem Briefe des genannten Arztes folgende Worte veröffentlichen: »Die Sektion zeigte zwar erstaunliche Verwachsungen, namentlich in der Brusthöhle, doch hätte Eßlair damit noch länger leben können; — die Ursache seiner Krankheit und seines Todes war der Schwund des Rückenmarkes, ganz ohne Zweifel Folge der heftigen gemüthlichen und geistigen Anstrengungen und Aufregungen in seinem Berufe.« Nicht genug kann die Theilnahme und Herzlichkeit, womit des großen Mimen Leichenbegängniß stattfand, gerühmt werden; der Unternehmer des k. k. National-Theaters, Hr. Heinrich Zacharda, fuhr von Innsbruck aus in mehreren mit Postpferden bespannten Chaisen mit dem ganzen Personal nach Mühlau, und dieser würdige Direktor nebst seinen männlichen Mitgliedern trugen die Bahre, welche die irdische Hülle ihres unerreichten Kunstgenossen umschloß; Hr. Direktor Zacharda schmückte den Sarg mit dem Lorbeerkranze und sprach am Grabe folgende rührende Worte: »Wir stehen am Grabe eines Mannes, in dessen nun erkalteter Brust die heilige Flamme der Begeisterung für die Kunst erglühte und dessen Heimkehr ein unersetzlicher Verlust für die Kunstwelt ist. Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß der große Künstler gerade hier, wo er als leuchtendes Meteor am Horizonte der Kunst auftauchte, auch das Ziel seiner irdischen Pilgerfahrt finden mußte. Ich möchte glauben, daß dieses freundliche Thal, welches die Hülle des entschlafenen Mimen umgibt, dadurch einen klassischen Werth erhält, denn jeder Kunstfreund wird mit Wehmuth und Ehrfurcht den Grabhügel besuchen, wo der müde Künstler ruht! — Er schläft hier einsam, allein! aber gewiß nicht vergessen, denn sein Andenken lebt nicht nur in dem Gedächtnisse seiner Kunstgenossen fort, ganz Deutschland wird bei der Trauerkunde seines Todes mit Wehmuth ausrufen: Es ist ein großer Künstler heimgegangen! Der Vorhang seines Lebens ist gefallen, und aufgerollt hat sich für ihn der Schleier, der die Ewigkeit verhüllt. Sein Auge sieht jetzt klar! Sein Abgang von der Bühne dieser Welt war seiner würdig, er starb mit seinem Gott versöhnt, mit dem festen Glauben an seines Schöpfers Gnade und Erbarmung, mit dem Glauben an ein besseres Jenseits. — Ruhe sanft und leicht sey dir die Erde!« Freunde, im schönsten edlen Sinne des Wortes, erwiesen dem Unvergeßlichen die letzte Ehre. — Als Eßlair vor fünf Jahren in Karlsruhe und Mannheim bei seinem Gastspiele glänzende Triumphe feierte, ließ ein hier Wohlbekannter durch die Leipziger »Theater-Chronik« vom 24. Mai 1836 verbreiten: »Eßlair ist nicht mehr, man trifft hier die Anstalten zu einem glänzenden und feierlichen Leichenbegängniß.« Nun wurde Eßlair seinem schönen künstlerischen Streben wirklich, und zwar ferne seiner zweiten Heimath München, entrissen, und nicht einmal eine Todtenfeier wird auf der Bühne veranstaltet, deren glänzendste Zierde, deren Stolz er zwanzig Jahr lang war!! (Augsb. Abendz.)

Im Meiningischen ist ein hoher, aber berüchtigter Gast angekommen, das Haupt einer Verschwörung. Am Mupperg, zwischen Sonneberg und Neustadt ist kürzlich ein Mann buchstäblich aus den Wolken gefallen. Ein Bauer auf dem Felde sah zu seinem Schrecken eine menschliche Gestalt langsam sich aus der Luft herunterlassen. Als er endlich es wagte, näher zu gehen, fand er eine große, aus Haut gemachte schreckliche Figur, die nur unten an der Fußsohle eine verschlossene Oeffnung hatte. Als man diese öffnete, patschte der Mann zusammen, daß man ihn in die Tasche stecken konnte. Niemand wußte, woher der große Unbekannte kam, wohin er ging. Die Dorfzeitung aber ist glücklich dahinter gekommen. Aus einem Garten in London ließ man zu derselben Zeit eine 12 Fuß große, aus Rindsdarm gemachte, und mit Wasserstoffgas gefüllte Figur, welche Guy Fawkes, das Haupt der Pulververschwörung, darstellte, aufsteigen. Das Gespenst stieg anfänglich gerade in die Höhe, im Winde bewegten sich aber bald Hände und Füße, so daß es aussah, als ob ein Mann durch die Luft schreite. So zog die Gestalt zum Entsetzen Aller über London hin, über die Themse, und seitdem war nichts von ihr zu erfahren. Gegen ein gutes Logisgeld könnten die Engländer ihren Mann wieder haben. (Dorfz.)

In Paris rettete ein Mann einige Spaziergänger dadurch vom Tode, daß er sie recht unsanft und mit Gewalt vom Fahrweg auf den Fußpfad drängte. In größter Hast und unbemerkt kam ein Cabriolet daher gerollt und würde ohne Zweifel die sorglosen Fußgänger überfahren haben. Die Geretteten waren die Königin und ihre Kinder, der Herzog von Aumale und die Prinzessin Clementine.

Eduard von Schenk hat ein neues Trauerspiel: »Adolf von Nassau«, geschrieben. Es wird bereits in München einstudiert. Auch machen wir auf Cola Rienzi von Otto Müller aufmerksam. Das Morgenblatt brachte Proben, die viel versprechen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Dez. Der Freimaurer, Lustspiel in 1 Abth., von Kotzebue. Hierauf: Der Diplomat, oder: Wenn ich's selbst nur wüßte, Lustspiel in 2 Abth., von Th. Hell. Zwischen den Akten: Lebende Bilder.

Montag, 14. Dez. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky, neu einstudirt): Euryanthe, große Oper in 3 Abtheilungen, von Chezy. Musik von C. M. v. Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 347. Samstag den 12. December 1840.

Die Kapelle zu „unserm Herrgott" bei Schwanebeck.*)

Leise schleicht aus Hugsburgs Pforte
Sich ein Dieb um Mitternacht,
Wandelt nach entleg'nem Orte
Durch's Gefilde scheu und sacht,

Scharrt dort eine Silberschaale
Mit geweihten Hostien ein,
Die er in dem Klostersaale
Frech entwand im Mondenschein. —

D'rauf am Morgen zieht ein Bauer
Mit dem Pfluge zu dem Ort;
Da erfaßt die Rosse Schauer,
Und sie schreiten nicht mehr fort.

Ob er's auch an Peitschenknallen
Und an Fluch nicht fehlen läßt,
Auf die Kniee hingefallen,
Haften sie am Boden fest.

»Nun so kniet!« und vor die Pferde
Stößt er tief den Peitschenstock
In des Feldes lock're Erde,
Springt, umrauscht vom blauen Rock,

Nach der Priesterwohnung Stufen,
Ruft heraus den Gottesmann:
»Kommt, löst meiner Pferde Hufen
»Aus der Höllenmächte Bann«

Und sie eilen zu der Stelle,
Wo noch kniet Roß bei Roß;
Doch die Peitsche war in Schnelle
Aufgekeimt zum frischen Sproß.

Zweige breitet sie zum Himmel,
Blätter rauschen in der Luft,
Eines Bienenschwarms Gewimmel
Summt in ihrem Blüthenduft. —

Da bekreuzte sich der Bauer,
Niedersinkend beim Gespann,
Während in der Andacht Schauer
Messe las der Gottesmann.

Unverweilt erhob vom Grunde
Sich der Rosse schmuckes Paar,
Schnaubt' und wiehert' in die Runde,
Zog auf's neu die Eisenschar.

Und sie grub die Silberschaale
Mit dem Opferbrod hervor;
Blitzend in der Sonne Strahle
Hielt der Priester sie empor.

Die Kapelle ließ man bauen
Dem gefundnen Leib des Herrn;
Pilger zogen voll Vertrauen
Hin zu ihr von nah und fern.

Und des Landmanns Peitsche stehet,
Ueberschattend weiten Raum,
Von den Lüften hoch durchwehet,
Noch davor, als schöner Baum.

*) Aus den: »Deutsche Sagen und sagenhafte Anklänge von Adolf Bube. Gotha, im Verlag von J. G. Müller. 1840.«

Die Gefangenen des Kaukasus.

(Von Xavier de Maistre; aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

Um diese wilde Gesellschaft zu unterhalten, war der Major selbst oft gezwungen, die Guitarre zu spielen, und mit seinem Denchik russische Lieder zu singen. Anfangs nahm man ihm, wenn man diese Gefälligkeit von ihm verlangte, die Ketten ab, die seine rechte Hand fesselten; als jedoch die Frau bemerkt hatte, daß er, um sich selbst zu unterhalten, auch zuweilen auf derselben spielte, bewilligte man ihm diese Gunst nicht mehr, und der unglückliche Musiker bereute mehr als einmal, sein Talent zu erkennen gegeben zu haben. Denn damals wußte er noch nicht, daß seine Guitarre einst zu seiner Befreiung beitragen sollte.

Um diese ersehnte Freiheit zu erhalten, entwarfen beide Gefangenen tausend Pläne, die alle gleich schwierig auszuführen waren; zumal da seit ihrer Ankunft die Bewohner des Dorfes, der Reihe nach, jede Nacht einen Mann zur Verstärkung der Wache stellten.

Unmerklich wurde nach und nach diese Vorsicht unterlassen. Oft kam die Schildwache nicht; die Frau und das Kind schliefen in einem benachbarten Gemache, und der alte Ibrahim blieb allein mit ihnen; doch verwahrte er die Schlüssel der Ketten sorgfältig bei sich, und erwachte bei dem mindesten Geräusche. Von Tag zu Tage wurde der Gefangene nun wieder strenger behandelt. Als auf seine Briefe keine Antwort eintraf, kamen die Tschetschengen oft in sein Gefängniß, um ihn zu beschimpfen und ihn mit den grausamsten Behandlungen zu bedrohen. Man entzog ihm sein Mittagsmahl, und einst hatte er den Schmerz, den kleinen Mamet, wegen einiger Mispeln, die ihm dieses Kind gebracht hatte, schonungslos schlagen zu sehen.

Ein sehr bemerkenswerther Umstand der drückenden Lage, in welcher sich Kaskambo befand, war das Vertrauen, das seine Verfolger in ihn setzten, und die Achtung, die er ihnen eingeflößt hatte. Obschon ihn diese Barbaren fortwährend mit Schmach überhäuften, so kamen sie doch oft, um sich bei ihm Raths zu erholen, und ihn in ihren Angelegenheiten und Streitigkeiten, die sie untereinander hatten, als Schiedsrichter zu wählen. Unter andern Streitigkeiten, über die er entscheiden sollte, verdient folgende wegen ihrer Sonderbarkeit angeführt zu werden.

Einer dieser Männer hatte einem seiner Kameraden, der in ein benachbartes Thal reis'te, eine russische Assignation von fünf Rubeln anvertraut, mit dem Auftrage, dieselbe einem seiner Bekannten zu überliefern. Der Commissionär, dem während dieser Reise sein Pferd zu Grunde ging, überredete sich, er habe nun als Schadloshaltung für diesen erlittenen Verlust die ihm anvertrauten fünf Rubel zu behalten. Dieser Schluß, des Kaukasus würdig, wurde jedoch von dem Eigenthümer des Geldes nicht annehmbar gefunden. Bei der Rückkehr des Reisenden entstand daher im Dorfe großer Lärm. Beide Männer versammelten ihre Verwandten und Freunde um sich her, und der Streit hätte können blutig werden, wenn die Aeltesten der Horde, nachdem sie vergeblich zu beschwichtigen gesucht, sie nicht aufgefordert hätten, ihre Sache der Entscheidung des Gefangenen zu überlassen. Die ganze Bevölkerung des Dorfes begab sich unter großem Tumulte zu ihm, um ihm so schnell als möglich den Verlauf dieses lächerlichen Prozesses mitzutheilen. Kaskambo wurde aus seinem Gefängnisse geführt und auf die Plattform gebracht, die dem Hause als Dach diente.

Die meisten Wohnungen in den Thälern des Kaukasus befinden sich unter der Erde, und erheben sich nur drei oder vier Fuß über derselben; das Dach ist horizontal und mit geschlagenem Lehm bedeckt. Die Bewohner, vorzüglich aber die Frauen, ruhen nach Sonnenuntergang auf diesen Terrassen aus, und bringen in der guten Jahrszeit oft die Nächte dort zu.

Als Kaskambo auf dem Dache erschien, trat tiefe Stille ein., Ohne Zweifel würde jeder Andere nur mit Staunen bei diesem Tribunal jene vor Wuth schnaubenden, mit Pistolen und Dolchen bewaffneten Kläger ihre Angelegenheit in letzter Instanz einem gefesselten, aus Elend und Hunger halb todten Richter haben vorlegen sehen, dessen Entscheidungen immer anerkannt wurden. Beinahe verzweifelnd, den Angeklagten nicht mit Vernunft zurecht zu bringen, ließ ihn der Major näher treten, und richtete, um wenigstens die Lacher für die Seite der Gerechtigkeit zu gewinnen, folgende Frage an ihn:

„Wäre Dir, wenn Dir Dein Kamerad statt der fünf Rubeln, die Du seinem Gläubiger bringen solltest, nur den Auftrag ertheilt hätte, diesem einen Guten Morgen zu bringen, Dein Pferd nicht auch zu Grunde gegangen?"

„Vielleicht eben so," antwortete der Widerspenstige.

„Und was würdest Du in diesem Fall mit dem Guten Morgen gemacht haben? Wärst Du dann nicht gezwungen gewesen, diesen als Bezahlung zu behalten, und Dich mit demselben zu begnügen? Ich befehle folglich, daß Du die Assignation zurückgiebst, und daß Dir Dein Kamerad dafür den Guten Morgen austrägt."

Als den Zuhörern diese Sentenz übersetzt wurde, verkündete ringsum schallendes Gelächter die Weisheit des neuen Salomon.

Nachdem der Verurtheilte noch einige Zeit gestritten hatte, wurde er genöthigt, nachzugeben, und sagte, die Assignation ausliefernd: „Ich wußte im Voraus, daß ich verlieren würde, wenn sich dieser christliche Hund hineinmischte."

Dieses seltsame Vertrauen beweis't die Idee, die diese Völker von dem europäischen Uebergewichte haben, so wie von dem angebornen Gefühl für Gerechtigkeit, das sich selbst unter den rohesten Menschen ausspricht.

Kaskambo hatte seit seiner Gefangennehmung drei Briefe geschrieben, ohne irgend eine Antwort zu erhalten, und so war ein Jahr verstrichen.

Da es dem unglücklichen Gefangenen an Wäsche und allen Gemächlichkeiten des Lebens gebrach, sah er seine Gesundheit dahinschwinden und gab sich der Verzweiflung hin. Auch Iwan war in dieser Zeit krank gewesen. Der strenge Ibrahim hatte aber, zur großen Verwunderung des Majors, diesen jungen Mann während seines Unwohlseyns von seinen Fesseln befreit und ihn frei umhergehen lassen. Als ihn der Major eines Tags in dieser Hinsicht fragte, erwiederte ihm Iwan: „Herr, lange her möchte ich Euch schon über ein Vorhaben zu Rathe ziehen, das mir durch den Kopf gegangen ist. Ich glaube, ich würde gut thun, Mahomedaner zu werden?"

„Du bist ohne Zweifel verrückt!"

„Nein, ich bin nicht verrückt; es giebt nur dieses Mittel, um Euch nützlich zu seyn; denn der türkische Priester sagte mir: wenn ich beschnitten sey, könne man mich nicht mehr in Fesseln halten; ist das nicht mehr der Fall, so kann ich Euch nützlich seyn, Euch wenigstens gute Nahrung und Wäsche verschaffen; und endlich, wer weiß? Wenn ich frei bin, der Gott der Russen ist allmächtig! dann werden wir schon sehen . . . ."

„Gott wird Dich aber selbst verlassen, Unglücklicher, wenn Du ihn verräthst."

Obgleich Kaskambo seinen Bedienten schmälte, so mußte er sich doch Zwang auflegen, um über sein seltsames Vorhaben nicht zu lachen; als er ihm aber diesen Schritt förmlich verbot, antwortete ihm Iwan: „Herr, ich kann nicht mehr gehorchen, auch würde ich meinen Uebertritt vergebens verbergen, er ist bereits geschehen. Ich bin seit dem Tage, an welchem Ihr mich für krank hieltet, und an welchem man mir meine Ketten abgenommen, Mahomedaner, und heiße nun Houssein. Was ist dabei Schlimmes; kann ich nicht wieder Christ werden, wann ich will, und sobald Ihr frei seyd? Seht, schon trage ich keine Fesseln mehr, auch kann ich nun die Eurigen bei der ersten günstigen Gelegenheit zerbrechen, und diese, hoffe ich, soll sich zeigen." Man hielt ihm in der That Wort, er wurde nicht mehr in Ketten gelegt und genoß größerer Freiheit; diese Freiheit drohte ihm aber gerade unheilbringend zu werden. Die vorzüglichsten Urheber der Expedition gegen Kaskambo hegten

bald die Furcht, der neue Muselmann möchte desertiren. Der lange Aufenthalt, den er unter ihnen hatte, und das Verstehen ihrer Sprache, setzten ihn in den Stand, sie alle nach ihren Namen zu kennen, und der Linie, wenn er dahin zurückkehrte, ihr Signalement zu geben. Da sie dieses nun der persönlichen Rache der Russen ausgesetzt haben würde, tadelten sie laut den übel angebrachten Eifer des Priesters. Andererseits bemerkten die guten Muselmänner, die ihn zur Zeit seines Uebertrittes sehr begünstigt hatten, daß er oft, wenn er nach herkömmlicher Weise auf dem Dache des Hauses sein Gebet verrichtete, was ihm der Mollah ausdrücklich empfohlen, um sich das öffentliche Wohlwollen zu erwerben, mochte es aus Gewohnheit oder Unachtsamkeit geschehen, das Zeichen des Kreuzes bei dem Niederfallen machte; welch' ersteres er zwar in der Richtung gegen Mekka verrichten sollte, mehrmals aber nach der entgegengesetzten Seite ausführte, was bei ihnen die Aufrichtigkeit seines Uebertritts verdächtig machte.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitfragen.*)

Man ist heutigen Tages gewohnt, von „Zeitbedürfnissen" zu sprechen, und hunderterlei Dinge in der Stufenleiter des sublime au ridicule unter dieser Rubrik einzurangiren. Was möchte aber wohl in unsern Tagen, da die Pulse des deutschen National-Bewußtseyns lebhafter schlagen, da der Deutsche, von einem edlen und gerechten Stolze höher aufgerichtet, kühner um sich blickt, und sich mit offner Brust vor den eignen Herd stellt, als dessen lebendiger Schuld, „Wehe" dem zurufend, der ihn freventlich antasten will, — was möchte jetzt ein natürlicheres und größeres „Zeitbedürfniß" seyn, als ein immer klareres, immer allgemeineres Verständniß über die Fragen der Gegenwart, die zugleich Lebensfragen der Zukunft sind? Wir betrachten es als einen der wichtigsten Fortschritte im deutschen National-Leben, daß man ein solches „Bedürfniß" empfindet, und daß demselben immer mehr entsprochen wird. Wir können uns deßhalb nicht versagen, aus dem in zwanglosen Heften eben erscheinenden Werke von Dr. J. F. Drinhaus in Brüssel (demselben, von welchem kürzlich die Flugschrift: „Napoleons Asche in Paris" erschienen ist, und dessen unsere Blätter bei Gelegenheit der Preußenhuldigung in Brüssel erwähnten) ein Bruchstück zu entlehnen, und unsern Lesern vorzulegen. Die Gegenstände, einer öffentlichen Diskussion unterlegt und derselben werth bei der allgemeinen Aufmerksamkeit und dem Interesse, welches wir Deutsche daran zu nehmen haben, umfassen 1) Deutschlands Einheit, 2) Constitutionen, 3) Preußens Stellung zu Deutschland, 4) Preußens Stellung zu Europa, 5) Deutschlands Bedürfniß einer Seemacht, 6) Belgiens Zukunft, 7) Frankreich und die Rheingränze, 8) Furcht vor Rußlands Hegemonie in Europa, 9) Fortschritt des Pauperismus in Europa, welchen letztern Artikel wir hier mittheilen.

Es gehört zu den allgemeinen Rechten jedes Menschen, zu fordern, daß die Verhältnisse des socialen Lebens es ihm möglich machen, durch angestrengte Thätigkeit sich und die Seinigen zu ernähren. Wo diese Möglichkeit nicht vorhanden ist, da sind die gesellschaftlichen Verhältnisse in einem krankhaften Zustande. Diese Idee bleibt ewig wahr und nicht in ihr liegt die Schuld, wenn man, in Mißverstand und Uebertreibung der naturgemäßen Forderung derselben, zu den Hirngespinnsten von „Freiheit und Gleichheit" gekommen ist; wenn man dazu gelangte, so war das eine Folge jener krankhaften Zustände. Gleichheit des Vermögens bleibt immer eine absurde Unmöglichkeit, und wenn sie wirklich heute allgemein eingeführt wäre, so würde sie in wenigen Tagen schon nicht mehr vorhanden seyn. Auch soll ein Mensch dem andern dienen, und es ist ganz in Ordnung, daß der Reiche höhere Ansprüche an das Leben und dessen Freuden macht. Aber es ist unnatürlich und traurig, wenn es hier Menschen gibt, die bei aller erdenklichen Mühe nicht im Stande sind, die Einkünfte, welche das Glück ihnen ohne ihr Mitwirken in den Schooß wirft, zu verzehren, während dort neben ihnen die drückendste Armuth herrscht, welche bei aller Anstrengung nicht die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen vermag. Es macht einen niederschlagenden und betrübenden Eindruck auf jedes nicht ganz abgestumpfte Menschengefühl, aus dem stolzen Palaste des überreichen Glückskindes, das mit Millionen rechnet, in die armselige Hütte zu treten, dessen Bewohner im tiefsten Elende schmachtet und alle Ursache hat, die Pferde und Hunde jenes Crösus zu beneiden. Ob diese schreienden Gegensätze in einem sogenannten civilisirten Lande möglich, gar wirklich sind? Leider nur in einem civilisirten Lande sind sie möglich, und wirklich existiren sie in einem Staate, der hinsichtlich seiner Bildung in der ersten Reihe aller Staaten auf der ganzen Erde steht. Ohne daß wir den Namen nennen, wird jeder Leser an das allgerühmte, mächtige und freiheitstolze England denken. Dorthin müssen wir uns wenden, wenn wir den personificirten Reichthum sehen wollen; dorthin, wo schon in den frühern Jahrhunderten der reiche Adel, nicht wie der unsrige, sich auf die Einkünfte aus seinen weitläufigen Land-Besitzungen beschränkte, sondern es nicht verschmähte, mit seinen ungeheuern Fonds Handels- und Speculations-Geschäfte aller Art zu treiben. Die Adels-Aristokraten mußten zugleich auch Geld-Aristokraten werden. Mit ihren enormen Kapitalien konnten sie Unternehmungen begründen, an welche kein Anderer denken durfte; sie konnten Versuche machen, die im Falle des Mißlingens ihnen einen kaum fühlbaren Schaden verursachten, wo Andere dem Ruin preisgegeben seyn würden; im günstigen Falle mußte ihr späterer Gewinn enorm seyn. Wollten sie eine Concurrenz unterdrücken, so brauchten sie sich nur die dazu nöthige Zeit mit geringeren Procenten zu begnügen, wodurch ihr Gewinn immer noch sehr bedeutend blieb, während der bloß wohlhabende Geschäfts-Rival nicht bestehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Zeitfragen. Beiträge zu unparteiischer Beurtheilung politischer und socialer Zustände, von Dr. J. F. Drinhaus. Erstes Heft. Darmstadt, 1840. Hofbuchhandlung von Gustav Jonghaus. Preis 36 kr.

Korrespondenz.

Mainz, 9. Dez.

Die vorgestrige Versammlung der hiesigen Carnevalsfreunde zur Wahl eines Comités war sehr zahlreich; mehr als 300 Personen fanden

sich ein. Der Präsident des verflossenen Jahres, Hr. Bildhauer Scholl, erhielt die meisten Stimmen (200); die Herren Pitsch, Göttig, Wetter, Weißer, Link und Andere, ebenfalls Ausschußmitglieder des verflossenen Jahres, wurden gleichfalls wieder erwählt. Die künftige Versammlung und das hiezu bestimmte Lokal sind noch nicht angezeigt. — Gestern wurde auf der hiesigen Bühne die Zauberflöte gegeben. Das Haus war voll und die Oper ging sehr gut. Fräul. Schrickel sang die Pamina mit jener Auszeichnung, von der ich Ihnen schon früher gesprochen; man hätte sie lieber in der Rolle der Königin der Nacht gehört. Ob Fräul. Schrickel den Winter über hier bleiben wird, scheint noch nicht entschieden; freilich kann Hr. Schumann während dieser Zeit ihr keine so hohe Gage geben, wie sie anderswo erhalten könnte; aber wenn sie künftiges Frühjahr mit ihm nach London ginge, so würde sie gewiß ihre Rechnung finden.

Frankfurter Theater.

Erziehungsresultate, Lustspiel in zwei Acten, von C. Blum, und die Herberge im Walde, Oper von d'Allayrac, wurden zum Besten der Mad. Frühauf gegeben. Wenn die Oper zur Genüge bekannt und das Lustspiel Blum's eines derjenigen ist, die Dem. Hagn nach dem Leibe zugeschnitten werden, so glauben wir uns einer detaillirten Kritik beider überheben zu können. Mad. Frühauf ist eine Schauspielerin von so feinem Geschmack und so anmuthiger Darstellung, daß sie überall einen Dichter ergänzen wird, der sich nur auf der Oberfläche hält, vorausgesetzt, daß sein Stück nicht geradezu dem widerstrebt, was wir als die Eigenthümlichkeit der Mad. Frühauf hervorgehoben haben. So ist denn auch die Hauptrolle der Erziehungsresultate auf die Spitze gestellt und ganz und gar der Persönlichkeit und der Individualität der Schauspielerin überlassen. Mad. Frühauf hat sie mit der treuherzigsten Grazie und mit der liebenswürdigsten Naivität dargestellt: man kann allenfalls bei solcher Darstellung an einen solchen Charakter glauben, wenn Charlotte von Hagn uns höchstens überzeugen wird, daß die Formen eines solchen Charakters, die »Männerchen« und Possen ihr gut zu Gesicht stehen, obschon sie nicht von Herzen kommen. Die Intensität der Mad. Frühauf ist der Beweis, daß sie nur Kunst gibt, statt Manier. Wie würde einer Hagn z. B. die Marie in Gutzkow's Werner stehen, die aus dem tiefsten Gemüthe geschöpft werden muß. In dieser letzteren Rolle glauben wir Mad. Frühauf als eine Darstellerin bezeichnen zu dürfen, die von keiner andern übertroffen werden kann. Kurz, Mad. Frühauf und Dem. Lindner sind zwei Künstlerinnen, die schwerlich eine deutsche Bühne in solcher Vollendung neben einander aufweisen kann; wenn die letztere in neue Kunstformen und Gestaltungen mit noch rüstigen Kräften eintritt, so gereicht es ihr nur zu Ehre, daß sie der jüngeren Genossin so gern ein Fach einräumt, dessen Lorbeeren mit ihr zu theilen, keine würdiger ist, als Mad. Frühauf. Die Benefiziantin erfreute sich an diesem Abend des unzweideutigsten Beifalls, den wir um so mehr als solchen gelten lassen, als die Benefizvorstellung ohne Sang und Klang in Scene gesetzt worden war.

Mannichfaltigkeiten.

(Dresden, 5. Dez.) Vorgestern trug sich bei der Aufführung der Oper »Macbethe, welcher auch unser Hof mit der gerade anwesendern Großfürstin Helene beiwohnte, ein sonderbares, tragi-komisches Ereigniß zu. Eine langgenährte Feindschaft der Schröder-Devrient gegen die Sängerin Marx (angeblich weil Letztere sich auf die Rolle der Ersteren in den Hugenotten einstudirt hat) mochte schon hinter den Coulissen zu einem störenden Ausbruch gekommen seyn, als die Erstere, wegen auffallend nachlässigen Gesanges von einem Theile des Publikums bezischt, in einen Thränenstrom ausbricht und nicht im Stande ist, weiter zu singen; hierauf wird Dem. Marx von einem ebenso unerwarteten Applaudissement so gänzlich consternirt, daß sie ohnmächtig von der Bühne getragen werden muß und die Oper konnte nicht zu Ende gespielt werden. (Berl. Z.)

Die »Kölnische Zeitung« gibt interessante Notizen über das traurige Schicksal mehrerer Auswanderer, welche neuerlich den Ocean durchschifft hatten, um an den Gestaden Nordamerikas Krösus-Schätze zusammenzuraffen, dort aber den Verlust ihres Vermögens und ihres Lebensglückes zu beweinen hatten. Unter anderen erzählt sie auch folgende Begebenheiten. Ein Auswanderer aus den Rheingegenden war mit seiner Frau und seinen Kindern glücklich nach Havre gekommen, wo er sich mit seiner Familie einschiffen wollte. Als der Tag der Abreise herannahte, machte er sich mit einer Dirne aus dem Staube, seine Frau und Kinder gänzlich mittellos zurücklassend. Die Unglückliche, in höchster Verzweiflung, ging mit ihren Kindern ans Meer, stürzte diese zuerst hinein und sprang ihnen zuletzt nach. — Ein alter Geck zu Cöln hatte sich in ein junges hübsches Mädchen vergafft, dem zu Lieb er sein Eigenthum veräußerte und mit ihr in Amerika eine Niederlassung zu gründen beschloß. Dem bethörten Alten gingen erst zu Havre die Augen auf, wo die Geschicklichkeit seiner jungen Verlobten ihm 6000 fl. aus dem Reisekoffer escamotirte, um mit dieser Summe an eines Anderen Hand vergnügter zu leben. Der arme Scheim kam betrübt zurück, Nordamerika und junge Mädchen verfluchend. — Ein vermögender Mann zu C. in Rheinbayern, in der Absicht, sich in der Stille und ohne Abschied von seiner theueren Hausehre zu trennen, machte sich unter dem Vorwande einer Geschäftsreise mit einer beträchtlichen Summe auf und davon, und kam glücklich bis nach dem französischen Gränzorte Forbach. Hier aber brach er beim Ausstreigen aus dem Wagen das Bein und sah einer langwierigen Cur entgegen. Auf Amerika mußte er vorläufig verzichten; denn die Heimath lag ihm weit näher. Er ließ seine Frau kommen, welche unglücklicherweise hinter das Geheimniß kam, als sie ihren simulirten Todesschein in des Mannes Reisekoffer fand. Ihr Entschluß war jetzt bald gefaßt: die Rollen wurden sofort vertauscht, und der Betrüger ward der Betrogene.

(Frankfurt.) Der rühmlichst bekannte Violincellist, Hr. Hausmann, hat sich im gestrigen Liederkranze hören lassen, und sein treffliches Spiel ist mit dem größten Beifall aufgenommen worden. So eben erfahren wir, daß er mit hiesiger Theater-Direction ein Arrangement getroffen, um sich morgen, Samstag Abend, hören zu lassen.

Da die Einsendungen von Gedichten aller Art à la Niclas Becker noch immer nicht aufhören und wir bereits im Besitz von etwa 70 bis 80 (ohne Uebertreibung) derselben sind, — neulich erhielten wir an einem Tage 13, so finden wir uns zur wiederholten Erklärung veranlaßt, daß wir zur Aufnahme solcher Gedichte, welche doch nichts weiter sind als Nachahmungen und Wiederholungen, keinen Raum besitzen und für deren Mittheilung ein für allemal bestens danken.

Die Red. der Didaskalia.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Dez. Die gefährliche Tante, Original-Lustspiel in 4 Abth., von Albini. Nach dem ersten Act und nach Beendigung des Lustspiels: Musikalische Production des Hrn. Hausmann, ersten Violoncellisten Sr. königl. Hoh. des Herzogs v. Cambridge aus London.

Sonntag, 13. Dez. Johanna von Montfaucon, romantisches Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhundert in 5 Abth., von A. v. Kotzebue.

Montag, 14. Dez. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky, neu einstudirt): Euryanthe, große Oper in 3 Abtheilungen, von Chezy, Musik von C. M. v. Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 348. Sonntag, den 13. December 1840.

Betrachtungen des alten Thurms am Eschenheimer Thor in Frankfurt a. M.

In den langen Winternächten,
Wann um mein bemoos'tes Haupt
Starres Eis sich lagert, wann der
Rauhe Nordwind mich umschnaubt,
Wann die Schildwach' ihren kurzen
Weg mit schnellem Schritt durchmißt,
Wann der Schnee knarrt unterm Fuße
Und der Wall verödet ist:

Dann gedenk' ich oft der schönen
Glücklichen Vergangenheit,
Der vorangeeilten Freunde,
Weggedrängt vom Strom der Zeit.
Eingesunken sind die alten
Wächter an den Thoren dort.
Ach, die neue Zeit, die schlimme,
Stieß sie unbarmherzig fort!

Keine Ehrfurcht mehr vor'm Alten!
Was der Väter Freude war,
Was Jahrhunderte durch glänzte,
Das verlacht die junge Schaar.
And're ist ihr gut und edel,
And're ist ihr wahr und recht,
Und ich kann mich nimmer finden
In das heutige Geschlecht.

Prahlend spricht's von seinem Fortschritt
Und von seinem Geisteslicht,
Von der neuen Freiheit, die sich
Täglich weit're Bahnen bricht;
Prahlend zeigt es Dampfmaschinen,
Gaslicht, Eisenbahn mir vor,
Und wo einstens Wall und Graben,
Duftet jetzt ein Blumenflor.

Ja, die Welt ist umgestaltet.
Aber ob das neue Licht
Besser, als der alte Glaube,
Trostlicher, das weiß ich nicht.

And're Häuser, and're Kleidung
Sah' ich, doch die Menschen d'rein
Sind nicht glücklicher geworden,
Nicht veredelt ist ihr Sinn.

Laster, Thorheit, Leidenschaften,
Sie verändern die Gestalt;
Doch der Kern bleibt stets derselbe,
Sey die Zeit neu oder alt.
Jed' Jahrhundert rühmt sich, größer,
Als die anderen zu seyn.
Was die Menschheit auch erstrebe,
Bleiben doch die Menschen klein!

»Hört den närrischen Gesellen,
Der uns Weisheit predigen will!
Alter Thor, geh' in ein Kloster!«
Ich vernehm' es und bin still.
Nicht mehr lange wird es währen,
Daß auch meine Stunde schlägt,
Daß man meinen Bau zerstöret,
Meinen Staub zu Grabe trägt.

Wen'ge werden um mich trauern;
Denn die Freunde sind dahin,
Und ich fühl', daß ich ein Fremdling
In der Heimath worden bin;
Daß ich Licht und Raum versperre,
Zum Verdruß der neuen Herr'n.
Meine Welt ist längst gestorben
Und ich selber sterbe gern.

Meine Stunde nahet. Alles
Unter'm Monde hat sein Ziel;
Welterob'rer sind gefallen,
Wie das Blatt vom Baume fiel.
Darum will ich euch nicht zürnen,
Wenn ihr meine Mauern brecht;
Euern wird's nicht besser gehen!
Und »der Lebende hat Recht.«

B.

Die Gefangenen des Kaukasus.

(Von Xavier de Maistre; aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

Einige Monate nach seiner vermeintlichen Apostasie bemerkte Iwan eine große Veränderung in seiner Stellung zu den Eingebornen, ohne die offenbaren Beweise ihres Uebelwollens begreifen zu können. Er suchte vergebens nach der Ursache, als ihm einige junge Leute, zu denen er in näheren Beziehungen stand, vorschlugen, sie auf einer Expedition zu begleiten, die sie zu unternehmen gesonnen waren. Ihr Vorhaben bestand darin, den Tereck zu überschreiten, um Kaufleute zu plündern, die nach Mosdok reisen wollten. Iwan nahm ohne Zaudern diesen Vorschlag an, da es längst sein Wunsch gewesen, sich in den Besitz von Waffen zu setzen, um so mehr, da man ihm auch einen Antheil von der Beute versprach. Auch dachte er sich, wenn ihn diese Leute zu seinem Herrn zurückkehren sehen würden, müßte der Argwohn, daß er desertiren wolle, und jeder Grund ihres Mißtrauens schwinden. Da sich der Major diesem Vorhaben ernstlich widersetzt hatte, schien er nicht mehr an dasselbe zu denken; doch wie erstaunte jener, als er eines Morgens bei seinem Erwachen die Matte, auf welcher sonst Iwan schlief, neben der Wand aufgerollt erblickte, weil dieser in der Nacht abgereis't war. Seine Gefährten sollten in der folgenden Nacht den Tereck passiren, um die Kaufleute anzugreifen, von deren Reise sie durch ihre Spione in Kenntniß gesetzt waren.

Das Vertrauen der Tchetchengen hätte bei Iwan einigen Argwohn erwecken können; es war nicht natürlich, daß so abgefeimte und so mißtrauische Menschen einen Russen, und dazu noch einen Gefangenen, zu einer Expedition beizogen, die gegen seine Landsleute gerichtet war. Es ergab sich auch wirklich in der Folge, daß sie ihm nur in der Absicht, ihn zu ermorden, vorgeschlagen hatten, sie zu begleiten. Da seine Eigenschaft als Neubekehrter sie zu einiger Schonung nöthigte, hatten sie sich vorgenommen, ihn während des Zuges nicht aus dem Gesichte zu lassen, sich jedoch seiner im Augenblick des Angriffs zu entledigen, um glauben zu machen, er sey im Gefechte getödtet worden. Nur wenige Männer von der Expedition waren in das Geheimniß gezogen worden, doch das Schicksal vereitelte ihre Anordnungen. Im Augenblick, als sich ihre Horde in Hinterhalt gelegt hatte, um die Kaufleute anzugreifen, überraschte sie ein Regiment Kosacken, das so gewaltig auf sie feuerte, daß es ihnen kaum möglich war, über den Strom zurück zu kehren; und nur die Größe der Gefahr ließ sie das gegen Iwan angezettelte Komplott vergessen, der ihnen auf ihrem Rückzug folgte.

Als die in Unordnung gerathene Schaar den rasch strömenden Tereck passirte, überschlug mitten im Flusse das Pferd eines jungen Tchetchengen, und ward sogleich durch die Wogen fortgerissen. Iwan, der ihm folgte, stieß sein Pferd, trotz der Gefahr, selbst zu Grunde zu gehen, in die Fluthen, und ergriff den jungen Mann im Augenblick, als er im Begriff war, unterzusinken, und brachte ihn an das jenseitige Ufer. Als die Kosacken jedoch, durch die nach und nach emporsteigende Morgendämmerung begünstigt, seine Uniform und seine Fourragere erkannten, zielten sie mit dem Ausrufe nach ihm: „ein Deserteur! packt den Deserteur!“ wodurch seine Kleider von Kugeln durchlöchert wurden. Endlich, nachdem er sich verzweiflungsvoll durchgeschlagen und alle seine Patronen verschossen hatte, kehrte er mit dem Ruhme zum Dorfe zurück, einem seiner Gefährten das Leben gerettet zu haben, und der ganzen Schaar nützlich gewesen zu seyn.

Wenn das bei dieser Gelegenheit gezeigte Benehmen ihm auch nicht alle Gemüther geneigt zu machen vermochte, so erwarb es ihm doch wenigstens einen Freund. Der junge Mann, den er gerettet, erkor ihn zu seinem Koniak (ein geheiligter Name, den die Bewohner des Kaukasus niemals verletzen) und schwor ihn gegen Alle zu vertheidigen. Doch diese Verbindung reichte nicht hin, ihn gegen den Haß der angesehensten Bewohner zu schützen. Der Muth, den er gezeigt, und diese Anhänglichkeit an seinen Herrn, vermehrten die Furcht, die er ihnen eingeflößt hatte. Man konnte ihn nicht mehr als einen Possenreißer betrachten, der keines Unternehmens fähig sey, wie man es bis jetzt gethan; ja sann man über die verfehlte Expedition nach, an welcher er Theil genommen hatte, so konnte man nicht anders als staunen, daß die russischen Truppen an einem Orte, der von ihrem gewöhnlichen Aufenthalte so entfernt lag, so richtig eingetroffen waren; und deshalb faßte man den Argwohn, er habe Mittel gefunden, sie zuvor zu benachrichtigen. Obgleich diese Vermuthung ohne wirklichen Grund war, so bewachte man ihn doch genauer. Der alte Ibrahim, selbst irgend ein Komplott zu Gunsten einer Entweichung seines Gefangenen fürchtend, gestattete keine zusammenhängende Unterhaltung mehr zwischen ihnen, und der brave Denchik ward bedroht, ja zuweilen selbst geschlagen, wenn er sich mit seinem Herrn unterhalten wollte.

In dieser Lage ersannen beide Gefangenen ein Mittel, sich zu besprechen, ohne ihrem Wächter Argwohn einzuflößen. Da sie die Gewohnheit hatten, zusammen russische Lieder zu singen, so griff der Major zu seiner Guitarre, wenn er Iwan in Ibrahims Gegenwart etwas Wichtiges mitzutheilen hatte, und legte ihm singend seine Frage vor; jener antwortete dann in demselben Tone, und sein Herr begleitete ihn mit seiner Guitarre. Diese Einrichtung war durchaus keine Neuerung, und man bemerkte daher auch in ihr keine List, da sie überdies die Vorsicht beobachteten, sie nur sehr selten anzuwenden.

Mehr als drei Monate waren seit der unglücklichen oben erwähnten Expedition verstrichen, als Iwan im Dorfe eine ungewöhnliche Bewegung wahrzunehmen glaubte. Einige mit Pulver beladene Maulesel waren vom platten Lande her eingetroffen. Die Männer reinigten ihre Waffen und machten Patronen. Er bemerkte bald, daß man sich auf ein großes Unternehmen vorbereitete. Die ganze Nation schien sich zu vereinigen, um eine benachbarte Völkerschaft anzugreifen, die unter russischem Schutze stand, und die demselben gestattet hatte, eine Schanze auf ihrem Bereiche anzulegen. Es handelte sich um nichts weniger, als nicht nur diese ganze Völkerschaft, sondern auch das ganze russische Bataillon zu vernichten, welches das Erbauen des Forts unterstützte.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitfragen.

(Fortsetzung.)

Die Engländer vermochten es, alle günstigen Conjuncturen zu benutzen; sie waren im Stande, auf allen Punkten der Erde ihre Vortheile zu suchen: kurz, die ungeheuern Geldmittel, über welche sie von Anfang an zu gebieten hatten, sicherten ihnen den übermäßigen Reichthum, den wir in diesem Grade nur

dort antreffen. Aber nicht nur die Dinge und Verhältnisse, auch die Menschen haben sie gleichmäßig zur Erreichung ihrer Zwecke benutzt, und wieder nach England müssen wir uns wenden, wenn wir Armuth und Elend im furchtbarsten Grade finden wollen. Einen wohlhabenden Mittelstand, welcher zwar nicht auf alle Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens Ansprüche machen darf, der aber doch bei redlicher Thätigkeit ohne beängstigende Sorge für seine billigen Bedürfnisse ruhig der Zukunft entgegen sehen kann, einen solchen Mittelstand, wie wir in Deutschland (Gottlob, jetzt noch!) ihn kennen, gibt es dort nicht. Für den Industriellen und Handelsherrn, der in England sein Augenmerk auf die großartigen und vielfachen Werkstätten des Gewerbfleißes, auf die wundervollen Einrichtungen durch Maschinerien und auf die Communications- und Beförderungsmittel des Handels richtet, kann eine Reise durch dieses Inselland nur das freudigste Interesse haben; auf den Menschenfreund, welcher die gesellschaftlichen Zustände und die Entwickelung des Volkslebens vorzugsweise ins Auge faßt, muß eine solche Reise einen tief betrübenden Eindruck hinterlassen. Die Bearbeitung durch Menschenhände ist zu kostspielig, zu zeitraubend, sogar zu unvollkommen im Verhältniß zu den Leistungen der Maschinen. Wohl beschäftigen auch diese eine bedeutende Anzahl Menschen, die durch sie leben, aber eine sehr große Menge anderer vermögen gar nicht, oder nur auf die kümmerlichste Weise, sich das Nothwendigste des Lebens zu erwerben, und da tritt die Armuth in der grausenhaftesten Gestalt hervor. Das ist nicht die Ordnung der Natur, und das Leben dieser Unglücklichen hört dann auf, ein menschliches Leben zu seyn.

So betrübend dieser Anblick von dem Standpunkte der Humanität seyn muß, so gefährlich ist ein solches Verhältniß oder vielmehr Mißverhältniß in politischer Hinsicht. Das alte Rom, dessen Entwickelungsgeschichte wir am genauesten kennen, und deren Studium für die Beurtheilung auch unserer Staats- und Lebensverhältnisse von der höchsten Wichtigkeit ist, bietet uns, von den Gracchischen Unruhen an bis zu dem Untergange der Republik, einen ähnlichen Anblick dar. War auch nicht durch Handelsspeculationen und industrielle Unternehmungen, sondern durch die reiche Beute der Kriege u. s. w. der gränzenlose Reichthum in die Hände Einzelner gekommen, so war doch auch dort neben Crassus und vielen andern Geld-Aristokraten eine große Masse des Volkes im tiefsten Elende. Innere Unruhen, welche die Herrschsüchtigen zu ihren Zwecken hervorriefen, und in denen sie die Massen durch ihr Geld gewannen, zerrissen von nun an das Band der bürgerlichen Ordnung; das Volk war käuflich geworden, weil Käufer vorhanden waren; die Moralität in den Massen verschwand und Rom und seine Freiheit mußten untergehen, weil das Volk, der Freiheit nicht mehr fähig und nicht mehr würdig, für den Untergang reif war. Und England? Wehe dem Lande, wehe den Fabriken und Maschinen, wehe den Geldherren, wenn durch irgend eine Veranlassung ein Funke in den aufgehäuften Zündstoff fallen sollte! Wenn das Volk nichts mehr zu verlieren hat, dann ist auch seine Moralität hin, und im offenen Aufruhr wähnt es den Weg zu besseren Zeiten zu finden. Auf lange Dauer hält gewiß dieser Zustand in England nicht, und heilige Pflicht wäre es für die Regierung des Landes, auf Mittel zu denken, diese Lage zu verbessern, so lang es noch Zeit ist.

Wir haben bis jetzt nur von England gesprochen, eben weil wir dort, mehr als irgend wo anders, den Pauperismus in seiner ganzen Gestalt hervortreten sehen. In keinem anderen Lande der Erde ist derselbe weder so allgemein noch so stark; in geringerem Grade nur und in einzelnen Theilen tritt er uns anderwärts entgegen, und da finden wir ihn in Fabrik-Gegenden, und namentlich in großen Fabrik-Städten. In Frankreich würde Lyon an der Spitze stehen, und nach ihm Paris; in Belgien etwa Gent, Lüttich und Brüssel, aber in weit geringerem Maße.

(Schluß folgt.)

Sultan Medschid.

Danzig, 3. Dez. Von dem Maler **Kretschmer** sind hier neuerdings Briefe aus Konstantinopel eingetroffen. Nachdem er in Aegypten den Auftrag erhalten hatte, Mehemed Ali zu malen, sich aber von dort durch die drohenden Kriegsrüstungen vertrieben sah, war er nach Konstantinopel gegangen, und hier ward ihm die Auszeichnung zu Theil, den **Sultan** zu portraitiren, was bis jetzt noch keinem Maler gewährt worden ist. Die gewissermaßen vertrauliche Annäherung eines jungen Künstlers an die so selten aus dem Schatten des Harems hervortretende türkische Majestät hat etwas so Eigenthümliches, daß es nicht uninteressant seyn dürfte, Einiges darüber mitzutheilen. Kretschmer wurde dem Sultan am 15. Okt. zum ersten Male vorgestellt; der preußische Gesandte, Graf v. Königsmark, hatte ihm hierzu den Secretair Testa als Dragoman mitgegeben. Im Serail angelangt, vergingen mehrere Stunden im Warten. „Endlich öffneten sich," schreibt Hr. Kretschmer, „die Flügelthüren, und der Beherrscher der Gläubigen stand vor mir. Er trug einen blauen Rock mit rothem Kragen, beinahe nach dem Schnitt der Uniformen unserer Kavallerieoffiziere. Auf seiner Brust hing der Nischan, sein Orden, zusammengesetzt von strahlenden Diamanten. Die Stickerei des Oberrocks prangte von Gold und Brillanten. Mit einer nachlässigen Haltung, mich mit den Augen fest anblickend, nahm er Platz, und ließ mich wissen, daß er hoffe, ich werde in diesem ersten Bilde, welches von ihm gemacht werde, seinen Erwartungen von meiner Kunst entsprechen. Ich begann meine Arbeit und hatte ruhig Zeit, die interessante Physiognomie des jungen Monarchen zu studiren: sie ist minder schön als geistvoll, etwas von Blatternarben entstellt, die Farbe bleich, und scheint eher einem jungen Manne von 22 Jahren, als einem Jünglinge von 18 Jahren anzugehören; der Kinnbart ist schon ziemlich stark, der Schnurrbart erst im Wachsen. Aber ein seelenvoller Zug von Herzensgüte und eine Weichheit der Empfindungen, die sich darauf ausdrückt und sich sogar in seiner leisen Sprache andeutet, die aber ein höchst anziehendes Organ zeigt, gewannen mich im ersten Augenblick; sie nahmen mich später, als ich ihn länger beobachtet hatte, gänzlich für ihn ein. Seine Unterhaltung war durchaus ungezwungen; er, der nie in ein näheres Zusammensein mit einem Europäer getreten war, als höchstens mit den Gesandten, die er doch auch nur in kurzen, ceremoniösen Audienzen gesprochen hatte, schien an der Art und Weise unserer Unterhaltung Gefallen zu finden. Seine theilnehmenden Aeußerungen gingen so weit, daß er sich nach meinen Aeltern und deren Stand und Verhältnissen genau erkundigte. Er fragte: ob ich es ihnen geschrieben, daß ich ihn male, und als ich dieses bejahte, meinte

er: Nicht wahr, dies wird Ihren Aeltern viel Freude machen? Bei den spätern Sitzungen ward er immer herablassender gegen mich und ich suchte bescheiden, die Unterhaltung nicht abbrechen zu lassen, weil es so allein möglich war, nicht den ernsten Türken und den großen Herrscher darzustellen, sondern die Züge des liebenswürdigen jungen Fürsten, so wie er sich gewöhnlich gibt, aufzufassen. Er klagte zuweilen über die Ermüdung von den Staatsgeschäften, die er doch so gerne trage, wenn es ihm nur gelänge, sein armes Volk zu beglücken. Als er erfuhr, daß in Preußen Jeder und auch ich Soldat sey, äußerte er, seine Soldaten wären schon brav; sie schlügen sich in Syrien jetzt sehr gut, weil sie in dem Erzherzog Friedrich und dem Commodore Napier tüchtige Anführer hätten; ihnen solche zu verschaffen, müsse seine erste Sorge seyn. Alle Aeußerungen des jungen Monarchen zeugten von einer hohen Liebe für sein Volk und von einer nicht gewöhnlichen Umsicht und selbst von einer genauen Kenntniß der Staatsgeschäfte, welche die vortreffliche Bildung bekundet, die ihm sein Vater hatte geben lassen. Sein Bestreben, sich von den europäischen Zuständen, Einrichtungen und Sitten zu unterrichten, gibt die vortheilhafteste Idee von seinen Geistesanlagen. Alles, was ich von ihm hörte, berechtigt mich zu der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft seines Landes, wenn erst die politischen Verwirrungen gelöst sind, welche jetzt das kräftige Einschreiten des Herrschers zur Bildung des Volkes und die eigne geistige Entwickelung der Unterthanen hemmen." Hr. Kreitschmer hat sich bei den wiederholten Sitzungen sechs Stunden in Anwesenheit des Sultans befunden; das Portrait ist ähnlich und zur Zufriedenheit des Großherrn ausgefallen; der Maler hat Erlaubniß erhalten, es für sich zu copiren und wird nach seiner Rückkehr eine Lithographie davon veranstalten.

(Leipz. Allg. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 7. Dez.) Auf der Nordbahn hat sich leider bei dem dichten Nebel vorgestern Abends wieder ein Unglücksfall ereignet, indem die gegenseitig zwischen Wien und Brünn fahrenden Waarentrains zusammenstießen, wobei zwar kein Passagier verletzt, aber mehrere der Arbeiter, die zum Theil eilig vom Tender sprangen, theils ihren Tod fanden, oder bedeutend verwundet wurden.

(Stuttgart, 7. Dez.) Nachstehende Anekdote bildet hier gegenwirtig das Stadtgespräch. Ein reicher hiesiger Bierbrauer D., der auch zugleich Gasthofsbesitzer ist, hatte kürzlich seine Frau verloren und gedachte, eine andere zu freien. Diesen löblichen Entschluß suchte er alsbald in's Werk zu setzen und freute sich deshalb ungemein, zu vernehmen, eine reiche Wirthin im baierischen Städtchen A., ebenfalls Wittwe, suche einen Mann und zugleich einen Käufer zu ihrem Wirthshaus, das sie zu veräußern gedenke. Er reist alsbald nach A., findet die Wirthin-Wittwe ganz nach seinem Geschmack und verspricht sich mit ihr, indem sie gegenseitig beschließen, auch D. solle seine Bierbrauerei und Wirthschaft verkaufen, um dann in Ruhe und Frieden vom Kapitale zu zehren. D. kommt hieher zurück und verkauft in der That. Darauf engagirt und encouragirt er den gewandten Oberkellner eines hiesigen Gasthofs, das Wirthshaus in A. einzusehen und anzukaufen. Dieser kommt in A. an, findet Alles in trefflichem Stande, besonders aber auch die hübsche Wittwe, die Braut des Hrn. D. Er meint, der Gasthof wäre ihm als Ehemann der Wittwe schon recht; die Wittwe meint, der junge Oberkellner wäre besser, als der ältere D., der schon zwei Weiber gehabt, wenn dieser auch ein halber Millionär sey. Was geschieht? Der Oberkellner heirathet in aller Geschwindigkeit die Wirthin, die nun mit ihrem Mann den Gasthof in A. behält. Hr. D., dem sein muthmaßlicher Käufer zu lange ausbleibt, und der gar keine Nachricht erhält, wird endlich unruhig und schreibt. Die Antwort ist die Anzeige der Verheirathung desselben. Die Folgen kann man sich denken und nicht leicht hat ein Lustspiel einen größern Effekt gemacht, als dieses einaktige, das buchstäblich wahr ist. Ein Dramatiker könnte diese Anekdote wohl als Sujet benützen, etwa unter dem Titel: »Der gepreßte Wittwer.« — Thalberg gibt morgen ein Konzert im königl. Schauspielhause.

(Brüssel, 9. Dez.) Man liest im Organe des Flandres, einem Gentr Blatte: Wir zeigten gestern an, daß ein Deutscher in Begleitung eines Knaben, den er einen ausgezeichneten Violinisten, Namens Blaese, nannte, mehrere Personen in Antwerpen getäuscht hat, indem er sie den Eintrittspreis eines Konzertes zahlen ließ, das nicht statt gefunden hat; diese Personen haben heute Morgen versucht, hier das Nämliche zu thun, aber unglücklicherweise haben sie sich an einen unserer Abonnenten gewendet, im Augenblick, wo dieser die Nachricht von dem in Antwerpen begangenen Vergehen las; die Polizei kam dazwischen und beide wurden in's Gefängniß abgeführt, wo sie nach Muße die Probe des Konzerts halten können, das sie in Antwerpen zu geben vergessen haben. (In Cupen ist dieselbe Geschichte passirt, wie in Antwerpen)

Die Geschichte der letzten Ueberschwemmungen in Frankreich zeigt mehrere Fälle, in welchen der Schutz der Vorsehung sichtbar über unmündigen Kindern waltete. Als die Rhone auf ihrer höchsten Höhe war, sahen Fährleute, die in der Nähe von Avignon auf dem Fluß fuhren, in der Ferne einen dunkeln Gegenstand, der den Strom herabschwamm. Sie fischten ihn auf, es war eine Wiege mit einem zehn Monate alten Kinde, das nach seiner Mutter schrie. Das gerettete Kind wurde zu dem Erzbischofe gebracht. — In der Nacht vom 2. Nov. wurde das Weib eines Canalwächters zu Lyon, das mit ihren zwei Kindern, wovon eines ein Säugling, in einem einsamen Stationshause schlief, durch das Rauschen der Rhone erweckt. Die Fluthen drangen in das Erdgeschoß der niedrigen Wohnung und standen schon 2 Fuß hoch darin, als die Mutter mit den zwei Kindern in das obere Gemach entrann. Immer höher stieg das Gewässer und kaum hatte die Mutter ihren Kindern schnell ein Lager bereitet, da drang das Wasser auch in das obere Gemach ein. Die Frau rettete sich mit großer Gefahr durch das Fenster auf das Dach und blieb hier unter fortwährenden Regengüssen, fast ohne Kleidung und ohne Nahrung, 33 Stunden lang. Der letzte Lebensfunken war im Erlöschen, als sie ein Boot in der Nähe erblickte und herbeirief. Die Mutter wurde in Sicherheit gebracht. Man suchte auch die Leichen der Kinder auf, beide aber waren noch am Leben, da ihr Bett auf der Oberfläche des Wassers schwamm und sie durch den Haushund, der sich an sie schmiegte, erwärmt wurden.

Auflösung der Charade in Nro. 344.

Weltall.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 13. Dez. Johanna von Montfaucon, romantisches Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhundert in 5 Abth., von A. v. Kotzebue.

Montag, 14. Dez. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky, neu einstudirt): Euryanthe, große Oper in 3 Abtheilungen, von Chezy, Musik von C. M. v. Weber.

Redakteur: J. G. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 349. Montag, den 14. December 1840.

Die Gefangenen des Kaukasus.

(Von Xavier de Maistre; aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

Einige Tage später traf Iwan, als er eines Morgens aus der Hütte trat, das Dorf ganz verödet. Sämmtliche waffenfähige Männer waren während der Nacht fortgezogen. Auf seiner Runde, die er durch das Dorf machte, um Nachrichten einzuziehen, erhielt er neue Beweise der übeln Absichten, die man gegen ihn hegte. Die Greise vermieden mit ihm zu sprechen; und ein kleiner Knabe sagte ihm unverhohlen: sein Vater wolle ihn umbringen. Als er endlich tiefsinnend zu seinem Herrn zurückkehrte, sah er auf dem Dache eines Hauses eine junge Frau, die ihren Schleier lüftete, und die mit Zeichen des größten Schreckens ihm mit der Hand andeutete, sich zu entfernen, indem sie auf den Weg nach Rußland hinzeigte. Es war die Schwester des Tchetchengen, den er bei dem Uebergange über den Terek gerettet.

In das Haus zurückkehrend, fand er den Alten eben damit beschäftigt, Kaskambo's Ketten zu untersuchen. Ein neuer Ankömmling saß im Gemache, es war ein Mann, den das Wechselfieber verhinderte, seinen Kameraden zu folgen, und den man zu Ibrahim geschickt hatte, um die Wache des Gefangenen bis zur Rückkehr der Einwohner zu verstärken. Iwan bemerkte diese Vorsicht, ohne die geringste Ueberraschung zu zeigen. Die Abwesenheit der Männer im Dorfe bot zwar eine günstige Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens, doch die vermehrte Wachsamkeit ihres Wächters, und noch mehr die Anwesenheit des Fieberkranken, machten den Erfolg sehr ungewiß. Und doch war sein Tod unvermeidlich, wenn er die Rückkehr der Bewohner erwartete; er sah voraus, daß ihr Unternehmen unglücklich ausfallen und ihn ihre Wuth dann nicht schonen würde. Es blieb ihm daher kein anderes Hülfsmittel, als seinen Herrn zu verlassen oder ihn unverzüglich zu befreien. Der treue Diener würde aber eher tausendfachen Tod erlitten haben, ehe er den erstern Theil erwählte.

Kaskambo, der anfing, jede Hoffnung zu verlieren, war seit einiger Zeit in eine Art Stumpfsinn verfallen, und verharrte in dumpfem Schweigen. Iwan, ruhiger und heiterer als gewöhnlich, übertraf sich in den Zubereitungen des Mittagsmahles, das er bei dem Gesange russischer Lieder zurecht machte, unter welche er einige ermuthigende Worte für seinen Herrn einfließen ließ.

„Die Zeit ist gekommen," sang er, jeder Phrase den unbedeutenden Refrain eines russischen Volksliedes beifügend, „hai luli, hai luli; die Zeit ist gekommen, um entweder unserm Elend ein Ende zu machen, oder zu sterben. Morgen, hai luli, werden wir auf dem Wege nach einer Stadt seyn, einer hübschen Stadt, hai luli, die ich nicht nennen will. Muth, Herr! Laßt Euch nicht beugen! Der Gott der Russen ist allmächtig."

Kaskambo, gleichgültig gegen Leben oder Tod, fremd mit dem Vorhaben seines Dieners, begnügte sich, ihm zu sagen: „Thue, was Du willst, und schweige." Gegen Abend wurde aber der Fieberkranke, den man sehr artig behandelte und aufzuheitern gesucht hatte, und der, außer dem guten Mittagsmahl, das er zu sich genommen, sich auch noch den Tag über mit Chislik *) gütlich gethan hatte, von einem so heftigen Fieberanfall ergriffen, daß er die Gesellschaft verlassen und sich nach Hause verfügen mußte. Man ließ ihn ohne viele Schwierigkeiten gehen, denn Iwan hatte den Greis durch seine Fröhlichkeit völlig außer Sorge gesetzt. Um jede Art von Mißtrauen zu entfernen, zog er sich früh in den Hintergrund des Gemachs zurück, und legte sich auf eine Bank an der Wand, um abzuwarten, bis Ibrahim schlief; doch dieser Letztere hatte sich vorgenommen, die ganze Nacht hindurch zu wachen. Statt sich auf eine Matte neben dem Feuer hinzustrecken, wie er es gewöhnlich machte, setzte er sich dem Gefangenen gegenüber auf einen Klotz, und schickte seine Schwiegertochter zu ihrem Kinde in das angränzende Gemach, dessen Thüre sie hinter sich schloß.

Aus der dunkeln Ecke, in die er sich zurückgezogen, beobachtete Iwan aufmerksam das Schauspiel, das er vor sich hatte. Bei dem Scheine des von Zeit zu Zeit auflodernden Feuers glänzte aus einer Mauervertiefung ein Beil hervor. Der Greis, vom Schlaf überwältigt, ließ mit einem Male sein Haupt auf die Brust sinken, und da Iwan meinte, daß es nun an der Zeit sey, stand er auf. Der argwöhnische Wächter bemerkte dieses aber sogleich. „Was machst Du hier?" ließ er ihn rauh an. Iwan, statt zu antworten, nahte sich gähnend dem Feuer, gleich einem Manne, der aus tiefem Schlafe erwacht. Ibrahim, die Schwere seiner Augenlieder fühlend, nöthigte Kaskambo, die Guitarre zu spielen, um sich wach zu erhalten. Dieser schlug es ab; doch Iwan reichte ihm das Instrument, indem er ihm das bekannte Zeichen gab. „Spielt, Herr," sagte er, ich habe

*) Hammelfleisch, das in kleinen Stücken an einem Spieße gebraten wird.

mit Euch zu sprechen." Kaskambo ergriff das Instrument, und indem er sich anschickte, zu singen, begannen Beide folgendes schauerliche Duett:

Kaskambo.

„Hai luli, hai luli! was willst Du mir sagen? Nimm Dich in Acht! (Bei jeder Frage und jeder Antwort sangen sie zusammen die Verse des folgenden russischen Liedes):

Du, mein Trauter, mich verlassen? Meine Wange wird erblassen,
hai luli, hai luli!
Alle Freuden werd' ich hassen, die sich freundlich nahen.

Iwan.

„Seht jenes Beil, blickt ja nicht länger hin. Hai luli, hai luli! Diesem Schurken wird der Kopf damit gespalten."

Ach, den Nächten und den Tagen will ich meine Leiden klagen
hai luli, hai luli!
Alle Lüfte will ich fragen, ob den Freund sie sahen.

Kaskambo.

„Das wäre ein vergeblicher Mord! Hai luli! Wie sollte ich mit meinen Fesseln entkommen?"

Nie werd' ich von Dir mich wenden; mit den Lippen, mit den Händen
hai luli, hai luli!
Werd' ich Küsse zu Dir senden von entfernten Höhen.

Iwan.

„Der Schlüssel zu den Ketten wird sich in den Taschen des Räubers finden. Hai luli, hai luli!"

Mancher Mond wird noch vergehen, ehe wir uns wieder sehen,
hai luli, hai luli!
Ach! vernimm mein letztes Flehen, bleib' mir treu und gut.

Kaskambo.

„Die Frau wird Lärm machen. Hai luli!"

Tief verstummen meine Lieder, meine Augen schlag' ich nieder,
hai luli, hai luli!
Aber seh' ich Dich einst wieder, dann wird's anders seyn.

Iwan.

„Gehe es, wie es will, sterbet Ihr so nicht auch in Schmach und Elend?"

Ob auch all' die frischen Farben Deiner Jugendblüthe starben,
hai luli, hai luli!
Ja, mit Wunden und mit Narben, bist Du, Trauter, mein.

Als der Alte anfing, aufmerksam zu werden, verdoppelten sie die Hai luli's, von rauschenden Harpeggio's begleitet. „Spielt, Herr," fuhr der Denchik fort, „spielt die Kosack, ich will im Zimmer umher tanzen, um mich dem Beile zu nähern; spielt muthig fort."

Kaskambo.

„Nun so sey es, damit diese Höllenqualen enden!" Er wandte das Gesicht ab, und spielte aus allen Kräften den verlangten Tanz.

(Fortsezung folgt.)

Zeitfragen.

(Schluß.)

Aber scheint es nicht in der Entwickelung der industriellen Verhältnisse zu liegen, allmählig, leider! diese englischen Zustände in Aussicht gestellt zu sehen?

Wir erkennen gewiß die höchst erfreulichen Folgen der Belebung der Industrie durch vervollkommnete Maschinen, der Beförderung des Handels und des Verkehrs durch Dampfschiffe und Eisenbahnen gerne an. Aber jene Maschinen, die wir in unsern Werkstätten der Industrie bewundern, und durch welche unsere Fabrikate die Concurrenz mit dem Auslande bestehen können, bringen sie dem Volke insgesammt einen Vortheil? Oder bereichern sie die Besitzer der großen Etablissements, während sie eine Menge fleißiger Hände unnöthig machen und Familien in Arbeitslosigkeit und Noth versetzen? Der Reichthum wendet sich Einzelnen zu, während die Wohlhabenheit sich seltener macht. Dampfschiffe und Eisenbahnen, diese bewundernswürdigen Erfindungen des Genius der Industrie und des Verkehrs, concentriren sie nicht zunächst in den großen Städten, welche sie in die leichteste Verbindung setzen, die großen Vortheile, die sie gewähren, während die kleineren Oerter, die sie berühren, und die sich vordem eines belebten Verkehrs erfreueten, veröden? Man hat sich überall mit Hand und Fuß gewehrt, wo eine Eisenbahn irgend eine kleinere oder mittlere Stadt umgehen sollte. Für den Großhandel und die Fabriken mochte die direkte Berührung von Wichtigkeit seyn; aber sicher hat man sich im Allgemeinen gar zu sanguinische Hoffnungen von einer solchen Berührung gemacht. Die unbedeutendern Oerter werden eher verlieren und nur die großen Städte, die eigentlichen Mündungsplätze, tragen den Gewinn davon. In Belgien berührt die Bahn von Brüssel nach Antwerpen das ehemals bedeutende Mecheln, eine Stadt von mehr als 20,000 Einwohnern. Früher wurde sie von manchen Reisenden und Passanten besucht; die Bewohner der Umgegend kauften dort ihre Bedürfnisse ein. Jetzt gehen dieselben auf der Eisenbahn nach Antwerpen oder nach Brüssel zum Einkauf; die Reisenden fliegen an Mecheln vorbei, und sehen nur den Thurm der Kathedrale, die schönste Zierde einer Stadt, deren Straßen durch die Eisenbahn öde geworden sind. Ganz derselbe Fall ist bei den Städten Löwen, Tirlemont, Termonde ꝛc. eingetreten; die großen Städte haben gewonnen. Und wer in denselben? Die bedeutenden Handelsherren, die Gasthöfe und die der Bahnmündung zunächst gelegenen Straßen, während der Kleinhandel in den entfernteren Stadttheilen Verluste erlitten, und das Grundeigenthum in diesen Vierteln im Preise gesunken ist. Die glücklichere Vertheilung der Vortheile der Verhältnisse hört auf; Reichthum und Armuth sind auf frischem Wege, sich zu concentriren, und die Fortschritte unserer Industrie führen uns den Zuständen Alt-Roms und Neu-Englands unaufhaltsam entgegen. Wir wollen uns feierlich vor dem Verdachte bewahren, als ob wir mit schwarz gefärbten Augengläsern die industrielle Entwickelung unserer Zeit und unseres Landes betrachteten; wir freuen uns darüber und unser Herz schlägt stolzer bei dem Gedanken, das theuere Vaterland auch in dieser Hinsicht auf dem Wege der Unabhängigkeit vom Auslande zu erblicken. Aber in dieser Freude mögen wir dennoch nicht den Gesichtspunkt der Humanität und Politik aufgeben; wir wollen unsere Blicke auf die Zukunft und auf die inneren Zustände nicht täuschen lassen

durch die Verhältnisse der Gegenwart und des äußern Lebens. Wir reihen uns deßhalb nicht unter die Tadler dieser neuen Erfindungen, aber wir wollen eben so wenig zu den überspannten Lobrednern dieser Einrichtungen gehören, die in ihrem blinden Enthusiasmus das Heil der Welt in denselben zu erblicken wähnen: Darin sind wir mit ihnen einverstanden, daß dadurch eine gänzliche Umgestaltung unserer sämmtlichen socialen Verhältnisse vorbereitet werde; aber diese Umgestaltung wird hinführen zum — Pauperismus.

Ist es nun Pflicht unserer Regierungen, diese Richtung unseres Zeitalters zu befördern? Wir sagen: ja; denn sie sollen nicht das Unmögliche wollen, und es übersteigt ihre Kräfte, dem Geiste der Zeit Stillstand oder Rückgang zu gebieten, und Dampfschiffe und Eisenbahnen gehören zu den Forderungen der Zeit. Aber jedes wohlwollende Gouvernement wird auch zugleich dafür sorgen, daß die Wohlthaten dieser Erfindungen möglichst allgemein werden, und wird auf Mittel denken, dem Centralisations-System des Reichthums durch kräftige Begünstigung des Ackerbaues u. d. gl. ein Gegengewicht zu geben, so daß, so viel als immer möglich, die Vortheile dieser Zeitrichtung erreicht werden, ohne die damit verbundenen Nachtheile zugleich zu erhalten. Wundern wir uns deßhalb nicht über die Bedingungen, welche in deutschen Staaten an die Errichtung von Eisenbahnen geknüpft werden, und hoffen wir vielmehr, daß es nie und keiner von unsern Regierungen an Kraft und Einsicht gebrechen möge, den Geist des industriellen Fortschrittes unserer Zeit zu leiten und allgemeines Wohl des Staates dadurch zu fördern, damit nicht großes Gut durch größeres Uebel erkauft werde.

Assisengericht in Mainz.

Blasdeck und seine Diebsbande.

Mainz, den 12. Dez.

Künftigen Montag den 14. nehmen die Verhandlungen vor dem hiesigen Assisenhofe gegen die Blasdeck'sche Diebesbande, auf welche die öffentliche Aufmerksamkeit in so hohem Grade gerichtet ist, ihren Anfang. Sie werden ungefähr vier Tage dauern. Die Verbrechen, die denselben unter den erschwerenden Umständen, daß sie solche zur Nachtzeit, mit Einbruch und Einsteigen, in Vereinigung mehrerer zum Theil bewaffneter Personen, mittelst falscher Schlüssel, verübt haben sollen, zur Last gelegt werden, steigen bis zu 32, und umfassen einen Zeitraum von 16 Jahren (von 1823 bis 1839.) Die großen Diebstähle, die während dieser Zeit, besonders hier in Mainz in den volkreichsten Straßen, an Geld und Effekten, an Leder und Colonialwaaren mit so großer Kühnheit verübt wurden, legt die Anklage dieser Diebsbande zur Last, die, nach der Menge der in einer Nacht bisweilen entwendeten Gegenstände zu urtheilen, sehr zahlreich seyn mußte.

Die bedeutendsten dieser Diebstähle sind: der Gelddiebstahl bei Leo und Rudolph Sichel in der Nacht vom 29. auf den 30. August 1823; der Geld- und Waarendiebstahl bei Hrn. Ph. Jak. Pelzer in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar 1835; der Zuckerdiebstahl bei HH. Fink und Heidelberger in der Nacht vom 15. auf den 16. Februar 1836; die Colonialwaaren-Diebstähle bei Hrn. Carl Schmitz in der Nacht vom 6. auf den 7. Dezember 1836 und im November 1838; der Colonialwaaren-Diebstahl bei Hrn. G. Widekind in der Nacht vom 30. auf den 31. August 1837; die von Johannis 1836 bis Weihnachten 1837 verübten Fruchtdiebstähle auf dem Steinheimerhofe; die Colonialwaaren-Diebstähle bei Hrn. Val. Neuß in den Jahren 1837 und 1838 und am 16. Januar 1839; der Colonial- und Baumwollenwaaren-Diebstahl bei Hrn. Nik. Nack in der Nacht vom 14. auf den 15. März 1839; endlich der Lederdiebstahl bei Hrn. Kapp und der Barchentdiebstahl bei Hrn. Moser, im Sommer von 1839.

Von 1823 bis 1839 gab sich unsere Polizei alle erdenkliche Mühe, den Thätern auf die Spur zu kommen, aber immer vergebens, bis endlich in dem besagten Jahre die Frau Blasdeck durch den Verkauf eines bei Hrn. Kapp gestohlenen Kalbfells Veranlassung zur Entdeckung und Festnehmung der Bande gab.

Durch Urtheil der Anklage-Kammer sind vor das hiesige Assisengericht verwiesen:

1) Thomas Blasdeck, Taglöhner, in Mainz wohnhaft, 64 Jahre alt, gebürtig aus Bodigau in Böhmen;

2) dessen Ehefrau, 45 Jahre alt, eine geborne Gardoll, von Eltville im Herzogthum Nassau;

3) Martin Müller, 32 Jahre alt, gebürtig von Kastel, Dienstknecht, in Mainz wohnhaft;

4) dessen Ehefrau, eine geborne Blasdeck, 22 Jahre alt;

5) Barbara Dörtinger, 39 Jahre alt, von Eltville gebürtig, Wäscherin, in Mainz wohnhaft;

6) Barbara Koch, 14 Jahre alt, von Eltville, und

7) Elisabeth Gardoll, 15 Jahr alt, ebenfalls von Eltville, beide letztere seit längerer Zeit in Mainz bei Blasdeck wohnhaft.

Die Verbrechen, die durch das Verweisungs-Urtheil als erwiesen angenommen sind, bestehen in den Diebstählen bei Markus Leser, bei Bernhard Hochheimer, bei Dittmann Arnold, bei Carl Schmitz, bei Nikolaus Nack, bei Lederhändler Kapp und bei Phil. Joseph Moser; die Beweise für dieselben wurden in den Händen der Angeklagten gefunden.

Die Vertheidiger der Beschuldigten sind folgende: Für Thomas Blasdeck Hr. Anwalt Dernburg; für dessen Ehefrau Hr. Anwalt Kloeb; für Martin Müller Hr. Stageadvokat Müller; für dessen Ehefrau Hr. Anwalt Krämer; für Barbara Dörtinger Hr. Stageadvokat Kreiznach; für Barbara Koch Hr. Stageadvokat Scheuer, und für Elisabeth Gardoll Hr. Stageadvokat Aull.

Außer den sieben vor das hiesige Gericht Verwiesenen sind in dem Herzogthum Nassau folgende Personen wegen derselben Verbrechen in Criminal-Untersuchung:

Carl Daman, Franz Gardoll und seine Ehefrau, Johann Gardoll, ihr Sohn, Anna Margaretha Gardoll, ihre Tochter, Katharina Gardoll, Wittwe, ihre Mutter, resp. Großmutter, Joseph Keßler und dessen Ehefrau, Wilhelm Vogtmann und seine Frau, und die Wittwe Krancher. Johann Gardoll, der Vater des Franz Gardoll, ist im Gefängnisse gestorben.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 9. Dez.

Gestern feierte das aus der Elite hiesiger Bürger bestehende Reutercorps der Stadt Wiesbaden den zweiten Jahrestag seiner Stiftung und

den Gedächtnißtag des feierlichen Einzugs der herzoglichen Regentenfamilie und der Erhebung der Stadt Wiesbaden zur Residenz des Herzogthums Nassau in dem eigens dazu auf eine sinn- und beziehungsreiche Weise festlich gezierten Saale des Hofes von Holland dahier. In dem Saale waren die Büsten des verstorbenen Herzogs, die unseres jetzt regierenden Herzogs Adolph, wie auch die des würdigen Ahnherrn, des deutschen Kaisers Adolph von Nassau, mit Eichenlaub und Blumengnirlanden verziert, aufgestellt. Ein Lebehoch wurde Ihrer königl. Hoh. der Frau Herzogin und dem regierenden Herzoge ausgebracht, worauf die hiesige Regimentsmusik das vaterländische Lied: »Heil unserm Herzog, Heil!« executirte. Das Fest währte bis tief in die Nacht und die Gesellschaft trennte sich mit dem einmüthigen Wunsche, bei einem dem herzogl. Hause hoffentlich bald bevorstehenden freudigen Ereignisse ihre Liebe und Anhänglichkeit für ihr angestammtes Herrscherhaus auf's neue bewähren zu können.

V. S. p

Mannichfaltigkeiten.

Dieser Tage wurde der Pflanzengarten von Paris in Allarm versetzt. Der sonst so gelehrige Elephant lehnte sich gegen seinen Wärter auf, warf ihn nieder, brach aus seinem Verschlusse und promenirte im Garten herum. Alles floh. Eine Frau mit einem Kinde war durch den Anblick des Thieres, das sie auf sich zukommen sah, so in Schrecken versetzt, daß sie ihr Kind fallen ließ. Der Elephant kam heran, aber anstatt dem Kinde Leids zu thun, hob er es sanft mit dem Rüssel auf und legte es auf die Seite. Nachdem ihn die Wärter eine Zeitlang verfolgt hatten, kehrte er freiwillig in seinen Stall zurück und unterwarf sich mit seinem gewohnten Gleichmuth der über ihn verhängten Züchtigung.

(Erfindung.) Ein Schmied in Mailand, Namens Itonti, hat ein ganz einfaches Mittel erfunden, um den ohrzerreißenden Schall der Amboßschläge zu dämpfen, indem er an der Spitze des Amboßes ein freihängendes Stück Kette an einen Ring befestigt, wodurch größtentheils die Gehör zerschmetternden Vibrationen des Hammers zerstört werden. Dies Mittel konnte nur in Italien, im Lande des Gesanges, erfunden werden, wo die Sprache selbst eine weichklingende Musik und das menschliche Ohr schon durch einen schrillenden Laut der Menschenstimme sich verletzt fühlt. Wir Deutsche hätten über ein solches Mittel nicht nachgegrübelt. Was können uns noch Hammerschläge belästigen, uns, die wir ein an Spontini's Opernmusik und den Gesang unserer deutschen Sänger und Sängerinnen gestähltes Gehör besitzen?

(Wie tanzt der Geist?) In einem französ. Blatte lasen wir: »Dem. Eisler tanzte mit deutscher Anmuth und mit französischem Geist.« Am Ende wird man noch sagen: »Ein geistreicher Fuß!!«

Die Braunschweigische Morgenzeitung verspottet sehr witzig die Sucht, nach Volksliedern auszugehen. Sie sagt: »Wie tiefpoetisch ist dieser madagassische Naturlaut:

He, he, he,
Halahe! (o Menschen)
Der Mond betrachtet eure Reisfelder,
Der Mond am blauen Himmel,
He, he, he!«

(Leipzig, 27. Nov.) Se. Maj. der König von Preußen haben dem Buchdruckerei-Inhaber und Buchhändler B. G. Teubner in Leipzig als ein Anerkenntniß besondern Wohlgefallens an dem typographischen Werthe der Schrift: »Dr. Falkensteins Geschichte der Buchdruckerkunst ꝛc.« die goldene Huldigungsmedaille verliehen und solche mit einem Allerhöchst eigenhändigen Schreiben zu begleiten geruht. Wir erwähnen bei dieser Veranlassung, daß des Oberbibliothekars, Hofraths Dr. Falkenstein treffliches Werk auch im Auslande, namentlich in England, wo Exemplare desselben in beträchtlicher Zahl verlangt worden sind, die ihm gebührende Anerkennung gefunden hat. (Leipz. Ztg.)

Man ist um das Schicksal der berühmten Tänzerin Fanny Elsler besorgt; sie verließ New-York am 2. Nov. auf einem Paketboote, von dem man seitdem weder in Havre noch in Liverpool Nachricht hat. Man fürchtet, das Schiff könne mit Mann und Maus und der schönen Tänzerin untergegangen seyn.

(Frankfurt a. M., 13. Dez.) In unserm Landhaus an der europäischen Heerstraße kehrt, wie bekannt, ein Künstler um den andern ein und vom Meister bis zu den Gesellen haben sie alle bei uns zugesprochen. Dieser bunte Wechsel hat für den Kunstfreund großen Reiz. Gestern hörten wir in den Zwischenacten des zwar recht artigen, aber gar zu oft gegebenen Lustspiels — die gefährliche Tante, von Albini — Hrn. Hausmann, Violoncellisten Sr. königl. Hoh. des Herzogs v. Cambridge. Er trug eine Schweizerphantasie und Adagio und Rondo über Themas aus »Zampa« vor. Hrn. Hausmann's Compositionen und Spiel schließen sich der Eigenthümlichkeit seines Instrumentes an und wirken mehr durch schöne Einfachheit, Ausdruck und würdige Haltung, als durch Kunststücke und Effekthascherein; sie machen die technische Fertigkeit nicht zur Hauptsache und huldigen dem guten Geschmack. Hrn. Hausmann's gediegenes Spiel, wie sein abgerundeter und sangreicher Vortrag fanden den lebhaftesten Beifall und machten den Wunsch rege, den Virtuosen noch einmal zu hören, um sich mit seinen Kunstleistungen bekannter zu machen und mehr zu befreunden.

Heute, Montag, den 14. Dec., präcis 6 Uhr Abends, wird die bente literarische Vorlesung des Hrn. v. Suzor im Saale des Mühlens'schen Hauses, Eschenheimergasse N. 158, stattfinden.

Zweisylbige Charade.

Die Erste scheut in Schlacht und Streit
Der Feind an Lanzen, wie an Klingen;
Ist sie der Blick, so kann er weit
Hinaus nach Ost und Westen dringen.
Die Zweite wohnt in Wort und That,
Dem Menschen hat sie Gott gegeben,
Nach ihr sucht Mancher früh und spat,
Doch fehlt sie oft in seinem Leben.
Dem Leser, der das Ganze hat,
Darf man die letzte wohl verstecken,
D'rum send' ich ihm mit diesem Watt
Verhülltes, um es aufzudecken.

M. H.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. Dez. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky, neu einstudirt): Euryanthe, große Oper in 3 Abtheilungen, von Chezy, Musik von C. M. v. Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 350. Dienstag, den 15. December 1840.

Die heilige Cäcilia.

Mel.: Als Noah aus dem Kasten war ꝛc.

Cäcilia noch ein Mägdlein war,
Da trat zu ihr der Herre dar
Und sprach: »Du kleiner Liebling mein,
»Dir will ich heute gnädig seyn, —
»Weil Du so fromm ergeben mir,
»Gewähr' ich eine Bitte Dir.«

Da sprach die Jungfrau: »Lieber Herr,
»Wenn ich doch eine Lerche wär',
»Zu Deinem Lob sing' ich allein
»Vom Frühroth bis zum Abendschein, —
»Was mir bewegt die tiefe Brust,
»Ich sing' es Dir mit heil'ger Lust.«

Der Herre d'rauf: »mein Kind, o nein,
»Drum sollst Du keine Lerche seyn —
»Da weiß ich einen bessern Rath,
»Dir zuzuwenden meine Gnad'!
»Du wirst den Erdensöhnen mein
»Ein reicher Trost im Leben seyn.«

Drauf griff der Herr in's Paradeis
Und nahm vom Blüthenbaum ein Reis
Und formte draus ein Saitenspiel,
So seinem Auge wohlgefiel,
Und legte mildiglich hinein
Den Zauber süßer Melodei'n.

Drauf griff er in die Saiten ein
Mit Meisterhand und stimmt' es rein
Und reicht' es dann dem Mägdlein dar,
Das außer sich vor Freude war —
Und sprach: »So lang' Du gut und rein,
»Wird's Dir und Andern Trost verleih'n.« —

Drauf unterwies der Herr behend'
Das Mägdlein auf dem Instrument', —
Er wies ihm Alles so und so, —
Das Mägdlein war unmaßen froh. —
Kühn griff es in die Saiten ein —
Die Saiten klangen voll und rein.

Drauf sprach er: »Wenn Dein Auge bricht
»Und Dich, umstrahlt von Himmelslicht,
»Zum ewig heitern Frühlingsflor
»Mein stiller Engel trägt empor —
»Soll dies Geschenk der Liebe mein
»Der Erde nicht verloren seyn.

»Wenn Adam's Enkel sich erfreu'n,
»Soll Tonkunst ihre Freude weih'n,
»Tief in des Dulders wunde Brust
»Heimführen frische Lebenslust;
»Soll in der Erde Wüsteneien
»Die Blumen meines Himmels streu'n.

Drauf gab der Herre noch zum Schluß
Dem zarten Mägdlein einen Kuß,
Den reichsten Segen obendrein
Und sprach gerührt: »Bewahr' es fein —
»Kömmst Du dereinst herauf zu mir,
»Bin ich ein milder Vater Dir.

Und was der Herr der Magd verhieß,
Auf's glänzendste sich all' erwies: —
Wenn Adams Enkel sich erfreu'n,
Muß Tonkunst ihre Freude weih'n,
Muß in des Lebens Wüsteneien
Die Blumen seines Himmels streu'n.

Drum heut' noch preis't man fern und nah'
Die heilige Cäcilia,
Die uns den Trost der bessern Welt
Im Leben freundlich zugesellt,
Rings, wo der Himmel Segen thaut,
Da werden Tempel ihr erbaut.

Speier, am Cäcilientage.

Die Gefangenen des Kaukasus.

(Von Xavier de Maistre; aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

Iwan begann mit den Pas und den grotesken Stellungen der Kosack, die dem Greise vorzüglich gefielen; er machte Sprünge und Narrenspossen, und trillerte dazwischen, um die Besorgniß von sich abzuwenden. Als Kaskambo merkte, daß sich der Tänzer in der Nähe des Beils befand, klopfte sein Herz unruhig. Dieses Befreiungs-Instrument hing in einem kleinen Schrank ohne Thüre, der jedoch in solcher Höhe in die Mauer eingesenkt war, daß ihn Iwan kaum erreichte. Um sich des Beils zu bemächtigen, benützte er einen günstigen Augenblick, erhaschte es plötzlich, und legte es sogleich auf die Erde in den Schatten, den Ibrahims Körper warf. Als dieser nach ihm hinblickte, war er schon wieder fern von dieser Stelle und tanzte eifrig fort. Diese ängstliche Scene dauerte schon sehr lange, und Kaskambo, müde zu spielen, gab sich der Meinung hin, es gebreche entweder seinem Denchik an Muth, oder er halte die Gelegenheit nicht für günstig; Kaskambo richtete das Auge nach ihm, im Momente, als der kühne Tänzer, das Beil ergreifend, mit sicherm Schritte nahte, um den alten Räuber zu erschlagen. Der Schauer, der den Major befiel, war so heftig, daß er aufhörte zu spielen, und die Guitarre auf die Knie sinken ließ. Im nämlichen Augenblick hatte jedoch der Greis einen Schritt vorwärts gemacht und sich gebückt, um Gesträuch in das Feuer zu werfen, worauf die dürren Blätter aufflammten und einen hellen Schein im Zimmer umher verbreiteten; dann kehrte Ibrahim wieder zurück zu seinem Sitze.

Hätte Iwan bei dieser Gelegenheit sein Unternehmen ausgeführt, so wäre ein Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich und das Signal zum Aufruhr gegeben gewesen. Das aber mußte vor Allem vermieden werden, und hier rettete ihn seine Geistesgegenwart. Als er die Verwirrung des Majors bemerkte und Ibrahim aufstehen sah, legte er das Beil hinter denselben Block, der diesem Letztern als Sitz diente, und fing wieder an zu tanzen. „So spielt doch, Herr!" sagte er zu dem Major; „an was denkt Ihr denn?" Dieser, die begangene Unklugheit erkennend, begann noch einmal leise zu spielen. Der alte Wächter, keinen Argwohn hegend, ließ sich auf seinen Sitz nieder; doch befahl er, mit der Musik aufzuhören und sich schlafen zu legen. Iwan holte ruhig das Futteral zur Guitarre und setzte es auf den Herd; allein statt das von seinem Herrn dargebotene Instrument zu ergreifen, faßte er plötzlich das hinter Ibrahim befindliche Beil und versetzte diesem einen so furchtbaren Schlag auf den Kopf, daß der Unglückliche nicht einmal einen Seufzer ausstieß, sondern maustodt mit dem Angesichte in's Feuer stürzte, in welchem sein langer grauer Bart in Flammen aufging; doch Iwan zog ihn an den Füßen heraus und bedeckte ihn mit einer Matte.

Sie horchten, um sich zu überzeugen, ob die Frau erwacht sey; doch diese, sich ohne Zweifel über das Stillschweigen wundernd, das nach so großem Lärm eingetreten war, öffnete die Zimmerthüre: „Was macht Ihr denn hier?" sagte sie, auf die Gefangenen zugehend; „weshalb rieche ich verbrannte Federn?"

Das Feuer am Erlöschen, warf nur noch einen matten Schein. Iwan hob das Beil empor, um auch sie zu erschlagen; doch erhielt sie, da sie das Haupt abwandte, den Schlag auf die Brust, worauf sie einen fürchterlichen Seufzer ausstieß; ein zweiter Schlag, der mit Blitzesschnelle erfolgte, erreichte sie in ihrem Sturze, und streckte sie todt zu Kaskambo's Füßen nieder. Entsetzt über diesen zweiten Mord, auf den er nicht vorbereitet war, trat der Major Iwan entgegen, der auf das Zimmer des Kindes zuging, und stellte sich vor ihn hin, um ihn aufzuhalten. „Wo willst Du hin, Unglücklicher?" sagte er zu ihm; „solltest Du grausam genug seyn, auch dieses Kind zu opfern, das so liebevoll gegen mich war? Wenn Du mich um diesen Preis befreien wolltest, so vermöchten Dich weder Deine Anhänglichkeit, noch Deine mir geleisteten Dienste nach unserer Rückkehr bei der Linie zu retten.

„Bei der Linie," antwortete Iwan, „könnt Ihr thun, was Ihr wollt; hier aber muß ich der Sache ein Ende machen."

Kaskambo, alle seine Kräfte zusammenraffend, faßte ihn bei'm Kragen, als er den Eintritt erzwingen wollte. „Elender," sagte er zu ihm, „wenn Du Dich an sein Leben wagen solltest, wenn Du Dich unterfängst, ihm ein einziges Haar zu krümmen, schwöre ich hier vor Gott, mich selbst in die Hände der Tschetschengen auszuliefern, damit Deine Barbarei vergeblich ist."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf einige frühere Belagerungen und Eroberungen Saint Jean d'Acre's.

Die Eroberung von Saint Jean d'Acre durch die Alliirten hat in diesem Augenblicke Aller Augen auf diese höchst merkwürdige Stadt gelenkt, deren Bedeutsamkeit im gegenwärtigen Kampfe so wenig übersehen wird, als sie früher übersehen wurde, als auch Europäer, obwohl von anderem Geiste geleitet, ihren Besitz erstrebten. Es sind Momente bei dieser letzten Eroberung, welche lebhaft an Parallelen aus früheren Tagen erinnern. Wir glauben daher dem Publikum etwas recht Anziehendes zu bieten, wenn wir nach der Ueberschrift dieser historischen Skizze auf einige frühere Belagerungen und Eroberungen Saint Jean d'Acre's seinen Blick lenken, indem wir bemerken, daß wir nur den erprobtesten historischen Quellen folgen.

Saint Jean d'Acre,

von den Arabern Akka, von den Kreuzfahrern und ihrer Zeit Ptolemais genannt, trägt bekanntlich diesen seinen jüngsten Namen seit der Zeit, wo es der Sitz der Sankt Johanniter-Ritter war, und insbesondere von der schönen Kirche, welche im Schlusse des neunten oder Anfang des zehnten Jahrhunderts Kaufleute von Amalfi erbauten und dem heiligen Johannes, dem Täufer, weihten, und welche die Kirche des heiligen Johannes von Akka oder Acre hieß. Die Stadt genießt einer vorzüglichen Lage, an der großen Bucht, deren Endpunkte Chaifa und Acre bilden, und hat besonders durch ihren Hafen, den freilich der El Rhamin (Belus) in neuerer Zeit sehr versandet hat, eine stets wichtige Rolle gespielt, wenn es galt, in Syrien einen festen Stützpunkt zu Operationen zu gewinnen. Das erkannte Napoleon, das sah man auch schon früher ein. Doch — eilen wir in die höchst merkwürdigen Tage der Kreuzzüge zurück, um

bei Ereignissen zu weilen, deren Schauplatz das alte Ptolemais war.

Jerusalem war nach vielen und schweren Kämpfen erobert. Godfried von Bouillon hatte einen christlichen Staat gegründet, wo dieses Glaubens Wiege war. Er selbst hatte es verschmäht, da eine goldne Königskrone zu tragen, wo der Heiland eine Dornenkrone getragen. Sein Nachfolger Balduin I. huldigte solcher Demuth nicht; aber er kämpfte und rang wie der edle Godfried. Balduin's klarem Blicke entging es nicht, wie wichtig es für das Reich wäre, an Syriens Küste einen festen Platz, einen sichern Hafen zu haben, wo des Abendlands Flotten landen und die Pilger ruhen konnten von der Meerfahrt. Auf Ptolemais mußte sein Blick sehnsüchtig weilen. Wenn auch die Hafenorte Tyrus, Sidon, Berytus, Biblium und Tripolis mancherlei Vortheile boten, keiner reichte an Ptolemais, dessen trefflicher Hafen, geschützt vom mächtigen „Thurme der Fliegen" und dem „des Fluches", größeres Gewicht in die Waagschaale legte. Der Vorsommer des Jahres 1103 war gekommen, und noch hatte keine glänzende Waffenthat ihn bezeichnet. Der Kriegsrath des Reiches Jerusalem trat in der heiligen Stadt zusammen, und Balduins Plan, Ptolemais zu erobern, gefiel Allen wohl.

In Akka lag eine bedeutende Macht des Sultans von Aegypten unter dem Befehle Bana's, der im Rufe großer Tapferkeit stand und eben so großer Schlauheit und Kriegskunst. Die Vorbereitungen des Christenheeres waren schnell beendet, und rasch rückte Balduin auf die Höhen, welche den Ueberblick über die Stadt und das offene Meer gestatteten. Daß auch zur See eine Belagerung stattfinde, blieb ein zwar tiefempfundener, aber blos frommer Wunsch, denn eine Flotte hatten sie nicht, und weder Venetianer, noch Genueser, noch Pisaner waren in der Nähe, so häufig sie auch sonst, bald Seeraub, bald Handel je nach Lust und Gunst der Zeit treibend, sich in diesen Meeresstrichen aufhielten. Diesen großen Mangel ersetzten die Christen durch unermüdliche Thätigkeit. Durch stetes Berennen bald an dieser, bald an jener Stelle der thurmreichen Mauern hielten sie die Besatzung im Athem, und Ritter Reinhold, ein Deutscher, besonders erfahren im Richten und Behandeln des Wurfgeschützes, that der Stadt den heftigsten Bedrang und großen Schaden an Streitern. Seit fünf Wochen währte die Belagerung. Der Muth der Aegyptier war durch das räthselhafte Ausbleiben aller Zufuhr aus Aegypten, durch das stete Näherrücken der Belagerer schon so tief gebeugt, daß sie daran dachten, unter günstigen Bedingungen die Stadt zu übergeben — da bläht der Wind die Segel mehrerer Schiffe, die nach dem Hafen eilten. Einen Augenblick zagten die Belagerten, weil sie nicht sicher waren, ob die Nahenden Freunde oder Feinde seyen. Da aber vergoldete die Abendsonne Mohameds Halbmond und der ungemessene Jubel grüßte die Retter. Neue Streiter nahmen die Stelle der Todmüden ein. Es gelang ihnen, durch ein Wurfgeschütz den Ritter Reinhold zu tödten und viele Andere. Des Königs nahe gerückter, ungeheurer Belagerungsthurm ging in Flammen auf, und Balduin sah mit Kummer, daß ohne Flotte Ptolemais nicht zu erobern sey.

(Fortsetzung folgt.)

Für alle Buchdrucker höchst wichtig.

Karlsruhe, den 8. Dec. 1840.

Mit dem größten Interesse las ich die in Nro. 340 dieser Blätter von Darmstadt datirte Mittheilung über die von unserm wackern Pfnor gemachte Erfindung zur Vereinfachung der Stereotypie. Wer Hrn. Pfnor kennt, weiß auch, daß er mit nichts hervortritt, was nicht guten Grund hat; deshalb ist diese Sache nicht mehr problematisch. Da nun diese Kunst auf so einfache Manipulationen zurückgeführt ist, daß selbst ein Unkundiger dieses Geschäft versehen kann, und zwar in äußerst kurzer Zeit, da das Gelingen der Platten den bisherigen widrigen Zufällen nicht mehr unterworfen ist, so darf man mit Gewißheit annehmen, daß Pfnor's Erfindung eine Hauptreform in der Buchdruckerkunst hervorbringen muß, die den segenreichsten Einfluß auf die Menschheit äußert. Mit wie wenig Mitteln läßt sich hier so Vieles leisten! Der Buchdrucker ist im Stande, mit geringem Material die größten Werke zu liefern! Wir werden, wenn Pfnor's Erfindung Gemeingut der Nationen geworden, sehr wohlfeile Bücher haben! Auch der ärmste Mann wird seinen Kindern ein gutes Schulbuch kaufen können, die Intelligenz wird auch in die ärmste Hütte dringen! Und daß etwas wahrhaft Gutes sich unaufhaltsam und schnell verbreitet, lehrt uns die Erfahrung. Daß aber Pfnor's genialer Gedanke Belohnung und Anerkennung finden muß, versteht sich von selbst; daß diese Belohnung nicht ärmlich ausfallen darf, fordert die Dankbarkeit für einen Dienst, den Pfnor der Menschheit leistete. Das Geheimniß in die Hand Eines oder Einiger zu geben, verbietet die Klugheit; denn diese würden den Nutzen der Sache allein genießen, sich bereichern, und die Bücher behielten die beliebten hohen Preise. Pfnor's Erfindung muß National-Eigenthum werden, wonach jeder Buchdrucker für weniges Geld in den Besitz des Geheimnisses kommt. Angenommen, es vereinigen sich 400 Buchdruckereien, und jede zahlt für das Geheimniß nebst sorgfältiger Explikation fl. 50, so hat Pfnor ein schönes Honorar, und in wenigen Jahren verbreitet sich die Sache über den Erdboden. Eine Hauptbedingung müßte dabei seyn, daß mit Fertigung der Matrizenmasse nicht nur Einer beauftragt würde; dies müßte Allen frei gegeben werden, die sich mit Fabrikation der Matrizenmasse, vermöge ihres schon bestehenden Geschäfts, befassen wollen, damit Concurrenz eintritt, und dieser Artikel billigen Preises in den Handel kommt. Findet mein Vorschlag Anklang, so bin ich bereit, Alles zu thun, um die Sache ins Leben zu rufen. Vereinigen sich nur erst 50 gut renommirte Offizinen, so können die andern, wenn sie ihr Interesse wahrnehmen, unmöglich zurückbleiben. Portofreie Anmeldungen zur Theilnahme nehme ich mit Vergnügen an, und werde mich mit Hrn. Pfnor seiner Zeit deßhalb in Rapport setzen.

W. Hasper, Hofbuchdrucker.

Korrespondenz.

Mainz, 11. Dez.

Sie haben in Ihrem Blatte Erwähnung gemacht von den Veränderungen, welche der hiesigen Liedertafel, in Folge des Ueberzugs ihres bisherigen Gesangdirectors Hrn. Messer nach Ihrer Stadt, bevor-

stunden. Ich halte mich deßwegen verpflichtet, Ihnen die in den letzten Tagen stattgefundene Ernennung seines Nachfolgers anzuzeigen. — Die Wahl des Ausschusses hat Hrn. Esser von Mannheim getroffen und alle Berichte, die ich über die Befähigung dieses jungen Mannes, welcher schon manches Schöne im Compositionsfache geleistet, erhalten habe, lassen mit Zuversicht dem blühenden Fortbestehen der Liedertafel ein günstiges Prognostikon stellen. Wie ich höre, geht dieselbe damit um, demnächst auch einen Verein für Instrumentalmusik in's Daseyn zu rufen, dem sich gewiß alle befähigten Dilettanten — und deren zählt unsere Stadt recht viele — mit Vergnügen anschließen werden.

Mannichfaltigkeiten.

(Edle Handlungen.) In der Nacht vom 7. auf den 8. November sahen sich vier Artilleristen, welche zu Lyon am Damme des Grand-Camp, der plötzlich von den Wogen zusammengestürzt wurde, Wache standen, genöthigt, sich bei der Hand zu fassen und eine Kette zu bilden, um der Gewalt der Wogen zu widerstehen, die von allen Seiten auf sie eindrangen. Sie kamen an ein Haus, das von allen Bewohnern verlassen und verschlossen war. Sie wandten sich daher nach einem andern Hause in einiger Entfernung, stießen mit vereinter Anstrengung die Thüre ein, und stiegen auf das Dach, wo sie die Nacht zubrachten. Unruhig über das Schicksal der Schildwachen, ließ der Kommandant des Postens am andern Tage einen Schiffer kommen, dessen Name unbekannt blieb, und der sich schon tausend Male durch Aufopferung und Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Als man ihn bat, die vier Artilleristen aufzusuchen und den Lohn dafür sich selbst zu bedingen, sprach er: »mein Commandant, der Auftrag ist gefahrvoll, ich übernehme ihn umsonst, aber um Geld nicht.« Hierauf stieg er in seine Barke. Nachdem er sechs Stunden lang mit unerhörter Anstrengung auf dieser Wasserfläche, in der man beständig auf Leute traf, die jeden Augenblick zu versinken drohten, gesucht hatte, entdeckt er die Soldaten auf dem Dache und bringt sie wohlbehalten nach dem Grand-Camp zurück. Der Offizier gibt ihm seine Börse. »Ich kann sie nicht annehmen, mein Commandant, ich habe Ihnen gesagt, daß ich dergleichen Dinge nicht um Geld besorgen kann. Aber da meine Kräfte erschöpft sind, geben Sie mir etwas zu einem Trunke.« Der General Aymard hat diesen Zug dem Minister gemeldet, der ohne Zweifel ein so edles Herz würdig belohnen wird. Ein anderer Schiffer hat die Dächer eines ganzen Viertels von Serin untersucht, um die Bewohner der Häuser zu retten.

Eine arme Nähterin in Lyon, Namens Ursula Gay, die in Folge der neulichen Ueberschwemmung alle ihre Habseligkeiten verloren hat, fand dieser Tage eine Summe von 17,800 Franken in Staatspapieren. Sie trug ihren Fund augenblicklich auf das Polizeibureau. Das Geld gehörte einem reichen Mann mit Namen M. S., der, gerührt von der Armuth und Ehrlichkeit der Finderin, ihr eine Belohnung von — — zwei Franken gab.

Seit einiger Zeit suchen in den öffentlichen Blättern drei Berliner Tintenfabriken einander wie möglich anzuschwärzen. Sie behaupten, durch Schwarz auf Weiß darthun zu können, daß jede dieser Fabriken sich mit Recht »privilegirte nennen darf. Die eine dieser Fabriken behauptet sogar, alles Ungeziefer von der Erde vertilgen zu können; da sollte den Berliner Muckern, den Wucherern und den Schmeichlern bange werden.

Der bereits schon längere Zeit im Lorscher Wald vagirende Wolf ist abermals den ihm gestellten Netzen (nach einem Bericht der Hess. Ztg.) klug entgangen. Von etwa nur 30 Schützen aus Worms, Mannheim, Darmstadt und der Umgegend wurde der Wolf unweit Neuschloß, in einer Dickung von bedeutendem Umfang, festgestellt; allein dem Schützen, dem er ankam, versagte — die Flinte. Der Nachbarschütze stand, eben weil es an Schützen fehlte, zu weit davon und konnte nicht schießen. Der Wolf entkam abermals! — Es gibt diese Wolfs-Geschichte am Ende noch ein Gegenstück zu der Geschichte der sieben Schwaben!

In Madrid ist eine Carricatur erschienen: Maroto und Espartero spielen Schach; Ersterer ruft: »Schach dem König!« und dieser entgegnet: »Schach der Königin!«

(Drolliges.) Die Köln. Ztg. (Nro. 342) meldet aus Berlin, es sey in neuester Zeit der Titel: Gemeiner Ober-Postrath« ertheilt worden. Ist doch wohl nur ein Druckfehler?

Ein sehr verbreitetes Wiener Journal ist unstreitig die Allgemeine Theaterzeitung von Adolf Bäuerle. Mit dem neuen Jahre tritt sie ihr vierunddreißigstes Geburtsfest an. Sie erfreut sich einer Auflage von 5000 Exemplaren, eine Zahl, welche bei einem belletristischen Blatte noch gar nicht vorgekommen. Offenbar verdankt sie diesen außerordentlichen Aufschwung ihrer seltenen Mannichfaltigkeit. Sie gibt tagtäglich eine Rubrik unter dem Titel: »Geschwind, was gibt es Neues?« wer hier seinen Novitäten-Durst nicht befriedigt, ist wohl schwerlich zu befriedigen. Ganz vortrefflich sind in dieser Zeitung die Novellen, kritische Urtheile und Correspondenz-Nachrichten, letztere aus allen Städten der Welt, namentlich aus Paris, die wirklich sehr geistvoll geschrieben sind. Die vielen illuminirten Bilder machen dieses Journal höchst anziehend. Es wird in ganz Deutschland gehalten.

Bei Hoff in Mannheim ist unlängst ein Buch erschienen über die Kunst reich zu werden. — Nichts ist leichter, als reich zu werden. Man braucht nur Niemanden zu trauen, mit Niemanden Freund zu seyn, Interessen auf Interessen, Prozente auf Prozente zu häufen, alle edleren Gefühle zu ersticken und zwanzig Jahre lang gemein, elend und verachtet zu seyn, dann kömmt der Reichthum so gewiß, wie Krankheit, getäuschte Hoffnungen und elendiglicher Tod.

Es ist ein großes Wunder geschehen, das die Welt noch nie gesehen hat. Eine Tänzerin von der großen Oper in Paris wurde entführt, — dies ist das Wunder nicht, — aber als sie zurückgebracht werden war, weigerten sich sämmtliche Tänzerinnen, ferner mit einer Person gemeinschaftlich zu tanzen welche, — so unmoralisch gehandelt habe, und sie beruhigten sich erst wieder, als die Schuldige mit dem Entführer sich verheirathete.

Revolutionäre Regierungen sind oft indiscret genug, die geheimen Sünden ihrer Vorgängerinnen aufzudecken. — So veröffentlicht gegenwärtig die »Gazeta de Madrid« ein Decret, aus dem hervorgeht, daß die Regierung der Königin Christine für die geheime Polizei in einem Jahre über eine Million Realen ausgegeben hat. Durch die neue Regierung ist das gehässige Institut aufgehoben.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 15. Dez. Der Freimaurer, Lustspiel in 1 Act, von Kotzebue. Hierauf: Der Diplomat, oder: Wenn ich's selbst nur wüßte, Lustspiel in 2 Abth., von Th. Hell. Zwischen den Acten: Lebende Bilder: 1) Bivouac-Scene bei Mondlicht, nach Hanzen. 2) Pilger in der Wüste, nach Stilke.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 351. Mittwoch, den 16. December 1840.

Die Gefangenen des Kaukasus.

(Von Xavier de Maistre; aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

„Den Händen der Tschetschengen!“ wiederholte der Dschik, das blutige Beil über dem Haupte seines Herrn schwingend; „lebendig werden sie Euch nicht mehr bekommen, ehe dieses geschieht, erwürge ich sie, Euch und mich. Dieses Kind kann unsern Untergang herbeiführen, wenn es Lärm macht, und in dem Zustande, in dem Ihr Euch befindet, reichen Weiber hin, Euch wieder in das Gefängniß zu schleppen.“

„Halt! halt!“ rief Kaskambo, ihn mit beiden Händen festhaltend, von denen sich Iwan loszumachen suchte. „Halt! Ungeheuer, eher erwürgst Du mich, als daß Du dieses Verbrechen begehst!“ Doch gehemmt durch seine Fesseln, und schwach, wie er war, vermochte er den jungen Mann nicht zurückzuhalten, der ihn, von sich stoßend, so hart auf die Erde warf, daß er vor Abscheu und Ueberraschung sein Leben auszuhauchen glaubte. Von den ersten Opfern alles rings umher von Blut besudelt erblikkend, strengte er sich an, um sich aufzurichten, und rief: „Iwan, ich beschwöre Dich, tödte ihn nicht; im Namen Gottes, vergieße nicht das Blut dieses unschuldigen Geschöpfes!“ Sobald er sich aufzuraffen vermochte, eilte er dem Kinde zu Hülfe; allein als er die Stubenthüre erreichte, stieß er auf den in der Dunkelheit zurückkehrenden Iwan, der ihm zurief: „Herr, alles ist vollbracht; laßt uns nun keine Zeit verlieren, und macht keinen Lärm. Macht keinen Lärm,“ erwiederte er auf die verzweiflungsvollen Vorwürfe seines Herrn; „was geschehen ist, ist geschehen, zurück können wir nun nicht mehr. Bis wir frei sind, ist Jeder, der mir begegnet, verloren, er müßte denn mich zuvor selbst umbringen; träte Jemand vor unserer Abreise hier ein, wäre es Mann, Frau, Kind, Freund oder Feind, ich streckte es neben die Andern hin.“ Er zündete nun einen Kienspan an, um die Patrontasche und die Säcke des Räubers zu durchsuchen; doch der Schlüssel zu den Ketten fand sich nicht; er suchte vergebens in den Kleidern der Frau, im Koffer, und überall, wo sich nur denken ließ, daß er versteckt seyn möchte. Während er seine Nachsuchungen anstellte, überließ sich der Major einem unklugen Schmerz, in welchem ihn Iwan nach seiner Weise zu trösten suchte. „Ihr hättet eher nöthig zu klagen, daß der Schlüssel zu Euren Ketten verloren ist,“ sagte er, „was habt Ihr an jenem Räubergesindel zu bewinnen, das Euch fünfzehn Monate hindurch gequält hat? Sie wollten uns umbringen, ei ja! nun ist die Reihe zuvor an sie gekommen. Bin ich hieran schuld? Sie mögen Alle zur Hölle fahren!“

Da sich der Schlüssel zu den Ketten nicht fand, wären sämmtliche Morde vergebens gewesen, wenn man nicht zu Stande kam, sie zu zerbrechen. Iwan gelang es, mit einer Ecke des Beils den Ring an der Hand zu lösen, derjenige aber, der die Kette an das Bein fesselte, widerstand gänzlich seinen Kräften, und da er fürchtete, seinen Herrn zu verwunden, wagte er keine größere Gewalt anzuwenden. Andererseits verstrich die Nacht, wodurch die Gefahr dringender wurde, daher beschlossen sie, sich zu entfernen. Iwan befestigte die Kette an den Gürtel des Majors in der Art, daß sie ihn am wenigsten hinderte und kein Geräusch machte. Er packte in einen Quersack ein Hammelsviertel, einen Ueberrest vom Mahle des vorigen Abends, fügte diesem noch einige andere Lebensmittel bei, und waffnete sich mit einer Pistole und einem mörderischen Dolche. Kaskambo bemächtigte sich seines Bourka *), und so gingen sie stillschweigend von dannen, der Rückseite des Hauses entlang, um jedes Begegnen zu vermeiden. Sie wählten die Straße in das Gebirge, statt der Richtung nach Mosdok, oder dem gewöhnlichen Wege zu folgen, indem sie wohl voraussahen, daß man sie von dieser Seite her verfolgen würde. So lange es noch dunkelte, erstiegen sie die zur Rechten liegenden Höhen, mit dem anbrechenden Tag aber lenkten sie ihre Schritte in einen Buchwald, der den Berg krönte, und sie der Gefahr entzog, von ferne gesehen zu werden.

Es war Monat Februar, das Erdreich in diesen Höhen und vorzüglich im Walde mit Schnee bedeckt und dieser so fest gefroren, daß er die Nacht hindurch und einen Theil des Morgens die Schritte der Reisenden trug; gegen Mittag jedoch, als ihn die Sonne erweicht hatte, sanken sie mit jedem Augenblick ein, was ihren Marsch sehr langsam machte. Höchst mühsam gelangten sie an die Seite eines tiefen Thales, in welchem der Schnee verschwunden, und wo ein gebahnter Weg, der den Krümmungen eines Baches folgte, verrieth, daß der Ort besucht war. Diese Betrachtung, verbunden mit der Erschöpfung, welcher der

*) Ein Mantel von undurchdringlichem Filz, mit langen Haaren, der mehr einer Bärenhaut ähnlich sieht. Der Bourka ist der gewöhnliche Mantel der Kosacken, und wird nur in ihrem Lande gemacht; sie trotzen mit demselben in den Bivouaks unbelästigt dem Regen und dem Kothe.

Major erlag, bestimmte die Reisenden, an diesem Orte zu bleiben, um die Nacht zu erwarten, und sich zwischen einigen vereinzelten Felsen niederzulassen, die aus dem Schnee hervorragten. Iwan hieb einige Tannenzweige ab, um aus denselben auf dem Schnee ein dichtes Lager zu bereiten, das dem Major als Bett diente. Während dieser ruhte, suchte sich Iwan zu orientiren. Da das Thal, an dessen Schlusse er sich befand, mit hohen Bergen umgeben war, zwischen welchen man keinen Ausgang bemerkte, sah er wohl, daß es unmöglich sey, den gebahnten Weg zu vermeiden, und daß er, um diesem Labyrinthe zu entkommen, dem Laufe des Baches folgen mußte. Ungefähr gegen elf Uhr Abends fing der Schnee an, sich wieder zu befestigen, so daß sie in's Thal hinabsteigen konnten. Doch zündeten sie, ehe sie sich auf den Weg machten, in ihrer Niederlassung Feuer an; eines Theils um sich zu erwärmen, andern Theils, um sich ein kleines Mahl von Chislik zu bereiten, dessen sie sehr bedurften. Eine Hand voll Schnee diente statt des Getränkes, und ein Schluck Branntwein vollendete das Festmahl. Ohne Jemand gesehen zu haben, durchwanderten sie das Thal, und gelangten zu einem Engpaß, wo der Weg, dicht neben dem Bache hinführend, zwischen hohen Bergen eingezwängt war. Sie gingen so schnell als möglich, die Gefahr wohl einsehend, die ihnen drohte, wenn sie an dieser engen Stelle, deren Ende sie übrigens erst Morgens gegen neun Uhr erreichten, Jemand begegneten. Dann öffnete sich aber plötzlich dieser Engpaß und enthüllte ihrem Auge eine niedere Bergkette, die sich an dem unermeßlichen russischen Horizonte, gleich einem Meere, hinerstreckte. Es wäre schwer, sich von dem Entzücken eine Idee zu machen, das der Major bei diesem unerwarteten Schauspiel empfand. Rußland! Rußland! war das einzige Wort, das er auszusprechen vermochte. Die Reisenden setzten sich auf die Erde, nicht sowohl um auszuruhen, als um im Voraus ihrer bevorstehenden Freiheit zu genießen. Zu den Vorgefühlen dieses Glücks gesellten sich aber im Geiste des Majors die schauerlichen Erinnerungen an die Katastrophe, von der er Zeuge gewesen, welche ihm seine Ketten und seine mit Blut besudelten Kleidungsstücke nur allzu lebhaft hervorriefen. Die Augen, auf das für seine Leistungen so ferne Ziel gerichtet, berechnete er die Beschwerlichkeiten der Reise. Der Anblick des so langen und so beschwerlichen Weges, der ihm mit gefesselten und von Anstrengung geschwollenen Beinen zu machen blieb, verwischte beinahe völlig die augenblickliche Freude, die ihm der Anblick seines heimathlichen Bodens verursacht hatte. Da sich aber zu den Qualen seines Gemüthes auch noch ein glühender Durst gesellte, stieg Iwan zu dem in einiger Entfernung vorüberfließenden Bach hinab, um für seinen Herrn Wasser zu holen. Dort fand er eine aus zwei Bäumen verfertigte Brücke, und erblickte von ferne eine Wohnung. Es war eine Art Hütte, eine Sommerwohnung der Tchetchengen, die verödet stand. In der Lage dieser Flüchtlinge war solch ein einsames Haus eine kostbare Entdeckung. Iwan eilte herbei, um den Major seinen schmerzlichen Betrachtungen zu entreißen, und ihn in den so eben entdeckten Zufluchtsort zu führen. Nachdem er ihn dort eingerichtet, ging er hinweg, um das Magazin aufzuspüren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf einige frühere Belagerungen und Eroberungen Saint Jean d'Acre's.

(Fortsetzung.)

Im Unmuthe ließ Balduin die Umgebung der Stadt verwüsten und kehrte nach Jerusalem zurück, um so lange das Werk zu verschieben, bis das Bedürfniß einer Flotte befriedigt seyn würde. Die Belagerten jubelten, als das Heer abzog. Sie träumten von völliger Sicherheit vor neuen Versuchen; allein sie erwachten bald aus diesem Traume der Sicherheit. Balduin war nicht der Mann, der auf halbem Wege stehen blieb, wenn er ein Ziel ins Auge gefaßt hatte. Im Winter dieses Jahres traf im Hafen von Laodicea eine ansehnliche genuesische Galeerenflotte ein. Nicht so bald hatte Balduin diese erwünschte Kunde erhalten, als auch schon ein Sendbote dorthin eilte, der die Führer der Flotte beschwören mußte, um der heiligen Sache willen bei der Belagerung von Ptolemais behülflich zu seyn. Für Krämerseelen, wie diese, hatte nur der wirkliche Vortheil Gewicht. Sie forderten als Preis ihrer Hülfe eine eigene Kirche in der Stadt, ein eigenes Quartier mit eigener Gerichtsbarkeit, und den dritten Theil aller Zölle, welche man im Hafen erheben würde. So unverschämt auch diese Forderungen waren, sie wurden gewährt und der Pakt geschlossen. So begann denn im Frühlinge des Jahres 1104 eine ernstere Belagerung. Wie ein eherner Gürtel umschloß zu Lande das Heer die Stadt, und die vierzig wohlbemannten Galeeren sperrten den Hafen, daß keine Möve durchkonnte. Bana war tollkühn gewesen. Er hatte zu sehr auf das Nichtwiederkehren der Christen gerechnet. Es war in der Stadt nur das Nothwendigste an Lebensmitteln. Als er die Anstalten zu seinem Verderben sah, erkannte er, daß das Spiel verloren sey. Zwar vertheidigte er sich wacker und standhaft; als aber der Hunger aufs schrecklichste in der Stadt zu wüthen begann, hob er an zu unterhandeln. Er forderte freien Abzug aller Einwohner mit Weib und Kind und beweglicher Habe. Balduin, im Einklang mit dem Patriarchen und den Rittern, gestand es ihm zu, und sie zogen aus. Das aber konnten die habgierigen Genueser nicht mit kaltem Blute sehen. Sie fielen wortbrüchig über die Abziehenden her, raubten und übten alle Greuel entfesselter Rohheit und Leidenschaft. Leider wirkte ihr Beispiel auch verführend auf viele von Balduins Heere. Der Grimm des ritterlichen Königs über solche Frevel war schrankenlos. Nur das kniefällige Bitten des Patriarchen hielt ihn von blutiger Rache ab. So war denn der frohe Einzug in die Stadt getrübt durch solche Schandthat; aber die Stadt blieb in den Händen der Kreuzfahrer bis unter die Regierung Königs Guido (von Lusignan), als das glänzende Gestirn Saladin's unheilbringend über dem Reiche Jerusalem strahlte.

Saladin hatte mit Guido, König von Jerusalem, einen Waffenstillstand abgeschlossen, den Graf Rainald schändlich brach, indem er die Karavanen plünderte und mordete. Die nächste Folge war, daß Malek al Afdal, Saladins Sohn, mit sieben tausend Reitern in das Reich einfiel, das ohnehin im Innern durch feindlichen Parteigeist zerrissen, schwach nach Außen, und eines Hauptes ohne Kraft sich bewußt war. Afdals Siege riefen auch Saladin in das Kampffeld. Die Schlacht von Hittin war schrecklich. König Guido und die Edelsten des

Reiches fielen in Saladins Hände. Niemand wehrte dem verheerenden Sieger, der überall das Land ohne Vertheidigung fand. Die Hauptstadt war gefallen. Ptolemais war sein nächstes Ziel. Am 9. Juli 1187 rückte er mit ungeheurer Macht vor die schlechtbewehrte Stadt. Muthlos übergaben sie die Christen gegen freien Abzug, den Saladin treu hielt. So war denn der Halbmond wieder Sieger, und Ptolemais verloren.

Die Kunde von alle dem Unglück durchflog das Abendland, und Ein Schrei des Kummers wurde überall gehört. Neue Züge nach dem heiligen Lande wurden jetzt unternommen und ausgeführt, während die mächtigen Heerfahrten des Kaisers Friedrich I. und der Könige von Frankreich und England vorbereitet wurden. König Guido von Jerusalem war unterdessen gegen die Uebergabe von Askalon seiner Haft entlassen worden; allein was konnte ihn eine Freiheit ohne Macht helfen? Und doch war sein Freiwerden ein Glück für das Reich; denn die durch Haß und Neid Getrennten, welche als letzte Reste christlicher Macht im Lande ihrer Vernichtung im Einzelnen entgegensahen, sich aber dennoch nicht an einander schließen wollten, sie hatten einen Stütz- und Mittelpunkt in Guido gefunden. Sie schlossen sich an ihn getreulich an; allein was wollten, was konnten die Wenigen? Es war ein großes Glück für diese rath- und thatlose Lage, daß neue tapfere Schaaren aus dem Abendlande anlangten und die Pisaner ihre Beihülfe versprachen. Die Wiedereroberung von Ptolemais war nun beschlossen und gegen Ende Augusts des Jahres 1189 rückte das Heer vor die wohlversorgte Stadt, an Zahl etwa neun tausend Mann stark, und die Flotte der Pisaner legte sich vor dem Hafen vor Anker. So unvorbereitet auch das Kreuzheer war, so sehr das Belagerungsgeräthe fehlte, so war die Unternehmung dennoch höchst vortheilhaft, denn sie hemmte Saladins Siegeszug und gab ihm jedenfalls eine andere Richtung. Um keine Zeit zu verlieren, wurde gleich am dritten Tage mit nothdürftig gezimmerten Sturmleitern ein Sturm gewagt; allein mitten im Sturme erscholl der Ruf: Saladin ist da! Obwohl das nun noch eine blinde Mähr war, so beugte es doch den Muth der Stürmenden, und ihre Zaghaftigkeit beschwirgte den der Belagerten. Das Gefecht fiel für die Christen sehr ungünstig aus. Sie zogen sich traurig in ihr Lager zurück und blieben unthätig, bis leider das Gerücht wahr wurde, und Saladin wirklich erschien und sich mit seinem ungeheuern Heere auf den Höhen also lagerte, daß es das Lager der Christen in einem großen Halbkreise umschloß. Es war ein Glück für diese, daß die Verbindung mit dem Meere offen blieb, und in dieser Weise wenigstens der Mangel abgehalten wurde, und neue Streiter, die zahlreich nahten, sich mit ihnen vereinigen konnten, während Saladin einen Hauptschlag aufschob und nur durch kleine Plänkeleien die Christen im Athem erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt, 13. Dez.

Folgende Adresse wurde dem Hrn. Cremieux bei seiner Durchreise dahier überreicht. Sie ist von sämmtlichen israelitischen und mehreren christlichen Bewohnern hiesiger Stadt, so wie von vielen auswärtigen jüdischen Gelehrten und Schriftstellern unterzeichnet, welche sich darüber brieflich an den Verfasser derselben, Hrn. Dr. Weil von hier, gewandt und den Wunsch ausgesprochen hatten, sich dieser Huldigung anschließen zu dürfen.

»Sie kehren von einer Reise wieder, deren Zweck zu den edelsten gehört, welche Biedermänner sich vorsetzen, welchen Freunde der Menschheit nachstreben können. Es galt, dem Fanatismus und der Bosheit ihre Beute zu entreißen, eine Verläumdung zu beschämen, die, so unsinnig sie auch ist, doch die blutigsten Folgen hervorgebracht hatte, die Unschuld zu befreien, der Wahrheit den Sieg zu erkämpfen. Es galt, eine schwache Minderzahl zu vertreten, deren Schicksal es seit Jahrtausenden zu seyn scheint, als erstes Opfer zu fallen, wenn Finsterlinge die Dummheit zur Hülfe der Bosheit aufrufen, um die blinden Leidenschaften der Menge aufzuregen. Es galt, gegen die Barbarei für das Recht, gegen den Wahnsinn für die Vernunft, gegen die Finsterniß für Licht und Wahrheit, gegen Liebelosigkeit für Menschenliebe zu streiten. Es galt, diesen Kampf in Landen zu führen, wo die Folter das Recht in Unrecht zu verwandeln weiß und die schüchternen Anfänge einer von Europa eingebrachten Bildung von Leidenschaften bekämpft und erstickt werden, die, nicht minder von Europa eingebracht, leichter Wurzel fassen, als die zarte Pflanze der Cultur und Humanität. Es galt, den Gefahren, welchen das Vaterland der Pest, so wie den weit größern Gefahren zu trotzen, denen die Rache entlarvter Böswichter aussetzt. So vereinigte sich in dem Ziele, für welches Sie so kräftig mitgewirkt, die schönste Aufgabe des menschlichen Herzens: mit eigener Gefahr zu kämpfen für die Schwachen und Unterdrückten, mit der edelsten Aufgabe des menschlichen Geistes: die Lüge zu bekämpfen, die Wahrheit zu vertreten, den Fortschritt zu fördern. Dank sey es dieser edlen Hingebung, unterstützt von den kräftigen Verwendungen europäischer Mächte: die Unschuldigen sind großentheils gerettet, ihr Blut der Grausamkeit ihrer Henker entzogen, sie selbst dem Leben, der Freiheit, ihren Familien wiedergegeben. Konnte auch die Gerechtigkeit ihren vollen Triumph noch nicht feiern, so ist die Bosheit doch beschämt, die Lüge erkannt und ein großes Beispiel gegeben, das Früchte tragen wird nach vielen Richtungen hin. Sie haben diesem Siege des Rechts und der Wahrheit den Sieg der Civilisation beigefügt. Unsern Glaubensgenossen in Aegypten fehlte die beste Waffe gegen die Ungerechtigkeit, der kräftigste Schild gegen die Ungebühr: Bildung und Wissenschaft, welche der Gerechtigkeit eine Sprache verleihen, dem Unrecht den Spiegel vorhalten, den Erscheinungen der Zeit Mit- und Nachwelt zu Zeugen geben, der Wahrheit den Sieg versichern, die Lüge vor sich selbst erröthen machen. Sie kamen, ein Kämpfer für das Recht, und Sie gingen, nachdem Sie zugleich die Saat der Bildung und der Erkenntniß ausgestreut. Zu allen Zeiten haben Sie das Wort der Wahrheit, die Sprache der Begeisterung, der heiligen Sache der Menschheit, der Liebe und des Fortschritts geweiht. Darum kämpften Sie zu Nimes für Protestanten, wie für Israeliten, je nachdem die Unduldsamkeit gegen diese oder gegen jene gerichtet war. In ähnlichem Sinne haben Sie in Colmar gewirkt und Ihr beredtes kräftiges Wort hat der guten Sache da wie dort den Sieg verschafft. — Wir können es uns nicht versagen, Ihnen unsern innigen Dank auszusprechen für das, was Sie gefördert, gewirkt und gewollt, für Ihre edle Sorgfalt für Licht und Wahrheit, für Fortschritt und Recht, Ihnen zu sagen, daß Ihre Glaubensgenossen und alle Freunde der Menschheit Ihr edles Streben zu schätzen, zu würdigen und zu lieben wissen. Innig freuen wir uns, Sie in unsern Mauern zu sehen. Aber wir haben diesen Augenblick nicht erwartet, Ihrer in Liebe zu gedenken. Längst hallten unsere Tempel, unsere, der Andacht geweihten Stätten von den Namen der ehrwürdigen Männer wieder, welche für die Sache der in ihren Glaubensgenossen unterdrückten Menschheit nach dem Oriente gezogen, von Gebeten an den Allgütigen, daß er die Fülle seines Segens über sie und ihre Sendung ergieße! Gott, der Vater alles Guten, lohne Ihnen durch Verbreitung des Guten! Mögen die Vorurtheile, welche den Geist so vieler Menschen umdüstern, die Liebllosigkeit, welche das Herz so Vieler verhärtet, der fortschreitenden Einsicht und Bildung weichen! Möge es nie wieder solcher Opfer, solcher Kämpfe bedürfen, um dem Unsinne zu begegnen, die Bosheit zu besiegen, und der Geist der Liebe, der Geist wahrer Religiosität die Menschheit immer mehr durchdringen und Rückschritte fortan zur Unmöglichkeit machen.«

Dem Vernehmen nach wird eine ähnliche Adresse an Sir Moses Montefiore gerichtet und demnächst abgeschickt werden. Dieser würdige Mann, der von einer frühern Reise nach dem Orient mit Pestbeulen zurückgekehrt war, hatte sich dennoch

mit Freuden auch an die Spitze dieser Sendung gestellt, weil, wie er und seine treffliche Gemahlin (welche, wie die des Hrn. Crémieux, ihren Gatten auch auf dieser gefährlichen Reise begleitete) sich ausdrückten, sie sich keinen schöneren Tod wünschen könnten, als für diese Sache. Es macht den Juden Ehre, und beweist einen schönen Fortschritt bei ihnen, daß sie solche Männer anzuerkennen wissen, und sich beeifern, ihnen ihre Verehrung auszudrücken. Darum mußte der Menschenfreund mit Freuden den Enthusiasmus bemerken, den die Anwesenheit des Hrn. Crémieux unter seinen hiesigen Glaubensgenossen hervorbrachte. — Der israelitische Vorstand sprach ihm seinen Dank durch eine Deputation aus, welcher sich eine andere der Gemeindeglieder anschloß. Ein Ehrenpokal für ihn, mit passenden Emblemen, ist bereits in der Arbeit, und wird ihm demnächst übersandt werden. — Die Gesellschaft zur Harmonie gab ihm zu Ehren ein Festmahl, das durch mehrere geistreiche Reden erhoben ward. Die Gesellschaft zum Frankfurter Adler sprach ihm ihre Verehrung auf ähnliche Weise aus, und überreichte ihm zugleich einen Beitrag von 1000 Franken für die von ihm in Cairo gestiftete Schule. Serenaden ertönten Nachts vor seinen Fenstern, und überall sprach sich eine wahre Begeisterung für den Mann und die Sache aus, die er so würdig hatte vertreten helfen.

Korrespondenz.

Mainz, 13. Dez.

Seitdem die hiesige Rheinbrücke, des Treibeises wegen, theilweise abgeführt ist, spürt man hier eine ungewöhnliche Stille in den großen Gasthöfen und mitunter auch auf den Straßen. Bei dem ungünstigsten Wetter brachte uns die Eisenbahn, so lang die Brücke stand, immer noch viele Fremde, die nun wahrscheinlich in Kastel bleiben. Dieser Zustand ist vorzüglich drückend für unsere Lohnkutscher und die Unternehmer der Omnibus, von denen acht hier in Mainz und sieben in Kastel wohnen. Diese betriebsamen Leute, die, wie alle Lohnkutscher, durch die Eröffnung der Eisenbahn so viel verloren haben, suchten in den Omnibus eine Entschädigung für ihre Verluste, sahen sich aber wegen der großen Abgaben für Brückengeld und Packknechte, die auf ihnen lasteten, in ihren Erwartungen getäuscht. So sehr diese Wagen auch benützt wurden, so trugen sie in den besten Sommertagen, nach Abzug dieser Lasten, nie mehr als 5 fl. täglich ein und später oft keine 40 kr. per Tag. Man sollte diese Angabe für unglaublich halten, wenn man erwägt, daß die Omnibus oft für einen Tag 29 bis 30 fl. Brückengeld entrichteten. Wegen Ermäßigung dieser Abgabe haben sich die Unternehmer an die höchsten Behörden gewendet und hoffen, wie es uns scheint mit Grund, auf eine Genehmigung ihres Gesuchs, denn bei Entrichtung des Chausseegeldes genießt ja auch der an der Chaussee Wohnende für einzelne Strecken Freiheit, und der Ackersmann für sein eigenes Fuhrwesen eine Ermäßigung; warum sollte dieses bei der auf Staatskosten unterhaltenen Rheinbrücke nicht gleichfalls eintreten können, wenn es doch so nöthig ist? Aber die Unternehmer der Omnibus sind noch nicht die unglücklichsten unserer Lohnkutscher. Die auf dem Gutenbergs-Platze stehenden Fiacres, die sehr wenig beschäftigt sind und jene, welche bisher die Reisenden aus den großen Gasthöfen weiter brachten, sind noch weit übler daran. Letztere haben beinah gar keinen Verdienst mehr, da jetzt die Gastwirthe selbst Miethfuhrwerk halten und die bei ihnen einkehrenden Reisenden weiter transportiren. Wer hätte das von den Gastwirthen erwartet, die einen großen Theil ihres so schnellen Emporkommens den Lohnkutschern verdanken? Was würde man in ähnlicher Weise von einem großen Tuchhändler sagen, dem die Kleidermacher Kundschaft zugewiesen hätten und der nun in seinen Tuchladen selbst Kleidermacher setzte, um jenen zum Danke die Kundschaft zu entziehen? — Hr. Cramolini, k. k. Hofopernsänger von Wien, trat gestern zum Erstenmale als Fra Diavolo in der Oper gleichen Namens hier auf. Eine sehr biegsame Stimme mit einem schönen Falset und lebhaftes abgerundetes Spiel zeichnen diesen Künstler aus. Mad. Schumann erhielt den meisten Beifall. Die Oper ließ kalt.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Der gefeierte Clavier-Virtuose Thalberg wird, sicherm Vernehmen nach, den 17. d. Mts. hier eintreffen und beabsichtigt, sich diesmal öffentlich hören zu lassen. Bei dem europäischen Rufe, welcher demselben sowohl als Komponist, wie auch als ausübender Künstler überall vorangeht, genügt wohl diese vorläufige Anzeige für die zahlreichen hiesigen Kunstfreunde, um sich hohe musikalische Genüsse zu versprechen.

Ein junges schönes Mädchen von Nantucket erschien vor Kurzem in den Straßen von New-York, um die schönen Vögel zu verkaufen, welche von Männern ihres Stammes geschossen worden waren. Ein New-Yorker Stutzer konnte sich nicht enthalten, dem schönen Mädchen einen Kuß zu geben; sie aber nahm dies gewaltig übel, verklagte den eleganten Herrn sofort bei dem Gericht und dieses verurtheilte den Schuldigen in eine Strafe von fünfundzwanzig Dollars.

Dreisylbige Charade.

Die Ersten nennen einen Ort,
In dem es sich behaglich lebt,
Wenn alles Flüss'ge ist erstarrt
Und Jeder sich zu schützen strebt.

Die Dritte nennt ein Wesen dir,
Voll edlen Sinns und hoher Kraft,
Das heißt, wenn es dem Wort entspricht
Und, was es soll, auch immer schafft.

Das Ganze ein Gewerbe zeigt,
Das einst ein Kaiser liebgewann,
Und selbst der Weiseste der Welt
Erinnert uns ganz leicht daran.

Auflösung der Charade in Nro. 349.
Scharfsinn.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 17. Dez. Iphigenie in Aulis, große Oper in 3 Abth., Musik von Gluck.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 352. Donnerstag, den 17. December 1840.

Die Gefangenen des Kaukasus.

(Von Xavier de Maistre; aus dem Musée français.)

(Fortsezung.)

Die Einwohner des Kaukasus, größtentheils halbe Nomaden, und oft den Streifereien ihrer Nachbarn ausgesetzt, haben meistens in der Nähe ihrer Häuser Keller, in welchen sie ihre Lebensmittel und ihre Vorräthe verbergen. Diese Magazine, in der Form eines schmalen Grabens, verschließen sie, vermittelst eines Brettes oder eines breiten Steines, die sorgfältig mit Erde bedeckt, und immer an Stellen angebracht sind, wo kein Rasen ist, weil sie fürchten, die verschiedene Farbe des Grases möchte ihre Niederlage verrathen. Ungeachtet dieser Vorsicht werden sie doch oft von den russischen Soldaten entdeckt; diese klopfen mit dem Schafte ihrer Gewehre auf die Fußpfade, die sich in der Nähe jener Wohnungen befinden, und der hohle Ton bezeichnet ihnen dann die gesuchten Behältnisse. Iwan entdeckte einen solchen Keller in einem zum Hause gehörenden Schoppen, in welchem er Kartoffeln, einige Maiskolben, ein Stück Steinsalz und mehreres nützliche Hausgeräthe vorfand. Dann holte er Wasser, um das mitgebrachte Hammelsviertel und einige Kartoffeln zubereiten zu können. Während jenes kochte, röstete Kaskambo die Maiskörner, und endlich erhöhten einige im Magazine vorgefundene Nüsse die Würze des Mahls. Nach Vollendung desselben gelang es Iwan, bei einiger Muße seinen Herrn von seinen Fesseln zu befreien. Dieser, ruhiger geworden, und durch ein unter diesen Umständen köstliches Mahl gestärkt, versank in einen so tiefen Schlaf, daß es finstere Nacht war, als er aus demselben erwachte. Doch ungeachtet dieser wohlthätigen Ruhe waren seine geschwollenen Beine, als er sich wieder auf den Weg machen wollte, dergestalt steif, daß er nicht die mindeste Bewegung zu machen vermochte, ohne die unerträglichsten Schmerzen zu empfinden. Er mußte aber dennoch weiter. Auf seinen Bedienten gestützt, ging er traurig vorwärts, da er überzeugt war, das ersehnte Ziel nicht zu erlangen. Die Bewegung und die durch das Gehen hervorgebrachte Erwärmung milderten jedoch nach und nach ein wenig die Schmerzen. Er brachte die ganze Nacht hindurch auf dem Marsche zu; hielt oft an, und ging dann wieder weiter. Zuweilen verließ ihn auch der Muth, dann legte er sich auf die Erde und drang in Iwan, ihn zu verlassen, und ihn seinem traurigen Schicksal preiszugeben. Sein unerschrockener Gefährte ermuthigte ihn aber nicht allein durch Worte und Beispiel, sondern wandte auch alle seine Kraft an, ihn empor zu richten und ihn fortzuschleppen. Auf dieser Station trafen sie eine beschwerliche und gefährliche Stelle, die nicht zu umgehen war; da aber, den Tag zu erwarten, ein unersetzlicher Zeitverlust für sie gewesen wäre, beschlossen sie, diesen Punkt zu ersteigen, wenn sie auch selbst Gefahr laufen sollten, in den Abgrund zu stürzen; ehe aber Iwan seinen Gebieter hierzu aufforderte, wollte er das Terrain zuvor einsehen, es selbst durchwandern. Während dieser hinabstieg, verweilte Kaskambo am Rande eines Felsens, in einem Zustande der Angst, der schwer zu beschreiben wäre. Die Nacht war trübe, er hörte zu seinen Füßen das dumpfe Brausen eines raschen, im Thale hinfließenden Stromes; und das Geröll der Steine, die sich unter den Tritten seines Gefährten vom Berge losmachten und in's Wasser stürzten, setzte ihn von der Tiefe des Abgrundes in Kenntniß, an welchem er weilte. In diesem bangen Momente, welcher der letzte seines Lebens zu seyn drohte, trat die Erinnerung an seine Mutter vor seine Seele; sie hatte ihm vor seiner Abreise zur Linie ihren Segen ertheilt, und dieses beglückende Gefühl flößte ihm wieder Muth ein. Ja, ein geheimes Vorgefühl flüsterte ihm selbst die Hoffnung zu, sie wieder zu sehen. „Mein Gott!" rief er aus, „gieb, daß diese Segnungen nicht vergebens waren!" Nach Vollendung dieses zwar kurzen, aber inbrünstigen Gebets erschien Iwan. Die eingesehene Stelle war nicht so beschwerlich, als sie anfänglich geglaubt. Nachdem sie zwischen Felsen einige Toisen hinabgestiegen waren, mußten sie, um das gangbare Ufer zu erreichen, längs einer schmalen, abschüssigen, mit Glatteis bedeckten Felsbank hingehen, von wo aus der Berg steil abwärts ging. Iwan machte vermittelst seines Beils Löcher in Kreuzform in das Eis, welche das darüber Hinschreiten sehr erleichterten. „Wohlan," sagte Kaskambo, „gehe ich zu Grunde, so sey es wenigstens nicht aus Mangel an Muth; nur Ohnmacht war im Stande, mich dessen zu berauben. Nun werde ich fortgehen, so lange mir Gott Kraft dazu verleihen wird." Sie legten diesen gefährlichen Punkt glücklich zurück und setzten ihre Reise fort. Die Fußpfade fingen an, betretener und wegsamer zu werden; denn Schnee fanden sie nur noch an nördlich gelegenen Stellen und in tiefen Gründen, wo er sich angehäuft hatte. Bis zu Anbruch des Tages waren sie so glücklich, Niemand zu begegnen, dann nöthigte sie aber der Anblick zweier Männer, die in der Ferne sichtbar wurden, sich auf die Erde niederzustrecken, um nicht bemerkt zu werden.

Sobald man das Gebirge verläßt, trifft man in jenen Provinzen nirgends mehr Gehölz; das Erdreich, dort völlig kahl, bietet, mit wenig Ausnahme, sogar an den Ufern größerer Flüsse, nicht selten keinen einzigen Baum, was, von der Fruchtbarkeit des Landes abgesehen, etwas ganz Ungewöhnliches ist. Schon hatten sie eine geraume Zeit dem Laufe des Sonja gefolgt, den sie, um nach Mosdok zu gelangen, überschreiten sollten, und suchten nach einer Stelle in demselben, wo das Wasser, weniger reißend, einen minder gefährlichen Uebergang gestatten würde, als sie einen Mann zu Pferde erblickten, der gerade auf sie zu kam. Da das kahle Land weder Baum noch Strauch bot, um sie zu verstecken, kauerten sie sich längs des Ufers am Rande des Wassers nieder. Der Reisende kam einige Toisen von ihrem Lager entfernt vorüber, und es war ihre Absicht, sich nur zu vertheidigen, wenn sie angegriffen werden sollten. Iwan zog den Dolch, und gab das Pistol dem Major; als er aber bemerkte, daß der Reiter nur ein Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren war, stürzte er rasch auf denselben zu, packte ihn am Kragen und warf ihn auf den Rasen. Der junge Mensch leistete Widerstand, als er aber am Ufer des Flusses den Major, mit der Pistole in der Hand, sich aufrichten sah, floh er, so schnell er konnte, von dannen. Obschon das Pferd ohne Sattel, und statt des Zaumes nur mit einem Halfter versehen war, bedienten sich doch beide Flüchtlinge sogleich ihrer Beute, um über den Fluß zu setzen. Dieses Begegniß war für sie ein großes Glück, denn sie ersahen bald, daß es ihnen unmöglich gewesen wäre, ihn zu Fuße zu durchwaten, wie sie sich vorgenommen hatten, weil ihr Pferd, obgleich es mit zwei Männern belastet war, doch beinahe durch das reißende Wasser fortgerissen worden wäre. Wohlbehalten kamen sie aber dennoch am entgegengesetzten Ufer an, das unglücklicher Weise zu ausgespült war, als daß das Pferd hätte heraufsetzen können. Sie stiegen ab, um es zu erleichtern; allein als Iwan mit seiner ganzen Stärke an ihm zog, um es an's Ufer zu bringen, brach das Halfter und blieb ihm in den Händen. Das Thier aber, durch die Strömung fortgerissen, wurde nach vielen Versuchen, an's Land zu schwimmen, von dem Flusse verschlungen und ertrank.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf einige frühere Belagerungen und Eroberungen Saint Jean d'Acre's.

(Fortsetzung.)

Durch die Ankunft der Pilger aus Dänemark, Friesland, Norddeutschland, Sachsen und Thüringen, endlich aus Flandern und der Champagne, wuchs das Christenheer und mit den Streitern kam frischer Muth und Thatendurst; selbst der durch persönliche Spänne von Guido getrennte Markgraf von Tyrus trat auf seine Seite über. Jetzt war die Lage der Stadt bedenklich. Saladin sah die Nothwendigkeit ein, eine Schlacht zu liefern. Am 13. September 1189 führte er endlich seine Schaaren zum Kampfe in die Ebene und griff im wildesten Sturme die Christen an. Wenn auch das Heer diesen Anfall zurückwies, so gelang es doch dem Emir Thakieddin Omar von Hama, die am nördlichen Thore der Stadt stehenden Kämpfer in die Flucht zu treiben. Saladin benutzte den Vortheil, und warf sich in die Stadt, vermehrte die Besatzung, ordnete die Vertheidigung, versorgte sie mit Lebensmitteln und kehrte dann ungefährdet in seine Stellung zurück. Kleine Kämpfe dauerten nun bis in den Oktober, die jedoch kein Resultat lieferten. Ungeduld ergriff das Heer. Eine Schlacht folgte am 4. Oktober, deren Erfolg höchst ungünstig für die Christen ausfiel, da sie sich durch Tollkühnheit zu weit fortreißen ließen. Viele Todte deckten das Schlachtfeld, und die Niedergeschlagenheit im Heere war sehr groß. Neuankommende Streiter hoben den Muth wieder. Man sah es als sehr nothwendig an, das Lager selbst so wehrhaft als möglich zu machen, theils um den Ausfällen der Belagerten, theils den Angriffen der berittenen Schaaren Saladins desto kräftiger und leichter widerstehen zu können. Saladins Heer, das den Sümpfen des Belus näher stand, litt viel durch Seuchen. Dies nöthigte ihn, sich bis Charnboh zurückzuziehen, zumal der Anzug Kaiser Friedrichs ihm Sorge zu machen begann. Der Rückzug Saladins entmuthigte die Belagerten so sehr, daß sie Anträge stellten, die Stadt zu übergeben, wenn freier Abzug der Streiter und Bewohner mit ihrer Habe gestattet würde. Unklug wiesen die Christen diesen Antrag zurück, denn bald darauf zerstreute eine neugerüstete Flotte Saladins die Pisanerschiffe und lief in den Hafen ein. Dieß Ereigniß beschloß den Feldzug. Saladin entließ sein Heer, die Christen aber blieben größtentheils den Winter über in ihrem verschanzten Lager, eifrig fortarbeitend an seiner noch größern Befestigung. So verging der Winter und der Frühling kam endlich. Saladins Heer schwoll an wie eine Lawine. Er rückte in seine alte Stellung ein, allein wie anders fand er das Lager der Christen! Wall und Gräben umgaben es und ließen es unangreifbar erscheinen. Belagerungsthürme von Holz sah man in ungeheurer Größe. Sein Plan ging fürs erste dahin, diese Thürme, Gegenstände des Schreckens für sein Heer, zu verbrennen. Dieß gelang ihm. Zur Zeit des Pfingstfestes 1190 stürmte er 8 Tage lang das christliche Lager, aber völlig umsonst. Dennoch aber gelang es ihm, durch Brieftauben mit der Stadt in Verbindung zu bleiben, und, obgleich die Pisaner den Hafen umschlossen, unbemerkt kleine Schiffe mit Lebensmitteln in den Hafen zu schwärzen. Die lange Waffenruhe machte jedoch die Kreuzfahrer schwierig. So sehr auch die Fürsten und Ritter abriethen, so fiel endlich ohne Führer das Volk aus und Saladin an. Ein schreckliches Gemetzel, in dem 4000 Kreuzfahrer ihren Tod fanden, war die traurige Folge solcher Thorheit. Hierzu kam die Trauerbotschaft von Friedrichs Tod und eine unselige Entzweiung im Heere selbst. Hätte Saladin diese Momente benutzt, er würde Ptolemais aufs glänzendste entsetzt haben. Zum Heile der Kreuzfahrer erschien Herzog Friedrich von Schwaben, des Kaisers edler Sohn, mit dem Reste seines Heeres vor Ptolemais. Saladin blieb unthätig; er war leidend. Nur auf Vertheidigung beschränkte er sich und wich sorgsam einer Schlacht aus. Während dieser Zeit griffen die Pisaner den, den Hafen schützenden Fliegenthurm an. Der Angriff war wohlgeleitet, aber das Mißgeschick verfolgte die Christen. Mit dem Verluste dreier Schiffe zahlten die Pisaner diesen Angriff. Eben so erfolglos und unglücklich war ein Angriff auf die Mauern der Stadt. Glücklich im Gegentheile waren die Ausfälle der Belagerten fortwährend — und der Hunger riß im Christenheere ein.

Es gränzt wirklich ans Wunderbare, daß trotz dieses vielseitigen Ungemachs der Christen Begeisterung nicht unterlag, vielmehr eine entscheidende Unternehmung hervorrief, welche durch

die Krankheit Saladins und den Mißmuth mehrerer Emire seines Heeres begünstigt zu werden schien; aber Saladin wich jedem Kampfe mit großer Gewandtheit aus und das Christenheer kehrte nach vielen kleinen, aber keinem Hauptgefechte, nach dem Lager zurück. Noch ein unglückliches Gefecht beschloß den Kampf des Jahres 1190. Die Heerestheile blieben im Lager stehen, wo das größte Ungemach, namentlich eine Hungersnoth, sie während des ganzen Winters plagte und sie aufrieb. Mißhelligkeiten unter den Fürsten und Rittern steigerten die traurigen Zustände aufs höchste. Zwar brachte der Frühling des Jahres 1191 Lebensmittel, aber Muth, Kraft, Eintracht brachte er nicht. Dieß war der Grund, daß die Belagerung sehr schwach betrieben wurde. Dennoch blieb ein edlerer Kern im Heere standhaft. Es entstand der deutsche Ritterorden aus diesem edleren Kerne, der viel Gutes wirkte; dennoch aber war der Frühling des Jahres 1191 ruhmvoll für das Kreuzheer sowohl als das Saladins. Anderthalb Jahre wurde nun schon um die Stadt gekämpft, und auf beiden Seiten war eigentlich kein Gewinn aufzuweisen. Daher war denn auch in dem Heere Saladins das Mißvergnügen groß, und eben so groß in Ptolemais selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Assisengericht in Mainz.

Blasdeck und seine Diebsbande.

Mainz, den 14. Dez.

Heute bietet der Gerichtssaal ein sehr belebtes Bild dar. Wie bei den wichtigsten Prozeduren, drängt sich Alles auf den Gängen und Treppen des Justizpalastes. Der den Geschwornen und Zeugen reservirte Raum ist gänzlich angefüllt und Tribünen sowohl, als Gallerie enthalten Zuschauer beiderlei Geschlechts.

Die dem Gerichte, den Vertheidigern und dem Gerichtspersonal angewiesenen Stellen sind heute besonders stark besetzt, denn außer dem Präsidenten und 4 Richtern sind wegen der lange dauernden Verhandlung noch 2 Ergänzungsrichter, statt einem, 2 Gerichtsschreiber, 3 Ergänzungsgeschworne und 11 Anwälte und Advokaten anwesend. Hr. Substitut Crève versieht allein die Funktionen der Staatsbehörde. Stöße von Akten füllen alle Tische; ein an den Sitzungssaal stoßendes Zimmer ist mit gestohlenen, bei den Verbrechern aufgefundenen Gegenständen und andern pièces de conviction beinahe ganz angefüllt, die in 12 großen Kisten und Säcken aufbewahrt sind.

Gleich nach 10 Uhr, nachdem eine frühere Cause, die sich mit einer Verurtheilung zu 5jähriger Zwangsarbeit endigte, abgethan war, wurden die 7 Angeklagten, umringt von Gensdarmen, eingeführt. Sie nahmen auf der Anklagebank ihre Sitze ein. Zuerst saß der Chef der Bande, Thomas Blasdeck, ein kräftiger Mann, den man eher 54 als 64 Jahre alt glauben sollte. Ein dicker schwarzer Bart umgibt sein ganzes Gesicht. Sein schwarzes Haupthaar ist über die niedere Stirne gekämmt und hängt bis auf die dicken, einen fortlaufenden Bogen bildenden Augenbrauen, unter denen ein paar kleine schwarze Augen hervorblitzen, die dem Gesichte einen Zug von Verschmitztheit und Entschlossenheit geben, der durch die spitze kurze Nase und das lange Kinn noch vermehrt wird. Nichts scheint auf diese eisenfeste Natur einzuwirken und wenn eine augenblickliche Röthe die blaßbraune Farbe ändert, so ist sie in einem Momente schon wieder verschwunden. Blasdeck ist von mehr als mittler Größe und hat, obgleich er schon vor langer Zeit den Dienst verließ, immer noch militärische Haltung.

Seine neben ihm sitzende Ehefrau muß ehemals schön gewesen seyn. Entschlossenheit und Keckheit sind ihr auf der Stirne geschrieben. Sie warf ihrer Tochter bei einigen Stellen des Anklageaktes, wo von ihren Aussagen die Rede war, zornige Blicke zu.

Müller, der Schwiegersohn der beiden Vorhergehenden, hat durch sein schwarzes Kopfhaar, den rothen starken Bart und die Blässe seines Gesichts, die große Nase und das kleine eingezogene Kinn ein auffallendes Aussehen. Sein unsteter Blick und die wechselnde Gesichtsfarbe zeigen, daß ihm die Lage, in der er sich befindet, nicht gleichgültig ist.

Seine neben ihm sitzende Gattin sieht eher einem Mädchen von 18 Jahren als einer Frau von 22 gleich. Sie hat kohlschwarzes, sorgfältig geordnetes Haar, eine schön gewölbte Stirne und große schwarze Augen, mit denen sie zu kokettiren scheint. Sie hat eine sanfte Sprache und benimmt sich mit Ruhe. Wenn ihr Name genannt wird, überzieht tiefe Röthe ihr Gesicht.

Die fünfte Angeklagte, Barbara Dörtinger, hat feine Züge. Ohne Bewegung sitzt sie da, die Hände über dem Schooße gefaltet. Nur einmal, als der Präsident ihr vorhielt, wessen sie beschuldigt sey, schlug sie die Augen auf und schüttelte zum Zeichen, daß dieses nicht wahr sey, mit dem Kopfe.

Die zwei jüngsten der Angeklagten, Elisabetha Gardoll, 15 Jahre, und Barbara Koch, 12 Jahre alt, sitzen hinter den Andern auf einem besondern Sitze. Beide sind nicht häßlich, sehen sich aber frech um. Die jüngere fing jedoch an, zu weinen, als der Präsident sie aufrief und ihr sagte, wessen sie angeklagt sey.

Zwei volle Stunden dauerte die Ablesung des Verweisungs-Urtheils und des Anklageaktes, obgleich die detaillirte Nachweise der vielen gestohlenen Waaren und Effekten gänzlich überschlagen wurde. Bei manchen derselben belief sich der Werth der entwendeten Gegenstände auf mehrere hundert Gulden. Ganze Läden und Magazine wurden ausgeleert, ohne daß man eine Spur, wo die Sachen hingekommen, auffinden konnte und dieses während 16 Jahren! Mehr als 30 Zeugen von Mainz sind geladen. — Gestern sind auch die im Herzogthum Nassau verhafteten Theilnehmer unter Bedeckung hier angekommen.

Frankfurt, den 14. Dec. 1840.

Weihnachten, das schöne Fest der Herzensfreudigkeit, das Fest der Liebe und der Menschenbeglückung, naht rasch heran! Schon mehrere Wochen lang ist der Christmarkt glänzend und buntscheckig, mit den schönsten Puppen aller Größe, mit frischgrünen Bäumchen und den wundersamsten Sächelchen ausstaffirt. All' diese Herrlichkeiten, diese „Tausend und eine Nacht", diese Mährchenwelt in belebten Bildergruppen, ziehen besonders das große, schaulustige und darnach verlangende Heer der Kinder an, die öfters, im Anschauen derselben versunken, vor Freude darüber in die Hände klatschen und unwillkürlich ausrufen: „Ach! ich wollt', ich hätte dieses; ich wollt', ich hätte jenes!"

— Wirklich, dem sinnigen Beobachter erweckt es ein wonniges Gefühl, gegenwärtig Abends den Christmarkt und die belebteren Straßen unserer Stadt zu durchwandern, daselbst das Hin- und Herwogen der Menge vor den Weihnachts-Ausstellungen wahrzunehmen und zu sehen, wie sich Jung und Alt hinzudrängt, um Christgeschenke einzusehen und einzukaufen. Wer solche Abendwanderungen unternimmt und sie öfter wiederholt, wird immer neu sich darnach angezogen fühlen, so wohlthuend wirken oft auf das Gemüth die Aussprüche der versammelten, staunenden Kinderwelt. — Eine eigene Bemerkung ist die, daß man diesmal auch überaus viele Fremde hier ihre Weihnachts-Einkäufe machen sieht, wozu besonders die durch die Taunus-Eisenbahn so sehr erleichterte Communication das Meiste beitragen mag. Unsern Pracht-Waarenmagazinen aller Art auf der Zeil, der Katharinenpforte, der Neuenkräme, dem Römerberg u. s. w. kommen gegenwärtig, außer den einheimischen, auch eine große Menge fremder Einkäufer und Einkäuferinnen aus den Nachbarstädten zu, so, daß es überall vollauf zu thun gibt. Wer aber fühlt sich auch nicht angezogen von der Pracht, Mannichfaltigkeit und Schönheit der Waaren-Ausstellungen eines Böhler, Bing, Steigerwald, Breul, und wie sie alle heißen, die berühmten Firmen der Frankfurter Luxus- und Moden-Magazine? Wenn des Abends in denselben die tausende von hellen Gasflammen leuchten, die die Nacht zum Tage umwandeln, so wird das Auge fast verblendet von dem Glanze und dem Schimmer der Waaren-Schönheit. Alles ist hier so sinnig geordnet, so bequem zum Einkaufe aufgestellt, und so mannichfaltig die Auswahl, daß es einem gewiß nicht schwer fällt, Gegenstände nach seinen Wünschen vorfinden zu können. Neulich sah ich mehrere sehr elegant gekleidete Damen das an Eleganz und Großartigkeit sich besonders auszeichnende Magazin der Herren Bing Gebrüder verlassen. Sie konnten, reich beladen mit eingekauften Waaren, nicht fertig werden, den schönen Eindruck ihren Freundinnen zu schildern, welchen die Waaren-Ausstellungen dieses reichen Magazins auf sie machten. Dieses (erzählten sie) sey in drei Abtheilungen eingetheilt, wovon jede einzelne ein für sich bestehendes Ganzes bilde, sowohl in Luxus-, als in Bedürfnißgegenständen. Statt von einem Laden in den andern gehen zu müssen, gehe man hier von einem wohleingeheizten Magazin in das andere, ohne sich der Kälte oder der Nässe aussetzen zu müssen. Hier finde man vereint, was man in andern Hauptstädten Europas nur getheilt finde, und zwar von den billigsten bis zu den theuersten Gegenständen. — Es ist wirklich eine Lust, und es gereicht unserer Stadt zur Ehre, hier Etablissements der Art gegründet zu sehen, die ihres Gleichen suchen. Die Frankfurter Kaufleute wetteifern und geizen darnach, ihrer Vaterstadt den alten feststehenden Ruhm, immer das Neueste und Schönste bieten zu können, bei der gegenwärtigen starken Concurrenz nicht erbleichen, sondern immer mehr den Zeitbedürfnissen angepaßt zu sehen, was freilich auch meist große Capitalien und öfters auch starke Aufopferungen erfordert.

Mannichfaltigkeiten.

(Preßburg, 21. Nov.) Kaum daß einer unserer achtbarsten Magistrats-Beamten einem tödtlichen Rachversuche entgangen, wiederholt sich daselbe Factum in den untersten Kreisen der Gesellschaft. Der Laufbursche des hiesigen Theaterzettel-Trägers war triftiger Ursachen wegen entlassen, und der wichtige Posten durch ein anderes Individuum besetzt; der von seiner Höhe Herabgestürzte schwört dem Nachfolger — von dem er behauptet, er habe ihn durch Kabale verdrängt — blutige Rache, verschafft sich ein Pistol sammt Munition und schießt beim ersten Zusammentreffen vor aller Welt auf den verhaßten Nebenbuhler, ohne ihn jedoch zu treffen. Eingezogen und vor den Richter gestellt, gesteht er in Phrasen, wie wir sie von den Pariser Attentaten her kennen, Willen und That. Ewig Schade! — das Bürschchen hätte zur Celebrität gelangen können, wenn er in die rechten Hände gerathen wäre. (Agram. Z.)

Die Dampfmaschinen in England sollen die Arbeit von sieben Millionen und vierhundert und achtzigtausend Menschen verrichten.

Ein Staatsgefangener in Smyrna, der im Gefängniß verhungern sollte, dessen Strafe aber später verwandelt wurde, lebte nach achtundzwanzig Tagen noch. Er hatte sein Leben durch ein Schächtelchen Oblaten erhalten, in dem sich auch ein kleines Stück Gummi elasticum befand. In der letzten Zeit hatte der Unglückliche auch den Schachteldeckel allmählig verzehrt.

Ein Pariser Conditor macht seit einiger Zeit gateaux à la Lafarge (Lafarge-Kuchen).

(Frankfurt, 14. Dez.) Postalisches. — Bekannt und anerkannt ist das Bestreben sämmtlicher deutscher Ober-Postbehörden, durch treffliche Einrichtungen den gesteigerten Anforderungen des öffentlichen Verkehrs entgegen zu kommen. Als charakteristischer Fortschritt in diesem Bestreben ist das Erscheinen einer Postreisekarte von Deutschland zu bemerken, welche unter der Leitung der General-Administration der königl. baier. Posten bearbeitet worden ist und durch die Kunsthandlung von Piloty und Löhle in München dem größeren Publikum als ein offizieller Reisebehelf angeboten wird. Ausführung und Stich dieser Karte lassen nichts zu wünschen übrig und eben so zweckmäßig als neu und originell erscheint die Art und Weise, wie der Betrieb der Dampfschifffahrt und der Eisenbahnen graphisch dargestellt ist. Wer die Mängel und Fehler so vieler Postkarten kennt, welche von Industrierittern herausgegeben werden, die sich gewöhnlich auf das Copieren veralteter Materialien beschränken, kann es der baierischen General-Post-Administration gewiß nur sehr verdanken, daß sich dieselbe an die Spitze eines Unternehmens gestellt hat, welches die Beachtung des Publikums in hohem Grade verdient.

(Gewerbverein.) In der Versammlung der Gewerbtreibenden werden Freitag den 18. Dez. vorgezeigt werden: Mehrere neue Werke, Ornamente und Musterzeichnungen enthaltend. Vorgetragen wird: Ueber ein Verpackungsmittel, um Fleisch, Würste ꝛc. bei langdauernden Versendungen vor Verderben zu schützen. — Leichtere Methode, in unebenen Flächen bestimmte Formen auszuzeichnen, für Spengler, Schreiner ꝛc.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 17. Dez. Iphigenie in Aulis, große Oper in 3 Abth., Musik von Gluck.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 353. Freitag, den 18. December 1840.

Die Gefangenen des Kaukasus.

(Von Xavier de Maistre; aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

Zwar nun der Stütze eines Pferdes beraubt, jedoch der Gefahr überhoben, verfolgt werden zu können, richteten sie ihre Schritte nach einem mit Felsen gekrönten Hügel, die ihnen von ferne entgegen winkten, eines Theils, um sich hinter denselben zu verbergen, andern Theils, um bei einbrechender Nacht unter ihrem Schutze zu weilen. Berechneten sie den zurückgelegten Weg, so konnten sie, ihrer Ansicht nach zu urtheilen, nicht mehr weit von den Wohnungen der friedlichen Tchetchengen seyn; doch nichts war weniger gerathen, als sich diesen Menschen auszuliefern, deren Verrath nur allzu wahrscheinlich ihr Verderben herbeiführen konnte; und doch war es bei dem leidenden Zustande Kaskambo's höchst schwierig, den Tereck ohne Hülfe zu erreichen. Da auch ihre Vorräthe erschöpft waren, brachten sie den übrigen Rest des Tages in dumpfem Schweigen hin, weil sie sich ihre gegenseitigen Besorgnisse nicht zu gestehen wagten. Gegen Abend bemerkte der Major, daß sich sein Denchik mit der Hand vor die Stirne schlug, und ihm dabei ein tiefer Seufzer entschlüpfte. Erstaunt über die plötzliche Verzweiflung, die sein unerschrockener Gefährte bis jetzt noch nicht gezeigt hatte, fragte er ihn um die Ursache derselben. „Herr," erwiederte Iwan, „ich habe einen großen Fehler gemacht!" „Gott möge uns denselben verzeihen," antwortete, sich bekreuzend, Kaskambo. — „Ja, versetzte Iwan, „ich habe vergessen, jenen großen schönen Karabiner mitzunehmen, der im Zimmer des Kindes lag. Was sagt Ihr dazu, daß mir das nicht früher einfiel? Ihr habt aber damals so viel Lärm gemacht, daß ich ihn vergaß. Ihr lacht? Es war der schönste Karabiner im ganzen Dorfe. Ich würde ihn dem ersten Manne, der uns begegnet wäre, zum Geschenk gemacht haben, um ihn in unser Interesse zu ziehen; denn in dem Zustande, in dem ich Euch erblicke, weiß ich nicht, was ich anfangen soll, so können wir unsern Marsch nicht vollbringen."

Das Wetter, das sie bis jetzt begünstigte, änderte sich im Laufe des Tages. Ein kalter Wind, der von Rußland her blies, warf ihnen Hagelkörner in's Gesicht. Sie gingen mit einbrechender Nacht weiter, nicht mit sich einig, ob sie irgend ein Dorf aufsuchen oder vermeiden sollten. Doch der lange Weg, der noch in dieser Voraussetzung zu machen blieb, wurde für sie durch ein neues Unglück, das ihnen gegen Ende der Nacht zustieß, unmöglich. Als sie über einen kleinen Graben steigen wollten, den noch zurückgebliebener Schnee deckte, brach unter ihren Füßen das Eis, so daß sie bis an die Knie in Wasser zu stehen kamen. Die Anstrengungen Kaskambo's, um sich heraus zu arbeiten, durchnäßten nun auch noch seine Kleider. Seit sie sich auf dieser Reise befanden, war die Kälte noch nicht so durchdringend gewesen; das ganze Feld ringsum war weiß mit Hagel übersäet. Nach einem viertelstündigen Marsche fiel der Major, nicht nur aus Erschöpfung und Schmerzen, sondern von Kälte erstarrt, zur Erde, und weigerte sich, weiter zu gehen. Da er es als eine Unmöglichkeit betrachtete, das Ziel seiner Reise zu erlangen, sah er es als eine unnöthige Barbarei an, seinen Gefährten, der allein so leicht entkommen konnte, zurückzuhalten. „Höre, Iwan," sagte er zu ihm, „Gott ist mein Zeuge, daß ich Alles that, was ich vermochte, um die Hülfeleistungen mir zu Nutzen zu machen, die Du an mich verschwendetest; allein Du siehst nun wohl, daß sie mich nicht mehr zu retten vermögen, und daß mein Schicksal entschieden ist. Verfüge Dich zur Linie, lieber Iwan, kehre zu unserm Regiment zurück, das ist mein Befehl. Sage meinen ehemaligen Freunden und Vorgesetzten, daß Du mich hier den Raben als Speise zurückgelassen, und daß ich ihnen ein besseres Loos wünsche. Ehe Du aber von hier gehest, erinnere Dich eines Schwurs, den Du mir dort bei dem Blute unserer Wächter ablegtest. Du hast dort geschworen, die Tchetchengen sollten sich meiner nicht lebendig bemächtigen; nun halte Wort." Mit diesen Worten streckte er sich auf der Erde aus, und bedeckte sich gänzlich mit seiner Bourka. „Es bleibt noch ein Mittel," antwortete ihm Iwan, „das ist, eine Tchetchengenwohnung aufzusuchen, und den Herrn derselben durch Versprechungen zu gewinnen. Sollte er uns auch verrathen, so haben wir uns doch wenigstens nichts vorzuwerfen. Sucht Euch nur noch bis dorthin zu schleppen; oder noch besser," fügte er, seinen Herrn stillschweigend betrachtend, hinzu, „ich gehe allein, und suche einen Tchetchengen zu gewinnen; nimmt die Sache eine gewünschte Wendung, so kehre ich zurück, um Euch zu holen; fällt sie schlecht aus, komme ich um, und kehre nicht wieder, so nehmt hier das Pistol." Kaskambo streckte seine Hand unter der Bourka hervor und ergriff das Pistol.

Iwan bedeckte ihn mit Gras und dürrem Strauchwerk, aus Furcht, er möchte während seiner Abwesenheit von Jemand entdeckt werden. Als er sich anschickte, wegzugehen, rief ihn sein

Herr mit folgenden Worten noch einmal zurück: „Iwan, höre meine letzte Bitte: wenn Du über den Terek gelangen und meine Mutter ohne mich wiedersehen solltest, so . . . .“

„Herr,“ unterbrach ihn Iwan, „ich komme noch heute wieder zu Euch, und solltet Ihr umkommen, so wird mich weder Eure, noch meine Mutter wieder sehen.“

Nachdem er eine Stunde gegangen, bemerkte er auf einer kleinen Anhöhe zwei Dörfer, die zwei bis drei Werften von einander entfernt liegen mochten; das war aber nicht, was er suchte; er wünschte ein einzelnes Haus zu finden, in welchem er sich, ohne daß er gesehen wurde, einschleichen konnte, um dessen Gebieter heimlich für sich zu gewinnen. Der entfernte Rauch eines Kamins ließ auch wirklich ein solches nach seinem Wunsche entdecken. Er verfügte sich sogleich dorthin und trat ohne Zaudern in dasselbe. Der Herr des Hauses saß auf der Erde, mit dem Flicken seiner Stiefeln beschäftigt. „Ich komme,“ sagte Iwan zu ihm, „Dich zu fragen, ob Du zweihundert Rubel verdienen willst, und Dich zugleich um einen Dienst anzusprechen. Du hörtest ohne Zweifel vom Major Kaskambo sprechen, den die Gebirgsbewohner gefangen nahmen? Wohlan, diesen habe ich entführt; er ist hier, nur ein paar Schritte entfernt, krank, und in Deiner Gewalt. Wenn Du ihn seinen Feinden ausliefern willst, werden sie Dich ohne Zweifel loben; Belohnung wirst Du aber keine erhalten, das weißt Du auch. Willigst Du aber im Gegentheil ein, ihn zu retten und ihn nur drei Tage bei Dir aufzunehmen, so gehe ich nach Mosdok, um Dir dort zweihundert Rubel in klingender Silbermünze gegen seine Auslieferung zu holen; weichst Du aber von der Stelle,“ fügte er, seinen Dolch ziehend, hinzu, „und machst Lärm, um mich festzuhalten, so bringe ich Dich auf der Stelle um. Gieb augenblicklich Dein Wort, oder Du bist verloren.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf einige frühere Belagerungen und Eroberungen Saint Jean d'Acre's.

(Fortsetzung.)

Der Kommandant der Stadt, Husameddin Abulhaidscha, konnte die Belagerten kaum mehr in Ruhe erhalten. Saladin sah die Noth ein, ihn zu ersetzen und neue Truppen in die Stadt zu werfen. Dieß gelang zwar, allein der neue Befehlshaber, Saifeddin Meschtub, sah sich in die Noth versetzt, diesen neuen Truppen Muth einzuflößen, den sie nicht hatten. So stand es in Ptolemais. Vor seinen Thoren sah es nicht besser aus. Haß, Neid, Zwietracht, Chikane, kurz Alles, was eine gemeinsame Thätigkeit lähmen und zu nichte machen kann, das wohnte und waltete hier offen und verdeckt, und war dem Feinde günstiger als der guten Sache; ja der Markgraf von Tyrus ging selbst im Rufe, von dem Gelde des Sultans bestochen zu seyn, und rechtfertigte den Ruf durch mehr als zweideutige Handlungen. Im April 1191 erschien endlich König Philipp August von Frankreich im Lager, ohne jedoch ein bedeutendes Heer mit sich zu führen. König Guido, dessen Rolle im Lager ohnehin durch seinen Feind, den Markgrafen von Tyrus, der selbst nach der Krone rang, sehr beeinträchtigt war, sah, wie der König von Frankreich diesem zuneigte. Er verließ das Lager und ging nach Cypern mit wenigen Treuen, um sich die Gunst Richards Löwenherz zu erwerben, und diesen als Gegengewicht für seine Schaale sich zu sichern. Für die Eroberung der Stadt geschah wenig, fast nur das Nothdürftigste, da der König von Frankreich Richards Ankunft abwarten wollte, um zu stürmen. Dieser kam im Monat Junius an. Er trat mit einer vollgültigen Empfehlung ins Lager, denn er hatte auf der Fahrt ein großes Schiff Saladins mit ungeheuern Vorräthen vernichtet, daher war sein Empfang höchst glänzend. Grade dieser glänzende Empfang, dieser Jubel, legte den Grund zu neuem Unheil, denn er entzündete in Philipp Augusts Seele den heftigsten Neid gegen Richard; er war der Abgott des Lagers und aller Streiter, selbst der Franzosen, die ihres Königs Heer verließen und zu Richard übergingen. Das mehrte die Spannung. Obwohl Richard schwer erkrankte, so betrieb er doch die Belagerung rasch und entschieden. Aber auch Saladin rückte näher, und so oft die Christen einen Anfall unternahmen, fiel er, durch Zeichen benachrichtigt, dem Heere in den Rücken, und vollends war die Entzweiung der Könige so weit gestiegen, daß, als Philipp August einen Sturm beschloß, Richard keinen Antheil nahm und die nichtigsten Vorwände aufsuchte, sein Zaudern zu bemänteln. Aber auch Richards Unternehmungen mißlangen. Besonders schadete das griechische Feuer der Belagerten den Belagerern durch Zerstörung ihrer Maschinen. Stürme folgten sich rasch, aber alle erfolglos. Da richtete die Zwietracht mächtiger ihr Haupt empor, denn Richard nahm die Partei des Königs Guido. Ja, selbst Versuche des Friedens mit Saladin wurden gemacht. Nichts desto weniger wurde die Belagerung fortgeführt und der Zustand der Stadt stets bedrohter und gefahrvoller, denn ihre Noth wuchs und Entmuthigung ergriff die heidnischen Streiter. Die Mauer war untergraben. Nur das griechische Feuer wehrte einen Sturm der Engländer und Pisaner ab; allein an ein längeres Halten war kaum mehr zu denken. Die Befehlshaber knüpften Unterhandlungen zur Uebergabe an. Mehrmals zerschlugen sie sich theils durch übertriebene Forderungen der Kreuzfahrer, theils durch ihre Zwietracht. Endlich aber wurde ein fester Vertrag geschlossen. Die Stadt sollte übergeben werden mit allen Vorräthen und Schätzen, allen Schiffen im Hafen und allem Geräthe. Dreihundert Gefangene sollten ihre Freiheit erhalten, die Besatzung aber nur zum Theil entwaffnet, jedoch mit Weib und Kind abziehen; ein auserlesener Theil nebst den Emiren mußte aber als Geißel zurückbleiben, bis Saladin folgende Bedingungen würde erfüllt haben, nämlich: er sollte das heilige Kreuz zurückgeben, zweimalhunderttausend Byzantinen zahlen und zweihundert gefangene Ritter nach Auswahl der Könige und fünfhundert andere gefangene Christen freigeben.

Die Feindseligkeiten wurden nun eingestellt. Als Saladin diese Kunde vernahm, gerieth er in große Bestürzung. Er mußte ihn genehmigen und Ptolemais ging über. Saladin war tief gebeugt durch diesen Verlust. Er zog sein Heer zurück, um Jerusalem und seine übrigen Eroberungen zu schützen.

(Schluß folgt.)

Assisengericht in Mainz.

Blasdeck und seine Diebsbande.

Mainz, den 16. Dez.

Einen der interessantesten Momente der Verhandlungen, die nun schon zwei Tage gewährt haben, bot das Verhör dar, welches der Hr. Präsident mit jedem der einzelnen Angeklagten vornahm. Jetzt ließ sich erwarten, daß man endlich einige Blicke in die Seele dieser so schwer beschuldigten Menschen thun, daß es vielleicht klar werden würde, wie es möglich war, daß während einer langen Reihe von Jahren in einer volkreichen Stadt, deren Straßen zu jeder Stunde der Nacht begangen werden, bei einer wachsamen Polizei, bei der Thätigkeit unserer Gerichtsbehörden Thüren und Laden geöffnet, Kassen bestohlen, Magazine geleert und eine unermeßliche Menge von Effekten und Waaren geraubt, versendet, verkauft, versetzt und im täglichen Gebrauche vor aller Menschen Augen benützt werden konnten, ohne daß man den Thätern auf die Spur kam und daß dieses Wesen vielleicht noch Jahre lang fortgesetzt worden wäre, wäre es nicht einem der Bestohlenen, Hrn. Lederhändler Kappes, gelungen, die Diebe zu entdecken und die Behörden auf ihre Spur zu leiten.

Die Anklage erklärt dieses Räthsel durch die innige Verbindung der Familie Blasdeck in Mainz mit der Familie Gardoll in Eltville. Sie sagt, in Mainz stahl man, im Rheingau, in den Taunusbädern machte man die gestohlenen Sachen zu Geld, oder man behielt sie im eigenen Gebrauche. Aber wie kommt es, daß man keinen Verdacht schöpfte, als man den Taglöhner Blasdeck nie arbeiten sah, als man bemerkte, daß Fuhren an dem Blasdeckischen Hause geladen und über die Brücke gebracht wurden, daß stets gefüllte Säcke und Körbe nach dem Eltviller Marktschiffe getragen wurden und nach dem Rheingau abzingen?

Blasdeck selbst war der Chef der Diebsbande, wenn eine solche bestand, zuverlässig nicht. Er mag zwar ein kräftiger, entschlossener Mann seyn; aber verschmitzt ist er nicht, das zeigen alle seine Antworten. „Ich weiß nichts", sagt er, wenn ihm die Effekten, in deren Besitze man ihn fand und die von den Eigenthümern erkannt worden, vorgelegt werden. Anders verhält es sich mit seiner Frau. Diese könnte wohl Hauptmann der Diebsrotte gewesen seyn. Voll Leben und Aufmerksamkeit verfolgt sie die ganze Debatte. Sie faßt den Kampf gegen die Justiz auf und sucht alle Schläge zu parriren; sie läugnet auch, aber sie sucht Alles zu erklären; sie faßt die Erklärungen ihrer Mitangeklagten auf, um sie günstig zu wenden und zu deuten. Blasdeck war eine Maschine in der Hand dieses Weibes. Gern überläßt er ihr das Schlachtfeld und wenn sie ihre verstorbene Schwester, ihren in Wiesbaden sitzenden Bruder und alle ihre auswärtigen Verwandten verdächtig macht, wenn sie sich als das unglückliche Opfer ihrer möglichen Uebelthaten darstellt, so brummt er stets vor sich hin: „ich weiß von gar nichts"

Seine Tochter, die 22jährige Barbara Müller, benimmt sich mit einer Ruhe, mit einem Gleichmuthe, die sehr zu ihren Gunsten sprechen. Die innere Zufriedenheit spiegelt sich in ihren großen dunkeln Augen, und wenn sie auf die an sie gerichteten Fragen antwortet, „sie habe die bei ihr gefundenen geraubten Effekten von ihrer Mutter bei ihrer Verheirathung als Aussteuer erhalten, und von ihren Verwandten, wenn sie bisweilen nach den nächtlichen Gängen gefragt, nie eine befriedigende Antwort bekommen" — so kann man ihr nur mit Mühe den Glauben an ihre Wahrhaftigkeit versagen. Ihr neben ihr sitzender Gatte ist ein ganz unbedeutendes Subjekt, er beschäftigte die Aufmerksamkeit der zahlreichen Versammlung nur dann, als er auf Befehl des Präsidenten den gellenden Gaunerpfiff, den man bei nächtlichen Expeditionen so oft in der Adlergasse vernahm, und der ein Zeichen der Ankunft gestohlener Sachen gewesen seyn soll, machte, der dann von der hinter ihm sitzenden Barbara Koch wo möglich noch ohrenzerreißender erwiedert wurde.

Dieses 15jährige Mädchen ist unerschöpflich in Erzählung dessen, was sich in und außerhalb des Blasdeckischen Hauses zutrug; dabei widerruft es aber eine Menge Mährchen, die sie während der Untersuchung hergelogen, und zwar, wie sie angiebt, auf Anregung eines gewissen Hiller, bei dem sie früher in Pflege gewesen.

Auf den Aussagen dieses Mädchens und den vorgefundenen entwendeten Gegenständen beruht beinahe das ganze Fundament der Anklage.

Elisabeth Gardoll gesteht mit kindlicher Naivität alles, was sie weiß; sie ist erst 12 Jahre alt, also noch zu jung, als daß man ihr irgend eine Schuld zur Last legen könnte.

Beide Mädchen müssen stets von den übrigen Angeklagten getrennt gehalten werden, um sie vor ihren Mißhandlungen sicher zu stellen. Das Zeugenverhör konnte, der angestrengtesten Thätigkeit ungeachtet, in den ersten zwei Tagen nicht beendigt werden. Es sind der vorgefundenen gestohlenen Gegenstände zu viele; jeder einzelne giebt Anlaß zu Fragen, zu Anerkennung und meistens auch zu Expertisen. Das erfordert alles viel Zeit, und wahrscheinlich wird vor morgen spät in der Nacht das Urtheil nicht gefällt werden. Unterdessen mehrt sich das Gedränge an den Thoren und im Innern des Justizpallastes. Hunderte verlangen Einlaß, und die Wache habenden Gensdarmen haben die größte Mühe, eine Ueberfüllung des Hauses und des Saales zu verhüten.

Mannichfaltigkeiten.

Die »Morningpost« erzählt folgende naive Erklärung der Königin: Als Prinz Albert seine Gemahlin zum ersten Male nach ihrer Entbindung sah, drückte er ihr in delicaten Worten die Besorgniß aus, das englische Volk möchte wenig erfreut über die Geburt einer Prinzessin seyn. Ihre Majestät erwiederte, ungeachtet des erschöpften Zustandes, in dem sie sich befand, mit großer Naivität: »Fürchte nichts, Albert, unser nächstes Kind soll ein Prinz seyn.«

(Berlin, 11. Dez.) Heute beginnt unser Weihnachtsmarkt aus dem Pflaster des Schloßplatzes und der Breitenstraße im Kerzenschein emporzusteigen, und die Gewölbe der Bijouteriehändler und Modisten gewähren bereits einen wahrhaft feenartigen Anblick; die Jugend läuft mit buntbemalten Fahnen und schnurrenden Waldteufeln jauchzend in den Straßen umher, und Aepfel und Nüsse werden in unübersehbaren Haufen feilgeboten.

(Karlsruhe, 14. Dez.) Auch hier kommen sehr raffinirte Betrügereien vor. Ein Knabe von 12 Jahren entlockte einem 7jährigen Knäbchen einen Kreuzthaler, der zur Zahlung des Schulgeldes bestimmt war, mit dem Bemerken: es sey zu wenig, da es 3 fl. seyn müßten;

wozu er ihm aber durch Auswechslung verhelfen wolle. Er ging in einen Laden, ließ wechseln und gab dem Kleinen einen kleinen Thaler mit der Versicherung, daß es nun 3 fl. seyen! Als der Geprellte bei Oeffnen des Papiers den Betrug merkte, war der jugendliche Betrüger verschwunden! —

Den Banquiers Brest, Gelpcke und Kucterling in Berlin ist unter dem 9. Dez. 1840 ein Acht hinter einander folgende Jahre, vom Tage der Ausfertigung an gerechnet, und für den ganzen preußischen Staat gültiges Patent auf eine nach der eingereichten Zeichnung und Beschreibung für neu und eigenthümlich erachtete Setzmaschine für Buchdrucker ertheilt worden.

(Berlin, 11. Dez.) Unsere heutige Haude- und Spenersche Zeitung enthält unter der Rubrik »Eingesandte Folgendes: Wir können nicht umhin, die Idee eines jungen hiesigen Kaufmanns, die am 7. d. zur Ausführung gekommen ist, hierdurch öffentlich mitzutheilen. Der Gebrauch, daß die Dienstboten, welche die nöthigen Waaren für ihre Herrschaften bei Kaufleuten holen, erheischt, daß sie zu Weihnachten kleine Geschenke von denselben erhalten. Der Kaufmann König, neue Friedrichsstraße, 54, veranstaltete sämmtlichen Hausmädchen, Köchinnen, Bedienten, Kutschern u. s. w., welche den Bedarf ihrer Herrschaften bei ihm entnahmen, im Mehlhause am 7. d. einen glänzenden Ball, bei welchem die 80 Theilnehmenden nicht nur freies Entree hatten, sondern es wurde ihnen auch Thee, Kuchen und Punsch gratis vertheilt. — Der Ball ging ohne alle Störung vorüber und dauerte bis Morgens 6 Uhr. Augenzeugen versichern uns, daß die Ballanzüge; so wie der Anstand, welcher dabei beobachtet wurde, den großen Bällen nichts nachgegeben haben soll. — Wenn andere Berliner Kaufleute dem Beispiel des Hrn. König folgen sollten, wollen wir zu diesem Artikel die nöthigen Randglossen machen. (Düsseld. Z.)

(Breslau, 9. Dez.) Auch der zweite Tag der großen Lossener Jagd ist sehr ergiebig gewesen. Es sind zusammen an beiden Tagen über 1700 Hasen geschossen worden. Die Zahl der Schützen belief sich über hundert.

(Amsterdam, 11. Dez.) Das religiöse Separatistenwesen schwindet hier immer mehr und mehr, nachdem die Regierung den separatistischen Prediger Scholten hier in Privathäusern predigen, taufen und kopuliren ließ, was die hier anwesenden Fremden bisweilen höchlich gewundert hat. Wir glauben aber, daß unsere Regierung darin den richtigen Takt hat; denn alles Unbedeutende zergeht selbst in seinem Nichts. Nur Excesse werden nicht geduldet, sonst können sich nach unserer Verfassung immer noch Juden und Christen, Schöppenstädter und Krähwinkler heirathen.

In Burtehude haben die Stammgäste eines Wirthshauses einmüthig beschlossen, dem Wirthe einen silbernen Becher zu schenken und zwar für die nationale Zubereitung der Leberklöse mit Sauerkraut. Der Becher wird die Inschrift haben:

»Dem Beförderer der Deutschheit — selbst in Speis' und Trank,
Widmet diesen Becher gesättigter Gäste Dank.«

Der Vorschlag hat so gefallen, daß man sogar ganz Burtehude zu Beiträgen auffordern will. Das Burtehuder Wochenblättchen erklärt, daß es Geldbeiträge annimmt — wenn welche einlaufen. (Gasth. Z.)

Die hessischen Zeitungen jubiliren; der heißeste Wunsch der Hessen sey erfüllt; es sey gewiß, daß eine Eisenbahn von Berlin über Leipzig, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach, Fulda nach Frankfurt gehe, mit einigen Nebenbahnen, eine nach Kassel, die andere durch das Werrathal nach Nürnberg.

Auf dem Donau-Mainkanal, besonders im Hafen zu Nürnberg, zeigte sich dieser Tage eine ausnehmende Lebendigkeit. Man hatte den Canal mit Wasser anlaufen lassen, damit das Erdreich vorläufig mit Wasser gesättigt werde. Dieses Wasser gab in den jüngsten Tagen des Frostes eine schöne Eisbahn, auf welcher sich die fahrende Jugend stundenweit ausdehnen konnte.

(Berlin.) Auf der vor dem Prenzlauer Thore auf dem Windmühlenberge gelegenen Windmühle des Mühlenmeisters Leberecht fand der Müllergeselle Koch am 13. d. M. früh dadurch seinen schnellen Tod, daß er mit seinen Kleidern dem Getriebe der Mühle so nahe kam, daß er in dasselbe hineingezogen und so todt gequetscht wurde. Der Brustknochen war ihm eingedrückt und mehrere Rippen und beide Unterschenkel waren gebrochen.

Museum.

Am 18. Dez. 1840.

Pastoralsymphonie von Beethoven.
Die deutsche Poesie im Jahr 1840; verfaßt und vorgetragen von Hrn. Dr. Th. Creizenach.
Lied von Schubert; gesungen von Fräul. Capitain.
Das Weihnachtsfest der Todten, Ballade; gesprochen von Mad. Frühauf.
Ferhad und Schirin, persischer Wechselgesang; componirt vom Kapellmeister Laurenz Schneider; gesungen von Fräul. Capitain und Hrn. Pischeck. (Manuscript.)
Pianoforte-Conzert von C. M. von Weber; gespielt von Fräul. Molendo.
Todtengräber Nord, oder der 15. Dezember 1840 zu Paris. Zeitgedicht; gesprochen von Hrn. Lußberger.
Lied von Schubert; gesungen von Hrn. Pischeck.
Ouverture zu Shakespeares „Lustigen Weibern von Windsor", von Emil Titl. (Zum Erstenmal.)

Der Anfang ist um halb Sieben Uhr; der Saal wird nicht früher als um halb Sechs Uhr geöffnet; der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her.

Alle Museumskarten sind nur persönlich gültig; Kinder können nicht zugelassen werden. Die verehrten Mitglieder und Abonnenten sind gebeten, sich mit ihren Eintrittskarten zu versehen, damit die an dem Eingang angeordnete Controlle genau beobachtet werden könne. Die Gastkarten angehend, sieht sich der Vorstand des Museums veranlaßt, im Interesse der Mitglieder die größte Beschränkung eintreten zu lassen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. Dez. Die Einfalt vom Lande, Lustspiel in 4 Abth., von Töpfer. (Gastrolle) Sabine: Dem. Adelheid Erck, vom großherzogl. Hoftheater zu Schwerin.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 354. Samstag den 19. December 1840.

Napoleon.

Während sich der Gallier Blicken ein betäubend Schauspiel weis't,
Schaut der Deutsche über'm Rheine an das Aschenfest im Geist.
Kühler ward der Haß, der gegen Frankreichs Herrn in ihm gekocht,
Leicht mitfühlend ihm das eig'ne Herz beim fremden Jubel pocht.
(Im Morgenblatt.)

An der Seine rauscht's von Kränzen, Ehrenpforten sieht man ragen;
Sonnt sich Frankreichs Metropole wieder an den Kaisertagen?

Naht von seiner Siebenhügelstadt gesandt der heil'ge Vater,
Um das schwanke Volk zu heilen von dem ew'gen Kriegshaber?

Läßt mit jenem Wunderöle, das vom Himmel nieder kam,
Philipp Ludewig sich salben in der Kirch' von Notre-dame?

Von St. Helena, dem fremden, holt man ab die Kaiserleiche,
Daß nicht mehr, vom schönen Frankreich fern', im wüsten Meer sie bleiche.

Nur inmitten seines Volkes, dessen Abgott er geworden,
Ruh' fortan der Aar, dem endlich aufgesprengt die Kerkerpforten.

Unter'm Glanz der Vendomesäule, von Trophäenschmuck umhangen,
Wogt's von Köpfen tausendfältig, ihren Kaiser zu empfangen;

Wie da durch Millionen Herzen lauter Freude Funke zückt!
Und den Bettler wie den Krüppel der Begeist'rung Glorie schmückt!

Dort, bedeckt mit hundert Narben, starr wie eine Felsenwarte,
Steht der Veteran — ein einsam Bruchstück jener alten Garde;

In den grauen busch'gen Wimpern regt sich eine Thrän' zumal,
Schaut er auf dem Knauf der Säule seinen kleinen Corporal

Mit dem grauen Rock und Hütchen, das er vor in Schlachten trug,
Dessen Name, zaubermächtig, drohende Armeen schlug.

Und den Alten faßt's gewaltsam — ist's 'ne alt Erinnerung?
Ist's der laute gewalt'ge Jubel? oder des Volk's Begeisterung?

Und sein Aug' glänzt schlachtentrunken und die sieggewohnte Wehr
Krampfhaft mit der Rechten faßt er, rufend laut: Vive l'empereur!

Horch, da brauf's in Donnergrüßen vom Montmartre her, wie alte:
Daß des großen Kaisers Leiche ihren stolzen Einzug halte.

Fr. Aulenbach.

Die Gefangenen des Kaukasus.

(Von Xavier de Maistre; aus dem Musée français.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Iwans bestimmte Sprache überzeugte den Tschetschengen, ohne ihn einzuschüchtern. „Junger Mann," sagte er zu ihm, seinen Stiefel ruhig bei Seite legend, „ich trage auch einen Dolch in meinem Gürtel, der Deinige erschreckt mich daher nicht. Wärest Du als Freund bei mir eingekehrt, so würde ich es nimmer gewagt haben, einen Mann zu verrathen, der einen Fuß über meine Schwelle gesetzt; nun verspreche ich aber Nichts. Setze Dich, und sage, was Du eigentlich willst." Als Iwan sah, mit wem er zu thun hatte, steckte er seinen Dolch wieder ein, ließ sich nieder, und wiederholte seinen Vorschlag. „Welche Gewährleistung giebst Du mir aber," fragte der Tschetschenge, „für das Halten Deiner Zusage?"

„Ich lasse Dir den Major selbst," antwortete Iwan; „glaubst Du, daß ich meinen Herrn zu Dir führen würde, um ihn bei Dir zu verlassen?"

„Nun, das ist gut, ich will Dir glauben; doch zweihundert Rubel sind zu wenig, ich will deren vier."

„Warum verlangst Du nicht viertausend, das kostet nichts; aber ich, der ich Wort halten will, ich biete Dir zweihundert, da ich weiß, wo ich diese haben kann, doch nicht einen Kopeken mehr. Willst Du durchaus, daß ich Dich hintergehen soll?"

„Nun, so sey es! Gehe, und hole die zweihundert Rubel; wirst Du aber in drei Tagen wiederkehren? und zwar allein?"

„Ja, allein, und in drei Tagen; ich gebe Dir mein Wort darauf; hast Du mir aber auch das Deinige gegeben? Wird der Major Dein Gast seyn?"

„Er ist mein Gast, so gut wie Du, von dem Augenblicke an, da Du mein Wort hast."

Nachdem sie sich die Hand gereicht, holten sie zusammen den Major, den sie vor Kälte und Hunger halbtodt herbei brachten.

Statt nach Mosdok zu gehen, verfügte sich Iwan sogleich nach Tcherveliauskaya-Staniza, weil er hörte, daß dieses näher lag, und sich dort ein bedeutender Kosacken-Posten befand. Hier wurde es ihm nicht schwer, die erforderliche Summe zusammen zu bringen. Die braven Kosacken, deren einige der Affaire anwohnten, die Kaskambo seine Freiheit gekostet hatte, ließen es sich sehr angelegen seyn, seine Ranzion zusammen zu legen. Am festgesetzten Tage reis'te Iwan ab, um endlich seinen Herrn zu befreien; doch der Obrist, der den Posten befehligte, irgend eine neue Verrätherei befürchtend, gestattete ihm nicht, allein zu gehen, sondern ließ ihn, ungeachtet der mit dem Tchetchengen getroffenen Uebereinkunft, durch einige Kosacken begleiten.

Diese Vorsicht wäre aber beinahe für Kaskambo unheilbringend ausgefallen. Sobald sein Wirth von ferne die Lanzen der Kosacken ansichtig wurde, hielt er sich für verrathen, und entfaltete sogleich den Muth und die Wildheit seiner Nation, indem er den Major, noch krank, auf das Dach seines Hauses schleppte, ihn an einen Pfosten band, und sich ihm, mit dem Karabiner in der Hand, gegenüber aufstellte. „Wenn ihr vorrückt," rief er, als Iwan so nahe war, daß er ihn hören konnte, und legte zugleich auf seinen Gefangenen an, „wenn ihr noch einen Schritt vorwärts macht, so schieße ich den Major nieder, und habe dessen ungeachtet noch fünfzig Patronen für meine Feinde und den Verräther, der sie anführt."

„Du bist nicht verrathen," rief ihm, für das Leben seines Herrn erzitternd, der Denchik entgegen. „Man hat mir diese Begleitung aufgedrungen. Ich bringe Dir zweihundert Rubel und halte mein Wort."

„Die Kosacken mögen sich entfernen," erwiederte der Tchetchenge, „oder ich gebe Feuer." Kaskambo selbst bat den Offizier, sich zurück zu ziehen. Iwan folgte eine Strecke weit diesem Detaschement, kehrte aber später allein zurück; der argwöhnische Räuber gestattete ihm aber nicht, sich zu nähern. Er ließ ihn die Rubel hundert Schritte von der Thüre entfernt auf den Fußsteig hinzählen, und befahl ihm, sich zu entfernen.

Sobald er sich des Geldes bemächtigt hatte, kehrte er auf das Dach zurück, warf sich dem Major zu Füßen, bat ihn um Verzeihung, und ersuchte ihn, die schlimme Behandlung zu vergessen, die er ihm, wie er sich ausdrückte, wegen seiner eigenen Sicherheit angedeihen zu lassen gezwungen gewesen.

„In meiner Erinnerung wird nur fortleben, daß ich Dein Gast gewesen, und daß Du Dein Wort gehalten," antwortete Kaskambo; „ehe Du aber mit Deinen Entschuldigungen fortfährst, löse meine Bande." Statt aller Antwort stürzte aber der Tchetchenge, als er Iwan zurückkehren sah, über das Dach hinab und verschwand wie der Blitz.

An dem nämlichen Tage wurde aber noch dem treuen Iwan das Vergnügen und der Ruhm zu Theil, seinen Herrn in den Kreis seiner Freunde zurückzuführen, die bereits daran verzweifelten, ihn wieder zu sehen.

Derjenige, der mir diese Geschichte mitgetheilt, passirte vor einigen Monaten Nachts Jegorievsky, und kam dort vor einem sehr hübschen, hellerleuchteten Hause vorüber; er stieg von seiner Kibika, und nahte einem Fenster, wo ihn das Schauspiel eines sehr belebten Balls erwartete, der im Rez de Chaussée statt hatte. Ein junger Unteroffizier beobachtete gleichfalls sehr aufmerksam, was im Innern des Gemachs vorging. „Wer giebt diesen Ball?" fragte der Reisende.

„Der Major, der Hochzeit hat."

„Und wie heißt der Major?"

„Er heißt Kaskambo."

Der Reisende, mit der seltsamen Geschichte dieses Offiziers bekannt, freute sich, seiner Neugierde gefolgt zu seyn. Er ließ sich den Neuvermählten zeigen, der, von Vergnügen strahlend, in diesem Augenblicke aller Tchetchengen und ihrer Grausamkeit vergaß. „Ich bitte Euch," fügte der Fremde hinzu, „zeigt mir nun auch noch den braven Denchik, der ihn befreit hat." Nachdem der brave Unteroffizier einige Zeit gezaudert, antwortete er ihm: „Das bin ich." Doppelt überrascht über dieses Begegniß, und noch mehr, ihn so jung zu finden, fragte ihn der Reisende nach seinem Alter. Er hatte sein zwanzigstes Jahr nocht nicht vollendet, und bereits, als Belohnung für seinen Muth und seine Treue, eine Gratification mit dem Unteroffiziersgrad erhalten. Dieser brave junge Mann genoß nun, nachdem er die Unglücksfälle seines Herrn freiwillig mit ihm getheilt und ihm Leben und Freiheit wieder geschenkt hatte, das Glück, die Hochzeit seines Herrn durch das Fenster mit ansehen zu dürfen. Als ihm aber der Fremde sein Erstaunen zu erkennen gab, daß er nicht Theilnehmer an dem Feste sey, indem er seinen Herrn dadurch des Undanks anklagte, warf ihm Iwan einen verächtlichen Seitenblick zu, und kehrte, die Arie: Hai luli, hai luli pfeifend, in das Haus zurück. Er erschien bald darauf im Ballsaale, und der neugierige Fremde stieg in seine Kibika, hocherfreut, nicht einen Hieb mit dem Beile über den Kopf erhalten zu haben.

Ein Blick auf einige frühere Belagerungen und Eroberungen Saint Jean d'Acre's.

(Schluß.)

Der Jubel des Einzugs in Ptolemais war ungeheuer, aber der Parteigeist zog mit ein und seine Saat grünte noch lange hin verderblich. Ueber die Beschimpfung des österreichischen Paniers durch König Richard sind die Nachrichten sehr getheilt. Nach der Einnahme der Stadt, erzählen Einige, in welche sich der König von England mit dem von Frankreich theilte, und alle andere Fürsten ausschloß, soll sich Leopold von Oesterreich einen Thurm angeeignet und sein Panier darauf aufgerichtet haben, welches Richard, da der Thurm seinem Stadttheile gehörte, herabreißen und in den Koth treten ließ; nach Andern soll es auf dem Zuge nach Askalon geschehen seyn, der der Einnahme von Ptolemais erst folgte und zwar bei der Besitznahme einer Herberge. Eine dritte Erzählung läugnet das Beschimpfen des Paniers, und unterlegt eine persönliche Beleidigung des Herzogs Leopold von Richard. Dieser entfremdete sich durch Stolz und herrisches Wesen übrigens alle Kreuzfahrer und Herzog Leopold war nicht der Einzige unter den Fürsten des Heeres, der aus dem gelobten Lande schied.

Ein trauriges Bild bot übrigens Ptolemais in dieser Zeit. Hader erfüllte die Stadt. Genueser und Pisaner lieferten sich

blutige Kämpfe. Der Markgraf Conrad von Tyrus, der Feind des Königs Guido, belagerte selbst die Stadt, und gab erst die Belagerung auf, als Richard von Askalon heranzog, um den innern Frieden herzustellen. Und wenn auch Ptolemais später der eigentliche Sitz des Königreichs Jerusalem wurde, so hörte sie damit nicht auf, der Sitz feindlicher Parteien zu seyn. In den folgenden wechselvollen Ereignissen war oft die Stadt der Ort wichtiger Begebenheiten; diese liegen jedoch nicht in unserm Plane, und wir gedenken nur noch einer drohenden Belagerung durch die Sarazenen im Jahre 1253, welche jedoch zurückgeschlagen wurde, um uns jener Belagerung zuzuwenden, welche die Stadt 1263 durch den Sultan Bibars Bondocdar erfuhr. Nachdem er auf seinem Zuge Alles verwüstet hatte, nahete er sich am 14. April des gedachten Jahres dem verschanzten Lager der Christen vor Ptolemais und eroberte es. Schon am andern Tage verheerten seine Schaaren die nächste Umgebung der Stadt und stürzten den festen Thurm Dok um, der vor der Stadt lag. Allgemeiner Schrecken erfüllte die Bewohner, denn die Grausamkeiten, welche an Bibars Namen geknüpft waren, verhießen ihnen das Entsetzlichste, wenn Bibars Sieger blieb. Dieß aber war um so mehr zu fürchten, als die Besatzung gering und durch den unglücklichen Ausgang des Kampfes vom vorigen Tage entmuthigt war. Wunderbarer Weise begnügte sich der Sultan mit der Verwüstung des Landes und dem Erschrecken der Stadt. Er hob plötzlich die Belagerung wieder auf und erlöste dadurch die Herzen von ihrer wohlbegründeten Furcht. Noch einmal erlitt die Stadt in der Folge eine kurze Belagerung, bis ihre letzte Stunde schlug. Schon unter dem Sultan Kalavun war die Eroberung der Stadt Ptolemais beschlossen. Man entsandte Boten um Hülfe an den Papst Nicolaus und die Könige und Fürsten des Abendlandes und rüstete dann die Stadt in aller Weise und ordnete alles an, was zu einer tapfern Vertheidigung nöthig war. Schon 1290 im Oktober zog Kalavun von Kairo aus; allein der Tod ereilte ihn unterwegs. Malek al Aschraf, sein Sohn und Thronfolger, ergriff des Vaters Plan mit Kraft, doch ließ er die Ausführung bis zum März 1291 ruhen und benutzte die Zeit, um desto nachdrücklichere Maßregeln zu ergreifen. In der Mitte dieses Monats kam es schon in der Ebene von Ptolemais zu wilden Kämpfen, aber erst am 5. April begann die Belagerung mit Hülfsmitteln und Kraftentwickelungen, wie sie kaum eine frühere Zeit behufs der Belagerung einer Stadt gesehen. Das erste Zeichen der Anwesenheit der Feinde war eine entsetzliche Zerstörung der Umgebung der Stadt. Das hätte den Belagerten zeigen können, wie nöthig es sey, durch Eintracht stark zu seyn; allein es war der Fluch, der auf allen gemeinsamen Unternehmungen in Syrien lag, der auch hier Venetianer und Pisaner mit den geistlichen Ritterorden entzweite. Dazu kam gräßliche Entsittlichung des Volkes; dennoch einte sie einigermaßen die Noth, und der König Heinrich von Cypern that ritterlich das Seine, um die Eintracht zurück zu führen. Leider schlossen die Sarazenen die Stadt täglich mehr ein, und als sie sogar schon die Mauer an einigen Stellen gebrochen hatten, entfloh ein Theil der Besatzung voll schmählicher Feigheit. Furchtbar war der Sturm am 16. Mai. Schon waren die Feinde in die Stadt gedrungen, als der Marschall Matthäus von Clermont mit ungeheurer Kraft und Muth sie zurückwarf; aber was konnte es helfen? Draußen die größte Macht, der feste Wille, nicht zu weichen — innen Noth hinter zertrümmerten Mauern. Da berieth man wegen Uebergabe der Stadt; allein der feste Muth der Tapfersten verwarf jeden Antrag der Art. Man rüstete sich aufs neue und gelobte Ausharren bis zum letzten Athemzuge. Am 18. Mai 1291 graute der unglückliche Tag des Sturms, der entscheidend wurde. Nach einem Kampfe, der an aufopferndem Heldenmuthe seines Gleichen kaum hat, wurden die Christen besiegt, und der blutgierige Alaschraf gab die Stadt der Zügellosigkeit seiner Streiter hin. Alle Greuel der Verwüstung bot die unglückliche Stadt dar. Mit Entsetzen wendet sich der Menschenfreund von diesem Bilde der fürchterlichsten Grausamkeit! — Mord, Raub überall! Nirgends Schonung und Erbarmen! Theuer verkauften die Meisten ihr Leben. Als der Sturm der Plünderung vorüber war und die Sarazenen die ungeheure Beute in Sicherheit hatten, ließ der Sultan die Mauern abtragen, die Kirchen und befestigten Burgen niederreißen, und dann die Stadt anzünden. Wochenlang wüthete die Flamme, bis sie keine Nahrung mehr fand, und Ptolemais und mit ihm die letzten Reste christlicher Herrschaft in Syrien vertilgt waren.

Literatur.

Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden (in alten und neuen Dichtungen), herausgegeben von August Nodnagel. Darmstadt. Verlag von Gustav Jonghaus.

Es war ein sehr verdienstliches Werk, den Geist des deutschen Volkes, wie er in hundert und aber hundert geheimnißvollen, reizenden oder naiven, schaurigen oder ethischen, immer aber sinnigen Sagen sich kundgibt, vor den Augen des Volkes herauf zu beschwören, — die eine herrliche Sonne unserer reichen Nationalität gleichsam durch's Prisma zu betrachten und sich bei allen reizenden Farben immer wieder unwillkürlich des vollen ganzen Strahles zu erinnern, ist kein geringer Genuß; ein erfreuliches Zeichen der Zeit ist endlich die beachtenswerthe Erscheinung, wie sich der Sinn für die heimische Sage immer mächtiger allerorten regt und wie sich anderseits tüchtige Männer damit beschäftigen, Fundgruben des kostbaren Materials anzulegen. In der genannten Sammlung von Nodnagel findet man nicht weniger als 283 deutsche Sagen und Legenden und zwar (was den Reiz für Leser aller Stände erhöht) in poetischen Bearbeitungen unserer besten vaterländischen Dichter. Mehr als der sechste Theil dieser poetischen Bearbeitungen ist neu, und hätte wohl schon an und für sich ein artiges Bändchen gefüllt. Die Namen Arndt, Bechstein, Karl Beck, A. Bube, Dingelstedt, Duller, Ebert, Freiligrath, Anastasius Grün, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Justinus Kerner, Kopisch, Julius Mosen, Gustav Schwab, Joh. Gabr. Seidl, Karl Simrock, der beiden Stöber, Tieck, Uhland, Wittich, des Herausgebers Nodnagel selbst und so vieler Anderer bürgen für den Werth hinlänglich. — Die Eintheilung des Materials ist folgende: Das erste Buch enthält die »Sagen von der Wasserwelt«, das zweite die Sagen von »Riesenzwergen, Kobolden und andern Geistern«, das dritte (unter dem Titel: »Todte leben«) die Sagen, in welchen sich die geheimnißreiche Ahnung von Seelenfortdauer ausdrückt, das vierte theilt »örtliche Sagen« mit, das fünfte »geschichtliche Sagen«, das sechste »Legenden und Sagen von Heiligen«, das siebente endlich »sagenhafte Anklänge«. Ist schon der Reiz der Unterhaltung, welchen diese Sammlung für Jedermann gewährt, groß, — so ist anderseits auch der wissenschaftliche Werth derselben ein bleibender. Wir haben den letztern nicht blos in der reichen und geschmackvollen Auswahl des Herausgebers, sondern auch in den beigefügten Anmerkungen erkannt, in welchen der Herausgeber treffliche Winke gibt über Zusammenhang, Verwandtschaft, Quellen und Abweichungen und schon mitgetheilte Behandlungen der betreffenden Sage, so daß man die Bemerkung unterschreiben darf: »Dieser Anhang gibt zum Theil einen Umriß unserer deutschen Mythologie, wie er für den

ganz zu wünschen wäre, dem es an Zeit fehlt, Grimm's tiefgefaßtes Werk zu studiren.« — Wir können nicht umhin, unsere Leser wiederholt auf die obengenannte treffliche und verdienstvolle Sammlung, und zwar gerade jetzt zur Weihnachtszeit aufmerksam zu machen, und werden einige Sagen daraus, die uns besonders angesprochen haben, den Lesern unserer Blätter demnächst als Proben mittheilen.

Korrespondenz.

Koblenz, 14. Dez.

Es ist in der neuesten Zeit manches schöne, Geist und Gemüth Ansprechende in Bezug auf das Hinscheiden des unvergeßlichen Königs Friedrich Wilhelm III. und den bei seinem Regierungsantritt mit so vieler Begeisterung verehrten theuerwerthen königlichen Sohn geschrieben und gedichtet worden, was in unserer schönen Provinz, wo deutsche Treue und deutscher Sinn lebendig sind, gewiß anerkannt wurde. Vorzüglich aber hat sich das bei dem Buchhändler Heinrich Arnold in Saarbrücken erschienene Schriftchen, betitelt: »Die Thronfolge Sr. Majestät Königs Friedrich Wilhelm IV.« ausgezeichnet, in welches die erhabensten Verheißungen und Vermächtnisse, welche der Thronbesteigung des jetzt regierenden Königs vorhergegangen und dieselbe begleitet haben, auf eine zweckentsprechende Weise aufgenommen sind. Die ganze Druckschrift in Octav-Format umfaßt 19 Seiten, und ist der Preis derselben ($1^1/_2$ Sgr. pro Ex.) so gering gestellt, daß die Anschaffung selbst dem Unbemittelten möglich ist. Möge diese von hohen Behörden, namentlich von dem königl. Regierungspräsidenten Hrn. v. Schaper in Trier, im Amtsblatte Nro. 49, bereits gebührend gewürdigte und empfohlene Sammlung jener denkwürdigen vaterländischen Urkunden sich im ganzen Staate recht verbreiten; möge sie für künftige Generationen in den einzelnen Familien, in jedem Hause, in jeder Schule angeschafft und mit eben der Sorgfalt aufbewahrt werden, wie unser innigst geliebter König seine treuen Unterthanen in seinem väterlichen Herzen bewahrt.

Mannichfaltigkeiten.

Der »Telegraph« bemerkt: »Thorwaldsen wird die für Frankfurt bestimmte Goethe-Statue nicht liefern. Die von ihm eingesandten Modelle und Zeichnungen sprachen nicht an. Ein so großer Bildhauer Thorwaldsen ist, so fehlt es ihm doch an Phantasie und Erfindung. Das große Aufsehen, welches das von Launitz'sche Gutenbergs-Denkmal machte, läßt voraussetzen, daß diesem auch die Anfertigung des Goethe-Standbildes wird übertragen werden. Die geistvollste und wahrste Idee für das Goethe-Standbild hat noch immer Bettina in ihrer Zeichnung ausgesprochen.«

In Wien hat Jemand eine neue Art von Theaterbau in Vorschlag gebracht. Eine große bewegliche runde Scheibe soll vor einer runden Oeffnung, die in das Auditorium geht, so oft herumgedreht werden können, daß jedesmal eine andere Scene erscheint und somit die gewöhnliche störende Art der Verwandlung aufgehoben wird. Noch besser wär's, wir kämen mit den Dekorations-Fortschritten unserer Zeit auf das altenglische Theater zurück. In einer großen Stadt, wie Wien oder Berlin, sollte man ein bretternes Theater für diesen Zweck vorläufig aufschlagen und Shakespeare's Stücke geben, besonders Richard III., der ohne die alte Bühnmeinrichtung kaum zu genießen ist. (Telegraph.)

(Augsburg, 13. Dez.) Gestern Nachmittags fand unter zahlreicher Begleitung aus den achtungswerthesten Ständen das Leichenbegängniß des durch seine Firma allbekannten Landkarten-Verlegers Hrn. Joh. Walch statt, welcher am 9. Dez. durch einen Blutschlag seiner trefflichen Gattin und zahlreichen Familie plötzlich entrissen wurde. Der Verstorbene genoß viele Jahre das Zutrauen seiner Mitbürger als Gemeindebevollmächtigter und Kirchenpfleger, leistete als Künstler, in letzter Zeit auch als Dilettant in der Glasmalerei, namentlich durch Restauration eines Fensters in hiesiger Domkirche, manches Schöne und hatte sich durch vielseitige Kenntnisse und heitern Humor einem weiten Kreis von Freunden und Verehrern gesammelt.

Die Königsstädter Bühne in Berlin ist nur noch Tummelplatz für Seiltänzer, Equilibristen, Taschenspieler.

(Nürnberg, 10. Dez.) Der unter Allerhöchster Genehmigung in das Leben getretene »Nürnberger Verein zur Verhütung der Thierquälerei« hat so eben seinen ersten Jahresbericht ausgegeben. Wenn auch der kurze Zeitraum von kaum einem Jahr, seitdem der Verein sich constituirte, noch keine tief eingreifenden Resultate seines Strebens erwarten ließ, so gibt doch der Jahresbericht die erfreuliche Gewißheit, daß der Verein ernstlich bestrebt gewesen ist, zu einer umfassenden und hoffentlich segensreichen Wirksamkeit für die Zukunft den Grund zu legen. Als Resultate der bisherigen Leistungen stellen sich dar: ein in mehreren tausend Exemplaren in Bayern verbreiteter Aufruf zum Anschlusse an den Verein; ferner eine in dessen Auftrag von Herrn Professor Daumer verfaßte populäre Schrift: »Gespräch über Thierquälerei und Thiermißhandlung« (die durch den Buchhandel an Alle, welche sie wünschen, gratis vertheilt wird), ein auf Verlangen der königl. Regierung an den Magistrat Nürnbergs erstatteter Bericht über die verschiedenen Gattungen von Thierquälereien; endlich die, in Folge der Wahrnehmungen der Vereinsmitglieder möglich gemachte Anzeige und polizeiliche Bestrafung von 16 Fällen der Thierquälerei. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich gegenwärtig auf 350, und es ist um so mehr zu hoffen, daß eine noch größere Anzahl von Gutgesinnten sich der Förderung der Vereinszwecke durch Wort und That beigesellen wird, als der Beitritt zum Verein jeder achtbaren Person ohne Unterschied des Standes und Geschlechts und der Religion, und auch ohne Entrichtung eines jährlichen Beitrags, freigestellt ist. Nürnberg gebührt die Ehre, die erste Stadt in Deutschland zu seyn, wo ein Verein zur Verhütung der Thierquälerei sich förmlich constituirte; seitdem ist auch Dresden nachgefolgt, und in Wien wird jetzt ebenfalls, dem Vernehmen nach, die Gründung eines ähnlichen Vereins beabsichtigt.

Wieder sind zwei deutsche Reisende Opfer ihres wissenschaftlichen Forschens geworden; Kielmayer starb in Afrika, nachdem er aus einer giftigen Quelle getrunken hatte, und Helfer, der in botanischen Zwecken reisete, wurde von den Eingeborenen der Andemanen-Inseln ermordet.

In Folge der Sclavenemancipation auf den englischen Inseln Westindiens sollen die Neger minder häufig die Kirche besuchen als sonst und zwar aus einem seltsamen Grunde. Als Sclaven durften sie bekanntlich durchaus keine Schuhe tragen; jetzt tragen sie dieselben und Strümpfe, schrumpfen sich aber außerordentlich, diesen neuen Schmuck zu beschmutzen und bleiben bei irgend schlechtem Wege deshalb lieber vom Gottesdienste weg, während sie sonst mit den bloßen Füßen bei jeder Witterung dahin gingen.

Auflösung der Charade in Nro. 351.

Zimmermann.

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. Dez. Die Einfalt vom Lande, Lustspiel in 4 Abth., von Töpfer. (Gastrolle) Sabine: Dem. Adelheid Teck, vom großherzogl. Hoftheater zu Schwerin.

Sonntag, 20. Dezember. Euryanthe, große Oper in 3 Abth., Musik von C. M. v. Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 355. Sonntag, den 20. December 1840.

Der Kirchner von Stockholm.

Verewigung, du bist wohl aller Worte Wort!
Uns Alle ruft ein Tag zur Todespforte fort;
Schmerzloser aber mag das Auge Jedem brechen,
Der weiß, man werde noch manch Wörtlein von ihm sprechen.
Doch, Spott, du bist die Schlang' am grünen Nachruhmbaume,
Du nagst im Wachen, nagst geheim daran im Traume,
Vergällst die schönste Frucht mit ekelm Geiferschaume.
So ging's dem Kirchner an dem Dom zu Stockholm auch.
Wie Jeder für den Ruhm will etwas thun nach Brauch,
So wollt' auch er es thun, und warum er denn nicht? —
Die Welt will sprechen, ihr gilt's gleich, von wem sie spricht.
Und an dem Strande schritt er sinnend auf und nieder,
Auf's Lager warf er sich des Nachts, auf sprang er wieder,
Las neue Kriegsbericht' und alte Heldenlieder,
Jedwedes wog er, was ihn ausgeprägt zum Mann,
Und sah sein liebes Ich von allen Seiten an,
Um endlich eine doch daran herauszuspüren,
Die ihn, wenn Gott es will, zum Nachruhm könnte führen.
Und als er lange sich versucht und lang gequält,
Und viel verworfen rasch und vieles bang erwählt,
Da sollt' in einer Nacht, in einer sternenklaren,
Sich ihm mit aller Macht es endlich offenbaren.
Gesloh'n vom Schlafe, lehnt er sinnend einst im Fenster,
Vom Dom unheimlich klang die Stunde der Gespenster,
Die Wolken ließen sich fortitummeln von dem Sturm,
Und wie ein grauer Nordlandsrecke stand der Thurm,
Und auf dem spitzen Helm des grauen Nordlandsrecken
Schien, wie ein goldner Knopf, ein blanker Stern zu stecken.
Nun war's gefunden, und durchblitzt' es seinen Kopf:
„Wie lange sucht' ich," rief er aus, „ich blinder Tropf!
„Was fehlt dem Dome zur Vollendung noch? — der Knopf!
„Ein goldner Knopf, so hell, wie dieser Stern da sitzt,
„So fern hin blitzend, wie der goldne Stern da blitzt! —
„Wozu hätt' ich das Gold in meinem Schrank vergraben?
„Heraus damit! ich will mich mit der Welt d'ran laben,
„Einschmelzen soll's der Goldschmied, hämmern, glätten, ründen, —
„Der Knopf soll meinen Ruhm vom Thurm der Nachwelt künden!" —
Und leichten Herzens trägt sein Gold er aus der Kammer
Und liefert's freudig dar dem Feuer und dem Hammer,
Und was noch übrig ist, das giebt er halb dem Schmied,
Halb Wirthen für ein Fest und Sängern für ein Lied.
In wenig Wochen wogt der Domplatz vom Gedränge,
Drommeten schmettern laut in lautere Gesänge;
Ein spinnenfüßiges Gerüst umklettert keck
Den Thurm, und Menschen d'rauf zum Schwindel und zum Schreck.
Jetzt flimmert's wie ein Stück, der Morgensonn' entrückt, —
Der Knopf ist aufgesetzt, — der Kirchner ist entzückt.
Wer hat dem Dom dies gold'ne Siegel aufgedrückt?
Wer hat die gold'ne Blum' auf diesen Stiel gepfropft?
Auf diesen Leuchter wer dies gold'ne Licht getropft?
Dem Nordlandsrecken wer den gold'nen Helm geweiht?
„Der Kirchner," lärmt das Lob, „der Kirchner," raunt der Neid.
„Der Kirchner," überall, wohin er horcht und lauscht;
Er schwelgt, von seines Ruhms Verewigung berauscht:
„Die Wolken werden zieh'n, die Sterne werden flimmern,
Und Wolk' und Stern wird flieh'n, — der Knauf wird eben schimmern,
Erhellt vom Morgenroth, beglänzt vom Abendschein,
Umzuckt vom Wetterstrahl, — wie wird's ihm labend seyn!
Und wenn der Tod einst kommt, und ihm befiehlt zu geh'n,
Gleichwie zu seinem Stern, wird er zum Knaufe seh'n,
Und denken: „Ich geh' fort, — du bleibst — und ich mit dir, —
Und reden wird die Zeit von dir und auch von mir,
Und wenn der Thurm zerfällt, wird man den Knopf verwahren,
Daß er des Kirchners Ruhm der Welt mög' offenbaren!"
So dünkt', ob auch verarmt, der Kirchner nun sich reich,
Und wand durch's Leben sich, dem ärmsten Knechte gleich;
Er wußte ja, daß ihm der Nachruhm nahe stand,
Und dachte nicht des Neid's, der stets den Ruhm noch fand. —
Und todtkrank lag er so zuletzt auf seinem Lager,
Da trat der Neid herein, ein Männlein, blaß und hager,
Und sprach: „Herr Kirchner — ach! ich möcht's Euch gern ersparen,
„Doch Ihr sollt nicht getäuscht aus diesem Leben fahren.
„Die Welt ist bös', — Ihr habt gelebt, — und sterbt mit Freuden

„Weil Ihr im Vorgeschmack des Ruhm's Euch wähnt zu weiden!
„Der Knauf am Dome dünkt Euch Eures Ruhmes Pfand,
„Doch seht, — den Knauf am Dom mißbraucht' Euch Neiderhand.
„Ein Spottgedicht auf Euch ist in dem Knopf versteckt —
„Und Spott ist Euer Lohn, wenn's einst die Welt entdeckt,
„Entdecken aber wird's die Welt, — denn sie ist klug,
„Zumal wofern es gilt Verkleinerung und Trug!" —
Das Männlein spricht's und geht. Der Kirchner fährt empor,
Vor seinen Augen sprüht der Knopf als Meteor.
In seinen Ohren klingt wie Donnerspruch die Kunde,
Der Argwohn träufelt Gift in seines Herzens Wunde;
Er hält's nicht aus, er rafft sich auf, gesträubt das Haar,
Er kreischt: „Verloren ist mein Nachruhm, — bleibt das wahr!"
Mit seiner letzten Kraft entwankt er, schattenblaß,
Dem Haus, — dort blitzt der Knauf, — so höhnisch — ha! so graß!
„Herab mit dir, — so schreit er, — nehmt mein letztes Gut,
„Mein Bett, mein Kleid vom Leib, aus meinem Leib das Blut,
„Und schmelzt es ein in Geld, und zimmert ein Gerüste, —
„Herunter muß der Knopf, — wenn ich verdammt seyn müßte!" —
Die Menge lacht und staunt, und rennt und zimmert Balken,
Das dürre Männlein fliegt empor gleich einem Falken.
Schon rüttelt's an dem Knauf, schon läßt die Klammer nach,
Des Kirchners mattes Herz durchzuckt ein Jammer-Ach!
Jetzt, wie ein gold'ner Stern vom Himmel, fällt der Ball,
Und birst vor'm Kirchner knapp entzwei mit lautem Knall.
Mehr todt als lebend kriecht er hin, durchsucht den Knauf,
Der gold'ne Knauf ist — leer, und ächzend stirbt er d'rauf.

Seidl.

Die Frauen zu Anfange des 16. und 17. Jahrhunderts.

(Allgemeiner Anzeiger.)

Das gelegentliche Auffrischen vergangener Zeiten ist von unverkennbarem Nutzen. Abgesehen davon, daß es zur Bestätigung der für die richtige Würdigung der Gegenwart wichtigen Wahrheit, daß der Mensch in seinen Neigungen und Schwächen jederzeit sich gleich bleibe und diese nur in Folge mannichfacher Umstände eine bald mehr, bald minder schädliche Richtung erhalten, dienen kann, so hat es noch den Werth, daß es zur Vergleichung mit der Gegenwart und in Folge derselben zum fruchtbaren Nachdenken Veranlassung gibt. Denn die Vergangenheit ist ein Spiegel, in welchen auch diejenigen ohne Zorn blicken, denen man, ohne sie unwillig zu machen, den Spiegel der Gegenwart nicht vorzuhalten wagen darf.

So kann ich es denn getrost wagen, die schönen, wenn auch vielleicht reizbaren Leserinnen in den Spiegel des 16. und des 17. Jahrhunderts blicken zu lassen, der ihnen das Bild ihrer liebenswürdigen Vorgängerinnen vor Augen führen wird. Hat die Beschauung dieses Bildes den eben angegebenen Erfolg, so bin ich für den Aufwand des halben Stündchens, das mich die Copie jenes Bildes kostet, reichlich entschädigt.

Unter des Desiderius Erasmus „Colloquien" findet sich ein Stück „der Frauensenat" (γυναικοσυνέδριον) betitelt, das eine feierliche Synode, welche die Frauen behufs der Herstellung ihrer weiblichen Gerechtsame oder, um modisch zu reden, behufs der „Emancipation" ihres Geschlechts und der Abstellung mannichfacher in der Frauenrepublik eingerissenen Mißbräuche zusammenberufen, ungemein anschaulich und ergötzlich schildert. Ich hebe daraus folgende Stelle aus, die ich nach bestem Vermögen deutsch wiedergebe.

„Unser Ansehen", sagt die Präsidentin der Versammlung, „beruht hauptsächlich auf unserm Putze; aber dieser Gegenstand wird jetzt so gleichgültig betrachtet, daß man heut zu Tage kaum einen Unterschied zwischen einer Edelfrau und einer Plebejerin, zwischen einer Ehefrau und einer Jungfrau oder Wittwe, zwischen einer Matrone und einer Buhlerin wahrnehmen kann. Die Scham ist dergestalt verschwunden, daß eine Jede von dem Gebrauch macht, was ihr nur beliebt. Da sieht man, wie Frauen von noch geringerer als plebejischer Herkunft und fast aus den niedrigsten Ständen sich kleiden in ganz seidene, wie das Meer schillernde, geblümte, gestreifte, baumwollene (? byssinis), gold- und silbergestickte Gewande, in Zobel und afrikanische Pelze, während der Ehemann daheim Schuhe flickt. Ihre Finger haben sie mit Smaragden und Diamanten belastet (denn Perlen werden jetzt verachtet); über den Bernstein- und Korallenschmuck und über die vergoldeten Schuhe will ich kein Wort verlieren. Es wäre hinlänglich, wenn die minder Begüterten sich zu ihrem Putze seidener Gürtel bedienten und die Kanten ihrer Kleider mit seidenem Saume schmückten; aber da begehen sie jetzt einen doppelten Fehler: sie vergeuden nicht nur ihr Vermögen, sondern sprechen auch der Rangordnung Hohn, die doch die Bewahrerin unseres Ansehens ist. Wenn plebejische Weiber in Carossen einherfahren und sich in mit Elfenbein verzierten und mit kostbarem Stoffe bedeckten Sänften tragen lassen, was bleibt da den adeligen und hochgebietenden Frauen noch übrig? Und wenn die Frau eines Mannes, der kaum ein gewöhnlicher Edelmann ist, einen Schweif von 15 Ellen hinter sich herschleppt, was soll die Gemahlin eines Herzogs oder Grafen machen? Und so etwas ist um so unerträglicher, als wir mit wunderlicher Tollheit hintereinander die Mode ändern. Früher hingen von den vom Scheitel aus hervorstehenden Hörnern leinene Tücher herab, und durch diesen Schmuck unterschieden sich fürstliche Frauen von plebejischen. Um jede Uebereinstimmung zu vermeiden, wählten jene sich Hüte, die von außen mit weißem, schwarzgesprenkeltem Pelzwerk prangten; sogleich maßte der gemeine Weibertroß sich diesen Putz an. Die Fürstinnen änderten wiederum die Tracht und nahmen schwarze Schleier von feinem Stoffe (byssus). Das wagte das gemeine Weibervolk nicht allein nachzuahmen, sondern es fügte auch noch goldene Fransen und endlich Edelsteine hinzu. — Ehedem war es Sitte der Edelfrauen, die Haare von der Stirn und von den Schläfen zurückzudrängen und auf dem Scheitel zusammenzuschürzen; das durften sie nicht lange thun, denn bald ahmte ihnen alle Welt nach. Endlich ließen sie das Haar auf die Stirne herabwallen: alsbald machten ihnen auch dies die Plebejerinnen nach. — Sonst hielten die Edelfrauen allein Trabanten und Läufer, aus deren Zahl Einer das zarte Amt hatte, der Herrin beim Aufsteigen die Hand zu reichen und beim Gehen

ihre linke Seite mit seinem rechten Arme zu unterstützen; — ein Ehrenamt, das nur einem Manne von guter Geburt vergönnt wurde. Jetzt ahmen die vornehmeren Frauen dieß nicht nur hier und da nach, sondern sie lassen auch diesen Dienst, wie das Tragen ihrer Schleppe, von dem Ersten dem Besten versehen. — Ebenso grüßten ehedem allein die Edelfrauen mit einem Kusse, aber sie ließen sich nicht von Jedermann küssen; ja, sie reichten nicht einmal die Rechte Jedermann hin. Jetzt stürzen Leute, die nach Leder stinken, hin, um eine Frau zu küssen (oder vielleicht: um sich von einer Frau küssen zu lassen, irruunt ad osculum feminae), die einen echt adeligen Stammbaum aufzuweisen hat. Nicht einmal bei Verheirathungen nimmt man mehr auf Rangverhältnisse die mindeste Rücksicht. Mädchen patricischen Geschlechts vermählen sich mit Plebejern, Plebejerinnen mit Patriciern, und so werden uns Bastarde geboren. Und keine Frau ist so niederer Herkunft, daß sie sich scheuen sollte, von allen Schminken der Edeldamen Gebrauch zu machen, ungeachtet für gemeine Weiber entweder der Schaum von Jungbier (flos recentis cervisiae), oder der Saft von frisch abgeschälter Baumrinde, oder irgend ein anderes wohlfeiles Schminkmittel gut genug seyn sollte; die Purpurfarbe, das Bleiweiß, das Spießglanz und die übrigen feineren Farben wären wohl schicklicher Weise den Frauen von Stande zu überlassen. — Ferner, wie wird alle Rangordnung bei Gastmahlen und öffentlichen Aufzügen aus den Augen gesetzt! Es geschieht oft, daß die Frau eines Händlers einer Dame, deren Eltern beide aus echt adeligem Geblüte stammen, den Vortritt zu lassen für ihrer unwürdig hält." —

Ungefähr ein Jahrhundert später (1615) ließ Georg Friedrich Messerschmid zu Strasburg eine Predigt über den Text: „ß seynd die Weiber des Teuffels Leimrutten" drucken, in welcher folgende Stelle besonders ergötzlich zu lesen ist:

„Nun wohlan, weiln wir von den innerlichen Affecten, auch Qualitäten und Eigenschaften der Laster des Gemüths discurriret haben; so laßt uns doch nicht von der Natur abweichen, ehe wir zuvor die Eitelkeiten der Weiber in den äußerlichen Actionen, Thun, Vorhaben und Lassen entdecken und offenbaren. Als wie sie sich so sehr delectiren und belustigen, hübsch zu seyn, sich mit mancherlei Farben anzustreichen und schön zu machen. Sie erkühlen das Antlitz mit fersigblühend Wasser, bestricheln und zärteln das Fleisch mit Limonensaft, mit Eselsmilch. Sie erhalten sich mit Rosenwasser, Wein und Alaun. Sie gebrauchen sich der Tragantläfelein, von Quittenkernen, des gebranden Weins, des ungelöschten Kalks, ihnen ein recht vollkommen Bleiweiß-Sälblein zu präpariren. — Siehe, da werden gesehen ausstaffirte Spiegel, Rosen- und Spicanardiwasser, Bisam, Zübeth, Rauchwerk, schmäckend Pulver von Aloes, Cipern, Stabwurz, Schmackkügelein, Bisamknöpf, Muskatnussen. Da stehen Schächtelein, Büchlein, irdene Geschirrelein, Gläserlein, Fläschlein, Schüsselein, Schärbelein, Häfelein, Eierschalen, Muscheln, gespickt und ausgefüllet von allerhand Pflästerlein und Sälblein. — Da sieht man Strähl (Kämme), Spiegel, Ohrenlöffel, Haareisen, Rupffzängelein und Pfriemen. Da tritt die Magd herbei, die Haarbögen zu rüsten, ihnen die Rosen und Nestel zu binden, die Haarscheitel zu machen, die Haar recht zu ordnen und zertheilen, sie einzuschnüren, die Achsel zu ziehen und einzuhalten, nun ihnen davorne, nun dahinten zu helffen, die Pantoffeln und Stelzschuhe beizutragen, die Falten zu erheben, den Schweiff zu erlupffen."

„Da tritt dann Frau Venus herein mit wohlaufgeputztem Kopfe, mit aufgelegten Büschen, mit auf der Seite aufgebundenen Hornen, mit gelben, braunen, blawen, grünen, schwarzen, weißen Haarflechten, mit güldenen Binden und Floren, mit Masken, mit Larven, mit Federbuschen, mit einem Huth, darauf Stifften, Medaglien oder vergulditen Müntzen; mit neugebacken fantastischen Bossen; mit Armbanden um den Arm, mit diamantenen Ringen an den Fingern, mit Ketten um den Halß und Gehenken an durchlöcherten Ohren; mit Nägelsblumen (Nelken) wohl offtermalen in der rechten, mit Rosen in der linken Hand. Auf solche Manier herausgeputzt, da kompt sie eben recht für, wie eine falsche und angestrichene Isabella."

„Weiteres zu gröſserer Zärtigkeit trägt sie seiden oder von Gold gestickte Handschuh, zu Winterszeit einen Schlusser von Zobel, den Sommer durch einen Windfahnen oder Muckenschleicher. Was wollen wir aber nun von ihrer Halszierde erzählen? wie viel ich deren gesehen, welche Krägen tragen, die vielmehr für Karrenräder zu halten seynd? Und ich weiß nicht, wie sie sich dafür zeichnen (bekreuzen) können. Und obschon die Sach mehrers nicht werth ist, thut es doch noth, Thüren und Pfosten zu erweitern, sonst können sie nicht hinein. Auch sieht man zwar, daß sie monatlichen solcher Krägen formen, verändern und changiren; welche Veränderungen dann offtermalen mehr kosten, als wohl bisweilen ein ganz newes Kleyd. — Und ich weiß eine Person, die hat für einen dicken Kragen 50 Kronen spendirt; ist zwar für einmal genug. Nun fragt sich, ob diesis nicht Würkungen der Narrheit seynd welche solchen Leuthen es dermaßen so süß einredet, daß sie sich dürfen bereden, sie stehen desto besser, je mehr sie mit dergleichen parfumirten Bossen aufgezogen kommen!".

Frankfurter Theater.

Johanna von Montfaucon. — Euryanthe.

Wir mögen es nicht tadeln, daß man die vielberühmte Johanna von Montfaucon auch wieder einmal hervorgesucht hat, um einen Sonntagabend damit auszufüllen. Dies Ritterschauspiel, welches seiner Zeit auf allen Bühnen so viel Aufsehen gemacht hat, wie heutigen Tags ein Robert der Teufel, eine Judith oder ein französisches Melodrama, wird immer für das große Publikum und für junge Leute von 14 — 16 Jahren ein klassisches Stück bleiben. So viel die Kritik an ihm zu tadeln gefunden, so derb und oft an's Lächerliche streifend diese Ritter und Ritterfrauen gezeichnet und so grell auch die Farben gewählt und gemischt sind, so behält doch das Ganze einen großen Reiz für die jugendliche Phantasie und die Handlung selber ist so reich, daß man drei Stücke daraus zuschneiden könnte. Dazu kommt noch, daß in diesem Schauspiel für den Darsteller höchst effektvolle Momente vorkommen und daß ihm Gelegenheit gegeben wird, sein Talent in vollem Maße zu entwickeln und den Zuschauer zu erschüttern und zu rühren. Das Stück ist nicht mehr à l'ordre du jour; unser Geschmack ist ein anderer, vielleicht kein besserer; diese Johanna von Montfaucon aber hat ihre Verzüge und es wäre zu weit gegangen, wenn man sie unbedingt verweisen wollte. Dem. Lindner gab die Johanna mit der ihr eigenen Wärme und Innigkeit der Empfindung. Hr. Pohlé als Estavajel hielt den Charakter recht würdig und anziehend und auch Hr. Schneider zeigte sich als verständiger Darsteller. Hr. v. Lavallade (Philipp von Montenach) und Dem. Leclere (Hildegard) statteten ihre Rollen mit jugendlicher Frische und Lebendigkeit aus. Man wird es uns erlassen, in Einzelnheiten der Aufführung einzugehen.

Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky wurde uns Weber's Euryanthe in neuer Einstudirung vorgeführt. Der Text dieser Oper ist

reich an romantischem Element und für den Componisten sehr dankbar und geeignet, verliert aber durch theilweise Breite der Behandlung und dadurch, daß Manches an demselben räthselhaft erscheint. Die Veranlassung zur Wette hätte besser motivirt werden müssen und Eglantine sollte mehr in den Vordergrund treten. Was den Werth der Musik betrifft, so ist darüber schon viel gestritten worden; Einige bezeichnen sie als Weber's vorzüglichstes Tonwerk, Andere als eine zu gelehrte und gekünstelte, daher weniger gehaltreiche Musik. Jedenfalls finden sich in derselben Tonstücke von hoher Vorzüglichkeit und die Anklänge aus der Ritter- und Minnezeit treten meist glänzend hervor. Der Vorwurf, daß das Orchester hier zu sehr dominire, ist gegründet. Der Sänger als der Held der Oper, er, welcher die Handlung versinnlicht, er, der sich uns in irgend einer interessanten Lage zeigt, irgend eine Leidenschaft darstellt, muß von dem Componisten auf eine Stufe gestellt werden, von wo aus er das Ganze beherrscht, von wo er die übrige, ihn unterstützende Tonwelt zu seinen Füßen liegen sieht. Die Instrumentalwelt spielt aber hier die erste, der Sänger nur die zweite Rolle. Mag sich auch der Sänger noch so sehr abmühen, die Oberherrschaft zu behaupten, es kann ihm nicht gelingen. Selbst ganz vorzügliche Gesangeorgane müssen in diesem Kampfe den Kürzeren ziehen. Das Orchester beherrscht den Sänger nicht nur extensiv, d. h. durch größeres Material der Instrumente, sondern auch intensiv, indem die musikalische Idee, die das Orchester wiedergibt, über der des Sängers steht und so dessen Individualität und Wirksamkeit vernichtet. Man könnte sagen, daß das Orchester auf die Bühne und der Sänger in das Orchester verwiesen sey. Trotz dieses Hauptfehlers der Euryanthe enthält die Oper so manche treffliche Nummer, daß sie bei einer guten Aufführung, wozu freilich viel erfordert wird, namentlich für den Musikkenner sehr anziehend ist und sich stets auf dem Repertoir größerer Bühnen halten wird.

(Schluß folgt.)

Assisengericht in Mainz.

Blasdeck und seine Diebsbande.

Mainz, den 18. Dez.

Heute früh um fünf Uhr gingen die Verhandlungen zu Ende, die das Gericht während vier Tagen und einer Nacht beschäftigt hatten. Die Geschwornen verließen nach vierstündiger Berathung ihr Deliberationszimmer. Sie erklärten den Thomas Blasdeck, seine Ehefrau, die Elisabeth Blasdeck, den Martin Müller und dessen Ehefrau Barbara Müller und die Barbara Dörtinger der ihnen zu Last gelegten Verbrechen schuldig. Thomas Blasdeck und Elisabeth Blasdeck wurden daher jedes zu 15 Jahren Zwangsarbeit und zur Ausstellung an den Pranger, Martin Müller, Barbara Müller und Barbara Dörtinger jedes zu 5 Jahren Zwangsarbeit, Alle solidarisch in die Prozeßkosten, zur Kautionsstellung und Aufsicht nach überstandener Strafe verurtheilt. Die beiden jungen Mädchen Barbara Koch und Elisabeth Gardoll wurden für nicht schuldig erklärt und freigesprochen. — Die gestrige Sitzung begann mit dem Vortrage des Substituten des General-Procurators, Hrn. Créve, der in einem mehr als 2 Stunden dauernden Vortrage die zahlreichen Verbrechen auseinander setzte, die die Beschuldigten begangen haben sollten, alle hierauf Bezug habenden Zeugenaussagen anführte, der stattgefundenen Expertisen gedachte und die größere oder mindere Strafbarkeit der angeklagten Individuen untersuchte. Keiner der sieben Angeklagten wurde von der Anklage entlassen, gegen alle, selbst gegen die kleinen Mädchen verlangte er die Anwendung der Gesetze.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Dresden, 14. Dec.) Der neunundachtzigste Geburtstag des Dichtergreises Tiedge ward, wie seit mehren Jahren die vorhergehenden, durch eine zahlreiche Gesellschaft seiner Verehrer und Freunde, die sich des Vor- und Nachmittags bei ihm einzufinden, mit um so freudigern Empfindungen begangen, als sich dabei der Sänger der Urania in vollster Heiterkeit und dem ungeschwächtesten Besitze seiner Geisteskräfte, auch in einem Zustande der Gesundheit zeigte, der ihm erlaubte, bis nach Mitternacht in steter Ansprache und Aufmerksamkeit an der Gesellschaft Theil zu nehmen. Besonders am Abende hatte sich ein ausgewählter Kreis von Frauen und Männern, Jünglingen und Jungfrauen um den geliebten Dichter in seinen freundlichen Gemächern versammelt, und die jetzt hier zum Besuch anwesende junge Freundin desselben, unter dem Dichternamen Thekla durch ihren Stern von Andalusien und sonst bekannt, hatte eine sehr ansprechende Feier veranstaltet. Sie erschien nämlich, unter Voraustritt zweier junger Sklavinnen, mit dem sich hier aufhaltenden Javanischen Prinzen und ausgezeichneten Maler Radin Saleh, welcher sein Nationalcostüme angezogen hatte, und einer reizenden Freundin, als Schwester dieses Fürsten, welche Sehnsucht zum Bruder und der Wunsch, den von diesem in seinen Briefen so oft erwähnten edlen Dichter kennen zu lernen, nach Dresden gezogen hatten, und beide Mädchen sprachen dies dialogisch in einem einfachen, dem Charakter angemessenen und höchst wohllautenden Gedichte aus, woran sie Gaben von Früchten und Blumen schlossen, welche sie dem tiefbewegten Greise mit den herzlichsten Worten in echt dichterischer orientalischer Bildersprache überreichten und im Flehen zu Allah für Erhaltung von dessen Leben endeten. Der Gedanke war eben so natürlich dargeboten als vortrefflich durchgeführt. Treffliche Männerchöre, wobei natürlich auch das Rheinlied, nach einer sehr gelungenen Composition des Cantor Mühle, nicht fehlte, reihten sich daran und bei dem heitern Abendbrode erschien auch noch Ole Bull mit seiner holden Lebensgefährtin, der am Sonnabende bei Hofe gespielt hatte, und morgen sich in öffentlicher Akademie hören lassen wird.

Thalberg in Frankfurt a. M.

Der berühmte Pianist Thalberg, welcher mit Liszt gegenwärtig an der Spitze der Clavierviruosen steht, ist hier angekommen und wird dieser Tage im Schauspielhause ein Konzert geben. Bei einem Renommé, wie bei dem von Thalberg, sind alle Anpreisungen überflüssig. Über die Anerkennung, welche dieser Meister in Stuttgart gefunden, bringt die neueste Nummer von Lewalds Europa einen glänzenden Bericht. Thalberg spielte dort bei Hofe und in einem öffentlichen Konzerte, und errang, wie aller Orten, enthusiastischen Beifall. Die hiesigen Kunstfreunde sehen dem Konzerte mit gespannter Erwartung entgegen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 20. Dezember. Euryanthe, große Oper in 3 Abth., Musik von C. M. v. Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Kohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 336. Montag, den 21. December 1840.

Napoleons Rückkehr.

I.

Es singt dies Lied ein Deutscher
Vom Held Napoleon,
Als Helden darf besingen
Ihn auch ein deutscher Sohn.
Hat unter Geißelhieben,
Die führte seine Hand,
Geblutet einst auch lange
Mein armes Vaterland;
Ich huldige dem Geiste,
Vor ihm beug' ich die Knie,
Der Riesenkraft des Mannes,
Dem leuchtenden Genie,
Sey er denn Alexander,
Cäsar, sey's Hannibal,
Sey's Friederich der Große,
Und wie sie heißen All';
Nicht kann die Zung' mich binden,
Und nicht die Scholle Land,
D'rum flieg' ich mit Franzosen
Hin zu Helena's Strand.

II.

Weit, weit von Frankreichs Küsten,
Da ruht Napoleon,
Wie dort einst Alexander
Im fernen Babylon.
Nicht unter Fürstensärgen
Schläft er in Moderduft,
Es neigen Trauerweiden
Sich über seine Gruft.
Nicht seine alte Garde
Mehr um ihn Wache hält,
Ein fremder Invalide
Ist ihm dazu bestellt.
Nicht schallet Schlachtgetümmel
Mehr um sein Feldbett her,
Sein Felsengrab umkreiset
Lautlos das stille Meer.
Nicht leuchtet das Gestirne
Hoch über Helena,
Das in Europa's Feldern
Des Kaisers Siege sah;
Und doch fehlt kein Gestirne
Zu seinem Ruhm und Glanz,
Sie alle flechten leuchtend
Um ihn den Strahlenkranz.
Es sah des Himmels Hälfte
Auf seine Wieg' herab,
Die andere, sie leuchtet
Nun auf des Kaisers Grab.

III.

Ein Schiff steuert durch die Wogen
Der weiten, stillen See,
Es weht die Tricolore
Von seiner Masten Höh'.
Ein Sarkophag aus Marmor,
Er ruht auf dem Verdeck,
Von kaiserlichen Adlern
Blitzt silbern jede Eck'.
Ein Prinz von Frankreich lehnet
Am Compaß still versenkt,
Die Hand das Steuerruder
Hin nach Helena lenkt;
Und um ihn alte Krieger
Der großen Kaiserzeit,
Es steh'n Gourgaud und Bertrand,
Die Helden, ihm zur Seit';
Ihr Auge spähet leuchtend
Hinaus zur See gewandt,
Und sucht mit Sehnsuchtsschmerzen
Im fernen Süden Land.
Da jubelt's laut „Helena!"
Vom Mastkorb hoch herab:
„Napoleon, du Schläfer,
„Wach' auf in deinem Grab!
Auf, laß die wüsten Träume
Vom Kampf bei Waterloo,
Den düstern Traum vom Abschied
Dort zu Fontainebleau.
Hörst du noch nicht die Klänge,

Hörst du nicht das Geschütz?
Es donnert ja und klinget
Wie Marsch bei Austerlitz.
Schon brauſ't es durch die Felsen
Rings um dein Grab, so still,
Vom Bord der Belle-Poule
Grüßt dich Prinz Joinville.
Sein Vater Ludwig Philipp
Sitzt nun auf deinem Thron,
Nicht blühet mehr die Lilie,
Das Wappen von Bourbon.
Er läßt dich heute holen
Aus deiner Felsengruft,
Und führen an die Seine,
In Frankreichs milde Luft.
Von Adlern hell umblitzet
Steht schon bereit dein Bett,
Flugs sprenge deine Riegel,
Streif' ab die Sklavenkett'.
Bei deinen Invaliden
Kannst schlummern süßer du,
Mit Siegesliedern singen
Sie wieder dich in Ruh'."

IV.

Und du, der seine Fessel
Zerbrachst in Helena,
Wohin mit Sehnsuchtsschmerzen
Längst Frankreichs Auge sah;
Der du dem großen Kaiser
Gibst, was des Kaisers ist,
Beim Glück der Julius-Sonne
Nicht Frankreichs Ruhm vergißt,
Dein Nam' wird stets mitklingen,
So lange als der Ton
Im weiten Erdball brauset
„Kaiser Napoleon!"

Emil v. Riedheim.

Doctor Martin Luther als Vater.

Bei dem herannahenden Weihnachtsfeste möchte insbesondere den Eltern, die im Besitze des größten beseligendsten Reichthums, guter, für alles Edle empfänglicher Kinder sind, nachstehender, mit aller typographischen Genauigkeit hier abgedruckter Brief des großen Mannes, der selbst in seines vielbeschäftigten und stets kämpfenden Lebens Drange die innigste und treueste Vaterliebe nie verläugnete, gewiß freudiges Interesse gewähren:

„An mein liebes Sönlin, Henſichen Luther.

Gnad und Fried in Christo. Mein herzliebes Sönichen, Ich sehe gern, das du wol lerneſt und vleiſſig beteſt, Thue also, mein Sönichen und fahre fort, Wann ich heim komme, So will ich dir ein schön Jahrmarckt mitbringen, Ich weiß ein hübschen lustigen Garten, Da gehen viel Kinder innen, haben guldene Röcklin an und lesen schöne Opfell unter den Beumen und Birnen, Kirſchen, Spilling und Pflaumen, Singen, springen und ſind frölich, Haben auch schöne kleine Pferdlin mit gulden Zeumen und ſilbern Satteln. Da fragte ich den Man, des der Garten iſt, Wes die Kinder weren. Da ſprach er, Es ſind die Kinder, die gern beten, lernen und from ſind.

Da ſprach ich, Lieber Man, Ich hab auch ein Son, heiſſt Henſichen Luther, möcht er nicht auch in den Garten komen, Das er auch ſolche ſchöne Opffel und Birn eſſen möchte, Und ſolche feine Pferdlin reiten, Und mit dieſen Kindern ſpielen? Da ſprach der Man, Wenn er gern betet, lernet, und from iſt, So ſol er auch in den Garten komen, Lippus und Joſt auch, Und wenn ſie alle zuſammen komen, So werden ſie auch Pfeiffen, Paucken, Lauten und allerlei Seitenſpiel haben, Auch tantzen und mit kleinen Armbrüſten ſchieſſen.

Und er zeigte mir dort eine feine Wieſen im Garten, zum tantzen zugericht, Da hingen eitel güldene Pfeiffen, Paucken und feine ſilberne Armbrüſte, Aber es war noch frü, Das die Kinder noch nicht geſſen hatten, Darum kundte ich des tantzes nicht erharren. Und ſprach zu dem Man, Ach lieber Herr, Ich will flugs hingehen, und das alles meinem lieben Sönlin Henſichen ſchreiben, Das er je vleiſſig bete, wol lerne und from ſey, Auf das er auch in dieſen Garten kome, Aber er hat eine Mume Lene, die mus er mitbringen. Da ſprach der Man, Es ſoll ja ſein, Gehe hin und ſchreibe ihm alſo.

Darumb liebes Sönlin Henſichen, lerne und bete ja getroß, Und ſage es Lippus und Juſten auch, Das ſie auch lernen und beten, So werdet jr miteinander in den Garten komen. Hiemit bis dem lieben allmechtigen Gott befolhen, und grüſſe Mumen Lenen und gib jr einen Kuſs von meinetwegen. Anno MDXXX.

Dein lieber Vater
Martinus Luther."

Aſſiſengericht in Mainz.

Blaſeck und ſeine Diebsbande.

Mainz, den 18. Dez.

(Schluß.)

Nach Hrn. Crève erhielt Hr. Anwalt Dernburg, Vertheidiger des Thomas Blaſeck, das Wort. Er behauptete, ſein Client ſey unſchuldig an allen ihm angeſchuldigten Verbrechen, da ihm bei den Verhältniſſen, unter denen er mit ſeiner Eheſrau gelebt, der freie Wille, ſie zu begehen, oder nicht, gefehlt habe; er ſey eine bloße Maſchine in der Hand ſeiner herrſchſüchtigen Frau geweſen, die ihn, wenn er ſich ihrem Willen nicht gefügt, durch alle möglichen Mittel, ſelbſt durch Gewaltthätigkeit, dazu gezwungen habe. Nach ihm ſprach Hr. Anwalt Henco, Vertheidiger der Eliſabeth Blaſeck. Er ging vollſtändig auf das Vertheidigungsſyſtem ein, das ſeine Clientin eingehalten hatte, und drückte die Ueberzeugung aus, daß ſie nichts von den Diebſtählen gewußt, ſondern von ihrem verſtorbenen Bruder und von ihrer verſtorbenen Schweſter als das blinde Werkzeug, um ihre Uebelthaten zu verdecken, dazu gebraucht worden ſey, die von jenen entwendeten Effekten und Waaren aufzubewahren, zu transportiren, ſie zu verkaufen und das Geld, nach Abzug deſſen, was ſie rechtlich von ihnen zu

fordern gehabt, an sie abzuliefern; was sie auch gethan. Hr. Henco gab sich große Mühe, die auf der Beschuldigten lastenden Verbrechen zu beseitigen. Nun trat Hr. Stageadvokat Müller, Vertheidiger des Martin Müller, auf. Seine Aufgabe war weniger schwer, wie die seines Vorgängers. Ihm standen doch Gründe zu Gebot. Er erfüllte seine Aufgabe mit Geläufigkeit und Eifer. Sein Client, sagte er, sey allen Diebstählen, die von seinen Schwiegereltern begangen worden seyn könnten, gänzlich fremd. Früher habe er zu ihnen in keinem Verhältnisse gestanden, und seit der Zeit, wo er mit ihnen gewohnt, habe sogar das Stehlen ganz aufgehört, und hätte auch nicht eher wieder angefangen, bis er ausgezogen sey. Was man von gestohlenen Sachen bei ihm gefunden, habe seine Frau als Mitgift erhalten, oder er habe es, wie dies durch Zeugen erwiesen sey, von seiner Schwiegermutter gekauft, ohne zu wissen, daß es gestohlen sey. — Der Vertheidiger der Barbara Müller, Hr. Anwalt Krämer, bewies in einem beredten Vortrage, daß sie lediger Weise, theils ihrer Jugend wegen, theils weil ihre Mutter selbst Scheu vor ihr gehabt, nie an den Diebstählen Theil genommen. Es erhelle sogar aus den Aussagen einer Zeugin, daß seine Clientin öfter gefragt, wohin ihre Eltern Nachts gingen? Von der Zeit ihrer Verheirathung an hätte sie ohnedem keinen Antheil an den Verbrechen gehabt. Alles bei ihr Gefundene habe sie von ihrer Mutter zur Ausstattung erhalten, und wenn sie auch irgend einmal beim Aufladen einen kleinen Dienst gethan, so sey dieses Folge ihres kindlichen Verhältnisses gewesen, und könne ihr nicht übel angerechnet werden. — Hr. Stageadvokat Kreiznach, Vertheidiger der Barbara Dörtinger, bemühte sich hierauf, nach Kräften die Unschuld derselben darzuthun. Auf ihn folgte der Vertheidiger der Barbara Koch, Hr. Stageadvokat Scheuer; er äußerte sich sehr beredt über die Verhältnisse dieser jungen Angeklagten in dem Blasdeckischen Hause, über ihre Erziehung, die Art, wie man sie durch Drohungen zu allem zwang, was man von ihr verlangte; er sprach dann von den Diensten, die dieses Mädchen dadurch geleistet, daß es die Justiz in Stand gesetzt, auf die Spur aller verliegenden Verbrechen zu gelangen, was durch seine Bekenntnisse allein möglich geworden; zum Danke dafür, setzte er bei, habe man sie auf die Anklagebank verwiesen, wahrscheinlich, damit sie nicht genöthigt werden könne, gegen ihre Pflegeltern zu zeugen. — Hr. Stageadvokat Aull, Vertheidiger der Elisabeth Gardoll, sprach in demselben Sinne; die Dienste, die auch seine Clientin geleistet, ihre Jugend, der Mangel an Ueberlegung schienen ihm Gründe genug zur Freisprechung, die, seiner Ansicht zufolge, nicht fehlen könne.

Das Resume des Hrn. Präsidenten, das auf diese Vorträge folgte, und in einer ununterbrochenen Reihenfolge alles, was während vier Tagen vorgekommen war, mit Klarheit und Unparteilichkeit darstellte, bildete den Schluß dieser lang dauernden Verhandlungen, nach deren Beendigung die Geschwornen sich gegen Mitternacht in ihr Berathungszimmer zurückzogen.

Mainz, 17. Dezember.

Gestern und vorgestern wurden mehr als 60 Zeugen vernommen, wovon etwas mehr als die Hälfte Belastungs- und die übrigen Entlastungs-Zeugen waren.

Die Aussagen der, die Anklage unterstützenden Zeugen, waren ohne Ausnahme, verbunden mit den vorgefundenen Beweisstücken und den bestätigenden Bekenntnissen der beiden mitangeklagten Mädchen, Barbara Koch und Elisabeth Gardoll, außerordentlich belastend, selbst die von der Vertheidigung vorgeführten Entlastungs-Zeugen machten nicht selten Depositionen, die den Angeklagten ungünstig lauteten.

In dem Besitze der ungeheuren Menge von Gegenständen, von denen dargethan wurde, daß sie von Diebstählen herrührten, über deren Erwerb die Beschuldigten sich nicht ausweisen konnten; überwiesen, bei dem Transporte aus ihrer Wohnung nach entfernten Orten anderer zahlreicher Effekten, die nur von Diebstählen herrühren konnten, thätig gewesen zu seyn, den Verkauf derselben besorgt und den daraus gemachten Erlös getheilt zu haben; in dem Besitze eines für ihre Verhältnisse bedeutenden Vermögens (die Ehefrau Blasdeck hat allein auf der hiesigen Sparkasse 1400 fl. auf ihren Namen eingelegt), konnten das stete Läugnen des Blasdeck, daß er von nichts wisse, und die Behauptungen seiner Ehefrau, alle diese Gegenstände von ihrer vorstorbenen Schwester und ihrem gleichfalls verstorbenen Bruder erhalten und nur aus Gefälligkeit für diese Beiden die Besorgungen übernommen zu haben, wenig Eingang finden. Man rechnete ihnen vor, daß sie in dem Zeitraume von 4 Jahren für mehrere 1000 fl. Waaren in ihrem Besitze gehabt, daß sie dieselben verwerthet und zur Vermehrung ihrer eignen Habe, die in dieser Zeit so sehr zunahm, verwendet hätten, und ihre Angabe, daß sie von dem Kostgelde zweier Pflegkinder diese Ersparnisse gemacht, fand weder bei dem Gerichte, noch bei dem Publikum Glauben. Dazu kam aber noch, daß Baumwollenzeuge, Leder, Sacktücher und andere Waaren, von denen die Barbara Koch aussagte, daß sie unter den Diebshaushaltungen getheilt worden wären, sich bei Blasdeck in Mainz, bei Franz und Johann Gardoll in Eltville vorfanden, und daß die früheren Eigenthümer und die Experten bei allen erkannten, daß sie von denselben Stücken herührten, und bei der Theilung getrennt worden waren; welches Gewicht konnte die Behauptung der Ehefrau Blasdeck unter diesen Verhältnissen haben, daß sie und die beiden Gardoll diese Sachen in denselben Läden gekauft, die sie nicht einmal anzugeben wußte?"

Die Ehefrau Blasdeck spielte während dieser zwei Tage dauernden Debatte stets die Hauptrolle, Martin Müller, die Barbara Müller und Barbara Dörtinger nahmen nur Antheil daran, wenn sie speziell dazu aufgefordert wurden.

Das Interesse an den Verhandlungen war in dieser Zeit immer im Zunehmen, einer Kälte von 12 Graden ohngeachtet, waren die Thore des Justizpalastes von Hunderten von Menschen belagert, die Einlaß verlangten, während die innern Räume die Menge der Zuhörer kaum fassen konnten.

Frankfurter Theater.

Johanna von Montfaucon. — Euryanthe.

(Schluß.)

Wenn man erwägt, wie schwierig die Aufführung der Euryanthe ist, so wird man die gegenwärtige als eine im Ganzen recht genügende hervorheben können. Was unser Orchester bei solchen Veranlassungen leistet und wie die Mitglieder desselben mit Lust und Liebe bei der Sache sind, ist bekannt; eben so zeichnen sich die Chöre unter N. Balbenecker's sorgfältiger und kenntnißreicher Leitung durch Kraft und Ge-

diegenheit aus. — Dem. Capitain sang und spielte die Euryanthe mit Auszeichnung, namentlich in den lyrischen Momenten, welche sie mit warmer Empfindung und schönem Ausdruck hervorhob und für welche ihre Stimmmittel und Eigenthümlichkeit sich am meisten eignen. Da, wo großer Umfang und Kraft der Stimme erforderlich und stärkere Farben nothwendig, bewegt sich Dem. Capitain weniger in ihrer Sphäre. Parthieen, wie die der Euryanthe dürften dieser talentvollen Sängerin leicht nachtheilig werden. Dem. Capitain fand lebhaften Beifall. — Dem. Fürth als Eglantine zeigte heute ihren Gegnern, daß sie Gediegenes zu leisten vermag. In ihrem Gesang war nicht nur eine bedeutende Bravour und Kunstfertigkeit, sondern sie hob auch den darzustellenden Charakter schön und richtig hervor, indem sie mit Leidenschaft und Energie die musikalischen Situationen markirte. Diese Rolle ist als eine vorzügliche Leistung rühmlich hervorzuheben. — Die hohe Stimmlage und der schöne klangvolle Ton derselben machen Hrn. Chrudimsky für den Gesangpart des Adolar sehr geeignet und diese Vorzüge zeigten sich heute im günstigsten Lichte. Wir besitzen in ihm einen Tenoristen, dessen Vorzüge der Anerkennung würdig sind und der noch eine bedeutendere Stellung einnehmen würde, wenn sein Gesang seelenvoller und wärmer, sein Spiel belebter und besonders seine Mimik ausdrucksvoller wären. In dieser Andeutung möge Hr. Chrudimsky weniger einen Vorwurf, als vielmehr eine freundliche Hinweisung auf dasjenige sehen, was den Freunden seines Talentes noch zu wünschen übrig bleibt.

Hr. Dettmer als Lysiart sang mit gewohnter Kraft und Fülle und entfaltete sein reiches Stimmmaterial. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß sich zwei ausgezeichnete Gesangskräfte, die jetzt unsere Bühne zieren, Hr. Dettmer und Hr. Pischeck, in schöner, den Künstler ehrenden Gemeinsamkeit bestreben mögten, für das Beste unserer Oper zu wirken. Wenn diese beiden Sänger stets freundlich neben einander stehen, wenn sie es verschmähen, durch Rolleneifersucht das Repertoir zu beeinträchtigen, wenn sie verträglich mit einander alterniren, so werden ihnen die Musikfreunde dies gewiß danken und unsere Oper könnte dabei nur gewinnen. Die Parthie des Königs war durch Hrn. Wiegand würdig repräsentirt. Hrn. Wiegand's vielseitige Brauchbarkeit ist schon oft und mit Recht gerühmt worden. Er wirkt nicht allein in der Oper, sondern auch im Schauspiel sehr verdienstlich mit und behauptet seit beinahe zwölf Jahren eine achtbare Stellung an unserer Bühne. W.

Korrespondenz.

Wicker, unweit Hochheim, 17. Dez.

Der Winter hat seine Regierung für 1840 und 41 angetreten, und ist mit seinem Gefolge, außer Schnee, auch bei uns und zwar schon am 25. v. M. angekommen. Bunte Fenster, weiße Dächer und von Duft und Regen verzuckerte Bäume sind die Gegenstände unserer Ansicht. Unsere Straßen, die sonst wenigstens spielende Kinder beliebten, sind leer und Alle, groß und klein, sind nur am geheizten Ofen, den sie liebend umstehen, anzutreffen. In der That: Jeder hat den schwarzen Ofen gern, denn eine solche Kälte, wie wir sie schon seit acht Tagen haben, ist für diese Zeit eine seltene Erscheinung. Fast scheint es, als wolle der diesjährige Winter sein hundertjähriges Jubiläum feiern. Doch nicht verzagt! So strenge derselbe jetzt ist, so gelinde dürfte derselbe werden, denn strenge Herren regieren nicht lange. — Etwas Schnee wäre zur Bedeckung des Kohlsaamens und der Wintersaat, welche gut steht, zu wünschen. Zwar ist die jetzige Kälte eine trockene; sie dürfte aber doch, wenn sie länger dauern sollte, dieser hoffnungsvollen Aussaat schaden. — Der hiesige 1840r Wein befindet sich dermalen in festen Händen, d. h. geringere Quantitäten sind verkauft und größere für den früher bemerkten Preis nicht feil. Schon jetzt entwickelt er seine Güte, und obgleich er noch etwas hart ist — was ist aber bei der dermaligen Kälte weich? — so hat er dennoch schon Manchem den Kopf warm gemacht — eine gewiß herrliche Eigenschaft desselben, zumal bei großer Kälte! — Seit kurzer Zeit hat sich hier eine Gesellschaft zur Fabrikation von Champagnerwein gebildet und zu diesem Behufe bereits die nöthigen Vorrichtungen getroffen. — Die in diesem vielgelesenen Blatte mehrmals erwähnte Sonntags- und Abendschule ist auch hier, wie gewiß an den meisten Orten des Herzogthums, im Gange. Soll aber durch sie der beabsichtigte Zweck — Erhaltung und Stärkung der in den Schuljahren erlangten Kenntnisse und Bewahrung vor Verkehrtheiten — erreicht werden, dann müßte der Besuch dieser Schule von Seiten der Eltern ihren 14 — 18jährigen Söhnen besser und dringender empfohlen und von oben hinsichtlich des Besuchs ein »Muß« ausgesprochen werden. Denn wenn man nicht muß, will nicht Hand noch Fuß! —

Langen, 18. Dez.

Auch hier hatte man, nach dem Beispiel anderer Städte des Großherzogthums, in neuerer Zeit an die verbesserte Bierfabrikation und an die Anlegung eines Felsenkellers gedacht, und war in diesem gemeinnützigen Unternehmen schon so weit vorgeschritten, daß der kaum vollendete, mit großen Kosten erbaute Keller eben in Gebrauch genommen werden sollte. Doch im Buche des Schicksals stand es anders geschrieben. Am letzten Samstag nämlich, als die Maurer aus den Gewölben kaum herausgegangen waren, um ihre Mittagssuppe zu verzehren, stürzte die kaum beendigte Baute plötzlich zusammen und ließ fast nur Ruinen zurück. Der Eigenthümer erleidet dadurch einen großen Schaden.

Mannichfaltigkeiten.

Die schöne und talentvolle Tochter des den Berlinern stets unvergeßlichen Spitzeder wird jetzt im Theater der Königsstadt gastiren. Man lobt ihre Stimme.

In Berlin haben sie eines der besten Lustspiele neuerer Zeit, des ältern Sheridan's »Lästerschule«, wieder aufgeführt.

Wie aus den Protokollen der fünften Generalversammlung der Actiengesellschaft für den Ludwigkanal ersichtlich, ist die für den Kanalbau vertragsmäßig festgesetzte Maximalsumme von 8,630,000 fl. bereits insoweit von dem Bankierhause M. A. v. Rothschild erhoben, daß nur noch 930,000 fl. für den weitern Ausbau des Kanals übrig sind. Es wurden nämlich bis jetzt 7,600,000 fl. verausgabt. Die völlige Herstellung erfordert jedoch noch außerdem 2,400,000 fl., welche die bayerische Regierung zur Deckung übernommen hat. Im nächsten Jahre soll ein Theil des Kanals befahren werden; bis zum Jahre 1842 aber werden auch die letzten Arbeiten auf dem Plateau von Neumarkt vollendet, und in jenem Jahre wird also der ganze Kanal befahrbar seyn. Das Generalcomité sagt in seinem Bericht an die Generalversammlung, daß die Ausführung des Kanalbaues hinsichtlich der Zweckmäßigkeit und Solidität jede Erwartung übertreffe und hier ein Werk geschaffen werde, welches, von deutscher Kunst und beharrlicher Kraft Zeugniß gebend, den Ruhm seines Schöpfers auf die Nachwelt bringen werde.

Heute, Montag, den 21. Dec., präcis 6 Uhr Abends, wird die achte literarische Vorlesung des Hrn. v. Guzor im Salon des Rüthens'schen Hauses, Eschenheimergasse D. 158, stattfinden.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 22. Dez. Der Mann im Feuer, Lustspiel in 3 Abth., von Schmidt. (Gastrolle) Agnes: Dem. Adelheid Erck, vom großherzogl. Hoftheater zu Schwerin. Hierauf folgt: Zwei Worte, oder: das Abenteuer im Walde, Oper in 1 Akt, Musik von d'Alayrac.

Redakteur: J. E. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 357. Dienstag, den 22. December 1840.

Die wilde Jagd.*)

Wenn Sturm die Waldung rüttelt,
Daß sie erbraust und kracht,
Wenn Holle Flocken schüttelt
In düst'rer Winternacht,
Da zieht vom Hörselberge
Der wilde Jäger aus,
Und mit ihm Riesen, Zwerge,
Viel Spuk und Höllengraus.

Da schwanken Schreckgestalten,
Mit Schwertern und Geschoß,
Durch Zweig- und Felsenspalten,
Zu Fuß und hoch zu Roß.
Hier grinsen Wuthgesichter,
Dort droht ein langer Arm,
Hier formenlos Gelichter,
Dort Wolf und Bärenschwarm.

Horch! wie in allen Klüften
Das Jagdhorn wiederhallt,
Hallo! Hallo! in Lüften
Und in den Tiefen schallt;
Wie wild es tost und brauset,
Und furchtbar knallt und gellt,
Wie dumpf es heult und sauset,
Und gräßlich brüllt und bellt.

Doch sieh! voran dem Zuge
Geht ruhigernst ein Greis,
Sein Kleid von grauem Tuche,
Sein Scheitel silberweiß.
Von Kinn und Lippe fließet
Ein langer Bart herab,
Und seine Hand umschließet
Dürr einen weißen Stab.

Und wenn ein Hirt, ein Jäger
Dem Greis entgegen steht,
Heran des Holzes Schläger
Mit Axt und Säge geht,
Dann winkt er mit dem Stecken,
Daß jener schnell entflieht,
Eh' ihn ergreift der Schrecken,
Der wogend näher zieht.

Und Eckart, der Getreue,
Der alte Wundermann,
Warnt also stets aufs neue,
Wen flugs er warnen kann,
Bis, wenn der Hahn geschrieen
Beim ersten Morgenschein,
Die tollen Geister ziehen
Zum Hörselberg hinein.

Wenn so der Hölle Schrecken
In grauser Nacht Euch naht,
Habt Acht auf Eckarts Stecken,
Der zeiget sichern Pfad;
Doch wer sich nicht läßt warnen,
Dem ist es nimmer gut,
Den wird der Spuk umgarnen,
Daß ihm erstarrt das Blut.

*) Aus dem: »Deutsche Sagen und sagenhafte Anklänge von Adolf Bube. Gotha, im Verlag von J. G. Müller. 1840.«

Der rothe Aermel*)

Gondorf ist die Wiege eines uralten, tapfern Geschlechts. Eine lange Reihe muthiger, entschlossener Ritter ging aus dem

*) Aus dem so eben erschienenen Werke: »Des Moselthal's Sagen, Legenden und Geschichten, gesammelt und herausgegeben von Fr. Menk. Nebst einem Handbuch für Reisende. Coblenz, Verlag von J. Hölscher. 1840.«

edlen Stamm der Leyen „equilum a petra" hervor. Ihr Wahlspruch war:

Sum petra, Petrino non crescunt lilia solo,
In petris aquilae nidificare solent.*)

Felsenfest und unerschütterlich war aber auch ihre Treue. Sie, in Verbindung mit den Elzen und Metternichen, waren es, welche dem schändlichsten Churfürsten, welcher jemals auf dem trier'schen Stuhl gesessen, jenem Christoph von Sötern, so entschlossen entgegentraten, als er den gallischen Hahn auf die Thore und Thürme der Städte des Moselthals pflanzen wollte. Zahlreiche Pröpste und Dechante an den rheinischen Cathedralen, ein Churfürst von Mainz, zwei von Trier entsproßten dem erlauchten Geschlecht. Allein so reich und angesehen es zu Zeiten auch war, so oft ward es wieder von den Schlägen des Schicksals getroffen. Eine Volkssage beurkundet, wie übel es zu mancher Zeit mit den Finanzen der mächtigen Ritter bestellt war. Obgleich wir das Jahrhundert, in welches sie zu setzen sey, nicht anzugeben vermögen, so verdient sie doch einen Platz.

Gondorf besaß ein eigenes Schöffengericht, welches selbst über Leben und Tod unumschränkt aburtheilen durfte. Nun trug es sich einmal zu, daß ein arger Verbrecher eingebracht wurde, dem man schleunig den Prozeß machen mußte. Da war guter Rath theuer; denn seit undenklichen Zeiten hatte sich solch unerhörter Zufall nicht ereignet. Schleunigst wurden alle nothwendigen Requisiten zu dem peinlichen Gerichtsaktus hervorgesucht, das Schwert fand sich, wenn schon zur Genüge verrostet, in einem alten Wandschrank des Saals, einen Todtenkopf mußte der Todtengräber herbeischaffen, die alten Bücher wurden aus den bestaubten Gemeindepapieren hervorgezogen, aber, o weh! von den rothen Talaren, in welchen die Herren zu Gericht sitzen mußten, fand sich keine Spur. Da war großer Jammer unter den edlen Schöffen. Ohne die rothen Röcke das Urtheil zu sprechen, nein, das wäre ja ein zu unverzeihlicher Verstoß gegen gute Sitte und Herkommen gewesen, und was würde die wohlehrbare Einwohnerschaft Gondorfs und der ganzen Umgegend dazu gesagt haben, welche sich während der Sitzung unter den Fenstern des Saales zu versammeln pflegten! In höchster Verzweiflung rannten die Herren herum, vergeblich lagen sie dem gestrengen Herrn Ritter in den Ohren; dieser hatte eben die Talare zu den Wappenröcken seiner Knechte verschneiden lassen und nur ein einziger Aermel war übrig geblieben. Endlich schaffte der jüngste der Schöffen Rath. „Es ist hier, wohlehrbare Herren," redete er die mit Jammermienen dastehenden Rathsherren an, „im Grunde genommen nur in Betracht zu ziehen, daß das untenstehende Volk im Glauben erhalten werde, der Delinquent werde in Form Rechtens zum Tode verurtheilt; um es in diesem Glauben zu erhalten, genügt der Aermel wohl hinlänglich, wenn Ihr meinem Vorschlag Gehör schenken wollet. Es setze sich daher Jeder von uns der Reihe nach an das offene Fenster, welches auf den Richtplatz hinausgeht, und bekleide sich mit besagtem rothen Aermel; dadurch vermeint das Volk, wir wären zur Genüge in der hergebrachten Amtstracht, und wird sich zufrieden stellen."

Der Vorschlag ward mit lautem Entzücken angenommen und der Delinquent glücklicherweise verurtheilt und in die andere Welt spedirt, obgleich er manchmal Glossen zu machen sich erlaubte, daß er Leute, welche nicht einmal rothe Röcke an hätten, doch unmöglich als seine gestrengen Richter anerkennen könne. Ob er auf dem Schaffot eine Rede an das Volk gehalten und dasselbe zum Aufruhr gegen die unberöckten Rathsherren bestimmt, darüber schweigt die Sage.

*) Felse bin ich, auf Felsen gedeihet nimmer die Lilie,
Denn im Felsengeklüft horstet der Adler allein.
(Nach Klein.)

Ueber „Aubers erstes Werk."

(Von Bouilly; aus dem Musée français.)

Wenn ich alle Genüsse, alle Vortheile noch einmal überdenke, die mir durch Gretry's Schutz zu Theil wurden; wenn ich mir die zahlreichen Hindernisse zurückrufe, die zu besiegen sind, um nur die ersten Stufen zu erklimmen, die einigen Ruf verleihen: so kann ich nicht müde werden, ein Schicksal zu segnen, das mich die ersten Jahre meiner dramatischen Laufbahn unter der Leitung eines so berühmten Mannes betreten ließ. Sobald einige meiner Versuche eine ehrenvolle Aufnahme gefunden, durch welche ich den Schriftstellern jenes Zeitalters beigezählt wurde, deren Werke die französischen Componisteure aufsuchten, erwachte nun auch in mir die natürliche Sehnsucht, nun auch meinerseits mit meinem Einflusse und meinen Erfahrungen einem Debütanten in der schönen Kunst nützlich zu seyn, für welche ich in den Belehrungen und Gehelmnissen Sedaine's geschöpft hatte.

Als ich unter den Schülern unserer großen Meister spähte, wer wohl derjenige sey, an den ich mich anschließen möchte, fiel meine Wahl auf den jungen Auber, den ich oft und in mehreren Gesellschaften traf, zu denen ich gebeten war, und von dem ich bereits wußte, daß Cherubini besondere Neigung für ihn hege. Was mir besonders an ihm auffiel und mir die Gewißheit gab, daß er auf der Laufbahn, die er sich erkoren, ehrenvoll vorwärts schreiten würde, war sein edler Stolz, der ihm nicht gestattete, sich ein Gedicht von mir zu erbitten, wie es schon so viele im Conservatorium Gekrönte gethan hatten. Er war ein beobachtender Geist, der die Welt studirte, und für Alles Sinn hatte. Die aus seinen Augen strahlende Gluth, bildete mit seinem scheinbaren Phlegma und seinem wenig beredten Munde einen seltsamen Contrast; mir kam er vor, wie die Biene, die heimlich ihr Gut sammelt, um Honig daraus zu machen, und von Blume zu Blume fliegt, ohne sich durch jene blenden zu lassen, deren Farben im hellsten Glanze prangen.

Der junge Auber war der Sohn eines Mannes, der für die Kunst Ausgezeichnetes geleistet, indem er sein Vermögen, seine Forschungen und seinen Fleiß geopfert hatte, um jene reiche und umfassende Sammlung von Schlachtenstücken und Darstellungen ausgezeichneter Thaten aus der Regierungsperiode Napoleons zusammen zu tragen, die von unsern ersten Meistern gezeichnet wurden, und mit welchen uns der Grabstichel der ersten Künstler Frankreichs bereichert hatte. Oft verfügte ich mich in das Cabinet des liebenswürdigen Herrn Auber, um diese sprechenden Annalen zu bewundern und zu studiren. Noch erinnere ich mich, er zeigte mir eines Tages das Portrait des Kaisers zu Pferd, umringt von seinen tapfern Waffenbrüdern, im Augen-

blick, wie er über das Schlachtfeld hinsprengte. Diese vortreffliche Schöpfung war das Werk Karl Vernet's, dessen leichter und treuer Pinsel die Züge und vor allem den Adlerblick des Helden, dessen Name damals ganz Europa erfüllte, so richtig aufgefaßt hatte, daß es Staunen erregen mußte. Ergriffen von dieser bewunderungswürdigen Schöpfung und der Ehrfurcht gebietenden Aehnlichkeit des großen Eroberers, griff ich nach dem Bleistift und schrieb jene schöne Strophe Virgils unter das Bild: „Er wird sich eine größere Anzahl Länder unterwürfig machen, als der große Alcides durchzog." *) Herr Auber bat mich um die Erlaubniß, dem Kaiser diese Inschrift vorlegen zu dürfen, bei dem sie auch die günstigste Aufnahme fand. Dieser gute Einfall verband mich noch inniger mit diesem verehrten Künstler, bei dem ich stets mit Vergnügen die neuen Producte in Augenschein nahm, die bei ihm erschienen. Bei dieser Gelegenheit wurde mir mehrere Male der Genuß zu Theil, seinen jungen Sohn nicht nur auf dem Forteplano, sondern auch in Begleitung dieses Instrumentes dessen melodischen, ausdrucksvollen Gesang zu hören; und da mir beides als die untrüglichen Vorboten eines ausgebreiteten Rufes erschienen, nahm ich mir vor, dieselben zu benützen, und unsere lyrische Scene damit zu bereichern.

Wenige Zeit nachher fragte mich die Administration des Theater Feydeau, ob mein Portefeuille nicht irgend eine komische Oper berge, die einen nicht allzu großen Aufwand erheische, um in die Scene gesetzt zu werden, und die durch ihre lustigen Einfälle der Carnevalszeit angemessen wäre. Ich schlug ihr vor, sie möchte den Séjour militaire lesen; ein Stück in einem Akte, und ein treues Gemälde der Schelmstreiche mehrerer jungen Dragoneroffiziere, die sich mit denselben unterhielten, um sich den Aufenthalt in einer kleinen Stadt durch dieselben zu verkürzen. Die witzige Kleinigkeit gefiel. Herr Gavaudan nahm sich vor, in der Rolle eines geistreichen glänzenden Obristen, in dem Gewande und mit dem Aeußern eines Einfaltspinsels aus der Provinz, den sich junge Thoren zu mystifiziren erlaubten, seinem schönen Talente freien Lauf zu lassen; und die reizende Madame Gavaudan, an deren Anmuth sich nur mit der Feinheit und dem unaussprechlichen Reize vergleichen ließ, der sich über ihr ganzes Wesen verbreitete, freute sich darauf, sich in der Rolle einer Dame von Stand zu zeigen, die sich unter dem Gewande eines schelmischen Jokey's einen Spaß daraus macht, sich zum Regimente ihres Gemahls zu verfügen, den sie zwar anbetet, über dessen Treue sie sich aber versichern will.

Es wurde daher festgesetzt, daß man dieses Werk einstudiren wolle, sobald die Musik im Reinen seyn werde; ich aber kündigte an, daß der junge Auber, den ich gewählt, der Compositeur sey. Diese Wahl schien anfangs bei der Administration nicht ganz Anklang finden zu wollen, die stets solchen, deren Ruf bereits begründet war, den Vorzug vor solchen zuerkannte, die erst vom Stapel gelassen werden sollten; doch wurde es mir auch nicht schwer, ein für die Kunst so schädliches System zu bekämpfen, indem ich bemerkte, daß die ersten Celebritäten auch einst Anfänger gewesen wären. Endlich erklärte ich noch rund heraus, daß ich gesonnen sey, für den jungen Künstler das zu thun, was einst Gretry nicht zu unbedeutend erschienen sey, für mich zu leisten, und gab zu erkennen, daß meine Wahl unwiderruflich sey.

Ich gab das Stück sogleich meinem jungen Mitarbeiter, der bald auch im Stande war, den Schauspielern die verschiedenen Singstimmen mitzutheilen, die er in Musik gesetzt hatte. Alle schienen mit denselben zufrieden, und der Tag wurde festgesetzt, an welchem man den Theatergebräuchen gemäß die neue Composition als Quartette aufführen sollte, um sich zu überzeugen, daß sie verdiene, weiter auseinander geschrieben zu werden, was einen bedeutenden Aufwand erforderte, dem man sich nicht aussetzte, ehe der Beschluß eines Comités seine letzte Sentenz gesprochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nec vero Alcides tantum telluris obivit.

Korrespondenz.

Fulda, im Dec.

In der Didaskalia vom 6. d. M. (Nro. 341) hat Jemand einen Artikel einrücken lassen, der die im Fränk. Courier vom 19. Nov. d. J. über manche Einrichtungen des Gymnasiums zu Fulda erhobenen Klagen als unbegründet darstellen und »Ununterrichtete über gewisse Verhältnisse aufklären« soll. — Wir enthalten uns alles Urtheils über Inhalt und Begründung sowohl der Klage, weil derlei Gegenstände überhaupt nicht mit gutem Erfolge in öffentlichen Blättern zur Sprache gebracht werden können (??), als auch der Erwiederung, weil wir es für unschicklich halten, schülerhafte Aufsätze außerhalb der Schulstube vor dem Publikum zu corrigiren. Aber Einen Punkt in diesem Aufklärungsversuche dürfen wir doch nicht mit Stillschweigen übergehen; es erheischt dies die Ehre des hiesigen Priester-Seminariums und der theologischen Lehranstalt, über welche der Korrespondent die Ununterrichteten sonst zu einer keineswegs gleichgültigen falschen Ansicht veranlassen könnte. Wir wollen seine Worte hier auf Gänsefüßen einherschreiten lassen. Er sagt, indem er über die geringe Zahl der Schüler, welche bisher von dem neu organisirten Gymnasium zu höheren Studien jährlich abgegangen sind, »Aufklärung« zu geben bemüht ist: »So oft von diesen Wenigen einige das »Examen nicht bestanden, namentlich solche, die sich dem geistlichen Stande »widmen wollten, hat sich der Direktor des Gymnasiums mit Erfolg da»für verwendet, daß sie dennoch das Zeugniß der Reife erhielten.« Und weiter unten: »Es ist solchen künftigen Theologen, die das Examen nicht »bestanden hatten, noch jedesmal die ausnahmsweise Anerkennung der »Reife ertheilt worden.« Durch diese Mittheilungen könnten Unkundige leicht zu der Meinung verleitet werden, als wenn die theologische Lehranstalt dahier, zu welcher früherhin in der Regel jährlich die talentvollsten und kenntnißreichsten Schüler übergegangen sind, dermalen und seit der jüngsten Organisation des Gymnasiums größtentheils oder ausschließlich von durchgefallenen Abiturienten besucht werde, und als wenn die geistliche Oberbehörde Jedwedem, auch dem nur nothdürftig Vorbereiteten, ohne Weiteres den Eintritt in den Clerus der Diöcese gestatte. Das wahre Verhältniß der Sache ist aber ein ganz anderes. Von dem hiesigen Gymnasium sind seit fünf Jahren, d. h. unter dem jetzigen Directorium, im Ganzen sechs Schüler zu den theologischen Studien in unserem Priester-Seminarium wirklich übergegangen. Fünf von diesen haben das vorschriftsmäßige Maturitäts-Examen nach aller Form bestanden und theilweise selbst einen höheren, als den eben ausreichenden Grad der Reife erlangt. Nur Einer hat, zu einer Zeit, wo die Anforderungen an die Abiturienten noch weit höher und strenger gestellt waren, als jetzt, im Examen nicht völlig genügt, aber gleichwohl auf den Antrag des ganzen Lehrer-Collegiums, das ihn nach seiner Gesammtbildung für reif zu den höhern Studien hielt, die nach der Maturitäts-Ordnung in diesem Falle erforderliche Dispensation erhalten. Wie weit man überhaupt in Fulda von der Ansicht entfernt ist, als ob eine geeignete Vorbereitung zu den theologischen Wissenschaften nicht erforderlich und zum geistlichen Stande Jedweder gut genug sey, geht noch insbesondere daraus hervor, daß, ungeachtet des befürchteten Priestermangels, schon anderen Aspiranten, welchen von der Staatsregierung die Erlaubniß zum Studium der

Theologie ertheilt worden war, die Admission von der geistlichen Behörde aus besonderen Gründen verweigert worden ist. — Schließlich noch die Bemerkung: So löblich es an sich ist, daß Schüler ihre Lehranstalt lieben und innerhalb ihres Kreises deren Ehre vertheidigen, so förderlich für die Ehre des Fuldaer Gymnasiums wäre es gewesen, wenn der Korrespondent der Didaskalia geschwiegen hätte. Gymnasiasten sollten überhaupt nicht »Ununterrichtete über gewisse Verhältnisse aufklären« wollen, weil sie selber des Unterrichts und der Aufklärung noch gar sehr bedürfen.

Ein Lehrer der Theologie am bischöflichen Priester-Seminar.

Fulda, 14. Dez.

Um der Verbreitung eben so unchristlicher als ungegründeter Nachrichten über hiesige Zustände, namentlich über das jetzt mehr als je blühende hiesige Gymnasium, ist auf Veranlassung würdiger katholischer Obergeistlichen einem aus Würzburg in das hiesige Seminar aufgenommenen Kandidaten der Theologie von seinen Obern streng untersagt worden, fernerweite ähnliche Schmähartikel (wie die über Eingriffe in kirchliche Angelegenheiten, vom 26. Januar; — über die Barmherzige-Schwester-Geschichte, vom 15. März; — über das kurfürstl. Gymnasium, vom 19. Nov. d. J.) in den Fränkischen Courier einrücken zu lassen.

Mainz, 20. Dez.

Die jüngste Assisengerichts-Verhandlung gegen Blasbeck und Consorten bildet hier noch das allgemeine Stadtgespräch. Seit den bekannten Vergiftungs-Prozessen vor fünf und sechs Jahren nahm kein anderer die allgemeine Aufmerksamkeit in so hohem Grade in Anspruch. Noch während der letzten Nacht war der Gerichtssaal stets mit Zuhörern angefüllt und mehrere Damen blieben da, bis Alles beendigt war, bis halb sechs Uhr Morgens. — Der Präsident, die Richter, die Staatsbehörde, die Vertheidiger, besonders aber die Geschwornen betrieben diese Angelegenheit mit einem Eifer, mit einer Ausdauer, die an's Unglaubliche gränzen. Gegen Mitternacht, als das Resumé des Präsidenten zu Ende war, als die Geschwornen schon von neun Uhr des Morgens an so zu sagen auf denselben Stellen gesessen hatten, hätte es nur eines leisen Wunsches von ihrer Seite bedurft, so wäre die Verhandlung bis zum folgenden Morgen ausgesetzt worden, und wer hätte ihnen dieses verargen können, da sie nicht weniger als 44 Fragen zu beantworten hatten? Aber sie gingen ungesäumt an's Werk und gegen 4 Uhr meldete die Schelle, daß sie bereit seyen. Nun zeigte es sich aber, daß sie eine Frage aus Versehen nicht beantwortet hatten. Sie kehrten daher in ihr Deliberations-Zimmer zurück und kamen nach einer halben Stunde wieder in den Gerichtssaal. Bei Verlesung des Ausspruchs der Geschwornen in Gegenwart der Angeklagten bemerkte man, daß die Kraft der Ehefrau Blasbeck, die während der vier Tage so unsinnig geläugnet hatte, gebrochen war. Nun fing sie an, zu weinen und zu bitten, aber zu spät. Selbst vor dem Pranger, der hier so selten ausgesprochen wird, konnte sie sich nicht bewahren. — Große Theilnahme fand ihre Tochter, die unglückliche Barbara Müller. Unter Schluchzen und Thränen warf sie sich vor den Richtern auf die Kniee und bat mit zu dem Himmel gehobenen Händen um eine milde Strafe. Diese erreichte ihren Zweck, denn sie wurde zu der mildesten, die ihre schweren Verbrechen vertrugen, zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurtheilt. Hätten unsere Geschwornen die Befugniß, wie die französischen, mildernde Umstände auszusprechen und dadurch die Anwendung eines geringern Strafmaßes zu veranlassen, so würden die Barbara Müller und die Barbara Dörtinger gewiß nicht so hart verurtheilt worden seyn. Dieses bleibt nun der Gnade unseres allverehrten Großherzogs anheimgestellt, der auch keine Gelegenheit vorüber gehen läßt, Gnade eintreten zu lassen, wo wegen der Strenge unserer Gesetze eine Milderung wünschenswerth ist. Die Ehefrau Blasbeck ist gewiß größtentheils an dem Unglücke schuld, was über ihre Angehörigen gekommen ist. Noch während der Verhandlungen hätte sie durch offenes Geständniß sich und den Andern manchen Nutzen bringen können; zu spät wird sie ihr Benehmen bereuen.

Mannichfaltigkeiten.

In Liverpool werden Dampfschiffe gebaut, um eine neue Nigerexpedition zu unternehmen.

Dingelstedt schlägt vor, das vielgerühmte Becker'sche Rhein-Lied statt Colognaise lieber Eau de Cologne zu nennen, da es eine sehr mittelmäßige Poesie sey und sich gar bald verriechen werde.

In Berlin wird noch immer über das fernere Engagement der Sängerin Löwe gestritten. Rellstab ist ihr Gegner.

In München heißt der Souffleur des Theaters Brüller. Wir kennen Theater, wo der Souffleur zwar nicht so heißt, aber doch wegen der Gedächtnißfähigkeiten des Personals so zu heißen verdient.

Acht Kompositionen des Rheinliedes sind am 3. d. M. zu Leipzig zur Preisbewerbung gebracht worden. Kaum waren aber die acht Kompositionen sämmtlich ausgeführt, so verlangte die weit überwiegende Mehrheit des anwesenden Publikums, das gewiß über 1000 Personen zählte, stürmisch, daß die Melodie Nr. 2 wiederholt werden solle, nahm diese mit dem größten Beifall auf und forderte einstimmig die Nennung ihres Komponisten. Hr. G. Kunze, Mitglied des Leipziger Stadtmusikchors, wurde als solcher genannt und die Preisnummer unter wiederholtem Beifallsrufe bekränzt. Das hiernächst durch Notar und Zeugen bewirkte Auszählen der Stimmen selbst, welche jedoch, weil der Hauptsaal mit seinen Nebenpiecen zu gedrängt voll war, nicht einmal bei der Hälfte des anwesenden Publikums erlangt werden konnten, wies aus, daß 293 Stimmen für die Melodie Nr. 2 von Kunze, 64 für die Nr. 4 von Verhulst, 54 für die Nr. 8 von Wittmann, 24 für die Nr. 1 von Schumann, 12 für die Nr. 6 von Rain, 12 für die Nr. 7 von Marschner, 8 für die Nr. 5 von Reißiger und 5 für die Nr. 3 von Kreutzer, im Ganzen 472 Stimmen abgegeben worden waren.

Der berühmte Wasserdoktor Professor Oertel in Ansbach, der kein Medicaner, sondern eigentlich Philolog und Theolog ist, hat zwei Schriftchen erscheinen lassen, die einigen Lärm verursachen. Die eine enthält, von ihm selbst verfaßt, seine Lebensgeschichte. Er nennt sich auf dem Titel derselben: Eucharius Oertel, keines Ordens Ritter, keiner Gesellschaft Mitglied, keiner Pfründe Inhaber. Die andere führt den Titel: Sendschreiben an meinen Lebensverkümmerer, den Oberconsistorialrath Rietthammer. Unter Anderem klagt er darüber in dieser Schrift, daß einer seiner Söhne auf der Universität Erlangen zum Pietismus gebracht, als Missionär dem Pastor Stephan gefolgt und zuletzt in Amerika katholisch geworden sey.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 22. Dez. Humoristische Studien, Schwank in 2 Abth., von Lebrün. Hierauf folgt: Zwei Worte, oder: das Abenteuer im Walde, Oper in 1 Akt, Musik von d'Alayrac.

Mittwoch, 23. Dez. (Neu einstudirt): Der Schwur, oder: die Falschmünzer, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Freitag, 25. Dez. Großes Vokal- und Instrumental-Konzert im hiesigen Schauspielhause, in welchem Hr. v. Thalberg folgende von ihm componirte Pieçen vorzutragen die Ehre haben wird: 1) Phantasie über Motive aus Moses, für das Pianoforte. 2) Serenade und Variationen über die Menuett aus Don Juan. 3) Caprice über Thema's aus Bellini's Nachtwandlerin. (Mit erhöhten Eingangspreisen.) Abonnement suspendu.

Redakteur: J. C. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 358. Mittwoch, den 23. December 1840.

Der Mondsüchtige.*)

Eine kleine Strecke oberhalb Gondorf, im Moselthale, erhebt sich auf dem felsigen Ufer des Flusses ein einfaches steinernes Kreuz mit der Inschrift: Nickel Aswaldo. Lange stand ich davor und sann nach, zu welchem Zweck es der fromme Spender wohl hierher gesetzt haben mochte, als ein ehrlicher Bauer den schmalen Pfad heraufklimmte. Ich säumte nicht, ihm meine Neugierde zu offenbaren, und er kramte auch alsbald mit jener Gutmüthigkeit, welche den Bewohnern des schönen Moselthals fast ohne Ausnahme eigen ist, den Schatz seines Wissens aus.

„Es mögen wohl weit über hundert Jahre seyn," begann er, „als da oben auf dem Felsen ein netter Hof stand. Der Besitzer war ein alter, geiziger Mann, der, sagt man, aus Trier hierher gezogen seyn soll. Er hauste droben, und bekümmerte sich um keine menschliche Seele, weder in Gondorf noch Lehmen. Im Anfang sprachen die Leute wohl manchmal über ihn, aber endlich, da er Keinem etwas zu Leide that, vergaß man ihn beinahe ganz. Der Müller in dem Gondorfer Thal, nach dem Maifelde zu, war fast eben so ein Kauz, wie sein Nachbar auf der Höhe, nur munkelte man von ihm allerlei weit bösere Sachen. Viele wollten ihm manchmal zur Nachtzeit begegnet seyn; ein paarmal wurden etliche Reisende erschlagen, und wer weiß was mehr. Plötzlich hieß es in Lehmen, auf der Gondorfer Höhe spuke es. Von dem Lubentiusfeste aus Cobern spät zurückkehrende Bauern wollten auf dem Felsen um Mitternacht eine weiße Gestalt gesehen haben. Der Herr Pastor verwies den Leuten ihren Aberglauben, allein es hatten es zehn und noch mehr Menschen gesehen, und so beschloß er, selbst in einer mondhellen Nacht an Ort und Stelle die Sache zu prüfen. Die Leute hatten wirklich nicht gelogen; die weiße Gestalt erschien auf dem Felsen, als aber der geistliche Herr genauer hinsah, erkannte er in ihr Niemand anders, als den Fremden, der vor Kurzem hierher gezogen war. Er kehrte nunmehr in das Dorf zurück, und den andern Tag war es in der ganzen Gegend bekannt, der Herr Aswaldo sey mondsüchtig. Das mußte auch der böse Müller erfahren haben, denn er stellte sich alsbald am Abhang des Felsens auf die Lauer. Sein raubgieriger Sinn trachtete nach dem Gelde des Nachtwandlers. Er wußte, daß dieser das Haus ganz allein bewohnte, und glaubte, sich leicht durch die offene Thür einschleichen zu können. Wie erstaunte er, als er das Hofthor wohl verschlossen fand. Seine Wuth stieg mit jedem Augenblick; dort wandelte der Mondsüchtige sorgenlos an dem furchtbaren Abhang des Felsens. Ein einziger Stoß konnte ihn auf ewig verstummen machen. Der Müller war bald entschlossen; wurde Aswaldo von dem Felsen hinabgestürzt, er hatte keinen Zeugen seiner Unthat, und wer wußte, was der Gemordete an beweglichem Hab und Gut besessen? Leise schlich er sich hinter den Wandelnden, riß ihm mit der Linken den mächtigen Schlüsselbund aus der krampfhaft geballten Faust, und stürzte mit der Rechten den Schlaftrunkenen den Felsen hinab, daß seine Glieder jämmerlich an dem spitzen Gestein zerschellten. Dann eilte er in's Haus zurück, zündete einen Kienspan an, und begann nach den verborgenen Schätzen zu suchen. Bald fand er reichere Ausbeute, als er gehofft. In einer wohlverschlossenen Truhe lagen, für sein Auge, unermeßliche Schätze gehäuft. Hals- und Armspangen von Ritterfrauen, Ohrgehänge, Sporen, eitel Gold und Edelgestein, und eine Menge gemünzten Goldes waren vor seinen gierigen Augen ausgebreitet. Trunkenen Blickes begann er sich zu beladen, und steckte, um mit beiden Händen arbeiten zu können, den Kienspan in die Bretterwand. Während seines Raubgeschäfts hatte er nicht bemerkt, daß ein dichter Rauch das Zimmer zu füllen begann. Endlich sah er auf, gerechter Himmel! die Flamme hatte schon die ganze Wand ergriffen, und deutlich hörte er von dem Thurm des nahen Lehmen die Sturmglocke heulen. Beladen mit seinen Schätzen, wollte er durch die brennenden Pfosten dringen, allein zu spät; das ganze Vordergebäude stand schon in Flammen, und prasselnd stürzte es zusammen, als er hinauszudringen versuchte. Ein brennender Balken zerschmetterte ihm die linke Schulter, und bewußtlos sank er nieder. Als er wieder zu sich kam, befand er sich im Freien. Der Pastor und eine Menge Bauern standen um ihn herum. Die furchtbar zerschmetterte Leiche Aswaldo's war bereits aufgefunden worden, und zerknirscht gestand der Missethäter sein Verbrechen. Nach drei Tagen starb er unter entsetzlichen Schmerzen an seinen Brandwunden, und kam dadurch dem rächenden Arme der weltlichen Gerechtigkeit zuvor. Vorher stiftete er aus seinem Eigenthum eine jährliche Seelenmesse und ließ das steinerne Kreuz zum ewigen Andenken des Gemordeten errichten.

*) Aus dem so eben erschienenen Werke: »Des Moselthals Sagen, Legenden und Geschichten, gesammelt und herausgegeben von Fr. Menk. Nebst einem Handbuch für Reisende. Coblenz, Verlag von J. Hölscher. 1840.«

Ueber „Aubers erstes Werk."

(Von Bouilly; aus dem Musée français.)

(Fortsetzung.)

Ich erschien mit dem jungen Compositeur vor der gefürchteten Versammlung, deren Mitglieder meinem Verbündeten nicht alle gleich günstig gesinnt waren. Unter ihnen befanden sich vertraute Freunde eines sehr beliebten Autors unserer Zeit, dem neue Erscheinungen, die sich Ruf erwerben konnten, nicht zusagten. Mochte er nun in dem Versuche dieses Anfängers den Keim eines Talentes zu entdecken glauben, das später mit dem seinigen in die Schranken treten konnte; mochte es ihm wirklich dünken, diese Partitur eines einfachen Anfängers ermangle des kräftigen Einklangs und der ausgesprochenen Farbe, die ein großes Werk erfordert, das dramatische Situationen bietet; sey dem wie ihm wolle, ich für meinen Theil behaupte: dieser Autor, dessen wahres Verdienst weder von Neid noch Intrigue frei war, hatte heimlich eine Kabale geschmiedet, welche bestimmt war, den ersten Schritten eines jungen Künstlers, der in der Folge die fruchtbarste und festeste Stütze unserer lyrischen Scene geworden, Hindernisse in den Weg zu legen. Glücklicher Weise fand ich in Mehül und Cherubini, welche auch Mitglieder dieser musikalischen Jury waren, unparteiische Richter und Vertheidiger für ihn. Sie erklärten, die Partitur des Séjour militaire sey in Wahrheit nur der Versuch eines Ballons, allein dieser Ballon enthalte ein Gas, das nur der Entwicklung bedürfe; und auf diese Weise setzten sie die Aufnahme des neuen Compositeurs auf der Bühne der komischen Oper durch. Wegen Heranrücken der Carnevalszeit wurde seine Partitur sogleich den Copisten übergeben, und wenige Tage darauf begannen die Proben des Séjour militaire.

Doch plötzlich trat ein neues Hinderniß ein, das uns ganz aus dem Sattel zu heben und meinen jungen Mitarbeiter in das Nichts zurückzudrängen drohte, in welchem ihn seine Neider erhalten wollten. Sein furchtbarer Nebenbuhler ließ nämlich nun gleichfalls die Rollen eines Stücks von drei Akten, mit sehr glänzender Handlung, abschreiben, auf das er die Hoffnung eines großen Erfolges baute, der seinen Ruf vollends begründen sollte, indem er behauptete, es dürfe kein neues Werk vor dem seinigen aufgeführt werden. Allein dieses Werk erforderte langes Studium und vielen Aufwand von Seiten der Administration; das unserige, für das es keines Vorauswandes bedurfte, und das man als Quartette probirt hatte, war unsern Schauspielern, die nicht unbeachtet gelassen, daß ich ihre Talente in verschiedenen Werken, die ich für ihr Theater geschrieben, in das hellste Licht gestellt, und die für unsern Anfänger den lebhaftesten Antheil hegten, bereits bekannt. Sie vereinigten sich daher mit uns, unsere Rechte aufrecht zu erhalten, und es wurde einstimmig beschlossen, daß unser Stück in den Fastnachtstagen gespielt würde.

Vermöge dieser Zusicherungen, wurde mit den Proben fortgefahren, und jede derselben schien einen Erfolg zu versprechen, der zwar nicht glänzend und Ruf verheißend, doch genügend schien, um das Ziel zu erreichen, das man sich gesteckt hatte, nämlich dem Publikum eine Carnevalsposse zu bieten. Diese günstigen Muthmaßungen erregten aber nur noch mehr die Besorgnisse und den Neid unseres furchtbaren Feindes. Er bildete unter den Mitgliedern des Theaters eine förmliche Opposition, und trieb die Kühnheit sogar soweit, unsere erste Generalprobe zu unterbrechen, indem er behauptete, diese verzögere das Erscheinen seines Stückes auf der Bühne, das, wie er sich auszudrücken beliebte, der Administration wohl einen größern Nutzen bringen würde, als die Posse, mit der wir alle Künstler des Orchesters beschäftigten.

Nun hielt ich es an der Zeit und für meine Pflicht, mit fester, Ehrfurcht gebietender Haltung, als Mann von Gefühl und als Schriftsteller, dessen Leistungen schon mehr als ein Mal glücklicher Erfolg gekrönt hatte, aufzutreten. Ich erklärte, daß ich, indem ich mich nun ein Mal dem Theater gewidmet hätte, keine andere Macht über mir erkenne, als das Urtheil des Publikums, das mich auch allein von demselben zu vertreiben vermöge. Mit sehr ausdrucksvoller Stimme, und einem eben so durchdringenden, auf meinen kühnen Verfolger gerichteten Blick, fügte ich aber noch weiter hinzu: auf einem Theater, das ich mehr als zwölfhundertmal gefüllt hätte, fühle ich mich so zu Hause, daß ich mit demjenigen, der sich dessen bemächtigen wolle, erst dann um den Vorrang auf demselben streite, wann er sich die nämlichen Rechte auf dasselbe erworben; bis dahin aber würde ich das Feld der Ehre, das ich mir erkämpft hätte, unter keiner Bedingung räumen. Diese kräftige Erklärung erhielt von allen Künstlern, deren Zuneigung und Achtung ich mir längst erworben, die ungetheilteste Zustimmung; sie bestätigten durch wiederholte Beifallsbezeugungen die Gerechtigkeit meiner Sache. Die Generalprobe wurde fortgesetzt, und unser Gegner zog sich zurück, um der allgemeinen Mißbilligung zu entgehen, die sich erhoben hatte.

Endlich nahte der wichtige Tag für meinen Verbündeten, der wirklich nie aufgehört hatte, bei allen vorkommenden Hindernissen, die zu besiegen waren, eine Gelassenheit und eine Entschlossenheit zu zeigen, die einen ausgezeichneten Charakter verriethen. Sein Probeballon stieg sehr glücklich in die Höhe, ohne nur in die mindeste ungleiche Richtung zu gerathen. Es ist allerdings nicht unbeachtet zu lassen, daß sich Gavaudan und seine reizende Frau in dem Schiffchen befanden, um das Emporsteigen zu leiten. Mit einem Worte: das Werk erfreute sich der günstigsten Aufnahme, die eine so einfache Tändelei nur erwarten konnte; der belustigende Gegenstand und die melodischen Gesänge gewannen die Stimme eines Publikums, das sich stets gegen die ersten, von einem Künstler auf seiner Laufbahn begonnenen Schritte nachsichtig erwies; und der junge Auber pflückte zu meiner großen Freude den ersten Lorbeerzweig, dem noch viele andere, weit glänzendere folgten, die heut zu Tage seine Krone bilden. Ich hatte von allem diesem ein gewisses Vorgefühl, denn als er nach der ersten Vorstellung unsers Werkes in dem Uebermaß seiner Freude und Dankbarkeit bei mir eintrat und sich in meine Arme stürzte, sagte ich, seine Rührung theilend, zu ihm: „Nun hab' ich meine Schuld an Grétry abgetragen, möchten Sie doch eine eben so schöne Laufbahn betreten, als er!" — „Nur selten gelangt man auf eine so hohe Stufe des Ruhms," antwortete mir hierauf der gekrönte Künstler; „allein ich verpflichte mich auf die feierlichste Weise, mich von nun an dramatischen Compositionen zu weihen." — „Vergessen Sie niemals," erwiederte ich, „daß das sicherste Mittel, wodurch Sie sich auf diesem Wege Ruf erwerben können, darin besteht, daß Sie sich treu an die Melodie halten. Ueberlassen Sie es Ihren Nebenbuhlern, dem Geschmacke der Zeit zu huldigen, und ihre hauptsächlichste Kraft auf das Orchester zu bauen; legen Sie dieselbe stets auf das Theater, das heißt in den

Mund der Sänger. Dies war beständig die Devise eines geistvollen Mannes, dessen zahlreiche Schöpfungen noch lange leben werden, weil sie die Stimme der Natur sind."

Mein geistreicher Mitarbeiter, überzeugt von dieser Wahrheit, gab in den verschiedenen Werken, die diesem ersten Versuch bald folgten, unablässig Beweise, welche Anerkennung sie bei ihm gefunden. Welche natürlichen und entzückenden Melodien gab er in der „Gutsfrau als Schäferin", in „Emma", im „Maurer", in der „Braut" und vor allem in der „Stummen von Portici", die ich mich nicht scheue, unter die schönsten Partituren der französischen Schule zu zählen. Diese Melodien haben nach meiner Ansicht hinreichend bewiesen, daß Reichthum der Harmonie mit Wahrheit des Ausdrucks zu verbinden sey, und daß es, wie es Gretry in seinen Ansichten über Musik sagte: einem Compositeur zur größten Ehre gereiche, wenn seine Compositionen von Drehorgeln wiederholt werden, weil es das Gelingen seiner Werke vollkommen bestätige.

Doch wollen wir nun auch auf den neidischen Nebenbuhler zurückkommen, den sein Eigendünkel so sehr blendete. Alles wurde in Bewegung gesetzt, um die Erscheinung des großen Werkes zu beschleunigen, auf das er seine größten Hoffnungen gebaut hatte. Luxus in den Dekorationen, Pracht in den Costümen, glänzende Ballette, schwülstige Ankündigungen in den Tagblättern, nichts war gespart worden, um das Publikum auf das Emporsteigen des großen Ballons aufmerksam zu machen, der, wie man erwartete, bei seinem hohen Aufschwung den kleinen Probe-Ballon des jungen Auber weit hinter sich lassen sollte. Doch jener erhob sich nicht über die mittlere Region, sondern blieb noch weit unter ihr, — und das hatte den Augenblick des Triumphes herbeigeführt. — Es füllte ein Herbeiströmen zahlreicher Zuschauer die Plätze, die den Punkt umrinten, von welchem aus sich der gebieterische Luftschiffer bis zu den Sternen erheben sollte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Wiesbaden, im Dez.

(Berichtigung.) In Nro. 345 der Didaskalia ist ein Korrespondenzartikel, datirt aus dem benachbarten Flecken B., enthalten, der in mehrfacher Beziehung einer Berichtigung bedarf. Der dort genannte würdige Geistliche, dem Niemand den Ruhm eines pflichttreuen Wirkens für das Gedeihen der ihm anvertrauten Schulen schmälern wird, und der hier in Wiesbaden der dankbaren Schülerherzen aus den Zeiten der Friedrichsschule noch viele zählt *), ist mit unserm nassauischen Schulwesen vom Jahre 1817, und als gewesener Schulinspector mit der gleichzeitig erschienenen Dienstinstruction für die Schulinspectoren sicherlich zu wohl bekannt, als daß er die Nachricht aus B., welche ihn für den eigentlichen Urheber der Sonntags- und Abendschulen erklärt, nicht als eine leere Schmeichelei von sich weisen sollte. Schon im § 33 dieser Dienstinstruction heißt es: »Sie (die Herren Schulinspectoren) werden sich angelegen seyn lassen, die Errichtung von Sonntags- und Abendschulen, besonders auf dem Lande, zu befördern und zu leiten.« — Diese Weisung blieb denn auch nicht ohne Erfolg und es fehlte seitdem nie an Lehrern, welche in Gemeinschaft mit den Geistlichen solche segensreiche Anstalten gründeten. Das Bedürfniß war eben so wenig unbekannt und neu, als der Vorgang anderer Staaten in Errichtung dieser Institute. Nur zur Allgemeinheit wollte es damit nicht kommen (und ist bis heute noch nicht dazu gekommen), und in Beziehung darauf erschien denn im vorigen Jahre ein General-Reskript, in welchem sich herzogl. Landesregierung dahin äußerte: »Wir haben es bisher sehr gerne gesehen, daß mehrere Herren Schulinspectoren und Geistliche in Verbindung mit den ihnen untergebenen Lehrern die Errichtung und Leitung von Sonntags- und Abendschulen für die aus der Schule entlassene männliche Jugend sich haben angelegen seyn lassen. Aber wegen der Wichtigkeit dieser Anstalten, deren Beförderung daher auch den Herren Schulinspectoren in ihrer Dienstinstruction besonders empfohlen wird, müssen wir wünschen, daß dieselben möglichst allgemein verbreitet und auf eine zweckmäßige Art eingerichtet werden möchten ꝛc.« — Mit diesem wahren Herzgange, nach welchem die Errichtung der fraglichen Anstalten in unserm Lande einzig als das Verdienst unserer intelligenten, für Volks- und Jugendbildung unablässig sorgsamen Landesregierung erscheint, ist vielleicht der Korrespondent von B. unbekannt gewesen und diese Unbekanntschaft wird ihm wohl auf seinem Standpunkte zu gut gehalten werden müssen. Auch wird jeder Vernünftige und Erfahrene, der es weiß, wie langsam überhaupt der Saame des Guten aufgeht und Früchte bringt, Zweifel in die Versicherung setzen, daß der kaum einjährige Bestand einer Sonntags- und Abendschule den gerügten Unarten und Rohheiten der »Flegeljahre« zu B. schon ein Ende gemacht habe. Wenn es einmal nach 10 — 20 Jahren eines geregelten Bestandes, an welchem es dermalen fast allenthalben darum noch fehlt, weil der Besuch der Sonntags- und Abendschulen der Willkühr der jungen Bursche anheim gegeben ist, wirklich zu dem gerühmten Resultate gekommen seyn wird, dann wollen wir ein jubelndes Tedeum anstimmen. Was die Einrichtung einer »Gemeindelesebibliothek« zu B. betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß durch eine solche bei einer weisen Auswahl volksthümlicher Schriften viel Gutes gewirkt werden kann. Auch ist unter dem Landvolke weit mehr Verlangen und Empfänglichkeit für Lectüre vorhanden, als wir eingebildete Städter gewöhnlich annehmen, und wer etwa daran zweifelt, ob es an der Zeit sey, diesem Bedürfniß abzuhelfen und es gegen die verderblichsten Mißgriffe und Ausartungen so viel wie möglich sicher zu stellen, der erkundige sich doch in unsern Leihbibliotheken mit ihren Ritterromanen, Räuber-, Liebes- und Gespenstergeschichten. Allein wie sich die Ausführung des zeitgemäßen Gedankens einer Gemeindebibliothek, für welche schon vor mehreren Jahren der Hr. Rentamtmann Preusker in Großenhayn bei Dresden in einigen sehr schätzbaren pädagogischen Schriften als wackerer Sachwalter aufgetreten ist, nicht auf die Gemeinde B. beschränkt, so fehlt es dazu auch nicht an öffentlichen Mitteln. In allen Landgemeinden des hiesigen Amts sind zweckmäßige Schriften zur Lectüre zunächst für die Abend- und Sonntagsschüler angeschafft worden. Die einzelnen Gemeinden tauschen diese Schriften nach einem wohlgeordneten Plane allmonatlich gegenseitig aus, und die Lehrer sorgen für die Erhaltung und den regelmäßigen Umlauf derselben. Gleich den übrigen Bedürfnissen der Sonntags- und Abendschulen hat unsere Landesregierung auch die Kosten für Anschaffung nützlicher Schriften auf die Gemeindefonds angewiesen und es gebührt ihr auch hierbei das Verdienst der bereitwilligsten Unterstützung und Förderung alles dessen, was sie als dem Zwecke der Volksbildung und Volksveredlung entsprechend erkannt hat. Wenn daher in der erwähnten Korrespondenz dem Hrn. Kirchenrath S. das ausschließliche Verdienst der Einrichtung einer Gemeindebibliothek auf eigene Kosten zugeschrieben wird, so muß dieses dahin berichtigt werden, daß man zu B. mit einem guten Beispiele voranging, daß der verdiente Geistliche und Schulmann daselbst eigene Opfer nicht scheute, die Gemeinde aber eine entsprechende Summe für den ersten Ankauf nützlicher Volksschriften verwendete.

*) Von einem derselben ist uns jener Artikel in Nro. 345 der Didaskalia zugekommen. Die Red.

Mannichfaltigkeiten.

Mad. Lafarge ist bereits die Heldin von Dramen und Novellen geworden. Hr. Julian Chownitz, Redacteur der Leipziger Eisenbahn, hat einen dreibändigen Roman, unter dem Titel: — Marie Capelle, oder Charles Lafarge's Tod, Leipzig bei Heinrich Franke, 1840 — herausgegeben. Wie sich von selbst versteht, wird dieser Roman in allen Leihbibliotheken und Lesezirkeln Aufsehen machen, von Vielen gekauft und wie Zucker verspeis't werden. Das Außerordentliche macht Glück, und was

lies't man lieber, als Mord- und Vergiftungsgeschichten? Der Verfasser hat seine Heldin von der idealen Seite aufgefaßt, sie in voller Glorie der Tugend und Unschuld und als eine Heilige geschildert, dagegen ihren Gemahl als einen wahren Unhold und Teufel dargestellt. Chownitz sagt: das Leben der Madame Lafarge sey so poetisch, so romantisch und so mysteriös, daß eine nüchterne Verstandesdarstellung nicht ausreiche, ja daß sie unmöglich seyn würde; ferner — sie erscheine dem poetischen Beschauer als ein in der Welt der Ideale lebendes, dem Wuste roher Wirklichkeit erliegendes Wesen. Dem Aussprüche der Kritiker über dies Buch sucht der Verf. zuvor zu kommen, nicht aber durch eine captatio benevolentiae, sondern durch die heftigsten Ausfälle gegen die Schlechtigkeit und Erbärmlichkeit der deutschen Kritik insgesammt, welche nicht im Stande sey, ein vom gewöhnlichen Schlendrian abweichendes geistreiches Werk zu begreifen. Das Buch ist in groben Umrissen und in grellen Farben gehalten und auf einen Leihbibliotheks-Effekt berechnet, den es nicht verfehlen wird.

(Frankfurt.) Die nächstjährige Blumen- und Pflanzenausstellung dahier beginnt am 8. April und endigt am 12. desselben Monats. Wie gewöhnlich sind verschiedene Preise ausgesetzt.

Der Krieg im Orient neigt sich seinem Ende zu. Mehemed Ali hat sich unterworfen und einen ganz glimpflichen Vertrag mit dem Befehlshaber der Alliirten abgeschlossen. Er hat sich nun ganz aus dem Französischen in's Englische übersetzen lassen und will in seinem Leben nichts mehr mit Frankreich zu thun haben. Mehemed Ali kann sich übrigens in Ruhe setzen. Der Pabst hat ihm einen bequemen und kostbaren Lehnsessel als Gegengeschenk für die Marmorsäulen in die Paulskirche überschickt.

(Mannheim, 21. Dez.) In der letzten Sitzung der Mitglieder des hiesigen Carnevalvereins haben sich dieselben dahin vereinigt, von den vorgelegenen Projecten dasjenige zu wählen, welches den Hochzeitszug des großen Kaisers Friedrich II. aus dem Geschlecht der Hohenstaufen mit der englischen Prinzessin Isabelle zum Gegenstand hat. Das kaiserliche Beilager wurde im Juni 1235 zu Worms mit fast beispielloser Pracht gefeiert. Bei den damaligen schönen Trachten können wir hoffen, daß der Maler Hr. Fröhlich, dem das ganze Arrangement überlassen wurde, unsern Augen dießmal wieder ein glänzendes, interessantes Schauspiel bieten werde. Die Theilnahme am Zuge steigt bereits auf eine erfreuliche Weise. (M. J.)

Zu Lyon hat am 8. d. ein Schauspieler in dem Drama »der Templerritter« von seiner Rolle sich dermaßen hinreißen lassen, daß er der mit ihm spielenden Schauspielerinn, Mad. Bupet, seinen Dolch wirklich in den Busen stieß und sie tödtlich verwundete.

Von den rührenden Worten des Erzbischofs von Bordeaux in seinem Aufruf zu Gunsten der Ueberschwemmten ergriffen, schickte dieser Tage ein Kuirassier, der in den meisten Schlachten des Kaiserreichs gedient hatte, dem Prälaten einen Brief nebst einem Paar Pistolen. Der Brief sagte: Ich schicke Euer Hochwürden die treuen Kameraden, die mich in jeder Schlacht bis zur letzten bei Waterloo beschützt haben und an denen ich als meinen ältesten und besten Freunden hange. Sie sind der einzige Beitrag, den ich für meine durch Ueberschwemmung ins Unglück gebrachten Landsleute darbringen kann, nehmen Sie dieselben an, und ich werde glücklich seyn, in dem Gedanken, daß sie auf diese Weise in Ihren Händen noch meinem Lande dienen können.

Eine Stunde östlich von der würtembergischen Stadt Sulz hat man mittelst des Bohrens, in einer Tiefe von mehr als 400 Fuß, ein Steinsalzlager entdeckt, das sich schon 20 Schuh mächtig gezeigt hat, und dessen Ende noch nicht gefunden ist.

Im französischen Justizministerium findet sich ein alter Expeditionschef, der jetzt bereits, an demselben Platze sitzend, 49 Justizministerien an sich vorübergehen sah. Er soll seit Miromesnil (1784) demselben Bureau zugegeben seyn.

Den Urhebern des neulichen Raubes in der Jesuitenkirche zu Straubing ist man auf die Spur gekommen. Ein Schuhmachergeselle von Sünching, Namens E—r (ein übelberüchtigter Mensch, der schon früher in Strafanstalten saß), der in Regensburg ausgebrannte Silberborten verkaufen wollte, wurde ertappt und man soll Ueberreste von den entwendeten Meßkleidern bei ihm gefunden haben; er sitzt in der Frohnveste.

In Stuttgart hatten kürzlich zwei Bediente in einem Hause, um sich anzuziehen, ihr Zimmer mit einer Schüssel voll Kohlen erwärmen wollen und die Thüre abgeschlossen. Als hierauf der Bruder des Einen ihn zu besuchen kam, lag dieser schon bewußtlos am Boden und Beide wären, ohne rechtzeitige Hülfe, am Kohlendampf erstickt.

Karl Immermann.

Stürzend im Höchstpunkt der Kraft, vermied er die Schwächen des Alters;
Darum bleibt er fortan, was uns sein Name bezeugt.

Düsseldorf. Gerh. Lübke.

Dreisylbige Charade.

Durch Erste sprichst du mit den Menschen,
Die man sonst anders nicht erreicht;
Es kündet ihnen deine Wünsche,
Obgleich dein Mund fortwährend schweigt.

Die beiden Letzten sind als Muster
Der Treu' und Sanftmuth allbekannt;
Wenn man es auf der Tafel findet,
Ist ihm das Auge zugewandt.

Das Ganze trägt die erste Sylbe
Mit nicht erreichter Schnelligkeit;
Bracht' oft Verrath, oft frohe Kunde,
Nachdem es einem Dienst geweiht.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 23. Dez. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Freitag, 25. Dez. Großes Vokal- und Instrumental-Konzert im hiesigen Schauspielhause, in welchem Hr. v. Thalberg folgende von ihm componirte Piecen vorzutragen die Ehre haben wird: 1) Phantasie über Motive aus Moses, für das Pianoforte. 2) Serenade und Variationen über die Menuett aus Don Juan. 3) Capriciosa über Thema's aus Bellini's Nachtwandlerin. (Mit erhöhten Eingangspreisen.) Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 359. Donnerstag, den 24. December 1840.

Fatalitäten.

Von Ludwig Hub. *)

'S ist fatal, daß uns hienieden
Immerwährend Etwas fehlt:
Im Momente schließt man Frieden,
Wo die Kampflust uns beseelt.
Es wird unseren Talenten
Spielraum nie zu rechter Zeit;
Hat man Lust, sie anzuwenden,
Mangelt die Gelegenheit.

Ohne lang die Form zu wählen,
Schoß ich im Studentenrock,
Ungeübt im Sylbenzählen,
Als Poet gar manchen Bock.
Mit der Form bin ich im Klaren
Jetzt und glatt ist mein Gedicht,
Doch das Feuer wich den Jahren
Und Begeisterung gebricht.

Sonst macht' ich Eroberungen,
Als die Wang' noch voll und roth;
Schade nur, dem schmucken Jungen
Fehlte es an Amt und Brod.
Jetzt könnt' ich gar wohl ernähren
Standesmäßig eine Frau
Und zur Heirath schritt' ich, wären
Meine Haare nur nicht grau.

Jenes Loos zur sechsten Klasse
Bot man mir vergeblich feil,
Guldenstücke, eine Masse,
Kamen später auf sein Theil.
Jetzt gibt's Wen'ge, die im Spielen
Muthiger als ich wohl sind,
Aber nichts kann ich erzielen
Und ich komme immer blind.

Ohne Pulver, ohne Büchse
Ging ich jüngst den Wald entlang,
Viele Hasen, Reh' und Füchse
Traf ich da auf meinem Gang.
Wohlbewehrt kann ganze Stunden
Ich jetzt auf dem Anstand steh'n,
Doch das Wildpret ist verschwunden
Und kein Häschen läßt sich seh'n.

Früher als Sankt Niclas Becker
Dacht' ich an ein Rheinlied schon,
Plötzlich kommt, ein Weltentdecker,
Geilenkirchen's großer Sohn,
Und: »Sie sollen ihn nicht haben!«
Hört man's durch ganz Deutschland schrei'n;
D'rum in tiefster Brust begraben
Bleibt mein Lied vom deutschen Rhein.

Einstens liebt' ich's, bei der Flasche
Froh zu seyn in Saus und Braus,
Doch gar oft war leer die Tasche
Und es ging das Geld mir aus.
Jetzt, wo ich nach langem Harren
Meinen Schoppen trinken kann,
Heiß' ich lust'ge Zecher »Narren«
Und bin ein gesetzter Mann.

Heute bin zu Dichterwerken
Ich poetisch angeregt;
Durch des Redacteurs Bemerken,
Wird das Handwerk mir gelegt.
Jetzt, wo schön die Verse fließen,
Stört er meinen Dichtertraum:
»Herr, für weiteres Ergießen
Haben wir heut' keinen Raum.«

*) Von meinen »Gesammelten Gedichten« ist noch eine kleine Anzahl von Exemplaren vorräthig und zu haben in der Buchdruckerei von Georg Weil. Der Verf.

Die Glocken zu Speier. *)

1.

Der Gefangene.

Es war im Frühling des Jahres 1105 nach Christi Geburt, als ein alter Mann, in der Tracht eines Reiters, auf dem Wege von Mainz nach Ingelheim hin wanderte. Weither mußte er kommen, denn sein Anzug war abgetragen, sein Bart verwildert, und seine Hand stützte sich schwer auf den großen Reisestock. Je näher er an Ingelheim kam, desto öfter blieb er stehen, schaute sich um und seufzte. Jetzt hatte er die Stadt erreicht und bald stand er vor dem kaiserlichen Pallaste. Es war indessen Abend geworden, der Wanderer setzte sich auf einen Stein, dem Pallaste gegenüber, blieb wohl eine halbe Stunde sitzen, und erhob sich endlich, mit zögernden Schritten nach einem kleinen Pförtchen zugehend. Wieder zweifelnd, stand er eine Weile davor, gleich als scheue er sich, hinein zu treten. Endlich klopfte er an. Es ward geöffnet, als er ein bestimmtes Wort gegeben hatte. Ein Kriegsmann empfing den Eintretenden in einem düstern Gange, in dem sie zusammen weiter schritten. Während des Gehens fragte der Krieger: „was bringst Du für Nachricht mit?" Der Alte aber schüttelte den Kopf und ging schweigend weiter. Jetzt standen sie vor einer hohen Thüre still, die von außen mit Schlössern wohl verwahrt war. Der Kriegsmann nahm die Schlüssel hervor und öffnete langsam, ließ den Alten hinein gehen, und schloß hinter ihm wieder zu. Es war ein altes, hohes Gemach, in das der Wanderer trat. Nothdürftig nur war es mit Geräthen versehen; ein Bett, ein Betpult, Tische und Stühle waren der ganze Inhalt. Am Fenster aber stand ein alter Mann, mit gramgefurchtem Gesichte, mit weißem Haar und Bart, ohne Kraft in seiner Haltung, und schaute hinaus in den Abendhimmel, den die letzten Strahlen der geschiedenen Sonne mit leichtem Roth gefärbt. Er bemerkte den Eintretenden nicht, der ruhig stehen blieb, und erst als das Roth des Himmels immer blässer wurde, als das Licht immer mehr von der Erde schwand und die Nacht sich über die Fluren lagerte, wandte er sich um. Da sank der Wanderer auf ein Knie vor dem Alten, küßte ihm den Saum des Kleides und sagte leise: „ich bin zurück, mein kaiserlicher Herr." Der Alte sah lange den Knieenden an und sagte endlich: „was bringst Du für Neuigkeiten? Was sagen die getreuen Fürsten, zu denen ich Dich heimlich sandte, daß sie ihren Kaiser erlösen möchten aus Gefangenschaft und tiefer Schmach?" Der Angeredete schwieg, und Heinrich IV., Kaiser von Deutschland, denn dies war der Gefangene, fuhr nach kurzem Bedenken fort: „Dein Schweigen ist mir Antwort genug. Erhebe Dich, denn es ziemt sich nicht, daß Du vor einem Manne knieest, den die Menschen ausgestoßen haben." Er wandte sich ab und trat an das Fenster. Kurt, der treue Knecht, um 20 Jahre älter als der Kaiser, aber ihm treu ergeben von Jugend auf, vergoß heiße Thränen und sprach: „o, daß ich solche Reden hören muß aus Eurem Munde, gnädigster Herr. Aber Ihr habt Recht. Die Menschen haben Euch ausgestoßen. Eure getreuen Fürsten sind nicht eingedenk, daß Ihr in mehr denn sechzig Schlachten sie zum Siege geführt habt, daß Ihr das Reich mit starker Hand geschützt gegen die Zwietracht im Innern und die Anmaßungen von Außen. — Wohin ich kam, Eure Noth zu schildern, fand ich taube Ohren, und sie drehten mir kalt den Rücken zu. Die Fürsten, die sonst vor Euch sich beugten und Euch schmeichelten, wenn es galt, etwas zu erlangen, ließen Euren treuen Diener ohne Zehrpfennig von dannen ziehen, daß ich Noth und Entbehrung leiden mußte auf meiner langen Wanderung." Der Kaiser wandte sich um und sagte bitter: „so arm bin ich geworden, daß ich meinen Diener klagen hören muß über sein Elend, daß ich nicht mehr die Hand öffnen kann, für treue Dienste Lohn zu spenden. Was jammerst Du, alter Mann? Sieh' her, kaum sind fünfzig Jahre über meinen Scheitel gegangen, und doch ist mein Haar weiß geworden von den Sorgen und dem Kummer, den mir das Leben brachte. Was jammerst Du, alter Mann, über die Undankbarkeit der Menschen? Sind sie doch nicht anders von Anbeginn der Welt. Aber ich muß weinen über die Undankbarkeit meiner Söhne. Als ich barfuß und im Hemde zu Canossa vor meinem unversöhnlichen Feinde stand, der mit Hohn auf mich herab sah, war ich nicht so elend als jetzt. Damals brüteten noch kräftige Pläne in meinem Kopfe, und der Durst nach Rache hob meinen Busen, die ich genommen habe, glänzend, wie es dem deutschen Kaiser ziemt. Aber was ich später erfahren mußte, hat mir die Kraft gebrochen, die mich damals aufrecht erhielt. Hat sich nicht Conrad, mein ältester Sohn, empört gegen mich? — Er starb zu Florenz, verlassen und geächtet, in gerechter Strafe Gottes. Aber ist nicht schlimmer noch sein Bruder geworden? Habe ich ihn nicht zu meinem Nachfolger wählen lassen? Aber er konnte den Tod seines Vaters nicht erwarten. Auch er empörte sich gegen mich — und jetzt sitze ich hier, ein armer Gefangener, zu Ingelheim in der kaiserlichen Pfalz, wo meine Vorfahren thronten in ihrer Herrlichkeit. Alter Mann, Du mußt nicht sprechen von der Treulosigkeit der Menschen zu einem Manne, an dem seine eigenen Söhne zu Verräthern geworden sind. Geh' auch Du von mir, ich kann Deine Treue nicht belohnen — geh', — verlaß mich — daß die Nachwelt von einem Kaiser erzähle, der einsam gestorben ist, verlassen von allen Menschen." Der Kaiser warf sich auf sein Bette und sprach nicht mehr. Kurt aber ging nicht, sondern blieb die Nacht bei seinem Herrn, und manche Thräne fiel in seinen grauen Bart.

2.

Die Wanderung.

Es waren mehrere Monate seit jener Nacht vergangen, als zwei Wanderer am Ufer der Maas hinabzogen. Sie trugen die Kleider gemeiner Reitersknechte und schritten mühsam dahin, gebeugt von der Last des Alters, niedergedrückt von schwerem Kummer, ermüdet von der weiten Fußwanderung. Der Kaiser Heinrich IV. war es, und sein treuer Kurt. Viel Bitteres hatte der Erste erfahren seit jener Nacht. Sein unnatürlicher Sohn hatte von ihm verlangt, er solle dem Reiche entsagen in einer feierlich besiegelten Schrift, daß alle Fürsten sein Recht auf den Thron anerkennen müßten. Der Kaiser hatte sich geweigert. Da trennte der böse Sohn den treuen Kurt von seinem Herrn, ließ die bisherigen Wächter, die es mit dem Kaiser gut gemeint, und auch damals dem Kurt zu seiner geheimen

*) Aus: »Deutsche Volkssagen, zunächst aus den Rheinlanden. Herausgegeben und erzählt von Roderich Benedix. Drittes Bändchen. Wesel, Druck und Verlag von Johann Bagel.«

Sendung behülflich gewesen waren, durch lombardische Lanzknechte ersetzen, die ihm blind ergeben waren, und ließ so seinen Vater schmachten in trostloser Einsamkeit, entbehrend alles, was das Leben erst zum Leben macht. Da stand der arme Kaiser allein an seinem vergitterten Fenster, schaute hinaus auf das herrliche Thal, das der Rhein durchströmt, schaute die grünen Berge, mit Reben bewachsen, die blaue Luft, von fröhlichen Schwalben durchkreuzt, hörte das friedliche Läuten der Abendglocke, wann die Sonne Abschied nahm für die kurze Sommernacht von der blühenden Erde — und das Herz des armen Gefangenen schwoll von unendlicher Sehnsucht. Bald traten das Gefühl des beleidigten Vaters, der Wunsch der Vergeltung für die Mißhandlung des Kaisers, die Träume von Macht und Hoheit in den Hintergrund seiner Seele, und der Wunsch, frei zu seyn, und wenigstens frei zu sterben, behielt die Oberhand bei ihm. So brach die Tücke des eigenen Sohnes den Stolz des Helden, den mehr als dreißig Jahre des Kampfes und des vielfachsten Mißgeschicks nicht beugen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber „Aubers erstes Werk."

(Von Bouilly; aus dem Musée français.)

(Schluß.)

Bei dem Ertönen von fünfzig Instrumenten, die die entzückendste Harmonie bildeten, erhob sich der Ballon auch wirklich über die irdischen Regionen; doch ohne Zweifel übermäßig aufgeblasen, borst er plötzlich, um in den Staub herabzufallen, ehe er kaum den dritten Theil seiner berechneten Höhe erreicht hatte. Ach, welche unvorhergesehene, doch unabwendbare Veränderung! Ach Träume der Eigenliebe, wie waret ihr dahin, gleich einer Wolke, die sich in das Unendliche verliert! Jene hochmüthige Geringschätzung gegen solche, die man unter sich glaubte, wurde sie nicht zur verdienten Demüthigung, die Niemand bedauert? Das ist oft das Schicksal, das derjenigen wartet, die ihre Eitelkeit blendet, und die, indem sie sich einbilden, sich über ihres Gleichen erheben zu dürfen, sich in den Himmel versetzt glauben, ohne zu bedenken, daß ihre Füße noch an der Erde haften.

Mein theurer Mitarbeiter, gleich mir dieser sonderbaren Niederlage anwohnend, erschrak vor den Gefahren, die jene ehrenvolle, ihm von mir eröffnete Laufbahn bedrohen konnten; doch beruhigte ich ihn, indem ich ihn auf den günstigen Erfolg aufmerksam machte, der ihm zu Theil geworden war. Dann stellte ich zwischen der dramatischen und der Kriegskunst Vergleiche auf, und citirte ihm eine Stelle Juvenals, deren Lakonismus und Wahrheit ihn anzusprechen schien. „Hat man den Helm einmal aufs Haupt gesetzt, so ist es nicht mehr Zeit, umzukehren." Der ausdrucksvolle Blick des jungen Compositeurs schien mir bei diesen Worten wahrhaft Flammen zu sprühen; er antwortete mir durch einen Druck der Hand; allein ich las deutlich in seinen Zügen, daß Juvenals schöne Devise auch die seinige geworden war, und daß er sich fest vorgenommen hatte, allen Zufälligkeiten und Gefahren auf seiner Laufbahn Trotz zu bieten, von der sich eigentlich leicht voraussagen ließ, daß er sie ehrenvoll durchlaufen würde.

Diese Voraussage hat sich nun weit über seine Hoffnungen verwirklicht. Jeder seiner Schritte wurde durch einen mehr oder minder glänzenden Erfolg bezeichnet. Als uns der Tod Mehül, Nicolo und Boieldieu raubte, blieb Auber die einzige Stütze unserer lyrischen Bühne, denn auch Herold, sein würdiger Nebenbuhler, wurde in der Blüthe seiner Jahre der französischen Schule entrissen, die ihn als unsterblich bezeichnete.

Der junge Künstler, bei dem mir die Ehre und die Freude zu Theil ward, dessen erste Schritte zu leiten, wurde derjenige unserer französischen Compositeure, der heut zu Tage unsere lyrische Bühne am meisten bereicherte; seine zahlreichen Partituren bilden eine reichhaltige, mannichfaltige Sammlung, die würdig ist, allen großen Meistern an die Seite gestellt zu werden. Er verstand es, indem er sich jenem Reichthum der Harmonie hingab, von welchem uns auswärtige Schulen so bewunderungswürdige Muster liefern, er verstand es, sage ich, seinen Melodien jene Wahrheit, jene natürliche Anmuth zu verleihen, die Gretry unsterblich machten; und durch diesen doppelten Vorzug wußte er sich den Beifall der Anhänger der ältern, wie der modernen Schule zu gewinnen.

Daß mir jede seiner errungenen Kronen ein wahrhaft süßes Vergnügen bereitete, wird man nun leicht begreifen. Warum sollte ich mich auch des Gefühls einer so rechtmäßigen Genugthuung, so wie des Bewußtseyns, meine Schuld abgetragen zu haben, erwehren? Ja, mit beinahe väterlicher Trunkenheit verfolgt man in Gedanken denjenigen, den man in die Laufbahn der Kunst eingeführt hat, wie man es in frühern Jahren selbst durch andere wurde, und wiederholt sich dann mit Lafontaine: „Sich gegenseitig zu unterstützen, liegt im Gesetze der Natur."

Die Lütticher Citadelle.

Man liest in den Zeitschwingen: Zu allen Zeiten haben drei Worte hingereicht, die Lütticher in Aufstand zu bringen, die Worte: „Keine Privilegien mehr!" Mit diesen Worten trieb Karl der Kühne sie alle Augenblicke zur Empörung. Bei keiner Stadt hat das demokratische Element sich stärker, hartnäckiger, ungestümer gezeigt; von keiner wurde auch der bloße Anschein von Despotismus tiefer verabscheut, unablässiger bekämpft. Als Beispiel mag dienen, daß die Lütticher Citadelle in den 600 Jahren, die sie besteht, sechs Mal von den Einwohnern der Stadt zerstört wurde. So lange sie sich nicht als die Stärkeren fühlen, lassen sie dieselbe stehen; bietet sich aber eine Gelegenheit dar, mit einiger Aussicht auf Erfolg zu kämpfen, so bemächtigen sie sich ihrer, und sogleich ist die Citadelle dem Boden gleichgemacht. Leider war diese Citadelle eine Art Phönix und stieg immer wieder empor.

Als diese unverwüstliche Bastille zum ersten Mal umgestürzt wurde, begleiteten höchst seltsame, wunderliche, man möchte sagen komische Umstände ihren Fall. Es war im Jahr 1256. Seit einem Jahre erst stand die Citadelle, sie hatte noch kaum Dienste geleistet. Heinrich von Geldern hatte sie vollendet. Eine furchtbare Garnison hielt sie besetzt. Die Bürger liebten die Garnison nicht sehr, die Citadelle aber haßten sie vollkommen. Sie entschlossen sich, mit diesem Häuflein Menschen und Steinen, die ihnen, wie sie sagten, stets auf die Köpfe zu fallen drohten, schnell ein Ende zu machen. Dies stellten sie folgendermaßen an. Es wurde der sämmtlichen Garnison ein Ball gegeben.

Das Fest war prächtig und sollte bis Tagesanbruch dauern. Da die Garnison von einem alten klugen Hauptmann befehligt wurde, so war man übereingekommen, daß, der Vorsicht wegen, die mit Beschützung der noch ganz neuen, also um so kostbareren Citadelle beauftragten Soldaten nur in Abtheilungen, der Reihe nach, zu dem Fest gehen sollten. Die eine Hälfte der Garnison sollte bis um zwei Uhr Morgens tanzen, die andere den Rest der Nacht für sich haben. Der Plan konnte nicht weiser seyn. Allein die Damen von Lüttich vereitelten ihn. Sie entfalteten so viel Anmuth, so viel Liebreiz, daß der erste Theil der Eingeladenen die Ablösung des andern ganz und gar vergaß. Umsonst schlug es zwei Uhr, nicht ein einziger Tänzer wich von seiner Tänzerin. Um halb drei Uhr entstand ein großer Lärm. Es war die andere Hälfte der Garnison, die anlangte, um ihren Theil von dem Glück zu genießen. Anfangs war auch die Rede davon, die erste Hälfte, welche die Vergnügungen des Festes schon genossen hatte, in das Fort zurückzuschicken; da aber Niemand geneigt schien, den Befehlen des Kommandanten zu gehorchen, so hielt dieser es für angemessen, gar nicht ernst zu befehlen. Er ließ die Sachen gehen, und als der Tag anbrach, war die ganze Garnison noch beim Tanz. Am Ende aber mußte man sich doch all' diesen verführerischen Lockungen entwinden und nach der Citadelle zurückkehren. Ein herzdurchbohrender Abschied von beiden Seiten! man konnte sich nicht trennen; endlich riß man sich los.

Unter Weges sprach man nur von der Musik, sprach nur von den Tänzerinnen. Plötzlich machte der Kommandant, den Kopf erhebend, den Soldaten bemerklich, daß sie vermuthlich einen falschen Weg eingeschlagen hätten, da sie schon eine halbe Stunde marschirt und noch immer keine Citadelle zu sehen sey. Es gab aber nur wenig Punkte in der Stadt, von wo aus man nicht wenigstens die obersten Zinnen dieser herrlichen Veste erblicken konnte. Es wurde Halt gemacht, man suchte sich zurecht zu finden, man spähte, überlegte, marschirte wieder und überlegte abermal. So kam man unter abwechselndem Ueberlegen und Marschiren endlich auf eine weite, ganz geebnete Fläche, die Niemand kannte. Der Kommandant, ein eben so scharfblickender als kluger Mann, war der Erste, der das Geheimniß errieth. Vor die Stirn sich schlagend, rief er aus: „Wir sind bestohlen, die Bürger haben die Citadelle fortgetragen."

Und so war es. Während die Garnison tanzte, während die Lütticherinnen ihre Künste entwickelten, hatten 20,000 Arbeiter die Citadelle abgerissen und sie größtentheils in die Maas tanzen lassen. Ein Jeder hatte seinen Ball, also die Citadelle auch den ihrigen. Der Streich war köstlich. Der Kommandant hätte darüber lachen können wie toll; aber er nahm die Sache ernsthafter, er hielt seine Ehre für verloren und nahm sich das Leben. Der Name des Tapferen ist nicht bis auf uns gekommen. Das ist wahrhaft Schade; dieser Märtyrer der Ehre hätte nicht ganz zu sterben verdient. (Wenn auch nicht wahr, doch gut erfunden.)

Korrespondenz.

Mainz, 22. Dez.

Der hiesige Carnevals-Verein läßt sich seinen eigenen Saal erbauen. Er kömmt in den Garten des Hrn. Martin Volk, wo im Sommer unsere so sehr besuchten Vauxhall's gehalten werden. Die Einrichtung ist so getroffen, daß alle Bäume und Gewächse des Gartens, mit Ausnahme eines Baums, stehen bleiben. Die Gesellschaft konnte keine zweckmäßigere Wahl treffen, denn sie hat hier nicht nur einen geräumigen Saal mit mehreren Eingängen, der 700 Personen fassen kann, sondern sie kömmt zugleich in den Besitz von dem anstoßenden Volkischen Saale und den Nebenzimmern, die gleichfalls noch 6 bis 700 Personen aufnehmen können, und hat an Hrn. Volk einen Restaurateur, wie sie ihn nur wünschen kann, dessen Küche anderwärts sehr vermißt wurde. — Es bestand der Plan, einen Theil der neuen Fruchthalle als Narrhalla herzurichten; aber die Ausführung stieß gleich Anfangs auf Schwierigkeiten, indem die städtische Behörde Anstand nahm, zu gestatten, daß in den Räumen der Fruchthalle eingefeuert würde. Wie man sagt, so ist die Uebereinkunft mit dem Erbauer des neuen Saales so getroffen, daß er bis zum 5. Januar 1841 fertig dastehen muß. — Am letzten Freitag fand die jährliche Generalversammlung der Actionairs des Casino zum Hofe vom Gutenberg statt. Es ging ungewöhnlich lebhaft dabei zu; ein Direktionsmitglied, das schon 11 Jahre der Gesellschaft vorgestanden hatte, wurde nicht wieder erwählt. Es that sich ein Geist der Sparsamkeit kund, der in früheren Jahren bei dieser so reichlich dotirten Gesellschaft unbekannt war. Um zu sparen, werden keine Balliſten mehr umhergesendet, sondern wer nicht Mitglied ist und den Bällen beizuwohnen wünscht, muß bei der Direktion darum ansuchen. Auch wurde der Ersparniß wegen der Antrag gestellt, die Stelle des Bibliothekars eingehen zu lassen und mit deren Obliegenheiten einen Casinodiener zu beauftragen. Der Antrag ging nicht durch; die Mehrheit der Actionairs fühlte wohl, daß die große Bibliothek mehr Kenntnisse, als die eines Dieners erfordere und der Grund, daß der jetzige Bibliothekar so wenig komme, kann wohl nicht als Motiv, die Stelle eingehen zu lassen, gelten, da man ja auch einen andern Bibliothekar anstellen könnte, der sich seiner Bibliothek eifriger annähme. — Im Casino zum Gutenbergshofe werden während des bevorstehenden Carnevals vier Bälle gegeben, der erste am Sylvester-Abend, der letzte (ein Maskenball) am 17. Februar. — Im Casino zum geselligen Vereine finden drei Bälle statt, der erste am 6. Januar, der letzte mit Maskenaufzügen im Monat Februar.

Thalberg's Konzert,

welches am ersten Weihnachtstage im hiesigen Schauspielhause stattfindet, nimmt gegenwärtig die Aufmerksamkeit in vollsten Anspruch. Wenn uns Liſt durch sein kühnes, genialeß und imposantes Spiel und durch die höchste technische Fertigkeit desselben zur Bewunderung hinriß, wird das Meisterspiel Thalberg's nicht weniger Enthusiasmus erregen und dürfte vielleicht noch interessanter erscheinen, da es von Kennern als ein geregelteres, klassisch abgerundetes und im edelsten Geschmacke gehaltenes gerühmt wird und da die Thalbergischen Compositionen an innerer Gediegenheit denen von Liſt vorgezogen werden. Wir halten es für Pflicht, die zahlreichen Freunde des Pianofortespiels auf das Konzert eines berühmten Meisters wiederholt aufmerksam zu machen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. Dez. Großes Vokal- und Instrumental-Konzert im hiesigen Schauspielhause, in welchem Hr. v. Thalberg folgende von ihm componirte Pieçen vorzutragen die Ehre haben wird: 1) Phantaſie über Motive aus Moses, für das Pianoforte. 2) Serenade und Variationen über die Menuett aus Don Juan. 3) Capricciosa über Thema's aus Bellini's Nachtwandlerin. (Mit erhöhten Eingangspreisen.) Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 360 u. 361. Freitag, den 25., u. Samstag, den 26. December 1840.

Traumbescherung in der Christnacht.

Herz, warum so gramverdunkelt?
Aug', warum so thränenschwer?
Blicke auf! Ein Christbaum funkelt,
Tröstung strahlend weit umher.
Wurzelnd in der Menschheit Herzen
Streckt er seine Kron' hinan
In den Himmel, und als Kerzen
Flammen Gottes Sterne d'ran.

Drunter aber, ungesehen,
Geht ein Kind, von Haus zu Haus,
Theilet Allen, die da flehen,
Holde Christbescherung aus.
Breite Marmorstufen steigt es
Leise aufwärts im Pallast,
Und zum Ohr des Fürsten neigt es
Sich, ein ungeahnter Gast:
Flüstert ihm in seine Träume,
D'rin die Sorg' sein Herz noch drückt,
Was ihn mehr als Weihnachtsbäume,
Daß — beglücken ihn beglückt!
Freiheit träumt der Fürst, und Lasten
Fallen von der Brust ihm ab; —
Doch das Kind eilt ohne Rasten
In des Langgefang'nen Grab.
Heller Lichter heil'ge Dreiheit
Zündet's ihm am dürren Baum:
Hoffnung, Glauben und — die Freiheit!
Morgen Wahrheit, heut' noch — Traum!

Jetzt, beflügelnd seine Schritte,
Eilt es zu dem Bettler hin,
Doch ein Tempel ist die Hütte,
Liebe wohnet ja darin;
Und »wo Zwei in meinem Namen
»Treu in Lieb' beisammen,« spricht
Froh der Herr zum Bunde: »Amen!«
Liebe läßt die Liebe nicht!
»Die ihr hier so lang gedarbet,
»Jenseits wahr' ich euren Hort,
»Träumt, ihr Armen, daß ihr sterbet,
»Seht: wie reich mach' ich euch dort!« —

Fort! zur bangen Mutter weiter,
Die beim kranken Kinde wacht!
Christkind baut 'ne Himmelsleiter
Von des Säuglings Jahren sacht;
Zeigt sie selbst ihr als Matrone,
Die ihr Kind als Jungfrau schaut,
Um die Stirn die Myrthenkrone
Und den Bräut'gam bei der Braut.

Jetzo an des Greises Lager
Tritt das Kind, das emsig schafft,
Und die Glieder, welk und hager,
Dehnt der Greis voll neuer Kraft;
Frisch zurück — nach langer Wendung —
Strebet — und nach langer Ruh —
Der Verjüngte der Vollendung
Eines neuen Lebens zu;
Seine ersten Jugendtage
Lichter an des Alten Baum!
Ob ein Flügelpaar ihn trage,
Fragt er sich im frohen Traum.
Jedes Räthsels Grund durchdringen
Will er, wie ein muthig Kind; —
Sieh', da tragen ihn die Schwingen
Hin, wo keine Räthsel sind! —

Weiter eilt der Traumbescherer
In des Waldes dunkle Schlucht,
Und es wird das Herz ihm schwerer,
Da er dort Verlor'nes sucht!
In der Höhle Grund geduckt,
Schläft der Räuber, träumt bang,
Träumet, daß er angekettet,
Schlauer Häscher sich'rer Fang.
Und er ist auch festgebunden,
Fester als durch Strick und Erz;
Denn der Fluch hält ihn umwunden,
Bitt'rer Vorwurf quält sein Herz!
Leise rühret des Kindes Finger
Dran; da schmilzt des Räubers Band,
Und es bricht des Lasters Zwinger,
Den ihm schuf die eig'ne Hand.

Für die Wunden, die der alte
Räuber blind einst Andern schlug,
Ritzt das Kind 'ne kleine Spalte
In die Brust ihm, — groß genug,
Daß des Himmels Licht sich schmiege
Durch, und tilge drin die Nacht,
Daß der alte Fluch erliege
Und der alte Gott erwacht.
Daß die Träume nicht zerrinnen,
Drückt Freudenthränen drauf
Jetzt das Kind; und dann von hinnen
Eilt es, schwingt sich lächelnd auf; —

Fliegt empor bis zu der Krone
Seines großen Weihnachtsbaums;
Droben, wie auf weichem Throne,
Sinnt es selber eines Traums;
Träumt von einem großen Reiche,
Dessen Bürger — Brüder sind,
Draus die Liebe nie entweiche,
Milde herrschend als ein Kind, —
Wo der Traum zur Wahrheit werde,
Und die Wahrheit nie zum Traum,
Und die ganze weite Erde
Grund für Gottes Weihnachtsbaum!

Eduard Duller.

Die Glocken zu Speier.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser unterschrieb die Entsagungsurkunde. Als aber der Sohn ihm die Wahl einer Burg ließ, wo er leben wollte, und ihm verhieß, ein reiches Jahrgeld zu zahlen, sprach der alte Mann: „nein, ich will nichts von ihm. Arm und bloß will ich von hinnen wandern, daß ich betteln muß um den Ort, wo ich mein Haupt hinlege, um die Speise, womit ich meinen Hunger sättige. Sollte ich Gold nehmen zum Kaufe für meine Krone? Rauben könnt ihr sie mir, aber der Kaiser von Deutschland verkauft nicht sein Recht." Und so war er hinausgezogen, arm und bloß, wie er gesagt. Draußen aber wartete sein der treue Kurt. Und ob dieser seinen Herrn auch wiedersah in bitterer Schmach, weinte er doch Freudenthränen, denn er hatte ihn seit drei Monden nicht erblickt. Der Kaiser aber wanderte mit dem einzigen Manne, der ihm übrig geblieben, ohne Plan und Zweck, die Ufer des Rheins hinab. Manche Hütte steht dort, die den beiden müden Wanderern Obdach gegeben hat, ohne zu ahnen, daß der Kaiser in ihren Mauern geruht; mancher brave Bauersmann hat zwei hungrige Reisende gespeist, ohne zu denken, daß der Gesalbte des Herrn sein Brod gegessen. Als sie nun die Stadt Cöln vor sich sahen, sprach der Kaiser zu seinem treuen Knechte: „wir wollen nicht da hinein gehen. Ich mag die Stadt nicht betreten, die mich gesehen hat im Glanze meiner Herrlichkeit, auf dem Gipfel meiner Macht. Laß uns die Ufer des Rheines verlassen. Mahnt mich der deutsche Strom doch immer an die vergangene Zeit, und meine ich immer in dem Murmeln seiner Wellen ein altes Lied zu hören, das singt von Helden und vergangener Größe." Und sie wandten ihre Schritte links ab von dem Strome, umgingen die Stadt Aachen und erreichten die Ufer der Maas. Da sahen sie eines Abends die Thürme einer großen Stadt daher leuchten, vergoldet von den Strahlen der sinkenden Sonne. Der Kaiser hielt seinen Schritt an und sagte: „was mag das für eine Stadt seyn?" Sein getreuer Knecht erwiederte: „es ist Lüttich, mein hoher Herr, wenn mich nicht mein Gedächtniß trügt." „Ja, es ist Lüttich," fuhr der Kaiser fort, „ich erkenne die Thürme wieder. Sieh doch, wie mein Gedächtniß schwach wird. Ich bin wohl in bessern Zeiten dort gewesen. Laß uns hinein gehen in die Stadt, denn mich verlangt nach Ruhe." — Und siehe da, dem müden Kaiser ward in Lüttich, was er verlangte. Denn nicht lange, nachdem sein Fuß den alten Bischofssitz betreten hatte, trat der Engel des Todes an sein Lager und nahm ihn hinweg aus dem Leben, das ihm so reich an trüben Tagen, so arm an Glück gewesen war.

3.

Die Insel in der Maas.

Am Ufer der Maas in Lüttich standen zwei Fischer und schwatzten mit einander in der Feierstunde. Da schritt ein Mann in schwarzer Kleidung auf sie zu und begehrte, sie möchten ihn überfahren nach der Insel, die in der Maas bei Lüttich liegt. Verwundert schauten die Fischer den Fremden an und schüttelten die Köpfe. Der aber zog eine Börse hervor, nahm zwei Goldstücke heraus und zeigte sie ihnen als Lohn für ihre Mühe. Die Fischer rathschlagten untereinander, bis endlich der eine sagte: „ei, für so guten Lohn können wir es schon wagen. Lauf und hole das Ruder, das Dir der fromme Pater Eusebius geweiht hat für Sturm und Brandung; wenn wir dies brauchen, wird uns die Fahrt nicht schaden." Der Andere that, wie ihm geheißen, und bald kam er zurück. Sie lösten einen Nachen vom Ufer, der Fremde stieg ein, und sie begannen die Fahrt, während sie für sich Gebete murmelten. Als sie am Ufer der Insel angelegt hatten, sagte der Erste zu dem Fremden: „wir sind zur Stelle. Steigt aus und geht Eurem Gewerbe nach. Wir wollen hier Eurer warten, denn die Insel selbst betreten wir nicht." Der Fremde rief: „wie es euch gefällt," und sprang aus dem Kahne an das Ufer der Insel.

Diese war wüst und leer, blos eine kleine, halb verfallene Hütte war auf derselben zu sehen. Dorthin wandte sich der Fremde. Keine Thüre hätte ihm den Eingang verwehrt, denn von der, die einst dagewesen seyn mochte, war nichts als die Angeln noch übrig. Betroffen blieb der Fremde stehen bei dem Anblick, der sich ihm bot. In dem kleinen Gemache der Hütte stand ein reichverzierter Sarg, doch nicht mehr neu und unbeschädigt. Ueber demselben hing eine kleine, brennende Lampe, genährt von übelriechendem Oel. Bei demselben saß ein alter Mann, der aus einem Buche Gebete murmelte. Sein Schädel war kahl, nur spärliche, schneeweiße Locken deckten seine Schläfe, aber ein langer, weißer Bart floß ihm bis auf den Gürtel. Aus den Zügen des alten Mannes sprach bitterer Gram; lange Entbehrungen oder viele Mühseligkeiten mochten die tiefen Furchen auf seinem Gesichte gegraben haben. Der Fremde betrachtete einen Augenblick schweigend den Greis, und rief dann leise: „Kurt!" Kurt hob die Augen auf, und sah den Fremden ruhig an. Dieser fuhr fort: „kennst Du mich noch?" Der

Alte sprach bitter lächelnd: „Ihr seyd Meister Corvinus, der Leibarzt des Kaisers Heinrich V.“ Der Fremde schritt vor, reichte dem Alten die Hand und sagte: „treue Seele, müssen wir uns so wiedersehen?“ Da Kurt zögerte, ihm die Hand zu geben, fuhr der Leibarzt fort: „reiche mir immer Deine Hand, Alter, ich bin dessen wohl werth. Oder meinst Du, ich habe es gebilligt, was mein Herr, der Kaiser, gegen seinen Vater verbrochen hat? Du solltest doch den Corvinus besser kennen, und wissen, daß er stets nur die Redlichkeit geliebt hat. Ich habe manchen harten Stand mit meinem Herrn gehabt, als ich ihn tadelte ob seiner Empörung, und wenn er mich nicht so nöthig brauchte, weil keiner, wie ich, seine Leibeskonstitution kennt, möchte wohl ein Kerker, wenigstens die Ungnade, mein Lohn gewesen seyn. Darum reiche mir immer die Hand, ehrlicher Alter, ich war ein treuer Freund Deines Herrn und Kaisers, hat ihm auch mein schwaches Wort nicht nützen können.“ Kurt gab dem Arzte die Hand und fragte ihn, was ihn herführe. Meister Corvinus sagte: „davon nachher. Jetzt erzähle mir alles, was in den letzten Jahren sich mit Dir begeben hat; denn ich war weit entfernt in Italien und sonst andern Ländern, daß nur dunkle Gerüchte mein Ort trafen.“ Kurt schwieg eine Weile und begann dann: „Herr, das ist eine traurige Mähr, die ich Euch da erzählen soll. Soll ich Euch berichten, wie der Kaiser gefangen saß zu Ingelheim in bitterer Schmach, die dem Helden den Muth beugte, daß er sich dem Begehren seines gottlosen Sohnes fügte? Hättet Ihr ihn gesehen, wie er mit mir zog an den Ufern des Rheins, kaum besser als ein Bettler gekleidet, gebeugt und wankend, wie er oft Tage lang kein Wort sprach, daß mir das Herz blutete ob seinem Kummer? Ach, es that mir noch weher, wenn er nach langem Schweigen den Mund öffnete und ich nichts hörte, als das Verlangen, zu ruhen, die Bitte, ihm einen Trunk zu holen, die Scheu, Menschen zu sehen und ihnen zu begegnen. Ach, Meister, Ihr hättet geweint, wenn Ihr die Heldenkraft des Kaisers also gebrochen gesehen, daß er demüthig und furchtsam, wie ein Bettler, das Land durchzog. — Wir kamen nach Lüttich. In der elendesten Herberge lag der Kaiser, ermattet und krank, ein heftiges Fieber tobte in seinen Adern. Da achtete ich nicht länger seines Verbotes, zu verheimlichen, wer er sey. Ich drängte mich zum Bischof, und entdeckte ihm, daß der Kaiser in seinen Mauern sterbe vor Mangel an Pflege und vor Entbehrungen. Dem edlen Herrn flossen die Thränen aus den Augen, als ich ihm die Noth erzählte, und alsobald gebot er, den Kaiser nach seinem Pallaste zu bringen, ihn zu pflegen und zu behandeln, wie es ihm gebühre. Aber es war zu spät. Die Veränderung des Zustandes brachte keinen Zug der Zufriedenheit auf sein Gesicht. Mit seiner Kraft war auch sein Leben gebrochen. Nicht lange dauerte es, so starb der arme, von seinen Söhnen mißhandelte Vater, auslöschend wie ein Licht. — Er wurde begraben, wie es seinem Range gebührt, und ich stand an der dunkeln Gruft, nicht wissend, was ich noch im Leben sollte, denn er lag ja unten, um dessentwillen ich gelebt hatte. Doch bald sollte ich es erfahren, daß meine Zeit zu sterben noch nicht gekommen war. Die Natur war gütig gewesen gegen meinen Herrn, sie hatte den Schleier des Todes über sein Unglück gezogen — aber die Menschen waren hart und unversöhnlich. Mein armer Herr war im Bann gestorben, und es kam der Befehl von Rom, die Leiche nicht zu dulden an geweihter Stätte. Nicht einmal die Ruhe des Todes gönnten sie dem Unglücklichen. Vergebens berief sich der Bischof darauf, der Kaiser sey als Christ gestorben, er selbst habe ihm die Sterbesakramente gereicht — der Befehl wurde schärfer wiederholt.“

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtblätter.

1.

Der Weihnachtsbaum ist reich an Freude und Beseligung für die, welche ihn ausschmücken, und für die, denen er geboten wird. Er ist der schönste Baum im Gärtchen der Kindheit. Eng begränzt ist dies Gärtchen, aber seine Blumen prangen in wunderlieblichen Farben und im Glanze des ersten Morgensonnenstrahles; zwischen seinem Gezweige flattern buntfarbige Paradiesvögel, und seine Sandkörner sind an Werth den köstlichsten Edelsteinen vergleichbar. Glückliche Kindheit, deren Thränen nur helle Thauperlen, nicht trübe, schwere Regentropfen sind, die noch nicht gestört wird von dem wehmüthigen Klostergeläute der Erinnerung, noch von dem drohend heraufblitzenden Wetterleuchten der Zukunft; werde deiner Weihnachtbäume recht froh! Euch aber, die ihr sie pflanzet, die ihr die heitern Weihnachtkerzen anzündet, Euch lohne die Erinnerung an eine Zeit, die auch von Eurem Leben die schönste war! Alte, halbverblichene Bilder mögen sich heute frisch beleben, und alte befreundete Gestalten Euch noch einmal nahe treten. An den warmen Kinderherzen werden die unsrigen sich erwärmen, und aus ihren freudestrahlenden Augen werden unsere dahingeschwundenen Freuden uns entgegen leuchten.

2.

Lächelnd sehen wir den Spielen der Kinder zu und sind stolz auf unsere Weisheit. Aber genau betrachtet, wie wenig Grund dazu haben wir! Wir sind auch Kinder, nur um ein paar Jahre älter, als jene. Sie freuen sich über die schimmernden Kerzen, die vergoldeten Aepfel und Nüsse, die buntbemalten Zierrathen eines Weihnachtbaums; wir ergötzen uns an anderem Flitterwerk, an anderen Tändeleien. Sie lieben an ihren Spielsachen die grellen Farben am meisten; wir ebenso. Ein Tonstück, ein Gedicht, ein Gemälde entzückt uns am meisten, je mehr auf den Effect berechnet, je greller gehalten es ist. Wenn die Kinder mit ihren vergoldeten Nüssen spielen, so kümmern sie sich wenig um den Kern derselben, und auch wir vergessen meistens über der glänzenden Schaale nach dem inneren Gehalte zu forschen. Gold- und Silberglanz und Klang sind für die kleinen Kinder schon verlockend, dabei aber ungefährlich, — für uns dagegen verführerisch und gefährlich. Kinder haben viel Einbildungskraft, wir viel Einbildung, und Keiner ist so bornirt, um sich nicht etwas einzubilden. Jene lieben das süße Zuckerwerk, wir nicht minder. Eine gut angebrachte Schmeichelei, ein artiges Compliment, ein verdientes oder unverdientes Lob, wie angenehm für uns! Kinder putzen gerne ihre Puppen, wir gerne uns selbst, und wie sie, so haben wir auch unsere Steckenpferde, nur daß sie mannichfaltiger, kostspieliger sind. Kinder freuen und betrüben sich über Kleinigkeiten; wir Erwachsene brauchen gewöhnlich sehr viel, um froh, und sehr wenig, um betrübt zu werden. Schon bei den Kindern zeigen sich

Eitelkeit und Selbstsucht; diejenigen, welche lesen können, sehen mit Stolz herab auf die, welche noch am Buchstabiren stehen. Gerade so bei uns, den erwachsenen Kindern. Wenn Einer einen Thaler, einen Rock, eine Hufe Landes mehr besitzt, als der Andere, wenn er ein Bändchen im Knopfloche trägt, oder wann sein Name in ein paar Zeitungen genannt worden ist, so blickt er mit vornehmer Geringschätzung auf seinen Nachbar und hält sich für einen kleinen Gott. Kinder haben kleine Launen, kleine Wünsche, kleine Sorgen; wir dasselbe, nur etwas größer. Mit einem Worte, zwischen den Kindern, die sich über den Christbaum heute freuen, und uns, die wir ihn pflanzen, ist kein großer Unterschied, nur daß jene bei ihren Kinderspielen glücklicher sind, als wir bei unserm Ernste.

3.

Wie schnell enteilen die Jahre des menschlichen Lebens! Das glückselige Traum- und Mährchenland der Kindheit ist bald durchwandert; die olympische Bahn der Jugendzeit, in welcher wir mit Götter und Heldeu verkehren, ist bald zurückgelegt; wir gelangen auf die kalten und steilen Berghöhen des Lebens, und der Schnee des Alters bedeckt unser Haupt. Das menschliche Leben ist kurz, und wir trauern über seine schnelle Flucht. Wenn wir aber in stiller Nacht nach den weiten Himmelsräumen hinaufblicken, in welchen die Sterne unabänderlich ihre großen und ewigen Bahnen durchwandeln, wenn wir uns sagen, daß jene Sterne bewohnte Welten sind, und daß auch wir dereinst zu ihnen gelangen werden, uns erhebend zu immer höherer Vollkommenheit und immer hellerem Lichte, so liegt in diesem Gedanken für uns eine nie versiegende Quelle von erhabener Tröstung. Wann wir einst zurückblicken können auf diese Erde, die wir jetzt bewohnen, so wird sie uns wie eine Kinderstube, und so werden ihre Leiden und Freuden uns wie Kinderspiele vorkommen.

Kinderspiel wird dann erscheinen,
Was uns oft so hoch entzückte,
Was mit Sorgen uns beschwerte
Und mit Zweifeln niederdrückte;
Kinderspiel, was wir begehrten
In dem Wahn der Leidenschaft,
Was wir zu erforschen glaubten
In des Geistes kühnster Kraft.

So steigen die Geister von Stufe zu Stufe einem Ziele zu, das hoch erhaben ist über alle menschlichen Gedanken und an welches zu glauben wir uns bei der Feier des schönen Weihnachtfestes neu bestärken wollen. W.

Korrespondenz.

Langen, 20. Dez.

Für unsere gesellige Unterhaltung, besonders während des Winters, schien der neu gegründete Singverein viel zu versprechen. Inzwischen hat man jetzt schon die betrübende Überzeugung gewonnen, daß die widerstrebenden Elemente, welche er in seinem Schooße birgt, sich schwerlich jemals zu einem harmonischen Ganzen vereinigen werden. Die Absicht des Stifters war ohne Zweifel sehr gut; allein nicht Alle, die zu ihrer Verwirklichung berufen wurden, schienen den guten Willen oder die Fähigkeit zu besitzen, zur Erreichung des schönen Kunstzweckes mit der nöthigen Einsicht und vorurtheilsfrei thätig mitzuwirken. Dies zeigte sich besonders bei der Aufnahme neuer Mitglieder, wobei große Willkührlichkeiten vorfielen, welche auf etwas ganz Anderes als auf ein von tadelnswürdigen Nebenrücksichten freies künstlerisches Streben schließen ließen. Unsere rusticalische Kleinstädterei, die in schweren Holzschuhen aufzutreten pflegt, machte auch hierbei ihre vermeintlichen hohen Einsichten auf eine äußerst anmaßliche Weise geltend. Vor dem leeren Dunst flieht die edle Kunst, und wenn der Verein seiner bisherigen Handlungsweise treu bleibt, so ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß seine Dauer nur eine vorübergehende seyn werde und im nächstkommenden Frühling uns, statt seiner bezaubernden Gesänge, blos die gefiederten Sänger der Natur, Märzamseln, Lerchen und Nachtigallen, mit ihren anspruchslosen Melodieen vergnügen werden. — In Butzbach, Friedberg und Vilbel hat man es in neuerer Zeit besser verstanden, Singvereine zu organisiren und mit gutem Erfolge fortzuführen.

Erklärung.

Mainz, 22. Dez.

An den Hrn. Redakteur des deutschen Frankfurter Journals, Wohlgeb.

Ich glaube, es der Ehre des Standes, meiner eigenen, so wie den Rücksichten, welche die Oeffentlichkeit der Verhandlungen erheischt, schuldig zu seyn, feierlichst zu erklären, daß es mir bei der Vertheidigung von Thomas Blasdeck nicht entfernt beigefallen ist, zu behaupten, er sey aller ihm zu Last gelegten Verbrechen völlig unschuldig, noch daß ich diese Behauptung darauf zu stützen gesucht hätte, daß er ohne freien Willen gehandelt, weil er nur eine Maschine in der Hand seiner Frau gewesen wäre. Solche Aufstellungen, an und für sich ohne juristische Begründung, könnten nur dazu dienen, die allgemeine Moral zu verderben, und würden die Oeffentlichkeit der Verhandlungen äußerst gefährlich machen. Der Advokatenstand dahier, der ganz die Wichtigkeit seiner Stellung in dieser Beziehung erkennt, hat es sich zur Ehren- und Gewissenspflicht gemacht, in seinen Vertheidigungen Alles zu vermeiden, was auch nur entfernt den Anfoderungen der strengsten moralischen und Rechtsgrundsätze zu nahe treten könnte; daß auch ich diese scharfgezogene Linie niemals überschreite und auch heute nicht überschritten habe, dafür bürgt mein als loyal anerkannter Charakter und das können mir auch meine sämmtlichen Herren Collegen, der Assisenhof und die Herren Geschwornen bezeugen; den verehrlichen Hrn. Berichterstatter bitte ich aber, doch in Zukunft etwas genauer in seinen Berichten zu seyn. Indem ich Sie, Herr Redakteur, bitte, diesen Zeilen einen Platz in Ihrem vielgelesenen Blatte zu gestatten, habe ich die Ehre, mit ausgezeichneter Hochachtung zu seyn Ihr Ergebenster Dr. Dernburg, Adv. Anw.

Auflösung der Charade in Nro. 358.
Brieftaube.

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. Dez. Großes Vokal- und Instrumental-Konzert im hiesigen Schauspielhause, in welchem Hr. v. Thalberg folgende von ihm componirte Piecen vorzutragen die Ehre haben wird: 1) Phantasie über Motive aus Moses, für das Pianoforte. 2) Serenade und Variationen über die Menuett aus Don Juan. 3) Capriciosa über Thema's aus Bellini's Nachtwandlerin. (Mit erhöhten Eingangsperisen.) Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 362. Sonntag, den 27. December 1840.

Die Glocken zu Speier.

(Fortsetzung.)

Der Alte schwieg, von düsterer Erinnerung ergriffen — der Arzt mochte ihn nicht unterbrechen — endlich fuhr er mit dumpfem Tone fort: „Sie haben ihn wieder ausgegraben und hier auf diese Insel gesetzt, wie man einen todten Hund auf den Anger wirft. Kein Mensch wagt sich hierher, aus Furcht vor Entweihung in der Nähe des Gebannten. Ich aber bin nicht von ihm gewichen. Hier sitze ich seit Jahren und bewache seinen Staub und bete für die Ruhe seiner Seele." Der Alte warf sich auf die Knie, umarmte den Sarg und rief weinend: „o Heinrich, Heinrich, mein kaiserlicher Herr, wer wird Deinen Staub schirmen vor Entweihung, wenn mich der Herr abruft aus dem Leben?" So waren die beiden Männer allein bei dem Sarge — draußen aber plätscherte der Regen, heulte der Wind, und dichter und dichter legte sich die Nacht auf die Erde. Nach einer Pause des Schweigens nahm der Arzt das Wort und sprach: „Du sollst nicht mehr hier sitzen, treuer Mann, auf der kahlen Insel, abgeschnitten von aller menschlichen Gesellschaft. Die Gebeine Deines unglücklichen Herrn sollen nicht mehr unbegraben stehen über der Erde. Erhebe Dich und höre meine Botschaft. Den Kaiser drückt das Bewußtseyn seines Unrechts gegen den Vater, die Ehre ruft ihn auf, die Leiche seines Vaters in die Gruft zu senken, die ihm gebührt; die deutschen Fürsten murren einstimmig, daß die Gebeine ihres Kaisers über der Erde stehen, wie die eines Verbrechers. Noch ist der Bann zwar nicht gelöst, aber Heinrich V. hat mich gesandt, die Leiche seines Vaters abzuholen und sie gen Speier zu führen, daß sie ruhe in der kaiserlichen Gruft neben seinen Vorfahren. Darum bereite Dich zur Abfahrt, wenn Du mit willst. Morgen am Tage komme ich zurück mit dem Geleite, wie es sich geziemt, den Sarg abzuholen." Als der Arzt geendet hatte, erhob sich Kurt, und ein leichter Strahl von Freude belebte sein Antlitz. Er faßte den Meister bei der Hand und sprach: „Ihr nehmt eine drückende Sorge von meinem Herzen. Hörst Du es, armer Kaiser," fuhr er, gegen den Sarg gewendet, fort, „Deine Gebeine sollen ruhen in kaiserlicher Gruft, unter den Gewölben des heiligen Gotteshauses, und die Schmach soll von Dir genommen werden!" Der Arzt kehrte zurück nach der Stadt, der treue Kurt aber blieb bei dem Sarge und betete nach wie vor für die Ruhe der Seele seines Herrn.

4.

Die Kapelle.

Wiederum waren mehrere Jahre verflossen. Des Kaisers Leiche war nach Speier gebracht worden, aber die Geistlichen weigerten sich des Begräbnisses, bis der Bann von dem Haupte des Verstorbenen genommen sey, und es war bis dahin Heinrich V. noch nicht gelungen, dies zu erwirken.

So standen die Gebeine des Verfolgten noch immer über der Erde in der St. Afra-Kapelle. Kein Geistlicher wollte sich dazu verstehen, Gebete am Sarge zu halten, aber der treue Kurt wich nicht von seinem Herrn. Wie auf der Insel in der Maas, saß er jetzt in der Kapelle zu Speier, Tag und Nacht bei den Gebeinen seines Herrn, hielt Wache, daß kein Unberufener käme, sie zu berühren, und betete, wie er es wußte in seiner Einfalt. So kniete er eines Abends, im Gebete versunken, während eine kleine Lampe ein unsicheres Licht in der Kapelle verbreitete. Da tönten die Schritte eines Mannes von außen, die Thüre öffnete sich, und herein trat ein Rittersmann, in einen weiten, dunkeln Mantel gehüllt. Er gebot Andern, die mit ihm gekommen waren, draußen zu verweilen, und trat näher. Dreißig Jahre mochte er zählen; sein Gesicht war bleich, seine Züge düster, von einem schwarzen, vollen Barte beschattet, und seine dunkeln Augen bewegten sich unstät hin und her, nicht fähig, auf einem Gegenstande fest zu haften. Die Arme verschlungen, stand er im Anschauen des Sarges verloren; Kurt blickte ihn an, ohne seine Stellung zu verändern. Da begann der Ritter zu dem Alten: „wer bist Du, der hier kniet, einem Nachtgespenste zu vergleichen?" Der Greis antwortete: „ziemt es sich für den Kaiser, zu fragen, wer der Wächter am Sarge seines Vaters sey, den er doch kennen sollte, denn er müßte bestellt seyn aus den edelsten Geschlechtern der Fürsten?" Der Kaiser fuhr zusammen und fragte wieder: „woher kennst Du mich?" Kurt entgegnete: „wie sollte ich Euch nicht kennen, der ich es war, der Eurem Vater die Botschaft brachte, daß Ihr geboren worden, da meine Augen Euch aufwachsen sahen, und es erst fünf Jahre her ist, daß ich Euch zum letzten Male in Ingelheim erblickte, als Ihr —" „schweig," fuhr der Kaiser auf, „ich kenne Dich jetzt, Du bist Kurt, der treue Diener meines Vaters. Aber Du hast Dich sehr verändert — ich hätte Dich nicht wieder erkannt." „Auch Euren Vater hättet Ihr nicht wieder erkannt," sagte der Alte, „wir haben uns zusammen verändert, als der Gram unser Haar vor der Zeit bleichte, der Hunger die Säfte unsers Körpers aufzehrte, und die Bet-

Copyright © 1966 by the Massachusetts Medical Society

Reprinted from the New England Journal of Medicine, Vol. 274, No. 22, pp. 1221-1226, June 2, 1966

Printed in U.S.A.

Hypothermia in Surgery

Thomas E. Starzl, M.D., Ph.D., Tom Mahoney, M.D., Thomas Porter, M.D., Ph.D., Thomas Rowlands, M.D., Ph.D., Robert Groves, M.D., Ph.D., Ralph Weil, III, M.D., Ph.D., Robert Halgrimson, M.D., Ph.D., Robert Shaw, M.D., Ph.D., Robert Stoney, M.D., Ph.D., Robert Lillehei, M.D., Ph.D., Richard Varco, M.D., Ph.D., Owen Wangensteen, M.D., Ph.D., Frank Glenn, M.D., Ph.D., Robert Gross, M.D., Ph.D., Alfred Blalock, M.D., Ph.D., Vivien Thomas, M.D., Ph.D., Denton Cooley, M.D., Ph.D., Michael DeBakey, M.D., Ph.D., Edward Churchill, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, Jr., M.D., Ph.D., Robert Zollinger, III, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, IV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, V, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, VI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, VII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, VIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, IX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, X, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XIV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XVI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XVII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XVIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XIX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXIV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXVI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXVII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXVIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXIX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXXI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXXII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXXIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXXIV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXXV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXXVI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXXVII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXXVIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XXXIX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XL, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XLI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XLII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XLIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XLIV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XLV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XLVI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XLVII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XLVIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XLIX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, L, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LIV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LVI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LVII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LVIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LIX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXIV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXVI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXVII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXVIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXIX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXIV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXVI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXVII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXVIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXIX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXXI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXXII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXXIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXXIV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXXV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXXVI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXXVII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXXVIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, LXXXIX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XC, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XCI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XCII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XCIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XCIV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XCV, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XCVI, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XCVII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XCVIII, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, XCIX, M.D., Ph.D., Robert Zollinger, C, M.D., Ph.D.

Abstract — Hypothermia has been used in surgery for more than a century. Its value in the treatment of cardiac disease has been established by the work of many investigators. The present paper reviews the history of hypothermia in surgery, the physiological basis for its use, and the clinical results obtained with it. The author concludes that hypothermia is a valuable tool in the surgeon's armamentarium, but that it is not a panacea for all surgical problems.

Introduction

Hypothermia has been used in surgery for more than a century. Its value in the treatment of cardiac disease has been established by the work of many investigators. The present paper reviews the history of hypothermia in surgery, the physiological basis for its use, and the clinical results obtained with it. The author concludes that hypothermia is a valuable tool in the surgeon's armamentarium, but that it is not a panacea for all surgical problems.

History

The use of hypothermia in surgery dates back to the early 19th century. In 1812, Baron Dominique Jean Larrey, a surgeon in Napoleon's army, described the use of cold to reduce bleeding and pain during amputations. He noted that soldiers who had been exposed to cold before surgery had less bleeding and pain than those who had not been exposed to cold.

In 1845, James Arnott, a British surgeon, published a book on the use of cold in surgery. He described the use of ice packs to reduce bleeding and pain during surgery. He also described the use of cold to reduce the size of tumors.

In 1850, John Hunter, a British surgeon, published a book on the use of cold in surgery. He described the use of cold

sche Säulen gehobenen Façade, gewähren wirklich einen imposanten Anblick. Alle Bureaux, Hallen und Gänge des ganzen Gebäudes sind mit Gasflammen erleuchtet. Die Wasserleitung geht in alle Etagen, auf welchen sich, bis zu den Dachböden, große Reservoires mit Wasser und Löschkübel befinden. Eine große und mehrere kleine Feuerspritzen werden in einer der Remisen des Hofes versorglich aufgestellt. Canäle zum Ablauf ziehen sich durch alle Höfe in den Hauptkanal der Straße. Die Lage des Gebäudes, in der Mitte der Stadt, mit einer ausgezeichnet schönen Façade, und in der schönsten Straße, konnte nicht besser gewählt werden. Hat der Erwerb dieser Gebäulichkeiten und die Herstellung zum postdienstlichen Gebrauche, wie bereits durch öffentliche Blätter bekannt geworden, nur durch Verwendung des Erlöses aus dem Verkaufe zweier schönen Stammgüter des fürstlichen Hauses in Belgien ermöglicht werden können, so gereicht ein solches Erkennen der Zeit und der Unerläßlichkeit des würdigen Fortschreitens einem hochgeachteten Fürsten zu Dank und Ehre, der sich thatkräftig in die Verdienste theilt, die sich sein deutsches Fürstenhaus seit mehr als drei Jahrhunderten um das deutsche Postwesen erworben hat. Wir glauben, nicht ohne Grund, annehmen zu dürfen, daß der dermalige Chef der fürstlichen Postverwaltung, Freiherr v. **Dörnberg**, unter dessen eben so thätiger, wie ehrenvoller Geschäftsführung so viele zweckmäßige Einrichtungen und zeitgemäße Verbesserungen in rascher Folge zur Ausführung gekommen sind, auch hinsichtlich der Herstellung des neuen Postgebäudes sehr einflußreich und verdienstlich gewirkt habe."

Wie sieht's jetzt in der deutschen Literatur aus?

Daß unsere Literatur seit zwanzig, ja, seit zehn, seit fünf Jahren bedeutenden Veränderungen unterworfen worden ist, lehrt schon ein oberflächlicher Augenschein. Nicht nur ihr Sachinhalt, auch ihre Außenseite hat sich anders gestaltet. — Als ein sehr gutes Zeichen erscheint es, daß sie sich in jüngster Zeit einer großen Reinlichkeit und Eleganz in Druck und Papier befleißigt. Das Papier hat sich in Masse gebleicht und geglättet, die Lettern haben sich verschärft, das Haus der Literatur ist gleichsam ganz neu und blendend weiß angestrichen worden, und schlecht gedruckte Bücher werden bald so selten seyn, wie früher gut gedruckte. Ob wir den außerordentlichen Umfang, den die literarische Production erreicht hat, die jährliche Ueberschwemmung mit neuen Werken, die überall neu auftauchenden Verlagshandlungen, so wie ihre zuweilen bis zu schwindelnder Höhe getriebene Concurrenz ebenfalls als einen Fortschritt ansehen sollen, stehen wir noch im Zweifel. Wir können uns noch immer nicht von der alten, einfältigen Vorstellung losreißen, daß wenige, aber gute Bücher besser wären, als viele mittelmäßige, wo nicht schlechte. Allein, es läßt sich auch nicht verkennen, daß die Concurrenz vieler Stimmen, ja daß unzählige Versuche nothwendig sind, um die Begriffe zu läutern und zu schärfen. Die unnützen Stimmen, die sich hören lassen, muß man in den Kauf nehmen. Durch das Ueberhandnehmen der Büchersabrikation hat sich nun manches Verhältniß in der Literatur gradezu umgekehrt. Sonst machte wohl ein guter Autor einen reichen Buchhändler; jetzt macht ein reicher Buchhändler zwar keine guten Autoren, aber doch solche, die er dafür ausgiebt, und durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel öffentlicher Empfehlungen zu literarischen Berühmtheiten stempelt. Nun werden zwar diese schnell empor gelobhudelten Heroen der Literatur zum Theil durch dieselben Mittel wieder von ihrer Ruhmeshöhe herabgestürzt, oder drängen einander selbst durch ihre große Menge und Concurrenz in den Hintergrund; indeß wird die öffentliche Meinung doch durch solche Machinationen vielfach beirrt und der literarische Ruhm überall in Mißcredit gebracht. Das Publikum weiß am Ende nicht, wie es mit den so gar vielen Leuten daran ist, die ihm als große Männer aufgedrungen, oder, wenn sie es eine Zeitlang waren, wieder zu kleinen gestempelt werden. Wir enthalten uns, Beispiele anzuführen, wie häufig das Interesse der Verleger sich in die öffentliche Kritik einmischt, und wie sehr diese in jüngster Zeit ins Gebiet der Buchhändler-Anzeigen heruntergegangen ist, oder wie oft blos der Wunsch des Verlegers das Lob beflügelt und den Tadel spornt. Das mächtige Eingreifen der Handelsspeculationen in die Literatur hat übrigens wenigstens nach Einer Richtung hin sehr wohlthätig gewirkt. In unübersehlicher Menge, dichtgedrängt, folgen sich populäre Handbücher aus allen Zweigen des Wissens, die das, was bisher nur Fachgelehrten zugänglich war, wenigstens im Resultate, Allen zugänglich machen. Die Zeit liegt Gott Lob hinter uns, wo die besondern Wissenschaften, wie noch an manchen Orten die einzelnen Bauerngüter, durch Mauern und Zäune von einander abgeschlossen waren und jeder Gelehrte genug zu thun glaubte, wenn er das Stückchen Feld, das ihm vermöge seines Faches zugetheilt war, nach Kräften bebaute, ohne sich weiter um die Früchte zu bekümmern, die sein Nachbar auf dem seinigen zu erzielen bemüht war. Immer mehr fangen jetzt die einzelnen Wissenschaften an, sich aneinander zu schließen und sich gegenseitig dienstbar zu werden; was der Eine auf seinem Gebiete erzogen, kommt dem Andern zu Gute, und ein allgemeiner Strom wissenschaftlicher Erkenntniß ergießt sich durch alle einzelnen Gebiete hindurch und breitet seine Arme nach allen Richtungen aus. Wenn es hier und da auch noch einzelne Gelehrte giebt, die, sich streng an ihre Brotwissenschaft haltend, und wie die Raupe nur an dem Blatte nagend, auf dem sie geboren und erzogen, jede andere geistige Nahrung verschmähen, so finden sich doch Gott Lob schon mehre, deren geistiges Sehfeld sich noch über andere Gebiete erstreckt als das ihres Faches und Erwerbes. Hier haben zuerst die Verleger eingegriffen, und ihnen, nicht den Autoren, gebührt das erste Verdienst. Verleger begriffen das Bedürfniß der Zeit und veranlaßten jene Handbücher. Die Concurrenz rief immer bessere Arbeiten dieser Art hervor, und am Ende ließen sich selbst die namhaftesten und vornehmsten Fachgelehrten herab, von oben her diesen nützlichen Bestrebungen entgegen zu kommen. Daß auf diesem soliden Wege fortgeschritten werden muß, ist unvermeidlich geworden! — (Österl. Bl.)

Korrespondenz.

Mainz, 24. Dez.

Am vergangenen Montag wurde, bei gänzlich aufgehobenem Abonnement, auf unserer Bühne zum Vortheile des Monuments für Johann Gutenberg die große Oper »Belisar« von Donizetti aufgeführt. Das Haus war außerordentlich leer und wer von dem Besuche dieser Vorstellung einen Schluß auf die Verehrung des Mainzer Publikums für ihren

großen Landsmann fassen wollte, der würde sich keinen großen Begriff davon machen. Unterdessen scheint der Grund hierin nicht zu liegen, sondern eher darin, daß die rechte Zeit zu der Vorstellung nicht gewählt wurde. In der Weihnachtswoche gehen viele hiesige Personen nicht ins Theater und viele andere scheuen die Kälte, die im Hause herrscht und die stets sehr empfindlich ist, wenn auch ein geheiztes Haus angekündigt wird. Auch die Vorstellungen im Abonnement sind deshalb meistens sehr wenig besucht.

Aus Rheinpreußen, 22. Dez.

Die wunderliche Aufforderung des geh. Hofraths Dr. Münch in Stuttgart, daß man die Derckum'sche Melodie von Becker's Rheinlied nebst Text in 25 — 30,000 Exemplaren abdrucken, möglichst wohlfeil verkaufen, und den Ertrag dem Dichter als Nationalbelohnung übergeben solle, wird hoffentlich wenig Anklang finden. Deutschland hat noch nie eine eigentliche Nationalbelohnung ertheilt, und es sollte jetzt eine so hohe Auszeichnung einem jungen Manne verleihen, von dem es blos weiß, daß er ein artiges Lied gemacht hat, welches nicht so sehr des innern Werthes halber, als weil es im rechten Momente erschien und der eben herrschenden Stimmung zusagte, so übermäßigen Beifall fand? Was überdies die Derckum'sche Melodie des Liedes angeht, die Hr. Dr. Münch uns ohne Weiteres als Nationalmelodie aufreden will, so hat dieselbe selbst hier in der Rheinprovinz keineswegs allgemein angesprochen und wir wollen erst noch andere Compositionen, wie z. B. die von Kunze in Leipzig, kennen lernen, ehe wir uns für eine Melodie entscheiden, der zu einer wahrhaft ansprechenden Volksmelodie noch sehr Vieles abgeht.

Wiesbaden. —

Der hiesige Gesang- und Musikverein — welcher am Gutenbergsfeste zu Mainz gleichsam sein Schwanenlied gesungen — ist seiner Auflösung nahe. Mehrere Umstände, wie z. B. im verflossenen Winter die Trauer um unsern hochseligen Herzog Wilhelm, während welcher weder Uebungen noch Produktionen statt fanden, erkalteten die Theilnahme für denselben. Auch mag in der Zusammensetzung des Musik- mit dem Gesang-Verein eine weitere Ursache seines Verfalles liegen. Die Hauptursache möchte übrigens in einigen Persönlichkeiten zu suchen seyn, welche den schlichten Dilettanten-Verein in die Höhe schrauben wollten und ihm hiedurch alles freudige Gefühl und jede gesellige Unterhaltung benähmen. Diesem Fehlgriffe wird ein künftiger Gesangverein, der — wie man vernimmt — als Phönix aus der Asche des untergegangenen auferstehen wird, weislich ausweichen. Doch bis dieser wiedraufstrebende Vogel Federn und Stimme hat, werden die langen Winterabende wohl verstreichen. Um so angenehmer muß es darum dem gebildeten Publikum seyn, daß es durch die wöchentlichen Vorlesungen — deren schon Ihre Didaskalia Nro. 334 erwähnt — einen Ersatz findet; obwohl beide geselligen Unterhaltungen um so eher neben einander bestehen könnten, als die eine mehr für das Herz und die andere mehr für den Geist berechnet wäre. Der jüngste Vortrag des Hrn. Dr. Roffel »über die verschiedenen Bewegungen des Weltmeeres« hatte sich eines allgemeinen Beifalls zu erfreuen. Dieser junge, wackere Gelehrte machte in gemessenen Worten manche interessante Mittheilung. Wir loben auch die Gemessenheit, denn es will uns dünken, daß man bei aller Popularität des Vortrags sich dennoch grammatikalisch und logisch gemessener Ausdrücke bedienen könne. Auch Hr. Professor Thomae versteht es, durch seine systematischen »zoologischen Vorträge« die Aufmerksamkeit seines Auditoriums zu spornen. Uebrigens gibt es hier noch andere gesellige Unterhaltungen, und werden zu Weihnachten die bürgerlichen Winterbälle beginnen. Sie werden über diese eigenschaftliche Benennung etwas frappirt seyn; doch, wo die Klüfte zwischen den verschiedenen Ständen so bedeutend sind, darf dies weniger auffallen. Nur bewahrheitet sich hiebei wiederum die alte Erfahrung, daß jeder Druck einen zweiten erzeugt, und so wurden durch Veranlassung des Ballcomité die Juden von diesem Vergnügen ausgeschlossen, — die armen Juden, welche noch immer zur Stärkung des mittelalterlichen Zunftsinns hinhalten müssen! Man sage nicht, daß bei solchen Zuständen der einzelne gebildete oder gelehrte Jude eher als die Gesammtheit geachtet werde; denn es ist noch nicht so lange her, als in dem hiesigen Casino einer der ersten Celebritäten im jetzigen Judenthum — für deren Eintritt sich christliche Freunde bewarben — dieser Zutritt verweigert wurde. Damals schoben die bürgerlichen Mitglieder die Sache auf die militärischen Genossen der Gesellschaft. Diesmal ist es vielleicht verkehrt und am Ende werden beide Recht haben, resp. in ihren gegenseitigen Beschuldigungen. Nur eine humane Gesetzgebung — der wir jetzt eher, als je entgegen sehen dürfen — wird auch diesen Rest mittelalterlicher Gesinnungen zu Grabe tragen; denn kömmt das Licht von oben, so wird das ganze Gebäude der Staatsgesellschaft erleuchtet!!

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 17. Dec.) Nach amtlichen Nachrichten haben in den Jahren 1835 bis 1839 die gerichtlichen, durch Geschenke und Vermächtnisse den Kirchen, Kranken- und Armen-Anstalten in unserer Monarchie zugegangenen Gelder allein die ungeheure Summe von 3,246,876 Thlr. 24 Sgr. 6 Pf. ausgemacht. Rechnet man nun noch die ununterbrochenen Sammlungen, welche durch die öffentlichen Blätter bei besondern Unglücksfällen, als Brandschaden u. s. w., gemacht werden, und die bestimmten Beiträge, die Hunderttausende den Armen-, Kranken- und Erziehungs-Instituten geben, so erhöht sich jenes große Capital, angelegt von der Barmherzigkeit zur Linderung des Elends, noch wohl um das Doppelte. Welch' ein Lichtblick in die menschlichen Herzen bei allen trüben Bildern der Zerwürfniß und des Egoismus der Zeit!

(Hedbernheim, 22. Dez.) Der längst von den Bewohnern unseres Fleckens gehegte Wunsch, daß Hr. Baron und Oberstallmeister v. Breidbach-Bürresheim künftig seine schöne Besitzung dahier zu seinem beständigen Aufenthalt erwählen möchte, wird nun in Erfüllung gehen. Bis zum kommenden Monat April wird der edle Freiherr mit seiner ganzen Familie hier einziehen, zur Freude der hiesigen Einwohnerschaft. Während des jetzt ablaufenden Jahres hat derselbe eine sehr bedeutende Summe Geldes zu nützlichen Einrichtungen und Verschönerungen seines geschmackvollen Wohngebäudes verwendet, besonders in der edlen Absicht, zugleich damit der hiesigen katholischen Kirchengemeinde zum freien Gebrauche eine neue katholische Kirche aufzubauen und äußerst schön einzurichten. Diese Kirche ward schon den 20. Dez. von der ganzen hiesigen Gemeinde solenn eingeweiht. Die feierliche kirchliche Handlung verrichtete Hr. Decan und Kirchenrath Bischleb zu Hofheim.

Der bekannte Stephenson hat in der Mitte der Bahn von London nach Blackwell einen Sprechtelegraphen mittelst galvanischer Drähte eingerichtet, durch welchen der Schall auf 20 engl. Meilen in der Secunde fortgepflanzt wird.

Die Opiumeinfuhr in England, welche im Jahr 1820 nur 16,000 Pfund betrug, war im Jahr 1838 schon auf 131,000 Pfund gestiegen; dasselbe wird indessen fast durchaus nur auf ärztliche Verordnung gebraucht, und in den Londoner Spitälern ist noch kein Krankheitsfall vorgekommen, der durch übermäßigen Genuß von Opium veranlaßt worden wäre.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 27. Dez. (Zum Erstenmale wiederholt): Erziehungs-Resultate, oder: Gutt und schlechter Ton, Lustspiel in 2 Abth., von C. Blum. Hierauf folgt (neu einstudirt): Der Kapellmeister aus Venedig, musikalisches Quodlibet in einem Akt, von Breitenstein.

Redakteur: J. K. Heller. Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 363. Montag, den 28. December 1840.

Die Glocken zu Speier.

(Fortsetzung.)

„Euer Vater kann Euch nicht mehr vergeben," sprach der alte Kurt tonlos, „denn er ist todt." — „Aber mich treibt es, seine Vergebung zu erhalten," fuhr der Kaiser immer mehr aufgeregt fort. „Du bist ein treuer Mann, ich kann mich Dir wohl vertrauen, und ich muß es, denn es drängt mich, mit Jemanden von der Last zu sprechen, die auf meinem Herzen liegt. Meine Ritter und Räthe stecken die Köpfe zusammen und flüstern, was dem Kaiser seyn möchte, wenn sie die Bäche meiner Wangen sehen, wenn ich oft, in tiefe Gedanken versunken, nicht höre, was sie mir sagen von den Angelegenheiten des Reiches, wenn ich des Nachts nicht Ruhe finde auf meinem Lager und ängstlich nach Gesellschaft verlange. Sie fragen mich auch wohl, was mir sey — ich mag es ihnen aber nicht sagen. Dir aber will ich mich entdecken. Du hast meinem Vater treu gedient, Du wirst auch seinem Sohne treu ergeben seyn." Des Kaisers Wangen glühten auf in hoher Röthe, als er so sprach, und seine Worte wurden immer heftiger, als er fortfuhr: „ich will es Dir bekennen, es ist die Angst des Gewissens, die mich umher treibt. Du sollst meine Beichte hören, denn ich habe zu Dir Vertrauen, wie zu keinem Priester. Ueberall meine ich die Gestalt meines Vaters zu erblicken, gebeugt von Kummer um seinen Sohn — wenn ich auf meinem Lager liege und der Schlaf will mich beschleichen, tönt mir eine Stimme in die Ohren, die sagt: „„gebt einem armen Kaiser ein Stückchen Brod, den sein Sohn in's Elend gestoßen hat"" — und wenn der Schlaf fieberhaft über meine ermatteten Glieder kommt, so steigen die gespenstigen Gestalten der Träume fürchterlich hervor, und wenn ich schweißgebadet erwache, tönt es noch in meine Ohren: „„verflucht ist der Sohn, der an seinem Vater frevelte."" — Mein Vater muß mir vergeben, ich kann sonst nicht leben." „Euer Vater kann Euch nicht vergeben," sagte Kurt tonlos, „denn er ist todt." Wilder fuhr der Kaiser fort: „ich habe mein Verbrechen gesühnt. Nach Rom bin ich gezogen, habe den Pabst gefangen genommen und ihn gezwungen, den Bann aufzuheben. Ich bin gekommen, meines Vaters Gebeine in die kaiserliche Gruft zu legen, wie es ziemt. Mein Vater wird mir vergeben, da ich mein Verbrechen gesühnt habe!" „Euer Vater kann Euch nicht vergeben," sagte Kurt tonlos, „denn er ist todt." Dem Kaiser standen die Schweißtropfen auf der Stirne, er fuhr dringender fort: „sollen mich die Gespenster der Nacht noch länger verfolgen? Ich muß Vergebung haben. Du standest am Sterbebette meines Vaters, Du weißt seine Worte, die er sprach in der letzten Stunde — verkünde mir, ob er mir nicht vergeben hat." Kurt sprach wie vorhin: „der Kaiser gedachte seiner Söhne nicht, als er starb." Heinrich V. warf sich auf die Knie vor dem Knecht seines Vaters, sein Auge rollte wild umher, seine Züge sprachen Entsetzen und Angst aus, und er rief flehend: „ich habe mich nach Dir gesehnt, treuer Mann, seit fünf Jahren, ich habe gehofft, von Deinem Munde das Wort des Trostes zu vernehmen, sage mir, was mein Vater gesprochen auf dem Todbette." Und Kurt entgegnete wieder wie vorher: „der Kaiser dachte nicht seiner Söhne, als er starb." Da wandte sich der Knieende zu dem Sarge, streckte die Hände empor und rief flehend: „o Vater, Vater, vergieb Deinem Sohne, was er an Dir gefrevelt." Und er umfaßte den Sarg mit beiden Händen, rüttelte ihn und rief noch stärker: „höre Deinen Sohn, Vater Heinrich, er fleht um Deine Vergebung." Da stürzte mit dumpfem Geräusch etwas von der Wand. Erschrocken blickte der Kaiser auf, und starrte in die dunkle Ecke, Kurt aber sprach: „es ist das Bettlergewand, in dem Euer Vater seine letzte Reise machte, es ist der Stab, an dem er mühsam zum Grabe wankte, es sind die zerrissenen Schuhe, die seine matten Füße nicht mehr schützten gegen Dornen und Nesseln. Ich habe alles zum Andenken dort aufgehängt — es giebt Antwort auf Eure Bitte." Da ward der Kaiser leichenblaß, verhüllte sein Gesicht und entfloh mit dumpfem Schrei aus der Kapelle.

5.

Das Begräbniß.

Am andern Tage zogen die Priester nach dem Dome, lief das Volk durch die Gassen, sammelten sich die Ritter zu ernster Feier. Man begrub die Gebeine Heinrich's IV., von dem der Bann genommen war. Hinter dem Sarge aber ging der Kaiser Heinrich V., mühsam sich stützend auf seine Begleiter und leichenblaß, mit zu Boden geschlagenen Blicken. Und hinter dem Kaiser wankte der treue Kurt, auf dessen kummervollem Gesichte zum ersten Male seit langer Zeit ein leiser Zug von Zufriedenheit sichtbar war.

6.

Der treue Kurt.

Durch die Straßen von Speier schritt ein schwarzgekleideter Mann, geführt von einem Knaben. Es war Meister Corvinus, des Kaisers Leibarzt. „Wohin führst Du mich?“ frug er jetzt den Knaben und blieb stehen, „ich helfe gern den Armen mit meiner Kunst, aber ich muß bei dem Kaiser bleiben, denn er ist krank, und wir gehen zu weit.“ „Nur wenige Schritte,“ bat der Knabe, „dort sind wir schon am Ziele.“ Der Arzt ging weiter mit, und sie kamen an ein ärmliches, kleines Haus, in den letzten Gassen der Stadt. Meister Corvinus mußte sich bücken, als er das armselige Gemach betrat. Da lag auf dürftigem Lager ein alter, alter Mann, mit weißem Barte. Die Hände gefaltet, lag er auf dem Lager, auf seiner Stirn standen die hellen Schweißtropfen, und mühsam athmend erwartete er den Tod. Als ihn der Arzt ansichtig wurde, rief er: „Kurt, Kurt, treuer Mann, muß ich Dich so wiedersehen?“ Und er trat an das Bette, prüfte den Puls des Kranken und sagte: „ich komme zu spät, Deine Zeit ist um.“ Kurt aber sagte: „ich weiß es, Meister, und danke Gott, daß er mich erlöst von der langen Wanderung. Mich verlangte es, Euch noch einmal zu sehen. Habt Ihr mich damals erlöst von der Insel auf der Maas, so mögt Ihr mich auch erlösen von der Mühe des Lebens und mir die Augen zudrücken.“ Der Arzt setzte sich an das Lager, nahm die Hand des Kranken und sagte: „ich bin gern gekommen, ist es auch nur, um Dir Lebewohl zu sagen.“ „Nicht so,“ erwiederte der Alte, „ich sage Euch Lebewohl, denn ich gehe fort und Ihr bleibt zurück. Ich gehe in ein schönes Land, da wird nicht seyn Haß und Verfolgung, und ich werde zu meinem lieben Herrn und Kaiser kommen.“

(Schluß folgt.)

General Caulaincourt und sein Pathe.

(Erinnerungen aus dem Kaiserreich.)

Es war den 3. September 1812, an jenem denkwürdigen Tage, den ein glänzender Sieg auf immer verherrlichte. Schon um 6 Uhr Morgens war unsere Armee bereit, die Schlacht anzubieten. Auf einer Anhöhe bei den Ruinen der Schreckschanze von Chewarino, die am Vorabend eingenommen worden, beobachtete Napoleon aufmerksam die Bewegung der Truppen, die durch den Regen, welcher während der Nacht die Ebene überschwemmt und die Wege fast ungangbar gemacht hatte, auf der Anhöhe zurückgehalten wurden. Mehrere Generale studirten in seiner Nähe die Lage der Oerter, während einige Infanterie-Regimenter, am Fuß des Hügels aufgestellt, über die Sicherheit seiner Person wachten. Napoleon war an diesem Tage sehr übler Laune; er drückte sich nur in rauhen, abgebrochenen Worten aus, ging um der geringsten Kleinigkeit willen die Personen, die ihn umgaben, hart an, fand überall etwas auszusetzen, und duldete nicht, daß man ihn nur einen Augenblick unterbrach. Auf eine topographische Karte gestützt, die er selbst von dem Platz, wo die Schlacht geliefert werden sollte, entworfen hatte, schien er ganz in seinen Beobachtungen vertieft, als er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter verspürte.

Es ist jetzt nicht der Augenblick, mich zu unterbrechen, sagte er mit trockenem und rauhem Tone, ich habe keine Zeit zu verlieren.

Nur ein Wort, Sire, sagte eine Stimme, in der er die eines der Tapfern erkannte, den er am meisten liebte.

Kein Wort weiter, versetzte er, und indem er sein von Zorn entbranntes Gesicht aufrichtete, sah er einen seiner jüngsten, aber wohl auch einen seiner theuersten Waffengefährten, den tapfern General Caulaincourt, vor sich, dem er die Leitung seiner Pagen anvertraut hatte. Der General hatte an seiner Seite einen kleinen Knaben von 13 bis 14 Jahren höchstens, der sich vor Freude die Hände rieb, seinen Kaiser so nahe bei sich zu sehen.

Sire, sagte er mit fast bittender Miene, erlauben Sie mir?

Ich gestatte Ihnen zwei Minuten, antwortete der Kaiser, indem er seine Uhr herauszog, wenn Sie länger reden, so halte ich mir die Ohren zu.

Caulaincourt war an die Ungeduld und den Zorn Napoleons längst gewöhnt, so daß diese Sprache ihn keineswegs beleidigte.

Sire, sagte er mit Ruhe, indem er dem Kaiser den jungen Knaben zeigte, nehmen Sie dieses Kind in Ihren Schutz und behalten Sie es bei Ihnen bis nach der Schlacht, ich werde es dann abholen, wenn....

Er redete nicht aus und fuhr dann fort: Es ist ein Knabe, der Willenskraft und Herz hat; sein Vater, fügte er hinzu, hat mir in Aegypten das Leben gerettet, aus Dank habe ich mich seiner angenommen und behandelte ihn nicht als einen Diener, sondern als meinen Freund, meinen Bruder und Wohlthäter, ich habe sein Kind über den Taufstein gehalten, ich habe ihm versprochen, für dieses Kind zu sorgen, ihm seine Zukunft zu sichern. Gestern Abend beorderte man ihn unglücklicherweise, diese verfluchte Schreckschanze von Chewarino zu nehmen; eine Kugel traf ihn gerade an dem Ort, wo wir uns jetzt befinden, und er ist diesen Morgen an seiner Wunde gestorben, indem er mich bat, seinen Sohn nicht zu vergessen. Sie können wohl denken, daß eine solche Bitte für mich heilig ist, auch habe ich mir vorgenommen, derselben zu willfahren, seitdem hatte ich aber sehr traurige Vorgefühle; es ist keineswegs Feigheit. Sire, was ich voraussehe, liegt klar vor meinen Augen, ich weiß, daß mein Ende nahe ist; meine Familie, wie Sie wissen, ist nicht sehr reich; ich fürchte, dieser Knabe möchte ihr zur Last fallen, und wenn ich todt bin, so können nur Sie sich dessen annehmen, auch empfehle ich Ihnen denselben an, in Sie setze ich mein ganzes Vertrauen..... Leben Sie wohl.

Und er reichte dem Kaiser die Hand, der sie lebhaft und mit Wärme drückte.

Dieser, von der Bitte gerührt, die der General an ihn gerichtet, andererseits von dem bewußten Vorgefühl betroffen, hatte plötzlich seine Gesichtszüge geändert. Er schien traurig und nachdenkend, und nachdem er sich einen Augenblick besonnen, sagte er:

Sie werden das Commando nicht übernehmen.

Ich werde es, sagte entschlossen der General.

So warten Sie noch einen Augenblick, wir werden gleich miteinander uns unterhalten.

Ich kann mich nicht aufhalten, man erwartet mich.

Sie haben keine Eile.... Sagen Sie mir doch, was ich mit Ihrem Schützling anfangen soll? Soll ich ihn vielleicht unter den Waisenkindern unterbringen?

Ich will ein Kürassier werden! rief der junge Knabe mit fester Stimme.

Der Kaiser konnte sich bei diesem naiven Ausdruck des Lachens nicht erwehren.

Und was würdest du thun, wenn du ein Kürassier wärest? fragte er.

Ich würde mich für Sie und für Frankreich schlagen.

Gut, mein Kind!.... Sage mir einmal deinen Namen.

Ich heiße Johann Paul Maurel, Sohn von Peter Ludwig Maurel, dem Kürassier vom 6ten.

Wie alt bist du?

Dreizehn Jahre, mein Kaiser!

Gut, setze dich nun auf diese Trommel, mein Alter! Wenn du dich immer so wacker benimmst, wirst du's weit bringen.

Und der junge Maurel, stolz auf die Sprache, die er so eben geführt, setzte sich auf die Trommel, indem er bei sich die letzten Worte des Kaisers wiederholte, während General Caulaincourt schnell den Hügel hinunterflieg und zu seinem Corps sich verfügte, das sich so eben in Bewegung gesetzt hatte.

Einige Stunden nachher begann die Schlacht. Sie war höchst mörderisch. Unsere Truppen kämpften wie Löwen. Von den Generälen Nansouty und Bruyere unterstützt, hatte Murat bald den linken Flügel des Feindes zerschmettert, während Latour-Maubourg mit Erfolg das Centrum angriff und Friant und Dufour die Russen aus dem Dorf Semenowskoi verjagten. Punkt 12 Uhr setzte Morand, an der Spitze seiner Division, über die Kologha und rückte kühn gegen die bei Borodino von dem Feind errichtete Batterie vor. Er wurde durch eine fürchterliche Kanonade empfangen, die in wenig Augenblicken den größten Theil seiner Division zerschmetterte. Allein diese Schlappe entmuthigte ihn nicht. Mitten durch einen Kugelregen eilte er auf den Feind los, um das Handgemeng zu beginnen, und so das mörderische Feuer der Batterie zu vermeiden, zerschmetterte Alles, was sich auf seinem Wege zeigte, warf die Russen und die Kosaken über'n Haufen, stürzte sie in die Hohlwege und richtete ein fürchterliches Blutbad unter ihnen an.

Napoleon war immer noch auf der Schreckschanze von Chewarino. Eine Hand auf der Karte, in der andern ein Fernglas, betrachtete er stillschweigend und in heroischer Ruhe die fürchterliche Scene, die sich vor seinen Augen entrollte. Zuweilen jedoch verdüsterte sich sein Blick, ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust; armer Prinz! das Herz blutete ihm, schmerzhafte Gedanken verfolgten ihn, er erlag unter der Last einer Gemüthsbewegung, die er in sich selbst verschloß und nicht zu zeigen wagte, aus Furcht, die Gemüther zu beunruhigen und zu entmuthigen. Die Generäle, die ihn umgaben, schienen seine Eindrücke zu theilen, und jedesmal, wenn sie eine Falte auf seiner Stirn sich bilden sahen, ein krampfhaftes Zusammenziehen seiner Lippen bemerkten, sahen sie sich gegenseitig mit Blicken an, wie wenn sie sagen wollten: „Verloren! Alles ist verloren!"

Seinerseits hielt Maurel, in nachlässiger Stellung die Hände in den Taschen, auf der Trommel sitzend, seine Augen unverwandt nach den Anhöhen gerichtet, die man hauptsächlich als Schauplatz der Schlacht gewählt hatte. Er war wie trunken von dem, was er sah, er schlürfte mit Wollust den Pulverdampf ein, lauschte in unbeschreiblicher Glückseligkeit dem Kanonendonner, sein Herz schlug vor Entzücken, in seinem Geiste tauchten große Gedanken des Ruhmes auf, er beneidete das Loos der Tapfern, welche gefallen waren, er hätte sich an ihre Stelle gewünscht, um wie sie für das Vaterland zu sterben. Mehrmals war der kleine Tollkopf auf dem Punkt gewesen, die Erlaubniß zu begehren, sich unter die Streiter zu mischen, jedesmal wurde er aber durch seine Furchtsamkeit abgehalten, die rauhe Stimme der Generäle, der abschreckende Ausdruck ihrer Gesichter ließen ihn eine demüthigende Weigerung befürchten. Er unterdrückte somit, so gut er konnte, die Ungeduld, die ihn stachelte, die Begeistetung, die ihn entflammte, als er plötzlich den Kaiser einen Seufzer ausstoßen hörte: Armer Caulaincourt! rief er aus, indem er traurig die Arme übereinander schlug.

Als der junge Maurel diesen Ausruf vernommen, war er einen Augenblick wie versteinert, er errieth die Gefahr, worin sein Wohlthäter sich befand, und wandte schnell seine Blicke nach der Gegend, wohin er den tapfern General hatte gehen sehen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(München, 22. Dez.) Die gestern zum Erstenmale auf hiesiger Hofbühne zur Aufführung gebrachte neueste dramatische Schöpfung Eduards v. Schenk wurde von allen Freunden und Verehrern der Muse des großen, vaterländischen Dichters mit den freudigsten Erwartungen begrüßt, welche denn auch ihre reichliche Erfüllung fanden, und in mancher Beziehung weit übertreffen wurden. Die Wahl des Stoffes konnte nicht glücklicher seyn. Wen hätte nicht schon in der schlichtesten Geschichtserzählung die rasche Erhebung und der nicht minder tiefe und rasche Fall Adolph's von Nassau innigst gerührt, jenes edlen, ächt deutschen Charakters, dessen Fehler weit von großen Tugenden überstrahlt wurden, und der gesühnt durch herbe Prüfungen und einen frühen Tod von dem Schauplatz der Größe schied, deren ideales Bild sich ihm in solchem Mißverhältniß mit der Wirklichkeit zeigte, daß wenigstens für kurze Zeit sein sonst so reiner, ritterlicher Sinn dadurch verdunkelt wurde? Mit scharfen, meisterhaften Zügen zeichnete der Dichter die bedeutenden historischen Charaktere, die jene Zeit bewegten, vor Allem den listigen, ränkevollen Gerhard von Mainz und den hochstrebenden rauhstolzen Albrecht von Oesterreich, jener von Hirrn Jost, dieser von Hrn. Schenk mit denkendem Künstlergeiste aufgefaßt und dargestellt. Auch an hohen deutschen Frauenbildern fehlte es nicht, unter denen die geheimnißvolle prophetische Editha (Mad. Dahn) am bedeutendsten hervortrat. Hr. Dahn als Adolph erntete nebst Hrn. Jost den rauschendsten Beifall des Publikums, und beide wurden mehrmals hervorgerufen. Ungeachtet der großen Länge des Stückes (es spielte von 6 bis nach 10 Uhr) ließ die ununterbrochene Spannung der Zuschauer keine Ermüdung zu. Der Erfolg der Tragödie war durchaus ausgezeichnet, und wir wünschen unserer dramatischen Literatur zu dieser wahren Bereicherung um so mehr Glück, je seltener sie in unsern Tagen werden zu wollen scheint. (Münchn. Z.)

Lange schon hat man in Europa nichts mehr von den früher vielbesprochenen siamesischen Zwillingen, Chang und Eng, gehört. Gelegenheitlich der neulichen Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erfährt man nun, daß sie auf einem von ihnen angekauften Landgute in der Grafschaft Wilks (Nordcarolina) lebin und bei den Wahlen mitgestimmt haben. Sie haben zwei Stimmen abgegeben: beide stimmten für die demokratische Partei (also gegen Harrison).

Auf den amerikanischen Binnengewässern sind in der letzten Zeit wieder zahlreiche Unglücksfälle vorgekommen, und die Dampfschifffahrt auf denselben wird immer gefährlicher, da die Unvorsichtigkeit der Capitäne und Ingenieure eher zunimmt, als sich vermindert. Im November flog durch Ueberheizung das Dampfschiff Persia auf dem Mississippi auf: 21 Personen wurden getödtet und 25 schwer verletzt. Unter den ersteren befindet sich eine englische Familie. Bekannt ist, daß die amerikanischen Dampfschiffe die tollsten Wettfahrten anstellen; neulich gingen wieder ein-

mal zwei dabei verloren, der Rienzi und die United States. In den Gewässern von Florida sprang der Le Roy in die Luft, in denen von Süd-Carolina der Expreß. Das sind fünf Schiffe in einem Monat!

(München, 24. Dez.) Nachdem wir vor wenig Tagen eine neue dramatische Dichtung Eduard v. Schenk's zum Erstenmale über die hiesige Bühne gehen sahen, wurde gestern eine gleichfalls neue einaktige Operette der »Alchymiste« v. Pocci zur Aufführung gebracht. Der Eindruck war, wie sich erwarten ließ, ein äußerst angenehmer und günstiger. Die Melodieen sind voll Leben, dabei einfach und originell; besonders zeichnet sich in der ersten Scene ein Terzett aus. Wir hoffen, daß dies heitere, anspruchlose Tonwerk, dessen Hauptpartieen von Dem. Jazedé und Hartmann und den Herren Bayer, Krause und Sigl mit gewohnter Meisterschaft gegeben wurden, recht bald wiederholt werden möge! (Münchn. Z.)

(Passau, 20. Dez.) Das von der Firma: F. X. Lüfteneggers seel. Wittwe und dem Schiffmeister Hrn. Ignaz Mayer, Associé genannten Hauses, in Linz erbaute eiserne Frachtschiff kam neulich mit einer Ladung von etwa 1200 Centnern von Linz in Passau an, und kehrte, wegen plötzlich eingetretener Kälte, nach der Ausladung wieder nach Linz zurück. Dasselbe zog auch in Passau wie schon früher in Wien, nicht nur wegen der Neuheit die volle Aufmerksamkeit des Publikums auf sich, sondern nahm auch wegen der Zierlichkeit, Solidität und Zweckmäßigkeit des Baues und des günstigen Erfolges, der bei diesem, wie der vorausgegangenen Wiener Fahrt erzielt wurde, das Interesse aller Sachverständigen in so hohem Grade in Anspruch, daß einige hierauf bezügliche Details hier nicht am unrechten Platze seyn dürften. Dieses Fahrzeug, das in der Länge 103, in der größten Breite 16 und in der Tiefe 6½ Wiener Fuß mißt, hat eine den Dampfschiffen ähnliche Form und das flache Verdeck und das Steuer mit denselben gemein, durch welch letzteres sich mit den nur am Vordertheile des Schiffes angebrachten und nur für die Thalfahrt nothwendigen Rudern eine leichte und sichere Führung bewerkstelligen läßt. Bei der Bergfahrt wird ein Mast aufgestellt, von dessen Spitze das Hauptseil zur Bespannung der Pferde, deren man mit sonst gleicher Fracht weniger braucht als bei den hölzernen Fahrzeugen, ausläuft, wodurch vielen Uebelständen, an welchen Schiffe bei der gewöhnlichen Führung leiden, hauptsächlich dem Verwickeln und Hängenbleiben der Seile abgeholfen, die Abnützung derselben vermindert, manche schwere und schmutzige Arbeit beseitigt, und an Zeit und Sicherheit des Laufes bedeutend gewonnen wird.

Kein Gewerb geht so gut, als das Champagner-Machen und Trinken. Von Berlin wird gesagt, die Kutscher tränken Champagner, die Mägde kehrten in seidenen Kleidern, und bald werde jede kleine Straße ihre Conditorei haben.

Im neusten Würzburger Kreisblatt wird verboten, obergähriges Bier zu brauen. Soll's nicht heißen: untergähriges?

Jenseits des Rheins schreitet man mit der Toleranz doch noch schneller fort, als bei uns. Im vorigen Herbst wurde in Straßburg bekannt gemacht, daß die drei großen Viehmärkte an drei Sonntagen früh sollten gehalten werden, weil die Juden am Samstag nicht könnten. (Dorfz.)

(Berlin, 21. Dec.) Seit dem Tode und dem Leichenbegängnisse des Königs hat kein anderes ähnliches Ereigniß die öffentliche Theilnahme so sehr in Anspruch genommen, als der Tod und die heute früh erfolgte Beerdigung des Wirklichen Geheimen-Raths von Stägemann. Er war ein Mann der allgemeinsten Popularität. Sowohl seine Amts- und Standesgenossen, als die übrigen Bewohner der Stadt und des Landes, mit denen er durch seine hohe Stellung im Staatsministerium in mannichfaltige Berührung gekommen war, ehrten und liebten ihn. Sein reicher Geist und seine eben so reiche Erfahrung hatten ihn bei der Berathung aller schwierigen Staats-Angelegenheiten unentbehrlich gemacht, und von seiner Feder rührten in der Regel auch, sowohl im Kriege als während des Friedens, diejenigen Proclamationen und Kundmachungen her, die den meisten Eindruck auf das Land hervorgebracht. Sein bewundernswürdiges Talent als Dichter ist freilich nie dem großen Publikum bekannt geworden, aber seine als Handschrift gedruckten Kriegsgesänge, so wie seine Sonette an Elisabeth (seine vor wenigen Jahren verstorbene Gattin) und an seine Freunde sind doch in großen Kreisen verbreitet, die ihn den besten Dichtern unserer Zeit an die Seite stellen. Gegenwärtig wird wohl auch für das größere Publikum eine Sammlung seiner Gedichte veranstaltet werden. Das Gedicht, welches heute die Freiwilligen aus den Jahren 1813, 1814 und 1815 als Todtenopfer auf seinem Grabe niederlegten, ist von Friedrich Förster verfaßt, und hat großen Eindruck gemacht.

(Gernsbach, 19. Dec.) Heute Abend gleich nach 4 Uhr setzte sich das Eis der zugefrornen Murg bei mehreren Grad Kälte oberhalb Gernsbach so schnell und unerwartet in Bewegung, daß sich die zum Vergnügen darauf befindende Schuljugend kaum noch retten konnte. Durch das Geschrei der Kinder, als plötzlich das Eis unter ihren Füßen krachte und sich in Bewegung setzte, erschreckt, fiel ein 6jähriges Mädchen nieder und konnte sich nicht mehr zeitlich genug aufraffen, um noch ans Land zu kommen. Ein zwölf Jahr alter Knabe, Namens Belz, wagte sich zurück auf das Treibeis und rettete das Mädchen mit eigener Lebensgefahr; außer einigen verlorenen Mützen, die man unterhalb Gernsbach, wo das Eis sich stellte, treiben sah, hat man keinen Unfall zu beklagen.

Zweisylbige Charade.

Ernst ertönt die Erste, schaurig,
Mahnend an Vergänglichkeit,
Und der Thor erschrickt, wird traurig,
Spricht sie gleich nur: »Nützt die Zeit!«

Wehmuth bringt uns oft die Zweite
Und ertönt in aller Welt,
Füllt uns oft mit hoher Freude,
Hebt uns auf zum Sternenzelt.

Aber Schmerzgefühle bringen
Tief in uns're Brust hinein,
Wenn uns Eins und Zwei erklingen,
Und kein Herz stimmt jubelnd ein.

Simmern. Xuler.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 29. Dezember. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. Norma: Mad. Düflos-Maillard.

Mittwoch, 30. Dezember. Großes Vokal- und Instrumental-Konzert im hiesigen Schauspielhause, in welchem Hr. v. Thalberg zum Letztenmale folgende Pieen vorzutragen die Ehre haben wird: 1) Großes Sextett von Hummel. 2) (Auf Verlangen) Serenade und Menuett aus Don Juan mit Variationen. 3) Große Phantasie über Motive aus Meyerbeer's Hugenotten. — (Mit erhöhten Eingangspreisen.) Abonnement suspendu.

Redakteur: J. C. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 364. Dienstag, den 29. December 1840.

Die Glocken zu Speier.

(Schluß.)

„Soll ich Euch keinen Priester holen lassen," fragte der Arzt, „der Eure Beichte höre?" „Sie wollen nicht kommen," sagte Kurt, „weil ich bei der gebannten Leiche fünf Jahre gesessen habe und noch nicht gereinigt bin von diesem Makel. Mag es seyn. Ist mein Herr im Bann gestorben, werde ich auch sterben können ohne Priester, denn der Herr der Welten ist ja ein liebender Vater, wie die Schrift sagt, und wird einen treuen Knecht nicht verstoßen, der in Gottesfurcht gewandelt hat auf Erden." Der Arzt seufzte und sprach für sich: „wann wird das Licht kommen in diese Finsterniß?" „Ja, in das Licht werde ich kommen," sagte der Kranke, „nicht wahr, Meister? Ihr seyd ja auch ein gelehrter Mann, und kennt die Schrift." Da kniete Meister Corvinus nieder am Lager, faltete die Hände und begann zu beten mit dem Kranken, wie die Kirche es vorschreibt. Kurt aber hörte ruhig zu, sein Blick wurde heller, während sein Herz immer matter schlug. Und der Arzt sprach die Worte: „Herr, siehe gnädig herab auf Deinen treuen Knecht, den Du väterlich geleitet durch schweres Trübsal in seinen alten Tagen. Siehe gnädig auf ihn herab und stärke ihn in seiner Todesstunde, daß Deine Verheißung erfüllt werde, und laß ihn Platz finden unter den Gerechten an der rechten Seite Deines Sohnes unsers Herrn Jesu Christi." Plötzlich richtete sich der Kranke auf, seine Augen leuchteten hell und er rief: „da bin ich, mein kaiserlicher Herr," und sank todt zurück. — Der Arzt schaute ihn eine Weile an, drückte ihm die Augen zu und trat an das Fenster, seine Rührung zu bekämpfen. Da tönte ein dumpfer, mächtiger Klang in sein Ohr, daß er verwundert aufhorchte. Es war die große Kaiserglocke, die nur geläutet wurde, wenn der Kaiser starb. Und der Arzt ging eilig aus dem Hause, um nach dem kaiserlichen Pallaste zu gelangen, denn er fürchtete für des Kaisers Leben. Von allen Thürmen tönten die Glocken und stimmten ein in das ernste Geläute. Die Leute liefen zusammen und fragten: „ist der Kaiser gestorben? Wann ist er gestorben?"

Als sie aber an den Dom kamen, war Niemand, der die Glocke zog, und sie läutete allein, wie von unsichtbarer Hand gezogen, die andern Glocken aller Thürme mit ihr, und weithin schallten die mächtigen Töne in das Land. Die Leute schauten sich verwundert an, der Arzt aber ging vorüber und eine Thräne glänzte in seinem Auge.

7.

Heinrich der Fünfte.

Im Pallaste des Kaisers herrschte Todtenstille. Die Diener gingen geräuschlos an einander vorüber, mit Winken und Mienen sich fragend und berichtend — doch jedes laute Wort vermeidend. In einem der obern Gemächer lag der Kaiser in schwerer Krankheit. Seine Umgebung war prächtig, sein Lager von seidenen Stoffen — aufmerksam lauschten die Diener jedes Winkes, seine Wünsche zu erfüllen. Der Kaiser aber röchelte tief und schwer, sein Auge war matt, er vermochte nicht mehr seine Hand zu erheben. Und er verlangte, daß Meister Corvinus, der an seinem Bette saß, die Andern entfernen sollte, und allein bei ihm bleiben. Es geschah, wie er wollte. Der Arzt sprach dem Kaiser zu und beruhigte ihn, daß er sich still verhielte. Der Kaiser aber stierte auf einen Fleck im Winkel und murmelte: „sieh, das ist der Stab, an dem er mühselig sich fortschleppte — Meister, seht Ihr — dort die dunkle Gestalt — der Kaiser kann Euch nicht vergeben, denn er ist todt — seine Schuhe schützten die wunden Füße nicht vor Dornen und Nesseln — ich muß Verzeihung haben — der Kaiser gedachte nicht seiner Söhne, als er starb — o, ich habe ja gebüßt — ich habe Deinen Staub bestattet, wie es ziemte für Heinrich IV. — du, wie der Wind durch die Locken des alten Mannes weht — nehmt ihn auf, um Gottes Barmherzigkeit willen — seht sein graues Haar, es ist gebleicht vor Kummer über den Undank seiner Söhne — Vater, Vater, ich muß Vergebung haben — ha, was fällt da von der Wand — der Kittel, der Bettlerkittel." Der Kranke richtete sich auf und stierte mit mattem Auge um sich her — den Arzt überlief es siedend heiß, er wollte nach Hülfe rufen, aber ihm war die Brust wie zugeschnürt. Der Kaiser begann zu lachen und sagte: „haha, hat er unterschrieben, der alte Trotzkopf — hier ist das Blatt, nun bin ich Kaiser und Herr, — o wie könnte ich glücklich seyn — wenn nur der alte Kurt nicht wäre — der weiß es, wie sie mich plagen — sieh dort — das ist Lüttich — der alte Mann, er ist mein Vater — er dreht sich um — Vergebung, Vergebung — was sagt er? — Fluch, Fluch dem undankbaren Vatermörder." Der Kaiser stürzte zurück, der Arzt wollte ihn unter-

zu schließen. Ich muß es wiederholen, die Clavierkompositionen eines Mozart, Beethoven, Hummel u. A. mögen seelenvoll seyn, aber das Meisterspiel eines Pianisten habe ich höchstens nur bewundern können; es hat mich immer kalt gelassen, und von Hunderten habe ich dasselbe gehört.

Was nun die Thalberg'schen Compositionen betrifft, so werden wir uns nach dem zweiten Conzerte mit denselben beschäftigen, und haben vorläufig im Allgemeinen nur anzudeuten, daß sie eben dem Genre der Conzertpiecen angehören. Es sind „neu und effektvoll combinirte Manierstücke, die, auf große und eigenthümliche Bravour basirt, von dem Meister vorgetragen, große Wirkung thun, die aber, als Orchesterpartitur gedacht, weniger Werth haben dürften." Herr Thalberg spielte Fantasie für das Pianoforte über Motive aus Moses, Serenade und Menuett aus Don Juan mit Variationen und Caprice über Thema's aus Bellini's Nachtwandlerin, eigner Composition. Daß sowohl die außerordentliche Virtuosität, wie auch der höchst geschmackvolle, gediegene und vortrefflich abgerundete Vortrag Thalberg's die höchste Bewunderung erregte, bedarf kaum der Erwähnung. Besonders sprach die mittlere Piece (nach Motiven aus Don Juan) als ein vortrefflich gearbeitetes Conzertstück an. — Hr. Pischeck sang das Proch'sche Wanderlied ausgezeichnet schön, und wurde ebenso von Hrn. Mayer, herzl. nass. Kammermusikus, auf dem Horn begleitet. Mad. Duflos-Maillard sang eine Arie von Rossini mit italienischer Gesangsbravour und Dem. Kratky Haydns Spinnerlied etwas zu gedehnt und schleppend. Die Ouvertüre von Mehul: la chasse de Henry IV. gefiel sehr.

Haben wir des Meisters gedacht, so dürfen wir auch des Instrumentes, auf welchem er spielte, nicht vergessen. Es ist dies ein, Herrn Musikalienhändler C. André in Frankfurt a. M. angehöriger Streicher'scher Flügel, eines der vorzüglichsten Instrumente aus Streichers renommirter Fabrik, und welches wohl die Concurrenz keines Rivalen zu fürchten hat. Thalberg hat seine Zufriedenheit mit diesem herrlichen Instrumente aufs entschiedenste ausgesprochen. Es vereinigt Kraft und Fülle, Lieblichkeit und Metall, und zeichnet sich ebenso sehr durch solide Bauart und Construction, wie durch reiche äußerliche Ausstattung aus. Wenn man diesen Streicher gehört, bedauert man nur Eines, — ihn nicht zu besitzen. Wer das Geld hat, führt die Braut heim. W.

Korrespondenz.

Bensheim, 23. Dez.

Zu den schönsten Segnungen des Friedens, welche unser liebes Vaterland beglücken, gehört vor vielen andern die treue Sorge und Pflege für Jugendbildung, welche durch edle Kräfte und kostbare Mittel allerorts im deutschen Lande erstrebt und erhöht wird. Das Großherzogthum Hessen tritt in dieser Hinsicht in die ersten Reihen des deutschen Staatenverbandes, weil dessen weise Staatsregierung es längst tief erkannt hat, daß wahre Jugendbildung einer der festesten Fundamentsteine des Staatsgebäudes sey und deshalb auch den Pflanzschulen der Jugendlehrer die höchste Sorgfalt zuwendet. Schöner Früchte dieser Sorgfalt erfreut sich in hohem Grade das großh. hessische Schullehrer-Seminar zu Bensheim, woselbst durch kostbare Mittel von Seiten hoher Staatsregierung eine zweckgemäße Erweiterung und höchstverschönernde Einrichtung des Seminargebäudes, und die Wiederherstellung der ehemaligen Klosterkirche zur Seminarkirche bewerkstelligt und dadurch wesentliche innere und äußere Verbesserungen gemacht wurden. Die Wichtigkeit dieser Verbesserungen, namentlich die Einrichtung einer eigenen Seminarkirche, that der großh. hessische Seminardirektor Hr. Goy bei der am 20. d. M stattgehabten feierlichen Eröffnung des Gottesdienstes in der neuen, einfach-prächtigen Seminarkirche durch eine treffliche, begeisternde Rede auf's klarste dar, indem derselbe darauf hinwies, wie von nun an die Mittel geboten seyen, den künftigen Jugendlehrern bei den Katechisationen mit der Schuljugend ein praktisches Muster zu seyn, wie dieselben sich jenen Anstand, jene Würde und Fertigkeiten durch öffentliches Auftreten, Theilnehmen an gottesdienstlichen Handlungen und deren Verherrlichung durch Orgelspiel und Gesang nun auch praktisch unter der Leitung ihrer geistlichen Lehrer aneignen könnten, in welchem Allen sie einst, auch als Diener der Kirche, ihrer Gemeinde ein Muster werden sollten. Auch für die Stadt Bensheim, deren Einwohner der Feier äußerst zahlreich beiwohnten, sey die Wiederherstellung dieser Kirche ein frohes Ereigniß, wodurch denselben wieder ein lieber Ort aufgethan sey, an welchen sie durch so viele fromme kirchliche Erinnerungen von Alters her geknüpft seyen. Nach dieser Rede begann das feierliche Hochamt, verherrlicht durch Aufführung einer vierstimmigen Messe von Haßlinger und mehrerer Motetten durch die Zöglinge des Seminars; das Tedeum schloß die würdige Feier. J. E.

Mannichfaltigkeiten.

Bei der letzten Militäraushebung in Leipzig stellte sich auch ein junger Bursche in Frauenkleidern, die er seit seiner Kindheit getragen habe. Es wies sich aus, daß die Mutter, wahrscheinlich aus Furcht vor dem Militärdienst, ihren Sohn für ein Mädchen ausgegeben hatte. Er wurde für untauglich erklärt, da er durch die Schnürbrust ganz verkrüppelt war.

Sollte man es denn für möglich halten, daß, nachdem es bereits so viele Jahrtausende Rinder und Schafe gibt, noch nicht ausgemacht ist, ob sie schlafen! Eine Berliner Zeitung fragt an, ob je einer ein wiederkäuendes Thier habe schlafen gesehen, und mehrere Oekonomen versichern: Nein.

Vor einiger Zeit meldeten Berliner Blätter, daß am 7. Okt. Morgens über Paderborn ein Zug Schwalben geflogen sey. An demselben Tage, Morgens zwischen 7 und 8 Uhr, zog auch, wie man aus Rathenow meldet, ein Zug Schwalben, sehr schüchtern, über die letztgenannte Stadt dem Süden zu, und am 16. Okt. wurde noch eine Schwalbe im Freien gesehen. Gewiß aber noch merkwürdiger ist es, daß seit mehreren Tagen ein Storch auf den Wiesen dicht vor Rathenow umher spaziert.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 29. Dezember. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. Norma: Mad. Duflos-Maillard.

Mittwoch, 30. Dezember. Großes Vokal- und Instrumental-Konzert im hiesigen Schauspielhause, in welchem Hr. v. Thalberg zum letztenmale folgende Pieces vorzutragen die Ehre haben wird: 1) Großes Sextett von Hummel. 2) (Auf Verlangen) Serenade und Menuett aus Don Juan mit Variationen. 3) Große Phantasie über Motive aus Meyerbeer's Hugenotten. — (Mit erhöhten Eingangspreisen.) Abonnement suspendu.

Redakteur: J. E. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 365. Mittwoch, den 30. December 1840.

Die Napoleonade.

(Frei nach Caſimir Delavigne; von Dr. C. Zirndorfer.)

Volk Frankreichs! ſiehſt du dort die Schiffe ziehen?
Nach St. Helena geht ihr ferner Lauf,
Gott ſelber führet ſchützend ihre Flaggen,
Sie nehmen ihren großen Kaiſer auf.

Sein Arm befahl, umſtrahlt vom Siegeskranze,
Dem Ruhm, und er erſchien lorbeerumkränzt,
Sein Name iſt's im hellen Strahlenglanze,
Der wie die Sonne Frankreichs Haupt umglänzt.
Würd' je der Greis ſein Leben einſt vergeſſen,
Der Enkel rufte ihm ſtolz ins Herz zurück,
Sein Ruhm gehört der Welt, uns ſeine Aſche,:
Laßt ſie uns holen, denn ſie bringt uns Glück. —

Volk Frankreichs! ſiehſt du dort die Schiffe ſchwinden,
Der Himmel ſtrahlet hell auf ihren Maſtenwald,
An dem ſo ſtolz die Farben Frankreichs künden:
Wir bringen unſern großen Kaiſer bald.

So ziehe glücklich, königlicher Jünger
Des freiſten Landes, zu der ſchönen Pflicht,
Entreiß' die Palme jenem ſtolzen Finger,
Der ſie gebeugt, doch — ſie zermalmet nicht;
Sie haben an den Felſen ſie geſchmettert,
»Befrei mich Frankreich!« rief der Heldenbaum,
Und dieſer Ruf hat Frankreichs Volk begöttert,
Er drang zu ihm durch Meer- und Zeitenraum.

Volk Frankreichs! Eben iſt das Schiff gelandet!
Das Schiffsvolk jauchzet froh und muthig ſchon,
Wir ſind von Frankreichs Gränzen abgeſendet,
Gebt unſern Kaiſer uns, gebt uns Napoleon!

Hört ihr das dumpfe Knarren jener Stelle?
Der Sarg entſchwebt der düſtern Kerkernacht,
Wie die Matroſen dort mit ſtolzer Eile
Ihn aus dem Grabe ſchnell hervorgebracht!

Tambour, ſchlag' an! er wird vorbei jetzt ſchweben,
Der Britte zeigt ihn weinend ſeinem Sohn,
Und flüſtert leis, mit tiefem Ehrfurchtsbeben:
Das war der große Mann Napoleon.

Volk Frankreichs! Man enthüllt den großen Kaiſer
Den Männern, die ihm oft zur Seite ſchon,
Wie iſt ſie groß die göttliche Minute!
Ihr ſtolzer Blick erkennt Napoleon.

Sie waren ſtumm vor Staunen, ſie erblicken
Den Kaiſer, deſſen Stand den Tod beſiegt,
Seht, wie er mit den hehren Adlerzügen,
Im Tod gebietend ſelbſt, im Sarge liegt!
Daß Frankreich noch einmal ſein theures Antlitz ſchaue,
Hat die Zerſtörung ſelber ihn verſchont,
Auf daß es aus den Trümmern Neues baue,
War Frankreich ja der Trümmer nie gewohnt.

Volk Frankreichs! Laß die Trauerflöre fallen!
Und ihr drei Farben wallet kühn und hehr,
Laßt durch den Ocean die Trometen ſchallen,
Napoleon zieht nochmals über's Meer!

Er lächelt, wenn ſich dunkle Wolken thürmen,
Es ſcheint, als ſprächʼ ſein kühner Adlerblick:
O, zittert nicht, vor Wogen und vor Stürmen,
Ihr führet ja den Cäſar und ſein Glück!
Denn meine Aſche, alſo ſteht's geſchrieben,
Wird ruh'n in Frankreich, meinem ſchönen Land,
Bei euch, Franzoſen, die ich ſo geliebet,
In eurer Mitte, an der Seine Strand.

Volk Frankreichs! Er iſt in dem theuren Lande,
Empfanget ihn, mit hehrem Glockenton.
Sey ſtolz, Paris, er naht dem Seinerande,
Dein Kaiſer ziehet ein, Napoleon.

Die Freiheit unter deinem großen Bildniß,
Empfängt dich, Feldherr, den der Ruhm gekrönt,
Die Freiheit, die du aus der ſtarren Wildniß,
Durch deine Kraft zur Ordnung haſt gewöhnt.

Und dieser Bogen wölbt sich dir zu Ehren,
Und unsre Krieger bringen dir ihn dar,
Die Söhne jener tapfern alten Garde,
Die stets dein Stolz und deine Zierde war.

Volk Frankreichs! Er ist wieder eingezogen!
Erkennt sein Louvre, wo er einst gewohnt,
Wo sich die Fürsten seinem Machtwort beugten,
Als unser großer Kaiser dort gethront.

Weht, stolze Fahnen! donnert, ihr Kanonen!
Erwacht, ihr Todten unter'm kalten Eis!
Marengo öffne deine blut'gen Gräber,
Und du, Aegyptens Sand, so glühend heiß!
Schnee, Asche, Erde, gebt die Leichen wieder,
Stellt euch, ihr Braven, fest in Reih' und Glied,
Senkt eure todesmorschen Waffen nieder,
Wenn eures Kaisers Sarg vorüberzieht!

Volk Frankreich's! sieh', man naht den Invaliden,
Oeffne die Pforten, du mein Panthron,
Die größte Ehre ist dir heut beschieden,
Es naht dein größter Mann — Napoleon!

Der gewippte Ritter.*)

Oberhalb Oberfell, wenn der Wanderer eine schroffe Felsenwand, welche sich ehedem bis in den Fluß erstreckte, überschritten hat, schaut ihm von beträchtlicher Höhe die alte Burg Thuron, im Jahr 1198 von Heinrich von Sachsen-Braunschweig für seinen Bruder Otto gegen Philipp, Herzog von Schwaben, erbaut, mit dem nicht ganz unbeträchtlichen Flecken Alken entgegen. Dieses Alken kommt bereits im 10. Jahrhundert als „Stadt" vor und schien seine Vorrechte sieben Jahrhunderte hindurch behauptet zu haben. Noch heutigen Tages erblickt man die Ueberreste der alten Ringmauer, obgleich die Thürme und Thore, bis auf eines gegen Westen, verschwunden sind. Verschiedenen Herren, Rittern und Erzbischöfen angehörend, theilten sich nach einer zweijährigen Belagerung im Jahre 1248 die Erzbischöfe Arnold II. von Trier und Conrad von Cöln in den Besitz. Die Veranlassung zu dieser Belagerung ist folgende: Es war im Jahre 1231, wie Trithemius erzählt, als die Burg Thuron pfalzbayerische Besatzung erhielt. Der Pfalzgraf Otto, ein frommer, gerechter, tapferer Fürst, hielt strenge Mannszucht und die fremden Kriegsleute waren in den sämmtlichen trierschen Landen geliebt und angesehen. Ein bitterer Groll zog aber in das Herz des friedliebenden Mannes ein, als Pabst Innocenz VI. (1245) die Excommunikation über seinen kaiserlichen Freund Friedrich II. aussprach. Auch er war von diesem Bannstrahl getroffen, denn das ergrimmte Oberhaupt der Kirche hatte den Fluch über Alle, so dem Kaiser anhingen, ausgesprochen. An die Stelle der früheren Verehrung, welche er der Geistlichkeit gezollt, trat ein finsterer Haß. Wo er es vermochte, nahm er, oftmals, blutige Rache. Sein schönes Besitzthum an der Mosel, das feste Thuron, zu bewahren, warf er sein Auge im Kreise der ihm Treugebliebenen umher. Seine Wahl fiel auf den Feldhauptmann Zorno, ein Mann mit eisernem Charakter, listig zugleich und tapfer bis zur Verwegenheit. Mit einem auserlesenen Fähnlein kriegserfahrener Knappen entsandte er ihn, seine Rechte zu wahren, und der Burggraf traf Veranstaltungen, die den Erzbischof Arnold II. zittern machten. Eine Zeitlang hielt er sich in seiner fast unbezwingbaren Burg ruhig, dann aber begann er die Feindseligkeiten mit einem Nachdruck, daß die ganze Umgegend vor dem Namen Zorno zitterte. Weit und breit bis in das Maifeld trugen seine entzügelten Schaaren Raub und Mord. Handel und Wandel ward gestört, kein Schiff konnte den Fluß passiren, kein mit Gütern beladener Wagen die Straße ziehen; Zorno wachte Tag und Nacht, und fiel unversehens aus seinen Hinterhalten heraus.

Vergebens waren alle Ermahnungen der beiden Erzbischöfe, vergebens die Drohungen der gesammten Ritterschaft, Zorno lachte ihrer hinter seinen Mauern. Arnold wandte sich an den Pfalzgrafen selbst: „Den schaden, de mir, in de minen gotzhuisin, in de mine geistlichte geschieht ist von der zyt, dat her Zorno plejere wart zu Thuron, sall man mir versichern in de gelten Bid goter wareide." . . so schrieb der geistliche Herr, allein er predigte tauben Ohren.

So geschah es, daß Zorno eines Tages eine nahe Anverwandte des Erzbischofs in seine Gewalt bekam. Er schleppte die Unglückliche, welche gesegneten Leibes war, in seine Burg und hielt sie hart, trotz ihrer argen Noth. Als sie eines Knäbleins genesen war, trat er in ihre Zelle, riß den Säugling von ihrer Brust und schleuderte ihn mit rohem Gelächter erbarmungslos und taub gegen die Bitten der bejammernswerthen Mutter in den furchtbaren Abgrund. Dies sollte die letzte seiner unmenschlichen Thaten seyn. Durch Bestechung gelang es der Unglücklichen, bei der Abwesenheit des Burgherrn zu entfliehen. Sie warf sich in die Arme ihres erlauchten Verwandten.

Der Erzbischof ergrimmte höchlichst, als er die verruchte That vernahm. Er schwur, den Gottlosen zu fahen und ihm zu thun, wie er dem Säugling gethan. Sogleich erließ er Sendschreiben an seine Lehnsleute nah und fern, und alle fanden sich bereitwillig ein. Die ganze Mosel waffnete sich, und mit einem stattlichen Heerhaufen zog Arnold vor die Veste.

Allein Zorno schien nicht bereit, sich so leicht zu geben. Er hatte unermeßliche Vorräthe aufgehäuft, die Besatzung war vollzählig, und entschlossen, bis auf den letzten Mann zu streiten. Ueberdem rechnete der Burggraf auf das Versprechen seines fürstlichen Herrn und Freundes, ihn binnen Kurzem durch einige Fähnlein zu entsetzen.

Die Belagerung nahm indeß ihren Anfang; die Burg ward von allen Seiten eingeschlossen, verschiedene Stürme versucht; indeß vergebens. Einstimmig lautete das Urtheil der Belagerer, daß Thuron nur durch Hunger bezwungen werden könne.

Ein drohend Ungewitter thürmte sich indeß gegen den Erzbischof Arnold auf. Ein Bote brachte Kunde, daß in wenigen Tagen Pfalzgraf Otto der Durchlauchte, an der Spitze eines mächtigen Heerhaufens, zum Entsatz anrücke. In dieser argen Noth wandte sich der geistliche Herr nach Cöln an den Erzbischof Conrad von Hochstetten, ihn um Beistand an Geld und kriegskundigen Leuten ersuchend. Er versprach ihm die

*) Aus: »Des Moselthal's Sagen, Legenden und Geschichten, gesammelt und herausgegeben von Fr. Menk. Coblenz, Verlag von J. Hölscher. 1840.«

Hälfte aller der zu erobernden Besitzungen des Pfalzgrafen, und so kam dieser auch alsbald angezogen. Mit vereinter Macht schlugen sie nun Otto zurück, und kehrten dann mit erneutem Muth und frischen Kräften an die Belagerung zurück.

Zorno saß eben auf der höchsten Zinne seiner Burg und dachte über die seltene Bewegung im Lager nach, als ein Eilbote mit der Hiobspost zu ihm trat: der Pfalzgraf sey geschlagen. Erschrocken fuhr der Ritter auf, aber sogleich kehrte wieder die frühere Gelassenheit zurück, als mehrere seiner Knappen, Bestürzung in ihren Mienen, in das Gemach traten. „Was ist's?" rief er mit übermüthigem Tone; „das Unglück ist noch zu ertragen, so lange Thuron steht. Rennen sich die eingebildeten Thoren doch schon ein ganzes Jahr lang die Köpfe an unsern Mauern wund, und vermochten nicht einen Stein aus seinen Fugen zu reißen. So lange wir noch zu beißen und zu brechen haben, ist an Uebergabe nicht zu denken, und bis dahin wird unser hoher Herr den angethanen Schimpf längst gerächt haben."

Allein seine Knappen theilten nicht alle diese Sorglosigkeit. Mancher bebte vor der augenscheinlichen Gefahr zurück und der Verrath begann allmählig Wurzel zu fassen.

(Schluß folgt.)

Es ist genug; haltet ein!

Dem Verfasser des so viel besprochenen Rheinliedes: „Ihr sollet ihn nicht haben" — ist eine solche Anerkennung zu Theil geworden, wie sie noch kein deutscher Dichter zu irgend einer Zeit gefunden hat. In beinahe allen öffentlichen Blättern wurde es aufgenommen, in Schulen eingeführt, so vielfach componirt, daß man es fast an jedem Tage des Jahres in anderer Weise singen kann; Frauen haben den Dichter besungen, Pokale wurden ihm votirt, Adressen von Städten und Vereinen an ihn erlassen, ein Fackelzug gebracht ꝛc., und nun kommt noch der Herr Geheime Hofrath Dr. Ernst von Münch mit einem Vorschlage zur Eröffnung einer National-Subscription, deren Ertrag dem Dichter als eine National-Belohnung zu gut komme. Es gehört wirklich eine starke Natur dazu, um in solchen Wolken von Weihrauch nicht zu ersticken. Wahrlich, wenn ich nicht zur Ironie zu ernst gestimmt wäre, möchte ich den Vorschlag machen: das im Werden begriffene Hermanns-Denkmal in ein Beckers-Denkmal umzutaufen; denn Hermann, der Cherusker-Fürst, schlug doch nur die römischen Legionen, allein der Verfasser des gedachten Rheinliedes hat ganz Frankreich darnieder gesungen. — Wir haben schwere, verhängnißvolle Jahre erlebt, aber doch zur Zeit der größten Noth durch eine allgemeine Begeisterung einen Feind besiegt, dem in seinem maßlosen Uebermuthe die Erde nicht Raum bot, um seine herrschsüchtigen Zwecke zu erreichen. Deutschland und Rußland haben es besonders erfahren. Aber diese Begeisterung haben vorzüglich deutsche Dichter, deutsche Männer, hervorgerufen. Die Jahre 1806 bis 1815 sind noch nicht aus unserm Gedächtnisse verwischt; sie waren Jahre der tiefsten Erniedrigung und der glorreichsten Erhebung; und diese Erhebung, diese Begeisterung haben wir zum großen Theile deutschen Dichtern zu danken. Wir erinnern nur an E. M. Arndt, Theodor Körner, Max. v. Schenkendorf, W. Freiherr v. Blomberg, F. A. v. Stägemann, F. G. Wetzel, C. Müchler, F. Förster, E. Schulze, v. Holtei, Fouque, C. Simons, F. Rückert, E. Richter, Nagel, Uhland u. s. w. Welche Anerkennung haben diese deutschen Dichter gefunden? Unstreitig eine sehr würdige; denn ihre Lieder werden noch heutigs Tages gesungen, obgleich Mancher derselben in seinen heitersten Erwartungen getäuscht, oder gar bei Seite geschoben wurde. Man glaube ja nicht, daß ich ein Gegner des Herrn N. Becker sey. Ich kenne denselben nur durch sein Rheinlied, und lasse ihm volle Gerechtigkeit widerfahren. Das Lied ist recht brav, obgleich kein Meisterstück, was auch bei einem Volksliede nicht strenge Bedingung ist. Man wolle auch nicht argwöhnen, als ob ich ein Freund unserer welschen Nachbarn sey. Mit nichten! Fort mit ihnen! wir wollen sie nicht haben! Ich bin ein Deutscher, im vollen Sinne des Wortes; aber eben weil ich das bin, möchte ich nicht, daß die sonst so ruhigen, besonnenen Deutschen, Frankreich gegenüber, Stoff zu Spott und Sarkasmen bieten möchten, indem sie dem Verfasser eines zwar braven, jedoch einfachen Liedes beinahe mit Abgötterei huldigen. Hat denn Deutschland etwa im tiefsten Schlafe gelegen, war es in Lethargie versunken, daß es durch das vielbesprochene Lied erst aus seinem Todesschlafe aufgesungen werden mußte? Geben wir vielmehr Gott und der Wahrheit die Ehre! Das ritterliche, wahrhaft fürstliche Benehmen eines edlen Königs, welcher bei den Huldigungsfeierlichkeiten trost- und hoffnungsreiche Worte an sein Volk sprach, rief nicht nur im Preußenlande, sondern in ganz Deutschland und weiter hinaus einen Impuls, eine Begeisterung hervor, welche die illusorischen, geträumten Sympathien unserer länderſüchtigen Nachbarn mit einem Schlage vernichtete und ihre ernstliche Kriegsluft sehr herabstimmte. Da dichtete, ganz zur rechten Zeit, Herr N. Becker sein wirklich braves Lied, und steigerte die bereits stark lodernde Flamme der Begeisterung noch höher. Ein Jahr früher oder später gedichtet, würde sein Lied immer die ihm gebührende Anerkennung gefunden, aber zu keinem Uebermaße geführt haben. Und von dieser Ansicht, welche viele Deutsche mit mir theilen, ausgehend, erlaube ich mir den Zuruf: „Es ist genug; haltet ein!" *)

Korrespondenz.

Fulda, Ende Dezember.

Der Verfasser eines eben nicht meisterhaften Aufsatzes in der Didaskalia Nro. 357 (angeblich ein Lehrer des bischöflichen Priesterseminars) ist von einer eigenthümlichen Selbsttäuschung befangen, wozu ihn sein compilatorisches Studium von Staudenmaier's Geist des Christenthums sicherlich nicht verleitet hat. Indem er nämlich behauptet, unter dem jetzigen Directorium des hiesigen Gymnasiums seyen im Ganzen nur »sechs Schüler« zu den theologischen Studien übergegangen, hat er (absichtlich oder unabsichtlich?) ganz und gar verschwiegen, daß unter demselben Directorium außer jenen sechs Individuen: Hableib, Emmerling, Schmittdiel, Henkel, Althaus, Komb, zu Michaelis 1836 und 1837 noch acht andere Zöglinge des hiesigen Gymnasiums mit Abgangszeugnissen des Directors Bach versehen: Henkel, Jost, Rauck, Thill, Wald, Weber, Waldner, Kobel, aber diese

*) Interessant ist die Mittheilung, daß Becker's Rheinlied selbst oben auf dem Strasburger Münster eingegraben und im daselbst offen liegenden Buche eingeschrieben ist.

Anmerk. der Redaktion.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 366. Donnerſtag, den 31. December 1840.

Des Jahres letzte Stunde.

(Aus dem Engliſchen.)

Trauernd ſaß ich in der Nacht,
Die zur Hälfte ich durchwacht,
Einſam — da mit einem Mal
Brannte blau der Kerzen Strahl.

Ja, ſo war's, ich ſah's genau,
Blau, wie Sommerhimmels Blau.
Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben,
Acht, neun, zehn, elf ſchlug es drüben.

Kreideweiß, mit ſtarrem Blick,
Fiel in Seſſel ich zurück,
Und rief aus, gleich bangen Kleinen:
»Ach, jetzt wird ein Geiſt erſcheinen!«

Bange Ahnung, du wardſt Wahrheit;
Durch mein Zimmer bebte Klarheit,
Von Geſtalt ein Gentleman,
Trat ein Geiſt zu mir heran.

Ich ſah ihm beim Kerzenlicht
Wie in ein bekannt Geſicht,
Gleich dem meinen, ſchmal, erbleicht,
Wie es mir der Spiegel zeigt.

Wie zu Hauſ' ſetzt' zum Kamin
Sich der Geiſt den Seſſel hin,
Sprechend ſonder Scheu und Zieren:
»Freundchen, laß uns commerſiren!«

»Alter Burſche, nicht ſo ſtumm!
»Wo dein Cognac, wo dein Rum?
»Willſt du Biſchof, Saft der Reben,
»Oder Punſch zum Beſten geben?

»Geiſtesjubel — Seelenfluß! —
»Wo iſt Zucker, Muskatnuß?
»Laß Limonen uns ausdrücken,
»Oder ſoll uns Whip erquicken?«

Herr, rief ich, nach einem Stich,
Der vom Kopf zur Zeh' mir ſchlich,
Ich muß, nach Gebrauch und Sitten,
Erſt um Ihre Karte bitten!

»Karte«, ſprach er, »dummer Tand
»Für mein Weſen, weltbekannt,
»Denn als Se. Excellenz
»Achtzehnhundertvierzig kenn's ich!«

»Munter, ſchaff' den Schmaus gleich her,
»Denn nicht lange leb' ich mehr:
»Eine Stund', und ich muß weichen,
»Wie ein Traum vom Throne ſteigen!«

Kaum hielt ich den Zorn zurück,
Denn vor der Erinn'rung Blick
Schwebt, was mir bergauf, bergab
Achtzehnhundertvierzig gab.

Krankheit hier und Krankheit da,
Angſt und Sorge fern und nah,
Lebensſpiel, zwölf Monden lang,
Wo ich keinen Trumpf errang.

Fort! rief ich, mit einem Fluch,
Anderwärts gibts Schmaus genug,
Hier, wo Sie nur Leiden gaben,
Heißt's: Sie ſollen ihn nicht haben!

»Iſt's« ſprach er, »ſo ernſt gemeint?
»Komm, verzeih' mir, lieber Freund,
»Hab' ich dich gekränkt, ei nun,
»Sieh', ich will es nicht mehr thun!«

»Schließe froh, wie andre, mich!
»Bald, gar bald verlaſſ' ich dich,
»Denn ſchon zuckt's im Glockenhaus
»Zu dem Schlag, dann bin ich aus!«

Biſt du aus? O, Freudenwort!
Jauchzt' ich, ſprang vom Seſſel fort,
Schellt' und rief zum Hausknecht d'raus:
Hanns! wirf's alte Jahr hinaus!

Der gewippte Ritter.

(Schluß.)

Ein junger Ritter, der Sage nach Brenner geheißen, hatte gleich bei'm Beginn der Belagerung daran gedacht, das unerträgliche Joch der Zwingherrschaft Zorno's von sich abzuschütteln. Mit Gewalt hatte ihn der Feldhauptmann vor Jahr und Tag gezwungen, Dienste auf der Burg zu nehmen, und die Gelegenheit schien dem kühnen Jüngling zu günstig, als daß er sie sollte ungenützt vorübergehen lassen. Im Geheim suchte er die Stimmung der Burginsassen zu erforschen; nur zu Viele gaben seinen Vorschlägen Gehör, und es ward beschlossen, sich bei nächtlicher Stunde des Burgherrn zu bemächtigen, und ihn, gebunden an Händen und Füßen, dem Erzbischof auszuliefern. Allein Zorno stand bei seinen Kreaturen noch zu hoch in Ansehen, sie hatten ja Gefahr und Beute mit ihm getheilt! Bald war er von dem Vorhaben der Verräther benachrichtigt, und ehe sie es sich versahen, fiel er mit seinen Getreuen über sie her, machte einen Theil nieder, die Andern ließ er in die Burgverließe werfen; unter diesen war auch Brenner. Für ihn, als den Urheber und Anstifter der Verrätherei, ersann der Burgherr eine eigenthümliche, aber entsetzliche Strafe.

„Du begehrtest," höhnte er den Wehrlosen, „meine Burg zu verlassen. Ich will Dir zeigen, daß ich nach Deiner längern Gegenwart kein absonderliches Gelüst trage. Schon in wenig Tagen wirst Du Deine Freiheit erhalten!"

Damit verließ er seinen Gefangenen und schritt zur Ausübung seines Vorhabens.

Auf die Zinne des nach Osten gelegenen Thurmes ward ein mächtiges Gerüst gezimmert und eine Wurfmaschine mit einem ungeheuren Treibbalken daran gebaut. Zorno beabsichtigte nichts anderes, als den unglücklichen Brenner vermittelst dieser Maschine über den Abgrund nach dem gegenüber liegenden Standquartier des Erzbischofs zu schleudern. Als die Belagerer mit geheimem Entsetzen dem Bau des Gerüstes zusahen, rief ihnen der Burgherr höhnend hinab: Er wolle ihnen einen Stellvertreter senden, an dem der Herr Erzbischof seine Lust, ihn bei Gefangennahme in den Abgrund zu schleudern, büßen könne.

Wirklich wurden alle Veranstaltungen zu der grausen That getroffen; als Brenner sah, daß Bitten, Versprechungen, ja selbst Drohungen nichts vermochten, bat er den Burgkaplan, seine Beichte zu hören, empfing Absolution und das heilige Abendmahl; dann that er das Gelübde, daß, sollte er wirklich den gegenüberliegenden Berg „sonder Gefährdte" erreichen, er der heiligen Jungfrau eine Kapelle errichten wolle. Somit entkleidete er sich seiner Rüstung und bestieg die Zinne. Die Belagerer hatten sich sämmtlich aus ihren Standquartieren begeben, um dem seltenen Schauspiel zuzusehen. Der Erzbischof lag mit seiner Geistlichkeit auf den Knieen, Gott und die heilige Jungfrau um Schutz und Rettung für den Unglücklichen anflehend.

Der entscheidende Augenblick nahte heran, Brenner ward auf die Maschine gelegt, und nachdem selbige einigemal hin- und hergewippt worden war, schleuderte sie ihn mit furchtbarer Kraft über den Abgrund hinüber nach dem Standquartier des Erzbischofs. Der Ritter wäre unfehlbar verloren gewesen, wenn die Kraft der Maschine auch nur ein wenig schwächer oder stärker gewirkt hätte. So aber ward er in das Gebüsch des Abhanges geschleudert, und vermochte sich an einem der vielen Bleidenssträuche anzuklammern. Zorno sah zähneknirschend, daß seine Absicht verfehlt sey, und verwünschte seine Milde.

Der Ritter aber ward sogleich vor den Erzbischof geführt, der ihn mit der ungeheucheltsten Theilnahme empfing und ihn an dem Unmenschen zu rächen versprach. Brenner schilderte mit lebendigen Farben den Zustand der Belagerten, er verhehlte es aber auch seinem Beschützer nicht, daß durch einen Sturm Thuren nun und nimmermehr einzunehmen sey. Hunger wäre noch das einzige Mittel, bemerkte er, und die Burg sey noch auf Jahr und Tag mit allem Nöthigen versehen. Unter solchen Umständen mußte der Erzbischof mit ergrimmtem Herzen an einen gütigen Vergleich denken, und forderte Zorno, unter Verheißung sichern Geleites, zur Uebergabe auf. Allein der Ritter trotzte auf seine feste Burg, seine noch immer großen Vorräthe, und rechnete überdem bestimmt auf ein zweites Entsetzungsheer. Monate verstrichen indeß, Pfalzgraf Otto ließ nichts von sich hören, denn er war übermäßig in seinem eigenen Lande beschäftigt, die oft ausbrechenden Unruhen zu dämpfen. Ein Bote, von Otto gesendet, brachte diese üble Botschaft, und stimmte dadurch den Hochmuth des Ritters gar sehr herab. Bald begann der Hunger unter den Burgbewohnern zu wüthen. Gern hätte jetzt Zorno den früher angebotenen Vergleich angenommen, allein der Erzbischof schwieg wohlweislich auf den Rath Brenners. So entschloß sich der Burghauptmann, Ingrimm im Herzen, einen Vergleich nachzusuchen. Die Bedingungen waren jetzt ungleich härter. Sein und das Leben seiner Genossen, obgleich sie den Tod tausendfach verdient, wurde ihnen gesichert, allein Alle mußten Urfehde schwören und Zorno in's Kloster wandern. Ueberdem durfte weder er, noch einer seiner Angehörigen jemals eine Wohnung in oder um Alken im Besitz haben.

So endete die Fehde nach fast zweijähriger Belagerung Thuron's im Jahre 1248, „des viercenten Daes vor sente remeyes Düge." Die pfalzgräflichen Besitzungen wurden sämmtlich an Heinrich Graf von Luxemburg zur Verwaltung übergeben, bis der Pfalzgraf Ersatz der Belagerungskosten und Vergütung des Schadens, so Zorno während seiner Herrschaft den trierschen Landen zugefügt, geleistet habe.

Zum ewigen Gedächtniß dieses glorreichen Sieges baute der Erzbischof und Brenner, seinem Gelübde gemäß, an der Stelle, wo er niedergefallen war, der heiligen Jungfrau eine Kapelle. Arnold II. segnete sie in höchsteigner Person ein.

Die Kapelle auf dem „Bleidenberg" wurde ein wunderreicher Zufluchtsort, und noch bis vor wenigen Decennien wallfahrtete das Volk dahin. Jetzt steht sie, gleich Thuron, verödet. Letzteres muß schon im Jahre 1616 im Verfall gewesen seyn; denn die Herren von Wiltberg bewohnten es zu dieser Zeit schon nicht mehr, sondern hatten das am Fuße des Berges liegende Schloß inne. In diesem Gebäude, das sich noch heutiges Tages recht stattlich ausnimmt, findet man ein altes Gemälde auf Leinwand, leider sehr beschädigt, indeß erkennt man noch recht deutlich den über den Abgrund schwebenden Ritter Brenner, einen Theil der Stadt Alken, die Burg und die Kapelle auf dem Bleidenberge.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 197. Mittwoch, den 15. Juli 1840.

Die Waisen aus Schweden.

(Von Samuel Maclea.)

(Fortsetzung.)

Der aus Kriegslust und Patriotismus herabgekommene Schneidermeister Hanemann Jäckel war ein jähzorniger, aufbrausender Mann, und die sanfte, gelassene Katharine, sein Weib, mußte deshalb viel leiden, und durfte in nichts ihm widersprechen; aber wenn die erste Hitze vorüber war, kehrte gewöhnlich seine angeborne Gutmüthigkeit zurück, und er versuchte dann auf jedwede Weise sein Ungestüm zu versöhnen. Er hatte daher noch keine vier Löffel voll der verachteten Suppe verschlungen, als er sich leutselig an seine Tischgenossin wandte. „Bei den Runzeln der alten Hexe Ilmengard!" hob er an, „auf der Brühe schwimmt aber auch kein einziges Aeuglein Fett. Der Teufel hole das Rabenvieh, den einäugigen Ralph, der mir die Beute bei'm letzten Strauß, als wir mit den Bischöflichen vor Hatzstein zogen, an die zehn Goldgulden, aus dem Koller stahl und sich davon machte. Wir hätten lange von dem Gelde zehren können, bis sich wieder ein Stücklein Brod anderswo gefunden hätte. Na, sein Gevatter Luzifer wird ihn mir doch noch einmal in den Weg führen; dann will ich ihm sein einziges Katzenauge dreschen, daß er die Welt für den umgestülpten Kessel einer Wäscherin ansehen soll. Laß derweilen gut seyn, Alte: auf die sieben magern Kühe folgen die sieben fetten, wie Pater Zacharias, der Barfüßermönch, neulich sagte. Gehts uns knapp, so legen wir uns krumm; es dauert ja nichts ewig. Ich werde mich deshalb noch nicht den Herren von der Heerstraße verdingen, und Du sollst es auch noch nicht nöthig haben, für die gefreiten Häuser des Rosenthals zu kuppeln. Sind gleich meine Finger beim vielen Hantieren der Waffen in den Fehden unsrer guten Stadt der Nadel etwas ungewohnt worden, so will ich mich doch noch ein paar Wochen damit durchflicken, und Du spinnst für die Linnenweber um's Geld. Indessen kommt die Faschingsmesse herbei, und da giebt es wieder Allerlei für unser Einen zu thun. Vielleicht stirbt auch Veit Buzmirslicht, der Rathsknecht, der an einem Gebreste hart darnieder liegt, und unsre gnädige Herrn von Frankfurt setzen mich an seine Stelle; der Rottmeister hat mir schon für den Fall ein gutes Wort für mich einzulegen versprochen. Wäre Deiner verstorbenen Schwester Sohn, der Hainth, kein Schuft," fuhr der dicke Schneider redselig fort, „so würde er uns dann und wann einen Albus zu verdienen geben; aber der Fuchsschwänzer schämt sich seiner nächsten Verwandten, seitdem er ein Schreibknecht geworden ist, und mit vornehmen Leuten umgeht."

Indem ging die Thüre auf, und der getadelte Commis, Hainth Meußfenger, trat unerwartet herein, an seiner Hand die unglücklichen Schwedenkinder Olav und Ulrike führend. Jäckel drehte sich um und sah ihn verdutzt an, Trine erhob sogleich ihre riesenmäßige Gestalt, und wandte ihr häßliches Gesicht den Eintretenden zu. Beide Kinder klammerten sich bei ihrem Anblick entsetzt an Hainth.

„Gott zum Gruß, Vetter Hanemann und Muhme Trine", sagte der Schreiber. „Wie gehts Euch?"

„Wie's stillehrbaren Leuten ergeht, Herr Hainth, die von der Welt und ihren nächsten Freunden verlassen und vergessen sind", erwiederte Trine. Jäckel wendete dem Vetter den Rücken und schob der gelbgefleckten Katze, die geduldig auf die Ueberbleibsel des schlechten Mahles gewartet hatte, den Topf hin.

„Ich denke immer an Euch, werthe Muhme, aber meine Geschäfte lassen mir keine Zeit übrig, Euch öfter zu sehen, wie ich wohl wünschte."

„Wir haben uns deß zu Euch versehen, Herr Meußfenger und wissen uns zu trösten," brummte der Flickschneider.

Meußfenger that, als ob er die Grobheit seines Vetters überhörte, und da er dessen schwache Seite kannte, fing er mit einem schlauen Lächeln an: „Ich habe da vorhin bei einem Harnischer eine seltene Waffe erhandelt, und da ich weiß, daß Ihr Vetter, von dergleichen Dingen Kenntniß habt, so wollt ich doch einmal Euer Urtel darüber abhören. Seht da, es ist ein Sarazenendolch."

„Sarazenendolch!" rief plötzlich exaltirt der Schneider, und sprang behend auf die Füße. „Eine ächte Sarazenenklinge?"

„Da seht."

Hanemann nahm die Waffe mit Kennermiene in die Hand, und betrachtete sie auf allen Seiten und Kanten. „Bei der großen Fußzehe der heiligen Ursula! es ist wahr und wahrhaftig eine Sarazenenwaffe, gefertigt in der heidnischen weltberühmten Stadt Damaskus," rief der Flickschneider begeistert. „Seht hier das orientalische Geschrift — Gott verdamme mich, Vetter! wär' ich jetzt nicht so arm wie eine Maus in der St. Materuns-Kapelle, Ihr bekämet die Waffe nimmermehr zurück."

„Nun, wenn Ihr ein so großes Wohlgefallen an dem Messer habt," meinte der Schreiber; „so schenk' ich's Euch."

„Blitz, Hagel, Strahl und Pestilenz!" fluchte außer sich vor

Freuden der Schneider, „Ihr wollt mir den Dolch schenken? Hainth, Vetter, Du bist der prächtigste Kerl im ganzen heiligen römischen Reich.“

Das dicke, bausbäckige Gesicht Hanemanns strahlte, mit blitzenden Augen betrachtete er die alte rostige Wehre, schwang sie probirend in der Luft und geberdete sich, als hätte er die Schätze des Kaisers von Trapezunt erbeutet.

„Was habt Ihr denn da für liebliche Kindlein bei Euch, Vetter Hainth?“ fragte Frau Trine bescheiden.

„Ach die armen Dinger sind übel d'ran,“ erwiederte kläglich der Schreiber, und ein sonderbares Lächeln zuckte dabei um die schmalen, bleichen Lippen seines kleinen Mundes. „Vor ein paar Tagen wurde ein Schwede, der schon seit geraumer Zeit bei meinem werthen Herrn und Meister zur Herberge lag, angeblich der Oheim dieser beiden Kinder, auf der Heerstraße zwischen Vilvel und Durkelweila erschlagen, ohne daß man den Thätern bis jetzt auf die Spur kommen konnte. Heute haben nun die Herren vom Rath diesen Knaben Olav, und dies Mädchen Ulrike über ihre Abstammung verhört, und den Nachlaß des Ermordeten nachsehen und aufnehmen lassen, und da fand sich denn wider Vermuthen, daß die Kindlein durchaus keine befriedigende Auskunft geben konnten, und daß der Erschlagene des Reichthums wenig hatte, und seine Habe keine sechs Pfd. Heller betrug und nicht einmal hinreichte, die zudringlichen Gläubiger zu befriedigen.“

„Ach, so sind das die armen Schwedenkindlein, von denen man dieser Tage in der Stadt so viel Gesprächsel machte?“ fragte Frau Trine mitleidig und ließ ihre sanften Augen wohlwollend auf den Kindern ruhen.

„Ja, werthe Muhme, diese Kinder sind wirklich arm zu nennen,“ antwortete Hainth Meußfenger mit Salbung, die Augen andächtig verdrehend. „Und da Niemand etwas über die Verhältnisse des Ermordeten zu sagen weiß, so wären sie elendiglich verlassen, wenn ich mich ihrer nicht erbarmt und das Gelöbniß gethan hätte, treulich für sie zu sorgen.“

„Vetter, straf mich Gott! ich hab' Dich immer für einen schäbigten Fuchspelz gehalten, aber Du bist ein braver Kumpan,“ fuhr Hanemann weichmäulig heraus, und wischte sich die Augen.

„Item bin ich aber doch in Sorge, wo ich die Kleinen unterbringen soll,“ fuhr der Schreiber in selbem Ton fort. „Herr Berthold Wirhäuser der Müllknappe ist ein etwas harter Mann und will sie nicht länger im Hause bei seinen Kindern dulden, da er fürchtet, sie möchten von unehrbaren Leuten abstammen, oder gar Bastarde seyn, und sein Haus dadurch verunglimpfen. Ich muß mich daher nach einer mitleidigen Seele umsehen, welche mir in der christlichen Pflicht beisteht.“

Hanemann Jäckel sah sein Weib an, sie neigte leicht ihr häßliches Haupt.

„Wißt Ihr was“, wendete sich hierauf der Schneider an den Schreiber, „wenn Euch unsre Hütte nicht zu gering ist, so wollen wir sie zu uns nehmen, — natürlich gegen eine billige Vergütung.“

„Wollt Ihr das wirklich,“ fragte Hainth schnell; „dann nehmt Ihr mir einen großen Kummer ab von meinem weichmüthigen Herzen. Ich zahle Euch gerne allmonatlich ein gutes Beköstigungsgeld.“

„Topp, Herr Hainth, es gilt!“ rief der schnurrbärtige Vetter, und drückte in der Freude mit seiner derben Hand die langen, weichen Finger des Schreibers, daß dieser sein dreieckiges Gesicht im grimmen Schmerz verzog und nicht anders glaubte, als eine Folterschraube habe ihn gepackt.

(Fortsetzung folgt.)

Revue des Pariser Volks- und Staatslebens.

Von Friedrich Eich.

(Fortsetzung.)

Interessant ist es, zu hören, wie ein angehender Schriftsteller sich in die literärische Welt einführen läßt. Hat ein junger Mann die ersten Erzeugnisse seines Geistes in Prosa oder Poesie zu Papier gebracht, und sieht er mit einiger Zufriedenheit auf sein Produkt, so regt sich in ihm der natürliche Wunsch, die ersten Blüthen seiner Phantasie gedruckt zu sehen. Es ist dies eine Eitelkeit, die dem Franzosen nicht allein eigen ist, sondern die sich bei den literärischen Anfängern anderer Nationen wohl auch vorfindet. Hochentzückt eilt er mit seiner Arbeit, die ihn so viel Schweiß gekostet, zu einem Buchhändler, oder zu einem Redacteur eines Journals, und will ihn sagar unentgeltlich mit einem Feuilleton in sein Blatt begücken. Aber wie bitter sieht er sich getäuscht! denn anstatt mit verbindlichem Danke diesen wohlfeilen Stoff anzunehmen, erwidert ihm der Buchhändler oder Redacteur: „Mein junger Herr, ich bedaure recht sehr, von Ihrem gütigen Anerbieten keinm Gebrauch machen zu können; Ihre Arbeit mag recht gut, sie mag selbst meisterhaft seyn, aber — Sie haben keinen Ruf, man kennt Sie nicht.“ Mit Verlegenheit, mit verstohlenem Unwillen zieht sich der auf seiner empfindlichsten Seite Beleidigte zurück; denn eine derbe Ohrfeige hätte ihn sicherlich nicht so sehr geschmerzt, als eine derartige Zurechtweisung. Er versucht es bei einem andern, und erfährt leider ein gleiches Geschick. Halb von der hohen Idee zurückgekommen, die er anfänglich von seinem Machwerke hatte, sieht er sich nun nach einem Kunstrichter und Beistand um. Er entschließt sich, einem der literärischen Helden seine Aufwartung zu machen, deren Produkte schon öfters in dem Parterre der Theater beklatscht worden sind, und deren Namen schon geraume Zeit in den Spalten schönwissenschaftlicher Blätter figurirt haben. Mit ängstlichem Herzklopfen läßt sich der junge Schriftsteller im Vorzimmer melden, und wagt es kaum, seinen ignobeln Namen, nebst der Ursache seines Kommens, dem ihn empfangenden Bedienten anzuvertrauen. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, harrt er der Antwort; doch er ist so glücklich und erhält Audienz. Schüchtern tritt er ein und nähert sich der schriftstellerischen Eminenz, die jetzt erst Anstalten trifft, sich gravitätisch von ihrem mit vielem gelehrten Pomp beladenen Schreibtische zu erheben, um den hominem obscurum gebührendermaßen zu empfangen. Dieser nimmt ihm sein Manuscript ab und verspricht, es zu prüfen. Hat er es durchgelesen und das Produkt nicht werthlos gefunden, so ist er so gütig, zu Gevatter zu stehen; d. h. er setzt seinen erlauchten Namen dem des jungen Autoren zur Seite, übergiebt das Manuscript, je nachdem es Stoff und Inhalt mit sich bringt, einem Theaterintendanten zur Aufführung, oder dem Buchhändler, seinem gewöhnlichen Verleger, oder auch demjenigen Journal, welches gewöhnlich seine Produkte publicirt, und erhält dafür die Bezahlung, wie für seine eigene Arbeit. Dies sind die Pathen-

sporteln des Schriftstellers von Ruf; und der junge Mann ist genug beglückt, auf diese Weise in die gelehrte Welt eingeführt zu werden. Nachdem Letzterer so eine Zeitlang für die Tasche seines hohen Gönners und Begleiters gearbeitet hat, versucht er es endlich, auf eigenen Füßen zu stehen. Nachdem das Publikum ihn oft genug an der Seite des Führers hat spazieren sehen, kennt es ihn zuletzt auch ohne Führer. Der geschickte Läufer wirft nun sein Gängelband bei Seite und beginnt als emancipirte schriftstellerische Notabilität seinen eigenen selbstständigen Lauf. Aus dieser Sitte werden sich diejenigen unserer geneigten Leser nunmehr aufgeklärt finden, die sich vielleicht schon darüber gewundert haben, häufig bei französischen Theaterstücken und manchmal auch bei Feuilletons in den Journalen die Namen zweier Autoren an der Spitze gesehen zu haben. Der Ruf geht dem Franzosen über alles; für ihn läßt er kein Mittel unversucht. So hatten wir vor einiger Zeit die Ehre, bei einem hiesigen Schriftsteller, Herrn J....., eingeführt zu werden, einem schon bejahrten Manne, de jedoch noch lange nicht die Liebhaberei an einem eiteln, gehaltlosen Rufe verloren hat. Im Verlaufe der Unterhaltung fragte r uns, ob wir nicht mit deutschen Journalen eine literärisch Korrespondenz unterhielten? Als wir ihm dies bejahten, bat e uns inständig, doch in einem geeigneten Artikel seines Namens und seiner Werke zu erwähnen (erwähnen heißt hier so viel, als rühmlichst herausstreichen); denn er wünschte aus mehrfachn Rücksichten im Auslande gekannt zu seyn. Da wir ihm msere gänzliche Unbekanntschaft mit seinen Geistesvrodueten eineſtehen mußten, so schleppte er eine Anzahl von Broschüren hevei, meist über politische Lebensfragen, ephemere Erscheinunger bei Gelegenheit einer ministeriellen Krisis, oder bei einer durch Auflösung der Kammer nothwendig gewordenen neuen Deputirtenwahl, (er ist nämlich electeur und eligible) und ersuchte uns, diese Produkte zu durchlesen und in einem deutschen Korrespondenzartikel namhaft aufzuführen. Um uns vorläufig einen Beweis seiner Erkenntlichkeit zu geben, händigte er uns einie Einladungskarten zu gelehrten, schönwissenschaftlichen und musikalischen Versammlungen ein, die wir mit vielem Vergnügen tnutzten. Den Dank dafür sind wir ihm jedoch bis heute schuldig geblieben, und werden ihm denselben in dieser von ihm gwünschten Weise wohl schwerlich abstatten; denn obgleich wir us die Mühe nahmen, diese Broschüren durchzulesen, so fandn wir auch nicht Eine darunter, die in einem französischen Literaturblatt angeführt zu werden verdiente, geschweige denn a einem deutschen, wo man sich nur für das Ausgezeichnete iteressirt, was eine fremde Literatur darbietet. Indem wir uns über den französischen Charlatanismus lustig machen, wollen oir uns wohl hüten, selbst ein albernes Werkzeug desselben zu werden!

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Augenblicke eines Verurtheilten.

Seit den letzten Assisa von Maine und Loire erwartete Maugrain, in dem Kerke von Angers, die Resultate seines Gnadengesuchs. Der Umstnd, daß vorgestern sein Kerkermeister, als er des Morgens in seine Zelle kam, ihm seinen irdenen Krug wegnahm, verdnkte ihn zu einem schrecklichen Verdacht, der durch die Ankunft des Almoseniers bestätigt wurde. Bei der Nachricht, daß er sich zum Sterben bereiten müßte, schien der Unglückliche wie vernichtet, dann bemächtigte sich seiner eine energische Zuckung; das Schaffot stand vor ihm mit dem ganzen Schindersapparat. „O nein", schrie er schluchzend, und, indem er die Hände an seinen Hals legte, wie wenn er schon das Eisen des Scharfrichters verspürte, „nein! nicht den Tod! ich bitte euch darum, laßt mich leben, laßt mich zur Reue kommen!" Sein Verstand schien verwirrt, seine Augen starrten wild vor sich hin, sein Gesicht erblaßte, und in seinen Anwandlungen wiederholte er unaufhörlich: „Nein, nicht den Tod! man verurtheile mich zu 100,000 Jahren Galeere, ich werde meine Zeit in einer Kapelle des Spitals aushalten; ein kleines Stück Brod ist alles, was ich für meine Nahrung wünsche; allein bewahrt mich vor dem Schaffot, ich bitte! bitte!" Der Paroxysmus des Schreckens hatte ihn angewandelt. Nachdem er etwas ruhiger geworden war, sagte er: „Ich glaubte, daß man seit der Julirevolution Niemand mehr mit dem Tod bestrafe, es sey denn, daß eine große Anzahl Zeugen den Mord haben begehen sehen, und mich hat Niemand gesehen." Nach und nach trat auf die Aufregung Maugrains eine völlige Abspannung ein, und als der Scharfrichter erschien, war der Leidende in einem gefühllosen Zustande, und alle Zurüstungen der verhängnißvollen Toilette gingen von statten, ohne daß er ein einziges Wort ausstieß. Während der Ueberfahrt zu der Richtstätte bat Maugrain, der den Trieb des Lebens in sich spürte, seinen Beichtvater, eines seiner Beine, das zwischen einem der Leisten des Wagens sich befand, und Gefahr lief, von den Radfelgen zerschmettert zu werden, zurückzuziehen. An dem Fuß des Schaffots angelangt, schienen die physischen und moralischen Kräfte den Patienten verlassen zu haben; der Schleier des Todes verhüllte ihm einigermaßen die Zurüstung zum Tode; die Scharfrichter trugen ihn bis an das verhängnißvolle Brett; einige Minuten nachher war die menschliche Gerechtigkeit befriedigt.

(Das Elsaß.)

Korrespondenz.

Braunschweig, 8. Juli.

Vor wenigen Tagen langte der Kapellmeister Kreutzer aus Wien hier an, um bei der hiesigen Bühne seine neue Oper: »die beiden Figaro« einzustudiren. Erwartet werden: Mad. Schröder-Devrient und Hr. Seydelmann. Mad. Haitzinger-Neumann und ihre Tochter, die Hofschauspielerin Adolphine Neumann aus Kassel, die gegenwärtig hier anwesend sind, bezwecken ebenfalls ein größeres Gastspiel. Ueberhaupt verspricht uns unser treffliches Hoftheater, dessen regelmäßige Vorstellungen vor acht Tagen wieder begonnen haben, für die nächste Zeit ausgezeichnete Genüsse. — Die »Braunschweigische Morgenzeitung«, die hier so eben unter der Redaktion des Dr. G. Wacherer an die Stelle der seitherigen »Mitternachtzeitung« trat, versammelt um sich bereits das regste Interesse und eilt einer hervorstechenden Bedeutsamkeit entgegen. Wahrhaft ausgezeichnet ist der in Nro. 4 derselben abgedruckte poetische Prolog der Morgenzeitung von Dr. Palmer (Schnetzler). — Dr. Brinckmeier, der in der letzten Zeit die Mitternachtzeitung redigirte, wird demnächst eine Reise nach Paris unternehmen.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Es ist berechnet worden, daß die Kosten der Herstellung der Eisenbahn von Nürnberg nach Bamberg die Summe von 2,200,000 Gulden nicht überschreiten würde, so daß eine Stunde auf circa 144,000 fl. kommen würde, während von Leipzig nach Dresden die Stunde auf circa 290,000 fl. kam. Fast noch günstiger ist das Terrain von Bamberg nach Coburg.

Alle bisherigen Wollmärkte hat der zu Kassel ausgestochen. Von 19,000 Stein, die eingebracht wurden, sind nur 880 nicht verkauft worden, weil die Verkäufer bei den guten Preisen noch bessere stellten. Der Verkehr war reg und lebhaft und Viele, die kaufen wollten, gingen nur deßhalb unbefriedigt, weil auf andern Märkten die Preise niedriger standen. Die beste Wolle lieferte der Kammerherr v. Schachten, der 65 Thaler für den Centner erhielt und alle seine Vorräthe absetzte.

Als man nach dem Hinscheiden des Königs von Preußen den Stern des schwarzen Adlerordens, den er auf seiner Uniform getragen hatte, abtrennte, um ihn nach dem Willen des Verstorbenen dem Thronerben zu übergeben, fand sich unter demselben in einer kleinen goldenen Kapsel ein schönes Miniaturbild der Königin Luise.

Chosrew Pascha, berichtet der »Verstorbene«, dankte die Gunst des Sultans Mahmud vorzüglich seinem Talent als Possenreißer, und namentlich war es eine stehende Belustigung des Kaisers, ihm große Kugeln Reis oder gehackten Fleisches in's offene Maul zu werfen, welche der Wessier auch in der weitesten Entfernuug mit rühmlicher Geschicklichkeit aufzufangen selten verfehlte.

(Hannover, 7. Juli.) Gestern Morgen starb hieselbst der Hofmaler Joh. Heinr. Ramberg, nahe an 80 Jahre alt, von denen er die letzten auf einem schmerzvollen Krankenlager verlebt hatte. Als Caricaturzeichner und glücklicher Humorist stand Ramberg früher in großem und verdientem Rufe.

Bei Oellstedt, im dänisch-holsteinischen Kirchspiel Tellingstedt, wurde am Sonntage, den 20 Juni, ein Knabe auf eine schauderhafte Weise durch ein Pferd zu Tode geschleift. Mit einem andern Knaben in's Feld gegangen, hatte dieser ihn wahrscheinlich an's Pferd gebunden, um das beliebte Pferdespielen natürlicher zu machen; das Pferd ging durch und kam mit dem furchtbar zerschlagenen Knaben am Halfter vor der Thür seines Herrn an.

(Dresden, 7. Juli.) Der Bau unsers neuen Theaters schreitet immer weiter vor, und man hofft, daß die Eröffnung desselben noch im September dieses Jahres stattfinden werde. Aus Paris ist der berühmte Decorationsmaler Desplechin gegenwärtig, und auch diese Arbeiten werden auf's thätigste betrieben. Prof. Hübner arbeitet mit mehreren Gehülfen an der Vordergardine. Auch Gropius aus Berlin wird zu Aufstellung einiger seiner Decorationen erwartet.

Die Stadt Natchez in den Vereinigten Staaten von Nordamerica ist durch einen schrecklichen Orkan heimgesucht worden. Eine Menge Gebäude wurden umgestürzt, eine große Anzahl Dampf- und anderer Schiffe sank auf dem Flusse, und mehr als 300 Menschen verloren das Leben. Man schätzt den angerichteten Schaden auf mehr als 5 Millionen Dollars.

Vor drei Wochen verlor ein Pariser Bankier seine Brieftasche mit Banthillets im Belaufe von 61,000 Fr. Er ließ seinen Verlust sogleich bekannt machen und versprach dem redlichen Finder eine Belohnung von 6000 Fr. Vergangenen Samstag erhielt er durch die Post ein Paket, in welchem seine Brieftasche, aber statt der Papiere ein mit F. P. unterzeichnetes Billet folgenden Inhalts sich befand: »Ich werde Ihnen Ihre 61,000 Fr. mit Interessen zurücksenden, bin ich einmal so reich geworden, wie Sie.

Wie die deutsche Flußschifffahrt immer belebter wird, zeigt die gleichzeitige Nachricht, daß am 6. d. der Zweimaster »der Patriot« von Haßmersheim (Würtemberg), direkt von Rotterdam kommend, mit voller Ladung im Kanal von Heilbronn einlief, und daß am 4. d. zum Erstenmale ein Dampfboot direkt von London in Mainz ankam mit Passagieren und Waaren. Man kann jetzt die Reise von Mainz nach Rotterdam und zurück für 9 Gulden innerhalb 8 Tagen machen.

(Bayern.) Dieser Tage kehrte der seit dem russischen Feldzuge vermißte und schon längst für todt erklärte Soldat des 7ten Linien-Infanterie-Regiments, Michael Stemmer aus Winkelhausen, k. Landgerichts Schrobenhausen, gesund und wohlbehalten in Begleitung seines 18jährigen Sohnes zurück, woselbst er seinen 84jährigen Vater zu seiner nicht geringen Freude wieder sah. Gefangennehmung und darauffolgende Transportirung nach Sibirien, woselbst er sich mittelst Heirath ansiedelte, hielten denselben während einer 28jährigen Abwesenheit ab, in sein geliebtes Vaterland zurückzukehren. (Landbdt.)

Zu Schwetz (in Preußen) hätte fast die durch die Zeitungen bekannte Ermordung des Paters Thomas in Damascus zu einem Exzesse Veranlassung gegeben. Ein bei einem Juden dienender christlicher Knecht hatte heimlich den Dienst verlassen, ohne daß der Dienstherr sich weiter um seine Wiederergreifung kümmerte. Alsbald verbreitet sich das Gerücht, die Juden hätten diesen Knecht ermordet, um sein Blut bei der Anfertigung des ungesäuerten Osterbrodes zu besitzen. Die durch geistige Getränke aufgeregte Menge wurde nicht früher beruhigt, als bis der Magistrat jenen Knecht, der sich im Kulmschen aufhielt, nach Schwetz bringen ließ, worauf sie mit Beschämung auseinander ging.

Da, wie öffentliche Blätter berichen, Glasfädenzeuge nicht nur zu Ueberkleidern, sondern auch zu unmittelbaren Kopfbedeckungen beginnen verwendet zu werden, so dürfte es an der Zeit seyn, daran zu erinnern: daß dergleichen Zeuge, zumal bei schnellen und starken Biegungen, leicht splittern, und daß sehr kleine Glassplitter, solchen Weges in die Augen gelangend, hier gefährliche Verletzungen zur Folge haben können. Erlangen, im Juni 1840. K. W. G. Kastner.

Es ist, als ob der chinesische Statthalter zu Canton durch eine christliche Schule gegangen wäre. Er heide schreibt an die christliche Königin von England nicht nur recht christlich und hält ihr das Unchristliche ihres Benehmens vor, daß sie den schädlichen Opiumhandel, der in ihrem eigenen Lande verboten sey, mit Waffengewalt vertheidigen wolle, sondern er knüpft auch seine Ermahnungen an den christlichen Ausspruch: was du nicht willst, daß dir die Leute tun sollen u. s. w. und räth ihr statt der Giftpflanze in Indien lieber Getreide zu bauen.

Auf dem Surrey-Theater in London wird ein neues Stück gegeben, welches die Abenteuer des berühmten Reisenden Mungo Park in Afrika darstellt, und worin van Amburgh und seine wilden Thiere die Hauptrolle spielen. Das Stück ist mit großen Beifall aufgenommen worden.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 16. Juli. Richard's Wanderleben, Lustspiel in 4 Abth., nach dem Englischen des John O'Keefe frei bearbeitet von Kettel. (Gastrolle) Richard: Hr. Emil Devrient, königl. sächs. Hofschauspieler zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google